Philologische Wochenschrift

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

ELFTER JAHRGANG

1891.



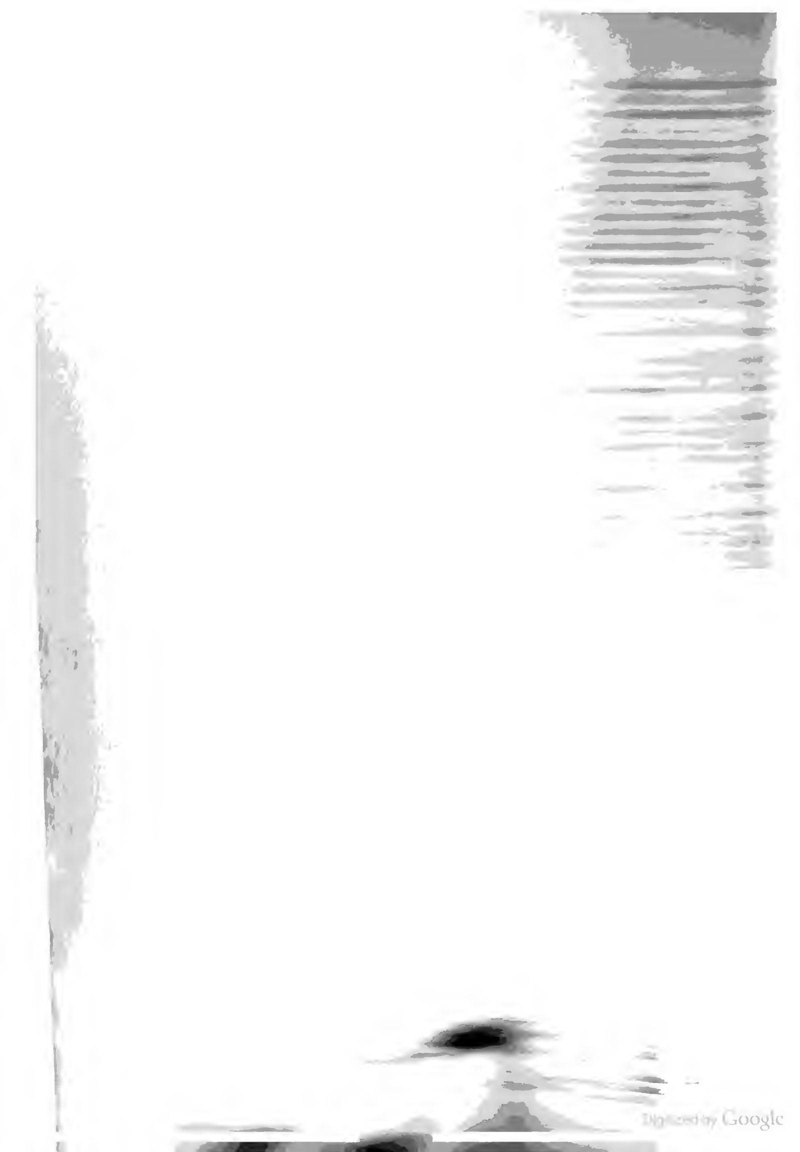
BERLIN 1892.

VERLAG VON S. CALVARY & Co.

Inhalts-Verzeichnis.

Originalbeiträge.

Rezensionen und Anzeigen.



Auszüge aus Zeitschriften und Programmen.

Nachrichten über Versammlungen.

Nachrichten über Entdeckungen.

Kleine vermischte Mitteilungen.

Erwiderungen.

Preisaufgaben.



BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 3. Januar. 1891. № 1.

Inhalt.

Personalien.

Prof. Dr. Quidde in München zum Sekretär des preuß. hist. Instituts in Rom ernannt.

Die Oberlehrer DDr. Heinr. Flach und L. Adam in Wiesbaden, sowie Dr. Klippert in Hersfeld zu Professoren. — Prof. Dr. Walther vom Gymn. in Potsdam zum Direktor des dortigen Realgymn.

Kleine Mitteilungen.

Angekündigt wird: Ἀντώνιος Μηλιαράκης, γεωγραφία πολιτικὴ νέα καὶ ἀρχαία τοῦ νομοῦ Κεφαλληνίας (Κεφαλληνία Ἰθάκη, Ἄτοκος, Ἀρκούδι, Κάλαμος, Καστὸς καὶ Ἐχινάδες, μετὰ γεωγραφικοῦ πίνακος). Athen 1890, Gebrüder Perry. Inhaltsverzeichnis von dem Abschnitte Kephallenia: Einleitung 1—5. Allgemeine Beschreibung — 9. Spezialbeschreibung — 77 (Ἀργοστόλιον, Κρανιά, Λιβαθώ, Εἰκοσιμία, Ἐλιός, Σκάλα, Μπαλτάς Κορωνοί, Ῥαχλι ἢ Ἡράκλειον, Πυργί, Σάμη, Πύλαρος Ἔρισσος, Θηνέα, Ποταμιάνα, Ὁμαλά, Ταλαμιάς, Ἀθέρας, Ἀνωή, Μεσοχώρια, Κατωή. Daran schließt sich Στατιστική. Πίνακες τῶν δήμων καὶ χωρίων τῆς νήσου — 79, Συνοπτικὸς πίναξ τοῦ πληθυσμοῦ κατ' ἐπαρχίας καὶ δήμους — 89, 3. Κοινωνικὴ κατάστασις 4. Προϊόντα 5. Συγκοινωνία 6. Ἐπώνυμα Κεφαλλήνων.

Ithaka (127—156) Δῆμος Ἰθακησίων, Νηριτίων, Πολυκτορίων. 3. Προϊόντα 4. Συγκοινωνία 5. Ἐπώνυμα Ἰθακησίων. Ἱστορικὸν τῶν νέων κατοίκων τῆς Ἰθάκης 6. Στατιστική. Πίνακες πληθυσμοῦ Ἐπαρχίας Ἰθάκης.

Atokos, Arkudi, Kalamos, Kastos (mit Ἐπώνυμα κατοίκων νήσων Καλάμου καὶ Καστοῦ). Echinades (158—163). Dazu kommen Bemerkungen über die Geographie von Kephallenia und Ithaka (— 189). Ein zweiter Teil behandelt die alte Geographie der genannten Inseln: 1. Vorhistorische Zeit (— 232): Ἰθάκη, Δουλίχιον, Νήριτον. Αἰγίλιψ. Κροκύλεια, Τάφος, Ἀστερία, Σάμη. 2. Historische Zeit (— 232): Ἀρχαία γεωγραφία Κεφαλληνίας, Πόλεις Κεφαλληνίας, Ἀρχαία γεωγραφία Ἰθάκης, Καλάμου, Καστοῦ, Ἐχινάδων καὶ Ὀξειῶν. Daran schließt sich eine Βιβλιογραφία, und ein Πίναξ τῶν γεωγρ. ὀνομάτων τῆς νέας γεωγραφ. τῆς Κεφαλληνίας τῶν γεωγρ. ὀνομάτων τῆς νέας γεωγραφ. Ἰθάκης, Καλάμου, Καστοῦ καὶ λοιπῶν νήσων, (— 260), τῶν γεωγρ. ὀνομάτων τῆς ἀρχαίας γεωγραφίας τοῦ νομοῦ Κεφαλληνίας (263). Die Publikation ist von doppeltem Interesse, weil soeben über dieselben Inseln ausführliche Monographien von Partsch erschienen sind, über welche wir bald berichten werden.

Vom griechischen Marmor.

G. Richard Lepsius, Griechische Marmorstudien (aus dem Anhang zu den Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1890). Berlin 1890. In Kommission bei Georg Reimer. 135 S. 4. 6 M 50.

Schon oft war der Wunsch ausgesprochen worden, daß die griechischen Marmorarten einmal gründlich von einem Geologen bestimmt würden, damit die Nomenklatur derselben nicht von der mehr oder minder großen Unkenntnis der Laien abhängig bliebe. Diesem Verlangen ist in der vorliegenden Abhandlung auf ausgezeichnete Weise entsprochen worden und zwar in so klarer, allgemeinverständlicher Weise, daß auch ein Nichtgeologe den petrographischen Beschreibungen folgen kann, während sonst meistens die Wißbegier des Laien geradezu an der Petrographie hoffnungslos zu scheitern pflegt.

Die Einleitung giebt eine klare Darstellung dessen,

was unter Marmor zu verstehen ist, und eine Übersicht über die Gegenden Griechenlands, in denen überhaupt Marmor vorkommt, woraus wir u. a. lernen, daß der Peloponnes arm an Marmor ist. Es folgt die Beschreibung der griechischen Marmorarten, und zwar zuerst der Marmor von Attika. Dieser Abschnitt ist für die geologische Kenntnis von Attika so wichtig wie Victor von Hehns Buch für die Pflanzen- und Tierwelt. Ich kann zwar über die rein technische Seite der Darstellung kein Fachurteil fällen, aber nur versichern, daß zu meinen griechischen Erinnerungen die hier gegebenen Darstellungen als wahrhafte Aufklärungen wirkten, z. B. über die Farbe der Säulen des Parthenons und des Tempels von Sunion.

Zur Probe der Darstellung und der Belehrung nehmen wir S. 18: „Der pentelische Marmor zeichnet sich vor anderen griechischen Marmoren durch seinen Eisengehalt aus: die schöne goldbraune Patina auf den Säulen und den Werkstücken des Parthenon, der Propyläen, des Theseion, des Olympieion und aller anderen dem Wetter ausgesetzten Bauwerke und Denkmäler aus pentelischem Marmor rührt davon her, daß bei der Anwitterung der Gesteinsoberfläche der Kalk des Marmors vom Regenwasser aufgelöst und fortgeführt wird, dagegen der Eisengehalt des Marmors umgesetzt wird in Brauneisen (Eisenoxydhydrat), dessen intensiv braune Färbung auch bei Gegenwart von nur sehr kleinen Quantitäten deutlich zu Tage tritt. Ich ließ ein Stück schneeweißen Marmors, das ich einem antiken Bruch vom Anstehenden schlug, analysieren; diese chemische Analyse ergab einen für weißen Marmor verhältnismäßig hohen Gehalt an Eisen, nämlich:

Kalkerde CaO	56,000 pCt.	kohlensaurer Kalk in
Kohlensäure CO^2	44,002 „	Form von Kalkspath.
Eisenoxyd $Fe^2 O^3$	0,122 „	
	100,124 pCt.	

Daß die Tempelreste auf dem Südkap von Attika, auf Sunion, so schneeweiß erscheinen, während der Marmor derselben stärker verwittert ist als derjenige auf der Akropolis von Athen, kommt nur daher, daß der Marmor von Sunion nach der chemischen Analyse kaum Spuren von Eisen in seiner Gesteinmasse enthält".

Von gleichem Interesse ist die Beschreibung der Schichtung des pentelischen Marmors und damit im Zusammenhang des modernen wie des antiken Abbaues. Der pentelische Marmor ist stets deutlich geschichtet, daher können die Marmorplatten parallel den Schichtflächen leichter als nach der anderen Richtung aus der anstehenden Bank herausgebrochen werden. „In den modernen Marmorbrüchen am Pentelikon (S. 20) benutzt auch der Arbeiter die Schichtung des Marmors, um lagerhafte Stücke zu gewinnen. Die Alten aber haben sich selten nach der Schichtung gerichtet, sondern häufig die Blöcke schief zur Schichtung aus dem Anstehenden herausgehauen; die Schichten fallen meist schief in den Berg hinein, während die Alten den Berg stets in senkrechten, resp. horizontalen Flächen einschnitten. Wir sehen daher bei den Werkstücken antiker Bauten, die aus unterem weißem pentelischen Marmor gefertigt wurden, die Schichtung meist quer durch die Säulentrommeln, Architrave und Marmorquadern hindurchlaufen — nicht zum Vorteil der Haltbarkeit dieser Stücke: denn wir sehen zugleich, daß das Regenwasser in diese Schichtfugen und Glimmerdurchgänge eindringt und von denselben aus den Marmor zernagt und anwittert; parallel den Schichtfugen blättern z. B. häufig Schalen und Platten von den Säulentrommeln des Parthenon oder des Olympieion ab".

(Schluß folgt.)

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 52.)

U. Hölscher, Die Verwaltung der römischen Provinzen zur Zeit der Republik. I. Die Provinz Sizilien. Gymn. zu Goslar. 16 S.

Verf. stellt die Behauptung auf, daß von allen römischen Provinzen gerade Sizilien am wenigsten Anlaß hatte, mit dem römischen Regiment unzufrieden zu sein. Den Verlust der Freiheit konnten die Sikuler nicht beklagen, da sie diese schon lange vor der römischen Herrschaft verloren hatten; auch war diesen Griechen der Freiheitssinn überhaupt fremd. Von den Staatspächtern waren sie nicht übermäßig geplagt; den Zehnten abzugeben war ihnen weder etwas Neues noch besonders Drückendes. Der römischen Schamlosigkeit setzten sie Schlauheit gegenüber. Für den unterwürfig kriechenden, aber auch schlau berechnenden Sinn der Insulaner kann nichts bezeichnender sein als ihr Verhalten gegen Marcellus, den Zerstörer von Syrakus, welchen sie, mit ihrer Klage über die Härte desselben vom Senate abgewiesen, zum Patron ihrer Insel erwählten. Schlauheit, verbunden mit Gewerbfleiß und Arbeitstüchtigkeit schützte sie vor dem Verfall, in welchen die anderen Provinzen des Reiches gerieten.

H. K. Stein, Topographie des alten Sparta, nebst einigen Bemerkungen über einige lakedaimonische Gottheiten. Kath. Gymn. zu Glatz. 30 S. Mit Karte und zahlreichen Kartenskizzen.

Als beste Etymologie des Stadtnamens bezeichnet Verf. die Ableitung von σπαργάω, sodaß Sparta die hügelige, die Hügelstadt bedeuten würde. Ihr Umfang betrug 48 Stadien oder mehr als eine deutsche Meile; aber die Anlage war dorfartig, die Häuser lagen zerstreut, die Einwohnerzahl betrug schwerlich je mehr als 30 000 Köpfe. Die Stadt war in 4 Phylen geteilt: Kynosura, Limnai, Mesoa und Pitane. Ein angeblicher fünfter Stadtteil („Dyme") ist unsicher. Jetzt liegen 5 Ortschaften, darunter das Städtchen Neu-Sparta, auf dem alten Stadtgebiet oder in nächster Umgebung. Überreste der alten Stadt sind nur wenige vorhanden, am besten erhalten ist das sogenannte Odeum, ein Rundbau aus römischer Zeit, und das „Grabmal des Leonidas", welches vielleicht das Aigidengrab war. Doch ist die ganze Niederung zwischen dem Burghügel und den Höhen von Neusparta mit Bautrümmern angefüllt.

Fr. Hankel, Die Ernennung und die soziale Stellung der römischen Kriegstribunen. Gymn. zu Dresden-Neustadt. 34 S.

Nach dem Bundesgenossenkriege hatte — wie Verf. schildert — der Offiziersdienst eine durchaus neue Entwickelung genommen. Einesteils sind die Offiziere im letzten Stadium der Republik wirklich Männer von militärischer Bildung, wie Petreius, der 30 Jahre lang als Offizier diente, andererseits drängten sich jetzt Leute in die Offizierskarriere, die durch ihre Stellung nur Reichtum zu erwerben und als Geschäftsleute die Provinzen auszusaugen suchten. Das sind jene Tribunen, die ganze Schiffe zum Transport ihrer Habseligkeiten brauchten, die Obrigkeiten der Städte zu Tode hungern und wie Espenlaub zittern, wenn es gegen den Feind geht. Zu Cäsars Zeit war das römische Offizierkorps verdorben bis ins Mark. Aber Cäsars Genie siegte auch hier; er wußte dies üble Material zu verwerten und tüchtige Feldoffiziere daraus zu bilden. Als Bürger waren sie verdorben, aber wackere Krieger geworden.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Homeri Ilias. Scholarum in usum edidit **Paulus Cauer.** Pars I. carm. I.—XII. Leipzig 1890, Freytag. Editio maior: LXIV, 314 S. 8. 3 M. — Editio minor: 267 S. 8. 1 M. 75.

Daß der 1886 und 1887 erschienenen Odysseeausgabe Cauers nun die Ilias zu folgen begonnen hat, wird jeden Schulmann freuen, der bei grundsätzlicher Billigung doch Anstand nahm, dieselbe in den Unterricht einzuführen, weil bis dahin kein gleichartig konstituierter Iliastext danebenstand, und weil insbesondere die in der gleichen Sammlung erschienene Ilias Rzachs allzu stark abweicht, als daß sie einem an Cauer gewöhnten Schüler dienen könnte. Jetzt, da diese Schwierigkeit hinweggehoben ist, wird die Frage, ob Cauers Text einzuführen sei, viel allgemeiner und viel dringlicher werden: Grund genug, denselben immer wieder auf seine Richtigkeit zu prüfen. Die gutgeschriebene praefatio, in der die Auseinandersetzungen der praefatio der Odyssee teils nochmals begründet, teils ergänzt und berichtigt werden, sodaß man über den Grund aller Abweichungen Cauers von der Vulgata volle Belehrung bekommt, erleichtert dem Rezensenten seine Aufgabe so wesentlich, daß derselbe einen Lapsus wie den auf S. XXIII, wo das N. pr. Εὐχήνωρ N 663 fröhlich als Zusammensetzung mit εὐ- behandelt wird, gern verzeiht. Bekanntlich hat Cauer auch auf der Giessener Philologenversammlung (s. Verhandlungen S. 65—77) und in einem neulich in den Jahrbüchern für Philol. und Pädag. (1889, 140. Band, S. 24—32) erschienenen Aufsatz sich zusammenhängend über seine Prinzipien als Homerherausgeber ausgesprochen.

Für die Herstellung eines wissenschaftlichen Homertextes kann man sich drei Methoden denken. Man kann sich auf die Herstellung des besten alexandrinischen Textes beschränken wollen. Wer eine solche Arbeit macht und gut macht, insbesondere (was freilich dem neusten Herausgeber der Odyssee nicht geraten ist) ohne Einmischung eignen scheinbaren Besserwissens, wird damit eine sehr nützliche und geradezu unentbehrliche Vorarbeit liefern. Freilich einen solchen Text, der doch nur etwa mit Roths Nepostext und Orellis Velleiustext auf gleicher Linie steht, für das letzte Wort in der Homerkritik halten — das können nur noch solche, die in sprachlichen Dingen urteilslos sind. Oder was soll man von einem Gräzisten sagen, welcher meint, das Theokriteische ἆς (= ἕως) müßte ionisch ἧς gelautet haben, und welcher das ει von angeblich Homerischem εἷος, εἵως durch Hinweis auf die neuattischen, nachweislich aus ληιτουργία, κλῄς hervorgegangenen Wortformen λειτουργία, κλείς und auf das spezifisch böotische πλεῖθος neben sonstigem πλῆθος rechtfertigen will?

Das höchste Ziel, Wiederherstellung der ursprünglichen Textform, wie sie aus dem Mund der Homerischen Dichter hervorging, hat sich, nachdem zuletzt Nauck und Christ in dieser Richtung gearbeitet hatten, August Fick gesetzt. Ich gestehe, daß es mir den Arbeiten des letztgenannten Gelehrten gegenüber ähnlich wie Cauer ergangen ist: meine Hochachtung dafür ist trotz der augenfälligen Mängel beständig gewachsen. Auch wem es unmöglich ist, zuzugeben, daß größere Stücke unserer Ilias oder gar unserer Odyssee ursprünglich rein-äolisch abgefaßt gewesen seien, muß doch Ficks Arbeit als eine im ganzen höchst förderliche bezeichnen und anerkennen, daß die Sprache der ältesten Stücke dem Äolischen sehr nahestehend und das Ionische darin nur ein dünner Firniß ist, und daß man erst durch energische Betonung des äolischen Untergrundes der Homerischen Gedichte zum Verständnis vieler sonst ganz dunkler Erscheinungen gelangt. Immer neue Belege wachsen zu den alten hinzu. Der Gründer von Milet hat sicher Νείλεως geheißen (Herodot IX 97; Kallim. Fr. 95; Plut. mul. virt. 1, 16; glor. Ath. 7; exil. 10), wonach wohl auch Theokrit 28, 3 mit Codex D πόλιν ἐς Νείλεω ἀγλαάν zu schreiben sein wird, da das seit Hartung beliebte Νείλεος zwar (s. nachher) möglich, aber unbezeugt ist (die meisten Hss Νείλεο), und ionisches -εω in einem äolischen Gedicht nicht mehr befremdet als γεω-(λοφον) in einem dorischen. Zu demselben Νείλεως könnte man auch, (unter Vergleichung des zu Στησίλεως gehörigen Στησιλείδης) Νειληιάδης und Νειλείδης bei Alexander Aetolus und Νειλειδῶν bei Parthenius stellen. Dieser milesische Νείλεως gehört nun aber sicher mit Νηλεύς, dem Heros der Pylier, zusammen. Das haben schon die Alexandriner empfunden, und so hat Kallimachus Hym. auf Artemis 226 den Gründer von Milet geradewegs Νηλεύς und Apollon. Rhod. I 959 seine Nachkommen Νηλεῖδαι genannt, und manche sind ihnen darin gefolgt, z. T., wie Pausanias und Eustath, mit einer Mittelform Νειλεύς. Sind diese Ausgleichungsversuche auch Willkürlichkeiten, so bleibt die Differenz zwischen Νείλεως und Νηλεύς doch auffallend. Den Wechsel der Endung kann man den Endungsschwankungen, die den Nomina propria überhaupt eignen, einordnen. Aber Νη-: Νει- erhält

erst durch die Vergleichung von äol. χῆνος: ion. (ἐ)κεῖνος Licht. Das Homerische Νηλεύς ist die äolische, das milesische Νείλεως die ionische Form desselben Heroennamens.

Nun zeigen aber eben Ficks Ausgaben der Ilias und Odyssee (wie auch die Iliadis carmina von Christ), daß diese ganze Art der Textkonstitution, ob man den ursprüglichen Dichtern reines Äolisch oder ionisch übertünchtes Äolisch zutraue, auf eine Gesamtausgabe der Homerischen Gedichte nicht anwendbar ist, weil damit notwendig eine Zerlegung der Gedichte in ihre ursprünglichen Bestandteile zusammengehen muß, eine Aufgabe, die, wenigstens bei der Ilias, kaum in der Form einer Ausgabe gelöst werden kann. Fick hat diese Fragen der höheren Kritik viel zu leicht genommen: um von den wilden Abenteuerlichkeiten zu schweigen, auf die er bei ähnlichen an Hesiod gemachten Versuchen gelangt ist.

Endlich steht noch ein dritter Weg offen: Herstellung derjenigen Textform, in welcher die Gedichte zu der Zeit, da sie den jetzt vorliegenden Umfang und Aufbau erreicht hatten, recitiert wurden: für eine Gesamtausgabe Homers eigentlich das einzig Denkbare. Wer einen solchen Text anstrebt, wird, was die Sprachform desselben betrifft, die Ionisierung der epischen Sprache, soweit sie in der Überlieferung vorliegt, schlechtweg acceptieren und wird auf das (sicher wenigstens zur Zeit der jüngeren Homerischen Dichter nicht mehr lebendige) Vau verzichten. Er wird aber alle die Antiquitäten wiederherstellen, deren Festhaltung selbst durch die jüngsten Dichter sich daraus ergiebt, daß sie überall durchgeführt werden können, wohin man z. B. die Dreisilbigkeit des Ausgangs -είδης stellen müßte, wenn die in der Schrift ja gar nicht zum Ausdruck kommende Zweisilbigkeit desselben überhaupt als überliefert gelten könnte. Er wird aber ferner überhaupt alle die sicher als solche erkannten Modernisierungen und Formentstellungen beseitigen, bei denen wenigstens kein zwingender Grund vorliegt, sie schon den jüngeren Homerischen Dichtern zuzutrauen; also z. B. ruhig mit Christ das allein echte ἀπεύρα einsetzen, da die I. sing. und III. plur. auf -ων zwar eine falsche Auffassung des altererbten ἀπεύρα voraussetzen, aber doch nicht die bei Hesiod (Erga 240) und Euripides (Androm. 1030) sicher erkennbare Beziehung desselben auf (ἐπ)-αυρίσκομαι. Er darf ferner auch noch für solche Zeit korrekte und rhythmisch wohlgebaute Verse ansetzen, und wo solche nur durch Herstellung einer älteren Form zu erzielen sind, die ältere Form einsetzen, und dies auch dann, wenn für das betreffende Wort die jüngere Form an anderen Stellen metrisch gesichert ist, da ja bei Homer zu allen Zeiten und auch im traditionellen Texte ältere und jüngere Formen nebeneinander bestanden haben: ich hebe dies im Hinblick auf solche Wörter wie ἄτη, κοῖλος, σῶς hervor, bei denen die an einzelnen Stellen gesicherte zwei- bez. einsilbige Form ganz wohl eine ältere mehrsilbige neben sich gehabt haben kann. — Jedenfalls müßten aber alle Attizismen ausgemerzt werden. Denn gesetzt auch, daß unserem jetzigen Texte einiges erst auf attischem Boden eingefügt worden sei, so kann es sich dabei nur um Stücke von geringem Umfange handeln, die von keinem Einfluß auf den Bau des Ganzen waren. Bei Ausmerzung der Attizismen müßte im Grunde auch der Spiritus asper beseitigt werden. Denn die widerspruchsvolle Setzung desselben im traditionellen Text läßt sich nur mittelst der Annahme verstehen, daß in einem Text mit durchgeführter Psilose, die selbst wieder unursprünglich sein kann, die auch dem Attischen eignen Wörter nachträglich den im Attischen üblichen Spiritus erhielten, während die nichtattischen Wörter ihre Psilose bewahrten. Doch kann dies hier nicht genauer ausgeführt werden.

Cauer eignet sich keine dieser drei Methoden der Textkonstitution an. Das Ziel, den Homertext einer bestimmten Periode festzustellen, tritt bei ihm hinter den Wunsch zurück, einen für die Schule geeigneten Text zu bieten. Sowohl wenn er den Satz ausspricht, daß nur unter den drei Bedingungen, daß das Überlieferte dem Metrum oder dem Sinn nach anstößig oder eine überhaupt ungriechische Wortform biete, vom überlieferten auf das Alte zurückgegriffen werden dürfe, als bei manchem einzelnen Entscheid (z. B. wenn er an Stellen, wo Vau ausgefallen ist, zwar ephelkystisches Ny, nicht aber die doch gewiß gleichzeitig mit dem Ny in den Text eingedrungenen Füllpartikeln wie γε, ῥα, τε duldet) macht sich die pädagogische Rücksicht stark fühlbar. Obwohl das Prinzip als solches kaum wissenschaftlich genannt werden kann und es im Grunde auch gestatten würde, den Homer etwa in der Weise österreichicher Ausgaben zu kastrieren, so muß ich doch anerkennen, daß damit der beste Homertext, den wir jetzt haben, erzielt worden ist, weil eben bei verständiger Handhabung jener Cauerschen Grundsätze der Hauptsache nach der Text herauskommen muß, der bei bewußter Befolgung der oben an dritter Stelle genannten Methode herauskäme.

Übrigens stellt sich Cauer öfters, auch wo sein didaktisches Ziel ihn nicht dazu nötigt, auf den Boden dieser Methode, ja er übertreibt sie sogar etwas, so z. B. wenn er κόϊλος, obwohl es ihm aus metrischen Gründen mehrfach willkommen wäre, einfach darum nicht schreibt, weil es χ 285 zweisilbig sein muß.

Gerade aber weil wir den Text im allgemeinen und seine Mittelstellung zwischen Fick und Ludwich billigen, bedauern wir, zu unserer peinlichen Überraschung doch recht manchen Fehler darin gefunden zu haben. Schon die Belassung von ἄτος ist verwunderlich, da doch die, trotz Cauer auch etymologisch so wohl verständliche, dreisilbige Form sich nicht bloß an allen Stellen durchführen läßt, sondern auch Λ 430 und ν 293 durch das Metrum empfohlen wird. Noch weniger ist die Beibehaltung des stets auflösbaren ει in κλείω, Κλεῖτος, κλειτός und dessen Kompositis zu billigen. Denn ich kann nicht begreifen, wie es einem Verständigen „incertum“ scheinen kann „utrum ει diphthongus ex εε an ex ει coaluerit“. Ursprüngliches *κλεέω wird allein schon durch den Eigennamen Κλεήσιππος erwiesen, dann durch κλήσω (ohne Iota!), das schlechterdings nur aus *κλεήσω abgeleitet werden kann, schließlich durch κλέω, κλέομαι, die weder aus *κλέϜω, *κλέϜομαι noch aus *κλεϜίω, *κλεϜίομαι hervorgegangen sein können, also aus *κλεέω, *κλεέομαι hervorgegangen sein müssen. Damit wäre schon entschieden, daß dreisilbiges κλειτός, Κλεῖτος nicht *κλεῖτός sein kann, aber es kommen noch, um jeden Zweifel zu nehmen, argivisch ΚΛΕΤΟΣ (Inscr. gr. antiq. 30, 9), arkadisch ΚΛΕΤΕΑΣ (id. 102, 6), böoisch ΚΛΕΤΟΛΑΣ (id. 16), hinzu; *κλεετός verhält sich zu *κλεέω wie αἱρετός zu αἱρέω.

(Schluß folgt.)

K. Wessely, Zu den griechischen Papyri des Louvre und der bibliothèque nationale. Separatabdruck aus dem Jahresberichte des K. K. Staatsgymn. Hernals 1888/89. Wien 1889, Selbstverlag des Verf. 48 S. 8.

Der unermüdlich thätige Verf. giebt in diesem Heft wieder einige wertvolle Publikationen. Zuerst teilt er einen neuen 'Liebeszauber' mit, eine neunmal wiederholte Defixionsformel auf einem Papyrusstück. Sie zeigt aufs neue, wie genau in diesen für die Zauberpraxis verfertigten Täfelchen und Blättern die Verordnung der großen Ritualbücher, deren umfangreichere Kenntnis wir ja auch besonders Wessely verdanken, befolgt wurde (vgl. die Zusammenstellungen in meiner Ausg. der Leidener Papyrus magica S. 788 ff.). Das vorliegende Blatt war zusammengerollt und in der Mitte gebunden, darin wurden Haare gefunden. Verf. verweist für diesen Brauch nur auf eine Apuleiusstelle: auch in den großen Papyri wird dergleichen oft vorgeschrieben, im 1. Berliner Papyrus v. 4, wozu Parthey noch allerlei angemerkt hat; Wolfshaare (Berl. Pap. II 143), die Schnurrbarthaare eines Katers (Pap. Mimaut du Louvre 95), Haare von Esel, Ziege und Stier (im großen Pariser Pap. 1336) sollen gebraucht werden. Und das genaue Rezept für jenen Zauber steht im XLVI. Pap des brit. Museums v. 400 ff.: λαβὼν χάρτην γράψον τὸν λόγον καὶ τὸ πρᾶγμα καὶ ἀποκειράμενος ἐκ τῆς κεφαλῆς σου τρίχας συνέλιξον τῷ χάρτῃ δήσας ἅμματι φοινικίνῳ καὶ ἔξωθεν αὐτοῦ κλάδον ἐλαίας καὶ θὲς πρὸς τοὺς πόδας τοῦ δεῖνα.

Dann wird eine Inschrift aus Ios, die vom ersten Herausgeber (Mitt. des Deutsch. Arch. Inst. in Athen II 80) völlig mißverstanden war, mit Hülfe einer z. T. gleichlautenden Diodorstelle (I 27, 3 ff.) schlagend richtig erklärt und so auch für die Wortkritik Diodors wertvoll gemacht.

Es folgen zahlreiche Nachträge besserer Lesarten zu den vom Verf. herausgegebenen Zauberpapyri und schließlich eine Edition der Vita s. Theodorae nach 3 Pariser Hss. Reste einer Papyrushs derselben Vita, die nach Useners Bemerkungen in den 'Legenden der heil. Pelagia' manchem besonders interessant sein wird, veröffentlicht Verf. in den Wiener Stud. XII 189 ff.

Die am Schluß gegebene Aufzählung der zerstreuten Schriften Wesselys wird jedem genehm sein, der wie Ref. manche derselben schon mit Schmerzen gesucht hat.

Elberfeld. Albrecht Dieterich.

D. M. Ausonii Mosella. La Moselle d'Ausone. Édition critique et traduction française précédées d'une introduction, suivies d'un commentaire explicatif et ornées d'une carte de la Moselle et de fac-similés d'éditions anciennes par **H. de la Ville de Mirmont**. Bordeaux 1889, G. Gounouilhou. CCLXXV, 141 S. 4. 10 frs.

Es ist schwer, in die Beurteilung einer ebenso ergebnislosen als anspruchsvollen Leistung einzutreten, ohne ungerecht zu werden gegen den Eifer und den Fleiß, der sich in ihr kund giebt. Was wollen freilich die 13 Monate, in denen Herr de la Ville de Mirmont sein Buch geschaffen, sagen gegen die neun und mehr Jahre, während deren seine Vorgänger gearbeitet, um den Stoff zu liefern, den er zu „utilisieren“ wußte. „Ein schönes Buch!“ schrieb die Redaktion dieser Zeitschrift, als sie

zur Berichterstattung aufforderte. Gewiß: chartae regiae u. s. w., aber bellus ille et urbanus quantum abhorret et mutat! Gleich der erste Teil der Einleitung, der auf 21 Seiten die Handschriften behandelt, legt seine Schwäche dar; M. ist hier einzig Berichterstatter, der von allem, was in Frage kommt, selbst keine Ahnung hat. Der zweite Teil ist umfangreicher: auf 254 Seiten (Quartseiten!) werden uns sämtliche Ausgaben des Ausonius oder wenigstens der Mosella vorgeführt und ihr Verhältnis zu einander dargelegt; es ist im ganzen nur eine Ausführung des Bildes, das die letzten Herausgeber in kurzen Zügen gezeichnet haben; der Differenzpunkte sind nicht gar viele, der Ergebnisse erstaunlich wenige; ein paar Seiten würden genügt haben, sie breit genug vorzutragen. Der langen Variantenreihen konnten wir meistens entraten, zumal Verf. unter Varianten auch Druckfehler, selbst auf den Kopf gestellte Buchstaben, ferner allerhand typographische Minutien (u für v, Kompendien, Absätze, Majuskeln u. s. w.) begreift, neben allen der Zeit des betr. Druckes selbstverständlich eigenen orthographischen Dingen. Der Oasen in dieser Öde sind wenige; und immer werden sie vom Leser freudig nach langer Wanderung durch den dürren Wüstensand begrüßt, sollte er sich auch unfreundlichen Empfanges, feindlicher Tücke beim Betreten derselben zu versehen haben. Bei den Ascensianen geht es noch so leidlich ab; Herr M. weiß selbst nichts Bestimmtes über die handschriftlichen Hülfsmittel Aleanders und seines oder seiner Gehülfen, noch weniger über die letzteren selbst, zumal die rätselhafte Gestalt des Homedens — so nannte, wie ich verraten will, Aleander seinen jungen Freund Humelberg im gemütlichen Verkehr, mit einem dem Italiener geläufigen Namen (vgl. Argelati, Scriptores Mediolanenses I 721 und 1995), dessen Bedeutung sich mit der von Humelbergs Vornamen Michael (*quis ut deus*?) so ziemlich deckt.

Der reichste und erfrischendste Quell sprudelt in dem Kapitel, welches von Vinetus und Scaliger handelt: hier wird man recht ermuntert; Kampfgeschrei ertönt von allen Enden her. Hier erfährt man denn auch etwas Neues über die in Deutschland leider unbekannten und unerreichbaren Ausgaben von 1551 und 1557 und über das Verhältnis Scaligers zu seinem Vorgänger und Auftraggeber Vinet — leider nur einseitig, wie überall, beschränkt auf das Moselgedicht. Hier geht denn der Verf. den Deutschen fest zu Leibe wegen ihrer Voreingenommenheit für jenen „rauflustigen Krautjunker" (lebensvolle Schilderung seiner schönen Qualitäten S. CXXIII, vgl. CLVI f.), dessen Manieren sie nachahmen (S. CXXV), hier setzt es zumal herbe Vorwürfe gegen die Vordermänner des Verfassers, daß sie so oft leichtfertig und böswillig dem bösen Scaliger zugeschrieben, was dem braven Vinet gehörte; darauf, daß des letzteren Eigentum in Scaligers Fabrik öfters erst einen Veredelungsprozeß durchgemacht, giebt Herr M. nichts. Der gute Vinet, wie wenig würde er mit dem Spiel, das hier mit ihm getrieben wird, einverstanden sein! Wir freuen uns im übrigen aufrichtig, daß auch ihm nun sein Recht geworden und einem künftigen Herausgeber die Quellen gewiesen und zum Teil eröffnet sind, aus denen er sich in dieser Frage Rat erholen kann. Wir hatten seiner Zeit anderes zu thun, als mit so minderwertigen Dingen Zeit zu vergeuden; konnten wir doch nicht einmal die aus der Ferne beschafften Ausgaben lange genug behalten, um neben dem Gewinn für die Handschriftenfrage auch noch über die Urheberschaft aller der Besserungen Ermittelungen anzustellen, denen wir möglicherweise bei der Schlußredaktion unserer Ausgabe in Text oder Noten einen Platz einräumen würden. — In den weiteren Kapiteln versumpft nun das Interesse immer mehr; was er zuguterletzt von den jüngsten Bearbeitern sagt, ist blutwenig und wenig wert.

Es folgt der Text der Mosella, welcher, wenn ich von den orthographischen Verschiedenheiten (ich gebe dem Herausg. sofort 109 *defraudarentur* als das bessere zu) sowie einem Druckfehler (473 *solpis*) absehe, nur an 33 Stellen von der Teubnerschen Ausgabe abweicht. Die letztere geht an diesen Stellen neunzehnmal mit Schenkl, der Verfasser nur zehnmal; man sieht daraus, wie gut begründet die dreiste Unterstellung des Verfassers S. CCLXV f. ist.

Mirmont hat nun an diesen unterscheidenden Stellen zwölfmal*) Besserungsversuche früherer Gelehrter aufgenommen, nur zwei davon in Einverständnis mit Schenkl, dazu vier eigene. Von diesen 17 Besserungen kann ich nur dreien zustimmen. V. 18 setze ich durch Mirmonts Grund überzeugt gern wieder *tum* an Stelle meines *quin*; v. 389 bringt M. aus Christ und Troß *solueret* statt *uolueret*: so hätte jeder der Früheren von selbst bessern sollen. In v. 221 vertauscht er die im Text stehende Änderung Kaspar Barths

*) Oder auch dreizehnmal; denn in meinem Text ist v. 464 *concedes* nur ein Druckfehler, wie ja auch der Mangel einer Note zeigt. Mirmont selbst freilich schwankt zwischen *concedet* und *concedes*.

mit einer eigenen *pubertas amnisque et*, die ich selbst seit 1886 (mag er es glanben oder nicht) in meinem Exemplar vermerkt habe. Über die anderen Versuche des Verfassers wollen wir den Mantel der Liebe breiten. Nur zu v. 450, wo er des Avantius Änderung *Augustus pater et natus* (statt *nati*), an welcher trotz ep. 28, 2 sprachlich kein Anstoß zu nehmen war, durch Setzung des Pluralis *Augusti* pedantisch bessert, sei die Bemerkung gestattet, daß, wenn Ausonius, wie doch wahrscheinlich, sein Gedicht erst 371 herausgab, und zwar nach der Geburt des kleinen Valentinian, es auffällig rücksichtslos von ihm gewesen wäre, desselben an dieser Stelle ganz zu vergessen; falls aber die Verse damals schon geschrieben waren, war die Änderung *natus* in *nati* geboten; *mea maxima cura* trifft ja nicht bloß den Zögling, sondern alle cara pignora seines hohen Gönners. Gelegentlich des *Marcei* aber in v. 306 verrät er im Kommentar eine auffallende Unkenntnis, wegen deren wir ihn u. a. auf Büchelers Deklination verweisen wollen.

An weiteren neun Stellen geht M. mit der St. Galler Hs bezw. ω und weicht hier nur dreimal von Schenkl ab. Jemehr Lesarten von G er als der Aufnahme würdig erweist, umso mehr ist er unser Mann: wir könnten von vornherein diese Lesungen als Abweichungen zwischen unseren Texten streichen. Aber so wenig wie M. kann ich um jeden Preis hinnehmen, was in G steht, auch diese Hs ist nicht irrtumsfrei. Ich billige jetzt durchaus v. 257 fractis, seit Ellis (Hermathena XII) mit guten Gründen, wie jetzt M., dafür eingetreten ist; alle übrigen muß ich nach wie vor zurückweisen; schwankend bin ich höchstens bei v. 108 *lata*; selbst *superno* v. 470 will mir an dieser Stelle nicht angemessen erscheinen. Dafür dürfte Herr M. doch andere Stellen finden, an denen sich bisher verschmähte Lesarten der guten Hss zu Ehren bringen lassen.

Endlich an fünf Stellen giebt er den geringwertigen Hss den Vorzug — dreimal gestützt durch Schenkl. Seine technischen Gründe gegen Aquitanica v. 442 sind für das Dichtwerk des Ausonius nicht maßgebend; ich kann ihm nur v. 312 (*quadro cui*) beistimmen; denn erstlich sehe ich aus den Parallelstellen, daß ein Attribut (*quadro*) zu *cono* erwünscht ist, wie es Urbes 62 *paribus* . . *fastigia conis* und in der Nachahmung des Cyprianus Gallus Gen. 1132 (1076) *recto* . . *surgere cono* sich findet, zweitens darf man wohl schon für Ausonius den später häufiger werdenden Gebrauch, die Monosyllaba, zumal *cui*, vor Vokalen nicht zu elidieren, in Anspruch nehmen.

Ich kann nach diesen Ausführungen einen Fortschritt in der Textgestaltung durch diese Ausgabe nicht anerkennen, muß vielmehr, zumal was die Aufnahme von Konjekturen betrifft, einen Rückschritt bedauern.

Die Form der Anmerkungen, in denen wir auch die Lesarten der Hss von denen der Drucke getrennt finden, ist vom philologischen Standpunkte aus aufs höchste zu bemängeln. Ein Beispiel genüge: wir finden zu v. 473 vermerkt „Cod.] portibus Cod. Ed.] portubus est la leçon vulgaire, à partir de l'Ascensiana. Schenkl et Peiper reprennent la leçon d'Ugolet, d'Avantius, de la Juntine et de l'Aldine.“ Was gehen uns denn in dieser Frage die alten Ausgaben an? Noch Überflüssigeres findet man zu v. 384 *serena* u. s. w. Viele Noten sind unklar, es finden sich auch Fehler, z. B. ist die Bedeutung des übergesetzten *v* in *a͏̊gustus* bei v. 450 ganz falsch angegeben: die richtigere Erklärung, die auch für G gilt, findet sich in meiner handschr. Überl. S. 260, in der Ausgabe S. XVIIII.

Das Beste an dem Buche ist der erläuternde Kommentar, der hauptsächlich das Sachliche berücksichtigt; ihn mit Böckings Leistung in Vergleich zu stellen, würde freilich ein Unrecht gegen beide sein. Die Vorgänger sind mit Fleiß benutzt. öfters verrät sich klarer Blick und Geschmack;*) seinem Urteil versteht M. oft einen kurzen, treffenden Ausdruck zu leihen (wie v. 18 gegen *quin*): Viel Eigenes ist freilich nicht vorhanden, und das Eigene besteht nicht die Probe. Die Verse 410 ff. will er nicht auf Probus gedeutet wissen, sondern auf einen wenig bekannten Maximinus; indessen seinen Haupteinwand beseitigt die gediegene Charakteristik des Probus bei Ammianus XXVII 11. In v. 423 versteht er trot aller Überlieferung unter Lupodunum nicht Ladenburg, sondern Lupf; er hätte besser gethan, mit Mommsen ad Lupodunum zu lesen: dann hätte er die beiden

*) Freilich nicht, wenn er 178 *aureus* vorzieht, wo *igneus* durch den Sinn (denn es ist von der Glut die Rede) wie durch die Übereinstimmung mit Vergil gefordert wird. Falsch faßt er meine Änderung 208 *quales* auf: sicher ist, daß sich qualia 213 auf proelia bezieht, es hat mit meinem quales in 208 nichts zu thun; dieses wird vielmehr gefordert durch quales in 218; die Verse 217 ff. fassen nur noch einmal die im Vorausgehenden geschilderten Kämpfe zusammen, und quales in 218 wiederholt also nur eindringlich das einführende *quales* in v. 208. Schreibt man tales — quales, so würde von 217 an zu den in 213—216 geschilderten proelia eine dritte Art treten, von der wir nichts wissen.

Hauptkämpfe, um die es ihm zu thun ist, den am Neckar, welchen Symmachus preist, und den an den Quellen der Donau, welchen Ausonius in den Epigrammen feiert, in diesen Versen vereint gefunden. Unfraglich kann doch ein Kampf, der den Nicer berühmt gemacht hat, nur an dessen unterem Laufe stattgefunden haben; Kämpfe am oberen Neckar, selbst wenn die Entscheidung hart an seinem Gestade stattgefunden (bei Solicinum, ein Name den Ausonius verschweigt), mußte der Dichter wie die dichtende Fama ohne weiteres ins benachbarte Gebiet des berühmteren Hister versetzen, wofür ja der Dichter noch einen besonderen Grund in den Worten *Latiis ignotum annalibus* angiebt. Nicht eine Hinweisung aufs künftige Konsulat, sondern auf bereits verliehene Würden, Konsularität, findet er in v. 451; 'übertrieben zart gedacht' sagt man wohl zuerst seinen Auseinandersetzungen gegenüber, doch liegt die Sache anders. Wie eigentümlich läßt M. den Dichter sagen: wenn ihr mich einstens nach langen treuen Diensten nach der Heimat entlassen werdet im Schmuck der bisher verliehenen Ehren. So liegt in dem Gegensatz von bisher und einst eine taktlose Herausforderung oder der Vorwurf des Undanks, während wir jetzt den pietätsvollen Hinweis auf einen selbstverständlichen, von vornherein in Aussicht gestellten Ehrentitel haben.

Endlich zu v. 480 bestreitet M., daß Dextra ripa als Eigenname zu fassen sei: er meint ein Stadtteil auf dem rechten Ufer möge nach der Rhone Rhodanusia genannt worden sein; aber dieser Name käme doch nicht vorzugsweise dem rechten Ufer zu, ebenso gut konnte er einmal dem linken gegeben worden sein. Ich selbst wohne auf der „rechten Oderseite", der Name ist nicht offiziell, er ist volkstümlich; eine „linke Seite" giebt es nicht: denn dort liegt die eigentliche, die alte Stadt Breslau — ganz ähnlich mag es in Arles gewesen sein.

Breslau. R. Peiper.

Fr. Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens. Gotha 1889/90, Perthes. 2 Teile, 342 u. 397 S. 8. 10 M.

Der Nebentitel ist berechtigt, der tendenziöse Kampf-, Zug- und Haupttitel nicht; denn was hat so manches 'Menschliche, Allzumenschliche', was die beiden Bände enthalten, mit dem Heidentum oder der römischen Kirche zu thun? Für die Camorra und das Banditenunwesen in Süditalien (Kap. V S. 63) sind die verrotteten politischen Verhältnisse verantwortlich, und wenn die Beerdigungsweise auf dem neapolitanischen Armenfriedhof formlos und roh gewesen ist — nicht roher, als auf manchem Schlachtfelde in Frankreich —, so ist die Schuld daran dem Gemeinwesen auf Rechnung zu setzen. Tierquäler (Kap. XIII S. 227) giebt es überall, auch in „evangelischen" Ländern, und was S. 308 ff. als „Apotheose" bezeichnet wird, kann Herr Trede in einem bekannten Kolossalbilde des evangelischen Kaisers Wilhelm noch viel ein- und aufdringlicher dargestellt sehen. Menschenhandel, Meuchelmord, Spielsucht sind weder christliche noch heidnische, weder römische noch evangelische Laster. Es hinterläßt einen äußerst peinlichen Eindruck, wenn hier alle Schäden und Schwächen süditalischen Volkslebens zu Anklagen wider die „römische Kirche" benutzt werden, und Ref. gratuliert sich, daß die Bestimmung dieser Blätter ihm gestattet, über die eigentliche Hauptabsicht des Buches zur Tagesordnung überzugehen, d. h. zu den Resten antiker Sitte und Lehre bei den modernen Italienern. Freilich auch hier mischt sich der Zelotismus des Verfassers überall ein und läßt es selten zu einer ruhigen, gegenständlichen Schilderung kommen. Anregungen für den philologischen Leser bietet besonders Bd. I Kap. XII „Ein Panegyrikus" und XVI „Alte und neue Festlust" (hervorgehoben sei z. B. die Schilderung des Taucherfestes und Fischerstechens S. 293, eine interessante Parallele für das trözenische Dionysosfest und den Δήλιος κολυμβητής), Bd. II Kap. V „olympischer Wohlgeruch", IX „Hausgötter" (vor allem der Abschnitt über den Bambino S. 202 ff.). Daß die Behandlung des antiken Materials manche Lücke und manchen Fehlgriff zeigt, mag bei einem Nichtphilologen hingehen; immerhin konnten Fehler vermieden werden, wie 'Venus Empleua' (S. 9), die Übersetzung von *vigil ignis* mit 'ewige Lampe' (S. 16), der 'Rhetor Eudelichius' (S. 95), die 'Katapromantik' und 'Äromantik', 'Eumeus' (S. 114), 'der sonst unbekannte Grieche Filodemus' (Bd. II S. 12), die 'orgischen Tänze' (II 107), 'Äschylos in seiner Tragödie Philoktet' (S. 232) u. s. w. Die verkehrte Behauptung, daß das Altertum keinen Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Musik kannte, hätte wenigstens nicht zweimal ausgesprochen werden sollen (S. 60. 143). Überhaupt wird die Lektüre durch die häufige Wiederholung derselben Citate und Gemeinplätze sehr erschwert; hier verrät es sich wohl, daß das Buch zum großen Teil aus zusammengeschweißten Einzelaufsätzen entstanden ist (vgl. I 60. 143. 116. 143. 161. 215 ff. 210. 277. 291. II 33 118. 150. 206. 216 u. s. w.) Auch an stilistischer Durch-

arbeitung fehlt es. Die gewohnheitsmäßige Anwendung der Inversion nach 'und' (I 34. 119. 121. 127. 204. 314. 342, II 34 u. s. w.) und die vulgäre Verwendung von 'obiges' u. s. w. (I 10. 16. 26. 217. 218) ist Geschmackssache; aber ein Schnitzer ist es z. B., wenn Verf. schreibt: „Nur in einer Hinsicht unterscheidet sich die Zeit des Paulinus von der heutigen. Letzterer kannte keine Wunderbilder . . ., die heute zahllos sind" (I 43), oder „gleichfalls . . erkauft die Stadt Rom die Befreiung . . . . durch Kleinodien seiner Götter". Aber das alles sind Äußerlichkeiten. Was die Wirkung des Buches bei dem neutralen philologischen Leser besonders beeinträchtigt, ist die Verdrießlichkeit und Unfreundlichkeit, mit der Verf. den Äußerungen des italienischen Volkslebens gegenübersteht. Allerlei kleiner Aberglaube wird in der Anklageakte S. 126 zusammengestellt als etwas Besonderes, „Antikes", unter anderem auch die Scheu vor der Eule und „dem nächtlichen Ton des Holzwurms" — als ob man im „evangelischen" Deutschland die 'Totenuhr' und das Käuzchen nicht auch respektierte. S. 232 heißt es: „In Deutschland dürfte es recht ungewöhnlich sein, daß ein Schuster seine (untreue) Erkorene (aus Eifersucht) mit dem Rasiermesser (durch einen Schnitt ins Gesicht) mißhandelt" — allerdings, man nimmt bei uns in solcher Lage Scheidewasser und sucht dadurch den Ungetreuen zu entstellen, wie die Prozeßchronik fast alljährlich beweist. II 17 erzählt der Verf.: „Neapel hat Tageblätter, bleibt aber mit seinen Wohnungsanzeigen trotzdem bei der pompejanischen Sitte. Man sieht an dem betreffenden Hause ein Täfelchen mit der Aufschrift si loca, man vermietet". Dieselbe „pompejanische Sitte" kann Ref. für alle deutschen Städte bescheinigen, die er kennt. Wir empfehlen Herrn Trede sehr, nach dem hier benutzten Rezepte ein Buch über 'das Heidentum im evangelischen Deutschland' zu schreiben: Mannhardts 'Wald- und Feldkulte' und Wuttkes 'Aberglaube' sind zum großen Teil auf diesem Boden gewachsen, der damit seine Fruchtbarkeit erwiesen hat. Vielleicht gewinnt der eifrige Herr Verf. dann für die Zukunft eine versöhnlichere Stimmung gegenüber den verwandten Erscheinungen in Süditalien.

Tübingen. O. Crusius.

Domenico Vasconi, Il mito di Scilla e Cariddi nell' Odyssea. Studi critici. Mailand 1890, Briola. 85 S. gr. 8.

Neben durchaus tüchtigen anerkennenswerten Leistungen der Italiener auf mythologischem Gebiet tauchen, wie leider auch bei uns, bisweilen solche Schriften auf wie die vorliegende, die nur geeignet sind, die mythologische Wissenschaft in Mißkredit und Verruf zu bringen. Trotz des volltönenden, auf dem Titel prangenden Ausdrucks studi critici muß doch Vasconis Schrift als ein völlig unkritisches, geschmacklosen Wortschwall und Unwissenschaftlichkeit geradezu zur Schau tragendes Machwerk bezeichnet werden. Schon der mythologische Standpunkt Vasconis ist ein höchst bedenklicher, weil längst veralteter; er glaubt nämlich allen Ernstes an eine allegorische Ethik, die in den Homerischen Mythen vorliege. Zur Charakteristik dieser Grundanschauung setze ich folgende Worte (S. 53 f.) hierher: „E, come Gerione, che in parte assomiglia ai due mostri omerici, è imagine della frode, e come le Sirene, che col loro canto soave solleticano l'amor proprio di Ulisse, sono, come pare, il symbolo dell' adulazione, perchè non potrebbe Scilla rappresentare la vendetta, Cariddi la brutale malvagità?"

Solchen Deutungen entspricht es, wenn Odysseus als Personifikation derjenigen (patriotischen!) Bestrebungen gefaßt wird, welche auf Beherrschung des Meeres, auf Ausbreitung des Seehandels und der damit zusammenhängenden höheren Civilisation gerichtet sind (S. 81 u. 84).

Auf derselben Stufe unwissenschaftlicher Kritiklosigkeit wie die mythologische Methode des Verf. stehen auch seine etymologischen Erörterungen, obwohl er sich (S. 13) zu der trefflichen Schule Ascolis („il principe dei glottologi moderni, che sovra tutti come aquila vola" S. 42) bekennt, der er aber selber trotz seiner Citate aus Ascolis Schriften durchaus keine Ehre macht (vgl. S. 9 ff. u. 42 f.).

Den sonderbaren Schluß der studi critici (!) bildet (S. 85) eine überaus phrasenhafte und geschmacklose Verherrlichung von — Cristoforo Colombo und Garibaldi, in denen Vasconi zwei moderne Odysseustypen entdeckt zu haben glaubt. Vielleicht stammt diese geistvolle Parallele aus einer zu Ehren Garibaldis am 8. Juni 1884 zu Sassari gehaltenen und daselbst im Druck erschienene Rede Vasconis, nach deren Lektüre uns übrigens, nach der vorliegenden Probe zu urteilen, durchaus nicht gelüstet.

Wurzen. W. H. Roscher.

Max Bencker, Der Anteil der Periegese an der Kunstschriftstellerei der Alten. (Diss.) München 1890. F. Straub. VI, 71 S. 8. 1 M. 80.

Viele Verfasser von Doktordissertationen kann man mit Vögeln vergleichen, die ihr Nest auf

dem letzten Triebe eines Baumes bauen, ohne zu ahnen, daß schon im nächsten Jahre das Zweiglein verdorrt sein und mitsamt dem Neste am Boden liegen wird. So sehr ist es jetzt Sitte, sich mit der weiteren Ausbildung von Hypothesen zu beschäftigen, deren oft sehr komplizierte Voraussetzungen gründlich zu prüfen die jugendlichen Verfasser meist noch nicht imstande sind. Von dieser leidigen Gewohnheit macht die Dissertation Benckers sowohl in der Wahl des Themas, als in der Art der Behandlung eine erfreuliche Ausnahme. Es wird in derselben von dem festen Grunde des Erhaltenen aus weitergebaut und zwar mit gesundem Menschenverstand, der in Erstlingsarbeiten seltener zu werden anfängt.

Zunächst wird die schriftstellerische Thätigkeit des Diodoros, Polemon, Heliodoros, der einzigen, welche von den Alten ausdrücklich als περιηγηταί bezeichnet werden, einer nüchternen und gerade deswegen fruchtbaren Betrachtung unterzogen. Sie giebt die sichere Grundlage ab für die begriffliche Bestimmung des Wesens der Periegese nach der Auffassung der Alten, welche im 2. Kapitel nach der positiven und negativen Seite festgestellt wird. Im 3. Kapitel wird dann die Stellung präzisiert, welche dem einzigen erhaltenen periegetischen Werk, der περιήγησις Ἑλλάδος des Pausanias, in der periegetischen Litteratur zukommt. Die Ergebnisse der Untersuchung werden S. 70 zusammengefaßt: „Die Periegese ist derjenige Zweig der von den Alten Grammatik genannten Wissenschaft, welcher die in einem örtlich begrenzten Gebiete vorhandenen, antiquarisch wichtigen Gegenstände der Reihe nach beschreibt und in dieser Ordnung auch die daran sich knüpfenden Fragen erledigt. Zu der Kunstschriftstellerei hat sie an sich keine Beziehung und gewinnt eine solche nur dadurch, daß sie vielfach mit demselben Stoffe arbeitet wie diese, sie verwendet ihn aber in ganz verschiedener Weise. Für die Rekonstruktion ihres bedeutendsten Vertreters, Polemon, ist die erhaltene Periegese des Pausanias nur mit großer Vorsicht zu verwenden": oder, wie es S. 68 in bezug auf den zuletzt erwähnten Punkt heißt: „Es fehlt durchaus an direkten Beweisen für die Abhängigkeit des Pausanias von Polemon, andererseits sprechen innere Gründe gegen dieselbe."

Dieses Resultat verdient m. E. allgemeine Zustimmung; es hat vor allem im Vergleich mit anderen Resultaten in dieser viel behandelten Frage den großen Vorzug, daß es sich innerhalb der Grenzen des Beweisbaren hält. Denn es kann zu nichts helfen, daß man sich ein Idealbild eines Periegeten konstruiert und diesem Erzeugnis gelehrter Phantasie dann den Namen Polemon giebt. Man bringt damit doch nicht die Thatsache aus der Welt, daß es trotz aller scharfsinnigen Kombinationen noch nicht gelungen ist, die Einwirkungen Polemons auf Pausanias und damit der Periegese auf unsere kunsthistorische Überlieferung überhaupt nachzuweisen, mag man nun bei der Untersuchung von der Frage nach den Quellen des Pausanias ausgehen, wie es Referent gethan hat, oder von den Polemonischen Fragmenten, wie es Bencker thut.

Diese Übereinstimmung mit der Tendenz der Arbeit Benckers wie mit seinen Folgerungen schließt natürlich nicht den Widerspruch im einzelnen aus. So scheint es mir nicht erwiesen, daß wir Heliodoros für einen „Nachahmer" des Polemon zu halten haben (S 34 f.). In die Aufzählung der Periegeten (S. 40 f.) sind eine Reihe von Schriftstellern nicht aufgenommen, deren Nennung man erwarten konnte z. B. Theophilos Σικελίας περιήγησις, Antigonos Μακεδονικὴ περιήγησις, Asklepiades περιήγησις τῶν ἐθνῶν τῶν ἐν τῇ Τουρδιτανίᾳ. Wenn sie der Verf. zu den Geographen oder Topographen gezählt hat, so hätte dies ausdrücklich bemerkt werden sollen. Andere wieder finden wir in der Reihe, welche nicht eigentlich als periegetische Schriftsteller bezeichnet werden können: so Sosibios περὶ τῶν ἐν Λακεδαίμονι θυσιῶν, und wenn Καλλικράτης ἢ Μενεκλῆς περὶ Ἀθηνῶν ausgeschlossen wird, so hätte auch Staphylos περὶ Ἀθηνῶν fehlen können. Endlich stimme ich zwar mit der vorsichtigen Fassung S. 70 überein, daß die Periegeten die Objekte „in einem örtlich begrenzten Gebiete der Reihe nach" beschreiben und an die einzelnen Monumente ihre Bemerkungen und Exkurse anknüpfen, glaube aber nicht, daß diese Reihenfolge ausschließlich eine örtliche oder topographische sein muß, wie S. 12, 29, 38 behauptet wird. Welchen Zweck hätte eine solche Anordnung z. B. in dem Werke des Anaxandridas περὶ τῶν συληθέντων ἐν Δελφοῖς ἀναθημάτων, welches von nicht mehr vorhandenen Weihgeschenken handelte? Aber diese Ausstellungen, welche sich vermehren ließen, ändern nichts an dem Urteile, daß es Bencker durch seine Arbeit gelungen ist, zur Klärung für die kunstgeschichtliche Überlieferung wichtiger Fragen wesentlich beizutragen.

Graz. W. Gurlitt.

Th. Curti, Die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache. Würzburg 1890, Stuber. 74 S. 8. 1 M. 50.

Der Verfasser dieser Schrift hat seine Auffassung des Ursprungs der Sprache in einer bereits 1885 erschienenen Schrift, die den Titel führt: „Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des Schalles", näher begründet. Ich bin hinsichtlich dieser Schrift der Hauptsache nach mit dem Urteile einverstanden, das Techmer in seiner Zeitschrift (3, 317) darüber abgegeben hat. Gleich allen neueren Forschern — ich will nur erwähnen Marty, Über den Ursprung der Sprache (Würzburg 1875), Wundt, Die Sprache und das Denken (Essays S. 244—286), Techmer a. a. O. — bin auch ich der Ansicht, daß die Schallnachahmung sicherlich ein sehr wichtiger Faktor bei der Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Sprache gewesen ist. Allein als einziges Prinzip zur Erklärung des Entstehens der Sprache kann sie unmöglich ausreichen. Es muß vielmehr das Zusammenwirken mehrerer Faktoren, beziehungsweise Stufen angenommen werden, als welche Techmer nicht ohne Wahrscheinlichkeit bezeichnet: 1. Empfindungslaute (und Gebärden); 2. Nachahmung (prädikative Wurzeln); 3. Deutegebärden in Verbindung mit gewissen Lauten (demonstrative Wurzeln); 4. Bedeutungsübertragung, Symbolik, Abstraktion.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen ergiebt sich mit hinlänglicher Deutlichkeit, daß ich den Versuch des Verfassers, die auf dem Wege der Schallnachahmung entstandenen Urwörter, die er nach folgenden Kategorien sondert: „Empfindungswörter; begleitende Empfindungswörter; Tierschreiwörter; kosmische Wörter; symbolische Urwörter", zu ergründen, keineswegs als gelungen bezeichnen kann. Zunächst ist schon die zu grunde liegende Voraussetzung, daß es überhaupt nur eine Ursprache geben könne, eine petitio principii, wie sich mit unwiderleglicher Sicherheit daraus ergiebt, daß die schallnachahmenden Bildungen, worauf unter anderen schon Marty aufmerksam gemacht hat, in der Kindersprache der verschiedenen Völker durchaus nicht übereinstimmen. Dann ist die Betrachtungsweise, welche der Verfasser unserer Schrift einhält, eine gänzlich unhistorische. Ohne Rücksichtnahme auf die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Sprachen werden aus allen möglichen Sprachen Wörter zusammengestellt und mit ihnen die von dem Verfasser gesuchten Urwörter belegt, wobei oft ein ganz oberflächlicher Gleichklang als Verbindungsglied dienen muß. Wenn jemand deshalb, weil die Ableitung des französischen *manger* den Philologen Schwierigkeiten bereite, es aufgeben will, überhaupt über dessen Ableitung aus dem Lateinischen nachzuforschen und sich das französische Wort unmittelbar aus einem Urwort entwickelt denkt, das er auch in dem von den Schangalla - Takazze in Ostafrika gebrauchten *mintsche* und in dem *mange* der Correados in Südamerika findet (S. 39 f.), so beweist er dadurch, daß er der Grundbedingung für eine sprachwissenschaftliche Untersuchung, des historischen Sinnes, entbehrt. Noch zwei Beispiele. Weil bei den Samojeden „ewa" Mutter bedeutet, so muß das hebräische *Eva* dasselbe bedeuten: natürlich, sie ist ja die Mutter des Menschengeschlechts (S. 35). Von Babel weiß der Verfasser unserer Schrift S. 34 zu erzählen, daß es „der Laut eines Wortes sein" mußte, „welches sprechen bedeutete, wenn man von ihm die Sprachverwirrung herleiten sollte", und verschmäht nicht, diese Verwandtschaft mit deutschem *babbeln*, madegassischem *babala*, griechischem βάβαξ, französischem *babiller* u. s. w. zu belegen. Solcher Beispiele gäbe es noch genug, doch halte ich es für überflüssig, noch weitere anfzuführen.

Sicher ist, daß die Lösung des Problems von der Entstehung der Sprache auf dem von dem Verf. eingeschlagenen Wege nicht gefördert wird, was man nicht stark genug betonen kann, da manchem Laien möglicherweise der von dem Verf. eingeschlagene Weg der Betrachtung verführerisch vorkommen mag; aber er ist ein Irrweg.

Innsbruck. Fr. Stolz.

W. Deecke, Beiträge zur Auffassung der lateinischen Infinitiv-, Gerundial- und Supinum-Konstruktionen. Progr. des Gymn. zu Mülhausen i. E. 1890. 50 S. 4.

Die im Titel namhaft gemachte Abhandlung enthält zunächst eine sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung über den Ursprung der Infinitive (S. 5—30) mit mehreren Exkursen, nämlich einem recht interessanten und dankenswerten über die Neutra auf *-us*, über die kürzere Form der Inf. Pf. Akt. auf *-se* und den Inf. Ft. Akt. auf *-ssere*, bei welcher Gelegenheit auch das Verhältnis der sogenannten synkopierten Perfektformen zu den gewöhnlichen besprochen wird, endlich über den lateinischen Lokativ. Den zweiten Teil des ersten Abschnittes bildet die Auseinandersetzung über die „Bedeutung des Infinitivs". In einem zweiten Abschnitt werden Gerundium und Gerundivum, im dritten das Supinum behandelt.

Von einem gewiegten Kenner des Lateinischen wie Deecke darf man jedenfalls eine anregende und interessante Darstellung erwarten, und dies umsomehr, als D. in dem bekannten Programm von Buchsweiler vom Jahre 1887 seine Meisterschaft auf dem Gebiete der lateinischen Syntax gezeigt hatte. Da enthält denn auch der Abschnitt über den Ursprung der Infinitive eine in ihren Hauptpunkten dem gegenwärtigen Stande des Wissens entsprechende Darstellung, wenn auch die S. 25 f. neuerdings wieder vorgetragene Ansicht von der Entstehung der Perfektformen durch Zusammensetzung mit Formen von *esse* als ein Rückschritt bezeichnet werden muß. Auch in einer Reihe anderer Punkte könnte ich mich nicht mit dem Verfasser einverstanden erklären. So sind z. B. die Superlative auf *-errimus* nicht aus **-ersimus* hervorgegangen, wie man allerdings früher geglaubt hatte und Deecke S. 5 noch lehrt, sondern müssen anders erklärt werden; vgl. meine Laut- und Formenlehre^2 S. 353 f. Die S. 5 stehende Form *δϜέ-δϜια dürfte wohl auf einem Druckfehler beruhen. Daß *Cerealis* am Ende des Stammes sein *s* verloren habe, kann ich nicht zugeben, ebensowenig, daß der Genetiv der *ā*-Deklination ein *-s* verloren habe (S. 32), oder daß die Endung *-ī* des passiven Infinitivs aus einer ältern Form **-ies* für **-iese* entstanden sein könne, ein Vorgang, der durch das aus dem Lateinischen angezogene Beispiel der *i̯o*-Stämme (*Albani* neben *Albanius* stimmt für unseren Fall gar nicht) nicht erwiesen wird, und das Etruskische muß auf alle Fälle besser aus dem Spiel bleiben. Wenn Deecke S. 15 und 33^3 das Vorhandensein der suffixlosen Lokative einfach in Abrede stellt, so leugnet er damit eine von allen Indogermanisten meines Wissens wenigstens anerkannte Thatsache. Die S. 16 gegebene Erklärung von Kompositis von der Art, wie σακο-φόρος durch unmittelbaren Anschluß des ersten Gliedes an σάκος mit angeblichem Verlust des schließenden *-s*, widerspricht den Thatsachen der griechischen Lautlehre, und ebensowenig paßt die Zusammenstellung der mit σακο-φόρος in der Bildung des ersten Gliedes übereinstimmenden Komposita mit einzelnen Kasus der indischen *as*-Stämme, in denen *-as* nach ursprünglich satzphonetischem Gesetze in *ō* übergegangen ist. Auch ist es nichts weniger als sicher, daß der Dativ des Singulars ursprünglich zu den Kasus mit betontem Ableitungssuffix gehört habe, ebenso wie mir nichts auf eine ursprüngliche Dativendung *-əi̯* zu deuten scheint (S. 23). Ferner halte ich es noch immer für unwahrscheinlich, daß *dixe* auf *dix(i)sse* zurückgeht, sowie ich überhaupt in der ganzen Darstellung der sogenannten synkopierten Perfektformen (S. 27 ff.) eher einen Rückschritt als einen Fortschritt erkennen muß. Doch genug hiervon, nur soviel sei noch bemerkt, daß es sich in den eben erwähnten Fällen (vielleicht den letzten bis zu einem gewissen Grade ausgenommen) meines Erachtens nicht um subjektive Anschauungen oder Meinungen, sondern um feststehende Thatsachen der lateinischen, beziehungsweise indogermanischen Lautgeschichte handelt, die keineswegs außer acht gelassen werden dürfen.

In dem Abschnitte über die Bedeutung des Infinitivs sucht Deecke die bisherige Anschauung über die Natur des Infinitivs, welche in der finalen Verwendungsweise die ursprüngliche sah, über den Haufen zu werfen und den lateinischen Infinitiv fast durchaus als Lokativ zu erweisen. Er hatte in dieser Auffassung, was ihm entgangen zu sein scheint, einen Vorgänger an Dittel, der im Programm des Priv. Gymn. Collegium Borromaeum zu Salzburg vom Jahre 1882 gleichfalls in der Auffassung des Infinitivs als Lokativ das Wesen desselben vollständig erfaßt zu haben glaubte. Ich für meine Person muß offen gestehen, daß ich durch Deeckes Ausführungen an der Richtigkeit der älteren Auffassung, die mir allein den Anforderungen der historischen Sprachforschung zu entsprechen scheint (vgl. der Kürze halber Schmalz in J. Müllers Handbuch II^2 478 ff.) nicht zweifelhaft geworden bin. Auch vermag ich Erklärungen wie „*sentio vires meas evanescere* = ich fühle meine Kräfte im Schwinden“ oder „*dissimulat se rem scire* = er verstellt sich im Wissen der Angelegenheit“ oder „*dicunt te proficisci* = man sagt dich im Abreisen“ und ähnliche nur eine auf den oberflächlichen Anschein hin zutreffende Geltung zuzuschreiben. Freilich hängt auch mit dieser Ablehnung der Deeckeschen Auffassung der von D. allerdings stigmatisierte Glaube zusammen, daß man in der Erforschung der lateinischen Sprache von Plautus, nicht aber von der klassischen Zeit auszugehen habe. Und überhaupt muß alles Ernstes bestritten werden, daß zur Zeit der Ausbildung der Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv im Lateinischen die von Deecke geforderte lokale Bedeutung des Infinitivs überhaupt noch lebendig gewesen ist. Sind ja doch selbst für das Griechische, dessen litterarische Denkmäler um ein Beträchtliches älter sind, keine sicheren Spuren lokativischer Funktion des Infinitivs nachzuweisen. Man sieht aus den eben angestellten Erwägungen,

daß es mit der so sicher vorgetragenen Erklärung Deeckes denn doch recht bedenklich steht.

Bezüglich der über die Konstruktionen mit dem Gerundium und Gerundivum geäußerten Ansichten gedenke ich bei einer anderen Gelegenheit demnächst mich zu äußern, da ja der Gegenstand inzwischen eingehend von Weisweiler behandelt worden ist.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Andreae Cricii Carmina edidit, praefatione instruxit, adnotationibus illustravit **Casimirus Morawski.** (Vol. III des Corpus antiquissimorum poetarum Poloniae Latinorum). Krakau 1888, Friedlein. 6 M.

Bekanntlich erscheint unter Leitung der Krakauer Akademie eine Sammlung der humanistischen Dichter Polens, ein Corpus antiquissimorum poetarum Poloniae Latinorum. Nachdem im Jahre 1887 durch Bronislaus Kruczkiewicz die Gedichte des Paulus Crosnensis und Ioannes Visliciensis veröffentlicht wurden, bringt jetzt Band III dieser Sammlung (der Band I fehlt immer noch) die Gedichte des Andreas Cricius.

In der Praefatio erhalten wir Aufschluß über die Quellen und die Bedingungen der Ausgabe und über die Biographien des Dichters. An die Darstellung seiner Jugendgeschichte schließen sich die Fasti Criciani und die Vita Cricii a Stanislao Gorscio enarrata. Eine nüchterne Würdigung der Vorzüge und Schwächen des Dichters schließt diesen ersten Teil des Buches.

Im zweiten Teil folgen die Gedichte des Cricius selbst in acht Büchern: 1. Carmina sacra. 2. Carmina de rege Sigismundo, eius familia et aula. 3. Carmina ad rempublicam et res religionis spectantia. 4. Carmina satirica. 5. Epitaphia. 6. Carmina amatoria. 7. Reliquorum epigrammatum farrago. 8. Dialogi de Asiana diaeta.

Nicht alle diese poetischen Erzeugnisse sind gleichwertig: neben schönen Gedichten findet sich auch mancherlei Mittelgut. Doch gewährt diese lateinische Gedichtsammlung ein anschauliches Bild davon, wie sehr die aus Italien stammende Bildung des Humanismus doch auch im slavischen Osten Europas sich verbreitet und weite Kreise ergriffen hat.

Wie schon bei der Besprechung des zweiten Bandes dieser Sammlung (vgl. diese Zeitschrift 1888. Nr. 44 S. 1385) müssen wir auch bei dieser Veröffentlichung hervorheben, wie es dankbare Anerkennung verdient, daß die Krakauer Akademie die Anwendung der lateinischen und nicht der wenig verbreiteten polnischen Sprache angeordnet hat. Aber doch ist ein Übelstand damit verknüpft: von verschiedenen Personen und Sachen erfahren wir zwar den latinisierten, aber nicht den eigentlichen Namen. Einstweilen aber fehlt es uns noch an einem zuverlässigen Nachschlagebuch, mit dem man diese lateinischen Rätsel lösen könnte. Aus der Menge solcher Bezeichnungen seien hier nur einige Beispiele angeführt. Welcher Nichtpole weiß z. B., was ein exemplar Czartoryscianum (S. IV) ist, und wo er ein solches Buch finden kann? Ferner: wo und was ist die bibliotheca Zaluściana und ein exemplar Ossolinianum (S. IV und XV)? So wird auch S. VII die Kenntnis der in deutschen Bibliotheken sehr seltenen Acta Tomiciana als verbreitet angenommen. Was ist ein Codex Stanislai Pudlovii (S. XV)? Wer giebt uns einen zuverlässigen Aufschluß, in welchem Teile von Polen die terra Wschoviensis (S. XXVI) ist, und wie sie eigentlich heißt? Gleiche Unbekanntheit genießt unter uns die ecclesia Kielcensis (S. XXVII), und mancher sonst recht gelehrte Philologe dürfte doch nicht wissen, wo die bibliotheca Krasiniana (S. LX) zu suchen ist. Dieses nur eine kleine Auslese aus einer großen Menge weiterer. Nun kann man allerdings bei redlichem Willen und langem Suchen schließlich auch solche Dinge herausbringen; aber man sieht nicht ein, warum die polnischen Fachgenossen uns die Sache so erschweren und nicht etwa im Register durch kurze Erklärungen uns auf den rechten Weg helfen.

Der Text erregt oft die größten Bedenken; aber noch bedenklicher sind Konjekturen bei einem Dichter, der digneris als Daktylus braucht oder die Quantität sŏnĭpĕdĕ unbedenklich verwendet. Es fehlt dabei ein fester Maßstab für Mögliches und Unmögliches. Wir alle haben gelegentlich in der Schule den Spottvers gehört: Nos Pŏlŏni nŏn cūrămus quantĭtătem syllăbārŭm; aber unser Herausgeber bestätigt diese Schwäche unserer östlichen Nachbarn: „Habuisse autem Cricium aures ad sonos linguae Latinae recte aestimandos paulo hebetiores et obtusas necesse est concedamus; quod quidem vitium etiam hodie apud Polonos saepissime offendit vixque exstirpari potest“ (S. LV). Es scheint mir deshalb, daß man den Text aus sprachlichen Gründen nicht verbessern sollte, solange er nur einen halbwegs verständigen Sinn giebt.

Als Druckfehler darf wohl der von dem Herausgeber herrührende Genitiv „poematorum“ (S. 4) bezeichnet werden. Vielfach aber stößt man in seinem Latein auf Wendungen, die nach unserer auf Cicero und Cäsar ruhenden Stilistik als unzulässig bezeichnet werden müssen, wie ita parvus

(S. XXI), in manus sumere (S. XI); der Germanismus poeta noster scheint auch ein Polonismus zu sein (S. XXII, XXIX, XLIII und sonst). Sehr mangelhaft ist sodann der Index, der der wünschenswerten Vollständigkeit entbehrt. Durch Nachprüfung habe ich mich überzeugt, daß eine Menge von Worten fehlt.

Doch genug des Tadels! Wir freuen uns trotzdem der Ausgabe, die uns mit einem bis jetzt meist übersehenen neulateinischen Dichter bekannt macht, der sehr schätzenswerte Eigenschaften besitzt. Zugleich sehen wir Deutsche mit einer Art stiller Resignation auf die rüstig vorwärts schreitende Ausgabe dieses „Corpus"; denn wir haben bis jetzt nur Ähnliches, nichts Gleiches. Welche gelehrte Gesellschaft oder welche wissenschaftliche Akademie wird unsern deutschen Neulateinern ein ähnliches Interesse entgegenbringen wie die Krakauer Akademie den polnischen Poeten?

Heidelberg. Karl Hartfelder.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Journal des Savants. 1890.

Août. (457—475) **G. Perrot,** Vierter und letzter Artikel über Schliemanns Tiryns. Hinsichtlich des zu den Gebäuden verwendeten Materials hat sich Verf. an Ort und Stelle überzeugt, daß die Thonziegel ursprünglich ungebrannt waren, und daß bei den jetzt gebrannt erscheinenden dieser Zustand durch die Feuersbrunst, welche die Baulichkeiten zerstörte, herbeigeführt ist. Diese Wirkung des Feuers läßt auf eine beträchtliche Verwendung des Holzes als Baumaterial schließen, und zwar auch bei der Herstellung der Mauern, wie sich dem Verf. nicht nur in Tiryns sondern auch in Mykenä und Troja ergeben hat. Nach dem Bericht über die Wandmalereien kommt Verf. auf die Zeitfrage, in der er sich durchaus gegen Stillmann dahin entscheidet, daß auch der Palast von Tiryns dem Zeitalter angehört, welches die Homerischen Gedichte darstellen. — (476—486) **J. Girard,** Zweiter Artikel über F. Dürrbach, L'orateur Lycurgue. — (506—514) **M. Bréal,** Lexicographie latine. Bericht über die neue Ausgabe von Quicherat Daveluy, Dictionnaire latin-français; H. Nettleship, Contributions to Latin Lexicography; E. Wölfflin, Archiv für lateinische Lexikographie. I—VI. — (514—523) **M. Berthelot,** Sur les traces des écrits alchimiques grecs conservés dans les traités latins du moyen âge et sur l'ouvrage intitulé Turba philosophorum. I. Die Geber und Avicenna beigelegten methodischen lateinischen Traktate stehen nur in sehr mittelbarem Zusammenhang mit den griechischen Werken über Chemie; ungleich näher stehen den byzantinischen Alchimisten die ohne jede Methode angelegten lateinischen Schriften im Theatrum chemicum und in der Bibliotheca chemica.

Septembre. (559 — 572) **G. Paris,** Anzeige von Egberts von Lüttich Fecunda Ratis — herausgeg. von E. Voigt. Durch die Herausgabe und Erläuterung dieses ältesten und kostbarsten Denkmales der parömiographischen Litteratur des Mittelalters hat sich Voigt ein hervorragendes Verdienst erworben. — (573—586) **M. Berthelot,** Sur les traces des écrits alchimiques grecs etc. II. Am direktesten sind die Beziehungen zu den griechischen Alchimisten in den Schriften des Rosinus und ganz besonders in der Turba philosophorum, die in zwei sehr verschiedenen Fassungen erhalten ist.

Octobre. (589—602) **Ch. Lévêque,** Dritter und letzter Artikel über A. Fouillée, La philosophie de Platon. Beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Kapitel 'La liberté morale dans Platon; Théorie de la volonté' von zum Teil abweichendem Standpunkte, aber mit vollster Anerkennung des Geleisteten. — (621 — 637) **H. Weil,** Besprechung von E. Rhode, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Das Werk empfiehlt sich durch reichen Inhalt, feine und geistreiche Beobachtungen, in wahrhaft wissenschaftlichem Geiste geführte und in anziehender Form dargestellte Untersuchungen nicht bloß den Freunden des griechischen Altertums, sondern allen Gebildeten.

Rivista di storia. VII.

(282—294) **B. Heisterbergk,** Fragen der ältesten Geschichte Italiens. In seiner überaus eingehenden Rezension ist Hr. G. Toniazzo voll Bewunderung über die durchdringenden und gelehrten Argumentationen des Verfassers, zieht es jedoch schließlich vor, an den überlieferten geschichtlichen Zeugnissen festzuhalten. Dieselben seien so klar und von so hohem Wert, daß man sie nicht durch eine, wenn auch auf noch so geduldige Forschungen und scharfsinnige Beobachtungen gegründete Vermutung ersetzen dürfe. Seine eigene Meinung betreffs des Ursprungs und des ethnischen Charakters der Elymer faßt Ref. in folgender Weise zusammen. Die Elymer sind wahrscheinlich die ersten gewesen, welche sich auf Sizilien ansiedelten; gleich den später eingewanderten Sicanern und Siculern kamen sie aus der Halbinsel über die Meerenge von Messina. Aber während beide letzteren Stämme aus politischen Gründen oder des Handels wegen ihr Vaterland verließen, gehorchten die Elymer dem Zwang der Notwendigkeit, ohne vorherbestimmten Zweck, als sie in Massen nach Sizilien übersiedelten. Mit den Phöniziern verband sie Gemeinschaft oder Verwandtschaft des Kultus und der Gebräuche; stets kommen sie mit Phöniziern und Karthagern gegen die Griechen verbündet vor. Zwischen Elymern und Sicanern sind die Unterschiede zu bedeutend, um beide Stämme zu demselben Volke zu rechnen.

Wochenschriften.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 50.

(1361) **P. v. Bradke**, Über Methode der arischen Altertumswissenschaft. Angezeigt von *O. Schrader*: Der Titel würde aufrichtiger lauten: „Eine Kritik an O. Schraders Werk Sprachvergleichung und Urgeschichte", und gegen diese Kritik wehrt sich Ref. mit aller Schärfe. Bradkes Darstellung beherrsche ein fortwährendes Hin und Her, das niemand ohne die bekannte Empfindung des Faustischen Schülers bei dem Vortrag des Mephisto lesen werde. — (1367) **M. Zanardelli**, L'origine du langage. 'Interjektion-prinzip; etwas nebelhaft'. *H. Ziemer.* — (1368) **A. Wormstall**, De Corinthiacis tabellis fictilibus. 'Bringt nichts Neues'. *Posnansky.* — (1369) **E Lohsen**, Tulliana. Der größte Teil dieser Änderungsvorschläge wird von *A Goethe* abgelehnt. — (1371) Ovids Heroiden deutsch von **A. Koch**. 'Im ganzen nicht gelungener Versuch'. *H. W.* — (1371) **W. Brandes**, Des Rusticius Gedicht de Christi beneficiis. Lobend angezeigt von *M. Manitius.* — (1373) Homers Odyssee von **Ameis-Hentze**. 'Im ganzen maßvolle Konstituierung des Textes, aber dennoch zu viel athetiert'. *A. Gemoll.* — (1374) **A. Güldenpenning**, Die Kirchengeschichte des Theodoret. Referat von *F. Hirsch.*

No. 51.

(1385) **A Bönhoffer**, Epiktet und die Stoa. 'Das Buch muß trotz ungeschickter Behandlung als eine Bereicherung der gelehrten Litteratur gelten'. *O. Weissenfels.* — (1391) **E. Aust**, De aedibus sacris populi Romani. 'Fleißig, wenn auch nicht erschöpfend'. *G Zippel.* — (1393) Horatius, Opera omnia, rec. **C. Orelli**, ed. IV. em. **W. Mewes**, vol. II: Satirae. Angezeigt von *H. Schütz*: 'Die Orellische Horazausgabe nimmt einen der ersten Plätze ein wegen des besonnenen Urteils wie wegen der klaren und zweckmäßigen Darstellung. Es ist bezeichnend, daß sie auch im Ausland (England) vorzugsweise berücksichtigt zu werden pflegt'. — (1397) Marcelli de medicamentis liber ed. **G. Helmreich.** Nur zu den Indices macht Ref. *Max Schmidt* tadelnde Bemerkungen. — (1398) **L. Sternbach**, Anthologiae Planudeae appendix. Anerkennende Besprechung von *A. Häberlin.* — (1400) **N. Nilén**, Adnotationes Lucianeae. 'Durch diese gründliche und erschöpfende Kollation ist die Luciankritik wesentlich gefördert und eine sichere Grundlage angebahnt'. *P. Schulze.* — (1412) Beitrag von **K. Lehmann**, Die Lorscher Bibliothek und Ciceros Briefe. Verf. bringt Exzerpte aus Humanistenbriefen (Cratander, Huttich, Beatus Rhenanus) betreffend Bücher, welche der Tübinger Professor Sichard in der Klosterbibliothek von Lorsch auffand, darunter mehrere Codices „epistolarum Ciceronis libri XVI".

Academy. No. 968. 969. 22. und 29. Nov. 1890.

968. (469—470) **J. W. Mackail**, Select epigrams from the Greek Anthology (**L. Campbell**). 'Ein gutes Zeichen englischer Gelehrsamkeit und englischen Geschmacks'. — (479) **K. Brugmann**, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. II 1 (**A. H. Sayce**). Die Fortsetzung des Werkes drückt ihm immer mehr den Stempel auf, das maßgehende Handbuch für vergleichende Grammatik auf lange Zeit hinaus zu bleiben. — (482—483) The recent fire at Salonica. Die Herren **R. Weir Smyth** und **S. H. Barnsley** von der Englischen Archäologischen Schule in Athen versichern, daß das große Feuer in Salonichi im Oktober 1890 S. Sophia nur wenig berührt habe, sodaß die Kirche bald wieder hergestellt sein wird, die übrigen reichen byzantinischen Kirchen aber überhaupt nicht erreicht hat. — **969.** (495—496) **J. P. Mahaffy**, The Greek world under roman sway (**Fr. T. Richards**). Für die soziale Geschichte der Zeit unerreicht. — (506—507) **W. A. Clouston**, The treasury of King Rhampsinitus. Verbreitung der Sage im Abendlande. — (508) **Aristotelis** Ethica Nicomachea rec. **J. Bywater** (**F. T. R.**). 'Sehr konservativ, aber auch sehr zuverlässig'. — (508—509) **Th. G. Pinches**, A new Babylon version of the creation story. Übersetzung eines in Ägypten gefundenen assyrischen Cylinders. — (510—511) **G. Maspero**, Lectures historiques: Egypt, Assyrie (**Amelia B. Edwards**). Das Buch füllt eine Lücke in der Litteratur aus.

No. 970. 6. Dez. 1890.

(532) **Maximiani** Elegiae rec. **M. Petschenig** (**R. Ellis**). 'Die Ausgabe verdient die weiteste Verbreitung ... sie stützt sich auf die beste Handschrift, hat einen kurzen kritischen Apparat . . . und einen trefflichen, erschöpfenden Index der Wörter sowie der Wortwendungen und des Wortgebrauchs des Dichters'. In der Wertschätzung der Handschrift weicht Ref. vom Herausgeber ab — (534) **K. F. Kinch**, L'arc de triomphe de Salonique. 'Wertvoll und gut ausgestattet'. Der Verf verwendet mit Glück bekannte Münzen zur Erklärung der an dem Bogen erhaltenen Reliefs, welche die Siege des Galerius über die Perser darstellen. — **S. Reinach**, The arch of Titus and the spoils of the temple of Jerusalem. Verf. verfolgt die Geschichte des siebenarmigen Leuchters bis zum Jahre 614 n. Chr.

Athenaeum. No. 3284. 4. Okt. 1890.

(451—452) **Sp. M. Lambros**, The Greek MSS. at Salonica. Bei dem Brande von Salonichi, bei welchem auch das Gymnasium zerstört wurde, sind die dort aufbewahrten Handschriften gerettet worden; der größte Teil derselben stammte aus der Kirche des h. Demetrius, wo sie schon 1837—1838 von Zachariae v. Lingenthal gesehen waren; 1880 nahm sie Lambros in Augenschein und fand sie größtenteils in verwahrlostem Zustande; die Hoffnung, unveröffentlichte Schriften des Eusebius zu finden, erwies sich schon damals hinfällig; doch ist zu hoffen, daß jetzt größere Sorgfalt auf ihre Haltung verwendet wird. Inhaltlich Wertvolles ist bis jetzt nicht gefunden. — (454—455) **D. G. Hogarth** and **A. C. Headlam**, Last notes from Asia Minor. In der Nähe der Silberminen von Bulgar Dagh befindet sich ein Stein mit einer eingemeißelten hittitischen Inschrift, von deren erster Zeile ein zufriedenstellender Abklatsch genommen wurde. Ein anderer hittitischer Inschriftstein in der Nähe von Bor, welchen Ramsay irrtümlich als zweisprachig angesehen hatte, ist an das Museum in Konstantinopel abgeliefert worden. In Bor erwarben die Reisenden einen in der Nähe der Silberminen von Kara Dagh gefundenen hittitischen Siegelstein aus einer Silberlegierung, der neben einer Figur neun hittitische Buchstaben enthält. Das Gerücht, daß in der Nähe von Murad Dagh bei Ushak eine zweite Niobefigur sich fände, erwies sich als unbegründet; das als solche angesehene Marmorfragment erwies sich als römische Arbeit.

No. 3289. 8. Nov. 1890.

(623—624) Classical School-Books. **Plutarch's** Galba and Otho by **E. G. Hardy**. 'Ungenügend als Schulbuch'. **Lucretii** Lib. V by **J. D. Duff**. 'Trefflich, namentlich für Anfänger'. — **Herodotus** V. VI by **E. S. Shuckburgh**. 'Verdienstvoll'. — **Euripides'** Hippolytus by **W. S. Hadley**. 'Sorgfältig und voller Gelehrsamkeit'. — **Vergilii** Aen. III by **P. E. Page**. 'Höchst anerkennenswert'. — **Euripides'** Alcestis by **M. A. Bayfield**. 'Zufrieden-

stellend' — **Ovidii Metamorph. I by E. Sanderson.** 'Frei von Irrtümern'. — **Livy book IV by H. M. Stephenson.** Das Buch bekundet einen Fortschritt des Herausgebers. — **Ovid Tristia III by S. G. Owen.** 'Sehr brauchbar'. — **Pliny's letters I II by J. Cowan.** Der Kommentar ist zu ausgedehnt.

Revue critique. No. 48.

(381) Josephi operum vol. IV. ed. **B. Niese**, wird lobend notiert. — (481) **W. Liebenam**, Zur Geschichte des römischen Vereinswesens. 'Eine der vollständigsten Arbeiten, jedoch nicht immer unbedenklich, so z. B. bezüglich der militärischen Collegia. R. Cagnat, rügt auch die Nichtberücksichtigung der französischen epigraphischen Publikationen.

III. Mitteilungen über Versammlungen

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1890.

XXXVI. XXXVII. 17. Juli. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. Hr. **Weber** las über die Griechen in Indien (S. 901—933). Verf. bezweckt nur eine Übersicht zu geben über das, was teils von sicheren Daten, teils von mehr oder weniger plausiblen Vermutungen aus indischen Quellen über Stellung und Einfluß der Griechen in Indien vorliegt. Die Inder benennen die Griechen mit dem im Orient allgemein für sie üblichen Namen der Ionier: Yavana und zwar haben sie diesen Namen wohl von den Persern entlehnt. Die älteste Erwähnung des Namens findet sich bei dem Grammatiker Pânini. Chronologisch fest fixiert sodann ist die Erwähnung der Griechen in dem 13. Edikte des Piyadasi Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. Hier wird auch schon der Name Alexanders genannt. Sonst liegt sein Name bis jetzt nur in dem Namen der Yona-Stadt Alasaddâ im Mahâvanso vor, insofern darunter wohl die Stadt Alexandria am indischen Kaukasus zu verstehen ist. Aus den griechischen Berichten über Alexanders Zug ist bekannt, daß seinen Soldaten der Name des indischen Flußes Candrabhâgâ, bis zu welchem er sie führte, von so übler Vorbedeutung erschien — sie faßten denselben als Σανδροφάγος „den Alexander verzehrend" auf, daß sie ihn zwangen, hier umzukehren. Hieraus ergiebt, daß schon damals die später allein für ihn im Orient gebliebene Namensform ξανδρος, üblich war. Für Alexanders Nachfolger sind die Namen: Antiyoka, Turamaya, Antigona, Moga in dem 13. Edikt des Piyadasi zu nennen. Hierzu kommen von indischer Seite die beiden Poros (Paurava), Sandrokyptos (Candragupta) Amitrochates (Amitraghâta), Sophagasenos (Saubhagasena) und Morieus (Maurya). Turamaya, der Name des Ptolemaios wird vom Verf. mit dem Namen des asura Maya, des Baumeisters der Asura in Verbindung gebracht und Menander (144—120 v. Chr.) mit dem Namen des Yavana-Königs Melinda, aus Alasandâ gebürtig. Der gewaltige Einfluß, den die Herrschaft der griechischen Könige im Nordwesten Indiens auf die Gestaltung des indischen Lebens ausgeübt hat, zeigt sich besonders entschieden auf dem Gebiete der Baukunst. Es ist der Forschung gelungen, in den erhaltenen Resten alter Bauwerke die dorische, ionische und korinthische Herkunft der einzelnen Fürsten zu erkennen, welche je in einer dieser kleinen Satrapien geherrscht haben. Auch zahlreiche echt hellenische Basreliefs und Skulpturen sind aufgefunden worden. Speziell ist auch die indische Münzkunst aus griechischem Muster erwachsen. Daß auch, wie angenommen worden, die indische Schrift aus der griechischen herzuleiten sei, scheint Verf. wenig glaubhaft, er setzt vielmehr die Wanderung der semitischen Schrift nach Indien und Griechenland in die gleiche Zeit und erklärt daraus die große Ähnlichkeit mehrerer der wichtigsten Zeichen. Im indischen Epos werden selbst die griechischen Fürsten als in unmittelbarer Beziehung zu den Trägern der Erzählung stehend aufgeführt, und nachweislich sind die Homerischen Sagen in den indischen Epen benutzt worden. Dasselbe gilt auch von den Berührungspunkten in den Gestalten und Stoffen der Erzählungslitteratur, den Feen- und Zaubergeschichten, sowie von den Äsopischen Fabeln. Man hat eine Zeitlang Indien geradezu für das Mutterland der Fabeln gehalten. Das mag für die Zeit seit dem 6. Jahrh. zutreffen; für die ältere Zeit aber ist von diesem Gedanken völlig abzusehen. Vielmehr macht gerade die griechische Form der Fabel der indischen gegenüber meist den Eindruck der größeren Schlichtheit und Ursprünglichkeit. Ebenso hat der griechische Roman in Indien direkt Eingang gefunden. Hier giebt Verf. in chronologischer Reihenfolge eine Übersicht von Übereinstimmungen griechisch-occidentalischer Erzählungsstoffe mit indischen. Kâlidâsas Çakuntalâ hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen zu der Frage, ob dabei ein Einfluß seitens des klassischen Dramas anzunehmen sei, Anlaß gegeben. Doch hat Lassen den selbständigen Ursprung überzeugend nachgewiesen. Aber zwischen den einfachen und grotesken Anfängen bis zur Vollendung, welche das indische Drama bei Kâlidâsa, Mitte des 6. Jahrh. zeigt, muß eine lange Folge von Zwischenstufen angenommen werden, wo dem Einfluß des griechischen Dramas Thür und Thor offen stand. Was sodann die Wissenschaft betrifft, so ist es vor allem die Astronomie, in welcher der griechische Einfluß hell und klar zu Tage tritt. Die indischen Astronomen geben die Yavana ausdrücklich als ihre Lehrer an. Aber in der Arithmetik und Algebra stehen die Inder selbständig da. Jedoch die indische Medizin scheint nicht unbeeinflußt von der griechischen geblieben zu sein. Zum Schluß betrachtet Verf. eingehend die Einwirkungen der griechischen Philosophie auf die indische und umgekehrt und auf die christlichen Legenden.

XXXVIII. 24 Juli. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. Von der phil.-hist. Klasse sind bewilligt: 500 M. dem Oberl. Hrn. Dr. **G. Bauch** (Breslau) für bibliothekarische Forschungen zur Geschichte des deutschen Humanismus.

XXXIX. XL. 31. Juli. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. Hr. **Kiepert** übergab die 1. Lieferung seiner mit Unterstützung der Akademie publizierten Spezialkarte des westlichen Kleinasiens in 15 Blättern und erörterte unter Vorlegung fernerer 6 im Stich größtenteils vollendeter und 4 in Entwurf oder Reinzeichnung vorliegender Blätter, mit welchen die Karte abgeschlossen sein wird, die seit Beginn der Arbeit ihm aus Smyrna neu zugekommenen, aus Konstantinopel und Wien in Aussicht gestellten vervollständigenden Materialien. Derselbe legte eine aus handschriftlichen Mitteilungen hervorgegangene Karte des griechischen Sprachgebietes bei Trapezunt vor und besprach die darauf begründeten kleinen Vervollständigungen antiker und mittelalterlicher historischer Topographie.

(Schluß folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 10. Januar. 1891. № 2.

Inhalt.

Personalien.

Heinrich Schliemann ist am 26. Dez. plötzlich in Neapel gestorben.

Nach athenischen Zeitungen soll an Stelle des bisherigen Leiters der école française zu Athen, des Herrn **Foucart**, nach Ablauf seiner Amtsthätigkeit Herr **Homolle** treten, wohlbekannt durch seine Ausgrabungen am Heiligtume des Apollon Ptoos und in Delos, sowie durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten. Herr Foucart soll demnächst mit wissenschaftlichem Auftrage nach Ägypten gehen.

Vom griechischen Marmor.

G. Richard Lepsius, Griechische Marmorstudien (aus dem Anhang zu den Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1890). Berlin 1890. In Kommission bei Georg Reimer. 135 S. 4. 6 M 50.

(Schluß aus No. 1.)

Fast fürchte ich mich, fortzucitieren, indes wenn ich an Moriz Haupts Wort denke: „Eine Rezension soll vor allem ein deutliches Bild des rezensierten Buches geben“, so gewinne ich den Mut, noch mehr mitzuteilen: „Die versteckten Schichtfugen und Glimmerdurchgänge beim pentelischen Marmor und im Gegensatz hierzu die gleichmäßige und massige Struktur der Inselmarmore waren wohl auch unter anderem ein Grund dafür, daß die Bildhauer im Altertum den letzteren vor dem attischen Marmor vorzogen. Nur der große Patriot Perikles ließ den einheimischen Marmor auch für die Skulpturen seiner Prachtbauten auf der Akropolis verwenden; daher leider auch die Giebelgruppen und die Reliefs des großen Frieses und der Metopen jetzt oft in den Schichtfugen verwittert und abgespalten sind. Dagegen bestehen die Skulpturen der Friese am Theseion und am Suniontempel, die im übrigen ganz und gar aus attischem Marmor erbaut sind, nicht aus diesem, sondern aus parischem Marmor“.

Gerade nach der vortrefflichen Schilderung der parischen Marmorbrüche, welche Lepsius selbst später (S. 42—52) giebt, glaube ich, daß nicht allein der Patriotismus Perikles bewog, für die großen Massen Marmors, welche für den plastischen Schmuck des Parthenons notwendig waren, die heimischen Brüche zu begünstigen, sondern vielmehr der Umstand, daß dem Bedürfnisse so großer Marmormassen, wie für den gesamten plastischen Schmuck des Parthenons die an sehr großen Blöcken armen Brüche von Paros, namentlich in so kurzer Zeit, nicht genügen konnten.

Die besonderen Vorzüge des parischen Marmors, des 'Lychnites Lithos', werden vortrefflich geschildert (S. 46, 47): „Das Licht dringt in keinen Marmor tiefer ein als in den parischen, obwohl ja solches Durchscheinen des Lichtes in dem vielkörnigen Gestein immerhin ein beschränktes bleibt im Vergleich mit einzelnen Krystallen von durchsichtigen Mineralien; im Vergleich aber mit undurchsichtigen Körpern wie z. B. mit dem weißen Formgips, ist der Unterschied ein bedeutender und wichtiger; ich machte die Probe, daß der weiße pentelische Marmor aus den antiken Brüchen am Pentelikon das Licht nur bis zu Gesteinsdicken von 15 mm, der beste karrarische bis zu 25 mm, der Lychnites aus der Nymphen-

grotte (vom Anstehenden) von Paros aber bis zu 35 mm durchscheinen und eindringen lassen. Auf diesem verhältnismäßig tiefen Eindringen des Lichtes beruht zum großen Teil die Schönheit des guten parischen Marmors. Die herrliche Statue des Hermes von Olympia verdankt dieser wichtigen Eigenschaft des Lychnites die lebensvolle Wärme ihrer schimmernden Hautoberfläche". Richtig scheint mir danach auch Lepsius' Schlußfolgerung, daß der Hermes nicht gänzlich bemalt gewesen sei, weil ja sonst gerade diese beste Eigenschaft des Materials verdeckt worden wäre.

Doch ich höre auf zu citieren und glaube, dem Leser doch Lust gemacht zu haben zur eigenen Lektüre. Nur eine Übersicht des Inhaltes muß noch folgen. Nach dem pentelischen Marmor und der anschaulichen Schilderung der erhaltenen antiken Brüche folgt II. der obere blaugraue pentelische Marmor, III. der obere blaugraue hymettische Marmor (wichtig für die Kaiserzeit), IV der untere weiße hymettische Marmor, V. unterer weißer attischer Marmor aus dem Agrilesathale bei Sunion (Straße nach dem Tempelhof), b) Peloponnes (Arkadien, Oinusthal bei Sparta), (hier wäre die Notiz Gurlitts in unserer Wochenschrift [1886, No. 50, Sp. 1554] über die Wiederaufnahme der antiken Marmorbrüche im Peloponnes durch H. Siegel zu berücksichtigen gewesen), c) Thessalien, d) Euböa, e) Paros und Naxos (höchst interessante Schilderung der antiken und modernen Marmorbrüche). Es folgt der zweite Hauptteil der Schrift: 'ein Verzeichnis (mit allem wünschenswerten bibliographischen Nachweis) der antiken Skulpturen, Denkmäler, Inschriften etc., welche der Verf. in Athen, Argos, Mykenä, Sparta, Messene, Olympia, Larissa, Naxos auf ihre Marmor- resp. Gesteinsart untersucht hat (388 Nummern). Das Verzeichnis der Statuen im Museum der Akropolis von Athen (namentlich die archaischen Statuen betreffend) ist durch sechs Zeichnungen von Bildwerken geschmückt P. Wolters hat den Verf. mannigfach unterstützt. Wichtig ist z. B. die endlich feste Bestimmung der Gesteinsart des Löwenreliefs von Mykenä — eines bläulichgrauen, dichten Kalksteines mit Flecken und Adern von weißem Kalkspath, wie solcher in den Bergen von Mykenä vorhanden — gegen Schliemann und Schuchhardt. — Es folgt eine Übersicht der Skulpturen des Verzeichnisses, geordnet nach Fundort und Marmorart (S. 109—113) und 'Einige Beobachtungen über Baumaterialien an antiken Bauwerken in Athen, Eleusis, Tiryns, Mykenä, Tegea, Messene, Olympia', bei welchem Verzeichnisse der Verf. unseres Dörpfeld freundlichen Beistand dankbar erwähnt. Auch dieser Abschnitt ist sehr lehrreich, z. B. über den Piräuskalkstein. Topographisch wichtig ist die Notiz (S. 115): „Das Barathron, die Felsschlucht im nordwestlichen Teil des Nymphenhügels, nahe der Sternwarte, ist nicht ein natürlicher, sondern ein künstlicher Einschnitt, und wir dürfen wohl in dem Barathron den ältesten Steinbruch der Athener erkennen".

Zu welch wichtigen historischen Aufschlüssen in der Geschichte der Architektur und der Plastik die genaue Kenntnis der alten Marmormorbrüche dienen kann, beweist z. B. auch Puchsteins Vortrag über die antiken Dachziegel aus Marmor von dem älteren Tempel zu Ephesos (vgl. unsere Wochenschrift 1890, No. 51, Sp. 1638). Durch die Beobachtung, daß Dachziegel alter Tempel, z. B. von einem vorpersischen Tempel auf der Akropolis von Athen aus naxischem Marmor gefertigt waren, wird die Nachricht des Pausanias bestätigt, daß Byzes von Naxos, der unter Alyattes und Astyages lebte, der Erfinder marmorner Dachziegel war. Auf der Insel Naxos muß die Industrie, Dachziegel aus Marmor zu bilden, zu gewissen Zeiten einheimisch gewesen sein.

Nach alledem brauche ich kaum noch auszusprechen, daß nicht nur der Archäolog von Fach, sondern auch der allgemeiner gebildete Philolog und Historiker die Abhandlung mit Nutzen lesen wird. Wohlthuend berührt die Bescheidenheit des Verf. (z. B. S. 8). Chr. B.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 1.)

W. Peters, Zur Geschichte der Wolfschen Prolegomena zu Homer. Mitteilungen aus ungedruckten Briefen von Fr. A. Wolf an Karl August Böttiger. Kaiser-Friedrichs-Gymn. zu Frankfurt a. M. 48 S.

Die hier mitgeteilten Briefe gehören einer Sammlung an, welche in der Königl. Bibliothek zu Dresden aufbewahrt wird, und welche außerdem noch Böttigers Aufzeichnungen über Gespräche mit Goethe, Wieland und a. enthält. Neue und wichtige Äußerungen Wolfs zur Homerischen Frage erfährt man nicht; doch geben sie ein Bild des großen Mannes und schildern trefflich das ungeheure Aufsehen, welches die Prolegomena erregten. Übrigens könnten die älteren dieser Briefe den Zweifel wieder wecken, ob Wolf nicht zwei verschiedene Hypothesen entwickelt habe. Nach seinen Briefen nimmt nämlich Wolf für die ursprüngliche Ilias und Odyssee je einen Verfasser an, leugnet aber, daß derselbe von Anfang an den Plan zu einem großen, einheitlichen Gedicht habe fassen können; nur einzelne Lieder habe er gesungen, die leicht zu einem Ganzen gefügt werden konnten. So schreibt er im Mai 1795 an Böttiger: „Aber heus tu! Was geben Sie mir schuld, ich leugnete, daß in Ilias und Od. eine gute Einheit sey! Wo steht das? Ich kann wohl ein Wort verloren haben, daß sie nicht so bewundernswürdig, daß sie zum Theil von selbst entstanden sey . . . . aber die Einheit kann ich nicht geleugnet haben".

K. Schrader, Miszellen zur Varusschlacht. Gymn. zu Düren. 40 S.

Die Abhandlung besteht zumeist in einer parallelisierenden Prüfung der Quellenberichte, besonders des von Dion. Der von manchen Neueren verfochtenen Ansicht, daß die Varusschlacht am 2. August stattfand, möchte Schrader mit der Einschränkung „anfangs August" beipflichten, und zwar wegen des überzeugend durch Autorenstellen bewiesenen Zusammenfallens jener Schlacht mit der Beendigung des großen pannonischen Krieges. Für den Schluß letzteren Krieges liege aber ein positives Zeugnis vor im Kalender von Antium zum 3. August: „Ti. Aug. in Inlyrico vicit". — Über die Örtlichkeit der Varusschlacht wird nichts Näheres bemerkt.

K. Pilling, Zur Heraklidensage. Domgymn. zu Naumburg. 20 S.

Weder bei Homer noch bei den Kyklikern erscheint die Heraklidensage. In Hesiods Bruchstücken finden sich die ersten Spuren: nach Frgm. 109 ist Echemos, König von Tegea, Gatte der Timandra, also mit dem Atridenhaus in Verbindung gesetzt; auch in anderen bei Pausanias und Apollodor erhaltenen Fragmenten der Hesiodischen Eöen werden Abkömmlinge des Herakles erwähnt. Bei den Lyrikern (Tyrtäos, Stesichoros) treten die Herakliden häufiger hervor, Pindar findet oft Gelegenheit, ihrer zu erwähnen, ebenso Herodot und Thukydides, bis die Sage bei den Tragikern ihre abgeschlossene Gestalt gewann.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Homeri Ilias. Scholarum in usum edidit **Paulus Cauer.** Pars I. carm I.—XII Leipzig 1890, Freytag. Editio maior: LXIV, 314 S. 8. 3 M. — Editio minor: 267 S. 8. 1 M 75.

(Schluß aus No. 1.)

Anch Caners Verfahreu bei den Wörteru, in deren Schreibnng man zwischen ει und η schwankt, kann nicht gebilligt werden. So war B 617 und Λ 757 notwendig das von Steph. Byz. gebotene Ἀλήσιον, Ἀλησίου zu schreiben, da das von andern vorgezogene Ἀλείσιον und gar das angeblich Aristarcheische Ἀλίσιον (das wohl nur ein Schreibfehler des Venetus für Ἀλείσιον oder Ἀλήσιον ist, da das Etymologicum Magnnm sowie Eustathius überhaupt nur diese letzteren beiden Namensformen kennen) sich mit der inschriftlich bezeugten einheimischen Benennung des betreffenden Volksstammes Ἀλασυῆς (Inscr. gr. antiq. 120), wozu Strabos (VIII 341) Ἀλαισυαίων (lies Ἀλασυέων) kommt, sich nicht vereinigen läßt (Blass zu No. 484 Collitz).

Ferner hat Cauer zwar richtig gesehen, daß Aristarchs sicher bezeugte Schreibungen, einerseits περιστήωσι und θήῃς, δαμήῃς, σαπήῃ mit η, andererseits θείομεν mit ει auf ein bestimmtes Prinzip schließen lassen. Wenn er aber annimmt, daß dies Prinzip für alle Wörter mit langem $\bar{e}$ vor Vokal gegolten habe und überhaupt vor η jeder $\bar{e}$-Laut von Aristarch mit η, dagegen vor ο, ω, α der ans urgriechisch $\bar{\alpha}$ hervorgegangene mit η, der aus urgriechisch $\bar{e}$ hervorgegangene mit ει geschrieben worden sei, und wenn er diese angeblich Aristarcheische Schreibweise als ein Stück echtester Überlieferung in seiner Ausgabe durchführen zu sollen nnd zn können glanbt, so muß ich den lebhaftesten Widersprnch erheben.

Erstens ist er garnicht imstande, jenes Prinzip völlig durchzuführen. Er selbst macht (praef. der Ilias S. XVIII Anm.) darauf aufmerksam, daß das von ihm festgehaltene η in den Wörtern auf -εύς (βασιλῆος u. s. w.) und -ις (πόληος u. s. w.) zu der Regel nicht stimme, nnd daß man nach dieser Regel, weil wir hier einen mit ε korrespondierenden ε-Laut haben, vor den α und ο anlautenden Kasus[illegible]eungen ει zn erwarten hätte, so gut als in [illegible]αμεν. Dazu kommt die III. pl. impf. von ἧμαι, [illegible]ημαι, die von Cauer ganz gegen die Über[illegible]rung mit ἥατο, καθήατο gegeben wird, obwohl [illegible]loch hier kein aus α entstandenes, sondern auch außerhalb des Ionischen und Attischen [illegible] gegebenes η haben. Dasselbe gilt von der Schreibnng ἀκαχήατο. Umgekehrt hält er das handschriftliche ῥεῖα fest, obwohl doch ῥᾴδιος nebst Zubehör ein urgriechiches $\bar{\alpha}$ für die erste Silbe erweist, nach seiner Regel also η fordert.

Zweitens hat jedenfalls Aristarch selbst und die von ihm vertretene Überlieferung jene angeblich nralte Unterscheidung der beiden etymologisch verschiedenen η nicht gekannt. Neben den schon erwähnten βασιλῆος, πόληϊ, wo die Regel *βασιλεῦι, *πόλεϊ fordern würde, hat Aristarch sicher τείως, εἵως, Λειώκριτος, also ει in solchen Wörtern geschrieben, welche vor dem ω (ο) einen auf $\bar{\alpha}$ beruhenden e-Laut haben, und in welchen daher Cauer genötigt war, der „Aristarcheischen“ Regel gegen Aristarch selbst zu ihrem Rechte zu verhelfen nnd η zu schreiben. In Wirklichkeit besteht das Prinzip der Aristarcheischen Schreibweise einfach darin, daß vor Vokalen η geschrieben wird erstens in der Endung -ηῃ, weil sie aus -ῇ zerdehnt schien; dann in solchen Wörtern, wo das gemeine Griechisch kein ε danebenstellt: περιστήωσι, κακκῆαι, κήαντες, oder selbst η hat: τεθνηώς (wegen τεθνηκώς), endlich in der Deklination, wo infolge der Fülle der Belege die Tradition des alten η zu mächtig war, so mächtig, daß sogar Mißformen wie Ἡρακλῆος, ἀκληεῖς nachgeformt wurden. Sonst überall hat Aristarch ει vorgezogen.

Daß eine solche ratio in einer modernen Ausgabe eine irratio wäre, sieht jeder. Die Fordernng, daß jedes vorvokalische ει, das nicht aus ε + ι bestehender echter Diphthong ist, entweder in η oder in εε (εα) geändert werden mnß, bleibt aufrecht stehen. Cauer giebt selbst zu, daß er, wenn er nicht durch die in der Odyssee befolgte Praxis gebunden gewesen wäre, für εἰῶ n. s. w. ἐάω, ἐάωμεν, χρεάων (an Stelle wovon vielleicht vielmehr χρεέων zu schreiben ist, vgl. Johannes Schmidt, Pluralbildungen S. 325), δέεος, σπέεος (und ebenso -κλέεος, -κλέεα, σπέεϊ statt -κλῆος, -κλῆα, σπῆει) würde geschrieben haben. Ich verstehe diese Ängstlichkeit nicht. Die Formschwankungen ist ja der Schüler im Homer sowieso gewohnt, und als neu nnd schwierig wären ihm derartige etymologisch so durchsichtige Formen gewiß nicht erschienen. Und daß K 376 der Sprachschnitzer δείους mit seiner attischen Kontraktion von εο zu ου zu lesen ist, als würdiges Seitenstück zu dem in der Odyssee gelesenen σπείους und in der Vorrede zur Odyssee (S. XVI) vorgeschlagenen -κλείους, ist nicht gerade eine Zier für diese Iliasausgabe.

Und doch sind alle diese Mißgriffe darum verhältnismäßig nnbedenklich, weil durch dieselben nichts der Überlieferung völlig Fremdes in den

Homertext hineingebracht und auch gerade durch Cauers Inkonsequenz mehrfach das Richtige hergestellt wird (wie bei ῇατο). Und ebenso wird man andere Fälle (um das von Rezensenten der Odyssee schon Gerügte zu übergehen) mild beurteilen, wo Cauer zu sehr an den Handschriften hängt, wie in νιφέμεν, das er M 280 gegen Herodian statt des allein richtigen νειφέμεν schreibt, oder wie in νέκυσσι λ 569, χ 401, ψ 45, wo das von Cauer festgehaltene σσ unberechtigt und vielmehr νέκυσι mit dem durch den Nominativ νέκυς und den Akkusativ νέκυν geforderten ῡ herzustellen ist. Anstößiger sind manche Fälle ungerechtfertigten Abgehens von einstimmiger Überlieferung, wo Cauers Verfahren von gar keinem Standpunkt aus gebilligt werden kann. Zwar daß er die einst schon von Payne Knight, später ohne Kenntnis dieses Vorgängers von mir vorgeschlagene Beseitigung der „zerdehnten" Formen, die überhaupt erst durch seine warme Fürsprache und Begründung den philologischen und pädagogischen Homerikern näher gebracht worden ist, auch in seiner Ausgabe durchgeführt hat, kann ich natürlich nicht bedauern. Ich vermag nicht einmal den Argumenten, mit denen Cauer meine Hypothese gegen die Angriffe von Curtius u. a. verteidigt hat, etwas Wesentliches beizufügen, sodaß ich auch die Antwort auf Ludwichs neuesten Angriff für eine spätere Gelegenheit versparen kann.

Aber in anderen Fällen ist der Herausgeber entschieden zu radikal vorgegangen, und zwar vielfach infolge davon, daß er mit der Sprachforschung nicht Schritt gehalten und die Arbeiten der letzten fünfzehn Jahre nicht verwertet hat, sondern ganz bei Curtius' Lehren stehen geblieben ist, dessen Abneigung gegen altertümliche, vom Durchschnittlichen abweichende Spracherscheinungen er auch teilt. Er ersetzt (hierin mit Ludwich zusammengehend) E 115, K 278, β 262, δ 762, ζ 324 das an diesen Stellen durch die Überlieferung bevorzugte κλῦθί μοι durch κλῦθί μευ (was allerdings Aristarch A 37, 451, ζ 239 und vielleicht auch an sämtlichen obigen Stellen geschrieben hat), ohne zu bedenken, daß durch das nachweislich genetivische οἱ auch für μοι einstige genetivische Bedeutung wahrscheinlich gemacht wird, und obwohl gar nicht abzusehen ist, wie μοι, wenn es nicht alt überliefert war, so oft neben dem Verbum des Hörens erscheinen konnte. Er beseitigt ᾔδη zu gunsten von ᾔδει, weil dies die Kontraktionsform von ᾔδεε sei, und vergißt dabei, daß der Ausgang -η, abgesehen von der klaren Überlieferung bei Homer, auch für die älteren Attiker zuverlässig bezeugt und zudem durch εἰδήσω und wohl auch durch εἰδείην gestützt ist. Er schreibt in blindem Vertrauen auf Cobets Miscellanea critica S. 259 ff. gegen Aristarchs bestimmte Vorschrift νῴ, σφῴ statt νώ, σφώ, obwohl Apollonius und Herodian uns ausdrücklich das Fehlen des ι subscriptum sowohl in der Überlieferung Homers als in derjenigen der attischen Dichter bezeugen. Die für Cauer maßgebende Bemerkung Cobets „Quam παράδοσιν si ratio et analogia redarguunt, tuto valere iubebis" ist eitel Dunst, weil gerade in solchen Fragen allein die „παράδοσις" maßgebend sein kann, weil es ferner gegen die „ratio" ist, oxytoniertes νῴ, σφῴ aus properispomeniertem νῶϊ, σφῶϊ herzuleiten, und gegen die „analogia", νώ, σφώ anders zu schreiben als τούτω, ἵππω. Und nicht anders ist von der Schreibung φῇς statt des einzig überlieferten φῄς, von den barbarischen Formen ᾖῃ H 340, I 245: φιλῇῃ δ 692 (praef. in Il. p. LIII) und von der Ersetzung des durch Johannes Schmidt längst überzeugend erklärten παραφθαίησι K 346 durch παραφθήῃσι zu urteilen, bei welch letzterem man gar nicht begreift, auf welchem Wege es hätte zu παραφθαίῃσι korrumpiert werden können. In solchen Dingen Elmsley und Thiersch als Autoritäten anzusehen und zu citieren, ist ganz verfehlt.

Am freiesten gegenüber der Tradition ist der Herausgeber in Rücksicht auf den Accent verfahren. Und doch sollte man hier, wo man so ganz von den Zeugnissen der antiken Grammatik abhängt, mit doppelter Behutsamkeit vorgehen. M 204 ist überliefert κόψε γάρ αὐτον mit enklitischem αὐτον. Daß nun im Altertum Tryphon und in neuerer Zeit z. B. der in solchen Dingen urteilslose Dindorf diese Singularität beseitigten, ist begreiflich; nicht zu entschuldigen, daß Cauer sich durch seine sprachwissenschaftliche Schulung nicht hat abhalten lassen, solchem Beispiel zu folgen. Woher hat man das Recht, einzelnes bloß darum, weil es einzeln ist, zu verwerfen? Wie kann man übersehen, daß dieses enklitische αὐτόν mit dem enklitischen Gebrauch von ἑο, οἱ, μιν, σφε u. s. w. aufs schönste zusammenstimmt, daß αὐτοῦ in anaphorischer Bedeutung den Enklitika auch sonst sehr nahe steht und αὐτοῦ „eius" im Attischen denselben Wortstellungsgesetzen unterliegt wie μου? — Schlimmer war es noch, die Thorheit früherer Herausgeber mit der Verwerfung der Aristarcheischen Accentuierung θαμειαί, ταρφειαί nachzumachen, weil das von Pamphilus zuerst aufgestellte θαμεῖαι, ταρφεῖαι besser zu θαμέες, ταρφέες passe. Es wäre nur konsequent, wenn ein anderer

nun auch die Plurale Πλαταιαί, Θεσπιαί (vgl. Τραγειαί, Κεγχρεαί) wegen der Singulare Πλάταια, Θέσπια, oder auch δμωαί, Τρωαί wegen der vorauszusetzenden Singulare *δμῷα, *Τρῷα verwerfen oder leugnen würde, daß das Griechiche die Genetive und Dative μιᾶς, μιᾷ, ἀγυιᾶς, ἀγυιᾷ, ἀγυιαῖς, ὀργυιᾶς, ὀργυιᾷ, ὀργυιαῖς (nebst den zugehörigen Nomin.-Plur.-Formen ἀγυιαί, ὀργυιαί) besessen habe — weil der Nominativ Singular ja μία, ἄγυια, ὄργυια mit dem Ton auf der ersten Silbe laute. Weniges ist besser geeignet, Aristarchs wunderbare Gewissenhaftigkeit ins Licht zu setzen, als die scheinbar so anomale Oxytonierung jener Femininalformen. Den guten inneren Grund aller dieser Endbetonungen und die Neigung der Feminina auf -ια, den Accent in den Kasus mit langvokalischer Endung auf die Schlußsilbe zu werfen, hat J. Schmidt längst schon ins Klare gebracht (Kuhns Zeitschrift 25, 36).

Ebenso hätte Cauer wohlgethan, die zuerst von Bekker[2] vorgenommene willkürliche Zerlegung von ἔγωγε, ἔμεγε, ἔμοιγε in ἐγώ γε u. s. w. wieder aufzugeben. Der eigentümliche Accent jener Verbindungen, der wenigstens im Dativ das Ursprüngliche besser wiedergiebt als das unverbundene ἐμοί, weist ihnen ein hohes Alter zu. Nachhomerischen Ursprung hat noch niemand erwiesen. Ich möchte übrigens wissen, durch welchen seiner drei textkritischen Grundsätze sich Cauer hier ermächtigt geglaubt hat, von der Überlieferung abzugehen.

Selbständig hat Cauer bei den enklitischen Verben und bei den Präpositionen geneuert. Er schreibt ἔστι statt ἐστί, ἔστι und εἰσί statt εἰσι überall da, wo εἶναι ihm die Bedeutung von ὑπάρχειν zu haben scheint. Das ist reine Willkür. Denn die Accentuierung von ἔστι richtet sich bekanntlich nach Aussage der guten Überlieferung nicht nach der Bedeutung desselben, sondern nach seiner Stellung. Und εἰσί als eine mit ἔστι parallele Nebenform zum enklitischen εἰσι zu behandeln, hat gar keinen Sinn. Wenn es eine orthotonierte Nebenform zu εἰσι gäbe, so müßte sie natürlich *εἶσι lauten. Ebenso willkürlich und sprachwidrig ist das häufige φημί, φησί u. s. w. Wer der unrichtigen Meinung ist, die „gravior significatio" von φημί bei Homer schließe Enklisis aus, schreibe dann wirklich orthotonisches *φῆμι, *φῆσι, *φᾶσι und nicht φημί, φησί, φασί, da diese letzteren Formen ebenso wie ἐστί, εἰσί u. s. w. ja nicht orthotonisch, sondern nur unter gewissen Bedingungen eintretende Hülfsformen der enklitischen Formen sind, wenn sie auch späterhin wie τινὲς, ποτὲ u. s. w. an den Satzanfang zu stehen kommen.

Berechtigter ist der Standpunkt, den Cauer in Bezug auf die Präpositionen einnimmt. Er sucht, dem unverkennbar bei Homer noch in weitem Umfang erhaltenen adverbialen Gebrauch derselben durch häufigere Abtrennung vom Verb und häufigere Ausstattung mit dem bei der sog. Anastrophe üblichen Accent gerecht zu werden. Obwohl hier im allgemeinen zur Zustimmung geneigt, erachte ich doch zweierlei als bedenklich: die häufige Anastrophe bei den einsilbigen Präpositionen, bei denen man bestimmte Gründe hat, der Anastrophe einen engen Umkreis zu geben, und die Paroxytonese solcher Präpositionen, welche weder das Prädikat bilden noch ein voraufgehendes Nomen oder Verbum näher bestimmen, also z. B. ἄπο in ἄπο γὰρ δειδίσσετο τάφρος M 52. Die Überlieferung erkennt derartige Paroxytonese prinzipiell nicht an. Warum solche erfinden und sich nicht mit der doch hier gar wohl zu rechtfertigenden proklitischen Betonung der zweiten Silbe begnügen?

Nachdem ich für die Besprechung derjenigen Eigentümlichkeiten von Cauers Ausgabe, welche die Sprachform betreffen, so viel Raum in Anspruch genommen habe, muß ich mich in betreff der sonstigen Abweichungen vom Vulgärtext, die allerdings im Vergleich zu jenen nicht von großem Belang sind, ganz kurz fassen. Ich bemerke daher nur, daß, wie nach der feinsinnigen Abhandlung des Herausgebers „Zur Homerischen Interpunktion" (Rhein Mus. 44) nicht anders zu erwarten war, die Interpunktion erhebliche Fortschritte über die früheren Ausgaben aufweist (Γ 52 und Δ 94 vermag ich allerdings der Änderung nicht beizustimmen), und daß auch mehrere Textbesserungen, die mit der Grammatik nichts zu thun haben, aufgenommen sind. Doch vermisse ich M 50 Weils evidente Korrektur (Revue de philol. 4, 124) οὐδέ τῳ ἵπποι für οὐδέ οἱ ἵπποι und frage auch, ob man I 230 für das überlieferte, aber sicher fehlerhafte ἐν δοιῇ δὲ *σαωσέμεν ἢ ἀπολέσθαι νῆας ἐυσσέλμους statt der Bekkerschen, dem Sinn nach völlig zutreffenden Schreibung σόας ἔμεν nicht auch σάους ἔμεν einsetzen könnte. Bekanntlich ist im Attischen σῶς auch Femininum, und σάους liegt der Überlieferung entschieden näher, ist sogar, wenn man auf die παλαιὰ σημασία ΣΑΟΣΕΜΕΝ Rücksicht nimmt, thatsächlich in derselben gegeben. Es ist zwar heutzutage verpönt, Textfehler aus falschem μεταγραμματισμός zu erklären; aber bei dem berufenen χαιροσέων kommt man nun doch einmal nicht darum herum. — In der Verwerfung von Versen würde ich noch zurückhaltender verfahren als Cauer und mich dabei gänzlich auf die Verse beschränken, die entweder in einzelnen Handschriften fehlen

oder nach sicherem Zeugnis in einzelnen antiken Ausgaben gefehlt haben.

Ich habe im Vorstehenden Cauers Ausgabe nur nach ihrem inneren Wert geprüft und mich mit der Frage nach ihrer pädagogischen Brauchbarkeit nicht beschäftigt. Ich bin zu wenig Schulmann, um mir darüber ein Urteil gestatten zu dürfen. Ich möchte aber hervorheben, daß es auch in der Schweiz namhafte und erprobte Lehrer des Griechischen giebt, welche, obwohl sie aller „Sprachvergleicherei“ fern stehen, sehr günstig über diese Ausgabe urteilen und sie wegen der Erleichterung, die sie durch Ausmerzung vieler dunkler Formen und Einsetzung etymologisch durchsichtigerer dem Schüler gewährt, lebhaft willkommen heißen.

Die äußere Ausstattung der Iliasausgabe weicht von der der Odysseeausgabe darin ab, daß die griechische Schrift größer und die Zeilenzahl der einzelnen Seiten infolge dessen geringer ist.

Basel. Jakob Wackernagel.

Arthur Ludwich, Moschopuli in Batrachomyomachiam commentarii. Pars I. Festschrift der Universität Königsberg. 7 S. 4.

Ludwich bereitet eine Ausgabe von dem Kommentar des Moschopulos zur Batrachomyomachie vor, auf grund einer vatikanischen Handschrift des 14. oder 15. Jahrh., die Rudolph Vári und Johannes Tschiedel für ihn abgeschrieben haben. Hier werden auf 3 Seiten die Scholien zu V. 1—7 mitgeteilt. Ludwich fügt die Notiz hinzu, daß die Lesarten der Florentiner Ausgabe von 1488 mit denen des Moschopulos (die Hs enthält außer den Scholien den Text des Gedichtes) übereinstimmen, sodaß er jetzt, von einer früher geäußerten Ansicht abweichend, Moschopulos für den Urheber unserer Vulgata der Batrachomyomachie hält.

Kiel. Paul Cauer.

Maximiani elegiae. Ad fidem codicis Etonensis rec. et emend. **M. Petschenig.** (Berliner Studien für klass. Phil und Archäol. 11. Band 2. Heft.) Berlin 1890, S. Calvary & Co. II, 37 S. gr. 8. 1 M. 50.

Wer bei Baehrens PLM. V S. 313—348 den kritischen Apparat der Elegien des Maximian durchmustert, muß bei einiger Aufmerksamkeit zu der Überzeugung gelangen, daß dort viel wertloses Material aufgespeichert ist. Unter den zehn von Baehrens verglichenen Codices erscheint nur ein einziger, der zugleich der älteste ist, von Interpolationen frei, cod. Etonensis Bl. 6, 5 aus dem 11. Jahrhundert,*) die übrigen sind sämtlich in höherem oder geringerem Grade durch willkürliche Änderungen entstellt. Diese Sachlage richtig erkannt zu haben, ist das Verdienst von M. Petschenig, dessen vor kurzem erschienene Rezension der Elegien des Maximian ganz auf die Lesarten des cod. Etonensis gegründet ist. Schon hierdurch bezeichnet die neue Ausgabe einen namhaften Fortschritt gegenüber der Baehrensschen Rezension. Die fiebernde Hast, mit welcher der frühverstorbene Baehrens arbeitete, hatte ihm den Blick für die Vorzüge des cod. Eton. getrübt, sodaß er bei Feststellung des Textes einem Eklektizismus huldigte, wie er dem heutigen Standpunkte der Kritik nicht mehr entspricht. Ein weiterer Vorzug der Petschenigschen Ausgabe besteht darin, daß der Herausgeber, in dem wir einen zuverlässigen Führer auf dem Gebiete des Spätlateins schätzen, den Eigentümlichkeiten dieser Sprachgestaltung gebührende Rechnung getragen hat, während die Baehrenssche Rezension des Maximian, wie überhaupt seine Ausgaben spätlateinischer Texte, überall die mangelhafte Vertrautheit dieses Gelehrten mit dem Spätlatein verrät.

Die neue Ausgabe enthält nach einer kurzen Praefatio, welche über das Verhältnis des cod. Eton. zu den übrigen Hss handelt und die einzelnen Arten der Schreibfehler in diesem Codex gruppiert, den Text des Maximian und darunter die annotatio critica nebst einer Anzahl von Winken zur Erklärung schwieriger Stellen. Dem Texte folgen als wertvolle Zugabe zwei indices, ein kürzerer der Eigennamen und ein ausführlicher sprachlicher Index auf S. 27—37.

Daß der Text sich aufs engste an den cod. Eton. anschließt, wurde schon erwähnt. Nur wo offenbare Schreibfehler vorliegen, zieht der Herausgeber die geringeren Codices zu Hülfe. Es sei hier bemerkt, daß der gesamte kritische Apparat aus der Baehrensschen Ausgabe entlehnt ist, abgesehen natürlich von Angaben des Herausgebers über eigene Konjekturen. Unter den letzteren, deren Zahl nicht übermäßig groß ist, befinden sich einige, die volle Zustimmung verdienen, so 1, 63 iuvenali, 2, 44 memoremur, 2, 62 vector, 3, 11 pulsas, andere erscheinen unnötig, wie 1, 168 sic, 1, 193 qui, 1, 280 hos, noch andere unwahrscheinlich oder bedenklich. Da ich mich demnächst in einem besonderen Artikel mit der Kritik des Maximian zu beschäftigen gedenke, so verweise ich auf diesen.

*) Doch hatte schon seine Vorlage Varianten und Glossen, die im Etonensis gelegentlich in den Text drangen.

Was die Erklärnngen zu schwierigen Stellen betrifft, mit welchen P. den Text begleitet hat, so würden, glaube ich, viele Leser es dem Herausg. Dank gewußt haben, wenn er mit denselben weniger sparsam gewesen wäre. Gewährt auch das Studium des beigegebenen sprachlichen Index noch über viele Dunkelheiten Aufschluß, so bleibt doch immer noch eine recht beträchtliche Anzahl von Stellen, die hinsichtlich des Sinnes oder der Konstruktion der Anfhellung bedürfen. Ich werde mir in dem in Aussicht gestellten Artikel auch gestatten, zu einer Reihe schwieriger Stellen die Erklärung zu bieten.

Der sprachliche Index ist, wie schon seine Ausdehnung über 20 Spalten groß Oktav zeigt, sehr reichhaltig, leider aber oft verzweifelt lakonisch. Zu tadeln ist es, daß P. bei Wörtern, die nur auf Vermutung beruhen, durch kein Zeichen (Stern, Kreuz, Klammer) zu erkennen giebt, daß dies der Fall ist. Das kann bei eiliger Benutzung leicht zu Ungenauigkeiten Veranlassung werden. Im einzelnen vermisse ich folgendes: S. 39 coniugatio war anzuführen 1, 44 und 5, 97 abit = abiit. S. 31 ellipsis: 1, 240 quis <me> sub vitali computet esse loco, 2, 57 <me> potuisse memento, 4, 48 <me> dicere plura rogat. — S. 31 fehlt infinitivus substantivi loco usurpatus et cum pronomine iunctus: 1, 178 ipsum vivere, 3, 92 ipsum ... velle. — S 32 metricae res: caesura trochaica (cum trithemimeri) 3, 31. — S 34 quisque = ullus 1, 110, quisquam = aliquis 2, 17. 4, 12. — S. 35 redditur cum dupl. nominativo 1, 248. — rogare cum acc. et inf. 4, 48. — S. 36 unquam = quando, aliquando, 1, 251.

Von Interesse wäre es gewesen, wenn der Verf. sein wertvolles Büchlein noch mit einer Zusammenstellung der Nachahmungen des Maximian bereichert hätte. Zwar ist wörtliche Übereinstimmung nicht eben häufig, wie 1, 5 non sum qui fueram = Ovid. trist. 3, 11, 25; 1, 201 licet nolis = Lucan. 2, 512 (dieselbe Versstelle) der Nachweis dieser Entlehnung ist auch für die Kritik wichtig; 2, 65 Versschluß veneranda senectus = Dracont. 8, 236. Coripp. Ioh. 7, 202; 3, 80 tristis abit = Iuvenal. 6, 128; 3, 91 permissa potestas (Versschluß) = Lucan. 1, 595; 4, 29 pallorque ruborque (Versschluß) = Stat. Theb. 1, 537. 11, 336 Dracont. 6, 8; 4, 41 omnia collustrans (Versanf.) = Verg. Aen. 3, 651, doch findet sich fast wörtliche Anlehnung und Anklänge an frühere Dichter in großer Ausdehnung.

Allein wir haben mit dem Verf. nicht zu rechten, was er hätte bieten sollen; sind wir ihm doch für das, was er geboten, zu warmem Danke verpflichtet.

Hildesheim. Konrad Roßberg.

Gustav Lämmerhirt, De priscorum scriptorum locis a Servio allatis. Dissertationes philologicae Ienenses. Leipzig 1890, Teubner. IV, 311 S. 8.

Von vielen alten Dichtern, deren Werke uns ein neidisches Schicksal verloren gehen ließ, sind wenigstens in Citaten der späteren, hauptsächlich der grammatischen und exegetischen Litteratur mehr oder minder zahlreiche Bruchstücke erhalten. Da ist es nun von Wichtigkeit, festzustellen, ob der betreffende Grammatiker oder Kommentator den Dichter, den er für seinen Zweck heranzog, wirklich selber gelesen hatte, ob er den Vers, den er anführte, aus dem Gedächtnis citierte, oder ob er ihn, ehe er ihn in sein Werk aufnahm, noch einmal nachschlug, oder endlich, ob er ein solches Citat einfach aus dem Werke eines Vorgängers abschrieb. Das zuletzt genannte Verfahren war bei den Schriftstellern aller Gebiete, der Grammatik, der Geschichte, der Rechtswissenschaft u. s. w., nicht weniger im Schwunge als heutzutage; nur darin besteht ein Unterschied, daß, während man es jetzt im allgemeinen für nötig hält, ein Citat, das man einem andern Werke entlehnt, an der Quelle selbst noch einmal nachzuschlagen, das Altertum in diesem Punkte sorgloser war. So kommt es, daß oft ein altes Dichterfragment, welches an 5 oder 6 Stellen aufbewahrt ist, darum doch nur als einmal, nämlich an der ältesten Stelle, bezeugt anzusehen ist und für die Kritik alle übrigen Anführungen nicht mehr Wert haben wie die Apographa eines Archetypus. Noch aus einem andern Grunde sind solche Untersuchungen wertvoll: es ist von kulturhistorischem Interesse, zu wissen, ob Dichter der älteren Zeit wie Ennius, Pacuvius u. a. im 3., 4., 5. Jahrh. n. Chr. noch wirklich, wenn auch nur von Gelehrten, gelesen wurden, oder ob nur einzelne Verse derselben als grammatische oder rhetorische Musterbeispiele von einem Lehrbuch ins andere hinüberwanderten.

Eine Untersuchung dieser Art für Servius liegt uns in der zu besprechenden Abhandlung Lämmerhirts vor. Der Verf. bringt für seine Arbeit eine ausgedehnte Kenntnis der einschlägigen Litteratur mit und hat sehr viel gründlichen Fleiß darauf verwandt. Auch muß ihm das Lob zuerteilt werden — wenn anders es ein Lob ist —, daß er mehr leistet, als der Titel verspricht. Er versucht es nämlich beherzten Geistes, einen großen

Teil der von Thilo mit Recht als difficilis und lubrica (Praef. p. LXXXIV) bezeichneten Quellenfrage zu lösen, und es gelingt ihm in der That, einige schöne Resultate zu liefern. Aber darüber ist leider das Hauptthema zu kurz gekommen. Vergeblich haben wir in der Arbeit eine Antwort auf die Frage gesucht: Hat Servius die Annalen des Ennius noch selbst gelesen? hat ihm der Wortlaut des Zwölftafelgesetzes vorgelegen? Wir glauben allerdings die Meinung des Verf. zu treffen, wenn wir feststellen, daß Servius keinen der alten Schriftsteller außer Plautus und Terenz selbst las; aber dieser Satz muß aus des Verf. Untersuchungen herauskombiniert werden, ausdrücklich ausgesprochen und bewiesen — letzteres wird auch kaum möglich sein — ist er nicht. Nur für Plautus und Terenz erhalten wir bessere Auskunft. Ersteren soll Servius wahrscheinlich wenigstens teilweise, letzteren sicherlich ganz gekannt haben (S. 368; vgl. S. 357. 364. 366). Für Varros Logistorici wird die Möglichkeit eigener Kenntnis offen gelassen, eine bestimmte Antwort nicht erteilt. Wir haben gegen diese Sätze, welche, wie der Verf. selbst am Beginn seiner Arbeit hervorhebt, ebensowenig strikt bewiesen werden können wie fast alles andere, auf das sich diese Untersuchungen erstrecken, nichts einzuwenden. Nur hätten wir gewünscht, daß sie einen besseren Platz in der Arbeit und eine eingehendere Betrachtung erhalten hätten.

Werfen wir nun einen Blick auf die Untersuchung selber. Sie schlägt folgenden Gang ein. Zunächst werden alle Stellen alter Schriftsteller, die Servius citiert, zusammengestellt, leider nur unter Angabe des Verses, bei dem sie stehen, nicht mit dem Wortlaute. Dann folgt eine kurze Besprechung der Vergilkommentatoren, welche Servius nennt. Hieran schließt sich die Behandlung des größten Teiles der Stellen nach folgender Anordnung: I. Textus recensio. II Textus emendatio. III. Quaestiones in universum de sermone Vergiliano institutae. IV. Singularum vocum etymologiae. V. Singularum vocum explicationes. VI. Distinctiones atque ordinationes enuntiatorum. VII. Explicationes breviores versuum. VIII. Fusiores Vergilianorum versuum explicationes. IX. Ratiocinationes quae sine dubio cum adversariorum in Vergilium maledictis quodammodo cohaerent. Wir halten diese sachliche Anordnung nicht für glücklich und glauben, der Verf. hätte mehr erreicht, wenn er lieber die einzelnen Schriftsteller, die Servius benutzt, vorgenommen hätte. Im Verlaufe seiner Arbeit scheint er das selbst empfunden zu haben; wenigstens befolgt er bei Behandlung des achten Teiles dieses Verfahren, und hier wird seine Darstellung am lichtvollsten, seine Methode am reinlichsten, seine Ergebnisse am greifbarsten. Wir erhalten hier eine bestimmte Vorstellung von Servius' Verhältnis zu Suetonius und Plinius, wobei zugleich für Isidorus einiges gewonnen wird, und es wird uns sehr wahrscheinlich gemacht, daß Servius von früheren Kommentaren nur diejenigen des Donat, Urbanus und Carminius benutzt habe. Der letzte Paragraph (16), in dem zu erweisen gesucht wird, daß Servius von artium scriptores nur den Caper benutzte, fällt ganz aus der oben angegebenen Einteilung heraus. Viel weniger gelungen erscheinen uns dagegen die früheren Partien der Arbeit, in denen sich der Verf. streng an seine Einteilung hält. Es ist hier nicht immer ganz leicht, seine Intentionen zu verstehen, was freilich auch z. T. daran liegt, daß er hier nur selten die Stellen, die er zur Untersuchung heranzieht, ausschreibt, während es dem Leser doch schier unmöglich ist, diese Unsumme von Citaten nachzuschlagen. Ein weiterer Einwand, den wir machen müssen, ist der, daß Verf. in seinen Folgerungen und Schlüssen oft zu weit geht. So sucht er im dritten Abschnitt — quaestiones in universum de sermone Vergiliano institutae — zu zeigen, daß hier Servius stets vom Vergilkommentar des Älius Donatus abhängt. Es ist längst bekannt, daß Servius diesen Kommentar benutzte. Aber wenn nun Verf. hierher alle rhetorischen Anmerkungen zieht, zu denen er aus der gesamten Litteratur mit staunenswertem Fleiß sämtliche Parallelstellen zusammengetragen hat, so müssen wir ihm erwidern: Quorsum haec? wozu dies gewaltige Rüstzeug, bei dessen Anblick uns angst und bange wird? Sollen wir wirklich glauben, daß Servius, um eine Bemerkung zu machen, wie — ich greife ganz beliebig heraus — V 8 rates pro navibus abusive posuit oder III 183 haec compositio iam vitiosa est, erst den Donat nachgeschlagen hat? Selbst wenn sich zehn ähnliche Bemerkungen im Terenzkommentar fänden, würden wir das nicht zugeben. Nicht einmal die Stellen, an denen Servius selbst die Namen der rhetorischen Figur angiebt, wie III 359 sane per omnia zeugma est ab inferioribus: „sentis“ oder I 114 et est tropus synecdoche, wird er aus anderer Quelle geschöpft haben. Solche rhetorische Kenntnis war dem Altertum geläufiger als uns: Grammatiker zumal und Kommentatoren hatten sie an den Schuhen abgelaufen — man vergleiche z. B. den Horaz-

kommentar des Porphyrio —, und Servius galt doch als besonders gelehrt! Bei sehr vielen dieser Stellen fehlt jeder Anhalt, um eine Benutzung des Donat zu erweisen. Aber auch, wenn eine rhetorische Anmerkung in Verbindung mit einem Terenzcitat gebracht wird, wie z. B. pro summe Iuppiter (Ter. Adelph.) viermal von Servius herangezogen wird, so folgt daraus nichts; denn gerade die Kenntnis des Terenz wird ja dem Servius vom Verf. zugestanden.

Ebenso unsicher erscheint es uns, wenn eine Anzahl mythologischer Erklärungen auf den Kommentar des Asper (S. 370) zurückgeführt wird. Ganz haltlos vollends ist die Annahme, daß einige Citate aus Catos Schrift de re rustica einem Kommentar des Cornelius Celsus zu den Georgica entnommen seien. Schon die Existenz dieses Kommentars ist trotz Ribbecks scharfsinnigen Ausführungen (Prol. Verg. S. 25) problematisch (vgl. Ritter, Fl. J. 1883, S. 52 ff.), und L. hätte nicht eine Hypothese auf die andere bauen sollen. Solche Nebelgebilde sind lustig anzusehen, verwehen aber beim ersten Windhauche.

Doch das sind Einzelheiten, die auf das Gesamturteil über den Wert der Arbeit keinen Einfluß ausüben, und es ist fürwahr keine Schande, wenn der eifrige Forscher bei so schwierigen und mühsamen Untersuchungen bisweilen edles Metall gefunden zu haben meint, während er in Wahrheit nur auf Glimmer gestoßen ist. Die Arbeit verdient durchaus die Anerkennung gründlichen Eindringens in alle Tiefen, soweit uns eben das vorhandene Material zu graben gestattet; sie ist eine wertvolle Ergänzung unserer Kenntnis Servianischer Gelehrsamkeit.

In einem Anhang wird die Lebenszeit des Asper um das Jahr 200 festgesetzt. Als Anhalt dient das Scholion des Servius zu Aen. VII 30, in welchem Fronto genannt ist, und welches wegen seiner Ähnlichkeit mit Schol. in Aen. IX 416 auf Asper zurückgeführt wird. Da andrerseits Asper von Julius Romanus benutzt ist, so würde also seine ἀκμή zwischen diese beiden bekannten termini, Fronto und Julius Romanus, fallen. Aber auch hier hat den Verf. sein Eifer irregeleitet. Nichts berechtigt uns, jene Erwähnung des Fronto dem Asper zuzuweisen (cf. Schol. in Aen. VIII 107), und wir müssen vorläufig in bezug auf seine Lebenszeit beim ignoramus bleiben.

Braunschweig. B. Kübler.

A. M. Dittmar, De Atheniensium more exteros coronis publice ornandi quaestiones epigraphicae. Leipziger Universitäts-Preisschrift. Leipzig 1890, Hirschfeld. 183 S. gr. 8.

Man sollte nicht glauben, daß sich über die Sitte der Athener, von Staats wegen Kränze als öffentliche Ehrenbezeugung zu verteilen, ein Buch von gegen 200 Seiten schreiben ließe. Der Verf. dieses Buches beschränkt sich dabei noch auf diejenigen Kranzverleihungen, die an Mitglieder auswärtiger Staaten erteilt worden sind, und erörtert unter diesen wiederum nur diejenigen, von denen wir durch epigraphische Urkunden Nachricht haben. Es ist bedauerlich, daß eine an sich so gleichgültige und inhaltsleere Thatsache wie eine Kranzverleihung den Inhalt einer solchen Unmasse epigraphischer Denkmäler bildet, aus denen wir am Ende doch nur immer wieder dasselbe lernen, daß das politische Leben Athens seit der Mitte des vierten Jahrhunderts in lächerlicher Äußerlichkeit und abgeschmackter Kleinlichkeit völlig aufgegangen ist. So lehrreich jene Steinurkunden für den Historiker sind, so verhängnisvoll sind sie für die Wertschätzung des damaligen Athens; denn kann sich ein Staat wohl ein unzweideutigeres testimonium paupertatis ausstellen, als wie wenn er nicht müde wird, die Angehörigen fast sämtlicher auswärtiger Nationen in ungezählter Menge öffentlich als seine 'Wohlthäter' zu kennzeichnen und zu dekorieren? Sehr interessant sind die historischen Thatsachen, die sich aus einer chronologisch-statistischen Anordnung der Steine ergeben. Wir lernen z. B. aus denselben, welchen Einfluß auf die Zeitrichtung unter Umständen das energische Einschreiten einer einzelnen kraftvollen Persönlichkeit ausüben kann: während der zehnjährigen Staatsverwaltung des Demetrios von Phaleron schweigen die Kranz- und Wohlthäterdekretionen so gut wie ganz, um nach dem Sturze dieses vortrefflichen Mannes allerdings in noch weit ausgedehnterem Maße sich auf den attischen Steinen breit zu machen. Dittmars ihrem Inhalt entsprechend nüchterne, aber ungemein fleißige Arbeit besteht in einer sorgfältigen Zusammenstellung und sachlichen Besprechung der einschlägigen epigraphischen Urkunden, die er auf folgende Abschnitte seines Buches verteilt hat: Kap. I 'De coronis proxenia et euergesia coniunctis'. Kap. II: 'De coronis, quae inveniuntur in civitatis decretis'. Kapitel III: 'De reliquis coronis omnibus'. Es ist ein sehr reiches Material, das in diesen Abschnitten eingehend erörtert wird, und im einzelnen finden sich manche hübsche Beobachtungen. Doch fehlt dem Verf. der historische Sinn, der das

scheinbar Kleine zu weiterreichenden Folgerungen zu verwerten und auszuspinnen weiß und über der Betrachtung des Einzelnen sich den Blick für das Gesamte nicht beeinträchtigen läßt. In formeller Hinsicht hätte die Schrift mit mehr Geschmack ausgearbeitet werden können. Ein Satz der Gattung wie: 'Praeter ceteras Graecorum civitates Athenienses profundebant honores, varios variis temporibus, id quod non ignoravit Demosthenes in Leptinea' würde wohl nicht an die Spitze des Buches gestellt worden sein, wenn der Verfasser zur Abfassung desselben statt des üblichen Seminarlateins seine deutsche Muttersprache angewandt oder anwenden gedurft hätte.

Ein ausführliches Verzeichnis der besprochenen und emendierten Inschriften und der in diesen vorkommenden bemerkenswerten Formeln erhöht die Benutzbarkeit der von straffer Ausdauer und wissenschaftlicher Selbstlosigkeit zeugenden Schrift. Mögen diese Eigenschaften dem Verf. bei seiner in Aussicht gestellten Bearbeitung der Inschriften, die der Erteilung der nämlichen Auszeichnungen an athenische Bürger gewidmet sind, in unvermindertem Maße treu bleiben.

Berlin. Johannes Toepffer.

Konrad Miller, Reste aus römischer Zeit in Oberschwaben. Ravensburg 1889, Maier. 50 S. 4. — Karte der römischen Straßen und Niederlassungen in Oberschwaben Ravensburg 1890, Maier.

Die erstere Arbeit ist ein Neuabdruck der zur Feier des 25 jährigen Regierungsjubiläums des Königs von Würtemberg am 25. Juni 1889 erschienenen Festschrift, in welcher Prof. Miller, wie er S. 7 sagt, versuchte, „ein Kulturbild zu gewinnen, erstens aus den Ergebnissen der Ausgrabung römischer Gebäude, welche der Verf. in den Jahren 1880 und 1881 vorgenommen hat, und zweitens aus der Untersuchung des römischen Straßennetzes von Oberschwaben". Der erste Teil bietet eine sehr wertvolle Ergänzung zu dem grundlegenden Aufsatz von Hettner im 2. Band der Westd. Zeitschr. für Gesch. und Kunst. Die ansehnlichen Villen von Hergotsfeld, Rheinpatent, Altshausen und Ummendorf, über welche der Verf. bereits früher in verschiedenen Zeitschriften berichtet hat, werden eingehend beschrieben und durch Grundrisse veranschaulicht, welche von sorgfältigen Ausgrabungen und Aufnahmen Zeugnis ablegen (S. 1—24). In einem allgemeinen Teil wird dann die Bedeutung dieser Anlagen unter Heranziehung einer großen Anzahl anderwärts veröffentlichter Grundrisse erörtert (S. 24—33). Die Resultate, zu welchen der Verf. kommt, werden nicht sämtlich allgemeine Zustimmung finden, so wenn er (S. 28) im Gegensatz zu den sonst ausgesprochenen Ansichten und seiner eigenen früheren Meinung vermutet, daß der weitaus größte Teil der reich ausgestatteten und mit Hypokausteinrichtungen versehenen Gebäude öffentliche Bäder mit Gesellschaftslokalitäten gewesen seien, und wenn er die letzteren in den ausgedehnten Kellerräumen sucht (S. 33). Doch sind auch hier Millers Ausführungen höchst beachtenswert, wie denn überall selbständiges, unbefangenes Urteil und klarer Blick für das thatsächlich Vorhandene seine Arbeiten vor vielen anderen Produkten der Lokalforschung vorteilhaft auszeichnen. Einen wichtigen Unterschied der oberschwäbischen Villen von denjenigen des Dekumatenlandes findet Miller darin, daß die letzteren regelmäßig Bestandteile eines größeren Gehöftes mit ringsumgebender Umfassungsmauer sind, während diese Mauer in Oberschwaben fehlt. Was das Grenzland betrifft, so stimmt Millers Behauptung vollkommen zu den von uns gemachten Beobachtungen (Vergl. Wolff, Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau. 1890, S. 60). Dasselbe gilt für die bei der Villa von Ummendorf festgestellte Anwendung von Torf als Heizmittel (S. 23). Daß ebendort auf gebrannten Ziegeln sich Eindrücke vom Huf eines ponyartigen Pferdes gefunden haben, könnte vielleicht erwünschte Erklärung für die in römischen Trümmern oft gefundenen kleinen Hufeisen bieten.

Über „das römische Straßennetz in Oberschwaben" hatte Miller bereits im Jahre 1885 in den „Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees und seiner Umgebung" (XIV. Heft S. 1—27) seine Ansichten im allgemeinen ausgesprochen und begründet. Den damals versprochenen „speziellen Teil" bietet unsere Publikation (S. 34—50). Über diesen Gegenstand herrscht eine erbitterte Fehde zwischen Näher und Miller, von welchen ersterer nur diejenigen Straßen anerkennen will, für welche sich Beweise in der antiken Litteratur, besonders in den bekannten Itinerarien, finden, während es für Miller als oberster Grundsatz gilt, daß nur solche Straßen als römische Kunststraßen anerkannt werden, welche wirklich unter der Erde noch existieren. Beide Auffassungen enthalten gegenüber der früher herrschenden und z. T. noch vorhandenen Willkür einen entschiedenen Fortschritt, bei beiden ist aber anderseits eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen, welche bei Näher, wenn seine Forderung konsequent durchgeführt wurde, dazu führen müßte,

auf jedes Aufsuchen römischer Straßen im Dekumatenlande zu verzichten, während Miller unter derselben Voraussetzung nur kurze Straßenabschnitte, nicht aber wirkliche Straßen oder gar Straßensysteme feststellen könnte. In der Praxis sind denn auch beide Forscher weit davon entfernt, die Konsequenzen ihrer Forderungen streng zu ziehen. Über Näher habe ich in dieser Zeitschrift (1888, No. 4 und 1889, No. 6) ausführlich gesprochen. Miller bahnt sich einen Weg zur Konstruktion zusammenhängender Straßen durch Aufstellung des Grundsatzes, daß „das geographische Bild der Gegend sich seit jener (der römischen Zeit) sehr wenig verändert hat", und „daß die Verkehrswege zur Römerzeit im großen und ganzen dieselben gewesen sind wie jetzt" (S. 48). Es leuchtet ein, daß die Anwendung dieser Voraussetzung auf die einzelnen Straßenabschnitte ihn zum Gegner des von anderen Forschern wenigstens für die römischen Militärstraßen beobachteten Prinzips möglichster Geradlinigkeit machen mußte. Nun ist es zweifellos richtig, daß der Glaube an schablonenhafte Geradlinigkeit ohne Rücksicht auf Terrainverhältnisse vielfach zu ganz verkehrten Resultaten geführt hat; ebenso wahr aber ist es, daß eine verständige Berücksichtigung jener oft beobachteten Eigentümlichkeit eines der sichersten Mittel nicht zur Nachweisung, wohl aber zur Auffindung römischer Militärstraßen ist. Indem Miller sich dieser Wahrheit verschloß und auch im einzelnen ein Zusammenfallen antiker und moderner Straßen annahm, ist er vielfach auf Abwege geraten. Ein Beispiel möge dies zeigen: die Hauptstraße Lindau-Memmingen verrät auch nach Millers Einzeichnung in ihren sicher nachgewiesenen Teilen ganz entschieden das Bestreben, immer wieder in die kürzeste, schnurgerade Verbindungslinie der beiden Orte zurückzukehren. Die wichtigsten Abweichungen von der Gesamtrichtung finden wir regelmäßig an solchen Stellen, an welchen der „Spaten" noch nicht, wie Miller es mit Recht verlangt, den Nachweis des „Römerstabs" vervollständigt hat. So heißt es (S. 36) bei Neuravensburg: „der Verlauf der Hauptstraße bis Hiltensweiler ist zweifelhaft". Das folgende Stück bis Weisenbach aber stimmt mit dem sich anschliessenden, „ununterbrochen bis Wangen" führenden, welches wieder in die Hauptrichtung fällt, in Beziehung auf die Breite nicht überein. Bei Leutkirch macht die heutige Straße eine fast rechtwinkelige Ausbiegung nach SO, um den Ort zu erreichen und dann wieder mit gleicher Biegung in die Hauptrichtung zurückzukehren. Das haben wir oft gefunden. Dann ist aber regelmäßig der Ort jünger als die Straße; die letztere ging ursprünglich an ihm geradlinig vorüber, ohne ihn zu berühren. Hier war es offenbar ebenso. Miller sagt selbst, daß „die Fortsetzung bis Leutkirch noch der Untersuchung bedürfe". Daß aber mitten durch Leutkirch, seiner Längenaxe entsprechend, eine „römische Hauptstraße führt, welche bis Niederhofen mit der heutigen übereinstimmt", zeigt, daß es sich hier um eine Kreuzung handelt, da ja Miller selbst auf der Karte diese Straße nach SO in der Richtung auf Isny weiter verlaufen läßt. Auch bei der Biegung nordöstlich von Altshofen ist „die römische Unterlage unsicher" (S. 37). Wenn aber Miller gerade hier in der Verlängerung der alten Richtung Spuren einer anderen römischen Straße einzeichnet, so ist es für den unbefangenen Leser zweifellos, daß diese als die Hauptstraße anzusehen ist. Dieses eine Beispiel möge genügen, um es zu rechtfertigen, daß wir trotz Millers Ausführungen bei der Ansicht verharren, daß auch in Oberschwaben die eigentlichen Militärstraßen, soweit es das Terrain gestattet, geradlinig verlaufen. Aus diesem Grunde möchten wir auch die von Wangen bis zum Illerübergang bei Unterkirchberg fast schnurgerade verlaufende Straße im Anschluß an die alte Ansicht als eine militärische Hauptstraße ansehen. Die geringe Breite der von Miller untersuchten Stücke kann uns in dieser Ansicht umso weniger irre machen, da die von ihm angenommene Donaustraße am linken Ufer abgesehen von ihrem schwer erklärbaren Verlauf in der Breite zwischen 6 und 12 m schwankt, was sicherlich bei einer zusammenhängenden, römischen Heerstraße nicht der Fall gewesen sein dürfte. Überhaupt scheinen uns, so sehr wir im Prinzip mit Millers Forderung exakter Forschung übereinstimmen, die gewonnenen Straßenprofile nicht in jedem einzelnen Falle charakteristisch genug, um die Straßen und Wege mit Sicherheit als römische zu bezeichnen, geschweige denn sie in eine der vom Verfasser angenommenen 3 (früher sogar 5) „Qualitäten" einzureihen. Wir möchten empfehlen, vorläufig nur Militärstraßen und Vizinalwege zu unterscheiden und die weitere Differenzierung auf grund möglichst zahlreicher und sorgfältig aufgenommener Profile der Zukunft zu überlassen.

Was zum Schluß die technische Herstellung der Karte betrifft, so können wir leider nicht ein so günstiges Urteil wie über den Text und über die Grundrisse der Villen fällen. Wie die Bemerkung auf S. 48 zeigt, ist die Karte gegen die ursprüng-

liche Absicht für die im Buchhandel erschienenen Exemplare nachträglich und offenbar etwas eilig hergestellt worden. Für eine Fortsetzung seiner Studien, die dringend zu wünschen ist, möchten wir dem Verfasser raten, genauere und mit Höhenangaben versehene Blätter seinen Eintragungen zu grunde zu legen und auf diesen nur die zweifellos als römisch erkannten Stücke der Straßen mit fetten Linien einzutragen. Auf der vorliegenden Karte kommt ein großer Teil der im Text erwähnten Orte gar nicht vor; ein Urteil über die Tracierung zu gewinnen, war uns nur durch Benutzung einer genaueren und mit Höhenangaben versehenen Karte möglich. Nach diesen Ausstellungen, die wir im Interesse der Sache machen mußten, möchten wir aber unsere Besprechung nicht schließen, ohne noch einmal nachdrücklich darauf hinzuweisen, welch reiche Belehrung und Anregung alle aufmerksamen Leser, insbesondere alle Mitforscher auf dem von ihm bearbeiteten Gebiete aus Millers Mitteilungen schöpfen können. Daß keine abschließenden Ergebnisse gewonnen sind, ist nicht die Schuld des Verfassers, sondern des Standes der Forschung. Vieles ist auch hier noch zu thun. Es wird am erfolgreichsten geschehen, wenn Millers Hoffnung sich erfüllt, daß „die exakte Art der Forschung in immer weiteren Kreisen Anerkennung, Unterstützung und Nachahmung finden werde".

Frankfurt a/M. Georg Wolff.

G. A. Schrumpf, A first Aryan reader consisting of specimens of the Aryan languages which constitute basis of comparative philology. London 1890, D. Nutt. XII, 212 S. 8.

Der Gedanke der Herausgabe dieser Schrift ist derselbe, welcher dem zweiten Teile des Schleicherschen Kompendiums zu grunde liegt: es sollen Proben aus allen Hauptzweigen des Indogermanischen beigebracht werden, die dem Anfänger in der indogermanischen Sprachwissenschaft als Grundlage seiner Übungen dienen sollen, während die eben erwähnte „Indogermanische Chrestomathie" von Schleicher erst für den Vorgeschrittenen verwendet werden soll. Es ließ sich hier wohl zunächst die Frage aufwerfen, ob solche Chrestomathien überhaupt zweckdienlich sind. Die Beantwortung dieser Frage dürfte kaum von allen Seiten gleichmäßig erfolgen. Wenigstens von seiten des Referenten muß hervorgehoben werden, daß ihm der Nutzen einer so beschränkten Auswahl sehr problematisch dünkt. Als 'specimina' mögen sie immerhin ihren Wert haben; aber nicht viel möchte ich mir für die Zwecke des Unterrichts von ihnen versprechen.

Unsere Auswahl hat folgenden Inhalt: 1. Indisch und zwar das klassische Sanskrit mit dem Tode des Yajnadatta als Probe (S. 3—26), das vedische (S. 26—46) mit Proben aus den Hymnen des Rigveda, denen die Übersetzungen von Wilson, Langlois, Grassmann, Ludwig, Brandes, Muir, Roth beigegeben sind, aber ohne abschließendes Urteil des Verfassers. 2. Eranisch und zwar A) Altpersisch mit Proben aus einer Inschrift des Dareios in Persepolis und der Behistaninschrift (49—61); B) Avestisch mit Stücken aus dem Vendidād, den Gaþas und Yasna (62—72); C) Pehlevi und Parsi (73—76). 3. Armenisch (Probe des Vaterunser und ein Stück aus des Moses von Khorene Geschichte von Armenien, ferner ein Abschnitt aus „Eznikii Refutatio haeresiarum" 79—98) 4. Griechisch (Probe die Bronzetafel von Idalium, 101—107). 5. Albanesisch (Probe das Vaterunser in toskischer und gegischer Mundart und einige Erzählungen, S. 111—124). 6. Italisch und zwar Oskisch mit einem kleinen Stück aus der tabula Bantina, Umbrisch mit Abschnitten der ersten und sechsten iguvinischen Tafel, Lateinisch mit der Duenosinschrift (S. 127—138). 7. Keltisch mit Abschnitten aus dem Leben des hl. Patrik und dem Buche der Hymnen (S. 141—162). 8. Baltisch mit einem Märchen aus der Sammlung von Leskien-Brugmann, zwei Stücken aus Nesselmann, einem kleinen Stück aus Donaleitis und dem Vaterunser vom Jahre 1547 (S. 165—180). 9. Slavisch; berücksichtigt ist nur das Altkirchenslavische mit Proben aus der Cyrillischen Bibelübersetzung (S. 183—198). 10. Gotisch mit dem Vaterunser und einem Stück aus dem Evangelium des Lukas, (S. 201—212).

Jeder Gruppe dieser Proben aus den einzelnen indogermanischen Sprachen ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche in gedrängter Kürze über die Stellung der einzelnen Sprache zu den verwandten, über ihre Spaltung in Mundarten, ihre Geschichte handelt und die wichtigste auf die eben berührten Fragen sich beziehende Litteratur verzeichnet. Hierbei ist sichtlich der arische Zweig bevorzugt, besonders kurz abgethan das Griechische, namentlich mit Rücksicht auf die Litteratur über die Dialekte, und das Lateinische. Denn es genügt nicht, trotz des Verfassers ausdrücklicher Versicherung, sich in Einzelangaben nicht einlassen zu wollen, nur Jordans Kritische Beiträge und M. Rings Altlateinische Studien zu besonderem Studium zu empfehlen. Auch wäre es

wohl besser gewesen, das Etruskische lieber ganz aus dem Spiele zu lassen. Die Anmerkungen, welche zum Zwecke sprachlicher Erklärung beigegeben sind, sind durchaus nicht gleichmäßig gearbeitet und müßten jedenfalls zum Teil viel eingehender und umfassender sein, wenn sie dem Anfänger zur selbständigen Einführung in das Verständnis der gebotenen Sprachproben sollten führen können. Zum Teil besteht die ganze Erklärung nur in einer Interlinearversion des betreffenden Stückes. Auf einzelne Ausstellungen irriger oder unsicherer Angaben sowohl in den Einleitungen als auch in den Anmerkungen lasse ich mich nicht ein.

Innsbruck. Fr. Stolz.

P. Cauer, Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken. Kiel und Leipzig 1890, Lipsius und Tischer. 94 S. 8.

Der Verfasser hat in dieser Schrift wie ein Ankläger alle Punkte gesammelt, die sich gegen die Thätigkeit des Staates auf dem Gebiete des Schulwesens vorbringen lassen: wie die Begünstigung der staatlichen Berufsarten es mache, daß die Jugend sich von den freien Berufen immer mehr zu diesen drängt, wie der Lehrer selbst ein Beamter geworden ist, wie das Berechtigungswesen die Thätigkeit der höheren Schule lähmt und das Abiturientenexamen sie mechanisiert u. s. w. In einzelnen Punkten, z. B. bei dem letztgenannten, ist der Nachweis lesenswert und bietet sozusagen ein dramatisches Interesse, wie aus einer losen Institution allmählich eine streng staatliche Form wird. Es ist danach erklärlich, daß die Schrift zu dem Resultat kommt, daß das Schulwesen umwenden und nach des Verfassers Ausdruck zum Individualismus zurückkehren muß.

Wenn letzteres nicht recht greifbar erscheint, so hat der Verfasser doch weiterhin bestimmte praktische Folgerungen formuliert. Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule sollen, wie derselbe es ja öfter ausgesprochen hat, gleichberechtigt sein. Die Gründung von Privatschulen soll begünstigt werden. Das Freiwilligenzeugnis soll nur am Ende des Kursus einer Schule erteilt werden, also auf dem Gymnasium nur beim Abgang aus Prima. Der Lehrplan der drei höheren Schulen soll nicht geändert werden, auch das Probejahr annähernd in seiner früheren Gestalt wieder hergestellt werden. Die beliebig zu wiederholende Reifeprüfung soll sich auf Latein, Griechisch, Deutsch und Mathematik beschränken, damit die Lernfächer, wie Geschichte und Geographie, keinen überwiegenden Einfluß ausüben. Der Direktor einer höheren Schule soll von seiner Schreibarbeit möglichst entlastet werden.

Wer als Lehrer den Druck fühlt, den die staatliche Form der heutigen Schule auf seine Thätigkeit ausübt, wird den vorgetragenen Gedanken meist zustimmen müssen. Freilich muß man um der Gerechtigkeit willen anerkennen, daß die Thätigkeit des Staates für die Schule in den letzten hundert Jahren nicht nur gut gemeint war, sondern auch Gutes geschaffen hat, und die Schrift Cauers bedürfte, um nicht eine einseitige Darstellung der Sache zu geben, einer anderen als ihres Gegenstücks, welche zeigte, wie das preußische Schulwesen durch die Bemühung des Staates sich aus regelloser und unsicherer Thätigkeit zu einer geregelten und darum immerhin erfolgreichen Arbeit erhoben hat.

Aber man muß dem Verfasser zugestehen, daß augenblicklich ein Appell an den Staat, der Schule einen freieren Spielraum zu geben, mehr not thut, und so mögen aus den Schlußworten noch folgende hier stehen: „Das Gelingen eines jeden großen Werkes und vollends eines so persönlichen, wie das der Erziehung ist, hängt nicht so sehr von Einrichtungen und Reglements ab als von den lebendigen Menschen, durch die beide ausgeführt werden sollen. Diese richtig herauszufinden, sie in freie, frische Thätigkeit zu setzen und mit Lust bei der Arbeit zu erhalten, darauf kommt alles an".

Berlin. C. Nohle.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Band 141 und 142. 1890. Heft 4 und 5.

I. (S. 225 ff.) **A. Scotland**, Das Zusammentreffen der Penelope mit Odysseus vor dem Freiermorde und die Fußwaschung. Ausscheidung einer beträchtlichen Anzahl von Versen in τ nebst einzelnen Änderungen. — (253 ff.) **Ch. Cron**, Zur Frage nach der Gliederung des Platonischen Dialogs Gorgias. Verteidigt seine früher schon ausgesprochene Ansicht gegen Schirlitz. — (282 ff.) **M. Ihm**, Philon und Ambrosius. Zusammenstellung der bemerkenswertesten Übereinstimmungen. — (288) **J. Brüll**, Zu Xen. Hell. II 3, 36. — (289 ff.) **K. Dziatzko** und **A. Fleckeisen**, Zu Terentius. — (298) **C. Häberlin**, Ad Ov. Her. 7, 152. — (299 ff.) **M. C. P. Schmidt**, Ne-quidem. Behandelt die Stellen, in denen der Infin. bei posse zwischen ne-quidem eingeschoben ist. — (301 ff.) **P. Seliger**, Die ersten sechs Oden im dritten Buche des Horatius. Ordnet 1. 2. 6. 4. 5 3. — (321 ff.) **G. Busolt**, Quellen-

kritische Beiträge zur Geschichte der römischen Revolutionszeit. — (349 ff.) **G. Knaack**, Donati abbreviatio fabularum Ovidii. Ein alter Druck ohne jeden Wert. — (351 ff.) **G Gundermann**, Die Buchfolge in Senecas naturales quaestiones. Die ursprüngliche ist VII. I. IVb—VI. II—IVa. — (360) **A. E. Schöne**, Zu Corn. Nep. Dat. 8. 4. — II. (209—19) **C. Hermann**, Die Kasus und die Präpositionen. — (231—266) **H. Merian-Genast**, Die alten Sprachen in der Pädagogik Herbarts. Zusammenstellung der Ansichten Herbarts und seiner Schüler. — (266 ff.) **L. Koch**, Anz. von Fr. Fügner, Liv. XXI—XIII etc. — (270 ff.) **E. Haupt**, Anz. von Huber, Lat. Gramm. — (273 ff.) **Ders.**, Anz. der lat. Schulbücher von Bleske-Müller, Lutsch, Meurer, Oehler-Schubert-Sturmhoefel, Schoele-Meissner. — (280—289) **G. Lothholz**, Anz. von Wehrmann, Griechentum und Christentum. — (292 ff.) Briefe von K. D. Ilgen an C. A. Böttiger.

Band 141 und 142. 1890. Heft 6.

I. (361 ff.) **C. F. Müller**, Zu Thucydides. Kritische Beiträge. — (366 f.) **G. M. Sakorraphos**, Διορθώσεις εἰς Θουκυδίδην. — (868) **R. Dressler**, Zu Nonnos' Dionysiaca. — (369 ff) **Th. Hultzsch**, Zum Anonymos περὶ ὕψους. — (371 ff) **M. Bencker**, Anz. von Gurlitt, Untersuchungen über Pausanias. — (376) **G. Knaak**, Zu den Homerscholien. — (377 ff.) **G. F. Unger**, Frühlings Anfang. Fortsetzung der Untersuchung von Euktemon und Philippos bis Prokopios. — (405 ff.) **G. Busolt**, Quellenkritische Beiträge zur Geschichte der römischen Revolutionszeit (Schluß). Diodor folgte in der Darstellung der Zeit von den Gracchen bis zu Sullas Diktatur durchweg dem Poseidonios; auch Appian und Plutarch benutzten mittelbar oder unmittelbar denselben, daneben noch Livius, dieser den Poseidonios nur für die außeritalischen Ereignisse. — (438) **E. Redslob**, Zu Plaut. Curc. — (439 f.) **A. Döhring**, Ecquis—etiam in Fragen. Das ec des der Frage eine Dringlichkeit verleihenden ecquis ist aus et entstanden und etquis zu vergleichen mit etiam in Fragen. — II. (305 ff.) **H. Merian-Genast**, Die alten Sprachen in der Pädagogik Herbarts (Forts.) — (318 ff.) **W. Vollbrecht**, Der Anfangsunterricht im Griechischen nach den Beschlüssen der 4. schlesw.-holst. Direktorenversammlung. — (330 ff.) **Bräunig**, Entsprechen unsere Schulausgaben der alten Klassiker den Bedürfnissen der Schüler? — (348 ff.) **H. Hagelüken**, Zur Richtigstellung der Regel über die Iterativsätze im Lateinischen.

Band 141 und 142. Heft 7.

I. (441 ff.) **A. B. Drachmann**, Über Datierung und Veranlassung von Pindars 2. pyth. Ode. Das Gedicht bezieht sich auf den Olympischen Wagensieg ol. 78; sein Zweck ist die Ausgleichung der augenblicklichen Spannung zwischen Hieron und Pindar. — (450 ff.) **W. Pökel**, Bemerkungen zu Arist. Achar. — (456) **O. May**, Zu Xenophon. — (457 ff.) **H. Lüdecke**, Zu Kleomedes' κυκλικὴ θεωρία μετεώρων. Nachweis des relativen Wertes des cod. Lips. 361 der Leipziger Universitätsbibliothek. — (463 ff.) **M. C. P. Schmidt**, Kleine Beobachtungen zum lateinischen Sprachgebrauch. cernere und reperire mit acc. c. inf. — (466 ff.) **A. Fleckeisen**, Zu Ennius und Terentius (Eun. 590). — (469 ff.) **F. Weck**, Zu Vergilius II 57 ff. — (473 ff.) **G. F. Unger**, Frühlings Anfang (Schluß). Mitteilung des die Römer betreffenden Materials. Die populäre Auffassung bei denselben betrachtete als Frühlingsanfang die Nachtgleiche. — (512) **H. Kothe**, Zu Timaios. — II. (353 ff.) **H. Merian-Genast**, Die alten Sprachen in der Pädagogik Herbarts (Schluß). — (369 ff.) **A. Waldeck**, Die lat. Tempuslehre. Gegen Lattmanns Kritik H. 9 1889 d. Z. — (381 ff) **W. Pecz**, System einer Syntax nach den Kategorien der Satzteile und Sätze. — (389—394) **Matthias**, Anz. von Fr. Holzweißig, Lat. Übungsbuch f. IV.

Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική, ἐκδιδομένη ὑπὸ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἑταιρίας. Περίοδος τρίτη, 1890. τεῦχος πρῶτον καὶ δεύτερον.

(1—9) **Mylonas**, Weihrelief aus Attika (mit Tafel 1 und einer Beilage). Auf einer Steinplatte ist zweimal die Gestalt der Athene, archaisch, mit dem lächelnden Gesicht dargestellt; beide nebeneinander stehend in völlig gleicher Haltung, die Rechte faßt oben den aufgestemmten Speer, die Linke hält den Schild; nur das Gorgoneion des Schildbuckels ist verschieden: das eine steckt die Zunge heraus, das andere nicht. Auf der Beilage sind einige andere Beispiele ähnlicher Wiederholung derselben Figur zusammengestellt. — (9—19) **Klein**, Zwei Vasen des Epiktetischen Kreises (Tafel 2 [κύλιξ Παμφαίου und πάροψις Ἑρμοκράτους] und eine Zinkographie [Παμφαίος]). — (9—19) **Damirales**, Relief mit Darstellung der Geburt Christi (Tafel 3). Ochs und Esel an der Krippe des eingewickelten Kindes. — (21—55) **Philios**, Ausgrabungen bei Megara (Tafel 4, 5, 6 und 3 Zinkographien) und (55—62) **Lolling**, Megarika, (63—64) **Philios**, Nachwort, gehören zusammen. Fundamente und Trümmer antiker Baulichkeiten, in deren einem Lolling den von Pausanias erwähnten Tempel des Ζεὺς Ἄφεσιος erkennt unter teilweiser Zustimmung von Philios. — (65—69) **Lolling**, Inschriften aus dem ἱερὸν des Ὑπερτελεάτης Ἀπόλλων. — (69—103) **Philios**, Inschriften aus Eleusis, Fortsetzung, No. 48—57. No. 48, Ehreninschrift für Philippides; No. 52, Ehreninschrift für den Strategen Demainetos; neu ist der hinzugefügte Vatername Hermokles; No. 56, Widmungsinschrift von der Basis einer Statue, welche Soldaten ihrem Feldherrn Ἐχφαντος Εὐφάνου Θριάσιος gesetzt haben, späthellenistisch; No. 57, Teil eines Schatzverzeichnisses. — (103—104) **Philios**, Ἀρχαιολογικαὶ εἰδήσεις.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No 52.

(1793) **G. A. Müller**, Christus bei Josephus. 'Die Schrift sucht die berühmte Stelle XVIII 3 in ihrer echten (christenfeindlichen) Gestalt wiederherzustellen'. — (1809) **P. Regnaud**, Principes de linguistique. Abfällige Kritik von *G. M...r.* — (1810) **B. Westermeyer**, Der sprachliche Schlüssel 'Durchaus unwissenschaftlich'. *G. M...r.* (1811) **P. Cassel**, Die dreisprachige sardinische Inschrift. 'Scharfsinnig'. — (1811) **A. Otto**, Sprüchwörter der Römer. 'Gut und brauchbar'. *Crusius.*

Neue philologische Rundschau No. 26.

(401) Horatius, Oden und Epoden, von **Schütz**. 'Die 3. Auflage zeigt mehr Änderungen als man erwarten sollte; sie beweist aufs neue die Subjektivität aller Horazkritik'. *E. Rosenberg.* — (405) **S. Lederer**, Ist Virgil der Verfasser von Culex? 'Verfehlte Beweisführung'. *H. Kern.* — (406) **K. P. Schulze**, Römische Elegiker, Auswahl. Nach *K. Peters* Meinung nicht genug gesichtet. — (407) Censorinus, ed. **Cholodniak**. 'Man hat es bei den Ausgaben der alten Herren (Jahn, Hultsch) bequemer'. *Grupe.* — (408) **Oehler**, Bilderatlas zu Cäsar. Empfehlende Anzeige von *H. Bruncke.* — (409) **K. Brugmann**, Grundriß der vergleichenden Grammatik. Von *Fr. Stolz* als wissenschaftliches Werk ersten Ranges bezeichnet. — (411) **H. Delbrück**, Strategie des Perikles. Wohlwollendes Referat von *L. Holzapfel.* — (414) **F. Bender**, Klassische Bildermappe. 'Durchaus lobenswert'. *K. Hachtmann.* — Ovid, Auswahl von **M. Sedlmayer**. 'Brauchbar'. *K. Peters.*

Academy. No. 971. 13 Dez. 1890.

(555—556) **E. Hatch**, The influence of greek ideas upon the Christian church (**J. Owen**). Die abschließende, aber unvollendete Lebensarbeit des Verf. ist im Gedankengange neu, in der Entwickelung trefflich. — (556—557) **Aeschylus** in English verse by **L. Campbell** (**E. D. A. Morshead**). 'Die Übersetzung ist niedlich, aber nicht großartig, zierlich, aber nicht würdevoll'. — (567—568) **L. Lang**, Odysseus and Helen. Helena ist in der altgriechischen Überlieferung das Sinnbild der Unsterblichkeit; Odysseus hat im Homer einen durchaus einheitlichen Charakter, dessen Ausgangspunkt — wie der der ganzen Odyssee — von seinem Abenteuer bei den Cyklopen zu nehmen ist — (569) **J. S. Stuart Glennie**, The Eurasian Mediterranean and Aryan origins. Die große Tiefebene zwischen Arabien, dem Kaspischen und Schwarzen Meere sowie die Flußthäler der Donau und Wolga haben in der Urzeit einen einzigen See mit dem Abfluß durch den Ob nach dem Nördlichen Eismeer gebildet, an dessen Gestaden das erste arische Geschlecht ansässig war. — (570) **W. H. Ward**, The hero of the Chaldean epos. Gilgames, der früher als Gisdimbor gefeierte Held der chaldäischen Heldenlieder, scheint mit dem historischen Nimrod identisch zu sein.

Athenaeum. No. 3290. 15. Nov. 1890.

(660—661) **Erasmus**. **L. Sieber**, Das Testament des Erasmus; Inventarium über die Hinterlassenschaft des Erasmus. 'Musterhafte Beispiele sorgfältiger Herausgabe ... jedem Freunde des Erasmus willkommen'.

Revue critique No. 50.

(437) **A. Wiedemann**, Religion der Ägypter. Was Hrn. G. Maspero an dieser Mythologie besonders gefällt, ist das Fernhalten aller metaphysischen Subtilitäten. Der Plan des Werkes sei sogar einfacher als wünschenswert. — (439) **H. d'Arbois de Jubainville**, Origine de la propriété foncière en France. Der Grundthese des Buches: erst der Kataster des Augustus habe in Gallien persönliches Grundeigentum geschaffen, steht Ref. S. Reinach doch zweifelnd gegenüber. — (446) Livius rec. **R. Novak**. Notiert. — (446) **Fr. Fröhlich**, Kriegswesen Cäsars, 2. 3. Hft. 'Nützlich, gewissenhaft, vernünftig'. R. Cagnat. — (447) **Ch. Nisard**, Le poète Fortunat. 'Verf. schreibe die besseren Gedichte des Fortunat der hl. Radegunde zu; falsch'. P. Lejay. — (447) **K. Groh**, Geschichte des oströmischen Kaisers Justin. 'In dem etwas naiven Enthusiasmus fühlt man die Unerfahrenheit des in byzantinische Dinge noch wenig eingebürgerten Anfängers heraus'. — (463) **K. Deutschmann**, De poesis Graecorum rhythmicae origine. 'Hätte D. das im Jahre 1886 zu Nimes erschienene Buch von Bouvy „Rhythmes et mélodes" gekannt, so würde er es zweifellos für überflüssig gehalten haben, seine Dissertation zu schreiben, wobei die Wissenschaft nichts verloren hätte'. L. Duvau.

'Εστία. No. 40—46. 7. (19.) Okt.—18 (30.) Nov. 1890.

40. 41. (221—222. 237—238) 'Η. Τσιτσέλης, *Λαογραφικά. Ἔθιμα ἐν Κεφαλληνίᾳ. Τὰ πανηγύρια.* Schilderung der Religionsgebräuche auf der Insel Kephalonia seit der Frankenherrschaft. — (Beiblatt.) (1—2) N. Γ. Πολίτης, *Ζεὺς Αὐαντήρ.* Vgl. unsere Wochenschr. 1890, No. 46, Sp. 1452 — **42.** (Beiblatt.) 1. 2. Die Funde von Rhamnus. — **43.** (Beiblatt.) (1—2) Anzeigen: **E. Egger**, La littérature grecque (Σ. Κ. Σ.). Lobende Inhaltsangabe. — Δημοσθένους περὶ τοῦ στεφάνου ἐκδ. ὑπὸ Γ. Σοφοκλέους. 'Εκδ. III. (Σ.) Lobenswert. — **44—46.** (273—276. 289—291 305—309) Σ. Κ. Σακελλαρόπουλος, *Λόγος εἰσιτήριος εἰς τὸ μάθημα τῆς Λατινικῆς φιλολογίας.* Eröffnungsvorlesung zu seinem Kursus der lateinischen Sprachwissenschaft an der Universität Athen am 22. Oktober 1890. Übersicht des Entwickelungsganges der römischen Dichtkunst bis zur Kaiserzeit. — **44.** (Beiblatt.) (1—3) Π. Καστρώμενος und N. Γ. Πολίτης, *Οἰδίπου τάφος.* Topographische und archäologische Untersuchung über das Grab des Ödipus, welches nach dem Funde des Inschriftsteines von Thorikos *ὅρος ἱεροῦ Διὸς Αὐαντῆρος* bestimmbar ist. — **45.** (Beiblatt.) (1) 'Ι. Χ. Δ. Inschriftenfunde vom Eisenbahnbau in der Nähe des Piräus. — **46.** (Beiblatt.) (1) Anderer Inschriftenfund beim Piräus. — No **43** enthält eine Abbildung des neuen Museums von Olympia und No. **46** das Porträt von St. Kumanudis.

No. 49. 9. (21.) Dez. 1890.

(353—356) N. Γ. Πολίτης, *Λόγος εἰσιτήριος εἰς τὸ μάθημα τῆς Ἑλληνικῆς ἀρχαιολογίας.* I. Bemerkungen über den Zusammenhang der Altertumskunde mit der Geschichtswissenschaft.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1890.

(Schluß aus No. 1)

XLI. 23. Oktober. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen**. 1. Von der philos.-hist. Klasse sind bewilligt: 750 M der G. Reimerschen Verlagsbuchhandlung als Beihülfe zur Herausgabe einer Sammlung geistlicher Schauspiele des 14. bis 16. Jahrh. von Hrn. Bolte (Berlin). 2. Dem Kgl. General-Feldmarschall Grafen Dr. von Moltke

wurde an seinem neunzigsten Geburtstage am 26. Okt. durch die vier Sekretäre die folgende Adresse überreicht: 'Euer Exzellenz bittet die unterzeichnete Akademie der Wissenschaften, welche seit dreißig Jahren die Ehre hat Sie zu ihren Mitgliedern zu zählen, zu dem heutigen Ehrentage Ihnen ihre Glückwünsche darbringen zu dürfen. Es ist ein unvergleichliches Fest, welches alle Klassen und alle Kreise der deutschen Nation an diesem Tage in ihren berufensten Vertretern um Sie vereinigt. Den Mann, dem es gegeben war bei dem gewaltigen Bau der Einheit des Vaterlandes ein Eckstein zu sein, den Feldherrn des Wägens und des Wagens, den Tapferen, welcher nie den Kleinmut und nie den Übermut gekannt und bis in das höchste Greisenalter den klaren und festen Gleichmut sich bewehrt hat, den Mann, der die Schlachten so zu beschreiben verstand wie zu gewinnen, den Meister des Wortes in der seltenen Rede, den einsichtigen und liebevollen Erforscher und Darsteller des mannigfaltigen Völkerlebens, den wissenschaftlichen Erkunder der Landschaften am Tiber und Euphrat, den Mann, zu dem Deutschlands Fürsten wie Deutschlands Bürger verehrend hinaufsehen, den edlen deutschen Mann, dessen langes Leben ein langer Segen für unser Volk gewesen ist, den feiert heute an seinem neunzigsten Geburtstage mit dem ganzen Vaterland auch die Kgl. Akademie. Möge es Euer Exzellenz vergönnt sein noch lange der Nation als leuchtendes Mal vor Augen zu stehen, und ihr, die so schwer sich einigt, die einmütige Verehrung für den großen Mann, der keinen Feind hat, ein lebendes Zeugnis ihrer Einigung bleiben. 3. Hr. **Kirchhoff** las (S. 1091—1108) Bemerkungen zu Thukydides V 21—24. Gleich in der Einleitung des 2., unvollendet gebliebenen Teiles des Thukydideischen Geschichtswerkes V 25 μετὰ δὲ τὰς σπονδὰς καὶ τὴν ξυμμαχίαν τῶν Λακεδαιμονίων καὶ τῶν Ἀθηναίων, αἳ ἐγένοντο . . . sind die Worte καὶ τὴν ξυμμαχίαν τῶν Λ. ein unorganischer Einschub. Gleichartiges begegnet Kap. 27 an zwei Stellen. Offenbar soll durch diese Zusätze der unmittelbar nach dem Frieden des Nikias einsetzenden und die folgenden Ereignisse im Zusammenhang vorführenden, aber der wichtigen Thatsache des kurz darauf zustande gekommenen Schutzbündnisses zwischen Athen und Sparta übergehenden Darstellung eine Bezugnahme auf diese wichtige Thatsache an passender Stelle eingefügt werden. Ferner wird Kap. 48 der Erweiterung des ursprünglichen Schutzbündnisses zwischen Argos, Mantinea und Elis zu einem Schutz- und Trutzbündnis gedacht, ohne daß davon vorher die Rede gewesen wäre. Kap. 21—24, welche jetzt die Darstellung des 10jährigen Krieges abschließen, führen die Erzählung über das Datum des Friedensschlusses hinaus bis zum Zustandekommen des fraglichen Schutzbündnisses zwischen Sparta und Athen, über welches sie ausführlicher Auskunft geben. Die mit Kap. 25 beginnende Fortsetzung greift aber über sie zurück, beginnt mit dem Friedensschlusse und ignoriert in den Anfängen ihrer Darstellung den Bundesvertrag völlig, als ob der Verf. Kap. 21—24 garnicht gekannt hätte. Diese Unangemessenheit veranlaßte jene nachträglichen, nicht sehr geschickten Einschiebungen. Aus welcher Zeit und von wem rühren diese Zusätze her? Kap. 21—24 könnten ohne Verlust fortfallen: denn Kap. 20 bildet den Abschluß der Geschichte des Archidamischen Krieges, woran sich Kap. 25—26 ohne jede Vermittlung passend anschließen würden. Veranlaßt ist der Zusatz durch die Urkunde des Bundesvertrages zwischen Athen und Sparta, die Kap. 23 und den größeren Teil von Kap. 24 füllt. Sie entbehrt einer formellen Datierung. Mit dem Friedensvertrag (Kap. 18. 19.) kann der Bundesvertrag nicht gleichzeitig sein, da beide besonders beschworen worden sind, und doch können die Daten beider nicht allzuweit von einander abliegen. Genaueres über diesen Punkt hat auch Thuk. nicht in Erfahrung bringen können. Es fragt sich, wie die Beschaffenheit des besprochenen Abschnittes zu erklären ist, und welche Folgerungen daraus zu ziehen sind. Das Geschichtswerk des Thuk. besteht aus zwei, in einem zeitlichen, seiner Ausdehnung nach nicht näher bestimmbaren Abstande von einander entstandenen Teilen: einer Geschichte des 10jährigen Krieges 431—421 (I, 1—5, 20), deren ursprüngliche Fassung später vom Verf. selbst nach keinem einheitlichen Plane auf verschiedene, zum Teil zufällige Veranlassungen hin durch mannigfache Zusätze erweitert ist, ohne daß die Überarbeitung zu einem wirklichen Abschluß gelangt wäre, und einer nach 404 geschriebenen Fortsetzung (5, 25—8, 109), welche nach des Verf. ausdrücklichen Erklärung bestimmt war, eine Darstellung der Ereignisse von 421—401 zu geben, aber von ihm nicht vollendet und zum großen Teil in durchaus unfertigem Zustande hinterlassen worden ist. Aus seinem Nachlaß ist dann das ganze Werk von einem Unbekannten noch in der 1. Hälfte des 4. Jahrh. im ganzen genau in der Form, in der es sich vorfand, herausgegeben worden, ohne daß Zusätze oder Änderungen gemacht wurden. Die schriftliche Überlieferung der folgenden Zeit hat zwar den Text entstellt, aber eine weitgreifende Verderbnis durch willkürliches und umfassendes Eingreifen sogen. „Grammatiker" oder Bearbeiter hat er nie erfahren. Kap. 5, 21—24 sind darnach in folgender Weise zu erklären: Als Thuk. nach dem Kriege an die Ausarbeitung der Fortsetzung ging und zunächst die Darstellung der Ereignisse in der Zeit unmittelbar nach dem Friedensschluß von 421 zu skizzieren begann, besaß er über das Datum des Abschlusses jenes Defensivbündnisses gar keine, über seinen Inhalt nur allgemeine und vielleicht irreführende Informationen, sodaß er diese Thatsache nicht in den chronologischen Zusammenhang einordnen konnte und sie nur nebenher erwähnte, wo andere Berichte bei anderen Gelegenheiten darauf Bezug nahmen. Als er dann später die Urkunde selbst verwenden wollte, würde ihre Einfügung und dessen, was aus ihr zu entnehmen war und durch sie notwendig wurde, an der chronologischen Stelle, also zu Anfang der beim Zeitpunkte des etwas früheren Friedensschlusses einsetzenden Fortsetzung, eine vollständige Umarbeitung dieser Partie notwendig gemacht haben. Er gab deshalb der Urkunde samt den ihr beigegebenen Kommentaren die Form einer Fortsetzung des 1. Teiles bis zum Anfang des elften Kriegsjahres und schaltete sie als Bindeglied zwischen dem 1. Teil und seiner Fortsetzung ein. Da der Verf. aber sah, daß nach Vollzug dieser Einfügung Einleitung und Beginn der Fortsetzung zeitlich über den nunmehrigen Abschluß des Vorhergehenden zurückgriffen, ohne auf den Inhalt des Neuhinzugekommenen Bezug zu nehmen, so machte er sich selbst an drei Stellen, von denen zu Anfang die Rede war, an den Rand Notizen darauf hin, daß hier die Ergänzungen vorzunehmen seien, wobei es ihm passierte, daß er an der dritten Stelle einen kleinen Irrtum beging, indem er sich mit seiner eigenen Darstellung in Widerspruch setzte. Der Herausg. des Werkes hat dann jene Randnotizen in rein mechanischer und verständnisloser Weise dem Texte einverleibt.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 17. Januar. 1891. № 3.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Bruno Keil** vom Sophien-Gymn. in Berlin zum ord. Prof. an der phil. Fak. der Univ. Straßburg. — Prof. Dr. **Schuchhardt** in Graz (nach Leipzig berufen) zum korrespondierenden Mitglied des Institut de France.

Dr. **Gottschick** am Französ. Gymn. erhielt das Prädikat Professor. — Rektor **Hengstenberg** vom Realgymn. in Solingen zum Oberlehrer am Realgymn. in Rawitsch ernannt.

Auszeichnungen.

Die Professoren DDr. v. **Brunn** in München und **Wegele** in Würzburg zu Geh. Räten ernannt.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Auth** vom Wilhelms-Gymn. in Kassel, 24. Dez., 64 J. — Prof. **K. Schnelle**, Rektor der Fürstenschule zu Grimma, 18. Dez.

Erinnerungen an Heinrich Schliemann*).

Über Heinrich Schliemann wird jetzt so viel Allgemeines geschrieben, und die Hauptfakta seines Lebens sind so bekannt, daß ich nur auf dem Gebiete der persönlichen Erinnerung einiges wohl auch anderen Interessante bringen kann.

1875 war ich in Griechenland und hatte mit bewunderndem Staunen auch die Ruinen von Mykenä gesehen. 1876 kamen die ersten Telegramme von den Gräberfunden und den Goldschätzen nach Berlin, und ich schrieb nach meinen Erinnerungen einen längeren Artikel „Vom goldreichen Mykenä“, in welchem ich zusammenfaßte, was bis zu Schliemanns Ausgrabungen über Mykenä bekannt war (Augsburger Allg. Zeitung 1877, Beilage 5 u. 6). So sehr ich die Begeisterung und den frischen Mut Schliemanns bewunderte, so hatte ich doch schon sein erstes Buch, 'Ithaka, der Peloponnes und Troja' (1869) gelesen und gemerkt, daß seine bestimmte Erwartung, von Homer genannte Dinge zu finden, auf seine Phantasie mehr gewirkt hatte, als auf die Schärfe seiner Beobachtung. Davon gab nunmehr die neue Ausgrabung ein deutliches Beispiel. In jenem ersten Buche hatte er das Löwenthor beschrieben und daselbst (S. 93) bemerkt: „An Ober- und Unterschwelle des großen Thores sieht man deutlich die Löcher für Riegel und Angeln, und in den großen Steinen des Pflasters die Geleise der Wagenräder“. Wer weiß, aus welchem englischen Reisebuche Schliemann nach der Reise zu Hause diese Notiz seiner Beschreibung einverleibte: 1869 aber lag noch meterhoher Schutt über der Schwelle des Thores und dem betreffenden Pflaster;

*) Geb. d. 6. Januar 1822 zu Neu-Buckow in Meklenburg, 1841 Schiffbruch an der Insel Texel, 1852 Kaufmann in Moskau, 1870 Beginn der Ausgrabung von Troja, 1876—1877 Mykenä, 1879 das Buch Ilios, 1880 und 1881 Orchomenos, 1881 Troja, 1886 Tiryns. Gest. d. 26. Dezember 1890 zu Neapel.

gerade Schliemanns Verdienst ist es vielmehr, 6 Jahre später das berühmte Thor freigelegt zu haben. Ich erwähnte dieses Faktum und schrieb am Schlusse die Worte, welche auch heute noch meine Ansicht wiedergeben: „Schliemann hat sich durch seinen Eifer um die Wiederaufdeckung der Stätten heroischer Zeit, durch seine Opferwilligkeit für ein Unternehmen, bei dem zwar mit Sicherheit wissenschaftlich höchst wertvolle Entdeckungen und Funde, nicht aber auch materielle Werte zu erwarten waren, um die Wissenschaft verdient gemacht wie kein anderer Privatmann. Daß er Mykenä zu Ausgrabungen wählte, war in jeder Hinsicht ein glücklicher Griff. — Wenn er sich freilich sofort daran machte, alles was er findet, mit den genauesten Namen zu versehen, so ist dies ein Mißgriff, den die plötzliche Freude des Findens etwas entschuldigt, aber der doch immerhin ein Mißgriff bleibt. Je weniger wir von jener Periode des Altertums wirklich wissen, desto mehr müssen wir der auf Bestimmtheit hindrängenden Phantasie die Zügel anlegen. Schliemanns Verdienst bleibt ungeschmälert, der Wissenschaft neues, reiches Material zur Ausbeute geliefert zu haben. Je ausführlicher seine Nachrichten über die Lage der Funde bei der Ausgrabung, je eingehender die Darstellung des topographischen Details sein wird, desto größeren Dank nur werden ihm die Mitstrebenden schuldig sein“.

Das Buch über Mykenä, welches später erschien, hat gezeigt, daß Schliemanns Fundberichte mangelhaft blieben, wie sie gewesen waren. Ich schickte ihm den Artikel, und er antwortete in geläufiger, fester Kaufmannshandschrift sehr freundlich; ja in der liebenswürdig enthusiastischen Weise, die ihm eigen war, versicherte er, daß er den Artikel 'mit Bewunderung' gelesen habe. Aber es kam noch ein Postskriptum. Sein Abenteuer mit dem Löwenthor hatte ihn entschieden verdrossen; denn er fügt hinzu: „Sie haben Unrecht gehabt, ein vor 9 Jahren, als ich kaum den Handel verlassen hatte, von mir geschriebenes Buch zu kritisieren. Höchst wenige Kaufleute können ein solches Buch schreiben. Niemand hat jemals weder mit mehr Energie noch mit mehr Erfolg auf dem Felde der Wissenschaft gearbeitet, als ich in diesen 9 Jahren. Ja diese Resultate meiner Anstrengungen sind die größten, die je errungen sind, und kein Sterblicher kann sie je übertreffen“.

Trotzdem hier Schliemann sein erstes Buch, wofür er übrigens Rostocker Doktor wurde, verleugnen möchte, lese ich es doch immer wieder mit neuem Vergnügen. Die Lebhaftigkeit des Enthusiasmus, die in ihm sich spiegelt, als er die Phäakeninsel und Ithaka zum erstenmale betritt, ist nur mit der Freude eines beschenkten Kindes am Weihnachtsabende zu vergleichen: wie geblendet steht es vor allen Herrlichkeiten und giebt seinem Herzensjubel ohne Kritik laute Töne.

Von da an gab gewöhnlich ein neues Buch Schliemanns die Veranlassung zu erneutem schriftlichen Verkehr, bei dem Schliemann seinen Empfindungen stets energischen Ausdruck gab: er war sehr dankbar für Anerkennung, aber höchst unwillig bei manchen Ausstellungen. So zeigte ich in unserer Wochenschrift 1882, No. 7 sein Buch über Orchomenos ausführlich an und begann die Anzeige folgendermaßen: „Vor uns liegt ein Buch, welches von den Vorzügen, wie von den Fehlern seines Verfassers ein beredtes Zeugnis ablegt: von den Vorzügen; denn welchem Freunde des Altertums wäre heutzutage Schliemanns rastloser Eifer für die Erforschung der vorhomerischen Welt, seine Entschlossenheit im Fassen der Pläne, seine Konsequenz und Energie in der Ausführung derselben unbekannt! Als einen Vorzug müssen wir es auch bezeichnen, daß er die gefundenen Schätze nicht jahrelang verborgen hält oder in kostbare Publikationen wieder vergräbt, sondern frisch nach der Ausgrabung, vielleicht schon während derselben darangeht, sie dem großen Publikum leicht zugänglich zu machen. Entstehen auf diese Weise freilich nur vorläufige Werke, so wird andererseits das von vorn herein lebendige Interesse doch wach gehalten und neu erregt, und viele Hände regen sich bald, um die Bausteine, die jener gab, zu dem Wiederaufbau der alten Zeit richtig zusammenzusetzen.

Bedauern aber müssen wir auf das lebhafteste, daß die Berichte, welche Schliemann über seine Ausgrabungen giebt, doch bisweilen nicht die exakte Genauigkeit haben, welche für ihre volle Verwertung durch die Wissenschaft erforderlich ist. Bei verschütteten Denkmälern, über welche Jahrtausende hinweggegangen sind, kann eine dünne Erdschicht Jahrhunderte bedeuten, und nur die peinlichste Akribie der Beobachtung, wie tief die Funde jedesmal lagen, in welchem Verhältnis zueinander, vermag oft über ihre Zeit zu entscheiden. Selbst was momentan gleichgültig erscheinen mag, kann später, wenn die Forschung beginnt, Verwandtes zu vergleichen, von großer Wichtigkeit werden. Diese Genauigkeit im Einzelnen und Kleinsten besitzt Schliemann nicht in dem erforderlichen Maße“.

Diese Sätze hatte ich dann aus seinem Buche über Mykenä nachgewiesen; aber das hatte Schliemann nicht behagt; er besaß eine Eigenschaft, welche auch sonst bei bedeutenden Männern beobachtet wird, daß sie ihre eigentlichen, speziellen Vorzüge als etwas Selbstverständliches gering achten, hingegen in Dinge ihren Ruhm setzen, welche man sich nur um ihrer wirklichen Vorzüge willen gefallen läßt. So legte Schliemann auf seine Beschreibungen wenigstens anfangs mehr Wert, als auf seine Ausgrabungen: nicht die frische Naturkraft erkannte er in sich als das Wesentliche, sondern die mühsam und doch nur unvollkommen erlangte Gelehrsamkeit. So sprach er es denn auch jetzt aus (1881), daß er „für die Anzeige zwar aufs dankbarste verpflichtet sei“, er bedauert jedoch sehr, daß ich über seine wenig deutlichen Fundberichte geklagt habe, „während gerade diese selbst von meinen Feinden, die sonst alles tadeln, als meisterhaft geschildert werden“.

Daß es mit dieser 'Meisterhaftigkeit' jedoch sein Bedenken hatte, muß ihm aber auch von anderen Seiten nahe gelegt worden sein; denn für die nächste Campagne in Hissarlik nahm er sich unseren hochverdienten Dr. Dörpfeld mit, durch dessen Eingreifen eine neue Epoche in der Verwertbarkeit der Schliemannschen Ausgrabungen beginnt. Virchow, welcher ihn 1878 in Troja besucht hatte, hat zwar das große Verdienst, viele naturwissenschaftliche Beobachtungen über die Troas gemacht zu haben, aber für die archäologische Seite, speziell die architektonische, war er auch nicht der rechte Mann; darum ist auch das Buch 'Ilios' eine wahre crux geworden; ich bin überzeugt, der ganze Streit mit Bötticher wäre gar nicht entstanden, wenn von vornherein wissenschaftliche Fundberichte existiert hätten. Unvergessen aber wird es Virchow bleiben, daß er Schliemann in Deutschland zuerst wissenschaftlich einführte und zur Schenkung seiner Sammlung nach Berlin veranlaßte.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

L. von Sybel, De Platonis prooemiis academicis academicum prooemium. Marburger Lektionskatalog 1889. 16 S. 4.

Der Marburger Abhandlung geht mit gutem Recht in der Einleitung das Wort voran: „quae licet videantur nihil nisi lusus esse — ludi scilicet in prooemiorum vocabulo — serio tamen dicentur".

Schleiermacher und Hermann, so führt der Verf. aus, haben mit Unrecht den Plato als einen allem politischen Leben fernstehenden, lediglich der Kontemplation ergebenen Philosophen hingestellt: seine Philosophie hat vielmehr einen hohen politischen Zweck. Der Verf. führt Schleiermachers Worte mit folgenden Satzzeichen in der Anmerkung an: „Schleiermacher 1, 25: der Versuch von Eberhard ‚geht daraufhin, alle Werke des Platon auf einen gemeinschaftlichen Endzweck seiner Philosophie zurückzuführen, der aber außer der Philosophie selbst liegt in der Bildung der vornehmen athenischen Jugend zu tugendhaften Bürgern. Hierbei nun ist ohnerachtet des sehr klaren Vortrages schwer zu bestimmen, ob dieser Zweck zugleich der Grund sein soll zur Erfindung aller höheren Spekulationen des Platon, welches doch gar zu abenteuerlich wäre zu behaupten, und den Kreis abgerechnet, in dem er sich dreht, da ja die Philosophie erst bestimmen muß, was die Tugend des Bürgers sei, auch ein viel zu untergeordneter Standpunkt [!] für die Philosophie selbst' u. s. w." — Sollte Schleiermacher, den der Verf. bekämpft, um Eberhard zu folgen, wirklich so unrecht haben?

Auch sei, so führt der Verf. fort, denjenigen nicht beizustimmen, welche glaubten, Platon habe vor Ol. 98 nicht zu philosophieren begonnen. Verf. glaubt, daß Platon lange vorher das Erbe des Sokrates angetreten habe. Nach dem Tode des Weisen habe er kurze Zeit in Megara zugebracht; dann sei er nach Athen zurückgekehrt und habe in der Akademie mit älteren und jüngeren Freunden über das höchste Gut („de summo bono") zu disputieren begonnen. Nach seiner Rückkehr von Syrakus habe er dann den Garten in der Nähe der Akademie zu dauerndem Aufenthalte gekauft. Als ersten Dialog scheine er nach dem Tode des Sokrates die Apologie, dann in jedem Jahre ein oder zwei Gespräche geschrieben zu haben. Irgend welche Gründe führt der Verf. für seine Ansicht nicht an. — Und zwar, so wird weiter dargelegt, habe Platon von der Akademie aus seine Dialoge ausgesandt wie Jagdhunde, das Wild in sein Netz zu jagen. Daher sei die erste Aufgabe seiner Schriften gewesen, die Jünglinge zum Besuche der Akademie zu bewegen. Alle seine Gespräche seien dialogi protreptici, zum Studium der Philosophie ermunternd und vorbereitend. Ihnen allen liege nur eine propädeutische Absicht zu grunde: demnach sei prooemia der passendste Name, der all seinen Gesprächen gebühre; sie seien prooemia disputationum illarum academicarum so, wie die Abhandlung des Verfassers ein prooemium indicis lectionum sei. Platon sage im Anfange des 2. Buches der Republik selbst: Ἐγὼ μὲν οὖν ταῦτα εἰπὼν ᾤμην λόγου ἀπηλλάχθαι. τὸ δ' ἦν ἄρα, ὡς ἔοικε, προοίμιον. Er beziehe das hier auf das erste Buch des Staates; dieses aber habe er ebenso gut wie alle anderen Gespräche als selbständigen Dialog herausgeben können, wenn er gewollt hätte. Es seien also die Platonischen Dialoge Proömien seiner akademischen Disputationen, die man am besten mit den Übungen unserer Seminarien vergleichen könne. Auch sei in ihnen zugleich der index lectionum verborgen.

Jetzt wird diese Eigenschaft an den Gesprächen Apologie, Laches, Charmides, Meno, Theätet, Cratylus, Lysis, Euthyphron, Hippias Maior, Protagoras, Euthydem, Phädon und Symposion durch einzelne aus ihnen ausgewählte Sätze, welche eine Aufforderung zur Beschäftigung mit Philosophie enthalten, auf den folgenden 8 Seiten nachgewiesen.

Worin nun das „ingens detrimentum" (p. IV) des verkehrten Weges oder das ingens commodum des hier eingeschlagenen Weges bestehe, ist in dieser Abhandlung nicht berührt. Solange dieses commodum nicht nachgewiesen ist, drängen sich nur die Fragen auf: Warum hat denn Plato seinen Dialogen nicht den Namen prooemia gegeben, wenn er wollte, daß sie es seien? Hätte er nicht für die Einleitung in die Republik eine andere Bezeichnung gewählt, wenn alle Gespräche von vornherein Proömien waren? Waren sie es aber, ohne daß er sie so nannte, warum hat er seinen Zeitgenossen und uns das Beste seiner disputationes, die sie ankündigten, vorenthalten? Umfangreich genug waren ja diese Proömien auch zu diesem Zwecke. Hat er aber trotzdem solche ἄγραφα δόγματα gelehrt, wo sind denn ihre Spuren? Sind sie aber nicht zu finden, was soll uns dann das Dort, das niemals hier ist?

Frankenstein i. Schles. Karl Troost

Paul Guenther, De ea, quae inter Timaeum et Lycophronem intercedit, ratione. Doktordissertation. Leipzig 1889, Fock. 73 S. 8. 1 M. 20.

Die Aufgabe, genauer zu untersuchen, wie weit in Lykophrons Alexandra das Geschichtswerk des Timäos benutzt ist und jene also zu einer teilweisen Rekonsruktion desselben verwandt werden kann, hat endlich an Günther einen tüchtigen Bearbeiter gefunden, welcher sie, soweit ich zu urteilen vermag, vollständig gelöst hat. Es stellt sich heraus, daß Lykophron durchweg 633—647, 688—731, 761 f., 852—876, ferner vermutlich durchweg, jedenfalls größtenteils 911—1086, endlich durchgehends 1126—1145, 1151—1173, 1226—1280 von Timäos sklavisch abhängt, während der Verf. für 592—632 eine Mitbenutzung des Lykos zuzugeben nicht abgeneigt ist. Übrigens hätte wohl bemerkt werden können, daß für 1171—1173 der Beweis bereits von Knaack, Callimachea S. 10 f., und für 633—641 von Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I. S. 475 f. (dessen Andeutungen überhaupt öfter hätten angeführt werden müssen), geliefert war. Ein hübsches Nebenergebnis ist es, daß die Herkunft der Abschnitte 79—114. 130—136 in den pseudoaristotelischen Wundergeschichten aus Timäos nunmehr außer Zweifel steht, und zwar umsomehr, da die Polemik S. 26 ff. gegen Müllenhoff S. 440 unberechtigt ist: Günther hat nicht bedacht, daß Pseudo-Aristot. 97 ausdrücklich sagt: λέγουσι δὲ πολλαχοῦ τῆς Ἰταλίας Ἡρακλέους εἶναι πολλὰ μνημόσυνα*). Mit der Herkunft von 97 aber ist eben auch die von 98 aus Timäos entschieden, und es fällt auch das S. 60 Bemerkte zusammen.

Mißlungen dagegen ist, wie an einer anderen Stelle gezeigt werden soll, der Versuch, S. 8—13 nachzuweisen, daß die Nachahmung der Alexandra bei Euphorion sich auf die angezweifelten Verse 1226—1280 erstrecke, und noch in einem anderen Punkte kann ich Günther wenigstens nur teilweise beipflichten. Derselbe hat nämlich m. E. keinen Grund, meine Annahme, daß die von Lykophron verwendeten ersten Bücher des Timäos ungefähr 300 erschienen sind, S. 14. A. 1. S. 20. A. 1. so lebhaft zu bekämpfen; denn in dem „ungefähr“ liegt doch, daß es meiner Meinung nach auch einige Zeit früher oder später geschehen sein kann. Wenn er seinerseits die Entstehung der Alexandra zwischen 306 und 285 setzt, so ist dagegen natürlich nichts einzuwenden; aber mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich die Grenze denn doch enger ziehen. Es kommt darauf an, ob man Wilamowitz glaubt, daß die Syrinx des Theokritos und der Altar des Dosiadas Jugendgedichte ihrer Verfasser aus der Zeit des Aufenthalts derselben in Kos, und Häberlin, daß die Figurengedichte des Simias älter als diese beiden seien, endlich meinen Berechnungen, nach denen die eigentliche Blüte jener jungen koischen Dichtergesellschaft nicht wohl früher oder später als etwa zwischen 292 und 290 gefallen sein kann. Denn daß schon Simias im Beil die Alexandra berücksichtigt, hat inzwischen Knaack Herm. XXV. 1890. S. 85 dargethan. Sind also jene anderen Annahmen richtig, so wird man das Erscheinen der letzteren kaum nach 294 setzen können. Hinsichtlich des Timäos ferner fertigt zwar Günther S. 19. Anm. die Einwendungen von Kothe Jahrb. f. Phil. CXXVII. 1883. S. 809—813 gegen Beloch ebendas. CXXIII. 1881. S. 697 ff. sehr. kurz mit einem *„cui frustra mihi videtur oblocutus esse H. Kothius“* ab; mir aber scheint Kothe soviel richtig gesehen zu haben, daß die zweimalige Differenz in den Zahlangaben über dasselbe Buch des Timäos, um acht darauf hinführt, daß die erste σύνταξις die ersten acht Bücher, die zweite die übrigen (nicht freilich 60, wie Kothe will, sondern 38, wie ich in größerer Anlehnung an Beloch annehme) umfaßte. Ich kenne ferner die Abhandlung von Columba nicht, weiß also nicht, aus welchen Gründen dieser behauptet, Timäos könne nicht vor 340 geboren und nicht nach 317 verbannt sein; ich meinerseits bin vielmehr geneigt, seine Verbannung mit Beckmann erst ins Jahr 312 und seine Geburt um 345 zu verlegen; auf alle Fälle kommt es mir nicht glaublich vor, daß dieser Mann, nachdem er in Athen bei Philiskos von Miletos seine rhetorischen Studien gemacht hatte, schon vor seinem 23. Jahre alle seine Reisen durch Sizilien und Italien und nach dem Westen zurückgelegt haben sollte. Und wer nun weiter die ungeheure Sagengelehrsamkeit bedenkt, welche er gerade in den frühsten, von Lykophron benutzten Büchern entwickelte, wie dies eben Günther in ein helles Licht gestellt hat, kann nicht füglich annehmen, daß er sich dieselbe schon vor seiner Verbannung und in wenigen Jahren nach derselben in so genügendem Maße erworben haben konnte, um während dieser Frist auch bereits seine ersten Bücher zu schreiben und herauszugeben, zumal wenn die Zahl dieser zuerst erschienenen wirklich schon nicht geringer als acht war. Vielmehr wird man ihm eine beträchtlich längere Zeit hierzu gönnen müssen, wenn man nicht aller Wahrscheinlichkeit geradezu ins Gesicht schlagen will. Darauf beruht mein ungefährer Ansatz 300 für das Her-

*) Hierauf machte mich Knaack aufmerksam.

vortreten dieser ersten Abteilung seines Werkes, womit nach dem oben Bemerkten zugleich ausdrücklich gesagt sein soll, daß ich nicht das Geringste dagegen einzuwenden habe, wenn jemand es vorzieht, dafür lieber etwa 305—295 und demgemäß etwa 302—294 für die Abfassung der Alexandra zu bestimmen.

Greifswald. Fr. Susemihl.

T. Macci Plauti comoediae. Recensuit instrumento critico et prolegomenis auxit **Frid. Ritschelius** sociis operae adsumptis G. Loewe. G. Goetz, Fr. Schoell. Tomi IV fasc I: **T. Macci Plauti** Casina. Recensuit **Frid. Schoell.** Leipzig 1890, Teubner. XL, 172 S. gr. 8. 5 M. 60.

Die von Ritschl begonnene und von seinen Schülern fortgesetzte Plautusausgabe schreitet in erfreulicher Weise vorwärts, sodaß ein Abschluß in nicht zu langer Zeit abzusehen ist. In kurzer Frist wird auf dieses erste Heft des letzten Bandes das zweite, den Miles in der Bearbeitung von Goetz enthaltende erscheinen*), und zu dem dritten mit der Cistellaria hat Schoell bereits die Vorbereitungen getroffen.

Von den für die Casina in betracht kommenden Hss hat Schoell den Ambros. selbst verglichen, und das Ergebnis seiner sechszehntägigen Bemühung ist als ein überaus günstiges zu bezeichnen; leider hat er das als bevorstehend angekündigte Erscheinen des Studemundschen Apographum nicht abwarten wollen und nur in der appendix critica die wichtigsten Abweichungen desselben von seiner Lesung verzeichnet.**) — Den Vetus (B) haben nach Ritschl noch Loewe und Schoell selbst verglichen, beide auch den Ambros. E. Die Kollation des B ist sehr zuverlässig; nur in wenig zahlreichen Fällen weist die mir vorliegende Studemundsche Abweichungen auf. Offenbares Versehen ist es, wenn Schoell 51 *filius* st. *pater* als Lesart des B wie auch der übrigen Pall. angiebt, und wenn 219 das *cocos* des B im Apparate fehlt, so sollte vermutlich die von Schoell beabsichtigte Textlesart eben dieses *cocos* st. *coquos* sein (cf. 764); 688 scheint *pardalisca* st. *pardilisca* ein Druckfehler zu sein, da die Notiz, daß B² über *p* ein *d* (nach Studem. *a*) hinzufügt, zu der Lesart von F *pardilisca* gesetzt ist (auch Schwarzmann muß *dilisca* gelesen haben): 768 ist im Apparat *Ambulat* richtig als Anfang eines Verses bezeichnet, praef. XVI dagegen irrtümlich als Schlußwort; der Vermerk, daß die Worte *Erum atque haec dolum* 687 in B (wie auch EJ) nicht eine besondere Zeile bilden, sondern noch auf der vorhergehenden stehen, ist wohl nur vergessen, wie auch 877 die Erwähnung des in BEJ (gewiß auch in V) vor *inridiculum* überlieferten *ita*. Ich verzeichne noch folgende Abweichungen bei Studemund: 374 *uotat* (so auch Pareus), 604 *arcerserem* (desgl.), 759 *meę. meę*, 812 *ne* st. *me* (ebenso JV²), 980 *olitus* (*obitus* J), 778 *ubi* B¹ korrigiert aus *tibi* (umgekehrt E² *tibi*, E¹ *ubi*), 882 *nox* von B² zugesetzt, 282 B¹ *esset* (wie E¹V, nicht *essem*); das p. 91 erwähnte Zeichen ₹ steht bei 749/50 am Rande und bezieht sich daher wohl nur auf die Schlußlücke dieser Zeile. — Von E liegt mir eine vollständige, alle Abkürzungen, Korrekturen etc. genau wiedergebende Abschrift vor, die Studemund mit der ihm eigenen peinlichen Genauigkeit mit der Vorlage verglichen hat. Von wie außerordentlicher Treue diese Abschrift ist, beweist mir ein Vergleich mit der photographischen Wiedergabe der beiden Blattseiten in der Ausgabe der Asinaria von Goetz-Loewe. Diese Handschrift wimmelt von Abkürzungen; so ist das sehr häufige *sed*, soviel ich sehe, nur dreimal ausgeschrieben (39. 648. 1000; denn auch 20. 910. 981 steht die Abkürzung). Schoell führt diese Abkürzungen bald an, bald läßt er sie unerwähnt; ein eigentliches Prinzip habe ich nicht wahrnehmen können. Meiner Ansicht nach müssen sie regelmäßig angeführt werden, wo sie sich auch in den andern Hss. namentlich in B finden; denn dann ist es höchst wahrscheinlich, daß sie schon aus dem Archetypus herstammen. Jedenfalls stimmt E mit B in dieser Beziehung weit häufiger überein, als es nach Schoells Angaben scheint: so hat u. a 70 auch E *attulerׄ*. 510 *nro* (ebenso V, mit dem auch 977 E die Schreibung *& ciam* gemeinsam hat); dazu kommen noch eine Reihe von Stellen, wo die Abkürzungen in B überhaupt nicht verzeichnet sind, z. B. 697 *ppe*, 698 *pfecto*, 701 *ppetrem*. Ganz besonders groß ist Übereinstimmung von E mit J in bezug auf die Abkürzungen. In einer nicht ganz unbeträchtlichen Zahl von Fällen weichen Schoells Angaben von der Studemundschen Abschrift ab: z. B. giebt derselbe 31 *Clerumoene*, 44 *ere suc*, 116 *uuuo* (V *uiuio*), 122 *ęnum* erste, *aenum* dritte Hand, 230 *uino* (*uino* J st. *iuno*), 232 *clamo* erste, *damo* (i. e. deamo) dritte oder allenfalls zweite Hand, 240 *p uii signaue* erste Hand, 279 *dii*, 296 *si te iā*, 806 *imeneum* (vgl. 798) u. s. w.*) Wenn es zu

*) Ist inzwischen erschienen.

**) Zu den wichtigen Abweichungen würde ich auch zählen 538 *modius qui*, 723 *patricie*. Unrichtig ist die Angabe zu 114, wo bei Studemund *ex sterculino*, nicht *exterculino* steht.

*) 831 *si unquam* JE ist offenbar E Druckfehler statt F, und 399 *sor deliquerit* BVJF ist wohl V zu tilgen

898 heißt *me (spat) Mora VEJ*, so kann das den Anschein erwecken, als liege in E eine andere Versteilung vor, während doch hier E wie auch J mit B fast genau übereinstimmen. Umgekehrt muß die Bemerkung zu 902—906 *itemque ceteri* zu dem Glauben verführen, als stimme E vollständig mit B in der Versteilung überein, während vielmehr 904 und 905 verbunden sind. Ebenso irreführend ist dieselbe Bemerkung zu 923—929 und 943 f., 945—950, wo E ohne jede Lückenbezeichnung 923 und 924, 925 und 926, 927 und 928, 944 und 945, 946—948 verbindet. Daß 912 die Worte *Profecto—holerum* von der zweiten Hand dem vorhergehenden Verse angereiht sind, ist auch nicht erwähnt. Vielleicht ist meine Vermutung richtig, daß die Kollation dieser Handschrift ohne Berücksichtigung der Kollation des Vetus gemacht ist und daher manches unvermerkt geblieben ist, dessen Vermerkung die philologische Akribie in einer Ausgabe, wie es diese sein soll, nun einmal erfordert, wenn auch solche Kleinigkeiten auf die Gestaltung des Textes keinen Einfluß haben. — Die von einem Engländer angefertigte Kollation des J bezeichnet Schoell selbst als nachlässig; sie ist geradezu unbrauchbar, wie ich auf grund einer Kollation sagen darf, für deren Zuverlässigkeit der Name von A. Luchs bürgt, und es wäre besser gewesen, diese Handschrift lieber ganz aus dem Spiel zu lassen, als eine wirklich erschreckende Zahl von falschen Angaben in den Apparat aufzunehmen. Ich führe nur einige Belege auf: 21 hat auch J *esse uolo*, 482 *adiutet* (wie EV), 503 *Malo* (FZ, *Molo* E), 930 *adstanti* (FZ). — Einen Ersatz bietet der von Speijer sozusagen neuentdeckte Vossianus Q. 30 (V) aus dem Anfang des XII. Jahrh., eine mit E sehr nahe verwandte, aber doch vielfach zuverlässigere Hs, die leider verstümmelt ist. Die Mitteilung der Kollation derselben zu den bereits veröffentlichten Stücken (Aul. von 192 ab, Capt., Curc., Epid. bis 244) in der praef. p. XXI—XXXIX bildet eine höchst dankenswerte Zugabe. — Das weitere kritische Material ist mit gewohnter Umsicht und Vollständigkeit gesammelt. Unter den testimonia vermisse ich zu 414 Osbern p. 301 cor ut opinor lienosum habeo und zu 846 die beiden Anführungen von luca bos, vgl. Haupt, Opusc. II S. 329.

Schon Ritschl hatte auf grund der Blattversetzung und sich entsprechender Lücken in der Most. den Schluß gezogen, daß der Archetypus der Pall. auf der Seite 20 oder 21 Zeilen hatte. Auf die Zahl 20 war Schoell, nach seinem Schweigen unabhängig von Ritschl, durch Lücken in Rudens geführt worden; auf dieselbe Zahl weisen eine Reihe sich augenscheinlich entsprechender Lücken in der Casina hin.*) Ich kann den Ansätzen Schoells im einzelnen nicht überall beistimmen; doch würde ein Eingehen auf diese schwierige Frage hier zu weit führen, und ich will daher nur einige Punkte berühren. Nach praef. XII stand die lückenhafte Versgruppe 744—751 unten**) auf der Vorderseite und die gleichfalls lückenhafte Gruppe 766—771 an entsprechender Stelle auf der Rückseite desselben Blattes; ferner entsprechen sich in gleicher Weise die Gruppen 801—806 und 821***)—827 auf der Mitte eines Blattes. Zwischen 771 und 801 liegen c. 31 Zeilen (26 Senare, 2 Scenenüberschriften, 2 troch. Sept. und ein kürzerer Vers); begann nun 772 ein neues Blatt, so hat 801 etwa auf der 12. Zeile der Rückseite desselben gestanden, während er, um mit seinen Nachbarversen der Gruppe 821—827 zu entsprechen, seinen Platz auf der Vorderseite eines Blattes gehabt haben muß. Daß 801—806 und 821—827 auf demselben Blatte gestanden haben, erscheint mir unzweifelhaft (fraglich nur, ob an der von Schoell angenommenen Stelle); ist das richtig, so können sich 744—751 und 776—771 im günstigsten Falle nur entsprochen haben, wenn sie auf verschiedenen Blättern einander gegenüberstanden. — Die zweite lückenhafte Gruppe der Scene IV 4 rechnet Schoell praef. XI f. von 845/6 an; es gehören dazu aber nach Ausweis von A schon 842 und 843/4: es fallen also in den Bereich der vom äußeren Rande ausgehenden Verletzung des Blattes auf der Rückseite nicht bloß 865—872, sondern schon 863 und 864, und in der That fehlt letzterem am Anfang zu einem bakchischen Tetrameter mindestens eine Silbe; den Anfang von 863 wird die Verletzung gerade gestreift

*) Damit ist freilich noch nicht erwiesen, daß dies durchgängig die Zeilenzahl des Archetypus gewesen ist; in der Most. wenigstens betrug sie, wenn ein Schluß von den unzweifelhaft sicheren auf die minder sicheren Fälle statthaft ist, 21.

**) Es geht dies daraus hervor, daß Schoell 757 als vierten Vers der Rückseite ansetzt. Demselben soll 734 (736 ist Druckfehler) auf der Vorderseite entsprochen haben, deren 5 letzte Zeilen nach seiner Annahme 744/5. 746/7. 748. 749/750. 750/2 bildeten. Nach welchen Indizien er ermittelt hat, daß zwischen 733 und 744/5 im Archetypus 12 Zeilen standen, weiß ich nicht.

***) Oder vielleicht schon 819; denn *Atque* zu Anfang dieses Verses sieht ganz nach einer Schlimmbesserung aus verstümmeltem *(Tu)aque* aus. Dann ist es nicht nötig, mit Schoell anzunehmen, daß die Verse 823 f. schon im Archetypus getrennt waren.

haben wie den Schluß von 848. Der Schaden des Verses 864 wird also vielmehr durch eine sinngemäße Ergänzung zu heben sein, nicht durch eine Änderung des ne, wie sie Schoell versucht hat.*) — Auf der Vorderseite des folgenden Blattes läßt Schoell praef. XI die Randverstümmelung mit 880 beginnen und nimmt für 882 (883 ist Druckfehler)**) Versbrechung im Archetypus an. Letzteres gewiß mit Recht; mit demselben Recht ist nach der Beschaffenheit der Überlieferung auch für 881 Versbrechung anzunehmen (Vbi intro hanc nouam nuptam deduxi uia recta [in con]|clauc abduxi). Sodann ist zu erwägen, ob nicht das Fehlen des Wortes pretium in 879 ebenfalls schon zu der Randverstümmelung in Beziehung steht, in welchem Falle auch dieser Vers gebrochen war. — Wer die deutlich bezeichneten Lücken im Ausgange dieser Scene V 2 und in V 3 ohne Vorurteil betrachtet, muß annehmen, daß 928, von dem nur das Anfangswort, und 950, von dem nur die letzten 4 Buchstaben erhalten sind, sich entsprochen haben: und in der That beträgt die überlieferte Zeilenzahl zwischen 928 excl. und 950 incl. eine Zeile Scenenüberschrift eingerechnet gerade 20. Von dieser Thatsache hat man meiner Ansicht nach auszugehen bei dem Versuche, den der ersteren Lücke voranliegenden Bestand der Vorderseite zu berechnen, und darf man nicht umgekehrt, wie Schoell es praef. X f. thut, einer zweifelhaften Berechnung des Vorhergehenden zuliebe hier eingreifen. Den lückenhaften Versen 945—950 entsprechen also 923—928; 943 und 944 haben ihre Entsprechung in 922, der, wie Schoell nach den Spuren der Überlieferung richtig annimmt***), gebrochen war, 940/1 in 921, dessen schon von anderen vermutete Verstümmelung am Schluß dadurch sehr wahrscheinlich wird. — Für die Berechtigung der 919 angenommenen Lücken finde ich keinerlei Anhalt; auch in Schoells allerdings zweifelhafter*) Fassung der Stelle würde passen ohne die geringste Änderung: Nimis tú quidem hercle immérito || Meó mi(hi) haec facis, quia mihi te expetíui. Ebensowenig vermag ich aber die Nichtbeachtung der 912 durch die Überlieferung angezeigten Lücken zu billigen. Allerdings hat diese Lücke keine Entsprechung, und auch der Zusammenhang läßt nichts vermissen (praef. XI); doch es giebt auch einseitige Lücken, und auch 909, wo Schoell nach VEJ mit Recht Lücken angesetzt hat, fehlt nichts an einem vollständigen Gedanken, überdies läßt sich sehr leicht zu den überlieferten Worten etwas hinzudenken: Profecto hercle <haut cucumis fuit: enim> non fuit quicquam holerum. Auch die Verbindung hercle non beweist an sich nichts, da sie zwar selten, aber keineswegs unerhört bei Plautus ist, wie Schoell sagt: vgl. Men. 198 sanus hercle non es (Aul. 283. Asin. 422 f. Men. 312. 415): wohl aber zeigt das Metrum in Übereinstimmung mit der Überlieferung, daß etwas nicht in Ordnung ist, zumal wenn man der handschriftlichen Abteilung zufolge den vorhergehenden Vers als einen regelrechten troch. Okt. auffaßt: Eloquere. At pudét. Num radix fúit? Non fuit. Num cucumis? — Unter den Fällen, wo möglicherweise ein Loch den Ausfall von Wörtern auf der Vorder- und Rückseite eines Blattes herbeigeführt hat, werden praef. XIII auch die Verse 468 Bona múlta faciam <clám> meam uxorem. Attatae und 488 Satin ástute? <Astute>. Age modo fabricámini angeführt. Das in letzterem Verse in B von zweiter Hand ganz sinngemäß eingefügte *Ol. docte***) hat

---

*) Daß der Vers auch in A so wie in den Pall. anlautete, muß nach Schoells eigener Angabe sehr zweifelhaft erscheinen.

**) Auch praef. X Z. 5—7 v. u. stehen falsche Zahlen: für 940 muß es beidemal 941 und 942 für 941 heißen.

***) Die von Schoell angenommene Fassung dieses Verses kann ich wegen der Messung sinát adire nicht für richtig halten; meines Wissens kann ein oxytoniertes sinat bei Plautus nur ein Iambus sein. Ebensowenig weiß ich mir 550 die erst durch Konjektur zuwege gebrachte Messung hirqui interpolis edentuli zu erklären. Unerhört ist bei Plautus ein solcher Bakchius, wie ihn Schoell 703 angenommen hat: sae|piúscule <e|re> péccas; nie wird die aufgelöste zweite Länge des Bakchius durch die Endsilbe eines trochäisch auslautenden und die erste Kürze eines anderen Wortes gebildet. Höchst bedenklich ist der troch. Sept. 888 Réppulit mihí manúm: neque enim daré sibi sáuium; ist die Zeile richtig und lückenlos überliefert, so könnte man eher an folgende Fassung denken: Réppulit míhi manum néque enim dare sibi | Sáuium me siuit.

*) Formen wie 895 manfesta und 917 uxorcla darf man m. E. nur zulassen, wo einem sonst sicheren Metrum aufgeholfen wird; an beiden Stellen kann von Sicherheit nicht die Rede sein. An der letzteren, wie der Sinn zeigt, lückenhaften Stelle höre ich kretischen und trochäischen Rhythmus heraus: amabó mea uxórcula | cúr uirum tuum síc me spernis. Daß 916 sich Chalinus auch nur durch ein abi, wie Schoell vermutet, der Gefahr, an der Stimme erkannt zu werden, ausgesetzt hat, glaube ich nicht. Hat er vielleicht mu (oder mutmut) gesagt? Vgl. Plaut. fragm. 33 W.

**) Über den Wechsel des Ausdrucks vgl. Poen. 1223 Sed ut astu sum adgressus ad eos? Lepide hercle atque commode.

Schoell ebensowenig berücksichtigen zu müssen geglaubt als das 500 von derselben Hand ganz sinnentsprechend eingeschobene *potero*, während er 4. 247. 722 die von diesem Korrektor eingeschalteten Wörter *esse*, *hodie*, *dominus* unbedenklich aufgenommen hat. Vermutlich hat ihn zu diesem ungleichmäßigen Verfahren der Umstand veranlaßt, daß 488 und 500 bei Aufnahme der betreffenden Wörter Hiatus im Personenwechsel entsteht; denn 488 muß bei Einsetzung des docte mit Bothe astu geschrieben werden, das ja auch anderwärts durch astute verdrängt worden ist (vgl. Most. 1069). 376 hat der Korrektor sogar einen ganzen Vers ergänzt: außerdem hat er mehrfach durch Hinzufügen einzelner Buchstaben das Richtige hergestellt: 240 *unguen(ta)tus*, 378 *scriptum (est)*, 380 *(in)sit*, 381 *qu(i)aetum*, 384 *abiegnas(t)*, 539 *Miro(r)*, 605 *Qui(n)*, 771 *lidi* [pe] (d. i. lepide). Woher hat er diese Ergänzungen sowie eine Anzahl anderer Besserungen (z. B. 341 *instat* f. *instare*, 833 *impercito* f. *impera cito*), und zwar nicht bloß in diesem Stücke? Meiner Überzeugung nach aus einem anderen, von der Abschrift, auf die einerseits B andererseits EVJ zurückgehen, unabhängigen und vielfach sorgfältigeren, freilich auch mit besonderen Fehlern behafteten Abschrift des Archetypus. Vielleicht verstatten die Ergänzungen 868 *(lu)dibrio*, 871 *(sp)ectato*, 872 *(p)one* die Vermutung, daß, als diese Abschrift genommen wurde, wenigstens an diesen lückenhaften Stellen noch einzelne später abgeblätterte Buchstaben vorhanden waren. Wenn der Korrektor 750. 768. 886 die Lücken des Vetus nicht ergänzt hat, so berechtigt das noch keineswegs zu dem Schlusse, daß sie nicht in seinem Exemplare vorhanden waren, vielmehr darf man annehmen, daß er wie hier so auch anderwärts manches zu berichtigen verabsäumt hat, was er hätte berichtigen können. — Mit größerer Gewißheit glaubt Schoell a. a. O. die Entsprechung der wenn auch nicht durch die Hss angezeigten, so doch offenbaren Lücken in 197—8 und 220—1 annehmen zu dürfen. Aber ist seine Auffassung der Stelle 196 ff. die richtige? Meiner Ansicht nach ist die Stelle noch lückenhafter als er annimmt: mir scheint der Zusammenhang der einzelnen Verstrümmer dem Sinne nach etwa folgender zu sein: Mu. Obsecro tace: nam hic <metuo ne arbitri sint. secedamus huc. hic> nunc licet dicere <quae uelis libere: hic solae> nos sumus. Cl. Itast. My. <Sed dic> unde ea tibist?

(Schluß folgt.)

Ernst Fabricius, Theben. Eine Untersuchung über die Topographie und Geschichte der Hauptstadt Böotiens. Mit einer Tafel. Freiburg i. B. 1890, Mohr. 32 S. 4. 1 M. 60.

Als Referent vor einigen Jahren auf der Durchreise Theben besuchte, konnte er sich, wie gewiß auch viele andere Reisende, eines schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren, daß eine geschichtlich so bedeutsame Stätte so wenig sichtbare Spuren hinterlassen hat, während von anderen Orten die in der Geschichte weit weniger hervortreten, ja zum Teil kaum dem Namen nach bekannt sind, wie in Ätolien, Akarnanien, Epirus, vollends z. B. in Messene, die prächtigsten Ringmauern erhalten sind. Weiterhin überzeugte ich mich aber auch an der Hand von Kieperts Plan (N. Atl. v. Hell. Bl. V) — die Abhandlung von Ulrichs stand mir leider nicht zur Verfügung —, daß die Situation des Stadtgebietes noch keineswegs in befriedigender Weise topographisch aufgenommen sei und eine genauere Untersuchung des Bodens wohl neue Ergebnisse zur Topographie des alten Theben zeitigen könne. Dieser Erwartung ist nun in erfreulicher Weise durch obige Abhandlung entsprochen worden, welche gegenüber den Untersuchungen von Ulrichs*) und Forchhammer**), auf welche sich im wesentlichen auch die Darstellung in Bursians Geogr. v. Griech. (I 224 ff) gründet, ohne Zweifel einen erheblichen Fortschritt bezeichnet. Allerdings muß ich sogleich vorausschicken, daß auch durch Fabricius die Topographie von Theben noch keineswegs abgeschlossen ist; wohl aber ist für künftige Forschung der Weg vorgezeichnet. Verf. konnte nämlich auf seine Untersuchung leider nur sehr kurze Zeit verwenden, nämlich zweimal je einen Tag (1885 und 1888). Trotz des so knapp bemessenen Aufenthaltes unterließ es derselbe nicht, einen neuen Situationsplan des Stadtgebietes herzustellen, welcher zwar nur mit Magnetnadel und Diopter aufgenommen ist, also auf strenge Genauigkeit keinen Anspruch machen kann, aber doch in jeder Hinsicht mehr bietet als die Pläne von Ulrichs***) und Forch-

---

*) Abh. d. bayer. Ak. d. W. Phil.-hist. Kl. III 413 ff. (Reisen und Forsch. II 3 ff.).

**) Topographia Thebarum heptapylarum. Kiel 1854. Die Abhandlung von Pagidas (τὰ τῆς τοπογρ. τ. ἑπταπ. Θηβῶν Athen 1882), welche ich nicht kenne, scheint wenig Neues zu bieten, s. Fabricius S. 4 A. 3, G. Hirschfeld im Geogr. Jahrb. XII 282.

***) An diesen, der in die ältere Ausgabe von Kieperts Atl. v. Hellas (Bl. XII) überging, lehnt sich auch der Plan bei Bursian I T. IV an.

hammer*). Die Ausdehnung der heutigen Stadt und ihrer Vororte kommt hier zum erstenmal zum Ausdruck, und auch für die Bodengestaltung ward durch die eingeschriebenen, mittels Aneroidablesung gewonnenen Höhenzahlen, denen natürlich auch nur ein Näherungswert beigemessen werden darf, eine neue Grundlage gewonnen; an Schärfe steht die geschummerte Terrainzeichnung allerdings der Strichmanier des französischen Planes nach. Die antike Topographie ist in Rot eingedruckt, sodaß auf einen Blick die Ergebnisse der Untersuchung erkennbar sind. Der Hauptunterschied gegen die früheren topographischen Versuche liegt in der bisher ungeahnten Ausdehnung des Stadtgebietes nach Westen. Während nämlich nach der bisherigen Annahme die Stadt in dieser Richtung den Bach Dirke (j. Plakiotissa) nicht überschritt und die Burgmauer hier mit dem Stadtwall zusammengefallen wäre, hat Fabricius auch auf den Hügeln im W des Baches, und zwar in mindestens ebenso weiter Ausdehnung als sich die Stadt nach O gegen den Ismenos hin erstreckte, die Spuren alter Besiedelung erkannt, und sogar, was noch mehr besagen will, die der ehemaligen Mauerlinie verfolgen können. Dieselbe wird durch zahlreiche glasierte Dachziegel bezeichnet, welche nach Art ihrer Lagerung nur von der Stadtmauer herrühren können, die wir uns demnach aus (ungebrannten) Lehmziegeln hergestellt und zum Schutze gegen Regen mit gebrannten Ziegeln überdeckt zu denken haben. So befremdlich auf den ersten Bilck die Annahme erscheinen mag, daß eine Stadt wie Theben lediglich mit Lehmziegeln ummauert gewesen sei, so ist doch die Verwendung derartigen Baumaterials auch für andere Städte zu gut bezeugt**), als daß wir dasselbe nicht auch hier voraussetzen dürften***). Hieraus erklärt sich auch die Erfolglosigkeit der früheren Versuche, den περίβολος Thebens festzustellen. Von Interesse wäre übrigens die Entscheidung der Frage, ob die Ziegelmauer, deren Reste stellenweise noch in Gestalt einer wallartigen Erhöhung erkennbar sind, durchaus auf einem Fundament aus Quadern ruhte, wie dies sonst der Fall zu sein pflegte, oder ob nur einzelne besonders gefährdete Strecken (nach Fabricius z. B. die Westseite) durch einen solchen Unterbau gestützt waren; natürlich könnten nur Ausgrabungen hierüber näheren Aufschluß geben. Im Norden, wo sich das Stadtgebiet von den Hügeln in die Ebene hinabsenkte, sind die Spuren des Mauerringes fast ganz verwischt, und es kann der Verlauf desselben dort nur vermutungsweise aus der Bodengestaltung erschlossen werden. Dagegen bieten sich im O auf dem Höhenzuge, welcher das Thal des Ismenos nach W begrenzt, wieder die Dachziegelfragmente als sichere Wegweiser, sodaß die Begrenzung des Stadtgebietes wenigstens nach drei Seiten hin gegeben ist. Wir erhalten dadurch zum erstenmal eine richtige Anschauung der räumlichen Ausdehnung Thebens, die von früheren Forschern in irriger Beurteilung der topographischen Verhältnisse bei weitem unterschätzt worden ist. Der von Fabricius für seinen Plan gewählte Maßstab von 1 : 12500 ermöglicht eine unmittelbare Vergleichung mit Kauperts Plan von Alt-Athen (Karten von Attika I a), welche denn auch das Areal beider Städte annähernd gleich groß erscheinen läßt; ja die Berechnung des Umfangs macht die Übereinstimmung noch auffallender*).

Die veränderte Darstellung des Mauerringes veranlaßt den Verfasser, auch die vielbesprochene Frage der sieben Thore wieder aufzunehmen. Er sucht im Peribolos die Stellen zu bezeichnen, an welchen nach den Terrainverhältnissen und dem Verlaufe der Verbindungswege mit den Nachbarstädten die Lage eines Thores anzunehmen ist, und gelangt auf diese Weise zu der gewünschten Siebenzahl, ohne daß jedoch die Annahme für jede der bezeichneten Örtlichkeiten gleich gut begründet wäre. Vielleicht können auch hier künftige Nachgrabungen mehr Sicherheit geben. Bezüglich der Reihenfolge der Thore kommt Fabricius, von dem nach S gewendeten Elektrischen Thore ausgehend, dessen Lage am meisten gesichert ist, zu demselben Ergebnisse wie Ulrichs und Bursian. Auch die Agora, das Theater und das Ampheion bleiben im wesentlichen an derselben Stelle, wo sie von den vorgenannten Forschern angenommen wurden; selbstverständlich gilt dies auch von der Kadmeia, über deren Identität mit dem von der heutigen Stadt eingenommenen Hügel von jeher Übereinstimmung herrschte.

München. Eugen Oberhummer.

*) Aufgenommen von französischen Ingenieuren und in verkleinertem Maße in Kieperts Neuem Atl. v. Hell. wiederholt (Bl. V).

**) Vgl. Hermann-Blümner, Griech. Privatalt (Antiquit. IV³) S. 141 A. 1, Lolling in I. v. Müllers Hand buch III S. 300, Fabricius S. 16 f.

***) Allerdings wohl nur nach dem Wiederaufbau der Stadt im J. 316. Vor der Zerstörung durch Alexander wird auch Theben von einem steinernen Mauerring umgeben gewesen sein; s. Fabricius S. 15.

*) Vgl. Fabr. S. 13 und über den Umfang von Athen Milchhöfer in Baumeisters Denkmälern I. S. 148.

Josef Kopecky, Die attischen Trieren. Mit 31 Abbild. im Text. Leipzig 1890, Veit und Co. VIII 154 S. gr. 8. 5 M. 60.

Verf., ein mit dem jetzigen griechischen Seewesen wohl bekannter Schiffskapitän, wünscht denen, welche die alten Sprachen besser als er selbst beherrschen, mit seinem technischen Wissen behülflich zu sein (VIII) und wird auch sicherlich manchem in dieser Hinsicht nützen, während sein Versuch einer selbständigen Bearbeitung des Gegenstandes wesentliche Mängel aufweist Äußere Umstände (K. lebt in Bulgarien) mögen den Verf. verhindert haben, die vorhandene Litteratur ausreichend kennen zu lernen, und so ist denn von seinen Darlegungen manches bereits veraltet, anderes nicht, wie er zu glauben scheint, neu; man vermißt ferner eine Reihe wichtiger Unterlagen und Deutungen. Die Fragen der suppara z. B. und des Segelreffens sind durch das Torloniarelief des Guglielmotti, das Kapitolmosaik Assmanns u. a längst in anderem Sinne, als K. annimmt, erledigt. Die Abildungen sind meist älteren Quellen entlehnt, welche dem heutigen Archäologen nicht mehr als verläßlich gelten, zumal die in den letzten Jahren erfolgte Nachprüfung selbst bei den besseren, neueren Bildern noch zahlreiche empfindliche Fehler ergab. Unrichtige Benennungen der Altertümer (trojanische Säule, Triere von Palestrino 48) stören den Leser. Einige Einwendungen dürften in technischer Hinsicht zu machen sein. Die Planlegung der Akropolistriere (Abb. 19.) ist für mich unannehmbar, weil das senkrechte „Brustwehrgeländer" und die Lage der beiden unteren Rojepfortenreihen dem Original widersprechen, weil ferner die Riemen in der dargestellten Lage unbenutzbar gewesen wären. Ihre Griffe liegen nämlich bei eingetauchtem Blatt nur 2—3 Decimeter über den Sitzbänken, also bereits hart über den Oberschenkeln der Rojer: wie sollen da die Blätter aus dem Wasser emporgehoben werden? Die Griffe der περίνεῳ = Riemen würden in Kniehöhe vor den Rojern liegen, welche sie im Stehen handhaben sollen (40), jedenfalls unbequem. Was die zur Berechnung der Trierengröße angesetzten Zahlenwerte betrifft, so sind 150 Kilo gewiß zu viel für jeden Mann, waren doch die meisten Rojer halbnackt, waffenlos, ohne Gepäck, und die Annahme von 10 000 Kilo für mitgeführtes Wasser und Lebensmittel (59) mag wohl zehnfach übertrieben sein: sie stimmt weder zur Lebensweise der Mittelmeervölker noch zu den antiken Berichten, welche nur einen dürftigen Mundvorrat für 2—3 Tage und ein tägliches Bereiten der Mahlzeiten an Land angeben. Für die mit dem Seewesen nicht Bekannten wird neben anderem Rojen (Rudern) die Versicherung eines Seemanns Wert haben, daß das Rojen (Rudern) mit mehreren, nahe übereinander liegenden Riemenreihen, wie es auf den Denkmälern erscheint, nicht nur möglich, sondern auch sehr bequem ist (50). Etwas Neues bringt uns K. in den neugriechischen Schiffsausdrücken, welche freilich ohne rechten Nutzen für die Erklärung des Antiken zu bleiben scheinen. Neu ist ferner die Beschreibung von fünf im Hafen des Peiraieus ausgebaggerten Steinen, abgestumpften Pyramiden mit schräg durchbohrtem Kopf, welche K. gewiß mit Recht für Vorrichtungen zum Vertäuen der Schiffe (εὐναί) und Bojen erklärt (121). Die seemännischen Auslegungen Homerischer Stellen sind lesenswert, auch wenn man nicht πρότονοι als Wanten, ἐπίτονος als Stag (99) und die homerieshen Schiffe für teils halb, teils ganz gedeckt (17) gelten lassen will. Der Floßbau des Odysseus (Abschnitt VIII) ist besser als je zuvor erläutert. Zuletzt kritisiert Verf. die Arbeiten von Graser, Smith, Breusing und Cartault: sehr abfällig urteilt er über Breusing, welcher zu viel Phantasiegebilde gebe und nur laienhafte, ungenügende Kenntnisse vom Seewesen besitze (148 und öfters).

Berlin. E. Assmann.

Paul Viereck, Sermo Graecus quo senatus populusque Romanus magistratusque populi Romani usque ad Tiberii Caesaris aetatem in scriptis publicis usi sunt examinatur. Göttingen 1888, Vandenhoeck und Ruprecht. XIV, 122 S. 4. 5 M.

Das wunderliche, oft geradezu kanderwelsche Griechisch, dessen sich die Römer im amtlichen Verkehr mit den Griechen und überhaupt mit den gesamten Bewohnern des Orients bedienten, hätte sicherlich schon längst einen Bearbeiter gefunden, wäre hierbei nicht ein Hindernis zu überwinden gewesen, dessen Bewältigung mehr Zeit und Kraft in Anspruch zu nehmen schien, als die etwaigen Resultate der Untersuchung wert sein mochten. Es galt, sich vor allem erst des Objekts selber zu bemächtigen, der in zahlreichen Inschriftensammlungen und an anderen Stellen verzettelten Urkunden, es galt, überall vorher einen möglichst sicheren und lesbaren Text herzustellen und zugleich die zahlreichen, litterarisch überlieferten Dokumente auf ihre Authentizität und somit auf ihre Brauchbarkeit für die Beurteilung jener Sprache genau zu prüfen. Um so anerkennenswerter ist es, daß der Verfasser der vorliegenden,

von der Göttinger Fakultät durch den Preis ausgezeichneten Arbeit vor jenen Schwierigkeiten nicht zurückschrak, sondern mit jugendlichem Wagemut es unternommen hat, mit der Lösung der Aufgabe zugleich eine Ausgabe sämtlicher inschriftlichen Aktenstücke und eine sehr eingehende Untersuchung in betracht kommenden Schriftsteller, besonders des Josephus, zu verbinden. Daß hierdurch der Schwerpunkt der Arbeit etwas verschoben worden ist, vom grammatischen nach dem kritisch-historischen Teil, wird man nicht allzu sehr bedauern, zumal der Verf. für das Rein philologische, wie schon das öfters nicht einwandfreie Latein zeigt, weniger Geschick und Begabung zu besitzen scheint als für jene andere Art der Forschung. In sorgfältiger und zugleich recht übersichtlicher Weise hat Viereck alles zum Verständnis und zur Kritik der Urkunden gehörige Material (bei den Senatusconsulten auch lateinische Übersetzungen) zusammengetragen, und wenn er auch trotz Wilamowitz' förderlicher Beihülfe in nicht wenigen Fällen das Richtige verfehlt oder doch Nachträge möglich und nötig gemacht hat, so kann dies sein Verdienst nicht mindern. Daß er sich auf die vorchristliche Zeit, d. h. also auf die letzten 2 Jahrhunderte v. Chr., beschränkt und selbst das Monum Ancyranum nicht durchgehends berücksichtigt, wird man dagegen nicht billigen können; es ist vielmehr zu wünschen, daß auch die entsprechenden griechischen Urkunden der Kaiserzeit bei einer wohl zu erwartenden neuen Bearbeitung der nützlichen Sammlung hinzugefügt werden. V. wird dann auch in der Lage sein, die inzwischen, besonders durch Cichorius' ergebnisvolle Lesbische Reise von 1888 neu entdeckten Denkmäler mit aufzunehmen, die in Verein mit Mommsens, den Sachverhalt erst richtig erläuterndem und würdigendem Zusatze (Berliner Sitzungsberichte 1889 S. 973 ff.) eine völlig neue Behandlung der wichtigen, unter Nr. XXIII, XXX, XXXI und XXXII mitgeteilten mytilenäischen Urkunden erfordern werden*).

Es wird sich verlohnen, hier mit ein paar Worten auf diese Inschriften einzugehen, da die Leser dieser Zeitschrift über den Gegenstand durch meine Berichterstattung (1888 Sp. 1535 f.) zwar orientiert worden sind, letztere aber jetzt natürlich einer Ergänzung bedarf. Es bezieht sich nämlich XXX, da der v. 11 vorkommende Καῖσαρ αὐτοκράτωρ in dem neuen, anschließenden Steine Γάιος genannt wird und nicht, wie Cichorius vermutet hatte, ὁ ὕπατος (Wochenschr. Sp. 1537 A., Vierecks Bedenken waren also begründet), auf den **Diktator**, dem also auch, und nicht Cäsar dem Sohne, das ebenfalls durch die neuen Entdeckungen vervollständigte und sicher datierte (45 v. Chr.) Begleitschreiben angehört, das zusammen mit dem Bruchstücke des nach der Schlacht bei Pharsalus an Mytilene gerichteten Briefes das erste urkundlich gesicherte griechische Schriftstück Cäsars darstellt. In eben dieses Jahr fällt denn auch des Krinagoras und Potamon erste Gesandtschaft, die beste Bestätigung meiner Ausführungen über ep. 32 Sp. 1603 f. Aber auch die zweite Gesandtschaft und damit die Datierung von XXIII und XXXI ist durch die Auffindung der neuen Steine berührt worden. Denn aus dem von Fabricius „äußerst scharfsinnig“ erschlossenen Konsul D. Silanus (62 v. Chr.) ist nunmehr des Augustus Kollege M. Silanus (cos. 25) geworden, und in dessen Konsulatsjahr gehört, wie der Symmachievertrag (Sp. 1538) so auch die zweite Gesandtschaft und die Reise nach Tarraco zum Hauptquartier des Augustus und also wohl auch das Ehrenpsephisma, für das der Kaiser in dem jetzt gleichfalls vollständiger vorliegenden Schreiben gelegentlich der Aushändigung des Konsults seinen Dank ausspricht.*) Auch für die Ergänzung der der dem Beschluß vom Jahre 25 angefügten formula foederis konnte Cichorius ein ausgiebigeres Material benutzen, nämlich den von ihm bei Conze „Reise auf der Insel Lesbos“ wie neu entdeckten Vertrag mit Methymna (Rh. Mus. XLIV 440 ff.), und so vor allen den von Viereck, wie auch ich jetzt zugebe, durchaus grundlos angenommenen Gebrauch von ὥστε für ἐάν τε XXI 27, 32, XXIII 18, 23 definitiv wider-

*) Vgl. auch den Bericht in dieser Zeitschr. 1889 Sp. 1670 ff., in dem besonders die Anordnung der Schriftwand erwähnt wird.

*) Die von mir Sp. 1605 geäußerte Vermutung, daß das Psephisma nicht die Rückkehr der Gesandten voraussetze, erhält so eine neue Stütze. Jetzt ist es auch erst recht verständlich, wie Krinagoras den zu Anfang 25 aus Spanien zurückkehrenden Marcellus mit ep. 11 begrüßen konnte. Cich. hatte den Dichter zu diesem Zwecke unbarmherzig rasch nach Spanien und wieder nach Rom zurückreisen lassen; jetzt wissen wir, daß jene Fahrt erst nach Mai 25 erfolgte. Im übrigen halte ich daran fest, daß der Dichter schon vorher aus Mytilene nach Rom übergesiedelt war und in dieser Zeit der Hausfreund der Octavia wurde (Sp. 1571 f.). Nunmehr ist es allerdings nicht mehr angängig, ep. 43 auf die erste Romreise (45) zu beziehen; denn sonst würde der politische Zweck irgend angedeutet sein, das Gedicht geht vielmehr wie ep 42 auf jene dauernde Übersiedelung (Sp. 1607).

legen (vgl. Wochenschr. 1890 Sp. 1132 A.), während ich in bezug auf die Auffassung von XXIII B. 15, 16 und besonders 17 auch jetzt noch Viereck beipflichte, der auch die Kolumne A in wesentlichen Punkten richtiger ergänzt hatte.

Trotzdem nun diese und andere Funde (vgl. Bull. de Corr. Hell. 1889) dem Verf. noch nicht zugänglich waren, so ist doch die Viereckshe Sammlung immerhin eine ansehnliche: im ganzen 11 magistratische Briefe, 3 foedera und 18 Senatskonsulte, von letzteren enthalten 6 auch noch das Begleitschreiben des Vorsitzenden an die betr. Gemeinde. So mannigfach nun auch der Inhalt der Senatsbeschlüsse — von ihnen soll zunächst gehandelt werden — sein mag, wie verschiedenen Zeiten auch die Eingaben der beikommenden Gemeinden oder Personen angehören, überall zeigen sie im Gegensatz zu jener Mannigfaltigkeit von Inhalt und Personen, welche ihre Lektüre für jeden Altertumsforscher in kulturgeschichtlicher Hinsicht besonders interessant macht, in ihrer äußeren Form dasselbe Gesicht, eine starre Unbeweglichkeit in der Anwendung einer lebenden Sprache, die den Leser fast erschrecken könnte, wenn ihre Unbeholfenheit nicht zugleich auch erheiternd wirkte. Mit Recht ist hieraus zu schließen, daß die für Griechen und andere Ausländer bestimmten Bescheide offiziell im Auftrage der referierenden Magistrate übersetzt wurden*) und zwar, da eine ganze Anzahl stehender Formeln stets in derselben, z. T. sprachwidrigen Weise übertragen wurde, offenbar im Schoße eines bestimmten Kollegiums, wo sich denn allmählich eine feste Tradition entwickeln konnte, die weniger auf grammatische Korrektheit als auf eine jeden Zweifel und Streit ausschließende Deutlichkeit gerichtet war. Diese erreichte man aber nur, indem jedes Abweichen von dem Hergebrachten vermieden, vielmehr mit ängstlicher Sorgfalt stets die in den früheren Ausfertigungen verwendeten, gewissermaßen authentischen Übertragungen wiedergegeben wurden. Freilich mochte der gebildete Grieche und Römer lächeln, wenn er sprachliche Monstra las wie: γραφομένῳ παρῆσαν, ἐκτὸς τοῦ στίχου σύγκλητον διδόναι πρὸ ἡμερῶν πέντε εἰδυιῶν Φεβρουαρίων, Λευκίῳ Μαρκίῳ Κησωρίνῳ καὶ Γαίῳ Καλουησίῳ ὑπάτοις XX 3 (sonst steht auch ἐπὶ mit dem Genitiv, im Konsult von 25 einmal der bloße Genitiv), περὶ ὧν ἄγεται τὸ πρᾶγμα, πρὸ τοῦ ἢ-priusquam, ἐργασίαν διδόναι ἵνα, δόλος πονηρός u. a. Von diesen nach überkommenem Schema (Viereck denkt sogar an ein Glossar S. 82) stätig wiederkehrenden Formeln abgesehen, bietet die Sprache der Urkunden im ganzen die Formen des Gemeingriechischen, wie es uns besonders bei Polybius entgegentritt. Der Verf. erweist dies im einzelnen zunächst an der Orthographie, wobei er mit einiger Ausführlichkeit nur bei den römischen Namen verweilt und die von Dittenberger bereits begonnene Untersuchung weiterführt und ergänzt, weiterhin an der Flexion und an der Syntax, zu der er freilich nur Statistisches oder Einzelheiten anführt — nur die Präpositionen behandelt er eingehend, wohl infolge der entsprechenden Arbeit von Krebs über Polybius —, endlich erbringt er denselben Nachweis hinsichtlich der selectio verborum und des genus dicendi. Überall aber zeigt er zugleich, wie dieses Gemeingriechisch durchsetzt ist von Latinismen, die sich zum Teil aus der Unkenntnis der Schreiber, zum Teil aus dem Bestreben erklären, das Original Wort für Wort zu übertragen, den ganzen schon in der Vorlage so verwickelten Satzbau auch im Griechischen nachzuahmen, wie denn z. B. nach den Verben des Beschließens das Gerundium durch den Infinitiv, ut ganz getreulich mit ἵνα oder ὅπως wiedergegeben, der lat. Konjunktiv auch auf die griechischen Relativsätze ausgedehnt wird, fernerhin das Perfektum, besonders in der periphrastischen Form, eine zu große, der Artikel eine viel zu geringe Verwendung findet. Werden durch diese sklavische Übersetzungsmethode schon viele Undeutlichkeiten veranlaßt, so hat das Mißverständnis und die Nachlässigkeit der Schreiber ihre Zahl noch bedeutend vermehrt. So ist ein örtliches de XI 48 durch περί, lateinische Pronomina mehrfach sorglos ohne Rücksicht auf das griechische Beziehungswort ausgedrückt worden. Alle diese Erscheinungen haben für den Grammatiker und auch den Psychologen vielfältiges Interesse; aber auch der Historiker findet bei diesem seltsamen Idiom seine Rechnung. Mommsen war es, der zuerst darauf aufmerksam machte (Staatsr. III S. 145, 646, 841), daß sich in der griechisch-römischen politischen Terminologie die Erinnerung bewahrt hat an die Griechen, mit denen die Römer zuerst in Verbindung traten, d. h. an die Neapolitaner, von denen die Bezeichnungen für die Tribunen und den Senat (δήμαρχοι, σύγκλητος) entlehnt sein müssen, da sich nur bei ihnen und anderen Westhellenen jene Wörter in dieser politischen Bedeutung vorfinden. Mit den übrigen Benennungen wie ταμίας, στρατηγός, ἀγορανόμος, wird es nicht anders sein. Aktenstücke

*) Livius XLV 29, 3 beweist aber keineswegs, daß der Senatsbeschuß im Senat selber auch griechisch verlesen wurde, jene Mitteilung erfolgte ja in Amphipolis.

über diesen ältesten Verkehr, der also schon in dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts bestand, besitzen wir natürlich nicht, jene Terminologie ist vielmehr das einzige Überbleibsel: sie eröffnet immerhin einen Einblick in die Genesis dieser wunderlichen Sprache, die in dem ältesten Dokument, dem S. C. über die Delphier (um 190), schon als eine fertige und gefestigte erscheint. So ist denn auch eine eigentlich historische Untersuchung über die Anwendung des Griechischen im amtlichen Verkehr der Römer, über die Verschiebung der Grenzen, innerhalb deren sie sich findet, etwa im Sinne und als Pendant von Budinszkys verdienstvollem Buche „Die Ausbreitung der lateinischen Sprache über Italien und die Provinzen", nicht wohl möglich, wiewohl mir die mageren Bemerkungen Viereeks zu Beginn seiner Arbeit durchaus unzureichend erscheinen.

Einer ganz verschiedenen Beurteilung unterliegen dagegen die griechischen Schriftstücke der römischen Magistrate von Flamininus bis auf Augustus: Eae enim (epistulae) omnino non translatae sunt ex sermone latino. Sed eas ipsas quoque a Romanis esse scriptas inde elucet, quod plerumque et parum graece et nimis latine compositae sunt. Das ist aber auch alles, was Viereck über sie in der Introductio zu sagen hat. In dem sprachlichen Teil (S. 74 ff.) giebt er dann zu jedem der Schreiben eine Anzahl Bemerkungen, gewissermaßen Censuren über die Fertigkeit der Verfasser im Gebrauch der griechischen Sprache, wobei der Philhellene Flamininus und Antonius entschieden am schlechtesten fahren, der Kaiser Augustus aber mit Recht das Prädikat „sehr gut" erhält, obwohl Viereck auch ihm manchen Schnitzer aufmutzt. Wenn dabei die formelhaften Wendungen der Briefe einer besonderen Besprechung unterzogen werden, so hätten dies auch die in allen möglichen Variationen wiederkehrenden Komplimente für die καλοκαγαθία der Gesandten verdient. Damit hätte sich dann wenigstens ein Hinweis auf die höfliche Form des Verkehrs mit den griechischen Gemeinden und den Wechsel verbinden müssen, welchen auch diese Äußerlichkeiten im Laufe der Zeit bezeichnenderweise erfuhren. Aus der fast ostentativen Bezeugung der humanen, allem barbarischen Thun abholden Gesinnung ist bei Augustus eine durchaus herablassende, gemessene Höflichkeit geworden. Aber gerade bei des letzteren Schreiben hätte das elegante Griechisch, die vortreffliche Dispositon und die pointierte Darstellung in Verein mit der Nachricht bei Sueton c. 89 (non tamen ut aut loqueretur expedite — griechisch nämlich — aut componere aliquid auderet: nam et si quid res exigeret, Latine formabat *vertendum*que *alii* dabat) Zweifel an der persönlichen Abfassung durch den Kaiser erwecken sollen. Auch der Gegenstand des besonders geschickt stilisierten Briefes IX, in dem ein ominöses Gefäß mit noch ominöserem Inhalt eine so verhängnisvolle Rolle spielt, legt doch die Vermutung nahe, daß wir es hier mit einer trefflichen Leistung eines rhetorisch geschulten Sekretärs der kaiserlichen Kanzlei zu thun haben, dem der Kaiser einige lateinische Anweisungen gegeben haben mochte. Diese Annahme wird denn auch bei den übrigen Beamtenbriefen nicht ganz ausgeschlossen sein, sodaß die Verschiedenheiten des Stils und der Beherrschung der Sprache ähnlich wie bei den Thontafeln des oberägyptischen Archivs mehr auf die ungleiche Bildung der Schreiber zurückzuführen wäre. Doch wie dem auch sei, das unbeholfene Griechisch der Konsulte wie dies feinere und entwickelte in den Briefen der hohen und höchsten Beamten des römischen Staats, das überall hervortretende ernstliche Streben, den Griechen zuliebe sich in einem fremdem Idiom möglichst gut verständlich zu machen, das ist doch auch eine Huldigung an den griechischen Genius: Graecia capta ferum victorem cepit.

Noch ein paar Worte über den letzten, mehr litterar-historischen Teil des Buches. Die griechische Übersetzung der *res gestae divi Augusti* ist nach Viereck von einem Römer im Auftrage des Tiberius für die Galater angefertigt worden. Bei Polybius vermutet er nicht ganz ohne Grund die Benutzung der amtlichen griechischen Übersetzungen. Das I Maccab. 8, 23—32 und ebenso auch bei Josephus ant. XII 10, 6 überlieferte Dekret läßt er auf das hebräische Original, alle anderen bei Josephus erhaltenen Urkunden auf Nikolaos von Damaskos zurückgehen, so zwar, daß Josephus alles, was er bei Nikolaos, sei es vollständig, sei es fragmentarisch und nur in einzelnen Sätzen mitgeteilt, an Urkunden fand, seiner Darstellung einverleibte, indem er die einzelnen Stücke zu vollständigen Dokumenten verarbeitete. Diese kompilatorische Thätigkeit und die geringe Zuverlässigkeit des Josephus wird an der Restitution eines von ihm überlieferten Senatsbeschlusses (ant. XIII 9, 2) recht anschaulich vor Augen geführt.

Sicherlich wird Viereck bei einer, wie ich ihm wünsche, bald notwendigen neuen Bearbeitung seiner äußerst nützlichen Sammlung von diesem letzten Teil nur die positiven Resultate aufnehmen — inwieweit die litterarisch erhaltenen Aktenstücke als echte Zeugnisse gelten können — und viel-

leicht die ganze sprachliche Untersuchung in oder auch zu einem Index und in dem Kommentar zu den einzelnen Texten verarbeiten.

Potsdam. Max Rubensohn.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Mitteilungen des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abteilung. XV, 3.

(235—240) **E. Szanto**, Zur Geschichte des griechischen Alphabets. Neuer Versuch, die Frage nach dem Grunde der verschiedenen Wertung von X und Y in der östlichen und westlichen Gruppe zu lösen. — (240—242) **E. Bethe**, Aktäon (Tafel VIII). Bestattung des jämmerlich von den Hunden zerrissenen Leichnams Aktäons durch die Seinen. Leiser Versuch landschaftlicher Darstellung. Dürfte von einem Böoter des 4. Jahrh. gefertigt sein. — (243—245) **E. Bethe**, Zu den Alabastra mit Negerdarstellungen (mit einer Zinkographie). Ein weißgrundierter Teller mit dunklem Rande, zu Tarent gefunden, attische Fabrik des 5. Jahrh. Nach links schreitender, vollbekleideter Neger. — (246—252) **P. Wolters**, Melische Kultstatuen. Zwei Säulentrommeln, die als Gegenstücke hergerichtet waren; Reliefdarstellungen sind in die glatte Oberfläche roh vertieft. 1) Unter einem von ionischen Säulen getragenen Rundbogen die Tyche von Melos, 2) Athena, altertümlich steif mit Helm, Schild, Lanze, Eule, Schlange. Letztere wahrscheinlich Nachahmung der spartanischen Chalkioikos des Gitiadas. — (252—283) **W. Judeich**, Inschriften aus Karien. (Bargylia, Halikarnassos, Herakleia am Latmos, Laodikeia am Lykos, Mylasa, Nysa) 33 Nummern. — (283—318) **A. Wilhelm**, Inschriften aus Thessalien (Volo). No. 1 ein Psephisma des Κοινόν der Magneten, No. 17—20 Freilassungsurkunden, No. 21—42 Grabschriften. — (318—329) **B. Staes**, Ὁ τύμβος ἐν Βουρβᾷ. Beschreibung des von uns No 48 geschilderten Grabhügels. Das Neue an dieser Publikation sind die Abbildungen der in den Gräbern gefundenen Gefäße, 3 Zinkographien und T. X-XII. T. IX Photographie der Ausgrabungsstätte, T. XIII Lageplan (vgl. unsere No. 48). — (330—337) **A. Kontoleon**, Ἐπιγραφικά 1 und 2. Magnesia am Mäander. Anfrage beim Orakel von Delphi: περὶ τοῦ σημείου τοῦ γεγονότος, ὅτι πλατάνου κατὰ τὴν πόλιν κλασθείσης ὑπὸ ἀνέμου εὑρέθη ἐν αὐτῷ ἀφίδρυμα Διονύσου. Antwort in zwölf Hexametern. Die Hauptsache ist: „ἀλλὰ καὶ ὥς, ὦ δῆμε μεγασθενές, ἵδρυε νηούς“. Auch Mänaden sollen aus Theben geholt werden, wie auch geschieht: Κοσκώ, Βαυβώ, Θετταλή. — 3. Philadelphia, Grabschrift eines achtzehnjährigen δακτυλιοκοιλογλύφος, wie es scheint, mit einer Abbildung seines Handwerkzeuges. — Κύρσεοι (von den Inseln der Panagia). — (338—340) **Judeich**, Zwei altionische Grabstelen. — Litteratur, Funde.

Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift. IX, No. 9.

(216) **A. Riese**, Über die Glaubwürdigkeit des Florus. In diesem gegen eine Rezension von J. Asbach gerichteten Beitrag verwahrt sich Riese gegen den Vorwurf, er habe den Florus einfach aus der Reihe der Quellen gestrichen. Er deckt die zahllosen Irrtümer dieses Epitomators auf, um schließlich zu dem Resultate zu gelangen, daß man zwar alle Nachrichten, die Florus auf grund originaler Überlieferungen (und zwar teilweise der allerbesten und allerältesten) schreibt, ernstlich prüfen muß, keiner einzigen aber vertrauen darf, vielmehr in jedem Worte auch die starke Möglichkeit absichtlicher oder unabsichtlicher Irrtümer annehmen muß.

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. VI, No. 3.

(388-415). **A. Fr. Walter**, Die ethisch-pädagogische Würdigung der Musik durch Plato und Aristoteles. Dem Plato sowohl wie seinem größten Schüler ist neben anderen Arten und Mitteln der Bildung und Erziehung auch die Musik ein vorzügliches Mittel; doch scheint es, daß Aristoteles mehr als Plato die Musik im engeren Sinne, das Melische zunächst meint. Er teilt die Musik ein in eine einfache ruhige, deren Übung er seinen Bürgern allein gestattet, und in eine erregtere für öffentliche Darstellungen, und zwar eine ernste und reinigende für die frei Gebildeten und eine ausgelassenere zur Erholung für das niedere Volk: „Da es zweierlei Zuhörer giebt, die einen freie und gebildete Leute, die andern rohe, aus niedern Handarbeitern, Lohnarbeitern u. dgl. bestehend, so muß man auch zu ihrer Erholung Schauspiele anstellen.“ — Zum Schluß kommt Verf. auf die Katharsis, die reinigende Wirkung der Musik, bei Aristoteles zu reden. Dem Griechen galt als sittliches Ideal die ruhige Besonnenheit, die weise Mäßigung. Nun sei es schon die Ansicht der Pythagoreer gewesen, daß die Musik ein Mittel zur Katharsis der Seele, zur Beruhigung und Sänftigung der Gefühle sei. „Die Musen,“ sagt Plutarch, „würden uns sehr tadeln, wenn wir glaubten, ihr Wert bestehe in der Kithara und in der Flöte und nicht vielmehr darin, die Gemütsaffekte zu besänftigen, die zweite Aufgabe ist, die Seele des Menschen zu reinigen und harmonisch zu machen“. In griechischem Geiste handelt also Aristoteles, wenn er für Mitleid, Furcht, Enthusiasmus durch eine gewisse Art der Melodie und des Rhythmus Heilung und Reinigung erwartet. Zur vollen Erfassung des Begriffes Katharsis gehöre übrigens, daß man dabei nicht an eine Läuterung der in der Seele verbleibenden, sondern an die Entfernung ungesunder Affekte zu denken hat.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 1.

(5) **J. v. Prašek**, Medien und das Haus des Cyaxares. Im ganzen anerkennendes Referat von *A. H.* — (19) **Chatzidakis**, Ἡρὼ καὶ Λέανδρος Μουσαίου. 'Etwas prosaische Übersetzung'. *A. Th.* — (20) **G. Meyer**, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. 'Reiht sich würdig des Verf. früheren Schriften an'. — (23) **H. Brugsch**, Religion und Mythologie der Ägypter. Als fleißig, zuverlässig und leicht verständlich empfohlen von *G. E(bers)*.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 52.

(1417) **E. de Ruggiero**, Dizionario epigrafico, 14—17. 'Voll Umsicht und Sorgfalt. Wird das Unternehmen aber jemals fertig werden?' *G. Zippel.* — (1420) **E. Stöcker**, De Claudiani rerum Romanarum scientia. 'Taugt nichts'. *W. K.* — (1422) **Boutkowski-Glinka**, Petit Mionnet de poche. 'Fleißige Zusammenstellung, mit vielen Ungenauigkeiten'. *A. P.* — (1427) **J. Geffcken**, De Stephano Byzantio. 'Gewagte Ergänzungen'. *P. Rõllig.*

Academy. No. 973. 21. Dez. 1890.

(614—615) **W. Watkins Lloyd**, Homer and Odysseus. Der Charakter des Odysseus erscheint in beiden Gedichten als derselbe, der abenteuerliche Zug der Odyssee ist von den Umständen bestimmt. — (615—616) **E. Glaser**, Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens, II. (**A. H. Sayce.**) Von höchster Wichtigkeit für die Vorgeschichte Arabiens, von der es ein durchaus neues Bild entrollt.

No. 974. 3. Jan. 1891.

(14) **W. Ridgeway**, Why was the horse driven before it was ridden? Die Funde von Pferdeschädeln einer Urrace in Solutri bei Macon, sowie die Bemerkung bei Herod. V 9 zeigen, daß die ältesten Pferde zu klein und schmalgebaut waren, um zum Reiten benutzt werden zu können, und daß sie erst nach langer Zucht hinreichend entwickelt wurden, um zum Reiten dienen zu können (vgl. Hom. Il. X 436). — (19) **J. S. C.**, Dr. Schliemann. Warm empfundener Nachruf. 'Dr. Schliemann war kein klassischer Gelehrter, selbst kein Archäologe in der eigentlichen Bedeutung des Wortes; er war ein Entdecker, wie es Columbus war, ähnlich wie Sir H. A. Layard, dem wir die Ausgrabung von Niniveh und die Grundlage des Studiums der Assyriologie verdanken. Seinem Vorgehen ist die deutsche Aufdeckung von Olympia, die Nachgrabungen der Griechen auf der Akropolis, der Entschluß der Amerikaner, Delphi freizulegen, wie die Forschungen Flinders Petries in Ägypten zu danken'.

Athenaeum. No. 3292. 29. Nov. 1890.

(729—730) **W. E. Gladstone**, Landmarks of Homeric study. 'Verf. sucht seine phantastischsten und ungesundesten Ketzereien früherer Zeit zu begründen und zu verbreiten. Als ein Handbuch ist es schlimmer, denn unnütz'. — (735) **Plato**, Eutyphron by **J. Adam**; **Euripides**, Iphigenia at Aulis by **Cl. E. S. Headlam**. Beide anerkannt. — **Virgil's** first book of Aeneid by **Ch. H. Poole**. 'Nutzlos'.

No 3293. 6. Dez. 1890.

(770—772) **F. Max Müller**, Natural religion. Die Vorlesungen leiden unter dem Streben nach Volkstümlichkeit durch zu lose Verknüpfung des Gedankenganges, aber enthalten viel Fesselndes und Belehrendes. — (777) **J. P. Mahaffy**, The Petrie papyri. II. The classical fragments. Die zu Mumienkästen verwandten Papyri, welche Flinders Petrie in Fayum entdeckte, enthalten an klassischen Fragmenten Teile aus dem Phaedo, den bisher unbekannten Schluß der Antiope des Euripides und kleinere Überbleibsel von Epicharmos, Menander und einigen unbekannten Schriftstellern; alle diese Stücke werden demnächst in Hermathena veröffentlicht werden. Ein Hauptinteresse liegt in dem paläographischen Werte, da die Stücke teils aus dem 4. Jahrh. v. Chr. sind, die jüngsten aber nicht über den Tod des dritten Ptolemäus (222 v. Chr.) hinausgeben. — (782—783) Notes from Athens. Herr **Gardner** berichtet über den Stand der Ausgrabungen des Theaters von Megalopolis, sowie der Agora, an deren Nordende eine Stoa aufgedeckt wurde, möglicherweise die von Pausanias erwähnte Stoa Philippeios; die bei Lykosura im Tempel der Despoina gefundene Kolossalgruppe ist erst teilweise nach Athen geschafft, ebenso die weiblichen Köpfe von Rhamnus. — (783) Das Britische Museum hat neuerdings eine Gemme erworben, welche den Sieg des Herkules über den Nemeischen Löwen in Form einer Metope darstellt, und deshalb zur Ergänzung der bekannten Metope von Olympia gebraucht werden kann. — Dr. **Orsi** hat seine Ausgrabungen in Locri beendet; er hat eine Mauer mit vier Türmen gefunden.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Akademie der Wissenschaften in Wien.

(3. Dez.) Professor **Th. Gomperz** überreicht eine Abhandlung: 'Philodem und die ästhetischen Schriften der herculanischen Bibliothek'. Das Absehen des Verfassers war vornehmlich darauf gerichtet, die Frage nach der Autorschaft zu entscheiden. Den Gegenstand einer Kontroverse bildet hier insbesondere das in der Rolle 994 enthaltene Stück, welches vom Verfasser zwar längst als zu Philodems Werk 'Über Gedichte' gehörig bezeichnet, von anderer Seite jedoch für das Erzeugnis eines stoischen Gegners dieses Epikureers erklärt worden ist. Indem der Verfasser seine früher ausgesprochene Meinung zu erhärten bemüht war, ist er dazu gelangt, die Schrift zum erstenmale annähernd vollständig zu behandeln. Das Facit der Untersuchung war die Einsicht, daß uns in den herculanischen Rollen bisher nur Partien des weitschichtigen Philodemischen Werkes über diesen Gegenstand vor Augen liegen. Die Behandlung der Poetik bei Philodem ist eine überwiegend polemische, indem er sich fortwährend mit Vorgängern und Zeitgenossen auseinandersetzt und dadurch auf die Ansichten auch dieser ein helles Licht wirft. Von interessanten Einzelheiten seien zwei hier wiedergewonnene Verse angeführt: der Trimeter ἔξω βέβηκε κρατὸς ὀφθαλμοῦ κύκλος, der fast sicherlich einem Satyrdrama entstammt und wahrscheinlich in der Schilderung eines Cyklopen und seines einzigen Auges vorkam, und der andere: Σέριφος ὄλμῳ ποντίᾳ περίρρυτος, der ersonnen zu sein scheint als Beispiel eines inhaltlich völlig nichtssagenden — die kleine Insel galt stets als der Typus eines Krähwinkellandes — formell aber wohlgelungenen Tragikerverses.

Académie des Inscriptions. Paris.

(29. August.) Hr. **M. Bréal** erörtert in einer vorgetragenen Abhandlung die Beziehungen des etruskischen Alphabets zum lateinischen. Das etruskische Alphabet sei nichts anderes als das griechische, vermindert um ein paar für die Etrusker überflüssige Buchstaben. Von den Etruskern entlehnten das Alphabet die Latiner, sowie die übrigen

mittelitalischen Stämme, Osker und Umbrier. Später bemerkten die Latiner, daß das entlehnte Alphabet für ihre Sprache nicht hinreiche, und holten sich von den Griechen Unteritaliens die fehlenden Zeichen. Diese spätere Anfügung erkennt man deutlich und erklärt manche auffällige Inkonsequenzen der lateinischen Lautlehre. — Hr. **Boissier** möchte die Schlußfolgerungen des Vorredners einschränken; die Ähnlichkeiten zwischen etruskischer und lateinischer Schrift seien nicht so groß; Kirchhoffs und Mommsens Annahme einer direkten Ableitung der lateinischen Schrift von den Griechen in Cumä und Neapel sei noch immer die wahrscheinlichere.

(17. Okt.) Hr. **Th. Reinach** verliest eine Abhandlung über die Könige von Kommagene. Er kann die Genealogie dieser Herrscher seit Darius I. durch sieben Jahrhunderte bis auf die Zeit Trajans verfolgen. Vorahne der Familie war ein baktrischer Satrap namens Orontes, zur Zeit des Artaxerxes; Gründer der Dynastie der Satrap Ptolemaeus, welcher sich gegen das Jahr 164 v. Chr. von den Seleukiden selbständig machte. Dessen Sohn und Enkel waren Samos und Mithridates I. Der letzte König, Antiochus Epiphanes, wurde von Vespasian entthront, und der letzte bekannte Sprößling des Geschlechts, Philopappos, war Konsul in Rom und Archont in Athen; sein Grab wird in letzerer Stadt noch gezeigt.

(7. Nov.) Hr. **Barbier de Meynard** erstattet Bericht über die epigraphischen Resultate einer vom Gesandtschaftsattaché Huart im alten Lykaonien unternommenen Forschungsreise. Hr. Huart hat 58 Inschriften gesammelt, meistens arabische aus der Seldschukenzeit, aber auch zwei lateinische und eine griechische. Die lateinischen sind Dedikationen an Caracalla und Lucius Aelius Verus aus den Jahren 212 und 137 n. Chr., der griechische Stein erwähnt einen λογιστής namens Julius Publius. — Hr. **Casati** zeigt der Versammlung eine Reihe von Abbildungen der neuesten Gräberfunde von Sorano, Orvieto und Chiusi. Schmucksachen, Spiegel etc.

(28. Nov.) Abbé **Duchesne** teilt seine Untersuchungen über eine Handschrift des h. Optatus mit, welche verschiedene Schriften zum Donatistenschisma enthält. Die Sammlung dieser Schriften muß zwischen 330 und 347 erfolgt sein; Augustin kannte dieselbe und benutzte sie auf der Kirchenversammlung von Karthago 411. Es finden sich darunter auch Briefe des Kaisers Konstantin, deren von Prof. Seeck angegriffene Echtheit Abbé Duchesne verteidigt. — Hr. **G. Boissier** macht auf die historische Tragweite dieser Mitteilung aufmerksam. Die in der Sammlung des Optat enthaltenen Briefe des Kaisers seien voll christlicher Gesinnung, und da sie unmittelbar auf die Zeit nach der Schlacht am Pons Milvius zurückgehen, so beweisen sie, daß Konstantin seit diesem Ereignis den christlichen Glauben erfaßt habe. Abbé Duchesne habe überzeugend nachgewiesen, daß die vorliegende Schriftensammlung um 330 — 345 entstanden sei; dadurch erhebe er die Echtheit der Kaiserbriefe über jeden Zweifel und liefere ein neues Argument gegen Zosimus, welcher behaupte, Konstantin sei erst nach dem Tode seiner Frau und seines Sohnes Christ geworden. — Über einen interessanten epigraphischen Fund von Chalons-sur-Marne berichtet Hr. **Héron de Villefosse**. Auf dem Grunde eines Brunnens fand man die Grabsteine zweier Reiter der 5. Kohorte der Dalmates, einquartiert im 4. Jahrhundert zu Chalons. Der eine Stein gehört dem *Plaianus equis in vixelatione Dalmatorum V*, der andere dem *Furvus Antoninus circitor numeri Dalmatorum*. „Circitor était une sorte de sous-officier de ronde".

(5. Dez.) Am rechten Ufer des Tiber, bei den „Prati di Castello" sind viele Bruchstücke der Acta XV virorum sacris faciundis ausgegraben worden, wie der Direktor der Ecole française in Rom, Hr. **Geffroy** meldet. Einige Paragraphen zeigen die große schöne Schrift der Augusteischen Zeit. Auf einem der Fragmente liest man die überraschende Erwähnung: *Carmen saeculare composuit Q. Horatius Flaccus.* — Hr. **Oppert** verliest eine Abhandlung über den chaldäischen Perseus, von dessen Abenteuern im Krieg und auf der Jagd die Keilschrifttexte viel erzählen. Seinen richtigen Namen verkannte man bisher; denn die Lesung der betreffenden ideographischen Charaktere als „Istubar" sei falsch; er heiße vielmehr Gilgames. Wie der griechische Perseus sei er der Sohn einer in einen Turm eingeschlossenen Prinzessin und eines göttlichen Wesens, und werde ebenso wie in der griechischen Sage durch einen Adler aus der Gefangenschaft entführt.

Bibliographie.

Gladstone, Landmarks of Homeric Study. London. 160 p. Geb. 3 M.

De Rougé, vicomte, géographie ancienne de la Basse Egypte. Avec carte. Paris. 20 M.

Roscher, W. H., Studien zur griech. Mythologie und Kulturgeschichte. IV. Über Selene und Verwandtes. Leipzig. XVI, 202 S. 6 M.

Schultz, Ferd., Kleine lat. Sprachlehre. 21. vereinfachte Ausgabe. Paderborn. 268 S. 1 M. 90.

Thucydidis historiarum libri VI—VIII rec. C. Hude. Kopenhagen. (Leipzig, Brockhaus) 219 S. 5 M.

Büdinger, M., Poesie und Urkunde bei Thukydides. Wien. 4. 50 S. 2 M. 60.

Beloch, J., Campanien. Geschichte und Topographie. 2. vermehrte Auflage. Breslau. VIII, 472 S. mit 13 Karten. 10 M.

Senecae ad Lucilium epistulae morales selectae. Erklärt von G. Hess. Gotha. 147 S. 1 M. 80.

Sittl, C., Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig. 386 S. mit zahlreichen Abb. u. 4 Taf. 10 M.

Kiepert, H., Atlas antiquus. 12 Karten. 10. berichtigte Aufl. Fol. Berlin. 5 M.

Lattmann-Müller, Kurzgefaßte lat. Grammatik. 6. Aufl. Göttingen. 324 S. Geb. 3 M. 60.

Puchstein, O., Die pseudohethitische Kunst. Vortrag. Berlin. 22 S. 1 M.

Maurer, K., Lat. Bedeutungslehre für den Schulgebrauch. St. Gallen. 56 S. 1 M. 60.

Ribbeck, W., Griechische Schulgrammatik. Berlin. VIII, 272 S. 2 M. 40.

Alterthümer von Pergamon. In 8 Bdn. 8. Bd. 1. Hälfte: Die Inschriften von Pergamon, herausgegeben von M. Fränkel. Berlin. gr. 4. XII, 176 S. mit 1 Karte. Subskriptionspreis 40 M.

Pottier, E., Les statuettes de terre cuite dans l'antiquité. Paris. 349 p. avec 92 gravures. 2 M.

Mahaffy, J., The Greek world under Roman Sway. London. 420 p. 12 M.

Mommsen, Th., Le droit public romain. Traduit par P.-Fr. Girard. T. VII. 526 p.

Babrius, Les fables, édition classique avec des notes par A. M. Desrousseaux XX, 240 p. 1 M. 50.

Caraccio, M., I Germani e la loro cultura. Padova. 176 p. 5 M.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 24. Januar. 1891. № 4.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Rümelin** in Freiburg zum Prorektor der dortigen Univ. gewählt. — Dr. **K. Krumbacher** in München zum a. o. Mitglied der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften. — Dr. **Denifle** S. J. in Rom zum korresp. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. — Direktor **Frische** in Stettin (Wilhelm-Schule) von der phil. Fak. der Univ. Greifswald zum Ehrendoktor ernannt. — Zum Präsidenten der Académie des Inscriptions zu Paris für 1891 ist Hr. **Oppert** gewählt worden, zum Vicepräsidenten Hr. **A. Bertrand.**

Dr. **Trieber** in Frankfurt a. M. (städt. Gymn.) erhielt den Titel Oberlehrer. — Versetzt wurden die ord. Gymnasiallehrer Dr. **Schmerl** von Krotoschin nach Tremessen und Dr. **Endemann** von Hanau nach Wiesbaden. — Der Schulamtskandidat Dr. **Beau** zum ord. Lehrer am Gymn. in Sorau.

In den Ruhestand versetzt Prof. **Schweighofer** vom Alten Gymn. in Würzburg.

Gestorben die Studienlehrer Dr. **Triendl** in Straubing und **J. Gölkel** in Passau.

Erinnerungen an Heinrich Schliemann.

(Fortsetzung aus No. 3.)

Ich arbeitete damals gerade an meiner Abhandlung über 'Generalfeldmarschall Graf Moltkes Verdienste um die Kenntnis des Altertums' und war durch Prof. Milchhöfer in Beziehungen mit Schliemann geblieben. Ich schlug ihm damals vor, das Wort, welches wir in unserer No. 44 (1890) im Faksimile wiedergegeben haben: „Die Örtlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit" als leitenden Gesichtspunkt und Motto seines neuen Buches zu nehmen. Er antwortete damals (23. Jan. 1883) von Athen aus sehr freundlich (er suchte damals gerade das Grab des Perikles): „Bei der Forschung nach der alten Akademiestraße stoße ich leider, da die ganze Strecke zwischen dem Dipylon und der Stelle, wo ich die Akademie vermute, mit Häusern und Gärten bedeckt ist, auf unüberwindliche Hindernisse, und haben die Ausgrabungen bei dem Eigensinn der Eigner des Landes und den mir von ihnen in den Weg gelegten Schwierigkeiten bis jetzt zu keinem Resultat führen können; indes fahre ich mit meinen Bemühungen fort, oder besser gesagt, meine Frau setzt die übrigen fort; denn ich bin diesen Winter mit litterarischen Arbeiten zu sehr überhäuft, als daß ich mich ernstlich mit archäologischen Forschungen beschäftigen könnte.

Der Ausspruch des Generalfeldmarschalls Moltke eignet sich in der That ausgezeichnet für das Motto auf dem Titelblatt meines neuen Werkes und beabsichtige ich es, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, dazu zu verwenden. Herzlichen Dank dafür, sowie für Ihre Absicht, mir ein Exemplar Ihrer Abhandlung zu senden, wofür sie als ἀντίδωρον ein Exemplar meines neuen Buches haben sollen".

Das neue Buch 'Troja' (1884) trägt denn in der That als Motto auf dem Titelblatte Moltkes Ausspruch. Auf die Übersendung meiner Abhandlung, in welcher ich auch betreffs der Streitfrage Bunarbaschi-Hissarlik auf Schliemanns Seite getreten war, folgte noch ein besonders freundliches Dankschreiben; auch verhieß er mir am 15. Febr. 1885 das erste Exemplar von Tiryns, welches Brockhaus versenden würde.

1884 trat ich in die Redaktion unserer Wochenschrift ein; Schliemann wurde Abonnent und schrieb

in höchst anerkennender Weise über unsere gemeinsamen Bestrebungen; nur sein Schlußwort abzudrucken wird der geneigte Leser der redlich bemühten Redaktion gestatten; möge er mit uns Schliemanns Prophezeihung als Wunsch wenigstens freundlich anhören: „Die Wochenschrift wird und muß die allgemeinste Anerkennung erhalten und eine riesige Verbreitung finden“.

1887 schrieb ich meine Abhandlung: Beiträge zur Kenntnis der griechischen Kuppelgräber, in welcher ich betreffs der Deutung der Pausaniasstelle über die Lage der Gräber Agamemnons und der Seinen auf Schliemanns Seite trat, welcher bekanntlich diese Gräber innerhalb der Burgmauer gleich in seinem ersten Buche angenommen hatte. Dies freute ihn sichtlich, und er antwortete griechisch: „ἐλπίζω τὸ ἀπὸ τοῦδε ἅπαντας τοὺς σοφοὺς τὰς σὰς ἐξηγήσεις ὡς ὀρθὰς ἀποδέξεσθαι, οὕτω δὲ τὴν μακρὰν ἔριν παύσεσθαι· ἡ μὴν ἤδη παύσασθαι αὐτὴν Καιρός. τῷ ἀληθεῖ ἀδιήγητον ἐμοὶ πῶς ἡ γνωμῶν διαφορὰ γεγενῆσθαι ἠδύνατο τοῦ Παυσανίου οὐδόλως τοὺς θησαυροὺς τοῖς τάφοις συγχέαντος ἀλλ' ἀμφοτέρους χωρὶς τεθεικότος“.

Einen Kummer mußte ich ihm sehr wider meinen Wunsch noch bereiten, da ich, durch Virchows Auftreten auf der Wiener Anthropologenversammlung veranlaßt, für Bötticher insofern eintrat, als ich annahm, daß Hissarlik wenigstens eine Zeitlang eine Begräbnisstätte gewesen sei (vgl. unsere Wochenschrift 1890, No. 4). Ich kam zu dieser Annahme dadurch, daß ich dem Bericht eines anerkannten Gelehrten und noch dazu ganz entschiedenen Gegner Böttichers Glauben schenkte. Damals war soeben das Buch von Schuchhardt erschienen: Schliemanns Ausgrabungen im Lichte der heutigen Wissenschaft (1890). Schuchhardt war selbst auf Hissarlik und konnte sich (S. VII) „in beständigem lebhaftem Verkehr (1887) mit den in betracht kommenden Persönlichkeiten auch über alles das, was weder aus Büchern, noch aus den Denkmälern zu erfahren war, unterrichten“. Dies sind seine eigenen Worte. Schuchhardt hat nun nicht Spott genug, um Böttichers Theorie zu bekämpfen. Derselbe Mann aber schreibt S. 93: „Schliemann hat zwei Skelette von Kriegern, welche mit ihren Lanzen und, wie es scheint, auch Helmen bestattet waren, und eine Menge von Urnen mit verbrannter Asche ausgegraben. Zur Zeit, wo die Burg dicht mit Gebäuden besetzt war, wird sie natürlich nicht als Begräbnisplatz benutzt worden sein; — — dagegen hat in den Zeiträumen, in welchen die Burg verödet lag oder nur spärlich bewohnt wurde, das Begraben auf derselben nichts Verwunderliches. Die Funde zeigen, daß bei den Trojanern das Verbrennen der Leichen allgemeiner Gebrauch war; denn außer jenen zwei Skeletten, welche in die Schicht der zweiten Stadt eingebettet waren, fand Schliemann nur Urnen mit ganz feiner Asche“. Zur selben Zeit las ich, daß Virchow kurzer Hand Böttichers Theorie 'einen furchtbaren Unsinn' genannt hatte. Ich habe niemals an Böttichers Theorie geglaubt und dies auch bereits 1884 (Wochenschrift No. 7, Sp. 215) ausgesprochen: aber als ich Schuchhardts Bericht las, eines Mannes, dessen archäologische Arbeiten hoch anerkannt sind, der nach seinen eigenen Worten die authentischsten Quellen benutzen konnte, die es giebt, so empörte sich mein Gerechtigkeitsgefühl und ich schrieb den Artikel: Waffenstillstand im Kampfe um Troja. Virchow hat daraufhin in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 15. Februar 1890 einen scharfen Angriff auf mich gerichtet, weil ich Schuchhardt geglaubt und nicht Virchows akademischer Abhandlung über 'Alttrojanische Gräber und Schädel' (1882). Er empfiehlt denn am Schlusse folgende zwei Sätze meiner Kenntnis:

„In dem Burgberge Hissarlik ist mit Sicherheit keine Urne mit Leichenbrand gefunden worden, sondern nur eine einzige außerhalb desselben in Ilium novum.

Hissarlik ist niemals und in keiner seiner Schichten eine Begräbnisstätte gewesen“.

Ich ersuche den geneigten Leser, Schuchhardts oben citierte Worte mit diesen Sätzen Virchows zu vergleichen! Wollte Virchow jemand angreifen, so mußte er sich gegen Schuchhardt wenden, dessen Worten, als eines in der Wissenschaft allseitig anerkannten Mannes, ich vertraut habe. Mögen die beiden unter einander ausmachen, wie es mit den Aschenurnen Schliemanns steht. Für alle anderen geht nur daraus hervor, wie mangelhaft die ersten Berichte Schliemanns gewesen sein müssen, wenn unter zwei Gegnern Böttichers eine solche Meinungsverschiedenheit entstehen konnte.

(Schluß folgt.)

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 2.)

Neckel, Das Ekkyklema. Gymn. zu Friedland. e2 S. S. diese Wochenschrift 1890, Sp. 1433 ff.

G. Hassebrandt, Kaiser Septimius Severus. Gymn. zu Holzminden. 25 S.

Erzählend-geschichtliche Darstellung, keine Quellenuntersuchung. Verf. erwähnt, daß die Umgangssprache im (übrigens sehr vornehmen) Hause seiner Eltern das Punische gewesen zu sein scheint. Für das Haus des Severus sei ferner die Nachricht bezeichnend, daß seine Schwester, die ihn während seiner Herrschaft besuchte, wegen ihres höchst mangelhaften Lateins so aufgefallen sei, daß der Kaiser sie bald in die Heimat (Groß-Leptis) zurückschickte. Severus selbst hatte die volle Bildung eines vornehmen Ritters, doch konnte er sich sein Leben lang nicht von dem harten afrikanischen Dialekte freimachen. Über den Charakter Severs als Jüngling fehlen zuverlässige Nachrichten; die einzige giebt an, er sei ein leidenschaftlicher und sinnlicher Geist gewesen. Aber sie ist als falsch erkannt, und der niedrige römische Klatsch hat bei Sever geschwiegen.

A. Kiel, Geschichte der absoluten Maßeinheiten. Gymn. zu Bonn. 24 S.

Die Abhandlung enthält auch eine Geschichte der Fundamentaleinheiten, in welcher gezeigt wird, daß zwischen den Maßsystemen des Altertums und jenen der Neuzeit ein unverkennbarer Zusammenhang besteht. Das ägyptische Dezimalsystem als einen Fortschritt aufzufassen, hält Verf. für irrig, da dasselbe vor dem babylonischen Sexagesimalsystem sich durchaus nicht durch größere Einfachheit und bequemere Verrechnung auszeichne. Dem babylonischen Gewicht entsprechen folgende Grundeinheiten: Talent = 60 Minen à 60 Schekel. Dieses Gewicht habe sich merkwürdigerweise durch fünf Jahrtausende erhalten. Auch die Schöpfer der zeitlichen Fundamentaleinheit seien die Babylonier; gerade hier sei ihr Sexagesimalsystem noch heute in Giltigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Dionis Cassii Cocceiani historia Romana. Editionem primam curavit **Ludov. Dindorf,** recognovit **Ioannes Melber.** Vol. I. Leipzig 1890, Teubner. XLIII, 604 S. 8. 4 M. 50.

Schon seit langen Jahren wird es, besonders von den Historikern, schmerzlich empfunden, daß uns eine zuverlässige kritische Ausgabe von Dios mit Recht hochgeschätztem Geschichtswerk fehlt. Zwar der Text der erhaltenen Bücher, seit Sturz und Bekker auf den zwei besten Hss, Mediceus A (B. 36—50) und Venetus A (B. 44—60), basiert und verbessert von Männern wie Henri Estienne, Löwenklau (Leunclavius), Holtzmann (Xylander), Reimar, Reiske, Bekker, war im wesentlichen festgestellt und verhältnismäßig fehlerfrei — man wußte aber nicht, wie die Hss sich zu einander verhielten, und konnte deshalb aus den Varianten bei Sturz und in der französischen Ausgabe von Gros und Boissée nicht einmal für sich selbst einen zuverlässigen Apparatus criticus zusammenstellen. Dindorf hatte in seiner Ausgabe bei Teubner die Meinung ausgesprochen, daß die Codices zweiter Klasse aus einem dem Med. A und Ven. A sehr ähnlichen Exemplar geflossen seien (praef. III). War dies der Fall, so hätte man die Lesarten dieser zweiten Familie, resp. des Archetypus derselben, immer heranzuziehen und zu berücksichtigen. Demgegenüber ward in einem Aufsatz in der Mnemosyne vom Jahre 1885 gezeigt, daß alle Hss des Dio von den zwei oben genannten abstammen. Es werden folgende Punkte darin festgestellt: 1) Der Mediceus A war früher am Anfang um einen Quaternio, am Ende um 4 Bücher größer; für diese Teile tritt jetzt seine Abschrift, der Vaticanus A ein. 2) Der Archetypus der zweiten Klasse ist der Med. B (Buch 42—60); die Bücher 36—41 sind in der nächsten Abschrift, Paris. B, aus dem Med. A ergänzt. 3) Dieser Med. B ist in der Weise aus Med. A und Ven. A abgeschrieben, daß der Med. A zur Vorlage diente bis da, wo der Ven. A anfing (B. 44), dann aber nur zur Ausfüllung der im letzteren sich befindenden Lücken herangezogen wurde, während von da, wo der Med. A aufhörte (B. 55), dazu die Xiphilinische Epitome gebraucht wurde. Einiges Unwichtigere lasse ich hier unberücksichtigt. Daraus folgte, daß zur Konstituierung des Textes und des kritischen Apparates diese zwei Hss allein Wert haben (Vat. A für Buch 50—54 = Med. A). Diesen Ausführungen ist Melber gefolgt, und er hat sie auch in extenso oder im Auszug S. XXIV—XXXV seiner Vorrede mitgeteilt. Dabei hat er aber etwas Wesentliches anzuführen unterlassen. Allerdings der Satz, daß die zweite Klasse direkt von dem Med. A und Ven. A abstammt, wird ohne weiteres dadurch bewiesen, daß die durch Blatt- oder Quaternionenausfall in diesen 2 Hss entstandenen Lücken sich in den andern vorfinden am Anfang (B. 36—44) und am Ende, nicht aber in der Mitte (B. 44—54), wo der eine Codex den andern ergänzte; aber die Frage mußte gestellt werden: Hat der Schreiber des Med. B (Archetypus der 2. Klasse) den Med. A gebraucht bis da, wo er aufhörte, d. h. bis Ende des 54. Buches, und hat er dann zum Ven. A gegriffen, oder hat er, sobald der Ven. A einsetzte (Buch 44), diesen zur Hand genommen und den Med. A hingelegt? Dies zu wissen, ist deshalb von Wichtigkeit, weil der Med. A, wie oben gesagt, von B. 50—54 für uns durch den Vat. A vertreten wird. Hätte also der librarius des Med. B den damals noch vollständigen Med. A bis zu seinem Ende kopiert, so würden wir in B. 50—54 für die Herstellung des Textes und des kritischen Apparats 3 Hss zu benutzen haben: Ven. A und daneben Vat. A und Med. B, diese beiden letzten als Vertreter des für diesen Teil jetzt verlorenen Med. A. Die Antwort auf diese Frage, welche a. a. O. gegeben ist, hätte also Melber nicht auslassen sollen. Man möge daselbst S. 337 f. nachsehen, wie aus mehreren kleineren Indizien, besonders aber aus der Verteilung des Textes 52, 5—20 auf den Folien 199—206 des Med. B unwiderleglich hervorgeht, daß die mittlere Partie aus dem Ven. A abgeschrieben ist, nicht aus dem Med. A.

Dieselbe Ungenauigkeit zeigt auch der kritische Apparat. Offenbar hat der Herausg. nach gesundem philologischen Grundsatz die Varianten der maßgebenden Hss vollständig geben wollen, was, wo wir es nur mit einer oder zwei Hss zu thun haben, auch gar keine Schwierigkeit macht; aber schon gleich am Anfang wird danach nicht verfahren. Für die ersten Kapitel 36, 1—17 = 36, 3—19 D. sind zu benutzen Vat. A und Paris. B (s. praef. XXV). Man erwartet also hier die Lesarten des letzteren erwähnt zu finden; aber vergeblich. Schlimmer ist es, daß mir bei einer Vergleichung der 8 ersten Seiten nicht weniger als 15 Fehler in der Angabe der Lesarten des Vat. A aufgestoßen sind, wovon ich hier einige anführen will:

		Vat. A:	
7, 1,2	ῥαθυμότερον	ἀθυμότερον	(Sturz 1,190,oo)
7, 1,3	ἐπικρατοῦντες	ἐπικρατοῦντας	(„ 1,191, p)
7, 3,1	προκατέρρηξαν	προσκατέρρηξαν	(„ 1,192, r)

10, 2,4 Κομάνων	Κομαγγηνῶν	(Sturz 1,195, z)
10,12,6 Δαδαφρούριον Vat. A	Δάδα φρούριον	(„ 1,198, h)

Eine Stichprobe im Beginn des 39. Buches gab ein nicht sehr viel besseres Resultat:

	Med. A:	
1,2,8 (3,1) Ῥημῶν	Ῥηνῶν	(Sturz 1,476, a)
1,3,3 Αὐξούνῳ	Αὐξούννῳ	(„ 1,477, c)
2,1,1 ψιλοὺς] ψίλους Med. A	φιλοὺς; am Rande φίλους	(„ 1,477, d)
3,2,2 προσκεχωρήκει γὰρ	γὰρ fehlt	(„ 1,479, f)
5,2,3 οὐαράγρους	Ὀαράγρους	(„ 1,482, q)
5,2,4 Λεμβάνῳ Med. A	Λεμμάνῳ	(„ 1,482, r)

Muß also nach dieser Seite hin die neue Ausgabe als unzuverlässig bezeichnet werden, so scheint sie mir andererseits nur zu genau in der Aufzählung von Konjekturen. Meiner Überzeugung nach hat der Herausg. mehr zu thun als sie einfach zu registrieren. Er hat die Pflicht, sie alle zu prüfen und nur die guten zu verzeichnen. Allerdings glaube auch ich, daß in dieser Hinsicht ein Zuviel besser ist als ein Zuwenig, daß, wo der Text korrupt ist, vielleicht alle Besserungsvorschläge z. B. von einem Reiske Aufnahme verdienen, auch wo sie das Richtige nicht treffen; aber es giebt dabei doch Grenzen. Völlig haltlose Vermutungen wie der Vorschlag Ilbergs, im 36. Buch Kap. 16 nach 17 zu stellen, wie die Konjektur Maisels ὥστε πᾶν τότε ἐς τὸ ἔρυμα διασώζεσθαι 39, 45, wo Leunclavius die Lesart des Med. A ὡς τὰ πάντοτε ἔρυμα διασώσηται so glücklich wie überzeugend in das auch von M. im Text belassene ὥστ' ἀγαπᾶν, ἂν τό γε ἔρυμα διασώσηται verbessert hat, sollten nicht erwähnt werden. Übrigens werde ich auf die Gestaltung des Textes der erhaltenen Bücher weiter nicht eingehen: es wird zweckmäßig sein, erst den zweiten Band abzuwarten.

Wenden wir uns jetzt zu dem ersten und größten Teil, welcher die Fragmente der ersten 35 Bücher enthält: eine Sammlung, die in der Melberschen Ausgabe in wesentlich verbesserter Gestalt vorliegt. Wer diesen ersten Band der neuen Ausgabe zur Hand nimmt, bemerkt sofort, daß er ungleich stärker ist als der Dindorfsche, den er ersetzen soll: in der That umfassen die Fragmente ἐκ τῶν πρὸ τοῦ λς bei Dindorf nur 157 Seiten, bei Melber 357. Dieser bedeutende Zuwachs ist dadurch veranlaßt, daß das Geschichtswerk des Zonaras, soweit es aus Dio geschöpft ist, hier mitabgedruckt wird, ein durchaus richtiges Verfahren, wofür jeder Historiker dankbar sein wird. Überdies ist aber auch anderes hinzugekommen, während umgekehrt verschiedene bei Dindorf vorkommende Fragmente fortgelassen sind. Es wird angemessen sein, dies etwas genauer auseinander zu setzen.

Bei Dindorf wie bei Bekker sind in diesem Teil chronologisch geordnet zusammengestellt: 1) die Konstantinischen Excerpta περὶ ἀρετῆς, περὶ πρέσβεων, περὶ γνωμῶν; 2) die Excerpta Planudea; 3) Fragmente in einem Vaticanischen Florilegium; 4) Belegstellen in einem syntaktischen Lexikon von Bekker; 5) Stücke aus den Scholien des Ioannes Tzetzes zu Lycophrons Alexandra; 6) Teile aus desselben Byzantiners Chiliaden; 7) Fragmente auf einigen reskribierten Pergamentblättern einer Pariser Hs. Geringeres übergehe ich. Von der zweiten Reihe dieser Fragmente, der Planudischen, hat Mommsen (Hermes 6, 82—89) gezeigt, daß sie den Dio nichts angehen. Sie hatten also wegzufallen und sind auch von Melber mit Ausnahme von 102, 2 M. = 106, 2 D. ausgeschieden worden. Daß auch 56, 49 M = 57, 44 D irrtümlich stehen geblieben ist, wird in der Praef. XXII angegeben. Auch das von Dindorf verworfene, von Melber wieder eingesetzte Fr. 106 ist Planudisch. Dagegen sind die aus Tzetzes' Chiliaden entlehnten Stücke, hauptsächlich nach den Angaben von H. Haupt (Hermes 14, 434—440), erheblich vermehrt, aber, wie ich glaube, nicht immer zum Gewinn der neuen Ausgabe. Als Beispiel erwähne ich das neue Fragment 23,2 (Tzetz. Chil. 13,41—54), welches ungefähr mit Fr. 23, 1^a = 24, 7^a D. (Tzetz. Ep. 107, p. 86) übereinstimmt. Insofern hier abgewichen ist von Dios bei Zonaras VII 21 vollständig vorliegender Beschreibung des römischen Triumphes, ist es byzantinischer Unsinn, und es hätte nicht ein neues Fragment hinzugefügt, sondern das alte 23, 1^a M. ausgemerzt werden sollen.

In der Praefatio handelt der Herausg. über die verschiedenen Fragmentsammlungen S. VI—XXIII. Es werden aber nur die Konstantinischen und die Planudischen Exzerpte besprochen und, was die ersteren betrifft, in nicht genügender Weise, wie anderswo zu zeigen sein wird. Von den allerdings geringfügigen Auszügen des Bekkerschen Lexikons hören wir nichts, obschon es doch hervorgehoben zu werden verdiente, daß die Angaben der Buchziffer in der Hs sehr oft entstellt sind, was für die Einreihung dieser Fragmente von Wichtigkeit sein kann. Daß wir auch über die Pariser Palimpsestblätter keine Auskunft bekommen, schadet nicht viel; umso schlimmer ist es aber, daß der Benutzer der neuen Ausgabe von der Herkunft der dem Vatikanischen Florilegium ent-

lehnten Fragmente gänzlich unwissend bleibt. Sie sind von Mai zwischen den Planudischen Auszügen eingefügt worden, finden sich also hier und dort zerstreut Script. vet. nova coll. 2, 527—555. Wer nun in der praef. S. XV gelesen hat, daß die Planudischen Exzerpte, von Mai S. 527—555 herausgegeben, sämmtlich zu verwerfen sind, wird sich wundern, wenn er im Text auf verschiedene Auszüge stößt, welche entschieden Dionisch sind und dennoch bei Mai zwischen S. 527 und 555 vorkommen (z. B. Fr. 28, 2 M. = 30, 2 D. = Mai p. 532; 38, 10 M. = 36, 11 D. = Mai p. 535; 38, 12 M. = 36, 13 D. = Mai p. 536 u. s. w.). Er muß sich fragen, wie ein Planudisches Fragment dennoch Dionisch sein kann. Die Wahrheit ist aber, daß wir es da überall mit einem im Florilegium befindlichen Stück zu thun haben. Nun ist es aber durchaus notwendig, daß die Herkunft gerade dieser Exzerpte dem Leser bekannt ist, weil sich unter denselben zwar sehr viele echte, aber auch eine nicht geringe Zahl unechter Fragmente des Dio befinden, wie das bei der in den Anthologien häufig stattfindenden Verschiebung oder Weglassung der Lemmata nicht anders erwartet werden kann. Ein anderweitig nicht vorkommendes Exzerpt dieser Reihe wird man, wenn es nicht seine Dionische Abstammung an der Stirn trägt, immer etwas mißtrauisch anzusehen haben. Verschiedene dieser Auszüge sind schon von Dindorf (Bd. 1, p. 110a und Vorr. zu Bd. 5 S. XIII), von H. Haupt (a. a. O. S. 434), von mir (Mnem. 13, 316, 1) dem Dio aberkannt worden, und den Beweis, daß in dieser Beziehung noch nicht alles gethan ist, liefern die Fr. 107, 4. 5. 6 M. = 110, 6. 7. 8 D., welche sämtlich Dios Namensvetter, dem Chrysostomos, gehören.

Es hatte sich auch der Herausg. über die von Dindorf S. 142—147 zum Teil unter, zum Teil in dem Text abgedruckten Stücke, welche mit Plutarch in dem Leben des Sulla wörtlich übereinstimmen, aussprechen müssen, bevor er sie fortließ. Ich bestreite nicht die Richtigkeit dieses Verfahrens, behaupte aber, daß die Begründung desselben in der Vorrede mit Recht verlangt wird, daß wenigstens an betreffender Stelle in der Adn. crit. die Auslassung Konstantinischer Stücke, welche auf Dios Namen stehen, hätte angegeben werden sollen.

Werfen wir sodann einen Blick auf die Reihenfolge der Exzerpte in der neuen Ausgabe, so muß zunächst rühmend hervorgehoben werden, daß weitaus das Meiste, was verkehrt eingereiht war, von Melber richtig gestellt worden ist, und zwar nach eigenen Studien. Dennoch ist auch in dieser Hinsicht nicht genug geschehen: es stehen auch jetzt noch einige Fragmente nicht an der rechten Stelle. Dann aber ist es ein großer Übelstand, daß da, wo von der rezipierten Einordnung, besonders aber, wo von der in den Hss sich vorfindenden Reihenfolge der Fragmente abgewichen ist, dies nicht vermerkt und, sei es auch mit einem kurzen Verweis auf eigene oder anderer Arbeit, begründet worden ist, wenigstens insofern nicht, wie in sehr viel Fällen im Zonaras die Berechtigung dazu ohne weiteres klar vorliegt. Wer sich jetzt mit diesen Exzerpten zu befassen hat und zweifelnd, ob etwas richtig eingefügt ist, dies näher untersuchen und dazu an erster Stelle die Reihenfolge der Fragmente in den Hss ermitteln will, tappt gerade wie in der Dindorfschen Ausgabe im Dunkeln. Überhaupt hätte man diesen Teil praktischer, bequemer, auch wohl richtiger einrichten können. Warum steht Zonaras zum Teil mit großen Buchstaben in, zum Teil mit kleinen unter dem Text? Warum sind die Dionischen Stücke aus den Abschnitten des Zonaras, in welchen er Plutarch und Dio gänzlich in einander gearbeitet hat, nicht mit angeführt? Ist denn z. B. Zon. II 154, 3—13 D. nicht aus Dio geschöpft? Warum fangen die Auszüge aus Zonaras nicht gleich beim Beginn seiner römischen Geschichte an (Buch VII 1)? Stimmt doch die dritte Zeile schon mit einem Dionischen Fragment: Αἰνείας μετὰ τὸν Τρωικὸν πόλεμον ἀφῖκτο πρὸς Ἀβοριγῖνας οἳ πρῴην τὴν χώραν ᾤκουν καθ' ἣν ἡ Ῥώμη πεπόλισται = fr. 1, 3ᵇ τὴν χώραν ταύτην ἐν ᾗ τὸ τῶν Ῥωμαίων ἄστυ πεπόλισται. Ist es angemessen, daß die Stücke aus Tzetzes' Chiliaden, welche von dem Wortlaut des Dio nur sehr wenig bewahrt haben, wie die anderen Fragmente mit großen Buchstaben in dem Text stehen? Hätte nicht die Angabe der Dindorfschen Ziffer am Rand jedes Exzerptes den Gebrauch erleichtert?

Ich frage nicht weiter, da ich noch ein schwerwiegendes Bedenken vorbringen muß. Wenn es auch dankenswert ist, daß Melber den für den besten gehaltenen Codex des Zonaras, Parisinus 1715, für seine Ausgabe verglichen hat, so ist das nicht genug gethan. Was dem Dio recht ist, ist dem Zonaras billig. Der Historiker wie der Philologe muß gegebenenfalls auch für Dio-Zonaras nachsehen können, ob und welche andere Lesarten existieren. Und dieser Vorwurf gilt mit für alle Fragmente mit Ausnahme der Konstantinischen.

Und auch für die Exzerpte περὶ γνωμῶν befriedigt mich die adnotatio critica nicht. Wo Lesarten der Valesischen Auszüge angeführt werden, da genügt allerdings das einfache L. = lectio, auch wo sie der Genauigkeit de Boors verdankt werden.

Bei den Fragmenten des Titels περὶ γνωμῶν steht die Sache aber anders. Wer sich je mit Palimpsesten beschäftigt hat, weiß, daß beim Entziffern der halb oder mehr als halb erloschenen Schrift Lesen und Konjizieren Hand in Hand gehen und gehen müssen. Und deshalb wäre es m. E. vorsichtiger gewesen, dasjenige, was ich, der ich zuletzt den Carbonaccio für Dio verglichen habe und nachher von keinem andern kontrolliert worden bin, als Lesart dieser Hs habe, als solches und nicht mit dem einfachen L(ectio) anzugeben, welches in einigen Fällen doch zu viel sein möchte.

Was schließlich die Herstellung des Textes betrifft, so trifft auch für diesen Teil zu, was oben gerügt worden ist. Der Herausg. hat sich vielfach begnügt, zu registrieren, ohne die Verbesserungsvorschläge genau zu prüfen. Zum Beweis will ich am liebsten einige von mir selbst verschuldete Fehler, welche in den Melberschen Text geraten sind, verbessern:

38, 6 M. = 36, 6 D. ἐπειδὴ ἔμελλε τοῦ Ῥούλλου φείσεσθαι (τὴν γὰρ σπουδὴν τοῦ δήμου ἑώρα), ἐκείνῳ τε ἐπὶ πλεῖον ἀντισχὼν χαρίσασθαι καὶ τοὺς νέους ἐπιστρέψας μᾶλλον ὥστε ἐξ ἀδοκήτου αὐτῷ συγγνοὺς ἠθέλησε. Die Hs hat ἐπιτρέψαι, was von meinem Freunde H. J. Polak in ἐπιστρέψαι verbessert ist, unzweifelhaft richtig wie z. B. XLVI 19, 7 beweist: ταῦτα αὐτὸν τὰ ῥήματα ἐπέστρεψε καὶ ἐταπείνωσε. Leider hatte ich aber ἐπιστρέψας drucken lassen, was keinen Sinn giebt, in der neuen Ausgabe aber übernommen ist. — Zwei Fehler haben sich in meine Restitution von Fr. 35 M. (vgl. 36, 32 D.) eingeschlichen. Es ist zu lesen: [ὅτι ἐρωτηθεὶς Γάϊ]ος Φαβρίκιος und ὑπὸ τῶν ἐχθρῶν πραθῆναι. πραθῆναι ist die richtige Form, nicht πωληθῆναι. — Fr. 37 M. = 37, 1 D. ist für ὀρρωδήσαντες (Z. 8), wie ich zweifelnd vorgeschlagen hatte, da der Raum dafür zu klein schien, zu lesen ὀκνήσαντες. Fr. 56, 9 M. = 57, 8 D. muß ἀγαπῶντες εἰ αὐτοί γε περιεγένοντο der Hs in εἰ αὐτοί γε περιγένοιντο verbessert werden.

Wenn ich zuletzt mein Urteil über Melbers Ausgabe des Dio kurz zusammenfasse, so lautet es also: Sie bezeichnet im Vergleich mit der Dindorfschen besonders in der Anordnung der Fragmente und durch die Heranziehung des Zonaras einen erheblichen Fortschritt. Demgegenüber muß aber ausdrücklich betont werden, daß sie in vieler Hinsicht unzuverlässig und ungenügend ist; und wenn wir Herrn Melber unsern Dank aussprechen, daß der römische Historiker uns durch seine Arbeit in so vielfach verbesserter Gestalt vorliegt, so muß es dennoch auch unumwunden ausgesprochen werden: die Ausgabe des Dio, welche gegeben werden sollte und gegeben werden konnte, ist diese nicht.

Groningen. U. Ph. Boissevain.

T. Macci Plauti comoediae. Recensuit instrumento critico et prolegomenis auxit **Frid. Ritschelius** sociis operae adsumptis G. Loewe, G. Goetz, Fr. Schoell. Tomi IV fasc. I: **T. Macci Plauti** Casina. Recensuit **Frid. Schoell.** Leipzig 1890, Teubner. XL, 172 S. gr. 8. 5 M. 60.

(Schluß aus No. 3.)

Ich erlaube mir, noch einige von den zahlreichen Stellen auszuwählen, in deren Behandlung ich mit Schoell nicht einverstanden bin. Selbst wenn A 702 wirklich illuc quidem hat (nach Studemund ist illuc weniger wahrscheinlich als illud), so ist doch mit den Pall. illud zu schreiben, da es, wie Luchs erwiesen hat, bei Plautus ebenso regelmäßig illud quidem als istuc quidem heißt. Ob 733 richtig mit den Pall. geschrieben ist: Mané. Quid est? Quis hic homost?, muß höchst fraglich erscheinen, da es bei Plaut. und Ter. sonst regelmäßig heißt quis hic homost oder quis hic ést homo, wie A giebt. Auch 756 ist die Lesart dieser Hs I tu modo perspicito prior (so Stud., prios Schoell; prius Pall.) unzweifelhaft die richtigere: Olympio hat Lysidamus aufgefordert, mit ihm zusammen ins Haus zu gehen, Lysidamus will aber, daß der uilicus zuerst hineingehen soll, und das heißt nach dem hierin sehr genauen Gebrauch des Plautus prior.*) — Für ganz falsch muß ich im folgenden die auch von Schoell beibehaltene Personenteilung der Pall. halten: Ol. Tam mihi mea uita tua quam tibi carast. Lys. Verum<i> modo. Ol. Si tu iubes, inibitur tecum: der Gebrauch von uerum sowie der Zusammenhang erfordern, daß Ol. noch uerum i modo (sc. mecum domum, cf. 758) spricht und dann Lys., seiner ganzen Haltung in der Scene entsprechend, sagt: si tu iubes, inibitur tecum. Auch 359 erscheint mir die auf BJ beruhende Überweisung der Worte te uno adest plus quam ego uolo an Lys. nicht richtig: vielmehr eröffnet damit Ol. (der wie Sceparnio ero praesente praefestinat proloqui) das Gefecht, wie in der Erwiderung des Chalinus die Worte adsudascis iam ex metu, mastigia zeigen, die freilich geändert werden müssen, wenn Lys. vorher gesprochen hat; hinsichtlich des von Ussing beanstandeten adsudascis verweise ich auf die gleichfalls

*) Prol. 73 giebt Schoell sicher richtig mit A Maioreque opere (Pall. opera) ibi seruiles nuptiae — curari solent; er konnte sich außer dem in der Appendix angeführten Belege aus Cato auch auf den Plautinischen Gebrauch berufen, der opere durchaus erheischt.

singulären Wörter adlubescit und adesurivit.*) Unbedingt richtig ist dagegen die überlieferte Personenverteilung 456 Licetne amplecti te? Chal. Quid 'amplecti'? Ol. Licet (Schoell: Quid, 'amplecti licet'?): auf ein licet?, licetne?, non licet? wird allemal bei Plautus geantwortet (Mil. 501 überhört Peripl. in seiner erheuchelten Wut absichtlich das licetne? des Sceledrus), entweder direkt mit licet resp. non licet oder auf andere Weise (vgl. Amph. 452 f. Asin. 935 f. Mil. 521. 1404 f. Pseud. 18. 252. 254. Rud. 426 f. 1117 f. Truc. 747 f. Vid. fr. III 2 Stud.). — Gegen Schoells Ergänzung 220 Eos éo condimento úno <non umquam> útier, omnibus quód praestat ist geltend zu machen, daß Plaut. nie quisquam, umquam, usquam, ullus so unmittelbar mit non verbindet, wie doch mit haud und anderen Negationen. Es wird wohl nur non ausgefallen und der Vers ein Sept. sein. Außerordentlich naheliegend erscheint die Ergänzung von 696 zu einem bakchischen Tetrameter: Quid úxor mea? <án> non adiit atque adémit?; aber wird bei Plaut. und Ter. je eine Frage mit an in dieser Weise durch quid eingeleitet? Ich wüßte keinen sicheren Beleg; Curc. 73 schreibt jetzt nur noch L. Mueller (zu Non.) mit Pontanus: Quid? an te pones ss. Gegen das 753 vor nugas agunt eingeschaltete i muß ich einfach meine Bemerkung in dieser Wochenschrift 1890 No. 7 Sp. 212 f. wiederholen, daß i von Plaut. nicht in dem Sinne von 'geh mir', was abi heißt, gebraucht wird. — 225 schreibt Schoell Qui quom (quam die Hss) ámo 'Casiam' (B, Casinam VEJ) magis inicio (BJ, initio VE), munditiis Munditiam ántideo mit der Bemerkung: 'rectissime *inicio* se habet, modo intellexeris ludi in duplici sensu Casi(n)ae et casiae unguenti: quare etiam *Casia* forma per se proba saepiusque tradita hoc loco cum B inferenda erat'. Aber was ergiebt das für einen Gedanken: quom amo Casiam (so steht in B allerdings auch noch 305 und 322, an letzterer Stelle bessert aber B² den Fehler, und Schoell selbst schreibt im Text Casinam), casiam magis inicio? Was soll magis für einen Sinn haben? Es könnte doch nur besagen, daß Lysid. schon früher casia gebraucht hat. Überdies befremdet es, daß zuerst von einem speziellen unguentum die Rede sein soll und dann erst Lysid. sagt, er brauche alle möglichen unguenta. Ich halte die Stelle durch Schoells Fassung für so wenig erledigt, daß ich ihr einen anderen Vorschlag gegenüberzustellen wage: Qui quám (so die Hss) amo Casinam mágis, *tanto* munditiis Munditiam ántideo. Die Verderbnis von initio aus tanto erklärt sich sehr leicht aus der Majuskelschrift (vgl. Rud. 1384 inteor st. FAteor). Auf quam magis folgt tanto Men. 95, das zweite magis ist zu ergänzen wie Asin. 158 quam magis te in altum capessis, tam aestus te in portum refert. Freilich stehen sonst quam magis zusammen (Men. 95. Asin. 158. Poen. 348. Bacch. 1074, magis quam aus metrischen Gründen Ba. 1091); aber in den lyrischen Versmaßen finden sich nicht selten Abweichungen von der üblichen Wortstellung. Übrigens wäre es auch keine zu große Kühnheit, magis hinter quam zu stellen. In unseren Hss sind bisweilen die Worte und Silben in der merkwürdigsten Weise verstellt. Ein lehrreiches Beispiel bietet 930, wo Schoell nach dem Vorgang anderer schreibt: Cóntinuo in genua ástituto (astituti BVE², astuti E¹) péctus (pectus mihi codd.) pedibus pércutit; das Richtige ist aber unzweifelhaft: Continuo in genua ut ástiti pectús mihi pedibus pércutit. Wie dieser Vers ist auch 931 ein iamb. Okt., es ist nur die Plautinische Form praecipes für praeceps einzusetzen: Decido de lecto praécipes: subsílit obtundit ós mihi (Belege für die Messung decido und subsilit an diesen Versstellen bei Klotz, Grundzüge altröm. Metr. S. 62 f., wo außer Capt. 833 Perlúbet noch hinzuzufügen ist Cist. fr. Ambr. fol. 247ʳ, 5 Obsécro te), und auch die beiden folgenden Verse werden wohl dasselbe Metrum haben. — Auch 839 und 847 glaube ich leichter an eine schon aus alter Zeit stammende, weil beiden Rezensionen gemeinsame Wortverstellung als an die Zulässigkeit der von Schoell unter Beibehaltung der überlieferten Wortfolge angewandten Mittel. So sinngemäß dort das überlieferte meus fructus est prior (Studem. meus frúctus priór est) ist, so wenig paßt Schoells meús fructus prínost, wenn man die dem Worte prinus im alten Latein meines Wissens wenigstens ausschließlich eigene Bedeutung als Maßstab nimmt, wie sie auch die beiden einzigen Stellen zeigen, wo es bei

*) Verdächtig ist mir auch die Überweisung von 386 bis auf das Schlußwort eccere an Lys.: sollte Chal., der doch sonst keine Äußerung seines Nebenbuhlers hingehen läßt, hier zu der voraufgegangenen Verdächtigung ganz geschwiegen haben? Ich möchte vermuten, daß Lys. erst mit conicite beginnt, und daß die vorhergehenden verderbten Worte Auge caue dem Chal. gehören. War vielleicht A das ursprüngliche Zeichen für die Rolle des Chal.? Vgl. 379 Aut quidem st. ut quidem. Die Bezeichnung der Rolle des Chal. in II 8 mit Arm(iger) könnte sehr wohl Deutung des A sein. — Wenn übrigens Schoell eccere von Ol. und Chal. sprechen läßt — und gewiß mit Recht —, so mußte er auch 393 Tacco von beiden sprechen lassen, da hier wie dort eine an beide gerichtete Aufforderung vorausgeht.

Plautus überliefert ist: Pseud. 865 his discipulis prinos custodes dabo, fr. LXVIII W ferte fustes prinos in manu. Und für die Vermutung 847 Nebula háud est mollis aéque atque huius ést tegus (st. est corpus; Geppert corpus est) ist der Umstand, das tegus bei Plaut. sonst nur in der Bedeutung Schweineschinken vorkommt, nicht besonders empfehlend. — Wenn 378 ergänzt wird quia isti pr<op>ius quam mihist, so soll sich vermutlich Chal. beschweren, daß die situla seinem Nebenbuhler näher steht als ihm; aber was hindert ihn, näher heranzutreten, da doch den Losenden keine bestimmten Plätze angewiesen sind? Überdies müßte es doch wohl propior heißen. Durchaus sinngemäß ist das überlieferte prius; wie freilich der Vers sicher zu ergänzen ist, fragt sich. — 454 Quid 'deósculer'? quae rés? qua<r>e 'uoluptás tua'? Das mit quid est? gleichbedeutende quae res? beweist, daß Chal. so thut, als wäre er Teilnehmer an dem belauschten Gespräche, und dazu stimmt auch das überlieferte quae uoluptas tua?; denn bei solchen Wiederholungen der Worte des Vorredners tritt statt der ersten Person die zweite ein (vgl. Bacch. 317. Pseud. 711) wie statt der zweiten die erste (vgl. Curc. 554. Men. 1025. Merc. 749. 914. Rud. 1370. Truc. 624 — Bacch. 147 wird die ganze Formel caue malo wiederholt). Wie daher für tua nicht mea eingesetzt werden darf, was Schoell in der Appendix vorschlägt, so ist unbedingt deosculere mit Meursius und Ritschl zu schreiben. Hat übrigens schon Plautus quare als Partikel gebraucht? Die einzige Stelle, die hierfür in betracht kommen kann, nach Beseitigung von Mil. 1405, wo ich auf grund von CD anerkanntermaßen richtig quor ire hergestellt habe, ist Epid. 597 qua re filiam credidisti nostram?; aber abgesehen, daß die Echtheit derselben nicht ganz zweifellos ist, da 597—599 im Ambr. fehlen, kann hier qua re nicht noch seine volle Bedeutung 'auf grund welches Umstandes' haben? — 525 nunc enim tu demum <prae> ullo (nullo codd.) scito scitus es. Das soll offenbar bedeuten scitior es quam ullum scitum, müßte aber vielmehr heißen nullum scitum prae te scitum est; in solchen Vergleichungen setzt Plautus zu prae stets den Begriff, neben dem ein anderer geringwertig erscheinen soll, vgl. Mil. 989 pithecium haec est prae illa, Curc. 99 omnium unguentum odos prae tuo nauteast, Most. 181 occaecatast prae huius corporis candoribus, Mil. 1140 non sum dignus prae te, 1170 prae illius forma quasi spernas tuum, Stich. 362 res omnis relictas habeo prae quod tu uelis, Epid. 522 me minoris facio prae illo, ebenso ist es bei praeut (Amph. 374. Bacch. 929. Men. 375. 935. Merc. 470. Mil. 20) und praequam (Amph. 634. Aul. 507. Most. 982. 1146): ganz unplautinisch ist Merc. 23 praequam res patitur studuit elegantiae; der spätere Verfasser dieser Prologpartie hat praequam irrtümlich für praeterquam gebraucht. — Die nach dem übereinstimmenden Zeugnis sämtlicher Hss (auch J) von alters her überlieferte Versteilung 644 f. darf meinem Dafürhalten nach nicht angetastet werden: 644 Iám tibi ĭstúc cerebrúm dispercutiam éxcetra tu ist ein diphileus nach der Plautinischen Auffassung, wie ihn Buecheler im Canticum des Curc. nachgewiesen hat, 645 hat entweder dasselbe Metrum katalektisch: Lúdibrió pessúma adhuc quae me habuisti oder ist zu messen: Lúdibrio péssuma adhuc quaé me habuísti. Denn ich sehe keinen Grund, die Anwendung von Choriamben bei Plautus zu leugnen, und trage daher kein Bedenken, auch 629 zu messen: Éripite istí gladium quaé suist impós animi, vgl. Asin. 130 Pérlecebrae pérnicies ádulescentum éxitium. — 656 Dare úxorem, ea íntus — Quid 'íntus'? — Quid? dicam: so Schoell vermutlich im Hinblick auf Stellen wie Ter. Andr. 89 quid Pamphilus? — Quid? symbolam dedit (vgl. Eun. 1089. Phorm. 643)*); aber Plautus ist dieser Gebrauch meines Wissens fremd, er verwendet das vereinzelte quid nach meiner, wie ich glaube, vollständigen Sammlung nur als Auskunft heischende Frage vgl. Bacch. 715. Epid. 6. 241. Cas. 689. 906. Cist. IV 2, 56. Men. 1155. Rud. 253^{b}. Stich. 594. Trin. 607. Truc. 738. Was die Hss bieten: Quid intus? quid est? (so auch A nach Stud., was Schoell unerwähnt läßt; nach ihm hat A vor quid est Personenraum), ist wenigstens sprachlich ohne Anstoß. — Wenn Schoell 787 schreibt: Tandem ut ueniamus: <cum> luci ego cras hic ero, so muß ich bestreiten, daß tandem ut ueniamus bedeuten kann 'ut abeamus tandem'; sodann ist zu berücksichtigen, daß es sonst nicht einfach cum luci heißt, sondern cum primo luci (Cist. II 1, 49) oder cum luci simul (Merc. 255. Stich. 364). Tandem mag ja Zweifel erregen; aber das überlieferte ut ueniamus (= adueniamus wie oft) luci ist untadelig. Ich vermute, daß der leidige Hiatus hier wieder im Spiel gewesen ist, wie er Schoell veranlaßt hat, 50 und 58 in die 2. und 4. Stelle des Senars schlechte Versfüße (sibi utérque, uirum amóri) hineinzubringen und 616 Cum hac cum istac cumque amica <sis> etiám

*) Eun. 811 Quid nunc? quid agimus? — Quin redeamus ist das einzige Beispiel von quin mit einem coni. cohort. bei den alten Scenikern; es ist wohl mit dem Korrektor des Bemb. nach den angeführten Belegen zu schreiben: Quid? redeamus.

tua ein dem Plautinischen Brauch sehr wenig entsprechendes sis einzuschalten. — Durchaus dem Plautinischen Gebrauch widerstreitet auch die 846 Quasi lúca bos. Tacé sis angenommene Betonung und Messung tacé sis st táce sis; nur anapästische Wörter werden in der Verbindung mit sis oxytoniert: properá sis Epid. 515 (nach A), facitó sis Poen. 1084. Der Vers gehört für mich zu den die Synkope beweisenden Stellen. — Ist 893 forem obdó ne senex me opprimeret die Einschaltung von obice hinter obdo wirklich erforderlich? Sollte man forem obdo sc. pessulo oder obice zu Plautus' Zeit nicht ebenso gut haben verstehen können, als man es später verstand? Vgl. Ov. fast. I 281. ex pont. II 2, 42. — Während Schoell 821 f. einer überlieferten oct. anap. hypercat. durch eine wenig sinngemäße Änderung (uehat statt des durch den Gegensatz despoliet geschützten uestiat) beseitigt, nimmt er selbst 896 einen oct. iamb. hypercat. an, wie mir scheint, ohne Not; ich glaube, folgende Kola zu erkennen: Fatéri ergo aequomst: | Quid íntus agitur? | Quid agit Casina? | Satin mórigerast? | Pudet dicere me.

Ich habe noch manches auf dem Herzen; doch mag es an dieser Stelle genug sein. Aber so vielfach ich mich auch mit Schoell in Widerspruch befinde, bin ich doch weit entfernt, sein Verdienst zu verkennen, welches er sich durch diese Ausgabe erworben hat, die das infolge des Mangels einer festen kritischen Grundlage lange vernachlässigte, in seiner Art keineswegs zu den schlechtesten gehörige Stück endlich der Forschung sozusagen erst zugänglich gemacht hat. Ein neuer Herausgeber wird zwar die Mehrzahl der mit Schoells Chiffre bezeichneten Vermutungen fallen lassen müssen; aber vielfach wird er auch da, wo er nicht zustimmen kann, eine wertvolle Anleitung zur Ermittelung des Richtigen oder Richtigeren finden. Ich wenigstens muß bekennen, daß ich durch Schoells eingreifendes Verfahren an mehr als einer Stelle zu klarerer Erkenntnis gefördert worden bin.

O. Seyffert.

J. P. Mahaffy, A history of classical Greek literature. Vol. I. The poets, with an appendix on Homer, by Sayce. Abdruck der 2. Bearbeitung (1883). London 1889 Vol. II. The prose writers 1883. XIV, 539 u. XII, 447 S. 8. à 8 sh. 6.

In der Vorrede zum zweiten Bande wendet sich Mahaffy gegen seine deutschen Rezensenten, deren ungünstige Beurteilungen er von der Empfindlichkeit der Deutschen ableitet; sein Werk bietet in der That die Eigentümlichkeit, daß uns Deutschen bei jeder passenden Gelegenheit die Superiorität der englischen Philologie gepredigt wird, aber auch nur der echt englischen. Denn den Nachahmern der Deutschen verdanken es die Engländer, daß in Deutschland mit sehr natürlicher Verachtung von ihrer Philologie gesprochen wird (II p. VI). Indem wir auf die lobenden Besprechungen hinweisen, welche von Jevons' Litteraturgeschichte erschienen sind, können wir Mahaffys Versuch, seine Sache zu einer nationalen zu machen, leicht entkräften. Hätte das Buch ein Deutscher geschrieben, so wäre er wahrscheinlich unsanfter angefaßt worden. Den Ausländer merkt man allerdings in zwei Punkten: erstens ist die philologische Litteratur Deutschlands dem Verfasser trotz der pomphaften Ankündigung I S. VII f. nur sehr unvollkommen bekannt; was aber schlimmer ist, die von ihm benutzten Bücher weiß er nicht richtig zu taxieren. Kleins ungenießbare Geschichte des Dramas wird I p. VIII den englischen Studenten empfohlen, später Sengebuschs „monumentale" Einleitung (I p. 56) so hoch gestellt, wie es vor langer Zeit manchmal geschah. Seit 1883 scheint überhaupt nichts erschienen zu sein, was Beachtung verdiente. Diese mangelhafte Belesenheit dürfte sich aus ungenügender Kenntnis der deutschen Sprache erklären; es genügt, die Anmerkung 1 von S. 481 des ersten Bandes abzudrucken: „The seduction of a married woman is also unheard of in the New Comedy, and this should be insisted on, as some German historians [sollte Mahaffy Nicolai für einen Plural halten?] have spoken of Verführer [„der Räuber und Verführer der Unschuld"] as occurring (Nicolai I 235) Thus the Attic public would not tolerate what the courtiers of Charles II. enjoyed and modern Frenchmen witness without revulsion".

Trotz dieser Bemerkung über die Franzosen finden die Philologen jenes Volkes bei dem Verfasser mehr Gnade, z. B. verdankt er Havet den Parallelismus von Pindar und — Isokrates (I p. 217).

Von einem Studium der sekundären Quellen ist keine Spur vorhanden, daher die Kapitel, welche von den verlorenen Werken handeln, z. B. von den Anfängen des Dramas, ganz schwach sind.

Kurz, ein Vergleich zwischen Jevons und Mahaffy muß zu gunsten des ersteren ausfallen.

Würzburg. Sittl.

Adolf Holm, Griechische Geschichte von ihrem Ursprunge bis zum Untergange der Selbständigkeit des griechischen Volkes. Band III: Geschichte Griechenlands im 4. Jahrh. v. Chr. bis zum Tode Alexanders des Großen. Berlin 1891, S. Calvary. IV, 520 S. 8. 10 M.

Holms dritter Band umschließt die ganze ereignisvolle Zeit von der Wiederaufrichtung Athens

nach dem Sturze der 30 bis zum Tode Alexanders. Wenn sich der Verfasser für die beiden ersten Bände als besondere Aufgabe gestellt hatte, in seiner Darstellung sicher Überliefertes von nur Wahrscheinlichem oder aus Wahrscheinlichkeitsgründen Erschlossenem zu sondern, mußte dies für das 4. Jahrh. bei dem ungleich reichlicheren Quellenmaterial natürlich zurücktreten. Ohne Zweifel bleiben Einzelheiten, namentlich über die chronologische Anordnung der Ereignisse, noch in Menge unsicher. Aber im großen Ganzen haben die teilweise sehr umfänglichen Untersuchungen über diese Zeit, welche während der letzten Jahre erschienen sind, an der Gesamtauffassung der Zeit von 403 bis zum Beginne der Kämpfe mit Philipp recht wenig geändert. Bei der Behandlung des Königs Philipp vertritt Holm im wesentlichen die panhellenische Anschauung des Isokrates; Demosthenes muß dann natürlich vor Philipp zurücktreten, er gilt dem Verfasser als rechthaberischer, der Bestechung nicht unzugänglicher Advokat Das 4. Jahrh. bezeichnet für ihn nicht eine Zeit mit sinkendem Patriotismus, des überhandnehmenden Privatwohlstandes und der Üppigkeit, sondern das Jahrhundert der ungestörten, von keinerlei oligarchischen Bewegung mehr beunruhigten Demokratie, in einem schon fast kleinbürgerlichen, wenn auch geistig reich bewegten Leben. In der antimakedonischen Politik ist Eubulos der einzige, welcher militärischen Erfolg aufzuweisen hat, die Sperrung der Thermopylen gegen die Makedonier zu gunsten der mit Athen verbündeten Phokier. Demosthenes ist thöricht genug, Athen vorübergehend sogar dem Oberbefehl der Thebaner unterzuordnen; er hat von dem Augenblicke an, da er die Führung der athenischen Volksversammlung übernommen hat, Athen zur Erneuerung des Kriegs wider Philipp getrieben, gegen denselben Philipp, mit dem er unmittelbar vorher den Philokratischen Frieden abgeschlossen hatte.

Er hat also den Frieden zustande gebracht nur in der Absicht, bei erster Gelegenheit ihn wieder zu brechen. Er hat, wie es der Hieromemnone Aischines berichtet, den Handel um Amphissa angezettelt, um den Bruch mit Makedonien herbeizuführen. Er hat die Symmorien neu geordnet, das Theorikon der Kriegskasse zufließen lassen, das Bürgerheer bewaffnet, nur keinen siegreichen Feldherrn für Athen bestellt. Gewiß, die Ereignisse bis 338 lassen sich unter diesem Gesichtspunkt betrachten; aber auch dann bleibt der Tag von Chaironeia noch ein Ehrentag der für ihre Freiheit kämpfenden Athener und Thebaner, und nicht umsonst ist das Grabmal der Gefallenen mit dem Marmorlöwen geschmückt worden. Die Darstellung Alexanders, obwohl ihr ein verhältnismäßig beschränkter Raum zugemessen ist, ist der am besten abgerundete Abschnitt des vorliegenden Bandes.

Holms Bestreben, den griechischen Westen mit gewissem Gleichmaß neben dem Mutterlande und dem Osten zur Geltung zu bringen, zeigt sich auch hier.

Und wiewohl der Verfasser dabei in Anmerkungen stets auf seine Geschichte Siciliens verweisen muß, wird die neue Litteratur jederzeit verwertet; und gerade für diesen Teil wird vieles in die sonst knapp bemessene Darstellung und mehr noch in die Noten eingefügt, was man zunächst hier nicht suchen würde.

Die hübschen Bemerkungen über die Bedeutung des Söldnerwesens (S. 43) im 4. Jahrh. und die damals neu rege gewordene Wanderlust in den verschiedensten Teilen des hellenischen Volkes hätten wohl noch eine weitere Ausführung verdient. Der Anlaß zu diesem Wandertrieb ist unzweifelhaft in dem materiellen Verhältnisse zu suchen in Arkadien sowohl wie in Athen und an so viel andern Plätzen. — Bei der Frage nach der Unterschrift der Thebaner im Frieden von Sparta 371 (S. 107) handelt es sich offenbar in erster Linie um das Mißtrauen der Thebaner wider Sparta; die Bundesurkunde des 2. attischen Seebundes (C. I. A. II 17) hatten die Thebaner unbedenklich als Θηβαῖοι unterzeichnet, da sie erwarten konnten, Athen werde ohne ihre Zustimmung keine andere böotische Stadt als selbständiges Bundesmitglied zum Seebunde zulassen; in Sparta konnte allerdings der Fall eintreten, daß eine der den Spartanern freundlich gesinnten böotischen Städte gegen Thebens Willen zur Vertragsunterzeichnung zugelassen worden wäre, und insofern mochten sie recht haben, wenn sie die am ersten Tage gegebene Unterschrift Θηβαῖοι in Βοιωτοί umzuändern gedachten.

Beachtenswerte Winke für die Ökonomie des Diodor giebt der Verf. mehrmals am Anfange der Anmerkungen, bei den Quellennachweisungen (s. bes. S. 17 f.).

Sehr fleißig hat H. die neuere numismatische Litteratur verfolgt. Auf grund von Head Hist. n. hat er bereits im II. Bande seiner griechischen Geschichte eine statistische Übersicht der Prägorte im Gebiet des attischen Seebundes eingefügt; aber solche Übersichten bilden doch noch keine Münzgeschichte, selbst wenn die Zeitbestimmungen, wie sie Head giebt, noch wesentlich genauer zu er-

bringen wären, als dies heute möglich ist. Joh. Brandis hatte seiner Zeit in seinem Münz-, Maß- und Gewichtswesen Vorderasiens die Arbeit schon erheblich weiter gefördert; in der Zwischenzeit ist aber eine solche Masse neuer Publikationen hinzugekommen und dadurch die Gruppierung des numismatischen Stoffes so wesentlich verändert worden, daß jetzt in der That von vorn angefangen werden muß. Eine ähnliche statistische Übersicht über die Münzstätten im Herrschergebiete des Großkönigs enthält der vorliegende III. Bd. Es ist dies ein Abschnitt, für den die Brandisschen Untersuchungen in ungleich weiterem Umfang bestehen bleiben, soviel Neues inzwischen auch hinzugekommen ist; wesentlich besser gelungen sind Holms Ausführungen über das Münzwesen im griechischen Westen. Was die Bemerkungen über die Symmachie der Küstenstädte im Südwesten Kleinasiens zur Zeit Konons betrifft, so ist zuzugeben, daß eine Übertragung des Typus des schlangenwürgenden Herakles (S. 54) in der Elektronprägung der Thebaner in jener Zeit stattgefunden hat, die geschickt mit den Goldsubsidien, welche der Perserkönig nach Theben gesendet hat, in Zusammenhang gebracht worden ist. Das gleiche Gepräge auf Münzen von Lampsakos, Zakynthos und sogar von Kroton*) mit jener Symmachie in Verbindung zu bringen, geht aber zu weit; man darf doch nicht vergessen, daß solchen Darstellungen ein symbolischer Charakter innewohnt, und Gelegenheiten, die den griechischen Städterepubliken als Befreiung vom fremden Joche gelten mußten, haben sich im geschichtlichen Verlauf der einzelnen Städte ungleich mehr gefunden, als alle unsere historische Überlieferung aus dem Altertum nachweist. Nur in einzelnen Fällen aber gelingt es, die numismatischen Denkmäler mit der litterarischen Überlieferung zu vereinigen. Erweiterungen hat jene Entdeckung Waddingtons der ΣΥΝ-Münzen zwar noch gefunden; aber geändert hat sich durch diese Zusätze an Waddingtons Erklärung nichts. Ähnlich als Symbol der Befreiung oder auch als solches für den siegreichen Ausgang eines gefährlichen Kampfes ist die Darstellung des löwenbändigenden Herakles (S. 166) zu fassen. Für die alten Gaumünzen von Arkadien hat Imhoof Herea als Prägeort zu erweisen gesucht, sodaß die Stadtmünzen von Herea vorausgingen, die Gaumünzen für Arkadien aber die weitere Thätigkeit dieser Prägstädte darstellen würden. Außer allem Zweifel steht die enge stilistische Verwandtschaft beider Münzreihen, und wir hätten uns nicht zu verwundern, falls es gelingen sollte, die Hand des gleichen Stempelschneiders auf Stempeln der einen wie der andern Serie nachzuweisen; darum kann aber die Prägung dieser Stücke noch ebensowohl bei dem Gesamtheiligtum der Arkader in Lykosura, wie es Curtius einst vorgeschlagen hat, allenfalls auch in Tegea, wie Leake meint, stattgefunden haben; jedenfalls haben diese beiden Plätze nach dem, was uns sonst aus der Geschichte Arkadiens bekannt ist, mehr Anrecht als das ganz abseits gelegene Herea.

Es erschien mir am Platz, einmal auf diese Punkte hinzuweisen; denn die Versuchung liegt zu nahe, aus solchen Kombinationen ein Stück Geschichte zu konstruieren.

R. Weil.

*) Noch ungleich weniger Bedeutung möchte ich natürlich dem Gepräge jenes Cyzikeners beilegen, wo es ja nur darauf ankam, für die neue Serie ein neues Münzbild bereit zu haben, selbst wenn die Deutung der Darstellung auf Herakles sicherer wäre, als sie es ist.

C. Haeberlin, Studien zur Aphrodite von Melos. Göttingen 1889, Dieterich. 50 S. 8. 1 M.

Obwohl die umfangreiche Litteratur über die Melische Aphrodite noch alljährlich neuen Zuwachs erfährt, ist doch insofern ein Stillstand eingetreten, als wirklich neue Ergänzungsvorschläge nicht mehr gemacht werden: alle denkbaren Möglichkeiten scheinen nachgerade erschöpft zu sein.

Verf. vorliegender Schrift schließt sich denjenigen seiner Vorgänger an, welche die Göttin in der hoch erhobenen Linken den Apfel halten lassen, giebt ihr aber dazu noch ein Scepter in die Rechte. Abweichend von Tarral, v. Goeler und Hasse nimmt er jedoch an, daß der linke Unterarm vertikal erhoben, während die Hand mit dem Apfel horizontal gerichtet war. Ob man sich die Finger seitwärts oder rückwärts gerichtet zu denken habe, wird nicht gesagt; annehmbar ist eine so schmerzhaft verdrehte Haltung der Hand in keinem Fall.

Für die Ergänzung des rechten Armes werden zwei Vorschläge zur Auswahl gestellt: entweder war der Unterarm spitzwinklig zum Oberarm nach vorn erhoben und hielt mit der Hand das Scepter, oder dieses lehnte, von den Fingern lose gefaßt, in dem stumpfwinklig nach vorn gesenkten Arm. Verf. entscheidet sich schließlich doch für den zweiten seiner Vorschläge. Da nun aber unleugbar der erhaltene rechte Armstumpf eine Richtung des gesenkten Armes nach der linken Seite der Statue bedingt, so scheint diese zweite Ergänzung

unvereinbar zu sein mit dem eigenen Ausspruch des Verfassers (S. 35): „Aus ästhetischen Gründen muß verlangt werden, daß der obere nackte Teil der Statue vollständig frei bleibt — daher darf der Arm den Leib nicht bedecken". Freilich ist wiederum diese Forderung — welche die Annahme, daß die Rechte das Gewand hielt, entkräften soll — sehr anfechtbar. Aus „ästhetischen" Gründen muß vielmehr verlangt werden, daß die rechte Hand über das Gewand hinabreicht, um so eine gefällige Verbindung des nackten Oberkörpers mit dem bekleideten Unterkörper herzustellen; denn die untere Abgrenzung des Nackten durch die obere fast gerade Linie der Gewandpartie wirkt im jetzigen Zustande der Statue entschieden unangenehm. Wir heben dies darum hervor, weil auch bei anderen neueren Ergänzungsversuchen dieser Punkt unbeachtet geblieben ist. — Die Ergänzung des rechten Armes mit dem Scepter ist indessen darum unmöglich, weil letzteres mit dem vortretenden linken Oberschenkel in Konflikt kommen oder in ganz undenkbarer Weise über den Vorderrand der Basis hinausragen würde.

Nach der Ansicht des Verfassers ist die Göttin ohne bestimmte Situation, nur figurierend dargestellt. Der Apfel ist nicht der durch das Urteil des Paris gewonnene Schönheitspreis, sondern Aphrodites eigentümliches „Symbol" (sollte heißen „Attribut"). Aber da fragt man doch: wo giebt es eine Figur aus griechischer Zeit, welche ihr Attribut derart wie zu allgemeiner Besichtigung emporhält?

Was die Ergänzung der rechten Seite der Basis betrifft, so enthält sich Verf. „noch" einer bestimmten Entscheidung; doch neigt er dazu, mit Saloman die Zugehörigkeit des verlorenen Inschriftstückes anzuerkennen (S. 39 und S. 13). Ja, im Verlauf der Untersuchung wird die Inschrift als sicherer Schlußstein einer kühnen Kombination verwendet.

Über diese Kombination, deren sachliche Unterlage immerhin Beachtung verdient, mögen noch ein paar Worte Platz finden. Zwei aus der römischen Kaiserzeit stammende Münzen von Magnesia am Mäander zeigen auf der Rückseite Aphrodite mit Scepter und Apfel und der Umschrift: Ἀφρο. Μηλεία Μαγνήτων. Da nun Magnesia unweit von Antiochia, der Geburtsstadt des in der Basisinschrift genannten Künstlers, gelegen war, so soll in dem Münzbilde eine „wenn auch sehr mittelbare" Replik der Statue erkannt werden. Dagegen ist zu bemerken, daß die Aphrodite der Münzen weder in Haltung noch Gewandung die geringste Verwandtschaft mit der Statue zeigt. Die einzige Übereinstimmung besteht darin, daß jene dieselben Attribute trägt, mit welchen Verf. die Statue ausstattet. Unberührt von dieser Einwendung bleibt die Behauptung, daß Ἀ. Μηλεία oder, wie Verf. verstanden wissen will, Μηλία nur „Aphrodite von Melos" bedeuten könne. Wäre das ausgemacht, so läge hier ein bedeutsames Zeugnis für den melischen Aphroditekult und seine Übertragung nach Magnesia vor. Aber das Beiwort gestattet noch andere Deutungen. Es mag nur erinnert werden an Ἡρακλῆς Μήλειος oder Μήλων und Ζεὺς Μηλώσιος, um von anderen Beinamen — die in diesem Zusammenhang zu behandeln gewesen wären — zu schweigen.

Berlin. F. Deneken.

P. Lanéry d'Arc, Histoire de la propriété prétorienne à Rome. Paris 1888, Arthur Rousseau, 103 S. 8.

Das honorarische Eigentumsrecht, technisch als in bonis esse bezeichnet, ergiebt das Thema der obigen Schrift, die dasselbe in drei Kapiteln erörtert. Und zwar Kapitel I (S. 15—47) behandelt Charakter wie Entstehung dieses Instituts, dabei zugleich eine Untersuchung über die Klassifikation von res mancipi und nec mancipi gebend. Dann erörtert Kapitel II (S. 49—97) das Wesen, die Erwerb- und Verlustgründe wie die Rechtsordnungen des in bonis esse, während Kapitel III (S 99—103) die gesetzgeberische Beseitigung dieses Instituts bespricht. Mit solcher Darstellung wird zugleich eine Aufführung und kritische Prüfung der bezüglichen modernen Lehrmeinungen verbunden.

Die Darstellung dieses gesamten Stoffes ist klar, übersichtlich und gefällig, ohne indes wesentlich Neues an Resultaten zu bieten. Im übrigen vertritt der Verfasser mehrfach Aufstellungen, welche Referent für irrig erachtet.

Leipzig. M. Voigt.

J. Carré, Les Pédagogues de Port-Royal etc. Histoire des petites Écoles. Notices, Extraits et Analyses avec des Notes. Paris 1887, Delagrave. XXXVI, 348 S. 8.

Port-Royal ist jenes merkwürdige französische Kloster, dessen Anfänge bis in das 13. Jahrhundert hinaufreichen, das sodann im Laufe des 17. Jahrhunderts nach Paris verlegt und ein Sammelpunkt der hochbedeutenden Geister wurde, welche den Mut hatten, den gefürchteten und gefährlichen Orden der Jesuiten mit seinem unlauteren Gebahren anzugreifen. Aber mochte ihre Sache auch gut sein, sie haben den Kampf ver-

loren: sie wurden eines der zahlreichen Opfer, welche der gefährlichste und rührigste aller Orden gefordert hat. Mit Port-Royal gingen auch seine „kleinen Schulen" zu grunde, die sich eines guten Rufes erfreut hatten.

In einer knappen Einleitung hat der Verfasser J. Carré über diese Dinge Aufschluß gegeben, ohne gerade viel Neues zu sagen. Der Hauptinhalt des Buches besteht aus Auszügen aus den pädagogischen Gutachten und Schriften der berühmten Pädagogen des Klosters, ab und zu stehen kurze Erläuterungen oder kritische Bemerkungen unter dem Texte.

Es werden Auszüge aus folgenden Schriftstellern mitgeteilt: J. Racine (derselbe ist ein Schüler von Port-Royal), Saint-Cyran, De Saci, Lancelot, Guyot, Coustel, Le Maître, Nicole, Arnauld, Pascal, Pierre Thomas du Tossé, Jacqueline Pascal.

Wenn man nicht schon längst wüßte, welche Fülle von Geist und Gelehrsamkeit in den Räumen von Port-Royal eine Zuflucht gefunden (man denke nur an den einen Pascal), diese Auszüge könnten es von neuem beweisen. Mehrere der mitgeteilten Abschnitte beschäftigen sich auch eingehend mit dem Unterricht in den klassischen Sprachen. Hervorgehoben seien: Lancelot, Avis au lecteur touchant les règles de la nouvelle méthode pour apprendre facilement la langue latine, S. 76—79. — Nicole, De l'enseignement du latin, S. 194—197. — La Janua linguarum, S. 197—198. — Arnauld, Mémoire sur le Règlement des Études dans les Lettres humaines, S. 204—219, und dazu das sehr verständige Jugement d'un ancien professeur de l'université sur ce plan d'études, S. 219 ff.

Manche der hier verhandelten Fragen, wie über die Ausdehnung der schriftlichen Übungen, ihr Verhältnis zu der Lektüre etc., muten sogleich schon im 17. Jahrhundert verhandelt, den Leser ganz modern an. Es sind noch Probleme der heutigen Gymnasialpädagogik. X.

P. Voss, Ein Reisebericht. Die pädagogische Vorbildung zum höheren Lehramt in Preußen und Sachsen. Halle a. S. 1890, Buchhandlung des Waisenhauses. 171 S. 8.

Ein mit dem Vollgefühl für die Bedeutung seines Gegenstandes geschriebenes Buch. Mit großer Sachkenntnis und Anerkennung für die pädagogischen Bestrebungen in Deutschland führt der Verf. die Mängel und Vorzüge unserer pädagogischen Vorbildung in ruhiger Darlegung seinen norwegischen Landsleuten vor Augen. Das Buch hat bereits in dieser Wochenschrift Jahrgang 1889, Sp. 188 ff. seine eingehende Würdigung erfahren; nun, wo es in dieser deutschen Übersetzung allgemein zugänglich geworden ist, mag es als eine anregende und belehrende Lektüre empfohlen sein.

Berlin. G. J. Schneider.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Band 141 und 142. Heft 8 und 9.

(513 ff.) **H. Müller-Strübing**, Die letzten Aufführungen und das Ende des alten Kratinos. Die Überlieferung über das Ende des Kratinos ist erdichtet; er hat bei der Aufführung von Arist. Frieden noch gelebt; seine Ὧραι sind an den Lenäen 421 aufgeführt, sein letztes Stück sind die Σερίφιοι vom Jahre 410. — (550 ff.) **A. Ludwich**, Zu Aristonikos. Aristarch sprach ἥρωι zweisilbig aus. — (553 ff.) **H. Düntzer**, Dieuchidas und Dikaiarchos. Gegen Wilamowitz' Auffassung, der Dieuchidas als ältesten Zeugen für Pisistratus' homerische Thätigkeit ansieht. — (563 ff.) **P. Habel**, Heinr. Schliemann und Ernst Bötticher. Darlegung des Streitfalles. — (568) **R. Peppmüller**, Ad Sophoclis Aiacem 477. — (569 ff.) **B. Nake**, Zur Katastrophe in Soph. Antig. Gegen die Auffassung von F. Seiler in der Zeitschrift S. 104 ff. — (574) **C. De Boor**, Zu den Homerscholien A Σ 486. — (575) **K. Häberlin**, Ad Xenophontis Hieronem. — (567) **O. Crusius**, Zu Nonnus' Dionysiaca. — (577 ff.) **F. Olck**, Die Kalenderdaten in Catos Schrift de agricultura. Versuch, dieselben für die röm. Chronologie zu verwerten. — (595 ff.) **J. S. van Veen**, Ad Caesaris commentarios. — (597 ff.) **K. Petsch**, Zu Caesars 2. Zuge nach Britannien. Nimmt Cäsars Darstellung in Schutz gegen Lange in den Jahrbüchern 1889 S. 187 ff. — (607) **A. E. Schöne**, Zu Caesar de b. c. — (609 ff.) **O. Seeck**, Studien zur Geschichte Diocletians und Constantins. III. Die Entstehungszeit der Hist. Aug. Verlegt dieselbe mit Dessau und Klebs ins 5. Jahrh. — (610 f.) **E. Redslob**, Zu Plaut. Truc. — II. (402 ff.) **H. Merian-Genast**, Die alten Sprachen in der Pädagogik Herbarts (Schluß). Behandelt Herbarts Forderung, mit dem Griechischen zu beginnen, sein Urteil über den Unwert der Chrestomathien und über den einseitigen philologischen Betrieb der alten Sprachen, die nur im erziehenden Unterrichte ihre Stellung behaupten könnten. — (433 ff.) **A. Döhring**, Einige Kapitel deutsch-lateinischer Schulgrammatik. Eingehende Behandlung der Substantivsätze. — (454 ff.) **C. Stegmann**, Anzeige von Hale, The cum constructions, their history and functions. — (475 ff.) **P. Mahn**, Anz. von Muche, kurzgefaßte lat. Schulsynonymik. — (481 ff.) **Fr. Sigismund** Bemerkungen zu meinem lat. Lesebuch für Sexta. Gegen die Kritik von Mewes Z. f. G. W. 1889,

S. 732. — (492 ff.) **Chr. Muff,** Anz. von Kobert, Histor. Studien aus dem pharmakologischen Institut der Universität Dorpat. I.

Revue des études grecques. III, No. 9. (1890).

(1) **D. Bikélas,** Le marquis de Queux de Saint-Hilaire. Dieser im Jahre 1889 zu Paris im Alter von 52 Jahren verstorbene Gelehrte beschäftigte sich hauptsächlich mit neugriechischer Litteratur. Er gab die Briefe von Corais (1880) heraus und redigierte die Gesamtausgabe der Werke von Eustache Deschamps. Im übrigen publizierte er hauptsächlich „Notices“ für das „Annuaire des Etudes grecques“ und einiges über altfranzösische Texte. Er stammte aus einer alten Adelsfamilie, die ihre Traditionen bis auf die ersten Kreuzzüge zurückverfolgt, bekleidete kein Staats- oder Lehramt und starb im Besitz seines angestammten Familiengutes. — (32) **A. Croiset,** Simonide de Céos. Litterarhistorischer Essai. Simonides habe nichts Originelles; er folge seinen Vorgängern Stesichorus und Ibycus, eigentümlich erscheint nur die Einteilung seiner Versmaße in geordnete Strophen. — (48) **S. Reinach,** Inscriptions inédites d'Asie mineure, recueillies par le capitaine Callier, 1830—34. Der Genannte starb 1889 als General, seine Inschriftensammlung (ca. 100 Titel) unveröffentlicht hinterlassend. Doch ist der größere Teil dieser Inschriften von späteren Reisenden abgeschrieben worden; der Rest bietet mit Ausnahme von No. 9, welches ein Cento aus irgend einer Anthologie zu sein scheint, kaum Bemerkenswertes. — (86) **Th. Reinach,** Le collectivisme des Grecs de Lipari. Verf. untersucht die von Diodor gemeldeten sonderbaren Grundeigentumsverhältnisse der griechischen Kolonisten auf den liparischen Inseln. Ums Jahr 580 v. Chr. siedelten sich Knidier und Rhodier, welche vor den Persern geflohen waren, zuerst in Lilybäum, dann auf dem genannten Archipel an. Diodor berichtet: „Sie bebauten das Land gemeinschaftlich und teilten sich schließlich in die Inseln für eine Periode von zwanzig Jahren; wann dieser Zeitraum verflossen war, zogen sie über das Land von neuem das Los“. Es handelt sich darum, zu wissen, ob diese Verlosung ein für allemal stattfand, oder ob sie sich alle zwanzig Jahre wiederholte, und diese Frage scheint für die ursprünglichen Grundeigentumsverhältnisse der Griechen von prinzipieller Bedeutung. Hr. Reinach giebt jener Auslegung den Vorzug, nach welcher sich die Landverteilung wirklich periodisch wiederholte. Diese Institution passe zu der „curieuse république de corsaires“ von Lipari, welche Hr. Reinach mit dem Völkerbunde der Sueben in Vergleichung stellt. Die Sueben waren ein Räubervolk, welches sich alljährlich in zwei Fraktionen teilte; die eine ging auf die „brigandage“, die andere blieb zu Haus und bestellte das Feld: „sic neque agricultura, neque ratio atque usus belli intermittitur“ (Caes. b. g. IV 1). Ähnlich verhielt es sich bei den liparischen Griechen; der Kommunismus und spätere Kollektivismus derselben war der einer Räuberbande und verschwand naturgemäß am selben Tage, als am Horizont der Helm des römischen Gendarm auftauchte.

(III, No. 10. (1890).

(125) **M. Bréal,** Graecia . . . artes intulit. Mit geringen Ausnahmen sind alle unsere Ausdrücke der Litteratur und Wissenschaft griechischen Ursprungs, woran man ermessen kann, was Europa dem Hellenentum verdankt. „Lesen“ und „schreiben“ bilden den Anfang unseres Wissens; die zwei Worte kommen von den Griechen. Lesen = legere = λέγειν (zählen), denn bei den Griechen dienten die Buchstaben ursprünglich mehr noch als Zahlzeichen denn zu anderen Zwecken. Schreiben, scribere ist griechisch σκαριφᾶσθαι d. i. zeichnen, einritzen. Die „Lettern“ kommen von διφθέραι, mit Wechsel von δ in l (wie bei Ulysses) und Verschwinden des p vor t. Also trägt die „Litteratur“ einen griechischen Namen. „Schule“ = σχολή; „Klasse“ = κλῆσις; „Studium“ = σπουδή (Lautveränderung wie bei στάδιον-spatium). — (131) **A. H. Sayce,** Deux contrats grecs du Fayoum. Aus byzantinischer Zeit. — (145) **G. Kostomiris,** Etudes sur les écrits inédits des anciens médecins grecs. Nachweisung der Orte, wo sich die betreffenden Handschriften befanden u. dgl. — (180) **J. Darmesteter,** Jacques d'Edesse et Claude Ptolémée. Der Bischof Jakob von Edessa, gestorben 708, hat einen Hexameron, Schöpfungsbericht, geschrieben, der viel Geographika enthält, sich merkwürdig oft mit Ptolemäus berührt und daher von einem Herausgeber des letzteren beachtet werden müßte. — (189) **D. Hesseling,** Istambol. Die Etymologie des türkischen Namens von Konstantinopel ist streitig; Professor Egli sagt: „Stambul ist eine Verstümmelung von Islam und bul = Menge“. Andere leiten ab: Costandipol. Alles dies sei unrichtig; bei den Byzantinern hieß die Hauptstadt ἡ πόλις „die Stadt“ schlechtweg, heute sagen die konstantinopolitanischen Griechen ἡ πόλη und στὴν πόλη, d. h. zu, in Konstantinopel. Aus στὴν πόλη wurde nach den Regeln der türkischen Phonetik Stambul. „Istamboli“ sagen die Griechen. — (200) **Th. Reinach,** Noms méconnus. Porinos. Vitruv nennt als Architekten beim Zeustempel: Antistates, Kallaischros, Antimachides und Porinos. Sämtliche Künstler sind im übrigen unbekannt, die drei ersten Namen erregen jedoch keinen Verdacht, während man vor dem sonderbaren Porinos stutzt. Vitruv hat hier wieder einmal mißverstanden und das Material des Tempels Poros (ἐκ πωρίνου λίθου) für einen Namen gehalten; machte man ja doch aus dem Piräus einen Menschen.

Wochenschriften.

Athenaeum. No. 3295. 20. Dez. 1890.

(848—849) **W. D. Macray**, Annals of the Bodlejan library. 2. ed. 'Gereicht dem Verf. zur größten Ehre'. — (860) **J. Evans**, The coins of the ancient Britons. Supplement. 'Bewundernswerte Ergänzung eines unschätzbaren Werkes'.

Revue critique. No. 52.

(493) **A. Wiedemann**, Herodots zweites Buch mit sachlichen Erläuterungen. Hr. G. Maspero bedauert an dem trefflichen Buche den gänzlichen Mangel an Abbildungen. — (499) **Fr. Skutsch**, De nominibus latinis suffixi -no ope formatis. 'Wenig Neues'. — (500) **J. Stowasser**, Dunkle Wörter. 'In Hrn. Stowassers Arbeit findet man die Methode und den Geist M. Breals wieder — Lob genug'. P. Lejay. — (500) **J. Bury**, History of the later Roman Empire. 'Herrschende Idee des Buches ist, die Kontinuität des römischen Kaiserreichs nachzuweisen'. R. Cagnat. — (519) **Fustel de Coulanges**, La Gaule Romaine (Paris, Hachette). Buchankündigung.

Ἑστία. No. 50. 16. (28) Dez. 1890.

(369—373) N. Γ. Πολίτης, Λόγος εἰσιτήριος εἰς τὸ μάθημα τῆς Ἑλληνικῆς ἀρχαιολογίας. II. Zusammenhang der Archäologie mit der Sociologie, Mythologie und Topographie. — (Παράρτημα.) Anz. von **Lucretius** I avec le commentaire de **H. A. J. Munro** trad. p. **A. Raymond.** (Σ.) Inhaltsangabe.

No. 51. 23. Dez. 1890 (4. Jan. 1891).

Παράρτημα. Ἑρρῖκος Σχλῆμαν. — Kurze Anzeige von Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρίας.

Neue philologische Erscheinungen aus Russland

1. **Gimnasija.** God tretij. 1890. Reval. Tipografija Michelsona. 8.
2. Pawsanija opisanie Elladüi .... Perewod s gretscheskago s tolkowanijami ... **G. Jantschewezkago.** St. Petersburg 1887—1889, Lukownikof. 839 S. 8.
3. Osnowüi bibliografij po istorij rimskoi literaturüi.. **D. J. Nagujewskago.** Kasan 1889. Selbstverlag. VIII, 132 S. 8.
4. In quaestiones Sapphicas observationes. Scripsit **Darius Nagujewski** Casani 1890. 16 S. 8.
5. Federatiwnaja Ellada i Polibij **Th. G. Mischtschenka** .... Moskwa 1890, Potapof. 8. 243 S.
6. Perikl. Istoriko - kritischeskij etjud **W. Buseskula.** Charkow 1889, Regierungsdruckerei. VIII, 419 S. 8.
7. **Julian Kulakowski.** K woprosu o natschalje Rima. Kiew 1888, Univ.-Druckerei. 2 Bl, 155 S. 8.

Unter den mir zugegangenen neuen Erscheinungen der philologischen Litteratur Rußlands nimmt die 1888 von dem Direktor des Gymnasiums zu Reval, Jantschewezki, begründete Monatsschrift „Gymnasium" eine hervorragende Stelle ein. Hat doch damit die Altertumswissenschaft und Gymnasialpädagogik in Russland endlich ein größeres und selbständiges Centralorgan (neben dem „Journal" des Unterrichtsministeriums) gewonnen. Von den Abhandlungen des laufenden dritten Jahrgangs ist die weit überwiegende Mehrzahl Fragen aus dem Gebiete der Pädagogik und der Unterrichtsmethodik gewidmet. Daß solche Erörterungen einem lebhaften Interesse in den Kreisen der russischen Gymnasiallehrer begegnen, zeigen die wiederholten polemischen Auseinandersetzungen, welche namentlich die Stellung der klassischen Sprachen im Gymnasialunterrichte und deren Lehrmethode betreffen und wenigstens z. T. von einer gründlichen Auffassung der vorliegenden Fragen zeugen.

Auch den Unterrichtsverhältnissen in den westländischen Staaten wird weitgehende Beachtung geschenkt. Der Leipziger Korrespondent der Zeitschrift, Nikolajef, berichtet über den Verlauf der Görlitzer Philologenversammlung und giebt ausführliche Übersichten über die modernen Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens wie über die Errichtung pädagogischer Seminarien in Deutschland; auch aus Frankreich, Italien und Spanien liegen Korrespondenzen vor. Von Interesse ist eine Zusammenstellung der außerhalb Rußlands bestehenden Gymnasien mit slavischer Unterrichtssprache, deren Zahl im ganzen auf 90 (worunter 72 in Österreich-Ungarn) berechnet wird. Als Beigabe zu den einzelnen Heften der Zeitschrift erhalten deren Abonnenten Lieferungsausgaben einer größeren Anzahl von philologischen Lehr- und Handbüchern, meist Übersetzungen aus dem Deutschen und Französischen, worunter G. Curtius' Grundzüge der griechischen Etymologie, W. Schraders und Nägelsbachs Gymnasialpädagogik, Bekkers „Charikles" und „Gallus," Winkelmanns Geschichte der Kunst im Altertum, Marthas Grundriß der etruskisch-römischen Archäologie. Für die nächsten Hefte ist auch eine Übersetzung von H. Schillers „Handbuch der praktischen Pädagogik" angezeigt, deren Verfasser allerdings höchst seltsamerweise erst hierdurch von der Übertragung seines Werkes ins Russische Kenntnis erhalten hat.

Die Litteratur der Klassikerübersetzungen ist neuerdings u. a. von Jantschewezki durch seine Übertragungen des Xenophon (1887 in 4. Auflage erschienen) und des Pausanias bereichert worden. Die beigegebenen Anmerkungen scheinen durchgehends den Kommentaren der deutschen Ausgaben entlehnt; der Übersetzung des Pausanias — die letzte russische Übersetzung seiner Periegese erschien vor genau hundert Jahren — hat J. eine Übertragung der Schubartschen Einleitung zu dessen Ausgabe, die Übersicht Kekulés über die Geschichte der griechischen Kunst aus Baedekers „Griechenland" sowie eine aus Wiedaschs deutscher Pausaniasübersetzung entnommene Reihe genealogischer Listen vorausgeschickt. Auf eine Prüfung der Korrektheit und des sprachlichen Wertes der Übersetzungen können wir nicht näher eingehen.

Von J. Nagujewski, dessen Übersicht über die russischen Beiträge zur Behandlung der römischen Litteraturgeschichte wir früher (Jahrgang IX. 1889 Sp. 1375 ff.) besprachen, liegt uns jetzt dessen „Grundriß der Bibliographie zur römischen Litteraturgeschichte" vor. Derselbe unterscheidet sich dadurch grundsätzlich von E. Hübners gleichartigem Werkchen, daß er sich ausschließlich den Bedürfnissen der russischen Studierenden anpassen will. Der Grundriß enthält somit nur die nach dieser Richtung unentbehrlichen und, wie wir zugeben müssen, mit sachkundigem Urteil ausgewählten bibliographischen Angaben, durch welche freilich, dem russischen Studienplan entsprechend, auch der Umfang der römischen Litteratur ziemlich enge umschrieben wird: so werden u. a. Eutrop, Festus, Censorinus, Aurelius Victor, Martianus Capella, Boethius in dem Grundrisse übergangen.

Ein zweites Schriftchen Nagujewskis befaßt sich eingehend mit der Kritik der von Lunaki bei der Universität zu Kasan als Doktordissertation eingereichten „Observationes Sapphicae", die mir selbst nicht zugegangen sind. N. wendet sich mit Entschiedenheit gegen den, wie es scheint, mit sehr unzulänglichen Argumenten unternommenen Versuch,

den Brief der Sappho an Phaon dem Ovid zu revindizieren und als dessen Quelle den dichterischen Nachlaß der Sappho zu erweisen. Die Glaubwürdigkeit der über die Auswanderung der Dichterin nach Sizilien vorliegenden Zeugnisse wird den von Lunaki ausgesprochenen Zweifeln gegenüber in Schutz genommen; im Texte des dem Ovid untergeschobenen Briefes der Sappho wird eine Anzahl von Interpolationen nachgewiesen.

Th. G. Mischtschenko, dessen verdienstliche Arbeiten über Herodot und Thukydides wir früher zur Anzeige brachten, hat als Einleitung zu seiner Ausgabe des Polybius eine uns im Separatabdruck vorliegende Abhandlung über „Polybius und das föderative Griechenland" erscheinen lassen, die durchaus auf der Höhe der früheren Leistungen des Verf. steht und als eine wertvolle Bereicherung der einschlägigen Litteratur gelten darf. Nachdem der Verf. die politische Entwickelung Griechenlands bis in die Zeit der Diadochen verfolgt und die nationalen und staatsmännischen Anschauungen des Polybius behandelt hat, giebt er eine eingehende Darstellung der föderativen Bewegung in Griechenland, an welche er sodann zwei Kapitel über Verfassung und Geschichte des ätolischen und achäischen Bundes anschließt. Der Verf. verfügt auch hier über eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den neueren wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiete, denen er aber durchweg mit selbständigem Urteil gegenübersteht; neben den schriftstellerischen Berichten sind auch die mancherlei neuen epigraphischen Quellen ergiebig ausgenutzt.

Die neueren ungünstigen Auffassungen der politischen und strategischen Thätigkeit des Perikles, wie sie am bestimmtesten durch M. Duncker und Pflugk-Harttung vertreten werden, hat W. Buseskul, Privatdozent an der Universität Charkow, einer eingehenden Kritik unterzogen. Derselbe gelangt zu dem Resultate, daß jenes abschätzige Urteil bei unbefangener Prüfung des vorhandenen Quellenmaterials nicht Stich hält. Genial sei wohl des Perikles Strategie nicht zu nennen, und auch der inneren Entwickelung Athens habe seine politische Wirksamkeit völlig neue Bahnen nicht vorgezeichnet: diese Erkenntnis dürfe uns aber nicht verleiten, die außerordentlichen militärischen und staatsmännischen Talente des Perikles zu verkennen, welchen die frühere Geschichtsschreibung mit Recht als eine der imponierendsten Gestalten der Weltgeschichte betrachtet hat. Die Untersuchungen des Verfassers, der sich auch mit den gegen die Glaubwürdigkeit des Thukydides gerichteten Angriffen Müller-Strübings und mit den bekannten pessimistischen Auffassungen von Schvarcz auseinandersetzt, sind mit eindringender Schärfe und sicherer Methode geführt und dürfen als ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Geschichte des Perikleischen Zeitalters gelten. Von den in ziemlicher Vollständigkeit benutzten neueren deutschen Arbeiten ist ihm noch Egelhaafs Aufsatz in dessen „Analekten" bekannt geworden, während Delbrücks Artikel über „die Strategie des Perikles" (Preuss. Jahrb. Bd. 64) für den Verfasser zu spät erschienen.

Einen gleichfalls vorwiegend kritischen Charakter trägt Julian Kulakowskis Schrift „Zur Frage nach den Anfängen Roms". Nicht die Hoffnung, den Lesern neue Aufschlüsse zu bieten, hat den Verfasser nach den Worten der Vorrede zu seinen Untersuchungen angeregt, sondern „die dira necessitas", als Universitätslehrer zu den wichtigen schwebenden Fragen über die römische Urgeschichte, vor allem zu den seit Niebuhr aufgestellten Hypothesen Stellung zu nehmen. Im ersten Kapitel behandelt K. die litterarische Überlieferung über die Königszeit im allgemeinen, um dann auf die aus ihr gezogenen Schlüsse auf den römischen Synökismus einzugehen; unter besonnener Nachprüfung der Auffassungen Niebuhrs, Mommsens, Rankes, O. Gilberts u. a. macht er dabei auf die Bedenken aufmerksam, die der Annahme einer Entstehung Roms aus der Vereinigung von Sondergemeinden verschiedener Nationalität sich entgegenstellen. Das zweite Kapitel untersucht die Entstehung und Geschichte der frühesten latinischen Siedelung auf dem Palatin und gelangt in steter Auseinandersetzung mit Helbig, Nissen und Jordan zu dem Ergebnis, daß jene erste Niederlassung der Latiner auf stadtrömischem Boden, welche den Palatin übrigens schon von einer früheren Bevölkerung besiedelt fand, einen bedeutend größeren Umfang besaß als das Palatinische Pomörium, indem sie auch das Kapitol und das Forum einschloß. Aus dem dritten Kapitel „Aborigiuer und Sabiner" heben wir die scharfsinnig begründeten Einwände gegen die Annahme der Einwanderung sabinischer Bevölkerung nach Rom hervor; für die einschlägigen Angaben der Überlieferung sind nach K. die antiquarischen Spekulationen der späteren Historiographie in erster Linie bestimmend gewesen. Das Schlußkapitel geht den Spuren der frühesten Beziehungen Roms zu den Etruskern nach und stellt das längere Bestehen einer etruskischen Zwingherrschaft über das latinische Rom fest. In einem Anhang erhebt der Verfasser gegen die Annahme des hohen Alters der von Lanciani, Jordan u. a. als „vorservianisch" bezeichneten Überreste der Befestigung des Palatiums, der „Romulus-Mauer", Widerspruch und weist dieselben auf grund seiner eigenen, an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen einer verhältnismäßig späten Periode zu.

Gießen. Herman Haupt.

Bibliographie.

Kinch, K. F., L'arc de triomphe de Salonique, publié sous les auspices de la Fondation Carlsberg (Paris, Nilsson). gr. 4. 10 Taf., Text u. Abb. 16 Frs.

Blaydes, Fr., Adversaria in comicorum graecorum fragmenta. I. Halle. VI, 250 S. 5 M.

Aristophanis comoediae instr. Fr. Blaydes. IX. Nubes. Halle. XLII, 608 S. 10 M.

Sitzler, J., Abriß der griech. Litteraturgeschichte. I. Bis zum Tode Alexanders d. Gr. Leipzig. 546 S. 4 M.

Stegmann, Lat. Schulgrammatik. 5. Aufl. 250 S. 2 M. 40.

Plauti miles gloriosus rec. G. Götz. Leipzig. 6 M.

Gutschmid, A. v., Kleine Schriften. Herausg. von F. Rühl. II. Zur semitischen Litt. u. zur ältesten Kirchengeschichte. Leipzig. 24 M.

Demosthenes, Rede vom Kranz, herausg. von Fr. Blaß. Leipzig. XIV, 208 S. 2 M. 10.

Durm, J., Zum Kampf um Troja. Berlin. 9 S. mit 3 Tafeln. 1 M. 50.

Euripides. Jon, with nothes by A. W. Verrall. Cambridge. 176 p. 9 M.

Newman, F., Comments on the text of Aeschylus. London. 7 M. 20.

Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, von Iwan Müller. IX. Bd. K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur, 527—1453. XII, 495 S. 8 M. 50.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 31. Januar. 1891. № 5.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Zu Professoren: Oberl. **Skerlo** am Gymn. in Graudenz; Oberl. **Kirschstein** am Gymn. in Elbing; Oberl. Dr. **Münscher** am Gymn. in Jauer; Oberl. **Heinisch** am Gymn. in Leobschütz. — Zu Oberlehrern: ord. L. Dr. **Schmidt** an d. Charlottenschule in Berlin; ord. L **Witte** am Gymn. in Marienburg. — Zu ord. Lehrern: Dr. **Schrodt** vom Sophiengymn. in Berlin an das Humboldtgymn. das. vers.; Dr. **Dehnen** zum ord. L. am Gymn. in Neuwied; **Lüddecke** am Gymn. in Celle: Dr. **Becker** am Gymn. in Eberfeld; **Benecke** am Friedr.-Werdersch. Gymn. in Berlin; Dr. **Riese** am Lessinggymn. das.; Dr. **Schlesinger** am Joachimsthalsch. Gymn.; **Schwarz** am Gymn. in Spandau; **Möller** am Gymn. in Norden; **Oppenhoff** am Kaiser Karls-Gymn. in Aachen; Dr. **Martini** am Realgymn. in Koblenz; **Wolf** am Realgymn. in Harburg; **Kuhse** am Realgymn. in Bromberg; Dr. **Färber** u. Dr. **Franz** an d. Luisenstädt. Oberrealsch. in Berlin; **Voigt** am Progymn. in Tremessen; Dr. **v. Breska** am Progymn. in Lichterfelde; Dr. **Branscheid** an d. Realsch. in Eberfeld.

Auszeichnungen.

Dir. Dr. **Sachau** am orient. Semin. in Berlin, Reg.-Rat Dr. **Biedenweg**, Dir. d. Prov.-Schulkollegiums in Hannover, Reg.- und Schulräte **Hasse** in Kassel, **Schumann** in Frankfurt und Konsist.-Rat **Risch** in Wiesbaden erhielten den Charakter als Geh. Reg.-Rat. — Prof. **Delagarde** in Göttingen wurde zum korr. Mitgliede der Akademie d. Wiss. in Petersburg ernannt.

Beim Ordensfeste in Berlin (Sonntag, den 18. Jan. 1891) erhielten Orden: Den Roten Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife: Dr. **Häckermann**, Geh. Reg.-Rat und Prov.-Schulrat zu Hannover; Dr. **Kirchhoff**, ord. Prof. an der Univ. zu Berlin, ord. Mitglied der Akademie d. Wiss.; **Königk**, Geh. Reg.- und Schulrat zu Stettin; Dr. **Michaelis**, ord. Prof. an der Kaiser Wilhelms Univ. zu Straßburg i. E. — Den Roten Adlerorden vierter Klasse: Dr. **Buchenau**, Gymn.-Dir. zu Marburg (Hessen-Nassau); Dr. **Eck**, Geh. Justizrat und ord. Prof. an der Univ. zu Berlin; **Ellendt**, Prof. und Oberl. am Friedrichs-Kollegium zu Königsberg i. Pr.; Dr. **Fuss**, Dir. des bischöflichen Gymn. bei St. Stephan zu Straßburg i. E.; Dr. **Goldbeck**, Dir. der Charlottenschule zu Berlin; Dr. **Gröber**, ord. Prof. an der Kaiser-Wilhelms-Univ. in Straßburg; **Heiber**, Reg.- und Schulrat zu Frankfurt a. d. O.; Dr. **Hirschfelder**, Prof. und Oberl. am Wilhelms-Gymn. zu Berlin; Dr. **Hülsen**, Prof. an der Hauptkadettenanstalt zu Groß Lichterfelde; Dr. phil. **Keller**, Archivrat und Staatsarchivar zu Münster i. W.; **Kirchhoff**, Dir. des Gymn. Josephinum zu Hildesheim und Domkapitular daselbst; Dr. **Münch**, Prov.-Schulrat zu Koblenz; **Schweikert**, Gymnasialdir zu M Gladbach; **Stroux**, Gymn.-Oberl. zu Hagenau; Dr. **Voss**, Abteilungsdir. bei den Kgl. Museen zu Berlin; Dr. **Weiss**, Seminardir. zu Heiligenstadt, Regierungsbez. Erfurt; Dr. **Zerlang**, Realgymnasialdir. zu Witten, Kreis Bochum. — Den Kgl. Kronenorden zweiter Klasse: Dr. **Keil**, Geh. Reg. Rat und ord. Prof. an der Univ. zu Halle a. d. S. — Den Kgl. Kronenorden dritter Klasse: Dr. phil. **Janicke**, Geh. Archivrat und Staatsarchivar zu Hannover. — Den Kgl. Kronenorden vierter Klasse: **Schweitzer**, Hauptlehrer an der städtischen Centralschule zu Mühlhausen i. E. — Den Kgl. Hausorden von Hohenzollern: den Adler der Komthure: Dr. **Stauder**, Geh. Oberreg.-Rat und vortr. Rat im Minist. der geistl. etc. Angelegenheiten. Den Adler der Ritter: Dr. **Göbel**, Geh. Reg.-Rat und Prov.-Schulrat zu Magdeburg; Dr. **Schulz**, Reg.- und Schul-

Dieser Nummer liegt Titel und Inhaltsverzeichnis zum 10. Jahrgang der Berliner Philologischen Wochenschrift für 1890 bei.

rat zu Münster; Dr. **Uppenkamp**, Gymn.-Dir. zu Düsseldorf.

Erinnerungen an Heinrich Schliemann.

(Schluß aus No. 4)

Als nun so aus dem vermeintlichen Waffenstillstande für mich ein unvermuteter Kriegsfall geworden war, schrieb Schliemann einen längeren Brief, in welchem er, wie dies auch in dem bekannten Protokoll geschehen war, selbst bezeugte, daß er den Namen Aschenurnen irrtümlich gebraucht und auch Ziegelschutt für Holzasche gehalten habe: „πρὸς τοῦ Διὸς ὄμνυμί σοι μηδέποτε εὑρηκέναι ἐν τῇ Περγάμῳ οὐδὲ ἴχνος νεκροπόλεως καὶ τεκμαίρομαι τῇ Τρωϊκῇ συλλογῇ ἐν Βερολίνῳ ὀλιγίστας ὑπάρχειν ὑδρίας, οὐδὲ μίαν πρὸς χίλια ἄλλου εἴδους ἀγγεῖα. Ἀναφερόμενος δὲ εἰς τὰ ὑπ' ἐμοῦ περὶ χιλίων Aschenurnen ἐν τῇ ἐμῇ βίβλῳ „Ilios“ γεγραμμένα, ἐπιστρέφω σε καὶ τοῦτο, ὅτι πεπλανημένως ἔχοντες ἐν Γερμανίᾳ ἀνέδην [deutlich darüber geschrieben: schlechthin] πάντα τὰ ἀρχαῖα ἀγγεῖα Aschenurnen προσαγορεύειν εἰώθαμεν, ὥστε σύγγνωστον εἶναί μοι δοκῶ ἐὰν ἐν ἔτει ‚αωοα' καὶ ‚αωοβ' τῶν τῆς Τροίης ἀρξάμενος ἀνασκαφῶν, πρωτόπειρος δὲ εἰσέτι τῆς ἀρχαιολογικῆς ἐπιστήμης ὤν, ἅπαντα τὰ ἀγγεῖα ἀδιακρίτως Aschenurnen προσεῖπον· φεῦ, ἐκείνη ἡ πεπλανημένη ὀνομασία καὶ ἐν ταῖς ἐμαῖς ὕστερον γενομέναις συγγραφαῖς διέμεινεν.

Auch über die Massen von Holzasche, welche er anfänglich in den Häuserruinen gefunden zu haben glaubte, schreibt er: „πρὸς δὲ τὴν ἐκ ξύλου τέφραν σπανίως ἐστ' ἰδεῖν ἐν τοῖς Περγάμου ἐρειπίοις. ἐκ τεθραυσμένων ὠμῶν πλίνθων καὶ ἐκ τέφρας κεκαυμένων ὠμῶν πλίνθων συνίσταται ἅπαντα τὰ χώματα τὰ ἐν τοῖς κεκαυμένοις οἴκοις, ἃ τέφραν ξύλου εἶναι πεπλανημένως ἡγούμην. ὀψὲ τὸ ἀληθὲς περὶ τούτου ὑπὸ τοῦ Dörpfeld μεμάθηκα“. Dann folgt noch eine Einladung nach Troja: „αὐτόπτης τῆς Περγάμου γενόμενος ἐν ἀκαρεῖ χρόνου πείσεις σεαυτὸν ταῦτα οὕτως ἔχειν. θεάσῃ πάσας τὰς τῶν πέντε προϊστορικῶν πόλεων οἰκίας ἐξῆς ᾠκοδομημένας, αὐτὰς δὲ οὐκ ἀπ' ἀρχῆς ἀστέγους γεγονέναι — ὥσπερ διισχυρίζεται ὁ Bötticher — ἀλλὰ τὰ στέγη ὡς εἰκὸς καταπεπτωκέναι, νῦν δὲ ἐπὶ τοῦ δαπέδου κεῖσθαι. θύρας ὁρᾷς ἐν πᾶσι τοῖς οἴκοις, ὧν οἱ τοῖχοι ἄνωθεν τοῦ δαπέδου πεφυλαγμένοι εἰσίν. ἐν τοίχοις πεφυλαγμένοις εἰς ἀνώτερον ὕψος ἐστ' ἰδεῖν καὶ θυρίδας“.

Wie ernst Schliemann die Sache nahm, welche Mühe er sich gab, die angeregte Frage zu entscheiden, haben unsere Leser verfolgen können (Protokoll 1889, No 9, Niemanns Artikel über Troja, No 13 und 14, Konferenz in Hissarlik, No. 17, Neue Ausgrabungen, No. 26), und meiner Überzeugung nach ist sie in dem Sinne entschieden, daß Hissarlik nicht eine Feuernekropole, sondern eine Burg war*). Auch diese letzte Episode aber ist charakteristisch für ihn: wie Troja am Beginn seiner Laufbahn steht, so auch am Ende: beide Male muß er es sich erkämpfen, zuerst gegen eine sehr kühle und sehr vornehme Welt von Gelehrten, zuletzt, wenn ich so sagen darf, der alte Schliemann von dem jüngeren: denn erst mit der Preisgebung eines guten Teiles seiner ersten Berichte gewinnt er und wir mit ihm freie Bahn, die Dinge ohne den Schleier der Phantasie zu sehen.

Schliemann steht in den Augen der Menge da als ein neuer Fortunat mit dem nie versagenden Wunschhütlein, als der begünstigte Sohn des Glücks, dem nichts fehlschlägt: wer aber genauer zusieht, wird merken, daß seine Erfolge nicht nur Gaben des Glücks, sondern eines hellen Verstandes und eisernen Fleißes, eines sicheren Taktgefühls für das Mögliche und Wahrscheinliche waren. Schon in dem erwähnten ersten Buche zeigt er diese Eigenschaften: denn schon damals, als man noch ernstlich zwischen Bunarbaschi und Hissarlik mit entschiedener Neigung zum ersten als der Stätte von Troja stritt, entschied er sich für Hissarlik, und in Mykenä deutete er die Pausaniasstelle, welche ihn auf die Gräber führte, im Gegensatze zur allgemeinen Auslegung so, daß der Erfolg ihm Recht gab*).

Dieser gesunde Blick für die Wirklichkeit gab ihm einen entschiedenen Vorrang vor vielen Gelehrten, von denen einem großen Teile sich der Homerische Sagenkreis in Nebel und Luft aufzulösen begann. Daß er den Mut hatte, in der Überlieferung einen Kern von Wirklichkeit zu glauben, das giebt ihm für uns alle eine vorbildliche Bedeutung: „Wir sind nun doch belehrt worden“, sagt G. Hirschfeld in seinem schönen Nachruf auf Schliemann**), „daß in den alten griechischen Sagen unendlich viel mehr Geschichte steckt, als die gläubigsten Gelehrten sich wohl träumen ließen: es ist meiner Schätzung nach ein unermeßliches allgemeines Verdienst der Funde, daß sie gleichsam eine Warnungstafel aufgerichtet, daß sie Zweifel an dem Zweifel erregt, der so oft als Kennzeichen wahrer Wissenschaftlichkeit fälschlich angenommen ward und wird“. — Wie nötig aber ist noch heute eine solche Warnungstafel!

Hirschfeld fährt fort: „Bei den wunderbaren Erfolgen Heinrich Schliemanns habe ich oft an das tiefe Wort der heiligen Schrift denken müssen vom Weibe, dem ihr Glaube geholfen hat. Darüber soll man nicht lachen; denn jede ernste heilige Überzeugung ist etwas Großes, weil sie eine wundervolle Macht ist, die aus einer inneren oft auch sich umsetzt in eine äußere. Über Heinrich Schliemanns Schwärmerei hat man viel gespottet, am wenigsten in England, am meisten in Deutschland, wo — wie ich als Zünftiger am ehesten aussprechen darf — der Unzünftige überhaupt den schwersten Stand hat. Es hat Zeiten gegeben, in welchen das Schliemann etwas verstimmte gegen seine Landsleute. Er sprach später gern von seinem Aufenthalt in Berlin, besonders gern von dem Wohlwollen, welches ihm Fürst Bismarck erwiesen, der bei der Tafel scherzend geäußert, es sei Schliemann gegangen wie ihm: Beiden habe man im Anfang nicht glauben wollen, und das habe ihn gleich für Schliemann eingenommen.“

Wir schließen diese fragmentarischen Erinnerungen, welche sich nur an den Faden des selbst Erlebten anreihen konnten, und gedenken in aufrichtiger Bewunderung und Dankbarkeit Heinrich Schliemanns als des großen Arbeitgebers, dessen Funde Anregung zu Forschungen gegeben haben, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist. Ein Mann besonders würde sich freuen, wenn er Schliemanns Auftreten erlebt hätte, beinahe ein Nachbar Schliemanns: der Holsteiner Ludwig Roß; auch er kämpfte und damals ziemlich alleinstehend für den Zusammenhang aller alten Kulturen am Mittelmeer und für die Achtung der Überlieferung. Ein neues Blatt der Geschichte hat Schliemann aufgeschlagen: es zu entziffern, wird der beste Dank seiner Verehrer sein. Chr. B.

---

*) Wir kommen auf die neuen Ausgrabungen in Hissarlik noch einmal zurück.

*) Vgl. darüber meine Abhandlung: Beiträge zur Kenntnis der griechischen Kuppelgräber, S. 18.

**) Königsberger Hartungsche Zeitung vom 1. Jan. 1891.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Hermann Diels, Sibyllinische Blätter. Berlin 1890, Georg Reimer. 158 S. kl. 8. 2 M. 80.

Die Anzeige dieser für die römische Kultur wie die antike Religionsgeschichte gleich wichtigen Untersuchung kann nur das Ziel haben, durch Skizzierung der Hauptpunkte ihres Ganges und ihrer Ergebnisse die Leser dieser Zeitschrift nachdrücklich auf die Lektüre des Originals hinzuweisen. Die Beweisführung ist nach der Überzeugung des Referenten in allem Wesentlichen vollständig geschlossen.

Diels geht aus von dem Nachweis, daß die von Phlegon Mirabilia c. 10 zu dem prodigium des Jahres 125 v. Chr. berichteten Sibyllinischen Orakel echt seien. Die Datierung ist gesichert durch Nennung der Konsuln. Die Interpolation des nicht zu diesen passenden S. Carminius wird durch O. Hirschfeld überzeugend erklärt. Zunächst wird dann das Bedenken beseitigt, wie Sprüche, welche nur durch die heilige Behörde auf Befehl des Senats eingesehen werden durften, in die Öffentlichkeit hätten gelangen können, durch den Nachweis andrer unzweifelhafter, wohl von den Decemvirn selbst ausgehender Indiskretionen, von denen Livius' Kenntnis der Marciana sowie Phlegons Mitteilung eines andern Sibyllinischen Orakels Zeugnis ablegen, sowie durch den Hinweis darauf, daß es dem Senat jederzeit freistand, den Inhalt der betreffenden Orakel aus politischen Gründen zu publizieren. Solche Gründe lagen im Jahre 125 in seltner Dringlichkeit vor, die Gemüter waren durch C. Gracchus und den drohenden Tumult der Bundesgenossen aufs äusserste erregt und wurden in ihrer Beängstigung durch zahlreiche Prodigien bestärkt. Wird die Publikation auch in lateinischer Sprache erfolgt sein, so war sicherlich den Senatoren und sonstigen Liebhabern auch das griechische Original zugänglich.

Die Kritiklosigkeit, mit welcher Phlegon auch die ärgste Schwindellitteratur ausbeutet, berechtigt nicht dazu, einem vollkommen urkundlich aussehenden Aktenstück von vornherein Zweifel entgegenzubringen. Es fragt sich vielmehr, auf welchem Wege es in sein Buch gelangt sein kann; die Annalisten sind durch die Länge des Citierten ausgeschlossen, auch Varro wenig wahrscheinlich, dagegen würden die Verse sehr gut in dem Geschichtswerk des Poseidonios gestanden haben können, der nach dem Vorbild der ältern Stoiker die Apologie der Mantik wieder aufnimmt und bei seinen Beziehungen zu den vornehmsten römischen Kreisen leicht in den Besitz des Orakels gelangen konnte.

Gegen eine Fälschung der Kaiserzeit spricht zunächst die schwierige akrostichische Form, welche von Dionysios und Cicero für die echten Sibyllinischen Orakel bezeugt ist, und welche zur Kontrole der Echtheit und Integrität diente. Das akrostichische Gesetz lehrt uns (was aus der ungenauen Schilderung Ciceros nicht zu ersehn ist), daß, wenn die Verse eines Orakels die Buchstabenzahl eines Hexameters überstiegen, mehrere akrostichisch verarbeitet wurden, und daß bei Phlegon die Bruchstücke von zwei Orakeln vorliegen. Die Anfänge von v. 30—70 ergeben einen vollständigen Hexameter und den Beginn eines zweiten, die der ersten 30 Verse einen fragmentierten Hexameter. Beide Orakel aber verraten denselben Verfasser, sowohl durch die gleiche Art, wie die Schwierigkeiten der Akrostichis bewältigt werden, wie auch durch mehrere formelhafte Wendungen.

Sehr möglich ist, daß diese Künstelei für die Orakelfabrikation zuerst aufgekommen ist; in der Litteratur ist sie nicht vor alexandrinischer Zeit nachweisbar. Dies warnt immerhin vor zu früher Ansetzung unsres Orakels.

Die chronologischen Merkmale, welche der Inhalt bietet, sprechen durchweg gegen eine späte Fälschung. Die vorgeschriebene Prokuration entspricht in allen einzelnen Stücken den in den letzten Jahrhunderten der Republik durch die Annalistik bezeugten Sühngebräuchen, von welchen D. eine dankenswerte Zusammenstellung giebt. An den chthonischen Charakter dieser Gebräuche erinnert namentlich die Rolle, welche die Dreizahl und ihre Potenzen überall spielen; genaue Kenntnis dieser Einzelnheiten ist in späterer Zeit nicht wohl denkbar. Der griechische Ritus, obwohl dem italischen urverwandt, wird doch stets als fremder empfunden, wie er auch in unsern Orakeln ausdrücklich vorgeschrieben ist (Ἀχαιστί v. 16), ein Ausdruck, welcher im Munde einer griechischen Sibylle mindestens befremdlich sein würde.

Aus der Metrik chronologische Schlüsse zu ziehen, ist mißlich bei Versen, welche außerhalb schulmäßiger Tradition stehn. Der Trochäus im 4. Fuße kommt z. B. auch in der unsern Sibyllinen in mancher Beziehung verwandten Poesie des Isyllos von Epidauros vor. Chronologischen Anhalt gewähren diese und andre Fehler nicht; „denn nur die Kunst hat eine Geschichte, nicht die Pfuscherei."

Auch das stilistische Ungeschick der Sibylle läßt sich zu chronologischen Schlüssen nicht ver-

werten, dagegen ergiebt die grammatische und lexikalische Analyse eine Anzahl Absonderlichkeiten, welche als ungriechisch bezeichnet werden müssen. Ungriechischen Gebrauch des Reflexivpronomens zeigt v. 39, falsche Anwendung des lokalen Genetivs v. 22, auffällig ist der Genetiv in v. 62, auch manches im Gebrauch der pronomina ὅδε und αὐτός ungriechisch, v. 59 ἐφ' ὕστερον (vgl. ad postremum), v. 28 ist πεσεῖν nur durch Übersetzung in cadere verständlich. Die Orakel sind also jedenfalls nicht in Cumae, sondern in Rom verfaßt.

Eine genauere Zeitbestimmung ermöglichen historische Anspielungen in den Orakeln selbst und ein Blick auf die Entwicklung des Prokurationswesens überhaupt. Die Prokuration hat den Zweck, ein drohendes Unheil, auf das die Prodigien hinweisen, abzuschwächen. V. 27, 28 wird die Befürchtung ausgesprochen, Persephone möchte infolge des Krieges die Stadt verlassen. Die Griechen werden ermahnt, ihrer Göttin zu Hülfe zu kommen. Nach der Legende fällt die Ankunft der cumanischen Sybille unter den letzten Tarquinius. Allein wie sollten die Cumaner darauf verfallen sein, ihre Orakel auszuliefern? Und dann spricht der historische Fortschritt in den verschiedenen Prokurationen gegen eine gleichmäßig frühe Entstehung der Orakel. An der Überlieferung wird soviel richtig sein, daß um jene Zeit zuerst angebliche cumanische Orakel eine Rolle spielten. Die erste Sibyllinische Prokuration ist für 496 bezeugt. Bei der Seuche 436 begnügte man sich mit einer einfachen obsecratio. Erst 433 begegnet wieder eine Sibyllinische Prokuration. Im 4. Jahrhundert werden die Fälle häufiger, die Leistungen komplizierter. 399 werden die griechischen Theoxenien eingeführt. Bereits 363 genügen sie nicht mehr, man holt aus Etrurien Hülfe. 348 erscheinen noch einmal die Sibyllinischen Lektisternien, im folgenden Jahrhundert sind sie für größere Plagen wirkungslos. 293 wird durch die Sibylle der griechische Asklepioskult eingeführt. Regelmäßig berichtet werden Prodigien seit dem 1. Punischen Kriege. Während des Hannibalischen Krieges nahm Prodigienfurcht und Sühnwesen grauenerregende Dimensionen an. 216 erfolgt auf den Rat der Sibylle das erste Menschenopfer. So nutzt sich eine Prokurationsform nach der andern ab, und man kann annehmen, daß, wo eine neue Prokurationsform als epochemachend auftritt, sie auf Veranlassung der Sibylle eingeführt wurde. So wird sich aus der Geschichte der Prokuration die ungefähre Zeit eines Orakels bestimmen lassen.

Der erste Fall des Hermaphroditismus wird von der Chronik 214 berichtet. Damals prokurierte man mit Lektisternien, hatte also noch keine besondre Anweisung für diesen Fall. Als sich nach 5 Jahren das Wunder wiederholte, griff man zu stärkern Mitteln. 207 wird in Frusino wieder ein Zwitter geboren; die äußere Lage ist verzweifelt, bisher unerhörte Anstrengungen werden gemacht, den Götterzorn abzuwenden (Livius XXVII 37). Die damals angewandte Prokuration nun stimmt genau mit dem Inhalt unsres Orakels überein. Die hervorragendste Neuerung war damals das Lied der 27 Jungfrauen, das Livius Andronicus dichtete. Seitdem blieb dieser, der griechischen Lyrik nachgebildete Brauch das wirksamste Mittel bei Wiederholung des Prodigiums. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn in jener Zeit die Augen einer römischen Sibylle auch für politische Hülfe nach Griechenland gerichtet waren, einer Zeit, in welcher die Römer auch Anschluß an Attalos und den ätolischen Bund gesucht haben. Das zweite Orakel setzt eine Wiederholung des Prodigiums voraus. Man braucht für seine Zeitbestimmung nur um wenige Jahre herunterzugehn, bis zum Anfange des nächsten großen Krieges mit Philipp im Jahre 200. Die damals vorgenommenen Sühnungen werden von Livius berichtet und stimmen mit denen unsres zweiten Orakels überein, es sind die Cärimonien des Jahres 207 nur etwas erweitert.

In dem zweiten Orakel ist eine doppelte Weissagung enthalten. Die erste, v. 53–56, bezieht sich auf Cumaes Gründung und hat den Zweck, Alter und Zuverlässigkeit des Orakels zu erhärten. Die Gegenwart wird in v. 39 berührt. Der Troer wird als Erlöser aus dem Unheil genannt. Diels nimmt diesen dunkeln Τρώς als Hinweisung auf Ilion, welches die Römer damals schon als ihre Metropolis betrachteten, um ihre orientalischen Aspirationen zu legitimieren, welche 133 ihr Ziel erreichen.

Als Verfasser unsrer Orakel vermutet Diels zum Schluß nicht ohne Wahrscheinlichkeit Fabius Pictor selbst, ohne auf den Namen besonderen Wert zu legen. Jedenfalls treffen für ihn alle Voraussetzungen ausgezeichnet zu, welche man für den Verfasser der Verse machen muß. Fabius ist nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit als Gewährsmann des Livius (XXV 12) für die Mitteilung der Marcischen Orakel aus dem Jahre 213 anzunehmen, und geht nach der Schlacht bei Cannae als θεωρός nach Delphi, welche Sendung er mit genauester Kenntnis des griechischen Rituals schildert (danach

Livius XXII 57. XXIII 11). Dies läßt darauf schließen, daß er Decemvir war, also auch Zugang zu den Orakeln hatte und das Geheimmittel der Akrostichis kannte.

Den Beschluß bildet der vielfach gebesserte Text der schwierigen Orakel und der Text der Urkunden des Zosimus und Phlegon zum Augusteischen Säkularfeste. Auch in den Anmerkungen ist viel namentlich für die römisch-griechischen Sakralaltertümer Wichtiges enthalten; doch soll dies hier nicht einzeln angeführt werden, da die Schrift durchaus eigne Lektüre erfordert.

Basel. Ferdinand Dümmler.

Gai Vetti Aquilini Iuvenci euangeliorum libri quattuor ex recensione **Ioh. Huemer** (Corpus script. eccles. Latin. vol. XXIV). Wien 1891, Tempsky. XLIII, 176 S. 8. 7 M. 20.

Den Handschriftenbestand zu Iuvencus hatte schon Marold in ausreichendster Weise gesammelt und in seiner 1886 gedruckten Ausgabe beschrieben. Huemer fügt nur zwei neue Handschriften hinzu, von denen eine völlig wertlos ist. Dessenungeachtet unterscheidet sich die neue Ausgabe sehr zu ihrem Vorteil von ihrer Vorgängerin; der Apparat ist vollständig und zuverlässig, der Text an nicht wenigen Stellen berichtigt, der Index von anerkennenswerter Reichhaltigkeit. Daß die klassischen Vorbilder des Dichters, wo solche auffindbar waren, angegeben sind, wird vielen willkommen sein; dagegen hätten die meist ganz wertlosen Varianten der Ausgabe Poelmanns wegbleiben können. Vermißt wird eine Untersuchung über das Verhältnis der Dichtung zu ihren Quellen, den Evangelien. Auch finden wir neben dem Texte nirgends eine Andeutung, welchem Stücke der Schrift der Dichter jeweilig folgt. Dadurch wird das Lesen des Werkes dem Nichttheologen nicht wenig erschwert.

Die Überlieferung ist trotz ihres hohen Alters keine gute. Nicht einmal der alle übrigen Handschriften an Wert weit überragende Cantabrigiensis (C) aus dem siebenten Jahrhundert ist durchwegs verläßlich. Gerade diese Handschrift bietet die zahlreichsten Spuren einer doppelten Rezension in Parallelversen und Varianten; doch hören dieselben seltsamerweise mit dem dritten Buche fast ganz auf. Die übrigen Handschriften schwanken und sind zudem meistens in arger Weise interpoliert. Durch diese eigentümliche Art der Überlieferung wird die Textkritik eine sehr schwierige. Ist die erste oder zweite Lesart des C richtig? II, 5 bietet er scelerata furibunda, II, 46 immundam horrenda; an der ersten Stelle wählt man furibunda, an der zweiten immunda, weshalb? Diese Frage muß man oft stellen. Ich halte es daher für unbedingt notwendig, daß diese zweifachen Lesarten gründlich untersucht werden. Daß auch die ausgeschiedenen Verse nicht sämtlich unecht sind, läßt sich erweisen. Wenn es bei Matth. 3, 4 heißt esca autem eius erat locustae et mel silvestre (vgl. Marc 1, 6), so schreibt Iuvencus I, 324 sicher edere locustas solitus ruralibus arvis, et tenuem victum praebent silvestria mella. Die Längung des o in locustas spricht durchaus nicht für die Unechtheit. Daß der hinter I, 657 getilgte Vers echt ist, erscheint unter Vergleichung von Matth. 7, 1—2 als unzweifelhaft.

Matth. 7, 1 nolite iudicare, ut non iudicemini.
Iuvenc. I, 655 f. iudicium vestrum fugiat damnatio saeva,
nam dominus iuris vestri documenta sequetur.
Matth. 7, 2 in quo enim iudicio iudicaveritis, iudicabimini.
Iuvenc. I, 657 f. quae vos in terris statuetis tempore capti,
* haec. eadem vobis genitor servabit in aethra.
Matth. 7, 2 in qua mensura mensi fueritis, remetietur vobis.
Iuvenc. I, 658 mensuram tibi, quam ponis, portare necesse est.

Wie demnach Marold urteilen konnte 'versus spurius esse videtur, nam nihil aliud eo dictum est ac versibus 656 et 658', begreife ich nicht. Nichts Sicheres läßt sich über II,152* sagen, obschon die mit II, 428 übereinstimmende Konstruktion von deposcere die Fälschung eines andren auszuschließen scheint. Ebenso verhält es sich mit II, 370*, 431*, 451*sq., III, 611* (wo mir 611 unecht zu sein scheint, vgl. Matth. 20,28). An diesen Stellen geht die zweifache Rezension auf den Dichter selbst zurück. Aber IV, 332* haec ait et Christo cuncti praeeunte sequuntur darf nicht wegfallen, wenn auch Joh. 11, 16—17 keinen bestimmten Anhaltspunkt für denselben bietet. Denn dies ist ebenso der Fall mit IV, 480 circa discipuli Iuda fugiente sequuntur, dessen Echtheit nicht bezweifelt wird; vgl. Matth. 26, 36. Die übrigen Verse dieser Art halte ich mit den beiden neuesten Herausgebern für interpoliert.

Da ich mich wiederholt und eingehend mit Iuvencus beschäftigt habe, will ich mit den von mir gefundenen Ergebnissen, soweit sie die Kritik des Textes betreffen, nicht zurückhalten. Neben

der Berücksichtigung der besten Überlieferung, die in C vorliegt, und des Sprachgebrauches erweist sich das Zurückgehen auf den Wortlaut der Evangelien als ganz besonders wichtig für die Auffindung der richtigen Lesung. Praef. 14 läßt sich iusso moderamine allerdings in dem Sinne „durch von Gott befohlene Lenkung“ verstehen. Aber des Omeisius iusto empfiehlt sich durch I, 6 moderaminis aequi, II, 575 iusto moderamine, Ov. Met. II, 67. — I, 15 ist eum nach Luc. 1, 13 richtig. I, 46 war mit Venck misera et zu schreiben. I, 89 ist das Komma hinter tremore zu entfernen und nach exiluit zu setzen, wozu proles Subjekt ist. I, 96 bietet C richtig anima; das folgende grates bewirkt Position. I, 111 ist mit C tum zu lesen, ebenso 505, 663, III, 519, dagegen II, 794, III, 161 tunc; vgl. II, 163. 413. 568. III, 636. — I, 141 könnte et (= auch) höchstens zu vates gehören; aber ex ist ohne Zweifel richtig. I, 155 muß es completo (complet C) in tempore heißen, nach Luc. 2, 6 impleti sunt dies, ut pareret. I, 210 schreibt Huemer dictum in contraria signum istius adueniet nach Luc. 2, 34 εἰς σημεῖον ἀντιλεγόμενον. Aber dies heißt in signum cui contradicetur „ein Zeichen, das Widerspruch hervorrufen wird“, und daher ist dicta richtig; vgl. auch Esai. 8, 14. Rom. 9, 33, I Petr. 2, 7. — I, 222 schreibe ich genetrix et Ioseph omina (omnia codd.) mirans nach Luc. 2, 33 erat pater eius et mater mirantes super his, quae dicebantur de illo. I, 227 ist electi zu schreiben; vgl. III, 532. — I, 241 ist mit C hic (= huc) pertendere gressum zu lesen nach Matth. 2, 8 mittens eos in Bethlehem. I, 268 ist das Komma hinter cruore zu entfernen, dagegen 274 statt des Punktes ein Komma zu setzen; die Verse 267—274 bilden einen Satz. I, 365 ist die Lesart patrii (patri C) der anderen patris vorzuziehen; vgl. III, 10. — I, 385 ist suasit (in C radiert, sodaß nur noch su sichtbar ist) trotz Matth. 4, 5 statuit eum zu halten; vgl. 397 f. mit Matth 4, 8. — I, 392 ist die Lesart curent wegen des vorhergehenden studeant vorzuziehen; curare mit dem Inf. findet sich noch dreimal, currere nirgends mehr. I, 414 ist das überlieferte Galilaeaque arva nach Matth. 4, 15 und Esai. 9, 1 richtig und demnach auch III, 459 Galilaeaque arva; der Hiat erledigt sich durch I, 272. — I, 418 ist nach Matth. 4, 16 und Esai. 9, 3 die allerdings nur schwach bezeugte Variante voluptas aufzunehmen; derselbe Fehler liegt III, 333 vor, wo voluntas schlechterdings unhaltbar ist; vgl. Matth. 17, 5. Zugrunde liegt wahrscheinlich die Form volumptas in der Urhandschrift; s. Rönsch, It. und Vulg.², S. 459. — I, 458 schreibe ich hos (hoc C) nach Matth. 5, 5; hinsichtlich der Verwechslung von c und s vgl. unten zu III, 14. — I, 477 war die Wortstellung in C clarum mundi beizubehalten, desgleichen IV, 368 durae poterat, IV, 670 poterat templum. I, 501 ist aeque nach Matth. 5, 21—22 richtig. Es handelt sich nicht um die aequitas des Richters, sondern daß, wie im alten Testament ὃς ἂν φονεύσῃ dem Gerichte verfällt, so im neuen in gleicher Weise πᾶς ὁ ὀργιζόμενος κτλ. aeque findet sich noch I, 625, sub iudice aber ist gesagt wie II, 635—636. — I, 577 wird zu schreiben sein sed quod dextra facit, faciat nescire ministram: cum veniet, iustis etc.; vgl. Matth. 6, 1—4. — I, 598 ist Huemers Konjektur nosti richtig. I, 640 lese man non sic cubitalia possent incrementa suis homines inponere membris: sic d. h. curantes, suspensi, anxiati, μεριμνῶντες; nach Matth. 6, 27 (sic vermutet schon „aliquis“ bei Arevalo). I, 687 verlangt der Sinn abripit. II, 10 ist zu interpungieren gratantis populi: cum turbis anxius etc.; vgl. Matth. 8, 18 und zu cum inversum III, 177. — II, 90 war Korns Konjektur siet aufzunehmen; sibi et ist unverständlich. II, 48 ist rabidum furorem richtig, III, 172 rabidae vocis; vgl. Matth. 15, 19. — II, 128 ist nach C zu lesen mater Iesu nato cum pariter convivia concelebrabant; vgl. Dräger, Hist. Synt. I, S. 155 f. — II, 132 ist statt des Fragezeichens ein Punkt zu setzen; vgl. Joh. 2, 3. — II, 141 ist mit C ministris zu lesen; vgl. den Index unter iubere. II, 157 schreibe ich pars inhians nummis <s>ortem (artem codd.) numerare vacabat nach Matth. 21, 12, Joh. 2, 14—15. sors ist das verzinste Kapital der nummularii; vgl. IV, 254. — II, 285 wird surgit richtig sein; denn Joh. 9, 22 heißt es ἡ σωτηρία ἐκ τῶν Ἰουδαίων ἐστίν. II, 299 ist der Beistrich nach memorat zu tilgen und hinter prophetae zu setzen. vgl. Joh. 4, 29. — II, 325—326 ist zu interpungieren nec iam femineis tantum concredere verbis: ipsos sed etc.; vgl. Joh. 4, 42. Der Inf. hist. steht auch noch II, 566, welche Stelle im Index fehlt. II, 355 steht in C intemerata salus vegetat viresque ministrat virtutis honore. Die aufgenommene Variante virtutis honore hat am Evangelium (Luc. 5, 31) keinen Halt; viresque ministrat nahm Iuvencus aus Verg. Aen. XI, 71. — II, 364 ist plebes ferrent (C) richtig; vgl. den Index „constructio ad sensum“. II, 381, ist die Variante munere richtig; vgl. 557, III, 131. 201, IV, 455. — II, 533 war indicio aufzunehmen; vgl. Matth. 11, 10 — II, 621—622 werden die Worte ὁ μὴ συνάγων μετ' ἐμοῦ σκορπίζει Matth. 12,

30 umschrieben; daher ist 622 dissicit zu schreiben. Eine Verbalform dissicet ist unerhört, dagegen die Verwechslung von i und e in den Iuvencushandschriften Regel. II, 642 ist das Komma durch den Punkt zu ersetzen II, 643 ist quemquam richtig: vgl. Joh. 5, 22 οὐδὲ γὰρ ὁ πατὴρ κρίνει οὐδένα. Matth. 13, 13 heißt es διὰ τοῦτο ἐν παραβολαῖς αὐτοῖς λαλῶ. Daher ist II. 765 obscuris coopertum ambagibus populum unrichtig und mit allen Handschriften gegen C obsc. cooperta amb. sermonis gratia nostri zu lesen; vgl. 824 talia populo perplexis condita verbis promebat mit Matth. 13, 34. — III, 14 ist dentibus hic stridor semper zu schreiben; vgl. 771 illic stridor erit und Matth. 13, 42. 22, 13. — III, 291 läßt sich moenibusque in Solymis (C) metrisch nicht rechtfertigen. III, 317 war convexo . . caelo aufzunehmen; vgl. 224. — III, 420 ist secreto [m] mox nach C[1] zu schreiben; vgl. 205. — III, 463 ist die Variante perstat richtig: vgl. IV, 477, 598. — III, 603 war nach quoscumque ein Komma zu setzen. Die Stelle ist nach Matth. 20, 25 leicht zu verstehen, von Huemer aber offenbar nicht verstanden worden. Der Artikel „constructio innsitata“ im Index ist demgemäß zu streichen. III, 640 ist zu schreiben osanna excelsis et (set C) gloria laeta tropaeis. III, 672 ist das Komma hinter poscet zu tilgen und 673 nach credentum zu setzen; vgl. Matth. 21, 22. — III, 700 ist die Variante iusta richtig; vgl. I, 468. — III, 753 gehört das Komma nicht hinter illi, sondern hinter instruximus. III, 758 ziehe ich compita lata niarum vor, weil es IV, 206 wiederkehrt. III, 764 kann nur quae dissona longe richtig sein (non vestitum veste nuptiali Matth. 22,11). IV, 33 wird der metrische Fehler iuxta zugelassen, welches Wort außerdem kaum zu verstehen ist, während iusta sehr gut paßt. Man verbinde iusta genitoris virtus (eos) similes levibus ministris constituet in aula regni sublimis, d. h. similes faciet angelis suis in caelo. IV, 50 ist patri (C) ganz richtig; der Sinn ist: „was dem Vater zugehört, dem Sohne beizulegen aber nicht gestattet ist“. IV, 62 ist nicht nach adfectare, sondern nach tamen zu interpungieren; vgl. IV, 130 und Matth. 23, 8. Die falsche Interpunktion hat zu einer ganz unglücklichen Erklärung dieses tamen im Index Anlaß gegeben. IV, 76 heißt es von den Schreibern und Pharisäern, die übertünchten Gräbern gleichen (Matth. 23, 27—28) sed vox velatur iustae sub imagine vitae, wobei vox ganz unverständlich ist. Natürlich muß nox: „moralische Schwärze, Schlechtigkeit“, geschrieben werden. IV, 79 hat man die Wahl zwischen necastis und necatis: ἡ ἀποκτείνουσα Matth. 23, 37 entscheidet für letzteres. IV, 94 ziehe ich die Variante quo (nämlich tempore) als weitaus verständlicher vor. IV, 119 ist sancti bloßer Schreibfehler für sanctae; vgl. Matth. 24, 14. — IV, 121 liest man adveniet iam tunc tristis defletio terris. Der Vers umschreibt die Worte Matth. 24,15 ὅταν οὖν ἴδητε τὸ βδέλυγμα τῆς ἐρημώσεως (abominationem desolationis die Vulgata), welche wir auch durch abominabilem desolationem wiedergeben können. Demnach hat defletio keinen Sinn, es war vielmehr defectio aufzunehmen. Anders steht es mit defletio IV, 154, wo das Wort die richtige Übersetzung von κόψονται Matth. 24, 30 ist. IV, 125 vermute ich nec quisquam domibus repedat (repetat codd.) sustollere secum nach Matth. 24, 18 καὶ ὁ ἐν τῷ ἀγρῷ μὴ ἐπιστρεψάτω ὀπίσω ἆραι τὰ ἱμάτια αὐτοῦ. IV, 159 schrieb Iuvencus sicher, wie alle Handschriften bieten, nec preteribit enim. IV, 182 schreibe ich sic für sed; vgl. Matth. 24, 43 bis 44. — IV, 210 ist est (C) ohne Anstoß, ebenso 371 volucri. IV, 392 liest C[1] suspitibus, alle übrigen Handschriften sopitis. Ich halte sospitibus für richtig. IV, 427 vermute ich Iudas sceleri se subdidit atro (alto codd.); vgl. den Index unter ater. — IV, 494—495 ist nach C zu schreiben sed somnus anhelos prostratis terrae membris dissolverat omnes; vgl. I, 248 prono straverunt corpore terram. IV, 584 ist verbi, wie auch Huemer vermutet, nach Matth. 26, 75 richtig. IV, 708 ist nach reversae ein Kolon zu setzen und 709 populis zu schreiben, nach Matth. 27,53 apparuerunt multis; Subjekt zu visi ist viri. IV, 717 schafft die Aufnahme der Lesart cum (C) eine unnötige Schwierigkeit; die meisten Handschriften haben das richtige tum. IV. 705 ist celerantes zu schreiben; vgl. Matth. 28, 8.

Durch diese Aufzählung ist die Zahl der kritisch anfechtbaren Stellen nicht erschöpft. Hin und wieder hat Huemer eine annehmbare Lösung der Schwierigkeiten versucht; aber noch bleiben wahre cruces zu bewältigen übrig. Im ganzen ist der neue Herausgeber zu sehr den Fußtapfen Marolds gefolgt, was nicht gut war. Viele Fehler, namentlich die hier wiederholt nachgewiesene falsche Interpunktion, wären leicht zu verbessern gewesen. Hingegen sind Einzelheiten der Orthographie bei Marold vernünftiger behandelt als bei Huemer, der einer vorgefaßten Meinung zuliebe in Widerspruch mit sich selbst gerät. Nichts ist in den Handschriften des Iuvencus häufiger als die Verwechslung von e und i; daher kommt es, daß auch die Vorsilben de—di—dis, de—dif beständig mit

einander vertauscht werden. Huemer schreibt nun ganz richtig describere desperare despondere deligere demergere destituere despicere, aber II, 255 dispernere und überall, IV, 168 ausgenommen, discendere, obschon die Überlieferung beständig schwankt. Die Mehrzahl der Handschriften hat jedoch zumeist descendere; II, 225 ist discendere nur in einer, IV, 672 in vier, 746 in sechs Handschriften überliefert. Wir lesen ferner überall dimittere, und dies soll „herabsenden“ und „entsenden“ zugleich bedeuten, obwohl die Überlieferung die genaue Scheidung der beiden Verba erlaubt. Man schreibe I, 16, 53, II, 487, 671, 776 demittere, während dimittere III, 78, 94, 208, 726, IV, 602, 683 berechtigt ist. Ein transitives diffugere hat noch niemand nachgewiesen. Demnach ist es I, 254 und IV, 410 durch defugere zu ersetzen; richtig steht es II, 70, 450. Zwischen deripere und diripere ist ein großer Unterschied. An seinem Platze steht diripere I, 613, 616, II, 540; deripe schreibt Huemer richtig I, 662, nimmt es aber III, 121 nicht auf, sondern merkt nur ein „fortasse recte“ zu jenen Handschriften an, die es bieten. II, 65 schreiben Marold und Huemer mit C decusso daemone. Man wird daher III, 193 ebenfalls mit drei Handschriften decusso daemone und III, 425 mit sehr guter Überlieferung decutiet frena schreiben können. Ist demnach II, 519 discutitur corpore lepra berechtigt? III, 466 und IV, 342 war aus C quidquid gegen alle anderen Handschriften aufzunehmen. II, 706 und III, 423 lesen wir contemnit, dagegen IV, 191 contempnet, obgleich auch das Simplex immer in der Form temno erscheint (I, 38, II, 667, III, 30). — Zum index verborum et locutionum ist nur weniges zu bemerken oder nachzutragen. horrendum stridens I, 759 und incanta furentem IV, 194 sind auch unter „accusativus“ angeführt, wohin sie nicht gehören. dexterā als Adverb steht IV, 558, nicht III, 518 concelebrare kommt auch noch II, 94 und 129 vor. Unter „declinatio“ fehlt der Abl. veteri I, 156, III, 504. Neben discutere sollte wegen des Schwankens der Handschriften (s. oben) auch decutere erwähnt sein. Inf. präs. statt Inf. futur. steht auch noch III, 731, IV, 238, 515. inmersos steht III, 113 für non mersos, wie aus Matth. 14,28 hervorgeht. Unter iubere entfällt die Stelle I, 62, wo Marold unrichtig interpungiert. I, 335 gehört levata zu lĕvare, wie schon die Länge des e beweist. Unter limen mortis füge hinzu IV, 353. Unter „metrica“ fehlt părnisse III, 268; erwähnt zu werden verdiente quadragintā II, 170, trigintā IV, 639; pl bewirkt III, 248 Positionslänge. mox = simulatque steht auch I, 398 Der Ölberg heißt nicht Olivetum mons, wie Huemer uns IV, 458 montis Oliveti erschließt, sondern Oliveti mons. Vgl. Matth. 26, 30 ἐξῆλθον εἰς τὸ ὄρος τῶν ἐλαιῶν (exierunt in montem Oliveti die Vulgata), Cassian. C. XXI, 20, 1 apostoli reversi de monte Oliveti. Zu orae gehört noch II, 331 vitae in oris. Unter pascha fehlt IV, 406, unter penetrare I, 81, II, 520, unter plebes II, 364, III, 21, 88, IV, 693. Zu saepta füge saeptum tumuli IV, 743, zu tunc inde II, 95. venire steht in der Bedeutung von fieri II, 618, IV, 492. Druckfehler im Texte sind kaum vorhanden, nur II, 140 fehlt ein Punkt. Dagegen finden sich im Apparat einige Versehen und Unklarheiten, so I, 12, 16, 92, 94, 484, II, 351. Zu II, 236 sollte angegeben sein, daß die übrigen Handschriften latebras bieten.

Huemers Ausgabe bringt zwar, wie nachgewiesen wurde, die Kritik des Iuvencus nicht zum Abschluß, was der Herausgeber auch schwerlich beabsichtigt hat; aber sie bietet für alle Zeit die zuverlässige Grundlage für das Studium des Dichters.

Graz. M. Petschenig.

A. Stschukarew, Untersuchungen auf dem Gebiete der athenischen Archontenliste des III. Jahrh. v. Chr. (300—265). Separatabdruck aus d. Journ. d. Minister. d. Volksaufklär. 1889. Juli, Aug., Septemb., Oktob. 188 S. (Russisch.)

Jede chronologische Untersuchung, und nicht zum mindesten solche, welche sich auf dem dunklen Gebiete der athenischen Archontenliste bewegen, fordert einen solchen Aufwand von Gelehrsamkeit und Geduld und bietet stets dem Kritiker so viele schwachen Seiten, daß es nur Gerechtigkeit ist, wenn man an derartige Arbeiten einen anderen Maßstab legt als gewöhnlich. Unter dieser Voraussetzung stehe ich nicht an, die Abhandlung des Herrn Stschukarew trotz mancher Mängel für eine höchst verdienstvolle, ja in manchen Teilen für eine vorzügliche Leistung zu erklären. Der Raum mangelt mir, um auf alle Einzelheiten einzugehen, da es ja bei chronologischen Streitfragen schwierig ist, die Sache mit ein paar Worten abzuthun: indem ich also die Versicherung abgebe, daß ich die ganze Arbeit (den kurzen Anhang ausgenommen) aufs genaueste Satz für Satz nachgeprüft und das gesammelte Material vergebens zu vervollständigen gesucht habe, beschränke ich mich hauptsächlich auf die Besprechung der Prinzipien und der Arbeitsweise des Verfassers, gegen die ich einige schwerwiegende Bedenken zu erheben habe. Besonders fällt in die Augen die Abneigung des Verfassers gegen jegliche

chronologische Untersuchungen, die auf kalendarischen Berechnungen besonders der Schalt- und Gemeinjahre beruhen: von den Gelehrten, welche „mit dem Metonischen Cyklus operieren“ und „chronologische Fakta in die Zwangsjacke ihres Kalendersystems pressen“ (besonders Unger und Aug. Mommsen), spricht er nie anders als mit dem Tone bitterster Geringschätzung, während er die — gelinde gesagt — oft auf sehr schwachem Grunde aufgebauten Aufstellungen Dumonts als mustergültig preist. Nun könnte wohl ein böswilliger Kritiker Herrn Stschukarew an die Parabel vom Fuchse und den „sauren“ Trauben erinnern: da er aber selbst höchst offenherzig eingesteht, von Kalenderfragen nichts zu verstehen (und diese seine Worte bisweilen durch arge Schnitzer recht gründlich beweist), will ich ihm diese Unkenntnis nicht noch besonders vorhalten, besonders da es mir viel mehr auf die Entscheidung der prinzipiellen Frage ankommt. Herr Stschukarew behauptet, bei unserer Unkenntnis des Metonischen Cyklus, welche am besten durch die Uneinigkeit der Forscher in Kalenderfragen bewiesen würde, sei es unmöglich, denselben zur Rekonstruktion der Archontenliste zu verwenden. Es kann nicht geleugnet werden, daß seine Worte ein Körnchen Wahrheit enthalten, schade nur, daß er das Kind samt dem Bade ausschüttet: er meint, solche Forschungsmethode enthalte einen circulus vitiosus; aber bei welcher Rekonstruktion ist das nicht der Fall? Und ist dieser fatale Kreis in der Methode vermieden, welche er zur Anwendung bringt und als die einzig sichere und mögliche preist? Nämlich die „historische“ — die Archontenliste zu rekonstruieren nach der zeitlichen Abfolge der uns unter einem bestimmten Archontenjahre überlieferten Ereignisse. Aber, läßt sich fragen, steht denn diese „zeitliche Abfolge“ selbst so fest? Kennen wir die Geschichte des III. Jahrh. so genau, daß wir unmittelbar jedes noch so kleine Ereignis, jeden „Feindeseinfall“, jede „schwierige Zeit“ (καιροὶ δύσκολοι) chronologisch fixieren können? Suchen wir nicht eben deshalb mit viel Mühe die Archontenliste zu rekonstruieren, um imstande zu sein, jedes historische Dokument an der ihm zukommenden Stelle einzusetzen? Ist also diese seine „historische“ Methode nicht mit demselben Mangel der Unsicherheit behaftet, wie jene von ihm verworfene „kalendarische“? Nur wenn beide Methoden gemeinsam verwandt werden, kann bei Anwendung der größten Vorsicht und der schärfsten Kritik eine glückliche Lösung der schwierigen Aufgabe erhofft werden.

Ein anderer, nicht minder verhängnisvoller Fehler des Verfassers ist, daß er auf den Schriftcharakter der Inschriften zu wenig oder fast gar kein Gewicht legt: wenn ihm selbst das Gefühl für solche Unterschiede bei Inschriften fehlt, die auf Jahrzehnte von einander getrennt sind, so ist dies noch kein Grund, dies Gefühl einem Kenner wie Köhler abzusprechen und ihn der „Selbsttäuschung“ zu zeihen, ebensowenig wie es zu rechtfertigen ist, wenn er dessen Lesungen (freilich in zweifelhaften Fällen) in Verdacht zieht. Wie schlimm sich solcher Leichtsinn rächen kann, will ich nur an einem, aber durchschlagenden Beispiel erläutern. Es handelt sich um die Inschriften, welche in die Archontate der zwei Anaxikrates fallen (I = 307/6 und II = 279/78), und um ihre Verteilung zwischen diesen zwei Jahren. Für uns kommen hier in betracht die Inschriften C. I. A. II 238, 241 und 238 b, welche Köhler dem J. 307 zuschreibt, und 320 b (Add. Nova), welche er ins Jahr des zweiten Anaxikrates setzt. In No. 238 und 241 hatte Köhler den Namen des Schreibers auf grund von einigen Resten ergänzt: . . . . ἀπανοπόντου Ποτάμιος; in No. 238 b steht der Rest des Demotikons . . . ιεως, und darauf hin schreibt Köhler: „Scriba fuit Paeaniensis. Idem demoticon restituendum puto in tit. 238. In lapide quidem II. T A esse visum est, sed superficies ita est corrosa, ut lectio incerta sit“. Die Worte lassen an Klarheit nichts zu wünschen übrig: wenn die Steinfläche gelitten hat, so kann man leicht ein I als T lesen, also ist nicht π[ο]τά[μιος], sondern π[α]ια[ν]ιεύς zu ergänzen. Daß Köhler nur das vermeintliche T preisgiebt, seine übrige Lesung aber aufrecht erhält, geht klar aus seinen Worten hervor, sonst könnte er nicht die Endung ιεως zu παιανιεύς ergänzen: Herr Stschukarew fühlt sich aber daraufhin berechtigt, seine ganze Lesung als „unsicher“ zu verwerfen mitsamt dem „unerhörten“ Vatersnamen des Schreibers. Daraufhin kommt er zu folgendem Resultat: No. 320 b, wo der Schreiber Λυσίας Διομεεύς genannt wird, sei ins Jahr 307/6 zu versetzen (Köhler habe sie nur darum dem J. 279/8 zugewiesen, „weil er, augenscheinlich, noch seinen seltsamen Schreiber vom J. 307 im Kopfe gehabt habe“), umgekehrt aber No. 238 wegen Erwähnung des „Basileus“ Antigonos der Zeit des Gonatos, also dem J. 279, zuzuschreiben. Allerlei Kleinigkeiten, welche dagegen sprechen, will ich unberücksichtigt lassen, ich will nicht betonen, daß im J. 307 das Demotikon des Schreibers auf ιεύς auslautete, also nicht zu Διομεεύς ergänzt werden kann — Herr Stschukarew kann „Verlesung“

darin sehen, ich will nicht hervorheben, daß das J. 307 nach der Inschrift im Ἀρχ. Δελτ. 1888, S. 113 ein Schaltjahr war, das Jahr von No. 320 b aber ein Gemeinjahr — Herr Stschukarew hat, wie gesagt, einen Abscheu gegen „Kalenderberechnungen"; aber unverzeihlich ist es, wenn er nicht in betracht zieht, daß No. 238, welche er mit so viel Zuversicht gegen Köhler ins Jahr 279 setzt, nicht mehr als zehn Phylen in Athen kennt. Solche fatale Irrtümer sind die unabweisliche Folge, wenn man aus übergroßem Selbstvertrauen zu schnell an den von eminenten Forschern gewonnenen Resultaten eigenen Theorien zuliebe mäkelt. Und das ist meines Erachtens der dritte Hauptfehler von Herrn Stschukarew — er gestattet sich von den hervorragendsten Gelehrten und ihren Arbeiten in einem Tone zu reden, den ich durchaus mißbilligen muß. Abgesehen von seinen heftigen Ausfällen gegen Unger, der ihm wegen seiner „Kalendertheorien" besonders mißliebig ist, wirft er z. B. Droysen in den unberechtigsten Ausdrücken und nicht ohne selbstgefälligen Seitenblick auf seine eigenen Leistungen vor, er habe über C. I. G. No. 6084 „keine eigenen Nachforschungen angestellt" und „außerdem Konfusion angerichtet". Zugeben muß man, daß Herr Stschukarew sich um diese Inschrift viel bemüht hat; aber trotz seiner weitschweifigen Auseinandersetzungen ist es ihm nicht gelungen, auch nur einen Schritt weiter zu kommen als seine Vorgänger: für die Echtheit derselben beruft er sich schließlich (gegen Wilamowitz) auf Mommsen und Kaibel, und was seinen Hauptzweck anbetrifft — die Feststellung des Archontenjahres des Philippos, so kommt er doch schließlich zu dem Resultat, daß es dieser Inschrift nach sowohl auf das Jahr 293/2 als 292/1 fallen könne — das stand ohnedem fest, also hätte er sich die langausgesponnene Untersuchung über die Inschrift sparen können und seinen Vorgängern den Vorwurf, daß sie dieselbe nicht gehörig berücksichtigt hätten. Es gelingt ihm zwar, das Jahr des Philippos auf 293/2 festzustellen — meiner Meinung nach höchst überzeugend und unzweifelhaft richtig —, aber erst auf grund der genauen Behandlung des Dionysischen Archontenverzeichnisses im Leben des Deinarchos, c. 2—3: den Gang der Untersuchung kann ich hier nicht näher verfolgen — sie füllt den größten Teil des 1. Kapitels —, es genügt, hinzuweisen auf seine Erklärung des Irrtums des Dionysius (69 st. 70 Namen) durch Doppelzählung eines Namens bei der Summierung von 40 (ἀκμή) + 15 (ἐτῶν πέντε καὶ δέκα χρόνον λόγους συγγράφων) + 15 (χρόνον πεντεκαιδεκαετῆ ἐκεῖ διέτριψεν) Jahren. Wenn schon dies Resultat höchst wichtig und überhaupt das 1. Kapitel nicht an treffenden Bemerkungen arm ist (besonders im 2. Teile, wo der Verfasser die uns erhaltenen Dokumente aus den Jahren 300—293 bespricht), so liegt doch der Glanzpunkt der Arbeit im 2. Kapitel, welches die Archonten und die Geschichte der Jahre 292—285 behandelt — eine Untersuchung von einer Klarheit und Folgerichtigkeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt und ein wichtiges Resultat liefert: es ist ihm gelungen, den sogenannten 4 jährigen Krieg, über dessen Zeit die verschiedensten Ansichten geäußert worden sind, durch Kombinierung dreier Urkunden, des Ehrendekrets für Demochares (Ps. Plut. V. X. or. S. 850), des Ehrendekrets für Phaidros (C. I. A. II 331) und einer neuaufgefundenen Inschrift (Ἐφ. Ἀρχ. 1884, S. 135), mit fast absoluter Sicherheit auf die Jahre 293—90 zu fixieren, d. h. nach seiner Berechnung auf die Archontate des Philippos, Lysias (neu = 292/1), Kimon (291/0 st. Ol. 127, wie gewöhnlich datiert wird) und eines Unbekannten, in dessen Jahre (290/89) Demetrios Poliorketes die Pythien in Athen feierte (Plut. Dem. 40) nach Bezwingung Athens und Einführung einer makedonischen Besatzung (Pausan. I 25, 5) in die Stadt. Auch die weiteren Untersuchungen dieses Kapitels sind meistens sehr ansprechend, scharfsinnig und unzweifelhaft die Zusammensetzung aus zwei Bruchstücken (Ἀθήν. VI S. 271 und Sitz. Ber. d. Berl. Akad. 1887, S. 1189) und Ergänzung eines Ehrendekrets zu gunsten eines Flottenführers des Königs Ptolemaios Zenon aus dem Archontat des Diokles. Nur in der Ansetzung dieses Archonten auf 288/7 kann ich Herrn Stschukarew nicht folgen: wenn schon am 11. Hekatombaion des Jahres des Diokles die Athener ein Ehrendekret zu gunsten eines ägyptischen Flottenführers wegen seiner Fürsorge für die τοῦ δήμου σωτηρία beschließen, so sind sie schon früher, also zu Ende des vorhergehenden Jahres von Demetrios abgefallen; noch vor diesem Abfall aber hat der König Makedonien verloren, und dies geschah sicher nicht vor dem J. 288/7 — also gehört Diokles erst in das folgende 287/6 (wie auch Köhler und Dittenberger früher annahmen), und damit verschiebt sich auch die ganze Reihe — Diotimos, Isaios, Euthios gegen Stschukarew auf ein Jahr. Das 3. Kapitel, welches die folgende Zeit bis etwa 265 bespricht, ergiebt keine nennenswerte Resultate.

Moskau. Val. von Schoeffer.

R. Koldewey, Die antiken Baureste der Insel Lesbos. Mit 29 Tafeln und Textabbildungen, 2 Karten von H. Kiepert und Beiträgen von Lolling. Berlin 1890, G. Reimer. Fol. 90 S. Text. 80 M.

Im Jahre 1885 erteilte das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut Koldewey den Auftrag, eine „architekturwissenschaftliche“ Untersuchung der sämtlichen „griechisch-römischen“ Überreste auf der Insel Lesbos vorzunehmen, wobei Einzeldenkmäler durch Ausgrabungen näher erforscht werden sollten. K. führte den Auftrag während eines fast 14 monatlichen Aufenthaltes auf der Insel aus. Die Ausgrabungen beschränkten sich auf den ionischen Tempel von Messa und nahmen 2 Monate in Anspruch. Die Resultate seiner lesbischen Arbeiten hat K., trotzdem ihn mannigfache andere Aufträge in Anspruch nahmen, nach kaum vierjähriger Frist in einem stattlichen Bande vorgelegt, dessen reiche und schöne Ausstattung wohl im Verhältnisse zu dem Werte des Gebotenen steht.

Die Wahl des Platzes und die Beschränkung der Aufgabe konnte Bedenken erregen. Durfte man von der Aufnahme der baulichen Reste auf einer kleinasiatischen Insel zusammenhängende und fruchtbare Ergebnisse erwarten? einer Insel, deren antike Stätten bis heutigen Tages oder doch bis in die Zeiten türkischer Herrschaft hinein ununterbrochen bewohnt worden sind? Gründlicher als feindliche Elemente tilgt die Menschenhand die Reste der Vergangenheit: von den 6000 Kubikmetern des Marmormaterials des mytilenäischen Theaters haben Koldeweys Grabungen einen einzigen Stein an Ort und Stelle liegend gefunden, der Oberbau des Tempels bei Messa ist bis auf die dritte Fundamentschicht herab zerstört!

Koldewey hat seine Aufgabe aber in so weitem Sinne gefaßt und mit so viel Hingebung, Geschick und Glück durchgeführt, daß diese Bedenken widerlegt sind. Durch genaue Festsetzung des Umfanges der alten Städte, ihrer Befestigung, Häfen, Rheden, des Umlandes, der Gebietsgrenzen hat er ein Bild von den Lebensbedingungen und der Machtentwickelung der lesbischen Städte gegeben, wie wir es, von Athen abgesehen, kaum von einer der antiken Städte in ähnlicher Weise haben. Die Resultate der topographischen Untersuchungen erklärt und begründet mit einem Schlage eine Vegetationskarte der Insel. Koldweys Karten sind ein Kommentar zur lesbischen Geschichte. Wir begreifen das Unterliegen des alten Arisba, dessen fruchtbare Ebenen das notwendige Hinterland für das seemächtige, aber minder reiche Methymna abgehen mußten, begreifen die Eifersucht zwischen den beiden gewaltigen Hauptstädten Methymna und Mytilene und die Überlegenheit Mytilenes, dessen Lage unvergleichlich günstig war, begreifen endlich die Ohnmacht der kleinen Inselstädte, Pyrrha, Eresos, Antissa, deren Weiterentwickelung das beschränkte Land, ungünstige Hafenverhältnisse oder die Nähe übermächtiger Nachbarn hemmten. — Selbst für die Kunstgeschichte ist, abgesehen von dem ionischen Pseudoperipteros von Messa, durch die unverhoffte Entdeckung archaischer Tempelreste zu Kolumdado neue und wichtige Ausbeute gewonnen. — Koldeweys Buch zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste (S. 3—31, T. 1—14) behandelt die Städte Mytilene, Methymna, Antissa, Eresos, Pyrrha, Arisba und die kleine Grenzfestung auf dem Xerokastron bei Kalloni; der zweite (S. 32—42) das Landgebiet mit Dörfern und Gehöften; der dritte die Einzeldenkmäler (S. 43—68, T. 15—29). S. 69—90 enthält Bemerkungen Kieperts zu der Karte von Lesbos (T. 30) und der Vegetationskarte (T. 31) sowie Itinerare und Winkelmessungen.

Aus dem 1. Abschnitte mag hier die Behandlung der mytilenäischen Hafenfrage hervorgehoben werden. Koldewey hat die festländischen Mauern Mytilenes — die der Akropolisinsel sind durch das Genuesenfort zerstört — aufgefunden und ihren Lauf in allen wesentlichen Punkten festgestellt. Es ergiebt sich, daß die Mauern im Norden in dem großen Damme, der den Nordhafen umschloß, ihre Forsetzung hatten; dieser lag mithin in der Stadt. Südlich des Euripos, der die Altstadtinsel und das lesbische Festland trennt, war in das durch die divergierenden Küsten des Festlandes und der Insel gebildete Becken von Osten her ein Trierenhafen hineingebaut, der jedenfalls außerhalb der Stadtmauer lag. Dem Trierenhafen gegenüber erstreckt sich die lange, sandige Küste des Festlandes. Dies ist der Strand, der für die antiken Hafenplätze unerläßlich ist, nicht wegen „des kaufmännischen Seeverkehrs“ (so S. 17), der wegen des Tiefgangs der beladenen Schiffe an die Quais gebunden ist und nicht außerhalb der Mauern stattfindet, sondern für die Boote der Fischer und kleinen Händler. Nicht einmal die Werften und Überwinterungsplätze der Handelsflotte möchte ich mir ungeschützt von der Mauer denken. Wie sie nach Xenoph. vect. III 1 Wachsmuth (Stadt Athen II. S. 98) auch für den Piräus innerhalb des Emporions ansetzt, so wird auch im großen mytilenäischen Hafen für ναυπήγια und ψῦκτραι Platz geschaffen sein, vielleicht am nördlichen Teile der Festlandsküste, an der das Fehlen

von Quaianlagen so erklärt würde. Ich kann deshalb auch die Anwendung des Namens ναύσταθμον für diesen flachen Strand nicht für richtig halten, die Koldewey aus Lollings Verbesserungsvorschlag für Strabo S. 617 folgert. Lolling schreibt für ἔχει δὲ ἡ Μυτιλήνη λιμένας δύο, ὧν ὁ νότιος κλειστὸς + τριήρει καὶ ἐν ναυσὶ πεντήκοντα mit Vergleich von Strabo S. 645 u. 656: κλειστὸς τριηρικὸς καὶ ναύσταθμον ναυσὶ πεντήκοντα (645: Χίος . . πόλιν ἔχει εὐλίμενον καὶ ναύσταθμον ναυσὶ ὀγδοήκοντα, 656: Κνίδος δύο λιμένας ἔχουσα, ὧν τὸν ἕτερον κλειστὸν τριηρικὸν καὶ ναύσταθμον ναυσὶ εἴκοσι) Jenen Strand hervorzuheben, gar die Schiffszahl, für die er Platz bot, anzugeben (übrigens ist sie viel zu gering für die lange Küste), während der weit wichtigere Umfang des großen und des Kriegshafens nicht berechnet wird, wäre ganz sinnlos gewesen. ναύσταθμον ist S. 656 der Kriegshafen. Er ist ein „Schiffsplatz" für 20 Schiffe, wie Chios ein Schiffsplatz für 80 Schiffe ist, fast in rein strategischem Sinne, wie auch Thuk. III 6 und VI 49, 4. Dafür, daß Kriegsschiffe gemeint sind, spricht die Zahl, die mit der des Herodoteischen κατάλογος der Ionischen Flotte vor der Schlacht von Lade ungefähr stimmt (Chios 100, die Lesbier 70 Schiffe, Herod. VI 8). Hat Lolling mit seiner Ergänzung Recht, so bezieht sich auch ναύσταθμον auf den τριηρικὸς λιμήν. — In den Ruinen von Methymna hat K. die Reste einer antiken Steinrohrwasserleitung entdeckt, ein von ihm häufiger beobachtetes System, das er im Jahrbuche des Instituts zu behandeln verspricht — Antissas Lage war erst festzustellen, nachdem es trotz Pocockes richtiger Ansetzung an der Nordküste westlich von Methymna allgemein an der Westküste angenommen wurde. — Von besonderem Interesse sind die Trümmer Arisbas, das im Hintergrunde der großen Fruchtebene am Golfe von Kalloni auf einem nicht sehr hohen Felsplateau, einem Ausläufer der die Ebene einschließenden Hügelkette, gelegen ist. Erinnert schon die Lage an die mykenischen Ansiedlungen, vor allen an die der Tirynther Burg, so weisen Bauart der Mauern und die zu Tage liegenden Häusergrundrisse, die den ilischen verwandt sind, die Ansiedelung mit Sicherheit in die mykenische Periode. Gleich alte Mauern hat K. nur in Antissa und Pyrrha — als Stützmauern — gefunden. Die nächst ältesten (von Methymna und Eresos) können nach Vergleich mit der mytilenäischen Mauer höchstens in das 6. Jahrhundert gerückt werden. Auch auf Lesbos tritt somit die Unterbrechung der technischen Tradition der mykenischen Periode deutlich hervor, wie sie im Zusammenhange mit einer noch klarer erkennbaren Unterbrechung der künstlerischen Tradition auch auf dem griechischen Festlande hervortritt. Und auf Lesbos wenigstens kann dafür nicht die dorische Wanderung verantwortlich gemacht werden mit der fabelhaften Vernichtung aller bestehenden Kulturformen, wie sie ihr seit der achäischen Hypothese unter Mißachtung aller Überlieferungsreste zugeschoben wird. Die mykenische Frage würde ihrer Lösung wesentlich näher geführt werden, wenn an dorerfreien Orten, wie eben Arisba, Gräber der mykenischen und nachmykenischen Periode geöffnet würden. Arisba ist wegen seiner frühen Zerstörung besonders für solche Untersuchungen geeignet; die Einsicht des Gouverneurs Fahri Bey würde die Ausgrabung wesentlich erleichtern. Koldewey selbst mag die Stellung seiner Aufgabe gehindert haben, den Spaten anzusetzen.

Etwas ganz Eigenartiges bietet der II. Abschnitt des Koldweyschen Buches. Aus dem Geröll, das durch den Zusammensturz alter Wohnungen entstanden ist, und das sich vor allem durch starke Beimischung von Ziegelfragmenten von geologischen Formationen scheidet, ist die Lage mehrerer antiken Dörfer und Gehöfte festgestellt. Mit Lollings nie versagender Hülfe ist es sogar möglich gewesen, einige dieser Komen zu benennen (Ägiros, Nape).

Unter den im III. Abschnitt besprochenen Einzeldenkmälern stehen an Wichtigkeit der Tempel von Messa, die Architekturfragmente des Tempels von Kolumdado und die mytilenäische Wasserleitung voran. Bei Kolumdado hat K. eine Reihe einem Gebäude angehöriger Säulen gefunden, deren Kapitelle dem von Clarke auf dem Tschigri-Dagh in der Troas entdeckten genau entsprechen — über ihre Stelle in der Geschichte des ionischen Kapitells s. Puchstein S. 58. An einigen der alten Quadern — die Werkstücke des Tempels waren beiläufig auf einen Umkreis von 3 Stunden in Kapellen verschleppt — hat K. die älteste auf griechischem Boden nachweisbare Klammerform gefunden, die auffälligerweise eine Vereinigung der später getrennt angewendeten Schwalbenschwanz- und Hakenklammer zeigt. An einem Baustück aus Mykenä im Polytechnion zu Athen hat er eine gleiche Klammer gefunden. Zwischen den Klammern von Kolumdado und Mykenä einerseits und den späteren Formen vermittelt das in Messa, Assos und Pergamon angewandte Prinzip, die Hakenklammern in schwalbenschwanzförmige Leeren einzulassen und diese mit

Blei zu vergießen. K. leitet diese Steinklammern von den aus Khorsabad, Assos und Olympia bekannten Ziegelnieten ab. Da aber die mykenische Klammer wahrscheinlich (K. giebt keine Angaben über den Stein) älter ist als unsere ältesten Beispiele von Ziegelnieten, die Verbreiterung der Klammerfläche aber für die Steinverbindung technisch notwendig, für die Ziegelverbindung nur praktisch ist, kann dies Verhältnis nicht als ausgemacht gelten.

Eine hervorragende Leistung war die Ausgrabung und Rekonstruktion des Tempels von Messa. Gehörte schon zur Überwindung der zahlreichen lokalen Schwierigkeiten der Ausgrabung hohe Energie, so erforderte die Rekonstruktion des Oberbaus bei dem vorgeschrittenen Stadium der Zerstörung und der verhältnismäßig kleinen Zahl der erhaltenen Baustücke die ganze Gewandtheit und Erfahrung des an den deutschen und amerikanischen Ausgrabungen geschulten Architekten. Die Tafeln 18—26 sind dem Tempel gewidmet (Situation, Grundriß, Rekonstruktion — Grundriß, Vorderansicht, Säulenordnung, Cellawand und Stylobat — Architekturglieder und Ornamente), die Seiten 47—61 des Textes geben eine knappe Begründung der Rekonstruktion. Bis auf die Höhe der Säulen und der beiden unteren Stufen hat sich in allen Punkten Sicherheit erreichen lassen. Der Tempel war ein Pseudoperipteros mit 8:13 ionischen Säulen und 2 dorischen Säulen in den Anten. Das Material ist Liparit, der in der Nähe Pyrrhas bricht. Nach technischen Merkmalen und Vergleichung der Stilformen ist die Erbauung in der ersten Hälfte des IV. Jahrhunderts v. Chr. anzusetzen. Die wichtigen kunstgeschichtlichen Fragen, die sich an das Verhältnis dieses ältesten pseudoperipteren ionischen Tempels zu dem Hermogenischen Artemistempel in Magnesia knüpfen, mußten unerörtert bleiben, da die Resultate der französischen Expedition nach Magnesia noch nicht bekannt gemacht sind.

Konstanz. J. Böhlau.

Fr. Skutsch, De nominibus Latinis suffixi -no- ope formatis observationes variae (Habilitationsschrift). Breslau 1890, 34 S. 8.

Der erste Abschnitt ist der Erklärung des Wortes *venĕficus* gewidmet, das aus **venes-fico-* gedeutet wird. Dieses **venes-* wird aus *venēnum* = **venes-no-* (vgl. meine Lautlehre 2. Aufl. S. 309) erschlossen und mit dem nom. propr. *Venus*, ai. *vánas* identifiziert, wie dies schon Bréal Mém. d. l. soc. lingu. 3, 410 (vgl. Bréal und Bailly Dictionnaire étymologique Latin S. 424) gethan hatte. Um den Widerspruch zwischen *venĕficus* (= *venes-fico-*) und *difficilis* (= **dis-facilis*), *differo* (= **dis-fero*) zu erklären, nimmt S. die Erscheinung der Konsonantendehnung zu Hülfe und erklärt demzufolge *venĕficus* als die ältere Form. Immerhin könnte man nun sagen, daß die Form *venĕficus*, als bei den vorauszusetzenden Formen **dĭficilis*, **dīfero* die Konsonantendehnung in der ersten Silbe eintrat, mit Anlehnung an *venēnum* sich behauptete, und so den Widerspruch erklären. Aber nach meiner Meinung fehlt die lautphysiologische Grundlage zu des Verfassers Annahme. Da der Spirant *f* tonlos war, ist nur Assimilation des tonlosen dentalen Spiranten *s* an das folgende *f* möglich. Anders freilich vor dem tönenden *v*, wie uns *dīv-* aus **diz-v-* zeigen kann. Wie sich aber vor tonlosen Lauten jeder Kategorie das tonlose lat. *s* durchaus hielt, so ist wegen der gleichen Natur der beiden Laute Assimilation des tonlosen *s* an das folgende *f* das einzig Wahrscheinliche. Kann man nun aber *venĕficus* wirklich garnicht auf dem von anderen Gelehrten und auch von mir eingeschlagenen Wege der Dissimilation durch Silbenverlust erklären? Wenn ich recht sehe, steht der Annahme eines altlateinischen, beziehungsweise volkstümlichen **veneneficus* nichts im Wege, und von diesem aus gelangt man ohne sonderliche Schwierigkeit zu *venĕficus*, da sich die Länge des *e* in der zweiten Silbe unschwer durch Anlehnung an *venēnum* erklärt. Die Quantität des Vokales spielt keine ausschlaggebende Rolle bei dieser Erscheinung des Silbenverlustes durch Dissimilation, weshalb man ganz gut **ven[en]e-ficus* ansetzen kann. Bezüglich der Annahme von **venene-* statt des in der klassischen Sprache allein vorauszusetzenden *venēni-* vgl. des Referenten Die lat. Nominalkomposition S. 25 f. Die Form **venĭficus* habe ich nicht angeführt; jedoch konnte sie S. 315 allenfalls aus *ven[en]e(i)-ficus herausgelesen werden, obwohl ich durch das eingeklammerte (*i*) nur andeuten wollte, daß *e* mit demselben gleichwertig sei.

In dem ersten Abschnitte findet sich auch noch eine polemische Erörterung gegen Osthoffs Erklärung der Adverbia auf *-iter*. Wird S. mehr Glauben finden, wenn er S. 6 *amiciter* auf **āmeicoteros* zurückführt? Ich überlasse anderen die Entscheidung. —

In dem zweiten Abschnitte wird *aliēnus* auf **ali-īnus* zurückgeführt, eine Annahme, für die eine ausreichende Begründung meines Erachtens nicht

vorliegt. Die von *laniēnus* neben Plaut. *lanius* hergeholte Stütze bedarf einmal des Nachweises, daß in diesem Worte *-iēnus* aus **-iīnus* entstanden sei (die vorgebrachten Analogien reichen nicht aus), und fürs zweite, warum sollte, wenn auch *lanio* erst bei Petronius bezeugt ist, nicht *laniōn-* und *laniēn-* auf uralte Doppelheit zurückgehen, wie *Anio(n)* und *Aniēn-*?

Im dritten Abschnitt finden sich Beiträge zu den Nomina auf *-iōn- -ien-*. Ansprechend vermutet S., daß in den Namen der Göttinnen *Polīn-a*, *Statīn-a*, *Volutīn-a* die bis jetzt für das Lateinische nicht nachgewiesene Stammform dieser Stämme auf *-īn-* vorliege. Die Adjektiva *festīnus* und *nec-opīnus* werden mit großer Wahrscheinlichkeit als Rückbildungen der Verba *festinare* und *opinari* erklärt.

Der vierte Abschnitt enthält eine kurze Bemerkung über das Verhältnis von Bildungen wie *anxi-tudo* neben *socie-tas*, in welchen S. nach dem Vorgange von Streitberg die beiden Stammformen auf *-i-* und *-io-* nachweist.

Der letzte Abschnitt enthält eine dankenswerte Auseinandersetzung über die Adjektiva auf *-gno- -gino- -gneo- -gineo-*.

Innsbruck. Fr. Stolz.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Rheinische Jahrbücher. 89. Heft.

(60) **H. Schaaffhausen**, Zwei römische Bronzefunde aus Köln. Mit Taf. I und Abb. Statuette eines bärtigen Mannes, Bauern, und schöne Maske eines Triton mit Krebsscheren auf dem Kopf. Bald nach letzterem Funde wurde eine zweite, ganz gleiche Tritonenmaske entdeckt, die sich jedoch als Fälschung erwies. — (72) **A. Deppe**, Sommerlager des Varus in Deutschland 9 n. Chr. Verf. will die Frage beantworten, wo Varus vor der Schlacht gestanden habe, wie seine Truppenstellung gewesen sei, und nach welcher Richtung er abgezogen. Varus soll über zwei Armeen, das obere Heer in Trier, das untere in Köln, verfügt haben; die untere, eigentliche germanische Armee zählte vier Legionen, drei marschierten, die vierte blieb in Köln und Vetera. Als einen Hauptgrund des verhängnisvollen Gelingens des Überfalls sieht Deppe den „durchjubelten Kaisertag“ (1. August) und die darauf folgende durchschwärmte Nacht an. Da Dio sagt: „Die cheruskischen Gesandten zogen den Varus vom Rheine weit hinweg in das Cheruskerland und gegen die Weser,“ so kommt alles darauf an, das Gebiet der westlichen Cherusker mit Bestimmtheit nachzuweisen, und das Land westlich der Weser zwischen Paderborn, Bielefeld und Minden setzt Verf. als jene Gegend fest, in welche Varus nunmehr vorrückte; dort verteilte der Feldherr seine Truppen zur Verpflegung, in einem großen Lager vereinigte er dieselben nicht. In diesen Bauernquartieren lagen die Römer etwa sechs Wochen still, wobei Varus so schonungslos verfuhr, daß den Germanen als einzige Rettung nur Verschwörung und Empörung blieb. Die entfernteren Brukterer begannen mit dem Aufstand, und gegen sie richtete sich nun der Vormarsch des Feldherrn: aus der Gegend von Bielefeld war er in südöstlicher Richtung längs des Osninggebirges in die Gegend von Detmold vorgerückt. Zwischen beiden genannten Stationen fand der erste Schlachttag statt. Der Rückzug erfolgte gegen die Chatten hin, über Nieheim und Warburg, dann weiter über Arensberg auf die Kölner Straße. Schauplatz des Hauptschlages war die linke Weserseite zwischen dem Osning und dem Westsüntel: aber der Aufruhr tobte durch das ganze Hessenland bis an die Thore von Mainz und Köln. — (135) **H. Schaaffhausen**, Römische Aedicula von Carden an der Mosel. Mit Tafel II. Ein zierliches Altärchen mit der schwarzen Thonstatuette einer Venus. Daß die Cardener Venus schwarz ist, scheint dem Verf. nicht ohne Bedeutung: es erinnere an die kyprische Göttin der Finsternis, Persephone. — (218) **K. Könen**, Das Verhältnis der Alteburg zu den Römerlagern vor Köln, Bonn und Neuß. Die Alteburg war Flottenstation, nicht Kohortenlager. — (231) **M. Ihm**, Zwei Matronensteine aus Hoven bei Zülpich: „*Matronis Saitchamims Primus. Freiattonis l. m.*“ Der zweite Stein lautet ähnlich. Freiatto ist der Name des Vaters des Weihenden: die Matronen Saitchamiae (mittelalterlich Sechtem) werden hier zum erstenmal genannt. — (234) Oberst **Wulff**, Römische Überreste zu Obercastel bei Bonn. Fundamente eines flüchtig gebauten Kastells, vielleicht aber auch eine fränkische Befestigung. — (241) **Schaaffhausen**, Gallische Streitwagen in rheinischen Hügelgräbern. Rekapitulation von älteren Funden. Die gleiche Bestattung mit Wagen auf beiden Seiten des Rheins läßt darauf schließen, daß anfangs hier ein- und dieselbe keltische Bevölkerung ansässig war: erst nach der römischen Okkupation Galliens wurde der Rhein die Grenze zwischen Galliern und Germanen. — Im weiteren enthält das Heft viel kleineres Inschriftenmaterial, Berichte über Legionsziegelfunde etc., sowie Rezensionen von **A. Wiedemann** über Montelius, L'âge du bronze en Egypte, De Cara, Gli Hyksos, und Lemans, Grieksche Opschriften uit Klein-Azië, endlich noch von **Schaaffhausen** einen ausführlichen Bericht über die Anthropologenversammlung in Wien 1889.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 3.

(79) **S. Bugge**, Etruskisch und Armenisch. Ablehnende Kritik von Δ. (Deecke?): 'kaum verhüllte Zirkelbeweise'. — (80) **W. Christ**, Geschichte der griechischen Litteratur, 2. Aufl. 'Viel ist ergänzt und nachgebessert, nicht so viel freilich als wünschenswert'. *Cr.* — (80) Iosephi opera ed. **S. Naber**. 'Das Verfahren Nabers (in der Handschriftenwahl) ist gegen Niese das richtigere, und wer bloß eine Handausgabe sucht, wird bei Naber mehr seine Rechnung finden'. *F. R.* — (82) **Th. Nöldeke**, Beiträge zur Geschichte des Alexanderromans. 'Wichtig für die orientalische und allgemeine Litteraturgeschichte'. *T-n* — (84) **Curtius** und **Kaupert**, Karten von Attika (Marathon). Anzeige von *K. L.*

Wochenschrift für klass. Philologie No. 2.

(33) **K. Buresch**, Klaros. 'Im ganzen durchaus ansprechende Untersuchung des klarischen Orakelspruches, welchen die Einwohner des lydischen Städtchens Trokessa anläßlich einer Epidemie nachsuchten'. *O. Immisch.* — (38) Iosephi opera ed **S. Naber**. Unzufriedene Kritik von *K. Jacoby*. — (43) **M. Klatt**, Bemerkungen über die Regierungszeit des Königs Kleomenes III Zustimmende Notiz von *G. J. Schneider*. — (44) Tacitus Germania von **Schweizer-Sidler**. Angezeigt von *U. Zernial*. — (46) **M. Kawczynski**, Essai sur l'origine des rhythmes. 'Verf. behandelt seinen Gegenstand mehr von dem Standpunkt des Litterarhistorikers als dem des Philologen. Mit antiker Rhythmik scheint er wenig vertraut zu sein'. *H. G.*

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Société des antiquaires de France.

(16. April.) Aus der Umgegend von Annecy meldet Hr. **Thonion** einen interessanten Gräberfund aus vorcäsarischer Zeit; das Grab enthielt Schwerter, eiserne Lanzenspitzen, Armbänder, Bärenzähne etc. — Einen alten Stater aus Lampsacus präsentiert Hr. **Durufle**, Das Unicum soll aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert stammen; es trägt einen Aktäonkopf.

Das fünfzigste Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin.

Am Geburtstage Winckelmanns, den 9. Dezember, beging die archäologische Gesellschaft im großen Saale des Architektenhauses zum fünfzigsten Male die Feier ihres Winckelmannsfestes. Der Saal war durch die lorbeerbekränzte Büste Winckelmanns, durch drei Abgüsse und eine Nachbildung des betenden Knaben, durch zwei Nachbildungen (im Maßstab von 1 : 10) der Nike des Päonios mit Postament, von denen die eine die früher angenommene, die andere die jüngst erwiesene Gestaltung des letzteren veranschaulichte, durch eine Reihe von Gipsabgüssen antiker Bildwerke, in denen Schöpfungen des Kresilas vermutet werden, endlich durch prächtige Photographien klassischer Örtlichkeiten von Gottheil in Königsberg und durch Probetafeln aus dem demnächst erscheinenden Hefte der „Antiken Denkmäler" des deutschen archäologischen Instituts geschmückt. Vor Beginn der Festvorträge überreichte Se. Excellenz der Kultusminister von Goßler dem ersten Vorsitzenden, Herrn Curtius, die von Sr. Majestät verliehene große goldene Medaille für Wissenschaft, und dem Archivar, Herrn Trendelenburg, das Patent als Professor. Darauf eröffnete Herr **Curtius** die Reihe der Vorträge mit folgender Ansprache:

Bei der Feier unseres Vereins, die wir heute begehen, tritt uns zunächst das Bild seines Gründers vor Augen, dem wir Älteren in persönlicher Liebe anhangen, alle Fachgenossen aber in dankbarer Verehrung, weil sie in seinen Fußstapfen wandeln. Von Anfang an ein Mann, der seine Person für die Wissenschaft einsetzte und, durch keine Schwierigkeit entmutigt, hohen Zielen nachstrebte, hat Eduard Gerhard zuerst, nach Ruhnkens und Gottfried Hermanns Vorgange die Verskunst alexandrinischer Poeten erforscht und dann aus der Göttinger Bibliothek für Böckhs Pindar das Wertvolle alter Scholien aus vergilbten Handschriften hervorgesucht. Bei dieser mühseligen Arbeit fühlte er 1822 seine Sehkraft ermatten und nervenkrank mußte er Italien aufsuchen, um neue Jugendfrische zu gewinnen. Wunderbar bewährte sich sein schöner Wahlspruch: 'Der dich verwundete, wird dich auch heilen'; denn als er 2 Jahre später nach Italien zurückkehrte, war es nicht zum Ausruhen, sondern um einen Beruf anzutreten, der seinem Leben einen neuen Inhalt gab. Denn statt der einsamen Bücherstube waren es die Kunstschätze Roms, an denen er sich aufrichtete und den Entschluß faßte, ihrer methodischen Verwertung seine Kräfte zu widmen.

Die Zeit konnte nicht günstiger sein. Es war eine Epoche in der Wiederentdeckung des Altertums, die ihre Geschichte hat, so gut wie die Entdeckung der neuen Welt, und an einem Tage wie dem heutigen ziemt es wohl, an den großen Zusammenhang zu erinnern, in welchem das, was wir heute treiben, mit vergangenen Zeiten steht.

Nachdem einst in blutigen Völkerkriegen der Versuch gemacht war, den Orient wieder an das Abendland zu binden, kam die Zeit friedlicher Eroberung. Ein dunkles Gefühl tauchte auf, daß eine volle Geistesbildung ohne Kenntnis und Verständnis des in weitzerstreuten Denkmälern bezeugten Altertums unmöglich sei: nirgends aber konnte dies Gefühl sich früher geltend machen als an der vom jonischen Meere bespülten Küste Italiens, in den dortigen Pflanzstätten der alten Hellenen, und so sehen wir schon 1435 nach Ankona das Schiff abgehen, das Cyriacus nach Griechenland, Kreta und Kleinasien führte. Mit leidenschaftlicher Forscherlust durchzog er die klassischen Länder, und daß er seine Aufgabe nicht wie eine gelehrte Liebhaberei betrieb, sondern als eine Weltangelegenheit, erhellt schon daraus, daß er die beiden Häupter der Christenheit, Kaiser Sigismund und Eugen IV. dafür zu gewinnen suchte, die Denkmäler des Altertums in öffentliche Obhut zu nehmen. Diese Richtung hing mit dem Zuge des italienischen Humanismus eng zusammen, aber es begreift sich, daß man bei dem schwärmerischen Kultus des Altertums, der jetzt Mode wurde, an den stummen Denkmälern weniger Befriedigung fand als an den Schriftrollen, aus denen Platons Geist den Zeitgenossen wie eine neue Sonne aufleuchtete.

Darum wurden die Italiener, welche zunächst den Beruf hatten, die Antike wieder an das Licht zu ziehen, von den Franzosen überflügelt, die von den Kreuzzügen her mit dem Orient in Verbindung waren. Sie waren die Schutzmacht der dortigen Christen; Marseille wurde der Hafen der Levante. In Frankreich hat man es zuerst als eine Aufgabe der Wissenschaft erkannt, die Mittelmeerküsten als ein Ganzes aufzufassen und die Kunstdenkmäler als eine wesentliche Quelle zum Verständnis des Altertums zu verwerten. Mit welchem Ernste diese Aufgabe erfaßt wurde, bezeugen die unsterblichen Namen Montfaucon, D'Anville und Barthélemy.

Die Romanen leitete ein angeborener Trieb, in Erforschung des Altertums den zerrissenen Zusammenhang einer nationalen Geschichte wieder herzustellen. Bei den Völkern des Nordens war es ein Trieb nach Erkenntnis, der alles Menschliche umfassen wollte, ein Geist der Forschung, der zur Zeit der Reformation auf allen Gebieten des Geisteslebens in die Tiefe drang und auf die Quellen geschichtlicher Kunde zurückging. Wie es in Frankreich die Hugenotten waren, die zu dem glorreichen Aufschwunge der Altertumsstudien den Weg bahnten, so war es in Deutschland die Gelehrtenstube eines Schülers Melanchthons, Martin Kraus in Tübingen, der zuerst das Bedürfnis empfand, von dem Volke der Hellenen die erhaltenen Spuren in Sprache, Sitte und Denkmälern aufzuspüren. Derselbe Geist unverdrossener Quellenforschung wurde in England lebendig, wo allein die Mittel und der Mut vorhanden waren, die Sehnsucht nach der verschollenen Heimat unserer Geistesbildung thatkräftig zu befriedigen. Nachdem James Stuart jahrelang zwischen den römischen Ruinen gewandelt war und sich endlich klar gemacht hatte, daß diese Bauten alle nur mangelhafte Nachbilder einer überseeischen Kunstwelt seien, schiffte er sich 1751 in Venedig ein, und seine Landung an den Küsten von Attika war der Anfang der Wiederentdeckung Griechenlands.

Den Deutschen war es nicht vergönnt, so selbständig vorzugehen: sie blieben im Gefolge der Romanen, die für alles, was den bildlichen Denkmälern angehört, den Vorzug anschaulicher Kenntnis und persönlicher Vertrautheit hatten. Winckelmann brachte den Geist deutscher Wissenschaft nach Rom und entzündete ein Feuer der Begeisterung, so daß Goethe ein Jahrhundert menschlicher Kultur nach ihm benennen konnte, aber er wurde doch in dem Grade Römer, daß er die am meisten über den römischen Standpunkt hinausgehenden Forschungen Stuarts nicht voll würdigte. In seine Fußstapfen trat Zoega. Er ergänzte ihn; er war ein mehr philosophischer Kopf von umfassenderer Gelehrsamkeit und strengerem Forschergeist. Aber er konnte sich noch weniger von romanischem Einfluß frei halten. Selbst von italienischer Abstammung, hatte er diesseits der Alpen ein zehrendes Heimweh, und sein ruheloses Leben war ein leidenschaftliches Streben, vom Nebel des Nordens sich frei zu machen, das von Hause aus Versagte, das nach Raum und Zeit Fernste sich ganz und voll anzueignen. Wie die Humanisten Italiens hatte er das Gefühl, nicht in der rechten Zeit geboren zu sein. Auch er wurde Römer und römischer Christ, weil es zu den Ordnungen des Landes gehöre, in dem allein er leben zu können glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 7. Februar. 1891. № 6.

Inhalt.

Zur griechischen Anthologie.*)

II. Man wird sich noch der großen Bestürzung erinnern, die sich der Bevölkerung eines bekannten Badeortes bemächtigte bei der Nachricht, daß eine oder gar mehrere Thermen plötzlich ausgesetzt hätten. Alle Hebel wurden sofort in Bewegung gesetzt, um den Schaden wieder gut zu machen, und als das Glück diese Anstrengungen begünstigte, da war die Befriedigung und der Jubel der Bewohner nicht gering. Ähnlich, so möchte man meinen, würde es auch den Alten bei solch einem aufregenden Ereignis ergangen sein, nur daß sie vielleicht als das beste Mittel die Anrufung der betreffenden Nymphen und Gelübde für dieselben ansahen. Aber weit gefehlt, wenigstens wenn man den Erklärern von A. P. IX 814 Glauben schenkt. Ich gebe zunächst das Epigramm selbst mit möglichst genauer metrischer Übersetzung.

Ἄλλο.

Εἰς λουτρόν.

Νύμφαι Νηϊάδες μετανάστιοι, οὐχ ἅμα πάσας
ἥξειν ᾠόμην χεύμασιν ἡμετέροις·
εἰ δὲ τόσην τὸ λοετρὸν ἔχει χάριν, οὐδὲν ὀνήσει
ὁ φθόνος, εἰ Νύμφαι πᾶν ἀπέλειπον ὕδωρ.

Ihr auswandernden Nymphen, Najaden, nicht glaubt' ich, ihr alle
Würdet auf einmal zu uns kommen zum sprudelnden Quell.**)
Bietet das Bad aber solch einen Liebreiz, nutzlos der Neid dann,
Wenn die Nymphen ja doch all das Gewässer geflohn.

Der Leser wird vergeblich im Text wie in der Übertragung nach einer Andeutung des eingangs berührten Ereignisses suchen, er wird von selbst wohl auf die Vermutung geführt, daß man dasselbe erst hineinkonjiziert habe. So ist es auch. Schon Huschke, der erste Herausgeber, teilt (Anal. crit. p. 278) mit, daß ein Gelehrter statt ἥξειν vorgeschlagen habe φεύξειν zu lesen und danach interpretiere; Jacobs nahm diesen Gedanken auf, indem er εἴξειν vermutete, Robinson Ellis endlich empfiehlt (The journ. of phil. v. 18, S. 217) in demselben Sinne λήξειν. Daß man auch ὑμετέροις für ἡμετέροις, statt ἀπέλειπον den Singular ἀπέλειπεν (Νύμφαι wäre dann Vokativ) oder auch ἀπέλιπον lesen will, ist für die Auffassung des Gedichts belanglos. Wie diese sich aber bei der Annahme einer der mitgeteilten Veränderungen von ἥξειν gestaltet, hat Ellis entschieden am hübschesten und nicht ohne nachempfindende und ausmalende Phantasie ausgeführt. Seine Bemerkungen seien daher dem Leser nicht vorenthalten: „Der Dichter spricht von einem stark besuchten Bade, das vielleicht von einer hübschen Waldscenerie umgeben war (auch bei Jacobs und Dübner „nemoribus fortasse circumdatum“). Die wasserspendenden Quellen sind plötzlich versiegt. Dies wird der Eifersucht der Waldnymphen zugeschrieben, einer Eifersucht, die freilich keinen

*) Vgl. unsere Wochenschr. 1890, No 36, Sp. 1131 f.

**) Daß man auch ἅμα mit den Dativen verbinden könnte, mag hier nur angedeutet werden.

Schaden stiften werde, da die natürliche Anziehungskraft des Ortes, seine natural attractions, sie völlig paralysieren würde. „Nymphen, die ihr fortgezogen, nicht hatte ich geglaubt, ihr würdet alle auf einmal aufhören, unsere Quellen zu versorgen. Und doch, wenn das Bad so reizvoll ist, wie es in Wirklichkeit der Fall ist, so wird Eifersucht nichts nützen, nein, wenngleich die Nymphen die ganze Wasserversorgung einstellten". Also statt um ihre Rückkehr zu bitten, spottet man gar über den Abzug der Nymphen und beruft sich auf die herrliche Umgebung des Platzes, die ihre göttliche Huld für die Bewohner unnötig mache, sodaß den Gottheiten gewissermaßen „ein Schnippchen" geschlagen werde. Ein recht eigenartiges Verhältnis zwischen den Göttern und ihren Verehrern, und wunderbar, daß die Gelehrten, welche den Natursinn der Alten behandeln, diese Begeisterung für die wood-scenery, die allein die Besucher in Scharen herbeilocken könne, noch garnicht berücksichtigt haben! — Dübner, der auch sonst jener Erklärung etwas skeptisch gegenübersteht, hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß sich mit ihr die Worte εἰ δὲ τόσην τὸ λοετρὸν ἔχει χάριν nicht wohl vertragen, „quae manifesto ad praecedentia referuntur". Er hat damit den Kernpunkt für die allerdings nicht ganz leichte Deutung des Gedichtes, das auch Huschke aenigmatis instar erscheint, richtig bezeichnet. Die χάρις soll nach jener Interpretation die sonstige amoenitas des Ortes sein, beisp. die nemora. Zu solcher Auffassung kann nur gelangen, wer die übrigen Epigramme auf Bäder nicht in betracht zieht; aber wie sonst, ist es auch hier: nichts ist bei der Bearbeitung der Anthologie verkehrter und verhängnisvoller, als ein Gedicht eines Dichters ohne Bezugnahme auf seine übrigen, ein Gedicht auf ein bestimmtes Objekt außer Zusammenhang mit den anderen, die dasselbe behandeln, erklären zu wollen. Recht oft wird nun in jenen Epigrammen des Bades χάρις erwähnt: A. P. IX 611, 621, 62?, 624, 680, 784, 607, A. Pl. 281.*) Überall aber ergiebt sich aufs klarste die Bedeutung, die ich auch in der Übersetzung unseres Epigramms zum Ausdruck gebracht habe „Liebreiz", wobei der erste Bestandteil des Wortes ganz besonders und in uns eigentlich nicht gewohnter Weise betont werden muß, da die χάρις hier stets erotischen Beigeschmack hat. Wenn es daher IX 611 heißt: Ἐν μικρῷ μεγάλη λουτρῷ χάρις· ἐν δ' ἐλαχίστῳ | νάματι λουομένοις ἡδὺς ἔπεστιν ἔρως, so ist sicherlich nicht mit den Erklärern an eine Statue des Eros oder daran zu denken, daß das Bad diesen Namen (Ἔρως) gehabt, vielmehr soll der Pentameter die oben skizzierte Bedeutung von χάρις noch genauer angeben. Nicht minder verkehrt ist es, IX 621 (Ὕδασιν θηλυτέραις ἐστὶν πόθος) πόθος nicht als Liebesverlangen zu deuten, sondern wegen v. 2 (δεῦρ' ἴτε, φαιδροτέρης τευξόμεναι χάριτος) als das Begehren, schöner zu werden; ebenso muß schließlich IX 624 (ἐγὼ δ' ἑτάροις τε φίλοις τε | εὐτύνω προχοὰς καὶ μύρα καὶ χάριτας) die Jacobssche Erklärung, die χάριτες seien alle die Dinge, quae ad lusum faciunt, zurückgewiesen werden. Hier ist vielmehr die angeführte Bedeutung ebenso festzuhalten wie in den übrigen Gedichten und so auch IX 814, wo man bisher die χάρις, wie schon bemerkt, gerade nicht auf den spezifischen Liebreiz bezog, den ein Bad nach der Auffassung dieser Epigrammatisten selber zeigt und auch auf die Badenden überträgt.

Noch klarer aber und bestimmter wird sich die Bedeutung ergeben durch den Aufschluß, den wir über Ursprung und Wirkung der χάρις des Bades bei jenen Dichtern erhalten. Es versteht sich von selbst, daß man sie als eine Gabe der Götter vor allen betrachtete, die selber Liebreiz und Schönheit besitzen. „Hier haben die Chariten gebadet und als ihren μισθός die χάρις zurückgelassen" oder auch Venus mit ihnen und Amor (XI 607, 623), auch Venus allein und „ließ sich von Amor bedienen" (626), welcher Schalk ein andermal die badenden Chariten überrascht und ihnen die Kleider entwendet, sodaß sie nicht wieder herauszukommen wagen (616). „Venus hat das Bad hervorgebracht — vielleicht auch umgekehrt" oder auch die drei Chariten (608, 638). „Amor erwärmt das Wasser mit der Fackel" (Kaibel 809, A. P. IX 626), ein andermal thun es die Nymphen heimlich, während jener schläft (627). So sinnig erklären sich die Dichter des Bades besonderen Liebreiz. Wie dieser aber die Menschen, zumal die κολυμβητοί anlockt und sich ihnen beim Baden mitteilt, so verfehlt die χάρις ihre Anziehungskraft auch bei den Göttern nicht. „Der Chariten Ergötzung ist dieses Bad, nur für sie scheint es geschaffen" (609 und 609*), daher muß man gar vorsichtig sein, damit man nicht eine von ihnen oder den Najaden oder gar Venus überrasche, χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς (625). Denn auch die Liebesgöttin läßt dort sich sehen (606), und sicherlich hat sie erst in dem Bade ihre Schönheit und Anmut erhöht, ehe sie vor Paris sich stellte (619, 637). So ist es auch nicht zu verwundern, daß die Chariten schworen, nur hier (im Bade) oder bei Venus wohnen zu wollen (634) aber wie sie, so auch Venus selber, Amor, die Nymphen, Bacchus Apollo — ὤμοσαν ἀλλήλοις ἐνθάδε ναιετάειν (639). Wenn daher in unserem Gedichte die τόση χάρις des Bades erwähnt und vorher von den Nymphen erzählt wird, daß sie als μετανάσται (ähnlich wird Pan der μαραθωνομάχος, der in Athen bisher noch nicht verehrt wurde, A. Plan. 233, 3 μετανάστας genannt) alle an den Quellen zusammengekommen seien, so ist nicht bloß der Sinn von χάρις nunmehr unzweifelhaft, sondern auch die Beziehung derselben zu den Nymphen und damit die Erklärung von τόση. Der Liebreiz des Bades ist so groß, daß alle Nymphen sich an seinen Quellen einfinden, ihre eignen also sämtlich (πᾶν ὕδωρ) verlassen. Den Gedanken wird nach den obigen Ausführungen und Beispielen niemand seltsam finden, zumal wir es ja mit dem Erguß eines begeisterten „Lokalpatrioten" zu thun haben, wie auch die Anspielung auf den φθόνος verrät. Dieser geht natürlich nun nicht von den Nymphen, sondern den anderen Bädern aus, die jetzt das Nachsehen haben und vergeblich scheel dreinsehen, da ja (εἰ kausal wie öfters), so fügt der Dichter noch scherzhaft hinzu, die Nymphen sämtliches Gewässer verlassen haben. In dem Gedichte, das gerade keinen geschickten und erfahrenen Poeten, sondern deutlich einen Dilettanten verrät, erblicke ich eben deshalb kein Impromptu mit Ellis, sondern eher eine wirkliche Inschrift. Von dem Versiegen der Quellen aber berichtet es uns, wie wir gesehen haben, mit keinem Wort; dadurch wäre ihm freilich ein größeres Interesse und eine gewisse Bedeutung gesichert. Aber auch so wird wenigstens ersteres dem Epigramm nicht ganz versagt bleiben.

Potsdam. Max Rubensohn.

*) An den beiden letzten Stellen steht ἀγλαΐη in ähnlichem Sinn.

Berichtigung.

Im Inhaltsverzeichnis der „Berl. phil. Wochenschr." ist S. IV zu berichtigen: „Fick, Hesiods Gedichte (R. Peppmüller)" und S. VII einzufügen: „Schmalz, Sprachgebrauch des Asinius Pollio (K. Lehmann)".

I. Rezensionen und Anzeigen.

A. Ruppersberg, Über die Eirene des **Aristophanes.** Progr. des Gymn. zu Saarbrücken 1888. 32 S. 4.

Zu denjenigen Fragen aus der griechischen Litteraturgeschichte, die mangels neuen Quellenmaterials trotz wiederholter Behandlung sich schwer zu einer allseitig befriedigenden Lösung bringen lassen, gehört auch die in dem vorliegenden Programm wieder aufgenommene Frage nach der Aufführungszeit des Aristophanischen Friedens und nach dem Verhältnis seiner beiden Bearbeitungen. Zunächst handelt der Verf. (S. 4—8) über die Aufführungszeit des erhaltenen Friedens; er hält an dem durch die Hypothesis überlieferten Jahre ol. 89, 3 = 421 fest und weist nach, wie das Stück seinem ganzen Charakter nach nur in diese Zeit passe. Einen besonderen Anstoß hat man daran genommen, daß v. 990 von 13 Kriegsjahren die Rede ist, während der Dichter in den 425 aufgeführten Acharnern v. 266 und 890 von einem sechsten, in den Rittern des folgenden Jahres v. 793 von einem achten, d. h. verflossenen siebenten Jahre spricht und sich hier in Übereinstimmung mit Thukydides befindet, der vom Beginn des Krieges bis zum Frieden des Nikias 421 gerade 10 Jahre rechnet. Diesen scheinbaren Widerspruch beseitigt R. dadurch, daß er dem Frieden eine allgemein griechische und nicht speziell athenische Tendenz beilegt, die den Dichter berechtige, nicht von dem ersten Einfalle des Archidamos an zu rechnen, durch den das attische Landvolk in die Stadt getrieben wurde, sondern bis zu dem Momente zurückzugehen, wo zuerst Hellenen gegen Hellenen unter die Waffen traten, d. h. bis zu dem Jahre 434, wo der Streit zwischen Korinth und Kerkyra entbrannte. Diese Lösung ist nicht neu, was der Verf. übersehen zu haben scheint; wir finden sie schon in Ullrichs Programm „Das megarische Psephisma" (Hamburg 1838) S. 34 Anm 59 (vgl. desselben Quaest. Ar. 1832 S. 28 Anm. 39). Man kann sich dabei beruhigen: indessen darf man nicht verschweigen (vgl. F. Passow, J. f. Phil. I 1826 Bd. 2 S. 155. Richter, Proll. 5 f.), daß Aristophanes, wo er geradezu von dem Anfange des Krieges spricht, sowohl in den Acharnern (v. 528 ff.) wie im Frieden (500 ff. 609 ff.) ausdrücklich von dem Megarischen Psephisma an rechnet, dessen Abfassung Meier (Ind. lect. Greifswald 1821 S. 6) und Ullrich a. a. O. in den Sommer des Jahres 432 setzen. Der Komiker will eben kein Historiker sein. — Den Hauptteil der Abhandlung bildet die Erörterung der Frage, ob der Frieden eine Überarbeitung erlitten habe (S. 9—24). Man hat in dem uns erhaltenen Stücke Stellen gefunden, die auf eine frühere Zeit als 421 hinzuweisen scheinen, und man hat dies entweder mit der Annahme einer Überarbeitung erklärt, die mithin wie bei den Wolken nicht zum Abschluß gekommen wäre, wogegen aber die thatsächliche Aufführung spricht, oder man hat an eine Kontamination beider Stücke gedacht. Die Schwierigkeiten der ersten Stelle v. 47 f. beseitigt R., indem er κεῖνος und ἐσθίει auf den Käfer anstatt auf Kleon bezieht und den Nebensatz mit ὡς als Erklärung zu τοῦτο „der Umstand daß" anffaßt. Ich kann einen leisen Zweifel nicht unterdrücken: v. 313 und 651 geht ἐκεῖνος auf Kleon, der nicht mehr hier auf Erden, sondern dort im Hades weilt — warum schrieb also der Dichter v. 48 nicht das weniger zweideutige οὗτος wie v. 25. 42. 47 und 74? Die Beziehung von χαλκεύς v. 480 auf Kleon wird mit Recht verworfen; es ist keine charakteristische Bezeichnung für ihn, und wenn es Eq. 469 von ihm heißt ἐπὶ τοῖς δεδεμένοις χαλκεύεται, so ist die Wahl des Ausdrucks dort, wie der Zusammenhang zeigt, eine rein zufällige. Mit Geschick weist R. ferner nach, daß der Chor wie in allen anderen Komödien einen einheitlichen Charakter habe und nur aus attischen Landleuten bestehe. Den in v. 296 ff. enthaltenen Aufruf der verschiedenen Volksklassen und die Anrede ὦ Πανέλληνες richtet der Dichter an das Publikum (so schon R. Arnoldt, Chorpartien S. 57). Die hellenischen Städte (538 ff.) sind weder im Chor noch unter den Zuschauern zu suchen: sie werden als sichtbar vom Dichter fingiert, der damit von der Einbildungskraft des Publikums der **alten** Komödie nicht zuviel verlangte. Endlich die Böoter, Argiver, Lakoner und Megarer (466. 475. 478. 481. 493. 500) sind wie Lamachos (473) als nur pantomimisch handelnde Statisten (κωφὰ πρόσωπα) aufzufassen. Wenn die Bewegungen des Chores in der Befreiungsscene zu Zweifeln an der Einheit des Stückes Anlaß gegeben haben, so müssen wir bei unserer ungenügenden Kenntnis des attischen Bühnenwesens eben die „ars nesciendi" zu üben verstehen. Übrigens wird, was R. nicht erwähnt, die Schwierigkeit des Wortes εἰπόντες 427 leicht beseitigt, wenn man mit mir (vgl. meine Coni. Ar. p. 133 f.) εἰ ἰόντες schreibt. — Nach Zurückweisung der bekannten „Weihfestspiel-Hypothese" Zielinskis unterwirft der Verf. die Handlung des gesamten Stückes einer kurzen Betrachtung und kommt, in Übereinstimmung mit Textor, zu dem Ergebnis, daß der uns erhaltene **erste** Frieden aus einem Guß ist, und daß seine Mängel, die er

übrigens mit andern Stücken teilt, Folgen der politischen Tendenz sind, die das Ganze beherrscht: von dieser, nicht vom rein künstlerischen Standpunkt aus muß man die Komödie des Aristophanes beurteilen. — Im 3. Abschnitt (S. 24—29) handelt R. über die Fragmente des 2. Friedens, deren Echtheit er wie Dindorf anzweifelt. Den zweiten Frieden, dessen Existenz die Autorität des Eratosthenes sichert (R. setzt ihn in die Zeit von 413—406), hat weder dieser selbst noch irgend ein anderer Grammatiker gelesen, die angeblichen Fragmente beruhen auf falschen Citaten. — In einem Nachtrag (S. 30—32) wird v. 219 τὴν Πύλον geschützt, 612 αἴθουσ' für ἤκουσ' vorgeschlagen, 268 auch τί ἔστιν; dem Polemos gegeben, endlich 524 für ὦ Θεωρία mit Meineke Εἰρήνη φίλη gesetzt.

Die klar und verständig geschriebene Abhandlung ist der Beachtung der Fachgenossen durchaus zu empfehlen.

Frankfurt a. O. Ottomar Bachmann.

Thukydides, erklärt von **J. Classen.** Zweiter Band, zweites Buch. 4. Auflage, besorgt von **J. Steup.** Berlin 1889, Weidmann. IV, 238 S. 8. 2 M. 25.

Im Jahre 1885 erschien das 8. Heft (Buch VIII) der Classenschen Ausgabe in 2. Auflage. Classen, der damals bereits im 80. Lebensjahre stand, sprach in der Vorrede den Zweifel aus, ob es ihm vergönnt sein würde, an der Vervollkommnung seines Werkes weiter zu arbeiten. Seitdem ist von seiner Ausgabe nichts erschienen; das 3. Buch ist seit 1875, das 4. seit 1877, die beiden ersten sind seit 1879 nicht mehr aufgelegt und waren in den letzten Jahren im Buchhandel kaum noch aufzutreiben. So ist es erklärlich, daß man mit Sehnsucht auf das Neuerscheinen dieser Ausgabe harrte. Seit einiger Zeit wußte man, daß die Bearbeitung derselben in die Hände von J. Steup übergegangen war. Im vorvorigen Jahre endlich ist das erste Heft der neuen Auflage erschienen; es enthält das 2. Buch (in 4. Aufl.), das somit vor dem ersten erscheint, wie dies auch bei der 3. Auflage der beiden Bücher geschah und wohl aus der Schwierigkeit einer Bearbeitung der dem 1. Hefte vorangehenden Einleitung sich erklärt. Steup, der sich namentlich durch seine 'Thukydid. Studien' (1881. 1886.) einen Namen gemacht hat, ist, wie er sagt, bestrebt gewesen, Classens Arbeit gegenüber thunlichst schonend zu verfahren; daß trotzdem in der Textgestaltung die neue Auflage zahlreiche und mitunter starke Abweichungen von der früheren zeigt, kann bei dem seit 1879 nicht wenig fortgeschrittenen Stande der Forschung sowie bei dem von Classens Auffassung in manchen Stücken abweichenden Standpunkte Steups nicht auffallen. Was die erklärenden Noten anlangt, so war unzweifelhaft eine ganze Reihe von Streichungen sowohl wie von Zusätzen schon durch die textlichen Änderungen geboten, und bei genauerem Zusehen erkennt man, mit welchem erstaunlichen Fleiße Classens Noten auch sonst kontrolliert worden sind, wie bis ins kleinste hinein, in Zahl und Wahl der Belegstellen, in der neueren Rechtschreibung u. s. w., die Hand des Bearbeiters thätig gewesen ist. Aber wir können nicht sagen, daß hier nun auch jede Änderung eine Besserung sei: so sind nicht wenige kleinere, aber den Leser gut orientierende Noten Classens fortgefallen; es sind Citate nur mit Zahlen, statt wie bei Cl. mit dem Wortlaute gegeben, ohne daß man die Notwendigkeit hiervon einsieht; oder sollte nur die Rücksicht auf den Raum maßgebend gewesen sein? An manchen Stellen ist der Ausdruck Classens geändert, ohne daß das Neue bezeichnender wäre als das Alte, wie wenn in der Inhaltsangabe zu Kap. 22 Cl. von Defensive, St. allgemein von Kriegsplan spricht, u. a. Wir meinen, es hätte hier mit Classens Werk manchmal schonender verfahren werden können.

In den Formalien, sowohl in der Rechtschreibung (προςμείξωσι, πανοικεσία u. s. w.), als in der Flexion (σφαλεῖεν, δοκοίη), ist Steup im allgemeinen den Stahlschen Schreibungen gefolgt; nur selten (1, 1: ἀκηρυκτεί — 22, 3: Κρανώνιοι — 30, 1: Ἄσταχον — 30, 2: Προνναῖοι — 76, 4; Πλαταιᾶς — 101, 3: Δρῷοι) weicht er (mit Cl.) davon ab.

Eine Anzahl der wichtigsten Neuerungen in Text und Erklärung mag nun ein Bild davon geben, wie weit die Steupsche Bearbeitung sich von der Classenschen entfernt.

1, 1 wird ἐνθένδε auf den Punkt der Erzählung bezogen, an den der Schriftsteller gelangt ist; treffend aber weist Stahl darauf hin, daß dann ἐν ᾧ ἐπολέμουν nur auf ὁ πόλεμος zu beziehen sei und so der Relativsatz allen Inhalt verliere. — 2, 1 wird statt τέσσαρας wieder δύο eingesetzt. Im kritischen Anhange werden zuerst die in sprachlicher Beziehung gegen den Ausdruck erhobenen Bedenken mit Recht, wie mir scheint, zurückgewiesen, sowie der Vorwurf des Widerspruchs mit V 20, 2. Sodann wird die chronologische Seite der Sache im Sinne der Thukydid. Studien (vgl. namentlich II S. 76 Anm.) behandelt: Es ist möglich, daß Pythodoros zwei oder drei Monate vor dem später üblichen Termine sein Amt antrat; die Bestimmung „im sechsten Monate nach der Schlacht bei Potidäa" ist offenbar Zusatz von fremder Hand; allen hier

in betracht kommenden Punkten würde man aber nur durch Einsetzung von Zahlen gerecht werden, die sich zu weit von der Überlieferung entfernen; deswegen bleibt die Angabe zunächst ungeändert, was zu billigen ist. Der Überfall von Platää wird auf den 8. März angesetzt. (Bei der von Classen abweichenden Berechnung Steups sind die von diesem über dem Texte und in den Anmerkungen gegebenen Daten nur teilweise entsprechend abgeändert, zum Teile aber ganz fortgelassen.) — 2, 4 wird hinter ἀγαγεῖν der Satz geschlossen. Dann beginnt καὶ ἀνεῖπεν einen neuen Satz, an den νομίζοντες angeschlossen wird, als ob ἐκήρυξαν vorherginge. Classens Interpunktion machte die Konstruktion glatter. — 3, 2: πράσσοντες δέ πως ταῦτα: πως deute an, daß die Unterhandlungen nicht in regelrechter Form geführt worden seien. Vielmehr = quodam modo: Thuk. will oder kann Genaueres darüber nicht angeben; richtig also Cl. — 4, 2: [ὥστε διεφθείροντο οἱ πολλοί] sei als Randnotiz zu τοῦ μὴ ἐκφεύγειν (woran St. festhält) in den Text geraten. Cl. strich nur οἱ, was wohl ausreicht — 4, 3: τῶν τε (statt δὲ) mit BEF: nicht nachträgliche Erläuterung, sondern weiterer erschwerender Umstand. — 4, 5 wird umgestellt ὃ ἦν τοῦ τείχους πλησίον καὶ αἱ θ. Aber man sieht nicht ein, warum das Gebäude nicht habe mit der Stadtmauer in Verbindung stehen können. — 5, 4: ἀπροσδοκήτου κακοῦ (das von Cl. zwischengesetzte τοῦ wieder gestrichen). — 8, 5: ἐν ὀργῇ εἶχον nach dem Sprachgebrauche. — 9, 2: [οἱ ἐντὸς Ἰσθμοῦ] eine sinnwidrig in den Text geratene Erklärung von Πελ. Aber Stahl macht mit Recht darauf aufmerksam, daß z. B. die Messenier in Naupaktos Peloponnesier „extra Isthmum“ gewesen seien. — 11, 1: [οἱ] ξυμμ. mit Laur. und einigen anderen, nach dem Sprachgebrauche des Thuk. — 12, 4: ἐνδωσείουσιν nur nach einer Verbesserung in E und vom Zusammenhange nicht gefordert: 12, 1. 18, 5 in gleichem Zusammenhange nur ἐνδίδωμι. — 13, 6: ἑξακισχιλίων [καὶ μυρίων] mit Beloch; die Zahl ist zu groß. (Stahl hält sie, streicht aber ὅσοι ὁπλῖται ἦσαν.) — 15, 3: ἡ ἀκρόπολις [ἡ] νῦν οὖσα mit van Herwerden, da an einen Gegensatz zu einer älteren Burg nicht zu denken ist; wohl richtig. — ib. 4: St. setzt die Lücke wie Stahl hinter ἀκροπόλει an und vermutet in Anlehnung an diesen etwa καὶ Ἀθηναίας τὰ ἀρχαῖα. — ib. τὸ <τοῦ> ἐν Λίμναις Διον. mit Cobet und van Herwerden. — 16, 1: St. verbindet τῇ οἰκήσει mit ἐν τοῖς ἀγροῖς γενόμενοι und interpungiert nicht hinter οἰκήσαντες. γενόμενοι = geboren, πανοικεσίᾳ = mit ihren ganzen Familien (?), an Hausgerät brauche nicht gedacht zu werden. — 21, 1: ὡς ἀκρ. ἐκ ὥργ. nach Badham. (Stahl hält ὧν und sucht den Fehler in ὥργητο.) — 22, 3 werden die Worte ἀπὸ τῆς στάσεως ἑκάτερος namentlich unter Vergleichung mit der von Philippi angezogenen Stelle Xen. Hell. V 2, 25 gehalten. Auch Stahl erkennt sie jetzt an. — 25, 1: St. nimmt bei ἀνθρώπων οὐκ ἐνόντων mit Recht eine Lücke an und vermutet hinter ἀνθρ. sei ἀξιομάχων (?) ausgefallen. — 25, 2 wird πρῶτος mit Recht gegen van Herwerden (πρώτου) gehalten. — 27, 1 <ἐν> τῷ αὐτῷ θέρει nach Pp.; notwendig nach dem Thuk. Sprachgebrauch. — 29, 4: ξύμμαχον ἐποιοῦντο (statt des Aor.) mit C: sie trafen Anstalten —; die Verwirklichung beginnt erst mit ἐλθών τε. Sehr ansprechend. — 32: μετὰ τὴν Πελοπ., ohne τῶν, was in fast allen guten Hss fehlt. So schon Krüger. — 34, 1: τῶν — πρώτων ἀποθανόντων mit Cobet. So auch Stahl. — ib. 6: ἀξιώσει. — ib. 8: ἐπὶ βῆμα ὑψηλόν, πεποιημένον ὅπως κτέ. (Cl. interpungierte hinter πεποιημ.) — 35, 1: πολλῶν ἀρετ. κινδυν. — πιστευθῆναι. St. faßt mit Gottleber πιστευθ. als Subj. — ib. 3: νόμῳ nicht = Brauch (Cl.), sondern (mit Krahner) = Gesetz. (?) — 36, 3: τὰ πλείω = Akkus. der Beziehung und ἐπηυξήσαμεν intransitiv (wie αὔξειν I 17), welche Bedeutung aber erst von Aristoteles an sicher nachgewiesen ist. — ib. 4: ἤλθομεν mit C u. a., jetzt auch Stahl. Wohl richtig. — 39, 2: καθ' ἑαυτούς. — ib. 3: κρατοῦμεν. ἀθρόᾳ τε. — 41, 3: [ἐπελθόντι] nach Badhams früherem Vorschlage (?). — 42, 4: πλούτου (mit C) zu ἀπόλαυσιν gehörig. — ib.: ἐφίεσθαι mit den Hss; auch dem Zusammenhange entsprechend? — ib.: κάλλιον ἡγησάμενοι mit Dobree, wie schon Cl. wünschte. — ib.: δι' ἐλαχίστου = in kürzester Zeit (wie III 39, 4) und καιροῦ τύχης zu τῆς δόξης κτέ. zu ziehen: „mit dem höchsten Grade mehr der Erwartung als der Befürchtung eines entscheidenden Eingreifens des Geschicks“. Nicht weniger seltsam als die bisherigen Erklärungen. — 43, 2: παρὰ τῷ ἐντυχόντι — καιρῷ = bei jedem sich darbietenden Anlaß, mag dieser dem Gebiete des Redens oder des Thuns angehören. — ib. 6: <ἀλλ'> ἀλγεινοτέρα γὰρ (?) und ἐν τῷ [μετὰ τοῦ] μαλακ. (?) — 44, 1: τὸ δ' εὐτυχές, sc. ἐστίν, unzweifelhaft richtig. Dann καὶ ὀλίγοις ἐνευδαιμονῆσαί τε ὁ β. ὁμ. καὶ ἐνταλαιπωρῆσαι ξυνεμ. Die letztere Änderung nach van Herwerden. Ähnliches vermutete Cl., ohne es jedoch einzusetzen. — ib. 2: χαλεπὸν — οἶδ' ἀπαλγεῖν ὂν (?) und ἀφαιρεθῇ. — Den Widerspruch zwischen 49, 1 und 51, 1 (der im grunde genommen kaum vorhanden ist; St. selbst nennt ihn klein) erklärt er jetzt aus dem unvollendeten Zustande unseres Werkes. — 51, 2: ἀμελείᾳ kausal erklärt; richtig. — ib. 5: ἀπογιγνομένων = Gen. obi. und ἐπεί =

während dagegen. Fraglich; mir erscheint immer noch Classens Erklärung (abgesehen von seiner künstlichen Zergliederung der ganzen Periode) als die annehmbarste; das καὶ vor τὰς ὀλοφύρσεις stellt das Jammern wohl in Gegensatz zu den noch stärkeren Unannehmlichkeiten (πνεῦμα δυσῶδες, ἀποκαθάρσεις χολῆς, τὸ ἔξωθεν φλυκταίναις καὶ ἕλκεσιν ἐξηνθηκός u. a.), welche die οἰκεῖοι bei der Pflege zu ertragen hatten. — 57, 2: ἐνέμειναν, wofür auch die Parallelstellen sprechen. — 65, 10: οἱ δὲ ὕστερον κτέ. St. faßt die Partiz. praedikativ (Cl. attrib.); wohl richtig. — ib. 12: ὅμως † τρία wieder eingesetzt (Cl. hatte δέκα); St. vermutet nach E. Müller ὀκτώ, was Stahl in seiner neuen Ausgabe verwirft. — ib.: κατὰ τὰς ἰδίας διαφ. περιπεσ. ἐσφάλησαν hält St. mit Recht für unverderbt und erklärt: „als bis sie dadurch, daß sie unter sich selbst infolge ihrer inneren Zerwürfnisse aneinander gerieten, zu Schaden kamen". So auch Croiset. — ib. 13: ἀφ' ὧν = Gründe, nicht = Mittel; richtig. — 67, 1: ἦν πολιορκοῦν; St. nimmt richtig ἦν allein als Prädikat. — 67, 2 bezieht St. τὸ μέρος auf die Gesandten, Cl. wohl richtiger auf Sadokos. — 67, 4: οἵσπερ erklärt St. richtig (mit Krüger) durch Attraktion für ἅπερ (Cl. für ὧνπερ). — 70, 2: ἐς τὴν πολιορκίαν mit Laur.; notwendig. — 72, 2: πειράσωσι mit Laur.; nach Thukyd. Sprachgebrauche. — 74, 3: ἐκλιπόντων δέ wie fast alle neueren Herausg. und die Mehrzahl der guten Hss. — 76, 1: ἐσέβαλλον; richtig. — ib. bezieht St. τὸ διῃρημένον richtig auf die im Damme (nicht in der Stadtmauer) entstandene Lücke. — 77, 3: τῆς ἄλλης πόλεως ὅσον u. s. w. will St. mit Krüger nicht von dem Innern der Stadt verstehen; aber warum dann: ἀπὸ τοῦ μετεώρου? „Jedenfalls war das die bequemste Art" ist kein Beweis. Was Böh.-Widm. sagen, ist kaum zu entkräften. — 77, 4: ἀπ' αὐτοῦ, bisher anstößig, bezieht St. sehr ansprechend auf πῦρ. — 77, 5: ἐπεγένετο αὐτῇ auf das weit abstehende φλόγα zu beziehen, empfiehlt sich wohl kaum. — 78, 1: μέρος bis ἀφέντες sucht St. gegen Cl. zu schützen; aber die von Stahl angeführten Stellen beweisen, daß erst nach Beendigung der Einschließungsmauer ein Teil des Heeres abzumarschieren pflegte. — 80, 1: ῥᾳδίως ἂν 'Αχαρν. St. hält (nach 83, 1) ἂν für den Rest eines ursprünglich hinter 'Αχαρν. stehenden ἄνω als Gegensatz zu οἱ ἀπὸ θαλάσσης 'Αχαρν. — 80, 8 sucht St. ἂν — προσχωρήσειν gegen Stahl, Quaest. gr.[2] S. 20 ff., zu schützen. — 81, 4: οὔτ' ἐπέσχον τὸ στρατόπεδον καταλαβεῖν. St. verwirft mit Recht sowohl Classens Erklärung, als auch die für Thuk. nicht nachweisbare Bedeutung des ἐπέχειν = in animo habere (Stahl). Er scheint für τοῦ — καταλαβεῖν in finalem Sinne zu sein; eine ansprechende und leichte Änderung, wenn nicht vielleicht τὸ Στράτον προκαταλαβεῖν zu lesen ist. — 84, 2: παρέξειν mit Laur.; gut: die Störung wird erst erwartet. — 87, 3: προσεγένετο = trat ein, wie IV 120, 3 und I 142, 6: ebenso § 7 ταῦτα προσγενόμενα = das Vorgekommensein dieser Dinge (?). — 89, 3: ἑκάτεροί τι ἔμπειρ, nach Laur. und Vat. — 89, 5: ἄξιον τοῦ παραλόγου = dem Unerwarteten entsprechend. — 89, 9: παρὰ ταῖς ναυσί gehalten und nur τε gestrichen (wie Stahl). — 91, 1: διέφθειραν mit Laur. nach Stahl, entsprechend dem Thukyd. Sprachgebrauche. — 92, 4: τροπαῖον ἔστησαν bei Apollonion (wie Pp.-Stahl und Krüg. annehmen), nicht (mit Cl.) bei dem molykrischen Rhion. — 92, 6: die Wortstellung ἐς κόλπον τὸν Κρισαῖον (mit Stahl) gehalten. — 93, 3: προαισθέσθαι (Aor.) nach Stahl, Qu. gr.[2] S. 66. — 97, 3: ἄλλη nicht = außerdem (Cl.), sondern in gewöhnlicher Bedeutung, da die Zeuge recht wohl zum Hausrat gerechnet werden können. Gut. — 97, 5: τὴν Σκυθῶν (Cl.: τὴν τῶν Σκ.) nach Laur.

Wenn St. etwa dreißig andere Vorschläge zu Textänderungen nur als Vermutungen in die Noten zu setzen wagt, so muß man anerkennen, daß er seinem Vorsatze, mit Classens Werk möglichst schonend zu verfahren, wenigstens in der Textgestaltung ziemlich treu geblieben ist; denn von den wirklich vorgenommenen Änderungen sind, wie wir gesehen haben, viele als annehmbar oder sogar als notwendig zu bezeichnen; wenn er ferner an einer ganzen Reihe von Stellen die Überlieferung gegen Cl. selbst zu schützen sucht, wenn er auch sonst wiederholt Unebenheiten des Ausdrucks und des Gedankengangs mit dem unvollendeten Zustand unsres Werkes erklärt, so möchte man beinahe sagen, es zeige sich in der neuen Bearbeitung etwas von dem konservativen Zuge, der die Classensche Textbehandlung charakterisiert.

Berlin. G. Behrendt.

Die Episteln des **Quintus Horatius Flaccus.** Deutsch von **Julius Kipper.** Rostock 1890, Volckmann und Jerosch. 157 S. 12. 1 M. 80, eleg. geb. 2 M. 80.

Das der Übersetzung der Satiren desselben Verfassers in dieser Zeitschrift 1890 No. 43 gespendete Lob kann auch für die Episteln wiederholt werden. Auch sie sind im reimlosen fünffüßigen Iambus geschrieben und zeichnen sich vor allen Dingen durch eine leichte und gefällige Sprache aus, welche Ton und Gedanken des Originals wahrt und seine Schönheiten auch dem

deutschen Leser genießbar macht. Mitunter freilich wollte es dem Ref. scheinen, als ob sich der Ausdruck zu sehr gehen ließe und in Wendungen wie 'um der Liebsten des Herrn Paris willen', 'ein garst'ger Köter oder eine Sau', 'der Stiefsohn seiner Majestät Tiber', 'das fleiß'ge Literatenkorps' u. a. von der feinen Urbanität des Originals gar zu sehr abwiche. Auch der Trochäus, ja sogar der Daktylus ist zu häufig im ersten Versfuße; Versanfänge, wie 'Jeder', 'Richtige Güte' 'Oder dem jungen Schnud' u. ä. erscheinen dem Ref. als Mängel, auf die umsomehr hingewiesen werden muß, je leichter sie zu vermeiden sind.

Berlin. W. Mewes.

Joannes Peters, De **C. Valerii Flacci** vita et carmine. Dissertatio inauguralis. Königsberg 1890, 86 S. 8. (Leipzig, Fock.) 1 M. 50.

Ausgehend von der Thatsache, daß IV 507 ff. von dem Dichter der Ausbruch des Vesuv erwähnt wird, und daß sich die Verse I 6 f. auf die Eroberung Britanniens beziehen, gelangt der Verfasser zu der Annahme, der Dichter habe das 1. Buch erst im Jahre 74 oder 75 vorgetragen und das 4. nicht vor 79 vollendet. Darf man weiter für die Entstehung der Bücher 5—8 den gleichen Zeitraum in Anspruch nehmen, so ergiebt sich 85 oder 86 als Todesjahr des Dichters. (Die S. 12 versprochene besondere Untersuchung über die Abfassungszeit eines jeden einzelnen dieser 4 Bücher habe ich im 2. Teile der Abhandlung vergeblich gesucht.) Heinsius und Bährens hatten die Ansicht vertreten, daß das von Valerius vollendete Gedicht nur durch die Schuld der Überlieferung unvollständig auf uns gekommen sei. Dem gegenüber nimmt der Verf. mit Thilo und Schenkl an, daß Valerius durch frühzeitigen Tod an der Vollendung seines Werkes gehindert worden sei. Dies geht unzweideutig aus gewissen Widersprüchen und Lücken im Gedankenzusammenhange hervor, wie unter Beibringung teilweise neuer Beweisstellen des näheren erörtert wird. Auch die metrischen Eigentümlichkeiten des Gedichtes werden darauf hin untersucht. Daß das ganze Werk ursprünglich auf 12 Gesänge berechnet gewesen sei, bestreitet der Verf. anfangs Bährens gegenüber (S. 33), muß aber schließlich (S. 39) diese Möglichkeit doch zugeben.

Die weitere Untersuchung behandelt die Vergil und Homerstudien des Dichters, wobei die Sammlungen Früherer ergänzt werden, seine Quellen außer Apollonius Rhodius (Diodor, Pindar, Dionys von Milet) und seine geographischen Studien: Apollonius war wieder Hauptquelle, außerdem wurden benutzt Diodor, Homer, die Chorographie des Augustus, eine Landkarte (tabula Peutingeriana), Herodot (für die Beschreibung der Sitten der Skythen), Eratosthenes, der damals die eigentliche Quelle auf dem Gebiete der Geographie war, (für die Beschreibung des Pontus). Darauf werden Einzelheiten berührt, in denen der Dichter von Apollonius oder der gewöhnlichen Überlieferung abweicht, endlich Anklänge an Ovid und Lucan. Der Anhang enthält 4 theses (zu Corn. Nepos, Herodot, Valerius Flaccus und Tacitus) und die vita des Verfassers.

Die Disposition der Abhandlung ist verworren. Weder hält sich der Verf. selbst an die S. 41 und 54 gegebenen Andeutungen, noch stimmen die gewählten Ziffern und Buchstaben zu der thatsächlich befolgten Anordnung.

Die Latinität der (Ludwig Jeep gewidmeten) Dissertation weist sogar elementare Fehler auf. Davon nur einige Proben: S. 12 existere = existieren, S. 18 primo = priore, S. 29 Nunc si comparamus ultimam hanc tabulam cum *ea* Drobischii, S. 47 *in* memoria tenuerit, S. 78 assentitus est, S. 84 loca = loci. Den Titel von Lucans Epos (Pharsalia) hält der Verf. für ein neutrum (S. 25). Eine eigentümliche Logik herrscht in dem Satze (S. 35): Valerium in *deperdita* carminis parte . . . describere *voluisse*.

Druckfehler giebt es in Hülle und Fülle.

Wien. R. Bitschofsky.

Statius Lied von Theben. Deutsch von **A. Imhof.** 2. Teil. Ilmenau und Leipzig 1889, Schröter. S. 151—326. gr. 8. 3 M.

Von der Imhofschen Übersetzung der Thebais des Statius liegt jetzt auch der Schluß, Buch 7—12 umfassend, vor uns. Die vier letzten Bücher der Thebais erscheinen hier überhaupt zum erstenmal in deutschem Gewande, da die Bindewaldsche Übersetzung (Berlin, Langenscheidt) mit Buch 8 abbricht. Die Anerkennung, welche der erste Teil gefunden (vgl. z. B. diese Wochenschr. 1886 S. 490 ff.), läßt sich unbedenklich auch auf den zweiten ausdehnen. Die Arbeit Imhofs zeigt von Anfang bis zu Ende, daß sie von einem genauen Kenner des Statius herrührt. Die äußere Einrichtung der vorliegenden zweiten Hälfte ist dieselbe wie die der ersten, insofern auch hier der Text von einer Anzahl kritischer und erklärender Anmerkungen begleitet ist. In einem Nachwort setzt sich der Verf. mit den Herausgebern des Statius in der Bibliotheca Teubneriana, Baehrens

(† 1887) und Kohlmann († 1889), auseinander, indem er die Berechtigung seines eigenen kritischen Standpunkts hauptsächlich gegen Baehrens zu wahren sucht. Am Schluß finden sich Berichtigungen und Nachträge sowie ein Verzeichnis der kritisch und sachlich erläuterten Stellen.

Was die Form, besonders den Versbau, der Übersetzung betrifft, so ist diese nicht über jede Ausstellung erhaben. Am meisten wird das Ohr beleidigt durch den nicht gerade seltenen Gebrauch betonter Silben als Kürzen. Zweisilbige Wörter, wie meine, deine, seine, ihres pyrrhichisch zu gebrauchen ist eine Härte. Ist die Natur dieser Wörter auch proklitisch, so haben die zweisilbigen Formen doch zu viel Ton auf der ersten Silbe. Verwerflich sind Hiate wie ahnte er (10, 390), drohte er (10, 395), streifte er (10, 401); vgl. O. Schroeder, Vom papiernen Stil (Berlin 1889) S. 79 ff. Nicht minder bedenklich ist es, Wörter, deren Satzton = Null ist, in der Arsis zu verwenden, vgl. den Verschluß X 387 führt nach seines Königs (Auftrag Reiter heran). Trotz dieser Mängel ist aber die Imhofsche Übersetzung auch der Form nach zu den besseren zu rechnen und ihr im Interesse der Statiusstudien recht weite Verbreitung zu wünschen.

Hildesheim. Konrad Roßberg.

S. G. De Vries, Commentatiuncula de codice Ciceronis Cat. Mai. Ashburnhamensi nunc Parisino. Leiden 1889, Brill. 43 S. 8. 1 fl. 20.

In der vorliegenden Einladungsschrift zu den in der Leidener Bibliothek vorzunehmenden Exercitationes palaeographicae orientiert uns der Verf. zunächst über diejenigen Hss, welche bisher die Grundlage für die Kritik von Ciceros Cato maior gewesen sind, und berichtet dann über die Herkunft eines noch nicht benutzten Kodex des Cato aus der Mitte des 9. Jahrhunderts, welcher vor kurzem durch den Vorstand der National-Bibliothek zu Paris von dem Grafen Ashburnham gekauft ist. Es folgt eine sehr sorgfältige Beschreibung dieser Hs nebst einer allem Anscheine nach ebenso genauen Zusammenstellung der Varianten nach Müllers Ausgabe. Aufgrund derselben sucht der Verf. darzulegen, daß jene Hs den drei besten Codices des Cato maior an die Seite zu stellen ist und auf alle Fälle bei der Kritik des Textes berücksichtigt werden muß. Daß dieser Versuch gelungen ist, läßt sich nicht bezweifeln.

Aurich. H. Deiter.

Gustave Schlumberger, Un empereur byzantin au dixième siècle: Nicéphore Phocas. Paris 1890, Firmin-Didot et Cie. IV und 779 S. (mit 4 Chromolithographien, 3 Karten, 240 Abbildungen). Lex. 8. 24 fr.

Keine Periode der byzantinischen Geschichte ist an politischen und militärischen Erfolgen reicher gewesen als die Regierungszeit der drei großen Kaiser Nikephoros Phokas (963—969), Johannes Tzimiskes (969—976) und Basilios II, des „Bulgarentöters“ (976—1025). Die Zurückeroberung der Insel Kreta, die seit 824 von den Arabern besetzt war und nach dem Mißlingen von fünf großen Expeditionen den Griechen politisch, kirchlich, sprachlich und kulturell für immer verloren zu gehen drohte, die gewaltigen Kriegszüge in Cilicien und Syrien, durch welche die Macht der tapferen Hamdaniden gebrochen und so wichtige Punkte wie Tarsus, Aleppo und Antiochia wiederum dem byzantinischen Reiche einverleibt wurden, die Wiedergewinnung von Cypern, die kolossale Steigerung der militärischen Leistungsfähigkeit und die Hebung der Einkünfte des Reiches sind Thaten, durch welche Nikephoros Phokas das von allen Seiten bestürmte Römerreich auf Jahrhunderte hinaus kräftigte und widerstandsfähig machte. Seine Nachfolger, der energische Johannes Tzimiskes und der furchtbare Kriegsmann Basilios Bulgaroktonos haben das Werk der politischen Wiederaufrichtung des Reiches durch die Zerschmetterung der Russen und Bulgaren mit dem besten Erfolge fortgesetzt. Niemals, weder früher noch später, hat das oströmische Reich in einem so kurzen Zeitraume seine gewaltige Ausdehnungskraft so glücklich bewiesen. Wenn mithin die Epoche des Nikephoros Phokas und seiner zwei Nachfolger dem Historiker an sich einen reichen und dankbaren Stoff darbot, so empfahl sich die Darstellung dieser Zeit noch besonders durch den gegenwärtigen Stand der byzantinischen Geschichtsforschung. Die umfassendste und anregendste Monographie, die wir über byzantinische Geschichte besitzen, das Werk von A. Rambaud über Konstantin VII. (912—959), mußte längst zur Fortsetzung einladen. Rambaud, der durch seine vollendete Kenntnis der russischen Sprache und durch seine gründlichen Studien über slavische Geschichte und Kultur wie kein anderer berufen war, für die byzantinische Geschichte neue Quellen und neue Gesichtspunkte aufzufinden, hatte für die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts eine feste Grundlage geschaffen, auf welcher mit Vertrauen weitergebaut werden konnte.

Schlumberger ist an seine Aufgabe nicht

als Anfänger herangetreten. Durch eine Reihe umfassender Werke, die leider in Deutschland, wie ich mich oft mündlich und litterarisch überzeugen konnte, noch viel zu wenig bekannt sind, hat er das Studium der byzantinischen Jahrhunderte gefördert. Wie Rambaud durch seine Kenntnis der slavischen Welt neue Gesichtspunkte fand, so hat auch Schlumberger eine Gruppe neuer Hülfsmittel förmlich entdeckt. Sein größtes und bleibendes Verdienst, durch das er seinen Namen in die Geschichte der byzantinischen Studien mit unvergänglichen Lettern eingegraben hat, ist die Untersuchung und Erklärung der zahllosen byzantinischen Gold-, Silber- und Bleibullen. Er hat hierdurch wie durch seine Arbeiten über die Münzen des lateinischen Orients und über byzantinische Kleinkunst für die Erkenntnis der inneren Zustände jenes Reiches, das ein russischer Gelehrter das Rätsel der Weltgeschichte genannt hat, völlig neue Aussichten eröffnet. Die gewaltige Monographie, welche Schlumberger uns heute vorlegt, ist wie seine früheren Schriften durch die umfassendste Beherrschung des Quellenmaterials und durch die Hervorhebung der inneren Verhältnisse ausgezeichnet. Der Verfasser geht in der Betonung des kulturgeschichtlichen Elementes so weit, daß die politischen und militärischen Ereignisse zuweilen nur die verschwindende Folie abgeben, auf welcher die Beschreibung typischer Vorkommnisse des öffentlichen und privaten Lebens mit behaglicher Ausführlichkeit aufgebaut ist. So schildert er im Verlaufe der Erzählung die Feierlichkeiten beim Begräbnis eines byzantinischen Kaisers, eine Hochzeit und ein Festmahl am byzantinischen Hofe, die Erziehung und Lebensweise der kaiserlichen Prinzessinnen, die Vorbereitungen zu einer maritimen Expedition, die Einrichtungen zur Handhabung des griechischen Feuers, die Organisation, Zusammensetzung und Disziplin des byzantinischen Militärs, eine Seeschlacht, eine Belagerung, eine nächtliche Kirchenfeier (eine sogen. Παννυχίς), einen Triumphzug in Konstantinopel, die grausame byzantinische Prangerstrafe (die sogen. Πομπή), eine Akklamation; dazu kommen Exkurse über die Ethnographie des byzantinischen Reiches und seiner Nachbarländer, über den berühmten arabischen Hofdichter Motenabbi u. s. w. Jede politische, militärische, kirchliche oder private Aktion in ihrem ganzen Umfange bis ins kleinste Detail hinein möglichst treu und deutlich zu rekonstruieren: das ist der leitende Gedanke, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Die Anschaulichkeit, welche hierdurch die geschichtliche Erzählung erhält, wird noch erhöht, durch die Beigabe zahlreicher, teils originaler, teils aus älteren Vorlagen geschöpfter Abbildungen, welche uns byzantinische Kunstwerke wie Miniaturen, Relief- und Mosaikbilder, Zellenemails, Bullen, Medaillen und Münzen, auch Ansichten von Gegenden und Ruinen, in reicher Mannigfaltigkeit vor Augen führen. Außer den kulturhistorischen Exkursen und den bildlichen Beigaben, die wie Ruhepunkte in den Text eingestreut sind, dient zur Belebung des dürren Gerippes der Thatsachen eine glänzende Darstellung von plastischer Kraft, in der man nicht selten das Wehen des modernen naturalistischen Romans zu verspüren glaubt. So ist das Werk nicht eine geschichtliche Monographie im engeren Sinne, sondern ein majestätisches Kolossalgemälde, auf welchem der politische, kirchliche und kulturelle Inhalt eines wichtigen Abschnittes der byzantinischen Geschichte mit ihren Beziehungen zum christlichen Abendlande und zum mohammedanischen Orient in sorgfältiger Ausführung zusammengefaßt ist. So imponierend reich ist dieses Bild geworden, daß man fast wünschen möchte, der rein historische Stoff wäre zu einer Monographie über Nikephoros konzentriert und das gesamte Beiwerk geradezu in eine byzantinische Kunst- und Kulturgeschichte verarbeitet worden.

Der Verf. hat nichts versäumt, um alle Nachrichten, die auf Nikephoros Phokas und seine Zeit irgend ein Licht werfen können, aufzudecken und zu verwerten. Das war sehr notwendig; denn die zunächstliegenden byzantinischen Quellen wie der Fortsetzer des Theophanes, Leo Diaconus u. a. sind dürftig und lückenhaft. Hier mußte weiter ausgeholt werden. Vor allem dienten zur Ergänzung die arabischen und armenischen Historiker, dann abendländische Quellen wie der berühmte Gesandtschaftsbericht des Bischofs Luitprand von Cremona, slavische Berichte wie die Chronik des Pseudo-Nestor und eine merkwürdige, erst jüngst von Syrkov herausgegebene und kommentierte altbulgarische Erzählung von der Ermordung des Nikephoros; daran reihen sich Denkmäler aus dem Gebiete, welches Schlumberger als der anerkannte Meister beherrscht, Bleibullen und Münzen, auch verschiedene Kunstdenkmäler. Mit besonderer Genugthuung ist es zu begrüßen, daß der Verf. eine Quellengattung beigezogen hat, die bisher für die Erforschung der Geschichte und Litteratur von Byzanz fast gänzlich unbenützt geblieben ist: die Heiligenlegenden. Von den neueren Vorarbeiten benutzte der Verf. vorzüglich

das erwähnte Buch von Rambaud, die treffliche Abhandlung von Leonhardt über Kaiser Nikephoros Phokas, Freytags Geschichte der Dynastie der Hamdaniden und die byzantinischen Geschichten von Gfrörer.

In der Beurteilung der Quellenangaben ist Schlumberger vorsichtig; doch behandelt er die kritischen Probleme für unseren Geschmack zu stiefmütterlich und verweist sie, um den Fluß der Darstellung nicht zu stören, meist in kurze Anmerkungen unter dem Texte. Daher bleibt der Leser im Unklaren über die manchen Angaben zu grunde liegende Autorität und namentlich über das Verhältnis und die Glaubwürdigkeit der Quellen. Auch das von dem Verf. befolgte System, mehrere ganz oder teilweise von einander abhängige Autoren, z. B. Kedrenos, Zonaras, Glykas und Manasses, wie selbständige Zeugen nach einander anzuführen oder gar neben Skylitzes wie einen zweiten Gewährsmann noch Kedrenos zu nennen (S. 142), könnte beim Anfänger und Laien unrichtige Vorstellungen erwecken. Man kann den Franzosen recht geben, wenn sie die „pedantischen“ Anmerkungen möglichst zu beschränken oder zu vermeiden suchen; denn wer nicht bloß eine wissenschaftliche Spezialuntersuchung, sondern ein litterarisches Kunstwerk schaffen will, muß auf die Schaustellung mühsamer, unerquicklicher Gelehrsamkeit verzichten. Allein es ist ja längst ein Mittel gefunden, durch welches die Wissenschaft und die Ästhetik gleichmäßig befriedigt werden können: man verweist die kritische und polemische Kleinarbeit in einen Anhang. Wenn der Verf. seinen gewiß von jedem Freunde der byzantinischen Geschichte lebhaft begrüßten Plan, später auch die Regierung der zwei Nachfolger des Nikephoros zu behandeln, zur Ausführung bringt, so wäre man ihm für eine kritische Beigabe über die Grundlagen seiner historischen Darstellung höchst dankbar.

München. K. Krumbacher.

Ch. Diehl, Excursions archéologiques en Grèce: Mycènes — Délos — Athènes — Olympie — Eleusis — Epidaure — Dodone — Tirynthe — Tanagra. Paris 1890, Armand Colin & Cie. 388 S. 8. 8 Pläne. 4 frs.

Dies echt französische Buch erhebt nicht den Anspruch, die Wissenschaft zu bereichern, es bezweckt vielmehr, in einer von gelehrtem Ballast freien Darstellung die großen Funde der letzten 20 Jahre und die neuesten Resultate der archäologischen Forschung dem großen Publikum der französischen Gebildeten zugänglich und genießbar zu machen. Nicht auf einen mehr oder minder vollständigen Katalog alles Gefundenen kommt es dem Verfasser an, nein er will an der Hand der Altertümer lebensvolle, runde Bilder von einigen Epochen hellenischen Lebens entwerfen, insbesondere den allmählichen Entwicklungsgang der griechischen Plastik, den erst diese jüngsten Funde uns recht kennen lehrten, gemeinverständlich schildern und damit dem relativ jungen Interesse, dessen sich die Archäologie in Frankreich erfreut, nach Kräften Vorschub leisten.

Man kann dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er im Großen und Ganzen die selbstgestellte Aufgabe vortrefflich gelöst hat. Vor allem verdient die anmutige, mit Humor gewürzte Darstellung unser ungeteiltes Lob und fleißigste Nachahmung. Wie wenige unserer Archäologen verstehn sich darauf, ihr schönes Wissen nun auch in schöner, gefälliger Form zu Papier zu bringen! Ja manche scheinen vor lauter Gelehrsamkeit nach dieser Richtung gar keinen Ehrgeiz zu besitzen. Und doch hat Diehl gewiß recht, wenn er behauptet, qu'un peu de parure embellit les plus belles choses et qu'un peu de coquetterie ne messied point aux personnes les plus graves. Diehl ist ein Meister in geistreicher, einschmeichelnder Causerie. Auch der Kenner wird viele seiner Skizzen, sowenig Neues sie enthalten, mit freudigem Behagen lesen. Nie hat ein Deutscher unseres Wissens so launig und liebenswürdig, so geschmackvoll lobend und leise ironisch zugleich über unsern Landsmann Schliemann geplaudert. Die Darstellung der olympischen Spiele ist eine Probe anschaulicher, lebenatmender Schilderung, unübertrefflich graziös das Geplauder über die Tanagra-Figürchen. Nie verfällt Diehl in den langweiligen Ton des Inventars; passende Exkurse auf das historische und kulturhistorische Gebiet sorgen immer wieder für erquickliche Abwechselung, und wenn auch hie und da die französische Lebendigkeit etwas in Schwatzhaftigkeit ausartet, das Buch in seiner Gesamtheit bildet eine in hohem Grad anziehende und fesselnde Lektüre.

Diehls Vorliebe gehört dem Gebiet der Plastik. Die Architektur kommt an manchen Stellen entschieden zu kurz. Im besondern hat sich der Verfasser in die archaischen Skulpturwerke, wie sie gerade die letzten Jahre in so überraschender Fülle zu Tage gefördert haben, mit viel Liebe versenkt. Er giebt sich die größte Mühe, seine Leser für die Entwicklungsstadien der attischen Bildhauerkunst zu interessieren, ihnen für die allmähliche Weiterbildung desselben statuarischen Typus Verständnis beizubringen, ihren Blick zu

schärfen für die Nachwirkung der ξόανα im Marmorstil, für die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Schulen, für jene feinsten Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, die der Kenner benutzt, um den Verwandtschaftsgrad der Bildwerke zu bestimmen. Aber gerade seine Vorliebe für diese diffizilen Probleme läßt ihn gelegentlich sein Publikum so sehr aus dem Auge verlieren, daß er sich seitenweise ganz im Kunstjargon der Eingeweihten bewegt, daß er zur Vergleichung auf alte und neue Funde verweist, die nur die wenigsten seiner Leser kennen dürften. Wir befürchten, diese umfangreichen Stilbetrachtungen, in denen Diehl aus der Rolle des populären Belletristen vollständig herausfällt, werden seinem Buche manchen Freund entfremden. Ja, wenn er wenigstens durch Abbildungen das Verständnis dieser feinen Beobachtungen erleichtert hätte. So aber bietet er nur 8 dürftige Situationspläne der hauptsächlichen Fundstätten. Einige geschickt gewählte Abbildungen wären überhaupt eine sehr erwünschte Zugabe gewesen: mehrfach kann der Verfasser selbst nicht umhin, von seinen ohnmächtigen Worten den Leser auf die graphischen Darstellungen der besprochenen Altertümer zu verweisen.

Die Litteraturangaben, welche an der Spitze der einzelnen Kapitel stehen, könnten allein schon darthun, daß Diehl ohne Unterschied von den Gelehrten aller Nationen zu lernen bemüht war. Er ist in der That völlig frei von jeder Voreingenommenheit gegen unsere deutsche Forschung. Daß er daneben die archäologischen Verdienste seiner eigenen Landsleute in ein möglichst glänzendes Licht zu rücken sucht, wird man nur begreiflich finden. So schmerzt es ihn, daß die „denkwürdigen Entdeckungen", welche die französische Schule auf Delos gemacht, so wenig bekannt sind, und er versteigt sich zu der freilich anfechtbaren Behauptung, dieselben verdienten in der Geschichte der archäologischen Errungenschaften einen ebenso angesehenen Platz wie das Olympia und Pergamon der Deutschen. Unsere Lorbeeren lassen ihn überhaupt nicht ruhen; mehrfach schilt er über den lauen Eifer seiner Landsleute für archäologische Ausgrabungen und empfiehlt alles Ernstes, den Einfuhrzoll auf Korinthen herabzusetzen, falls Griechenland um diesen Preis die Ausgrabung Delphis gestatten wolle.

Es wäre unrecht, bei dem populären Charakter, den das Buch hat und haben will, über Kleinigkeiten mit dem Verfasser zu rechten. Überraschend dürfte für den deutschen Leser die Behauptung sein, daß die Löwen am Mykenischen Löwenthor Köpfe von vergoldeter Bronze gehabt hätten, und daß der Borghesische „Fechter" richtiger als ὁπλιτοδρόμος erklärt werde. Mit Übergehung geringfügiger Druckfehler sei zum Schluß nur noch bemerkt, daß unser Kaiser Friedrich III. nicht der Sohn von Friedrich Wilhelm IV. war (S. 214), und daß es Seite 229 Z. 13 v. u. occidental statt oriental, S. 265 Z. 1 v. u. Heraion statt Heraino heißen muß.

Offenburg i. B. Fritz Baumgarten.

E. Luebeck, Das Seewesen der Griechen und Römer. Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg 1890. VIII, 55 S. 4. 1 Tafel. 3 M.

Wir erhalten hier die erste Hälfte einer sorgfältigen, geschickten und zeitgemäßen Bearbeitung und Sichtung des auf diesem Gebiete Geleisteten, nämlich die Abschnitte über Litteratur, Hafenanlagen, Kriegsschiffe und Entwicklung der Kriegsflotten, Handels- und Transportfahrzeuge, Unterarten in beiden Marinen, Bau des Schiffsrumpfes. Im nächsten Jahre sollen an gleicher Stelle behandelt werden Ruderwerk, Takelung, Ausrüstungsgegenstände, Bemannung, Rudereinrichtung der Polyeren. Der massenhaft vorliegende Stoff erfordert selbst bei einer so breit angelegten Arbeit noch die Auswahl; der Verf. hat sich für besonders fleißiges Citieren und die Wiedergabe vieler klassischer Belegstellen im Wortlaut entschieden, während er z. B. die Liste der Trierennamen und einige unsichere Kleinigkeiten am Rumpfe übergeht. Man erkennt, daß er tüchtig belesen und, wie selten Jemand, des Stoffes Herr geworden ist, auch die nötige Fühlung mit der Seemannschaft besitzt. Angenehm berührt die leicht verständliche, stellenweis unterhaltende Form, das sorgsame Bestreben, jedem der vielen Beteiligten, selbst den um eine streng wissenschaftliche Behandlung im heutigen Sinne wenig Verdienten gerecht zu werden, und das glückliche Vermeiden von Polemik, Phantasie und Hypothesensucht. Die ältere Litteratur ist erschöpfend behandelt, die neuere und neueste trefflich benutzt. Eine beigegebene Tafel bietet in guter Ausführung die Triere von der Akropolis und die Handelsschiffe des Torlonia-Museums. Eine schematische Abbildung der benannten wesentlichen Schiffsteile wäre wohl manchem Lernenden erwünscht gewesen. Verf. bestätigt die vom Unterzeichneten in Baumeisters Denkmälern d. kl. Alt. unter „Seewesen" entwickelten Neuerungen. Auf der Höhe unseres Wissens stehend verspricht die Arbeit nach ihrer Vollendung nicht nur ein ganz vorzüglicher Quellennachweis sondern auch die um-

fassendste, klarste Darstellung des Gegenstandes zu werden.

Berlin. E. Aßmann.

Georg Ebers, Die hieroglyphischen Schriftzeichen der Ägypter. Leipzig 1890, Breitkopf & Härtel. 55 S. 4. 2 M. 50.

Prof. Ebers hat das Verzeichnis der in der Offizin von Breitkopf und Härtel vorhandenen Hieroglyphentypen durch eine kurze Schilderung der ägyptischen Schrift und ihrer Entzifferung eingeleitet. Das Schriftchen soll eine Probe von der Leistungsfähigkeit der Breitkopfschen Druckerei geben; daher die Art seiner Ausstattung.

A. E.

K. E. Georges, Lexikon der lateinischen Wortformen. Zweite bis fünfte (Schluß-) Lieferung. Leipzig 1890, Hahn. 758 Sp. 8. à 2 M

In einem stattlichen Bande mit bester Ausstattung liegt jetzt das Werk vollendet vor, über dessen Anlage nach dem Erscheinen der ersten Lieferung in dieser Wochenschrift (1889, No. 13, 30. März) ausführlich Bericht erstattet ist. Später, als der Verf. anfangs in Aussicht stellte, ist der Abschluß der Arbeit erfolgt, weil ihn leider Krankheit in der sonst so unermüdlichen Thätigkeit unterbrochen hat. Dafür erscheint nun das Werk um 14 Spalten von Berichtigungen und Nachträgen bereichert, ein schönes Zeugnis der rastlos fortschaffenden Arbeit des betagten Gelehrten. Über die benutzten Ausgaben ist am Schlusse des Ganzen Nachweis gegeben.

Was etwa die Kritik über das hier Geleistete hinaus noch zu fordern hätte, braucht nicht wieder gesagt zu werden. Wohl aber gebührt dem Verf. erneuter Dank dafür, daß er seine Kraft auch diesem aus mühsamster philologischer Kleinarbeit zusammengesetzten Werke zugewendet hat. Jeder kennt die köstliche kleine Schrift von Littré, Comment j'ai fait mon Dictionnaire de la langue française. Georges würde auf den Dank vieler rechnen können, wenn er die Muße des Alters benutzte, um uns die Art seiner lexikographischen Thätigkeit selbst zu schildern. Über manche Frage, welche auch das vorliegende Werk uns aufdrängt, würde er selbst die beste Antwort geben können.

Kiel. A. Funck.

Jos. Neff, Udalricus Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein. T. I. Freiburg i. B. 1890, Lehmann. 35 S. 4. (Programmbeilage d. Gymnasiums.)

Ulrich Zäsi aus Konstanz oder, wie er sich latinisierte, Udalricus Zasius ist einer der bekanntesten Namen aus der großen Menge individueller und hervorragender Gestalten, mit denen der Humanismus unser Vaterland beschenkte. Am bedeutendsten als Jurist, ein glänzender Vertreter des römischen Rechtes in Deutschland, ist er doch auch in anderer Beziehung höchst beachtenswert. Die Schulgeschichte muß davon Notiz nehmen, daß der später so hochberühmte Gelehrte eine Zeitlang die Lateinschule der Stadt Freiburg i. B. geleitet hat. Zu höheren Aufgaben emporsteigend, bekleidete er seit 1500 an der Hochschule den Lehrstuhl des „Poeten", und bald nachher erhielt er auch einen juristischen Lehrauftrag.

Der Verfasser, der überall eine tüchtige Litteraturkenntnis auf dem von ihm bearbeiteten Felde zeigt, gliederte seinen Stoff folgendermaßen: 1. Stand der Forschung. Quellenübersicht. — 2. Jugend, Ausrüstung und Eintritt ins öffentliche Leben. Zasius „der Reformator". — 3. Zasius und der oberrheinische Humanistenkreis. — 4. Reformation und Bauernkrieg.

Bekanntlich hat Zasius an dem Juristen R. Stintzing einen ausgezeichneten Biographen gefunden. Seit dessen Werk (Ulr. Z. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft. Basel 1857) veröffentlicht wurde, erschienen nun mancherlei neue Quellen für Zasius im Druck, die Neff alle benutzte, nebst einigen handschriftlichen, worüber er S. 4 Auskunft giebt. So konnte besonders Abschnitt 4 und 5 gegenüber der früheren Darstellung beträchtlich erweitert werden. Ja man dürfte vielleicht erwägen, ob nicht noch weitere oberrheinische Humanisten, mit denen Zasius ebenfalls in Verbindung stand, in Abschnitt 4 hätten erwähnt werden sollen. Auch über die religiöse Stellung des Zasius, der bekanntlich als treuer Freund des Erasmus aus einem Verehrer Luthers bald zu seinem heftigen Gegner wurde, sagt Neff einiges Neue. Er sucht seinen Helden besonders gegen den von Heinrich Schreiber erhobenen Vorwurf der Intoleranz gegen die Evangelischen zu verteidigen.

Der Wert der Arbeit wird durch einige Ausstellungen, die hier gestattet sein mögen, nicht geschmälert.

Zunächst vermissen wir bei Aufzählung der neu erschlossenen Quellen auf S. 4 die Erwähnung von Ad. Horawitz 'Briefe des Claudius Cantiuncula und Ulrich Zasius von 1521—1533' (Wien 1879), einer Schrift, welche der Verfasser kennt und benutzt, wie man auf S. 28 (Anm. 46) sieht.

Ein unangenehmer Druckfehler steht S. 7 Anm. 4. Die Lendersche Arbeit über die Konstanzer Schulen ist schon 1833 erschienen.

Wenn auf der gleichen Seite (Anm. 7) gesagt wird, daß manchen Studenten wegen ihres jugendlichen Alters zum Zwecke des Besuchs einer Hochschule „Dispens“ erteilt wurde, so ist diese von modernen Einrichtungen gewählte Ausdrucksweise unrichtig. Da die Universitätsstatuten überhaupt keine Bestimmung über das Alter der zu immatrikulierenden Studenten trafen, so war auch, selbst für Knaben, kein „Dispens“ notwendig. Diese Frage entstand erst, wenn die jungen Studenten das Baccalaureatsexamen und später die Magisterprüfung bestehen wollten. Aber auch hier wurde sehr liberal verfahren. Der von Neff angeführte Melanchthon hat ohne Schwierigkeit als 14 jähriger Knabe in Heidelberg das Baccalaureatsexamen gemacht. Wenn sodann Ökolampad als ein solch junger Student angeführt wird, so hat sich der Verfasser durch das benutzte Buch irre führen lassen. Ökolampad war vielmehr bei seiner Immatrikulation zu Heidelberg 1499 bereits 17 Jahre alt, und sein erstes akademisches Examen, das des Baccalaureus, hat er erst 1501, d. h. als neunzehnjähriger, gemacht. Vgl. G. Töpke, Die Matrikel der Universität Heidelberg (Heidelb. 1884) I 434.

Wenn sodann S. 17 (Anm. 32) behauptet wird, daß Wiskowatoff im Jahre 1867 die neueste Biographie Wimpfelings herausgegeben habe, so ist das unrichtig. Denn die Biographie Wimpfelings von Bernhard Schwarz ist in Gotha 1875 erschienen. Neuer und besser als diese beiden Werke ist aber die Arbeit von Ch. Schmidt im ersten Band seiner Histoire littéraire de l'Alsace. Insbesondere antiquiert der in diesem Werke gegebene Index bibliographicus die frühere Zusammenstellung Rieggers vollkommen.

So könnten vielleicht noch einige Einzelheiten verbessert werden. Statt weiter zu tadeln, fordern wir lieber den Verfasser auf, uns bald möglichst den zweiten Teil seiner Studie zu schenken und auch fernerhin dem immer noch dankbaren Felde, auf dem er gearbeitet hat, insbesondere dem Humanismus an der Hochschule Freiburg, seine Thätigkeit zuzuwenden. X.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Band 141 und 142. Heft 10.

I. (641 ff.) **R. Peppmüller,** Zur Komposition der Hesiod. Werke. Sucht gegen Kirchhoff nachzuweisen, daß die Einzellieder sehr wohl als die organischen Glieder einer einheitlichen Komposition gelten können. — (657 ff.) **A. Rieder,** Zur Pindarischen Theologie. Zusammenstellung des Materials über die verschiedenen Gottheiten sowie der Abweichungen von Homer in der Ansicht über das Leben nach dem Tode, die μοῖρα, über den Heroenkult. — (665 ff.) **G. Bilfinger,** ΩΡΑ = Stunde bei Pythias. Widerlegung der von M. C. P. Schmidt gegen diese Auffassung erhobenen Einwände. — (672) **Fr. Blank,** Zu Arist. R. 503 f. — (673 ff.) **G. Meister,** Αἰσχίνης ὁ Σελλοῦ. Erkennt in diesem von Aristophanes so häufig verspotteten Äschines den Sokratiker, Lysanias' Sohn; ὁ Σελλοῦ hat dieselbe Bedeutung wie das adjektivische ὁ Σέλλειος, der mit der Natur eines σελλός begabte. — (679 ff.) **C. v. Jan,** Die Hss der Hymnen des Mesomedes. Von den drei Klassen Bellermanns muß die zweite (alte Drucke) wegfallen; der Archetypus der Hss der zweiten Klasse ist der Ven. VI 2. — (689) **W. Soltau,** Die römischen Schaltjahre seit 190 v. Chr. Erweist, daß von den Jahren 190—165 v. Chr. die geraden Schalt-, die ungeraden Gemeinjahre gewesen sind. — (696 f.) **O. Immisch,** De grammaticorum principe. Antidorus (nicht Antodorus) von Cumae hat sich zuerst im Titel seiner λέξις γραμματικός genannt. — (697 ff.) **P. O. Schjött,** Zum Heerwesen der Römer. Anknüpfend an Liv. VIII 8. — (703 ff.) **R. Lehmann,** Zu Sall. (Cat. 20, 8. 21, 1). — (707 ff.) **K. Niemeyer,** Zu Livius. — (713 ff.) **C. F. W. Müller,** Zu Januarius Nepotianus. Erweist an einer Reihe von Stellen, daß von den neueren Kritikern die Latinität des Nepot. überschätzt und die Überlieferung unterschätzt worden ist. — (720) **J. Segebade,** Zu Apul. Asclepius 21. — II. (497—580) **V.,** Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaige Heilmittel. — (525—533) **W. Vollbrecht,** Anz. der Schriften des deutschen Einheitsschulvereins von L. Meyer und F. Hornemann. — (537 ff.) **R. Boxberger,** Briefe von K. D. Ilgen an C. A. Böttiger.

American Journal of Archaeology. V 2. Juni 1889.

(135—153) **F. B. Tarbell,** The decree of the Demotionidae. A study of the Attic phratry. Die 1883 in Dekeleia gefundene Inschrift von 396 v. Chr. wird sachlich und kritisch geprüft und erläutert. — (154—181) **C. D. Buck,** Discoveries in the Attic Deme of Ikaria 1888. Mit Karte, 3 Tafeln und 11 Holzschnitten. IV. Chronological report of excavations. Die Ausgrabungen wurden im Januar 1888 begonnen, bis zum 12. März fortgeführt, am 13. Nov. wieder aufgenommen und im Januar 1889 vollendet. V. Topography of the Ikarian district. Nähere Schilderung des von Milchhöfer genau festgestellten Landteiles von Ikaria und Epateria. VI. Architectural remains. Beschreibung des choregischen Denkmals und des Pythion sowie einiger Ornamentreste. — (189—197) Reviews and Notices of books. Die hier folgenden Anzeigen sind sämtlich Fachblättern entnommen. — (198—233) Archaeological News. Nachrichten über Funde und Ent-

deckungen, anderen Zeitschriften entnommen. (284—265) Summaries of Periodicals.

V 3. Sept. 1889.

(267—319) Papers of American School of Classical Studies at Athens. (267—303) **W. J. McMurthy** and **M. L. Earle**, Excavations at the theatre of Sikyon (mit Taf. 6—9). Die Lage von Sikyon ist eine der herrlichsten Griechenlands und hat durch den reichen Boden, der noch heute trefflichen Wein hervorbringt, dazu beigetragen, die Stadt zu einem Sitze der Kunst zu machen; die Malerschule des Eupompos, der auch Pamphilos und Apelles entsprangen, wie der Thonbildner Butades und die Bildhauer Dipoinos und Skyllis, wie Kanachos und namentlich Lysippos sind mit dem Namen der Stadt verknüpft. Nach der Eroberung durch die Römer verfiel die Stadt; doch berichtet noch Pausanias von trefflichen Kunstschätzen und dem Theater, dessen Reste von späteren Reisenden, auch von Leake, Blouet, Curtius und Bursian beschrieben werden. Die Nachgrabungen haben es vollständig bloßgelegt: es ist in der römischen Zeit umgebaut worden, sodaß von dem griechischen keine Spur geblieben ist. An Kunstgegenständen wurden nur wenige Trümmer, ebenso nur einige kleine Gegenstände, wie Lampen und Münzen gefunden. Die Nachgrabungen ausserhalb des Theaters ergaben noch geringere Resultate. Von den mitgeteilten zwei Weihinschriften ist eine, welche einen Kallistratos als Sieger in Wettkämpfen feiert, bedeutender. Bei einer späteren Nachgrabung fand Earle die Statue eines Dionysos, der in behaglicher Ruhe die Hand auf die Hüfte stützt; sie ist wahrscheinlich ein Werk des Thoinias, eines Schülers des Lysippos. — (304—319) **C. D. Buck**, Inscriptions from Ikaria. N. 8—17. N. 8. Rechnungsurkunde über Weihespenden. — N. 9. Dekret betreffend eine Choregie, verbunden mit Antidosis. — N. 10—17. Kurze Weihinschriften. — (331—336) **W. Dörpfeld**, Letter on Tiryns and Mykenai. Gegen Stillman; inhaltlich bereits bekannt. — (337—357) Reviews and Notices of books. Mit Ausnahme weniger eigener Anzeigen sind die Besprechungen Auszüge aus anderen Blättern, zumeist aus unserer B. Ph. W. entnommen; selbständig sind (337—339) **Ferrinoni**, I sommi Pontifici della Campania. (**A. L. F., jr.**) Die Kenntnisse des Verf. sind ungenügend. — (339—341) **A. Fonteanive**, Guida per gli avanzi di construzioni dette ciclopiche. (**A. L. Frotingham, jr.**) Der Verf. zeigt sich auf historischem wie technischem Gebiete trefflich bewandert. — (347—350) **M. Armelini**, Le chiese di Roma. (**Ders.**). Wichtiger Beitrag zur Bau- und Kunstgeschichte Roms. — (352—353) **F. M. Nichols**, The Marvels of Rome. (**Ders.**) Inhaltsangabe. — (358—402) Archaeological News. — (403—416) Summaries. Auszüge aus Bulletin de Correspondance Hellénique, Gazette archéologique, Journal of Hellenic Studies, Revue archéologique.

V 4. Dezember 1889.

(417—422) **A. Michaelis**, The Thasian relief dedicated to the Nymphes and to Apollo. Mit 5 Holzschn. Versuch einer Herstellung des von Ed. Müller 1864 auf Thasos gefundenen, jetzt im Louvre befindlichen Altarschreins; es fehlen nur je ein Schlußstein an jeder Seite des Bauwerks, wodurch die Zahl der Nymphen auf 9, der Grazien auf 3 gebracht wird; wahrscheinlich war das Ganze ein kleines Nymphaion. — (423—477) Papers of American School of classical studies at Athens. (423—477) Excavations near Stamata in Attika. (423—425) **Ch. Waldstein**, Report on excavations and sculptures. (Mit Taf. XII.) Eine von H. S. Washington und C. D. Buck bei Stamata zwischen Kephisia und Marathon veranstaltete Ausgrabung in den Trümmern einer byzantinischen Kirche ergab das Fragment einer weiblichen Statue aus pentelischem Marmor archaischer (oder archaistischer) Arbeit und einige unwesentliche Bildwerke, außerdem einige Inschriften, welche hier (S. 426—427) von **F. B. Tarbell** mitgeteilt werden. — (428—442) Discoveries at Plataia. — (428—438) **J. C. Rolfe** and **F. B. Tarbell**, A new fragment of the preamble to Diocletian's edict „De pretiis rerum venalium". Zu den zwei bisher bekannten Exemplaren des Diokletianischen Ediktes von Aix und Stratonike ist jetzt ein drittes in Plataia gefundenes getreten, welches ein größeres Fragment der Einleitung enthält und die früheren an einzelnen Stellen ergänzt oder bessert. Bemerkenswert ist noch, daß es der erste Fund der lateinischen Ausgabe des Ediktes in Griechenland ist, während an mehreren Orten Fragmente des griechischen Originals entdeckt sind. — (439—442) **Ch. Waldstein, J. C. Rolfe** and **F. B. Tarbell**, Report on excavations in Plataia in 1889. (Mit Holzschn.) Die Aufdeckung einiger byzantinischer Kirchen, von denen eine dreischiffige von architektonischem Interesse ist, hat nur eine geringe Ausbeute an Inschriften ergeben. — (443—460) **C. D. Buck** and **F. B. Tarbell**, Discoveries at Anthedon in 1889. Von den 64 hier mitgeteilten Inschriften sind die meisten Weih- und Grabinschriften, nur von Interesse für die Namenkunde; eine ist von größerer Bedeutung, weil eine Rekrutierungsliste unter dem Archonten Ktesias. — (461—477) **C. D. Buck**, Discoveries in the Attic Deme of Ikaria, 1888. VIII. Sculptures. (M. Taf. 11. 13. und Abb. 43—55). 25 Bildwerke aus pentelischem Marmor; es sind Fragmente eines Kolossalkopfes und Rumpfes (Fig. 43. 44); Fragmente anderer Statuen, Fragment einer Grabstele des 5. Jahrh. (Taf. XI 2); eine andere Grabstele (Taf. XIII) und andere kleinere Gegenstände. Außer diesen Gegenständen wurden einige wenige Bronzen ausgegraben. — (478—523) **A. L. Frotingham jr.**, Archaeological News. Die üblichen Berichte über neue Entdeckungen und Funde — (524—534) Summaries of Periodicals.

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 3.

(81) Handbuch der Altertumswissenschaft von **Iwan Müller**, 2. Bd.: Sprachwissenschaft. Angelegentlichst empfohlen von *W. Dittenberger.* — (90) **J. Hartman**, De Phaedri fabulis. 'Für die Textkritik interessant'. *M. Rothstein.* — (94) **L. Friedländer**, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 6. Aufl. Bewundernde Kritik, mit vielen Ausstellungen zu einzelnen Sätzen, von *R. Förster.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No 3.

(57) **E. Thrämer**, Pergamos. 'Das Buch, dessen selbständiger erster Teil (Tantalidensage) von höchster Wichtigkeit ist, wird sich manche Freunde erwerben'. *P. Weizsäcker.* — (61) **G. Landgraf**, Der Bericht des Asinius Pollio über die spanischen Unruhen. Einwandfreies Referat von *C. Fleischer* — (64) **J. Weisweiler**, Das lateinische Participium futuri passivi. 'Gehaltvoll'. *G. Ihm.* — (65) **R. Wurzer**, Über historische Treue der Reden in Thukydides. 'Übermäßig breit'. *G. Hergel.* — (66) **J. Ries**, De Aeneae Tactici commentario poliorcetico. Beginn einer Rezension von *A. Lange.* — (69) **P. Cauer**, Unsere Erziehung durch Griechen und Römer. 'Überall tritt eine sehr wohlthuend berührende und vornehme Abneigung gegen den Utilitarismus hervor. Aber es ist eine zu spärliche Quantität latenter Philosophie in der Darstellung, und man kann nicht sagen, daß das Thema an der Wurzel erfaßt sei'. *O. Weissenfels.* — (79) Beitrag von **K. Buresch**, Die Ergebnisse der neueren Forschung über die alten Trieren. (Fortsetzung.) Cartaults „Trière athénienne" sei ohne Frage das Beste, was über die Trieren geschrieben ist; da Verf. jedoch „Landratte" sei, gehe es ohne Irrtümer nicht ab. Breusing zeige den glücklichsten Instinkt und die tüchtigste Sprachkenntnis.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Das fünfzigste Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin.

(Fortsetzung aus No. 5.)

So war deutsche Forschung in Rom eingebürgert, als eine Reihe neuer Thatsachen eintrat und dem beginnenden Jahrhundert seine wissenschaftliche Aufgabe klar machte. Es war ein von allen Zufälligkeiten unabhängiger Zug der Zeit, der sich in den edelsten Geistern aller Nationen kund gab. Man wollte die alte Kunst nicht mehr bloß in Museen anschauen, wo ihre Werke wie zur Parade reihenweise aufgestellt sind, sondern im Lande selbst, als einen Teil der Landes- und der Volksgeschichte.

Aus den Kavalierfahrten vornehmer Briten, welche nach den sieben Gemeinden Kleinasiens pilgerten, wurden ernste Forschungsreisen. Martin Leake, Dodwell, Sir William Gell begründeten gleichzeitig eine wissenschaftliche Ortskunde der klassischen Länder; die Gesellschaft der Dilettanti übernahm es als eine Ehrenpflicht, die Denkmäler alter Kunst und Schrift an das Licht zu ziehen. Durch die Elgin marbles wurde das Zeitalter des Phidias wieder anschaulich, 1811 die Kunst der Ägineten, und das Jahr darauf schlug Otto von Stackelberg im arkadischen Hochlande seine Zelte auf, um den Fries des Apollotempels aus dem Schutte zu ziehen.

Nach Wilhelm von Humboldt, als dessen Hausnachbar Zoega so lange Jahre an der Gregoriana gewohnt hatte, machte Niebuhr die historische Forschung in Rom einheimisch, und seine Arbeiten nahm Bunsen auf, durch seinen umfassenden Geist, seine Stellung und rastlose Energie vorzüglich geeignet, die Fremdenkolonie zu sammeln. An der piazza Barberini wurden die von Martin Wagner herübergebrachten Ägineten zusammengesetzt und gingen 1810 als Giebelgruppen aus der Werkstätte Thorwaldsens hervor, der durch Zoega zum Verständnis der Antike geleitet war.

In diese Zeit trat Gerhard ein und erkannte seinen Beruf. Es bedurfte keiner bahnbrechenden Thätigkeit, sondern einer sammelnden. Das Feuer der Begeisterung brannte seit Winckelmann; aber es entbehrte des gemeinsamen Herdes, der die neu aufstrebenden Kräfte vereinigte. Denn was der reichen Gegenwart die volle Bedeutung gab, das war der Geist der Freiheit. Es waren lauter selbständige Naturen, die sich dem Einfluß des Romanismus, an dem noch Zoegas hoher Geist gekränkelt hatte, nicht beugten. Germanischer Geist betrat in voller Kraft den Boden der alten Welt; deutsche Männer wie Friedrich Thiersch, Liefländer wie Stackelberg, Dänen und Engländer, die, wie Bröndstedt und Cockerell, in einem Sinne zusammenarbeiteten. Die neue, selbständig erworbene Anschauung von Hellas machte den Geist unabhängig von römischer Tradition. Die Wege des Pausanias lagen wieder offen, und sein Werk trat in den Mittelpunkt der Forschung. Man lebte in Rom, aber unter den Griechen, und da mit dem Entdecken des Apollotempels ein apollinischer Zug herübergekommen war und die alten Sagen wieder wach wurden von dem frommen Volke des fernen Nordens, das dem Gotte von Delos seine Opfer brachte, so nannten die Freunde, die auf dem Monte Pincio bei Kestner zusammenkamen, sich die Hyperboreer in Rom.

Es sollte aber keine Fremdenkolonie sein; dafür sorgte Gerhard, dem der lebendige Zusammenhang mit den Einheimischen unentbehrlich geworden war. Fea, Inghirami, Carelli, Avellino, Fiorelli schlossen sich an, Borghesi spendete dem neuen Bunde von seinem einsamen Burgfelsen in San Marino, und dann kamen ja auch mit voller Sympathie die besten Männer Frankreichs, vor allen Jean de Witte und der als freigebiger Kunstforscher unvergleichliche Duc de Luynes. So wurde der alte Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Germanen und Romanen glücklich überwunden, und die liebevolle Pflege der Antike war nun wirklich eine europäische Angelegenheit, wofür vor vier Jahrhunderten Cyriacus Kaiser und Papst in Bewegung gesetzt hatte. Das Kapitol erhielt eine neue Bedeutung; es wurde die hohe Warte für die Länder am Mittelmeer, die nach und nach auftauchten. Siziliens griechische Tempel rief Serra di Falco ins Leben zurück; die Lykier traten, 25 Jahre nach den Ägineten, wieder ein unter die Völker der Geschichte; am Euphrat und Tigris entrollte sich der ferne Hintergrund abendländischer Kultur. Vom Kapitol ging der Blick nach den Nilländen hinüber, und nachdem Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz dem durch Gerhards anspruchslose Thätigkeit geleiteten Vereine der Hyperboreer die öffentliche Anerkennung verschafft hatte, erfolgte nun die vom Kapitol aus angeregte, erste selbständige Beteiligung Deutschlands an der großen europäischen Kulturarbeit, die Wiederentdeckung des alten Reichs der Pharaonen, die das Gedächtnis der Menschheit um Jahrtausende erweitert hat. Italien selbst brachte der kapitolinischen Stiftung aus seinem Schoße als Morgengabe die etruskischen Vasenschätze, mit denen Gerhards Name auf das

engste verbunden ist. Es waren Funde, von denen man sich wundern könnte, daß sie mit den großen, für die Menschengeschichte Epoche machenden Entdeckungen in einer Reihe genannt werden. In der That ist aber aus den dunklen Felsgrotten auf den Gütern des Lucian Bonaparte ein neues Licht geschichtlicher Erkenntnis hervorgeströmt. Attisches Leben, attische Sagenpoesie trat auf einmal in unabsehbarer Fülle unverletzter Originalwerke zu Tage, hellenische Kunst in voller Naivität und volkstümlicher Frische, wie Winckelmann und Zoega sie gar nicht gekannt hatten; die vergänglichsten aller Denkmäler des Altertums sind die reichste Quelle für eine zusammenhängende Geschichte der bildenden Kunst geworden, und darin, daß diese Werke aus etruskischem Boden hervorgestiegen, bezeugte sich eine geistige Weltmacht Athens, von der man keine Ahnung gehabt hatte.

Gerhard war es, der den Schatz erkannte, und so ist nah und fern, im Kleinen und Großen die Arbeit der Deutschen, die so lange hinter den reichen und seemächtigen Nationen bescheiden zurückstehen mußte, in den Wettkampf der Europäer ruhmvoll eingetreten und hat an wichtigen Plätzen die Führung übernommen. Auch hier ist die Krone Preußen vorangegangen; was sie begonnen, hat das Reich übernommen, und voller Segen hat auf der kapitolinischen Stiftung geruht, die aus unscheinbaren Anfängen wesentlich durch Gerhards Anregung und lange unter seiner Leitung kräftig erwachsen ist.

So hat Italien den Verwundeten geheilt, den Erschöpften belebt und ihm einen unerwartet reichen Wirkungskreis eröffnet. Es war ihm eine zweite Heimat geworden. Aber er hing nicht am Boden, wie Winckelmann und Zoega; er hat sein Vaterland nicht verleugnet. Mit Schmerzen riß er sich los — quis porro Italia relicta Germaniam peteret nisi si patria sit, schrieb er auf den Titelbogen des ersten Buches, das er nach seiner Heimkehr 1886 herausgab.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 14. Februar. 1891. № 7.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Rev. **G. F. Browne**, Disney Professor der Archäologie in Cambridge, hat ein Kanonikat von St. Paul in London erhalten.

Geh. Regierungsrat Dr. **W. Bode**, Direktor der Abteilung für christliche Kunst an den Kgl. Museen zu Berlin, zum Direktor der Kgl. Gemäldegallerie. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Herrmann** zum Rektor der Univ. Königsberg. — Dr. **A. Gercke** habilitierte sich als Privatdozent für klass. Philologie an der Univ. Göttingen.

An Gymnasien etc: Dr. **Bernhardi**, Rektor in Schneeberg, zum Rektor der Fürstenschule in Grimma. — Dr. **Ritter**, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymn., zum Direktor des Gymn. in Rudolstadt. — Oberlehrer **Gilbert** in Dresden zum Rektor der Fürstenschule in Schneeberg. — Dr. **Rüger** in Dresden (Wettiner Gymn) zum Oberlehrer befördert. — Als ord. Lehrer angestellt Hülfslehrer **Zelle** in Berlin (Französ. Gymn.), Dr. **Gerhardt** in Potsdam, Dr. **Meyer** in Anklam, **Budde** in Hannover, Dr. **Reuter** in Berlin (Luisenstädt. Gymn.), **Schmücking** in Schleusingen, Dr. **Pelser** in Posen, **Schwedler** in Krossen, **Deinet** in Arolsen, Dr. **Haase**, **Schütze** und **Stache** in Nordhausen.

Auszeichnungen.

Prof. **Keil** in Halle den Kronenorden 2. Kl. — Den Adler des Hohenzollernschen Hausordens erhielten Direktor **Uppenkamp** in Düsseldorf, Oberregierungsrat Dr. **Hinzpeter** in Bielefeld, Geh. Regierungs- und Schulrat Dr. **Göbel** in Magdeburg, Regierungs- und Schulrat Dr. **Schulz** in Münster.

Emeritierungen.

Direktor Dr. **Hollenberg** und Prof. **Oxé** in Kreuznach. — Oberlehrer **Schnack** in Flensburg. — Oberlehrer Dr. **Krämer** in Kassel. — Dr. **Meyer** in Berlin (Andreas-Realgymn.).

Todesfälle.

Rekt. **Jungk** in Landsberg a. W., den 1. Jan. — Oberl. emer. **Weigeldt** in Chemnitz. — Dr. **Techmer**, Oberl. an d. höh. Mädchensch. u. Priv.-Doz. in Leipzig, 8. Jan. in Charlottenburg, 47 J. — Direktor **Zerlang** in Witten, 2. Jan., 61 J. — Schulrat **v. Fricken**, 29. Dez in Wiesbaden. — Privatdozent Dr. **Schultz** in Berlin, 4. Dez., 86 J. — Direktor Dr. **Dittmar** in Kottbus, 51 J. — Direktor a. D. Dr. **Ohlert** (von Danzig) 16. Januar zu Königsberg, 70 J. — Prof. **Güntner** in Greifenberg, 6. Jan — Rektor **Knabe** in Magdeburg, 9. Jan. — Oberlehrer Dr. **Maiss** in Königshütte. — Dr. **Petzholdt**, Geh. Hofrat und Bibliothekar in Dresden, 17. Jan., 79 J. — Dr. **A. Rée**, Leiter der Stiftungsschule in Hamburg, 13. Jan., 75 J.

'Αθηναίων πολιτεία.

'Omnium fere civitatum non Graeciae sed etiam barbariae ab Aristotele mores instituta disciplinas ... cognovimus'. Cic de fin. V 4.

Mit einer großen Menge anderer Papyrusfragmente kam vor reichlich zehn Jahren auch ein Fragment von des Aristoteles 'Αθηναίων πολιτεία nach Berlin. Die Litteratur über dasselbe ist wesentlich im Hermes, den Abhandlungen der Berliner Akademie und im Rheinischen Museum enthalten. Blaß gab es zuerst heraus (Hermes XV 366), noch unbekannt als Fragmente eines griechischen Historikers, Bergk erkannte durch die Vergleichung mit Schriftstellercitaten, daß die Fragmente Aristoteles zugehörten (Rhein. Mus. 1881, Heft 1). Landwehr, Diels (in den Abhandlungen der Berliner Akademie d. Wiss. 1885), Wilcken beschäftigten sich des weiteren damit. Wilcken stellte namentlich für sämtliche Papyri das wichtige Gesetz auf, nach welchem man entscheiden kann, welche Seite bei den zweimal beschriebenen Rollen die zuerst beschriebene sei (Hermes XXII, S. 487). Alle diese Abhandlungen und Erwägungen werden bei der Beurteilung über die Frage, ob echt oder gefälscht, berücksichtigt werden. Wir geben heute nur zur Orientierung das Material, soweit es nach der Kölnischen Zeitung und der Times (laut der Vossischen Zeitung) bekannt geworden ist. Der Kölnischen Zeitung wird aus London geschrieben: „Daß die Entdeckung der fast vollständigen Schrift des Aristoteles über die Verfassung von Athen auf einer ägyptischen Papyrusrolle im Britischen Museum keine Fälschung ist, wird durch äußere und innere Gründe bewiesen. Die äußeren Gründe sind der Zustand der Papyrusrollen und die Thatsache, daß weder die Käufer noch die Verkäufer die geringste Ahnung von dem Inhalt der Papyrusrollen hatten. Die inneren Gründe sind folgende: Von den 91 bekannten Fragmenten der athenischen Verfassung finden sich 78 auf der Papyrusrolle und ebenso der Inhalt zweier Papyrusfetzen in Berlin, welche der Verfassung zugeschrieben wurden. Leider fehlt der Anfang, und der Rest ist mannigfach verstümmelt. Das Manuskript liegt im Britischen Museum zur Ansicht auf und wird demnächst mit einer Einleitung und Anmerkungen von Kenyon, dem Assistenten der Manuskriptabteilung, veröffentlicht werden*). Der Fund ist zweifellos eine der ältesten griechischen Handschriften aus dem Ende des ersten oder dem Anfang des zweiten Jahrhunderts. Auf die Recto- oder horizontale Faserlage des Papyrus hat ein ägyptischer Gutsbüttel eine Monatsrechnung aus dem elften Jahre Vespasians verzeichnet, während auf der Verso- oder Perpendikulärfaserlage die Verfassung in vier deutlich verschiedenen Handschriften geschrieben ist. Indessen beweisen die Ähnlichkeit der besonderen Buchstabenform und die Abkürzungen, daß beide aus derselben Zeit stammen". Darnach würde die Monatsrechnung die ältere Niederschrift sein. Denn nach Wilcken l. l. S. 489 „ist die Horizontalseite die ursprünglich zum Schreiben bestimmte Seite des Papyrus, während die Vertikalseite, wenn überhaupt, nur nachträglich dazu benutzt wird". Darnach würde die 'Αθηναίων πολιτεία vielleicht die Schreibübung arsinoitischer Schulknaben sein, welche neuen Papyrus zur Benutzung nicht hatten.

Der Inhalt nun ist laut der V. Z. nach der Times folgender: „Der Anfang des Werkes ist leider verloren gegangen und war augenscheinlich auch niemals in dem Manuskript, welchem der gegenwärtige Text entlehnt ist, enthalten. Die ersten Spalten des Manuskripts sind überdies schwer verstümmelt, und die Entzifferung bereitete die größten Schwierigkeiten. Die Erzählung beginnt kurz nach der Verschwörung Kylons (welche etwa in das Jahr 612 vor Christi Geburt fällt) mit einer Erwähnung der Reinigung der Stadt nach seiner Entweichung anläßlich der verräterischen Niedermetzelung der gefangenen Aufständischen. Zunächst schildert der Verfasser in kurzen Umrissen den Zustand der Verfassung zu jener Zeit (welche einiges Licht auf die dunkle Periode der Könige wirft), sowie die beklagenswerte soziale und wirtschaftliche Lage Attikas; worauf er zur Besprechung der Reformen Drakos übergeht. Bislang war man gewöhnt gewesen, Drako nur als Gesetzgeber zu betrachten, ohne ihm eine besondere politische Bedeutung beizumessen. Nach Aristoteles scheint er indes weit mehr als dies gewesen zu sein, nämlich ein Reformator im Sinne Solons. Drakos Reformmaßregeln gingen indes nicht weit genug: sie berührten nicht den wirtschaftlichen Notstand, welcher die Wurzel des Übels bildete. Sie blieben daher ohne Wirkung zur Beschwichtigung der Unzufriedenheit und nach einem Vierteljahrhundert wurde Solon dazu berufen, eine weit drastischere Reformmaßregel zu unternehmen. Dies ist ein interessanter Abschnitt des Aristotelischen Werkes, nicht so sehr wegen der weiteren Einzelheiten, die er bezüglich der Solonischen Verfassung liefert, sondern eher wegen der reichen Citate aus den Versen, in welchen Solon seine politische Stellung verteidigte und erklärte. Gleichzeitig hebt Aristoteles klarer als die vorher bekannten Geschichten die Thatsache hervor, daß Solons Reformen niemals wirklich als eine praktische Verfassung in Athen angenommen wurden. Sie bildeten die Grundlage späterer Entwicklungen und stellten das Hauptprinzip der Demokratie her, sodaß er in späteren Zeitaltern mit Recht als Gründer der Volksregierung betrachtet wurde, aber zur Zeit führten sie zu bitteren Parteikämpfen, welche mit Versuchen zur Herstellung eines Despotismus abwechselten, bis der Erfolg des Pisistratus alle demokratischen Entwickelungen für ein halbes Jahrhundert hemmte. Über diese Periode hat Aristoteles wenig zu sagen, was als neu gelten könnte; er bestätigt jedoch das günstige Urteil der übrigen Autoritäten über die Regierung des Pisistratus. Mit der Ausweisung der Söhne des Tyrannen beginnt eine neue Aera des konstitutionellen Fortschritts: Aristoteles folgt den Einzelheiten des politischen Umschwunges mit ziemlicher Genauigkeit. Viele neue konstitutionelle Einzelheiten sind mitgeteilt, und es werden über mancherlei Ereignisse Angaben gemacht, die bisher unbekannt waren. Die neueste Thatsache ist die Beteiligung des Themistokles (aus rein selbstsüchtigen Beweggründen) an dem Sturze der Suprematie des Areopagus. Den letzten Angriff auf den Areopagus plante und leitete Ephialtes im Jahre 462 vor Christi Geburt. In diesem Unternehmen hatte Ephialtes den Themistokles zum Bundgenossen, der als Mitglied des Areopags eine Anklage fürchtete. Seine Beteiligung an dem Angriff, der auf diese Körperschaft gemacht wurde, bestand hauptsächlich darin, den Gang der Ereignisse zu beschleunigen. Nachdem er zuerst Ephialtes gewarnt, daß der Areopag im Begriff sei,

(Fortsetzung auf Sp. 221.)

*) Diese Ausgabe ist nunmehr erschienen. In der Februarsitzung der Archäologischen Gesellschaft in Berlin legte sie Diels vor und erläuterte er seinen Inhalt. Die Schrift ist echt und gewährt neue Belehrungen in reichem Maße. Wichtig ist, daß Ar., je näher er seiner Zeit kommt, die ψηφίσματα wörtlich giebt und sehr ins Einzelne geht. Das letzte ist aus dem Jahre 329. Wir bringen demnächst eine eingehende Anzeige.

I. Rezensionen und Anzeigen.

A. und W. Gemoll, Kritische Blätter. Zum 25jährigen Jubiläum des ev. Gymnasiums in Jauer und seines Direktors Volkmann. Striegau 1890, Tschörner. 28 S. 8.

Nur der erste Aufsatz, 'Zu den Homerischen Hymnen' von Albert Gemoll in Striegau, ist es, den ich hier anzeigen und mit einigen Bemerkungen begleiten will; den zweiten, die 'Beiträge zur Kritik und Erklärung von Xenophons Anabasis' (III. Teil) von Wilh. Gemoll in Liegnitz, überlasse ich einem anderen Beurteiler.

Der Verf. des ersten nimmt Bezug auf meine in dieser Wochenschrift (1887 No. 1 und 2) veröffentlichte Rezension seiner Hymnenausgabe, beschäftigt sich aber hauptsächlich mit meiner vor kurzem erschienenen Ausgabe des Hermeshymnus. Auf grund der letzteren sucht er zunächst die von ihm selber früher 'als zweifelhaft bezeichneten Lesarten festzustellen' (ohne die zahlreichen sonstigen Mängel seines Variantenapparates zu beseitigen), um dann auf mehrere Stellen meines eigenen kritischen Apparates hinzuweisen, die ihm fraglich oder unrichtig zu sein scheinen. Mit Dank ergreife ich die mir dadurch gebotene Gelegenheit zu einigen Berichtigungen und Aufklärungen. Zu V. 45 fehlt bei mir die hier wohl notwendige Angabe, daß R (wie mein Text) ἀμαρυγαί hat. 311 ist εἴσι st. εἶσι natürlich Druckfehler. 457 bei θυμὸν ἐπαίνει lies Ω st. M. Ob bei τηλόσε 114 wirklich, wie Gemoll meint, S fehlt, weiß ich nicht; nach meiner Kollation muß ich voraussetzen, daß in S richtig τηλόσε steht. Über ἐπιζίων oder ἐπιζίων ac. L 387 bin ich ebenfalls im Zweifel. Meine Kollationen sind nach der Ausgabe Abels gemacht; dort steht ἐπιζίων, und ich habe mir nichts weiter dazu angemerkt, als daß λλ nachträglich übergeschrieben sei. Möglich, daß ich dabei das zweite ι übersah. In allen übrigen Fällen, die Gemoll anführt (457 ist ihm nicht aufgefallen), trete ich für die Richtigkeit und Genauigkeit meiner Angaben ein. 110 hat, meint er, 'das Ω hinter ἄρμενον keinen Sinn'. Doch! es bezeichnet hier nämlich den consensus von LFS. '123 ist die Notiz ἐπὶ Ω, nullus ἐνὶ, an die falsche Stelle geraten; sie gehört nach 124'. Wie wäre denn dies möglich, da ich zu 124 das gerade Gegenteil, nämlich „ἐπὶ bw; ἐνὶ Ωs", bemerkt habe? Bei 123 berichtigt die betreffende Notiz einfach die irrige Angabe Abels ἐνὶ L. '136 fehlt die Lesung von M'. Nein; denn zu diesem Verse findet sich bei mir die Note „om(ittit) M". '202 Thiele ὀφθαλμοῖσιν M, Ludwich schweigt' und '433 [lies 423] 455 giebt Abel ἐρωτὸν L, Ludwich schweigt'. Ich schwieg, weil die betreffenden Handschriften bestimmt ὀφθαλμοῖσιν und ἐρατὸν haben, gerade so wie mein Text, auf welchen ich ebenso stillschweigend an tausend anderen Stellen Bezug nahm.

Es folgen Bemerkungen über das Verwandtschaftsverhältnis von S und D zu den übrigen Handschriften, nicht ohne allerlei direkt an meine Adresse gerichtete Wünsche und Winke, die sicherlich wohlgemeint und beachtenswert sind, deren Berücksichtigung mir aber doch sehr wesentlich durch meine Vorgänger hätte erleichtert werden können, wenn diese darauf bedacht gewesen wären, den handschriftlichen Apparat so vollständig und genau wie möglich zusammenzutragen und allen zugänglich zu machen. Das ist nun leider nicht geschehen, und so wird denn auch wohl die Erfüllung jener Wünsche nicht so bald meinerseits zu ermöglichen sein. Doch will ich sie mir gern gesagt sein lassen, zumal sie meist mit meinen eigenen übereinstimmen.

Bei dem Urteile, welches Gemoll ehemals über das Verhältnis der Hymnenhandschriften zu einander abgab, waren vorzugsweise drei Punkte, welche lebhaften Einspruch erfuhren: 1. seine Überschätzung des Cod. E, 2. seine Überschätzung der Randlesarten in LE und 3. seine Unterschätzung des Cod. M. Über den ersten dieser Differenzpunkte schweigt er jetzt; vielleicht ist auch er inzwischen zu der Einsicht gekommen, daß die Handschrift E wirklich nicht den Vorzug verdient, den er ihr vor allen anderen in seiner Ausgabe einräumte. Hinsichtlich des zweiten Punktes giebt er jetzt ausdrücklich zu, sich geirrt zu haben. Um so entschiedener aber glaubt er, bei dem dritten Punkte an seiner früheren Ansicht festhalten zu müssen. Gerade dieser ist wegen der exzeptionellen Stellung, die M unter den Hymnenhandschriften einnimmt, von besonderer Wichtigkeit für die Gestaltung des Textes und mag daher noch einmal kurz beleuchtet werden.

Gemoll sagt (S. 4) von dem Cod. M: „Seine Lesarten werden dadurch verdächtig, daß sich an einer ganzen Reihe von Stellen ein deutliches Bestreben kundgiebt, die Überlieferung absichtlich zu ändern. Nicht immer ist dabei das Versmaß beachtet . . . Wenn ich infolge dessen die Verse Merc. 422, 457 f. unter den Text gesetzt habe, so wünschte ich, von methodisch geschulten Philologen deswegen keinen Tadel zu erhalten." Zu meinem Bedauern kann ich den Tadel, den ich dieserhalb schon in dieser Wochenschr. 1887 S. 8 f. aussprach, auch heute nicht zurücknehmen; denn

was Gemoll zur Rechtfertigung seines Verhaltens gegen M anführt, gilt von *jeder einzigen aller existierenden Hymnenhandschriften ohne Ausnahme*: nicht eine unter ihnen ist frei von dem Verdachte, *absichtliche, auch auf Kosten des Versmaßes gemachte* Änderungen aufgenommen und dadurch die Überlieferung getrübt zu haben. Was kann z. B. wahrscheinlicher sein, als daß in 175 πειρήσω — δύναμαι δὲ — φιλητεύων [φιλητέον M] ὄρχαμος εἶναι, wie die jetzigen Handschriften statt δύναμαι φηλητέων lesen, das δὲ lediglich einer 'absichtlichen Änderung' seinen Ursprung verdankt? Es ist ohne Rücksicht auf das Metrum eingeschoben worden, vermutlich doch wohl, weil das asyndetische δύναμαι zu auffällig erschien. Ein anderes Beispiel liegt in 400 τὰ χρήματ' ἀτιτάλλετο (τὰ χρήματα τιτάλλετο M; τὰ χρήματ' ἀντιβάλλετο E!) vor: die gewöhnliche Form bei Homer ist ἀτιτάλλω (ἀτάλλω kommt nur einmal vor, N 27) — Grund genug, scheint es, für einen Halbwisser, sie auch in unseren Hymnus einzuschwärzen. Und noch an einer ganzen Reihe von Stellen läßt sich gegen *jede*, auch die *beste* Handschrift (L) der Verdacht *absichtlicher* Interpolation in ähnlicher Weise begründen: soll ein 'methodisch geschulter' Philologe nun wegen dieser Interpolationen die *ganze* Hymnenüberlieferung als verdächtig verwerfen, wie Gemoll es mit den Versen 422, 457 f. gemacht hat? Gewiß nicht: vielmehr soll er an dem guten Glauben festhalten, daß *die weitaus größte Mehrzahl* der überlieferten Worte trotz alledem echt und ursprünglich ist; die Minderzahl der differierenden oder sonstwie zweifelhaften Fälle aber soll er *einzeln für sich* prüfen und nicht nach vorgefaßter Meinung *schematisch* abfertigen. Wer mir vorhalten wollte, daß diese Maximen zum Eklektizismus führen, dem erwidere ich: das sollen sie auch; es giebt gar keinen anderen Ausweg für uns. Und wenn ein 'methodisch geschulter' Philologe sich nicht scheut, mit den Randlesarten von LE prinzipiell '*ein eklektisches* Verfahren' zu beobachten, wie es Gemoll S. 6 jetzt selber als das einzig richtige anerkennt, dann braucht er sich auch nicht zu scheuen, mit den Texteslesarten von M in *derselben* Weise zu verfahren. Beide Kategorien von Lesarten stehen auf der nämlichen Stufe: es sind unter den Lesarten solche, die entschieden den Eindruck der Echtheit machen, und solche, die das Zeichen der Unechtheit so deutlich wie möglich an der Stirn tragen. Welche von diesen richtigen oder unrichtigen Lesarten auf späterer Konjektur beruhen mögen, vermögen wir wohl hin und wieder zu ahnen, aber fast nirgend mit vollster Sicherheit zu entscheiden*); daher denn auch das Meiste von dem, was Gemoll gegen M vorbringt, einen so überwiegend subjektiven Charakter trägt. Ein Beispiel statt vieler. V. 401 f. heißt es:

ἔνθ' Ἑρμῆς μὲν ἔπειτα κιὼν ἐς λάϊνον ἄντρον
ἐς φῶς ἐξήλαυνε βοῶν ἴφθιμα κάρηνα.

So sind die Verse ohne jeden Anstoß: Hermes geht in die Felsenhöhle und treibt die Rinder heraus. Aber ἐς λάϊνον ἄντρον ist nur durch M allein bezeugt; in den anderen Handschriften steht παρὰ λάϊνον ἄντρον. Deshalb meint Gemoll, ἐς sei eine Interpolation, entstanden infolge der 'im Archetypus vorhandenen Verderbung ἄντρον st. οὐδόν'. Also bloß um ἐς in M als Interpolation zu brandmarken, wird hier zu dem Auskunftsmittel gegriffen, das *einstimmig von allen* Handschriften überlieferte ἄντρον zu verdächtigen! Nur um sein schematisches Verfahren gegen M zu retten, ersinnt Gemoll eine so unwahrscheinliche Konjektur wie οὐδόν! Gegen diese würde ich übrigens, auch abgesehen von allen prinzipiellen Bedenken, die Lesart von M nimmermehr umtauschen; denn Hermes kann sich nicht damit begnügen, *an die Schwelle* zu treten, wenn er die in der Höhle befindlichen Rinder *hinaustreiben* (ἐξελαύνειν) will; dazu muß er unbedingt *in die Höhle* hineingehen. Wenn Gemoll dieses ἐς st. παρὰ oder 486 φεύγουσα st. φθέγγουσα oder diese und jene andere Lesart des Cod. M nur als Konjektur und nicht als Urüberlieferung gelten lassen will, so ist das, wie gesagt, eine rein subjektive Auffassung. Ausgezeichnet gute Lesarten hat M mit den besseren Handschriften LE *gemein*, während die schlechteren AFHRS u. a. Verkehrtes oder nichts bieten, (59 ὀνομακλυτὸν, 119 δι' αἰῶνας, 121 ὤπτα δ', 157 πλευρῆσιν, 193 ἐβόσκετο, 209 εὐκραίρησιν, 241 u. 449 ἤδυμον, 402 ἐξήλαυνε, 440 σοίγ', 478 ἑταίρην, 481 φιλοκυδέα, 557 ἀλέγυνεν u. a.): prinzipiell steht also nicht das Mindeste im Wege, anzunehmen, daß andere ebenso gute Lesarten, die indessen M heute *mit keiner* anderen Urkunde *teilt*, durch denselben Kanal (M) aus derselben echten Urquelle und nicht aus bloßer Konjektur geflossen sind (65 ἆλτο, 87 δέμων ἀνθοῦσαν, 91 πολὺ οἰνήσεις, 110 ἄμπνυτο δὲ, 120 πίονα, 138 ἐπειδὴ, 148 ἰθύσας, 248 ἐμπλείους, 440 γενετῆς, 453 ἄλλο, 502 καλὸν, 515 ἅμα κλέψῃς u. a.). Dasselbe läßt sich von solchen Lesarten sagen, die zwar nicht ganz richtig sind, aber doch *weniger unrichtig* als die in der

*) Denn deutliche Fingerzeige, wie in der Randnote zu 42 γρ[απτέον], ὥς δοκεῖ μοι, „σμῶν' ἐξετ[ρησεν"], gehören zu den allergrößten Seltenheiten.

geringeren Handschriftenklasse überlieferten (94 φασὶν ἔσευε, 127 χαρμοφέρων u. a.): auch in der Kategorie dieser können einige sein, die uns nur M in der weniger korrupten Gestalt aus der Urquelle gerettet hat (119 ἐκκρίνας, 238 ὁλοσποδός, 560 θυΐωσιν u. a.). Auf einen anders gearteten Archetypus deutet ohnehin manches in M, z. B. die absichtlich frei gelassene Lücke 255, die in allen anderen Handschriften sachlich vollkommen richtig durch θᾶττον [θά- E] ἐπεὶ ausgefüllt ist. Noch mehr springt dies in die Augen bei 357 διὰ πῦρ παλάμησεν M, διὰ πῦρ μάλ' ἄμησεν Ω, wo auch nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit für den Verdacht spricht, daß ersteres (bekanntlich aus διαπυρπαλάμησεν verdorben) erst durch Konjektur gewonnen sein sollte. Es muß also, glaube ich, dabei sein Bewenden haben, daß wir, wo der Cod. M allein steht, niemals a priori gegen ihn Partei nehmen, sondern in jedem speziellen Falle an der Möglichkeit echter Überlieferung so lange festhalten, als die inneren Gründe dies irgend gestatten.

S. 9 wendet sich Gemoll gegen das von mir in Anwendung gebrachte kritische Mittel der Vers- und Wortumstellung. Er sagt: „L. glaubt laut der Vorrede, gegenüber den bisherigen Herausgebern seit Hermann statt des Mittels der Streichung die Umstellung anwenden zu müssen, um zur 'emendatior forma' des Gedichts zu gelangen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich das las. Meines Wissens ist G. Hermanns geistreicher Versuch, den Hymnus aus einer Kontamination mehrerer Gedichte hervorgehen zu lassen, ganz ohne Nachfolge geblieben. Sämtliche neuere Herausgeber sind auf Ilgens Standpunkt zurückgekehrt, wonach höchstens eine Interpolation an einzelnen Stellen stattgefunden hat. Sie streichen Verse als unecht, während es in Hermanns Sinn kaum einen unechten Vers gab." Mir ging es genau so wie Gemoll: 'ich traute meinen Augen nicht, als ich das las'. Wie konnte er nur auf den Einfall kommen, mir lediglich das vorzuhalten, was Hermann von seinen Nachfolgern trennt! Wie konnte er übersehen, daß es mir natürlich zunächst auf dasjenige ankam, was Hermann mit allen seinen Nachfolgern ohne jede Ausnahme verbindet! Nur dieses Gemeinsame faßte ich bei meiner Vorrede ins Auge. Es besteht darin, daß seit Hermann jeder einzige Herausgeber des Hymnus (Gemoll keineswegs ausgeschlossen) eine Anzahl überlieferter Verse dem ursprünglichen Dichter abgesprochen hat. Und warum mußte ich gerade dieses Gemeinsame hervorheben? Natürlich aus keinem anderen Grunde, als weil ich mich in direkten Gegensatz dazu stellte: ich strich nicht einen einzigen der überlieferten Verse, sondern suchte sie alle der ursprünglichen Dichtung zu erhalten. Das hat, soviel ich weiß, vor mir seit Hermann*) niemand mehr gewagt. In diesem Sinne also waren die von Gemoll mißverstandenen Worte meiner Vorrede zu nehmen: 'Potissimum, ni fallor, hoc quaeratur necesse est, utrum transponendis an eiiciendis versibus melius consulas corrupto carmini. Priorem rationem ego rectam puto, posteriorem alii critici plurimi inde a Godofredi Hermanni conamine audaci atque ingenioso amplexi sunt.' Als ich diese Worte schrieb, war mir Hermanns eigenartige Kontaminationstheorie längst zur genüge bekannt; habe ich sie doch sogar in einem eigenen Aufsatze, welcher den Titel führt 'Ist der Homerische Hymnus auf Hermes kontaminiert?' (Fleckeisens Jahrb. 1886 S. 433), zum Gegenstande einer ausführlichen Besprechung gemacht. Sie läuft in letzter Instanz augenscheinlich auf die Annahme umfangreicher Interpolationen hinaus (mit welchem Namen sie Hermann selbst in seinem Briefe an Ilgen wiederholt bezeichnet hat), und die Interpolationstheorie ist es, die auch bei den späteren Herausgebern eine mehr oder weniger stark einschneidende Rolle spielt. Gegen diese Theorie richtet sich mein eigener Versuch. Meine Gründe habe ich an den in der 'adnotatio critica' bezeichneten Stellen auseinandergesetzt: dort mag sie jeder, der will, nachlesen und mit Gemolls Einwendungen vergleichen, auf die ich hier wegen des beschränkten Raumes leider nicht näher eingehen kann (wer Lust hat, vergleiche auch den Index lect. aest. acad. Alb. Regim. 1891).

Die von Gemoll S. 13 aufgeworfene Prioritätsfrage ist dahin zu lösen, daß ihm für ὤχ' 400, mir für βουκολέων 167 die Priorität gebührt.

Den Schluß bilden Verbesserungsvorschläge, aus denen ich folgende hervorhebe: 34 ὄφελός τε, 121 δημῷ ὦπτα δή', 125 ὡς ἔτι νῦν μελεϊστί, 133 πάσασθ' ἱερῆς, 258 ὑπὸ γαίην (was doch mindestens γαῖαν heißen müßte), 393 ἐν ἀβλαβίῃσι, 461 κυδρὸς und ὄλβιος, 515 ἀποκλέψῃς, 532 ὅσα φῄς με.

Königsberg i. Pr. Arthur Ludwich.

---

*) In seinem Texte hat Hermann 76 Verse, also fast den siebenten Teil des ganzen Gedichtes, durch Klammern ausgeschieden und noch mehr in seinem Briefe an Ilgen dem ursprünglichen Dichter abgesprochen.

Homers Odyssee, erklärt von **Ameis.** I 1 (α—ζ) 9. Aufl. von **C. Hentze.** Leipzig 1890, Teubner. XXVI, 198 S. 8. 1 M. 35.

Anhang zu **Homers Odyssee,** von **Ameis.** I. (Zu α—ζ.) 4. berichtigte Auflage, von **C. Hentze.** Leipzig 1890, Teubner. 157 S. 8. 1 M. 50.

Es trifft sich gut, daß Ausgabe und Anhang in diesem Falle genau gleichzeitig erscheinen. Die erstere zeigt namentlich in den Stücken des Kommentars, welche sich auf Realien beziehen, viele Veränderungen und Bereicherungen, zu denen in erster Linie die Werke von Helbig (zweite Auflage) und (für den Schiffbau in ε) Breusing Stoff geliefert haben. Im Anhang, der gegen die vorige Auflage um 12 Seiten zugenommen hat, sind auch die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Textkritik, schon mit Einschluß der jüngst veröffentlichten Ausgabe von Ludwich, berücksichtigt.

Kiel. Paul Cauer.

Albert Jahn, Dionysiaca. Sprachliche und sachliche Platonische Blütenlese aus Dionysius, dem sog. Areopagiten, zur Anbahnung der philologischen Behandlung dieses Autors. Altona u. Leipzig, 1889, A. C. Reher. X, 84 S. gr. 8. 2 M. 25.

Als kritische Unterlage seiner Arbeit benutzt der durch philologisch-patristische Schriften (S. Basilius Magnus plotinizans, Bern 1838; S. Methodius platonizans, Halle 1865) bekannte Verf. 1. Corders Ausgabe „Dion. Areop., mit Zuthaten wiederholt," 2 Bde. Vened. 1755, welcher Randvarianten (Zeichen „γρ") aus einem cod. Marcianus, ein Glossarium von Attizismen, ein onomasticum Dionysiacum und Variantes lectiones beigefügt sind; 2. Juntina des Dion., ed. princ. Flor. 1516 kl. 8; 3. Baseler Ausg. der eccles. hierarch. 1539, mit griech. Scholien und lat. Übersetzung des Ambros. Camald.; 4. Pariser Ausg. de coel. hier. 1542; 5. Pachymeres' Paraphrase, ed. princ. von G. Morel Par. 1561; 6. Venediger Ausg. von de myst. theol. und de div. nom. 1538 mit der wertvollen Übersetzung und Erklärung von Marsilius Ficinus. Sind auch diese Grundlagen großenteils bereits in der Patrologia Gr. v. Migne, tom. 3 u. 4 benutzt, so erweisen sich doch manche genauere Angaben, sowie die ausgiebigen sprachlichen und lexikalischen Bemerkungen, welche Verf. an die einzelnen Formen anknüpft (die Anzahl der behandelten Ausdrücke beträgt z. B. für coel. hierarch. cap. I. etwa 25), für die philologische Behandlung des Areopagiten gewiß als förderlich. — In der Vorrede S. VI sagt Verf. nach einem Hinweise auf die zahlreichen Attizismen des Dion.: „Bei näherem Besehen giebt sich das Betreffende einem Kenner Platos meist als platonisches Gut zu erkennen . . . Dieses darzuthun, ist die Aufgabe meiner sprachlichen 'Platonischen Blütenlese' gewesen. Es ist sodann schon an und für sich undenkbar, daß ein mit den Schriften Platos in sprachlicher Beziehung so vertrauter Schriftsteller, wie Dionysius zufolge meinen Nachweisungen gewesen, nicht auch aus dem Borne des platonischen Gedankenschatzes geschöpft haben sollte. Zu zeigen, daß derselbe dies wirklich, namentlich in Benutzung des Symposion, des Phädrus, der Leges und der Briefe gethan hat, war die Aufgabe der sachlichen 'Platonischen Blütenlese'; auch glaube ich, diese zweite Aufgabe, mit Zuhülfenahme des ehrwürdigen Altmeisters Marcilius Ficinus, der selbst schon Gleiches bezweckte, derart erfüllt zu haben, daß es fortan schlechterdings unmöglich sein wird, unsern Dionysius, nach Engelhardts Vorgang, lediglich als einen von Plotin und Proclus abhängigen Compilator darzustellen." In einer Anmerkung dazu wird zugegeben, daß Proclus mit Dionysius viel Gemeinsames habe. „Da jedoch", heißt es dann weiter, „aus den von Hipler und Dräseke entwickelten Gründen Dionysius der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts zuzuweisen ist, so muß man annehmen, daß Proclus . . . es nicht verschmäht hat, auch aus den christlich-platonischen Schriften des Dion. zu schöpfen, wie es schon gelehrten Byzantinern geschienen hat. Diese Sache verdient eine eigene Studie, die ich jedoch, urgente senectute, gerne einem jüngern Forscher überlasse." Es bleibe hier unerörtert, ob diese Annahme richtig ist, und ob alle die Einwände widerlegt sind, wie sie z. B. Ueberweg-Heinze, Grundriß II [7] S. 119 mit den Worten zusammenfaßt: „Eine Hinaufrückung des Pseudo-Dionysius aus der 2. Hälfte des 5. in die 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts widerstreitet dem Gesamtentwickelungsgange des christlichen Denkens und kann nur einen Schein von historischer Begründung gewinnen, wenn mit Hintansetzung der Gesamtbetrachtung der Blick an einzelnen Stellen älterer Kirchenväter haftet, die, weil sie den modernen Gelehrten an analoge Stellen bei Dionys erinnern, für wirkliche Reminiscenzen erklärt werden, welche eine Bekanntschaft mit jener Schrift beweisen sollen, während die Anklänge sich in der That teils aus der gemeinsamen platonischen und neuplatonischen Basis, teils aus einem Einfluß in entgegengesetzter Richtung erklären." — Über die Feststellung jener allgemeinen platonischen Basis gehen aber auch Jahns Resultate nicht hinaus. In de coel. hier. c. I z. B. sind eigentlich nur folgende Ausdrücke auf Platon

zurückgeführt: ἐπικαλεῖσθαι, οὐκοῦν, οἷός τέ εἰμι u. οἷόν τέ ἐστιν, ἐποπτεύω, ἀραρότως (Platon. Hapaxlegom.), πήγνυμι (intr.), οὐ θεμιτόν ἐστιν, θεοειδής, ὑπερουράνιος (Platon. Hapaxl.). Denn ἁπλόω, ἀνατατικός, ἐπιστροφή, ἀνανεύω, νοὸς ὀφθαλμοί, ἀναγωγός, ὑπερκόσμιος auf Platonisches ἁπλοῦς, ἀνατείνω, μεταστροφή . . ἐπί, ἀνακύπτω, ψυχῆς ὄμμα, ἀνάγω, ὑπερουράνιος zurückzuführen, ist doch gewagt. Als echt Platonische Wörter bleiben also vielleicht ἐποπτεύω, ἀραρότως, πήγνυμι, οὐ θεμιτόν ἐστιν, θεοειδής, ὑπερουράνιος: denn die übrigen sind doch gemeinsames griechisches Eigentum. Von den genannten aber kommen ἐποπτεύω, πήγνυμι, θεμιτόν ἐστιν z. B. bei Sext. Empir. öfter vor und sind also nach Platon allgemein gebräuchlich, während z. B. das Dionysische Wort ἐπιστροφή sich nicht bei Platon, wohl aber ebenso wie die meisten der genannten bei Zenon und Chrysipp findet. Daraus ergiebt sich, daß dieses Verfahren, wenn auch lexikalisch nicht unnütz, doch für den Nachweis, daß Platon unmittelbare Quelle des Dionys gewesen sei, wenig fruchtbar ist. Die „sachliche" und „sprachliche" Blütenlese ist nämlich nicht etwa, wie man nach dem Vorwort glauben sollte, getrennt, sondern in diesen lexikalischen Untersuchungen, die fortlaufend dem Texte des Dionys folgen, zugleich enthalten. In der That also wird doch im ganzen damit nur eine gewisse Platonische Basis nachgewiesen, für die Texteskritik und Exegese aber nützliches Material geboten.

Frankenstein i. Schles. Karl Troost.

Joh. Bieger, De Auli Persii Flacci codice Pithoeano C recte aestimando. Berlin 1890, Heinrich & Kemke. 54 S. 8. 1 M. 50.

Während Büchelers Ausgabe des Persius sich hauptsächlich auf die Sabinusrezension α stützt, will Verf. wie im Juvenal so auch hier den Montepessulanus C als maßgebende Handschrift anerkannt wissen. Die Hauptschwierigkeit zur Lösung dieser Frage beruht einmal auf der großen Verderbtheit der Hss, die oft streitig lassen, ob mehr wie bloße Versehen vorliegen, dann darauf, daß bei der größten Anzahl von Stellen die Gründe für die Entscheidung nur Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben können. Nur selten hat die eine oder die andere Lesart zwingende Gründe für sich, und je nachdem man diesen Stellen mehr oder weniger Bedeutung zumißt, richtet sich das Urteil über den Wert der Klassen. Gegenüber der geschickten und besonnenen Verfechtung seiner Ansicht vonseiten des Verf. lassen doch manche Gründe mich auf der entgegengesetzten Seite beharren. Abgesehen von 42 Stellen, wo auch Bücheler α verläßt, hält Verf. noch an 22 die Überlieferung in C für Persianisch, während bei 17 die Entscheidung offen bleibt. Jene 22 teilt er wieder in 2 Gruppen: achtmal kann kein Zweifel an der Richtigkeit von C sein, vierzehnmal spricht hohe Wahrscheinlichkeit dafür. Doch sind diese letzten sämtlich und aus der ersten Kategorie noch I 14, III 16, 116 abgesehen von 3 Stellen sehr leichte Änderungen, die, selbst wenn man die Priorität von C anerkennt, kaum ein großes Gewicht in die Wagschale legen können. I 74 ist aber gerade die etwas ungewöhnliche, aber nicht unmögliche Konstruktion ein Beweis für α; V 87 ist haec reliqua, auf den längern Vordersatz bezogen, unanstößig; nur V 150 hat des Verfassers Kontamination für sich, daß peragere in der nötigen Bedeutung nicht nachweisbar ist. Dagegen muß er IV 31 erst Belege für seine Annahme des plaudere c. Abl. gleich gaudere beibringen. I 14 ist quod nur Versehen aus aliquid, wie dieselbe Hand irrte V 77 tenuit aus facit od. verterit, V 149 nummis aus petis. Gegen die Richtigkeit von V 78 turbinis weiß ich nichts einzuwenden, nur daß dieselbe Erklärung hier, wie vom Scholiasten zu 75 anzunehmen ist. Die Entstehung von α aus dem beliebten momentum temporis ist klar, ebenso wie 124 die Übernahme des sentis aus Horaz sehr ansprechend. Damit sinken aber beide Varianten zu einfachen Versehen herab. III 45 f. Persius hat als Knabe die Augenkrankheit simuliert, weniger um sich vor dem Vortrag als schon vor dem Lernen drücken zu können. Auch passen grandia verba besser in den Mund Catos als für einen vom 'parvus' discipulus vertretenen Genossen. V 84 Die Entstehung von voluit aus dem folgenden volo (89 voluntas) ist zu einleuchtend, als daß dies nicht gegen seine Ursprünglichkeit spräche. Der Wechsel des Ausdrucks beweist libuit als Persianisch, ebenso die auch sonst nicht seltene Zusammenstellung dieses Wortes mit licet, vgl. Cic. pro Quinctio 94; Philipp. I 33; al. Plaut. Trin. 1032; Hor. sat. I 6, 105; Sen. Troad. 344 f. Wo Verf. nur mit Wahrscheinlichkeit operiert, läßt sich auch nur selten mit mehr Grund α verteidigen, so II 42 wo pingues patinae geschützt wird einmal durch den etwas ungewöhnlicheren Ausdruck grandis schmeckt nach Glosse, die Anlehnung an Hor. sat. II 2, 95; Cic. Verr. IV 46 oder Ov. ex. P. IV 8, 40 verrät, wie V 59 fregerit entstanden scheint aus contudit der sehr ähnlichen Stelle Hor. s. II 7, 15; V 176 tollit aus IV 2; VI 3 rerum aus Cic. od. Lucr., VI 9

cognoscere aus Hor. ep. II 1, 229 und vielleicht III, 9 pecuaria r. credas aus ad Herennium IV 34, 46 pecuaria credemus — dann durch die Allitteration, welche Pers. sehr, besonders in aufeinanderfolgenden Worten liebt, vgl. in derselben Sat. v. 3, 5, 7, 8, 10, 29, 46, 50, 64, 65, 72; 12, 20, 36, 37, 38, 39, 47, 56, 57, 61, 63, 71. Das metrisch falsche pectore (V 129) aus übergeschriebener Glosse zu erklären, will wenig einleuchten, noch weniger prol. 14 das nicht gerade gewöhnliche melos. Mit Recht waren diese Stellen für Jahn und Bücheler Ausschlag gebend. II 52 hat auch die beste Handschrift Priscians (G L K II 219, 1) creterras. III 26 wie V 63 ist doch wahrscheinlicher, daß ein Schreiber das vermißte verbum substantivum ergänzt, als das vorgefundene übersehen hat. Doch bei diesen Stellen und dem ganzen Rest kommt man über Wahrscheinlichkeitsgründe nicht hinaus.

Natürlich muß jeder zugeben, daß C, auch wenn ihm nur die zweite Stelle gebührt, für die Herstellung des Textes nicht entbehrt werden kann. — In Citaten verbessere S. 20 Z. 3 v. u.: ibid. 50, S. 37 Z. 8 v. u.: III 86, S. 45 Z. 16: ibid. 111 (für III).

Duisburg. Carl Hosius.

Des **Rusticius Helpidius** Gedicht de Christi Iesu beneficiis. Kritischer Text und Kommentar von **W. Brandes.** Progr. des Gymn. Martino-Catharineum in Braunschweig 1890. 15 S. 4.

Das Gebiet der frühchristlichen Poesie, welches sich die klassische Philologie jetzt durch die Ausgaben im Wiener Corpus zu erobern beginnt, enthält noch sehr viel unangebautes Land; ich erinnere hier nur an das Carmen adversus Marcionem und an das Gedicht de providentia divina. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, wenn ein kritisch geschulter Geist, dem wie Brandes eine große Erfahrung und Belesenheit in der christlichen Dichtkunst zur Seite steht, sich an die Neubearbeitung der alten und schlechten Texte heranbegiebt, um in dieser immer noch wenig beliebten Materie zu arbeiten. Diesmal bietet uns Brandes den gesäuberten und lesbar gemachten Text des Gedichtes 'de Christi Iesu beneficiis' von Rusticius Helpidius, den er mit vollem Rechte nicht für den Leibarzt des Theodosius hält (s. Ebert, Allg. Gesch. d. Litt. d. Mittelalters I² 415 u. 1), und über den ich kürzlich (Rhein. Mus. 45, 154 ff.) gehandelt habe. Eine biographische Studie über den Dichter stellt B. in nahe Aussicht, um auch dies Verhältnis aufzuklären.

Das Gedicht hatte G. Fabricius in seiner Sammlung der christlichen Dichter (poett. vett. eccl. opp. Christiana S. 756 ff) ediert und zwar, wie er im Komment. S. 117 sagt, nach einer von Johannes Hartung dem Baseler Verleger Oporinus überlassenen Handschrift. Dieser Druck strotzt von Fehlern, und der Text ist daher oft unverständlich. Die Handschrift ging wieder verloren, und alle späteren Drucke beruhen folglich bei dem Mangel weiteren handschriftlichen Materials ganz auf Fabricius. Seither hat das Gedicht kritische Behandlung nur durch C. Barth, A. Rivinus und H. Müller (Gött. 1868) erfahren. Doch eine wirklich durchgreifende Textesrevision hat erst Brandes vorgenommen, indem er die irreführende Interpunktion der früheren Ausgaben korrigierte und durch eine Reihe von glänzenden Verbesserungen den Text reinigte. Allerdings bleibt bei dem ungeheuerlichen Periodenbau des Gedichtes und bei seiner hervorragend mystischen Ausdrucksweise noch manches dunkel und zweifelhaft (2 ist aeterna und 57 nostros als Druckfehler zu verbessern). Die Heilungsversuche von 6 ff. sind entschieden mit Glück gemacht, ebenfalls 13 f. und 16 ff. Für 23 f. nil—nil würde ich non—non vorschlagen, da man sonst doppeltes nihilo erwarten müßte. Vers 79 könnte pius in der Form pium (deum) zu halten sein, da das doppelte prius—prior anstößig ist. V. 97 wäre lapsa (colla) immerhin möglich. V. 110 ist morbis wahrscheinlich richtig; ich dachte an tu morte manentibus wegen des Inhaltes von V. 112. V. 133 dürfte celebretur vorzuziehen sein.

Außerdem hat sich B. der nicht geringen Mühe unterzogen, die Anlehnungen an poetische Vorbilder, die sich in dem Gedichte vorfinden, aufzusuchen und zusammenzustellen. Einiges derart hatte ich schon im Rhein. Mus. 45, 155 geboten. Brandes ist hier mit großer Sachkenntnis verfahren und hat auch fast in allen Fällen das Richtige getroffen. So erweist er die sehr starke Benutzung des Sedulius sowie der beiden kleinen, in Claudianhandschriften überlieferten Carmina de Christo und de Salvatore. Außerdem sind Dracontius und Claudian (Laus Serenae) benutzt, desgleichen Arator und Paulinus von Nola. Hierzu habe ich einiges nachzutragen. Der ganze Eingang (V. 1—10) ist eine Erweiterung von Sedul. C. Pasch. I, 60—65, deutliche Benutzung von 60 f. findet sich V. 1. Zu 5 f. ist zu vergleichen Anth. lat. 720, 13 f., dagegen kommt den Worten in V. 6 am nächsten Marii Vict. Aleth. III, 30. Der Gedanke in 26 ff. dürfte als Niederschlag aus der Lektüre von Prudentius' Psychomachie zu betrachten sein [animae animos et gaudia dones | Expugnare luem vitiorum et vincere], wie V. 35 eine Verkürzung von Prud.

Hamart. 963—966 zu sein scheint. Zu V. 65 f. wurde sicher Sedul. C. P. II, 43. 44 benutzt. Zu V. 84 f. ist außerdem Prud. Cathem. XII, 64—72 heranzuziehen. Von einzelnen Stellen sei noch erwähnt V. 20, wo Drac. Satisf. 5. Prud.-Sym. II, 95. Auson. II, 49 (Peiper), und V. 51, wo Ovid. Met. I 79. Lucan. X, 267 zu vergleichen sind. Jedenfalls ergiebt sich aus Brandes' Zusammenstellungen und aus unsern Nachträgen die interessante Thatsache, daß der Dichter seinen poetischen Ausdruck nicht mehr dem Vergil und anderen klassischen Vorbildern, sondern fast ausschließlich christlichen Dichtern entlehnt, wobei er in der großen Zahl der zeitgenössischen Poeten ziemlich allein stehen dürfte. Zweifelhaft erscheint mir die Benutzung des Juvencus, der doch bei den meisten christlichen Dichtern bis zum Ende des 10. Jahrhunderts ein Hauptvorbild gewesen ist. Dagegen darf man mit Recht auf die Beziehungen gespannt sein, welche B. zwischen unserem Gedichte und der Consolatio des Boëthius entdeckt hat, und die er demnächst klarzulegen verspricht.

Es geht aus obigem hervor, einen wie großen Nutzen die Philologie aus einer so gründlichen und eindringenden Bearbeitung sei es auch des kleinsten, bisher als 'rudis indigestaque moles' liegenden Textes ziehen kann. Und es ist sehr zu wünschen, daß wir noch recht viele ähnliche Arbeiten von dem verdienstvollen Mitarbeiter des Wiener Corpus erhalten.

Oberlößnitz bei Dresden. M. Manitius.

Max Bonnet, Le latin de Grégoire de Tours. Paris 1890, Hachette. 787 S. 8. 10 frcs.

Es ist nicht leicht, diesem umfangreichen Werke in einer kurzen Anzeige vollkommen gerecht zu werden. Der Verfasser behandelt seinen Stoff auf der Grundlage der schulmäßigen Grammatik und bietet ein anscheinend vollständiges Bild der Sprache Gregors in übersichtlicher und klarer Darstellung. Wer das Spätlatein nicht kennt, wird überrascht sein von der Fülle des Neuen, das ihm geboten wird; aber auch der Kundige findet nicht selten ihm bisher Unbekanntes, weit öfter sieht er seine anderwärts gemachten Beobachtungen in willkommener Weise bestätigt. Das Buch ist somit nicht nur für den Philologen und Lexikographen überhaupt, sondern auch für den Forscher auf dem Gebiete der späten Latinität von Wichtigkeit. Allerdings liefern die einzelnen Teile einen ungleichen Ertrag. So wird man in dem Abschnitte, der die Laute behandelt (S. 93—188), schwerlich etwas antreffen, das nicht schon in Schuchardts Werk über den Vokalismus des Vulgärlateins steht. Der lexikalische Teil enthält ebenfalls zumeist Bekanntes, und von den ungefähr achtzig addenda lexicis dürften außer perpatesco (Cassian) noch einige andere in Wegfall kommen. Desto mehr wird in der Flexionslehre und Syntax geboten; diese Abschnitte sind auch lehrreich für die Kenntnis des mittelalterlichen Lateins, an dessen Schwelle Gregor steht. Recht hübsch sind die Schlußbemerkungen über den Stil. Wenn wir noch hinzufügen, daß in der langen Einleitung (S. 1—85) über Gregors Werke und litterarische Bildung, dann über das gallische Latein jener Epoche beachtenswerte Erörterungen gegeben werden, so ist damit der hauptsächliche Inhalt des Buches erschöpft. Daß der Verfasser seiner Darstellung den klassischen Sprachgebrauch zugrunde gelegt hat, ist nicht zu billigen. Richtiger wäre es gewesen, nicht weiter als etwa auf Augustinus zurückzugehen und die Übereinstimmungen mit der spätlateinischen κοινή kurz, die Abweichungen aber ausführlich zu behandeln. Denn mit Cicero und anderen Klassikern hat Gregor nichts gemein, er fußt ganz und gar auf den Kirchenschriftstellern. Viele dieser letzteren, vor allen Sidonius, werden von Bonnet zum Vergleiche herangezogen, aber auch einige wichtige ganz ausgeschlossen. Ich erinnere mich nicht, in dem Buche ein Citat aus Cassian gefunden zu haben, obschon er die besten Dienste hätte leisten können. Vgl. abba, absida ebdomada, aduersus—aduersum, rursus—rursum, agere = tractare, et an der Spitze eines Fragesatzes, Genetiv auf -um statt -ium, incurrere mit dem Akk., in tantum, oportunus, remuo, repperio, reficere = essen, nel certe u. a. Zu berücksichtigen war auch Salvianus, der z. B. de gub. dei VI 71 infra in dem Sinne von intra (S. 587) gebraucht hat. Daß der Verfasser das späte Latein nicht vollständig beherrscht, läßt er mitunter an allzu gewagten Behauptungen ersehen. So heißt es S. 314 A. 2, daß bei Victor von Vita quoque für que stehe, von mir jedoch im Index fälschlich als adversativum erklärt werde. Aber auch Cassian gebraucht quoque mehrmals entsprechend dem griechischen δέ, und wenn Bonnet meinen Index angesehen hätte, so würde er nicht nur dies, sondern auch weitere Belege für quoque = que gefunden haben. Daß die angezweifelte Akkusativform incolumen (S. 340) zu Gregors Zeit vorhanden gewesen sein muß, wird durch ihr sonstiges handschriftliches Vorkommen bewiesen. So steht Val. Max. VIII 15, 10 in A incolum̄, in L[1] incolumen, desgleichen bei Porph. ad Hor. C. I 3, 1 im Ursinianus und in M[1]; sogar sublimen steht noch handschriftlich bei Porph. zu

C. I 1, 32. S. 650 A. 1 bekämpft Bonnet meine Auffassung des part. praes. im Sinne des verb. fin. bei Victor von Vita; die Lektüre des Jordanes und der zweiten Hälfte des Anonymus Valesii würde ihn eines Besseren belehrt haben. Ein sonderbares Mißverständnis ist ihm gelegentlich der Erwähnung des Citates aus Gregor in meiner Ausgabe des Paulinus von Perigueux S. 152 begegnet. Ich ließ dort parum [per] cerae drucken, nicht etwa um Gregor zu verbessern, wie B. meint, sondern um den Lesern, bei denen ja nicht durchweg die Vertrautheit mit der Sprache Gregors vorausgesetzt werden konnte, das Verständnis zu ermöglichen. Bonnet hätte diese meine Absicht recht gut aus dem Citate auf S. 150 erraten können, wo zu eum in Klammern hinzugefügt ist id est 'id', damit es der Leser nicht unrichtig auf tumulum statt auf oleo beziehe. Auch andere Forscher, wie von Hartel, Engelbrecht und Sittl, werden gelegentlich mit wenig Glück bekämpft. Das Urteil über die eingestreuten Bemerkungen zur Verbesserung des Textes bleibt am besten den Herausgebern Gregors überlassen.

Graz. M. Petschenig.

Rudolf Schubert, Herodots Darstellung der Cyrussage. Breslau 1890, Köbner. 85 S. 8. 2 M. 40.

Die Geschichte des Cyrus ist durch die in neuerer Zeit gefundenen Inschriften in mehreren der wichtigsten Stücke sicher gestellt, nämlich in der Genealogie, der Unterwerfung Mediens durch den Übertritt des medischen Heeres zu den Persern und Auslieferung des Astyages an Cyrus sowie der Einnahme von Babel, womit die Weltherrschaft der Perser begründet war. Die Eroberung von Vorderasien wird von den griechischen Geschichtsschreibern glaubwürdig erzählt, und diejenige des früher den Medern gehörigen Iran ist teils von denselben Schriftstellern berichtet, teils ist sie aus den Ereignissen der folgenden Regierungen sicher zu erschließen. Das Meiste, was sonst von Cyrus berichtet wird, ist sehr von der Sage durchsetzt, was schon daraus erhellt, daß Herodot und Ktesias mit seinen Nachfolgern sowohl in den Namen der handelnden Personen wie in den Vorgängen nicht übereinstimmen. Der Verfasser obiger Schrift unterzieht diese schon oft besprochenen, zum großen Teil sagenhaften Berichte einer gründlichen Kritik, indem er die einzelnen Sagen selbst sondert, und indem er sowohl das, was willkürliche weitere Ausführungen sind, als das, was zu bestimmten Zwecken umgestaltet oder auch rationalisiert worden ist, kennzeichnet und auf die einfachste Gestalt zurückführt (S. 44). Er unterscheidet hiebei drei Bestandteile der Cyrussage: 1. die Aussetzung und Errettung, 2. die Schicksale des jungen Cyrus bis zur Thronbesteigung, 3. die Verdienste des Harpagos um Cyrus. Wie eine vom Verf. sehr sorgfältig angestellte Vergleichung der Aussetzungssage bei den verschiedensten Völkern semitischer und arischer Abkunft ergiebt, ist sie bei Cyrus bereits sehr umgestaltet und vom Ursprünglichen abgewichen, teils durch Rationalisierung, teils durch Einflechten ursprünglich nicht beteiligter Personen. Der Verf. hält die Aussetzungssage für eine bei verschiedenen Völkern spontan entstandene; nach Erfahrungen, die man in neuerer Zeit auf religionsgeschichtlichem Gebiet gemacht hat, scheint es Ref. nicht unmöglich, daß alle Sagen dieser Art, soweit sie dem Kulturkreis des Altertums, einschließlich Indiens und Europas, angehören, auf die älteste, die babylonische von Sargon, zurückzugehen.

Bei dem zweiten Bestandteil der Sage von Cyrus, seinen Sckicksalen bis zur Thronbesteigung, ist, wie der Verf. zeigt, Herodot nicht von Ktesias benutzt worden: erst Nikolaus Damascenus hat Herodotische Angaben herangezogen; das Übereinstimmende beider Überlieferungsreihen in diesem Teil ist, daß Cyrus sich durch einen Traum seiner Mutter zum Abfall von Astyages hatte bestimmen lassen, zweitens, daß bei dem Kampfe der Vater des Cyrus noch lebte und in Persien Statthalter war, und drittens wohl auch, daß der Name des Cyrus eine auf die Königswürde hinweisende Bedeutung habe (S. 70).

Der dritte Teil endlich handelt von den Verdiensten des Harpagos um Cyrus; es wird gezeigt, daß Harpagos mit Unrecht in die Aussetzungssage verflochten ist, und daß vermutlich die Verdienste des Harpagos von dessen Nachkommen, welche Statthalter von Lykien waren, etwas übertrieben worden sind, unbeschadet seines Ruhmes, die anatolische Küste und Lykien dem Cyrus unterworfen zu haben.

Marburg. Ferd. Justi.

W. D. Morrison, The Jews under Roman rule. London 1890, T. Fisher Unwin. XXX, 426 S. 8. 5 sh.

Das vorliegende Werk bildet den 24. Band einer Sammlung „The story of the nations", welche die Weltgeschichte in Form von einzelnen Völkergeschichten in populärer Darstellung und mit Illustrationen bietet. Der Verf. beschränkt seine

Darstellung auf die Zeit von 164 v. Chr. bis 135 n. Chr.; denn in diese Periode fallen die Beziehungen des jüdischen Volkes zu Rom. Die Geschichte der Juden giebt ohnedies der 2. Band der Sammlung.

Die beiden ersten Kap. enthalten die römische Politik vor der Eroberung Palästinas und die Geschichte dieser Eroberung selbst bis zur Schlacht bei Philippi, das dritte schildert das römische Vasallenkönigtum in Judäa. Ich konnte bei der eingehenden Benutzung der Arbeiten von Mommsen, Marquardt, Wellhausen, Schürer u. a. nichts entdecken, was wie ein eigener Gedanke des Verfassers aussähe. Auch in den folgenden vier Kap. — the Roman tetrarchs, the Roman procurators, destruction of the Jewish State, the final conflicts — hat der Verf. mit geschicktem Eklektizismus die benutzten Quellen verschmolzen, und die Darstellung liest sich glatt und angenehm. Doch darf man sich durch diese Glätte nicht verleiten lassen, wirklich selbständige Studien vorauszusetzen. Fragen wie der Census des Quirinius, die Art der römischen Besteuerung, die Stellung der Procuratoren zu dem syrischen Statthalter u. a. sind durchaus nicht so weit gefördert, wie dies heute möglich ist. Auch beherrscht der Verf. die neuere Litteratur nicht. Sonst hätte er die staatsrechtliche Stellung der Juden seit Vespasian präziser dargestellt, als es jetzt der Fall ist, und an Stelle der wertlosen Kaiserdaten hätte er Charaktisterischeres gesetzt. Namen wie Lucius (sic) Quietus, Martius (sic) Turbo dürften sich nicht in einer sorgfältigen Arbeit finden, und der jüdische Aufstand unter Hadrian konnte mit mehr Thatsachen ausgestattet werden.

Die größere Hälfte des Buches schildert die inneren Verhältnisse der Juden unter der römischen Herrschaft in folgenden Kapiteln: The Sanhedrin or supreme national Council; The temple, The synagogue, The law and tradition, The teachers of the law, The Pharisees and Sadducees, The Essenes, The people, The messianic hope, The Jews abroad. Soweit ich hier urteilen kann, scheint der Verf. sich auf diesem Gebiete freier zu bewegen, wenngleich, soweit ich es verglichen habe, stellenweise auch hier eine starke Abhängigkeit von Schürer und Wellhausen zutage tritt.

Alles in allem kann ich für die Wissenschaft keinen großen Gewinn in dem Werke erblicken; als populäre Darstellung mag es im ganzen seinen Zweck erfüllen.

Giessen. Herman Schiller.

C. Maspero, Histoire ancienne (Egypte, Assyrie). [Lectures redigées conformément au programme du 22. janvier 1890. Pour la classe de sixième.] Paris 1890, Hachette. 400 S. 8. 5 frcs.

Für die Schüler einer Unterklasse der französischen höheren Lehranstalten hat Maspero eine „Geschichte des alten Orients" verfaßt, die, abgesehen von ihrem litterarischen Wert, schon als interessanter Versuch Beachtung bei uns verdient. Statt die Knaben mit Namen und Daten von Thutmosis oder Tiglatpilesar zu plagen, führt er sie auf 200 Seiten in das Ägypten Ramses' II. und wieder auf 200 Seiten in das Assyrien Assurbanipals. Es sind Kulturbilder aller Art, die er ihnen vorführt, ähnlich denen, die ein Reisender, der vom Glück begünstigt ist, heute im Orient zu sehen bekommt. Die glänzende Darstellung des Verfassers wird von zahlreichen vortrefflichen Illustrationen unterstützt, und ich kann mir nicht leicht eine unterhaltendere und anregendere Lektüre für die Jugend denken. Die richtige Anschauung des alten Orients, die sie durch dieses Buch gewinnt, ist doch mehr wert als die öde Kenntnis ägyptischer und assyrischer Königsnamen, die sie gewöhnlich als orientalische Geschichte vorgesetzt erhält.

Als gelehrte Quelle zur Kulturgeschichte will das Buch nicht benutzt werden.

Berlin. Adolf Erman.

Richard Heber Wrightson, The sancta respublica Romana. A Handbook to the history of Rome and Italy from the division of the Roman world to the breaking-up of Charlemagnes' Empire. A. D. 395–888. London 1890, H. Frowde. 280 S. 8. 7 sh. 6.

Der Verf. erhebt kaum Anspruch auf wissenschaftliche Selbständigkeit seiner Arbeit; er wünscht nur eine Lücke in der Litteratur auszufüllen. In der That ist es für jemand, der nicht viel Zeit auf das Studium der fraglichen Periode verwenden kann oder will, nicht ganz leicht, einen raschen Überblick zu erwerben.

Es hat keinen Zweck, das ganze Buch eingehend zu besprechen; es möge genügen an einigen Kapiteln zu zeigen, wie der Verf. sich seiner Aufgabe entledigt hat. Im 1. Kap. spricht er über die Reichseinheit; was er darüber vorbringt, ist nach den Ausführungen Mommsens über diese Frage ganz unzureichend. Was über die Augusteische Verfassung gesagt wird, ist völlig antiquiert. Über die Stellung Stilichos, die z. B. in der Notitia so merkwürdig hervortritt, erfährt man nichts; die Schlacht von Pollentia wird in ihrer Bedeutung einer strategischen Niederlage Alarichs

nicht erfaßt. Der Gegensatz von Germanen- und Römertum an den Kaiserhöfen wird in seiner großen historischen Bedeutung nicht gewürdigt.

Kap. 8—10 schildern die Longobardenherrschaft in Italien. An Einzelheiten fehlt es nicht. Aber eine klare Darstellung der eigentümlichen Vorsicht, mit der dieses Volk die Gefahr der Verrömerung von sich fern zu halten suchte, seiner eigentümlichen Verwaltungs- und Verfassungsverhältnisse, findet sich nirgends. Der Tod Alboins wird ausführlich erzählt; seine Bedeutung für die longobardische Invasion der eigentlichen Halbinsel wird nicht erwähnt. Ebensowenig wird auf die Bedeutung der Katholisierung der Longobarden aufmerksam gemacht, und die Politik der Könige Liutprand und Aistulph bleibt dadurch unverständlich.

Ich denke, das Gesagte genügt zum Beweise, daß das Buch für den jetzigen Stand der Wissenschaft nicht ausreicht — auch nicht für solche, welche nicht viel Zeit zu dem Studium der Periode haben. Denn nichts würde sie hindern, in der gleichen Zeit Richtiges zu erfahren, in der sie jetzt bald Unrichtiges, bald Unzureichendes lernen.

Giessen. Herman Schiller.

Frid. Seitz, De fixis poetarum latinorum epithetis. Part. I. Elberfeld 1890. (Programm.) 30 S. 8.

Die Abhandlung von Seitz über die stehenden Beiwörter der lateinischen Dichter ist geeignet, die bekannte Thatsache, daß sich durch die ganze römische Poesie, besonders seit der Epoche der drei großen Augusteer, der rote Faden einer ausgebildeten Dichtersprache mit zahlreichen stereotypen Wendungen zieht, auch von dieser Seite heller zu beleuchten. Für diejenigen, welche sich eingehend mit lateinischer Poesie beschäftigt haben, enthält die Thatsache selbst, daß bestimmte Wörter von bestimmten Epithetis regelmäßig begleitet erscheinen, nichts besonders Neues; doch werden auch diese in vorliegender Schrift manchen interessanten Einzelheiten begegnen. Das Material der Seitzschen Untersuchung erscheint etwas willkürlich ausgewählt: es umfaßt eine Anzahl mythologischer und geographischer Personen und Dinge. Warum unter den Göttern Juno, Vesta, Furiae u. s. w., von den geographischen Bezeichnungen Britanni, Indi u. s. w. ausgelassen sind, ist mir nicht erfindlich. Der Darstellung fehlt es mehrfach an Klarheit, was zum Teil wenigstens in der nicht eben meisterhaften Handhabung der lateinischen Sprache seinen Grund hat. Aber ob dem Verf. auch nur begrifflich ganz klar geworden, was es eigentlich mit jenem communis usus poetarum für eine Bewandnis hat, will mir an manchen Stellen nicht ganz unzweifelhaft erscheinen. Eine gegen B. Deipser gerichtete Abschweifung, die Composita mit -fer und -ger betreffend, unterbricht, so berechtigt sie auch an sich ist, den Zusammenhang auf S. 20—25 in recht störender Weise. Es thut mir leid, wegen des beschränkten Raumes auf Einzelnes nicht eingehen zu können. Nur die eine Bemerkung sei mir erlaubt, daß ich nicht festzustellen vermag, warum der bekannte spätlateinische Dichter Rutilius bei Seitz immer Namantianus, wie wir auf S. 10. 15. 19. 25. 27 (hier zweimal) lesen, statt Namatianus genannt wird.

Falls der Verf. weitere Studien auf diesem Gebiete zu veröffentlichen gedenkt, möchte ich ihm raten, den vielen gelehrten Apparat von Spezialschriften, die z. T. recht ephemerer Natur sind, bei Seite zu lassen und sich auf Vorführung der Thatsachen unter Angabe der Stellen zu beschränken.

Hildesheim. Konrad Roßberg.

Brieven van **Daniël Elsevier aan Nicolaas Heinsius** (9. Mei 1675 — 1. Juli 1679). Volgens het handschrift, bewaardter Universitäts-bibliotheek te Utrecht, met enkele aanteekeningen uitgegeven door de Vereeniging ter bevordering van de belangen des Boekhandels. Amsterdam 1890, P. N. van Kampen & Zoon. VI, 95 S. 8.

Diese Schrift ist ein wichtiger und interessanter Beitrag sowohl zur Geschichte des Buchhandels als zu der der klassischen Philologie in den Niederlanden. Der Herausgeber, Herr W. R. Veder in Amsterdam, bezeichnet sie als eine Art von Urkundenbuch zu den betreffenden Abschnitten von Alphonse Willems' Buch über die Elsevier, und in der That bildet die Thätigkeit dieser berühmten Firma den eigentlichen Mittelpunkt der Korrespondenz. Wir erfahren aber dabei sehr viel nicht bloß über Heinsius, sondern auch über die Pläne, Absichten und Arbeiten zahlreicher anderer holländischer Philologen und ihre zum Teil durch Elsevier vermittelten Beziehungen zum Auslande. Daß die Briefe von Heinsius fehlen, ist beklagenswert; man kann infolgedessen den Gang einzelner Verhandlungen nicht ganz genau verfolgen. Eine ziemlich bedeutende Rolle in dem Briefwechsel spielt die Politik, d. h. die Vermittelung der neuesten politischen Nachrichten. Die Briefe sind nach den in der Universitätsbibliothek zu Utrecht befindlichen Originalen genau abgedruckt, wie es scheint diplomatisch getreu, und von dem Herausgeber

mit sorgfältigen und instruktiven Anmerkungen versehen worden, die insbesondere auch die erwähnten Bücher und Personen zu identifizieren bestimmt sind. Daß dabei mancherlei als bekannt vorausgesetzt oder nur angedeutet wird, was in Deutschland nichts weniger als bekannt zu sein pflegt, erklärt sich aus der nächsten Bestimmung des Schriftchens für einen niederländischen Lesekreis. Ein sorgfältiges Register bildet eine nützliche Zugabe. Die Ausstattung ist recht hübsch.

Königsberg. Franz Rühl.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Wagners Geographisches Jahrbuch. XIV.

(145—181) **G. Hirschfeld**, Bericht über die Fortschritte in der geographischen und topographischen Kenntnis der alten griechischen Welt. 1 Einleitung. „Man könnte beinahe verzagen, wenn man sieht, daß Werke, deren Windigkeit man aufs klarste erwiesen glaubt, wie der Text zur Weltkarte des Castorius, nicht bloß gutmütig immer wieder durchgelassen, sondern der Welt als Wissenschaft und Weisheit verkündigt werden, während Leistungen so großartigen Stiles wie die von H. Berger höchstens einmal als Versuchsstation für Neulinge benutzt, aber kaum von jemand wirklich gewürdigt werden". — 2. Bibliographische und verwandte Quellen, nach Ländern geordnet. Bedauernd wird hervorgehoben, daß in Em. Hübners 'Bibliographie der klassischen Altertumswissenschaft' die Berichte des Verfassers im geographischen Jahrbuche völlig übersehen sind; auch gegen die anscheinend etwas zufällige Auswahl des Gegebenen ließen sich begründete Bedenken geltend machen. Wichtig ist auch der Vergleich der archäologischen Berichterstattung von Italien und Deutschland. Wir können es nur lebhaft billigen, wenn bedauernd ausgesprochen wird, daß „wir in Deutschland leider immer noch nichts besitzen, was einem solchen Centralorgan wie die Notizie degli scavi verglichen werden könnte". Erst dann würde man den Reingewinn für die Landeskunde und Topographie des antiken Deutschlands einmal einbringen können. Jetzt geht sehr viel Stoff von Nachrichten in Notizen von Lokalblättern völlig verloren. Zum Schluß wendet sich Verf. noch einem Lieblingsgebiete zu: er empfiehlt den griechischen einheimischen Vereinen, dem Syllogos in Konstantinopel, dem Parnassos, der ethnologischen und historischen Gesellschaft in Athen aufs dringendste die aktive Teilnahme an der geographischen Erforschung ihres Vaterlandes. — S. 151 Geschichte der Geographie, S. 155 Hülfswissenschaften und Verwandtes, sodann die sehr eingehende Übersicht über die einzelnen Länder der griechischen Kultur (Großgriechenland, Sizilien, der Osten, die Balkanhalbinsel, das eigentliche Griechenland*), Kleinasien). Hübners Bibliographie und manches andere Unternehmen würden durch Berücksichtigung dieser eingehenden, über den Inhalt der besprochenen Werke gut orientierenden Berichte nur gewinnen. Chr. B.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XLI, No. 8. 9.

(677) **A. Engelbrecht**, Beiträge zu den Briefen des Apollinaris Sidonius, Faustus und Ruricius. (Schluß). In der Hauptsache gegen Kruschs neuerliche Herausgabe der betreffenden Briefe gerichtet. — **J. Oberdick**, Der semitische Name der Königin Zenobia. Derselbe ist Bethsabai = Tochter des Glanzes. — (703) **A. Nagl**, Über eine Parallelstelle bei Plutarch und Livius. Es handelt sich um eine Zahlangabe Liv. XX 10,7 und Plutarch Fab. 4. — Litt. Anzeigen: (707) Sophokles' König Ödipus von **Fr. Schubert**. Rückhaltlos empfohlen von S. Reiter. — (710) **H. Schlottmann**, Ars dialogorum. In der interessanten Dissertation wird gezeigt, welche Wandlungen die dialogische Schreibweise bei Griechen und Römern durchgemacht hat. Verdient volle Beachtung. F. Lauczizky. — (713) **Merguet**, Lexikon zu den philosophischen Schriften Ciceros. 'Monumentales Werk, von welchem künftig alle Untersuchungen des Ciceronischen Stiles werden ausgehen müssen.' Kornitzer. — (716) **Kornitzers** Ciceroausgaben werden von A. Engelbrecht sehr freundlich besprochen: das handliche Format, der schöne Druck und billige Preis mache diese kartonnierten Bändchen jedem willkommen. — (722) **R. Fisch**, Nomina personalia auf o-onis. 'Unangenehmes Buch. Stellenweise mehr berlinische als deutsche Diktion. In etymologischer Hinsicht darf man dem wunderlichen Verf. absolut nichts glauben.'. Ref. Stowasser giebt hierbei seine eigene Erklärung der Endung o-onis. Dieselbe sei gar nicht lateinisch, sondern eine Entlehnung aus dem Griechischen (wie capito aus κεφάλων). — (735) **Reisigs** Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft. II. Semasiologie, neu bearbeitet von **F. Heerdegen**. 'Wohlgefügtes System'. Golling. — (736) **Rodemeyer**, Praesens historicum bei Herodot. 'Entbehrt der nötigen Exaktheit'. Golling. — (743) **F. Studniczka**, Kyrene. 'Schlagende Beweisführung'. E. Szanto. — (746) Denkmäler des Altertums, von **A. Baumeister**. Kommt in Studniczkas umfangreicher Anzeige schlecht weg. — **H. Gutscher**, Die attischen Grabschriften. Nach R. Weißhäupls Urteil leidet die Schrift an dem Übelstande, daß sie für reifere Schüler

*) S. 163 finden wir den Satz: „Das geographische Interesse und Wissen der Studierenden, wie sie von den Schulen den Universitäten überliefert werden, ist nach wie vor erstaunlich gering".

bestimmt ist, welchen das Thema doch zu ferne liegt. — (853) **Florilegium Graecum collectum a philologis Afranis.** 'Glückliche Auswahl; in manchen Stücken vielleicht zu umfangreich und zu schwierig'. — (857) **F. Schwenk**, Das Simonideische Gedicht in Platos Protagoras (Progr. von Graz.) Rekonstruktion; Plato habe das Gedicht fast wörtlich und ganz citiert. — (839) **Itzinger**, Index der in Ciceros Rede für Milo enthaltenen Metaphern. 'Recht faßlich'.

XLI, No. 10.

R. Schmidtmayer, Die Rede des Kaisers Claudius über das Ius honorum der Gallier bei Tacitus ann. XI 24 und die wirklich gehaltene Rede. Die Rede lautet bei Tacitus anders als auf der Lyoner Erztafel. In letzterer spricht der Kaiser konfus, „läppisch“, bei Tacitus streng logisch und geschmackvoll. Der Grund der Verschiedenheit liegt in dem Streben des Geschichtschreibers, die Gleichheit und Konzinnität seines Stiles in allen Teilen seiner Bücher zu wahren; wie allen antiken Historikern, galt auch dem Tacitus eine schöne, rhetorisch geordnete Darstellungsform mehr als historische Treue. Die Vergleichung beider Reden mache es übrigens wahrscheinlich, daß auch die übrigen Reden bei Tacitus veränderte Kopien der wirklich gehaltenen seien. — (888) **H. Becker**, Zur Alexandersage. Nebeneinanderstellung der Historia de preliis, des Commonitorium Palladii und des Briefwechsels zwischen Alexander und Dindimus. Die erstgenannte Schrift sei aus der letztgenannten entsprossen. — Litterarische Anzeigen: — (892) Homers Ilias, von **P. Cauer.** 'Von einer befriedigenden Sicherheit in der Textgestaltung sind wir noch immer weit entfernt. Wir setzen jetzt nur noch unsere Hoffnung auf A. Ludwich; sollten wir auch da getäuscht werden, dann wird es wohl bei den verschiedenen „homerischen Dialekten“ (Cauers, Rzachs, Ficks u. a) sein Verbleiben haben'. G. Vogrinz. — Derselbe Ref. zeigt S. 895 ff. die **Ameis-Hentzesche** Odyssee-Schulausgabe mit lobenden Worten an. — (898) Aristophanis Ranae instr. **H. Blaydes.** 'Etwas antiquierte Gelehrsamkeit, aber wegen der Fülle sprachlicher Bemerkungen für jeden Aristophanes-Kritiker unentbehrlich'. S. Reiter. — (900) **P. Brandt**, Zur Entwickelung der Platonischen Seelenlehre. 'Mit Interesse zu lesen'. F. Lukas. — (902) Horaz' Satiren und Episteln von **G. Krüger**, 12. Aufl. Empfehlende Rezension von F. Hanna. — (903) **E. Fabricius**, Theben; Topographie und Geschichte. 'Verf. habe die Spuren der alten Stadtmauer entdeckt, wonach der Umfang Thebens ein beträchtlich größerer gewesen sein muß, als man bisher annahm'. E. Szanto.

Revue de l'instruction publique en Belgique. XXXIII, No. 4.

(213) **L. Parmentier**, Une correction au texte de Thucydide. I 11 erzählt Thuk. daß die Griechen vor Troja bald nach ihrer Landung eine Schlacht gewonnen haben (μάχῃ ἐκράτησαν). Der Zusammenhang der Stelle erregt jedoch Bedenken; Parmentier will daher ἐκρατήθησαν in den Text setzen. — (254) **R. Engelmann**, Bilderatlas zu Ovid. 'Die Wahl ist vielleicht nicht überall richtig getroffen; Engelmann entlehnt zuviel von den Vasen und Spiegeln, während Statuen und Basreliefs in der Regel eine präzisere Vorstellung geben'. Ceuleneer. — (256) **E. Koch**, Griechische Schulgrammatik, 13. Aufl. Die verschiedenen Neuerungen, Wegfall des Duals, Behandlung des Pron. und des Adj. sofort nach den beiden ersten Deklinationen, das Verlassen der Curtiusschen Theorie bezüglich des Verbs finden seitens des Ref. Keelhof Beifall.

XXXIII, No. 5.

(285) **J. Keelhoff**, Note sur un passage de César, b. g. Cäsar berichtet, daß die Usipeten und Tenkterer während der Waffenruhe hinterlistig die Römer massakriert hätten, worauf er selber keine Rücksichten mehr zu nehmen glaubte. Das Alles sei „fourberie“; Cäsar wollte das schutzflehende, immerhin aber durch seine kolossale Stärke (430 000 Männer) gefährliche Volk auf die billigste Manier vernichten. — (294) **F. Magnette**, L'instruction publique à la Republique argentine. Der Bericht ist erfreulich. Argentinien besitzt zwei Universitäten, zu Cordoba und Buenos-Ayres. Eine philosophische Fakultät fehlt gänzlich. Die ordentlichen Professoren erhalten 700 frs. Gehalt pro Monat, wofür sie 2—6 Stunden wöchentlich geben. Die Zahl der Studierenden beträgt etwa 700. Den europäischen Gymnasien entsprechen in Argentinien die 15 National-Kollegien. Die „Latein-Frage“, welche auch hier nicht fehlt, neigt sich dahin, daß der lateinische Unterricht den Universitäten vorbehalten bleibe. — (308) **W. Freund**, Wanderungen auf klassischem Boden. Angezeigt von A. de Ceuleneer: 'Die Publikation scheint zu eilfertig hergestellt'.

XXXIII, No. 6.

(365) **E. Veckenstedt**, Geschichte der griechischen Farbenlehre. 'Siegreiche Widerlegung der Gladstoneschen Farbenblindheitstheorie und der „Augendarwinisten“ überhaupt'. J. Haust. — (369) Catulle, Commentaire par **E. Thomas**; Commentary by **R. Ellis**. 'Der französische Kommentar ist mit Takt und gutem Geschmack verfaßt; freilich stoße man sehr oft auf ein „non liquet“, wo man auf eine Erklärung neugierig wäre. Der englische Autor schöpft mit vollen Händen aus dem Schatz seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit'. P. Thomas. Derselbe Referent bespricht ferner p. 373 die „Syntaxe latine“ von **O. Riemann**, an welcher er nur einiges Lückenhafte und einen gewissen Mangel an Proportion auszusetzen findet. — (389) **Goodwin**, Syntax of the moods and tenses in Greek. 'Diese Syntax kann durch kein anderes Buch ersetzt und schwerlich jemals übertroffen werden'. J. Keelhoff.

---

ihn verhaften zu lassen, begab sich Themistokles nach dem Areopag, klagte Ephialtes an, daß er an einer Verschwörung gegen den Staat beteiligt sei, und erbot sich, die Mitglieder nach dem Hause zu führen, wo die Verschwörer versammelt seien. In der Behausung von Ephialtes angekommen, richtete er es so ein, daß er im Gespräch mit den Mitgliedern des Rates, die ihn begleiteten, gesehen wurde. Ephialtes, der zweifelsohne glaubte, daß sich die Warnung des Themistokles erfülle, entkam und suchte eine Zuflucht am Altar, aber, begreifend, daß seine einzige Aussicht auf Rettung darin liege, den Stier bei den Hörnern zu erfassen, eilte er nach dem Rat der Fünfhundert, machte den Areopag zum Gegenstand eines heftigen Angriffes und schlug vermutlich vor, denselben seiner eigentümlichen Machtbefugnisse zu berauben. Themistokles unterstützte diesen Vorschlag und mit Hülfe der Ekklesia wurden dem Areopag alle die Rechte entzogen, die ihn zum allgemeinen Hüter des Staates machten, und in seine Funktionen teilten sich der Rat der Fünfhundert, die Ekklesia und die Gerichtshöfe. Aristoteles schildert sodann das Wirken des Perikles und nachdem er noch zwei Episoden von konstitutionellem Interesse nämlich die kurzlebige Oligarchie der Vierhundert im Jahre 411 vor Christi Geburt, sowie die Herrschaft der Dreißig nach der Übergabe Athens an Lysander ausführlich geschildert, schließt er mit der Wiederherstellung der Demokratie im Jahre 403 seine Geschichte der konstitutionellen Entwickelung Athens.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 4.

(99) Juvenci evangeliorum libri IV rec. **J. Huemer**. 'Über die sorgfältige Ausgabe ist nur Gutes zu sagen'. *A. R.* — (113) **Kanellakis**, Χιακὰ ἀνάλεκτα. 'Wertvolles Material'. *G. M . . . r.* — (115) **W. Drexler**, Kultus der ägyptischen Gottheiten in den Donauländern. 'Genügend'. *G. E.*

No. 5.

(142) **Th. Gomperz**, Apologie der Heilkunst. 'Daß der interessante Verf. des Traktats Protagoras selber sei, wie Gomperz angiebt, läßt sich mit zwingender Notwendigkeit nicht folgern'. *M.* — (143) **G. Costomiris**, Etudes sur les écrites inédits des anciens médecins grecs. 'Verdienstliches Unternehmen'. *F. H.* — (144) **E. Nöldechen**, Tertullian. 'In Einzelheiten würde man manches anders wünschen'. *E. P.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 4.

(89) **E. Hübner**, Römische Herrschaft in Westeuropa. Vorliegende Sammlung ist sehr geeignet, in weiteren Kreisen das Interesse an der Altertumskunde zu wecken'. *J. A.* — (91) **Thrämer**, Pergamos. 'Verf. hat in einem dunklen Gebiete vieles aufgehellt und der Sagenforschung wertvolle Dienste geleistet'. *P. Weizsäcker.* — (95) **Lucian Müller**, De Accii fabulis. 'Resultate sind nicht zu unterschätzen; auch die Polemik bleibt durchaus auf dem Boden der Wissenschaft'. *T. Stowasser.* — (95) Maximiani elegiae ed. **W. Petschenig**. 'Schöne kritische Arbeit'. *M. Manitius.* — (98) **G. Heidrich**, Varroniana. 'Verdient vollste Anerkennung'. *G. Hergel.* — (99) **G. Ebeling**, Schulwörterbuch zu Homer, 5. Aufl. 'Manche unsichere Etymologien sind gefallen, aber noch immer steht neben Aphrodite die Übersetzung „Schaumgeborene"'. *A. Gemoll.* — (107) **K. Buresch**, Die Ergebnisse der neueren Forschung über die Triere. In diesem 3. Abschnitt wird hauptsächlich Breussings „Lösung des Trierenrätsels" vorgenommen; aber die τριήρης μονόκροτος hält Buresch ein für allemal abgethan. Über Aßmanns polemische Schreibweise äußert sich Verf. sehr unwillig.

No. 5.

(113) **K. Groh**, Geschichte des oströmischen Kaisers Justin. 'Ganz anerkennenswerte Leistung; verwertet neues (orientalisches) Material für die Geschichte'. *F. Hirsch.* — (118) Demosthenes orationes selectae, ed. **F. Slameczka**. 'Selbständige und besonnene Leistung'. — (119) Procli eclogae de philosophia Chaldaica nunc primum ed. **A. Jahn**. 'Kleines, aber treffliches Anekdoton; das patristische Gebiet wird in fruchtbringender Weise gefördert'. *J. Dräseke.* — (123) **R. Köpke**, Die Versmaße des Horaz. 'Mit Recht viel verbreitetes Schriftchen; belastet den Schüler nicht und kann auch noch in Prima wünschenswerte Wirkung haben'. *H. Belling.* — (124) Livius XXI—XXV, ed. **St. David** (Budapest) 'Schließt sich eng an Luchs'. *A. Schmidt.* — (126) **A. Polaschek**, Beiträge zur Erkenntnis der Partikeln ἄν und κέν. Lobend angezeigt von *G. Hergel.* — (127) **Ellendt-Seyffert**, Lateinische Grammatik, 34. Aufl.; **Lattmann-Müller**, Kurzgefaßte lateinische Grammatik, 6. Aufl.; **V. Thumser**, Zur griechischen und lateinischen Schulgrammatik. 'Bei E.-S. bleibt noch viel zu bessern. Lattmann-Müller durchaus tüchtig; Thumsers Vorschlägen wird man im Allgemeinen beistimmen können'. *C. Stegmann.*

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Das fünfzigste Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin.

(Fortsetzung aus No. 6.)

Je tiefer wir uns das Altertum geistig anzueignen suchen, um so mehr haben wir es allerorten vor Augen. Da hat uns Böckh gezeigt, der, wenn man ihn fragte, ob er nicht auch Lust habe nach Griechenland zu reisen, mit seinem schelmischen Lächeln antwortete: Ich weiß genau, wie es dort aussieht. Ottfried Müller ergänzte seinen Meister, indem er es bei der inneren Anschauung nicht bewenden lassen wollte. Es ist sehr merkwürdig als ein Zeichen des gemeinsamen wissenschaftlichen Zuges, daß gerade in denselben Jahren, da Martin Leake auf Grund sorgfältiger Lokalstudien seine Topographie von Athen herausgab, Ottfried Müller in seiner Gelehrtenstube das Bild der alten Stadt sich aufbaute, aber nur, um sich dadurch auf die Reise vorzubereiten, welche ihm für eine gedeihliche Fortführung seiner Forschungen unentbehrlich schien. Durch ihn ist jene dunkle Sehnsucht, aus welcher die Turcograecia des Tübinger Professors hervorging, zu voller Befriedigung gekommen und neben den Texten der alten Autoren wurde nun das Land der Hellenen mit seinen Denkmälern die andere Quelle der Altertumswissenschaft.

So fand Gerhard die Heimat. Wie früher in Thorwaldsen, so hatte sich jetzt in Schinkel von neuem gezeigt, welche lebensvollen Kräfte von dem Altertum ausgehen. Gerhard wollte mit seiner Vergangenheit nicht brechen; es war die natürliche Fortsetzung seines römischen Wirkens, daß er in Berlin einen Kreis von Gelehrten und Künstlern sammelte, dessen gemeinsamer Zweck es war, mit Griechenland wie Rom ununterbrochen in einem lebendigen Zusammenhange zu sein. Mit Stolz gedenken wir der Männer, die an unseren Abenden teilnahmen. Es war ja kein eng antiquarisches Interesse, das uns vereinigte, und damals ging man auch noch freier über die Schranken des Fachs hinaus. Ich sehe noch, wie die Brüder Grimm jeder Kunde aus dem Altertum

teilnehmend lauschten. Böckh und Benth durften wir anfangs noch zu den unsrigen zählen. Männer, die lange auf klassischem Boden gewirkt hatten, wie Prokesch, Reumont, Zahn, schlossen hier an ihr früheres Leben an. Lepsius hielt uns mit Ägypten in Verbindung. Vertreter allgemeiner Kunstwissenschaft wie Schnaase, ergänzten emsig ihre Anschauungen und Kenntnisse. Von Bildhauern war Tieck der Eifrigste, von den Malern v. Klöber und Remy, von den Architekten Stüler, Strack, Lohde, Erbkam. Mancherlei fruchtbare Gedanken tauchten hier zuerst auf, wie die Beziehungen zwischen Tempelbau und Gottesdienst, wie sie Bötticher entwickelte. Lachmann sprach hier zuerst seine anregenden Bemerkungen über das Zeitalter des Laokoon aus, Meineke und Haupt spendeten aus ihrem Wissen, und bei Gerhards und Panofkas weitreichenden Beziehungen fehlte es nie an neuen Vorlagen. Männer der Verwaltung, namentlich Kortüm und Brüggemann, nahmen eifrigen Anteil. Vor allem hatte man Freude daran, die Gymnasiallehrer teilnehmen zu sehen, denen Wiese, das älteste der noch lebenden Mitglieder, das Beispiel gab, wie man das Studium der alten Kunst für die Gelehrtenschulen verwerten könne. Ein neues Band schloß sich, als nach Gründung des athenischen Instituts durch Vermitttelung des großen Generalstabs nach dem Vorbilde seines ruhmreichen Chefs eine Reihe von Offizieren der Armee sich an der topographisch-archäologischen Aufnahme von Attika beteiligte und dabei ein lebhaftes Interesse für die Denkmäler und Geschichte des Landes faßte. Gelehrte, die nur vorübergehend in Berlin weilten, fanden hier die Männer zusammen, mit denen sie geistig verbunden waren, und wiederholt sahen wir Welcker, Otto Jahn, Ulrichs, Stark in unserer Mitte.

So hat sich, seitdem Gerhard zum ersten Male die Genossen berief, ununterbrochen und in wachsender Zahl der Verein erhalten, der auch durch die Zeitschrift, die aus seinen Verhandlungen erwuchs, eine gewisse Bedeutung für das wissenschaftliche Leben in Berlin erhalten hat, eine freie Gemeinde von Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden, welche darin ihren Mittelpunkt haben, daß ihnen das Verständnis der alten Kunst als ein wesentlicher Teil menschlicher Geistesbildung gilt, eine unerschöpfliche Quelle von Anregung und Belehrung, unentbehrlich, um mit klaren Augen das Wesen der Kunst zu erkennen und sich von einem unstät wechselnden Modegeschmack unabhängig zu erhalten.

Vor fünfzig Jahren war außer mir niemand hier, der auf griechischem Boden sich eingelebt hatte; jetzt — wie hat sich seitdem alles verändert! — jetzt ist eine dichte Reihe Älterer und Jüngerer da, die nicht nur in Rom und Neapel, sondern auch in Athen, in Olympia, in Pergamon zu Hause sind, und unser Verein, ursprünglich ein römisches Filial, gewann in demselben Grade eine selbständige Bedeutung, als unsere Stadt der Ausgangspunkt eigener Entdeckungen wurde. Endlich war im Wetteifer der Nationen auch an Deutschland die Reihe gekommen, die im Boden von Hellas ruhenden, der Menschheit angehörigen Schätze zu heben, und es kam dahin, daß hervorragende Schöpfungen der alten Welt, wie der Zeustempel von Olympia und der Altar von Pergamon, hier in unserer Mitte erst richtig erkannt, verstanden, wiederhergestellt und zur Anschauung gebracht werden konnten. Von Schritt zu Schritt folgte unsere Gesellschaft den neuen Offenbarungen der Kunst. Wer eine Anschauung von Olympia haben wollte, mußte nach Berlin kommen, und es war eine wunderbare Fügung, daß die ursprünglich für Cornelius bestimmte Wand des Campo Santo gerade das Maß hatte, um die beiden Giebelfelder nebeneinander aufzunehmen. So bescheiden und sicher die Unterkunft war, so war doch etwas erreicht, was in seiner Art einzig war; denn zum ersten Male sah man eine Fülle von alter Architektur, von Plastik und schriftlichen Denkmälern, wie sie einem Boden angehören, in einem Raume vereinigt mit allem dem, was nötig ist, um die Trümmerwelt geistig zu beleben. An Jung und Alt hat sich gerade dieser Gesamteindruck immer als ein besonders wohltbuender, tiefer und nachhaltiger erwiesen, und es wäre nach meinem Urteil eine schmerzliche Einbuße, wenn dieses einheitliche Museum, ein teures Denkmal dessen, was die ersten Kaiser Deutschlands als Friedenswerk ins Leben gerufen haben, aus unserer Stadt verschwinden sollte!

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

1)

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 21. Februar. 1891. № 8.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. **Gerhard** an d. Akad. zu Münster zum Bibliothekar d. Kgl. und Univ.-Bibliothek in Königsberg i. Pr.; Gymn.-L. Dr. **Anemüller** in Detmold zum Bibliothekar an d. Landesbibliothek das. an Stelle d. zurückgetretenen Geh. Regier.-Rat Preuß.

An Gymnasien etc.: Gymn.-L. Dr. **Groth** in Danzig zum Rektor d. höheren Bürgerschule in Graudenz. — Dr. **Mühlfeld** am Gymn. in Harburg zum Oberl.; **Backs** am Gymn. in Burg zum Oberl. am Realgymn. in Nordhausen. — Dr. **Siede** zum ord. L. am Königstädt. Realgymn. in Berlin; **Schütze** am Realgymn. in Nordhausen zum ord. L. am Gymn. in Burg; **Nath** zum ord. L. am Luisen-Gymn. in Berlin; **Winther** zum ord. L. am Gymn. in Eberswalde; **Zengerling** zum ord. L. am Gymn. in Ostrowo; **Gehrmann** am Gymn. in Rössel zum ord. L. in Braunsberg; **Elsmann** in Posen zum ord. L. am Gymn. in Inowrazlaw; **Hanke** am Gymn. in Landsberg a. W. zum ord. L. am Gymn. in Marienwerder; **Dehnicke** am Gymn. in Marienwerder zum ord. L. am Gymn. in Landsberg a. W.; **Seidenberg** am Gymn. in Braunsberg zum ord. L. am Gymn. in Rössel; **Engels** zum ord. L. am Realgymn. in Aachen; **Koch** am Andreas-Realgymn. in Hildesheim; **Freudenthal** zum ord. L. am Realgymn. St. Johann in Danzig; **Balkenholl** zum ord. L. am Realgymn. in Frankfurt a. O.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Paul**, Oberl. am Friedr.-Werderschen Gymn. in Berlin, den 27. Jan. — Prof. Dr. **Sachse**, Oberl. am ev. Gymn. in Glogau, den 31. Jan., 66 J. — Prof. Dr. **Osterley**, kgl. Univ.-Bibliothekar in Breslau, den 2. Febr. in Boppard a. Rh.

Wie starb Kambyses?

Die uns überkommenen Berichte über die Todesart des Kambyses stimmen durchaus nicht überein. In unserer Hauptquelle, der Behistûna (ed. Spiegel, 2. A. 1881 I § 11, S. 7), heißt es: „Im Monate Garmapada, am 9. Tage, da war es, da ergriff er (d. h. Gaumâta) die Herrschaft. Darauf starb Kambujiya, indem er sich selbst tötete“. Die babylonische Übersetzung giebt die Stelle so wieder, Zeile 17: „arki Kambuzi'a mitûtu ramâni-šu miti“, und Bezold überträgt („Die Achämenideninschr.“ Leipzig 1882, S. 5): „Darauf starb Kambuzia durch Selbstmord“. Anders und ausführlicher berichten bekanntlich die griechischen und römischen Schriftsteller; von diesen kommt namentlich Herodot (III 64) in betracht, zumal dieser ja nur wenige Jahrzehnte nach dem Tode des persischen Königs geboren wurde und für persische Dinge naturgemäß viel Interesse und Verständnis zeigt. Etwas verschieden von

der Erzählung des Halikarnassiers ist die des Ktesias (§ 43, S. 143 der Gilmoreschen Ausgabe, London 1888), welcher ebenfalls den Tod durch zufällige Selbstverwundung erfolgen läßt. Ebenso Zonaras (Bd. I, S. 264 Dind.); Lucian Charon 13 sagt: „Καμβύσης — τελευταῖον μανεὶς ἀποθανεῖται ἀποκτείνας τὸν Ἆπιν“. Iosephus Antiqu. Iud. XI 2, 2 giebt keine Todesursache an; Suidas II 2, 135 Bernh. s. v. παρφύνησιν erzählt nach Herodot; Justin I 9, 8 und Ammianus Marcellinus XVII 4, 4 berichten, Kambyses habe sich durch das zufällig herausfallende Schwert tötlich verwundet. Dieser Verschiedenheit der antiken Berichte entsprechend sind auch die Ansichten der modernen Forscher bis zum heutigen Tage noch geteilt. Einige derselben halten die offizielle Darstellung der Behistâna für allein richtig: so Duncker („Gesch. d. A. IV S. 442), Ranke („Weltg.“ I 134 und bei diesem Eb. Schrader), Hutdecker („Der falsche Smerdis“ S. 50), welcher meint, Kambyses habe sich getötet, um den Empörern, die er doch nicht habe bezwingen können, nicht in die Hände zu fallen, und Nöldeke („Aufs. zur pers. Geschichte“ S. 29), welcher der Ansicht ist, man könne die griechischen Berichte über diese Ereignisse jetzt ziemlich entbehren. Wiedemann („Ägypt. Gesch.“ S. 674 f.) entscheidet sich nicht mit völliger Bestimmtheit. Dagegen glauben Gobineau, Spiegel ('Erân. Altertumskunde' II 312, anders aber „Altpers. Keilinschr.“ S. 87) und Ed. Meyer („Kambyses“ bei 'Ersch und Gruber' und 'G. d. A.' I 612) an die Zuverlässigkeit des Herodoteischen Berichtes und die Möglichkeit, denselben mit den Angaben des Keilschrifttextes zu vereinigen.

Aber noch eine dritte — bis jetzt meines Wissens noch gar nicht ausgesprochene — Ansicht betreffs des Ausgangs des Kambyses ist wenigstens denkbar. Es sind nämlich noch Spuren einer Tradition zu erkennen, nach welcher Kambyses ermordet wurde. Hierhin gehört vor allem eine leider allzukurze Stelle bei Strabon (S. 736 Mein.), wo es heißt: διαδεξάμενος δὲ τοῦτον (sc. Κῦρον) Καμβύσης υἱὸς ὑπὸ τῶν Μάγων κατελύθη. Auch Platon („Gesetze“ III 695 B) erzählt, daß Kambyses μαινόμενος — — τὴν ἀρχὴν ἀπώλεσεν ὑπὸ Μήδων τε καὶ τοῦ — εὐνούχου, καταφρονήσαντος τῆς Καμβύσου μωρίας. In dem Sturze des Königs nun, der auch durch Verachtung seiner Thorheit veranlaßt wurde, kann zum mindesten auch dessen Ermordung inbegriffen sein, ja dieselbe ist sogar wahrscheinlich, da ein Mann von dem Charakter eines Kambyses kaum sich gutwillig zur Verzichtleistung auf die Herrschaft bewegen lassen würde. Diese Vermutung nun wird durch zwei andere Stellen gestützt; die eine findet sich bei Ioannes von Antiochia, die andere bei Orosius. Ersterer sagt (Fragm. 27 bei Müller „Fragm. Hist. Graec.“ IV 552): „Καμβύσης — — ἐπὶ δὲ τὴν ἐνδοτέραν (sc. Αἴγυπτον) ἐλαύνειν προθυμούμενος ὑπὸ τῆς εἱμαρμένης ἐκωλύθη, δολοφονηθεὶς ὑπὸ τῶν περὶ αὐτὸν μάγων βασιλεύσας ἔτη η'“ κτλ. Orosius erzählt („Adv. Paganos“ II 8): „regnavit enim medius Cambyses, Cyri filius; qui devicta Aegypto cunctam Aegypti religionem abominatus caerimonias eius et templa deposuit. post hunc etiam magi sub nomine quem occiderant regis regno obrepere ausi; qui quidem modo deprehensi et oppressi sunt“. Der Bericht des Georgius Syncellus I 457 Dind. „Καμβύσης ἐπιστρατεύων κατὰ τῶν β' ἀδελφῶν μάγων ἔφιππος τρωθεὶς τελευτᾷ“ ist ebenfalls allzu lakonisch; es ist aber doch wohl zulässiger, diese Worte im Sinne einer durch andere, Feinde erfolgten Verwundung des Königs als in dem einer absichtlichen oder unabsichtlichen Selbstverletzung desselben aufzufassen.

Für die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit der Annahme, daß Ioannes von Antiochia und Orosius den thatsächlichen Verlauf der Dinge berichten, sprechen gar manche Umstände. Ein Königsmord ist im Orient, in Persien nichts Seltenes; Herodot und Plutarch (Artax.) berichten uns grauenhafte Dinge, und bezüglich der neuesten Zeit denke man an das immer noch nicht völlig aufgeklärte Lebensende des Sultans Abdul Aziz. Ferner ist zu erwähnen, daß in den letzten Regierungsjahren des Kambyses das persische Reich sich in Gährung und Empörung befand, Kambyses selbst ἄπαις und keineswegs beliebt war. Nach Iosephus Ant. Iud. XI 2, 2 war Kambyses φύσει πονηρός, und der Kaiser Julian (Oratio I, ed. Hertl. S. 10 I) erzählt, daß Kyros πατήρ, sein Sohn aber δεσπότης genannt wurde (cf. Meyer, Gesch. d. A. I 611 und Hutdecker l. c. S. 33 f.). Wenn sodann bei Herodot und Ktesias sich keine Spur einer auch nur leisen Andeutung eines Königsmordes findet, so könnte man dies damit erklären, daß die persischen Gewährsmänner dieser beiden Autoren Anweisung oder ihre eigenen Gründe hatten, die Wahrheit zu bemänteln. Indes verkenne ich keineswegs, daß auch starke Argumente gegen die Annahme einer Ermordung des Kambyses anzuführen sind. Vor allem wird man mir entgegenhalten, daß gerade Darius keine Ursache hatte, die Magier von ihrer Schuld zu entlasten, und ganz besonders die unleugbare Thatsache betonen, daß einem so wertvollen, von allen Seiten als überaus glaubwürdig anerkannten Aktenstücke gegenüber, wie es die von dem Zeitgenossen und Nachfolger des Kambyses, Darius, verfaßte oder beeinflußte Behistâna ist, Nachrichten so später Schriftsteller, wie Ioannes von Antiochia und Orosius es sind, bedeutend an Glaubwürdigkeit einbüßen. So interessant daher auch die letzteren erscheinen, und sowenig man diese auch völlig ignorieren darf — die Frage, welche den Titel dieses Aufsatzes bildet, wird stets eine offene bleiben, welche mit Sicherheit nie zu beantworten sein wird; die Todesart des Kambyses wird jederzeit unaufgeklärt bleiben. Ähnlich ist es ja beim Kaiser Tiberius.

Dresden. Arthur Lincke.

Heinrich Kiepert und **Robert Koldewey**, Itinerare auf der Insel Lesbos (Sonderabdruck aus Koldeweys Lesbos, S. 74—89). Berlin 1890, Dietrich Reimer. 66 S. mit 2 Karten. 8.

Um auch dem Reisenden die Mitarbeit an der Weiterausgestaltung des geographischen Bildes der Insel Lesbos zu ermöglichen, haben die Herausgeber aus dem großen, oben (Sp. 149) von Böhlau besprochenen Werke die Karten und die genaue Beschreibung der einzelnen von ihnen zurückgelegten Routen, auf denen die kartographische Darstellung des Innern beruht, in einem handlichen, bequem in der Tasche zu transportierenden Buche besonders herausgegeben. Dankbar wird die Gabe auch der empfangen, welcher gern eine gute Karte der Insel besäße, aber das große Werk zu kaufen nicht in der Lage ist. Praktische Ratschläge für den Reisenden, welcher selbst beobachten will, sind in der Einleitung einige gegeben.

Berichtigungen.

In No. 5, S. 138, Z. 12 v. o. ist anstatt „Längung des o in locustas“ richtig zu lesen „L. des e in edere“.

Prof. Hirschfelds Nachruf an H. Schliemann steht nicht in der Königsberger Hartungschen Zeitung, wie bei uns angegeben ist, sondern in der Königsberger Allgemeinen Zeitung.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ed. Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Paderborn 1889, Ferd. Schöningh. VII, 344 S. 8. 4 M.

Ein mit Begeisterung und feinem ästhetischen Gefühl geschriebenes Buch! Die ursprüngliche Ilias, 'deren Herrlichkeit der Schutt der Überlieferung oft bis zur Unkenntlichkeit verdeckt', glaubt der Verfasser hervorgezogen und so das Epos 'für moderne Leser' genießbar gemacht zu haben. Mit großer Liebe hat er sich in den Geist der homerischen Poesie zu versenken gewußt, eine Urilias geschmackvoll herausgearbeitet und als Ergebnis jahrelanger Studien, von welchen er in Einzelarbeiten hin und wieder unverächtliche Proben gegeben, abgeschlossen uns vorgelegt. Die Menschen dieser Urilias werden in ihren mannigfachen Beziehungen zum Kosmos, zu Erde und Meer, zu der ganzen umgebenden Natur geschildert, ihre natürlich-plastische Betrachtungsweise dargethan, die sich in den Charakteren darstellenden Formen der Menschennatur, die Heldentypen, die Beschäftigungen, die sich nach den verschiedenen Richtungen hin äußernden Anschauungen der Zeit, die Volksseele der homerischen Welt beredt — aber leider mit Beschränkung auf die 'echten' Bücher — entwickelt, die charakteristischen Merkmale der Ein- und Zudichtungen — wenn auch nicht immer frei von subjektivem Empfinden — gekennzeichnet und anschaulich hervorgehoben. In ausführlicher Analyse sucht ein zweiter Teil die gewonnenen Grundsätze auf die einzelnen Gesänge anzuwenden und zur Feststellung der alten Ilias und der späteren Zudichtungen und Erweiterungen auszunutzen. A und B gehören im wesentlichen zum ursprünglichen Plan, natürlich ohne den Schiffskatalog, Γ ist Zusatz, von Δ und E nicht viel echt, Z ist alt und trefflich; von H aber gehören nur 12, von Θ 63 Verse, dagegen fast ganz I dem alten Dichter: nach dem Mißlingen des Sühneversuchs beschrieb dieser (in einem dritten Akte) einen zweiten Schlachttag ohne Achilleus, dessen Trümmer es aus den mehr oder weniger durch Zusätze überwucherten folgenden Gesängen hervorzuholen gilt. Auch diese Arbeit meint K. zu leisten: nur muß man N und Ξ ganz, von Λ viel und von M und O das Meiste aussondern. Mit Π stehen wir wieder — trotz mancher fremdartigen Zuthat — auf 'dem echten Boden ursprünglicher Poesie'; größtenteils spätere Dichtung bringt P; Σ aber ist entzückend: 'Innerlicheres und Ergreifenderes, Leidvolleres und Süßeres ist später nie mehr gedichtet worden'. Von T ist das Allermeiste, von Υ nicht gerade viel echt, von Φ sind 150 Verse zu streichen, freilich ist in dem Buche auch einiges umzustellen und abzuändern; X ist alte, vortreffliche, nur wenig entstellte Poesie; dem 23. Buche endlich sind 100, dem 24. nur 55 Verse zu entziehen: aber auch die letzte Rhapsodie gehört zu denen, welche, wenn auch nicht durch umfangreiche, so doch durch sehr häufige Zusätze verderbender Nachdichter gelitten haben.

Wer mit der homerischen Poesie vertraut ist, wird dem Geschmack des auswählenden Kritikers Lob spenden: er wird auch mit Befriedigung vernehmen (p. VI), daß 'überall, wo die Fäden der Dichtung abreißen, wo fremde, willkürliche Motive auftreten und die ursprüngliche Komposition zersprengt haben, auch der sprachliche Ausdruck sich als ein fremdartiger, entlehnter, mechanisch gebrauchter erwies'; denn so erscheinen die ästhetischen Ergebnisse durch die sprachlichen Resultate, die uns freilich nicht vorgelegt werden, in wünschenswertester Weise unterstützt zu werden und die homerische Forschung der Subjektivität der Meinungen entrückt zu sein.

Ob sie es ist nach den hier vorliegenden Ergebnissen? Soviel beweist ja allerdings auch der vorliegende ästhetische Kommentar, daß sich die Meinungen der Homerforscher mehr und mehr zu der Überzeugung abklären, daß der von Hermann aufgestellte Gedanke einer Urilias richtig gewesen und Grotes Annahme, in unserer Ilias sei eine Ilias in eine Achilleis eingeschoben, sich für die Anstellung und Verfolgung eines ursprünglichen Planes fruchtbar und bedeutungsvoll erwiesen hat. Aber selbst bei einer gewissen Gleichheit der Grundanschauung bleibt für Meinungsverschiedenheiten ein großer Spielraum. Grote behauptete, daß die Achilleis vom ersten Buche sogleich zum achten und darauf zum elften übergegangen sei: die neuesten Gelehrten, welche sich mit der Weiterbildung jener Theorie abgegeben haben, sehen freilich in Θ nur eine Vorbereitung zu I, und da man dies Buch gewöhnlich wieder einer späteren Zeit zuweist, so würde auch Θ in diese spätere Periode fallen müssen. Kammer unterscheidet sich nicht nur dadurch von Grote, daß er B und Z sowie einzelne Teile von Δ, E, H und Θ zur ursprünglichen Ilias rechnet, sondern er weist auch dem Sühneversuche eine Stellung in seiner Achilleis an. Auch ist er, wie dies Jebb schon vor ihm ausgesprochen hat, der Ansicht, daß die Grotes 'kleiner Ilias' angehörigen Gesänge niemals ein Epos für

sich gebildet haben, sondern lediglich allmählich entstandene, auf Erweiterung der Urilias berechnete Zu- und Eindichtungen sind. Diese Modifikation der Groteschen Theorie trifft für viele Partien der Zwischendichtung gewiß das Richtige, wie wir denn auch in ΜΝΞΟ, worüber K. schon früher ausführlich gehandelt hat*), der Hauptsache nach eine spätere Erweiterung zu erblicken haben; aber Ref. ist doch überzeugt, daß andere Teile, so insbesondere die Teichoskopie mit dem Einzelkampfe des Paris und Menelaos, sowie in Η der Zweikampf des Aias und Hektor ursprünglich für sich dastehende Gesänge gewesen sind, die überarbeitet und in das Gefüge des größeren Gedichtes mit aufgenommen worden sind. Ein Versuch, diesen Einzelliedern ihre alte Form wiederzugeben, wird, ebensowenig auf allgemeine Zustimmung rechnen können, wie es gelingen wird, die Grenzen der Eindichtungen oder gar die Trümmer, die vereinzelt aus älterer Poesie gerettet sein können, an deutlichen Merkmalen von später hinzugetragenen Bausteinen unzweifelhaft zu unterscheiden. Zwar stellt K. S. 100—122 eine Reihe von Kriterien auf, welche für die Nachdichter charakteristisch sein sollen; aber von den dort berührten Kennzeichen finden sich gar viele auch in solchen Büchern wieder, die im wesentlichen Kammers Ilias angehören und darum durch Athetese von den 'unechten' Zusätzen gesäubert werden. K. spricht von den mythologischen Neubildungen der Nachdichter (S. 102 ff.) und weist auf die Benutzung älterer Motive (S. 108 ff.) in jüngeren Partien hin; daß in der 'echten' Dichtung gar oft Ähnliches vorkommt, erkennt er nicht an. Längst habe ich mancherlei derartiges in Ω zusammengestellt; aber im ästhetischen Kommentar sind solche Anstöße kurzer Hand entweder entfernt oder umgedeutet oder übergangen. Von der übertriebenen Angst des Idaios Ω 355 f., die ganz unmotiviert ist und nur in der Anlehnung an Ε 244. 249 ihren Grund hat, wird, wie von vielem anderen, was hierher gehört, kein Wort gesagt. Und doch ist meine Empfindung nicht auf mich beschränkt: ich freue mich, in Paul Cauer (Kieler Progr. v. 1885) einen verständigen Beurteiler der Tendenz meines Kommentars gefunden zu haben. Trotz vieler Schönheiten, die Ω bietet, verrät sich der begabte Verfasser doch als Nachdichter. Es ist ihm nicht alles gelungen, es fehlt ihm an Originalität; aber er ist so gut ein Dichter wie der Verfasser von Γ, Δ und Η, an deren Erzeugnissen K. vielerlei — mich dünkt nicht alles mit Recht — zu tadeln hat. Überhaupt habe ich mich des Gefühles nicht erwehren können, daß in den 'unechten' Teilen mancher Anstoß hervorgesucht ist: der Gedanke, es in solchen Partien mit späterer Poesie zu thun zu haben, hat den Blick des feinfühligen Verfassers bisweilen getrübt. Sonst würde er schwerlich so ungünstig über Δ 155—182 (S. 158) geurteilt, sondern Bekkers Athetese von 163—168, wie ich denke, einfach anerkannt haben. Es ist doch eine gar zu arge Konfusion, wenn ein Dichter seinen Helden in einem Atem von der Zerstörung einer Stadt als einer sicher zu erwartenden göttlichen Fügung sprechen und doch die Möglichkeit hervorheben läßt, daß er mit seinem Volke alsbald unverrichteter Sache abziehen werde. Andererseits wird in Β, an dessen Ursprünglichkeit K. festhält, die wunderliche βουλὴ γερόντων entfernt: aber die διάπειρα bleibt nicht minder wunderlich. Welcher gemeine Mann, ja welcher Fürst konnte Agamemnons Plan durchschauen? Wie hatten die Führer also ein Recht, dem Volke zu zürnen, das doch nur that, was Agamemnons Thorheit verschuldet hatte? Odysseus' Auftreten an sich ist packend, die Thersitesscene von feinster psychologischer Wahrheit, die ganze Volksversammlung von höchstem poetischen Interesse; aber der Rahmen des schönen Bildes taugt nichts. K. findet (S. 155) in Γ Einflüsse der Odyssee: warum nicht auch Δ 364, wo sich der mit Unrecht so 'unwirsch behandelte' mit nicht wohl berechtigtem Stolze als 'Telemachs lieber Vater' bezeichnet?*) Wäre die betreffende Partie aus Δ nicht 'echt', Kammer würde wahrscheinlich nicht zu einer künstlichen Erklärung des unschönen Benehmens des polternden Oberfeldherrn geschritten sein und den Einfluß der Odyssee nicht verschwiegen haben.**)

Nur die 'echten' Bücher werden zu Anfang, um dies nebenbei zu erwähnen, durch deutsche Übersetzungen charakteristischer Verse ausgezeichnet. K. hat sie, wie es scheint mit Benutzung von Voß'

*) Vgl. was Ref. Jahrg. 1889, Sp. 1133—1140 dieser Wochenschrift über Kammers 'kritisch-ästhetische Untersuchungen betr. die Gesänge ΜΝΞΟ' bemerkt hat.

*) In der Thersitesepisode möchte ich den 'Einfluß der Odyssee' verratenden, nur abschwächenden und wegen der angeredeten Person recht wenig passenden Vers Β 260 ausscheiden.

**) Deutliche Bekanntschaft mit der Sprache der Odyssee verrät in einer 'echten' Partie von Λ der Vers 482: Ὣς ῥα τότ' ἀμφ' Ὀδυσῆα δαΐφρονα ποικιλομήτην Τρῶες ἕπον, Epitheta, die Odysseus nebeneinander nur in der Odyssee bekommt: vgl außer γ 163 und η 168 besonders χ 115, 202 und 281.

Ilias, selbst angefertigt: dabei ist ihm freilich S. 135 ein Siebenfüßler entschlüpft:

Gutes bringt nicht die Herrschaft der Menge, nur einer sei Herrscher,
Einer der König, dem es verliehen der Sohn des listigen Kronos.

Stralsund. Rudolf Peppmüller.

M. l'Abbé Fourrière, Les emprunts d'Homère au livre de Judith. Amiens 1889, Caron. 120 S. 8. 1 fr. 75.

Der Verf. ist überzeugt, daß der Ursprung der griechischen Mythologie und speziell der homerischen Erzählungen in der Bibel liegt. An einem Beispiel sucht er diesen Zusammenhang nachzuweisen, dem Buche Judith, das durch Homer oder genauer durch die Verfasser der homerischen Gesänge Γ Z Ξ buchstäblich geplündert sei. Mit 171 Parallelstellen wird der Beweis geführt. Dem Abbé Fourrière ist nicht unbekannt, daß das Buch Judith von neueren Gelehrten für ein sehr junges Machwerk gehalten wird, das, wenn doch eine Verbindung bestehen soll, viel eher aus Homer entlehnt sein könnte als umgekehrt. Diesen Einwand weist er ziemlich leichter Hand zurück und glaubt, gerade durch seine Vergleichung bewiesen zu haben, daß das Buch Judith uralt ist, wie er denn überhaupt die litterarischen, historischen und religions-geschichtlichen Konsequenzen aus der gewonnenen Erkenntnis rücksichtslos zu ziehen weiß.

Kiel. Paul Cauer.

Cicero De oratore. Für den Schulgebrauch erklärt von **Karl Wilhelm Piderit.** 6. Aufl. besorgt von **O. Harnecker.** 2. Heft. Buch II. Leipzig 1889, B. G. Teubner. 1 M. 50.

Die Überarbeitung des 2. Bandes der Piderit-Adlerschen Ausgabe von Ciceros Schrift de oratore durch O. Harnecker entspricht im wesentlichen derjenigen des ersten, über welche Ref. in dieser Wochenschr. 1887, No. 20 u. 21 berichtet hat, und er muß daher sein dort ausgesprochenes Urteil im allgemeinen wiederholen. Auch dieser Band enthält der 5., von Adler besorgten Auflage gegenüber eine nicht geringe Zahl von Abänderungen, zu welchen der Herausg. durch die inzwischen veröffentlichte Litteratur über dieses Buch veranlaßt worden ist, und von denen einige als Verbesserungen zu bezeichnen sind, während der größere Teil derselben als fragwürdig erscheinen muß und vor einer unbefangenen Kritik die Probe nicht bestehen kann. Diese Bemerkung betrifft vorzugsweise die Gestaltung des Textes, obgleich der Herausg. im allgemeinen von der richtigen Ansicht auszugehen scheint, daß in denjenigen Teilen, für welche uns zwei Hssfamilien zu Gebote stehen, keiner von ihnen ausschließliche Geltung zuerkannt werden darf, wenngleich einzuräumen ist, daß die mutili die ursprüngliche Überlieferung nicht selten treuer bewahrt haben als die integri. Da aber jene zweifellos aus einem sehr nachlässig geschriebenen Archetypus stammen und durch eine Unzahl von Auslassungen entstellt sind, so ist auch an solchen Stellen, wo ein Wort unbeschadet des Sinnes entbehrt werden kann, den mut. gegenüber die größte Vorsicht gerechtfertigt, welche von Harnecker nicht in genügendem Maße geübt worden ist. Ferner scheint von ihm nicht immer hinlänglich beachtet worden zu sein, daß auch diese ältere Hssfamilie von willkürlichen Änderungen nicht ganz frei ist, was besonders, wenigstens in dem letzten Teile dieses Buches, von dem Harl. gilt, über dessen Wert er dem Urteile Friedrichs noch zu viel Konzessionen gemacht haben dürfte. Endlich hat er auch einer Anzahl eigener Vermutungen in dem Texte Aufnahme gewährt, welche schwerlich allgemeine Billigung finden werden.

Zu den Verbesserungen gehören z. B. die Lesarten § 33 exquirere st. exponere, 214 item misericordiam st. ita m., 216 ut vor misericordia, 224 interpretantur. Dicere enim aiunt Ennium st. dicere a. E., 225 gestu omni et imminenti st. g. o. ei imminenti, 229 wie schon 85 Ac tamen st. Attamen, allenfalls auch 243 imitatione breviter iniecta st. im. brevi iniecta. Richtig ist ferner 293 abducere—deducere st. deducere—traducere, 312 qui—audiant st. qui—audiunt, obgleich der Ind. an sich ebenso richtig wäre als 115. In solchen Relativsätzen entscheiden über den Modus lediglich die Hss. Hierher gehört weiter 330 persequemur—detrahemus st. der Coni. Praes., 338 videtur contio esse st. videatur contionis, 339 si quo animi vitio st. si quoquo a. v., was aber einer Erklärung bedürftig war, 357 verborum omnium nach Stangl st. verborum aut hominum, 358 [admonetur memoria nostra atque exercitatur. Sed locis] sede opus est, 364 consularem se hominem st. consularem se esse hominem, 366 nomen suum, wie 38, st. nomen ipsum, was gewiß willkürliche Änderung im Laud. ist.

Solcher Verbesserungen aber wären noch viele möglich gewesen. So z. B. war 29 die ganz überflüssige Änderung Adlers quoniam st. quia tamen wieder zu beseitigen, und an legendorum ist 36 kein Anstoß zu nehmen, wenn anders lecta verba ein sehr gewöhnlicher Ausdruck war. Dagegen kann 57 quasi rhetoris officina st. quasi rhetorum off. unmöglich richtig sein und nicht durch Be-

rufung auf 338 quasi oratoris scaena gerechtfertigt werden. Hier ist oratoris Gattungsbegriff, und mit oratoris scaena = Rednerschaubühne wird die jedem Redner immer und überall angehörende und zukommende Schaubühne bezeichnet (Verhältnis der Inhärenz, vgl. Haase, Vorles. über lat. Sprachw., I, S. 212, und II, S. 24 ff.). Da aber die Zugehörigkeit der Schaubühne zum Begriff des Redners nur eine Fiktion ist, so mußte der komponierte Begriff durch quasi entschuldigt werden. Nach Analogie hiervon würde rhetoris officina eine Werkstätte bezeichnen, welche jedem Rhetor zukommt, was ja ebenfalls in gewissem Sinne richtig wäre. Aber rhetoris müßte dann in gleicher Weise Gattungsbegriff sein, während es an unserer Stelle nach dem ganzen Zusammenhange nur Individualbegriff sein und lediglich den bestimmten, einzelnen Isokrates bezeichnen könnte. Würde diesem eine officina als eigentümlich zugeschrieben, so wäre damit nur ein accidentielles Verhältnis bezeichnet (Kohärenz), welches nicht durch einen komponierten Begriff ausgedrückt werden dürfte. Diese officina wäre nur im eigentlichen Sinne aufzufassen, gleichviel welcher Art, etwa wie sie Demosthenes von seinem Vater erbte, oder wäre auch sie in figürlichem Sinne gemeint, so müßte quasi vor officina und hinter rhetoris stehen. Da dies jedoch ausgeschlossen und jedenfalls der allgemeine Begriff Rhetorenwerkstatt gemeint ist, welcher zugleich durch das vorgesetzte quasi als ein fingierter bezeichnet wird, so konnte hier nur der Plur. rhetorum gebraucht werden, selbst wenn der Gen. als subi. und nicht als obi. aufgefaßt werden müßte. Daß aber rhetor auch den schulmäßig gebildeten Redner bedeutet, ist bekannt. Vgl. de or. II 10; Tusc. III 63. Was sonst gegen rhetorum eingewendet wird, ist nicht von Belang. Für die nicht seltene Verwechselung der Genetivendungen is und um s. außer 341 die Stelle 68, wo st. sensu hominis communi zu lesen sein wird s. hominum c. Vgl. übrigens C. F. W. Müller zu de fin. V 3, 7. Auch 69 wäre hierher zu rechnen, wo in den int. hominis speciem, in den mut. hominum sp. steht, wenn nicht Kayser richtig gesehen hätte, daß hominum aus hominis unius entstanden ist. Dies hätte aufgenommen werden sollen, wie es auch Wilkins gethan hat, da das bloße hominis eine andere Gattung von Lebewesen als Gegensatz voraussetzen läßt. 90 wird alles Bemühen, die Echtheit der Worte atque—ita diligentissime persequatur zu erweisen, schon an dem Umstande scheitern, daß unmittelbar darauf tum vor accedat exercitatio folgt, womit die Übung als ein neuer und weiterer Gegenstand der Unterweisung bezeichnet wird, während sie durch jene Worte bereits vorweg genommen ist und mit dem ersten Teile, der Wahl des Vorbildes, verbunden erscheint. Dieser Widerspruch wäre nicht vorhanden, wenn es etwa hieße: Accedat enim exercitatio, obwohl die fast wörtliche Wiederholung dieses Gedankens § 92, wo er recht passend den ganzen Abschnitt abschließt, auch dann noch auffällig sein würde. Ebensowenig ist 91 die Konjektur Adlers in eo vitio similem esse st. in eo vitiosum esse gut zu heißen, da hier überall nur von dem Streben nach einem Resultat, nicht von diesem selbst die Rede ist. Dem Zusammenhange entspricht allein ein Wort wie das Lachmannsche ambitiosum; nur würde ich jetzt in vitiosum eine Zusammenziehung von vi<tio ambi>tiosum erblicken. Dieselbe Verschreibung findet sich auch 108 in den mut., in denen breviterque st. breviter uterque steht. Denn trotz des strengen Strafgerichts, welches H. in seinen Adnot. p. 7 über die Kurzsichtigkeit der bisherigen Erklärer dieser Stelle fällt, wird er doch schwerlich jemand von der Richtigkeit seiner in den Text aufgenommenen Konjektur dilucide breviterque [uterque] überzeugen, da einerseits auch in der Beurteilung der als Gegensatz angeführten wissenschaftlichen Definiton nur von der Ausdehnung derselben, d. h. ihrer Kürze oder Länge, die Rede ist, andererseits § 109 ausdrücklich auf den Ankläger und Verteidiger bei dem Hinweis auf die gerichtliche Bezug genommen wird. Es ist daher ebenso das von H. eingeklammerte uterque gerechtfertigt, als das hinzugefügte dilucide überflüssig und falsch ist. Über die eigentümliche Erklärung von circumscriptus (Adn. p. 7) soll kein Wort verloren werden. Nur möge hier noch nachträglich zu 92 bemerkt werden, daß mir, als ich aetates tulerint für aet. extulerint schrieb, selbstverständlich nicht der regelmäßige Gebrauch des Verbum efferre vom Acker unbekannt war. Aber noch hat niemand auch nur eine zweite Stelle aus Cic. anführen können, wo das Kompositum als Prädikat von aetas oder populus gebraucht wäre; solange dies nicht geschehen ist, muß ich ebenso meine Vermutung für richtig halten, als der gemachte Einwand für mich überraschend gewesen ist. Wie leicht durch Wiederholung der Endung von aetates die Präpos. ex in extulerint entstehen konnte, liegt auf der Hand. Auch I 171 steht in o und p in hac civitate efferre st. ferre, was doch auf niemand Eindruck machen würde, selbst wenn diese Hss einen größeren Wert hätten, als es wirklich der Fall ist. Wo

jedoch ein ähnlicher Anlaß zur Verwandlung des Simplex in das Kompositum nicht vorlag, wie z. B. 122 und 154, ist jenes unversehrt geblieben. Auffällig ist auch, daß 104 das ungeschickte Glossem sive ex persona, ut laudis beibehalten ist, welches schon durch die vorausgeschickten Worte Nihil est enim, quod inter homines ambigatur als unmöglich erwiesen wird, abgesehen davon, daß es sich nur in einer Hssfamilie findet, und daß es eben nicht heißt, wie G. Kießling verlangt hat: sive ex laude, ut personae. Gleiches gilt von dem Emblem 121 haec sunt enim tria. Von dem Konj. debeant 132, welcher nicht beizubehalten war, gilt das oben zu 312 Bemerkte, Ähnliches von responderint 142, wofür responderit zu schreiben war, parient 146, wofür der Sing. nicht nötig war. 28, 125 wäre die Wortstellung hoc non maxime enituit nur möglich, wenn etwa der Gegensatz folgte: sed tamen non omnino delituit. Da also lediglich die Subjekte entgegengesetzt sind und das am Ende des § stehende semper sich nicht bloß auf die vorher bezeichnete Auswahl von Fällen beziehen kann, so wird es doch bei non hoc cet. sein Bewenden haben müssen und st. ea semper zu lesen sein quae (od. eaque) semper. Nach der überwiegenden Autorität der Hss war auch 150 das zwischen virtute und virtutes eingeschobene omnes wegzulassen, welches zumal wegen des hinzugefügten reliquae unnötig ist. Viel berechtigter ist 75 omni vor re militari, wo oĩ leicht vor re ausfallen konnte. 154 ist cum—cognovit keinesfalls richtig, und die von Stangl zum Beweise des Gegenteils angeführten Stellen (Brut. 138; in Verr. II act. V 74; in Pis. 27; Cat. m. 68) sind nicht zutreffend, weil dort überall durch das bloße cum mit dem Ind. lediglich die zeitliche Koinzidenz zweier Begebenheiten bezeichnet wird. Auch Cat. m. l. l. at est (senex) eo meliore condicione quam adulescens, cum id, quod ille sperat, hic consecutus est ist diese Erklärung berechtigt, da consecutus est nur ein anderer Ausdruck für habet ist, sodaß der Gedanke zugrunde liegt: indem er zu gleicher Zeit, während jener hofft, schon besitzt, oder wörtlich: seitdem er — erlangt hat. Vgl. ad fam. XV 14, 1 multi enim anni sunt, cum ille in aere meo est. An unserer Stelle aber ist auch gar nicht die Bezeichnung des eigentlichen Grundes im Nebensatz enthalten: dieser ist durch den sog. Abl. mensurae (welcher aber immer ein Abl. causae ist) quo angedeutet, und es war nur noch eine thatsächliche Erläuterung hinzuzufügen, welche durch quod mit dem Ind., aber nie durch einen Kausalsatz mit cum ausgedrückt wurde. Aus diesem Grunde kann ich mich auch nicht für die sonst ansprechende Konjektur Ströbels quoniam erklären. Warum übrigens nicht 158 durch die mittels et vor omne eingeleitete Gliederung die stoische Methode der Untersuchung mit ihrer schließlichen Resultatlosigkeit koordiniert werden durfte, zumal beide Teile für die Ausführung des Antonius von gleichem Gewicht sind, während allerdings logisch das zweite Glied ein subordiniertes Moment ausdrückt, ist nicht ersichtlich. Mit Recht haben daher die meisten jenes et beibehalten. In den Worten 180 quia non noram liegt nicht eine „ungemein schlagend wirkende Ironie“, sondern ein unhaltbarer Widerspruch mit dem Vorhergehenden, wo gesagt ist, daß Ant. die dispositio argumentorum ohne Erinnerung übergangen haben würde, nicht, weil er sie überhaupt nicht gekannt hätte (noram ist nicht didiceram) — denn sonst hätte er sie auch nicht praktisch zur Anwendung bringen können —, sondern weil er über sie als einen sich aus der Praxis von selbst ergebenden (und darum der Theorie nicht bedürftigen) Gegenstand gar nicht reflektiert habe. Wie aber sic tamquam ignotum hominem praeteribam lediglich den Gedanken non — venisset in mentem wiederholt, so muß auch der mit quia eingeleitete Kausalsatz auf den vorher angeführten Grund Bezug nehmen. Es ist daher noram unmöglich und quia non memineram (od. curaram) die nächstliegende Emendation, während Kaysers quasi non norim zwar dem Gedankenzusammenhange sehr wohl entspricht, sich aber von dem überlieferten quia non noram zu weit entfernt. 190 findet sich die Lesart accesseris nicht nur in den int. sondern auch im Abr., wo zwar zuerst accesserit geschrieben, dieses aber sogleich in accesseris verbessert ist, ebenso in γ; es verdient daher vor accesserit den Vorzug. 194 ist nach dem ganzen Zusammenhange animorum kaum möglich, sondern vielmehr mit Friedrich animi zu lesen. Cimas Berufung 186 ist, weil dort das Subj. (indices) im Plur. steht, nicht zutreffend. 209 ist allerdings die handschriftliche Lesart nur tanti ulla merita; berücksichtigt man aber, daß auch in dem unmittelbar folgenden Relativsatze sowie in dem 210 ausgesprochenen Gegensatze die Beziehung auf die Vorzüge desselben Angeklagten festgehalten wird, so wird man die sehr leichte Änderung tanta illa merita nicht abweisen können, wie sie denn auch Wilkins und Cima aufgenommen haben. 210 empfehlen die Spuren der besseren Überlieferung entschieden weit mehr Baiter-Kaysers Lesart quae si quam—videantur als Adlers von H. beibehaltene

Konjektur cumque si quam—videatur. 213 durfte das unmögliche tamen vor spissi nicht mehr beibehalten werden. 227 spricht viel für vel ex una (so auch Wilkins und Cima); vel konnte leicht, wie in den int., hinter innumerabilia ausfallen oder, wie in den mut., in aut verderbt werden, da es, wie gewöhnlich, als ut geschrieben war und a aus der Endung des vorhergehenden Wortes wiederholt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

M. Tullii Ciceronis paradoxa ad M. Brutum für den Schulgebrauch erklärt von **H. Anz.** Gotha 1890, Perthes. 38 S. 8. 60 Pf.

M. Tullii Ciceronis somnium Scipionis für den Schulgebrauch erklärt von **H. Anz.** Gotha 1890, Perthes. 22 S. 8. 30 Pf.

Der Kommentar zu beiden Schriften ist mit Sorgfalt und Geschick zusammengestellt und dürfte seinem Zwecke voll und ganz entsprechen. Die Textgestaltung folgt der Ausgabe von C. F. W. Müller. Jedoch ist die Interpunktion nicht selten vorteilhaft verändert. Sonst finden sich von der Orthographie abgesehen 24 Abweichungen, von denen ich nur wenige billige. Zu den von mir nicht gebilligten Stellen gehört u. a. parad. 31. Hier ist nicht mit Anz te cum omnes leges veliut, quem appellet inimicus? Leges exulem esse iubent, qui cum telo fuerit zu lesen, auch nicht mit Müller An, cum omnes te leges exulem esse iubent . . . appellet inimicus, qui cum telo fuerit?, sondern An, cum omnes te leges exulem esse iubeant, non appelletur inimicus, qui cum telo fuerit? Denn non ist von den beiden Vossiani (vergl. mein Programm 'De codicibus Vossianis 84 et 86 denuo excussis', Aurich 1886, S. 63) überliefert, und appelletur findet sich im Vindobonensis von zweiter Hand. Bei dieser Gelegenheit möchte ich daran erinnern, daß parad. 43, wo Anz mit Müller übereinstimmt, nach den zwei Vossiani si testamenta amicorum expectas aut ne expectas quidem für si testamenta amicorum ne expectas quidem wieder herzustellen ist, wofür ich mich im Programm S. 76 ausgesprochen habe. Auch Schwenke äußert im Jahresberichte über die Litteratur zu Ciceros philosophischen Schriften aus den Jahren 1884—1886 S. 306 dieselbe Ansicht.

Aurich. H. Deiter.

Jul. Schvarcz, Kritik der Staatsformen des Aristoteles. Mit einem Anhange enthaltend die Anfänge einer politischen Litteratur bei den Griechen. Vermehrte Ausgabe. Eisenach 1890, J. Bacmeister. V, 138 S. gr. 8. 3 M. 60.

Dies Buch ist eine weitere Ausführung der 1. Lieferung der „Elemente der Politik“, Leipzig 1879 (vgl. auch „Die Staatsformen des Aristoteles und der modernen Staatswissenschaft“, Leipzig 1884). Der Verfasser unterzieht die Staatsformenlehre des Aristoteles einer eingehenderen Kritik, als dies bisher seitens der Philologen wie der Staatsrechtslehrer geschehen ist, namentlich auch, weil die Πολιτικά noch jetzt von einer theoretischen und praktischen Bedeutsamkeit seien, die ihnen nicht zukomme; denn die Natur des „Stadtstaats“ nach Umfang des Gebiets und Zahl der Bevölkerung, wie überhaupt die Organisation der griechischen Gesellschaft könne für die heutige Staatslehre nicht maßgebend sein, die sich auf einer vergleichenden Verfassungsgeschichte aufbauen müsse, d. h. durch kritische Sichtung von Staatstypen, von denen Aristoteles keine Ahnung hatte und haben konnte. Die „Bücher vom Staat“, welche trotz ihres reichhaltigen Erfahrungsschatzes und „wahrhaft merkwürdiger Leistungen des analytischen Scharfsinns“ nur lose Diatriben, durchaus nicht ein genügendes wissenschaftliches System enthalten, gewannen ihren Einfluß durch den zufälligen Umstand, daß die Werke sonstiger hellenischer Politiker der Blütezeit (bis auf den einen Platon) verloren sind. Der schlechte Text bedinge den Verzicht auf eine verfassungspolitische Würdigung der „morphologischen Momente“; mithin sei ein Aufbau auf Aristoteles im Prinzip verkehrt.

Schvarcz zeigt im einzelnen, wie die Theorie in der τέχνη ῥητορική eine andere sei als die in der „Politik“, wie in dieser die Kriterien für eine Einteilung überhaupt fehlen oder verschieden gebraucht werden. Er erweist den Widerspruch und die innere Unhaltbarkeit der Einteilungsmomente, zunächst in bezug auf die βασιλεία und τυραννίς; während die wirkliche Entwickelungsfähigkeit des monarchischen Staatsgedankens Aristoteles verschlossen bleibe (S. 37), klammere dieser sich an die Einzahl des Herrschers, die Theorie des Gemeinwohls, den Gesichtspunkt einer Herrschaft κατὰ νόμον, den er doch nur für den Regierungsantritt, nicht auch auf die Fortführung desselben ins Auge fasse. Gebrechlich sei seine Lehre von den übrigen Staatsformen und minder klar als die des Sokrates (Xen. Mem. IV 6, 12). Aristokratie und Oligarchie sollen verschieden, ja entgegengesetzt sein; aber die Merkmale für die Scheidung sind ungenügend. Beides ist Herrschaft der Adligen und zugleich Reichen und Tüchtigen. Denn die Bildung wird auch für die Oligarchie in Anspruch genommen, wie im wesentlichen sogar die Herrschaft des Gesetzes. Tautologisch erscheinen die 4 Unterarten derselben; es bleibe nur

die unterscheidende Bestimmung, daß die Aristokratie die Herrschaft einer Minderheit (ὀλίγοι) sei „zum Gemeinwohl“, die Oligarchie eine solche „zu eigenem Vorteil“. Für die Unterarten der Demokratie werde der Begriff der censitären Massenherrschaft herangezogen, die auf das Gesetz gegründet und auf das Gemeinwohl gerichtet eigentlich zur πολιτεία gehöre. So sind die Abarten nicht scharf gesondert. Für die Politeia hat Aristoteles als Beispiel Lakedaimon, das er sonst als βασιλεία aufführt. Susemihl (I, 556) glaubt diese inneren Widersprüche durch leichte Textberichtigungen oder Interpretation (vgl. Anm. 1148. 1154) heben zu können, völlig irrtümlich; vielmehr müsse auch die geschichtliche Betrachtung des Aristoteles als vielleicht unkritisch gelten, so wertvoll auch seine Ausführungen über die Natur des Staats, die Staatsgewalt, die Bedeutung des Mittelstandes, über Staatsumwälzungen und ihre Ursachen seien (S. 74).

Abgesehen von der Verderbtheit der Textüberlieferung und der Lückenhaftigkeit und Oberflächlichkeit der theoretischen Erörterung findet Schvarcz einen weiteren Mangel in gewissen Lehren, welche nicht nur den Fortschritt der Staatswissenschaft, sondern auch die fortschrittliche Entwickelung des Staatslebens der modernen Völker zu hemmen geeignet seien (S. 75). Er bekämpft die Ausführung über die Sklaverei, die Geringschätzung der Gewerbetreibenden und Kaufleute, überhaupt der praktischen Arbeit, die Lehre von der Unzertrennlichkeit des Geburtsadels von der Monarchie (besonders gegen Bluntschli), er bestreitet durchaus, daß die Organisation auf grund der Fachbildung (oder auch der allgemeinen) unzweckmäßig sei, und er verurteilt die Aristotelische Auffassung der Demokratie. Um die Inkommensurabilität der Aristotelischen Staatsformen mit den Forderungen der modernen Staatswissenschaft klarzustellen, erinnert er an das Fehlen der Staatsschule, der Staatsprüfung, des Staatszeugnisses. Mag die Rechthaberei des Aristoteles gegenüber den Ansichten der Pythagoreer und des Sokrates von der ἀρετή d. i. der „persönlichen Tüchtigkeit“ und Qualifikation zur Staatsregierung begreiflich erscheinen, die heutigen Verteidiger, unter ihnen de Tocqueville (l'ancien régime et la révolution) entbehren des festen Grundes, und Onckens Übersetzung von ἐπιεικεῖς „die Tugendhaften“ statt „die Gebildeten“ (Staatsl. d. Arist. II, 163) sei ein unmöglicher Rettungsversuch (S. 90).

Schvarcz widerlegt dann Punkt für Punkt Susemihls Kritik (Wochenschrift f. klass. Phil. 25. Febr. 1885) mit ebenso großer Einsicht wie gutem Humor, der die Mängel der sachlichen Interpretation trifft. Gegen Zellers Darstellung der Staatsformen, die die „Politik“ und „Ethik“ und „Rhetorik“ gleichsam als Teile eines einheitlichen Systems zusammenfaßt, will er diese Werke, die verschiedene Entwickelungsstufen darstellten, auseinandergehalten wissen. Der nächste Abschnitt legt die Abhängigkeit Montesquieus von Aristoteles dar (s. Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. Tübingen 1884), ein weiterer zeigt die Nachwirkung der Aristotelestudien in der wissenschaftlichen Staatslehre der Engländer. Der Anhang erweist gegen Susemihl, der in einseitiger Beschränkung auf Aristoteles befangen bleibe, daß vor Aristoteles außer den von diesem genannten Rechtsphilosophen eine reiche, wenn auch nicht systematische Litteratur über den Staat, die Verfassungsgeschichte, über praktische Politik (S. 131) vorhanden gewesen sei (s. Ungar. Rev. 1885), und ist so eine dankenswerte Erweiterung des Katalogs der „politischen Litteratur der Griechen“, den Henkel in den „Studien zur Gesch. d. griech. Lehre v. Staat“ 1872 gab. Bei den ἔνιοι und τινές des Arist. denkt Schvarcz in erster Reihe an Heraklit, Demokrit, Archelaos, Empedokles, Archytas, Prodikos, Hippias, Kritias, Antisthenes, Speusippos, den Demokriteer Anaxarchos, die Ἀθηναίων πολιτεία. Ein treffliches Analogon bietet ihm die landwirtschaftliche Litteratur, deren dürftige Reste bei Varro, Columella, Athenaios, Diog. Laert. u. s. f. ein ganz falsches Bild von der hellenischen Vorgeschichte der „Paläontologie“ ergeben würden. (Vgl. des Verfassers Schrift The failure of geological attempts made by the Greeks. London 1868.)

Berlin. G. J. Schneider.

Imhoof-Blumer und **Otto Keller,** Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums. Leipzig 1889, Teubner. gr. 4. IX, 168 S. mit 26 Taf. 24 M.

Das vorliegende treffliche Werk ist, wie einer der beiden Herren Verfasser, Otto Keller, im Vorwort selbst angiebt, in gewissem Sinne als Ergänzung zu dessen im Jahre 1887 erschienenen Buch über „Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung“ aufzufassen. Es liefert nicht nur das zum Studium jenes Werkes und zu weiteren Forschungen auf dem behandelten Gebiete unentbehrliche bildliche Material in reicher Fülle, sondern es sind auch eine ungleich größere Menge von Tiergattungen in den Kreis der Betrachtung gezogen worden, als es in dem früheren

Werke Kellers geschehen ist, und auch die Pflanzendarstellungen haben, wenn auch mehr anhangsweise, Behandlung gefunden. Besonders dankbar wird namentlich der archäologische Lehrer diejenigen Tafeln begrüßen, auf welchen die Fabeltiere und Mischwesen zur Darstellung gekommen sind.

Wenn so das stoffliche Gebiet eine nicht unwesentliche Bereicherung erfahren hat, so haben sich andererseits die Verfasser bezüglich der Auswahl unter den aus dem Altertum erhaltenen Tier- und Pflanzendarstellungen auf zwei bestimmte Denkmälergattungen, die Münzen und die geschnittenen Steine beschränkt, und dies mit vollem Rechte. Denn einmal würde bei Berücksichtigung aller antiken Denkmäler, auf denen Tiere oder Pflanzen dargestellt sind, das Material ins Ungemessene angewachsen sein, und sodann mußte es den Verfassern in erster Linie darauf ankommen, nur solche Darstellungen zu wählen, welche das Tier in seiner charakteristischen Erscheinung und allein, nicht in andere bildliche Darstellungen verflochten, zur Erscheinung bringen, und dazu liefern in der That die Münzen und Gemmen das geeignetste Anschauungsmaterial. Freilich würde eine wenigstens vergleichende Betrachtung anderer Denkmälergattungen gewisse chronologische Ansätze vielleicht etwas modifiziert haben. Dazu gehört namentlich die Frage nach dem Hahnenimport in Griechenland. Dieser wird im Text zu Taf. V Nr. 46 nach der landläufigen Ansicht um den Anfang des 5. Jahrh. angesetzt. Gegen diesen Ansatz spricht aber m. E. einmal, daß der Hahn auf schwarzfigurigen Vasen als Liebesgeschenk vorkommt (z. B. Berlin, Furtwängler Nr. 2058, vgl. Aristoph. Av. 707)*), und dann vor allem sein Erscheinen auf den altspartanischen Grabstelen, wo er den heroisierten Verstorbenen als Opfer dagebracht wird (Furtwängler, Sammlung Sabur. I Taf. 1, Mitteil. des Athen. Inst. II Taf. 20 u. 22). Aus diesen Darstellungen folgt, daß der Hahn bereits im 6. Jahrh. in Griechenland ein bekanntes Tier gewesen sein muß, der sowohl in den Gebräuchen des profanen Lebens wie des Kultus eine bestimmte Rolle spielte. Sein Import nach Hellas wird deshalb bedeutend vor den Anfang des 5. Jahrh. hinaufzurücken sein (vgl. Furtwängler, Mitteil. des Athen. Inst. VII S. 167). Für den zu Taf. I. Nr. 26 berührten Katzenimport ist vor allem die rotfigurige attische Pyxis aus Samml. Saburoff in Berlin heranzuziehen (Furtwängler, Vasenkatal. Nr. 2517, Samml. Sabur. Taf. 65, vgl. die beiden aus Kameiros stammenden Vasen Annal. del Inst. 1878, Tav. d'agg. O. P.), und daß auch das Kamel in alter Zeit schon in Griechenland wenigstens keine unbekannte Erscheinung war, scheint mir eine altertümliche, aus freier Hand geknetete Terracottafigur aus Tegea im Polytechnion in Athen zu beweisen (Martha Katal. Nr. 596), welche dieses Tier darstellt, auf seinem Rücken eine Frau tragend.

Die Einteilung des Werkes ist so getroffen, daß von den 26 Tafeln mit zugehörigem Text die erste Hälfte den Münzen, die zweite den Gemmen gewidmet ist. Auf diesen je 13 Tafeln folgen in beiden Abteilungen übereinstimmend die Tierdarstellungen in folgender Anordnung: Säugetiere; Vögel; Amphibien und Reptilien; Fische; Insekten und Spinnentiere; Krustentiere und Schaltiere; Kephalopoden; Stachelhäuter und Quallen; Pflanzen; Fabelhafte Tiere und Mischwesen. Der Text zu den dreizehn Münztafeln ist von Imhoof-Blumer verfaßt. Er giebt in klarer, übersichtlicher Anordnung und Darstellung eine kurze Beschreibung jedes Stückes nebst Angaben über die Provenienz und den jetzigen Aufbewahrungsort der Münze. Wenn eine Tiergattung an der Hand der abgebildeten Münze zu Ende geführt ist, folgt in einem Anhang eine kurze Zusammenstellung der übrigen, nicht zur Abbildung gelangten Typen, so daß jedesmal ein möglichst vollständiger Überblick über den ganzen Typenvorrat erreicht wird. Die Behandlung der Gemmendarstellungen, welche O. Keller zugefallen ist, erstreckt sich nur auf die abgebildeten Stücke, und da das Material hier sehr reichlich, bei der Einförmigkeit gewisser Typen vielleicht manchmal sogar zu reichlich beigebracht ist (vgl. z. B. die stattliche Reihe der Schweine auf Taf. XX), so ist diese Beschränkung vollständig am Platze. Auch hier ist jedesmal der jetzige Aufenthaltsort des Steines, dazu das Material des Originals angegeben. Bei der Beschreibung sind durch eine etwas zu lebhafte Phantasie in die Darstellungen zuweilen Bezüge hineineingelegt worden, die der unbefangene Betrachter der Denkmäler schwerlich herauslesen wird, und die meist nur in technischen und stilistischen Bräuchen begründet sind. Dahin gehört die Angabe der Rippen auf Taf. XIV, 30 und XV, 63, die dem Verfasser den Hunger des Löwen anzudeuten scheinen, oder die Darstellung der männlichen

*) Noch ältere, z. B. die frühkorinthischen Vasen, auf denen der Hahn sowohl in den bekannten, auf orientalische Vorbilder zurückgehenden Tierfriesen als auch, wie auf Aryballen und Alabastren, als Einzelfigur vorkommt, können aus naheliegenden Gründen hier nichts beweisen.

Figur auf Taf. XXIII, 33, in welcher der Verfasser ein Skelett erkennt. Woher sollen wir ferner erkennen, daß Taf. XVII, 4 „in den Säcken Korn sein dürfte“ (S. 106), oder daß Taf. XVII, 17 „das zweihöckrige Kamel seinen hinteren Höcker verloren hat, weil es von seinem Besitzer schlecht ernährt wurde“ (S. 108), daß XXIII, 23 „der Philosoph (!) über die Unsterblichkeit der Seele liest“ (S. 141), oder daß Taf. XXV, 8 der Perser (!) „ohne Zweifel ein Gebet hersagt“ (S. 149)? Ebenso wenig vermag Ref. zu folgen, wenn öfter in den Darstellungen symbolische Bezüge erkannt werden, wie in dem bekannten Schema des Kampfes zwischen Hirsch und Löwe, einem künstlerisch so wirkungsvollen und deshalb so unendlich oft wiederholten Motiv, wodurch nach des Verfassers Ansicht der Sieg des Lichtes über die Finsternis symbolisiert sein soll (S. 109 zu Taf. XVII, 22, leider auch von Imhoof-Blumer acceptiert S. 15 zu Taf. II, 34, vgl. auch S. 154 zu Taf. XXV, 61, wo an Stelle des Löwen ein Greif gesetzt ist). Der Elefant wird sogar als Symbol der Ewigkeit aufgestellt (S. 120 zu Taf. XIX, 39); doch werden wir über die Gründe dieser doch nicht ohne weiteres verständlichen Symbolik nicht aufgeklärt.

Bezüglich der Erklärung der wiedergegebenen Darstellungen, soweit sie nicht rein zoologischer Natur sind, kann Ref. in manchen Punkten seine abweichende Meinung nicht zurückhalten. Was der sogen. Demos auf der Münze von Tarent Taf. I, 26 in der gesenkten linken Hand hält, ist hier sicherlich kein Wollknäuel, wie er auf anderen Münzen dieses Typus allerdings vorkommt, sondern zweifellos ein kugelförmiger Aryballos nebst der Strigilis. Das Attribut der rechten Hand mag dabei immerhin, wieder nach Analogie der verwandten Typen, als Spindel aufgefaßt werden. Auf der eleusinischen Münze Taf. IV, 18 erkenne ich in dem länglichen Gegenstand, auf welchem das Schwein steht, die für Eleusis gewiß passende Fackel (nicht einfaches Zweigbündel). Die Darstellung auf der Münze von Akragas Taf. VIII, 13 als Gorgoneion zu erklären, scheint mir nicht notwendig. Es ist einfach ein menschliches Gesicht, das mit Benutzung der natürlichen Buckeln und Vertiefungen auf dem Krabbenschild hergestellt wurde und dadurch einen etwas verzerrten Ausdruck erhalten hat, ohne daß dabei an Nachahmung des Gorgonentypus gedacht wäre. Ebenso scheint es mir zweifelhaft, ob auf einer anderen agrigentinischen Münze (Taf. VIII, 26) die fischschwänzige Figur mit Recht Skylla genannt ist. Auch hier zeigen allerdings verwandte Typen die Skylla an dieser Stelle; bei dem kurzen Haar und der durchaus männlich gebildeten Brust des vorliegenden Exemplares wird man aber doch vielleicht eher an einen Triton zu denken haben.

Zu den Gemmen übergehend möchte ich namentlich für das Bild des Londoner Steines Taf. XVI, 55 eine andere Deutung als die im Text befolgte vorschlagen. Ich erkenne darin eine Darstellung des ὑποβιβάζεσθαι, wie sie auf einer Platte des Parthenonfrieses und einer rotfigurigen Pelike des Berliner Museums (Furtw. Nr. 2357) zuerst von Robert nachgewiesen ist (Annal. del Inst. 1874 S. 243 ff. Tav. T; vgl. Arch. Zeit. 1878 Taf. 22). Die Reihe der Denkmäler mit dieser Darstellung, welche schon von Brunn, Arch. Zeit. 1880 S. 18 ff., erweitert worden ist, wird dadurch um einen weiteren Zuwachs bereichert.*) Der Londoner Stein Taf. XXV, 34 wiederholt einen von thrakisch-makedonischen Münzen her bekannten archaischen Typus des Kentauren, der ein Mädchen raubt (ein makedonischer Silberstater auf Taf. XI, 41 von Imhoof abgebildet; weitere Exemplare s. Beschreib. der ant. Münzen des Berl. Mus. Bd. II, Taf. IV, 33; Taf. V, 46 u. ö.). Ob man die Darstellung mit Recht mythologisch auf Nessos und Deianeira deuten darf, wie K. thut, muß zweifelhaft bleiben. Auch die mythologischen Deutungen der Berliner Steine Taf. XV, 53 auf Odysseus und Argos und Taf. XXV, 13 auf Marsyas, die aus dem Tölkenschen Katalog übernommen sind, wird man mit gemischten Gefühlen betrachten.

Abgesehen von diesen Bedenken rein sachlicher Natur wird man dem trefflichen Werk die vollste Anerkennung nicht versagen dürfen. Die Verfasser haben mit großem Aufwand von Mühe das zum Teil recht spröde Material gesammelt und gesichtet. Die Anordnung auf den Tafeln sowohl wie die technische Herstellung derselben verdient alles Lob, namentlich stehen die Münztafeln durchaus auf der Höhe dessen, was man von einer wissenschaftlichen Publikation beanspruchen darf. Wenn die Gemmentafeln zum Teil nicht ganz auf gleicher Stufe stehen, so mag dies, wie O. Keller in der Vorrede hervorhebt, daran liegen, daß die Gipsabdrücke nicht in gleicher

*) Dieselbe Darstellung liegt ferner vor auf der Paste des Berliner Antiquariums Tölken Kl. IV Nr. 188, und endlich erinnere ich mich in der großen Abdrucksammlung von Cades in Berlin noch mehrere Repliken gesehen zu haben, die ich augenblicklich nicht genauer citieren kann, da mir das Werk hier nicht zur Hand ist

Vorzüglichkeit vorlagen wie für die Münzen. Daß die Steine des öfteren auf den Kopf gestellt oder an falsche Plätze gesetzt worden sind, wird man freilich damit nicht entschuldigen können.

Dresden. P. Herrmann.

Wilh. Götz, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Mit 5 Karten in Farbendruck. Stuttgart 1888, Ferd. Enke. XVI, 806 S. gr. 8. 20 M.

Die vorliegende Schrift bezweckt, die Entstehung und Entwickelung der wichtigsten Verkehrswege, hauptsächlich Europas, Asiens und Nordafrikas vom Altertum bis zum Mittelalter und der Gegenwart übersichtlich darzulegen. Der Grund, warum die Lösung dieser in ihrer ersten Hälfte den Philologen wie den Geographen in gleichem Maße interessierenden Aufgabe bisher nicht versucht worden ist, beruht ohne Frage in der Massenhaftigkeit des anzusammelnden Stoffes und in der Schwierigkeit, die vielen tausend einzelnen heterogenen Notizen, wenn sie endlich zusammengestellt sind, kritisch zu bemeistern. Der Verfasser bedarf ausgebreiteter philologischer Kenntnisse, verbunden mit gründlichem geographischem Wissen und einem klaren geographischen Blick, wenn sein Werk der Aufgabe gerecht werden soll. Unsere heutigen Philologen aber sind weitaus zum größten Teile gewöhnt, antike Geographen — von Strabo und Pausanias etwa abgesehen — erst an letzter Stelle zu lesen. Noch weniger fühlen die modernen Geographen, dem natürlichen Gange ihrer Studien entsprechend, den Beruf, das Dunkel der antiken Erdkunde erleuchten zu helfen.

Es gehörte unter diesen Umständen ein anerkennungswerter Mut von seiten des Geographen W. Götz dazu, daß er sich in dem vorliegenden Werke, dessen größter Teil mit dem Altertum sich beschäftigt, an die Riesenaufgabe wagte. Auf selbständige philologische Vorarbeiten hat er freilich verzichten zu müssen geglaubt; der Verfasser hat sich darauf beschränkt, die üblichen Handbücher für ägyptische, babylonisch-assyrische, arabische, phönikische, jüdische, indische, chinesische, persische, lybisch-karthagische, kleinasiatische, griechische, römische, etc. etc. Altertumskunde und eine nicht unbedeutende Anzahl von Monographien mit anerkennenswertem Fleiße und in annähernder Vollständigkeit zu exzerpieren. Das so gewonnene, teils bekannte, teils wenig bekannte Material ist sodann geschickt von ihm zusammengestellt. Wenngleich mit diesem Verfahren, das naturgemäß eine Fülle von Irrtümern zeitigen mußte, die eigentliche Aufgabe, wie der Verf. selbst erkennt, bei weitem nicht gelöst erscheint, so ist dieselbe doch bei der Massenhaftigkeit des gebotenen Stoffes — dies sei dankbar anerkannt — in allen Teilen angebahnt. Künftige Studien sind dem Fernerstehenden jetzt ohne Frage leichter gemacht als vorher; da und dort finden sich auch anregende und brauchbare Gedanken zum erstenmal ausgesprochen. Kurz, das Buch wird, vorausgesetzt, daß die Leser dasselbe in der Hauptsache nur als Materialsammlung betrachten und die philologischen (manche Kuriosa enthaltenden) Teile mit jeder Vorsicht aufnehmen, sicherlich eines gewissen Nutzens nicht entbehren.

Leipzig. W. Sieglin.

A. B. Westermeyer, Der sprachliche Schlüssel oder die semitische ursprachliche Grundlage der griechischen Deklination und der indogermanischen überhaupt. Paderborn 1890, Schöningh. 83 S. gr. 8. 2 M.

Wenn man nicht aus dem ganzen Ton der vorliegenden Schrift, deren Titel übrigens dem Kundigen genügenden Aufschluß über ihre Bedeutung giebt, den Eindruck erhielte, daß der Verfasser alles Ernstes an die Wahrheit seiner wunderlichen, aller Methode baren Aufstellungen und Deduktionen glaubt, so möchte man sich wohl versucht fühlen, anzunehmen, es handle sich um das Stückchen eines lustigen Kauzes, der sich den Spaß erlaubte, den zünftigen Gelehrten mit ihren pedantischen Forderungen eine Nase zu drehen und ihnen zu zeigen, daß es keine Kunst sei, „ursprachliche Sätze zu bilden, wie etwa Javan mit seinen Söhnen Elisa und Tharsis, den Stammvätern der Hellenen und Thraken sprach, beiderseitig sowohl semitisch als griechisch verständlich“ (S. 82). Ein oder das andere Kapitel dieser für eine sprachwissenschaftliche Untersuchung wirklich recht heiteren Schrift wird man nicht ohne Vergnügen lesen, insofern wir Menschen ja im allgemeinen eine Vorliebe für Verkehrtheiten und Thorheiten haben; viel Unheil wird sie auch unter naiven Laien kaum anstiften.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Alfred Baudrillart, De cardinalis Quirini vita et operibus thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat. Paris 1890, F. Didot. XVI, 129 S. 5 M.

Der Kardinal Quirini (1680—1755) ist keine besonders hervorragende Persönlichkeit, aber ein guter Repräsentant des Typus gelehrter und gebildeter Kirchenfürsten des 18. Jahrhunderts, der sich nicht unwesentlich von den ähnlichen Erscheinungen früherer Jahrhunderte unterscheidet, heute aber ganz untergegangen zu sein scheint. Da nun Quirini außerdem mit sehr vielen hervor-

ragenden Zeitgenossen verschiedenster Nationalität in mehr oder weniger engem Verkehr gestanden hat, so kann eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens insbesondere im Interesse der Litterargeschichte nur willkommen geheißen werden. Sehr geschickt ist die vorliegende Abhandlung nicht geschrieben; sie teilt den Mann und sein Leben nach gewissen Kategorien ab und erschwert es damit nicht wenig, ein Gesamtbild von ihm zu gewinnen. Der erste Teil handelt von Quirinis Leben, in dem seine weiten Reisen eine bedeutende Rolle spielen, der zweite von seinem persönlichen und brieflichen Verkehr mit hervorragenden Männern, geordnet nach Nationen, wobei unter den Franzosen wieder die Kleriker und die Laien unterschieden werden, der dritte von seinen Schriften. Die Erzählung selbst ist trocken und farblos; ungedrucktes Material ist wenig verwendet. Im allgemeinen ist der Eindruck, den Quirinis Persönlichkeit macht, ein sehr sympathischer; wir haben es mit einem angeregten und anregenden, milden und verständigen, ununterbrochen thätigen Manne zu thun, in dem sich kirchliche und humanistische Interessen merkwürdig vereinigen und verschlingen. Die große Menge von Quirinis Schriften ist theologischer Art, zum Teil auf eine Wiedervereinigung der Protestanten mit der römischen Kirche gerichtet, wobei weniger dogmatische, als kirchengeschichtliche Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt werden; von seinen kirchenhistorischen Arbeiten sind die über das Kloster Farfa und die Sammlung der Briefe Reginald Poles am wichtigsten. Als Philolog kommt Quirini hauptsächlich mit Arbeiten zur Litterargeschichte der Renaissance und mit seinen Primordia Corcyrae in betracht. Besonders hervorragend ist nichts darunter. Als Vorstand der Vaticana hat er seines Amtes mit außerordentlicher Liberalität gewaltet, mit größerer, wie es scheint, als ihm erlaubt sein sollte (vgl. Justi, Winckelmann II, 2 S. 28), und besonders hervorgehoben muß die umfangreiche und uneigennützige Bereitwilligkeit werden, mit welcher er die Arbeiten der Gelehrten direkt förderte und unterstützte. Sie ist z. B. dem Dio Cassius von Reimarus in reichem Maße zu gute gekommen.

Wir haben schon bemerkt, daß der Verfasser seinen Stoff nicht gerade anziehend behandelt hat. Vielleicht empfand er das obligate Latein als eine unbequeme Fessel. Der sprachliche Ausdruck steht etwa auf der Höhe desjenigen deutscher Doktordissertationen, nur daß an die Stelle der Germanismen Gallicismen treten. Beigegeben sind ein Porträt des Kardinals und ein doppeltes Verzeichnis seiner Schriften. Ein Namenregister wäre sehr wünschenswert gewesen.

Königsberg. Franz Rühl.

A. Ohlert, Die deutsche Schule und das klassische Altertum. Hannover 1891, Carl Meyer. 188 S. 8. 2 M. 40.

Die vorliegende Schrift bietet, wie der weitere Titel besagt, eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts, und der Verfasser hat sich nach seiner eigenen Erklärung im Vorwort von dem Mißbehagen, welches ihm der Widerstreit des klassischen Humanismus mit der modernen Weltanschauung verursacht habe, befreit. Wer Lust hat, von neuem alle die Bedenken durchzugehen, welche gegen das jetzige Gymnasium erhoben werden, möge dies an der Hand dieser Schrift thun; Neues wird er nach unserer Meinung kaum finden. Er mag mit dem Verf. die aus dem 18. Jahrhundert stammende „Humanitätsidee" verfolgen, ebenso die Entwicklung des „modernen Geistes" im 19. Jahrhundert beobachten und in einem ferneren Abschnitt „die Sprachen als Gegenstand des Schulunterrichts" betrachten (eine umständlich angelegte Untersuchung begründet hier den doch wohl kaum geleugneten Satz, daß die Sprache in ihren Formen psychologisch, nicht logisch verfahre, und die weitere Darlegung weist auf die freilich zu bedenkende Beeinflussung der Muttersprache durch die fremde bei der Übersetzung aus der letzteren hin).

Da die Untersuchung nur eine Kritik sein soll, so darf es wohl nicht auffallen, daß die positiven Vorschläge wenig bestimmt hervortreten. Was jedoch in dieser Beziehung über die Behandlung unserer Muttersprache gesagt ist, kann einigermaßen unsere Verwunderung erregen. Es ist bekannt, in welch liebenswürdiger und feiner Weise Hildebrand die in unserem jetzigen Sprachschatze versteckt liegende Sprach- und Kulturgeschichte unseres Volkes für den Unterricht zu heben und zu verwenden weiß. Aber mit welchen Superlativen wird diese feine Arbeit hier erdrückt! S. 146 heißt es: „Das wird die Jugend mit Ehrfurcht vor der Vergangenheit, mit Dankbarkeit für die geistige Arbeit der Vorfahren erfüllen und ihr Herz mit unauflöslichen Banden an ihr Vaterland ketten. Ein solcher Sprachunterricht ist das beste Mittel zur Kräftigung des nationalen Gedankens". Denn z. B. „wie anders versteht er (der Schüler) Goethes herrlichen Gesang der Geister über den Wassern, wenn ihm die

Seele als eine See—le, ein ewig bewegter, wogender See im kleinen dargestellt wird!" Wahrlich, eines Düntzers würdig! Oder „wie schwillt sein Herz bei den verwandten Worten: Freiheit, Friede etc.!" Wenn der Verf. dies für den verderbten lateinischen Sprachunterricht einsetzen will, so heißt das nichts anderes als den Teufel mit Beelzebub und den einen Formalismus mit dem andern vertreiben. — Wer uns doch wieder einmal recht lehrte, die Dinge wirklich da zu suchen, wo sie ganz und zuerst vorhanden sind, statt in ihren kleinen Abglanzen und Abglänzchen!

Berlin. C. Nohle.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen. XXVI, No. 8.

(393) **H. Schiller**, Vom Ursprung des Bellum Alexandrinum. Verf. glaubt als Thatsache feststellen zu können, daß das B. Alex. kein homogenes Ganze sei; besonders nehme ein einzelner Abschnitt eine sehr selbständige Stellung ein; der Hauptteil des Buches aber weiche von lib. VII viel weniger ab, als man im allgemeinen annimmt. — (400) **J. Stich**, Ad Dionis Chrysostomi orationes. — Rezensionen: (413) Livi libri XXVI—XXX ed. **A. Luchs**. Die Grundlage der Texteskonstituierung (Gruppe Σ dem P[uteanus] bevorzugt) gefällt dem Referenten F. Walter nicht. — (417) **O. Ribbeck**, Geschichte der römischen Dichtung, II 'Schöne, mitunter wirklich poetische Darstellung, in der äußerst wenige lateinische Wörter vorkommen. Besonders gelungen die Charakteristik Ovids, allzugünstig das Urteil über Vergil'. Proschberger. — (420) **E. Kammer**, Ästhetischer Kommentar zur Ilias. 'Gewährt großen Genuß'. M. Seibel. — (423) Lysias, Ausgewählte Reden von **Rauchenstein-Fuhr**, 10. Aufl. 'Bedeutet einen Fortschritt'. Ortner. — (424) Demosthenis orationes ed. **Fr. Blass**. Notiert. — (432) **B. Heisterbergk**, Fragen der ältesten Geschichte Siziliens. Angezeigt von Prof. Melber in München: fünf Abschnitte zähle das Buch, die beiden ersten sind vollkommen sicher, der letzte in hohem Grade geistreich, der dritte und vierte wohl kaum aufrecht zu halten, das ganze Buch aber durchaus fesselnd. — (435) **W. Freund**, Wanderungen auf klassischem Boden. 'Mit der Schere gemacht'. Köbert. — (437) **Fr. Paulsen**, Realgymnasium und humanistische Bildung. **W. Schrader**, Die Verfassung der höheren Schulen. Zustimmende Kritiken von Fleischmann.

XXVI, No. 9.

(451) **A. Römer**, Zur Kritik und Exegese des Sophokles, II. Der Beitrag kritisiert die Kommentare (Scholien) der alexandrinischen Philologen zu Sophokles. Diese alten Erklärer faßten zuerst jede Scene in einer besonderen Charakteristik zusammen, dann traten sie ins Einzelne ein. Die Charakteristik hob die ethische und ästhetische Seite hervor, in einer Betrachtungsweise, die der unseren oft recht fern steht. Übrigens sei dieser Kommentar so entstellt und verzettelt auf uns gekommen, daß er in seiner ursprünglichen Anlage nur noch zu wenigen Versen erhalten ist, am besten zu El. 660. — Rezensionen: (461) **Luc. Müller**, De Pacuvii fabulis. Den vom Verf. verteidigten Tragödientitel „Dulorestes" will Ref. Steinberger nicht gelten lassen; warum solle sich nicht die Zusammensetzung „Dolorestes" (= Trug-Orestes, der falsche Orestes) rechtfertigen lassen, da sich Orestes und Pylades ja scheinbar der eine für den andern ausgeben, welcher „edle Betrug" den Inhalt des Pacuvischen Stückes gebildet haben mag. — (467) Ovid, Auswahl von **Sedlmayer**. Empfohlen. — (468) **Ihm**, Materialien für die Ovidlektüre. 'Zu bedauern wäre jeder Lehrer, der eines solchen Hülfsmittels bedürfte'. Hellmuth. — (469) Livius, lib. XXXI—XXXV, von **A. Zingerle**. 'Im allgemeinen einverstanden'. F. Walter. — (470) **A. Engelbrecht**, Studien zu Bischof Faustus. 'Gelehrt und scharfsinnig'. — (472) **P. Rawack**, De Platonis Timaeo. 'Schöne Ergebnisse'. J. Baumann. — (474) Lucianus rec. **Sommerbrodt** Leider habe der Herausgeber Rothsteins Quaestiones Lucianeae nicht benutzt. Th. Preger. — (476) **A. Baran**, Schulkommentar zu Demosthenes. 'Zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit aus und ist den Bedürfnissen des Schülers vollständig angemessen'. Ortner. — (477) **Joannides**, Sprechen Sie attisch? 'Hat einen nicht zu unterschätzenden Wert'. Seibel. — (478) **Hensell**, Griechisches Übungsbuch. 'Material zu knapp'. J. Haas. — (491) **E. Thrämer**, Pergamos. Ref. Welzhofer ermattete bei der Lektüre. — (498) **O. Dingeldein**, Haben die Theatermasken der Alten die Stimme verstärkt? 'Ruhige und vorsichtige Untersuchung, der man seine Zustimmung nur selten versagen kann. Verf. möge einmal eine abschließende Untersuchung über die Sprechweise der antiken Schauspieler schreiben'.

Journal des Savants. Décembre 1890.

(743—752) **G. Boissier**, Anz. von T. Macci Plauti reliquiae Ambrosianae — ed. Studemund. Die von dem Ref. vorgetragenen Ansichten und Bemerkungen geben zu mancherlei Einwendungen Anlaß; ganz besonders auffällig ist der Irrtum, daß die Palatinischen Handschriften von den Schweden aus Heidelberg entführt und von der Königin Christine dem Vatikan geschenkt sein sollen.

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 4.

(121) The Acts of Perpetua and Felicitas, ed. by **Rendell Harris** and **S. K. Gifford**. 'Die Herausgeber haben die lateinischen Akten außer Acht gelassen und sich ausschließlich auf Ruinart verlassen: verhängnisvoller Fehler'. *O. v. Gebhardt.* — (125) **O. Immisch**, Klaros; **K. Buresch**, Klaros. 'Immischs Arbeit ist mit erstaunlicher Entschiedenheit des Urteils geschrieben; dadurch ist Verf. in den Sumpf des schrankenlosen Subjektivismus geraten'. *G. Knaack.* Etwas freundlicher wird die Schrift von Buresch beurteilt. — (133) **Duhn** und **Jacobi**, Der griechische Tempel in Pompeji. 'Das eigentlich Architektonische bleibt hinter dem sonstigen Inhalt entschieden zurück'. *K. Bohn.*

No. 5.

(154) **G. G. Frazer**, The golden bough. 'Verf. will den merkwürdigen Brauch des Priestertums der Diana von Aricia erklären, das demjenigen zufiel, der den bisherigen Priester erschlug. Eine befriedigende Deutung ist es nicht'. *Elard H. Meyer.* — (161) **Danielssohn**, Epigraphica. 'Zum Teil sehr glückliche Ergänzungen, immer scharfsinnig'. — (161) **Trautwein**, De prologorum Plautinorum indole. Gegnerische Kritik von *K. Dziatzko.* — (172) Diophantus, Arithmetik, übersetzt von **G. Wertheim**. 'Sehr gut'. *M. Curtze.*

Neue philologische Rundschau. No. 1.

(1) Homeri Odyssea edd. **Van Leeuwen** et **Mendes da Costa**. 'Nicht erfreulicher Gesamteindruck; zu radikale Textkritik'. *K. Sittl.* — (2) Porphyrii quaestiones Homericae ed. **H. Schrader**. 'Zu einseitige Berücksichtigung der Handschriften; der sachliche Gesichtspunkt dürfte bei diesen Scholien doch der wichtigere sein'. *K. Sittl.* — (3) Herodots zweites Buch mit sachlichen Erläuterungen von **A. Wiedemann**. 'Gediegen, vollendet'. *R. Hansen.* — (5) **R. v. Scala**, Die Studien des Polybios. 'Interessant; mit wohlbegründeten neuen Gesichtspunkten'. *L. Holzapfel.* — (8) **H. Mayer**, Observationes in Lycurgi usum dicendi. Gegen Einzelheiten erhebt Ref. *F. Slameczka* manche Bedenken. — (10) Statius Lied von Theben, deutsch von **A. Imhof**. 'Gut'. *A. Steinberger.* — (11) Tacitus Agricola von **K. Knaut**. Billigende Anzeige von *A. Lange.* — (14) **A. B. Westermeyer**, Der sprachliche Schlüssel. Kurz abgefertigt von *Fr. Stolz.* — (15) **C. Schmelzer**, Pädagogische Aufsätze. 'Die Schrift enthält viel Wahres; aber wie die meisten Reformer schießt auch Schm. weit über das Ziel hinaus'. *-e-*

No. 2.

(17) **A. Ipfelkofer**, Die Rhetorik des Anaximenes. 'Die Streitfrage über den Ursprung der Schrift ist durch diese eindringende Untersuchung um einen wesentlichen Schritt weiter gebracht'. *H. Zimmerer.* — (18) Xenophons Anabasis von **E. Bachhof**, II. 'Kommentar giebt eine richtige, mitunter zu ausgedehnte Erklärung'. *R. Hansen.* — (20) Ausgewählte Elegien des Tibull, von **Jonas Meier**. 'Die Auswahl überschreitet die innezuhaltenden Grenzen'. *K. Peters.* — (21) **P. Dettweiler**, Über den didaktischen Wert Ciceronianischer Schriften, I: Die Rosciana. 'Recht subjektiv'. *O. Dingeldein.* — (21) Livi l. XXVI—XXX ed. **A. Luchs**. *Fügners* Anzeige ergeht sich vorzugsweise über die Handschriftenfrage. — (25) **G. Matzat**, Eine neue Gleichung für die Sonnenfinsternis des Ennius. Widerlegende Kritik von *L. Holzapfel.* — (28) **H. Gutscher**, Die attischen Grabschriften. 'Die Übersetzungen sind meistens gelungen, einige können als vorzüglich und kaum mehr verbesserungsfähig bezeichnet werden'. *Meisterhans.* — (29) **F. Krebs**, Zur Rektion der Kasus in der späteren Gräzität, III. 'Wohl beachtenswert'. *Weber.* — (30) **H. Steinthal**, Geschichte der Sprachwissenschaft bei Griechen und Römern, 2. Aufl. 'Nicht über alle Zweifel erhaben'. *Fr. Stolz.* — (31) **K. Schuchhardt**, Schliemanns Ausgrabungen. 'Ein treffliches Buch, das jedem Leser Freude und Genuß bereiten wird'. ζ. — (32) **E. Fabricius**, Theben. Empfohlen von *P. Weizsäcker.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 6.

(145) **W. Ihne**, Römische Geschichte, VII, VIII. 'Der Darstellung fehlt jener packende Zug, der den Leser für Personen und Vorgänge erwärmt'. *H. Gens.* — (148) **A. Wiedemann**, Religion der Ägypter. 'Ein Vorzug des Werkchens ist das Vermeiden aller wagehalsigen Kombinationen und willkürlichen Deutungen'. *Fr. Krebs.* — (149) **F. Müller**, Philipp II. und die Athener. 'Erhebt keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert'. *G. Hergel.* — (149) Tacitus Germania rec. **R. Novak**. 'Zu viel geändert'. *U. Zernial.* — (153) **J. Hetzel**, Beiträge zur Erklärung des Propertius. 'Brauchbare Vorarbeit zu einem Properzkommentar'. *G. Wartenberg.* — (154) **M. Bonnet**, Narratio de miraculo a Michaele archangelo Chonis patrato, edidit **M. B.** Anerkennende Rezension von *A. Hilgenfeld.*

Revue critique. No. 1.

(1) **E. Egger**, Littérature grecque. 'Ist eine Sammlung älterer, zum Teil sehr alter Aufsätze'. A. Croiset. — (2) **W. Christ**, Geschichte der griechischen Litteratur, 2. Aufl. A. Hauvette gratuliert dem Verf. zu seinem überraschenden Erfolg (zwei Auflagen innerhalb zweier Jahre), findet jedoch das Buch trocken und dürr. — (3) **E. Esperandieu**, Inscriptions de la cité des Lemovices. 'Ausbeute gering; jeder Inschrift ist das Faksimile beigefügt'. R. Cagnat. — (3) Iuvencus, ed. **J. Huemer**, In handschriftlicher Beziehung kommentiert von P. Lejay. — (3) Lactantii opera rece. **Brandt** et **Laubmann**. Ref. Lejay lobt bei Brandt die bewundernswerten Detailkenntnisse und die Klarheit des kritischen Apparats.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Das fünfzigste Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin.

(Fortsetzung aus No. 7.)

Nachdem an Stelle forschender Reisen und zufälliger Funde vollständige Ausgrabungen alter Städte und Heiligtümer getreten sind, sind wir mit dem Boden des Altertums in einer Weise vertraut geworden, wovon man vor 50 Jahren, als von deutscher Seite die ersten schüchternen Versuche zu einer gedeihlichen Mitwirkung an der Wiederentdeckung des Altertums gemacht wurden, keine Vorstellung hatte. Wir kennen die wichtigsten Plätze besser, als sie den Alten bekannt waren, weil auch diejenigen Denkmäler, welche in der Zeit des Phidias verschüttet waren, wieder ans Licht gekommen und die ganze Folge geschichtlicher Entwickelungen übersichtlich geworden ist. Man hatte also mit vollem Rechte den Eindruck einer neuen Epoche kunstgeschichtlicher Forschungen. Eine dichte Folge überraschender Entdeckungen hielt die gebildete Welt diesseits und jen-

seits des Weltmeeres in Spannung. Athen wurde wiederum wie in römischer Zeit die Bildungsschule eines tieferen Kunstverständnisses. Neben der Schule der Franzosen erwuchs am Fuße der Akropolis unser Reichsinstitut; es folgten die Amerikaner und die Engländer. Was früher einzelnen Bevorzugten zu teil geworden, wurde jetzt fast ein Gemeingut der begabteren Jugend aller Nationen, welche schon einen Anspruch darauf zu haben glaubt, ihre Universitätsstudien auf klassischem Boden fortzusetzen. Wie wichtig wurde die Verbindung des großen Entdeckers Schliemann mit den Männern des deutschen Instituts, denen auch die Genugthuung zu teil wurde, den einheimischen Gelehrten bei einem der schönsten wissenschaftlichen Werke, der Aufdeckung des seit der Schlacht bei Salamis verschütteten Bodens der Akropolis, hülfreich sein zu können. Die Vorzeit Athens stieg wieder aus dem Perserschutt hervor.

Eine neue Zuversicht erwachte, seitdem man an den Quellen der Forschung stand und verschollene Kulturperioden, verschollene Denkmäler und Künstler wieder auftauchen sah. Selbstbewußter, kühner trat man der schriftlichen Überlieferung gegenüber. Die Hand des alten Führers, dessen fast vollständige Beschreibung Griechenlands uns durch ein wunderbares Glück erhalten ist, wies man stolz zurück, und wie die Astronomen leuchtende Sterne in Doppelsterne aufgelöst haben, so glaubte man jetzt die Werke, die von den Alten einem Meister zugeschrieben werden, in zwei Gruppen trennen zu können, und so stieg eine Reihe von Großvätern aus der Unterwelt hervor, welche, aus der überstrahlenden Glanzsphäre gleichnamiger Enkel befreit, selbständige Personen wurden. Von den vielen jugendlichen Reisenden glaubte keiner ohne Jagdbeute heimkehren zu dürfen. Die Fülle neuer Ergebnisse wird die ruhig fortschreitende Wissenschaft sichten; aber so viel ist klar und zweifellos, daß wir in den letzten Jahrzehnten mehr als in den Jahrhunderten vorher vom alten Griechenland gelernt haben.

Wenn man also unser Zeitalter das naturwissenschaftliche zu nennen liebt, so ist diese Benennung, wie der Rückblick auf unsere fünfzig Jahre zeigt, nicht gerechtfertigt; auch hat die Teilnahme der ganzen gebildeten Welt gezeigt, daß es sich nicht um Befriedigung archäologischer Liebhaberei handelt. Ihrem Wesen nach sind die beiden Entdeckungsgebiete, wie wir alle fühlen, grundverschieden. Was auf der einen Seite geschieht, greift unmittelbar in die Gegenwart ein, und staunend sehen wir, wie der Mensch sich immer siegreicher zum Herrn der Natur macht, die Raumschranken vernichtet und die unsichtbaren Feinde des Lebens bekämpfen lehrt. Unsere Wissenschaften führen ein bescheideneres Stillleben, das aber für unser gesamtes Kulturleben nicht minder unentbehrlich ist. Die Menschheit besinnt sich auf ihre eigene Vergangenheit, und jeder neue Einblick in die Entwickelung hochbegabter Völker, mit denen wir unzertrennlich verbunden sind, jedes neu erschlossene Verständnis einer inhaltreichen Kulturperiode ist eine Bereicherung unseres eigenen Geistes, eine Vertiefung unseres persönlichen Bewußtseins, und jede unserer gemeinsamen Arbeiten bezeugt nur von neuem, wie reich der Quell hellenischer Kunst fort und fort sprudelt, der unerschöpfliche Jungbrunnen der nachgeborenen Völker.

Wenn der Reiz unserer Studien darin liegt, daß das Erworbene kein Äußerliches bleibt, sondern unser eigen wird, so liegt darin auch eine Gefahr. Denn während die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung eine Selbstkontrolle in sich trägt, die jeden Fehlgriff erkennen läßt, so wird in der Aneignung kulturgeschichtlicher und namentlich kunstwissenschaftlicher Thatsachen Neigung und Geschmacksrichtung nie ohne Einwirkung bleiben. Den Werken der Kunst gegenüber hat jeder eine persönliche Stellung, und keine Wissenschaft ist im stande, die Unterschiede individueller Auffassung auszugleichen.

Wohl ist das Auge geübter, das Urteil reifer als in der Zeit, da die Elgin marbles in London aufgestellt wurden und die Ansichten der Gelehrten über ihren künstlerischen Wert weit auseinander gingen. Aber ist nicht auch heute noch die ästhetische Würdigung merkwürdigen Schwankungen unterworfen? Als die Giebelfelder von Olympia sich füllten, fühlte man sich so enttäuscht, daß man an diesen ungeschickten Arbeiten zu erkennen glaubte, wie weit die Eleer in der Kunst zurückgeblieben seien, und dieselben Werke hat man dann als unter Phidias' unmittelbarer Leitung entstanden, ja als die echtesten Zeugnisse seiner Kunst angesehen wissen wollen. Als vom pergamenischen Altar die ersten Proben nach Berlin gelangten, wurden sie als schlechte Handwerkerarbeit der Aufstellung im Museum unwürdig erklärt, während man später aus ihnen zu beweisen suchte, daß das Zeitalter klassischer Kunstübung zu eng begrenzt worden sei, und hervorragende Meisterwerke der Antike aus dem Einflusse pergamenischer Plastik erklärte. Wir geben uns wohl gern der Vorstellung hin, als ob es schon gestattet sei, über den Stil der bedeutenderen Künstler und Kunstschulen ein zuverlässiges Urteil zu geben; aber wie schwankend noch immer der Boden unter unseren Füßen sei, kann der aufrichtige Forscher nicht verkennen. Das zeigt ja am deutlichsten der Ostgiebel von Olympia. Denn wenn wir einer von Pausanias genau beschriebenen, architektonisch streng geordneten und in beispielloser Vollständigkeit wieder aufgefundenen Statuengruppen gegenüber noch so unsicher umhertasten und immer neue Aufstellungsversuche machen sehen, so erhellt doch aus dieser Thatsache, wie wir noch in den Anfängen einer methodisch sicheren Kenntnis der Antike stehen, und wie ernste Forschung erfordert wird, um zu festen, von subjektiven Geschmacksrichtungen unabhängigen, wissenschaftlichen Ergebnissen zu gelangen.

Entmutigen darf uns diese Erfahrung aber nicht. Die Mannigfaltigkeit der Ansichten ist ja das beste Zeichen, wie angeregt die Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte ist, und Vereine wie der unsrige sind ihr um so unentbehrlicher, weil es nur durch ein solches Zusammenwirken möglich ist, sich von allem in Kenntnis zu erhalten, was zur Erweiterung und Berichtigung unserer Altertumskunde dient, und weil die Gemeinsamkeit am besten vor den Gefahren schützt, denen die richtige Würdigung alter Kunstwerke ausgesetzt ist.

So wollen wir dankbar für die wunderbare Bereicherung unseres Arbeitsfeldes, die wir in hervorragendem Maße unserem erhabenen Fürstenhause und der Opferfreudigkeit deutscher Männer verdanken, mit frischem Mute in die zweite Hälfte des Jahrhunderts eintreten, eifrig bestrebt, die Stiftung Gerhards treu zu hüten wie einen Herd, um den sich inmitten des wogenden Lebens der deutschen Hauptstadt ein Kreis von Genossen sammelt, deren ernste Aufgabe es ist, die von Winckelmann, Lessing, Herder und Goethe entzündete Liebe zur Kunst der Alten als einen teuren Volksbesitz auch den kommenden Geschlechtern lebendig zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 28. Februar. 1891. № 9.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Hofrat Dr. **W. v. Hartel** zum Direktor der k. k. Hofbibliothek in Wien an Stelle des in den Ruhestand tretenden Direktors v. Birk. — Prof. **Hegedüs** von der Univ. Klausenburg zum ord. Prof. der Archäologie an der Univ. Budapest. — Zu ord. Mitgliedern des Deutschen Archäologischen Instituts sind ernannt Hofrat **Hartel** in Wien, Prof. **Gurlitt** in Graz, Prof **Holwerda** in Leiden, Prof. **Niemann** in Wien, **Melotopulos** im Piräus; zu korrespondierenden Mitgliedern Kapitän **Espérandieu** in Toulon, Vicekonsul **Nerveana** in Brindisi und Direktor **Salotas** in Chios. — Dr. **John Wordsworth**, Bischof von Salisbury, zum hon. Fellow von Brasenose College in Oxford.

An Gymnasien etc: Dr. **Sachse** und **Küchenmeister** an der Thomasschule zu Leipzig zu Professoren. — Als ord. Lehrer angestellt Dr. **Kron** in M.-Gladbach, Dr. **Schwartz** in Dramburg, Dr. **Kleinecke** in Schönebeck.

Todesfälle.

Dir. Dr. **Methner** in Gnesen, 8. Febr. — Prof. Dr. **John** in Nordhausen, 7. Febr., 87 J. — Prof. **Hartnack** in Potsdam. — Schulrat Dr. **Tietz** in Rudolstadt.

Nachträgliche Bemerkungen zu Florus.

Aus den mir von Herrn Prof. Woelfflin überlassenen Nachträgen zu einer Kollation des cod. Nazarianus (Heidelberg. 894) des Florus, die ich bei meinen Florusstudien*) leider nicht mehr benutzen konnte, beeile ich mich das Wichtigste hier mitzuteilen, zumal da es für eine richtige Beurteilung der zweiten Handschriftenklasse von nicht geringem Wert ist, daß diejenigen, die neue Beiträge zur handschriftlichen Überlieferung des Florus zu geben wünschen, durch die kleinen Fehler in Jahns und Halms Ausgaben nicht in die Irre geführt werden können.

Im allgemeinen sei gesagt, daß Jahn an vielen Stellen nicht bemerkt hat, wenn das Wort von erster oder zweiter Hand korrigiert war; oft ist die handschriftliche Überlieferung — scheinbar von geringem Wert — garnicht oder wenigstens ungenügend verzeichnet, z. B. *atque*, *aliud*, *apud* (mit *d* oder *t*), bei den mit Praepos. zusammengestellten Wörtern sind die assimilierten und nicht-assimilierten nicht unterschieden worden, auch sind Druckfehler eingeschlichen, kurz alles in allem liefern die Nachträge einen neuen Beweis dafür, daß der Nazarianus eine noch größere Zahl Stellen aufzuweisen imstande ist, wo er mit anderen Hss. seiner Klasse die richtige Lesart aufbewahrt hat Andererseits wird es klar, daß der Nazar. mit seinen nur von dem Abschreiber

*) Commentat. Woelfflinianae S. 161—167 und Observationes criticae et palaeographicae ad Flori epitomam de Tito Livio (S. 23 statt p. 11 supra zu lesen: p. 16 supra, S. 24 statt p. 13 u. 14: p. 17 u. 18, S. 20 in der Mitte muß N hinter B gesetzt und in der folgenden Zeile in (N) V v H gestrichen werden).

herrührenden Schreibfehlern, selbst dem interpolierten Bamberg. gegenüber, auf eine sehr bescheidene Stellung angewiesen war. Der Schreibfehler des N wurde bisweilen ebensogut wie die Interpolation des B abgewiesen. So hat 100, 18 (Jahn) der B *pompeium regem*, N *pompeio aedem*, die Vossiani 14 und 77 *pompeii caedem* (vgl. 112, 2 *Pacori caedem*). Jahn und Halm geben die Konjektur *Pompei necem*. Der B ist hier also interpoliert, der N nur korrumpiert, die zweite Klasse aber an dieser Stelle nicht angegriffen. Da die von mir angestellten Untersuchungen darauf hinweisen, daß die Quelle dieser Klasse jedenfalls nicht jünger ist als die des B und die Hülfsquellen in den letzten Jahren bedeutend gewachsen sind, scheint mir die Zeit für eine neue Florusausgabe nicht mehr allzuweit entfernt zu sein. Ich gebe diejenigen Verbesserungen aus den Woelfflinschen Nachträgen, die, nach meinem Urteil, von wesentlicher Bedeutung sind, solche also, welche die richtige Würdigung der zweiten Klasse beeinträchtigen können.

Jahn 5, 20 (Nazar.) CCCC per annos (5, 3; 52, 14; aber 53, 28; 54, 13; 63, 26), 23 annos — 6, 19 patruum, 22 adhibuere — 9, 22 attius, 24 prohibe-
a
batur summus (*sic*) — 13, 25 datẹ lapsa (a *2 m.*
s
suprascr.) — 14, 20 estora (s *1 m.*) — 16, 12 Tolumnio rege ad — 17, 18 terræ — 18, 10 stato (*sup.* uel tu) — 19, 15 plus esset in imperio — 20, 4 Praebus — 22, 1 subiecto (*1 m.*), 25 populi portarent in his consurgerent — 23, 16 ipse rex satellitibus (*om.* a), 18 isdem qui — 24, 7 alias — 25, 12 Samnitum — 26, 2 caputque regionibus — 29, 8 ecce se ultro, 16 dimi-
q.
caretur — 31, 2 mox deni ḍeuentis (q. *2 m.*), 23
c
necommutatio (*sic*) — 32, 6 ab diis, 8 praecipitare — 33, 19 faciebat, 22 diduxit — 35, 3 XVIII, 6 uberat
ntinū
(corr.: urebat) — 36, 2 sagu in igne (ntinū *2 m.*) — 36, 29 ceciderat — 37, 2 puluere. | sole, 14 imperatura (*suprascr.* uel periturẹ *2 m.*), 19 indomitū armis,
plū
26 exem imitataeq; (plū *2 m.*), 28 deferruntur — 38, 3 tam cam callidum — 40, 7 in urbe, 12 submoueri nec caeloṣ sed (ṣ!), 17 obsidebantur, 28 submouebat — 41, 13 syfacis exercitus fudit quae — 43, 5 iubebat, 20 armisq; id quam — 45, 2 uallauerant. sed hæc omnia (haec auch B und die Vossiani) — 47, 8 uallauerant, 18 alias. ēminatus (eminor: Plaut. Capt. 791: eminatus*) auch die Voss.) — 48, 6 cum *om.* — 50, 7 officinas (= *B Vo.*) — 51, 13 ordinato. cā
n
(to *aus* ti?) — 52, 7 toto orbe uider&tur (n *2 m.*), 22 uictoria sua (also = *B Vo.*) 54, 29 fira clans (*suprascr. 2 m.* uel dira clades) — 58, 29 & recentem — 59, 14 erit eam non — 60, 10 remigarent — 63, 1 contortas,
v
3 sanguinē humanō (*corr. 2 m.*) — 64, 9 specṭacula, 24 subruto, 28 discịpulis& — 67, 1 nec non & im
a
— 70, 13 p & ierunt — 71, 2 qui uincerit habuit (*corr. 2 m.*) — 74, 5 ipse *om.* — 76, 20 igitur p. r. omnes — 83, 14 consurgerent — 86, 15 ad uexillum ad auxilium, 19 dilapsi (= *B Voss.*) — 87, 5 inde latro — 90, 1 anticessū sanguinē — 92, 15 conpositā ciuitatem (*om.* statum = *Voss.*) — 98, 1 tamen (= *B I Voss.*), 13 ut accersendos, 25 sederunt — 113, 10 uicesset qui euaserat — 118, 20 bonam, 28 gaudium fuit — 119, 16 barbarum, 19 tandem inquit — 122, 12 uali-
c
dissimi — 123, 12 fatio (c *2 m.*). Einige kleine Bemerkungen und Zusätze lasse ich schließlich folgen:

*) Vgl. Duker z. d. S.

Observationes criticae S. 20, wo ich den Ausdruck *gradus processusque* (5, 19) zu verteidigen suche, hätte ich noch hinweisen können auf 43, 13 *ut . . . imperium procederet*. Zur chiastischen Stellung (57, 23) der Worte *populum romanum armis inclitum et invictum opibus* (Verg. Aen. 6, 479, 334) vgl. 11, 10 *imperii sedem caputque terrarum* (O. C., S. 26). Daß bei Florus 7, 23 mit der 2. Kl. zu lesen ist *in equis et in armis . . . . excubaret* (Comm. Woelffl. 164 f.) geht auch hervor aus folgenden Stellen: 89, 23 *starent in armis*, 23, 17 *saucius in armis suis referretur*, 59, 27 *discoloribus in armis;* die Stellen, wo *armis* ohne *in* gebraucht wird, sind ganz anderer Art, (23, 1; 6, 1; 23, 26; 29, 6; 39, 12; 43, 20; 47, 8.) Ein Lieblingswörtchen des Florus ist *bis*, das er an sechs Stellen angewandt hat. Zu den zwei schon erwähnten (25, 7; 118, 3) kommen noch 20, 10 *bis floribus vernat*, 102, 15 *quod ipse bis fecerat*, 104, 13 *bis subactam*, 123, 19 *bis ante se clusam*. Hierauf stützen sich meine Konjekturen (S. 13 und 25) 42, 17 und 46, 7, wo ich statt *quibus: qui bis* vorgeschlagen habe. Zu 21, 20 (vgl. die Addenda) füge hinzu 15, 20 *hostes ab Etruria fuere Veientes* (aber 5, 5 und 38, 20!). Ich glaube, daß 8, 1 *Quirinum in caelo vocari* (nennen) des B N die richtige Lesart ist, aber die Worte des Pseudo-Victor, de viris ill. 2, 13 *cum ad deos abiret* und Ovid, Fasti 2, 496 *rex . . . astra petebat*, dazu die Vossiani *caelo* (= ad coelum?) *vocari* (aufrufen) machen die Wahl schwierig. Tacitus, ann. 13, 56, 1 hätte in der Tabula zu 8, 1 erwähnt werden sollen. S. 27 und XVII füge hinzu: 10, 7 *matre serva creatum* und 50, 15 *hunc Paulo Macedonico procreatum* (es betrifft die interpolierte Florusstelle 24, 16), zu S. XXIII (53, 20 Flor.): 64, 21 *vir armis optimus*, zu S. 19 (86, 15 Flor.) de v. i. 4, 11 *in auxilium arcessitus* (aber Flor. 92, 12 und 16, 16!). Außerdem bitte ich zu den von Woelfflin, Archiv VI 2 gesammelten Stellen noch das Folgende beachten zu wollen: Der *Dialogus* (S. XLII Jahn) hat dreimal hintereinander das Wort *peragrare*, ein Lieblingswort des Florus 28, 26; 37, 16 N. Voss.; 42, 13; 52, 13; 72, 21. Caesar hat das Wort garnicht, Nepos nur Eum. 8, 2, Cicero und Livius haben es öfters angewandt, Vergil 4, Lucrez (I 74, 926) 2?, Horaz 0, auch die Plinii, Velleius, Sueton, aber selten. Auf das Wort *vexillum* (S. XLIII, 12) ist S. 19 der Observ. crit. hingewiesen. Die Lesart der 2. Klasse (21, 20) *a latere Etruria infesta* würde eine Parallelstelle finden in den Worten des Dial. (S. XLII): *a latere vicinas Cycladas salutavi.*

Groningen. **J. W. Beck.**

Berichtigung.

In unserer No. 5 (1891) ist S. 154 Z. 15 v. u. „*venificus“ statt „*venificus“ zu lesen.

Kleine Mitteilungen.

Die französische Kammer hat für die Ausgrabung von **Delphi** 500 000 Frcs. bewilligt. — In **Eretria** soll das alte Theater ausgegraben sein, — im Grabhügel von **Marathon** ist ein Gefäß mit mykenischer Dekoration gefunden worden, — bei **Theben** in Ägypten ist ein Massengrab von Ammonspriestern, am großen Tempel von Luksor eine **Wandmalerei** entdeckt worden, welche die Gesamtanlage zur Zeit Ramses' II. darstellt.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Thucydidis de bello peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit **E. F. Poppo.** Editio tertia, quam auxit et emendavit **J. M. Stahl.** Vol. I. Sect. II. Leipzig 1889, Teubner. 260 S. 8. 3 M.

Mit dem Erscheinen dieses Heftes liegt die Stahlsche Bearbeitung der Popposchen editio minor, begonnen 1875 mit dem dritten Hefte der zweiten Ausgabe, vollständig vor. Das Fehlen einer Vorrede beweist, daß bei der Gestaltung dieses Heftes die Grundsätze in Geltung geblieben sind, welche Stahl in der praefatio zu I 1 (1885) ausgesprochen hat. Es sind demnach die Lesarten des cod. mus. Britannici M, welche bereits in der adnotatio crit. der Stereotypausgabe sich finden, in die discrepantia scripturarum aufgenommen; da andererseits die syntaktischen und orthographischen Ergebnisse der Quaestiones grammaticae (2. Aufl. 1886) durchweg verwertet sind, so hat die darauf beruhende Fortlassung fast aller dorthin bezüglichen Varianten eine zu billigende Verkürzung der kritischen Noten zur Folge gehabt. Was die erklärenden Anmerkungen betrifft, so mußten die Noten Poppos, die im Jahre 1866 erschienen, entsprechend dem Standpunkte der neueren Forschung mannigfache Änderungen erfahren; erfreulich ist es zu sehen, wie schonend Stahl dabei zu Werke geht, wie er bemüht ist, trotz der notwendigen zahlreichen Eingriffe jenen Noten im ganzen den ursprünglichen Charakter zu wahren. Eine besondere Schwierigkeit bereiteten jedoch die ersten Kapitel unseres Buches, in denen sich eine Reihe der für die Thukydideische Zeitrechnung wichtigsten Bemerkungen findet. Stahl hat es daher für notwendig erachtet, seinen Standpunkt in dieser Sache in einem umfangreichen Anhange ausführlich zu begründen. Der erste Teil dieses Anhanges (S. 237—252) handelt „de annorum in aestates et hiemes distributione", der zweite (S. 252—258) „de belli Peloponnesiaci initio". Bezüglich des ersten Punktes kommt St. zu dem Resultate, daß Thuk. seinen Frühlingsanfang wahrscheinlich um das Frühlingsaequinoctium (26. März) gesetzt habe. „Simul autem apparet verbis ἅμα ἦρι ἀρχομένῳ vel ἅμα ἦρι non ipsum primum veris diem, sed ampliore sensu primum veris tempus significari." Angaben, die damit im Widerspruche zu stehen scheinen, z. B. die Zeitangaben für die Einschließung von Platää, ergeben bei genauer Berechnung, daß die dort gegebene Zahl von 70 Tagen für die Errichtung des Walles falsch überliefert und vermutlich θ' (9) statt ο (70) zu setzen sei. — Thuk. beginnt nun seinen Sommer mit dem kräftigen Wiederbeginne der durch den Winter gelähmten Feindseligkeiten, daher braucht der Beginn seines Sommers nicht genau mit dem Frühlingsanfang zusammenzufallen: „aestas apud Thuc. circa aequinoctium vernale initium habet et anni quos numerat naturales sunt." — Sodann wird weiter gefragt: Hat Thuk. unter Sommer und Winter gleich lange Teile des Jahres verstanden? 1. ἐξ ἡμισείας ist nicht = dimidia ex parte, sondern = bipartito. Ob diese Bedeutung wirklich in den angezogenen Stellen liegt, mag dahingestellt bleiben; die von St. angestellte Berechnung aber scheint zwingend zu seinem Resultate zu führen. 2. Waren die Teile gleich, so mußte der Winter mit dem Herbstaequinoctium (27. Sept.) beginnen, was antiker Anschauung widerspricht; Thuk. folgt aber sicherlich einer allgemein geläufigen Jahreseinteilung, da er eine ihm eigentümliche jedenfalls ausdrücklich angegeben hätte. Aus dem Zeugnisse des Pseudo-Hippokrates folgt, daß man bis auf Thuk. den Anfang des Winters etwa vom 10. Novbr. an rechnete, sodaß auch der ganze Herbst in den Thukydideischen Sommer fällt. Damit stimmt eine ganze Reihe von Thatsachen; das dagegen sprechende ἐπειδὴ τὰ Κάρνεια ἦγον ist mit Recht bereits von Krüger für „eingefälscht" erklärt worden. Demnach umfaßt der Thukydideische Winter etwa $4^1/_2$ Monat.

Diese ganze Beweisführung hat, wie gesagt, etwas sehr Überzeugendes. Nicht das Gleiche läßt sich von dem zweiten Abschnitte „Über den Anfang des peloponnesischen Krieges" sagen. Stahl nimmt in 2,1 das Krügersche τέσσαρας μῆνας auf, setzt den Überfall von Platää auf den Anfang des April und schreibt nach Lipsius zur Zeitbestimmung der Schlacht bei Potidäa ἕκτῳ <καὶ δεκάτῳ>. Die Berechnung dieses Zeitpunktes aber erscheint noch immer als unsicher, und zwar deswegen, weil für dieselbe zu viele Faktoren der bloßen Vermutung anheimgestellt sind, die Vermutungen aber, wieviel Zeit höchstens zu diesem, wieviel mindestens zu jenem Schritte erforderlich war, mitunter weit auseinander gehen; daher scheint es uns auch, als habe die ganze Flut von Schriften, die sich in letzter Zeit über den fraglichen Punkt ergossen hat, zwar manches zum besseren Verständnisse dieser oder jener Stelle beigebracht, den Kernpunkt selbst aber noch nicht genügend klargestellt. Auch ob τοῦ θέρους καὶ τοῦ σίτου ἀκμάζοντος = „posteriore mensis Iunii parte" mit den altattischen Ernteverhältnissen stimmt, ist wohl noch nicht ganz sicher.

Außer den eben angeführten Punkten sind die wichtigsten Neuerungen in Text und Erklärung folgende (wir gehen dabei von dem Vergleiche mit Stahls Textausgabe aus): 4,2: [τοῦ μὴ ἐκφεύγειν] mit van Herwerden, weil Aen. Pol. die Worte nicht gelesen habe: „abiecto igitur hoc stolidi cuiusdam interpretis additamento ad ἐμπείρους subaudiendum est (wie zu ἄπειροι) τῶν διόδων.“ — ib.: πρὸς βαλλόντων wegen des folgenden βαλλόντων. Aber natürlicher (mit fast allen Hss) προςβαλόντων wegen ἔπειτα, βαλλόντων wegen ἅμα. — 4,4: [λαθόντες καὶ] stört den Zusammenhang und ist in ἐρήμους und αἴσθησις-ἐπεγένετο bereits enthalten. Herw. hatte nur καὶ gestrichen. — 4,5: [πλησίον] ursprünglich eine erklärende Bemerkung zu dem unverstandenen τοῦ τείχους. — ib.: [τοῦ οἰκήματος] mit van Herwerden: überflüssig (?). — 5,5: αὐτοῖς [τοὺς ἄνδρας] überflüssig und lästig wegen des voraufgehenden und folgenden τοὺς ἄ. (?) — 7,2: Λακεδαιμόνιοι-ναῦς ἐπέτασσον. Stahl nannte die Boehmesche Vermutung Λακεδαιμόνιοι ἐπέταξαν ziemlich kühn; ist seine Änderung (Impf. wegen des § 3 folgenden ἐξήταζον) und die Vermutung, daß eine aus III 86, 2 am Rande notierte Parallelstelle zur Verwechselung der Verbalformen geführt habe, weniger gewagt? — 8,2: ἐλέγετο nach dem zu I 126, 5 angegebenen Grundsatze, trotz des dort gemachten Zugeständnisses „ferri quidem plur. potest.“ — 10,2 wird jetzt nach Krüg. hinter γίγνοιτο interpungiert. — 11,1: ἐν αὐτῇ Πελ. (ohne τῇ) mit Pp. nach Krüg. Gr. § 50, 11, 16. — 11,5: παρεσκευάσθαι nach Steup mit Laur. — 11,7: οἱ λογισμῷ ἐλ. χρ: οἱ wieder eingesetzt, der Gedanke verlangt es und „Galenus agnoscit“. — 13,7: [ὅσοι ὁπλῖται ἦσαν] die große Zahl (16 000) erregt Anstoß, doch ist sie geschützt durch Diod., der freilich nur von στρατιῶται spricht; damit stimmt alles, wenn man die drei Worte streicht. (Steup sucht den Fehler dadurch zu heilen, daß er mit Beloch καὶ μυρίων streicht und so die Zahl auf etwa ²/₅ herabsetzt.) — 16,1: πανοικεσίᾳ mit Lipsius hinter ῥᾳδίως gestellt, wodurch der Text allerdings sehr glatt wird. — 20,1: [ὡς ἐς μάχην ταξάμενον] Stahl vermutet (wie Steup) Kap. 18, 3—19, 1 und Kap. 20 seien spätere Zusätze von der Hand des Thuk. Die eingeklammerten Worte zu streichen, erscheint mir nicht notwendig. — 21,1: [τὴν ἀναχώρησιν] nach Krüg. Ungewöhnlich, da sonst nur ein neutrales Adj. oder Pron. so mit πείθεσθαι verbunden wird, und überflüssig. Scheint aus dem Schol. eingedrungen zu sein. (Steup behält es mit Class.) — 21,3: ὥρμητο (statt ὤργητο); das Med. von ὀργᾶν ist nirgends zu belegen, das Plusqu. unverständlich. ὥρμητο, geboten vom Laur. und Pal., in gleicher Bedeutung und Konstruktion bei Thuk. an vielen Stellen. — 22,3: ἀπὸ τῆς στάσεως ἑκατέρας nach Pp. (Steup hält ἑκάτερος mit den Hss.) — 25,4: καὶ ἄλλοι τινές, [οἱ] οὐ δυνάμ. ἐπιβ., κατὰ γῆν χ. Aber Classens „alle welche“ geht doch wohl auch, und Steup vergleicht richtig VIII 90, 1. — 29,2: [ὁ τοῦ Σιτάλκου πατήρ] mit Naber: unnötig (?). — 29,3: [ἐς Ὀδρύσας] mit Herwerden: weil dazu τῆς hinter διὰ erforderlich sei, da das Odryserland vorher erwähnt ist, von Steup durch Hinweis auf I 1, 2 verteidigt. — ib.: [ὁ Τηρεύς] 1, weil es der Schol. nicht las; 2, der Laur. und E Τήρης bieten, obwohl unsere Stelle zur Stütze von VII 57, 6 (Κυθήριοι) genommen wurde, und diese Wiederholungen „perspicuitatis causa“ im Thuk. ziemlich häufig sind. — 36,4: ἤλθομεν mit Laur. u. a. wünschte schon Pp., schreibt jetzt auch Steup; durch den Zusammenhang geboten. — 39,1: κἂν ταῖς τῶν π., wozu schon Pp. neigte, nach Krüg. — 39,4 schließt (mit Pp.) das Kap. hinter φαίνεσθαι. Sodann: καὶ ἔν τε τούτοις τὴν πόλιν ἀξίαν <νομίζω> εἶναι θαυμάζεσθαι καὶ —. Der Satz könne nicht von περιγίγνεται abhängen; denn die im Folgenden aufgeführten Tugenden könnten unmöglich als Ausfluß der ῥᾳθυμία gelten; daher sei νομίζω oder λέγω einzuschieben. (Steup teilt mit, daß nach brieflichen Mitteilungen A. Weidner das gleiche Bedenken gehabt, daher ebenfalls nach φαίν. stark interpungiert und οἶμαι vor εἶναι eingeschaltet habe. Übrigens hatte bereits Heilmann so abgeteilt.) — 40,4: οὐκ ἐς χάριν, ἀλλ᾽ ὡς ὀφείλημα: „ἐς de effectu dictum est“; ἐς χ. also = in gratiam, ut inde gratia sibi habeatur; demnach könne ἐς ὀφ. nur sein „ad contrahendum debitum“, nicht „ad persolvendum d.“ (?) (Ähnlich sagt Cicero: hiemis, non avaritiae perfugium maiores nostri in sociorum tectis esse voluerunt.) — 41,4: [καὶ] οὐδὲν προσδ. nach Krüg. — ib.: καλῶν τε κἀγαθῶν nach Herw. — 42,4: ἐν αὐτῷ τῷ ἀμύνεσθαι (Laur.) καὶ παθεῖν μᾶλλον ἡγησ. ἢ τι ἐνδόντες σῴζ. = et in ipso defendendo etiam mortem sibi potius obeundam esse rati quam aliquid cedendo salutem quaerendam. So wünschte es auch Classen, der jedoch zweifelte, ob ἡγησάμενοι παθεῖν heißen könne „entschlossen zu sterben“. Stahl bringt jetzt eine Reihe von Belegen dafür. — 43,1: οὐκ οὖν mit Class. — 43,5: οὐκ ἔστιν ἀγαθοῦ mit Laur. und einigen weniger bedeutenden Hss, sonst alle ἔστ᾽ „cum elisione quae alibi apud Thuc. non invenitur“ und auch schon Pp. verdächtig war. — 44,1: ἐντελευτῆσαι <ἡ εὐδαιμονία> ξυνεμετρήθη. Früher schrieb St εὖ τελευτῆσαι mit Pp.; die jetzige Änderung

nach Reifferscheid; „de vanis reliquorum suspicionibus tacere praestat". — 47, 1: τῷ πολέμῳ τῷδε gegen die Hss, aber nach dem sonstigen Gebrauche. — 48, 2: ἐσέπεσε nach Herwerden, die Hss ἐνέπ. „De verborum ἐμπίπτειν et ἐσπ. apud Th. structura idem valet quod de ἐμβάλλειν et ἐσβ. docuimus in sd. I 134, 4" — „ἐμβάλλειν τινί-ἐσβ. ἐς τι." — 51, 2: ἕν τε οὐδὲν, wie schon Pp. wünschte, mit Laur. — 51, 4: ἀφ' ἑτέρου θεραπείας mit den Hss und Pp.; früher unnötig mit Madv. θεραπείᾳ. — 51, 4: [ἔφη] mit Cob. wie I 118, 3. — 57, 1: οἵ τε Πελ. mit Laur. — 60, 1: μέμψωμαι mit den besten Hss, Pq. und quaest. gr.[2] S. 26. — 61, 4: ξυμφορὰς τὰς μεγίστας ὑφίστασθαι, weil ὑφ. hier = sustinere und nicht = resistere sei. Warum nicht: dem Unglück trotzen? 64, 3: ταῖς ξυμφοραῖς μὴ εἴκειν. — 64, 5: παραυτίκα[τε] λαμπρ. — 65, 2: <ἐν> οἰκοδομίαις mit Madv. — 65, 6: ἓξ μῆνας. — 67, 1: Πρατόδαμος Μ. — 70, 4: ἐποίκους <ἐς χιλίους> ἑαυτῶν, von Steup mit Recht zurückgewiesen. — 70, 5: [τὸ] δεύτερον ἔτος mit Krüger nach dem sonstigen Gebrauch. — 72, 3: [τοῖς Λακεδαιμονίοις] „tam molestum quam inutile" mit Cob. und Herwerden Von Steup mit Recht geschützt. — 74, 3: ξυγγνώμονές τε. — 76, 1: ἐσέβαλλον, was schon Pp. für passender hielt und jetzt auch Steup schreibt. — 77, 4: [ἀπ' αὐτοῦ] wohl richtig mit Steup auf πῦρ zu beziehen. — 79, 2: διέφθειρον, wie wohl jetzt allgemein. — 81, 2: λόγοις mit Pp. und Krüg. nach III 66, 2; kaum nötig. — 81, 4. ἐπέχειν ist nach Stahl = in animo habere, der Artikel weise auf στρατοπεδευσάμενοι (§ 2) zurück Aber das bei Thuk durchaus nicht seltene Wort hat nirgends jene Bedeutung. — 83, 3: διαβάλλοντες gegen die Hss, wegen der Verbindung mit κατεῖδον. — ib.: ἀφορμισάμενοι mit Bloomfield, was auch Steup empfiehlt. — 84, 2: ὑπὸ τὴν ἕω nach Krüg. — 85, 4: αὐτῷ (statt αὐτῷ) mit Pp. — 86, 3: τὸ δ' ἕτερον [Ῥίον] mit Cob., und [τὸ ἐν τῇ Πελοποννήσῳ] wegen der Stellung und weil es später genauer τὸ Ἀχαϊκόν genannt wird. — 88, 2: ἂν ἐπιπλέοι mit Cob. und Boehme. — 88, 3: [τοὺς Ἀθηναίους] „molesta et inepta abundantia"; mit Cob. — 89, 3: [ἑκάτεροί τι] sowohl der Konstruktion ἐμπειρότεροι mit τι, als des ganzen Gedankens wegen (?). — 90, 1: ἔσω [ἐπὶ] „errore repetitum est". — 91, 1: [νεώς] mit Herwerden (?) — 93, 3: τολμῆσαι ἂν οὔτ', εἰ καθ' ἡσυχίαν διανοοῖντο, μὴ κτέ. Die Stellung nach Herwerden — 93, 4: Stahl nimmt mit Herwerden hinter φρούριον eine Lücke an, die den Namen Βούδορον enthalten habe, setzt φρούριον bis μηδέν in Parenthese und verbindet καί(-)τῷ τε. — 94, 3: πεζῇ. — 94, 4: φυλακὴν ἤδη. Laur. — 97, 3: ἄργυρος προσῄει nach ᾔει (Laur.); „εἴη explicationem non habet". — 97, 5: μετὰ τὴν τῶν Σκυθῶν. — 101, 6: τὰ μὲν κατὰ (statt τὰ μὲν οὖν κατὰ der Stereotypausgabe) wie allgemein.

Man sieht, daß der Neuerungen im vorliegenden Hefte selbst der Stahlschen Stereotypausgabe gegenüber nicht wenige sind. Wie das bei Stahl nicht anders zu erwarten ist, haben diese Neuerungen fast durchweg außerordentlich viel Ansprechendes, sogar Bestechendes; etwas anderes aber ist es, ob ihre Notwendigkeit überall zwingend nachgewiesen ist, und da möchten wir denn doch bei nicht wenigen Stellen uns bedenken, ob nicht die Überlieferung zu halten ist: ist doch Stahl selbst einigemal zu derselben zurückgekehrt. Namentlich aber die zahlreichen neuen Streichungen, die fast zur Hälfte auf den Vorschlägen von Herwerden, Naber und Cobet beruhen, scheinen mir oft nicht hinlänglich gesichert zu sein.

Berlin. G. Behrendt.

Cicero De oratore. Für den Schulgebrauch erklärt von **Karl Wilhelm Piderit.** 6. Aufl. besorgt von **O. Harnecker.** 2. Heft. Buch II. Leipzig 1889, B. G. Teubner. 1 M. 50.

(Fortsetzung aus No. 8.)

229 halte ich Madvigs Vorschlag cum artem esse facetiarum, Iuli [ullam] negares für überzeugend. 232 ist nicht ersichtlich, warum quod dicamus mit quid dic. vertauscht ist; Ellendts Argumentation ist nichtig. 242 ist Fleckeisens Atqui beibehalten worden; bedenkt man aber, daß nicht selten auch adversative Sätze durch einfache Kopulativpartikeln angereiht werden (vgl. meine Anm. über atque zu I 213, über neque zu I 50), und daß diese Änderung, so leicht sie auch ist, an unzähligen Stellen nötig wäre, so erscheint doch große Vorsicht geboten. 255 ist Adlers Ac st. Sed vor scitis durchaus nicht notwendig. Cäsar unterbricht die von ihm begonnene Ausführung mit der Bemerkung, daß mit Rücksicht auf die bei den Zuhörern vorauszusetzende Kenntnis die angekündigte Besprechung wenigstens der ersten Klasse gar nicht nötig sei, wie denn auch die einfachste Form derselben mit wenig Worten abgethan wird. 256 ist die Verwandlung von Etenim in Est enim (so auch Wilkins und Cima) jedenfalls eine leichtere Emendation als die Hinzufügung von est hinter cavendum. Auch meine Konjektur zu 270 dicit fuisse facetum muß ich gegenüber Piderits Vermutung d. f. egregium, welche den Beifall aller Neueren gefunden hat, aufrecht erhalten. Denn überliefert ist im Folgenden nicht

et Graeco cum verbo (so Piderit), sondern et eum Graeco v., und daß zwischen fuisse und et eum leichter facetum als egregium ausfallen konnte, liegt auf der Hand; die unmittelbar darauf folgende Erwähnung der facetiae dürfte ebenfalls für mich sprechen. In hoc genere bezieht sich auf das vorhergehende cum toto genere orationis severe ludas, cum aliter sentias ac loquare. Daß 299 noch die Stelle sed egodisputo beibehalten worden ist, wird auch manchen überraschen. Abgesehen von der überaus seltsamen Überlieferung und davon, daß auch das für proprie eingesetzte prope kaum genügend erklärt werden kann, wird auch durch sie der Gedankenzusammenhang in recht störender Weise unterbrochen, während sich in der natürlichsten Weise an die tanta vis ingenii des Crassus unmittelbar die incredibilis magnitudo consilii atque ingenii des Themistokles anschließt, und die ganze Ausführung, wie sie mit der Gegenüberstellung des Crassus und Antonius allein begonnen hat, so auch wieder mit ihr § 300 abschließt, ohne daß auf andere Redner des volgus oratorum überhaupt Rücksicht genommen wäre. 302 war statt des von den älteren mut. gebotenen, von Piderit-Adler gebilligten quam quod sermo ille sequitur die Lesart aller übrigen Hss quam cum cet. aufzunehmen, da es sich nicht um einen thatsächlichen oder notwendigen, sondern eventuellen Fall handelt. Es ist hier wie 154 quom mit quod verwechselt. Übrigens ist ebendas. st. rogatu von anderen rogato nicht bloß wegen der Konzinnität mit dicto und responso, sondern auch deswegen geschrieben worden, weil rogatu nicht mit einer Präpos. verbunden werden konnte, sondern immer nur als Abl. causae gebraucht worden ist. 313 läßt sich an der Lesart der int. ut eorum exspectationi occurratur an sich nichts aussetzen, wenn auch Harneckers Rechtfertigung nicht gebilligt werden kann, da exspectatio nicht die getäuschte, sondern die verlangende Erwartung, den noch nicht befriedigten Wunsch bezeichnet, und occurrere hier so viel heißen muß als hemmend entgegentreten, nicht länger bestehen lassen. Aber das succurratur der mut. ist zwar vielleicht seltener, sprachlich jedoch ebenso gerechtfertigt. Denn die exspectatio befindet sich, solange sie nicht befriedigt ist, in hülfsbedürftigem Zustande, ist solange laborans, sodaß ganz angemessen succurrere im Sinne von „abhelfen, befriedigen“ gesagt werden konnte und dieses Verb. wegen der besseren Überlieferung aufzunehmen war. Beiläufig sei bemerkt, daß kurz vorher die Erklärung von H. zu in quoque in jeder Hinsicht unrichtig ist, da natürlich zu dem Pron. das Subst. patrono zu ergänzen ist und für den Zwischensatz auch gesagt werden konnte ut quemque eorum infirmissimum putant esse. Auch 317 ist das evolvat der mut. wohl allein richtig und das von den int. gebotene evolet im Zusammenhange des ganzen Gedankens kaum zu verstehen. 316 ist dem Philippus zum Vorwurf gemacht, daß er sich in der Einleitung nicht mit adlicere audientes begnügt, sondern gleich als ein vehemens et pugnax auftritt, also seine Kraft sogleich verausgabt und zu Waffen greift, welche erst im weiteren Verlauf der Rede, etwa in der argumentatio, zu führen sind. Damit ist unzertrennlich verbunden, daß er mancherlei aus den folgenden Teilen vorwegnehmen muß. Mit Bezug hierauf ist im folgenden das Bild quod se universum profundat ganz vortrefflich, aber ebenso unangemessen quod totum repente evolet, da diese Worte doch nur die Vorstellung des schnellen Entweichens aus einer beengenden Situation erwecken. Aber dies kann weder von dem Redner, wenn er seine Rede beginnt, noch von einem beliebigen Naturgegenstande, wenn er am Aufange seiner Entwicklung steht, gelten. Nein, der Redner darf zwar in dem principium nach 320 rei totius, quae agetur, significationem facere, aber nicht totam rem evolvere, wie auch kein Naturgegenstand schon im Anfange des Entstehens seinen ganzen Inhalt oder Kern (totum) herauskehrt. Ebenso wie der Redner von dem Inhalt seines Geistes, so wird hier auch die Pflanze oder Knospe von ihrem noch unentwickelten Innern, welches sie erst im weiteren Verlauf entfaltet und zur Erscheinung bringt, unterschieden. Von letzterem konnte allenfalls gesagt werden, daß es vollständig aus seiner Umhüllung gewissermaßen herausspringt, aber nicht von dem aus der Hülle und ihrem Inneren bestehenden Naturgegenstande selbst. Daher entspricht dem Gedankenzusammenhange nur evolvat, und totum ist der Acc., welcher dem se bei profundere entspricht. Vgl. auch Top. 2, 9. Das Richtige hat schon Kayser gedacht, welcher nur darin irrte, daß er auch zu evolvat se ergänzte und daher das zweite quod ausscheiden mußte.

Ich breche hier ab, obgleich ich noch mancherlei anzuführen hätte, und wende mich zu den eigenen Konjekturen Harneckers, von denen kaum eine Beifall verdient. Nur zu billigen ist, daß er 45 seiner Vermutung unde omnia ad ornandam orationem praecepta sumuntur im Texte keinen Raum gewährt hat. Besondere praecepta ornandae laudationis und ihre Einreihung in die ars werden ja hier ausdrücklich für überflüssig erklärt, da es genüge, wenn man sich der dabei zu berücksichtigenden Gegenstände oder Stoffe bewußt werde,

welche aus der Topik entlehnt werden könnten und bald darauf auch kurz aufgezählt werden. Recht hat H. nur insofern, als er Friedrichs Einwand, daß man nicht sagen könne ex fontibus ornamenta sumuntur, zurückweist. Die Entstehung des Fehlers in den Hss hat schon Ellendt genügend erklärt. Ebensowenig kann die Konjektur 94: magister historicorum omnium st. magister istorum omnium (einer sehr alten Randbemerkung zu dem folgenden cuius e ludo—meri principes exierunt) gebilligt werden. Erstlich ist zu fragen, warum hier, wo von der Einwirkung des Isokrates auf die prosaische Darstellungsweise jeglicher Art die Rede ist, die Geschichtsschreiber allein als seine Schüler hervorgehoben sein sollten, während zugleich jener Zusatz in seiner Allgemeinheit sogar eine Unrichtigkeit enthalten würde. Wenn ferner H. annimmt, daß mit in pompa und in acie zwei Arten von Geschichtsschreibern bezeichnet seien, so steht dem im Wege, daß mit dem folgenden Atque et illi—et ei die vorhergehende Zweiteilung wieder aufgenommen wird, an der zweiten Stelle aber keine Geschichtsschreiber, sondern nur Redner angeführt werden; denn die vermeintliche Einteilung der Historiker nach den verschiedenen genera dicendi in theoretische oder publizistische und in praktische Politiker ist Cicero unbekannt und kann nur von den Rednern gelten, z. B. von Isokrates und andererseits Demosthenes, sowie auch pompa oder ludus und acies, pugna, dimicatio immer nur einen Unterschied der rednerischen Thätigkeit und Darstellungsweise bezeichnet, vgl d. or. II 84; or. 42 u. a. Daß jenes Emblem schon dem Nonius vorgelegen hat, bestätigt keineswegs die Autorschaft Ciceros. Nicht anders steht es mit 142, wo H. aus a iure cognoscendo gemacht hat etiam in re cognoscenda. Vorher wird der unsystematischen, lediglich nach den Namen der um Rat fragenden Menschen eingerichteten Zusammenstellung der erteilten Rechtsbescheide ein doppelter Zweck (ähnlich oben 1, 1) untergelegt, ein nächster, aber nur mittelbarer, und ein letzter, welcher zugleich der Hauptzweck ist. Jener ist auf die Erregung der Vorstellung gerichtet, daß der Grund der Befragung in der Unsicherheit der einzelnen Personen, nicht in der Eigentümlichkeit der Sache gelegen habe, dieser auf die zu bewirkende gänzliche Verzichtleistung auf das Rechtsstudium überhaupt, welche mit der Erkenntnis von der Unmöglichkeit, sich jene Namen alle zu behalten, unzertrennlich verbunden sei. Bei der Darlegung dieses Endzweckes wäre also, wenn überhaupt der Grund für die Abwendung vom Rechtsstudium noch einmal angegeben werden sollte, nur die große Zahl der Namen, aber nicht die Rechtssache nach ihrem Inhalt zu erwähnen gewesen, und durch Harneckers Konjektur wird ein durchaus fremdartiges Moment in die Auseinandersetzung eingefügt. Die Worte a iure cognoscendo sind wohl am besten als eine ganz ungereimte Interpolation auszuscheiden. Daß 182 Bakes Änderung voltus pudor[is significatio] verworfen ist, kann nur gebilligt werden; die Entstehung des Fehlers bleibt dadurch unerklärt, und pudoris significatio kann nur die erläuternde Randbemerkung zu einem Begriffe sein, welcher durch sie aus dem Texte verdrängt worden ist und ebenfalls eine **Eigenschaft**, aber keine **Thätigkeit** bezeichnet hat. Aber dadurch ist die Einschiebung von et vor voltus und die Ausscheidung von verborum comitas nicht im geringsten gerechtfertigt, letzteres schon darum nicht, weil aus der am Ende von § 184 stehenden Rekapitulation hervorgeht, daß der wichtige Begriff der verba schon vorher erwähnt worden ist. Mir ist nicht zweifelhaft, daß ein zu voltus gehöriger Begriff wie modestia oder verecundia ausgefallen ist. 193 ist eine befriedigende Verbesserung des hdschriftl. spondall illa bis jetzt noch nicht gefunden, am wenigsten aber durch Harneckers Konjektur e suo aliena; diese Worte können nie heißen aliena tamquam sua dicere, sondern nur etwa e suo promentem aliena dicere, was einen Widerspruch enthält, da suum nichts anderes als den eigenen, rechtlich zukommenden Besitz im Gegensatz zu einem fremden bezeichnet. Auch hätte man suum in dieser Allgemeinheit niemals als die eigene **Empfindung** st. sensus oder animus suus, sondern nur als den ganzen eigenen Geistesgehalt, die eigene Ideenwelt verstanden, und selbst wenn jenes möglich wäre, könnte nicht suum für das wahre und unwillkürliche Empfinden im Gegensatz zu einem willkürlich angenommenen oder künstlich erregten stehen. Dies würde verus sein. Dem Zusammenhange würde sehr wohl entsprechen patris indignati illa dicentis; aber warum soll nicht Cic. gesagt haben spondeos illos dicentis? Hierher gehört auch 266, wo H. das unentbehrliche cum similitudine turpioris entfernt wissen will. Selbstverständlich heißt duci hier nicht „zur Schau herumgetragen werden", und eine Beziehung auf § 225 ist unstatthaft, sondern, wie schon Wilkins richtig erklärt hat, = referri „auf einen Gegenstand bezogen werden", genau so wie oben 254. Die Worte cum similitudine turpioris, d. i. mit dem Ausdruck einer ähnlichen, aber noch häßlicheren deformitas, bezw. eines turpius vitium corporis behaftet, dienen zur Bezeichnung des hier wesentlichen

Begriffs der Karrikatur — denn nicht jedes beliebige Bild ist gemeint, und mit gutem Grunde heißt es § 265 nicht imaginem, sondern tamquam imaginem —, sodaß der ganze Gedanke sich so wiedergeben läßt: welche (imagines), indem sie zugleich die Veranschaulichung einer noch häßlicheren deformitas darbieten (also: in der Form von Karrikaturen) in der Regel zur Erweckung der Vorstellung, d. i. zu der Andeutung einer deformitas oder eines vitium corporis verwandt werden. Mit cum similitudine kann verglichen werden 200: cum seditionis coniunctione; s. auch Müller zu de off. I 15, 48. Wie hier ohne Grund Worte ausgeschieden, so sind 289 irrtümlich Worte hinzugefügt worden. Mit Recht haben die meisten den Zusatz ipsorum ridicule indicandis als Glossem zu naturis aliorum inridendis angesehen. Ich hatte dafür vermutet vitiisque eorum r. i., was H. weiter modifiziert zu et vitiis corporis ridicule indicandis, indem er zugleich das folgende et einklammert. Aber naturis bezieht sich nach 264 nicht auf die äußere Erscheinung, sondern auf Charaktereigentümlichkeiten, und was H. meint, ist durch similitudine corporis ausgedrückt, wodurch sowohl die deformitas als auch die vitia corporis bezeichnet sind. Überdies wäre es auffällig, wenn in dieser summarischen Rekapitulation ein einzelnes Glied doppelt ausgedrückt oder ein anderes allein unter den übrigen durch Hinzufügung des Mittels der Verspottung weiter ausgeführt wäre, und die Lücke in den älteren mut. kann sehr wohl als Beweis für eine durch ein Emblem verursachte Textesverwirrung angesehen werden. Daß kurz vorher 284 vel vor Appii unmöglich ist, hat H. richtig erkannt; berücksichtigt man aber, daß von § 281 an alle Beispiele durch ut eingeführt werden, und erwägt man das zu 227 über die Verwechselung von vel und ut Bemerkte, so wird man nicht leicht begreifen, warum er velut st. des von mir vorgeschlagenen ut geschrieben hat

(Schluß folgt.)

F. Barthélemy, Recherches archéologiques sur la Lorraine avant l'histoire. Nancy und Paris 1889, Sidot frères. 304 S., 2 Karten u. 31 Tafeln m. Abbildungen.

Barthélemy will einen Überblick über die vorgeschichtlichen Altertümer eines eng begrenzten Gebietes geben, über ein Material, das in vielen Sammlungen zerstreut liegt; ein Teil der Gegenstände ist leider durch den Brand des Museums von Nancy im Jahre 1870 verloren gegangen. Natürlich führt der Versuch, die Funde chronologisch zu ordnen, zu Ausblicken auf die Perioden der Urgeschichte in anderen Gebieten und insbesondere in Frankreich, und da sucht nun der Verf. im Anschluß an Mortillet und Chantre die Vorgeschichte seines kleinen Gebietes darzulegen.

Zunächst weist er für die ältere Steinzeit auf die Vierteilung hin, die Mortillet vorgeschlagen hat. Die älteste Epoche menschlicher Besiedelung ist mithin die von Chelles (sonst auch von St. Acheul geheißen); B. stellt aber fest, daß diese in Lothringen und insbesondere im „Departement der Meurthe“ fehle. Indessen — auch für die drei folgenden „Abschnitte“ der paläolithischen Zeit ist das Gebiet wenig ergiebig, ja es fehlt im ganzen Departement sogar das Renntier. Lothringen gehört eben zu den Teilen, die vor dem letzten Zurückweichen der Gletscher nicht von Menschen betreten zu sein scheinen; übrigens gilt das von dem gesamten Gebiete zu beiden Seiten der Vogesen. (Vgl. noch die demnächst folgende Besprechung des Buches von Reinach, Antiquités nationales, der nur 4 Typen, nicht 4 Zeitabschnitte der paläolithischen Epoche für Frankreich anerkennt).

Im Anschluß an Bertrand und Mortillet schildert alsdann der Verfasser in einem nächsten Abschnitte die neuen Bewohner, welche mit Beginn der neolithischen Zeit von einem östlichen Punkte aus (d'un centre de dispersion oriental) die Kunst des Glättens der Steine verbreitend allmählich nach dem Westen gelangen und so auch ins Lothringische einrücken. Fest steht die Thatsache freilich nicht, indes wird die Schilderung annehmbar erscheinen: die Jagd ist nicht mehr die einzige Beschäftigung unserer wilden Voreltern, die neuen Ankömmlinge kennen den Bau der Getreidearten, haben Haustiere, wissen Hütten zu bauen und errichten für ihre Toten Denkmäler, die bis auf unsere Tage erhalten sind. Zahlreich sind die neolithischen Funde innerhalb unseres Gebietes auf den Höhen und in der Nähe der Flüsse, gering auf den ebenen Flächen des Departements der Meurthe. Viele Stätten mit Überresten oder Anzeichen von Wohnungen sind entdeckt, sog. „Stationen“, hier und da auch ein Platz, welchen zahlreiche Steinsplitter als eine alte Werkstätte für Steinwerkzeuge erkennen lassen. Geschlagene und geglättete Bruchstücke der Art finden sich neben einander, die Gesteinarten sind in der Regel keine heimischen; unter den aufgefundenen Gegenständen erscheinen Pfeilspitzen besonders zahlreich. „Mühlen“ beweisen den Gebrauch des Getreides, Knochen von Schwein, Pferd und verschiedenen Wiederkäuern den Besitz von

Haustieren. Von Thongerät ist überraschend wenig gefunden. Megalithe, Steindenkmäler haben nach alten Zeugnissen früher in größerer Anzahl den Boden bedeckt, heutzutage bietet sich nur noch eine kleine Auslese. (La pierre au Jô, bei Norroy unweit Pont-à-Mousson, ist abgebildet.)

Es folgt die Zeit der Metalle. Da die archäologischen Epochen in den einzelnen Gebieten keineswegs gleichzeitig auftreten, da die Fortschritte menschlicher Industrie, wenn sie auch allenthalben derselben Ordnung folgten, an verschiedenen Stellen je nach der Lebhaftigkeit des Verkehrs und der Einwirkung anderer Umstände verschieden schnell eintraten, so läßt sich nicht ohne weiteres auf Lothringen übertragen, was von dem Nachbargebiete gilt. Mit solcher im wesentlichen zutreffenden Bemerkung leitet der Verf. diesen zweiten Hauptabschnitt seiner Darlegung ein. Gleichwohl entwickelt er nun dasjenige System, welches von Chantre nicht ohne Anspruch auf allgemeinere Gültigkeit aufgestellt worden ist: kein neues Volk erscheint, durch Handel wird die Bronze als erstes und ältestes Metall aus fernem Osten nach dem europäischen Westen gebracht. Drei Epochen sind da zunächst zu unterscheiden: die Übergangszeit vom Stein zum Metall (Bronzen kommen nur vereinzelt vor); die eigentliche Bronzeperiode (die Bronzegegenstände werden im Lande selbst verfertigt, die Töpferei entwickelt sich zur Blüte); endlich die Übergangszeit vom herrschenden Metall zum Eisen (Bronzen herrschen noch vor, Eisen erscheint in Schmuckgegenständen; es ist zugleich die Epoche der großen tumuli).

Nach solch eingehender Dreiteilung ist man nun freilich etwas erstaunt, zu erfahren, daß im eisenreichen Lothringen, im Departement der Meurthe von dieser Gruppierung nach dem Stand der Kenntnisse gar nicht die Rede sein könne, sodaß B. diese drei Zeiten als premier âge des métaux zusammenfassen muß und die Möglichkeit der Trennung in die Zukunft verweist. Er tröstet sich: die Lösung dieses Problems werde übrigens nur wenig auf seine rein beschreibende (?) und lokale Verhältnisse betreffende Aufgabe einwirken. Wozu dann aber der Lärm?

Von der nächsten Epoche, der La Tène-Zeit, welche der römischen Besetzung des Landes vorangeht, fehlen ebenfalls nennenswerte Reste im Departement der Meurthe; die Existenz der 'Leukes et Médriomatriciens', der dort ansässigen Stämme, die in römischer Zeit keine nennenswerte Rolle gespielt haben, gehört wohl schon in diese Periode. — Was die tumuli anbetrifft, welche besonders der 3. Epoche der ersten Metallzeit angehören sollen, so hebt der Autor hervor, daß ihre Errichtung auch in den folgenden Jahrhunderten bis zu den Merovingern in Brauch geblieben sei. Sodann beschreibt er einige vom Volke fälschlich als Römerwerke bezeichnete Befestigungen, von denen zwei bedeutend erscheinen, le camp de Tincry und le camp d'Affrique. Hier hat der Verf. selbst Untersuchungen angestellt, nach denen die Anlage in der ersten Periode der Eisenzeit entstanden sein dürfte. Endlich ist noch die Backsteinmauerung (les briquetages), richtiger die Mauerung von formlosen Stücken gebrannten Thons im Thale der Seille erwähnenswert. Nicht in zusammenhängender Reihe, sondern inselartig verteilt sind nicht weniger als etwa 2 Millionen cbm solcher briquetage im Sumpfgebiet der Festung Marsal und westlich davon entdeckt, wohl das Werk von Jahrhunderten. Wann es entstanden, bleibt noch unentschieden; doch ist es nicht römische Arbeit. Es sind „unstreitig die wunderbarsten Reste des Altertums in unserem Lande“, erklärte der Pfarrer Paulus in seinem Vortrage auf der Metzer Generalversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im September 1889.

Wir befinden uns nämlich auf deutschem Gebiete. Der Verfasser freilich spricht nur vom Département de la Meurthe und bringt auch 2 Karten unter dieser Bezeichnung, eine für die Stein-, die andere für die Metallzeit. In jener bekannten naiven Weise, welche die Geschichte ignoriert, weil sie unbequem ist, meint der Verf. damit das Gebiet, welches vor 1870 diesen Namen führte, während es seitdem zum guten Teile deutsch ist. Es wird das (S. 10) kurz entschuldigt und zu begründen versucht. Aber auch für die angrenzenden Gebiete existieren die geschichtlichen Thatsachen nicht; ostwärts schließt sich z. B. das Département du bas Rhin an!

Ich fasse mein Urteil zusammen. Die thatsächlichen Angaben des Buches sind dankenswert, verfehlt aber erscheint die Darstellung, welche in ihrem synthetischen Charakter jene Vorsicht vermissen läßt, welche der jungen Wissenschaft am besten steht und das Werk Reinachs so empfiehlt. Monographien wie die vorliegende sollten als Hauptaufgabe eine sorgfältige Aufzählung und Beschreibung des Materials bringen; der Versuch einer synthetischen Darlegung, der ja lockend ist und eine gewisse Berechtigung hat, müßte als nebensächlich erscheinende Zugabe auftreten.

Berlin. Alfred G. Meyer.

Oskar Hölder, Die römischen Thongefäße der Altertumsammlung in Rottweil. Stuttgart 1889, Kohlhammer. 26 S. mit 22 Tafeln. 3 M

Der Verf. giebt im vorliegenden Hefte eine systematisch geordnete Übersicht über die Thongefäße, die in der großen römischen Niederlassnng Vespasianischer Zeit am Einflusse der Prim in den Neckar gefunden sind. Die Tafeln enthalten Abbildungen der Gefäßformen (T. 1—10), der Ornamente (11—15), der figürlichen Darstellungen der Reliefschalen (16—20), endlich farbige Wiedergaben von 4 Reliefschalen in Lichtdruck. Der Text enthält mannigfache Beobachtungen über Thon und Technik. Auf S. 24 ff. werden die Töpferstempel behandelt. Man ist dem aufopferungsvollen Fleiße des Verf. Dank schuldig, der das weitschichtige und wenig anziehende Material mit solcher Treue bearbeitet hat. Ähnliche Arbeiten über die Funde an anderen großen Römerniederlassungen sind gewiß unerläßlich. Es ist sehr zu hoffen, daß durch fortgesetzte Beobachtung erreicht werde, daß die römischen Scherben zu chronologischen Bestimmungen verwendet werden können. Von Nutzen wird auch die Analyse der Ornamentik und der figürlichen Darstellungen werden, die freilich auf breiter Grundlage unternommen werden muß. I. B

Otto Adalbert Hoffmann, Hermes und Kerykeion. Studie zur Urbedeutung des Hermes. Mit einer Tafel. Marburg 1890, Elwert. IV, 52 S. gr. 8. 1 M. 50.

Das erstrebte Ziel der durch frische, jugendliche Diktion sich auszeichnenden Abhandlung ist kein geringeres als eine völlig neue und unerwartete Deutung des griechischen Hermes, in dem der Verf. einen Mondgott entdeckt zu haben glaubt. Und zwar wird dieses überraschende Resultat auf eine kaum minder überraschende Weise gewonnen: nämlich durch die aus phönizischen Monumenten abgeleitete Deutung des Kerykeions als „Mondscepter". Sehen wir daher zunächst zu, auf welchem Wege Hoffmann zu dieser bisher unerhörten Erklärung des Hermesstabes gelangt ist.

Bekanntlich hat schon vor 25 Jahren der Kopenhagener Archäologe L. Müller (vgl. Arch. Ztg. 24 [1866] S. 219* ff.) die Hauptform des Caduceus auch auf phönizischen Denkmälern, insbesondere solchen, die sich auf Ba'al oder Astarte beziehen, nachgewiesen (vgl. z. B. die Stele des Ba'al Chammân von Lilybaeum in meinem Lexikon der griech. und röm. Myth. I Sp. 2869 und Ed. Meyer das. Sp. 2872) und gleichzeitig eine etwas mystische und unklare Deutung dieses, einen Vollring und Halbring tragenden Stabes zu geben versucht. Was dieses Symbol bei den Phöniziern bedeutete, ist, wie ich dem an meinen Freund Steuding gerichteten Brief eines so hervorragenden und vorsichtigen Forschers wie Ed. Meyer in Halle entnehme, bis jetzt nicht auszumachen. Hoffmann nun, der die Beziehung dieser caducei auf Ba'al sonderbarerweise leugnet (obwohl die Stele von Lilybaeum, die allein dem Ba'al Chammân und nicht der Astarte geweiht ist, dem offenkundig widerspricht) und solche phönizische Kerykeia nur als Symbole der „Mondgöttin" Astarte gelten lassen will, deutet dieselben unbedenklich als „Mondscepter", d. h., wenn ich ihn richtig verstehe, als die auf einen Stab gesetzte Kombination von Vollmond (Vollkreis) und Mondsichel (Halbring). Den Beweis dafür, daß wirklich dem phönizischen Symbol diese Bedeutung zu grunde liege, ist er uns freilich schuldig geblieben; auch übersieht er dabei, daß auf phönizischen Monumenten sonst der kleine Vollkreis mit der umgekehrt (wie ein Kuppeldach!) darübergelegten Mondsichel entweder nach Analogie der bekannten ägyptischen Hieroglyphe als Symbol des Mondes (Voll- und Halbmond) oder als das Zeichen für Sonne (Vollkreis) und Mond (Mondsichel) aufzufassen ist (vgl. Meyer a. a. O. Sp. 2872) und in dieser Bedeutung thatsächlich neben dem caduceus z. B. auf der Stele von Lilybaeum erscheint, ein Umstand, der die Deutung des Symbols als Mondscepter entschieden nicht gerade begünstigt.

Noch weit bedenklicher, um nicht zu sagen haltloser, sind aber die mit seltener Kühnheit vorgetragenen Behauptungen des Verfassers im zweiten Teile seiner Abhandlung (vgl. S. 34 ff.). Hoffmann deutet nämlich den griechischen Hermes lediglich wegen der scheinbaren Übereinstimmung seines hauptsächlichsten Attributs, des Kerykeions, mit dem vermeintlichen „Mondscepter" der „Mondgöttin" Astarte ohne weiteres als „indogermanischen" Mondgott und sucht sogar diese absonderliche Erklärung S. 36 ff. durch die oft recht gewaltsame Beziehung einzelner Funktionen des Hermes auf den Mond zu rechtfertigen, obwohl er (S. 36; vgl. S. 3) naiv genug ist, zuzugestehen, daß seine Deutung des Hermes sich von vornherein bescheiden müsse, allen Ansprüchen zu genügen, da es ja durchaus nicht in betracht komme, „ob sich mit der von ihm gewonnenen Urvorstellung alle — oft sehr späten und willkürlichen — Einzelzüge vereinigen lassen, ja ob

damit auch nur der größte Teil dieser Einzelzüge vereinbar ist" (S. 3). Zu diesen „sehr späten und willkürlichen Einzelzügen", die sich mit der Mondnatur des Hermes nicht in Einklang bringen lassen, rechnet der Verf. allen Ernstes sogar die uralte Hauptfunktion des Hermes als θεῶν κήρυξ (vgl. S. 43 u. 47), sodann seine Funktion als Gott der Gymnastik, als Erfinder der Syrinx und Lyra u. s. w., er ignoriert ferner die seine Deutung geradezu zermalmende Thatsache, daß der Mond (Σελήνη, Μήνη) von den Griechen nur als ein weibliches Wesen gefaßt wurde, er weiß nichts davon, daß der caduceus auch als Heroldstab der Iris, Nike und Eirene*) sowie als Scepter des Zeus**), des Agamemnon***) u. s. w. vorkommt, welche mythologischen Figuren bekanntlich weder mit dem Monde noch mit der phönizischen Astarte das Geringste zu thun haben, u. s. w. Überhaupt macht die ganze Abhandlung durchweg den Eindruck unmethodischer Kritiklosigkeit und leichtfertiger Verwegenheit. So kennt Hoffmann z. B. nicht die für die Auffassung des Kerykeion noch immer maßgebende Untersuchung Prellers über den Hermesstab (Philol. I S. 512 ff. = Ausgew. Aufs. 147 ff.), nicht die Bedeutung der Wünschelrute (Zwisele, Zwispel) bei den Deutschen (Grimm, d. Mythol.[3] S. 927), er citiert mit Vorliebe das nur mit äußerster Vorsicht zu benutzende Wort von Movers über die Phönizier, ohne des von Ed. Meyer (Gesch. d. Alt. I. S. 232 f.) gegebenen guten Rates zu gedenken, u. s. w.

Wurzen. W. H. Roscher.

Votsch, Ulrich von Hutten nach seinem Leben und seinen Schriften geschildert. Hannover 1890. X, 73 S. 8. 1 M. 20.

Über Ulrich von Hutten, den kühnen fränkischen Ritter, den feurigen Patrioten und glänzenden humanistischen Schriftsteller, besitzen wir in Deutschland eine ausgedehnte Litteratur. Die Perle derselben ist das schön geschriebene Werk von David Friedrich Strauß „Ulrich von Hutten", das 1871 in zweiter Auflage zu Leipzig erschienen ist. Dasselbe vereinigt Gründlichkeit der Forschung mit Anmut der Darstellung. Dazu kommt sodann die in ihrer Weise einzigartige Ausgabe Böckings von Huttens Werken in sieben Bänden, für die es wenige Parallelen in der Litteratur des Humanismus giebt.

Wer nach solchen Werken etwas über Hutten veröffentlicht, kann sich zwei verschiedene Aufgaben stellen: entweder verarbeitet er die Forschungen von Strauß und Böcking zu einem populären Bilde, das bestimmt ist von denen gelesen und genossen zu werden, welchen der Mangel einer gelehrten Bildung das Studium der genannten Werke entweder erschwert oder gänzlich unmöglich macht. Oder aber der betreffende Schriftsteller ergänzt und berichtigt in irgend einer Richtung die oben erwähnten Werke. So trefflich die Monographie von Strauß ist, so kann man sie doch nicht absolut abschließend nennen. Korrekturen und Ergänzungen sind, wie bei jedem historischen Werke, so auch bei dieser Arbeit möglich. So hat z. B. G. Ellinger in zwei Aufsätzen Hutten gegen den Vorwurf der Charakterlosigkeit verteidigt, welcher neuerdings erhoben worden war (vergl. Ludwig Geigers Vierteljahrschrift I 244 ff. II 107). So sorgfältig und umsichtig Böcking gesammelt hat, so ist doch auch sein Material noch vervollständigungsfähig, wie man an den Hutteniana von Gustav Bauch sehen kann, welche im ersten Band (S. 486 ff.) genannter Zeitschrift erschienen sind.

Fragen wir nun, welchen von beiden Wegen Votsch bei seiner Arbeit eingeschlagen hat, so antwortet er selbst: Keinen von beiden. Er will ein Mittelding zwischen einer rein populären und einer wissenschaftlichen Biographie geben. Ist dazu nun in der That ein Bedürfnis vorhanden? Füllt das Schriftchen irgend eine „vorhandene Lücke" aus, wie man jetzt so gern sich ausdrückt? Sein Inhalt besteht aus: 1. Vorwort. 2. Huttens Leben, das in vier Abschnitten erzählt ist. 3. Anhang, welcher Briefe Huttens, eine Auswahl aus den epistolae obscurorum virorum und schließlich noch Urteile von Zeitgenossen über Hutten enthält.

Wer nach Strauß und Böcking über Hutten schreibt, von dem darf man verlangen, daß er irgend etwas Neues oder Originelles bietet, falls er sich nicht die Aufgabe bloßer Popularisierung stellt. Es giebt im Leben Huttens noch mancherlei aufzuhellen; aber Votsch hat auch nicht einmal einen Versuch dazu gemacht. Vergeblich sieht man sich bei ihm nach irgend einer neuen Ansicht, einer

*) Vgl. Preller, Ausgew. Aufs. 152.

**) Vgl. Gerhard, Auserl. Vasenb. T. 170, wo Zeus und Hermes zugleich das Kerykeion tragen.

***) Vgl. die uralte Dodwellvase bei Müller-Wieseler, D. a. K. 1,18. Sonst führen häufig Herolde, z. B. Talthybios auf dem sehr alten samothrakischen Relief (Lex. d. Mythol. I, Sp. 97; vgl. Arch. Z. 33, 156. 23, 140*. 34, 40 u. s. w.) das Kerykeion, welches, wie auch der Name lehrt, den Griechen vor allem das Scepter des Herolds bedeutete.

Widerlegung bisheriger Vorstellungen um. Wer Strauß gelesen hat, lernt aus dieser Broschüre nichts Neues. Aber schlimmer ist, daß er auch Unrichtiges lernt. Votsch ist auf diesem Gebiete nur ungenügend orientiert, wie ich an einigen Beispielen beweisen will.

Wir lesen S. IX: „Durch die epistolae obscurorum virorum wurde der Reuchlinsche Streit entschieden und die kölnische Partei vernichtet, ohne daß es noch eines Ausspruches vonseiten des Papstes bedurft hätte.“ Hier ist jedes Wort falsch. Die epistolae obscurorum virorum entschieden den Streit keineswegs. Die kölnische Partei wurde garnicht vernichtet, sie hat im Gegenteil in Rom gesiegt. Der Papst hat allerdings in der Reuchlinschen Sache entschieden, und zwar für die Kölner und gegen Reuchlin. Votsch lese doch einmal nach bei L. Geiger, Johann Reuchlin, (Leipzig 1871) S. 451 und 453. Zum Überfluß verweise ich noch auf einen lateinischen Brief, welcher aus Rom geschrieben wurde und die Geigerschen Behauptungen bestätigt (bei Horawitz und Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Rhenanus, Leipzig 1886, S. 251).

Wir lesen ferner S. IX: „Wie Reuchlin diese zu seinen Gunsten verfaßte Schrift (die epistolae obscurorum virorum) aufgenommen hat, darüber ist nichts bekannt.“ Darüber ist allerdings etwas bekannt, und zwar aus einer sehr guten Quelle, aus der Biographie Melanchthons von Camerarius. Votsch lese doch einmal die Worte Geigers in dem erwähnten Werke S. 378 nach. Was dort steht, stimmt auch ganz zu dem Charakter des altgewordenen und friedliebenden Reuchlin. Ferner lesen wir S. 35, die Schrift Huttens „Gegen die Tyrannen“, welche er 1523 seinem Freunde Eobanus Hessus schickte, sei nicht gedruckt worden, weil dieser „eben eine Stelle im Dienste des Landgrafen von Hessen angenommen hatte.“ Das ist nun wieder unrichtig. Hessus hat damals wohl Versuche gemacht, eine solche zu erhalten, hat sie aber vorerst nicht erhalten. Wenn der Verfasser Strauß (S. 529), den er doch sonst ausgeschrieben hat, genau nachgelesen hätte, so würde er diese Worte nicht geschrieben haben. Erst im Jahre 1536 verschaffte ihm Melanchthon eine Professur in Marburg. Vergl. Krause, Eob. Hessus (Gotha 1879), II 174 ff.

Auch die Bemerkungen über die epistolae obsc. vir. S. VIII sind schief und unzutreffend. So ließe sich noch manche Ausstellung machen. Meines Erachtens wäre diese Schrift, wenigstens in dieser Form, besser ungedruckt geblieben; denn sie bringt nach keiner Seite irgend welche Förderung der in Betracht kommenden Fragen.

Heidelberg. Karl Hartfelder.

F. Pietzker, Humanismus und Schulzweck. Braunschweig 1889, Salle. 54 S. 1 M. — **F. Pietzker,** Schule und Kulturentwickelung. Braunschw. 1890, Salle. 31 S. 8. 80 Pf. — **F. Pietzker** und **P. Treutlein,** Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten. Braunschw. 1889, Salle. 176 S. 8. 2 M. 40.

Die erste der genannten Schriften ist eine Erwiderung auf den auch in diesen Blättern (1890 No. 16, S. 513 f.) erwähnten, als Broschüre gedruckten Vortrag von Paulsen: „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung“. Paulsen hatte in derselben gefordert, daß auch der Unterricht des Realgymnasiums sich wesentlich auf Sprachen und Litteratur, nämlich auf die modernen Kultursprachen gründen solle, und darzulegen gesucht, daß Mathematik und Naturwissenschaften nicht geeignet seien, den Mittelpunkt eines höheren Schulunterrichts zu bilden. Diese Ansicht hat den lebhaften Widerspruch des genannten Verfassers herausgefordert, der für das Realgymnasium die mathematisch-physikalische Bildung als wesentliche Substanz in Anspruch nimmt.

Die Leser dieser Zeitschrift könnten diesem Widerstreite außer dem allgemeinen Interesse an einer solchen Schulfrage kein besonderes in ihrem Fache begründetes entgegenbringen, wenn nicht Pietzker sich gegen den humanistischen Betrieb überhaupt, d. h. den Betrieb von Litteratur und Geschichte, wendete, einerlei ob derselbe alte oder moderne Stoffe betrifft. Und so mögen einige Worte dazu gestattet sein.

Zwar theoretisch fordert der Verfasser nur die Gleichberechtigung der mathematisch-physikalischen mit der litterarisch-historischen Bildung; aber gern nimmt er in den weiteren Ausführungen das bessere Recht und den größeren Wert für sich in Anspruch. Wo er für sich spricht, ist er klar und überzeugend, und der Philologe und Historiker wird ihm gern folgen; aber wo er das ihm gegenüberstehende Objekt untersucht, sieht er nur Äußerlichkeiten und vermag in die Begründung des entgegengesetzten Schulbetriebs nicht einzudringen. Auf seiner Seite erscheint ihm alles zweckvoll und wohlüberlegt, auf der anderen sieht er nur zusammenhanglose und äußerliche Thätigkeit. Überdies nimmt er öfter das Recht für sich in Anspruch, zur Begründung seiner Ansicht auf einen erst zukünftigen, besseren mathematischen Unterricht hinzuweisen. Aber sollen denn dem humanistischen Unterrichte

nur die faktischen Erfolge angerechnet werden, und soll dagegen der mathematische nach dem beurteilt werden, was ein denkender Kopf aus ihm zu machen sucht? So ganz ohne Ideen sind doch wohl die Philologen und Historiker nicht, wie der Verfasser annimmt.

Paulsen hatte in seinem Vortrag ausgeführt, daß die Probleme des geistigen Lebens eine mathematische Lösung nicht zulassen, und daß die Schule ihre Schüler, die einst als leitende Männer auf Menschen zu wirken berufen sind und ihren Platz im Leben der Nation mit Bewußtsein einnehmen sollen, mit Recht an solchen Stoffen bildet, welche nicht nach erkannten strengen Gesetzen zu erfassen sind; dieselben seien vielmehr mit Hülfe von Regeln, welche Ausnahmen zulassen, und mit der Gabe des richtigen Auswählens zwischen mehreren Möglichkeiten zu behandeln, oft auch mit der Anerkennung der Unmöglichkeit, das Problem völlig aufzulösen. Die gute Schulung des Denkens durch Mathematik ist gewiß unbestreitbar; aber im übrigen bleibt, glauben wir, die Paulsensche Beweisführung auch gegen die Ausführungen des Verfassers bestehen. Gern geben wir ihm die Notwendigkeit zu, daß der Schüler einer höheren Schule, insofern er in wissenschaftliches Denken eingeführt werden soll, die Idee der absoluten Gesetzmäßigkeit aller Vorgänge, auch der geistigen, in sich aufnehme. Aber es ist ungerecht und zeugt von jener oben bezeichneten Einseitigkeit, wenn dem gegenüberliegenden Gebiet der Charakter der Wissenschaftlichkeit überhaupt abgesprochen wird. Was soll man zu Äußerungen sagen wie dieser (S. 38 f): „Es gehört eben gar keine, als die aus dem persönlichen Tagesleben von selbst sich findende Vorkenntnis dazu, auch die gewaltigsten geschichtlichen Vorgänge zu verstehen; Hunger und Liebe nebst den gegenteiligen Empfindungen, berechnende Klugheit und ungezügelte Leidenschaft, Heroismus und Feigheit, gemeine Selbstsucht und edle Selbstverleugnung, sind sie nicht die Triebfedern, die hier herrschen und Völker in Bewegung setzen, und dort die Lebensäußerungen der Familien Müller und Schulze bestimmen?" Machen Müllers und Schulzes auch Revolutionen in dem Schoße ihrer Familien, giebt es auch ein Rittertum und ein Mönchstum, einen dritten und einen vierten Stand bei ihnen, bilden sie bald einen antiken Stadtstaat und bald einen modernen Länderstaat etc.?

An anderen Stellen wendet sich Pietzker gegen Paulsens Ansicht, daß die Möglichkeit selbständigen Versuchens und Arbeitens auf dem litterarisch-historischen Gebiete größer sei als auf dem mathematisch-physikalischen. Wenn der Verfasser hier nachzuweisen sucht, daß diese Art der Arbeit auch auf dem von ihm vertretenen Gebiete sehr wohl zu ermöglichen sei, so folgen wir seiner Ausführung gern; doch können wir nicht unterlassen, zur Stütze unserer obigen Behauptung seine Worte (S. 33) anzuführen, daß jenes Arbeiten „bei dem gegenwärtigen viel zu sehr auf das Technische und Formelle gerichteten Zuschnitt des exaktwissenschaftlichen Unterrichts" noch nicht zu ihrem vollen Rechte gelangt sei. Also jene appellatio ad disciplinam melius conformandam!

Wir empfehlen das kleine Heft dem Leser dieser Zeitschrift zur Lektüre. Wer über die persönlichen Ausfälle des Verfassers hinweg zu seinen leitenden Gedanken vordringen mag, wird mit Interesse von der Idee eines mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts, wie derselbe sie mit Klarheit und Entschiedenheit vorträgt, erfahren und aus der Kritik der historisch-philologischen Methode gern Stoff zum Nachdenken über das eigene Unterrichtsverfahren entnehmen, für dessen positive Begründung er Paulsens genannte Schrift hinzunehmen mag.

Der Verfasser schließt mit dem Plan einer reformierten Schule, demzufolge, wie auch sonst vorgeschlagen worden ist, auf einer gemeinsamen Mittelstufe sich eine nach den genannten beiden Richtungen gabelnde Oberstufe aufsetzen soll. Dieser Vorschlag wie auch die Kritik einer einseitigen Betonung der philologisch-historischen Seite im Unterricht kehren in den beiden andern oben genannten Schriften wieder. Mit derjenigen über den Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, einer vom allgemeinen Deutschen Realschulmännerverein preisgekrönten Arbeit, ist die gleichartige eines süddeutschen Schulmannes, des Prof. Treutlein vom Gymnasium in Karlsruhe, zu einem Hefte vereinigt.

Berlin. C. Nohle.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Westdeutsche Zeitschrift. IX, 2. Heft.

(199) **G. Kossinna**, Die Sweben im Zusammenhang der ältesten deutschen Völkerbewegungen. Der Beitrag ist im wesentlichen eine Polemik gegen eine in „Hermes" veröffentlichte Arbeit A. Rieses. Nach Aussonderung der Nord- und Ostgermanen, verbleiben allein die Westgermanen, getrennt in die bekannten drei Stämme, welchen man die Sweben zurechnen könnte. Bei den Istwäonen heißt niemals ein

Volk swebisch; daß Tacitus auch unter den Ingwaeonen (d. h. Friesen, Chauken, Seesachsen etc.) Sweben angenommen hat, sei falsch; auch an der Küste links des Rheines haben Sweben nie gesessen. Von den Hermionen heißen die Cherusken niemals swebisch, die Chatten nur bis zum Beginn unserer Zeitrechnung. Alle übrigen Hermionen sind Sweben, also die Hermunduren, die Markomannen und Quaden, Semnonen und Langobarden. An den Quaden haftete der Name der Sweben so fest an, daß sie ihn schließlich allein behielten, nachdem sie ihren Volksnamen auf dem Wege nach Spanien eingebüßt hatten. Verf. giebt folgende Entwickelung des Suebennamens: Er tritt zuerst in Gallien auf, wo Ariovists Heer aus Markomannen, Triboken, Wangionen etc. besteht, lauter swebischen Völkerschaften. Gleichfalls durch Cäsar lernen wir die Sweben auf germanischem Boden kennen, es sind dies die späteren Chatten. Im mittleren Germanien erhält sich der Name bei dem hermionischen Urvolk der Semnonen, bei den Langobarden, Markomannen und Quaden. Die Semnonen tragen den Swebennamen nach Süddeutschland, wo er bis auf den heutigen Tag lebendig ist. — In den Teutonen der römischen Historiker sieht Kossinna den in der Heimat zurückgebliebenen Rest eines keltischen Volkes.

IX, 3. Heft.

(207) **W. Sickel,** Die Reiche der Völkerwanderung. Verf. erklärt die Entstehung der germanischen Gemeinwesen auf römischem Boden aus vorwiegend militärischen und administrativen Gründen. Odoaker wie Theoderich betrachteten sich als Beamte des Kaisers und das römische Reich als zu Recht fortbestehend. Ihre deutsche Königswürde, d. h. die Herrschaft über ihre Stammesgenossen, war eine Sache für sich. Wurden die germanischen Söldner einquartiert, so gebührte ihnen nach alter römischer Ordnung ein Drittel der Wohnung zum Gebrauch, und als die Söldner im Lande blieben, erhielten sie in der Regel nach derselben Norm ein Drittel vom Grund und Boden. Die kaiserliche Regierung hatte oft Veranlassung zu Verordnungen über diese Einquartierungen und Besitznahmen. Unter diesen Umständen mußten die Kaiser einen Regenten, einen Statthalter einsetzen, und in dieser Wahl waren sie beschränkt; denn wenn die dem Reiche dienenden Föderaten zugleich unter einem Volkshäuptling standen, so war dieser der gegebene Statthalter, wie er der römische Feldherr war. Ohne einen Krieg hervorzurufen, hätte der Imperator dem germanischen König keine der beiden Würden entziehen können. Als der letzte weströmische Kaiser den Leuten Odoakers die herkömmliche Bodenverteilung verweigerte, jagten sie ihn davon und wandten sich an den anderen Kaiser in Byzanz. Von der staatsrechtlichen Auffassung geleitet, daß das römische Reich ungeteilt sei und dessen Herrscher in Byzanz residiere, zwangen die Germanen den hierzu berechtigten Senat, bei dem Imperator den Antrag zu stellen, er solle, weil der Westen keinen besonderen Kaiser bedürfe, Odoaker zum Verweser machen. Das Territorium Odoakers war demnach ein Teil des römischen Staates, die dortigen Unterthanen waren Unterthanen des Kaisers, die kaiserlichen Ordnungen dauerten von Reichswegen fort. Den Wehrstand machten die föderierten Germanen aus, deren König zugleich kaiserlicher Feldherr und Statthalter war. Als der Imperator Odoaker beseitigen wollte, schloß er mit Theoderich den Vertrag, ihn zum Nachfolger zu machen; er ist der zweite Inhaber des Amtes geworden. Seine Truppen waren kaiserliche Soldaten, die örtlichen Befehlshaber denen des römischen Staats bis auf den Namen nachgebildet. Dem Imperator gebührte die Gesetzgebung, sein Vertreter war auf das territorial wirkende Verordnungsrecht beschränkt, das Bürgerrecht verlieh der Kaiser, die Goldmünze trug sein Bild. So vermochten die Gothen noch spät zu erklären, daß sie die Prärogative des Kaisers stets geachtet haben.

Revue de Philologie. XIII, No. 3. 4.

(129) **Th. Mommsen,** L'inscription de Forum Clodii. Diese besonders die Franzosen interessierende Inschrift lautet nach verbesserter Lesung wie folgt: *Cn. Pullio f. Pollioni fetiali, Xviro, stlitibus iud. ex s. c., trib. plebi, praetori, procos. provinciae Narbonensis, leg. imp. Caes. Augusti in Gallia comata itemque in Aquitania: Athenas ivit ab imp. Caes. Aug. legatus,* etc. Die Bezeichnung Gallia comata (wohl für das ursprünglich nichtrömische Gallien gewählt) kommt sehr selten vor (bei Cäsar garnicht) und zeugt für die Echtheit und das Alter der Inschrift. — (132) **O. Riemann,** Faesulas inter Arretiumque. Grammatische Notiz; die Umstellung des Wortes *inter* sei nur in dem Falle zulässig, wenn es die Bedeutung von „zwischen" (entre, nicht parmi) hat; z. B. turbam inter fremitumque ist keine gute Prosastellung. — (133) **J. Dutilleul,** Remarques sur les superlatifs formés par „per". Gegen Wölfflins Annahme, daß die Superlative mit per- nur vulgär oder familiär seien, weist Verf. aus Ciceros besten Reden nach, daß sie im Gegenteil so klassisch als möglich seien. — (137) **L. Havet,** Cicero de nat. deorum II 120. „Cortice trunci" mißfällt dem Verf.; das letzte sei als Interpolation ganz zu tilgen. Im weitern bietet Havet mehrere Besserungsvorschläge zu Plautus.

Kunstchronik. Neue Folge, II, No. 6.

(87) **Engelmanns** Bilderatlas zu Ovids Metamorphosen. 'Das Verhältnis von Text und Illustrationen erweckt zuweilen den Eindruck, als ob der Braten nach dem Dessert serviert würde. Die in dem Bildwerk dargebotenen Versionen stimmen auch meist gar nicht zu Ovid. Übrigens lasse man sich an dem vielen Schönen genügen, welches dieser Atlas in bewährter Ausstattung reproduziert' (*Max Mayer*).

Wochenschriften.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 7.

(169) **W. Drexler**, Kultus der ägyptischen Gottheiten in den Donauländern. 'Als Materialsammlung dem Spezialforscher unentbehrlich'. *Fr. Krebs.* — (170) **P. Lejay**, Inscriptions de la Côte-d'Or. Einwandsvolle Kritik von *E. Hübner.* — (172) **King** and **Cookson**, Introduction to the comparative grammar. 'Auch für Deutsche von Interesse'. *H. Ziemer.* — (173) **H. Lehner**, Athenische Schatzverzeichnisse. 'Verdient freundliche Aufnahme und warmes Lob'. *M. Goldstaub.* — (175) Pellionis de bello Africano commentarius edd. **Wölfflin** et **Miodonski**. Umständliches Referat von *G. Fleischer.* — (179) Sili Italici Punica ed. **L. Bauer**. 'Hat mit Glück seine Aufgabe gelöst'. *J. van Veen.* — (182) **W. Gemoll**, Beiträge zur Kritik von Xenephons Anabasis. 'Diesen Änderungsvorschlägen gegenüber ist vorsichtige Zurückhaltung geboten'. *Fr. Reuss.* — (193) Schluß des Beitrages von **K. Buresch**: Ergebnisse der neueren Forschung über die Trieren. Lobt Breusing sehr, — und lehnt seine Erklärung der Trieren etc. ab; tadelt Assmann sehr, — und tritt in der Lösung der Trierenfrage im wesentlichen auf seine Seite. Nennt die Prora von Samothrake ein Idealbild, die Wirklichkeit nicht genau wiedergebend.

Revue critique. No. 2.

(21) **Brugmann**, Grundriß der vergleichenden Grammatik. Besprechung von V. Henry: viel Lob, wenig polemische Einwürfe. — (25) **A. Philippi** (Gießen), Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht. Was Verf. über den „Culte de l'imprimé“ vorbringt, findet seitens des Ref. S. Reinach volle Zustimmung. — (26) Proclus de doctrina oraculorum chaldaicorum, nunc primum ed. **A. Jahn**. 'Die Ausgabe wird mit Recht die Aufmerksamkeit wieder auf diese im 16. und 17. Jahrhundert hoch in Ehren gehaltene Litteraturgattung lenken'. *x. α. ρ.* — (28) **H. Lemonnier**, Etude sur la condition privée des affranchis. Anerkennungsvolle Kritik von C. Jullian. — (28) Hermoniacos, La guerre de Troie, poème du XIV. siècle, publié par **E. Legrand**. 'Musterhaft'. J. Psichari

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Das fünfzigste Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin.

(Schluß aus No. 8.)

Herr Conze lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf eine neue Ergänzung des betenden Knaben der königlichen Museen, welche auf Bestellung für Herrn van Branteghem in Brüssel unter Leitung von Rudolf Siemering durch Herrn Bildhauer Edmund Comansky hier ausgeführt ist.

Herr Mommsen erinnerte daran, daß er vor einigen Jahren auch am Winckelmannsfeste über den römisch-germanischen Limes einen Vortrag gehalten und dabei es habe aussprechen müssen, daß die gehegte Hoffnung auf einheitliche Durchforschung dieser Wallanlage sich zerschlagen habe. Um so mehr freue er sich, es ankündigen zu dürfen, daß durch erneute Bemühung insbesondere unseres Herrn Kultusministers die fünf beteiligten deutschen Staaten sich über die Einberufung einer vorberatenden Konferenz geeinigt hätten, die in nächster Zeit in Heidelberg zusammentreten werde. Die neu erweckte Hoffnung auf gemeinschaftliche und volle Durchführung der großen deutschen Arbeit werde allen Anzeichen nach diesmal nicht täuschen.

Zum Schluß sprach Herr **Furtwängler** über eine Reihe von Werken, die auf den Künstler Kresilas zurückzuführen seien. Es sind dies: 1. die bekannte Herme des Perikles; 2. die Statue der verwundeten Amazone, welche schon O. Jahn dem Kresilas zuschrieb, während sie seit Klügmann in der Regel mit Phidias in Verbindung gebracht wurde. Sowohl der Umstand, daß sie die einzige der in Frage kommenden Statuen ist, an welcher die Verwundung das Motiv bestimmt — die polykletische war ursprünglich wahrscheinlich unverwundet —, als die ausgesprochene stilistische Verwandtschaft mit dem Perikles lassen sie Kresilas zuweisen. Die drei in Kopien erhaltenen Statuen waren einst wahrscheinlich Teile eines und desselben Weihgeschenkes in Ephesos, mit den Inschriften der verschiedenen Künstler versehen. Die Springerin wird die des Phidias sein. Die tiefgreifende Verschiedenheit der Amazone des Kresilas und ihre eigentümlichen Vorzüge wurden namentlich der Polykletischen gegenüber gewürdigt. — 3. Ein Marmorkopf der Berliner Sammlung (ant. Skulpt. 311), dem Perikles in Stil und Auffassung nächst verwandt. — 4. Der Diadumenos, dessen Kopf in Kassel (Conze, Beitr. Taf. 2) und Dresden erhalten ist: derselbe hat weder mit dem Polykletischen noch mit dem „Farnesischen“ Diadumenos etwas zu thun: der Körper ist in zwei kleinen Kopien, der Terrakotta Journ. of. hell. stud. 1885, pl. 61 und einem kleinen Marmortorso in Berlin erhalten. — 5. Behelmter jugendlicher Areskopf, in mehreren Repliken erhalten; eine der besten im Louvre (vgl. Treu in Arch. Anz. 1889, 57); eine ist fälschlich auf einen überaus unbedeutenden, fremden Torso im Lateran (Benndorf und Schöne 127) aufgesetzt. Die ganze Figur ist wahrscheinlich in einer Statue des Palazzo Borghese erhalten. — 6. Diomed in München, Glyptothek 162; daß diese Statue auf Kresilas zurückzuführen sei, vermuteten zuerst, unabhängig voneinander, Löschcke und Studniczka, während Winter (Jahrb. d. arch. Inst. 1890, 167) in ihr ein Werk des Silanion sieht. Der Vortragende wies die Kennzeichen nach, welche sie von den übrigen mit ihm vereinigten Werken eng verbinden. — 7. Der sogenannte Alkibiades in der Sala della biga des Vatikans; vielleicht die Statue eines Läufers. — 8. Die Athena Velletri im Louvre und ihre Repliken. — 9. Die Meduse Rondanini der Glyptothek, ein Werk, in dem die Individualität des Künstlers äußerst klar ausgesprochen ist. — 10. Diadumenoskopf der Sammlung Petworth (Michaelis, Anc. marbl. p. 609, 24) und dessen geringere Replik Mon. d. Inst. 9. 36; ein späteres und besonders elegantes Werk des Künstlers. — Alle diese Arbeiten zeigen so starke Übereinstimmungen, wie sie nur erklärlich sind, wenn sie auf eine Individualität zurückgehen. Dieselben erstrecken sich besonders auf die Bildung des Auges, die Gliederung der Stirn, die Stilisierung des Haares, die Gestalt des Untergesichts und seinen Ausdruck, dann auch auf die Bildung von Körper und Gewand und endlich die Maße der Köpfe. — Der Künstler ist zwar stark von Polyklet beeinflußt worden, doch steht er innerlich dem Myron näher, von dem er auch manches Äußerliche entlehnte. So bestätigen die Werke, was Brunn aus den litterarischen Nachrichten über den Künstler bereits erkannt hatte.

Winckelmannfeier in Bonn am 9. Dezember 1890.

Der Vorsitzende des Vereins, Geh. Rat Schaaffhausen, eröffnete die Versammlung mit einem Hinweis auf die unvergänglichen Verdienste Winckel-

manns um die Erklärung und Wertschätzung der Kunstwerke des Altertums. Ihm war es vor allem die Bewunderung des Schönen, was ihn zu dieser Forschung hinzog. Er sagt in einem seiner Briefe: „Es war ein gewisser feiner Geist, mit welchem ich mich auf mächtigen Schwingen in Betrachtung des Schönen erhob. Diese ist die Seele der ganzen Kenntnis der Kunst des Altertums, die der Himmel nicht verschwenderisch verliehen hat". Für uns sind die alten Denkmale auch dann von hohem Wert, wenn sie nicht schön sind; sie sind oft wichtige Zeugen der Geschichte oder sie stellen uns die verschiedenen Kulturstufen der Völker dar, die nicht deutlicher unterschieden werden können als durch das, was sie in der Kunst hervorgebracht haben. Erst mit Winckelmann trat die deutsche Altertumsforschung auf gleiche Höhe mit der der übrigen Nationen Europas. Aber in der Gewinnung und Sammlung von alten Kunstwerken waren wir zurückgeblieben, die Franzosen waren uns in Ägypten, die Engländer in Griechenland, die Italiener in ihrem eigenen Lande vorangegangen. Das ist anders geworden, seit Schliemann in Mykenä, in Troja, in Tiryns, das deutsche Reich in Olympia und Pergamon, andere deutsche Forscher in Cypern und Syrien und anderwärts mit so großem Erfolge nach Schätzen gegraben haben und noch damit beschäftigt sind. Seit Winckelmann hat die Kenntnis der Kunst des Altertums und das Interesse daran die größten Fortschritte gemacht. Aber welche Mittel stehen uns dazu auch zu Gebote? Heute sind in den Museen aller größeren Städte die herrlichsten Werke des klassischen Altertums in Abgüssen aufgestellt, wodurch der Sinn für das Schöne in der Kunst überall geweckt und verfeinert wird. Auch die Nachbildung von kleineren Altertümern, von Waffen, Geräten und Schmucksachen wird jetzt in großartiger Weise geübt. Es ist ein rühmliches Verdienst des unter Lindenschmits Leitung stehenden Römisch-germanischen Museums in Mainz, solche Nachbildungen von Altertümern aller Gegenden und Länder anzufertigen. Nicht weniger als 11 000 Gegenstände sind auf diese Weise vervielfältigt und im Mainzer Museum vereinigt und werden an andere Museen abgegeben. Das illustrierte Verzeichnis derselben bildet einen stattlichen Atlas der Altertumskunde. Diese für das vergleichende Studium unschätzbare Sammlung hat nirgends ihres gleichen. Nun erst wissen wir, wie die Kunstarbeiten unserer Vorfahren ausgesehen haben, als sie neu waren. Die durch Einlegen von Silberfäden auf eisernen Geräten hervorgebrachte Tauschierarbeit ist gleichsam erst entdeckt worden durch das Verfahren Lindenschmits, sie zu reinigen. Eine Auswahl merovingischer Schmucksachen aus dem Mainzer Museum wurde vorgezeigt. Mit dem wachsenden Eifer für die Altertumsforschung sind überall Vereine und Privatsammlungen entstanden. Die Altertümer sind ein Gegenstand lebhaften Handels geworden und es werden gegen früher unglaubliche Preise gezahlt. Dabei findet auch die immer kühner auftretende Fälschung ihre Rechnung. Unsere Industrie und Baulust vernichten zwar manches alte Denkmal, worüber sogar in Rom Klage geführt wird, aber sie führt auch, indem sie den Boden aufwühlt, zur Entdeckung von Altertümern. Wie zahlreich die Funde letzter Zeit in unserer Nähe sind, lehrte ein kurzer Bericht des Redners und die Erklärung mehrerer ausgestellter Gegenstände. Es waren dies Funde aus den kürzlich aufgedeckten Reihengräbern von Nieder-Dollendorf und Fahr, Bilder der römischen Aediculae von Carden und Worms, ein Bleimedaillon mit Medusenhaupt aus dem Rhein bei Oberwinter und ein kleiner, beim Castrum von Neuß gefundener Amor in Eisenguß, der sich, wie die in den Jahrbüchern beschriebene Statuette von Plittersdorf, als ein Erzeugnis der Sayner Hütte erwies. Ebendaher stammt der im Museum von Karlsruhe bewahrte eiserne Amor, der für römisch gehalten wurde. Es wurden noch die neuesten Erwerbungen des Wallrafschen Museums in Köln erwähnt, zierliche römische Gläser, ein in Bernstein geschnitzter Amor, eine Figur und ein verzierter Stab von Gagat. Erfreulich ist die Aufmerksamkeit, welche das königl. Unterrichtsministerium der Erforschung der vaterländischen Altertümer zuwendet. Im Auftrage des Ministers v. Goßler ist ein das Volk belehrendes Merkbuch, Altertümer aufzugraben und aufzubewahren, erschienen. Die von Major von Tröltsch in Stuttgart herausgegebene, für Schulen bestimmte Wandtafel war aufgehängt.

Hierauf sprach Prof. **Gothein** über den Hof von Urbino in seiner Bedeutung für die Kultur der Renaissance.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 7. März. 1891. № 10.

Inhalt.

Personalien.

Dr. **Molitor**, Kustos an der Univ. Göttingen, zum Bibliothekar in Münster.

Dr. **Ruppersberg** am Gymn. zu Saarbrücken zum Oberlehrer befördert. — Dr **Wohlauer** in Breslau zum ord. Lehrer ernannt (Johannis-Gymn.)

Kleine Mitteilung.

In der Besprechung der ersten griechischen Ausgabe der Acta Perpetuae et Felicitatis von J. Rendel Harris und S K. Gifford in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie XXXIV (1891) 1, S. 126 f. und in dieser Wochenschrift 1890, No. 47 habe ich die Annahme einer punischen Urschrift des Kernes auch darauf gestützt, daß c. 10 dem griechischen ἐν τῷ κονιορτῷ (S. 57, 11) das lateinische 'in afa' (בעפר) entspricht. Nachträglich finde ich, daß Petrus Possimus das lateinische 'afa' auf 'haphe' (ἁφή), Staubsand für gesalbte Kämpfer, zurückgeführt hat. Dieses Wort ist bei den Lateinern bis jetzt nur bei Martialis VII 66, 5 und Seneca ep. 57, 1 aufgefunden. Hätte der Lateiner aber aus dem Griechischen übersetzt, was auch aus anderen Gründen unmöglich ist, so würde es kaum begreiflich sein, daß er nicht einfach 'in pulvere' schrieb. Übersetzte er dagegen aus dem Punischen, so mochte er wohl einen dem urschriftlichen עפר nahekommenden Ausdruck wählen. Auf eine semitische Urschrift führt wohl auch c. 4 p. 45, 9. 10: αὐτοῦ γὰρ καὶ οἰκοδομῇ (ביתו) ἦμεν. Lat. Cod. Compend., wie mir Herr Prof. Rendel Harris mitteilt: is ipse autem nos aedificaverat. Über בית im Sinne von „Schule, Schülerschaft" vgl. Jac. Levy, Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch.

Jena. A. Hilgenfeld.

Funde von der Limburg i. d. Pfalz.

Auf der Limburg bei Dürkheim, dem alten Sitz der fränkischen Könige, den Konrad II. bekanntlich in eine Abtei umwandelte, finden zur Zeit Renovierungsarbeiten statt; es werden auf Kosten des bayerischen Staates die 30 m hohen Zinnen der Abteikirche cementiert Bei diesen Arbeiten war es notwendig, Steine beizufahren. Die Arbeiter gruben zu diesem Zwecke an der Nordseite der Ringmauer, welche die Abtei zum Teil noch umgiebt, nach und stießen hier auf die von Schutt bedeckte Außenfront eines größeren Gebäudes, welches mit Rundbogenfenstern versehen ist. Neben einem Doppelfenster fanden sich bei diesen Hülfsarbeiten drei Mahlsteine in etwa 2 m Tiefe. Der erste ist fragmentiert, besteht aus Niedermendiger Basalt und bildet das Stück eines römischen Mühlsteines; seine Sehne hat 33 cm Länge. Ohne Zweifel war er gelocht und wurde in Verbindung mit einem zweiten horizontal um seine Axe bewegt. Anderer Art sind die beiden anderen Mahlsteine. Beide bestehen aus Quarzit,

einer Gesteinsart, welche am Hartgebirge nicht lagerhaft vorkommt, sondern nur als Geschiebe an der Isenach und an der Eis zu finden ist. No. 2 hat 50 cm Länge, 28 cm größte Breite, 6–9 cm Dicke. Der Stein bildet ein Oval, dessen Oberfläche von der Benutzung glatt gerieben ist, während die anderen Seiten naturrauh sind. No. 3 ist um mehr als die Hälfte kleiner und ebenfalls oval. Er hat nur 38 cm Länge, 20 cm Breite, 3—5 cm Dicke und ist ebenfalls nur auf der oberen Seite glatt. Letzteren hätte der Verf. für einen abgebrochenen Reibstein gehalten, wenn ihn nicht Direktor Dr. Voß-Berlin, der das Museum der Stadt Dürkheim, in dem diese drei Mahlsteine liegen, Ende November d. J. besuchte, eines Besseren belehrt hätte. Nach seiner Mitteilung brauchen die Negerstämme in Ostafrika noch jetzt zum Getreidemahlen zwei Steinplatten. Die größere derselben dient als Grundlage, die kleinere aber als Reiber, mittels dessen das Korn auf der Unterlage zerquetscht und geschrotet wird. Der „Läufer“ wird zu diesem Zwecke an seinen Enden gepackt und auf dem glatten „Mahler“ hin und her geschoben. — Genau so, wie die Gallas, Suahelis, Kaffern heutzutage noch ihr Korn schroten, machten es die Bewohner der Limburg bei Dürkheim, ferner die Ansiedler auf dem Feuerberge bei Dürkheim und zahlreiche andere unserer Vorfahren vor vielen Jahrhunderten. So klärten die Thatsachen der Ethnologie die der deutschen Altertumskunde überraschend auf. Die Länge der kleineren Reibplatte, nämlich 35 cm, erlaubt es genau, die Hände bei der Arbeit mitwirken zu lassen, um auf der 28 cm breiten größeren Mahlplatte das Verfahren des Quetschens analog dem der Gallas und Suahelis auszuführen. — Der gleichzeitige Befund der zwei Arten von Mahlapparaten an derselben Stelle, des gelochten Mühlsteines und der Platten, legt übrigens die Vermutung nahe, daß beide Apparate zu gleicher Zeit, noch zur Römerzeit, in Gebrauch waren. Denn auch in der römischen Niederlassung auf dem Feuerberge, eine Stunde östlich von Dürkheim (bekannt ist ja der „Feuerberger“!), stieß man auf runde, gelochte Mahlsteine und an derselben Stelle auf eine 88 cm lange, 26–46 cm breite Reibfläche aus Porphyr (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, III. Abt. S. 43; Limburgfunde, II, S. 46—48, III, S. 40—41, IV, S. 101—114, VII, S. 7—13) Aus beiden analogen Befunden ist der Schluß zu ziehen, daß die unrömische Bevölkerung hier zu Lande (gallische Ansiedler vermischt mit suebischen Kolonisten) noch lange Zeit während der römischen Okkupation sich ihrer prähistorischen Mahlapparate fortbedient hat. Erst die fränkische Kultur, die völlig in der römischen wurzelt, machte auch mit diesem Überbleibsel der Urzeit — tabula rasa.

Dürkheim. C. Mehlis.

Berichtigung.

Die Besitzer meiner Übersetzung des Homerischen Hermeshymnus (Index lectionum aest. acad. Alb. Regim. 1891) ersuche ich, Vers 440 ff. so zu korrigieren:

„kamen dir schon von Geburt die Wunderkünste da gleich mit
oder beschenkte ein Gott, wenn nicht ein sterblicher Mensch, dich
mit dem hehren Geschenk, dich lehrend göttliche Sangeskunst“.

Königsberg. Arthur Ludwich.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 4.)

Badke, Form und Bedeutung der Personalpronomina. Realgymn. zu Stralsund. 25 S.

Aus der ganzen Darstellung des Verf. ergiebt sich der Schluß, daß die Pronomina keine vorsündflutlichen Reste der Sprache sind, wie Bopp meint, daß sie nicht älter als Verbum und Nomen sein können, sondern sich in späterer Zeit am Verbum entwickelt haben. Freilich steckt in ihnen, trotz aller Wandlungen, ein gut Teil uralten Sprachgutes: der alte Kern hat die wildesten Stürme der Weltgeschichte überdauert, und ihr Zusammenhang ist noch heute nach einer Trennung der indogermanischen Völker von Jahrtausenden unverkennbar.

G. v. Kobilinski, Vorwort zu einer neuen Zusammenstellung der gebräuchlichsten lateinischen Synonyma. Wilhelms-Gymn. zu Königsberg. 12 S.

Die Fehler in unserer Synonymik seien meistens aus der unzulänglichen Berücksichtigung des Sprachgebrauchs zu erklären; ganz unrichtig sei die Einschränkung auf Cicero, falsch die völlige Trennung der Begriffe statt der Unterscheidung in eine weitere und eine innere Bedeutung; mors und nex sind nicht unvereinbar geschieden (mors = natürlicher Tod, nex = gewaltsamer Tod), sondern mors umfaßt auch den Begriff nex; urbs umschließt auch oppidum etc. Erst die Verbindung giebt die nähere Bedeutung.

K. Olzscha, Der muttersprachliche und der lateinische Unterricht in den Petites Ecoles von Port-Royal. Realgymn. zu Annaberg. 34 S.

Die Abtei Port-Royal zwischen Versailles und Chevreuse, bereits 1204 als Nonnenkloster gegründet, leitet ihren Namen wahrscheinlich von Porregium = le Porrois, Moorland, her. Unter der verfolgungssüchtigen Regierung des Kardinals Richelieu sammelten sich seit 1638 viele bedrohte Jansenisten, den höheren Ständen angehörend, in dem abgelegenen Hause, wo sie den berühmt gewordenen jansenistischen Einsiedlerverein (Messieurs de Port-Royal) gründeten und, gleich den Reformatoren und den Jesuiten, auch dem Jugendunterricht große Sorgfalt widmeten. Mit großer Ausführlichkeit schildert Verf. die dort geübte Methode des Sprachunterrichts. In erster Linie strebte man nach eleganten Übersetzungen, und da sich die trefflichen Männer von Port-Royal bemühten, ihren Schülern zugleich ein feines Französisch und gute Umgangsformen beizubringen, so kamen Musterbeispiele wie folgende Übertragung von Cic. ad Att. zustande: „Vous m'écrivez une chose touchant Madame Terencie à laquelle j'ay résolu de ne vous point faire de réponse, car j'espère que vous aurez eu la bonté de me decharger de ce fardeau. Je salue Madame votre femme et Mademoiselle votre fille. Adieu“.

R. Schau, De formulis, quas poetae Graeci in conclusione orationis directae posuerunt. Gymn. zu Tilsit. 33 S.

Statistische Zusammenstellung der Verbalformen, mit welchen vorzugsweise die epischen Dichter ihre direkten Reden zu schließen pflegen. Naturgemäß sind es meistens Zeitwörter von der Bedeutung des Sprechens: φάναι, εἰπεῖν, ἀγορεύειν, λέγειν u. dgl.; aber auch solche Ausdrücke werden gebraucht, welchen die „notio dicendi“ innewohnt, wie ἀμείβεσθαι, καλεῖν u. s. w. Verf. führt die syntaktischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Formeln vor.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Homeri Odysseae epitome. In usum scholarum edidit Fr. Stolz. Wien 1890, Carl Gerold. Pars prior: XII, 187 S. Pars altera: XII, 143 S. 1 M. 80.

„Approbiert mit h. Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultus u. Unterricht vom 2. Mai 1890, Z. 7917" heißt es auf dem Titel. Somit scheint dieser Epitome in unserem Nachbarstaate eine längere Dauer garantiert zu sein als ihren vorausgegangenen Schwestern. Dennoch wage ich zu bezweifeln, daß sie sich halten wird. Dazu springt sie denn doch zu willkürlich und gewaltsam mit der Überlieferung um. Von wichtigeren Umgestaltungen will ich nur ein Beispiel, aber ein recht charakteristisches, anführen. Die θεῶν ἀγορά (α 1—87) steht in unserer Epitome doppelt, nämlich sowohl zu Anfang des ersten Gesanges, wo sie überliefert ist, als auch zu Anfang des fünften Gesanges, wo sie die ersten 27 Verse verdrängt hat. Zur Verknüpfung der disparaten Bestandteile an dieser zweiten Stelle ist eigenmächtig der Vers ὣς ἔφατ' οὐδ' ἀπίθησε πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε eingeschaltet (auf den 7 Zeilen später ε 43 ὣς ἔφατ', οὐδ' ἀπίθησε διάκτορος ἀργεϊφόντης folgt!) und der Anfang von ε 28 ἦ ῥα καὶ ist in αἶψα δ' ἄρ' verwandelt worden. Es mag ja sein, daß der eine oder andere Lehrer sich leicht mit solchen Willkürlichkeiten befreunden, vielleicht sogar die Gelegenheit freudig willkommen heißen wird, um seine Schüler an der Hand dieser Ausgabe recht con amore in die tiefsten Geheimnisse der höheren Homerkritik einzuweihen. Aber auch an entschiedenen Gegnern wird es sicherlich nicht fehlen: und in solchen Zwiespalt sollten die Schulen nicht mit Gewalt hineingedrängt werden.

Noch größeres Bedenken erregen die zahlreichen sprachlichen Reformen. Meist sind dieselben ganz stillschweigend durchgeführt; da jedoch unsere Lexika für solche reformierte Homerausgaben noch nicht genügend eingerichtet sind, so mußte hin und wieder durch erläuternde Anmerkungen dem bedrängten Schüler nachgeholfen werden. Er erfährt also aus der Note zu β 102 κέεται zwar nicht, daß dafür κεῖται in den Handschriften steht, aber doch, daß die eingesetzte Form gleich κείεται und die 3. Sing. Coni. ist. Für ἀκραῆ β 421 wird ihm ἀκραήν geboten („accusativus ἀκραήν per metaplasmum vel analogiam formatur ab adiect. ἀκραής -έος"). δ 1 Λακεδαίμονα καιετάεσσαν st. κητώεσσαν. ε 456 ὃ δ' ἀνάπνευστος st. ὁ δ' ἄρ' ἄπνευστος. ζ 53 στροφάουσ' st. στρωφῶσ' („στροφάω idem valet ac στρωφάω, quod videas in lexicis"). 318 τρόχαον st. τρώχων. ι 176 θεοδδής („vide lexica sub voce θεουδής"). π 203 περιούσιον („vide lex. s. v. περιώσιος"). Ob hierin allen berechtigten Ansprüchen genug gethan sei, mögen die österreichischen Lehrer entscheiden. Darüber, daß ἀλλοϊδέα ν 194 gleichbedeutend ist mit der vulgären Lesart ἀλλοειδέα, schweigt die Ausgabe und ebenso über manche andere Abweichung von der bisherigen Vulgata. Freilich die weitaus größte Mehrzahl der nach heutigen linguistischen Grundsätzen umgestalteten Sprachformen bedurfte keines Kommentars: es sind unsere alten Bekannten ἴδε ἄστεα st. ἴδεν ἄ., ἀντιάων st. ἀντιόων, μνάεσθαι st. μνάασθαι, σῶο κράτος st. σοῦ κρ., Εὐρυκλέεια st. Εὐρύκλεια, Καλυψόος ἠυκόμοιο st. Καλυψοῦς ἠ., προσηύδαε κερτομίοισι st. προσηύδα κ., λοέσαντο st. λούσαντο und viele ähnliche. Zwar nicht für alle, aber doch für einen erheblichen Teil dieser willkürlichen Änderungen, die ich meinerseits als bisher nicht genügend motiviert ansehe und daher sämtlich ohne Ausnahme verwerfe, wurde jüngst auch in der vorliegenden Wochenschrift (1890 Sp. 1296) eine Lanze eingelegt, und zwar unter direkter Polemik gegen mich, die mir willkommenen Anlaß giebt, mir die Hauptdifferenzpunkte wieder einmal etwas näher anzusehen.

R. Peppmüller hält mir a. a. O. folgendes entgegen: „Die sprachliche Entwickelung beweist, daß die griechische Sprache lange Zeit längere, offene Formen gekannt hat, ehe sie kürzere, bequemere Formen schuf: es wiederholt sich hier ein Vorgang, wie er sich überhaupt in der Entwickelung der Sprachen beobachten läßt. Homer ist das älteste griechische Litteraturwerk, und die offenen Formen lassen sich in ihm meist ohne weiteres herstellen. Was liegt näher als der Schluß, daß sie herzustellen sind? Andererseits gestattet das Metrum auch die Zusammenziehungen, welche im attischen Dialekt dominieren. Wie nahe liegt also der Schluß, daß sie eindrangen — ja systematisch durchgeführt wurden, weil es nun einmal die Formen waren, welche man sprach und schrieb? Das . . . mag schon in der Zeit des Peisistratos durchgedrungen sein".

Es wäre schlimm bestellt um das ganze Resultat des dritten Kapitels meiner 'Studien zur Beurteilung der Homerkritik Aristarchs und seiner Gegner', wenn jene einfachen Sätze Peppmüllers genügend wären, mich zu widerlegen. Ich bestreite, daß sie das sind; denn sie beruhen durchweg auf Voraussetzungen, welche ich als richtige nach wie vor unmöglich anerkennen kann. Nur einige wichtigere Punkte, auf die es bei dieser Kontroverse besonders

ankommt, seien hier hervorgehoben. 1. Es ist unerwiesen, daß die Veränderungen, welche durch 'die sprachliche Entwickelung' bei den Griechen hervorgerufen wurden, in dem von Peppmüller angenommenen Umfange allmählich auch in das fertige 'älteste griechische Litteraturwerk' eindrangen. Mit anderen Worten: es ist unerwiesen, daß die Ilias und Odyssee nach ihrer Entstehung eine systematisch durchgreifende Modernisierung ihrer altertümlichen Sprachformen erlitten haben. 2. Mehr noch: die Hypothese, auf der auch Peppmüller fußt, ist nicht allein niemals bewiesen worden, sondern sie widerstreitet auch ganz augenscheinlich denjenigen Erfahrungen, die wir aus der noch gegenwärtig kontrolierbaren drittehalbtausendjährigen Überlieferung der Homerischen Gedichte bisher gesammelt haben. Innerhalb dieser drittehalbtausendjährigen Überlieferung sind Fehler aller Art in Unzahl zu Tage getreten; aber nach solchen absichtlichen schematischen Veränderungen wie Καλυψοῦς ἠυκόμοιο st. Καλυψόος ἠ., Ἠοῦς ἠριγενείης st. Ἠόος ἠ., und anderen suchen die heutigen Schematiker noch immer vergeblich in den erhaltenen Urkunden. Wären die von unseren Schematikern vorausgesetzten Modernisierungsgelüste bei den Griechen in den grauen Zeiten zwischen Homer und Peisistratos wirklich vorhanden gewesen, so würden sie zweifelsohne auch noch in den lichteren Zeiten nach Peisistratos fortgewirkt haben. Daß sie das nachweislich nicht thaten, daraus dürfen wir mit Sicherheit folgern, daß jene Gelüste in Wirklichkeit überhaupt niemals existiert haben. 3. Alles, was in unserer Zeit über den systematisch durchgreifenden und umgestaltenden Einfluß des 'attischen Dialekts' auf die Überlieferung der Homerischen Sprachformen gefabelt wird, hat keinen anderen Wert als den einer völlig in die Luft gebauten Hypothese. Maßgebende Zeugen des Altertums, welcher Art sie auch seien, wissen davon nichts, nicht einmal diejenigen, welche die Legende von der Redaktion des Peisistratos ernsthaft nahmen. 4. Sowenig aber wie ein äußerer liegt irgend ein innerer Grund vor zu der Annahme, daß die in Rede stehenden Reihen von Wortformen in dem vorpeisistrateischen Homer altertümlicher lauteten als in dem nachpeisistrateischen. Von Uranfang an müssen sich in den Homerischen Dichtungen zahlreiche jüngere Formen neben älteren befunden haben. Wer allein δ 188 τόν ῥ' Ἠοῦς ἔκτεινε φαεινῆς ἀγλαὸς υἱός liest, kann sich unmöglich verhehlen, wie ganz und gar unwahrscheinlich es ist, daß die Kontraktion in ν 94 ἔρχεται ἀγγέλλων φάος Ἠοῦς ἠριγενείης von den Attikern und nicht vielmehr direkt von Homer selbst herrühre. Und ähnlich steht es mit den anderen 'bequemeren' Formen, die heute einzig und allein deshalb für unhomerisch ausgegeben werden, weil sie nicht zu der in Mode gekommenen archaisierenden Schablone passen. 5. Wenn Homer auch für uns 'das älteste griechische Litteraturwerk' ist, so folgt daraus noch lange nicht, daß er die Wahl zwischen älteren und jüngeren Sprachformen ganz schematisch nur von dem Metrum abhängig machte: auch euphonische und musikalische Rücksichten konnten für ihn bestimmend sein. Ob ihm z. B. die 'attica correptio' in Εὐρυκλέεια nicht mehr zuwider war als die zwar 'bequemere', aber allerdings weniger archaische Form Εὐρύκλεια, steht dahin. Wir haben freilich kein Mittel mehr in Händen, diesen Knoten zu lösen, aber auch kein Recht, ihn zu zerhauen. 6. Den Grundsatz, „Textesänderungen, die an und für sich möglich sind, sind auch notwendig*)" werde ich niemals als giltig anerkennen; denn er spricht aller ernsthaften Kritik Hohn und erniedrigt sie zum mechanischen Experiment. Gewiß 'gestattet' das Homerische Metrum manche Änderung; aber hieraus den Schluß zu ziehen, daß diese Änderungen eben deshalb auch vollkommen berechtigt, ja ohne weiteres geboten seien, das halte ich für einen schweren Mißgriff.

Vor der Hand, denke ich, wird das Vorstehende genügen, um meinen abweichenden Standpunkt zu motivieren. Wer mehr wünscht, den kann ich wohl zunächst auf den zweiten Teil meines Buches über Aristarch verweisen. Zu weiteren Erörterungen wird es nicht an Anlaß fehlen, und ich verspreche, ihm nicht aus dem Wege zu gehen, da ich, wie natürlich, den Wunsch hege, nach meinen Kräften dazu beizutragen, daß eklatante Verirrungen sich nicht dauernd in unserer Wissenschaft festsetzen, und daß dem heutigen unheilvollen Zustande des völlig fruchtlosen Hin- und Herexperimentierens auf dem Gebiete der Homerischen Textkritik so bald wie möglich ein Ende gemacht werde. Der dürre Boden eines von subjektiver Willkür beherrschten Formalismus ist kein Ackerland, von dem wir gute und gesunde Früchte zu erhoffen hätten.

Was ich oben gesagt habe, richtet sich selbstverständlich voll und ganz auch gegen die vor-

*) Moriz Haupts Grundsatz lautete ganz anders (vgl. Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer, S. 126): „Absolut ist in der Kritik alles zu verwerfen, was nicht notwendig ist". — „Eine überflüssige Konjektur ist eo ipso falsch".

liegende Epitome. Für Schulzwecke ist dieselbe nach meinem Dafürhalten durchaus ungeeignet; denn die kritischen Grundsätze, auf denen sie beruht, sind im allerhöchsten Grade anfechtbar und werden es bleiben, selbst wenn sie, was ich nicht befürchte, jemals zum Gemeingut aller Homerleser werden sollten.

Königsberg i. Pr. Arthur Ludwich.

Paul Kroker, Die Tugendlehre Schleiermachers mit spezieller Berücksichtigung der Tugendlehre Platons. Diss. Erlangen, Junge & Sohn. 62 S. 8. 1 M. 20.

Der Verf. behandelt auf 40 Seiten die Tugendlehre Schleiermachers, auf 9 Seiten die Platons; auf 12 Seiten werden beide verglichen. Für die Tugendlehre des ersteren dienten ihm als Quellen eine Abhandlung aus d. J. 1819 „Über die wissenschaftliche Behandlung des Tugendbegriffs" (S. W. III, 2) und der von A Schweizer aus Schleiermachers Nachlaß zusammengestellte Entwurf eines Systems der Sittenlehre (S. W. III, 5 bes. Teil II). Außerdem werden einzelne Stellen aus den übrigen ethischen Abhandlungen, der Dialektik und den „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" citiert. Bei der Schwierigkeit, die Tugendlehre eines Philosophen, der selbst mehr Bruchstücke als zusammenhängende Abhandlungen hinterlassen hat, auf so beschränktem Raume richtig wiederzugeben, ist es dem Verf. im 1. Teile nicht überall gelungen, gerade das Wesentliche klar hervorzuheben. Wer die Abhandlung „Über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz" vorher nicht gelesen hat, wird das auf S. 4 Gesagte kaum richtig verstehen.

Schwer vereinbar ist S. 4: „Ebensowenig aber trägt seine Ethik imperativischen Charakter" u. s. w. mit Schl. III, 5 S. 39 (aus d. J, 1832): „Die Form der Sätze" u. s. w., Kroker S 15 (Die Tugend ein Geschenk der Götter) mit Schl. III, 5 S. 417, die bei Kroker in dem Abschnitt über die Teilungsarten der Tugend S. 20 - 21 ungenau angewandten Gegensätze („erkennend" — „aus sich heraus bildend" u. s. w.) mit den Reihen Schleiermachers (III, 2 S. 360. III, 5. § 294). Bei der Darstellung der Einzeltugenden hatte der Verf. es im Anschluß an III, 5 S. 298 ff leichter. Doch wird auch hier der Sinn der Worte Schleiermachers durch die Umschreibung zuweilen eher verhüllt als aufgedeckt.

Nach kurzem Auszuge aus Zeller folgt darauf die Vergleichung. Gemeinsames: Streben nach Verähnlichung des Menschen mit Gott — Unterstellung aller Seelenteile unter die Vernunft*) — Unterscheidung von Gesinnung und Fertigkeit — Einzeltugenden und doch Einheit aller: Verschiedenheiten: bei Schl. Einheit von Denken und Sein, bei Platon Gegensatz von Sein und Schein (daher dieses Sein für das Leben nicht nutzbar).

Wollte der Verf., woran nicht zu zweifeln ist, eine rein geschichtliche Studie liefern (nur an einer Stelle, S. 18, fällt er selbst über die Bedeutung der Lehre Schleiermachers ein Urteil), so ist zunächst auffallend, daß die ziemlich reichhaltige Litteratur über diesen Gegenstand (vgl. Überweg, Grundriß[7] S. 360 – 61) nicht einmal erwähnt ist. Daß aber ein auf wenige Seiten zusammengedrängter Auszug der umfangreichen Abhandlungen Schleiermachers und Zellers die Klarheit der Auffassung kaum fördert, ist aus den angeführten Beispielen ersichtlich. Die hervorgehobenen Berührungs- und Unterscheidungspunkte zwischen Schl. und Pl. liegen doch ziemlich nahe, und das Resultat Krokers S. 62 („mannigfache Ähnlichkeiten, aber unter der Relation prinzipieller Verschiedenheiten") ist kaum als etwas Neues zu betrachten.

Wird die sonst fleißige Arbeit also der Wissenschaft wenig nützen, so kann sie sich zu allgemeiner Übersicht über die bezeichneten Gebiete ja immerhin als brauchbar erweisen.

Frankenstein i. Schl. Karl Troost.

Cicero De oratore. Für den Schulgebrauch erklärt von **Karl Wihelm Piderit**. 6. Aufl. besorgt von **O. Harnecker**. 2. Heft. Buch II. Leipzig 1889, B. G. Teubner. 1 M. 50.

(Schluß aus No. 9.)

Nicht minder häufig hat sich H. durch andere zur Aufnahme von Lesarten bestimmen lassen, welche nicht genügend gerechtfertigt sein dürften. So ist 15 quem ad modum sentiam durch die weit überwiegende Autorität der Hss gesichert und ebenso berechtigt als 23 quem ad modum reperirentur, sodaß der Ind. ganz unnötig ist. Ebenso möchte ich 23 Anstand nehmen, auf grund der einen Hssfamilie der älteren mut. construere nidos st. constituere n. zu schreiben, zumal jenes einer absichtlichen Änderung sehr ähnlich sieht und die Parallelstelle de deor. n. II 129 nur so viel erweist, daß es gesagt werden durfte, aber nicht, daß es hier gesagt werden mußte. Auch 85 kann die

*) In den vom Verf. nicht beachteten Monologen bekennt Schl., daß er einen Zwiespalt zwischen Vernunft und Sinnlichkeit nicht in sich finde Vgl. darüber z. B. Sigwart, Kl. Schr. I. S. 247.

Lesart der mut. summe st. summa wohl nur als bewußte Änderung angesehen werden, da dem Abschreiber die Bedeutung von omnia summa facere: „alles Erdenkliche aufbieten“ unbekannt war. Der von Friedrich behauptete Unterschied in der Bedeutung dieser Redensart hier und ad Att. XV 13, 4 ist mir unerfindlich geblieben. Ebensowenig durfte sich H. 88 durch Friedrich bestimmen lassen, wo exsecutum st. adsecutum leicht erklärlicher Schreibfehler und durch die Bedeutung des Wortes ausgeschlossen ist. 116 ist die Lesart des Laud. quae non ab oratore pariuntur durch 120 geschützt; denn wollte man die Beeinflussung einer Stelle durch die andere annehmen, so läge die Annahme einer Änderung der folgenden nach der vorhergehenden näher als umgekehrt. Reperiuntur ist gewiß eine durch die Endung des vorhergehenden Wortes oratore verursachte Variante, welche in den mut. an unrichtiger Stelle eingesetzt worden ist. Diese Familie ist eben leider nicht in dem Grade von willkürlichen Änderungen frei, daß sie ohne weiteres und ausschließlich maßgebend sein könnte. Dagegen spricht 121 viel für das auffälligere primum, welches sich in den mut. findet, st. primus, wenn auch die Begründung Friedrichs nicht gebilligt werden kann. Der Sinn ist: es geschah damals zum erstenmal, was Crassus that, und genau so findet sich II 233 primum loquar de facetiis und III 67 Arcesilas primum—hoc maxime adripuit, was bisher außer Bake noch niemand angetastet hat. Daß sich H. hat überreden lassen, 128 st. Meae totius orationis zu schreiben Meae totius in dicendo rationis und das folgende rationes in res zu verwandeln, ist auffällig, aber noch auffälliger seine Erklärung: „res ist einfach Aufgaben, Mittel; rationes wäre Ziele und Gesetze“. 233 ist gewiß spectante Roscio allein richtig st. inspectante, da an keiner Stelle, wo sich das Kompositum findet, von dem Zuschauen im Theater die Rede ist; die Verderbnis in den mut. ist durch die Endung des vorhergehenden Wortes gestum veranlaßt. 285 ist quem te audisse dicis st. unde cet. sprachlich unmöglich (vgl. außer anderem 291: ex me audire) und handschriftlich nicht genügend gerechtfertigt. 325 geht aus den Worten cum illud (principium) meditati ediderunt hervor, daß die bezeichneten Redner sich auf die übrigen Teile nicht eben sorgfältig vorbereitet und dadurch zu erkennen gegeben haben, daß sie selbst ein aufmerksames Zuhören nicht wünschten. Es ist daher nicht zu billigen, daß die bisherige Lesart fieri sibi nolle videantur durch die Friedrichsche Konjektur fieri sibi velle non videantur verdrängt worden ist.

Eine Eigentümlichkeit dieser neuen Auflage besteht darin, daß lediglich auf grund der mut. unzählige Worte eingeklammert worden sind, was umso weniger gebilligt werden kann, als die Nachlässigkeit, mit welcher der Archetypus dieser Hss-familie angefertigt worden ist, ebenso augenscheinlich als allgemein anerkannt ist. Umso mehr wird man berechtigt sein, an solchen Worten, welche die mut. allein darbieten, wie z. B. 56 an ipsos vor libros, oder, wie ich jetzt urteile, 48 an etiam vor necesse, in der Regel festzuhalten.

Hinsichtlich der Wortstellung hat H. den richtigen Grundsatz befolgt, welcher sich freilich nicht durchweg streng durchführen läßt. Trotz zahlreicher, durch Flüchtigkeit, bisweilen auch durch Willkür der Abschreiber verursachter Fehler weisen nämlich doch bei einer Verschiedenheit der Wortfolge die mut., insbesondere α, sicherer auf das Richtige hin als die integri, in denen sich nicht selten die Hand eines Korrektors bemerklich macht, welcher das ungewöhnlich Scheinende beseitigen, das Regelmäßige herstellen und gelegentlich den Cic. selbst verbessern wollte. Darum kann ich es jetzt nur gutheißen, daß 25 geschrieben worden ist vos esse eos, 54 maiorem historiae sonum, 94 est exortus, 199 omnes molestae semper, 227 maior contentio, 230 ipsa ista, 235 ne ipsi illi quidem (nach αγ), 265 similis esse Syrorum venalium u. a. Mit gleichem Recht war aber auch 38 scripserit aut dixerit zu setzen; denn ist auch vorher fortwährend von der ars dicendi, nicht scribendi die Rede, so hat doch Cic. hier sicherlich zunächst an die Verfasser von Schriftwerken über den Landbau, die Arzeneiwissenschaft und die Malerkunst gedacht, sodaß in der That die Kunst der mündlichen Darstellung erst in zweiter Linie in Betracht kommt, während der Grund zu der Umstellung von scripserit aut dixerit in den integri nahe liegt. Ebenso ist singulorum partes generum richtig st. sing. gen. partes, da erst durch Voranstellung von partes vor generum die durch den Gegensatz erforderte Hervorhebung von partes bewirkt wird. Daß partes hinter singulorum steht, welches von keinem Gewicht ist und auch wegbleiben konnte, ist belanglos; dagegen ist der Wechsel in der Wortfolge von genera rerum, singulorum partes generum und verborum omnium definitiones sicherlich von Cic. beabsichtigt. Zu der Änderung des ganz unverfänglichen posse me ex iis aliquid 27 in p. m. aliquid ex istis mag den Korrektor des Laud. oder seinen Vorgänger derselbe Grund bewogen haben, welcher H. bestimmt hat, den integri zu folgen. Da-

gegen ist es z. B. ein offenbarer Fehler der mut., von welchem, wie es scheint, der Laud frei gewesen ist, daß 357 si hinter posse steht und vor etiam fehlt. Mit Recht hat daher auch H., wie schon seine Vorgänger, 64 geschrieben consolationes, praecepta st. praec. consol., da nicht bloß die Wortformen, sondern auch die Bedeutung für die Wortstellung der integri spricht (Anfeuerungen und Beruhigungen, Mahnungen und Warnungen). In dem Archetypus der mut. ist zuerst wegen der Ähnlichkeit der Worte consolationes übersehen und darauf an unrichtiger Stelle eingeschoben worden. Aus ähnlichem Grunde ist aber auch 60 an der Lesart der integri ob aliam causam festzuhalten, wo causam (cā) leicht hinter aliam ausfallen konnte. Daraus ist sowohl die Variante ob aliud als aliam ob causam zu erklären, während zu einer Änderung des letzteren, wenn dies ursprüngliche Überlieferung war, kein Grund ersichtlich ist. Dagegen ist ebendas. an der Lesart der älteren mut. fieri natura tamen festzuhalten. Nicht minder halte ich auch jetzt noch meine frühere Ansicht, daß 178 gelesen werden müsse Haec properans ut et apud doctos et semidoctus ipse percurro, für richtig, da ebenso, wie percurro durch die beiden Zusätze apud doctos und semidoctus ipse motiviert wird, so auch das lediglich zur Erweiterung des Prädikats dienende Part. auf jene beiden Begriffe bezogen und durch sie näher bestimmt werden muß. Dies geschieht aber nur, wenn es der durch ut eingeleiteten partitio vorangestellt wird. Nachdem ut vor et ausgefallen und am Rande ut et als richtige Lesart bezeichnet war, ist diese Randglosse an unrichtiger Stelle eingesetzt worden. Warum ich ferner 206 mit Bake und den meisten Herausgebern aut si statt des handschriftlichen si aut für notwendig halte, hat folgenden Grund. Die Worte pro bonis viris laborare bedeuten nichts anderes als quod sit utile bonis viris defendere. Damit ist aber zwischen den zuhörenden Richtern und den boni viri ein Gegensatz bezeichnet, welcher auch schon durch das vorhergehende ipsis angekündigt ist, weil sonst dafür eis gesagt worden wäre. Genau derselbe Gegensatz findet 200 bei der Erörterung der Begriffe des odium und der odii non dissimilis offensio statt. Von einer weiteren Ausführung des Gedankens si id videare—defendere durch eine mit einem zweiten si begonnene partitio kann also nicht die Rede und nur die Wortstellung aut si richtig sein. Mit den Worten aut certe – utiles sint laborare, zu denen sich leicht aus dem Vorhergehenden si ergänzen läßt, werden lediglich die schon erwähnten Begriffe der utilitas und bonitas, nur in umgekehrter Folge, aus dem objektiven in das subjektive Gebiet versetzt. Während aber dieser Fehler sämtlichen Hss gemeinsam ist, bietet 245 allein γ und in seinem später nachgetragenen Teil α das Richtige: brevior ipse quam testis etiam, woraus im Laud. aus nahe liegendem Grunde brevior etiam quam ipse testis gemacht worden, während im Archet. der übrigen jüngeren mut. etiam zwischen testis und omnis ausgefallen ist. Aber brevior ipse für sich allein würde heißen: seinerseits ebenfalls kleiner, indem Aurifex durch ipse nur einem anderen, von welchem auch das Prädikat brevior gilt, entgegengestellt würde (vgl. de off. II 76 a. E.); sobald aber etiam hinzutritt, wird neben einer Steigerung der brevitas im Verhältnis zu dem pusillus testis zugleich auch der Gegensatz des Aurifex zu eben diesem bezeichnet. Warum H. 255 Adlers Lesart est etiam ambiguum in etiam est amb. geändert hat, ist nicht ersichtlich. Daß er 285 nicht die Wortstellung der beiden mut. Lg. 2 und 36: Placet mihi illud etiam Siculi illius, sondern die des Laud. Placet etiam mihi illud Sic. ill. beibehalten hat, ist nur zu billigen; aber ebenso dürfte 278 illud Siculi st. Sic. ill. zu schreiben sein, und 263 ist, wie es scheint, die Lesart aller Hss est saepe etiam facetum, nicht saepe est et fac. 367 ist hoc opus censorium est in den mut. wohl nur aus Flüchtigkeit geschrieben worden st. opus hoc u. s. w., was H. mit Recht gegen Wilkins und Cima beibehalten hat. Der Bereitwilligkeit des Cotta zum Nachgeben wird recht passend die Amtspflicht des Crassus entgegengesetzt, und dieser Gegensatz durch Voranstellung von opus zum Ausdruck gebracht.

Schließlich füge ich noch außer den zu 91 und 193 vorgeschlagenen Änderungen hinzu, daß ich 60 hinter Quid ergo est? den Ausfall eines zweiten est vermute, so daß zu lesen sein dürfte: Quid ergo est? Est, fatebor, aliquid tamen. Ebenso glaube ich, daß 244 facile wegen der Ähnlichkeit der Endung vor (oder auch hinter) mehercule ausgefallen ist, während ich auf das früher vermutete item vor dicaces gern verzichte. Dem Zusammenhang wird dadurch am besten gedient, und venit ist nicht Perf., sondern Praes. Endlich lese ich 255 qui cum indicatum duci videt, da nicht videns, sondern videt die handschriftliche Lesart ist und cum (cū) leicht vor indicatum ausfallen konnte.

Was den erklärenden Teil der Ausgabe betrifft, so ist derselbe bisher schon vielfach zu berücksichtigen gewesen, und der herkömmliche Raum einer Anzeige ist ohnedies schon weit überschritten. Es sei daher nur noch kurz bemerkt, daß 122 his ingeniis, da homines dabei steht, natürlich nur

Abl. qual. sein kann. 255 ist in der Erklärung übersehen worden, daß altero genere ridiculi eingeklammert ist. Fraglich ist auch 320 die Lesart und Erklärung von infrequentibus, zumal da der Akt der Verhandlung nicht von der Vorstellung des Verhandlungsortes getrennt werden kann.

Der Unterzeichnete kann nicht verhehlen, daß sein Endurteil über diese Ausgabe minder günstig ist, als das Vorurteil war, welches er ihr entgegengebracht hat. Jedenfalls zieht er an vielen Stellen die Adlersche Überarbeitung vor.

Coeslin. Friedr. Gust. Sorof

Ernst Lohsee, Tulliana. Progr. des Leibniz-Gymn. Berlin 1890, Gärtner (Heyfelder). 18 S. 4.

Eine recht ruhige und besonnene Prüfung mehrerer Stellen in Ciceros Reden und philosophischen Schriften, aus welcher manches gewonnene Resultat für die Textgestaltung Beachtung finden dürfte, wie Quinct. 49 at non nemo aut ignominia adfectus aut iudicio turpi convictus, bonis qui quidem suis utitur, alterius opes ... non exspectat, hoc tamen in miseriis adiumento et solacio sublevatur; Q. Rosc. 1 solent fere dicere homines, qui per tabulas alterius alicui pecuniam expensam tulerunt; Verr. I 5 nach Muret, wie auch an einigen anderen Stellen frühere Vorschläge nur bestätigt werden: postremo, utut esset hoc iudicatum, ut ... constitueretur; Verr. III 134 tu Apronium ... ne verbo quidem graviore appellasses atque apud te tam sancta religio societatis fuisset, ut ... neglegeres, nisi ... videres? Ebenda § 176 mala est haec quidem, ut dixi, ac potius perdita maximorum peccatorum huius, [autem] iniquitatis et inertiae, confessione defensio criminis etc.; Phil. II 26 etenim, si auctores ad liberandam patriam desiderantur illis actoribus, Brutos ego impellerem etc. Fin. V 93 nisi ea voluptatem haberet; Leg. I 16 omnia ista patefieri statt honesta. Ganz unzweifelhaft scheint in Rep. II 59 fuerat fortasse aliqua ratio maioribus nostris in illo aere alieno medendi durch ilico aeri alieno medendi erst der richtige Sinn zu kommen. Auch Div. I 12 wird durch die vorgeschlagene Schreibung observata sunt haec tempore immenso et in significatione eventus animadversa [et] notata (vgl. § 131 multa adferre potuit dies quae animadvertendo notarentur) verständlicher als es durch die bisherigen Erklärungsversuche der Fall sein konnte.

Nicht allein gesunden Prinzipien entstammte Konjekturen enthält Lohsees Arbeit, sondern auch einzelne grammatische Beobachtungen, so im Anschluß an Quinct 55 viderint — considerent über die Bedeutung von videris, viderit, videritis, viderint gegen Seyffert zu Laelius 10; ferner im Anschluß an Verr. IV 39 non [solum] oculis sed etiam auribus über non modo (solum) — sed (verum) etiam bzw. über die „vis cumulandi“ von „etiam“ nicht nur „in augendo sed etiam in minuendo“; nach Parad. II 17 mihi vero quidquid acciderit in tam ingrata civitate, ne recusanti quidem evenerit, non modo non repugnanti (wo das zweite non gegen C. F. W. Müller, Baiter u. a. beibehalten wird) über „non modo non — sed ne — quidem“, „non modo — sed ne — quidem“, bzw. über vorangehende allgemeine Negation bei „non modo“ mit folgendem „sed ne — quidem“. Verf. hat einschlägige Stellen aus Cicero eingehender besprochen und scharf auseinander gehalten und wenigstens soviel Material beigebracht, daß es für die heiklen Unterscheidungen solcher grammatischen Erscheinungen ferneren Untersuchungen wohl zum Nutzen gereichen dürfte.

Quedlinburg. Franz Müller.

F. Dürrbach, De Oropo et Amphiarai sacro. Thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat etc. Paris 1890, Thorin. 154 S. 8. 2 Tabb.

Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwei Teile, deren erster die Stadt Oropos, deren zweiter das Heiligtum des Amphiaraos bei Oropos behandelt. Im ersten wird die geographische Lage von Oropos, die Geschichte der Stadt nach der gangbaren Einteilung in vormakedonische, hellenische und römische Zeit und das Verwaltungswesen der Kommune, soviel davon bekannt ist, dargestellt. Die geographischen Erörterungen fördern die Frage über die Lage von Oropos, Delphinion diesseits und Alt- und Neu-Eretria jenseits des Euripus (dazu eine Karte). Die Behandlung der älteren Geschichte der Stadt Oropos bringt nicht eben Neues, Verf. stützt sich hier vielfach auf den Aufsatz von von Wilamowitz im Hermes XXI; aber das historische Material wird für die Geschichte von Oropos doch einmal zusammengestellt, und dafür darf man dankbar sein. Erwähnt hätte die Vermutung von Hicks u. 156 über Ἐφ. ἀρχ. 1884, 130 ff. + C. I. A. II 308 werden können, da der Widerspruch Sonnes, De arbitris externis, quos Graeci adhibuerunt ff. (Gött. Diss. 1888) nicht stichhaltig ist. Wichtig ist der Abschnitt über die hellenistische Periode von Oropos: nicht weil Verf. aus den vielen dieser Periode entstammenden Ehrendekreten, welche durch die letzten Ausgrabungen zu Tage gefördert sind, viel für die Geschichte gewonnen hätte —

das geht bei der Formelhaftigkeit dieser Aktenstücke eben kaum —, sondern weil in diesem Abschnitt mehrere Mitteilungen über Inschriften gemacht werden, die auch von Leonardos in dem letzten Bande der 'Ἐφημ. ἀρχ. 1889 noch nicht herausgegeben worden sind. Verf. erörtert klar die Komposition der oropischen Proxeniepsephismen und macht hier und da eine historische Kombination; er knüpft daran einmal auch eine Konjektur, welche durchaus gelungen ist: mit Berufung auf die Inschrift 'Ἐφ. ἀρχ. 1885, 98 ff. (= Bull. de corr. hell. X, 458) wird Polyb. XXXIII 1, 3 Τηλεκλέα τὸν Αἰγεάτην treffend in Αἰγειράτην geändert. Das Hauptaktenstück für die römische Periode ist das bekannte Senatusconsultum über den Streit der römischen Steuerpächter und der oropischen Gemeinde, ob Amphiaraos ein Gott und daher in seinem Besitze steuerfrei sei, oder ob er kein Gott sei (Cic. N. D. III 49); Verf. ist entgangen, daß die 'Ἐφ. ἀρχ. 1884, 100 ff. veröffentlichte und von Mommsen Hermes XX 268 ff. behandelte Inschrift noch einmal von Mommsen bei Bruns, Font. iur. ant. Rom.[5] S. 162 ff., abgedruckt und vor allem noch einmal von Viereck behandelt ist in seinem Sermo Graecus, quo SPQR — usi sunt (Göttingen 1888) p. 35 n. XVIII, welche Behandlung deswegen besondere Beachtung verdiente, weil Viereck mit guten Gründen sich an vielen Stellen für den griechischen Herausgeber, Bases, und gegen Mommsen entscheidet. Auch ist durch Vierecks Arbeit die von Cousin Bull. de corr. hell. XI 225 f. gegebene Zusammenstellung der vorhandenen Senatskonsulten, auf welche Verf. S 71 verweist, antiquiert. Die Schriftquellen hat Verf. gegenüber Wolff, De ultima oraculorum aetate (Berlin 1854 Progr.) S. 30 f., nicht vermehrt. — Der Abschnitt über Verwaltung und Leben in Oropos sowie die daran gehängten Bemerkungen über die Sprache der Oroper bringen nichts Neues; es ist zusammengestellt, was Gilbert, der doch auch nur zusammenstellt, Foucart, Koehler, Boeckh und — für die Sprache — von Wilamowitz an verschiedenen Orten gesagt haben; übersehen ist dabei der Abdruck der Inschrift 'Ἐφ. ἀρχ. 1885, 94 ff. und die Behandlung des eretrischen Dialektes bei Bechtel, Inschriften des ion. Dial. n. 18, S. 10—14. — Das erste Kapitel des zweiten Teiles 'De prima origine cultus, qui prope Oropum in Amphiarai honorem institutus est' wäre besser ungeschrieben geblieben oder hätte wenigstens anders aufgebaut werden müssen. Ein Mythus von so tiefgreifender Natur wie der des Amphiaraos kann wissenschaftlich nicht auf fünf weitgedruckten Seiten behandelt werden; eine derartige Behandlung in Bausch und Bogen muß immer oberflächlich aussehen. Eine allgemeine Orientierung über die Sage ist aber unnötig; Leser dieses Buches brauchen keine kompendiöse Darstellung des Mythus. In Fortsetzung dazu wird über die ältere Geschichte des Kultortes gesprochen. Der Verf. fußt auf seinen ihm bekannten Vorgängern; hätte er den Index von Dittenberger, De sacris Amphiarai Thebanis et Oropiis (Halle 1888), gekannt, was für einen Verf. dieses Buches wohl rechtens gewesen wäre, würde er den Thebanern schwerlich ihr Amphiaraion abgesprochen haben, vielmehr angegeben haben, daß Dittenberger das Amphiaraion zwischen c. 430 und 414 von Theben nach Oropos verlegt werden läßt. — Über die Schwierigkeit, welche Rhode, Psyche 115, 1, hervorhebt, daß nämlich der Argiver Amphiaraos in Boiotien Sitz und Kult hat, hilft Verf. sich mit der Annahme hinweg, daß der argivische und boiotische Amphiaraos verschiedene Gottheiten seien. Allein den Beweis für diese Annahme, der doch recht nötig wäre, bleibt Verf. schuldig. — Übrigens sind dem Verf. die Schriftstellen über den Kult des Amphiaraos entgangen, die Rhode a. a. O. S. 113,1 anführt. — Recht verdienstvoll und fördernd ist das 2. Kapitel 'Amphiarai sacri desriptio', welches durch eine auf Dörpfelds Aufnahmen (Πρακτικὰ 'Αρχ. 'Εταιρίας 1884, πίν. E und 1886, πίν. 3) beruhende Kartenskizze erläutert wird. Dieser Abschnitt ist klar und sehr orientierend geschrieben. Das 3. Kapitel über die Tempelverwaltung bringt über das, was wir aus den bekannten Inschriften 'Ἐφ. ἀρχ. 1885, 93 ff., für deren Datierung übrigens die Bekanntschaft mit jener Arbeit Dittenbergers auch recht nützlich gewesen wäre, und C. I. G. 1570 und den Erläuterungen dazu von Boeckh und von v. Wilamowitz (Hermes a. a. O.) wußten, nicht hinaus. Das große Inventar 'Ἐφ. ἀρχ. 1889, 3 ff. hat Verf. für seine Zwecke noch nicht ausnutzen können; als unediert erwähnt er es S. 119, 3. Im letzten Kapitel endlich ist von dem Kult und den Spielen im Amphiaraion die Rede. Für diese sind namentlich die erhaltenen Siegerverzeichnisse mit den Aufzählungen der Agone Quelle. Was über die Inkubation und die Behandlung der Besucher des Orakels gesagt wird, hätte wohl eine passendere Stelle im ersten Kapitel des 2. Teiles gefunden. Angehängt sind Verzeichnisse der Priester des Amphiaraos, der Antragsteller auf oropischen Dekreten, der Proxenoi, ferner der gefundenen Votivinschriften und Künstlerinschriften. Die Arbeit ist in einem sehr klaren und leicht

verständlichen Latein geschrieben; allerdings das Prädikat der Klassizität kann es nicht beanspruchen: S. 51 steht z. B. non errabit aliquis aetati proximae titulos omnes illos adscribens. Aber solch ein anspruchsloses Latein ist besser als das geschraubte, welches man in Deutschland jetzt vielfach schreibt, das den Anspruch auf Klassizität erhebt und doch der vornehmsten Eigenschaft des Klassischen, der durchsichtigen Klarheit und Einfachheit, entbehrt. Alles in allem hat der Verf. ein nützliches Buch geliefert; er faßt unser Wissen über Oropos und Amphiaraos im wesentlichen zusammen und läßt ihm zugleich auch mehrfache Förderung werden. Allerdings wäre, wie das Vorstehende ergiebt, eine umfassendere Kenntnis der einschlägigen Litteratur zu wünschen gewesen. Σ—ν.

Wilhelm Drexler, Mythologische Beiträge. Heft 1. Der Kultus der ägyptischen Gottheiten in den Donauländern. Leipzig 1890, Teubner. 152 S. 8. 4 M. 40.

In einer kurzen Einleitung bezeichnet der Verfasser den Weg, auf welchem die Verehrung der ägyptischen Gottheiten in die Donauländer gelangt ist. Nach seiner Auseinandersetzung kamen sie zunächst über Delos und Sizilien oder auch direkt aus Alexandria nach Rom, wo sie dann besonders im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. allgemeinere Anerkennung gewannen. Von hier aus drangen sie aber infolge des ägyptisierenden Geschmackes der römischen Kaiserzeit mit den Legionen über Oberitalien, besonders über Aquileja, den Mittelpunkt des nordisch-orientalischen Handels, in die Provinzen an der Donau ein, wenn sie hier auch an Ansehen stets weit hinter dem persischen Mithras zurückgeblieben sind. Daneben hat jedoch speziell Thrakien infolge der Verschwägerung thrakischer Könige mit den Ptolomäern auch direkte Beziehungen zu Ägypten besessen, sodaß die verhältnismäßig größere Zahl von Funden in Thracia und dem benachbarten Moesia inferior vielleicht doch durch direkte Handelsverbindungen mit Ägypten erklärt werden muß.

Aus den Zusammenstellungen Drexlers ergiebt sich für das Gesamtgebiet, daß von einer wirklichen Verehrung nur bei Sarapis, Isis und Harpokrates die Rede sein kann; denn weit über die Hälfte aller völlig sicheren Funde bezieht sich auf Sarapis, während der Isis etwas über fünfzig, dem Harpokrates etwas über zwanzig zugehören. Dagegen kommt Anubis nur siebenmal, Apis dreimal, Ammon und Besa je zweimal, alle übrigen nur je einmal in Betracht. Nur die auf gnostischen Gemmen als Chnubis oder Chnumis bezeichnete Schlange mit Löwenkopf und Strahlenkranz findet sich ebenfalls häufiger; doch scheint der rein ägyptische Ursprung dieser Bildung noch nicht sicher erwiesen zu sein.

Von den einzelnen Provinzen bieten Thracia und Moesia inferior, wie oben erwähnt, bei weitem die meisten Denkmäler, und zwar insbesondere sehr zahlreiche Sarapismünzen; es folgen dann Dalmatia, Dacia, Pannonia superior, Raetia, Pannonia inferior und Noricum. Das Verhältnis der einzelnen Gottheiten untereinander ist überall das gleiche, nur ist zu bemerken, daß Serapis, der auf den Münzen alle übrigen überwiegt, auf anderen Denkmälern ein wenig hinter Isis zurücktritt.

In den sehr ausführlichen Anmerkungen behandelt der Verfasser unter anderem eingehender: die Verbindung der Isis mit Tyche und Fortuna S. 10; die Verwendung von Blumen und Kränzen im ägyptischen Kultus S. 22; Caduceus und Palmenzweig auf griechisch-römisch-ägyptischen Denkmälern S. 25; die Symbole des Hirsches und der Antilope S. 26; Sarapis als Gott der Heilbäder S. 33, und als conservator S. 34; Gleichsetzung des Osiris-Sarapis mit Dionysos S. 38; Harpokrates mit bakchischen Attributen S. 40; Lampen mit Darstellungen von ägyptischen Gottheiten S. 44 ff.; Bitte um Gnade und Mitleid auf Amuleten und in Zauberpapyri S. 53; Chnubis und die Schlange mit Löwenkopf und Strahlenkranz S. 61 ff.; Besa S. 95.

In einem Anhange, der zwei schon in der ungarischen Revue (April und Mai 1890) veröffentlichte kleine Abhandlungen enthält, spricht er dann noch über: μυριώνυμος und ähnliches als Beiname der Isis S. 125; Bast-Sechet S. 127 ff., und die Ausbreitung ihrer Verehrung außer Ägypten S. 130 ff.; die Verehrung des Ammon außerhalb Ägyptens und Nordafrikas S. 134 ff.; Sarapis als Gott des Meeres und sein Verhältnis zu Neptun S. 139 ff.

Das ganze, 152 Seiten umfassende Werk enthält eine Fülle von wertvollem Material, das bei der erschöpfenden Gründlichkeit des Herrn Verfassers, von neuen Funden abgesehen, aus der deutschen Wissenschaft zugänglichen Werken schwerlich wird wesentlich vermehrt werden können. Dagegen ist freilich nicht zu verkennen, daß sich infolge der lokalen Beschränkung der Untersuchung Schlüsse von allgemeinem Interesse aus dieser katalogartigen Zusammenstellung kaum werden ziehen lassen.

Wurzen. Hermann Steuding.

Domenico Bassi, La leggenda di Aiace Telamonio nell' antichità I. Torino 1890, Loescher. 76 S. gr. 8. (= Estratto d. Rivista di filologiae d'istruz. class. XVIII fasc. 7—9).

Diese fleißige, gelehrte und von gutem Urteil zeugende Arbeit ist ein hocherfreuliches Zeugnis für die Zunahme des Interesses für Mythologie und Kunstmythologie auch in Italien. Bassi beabsichtigt eine vollständige, d. h. erschöpfende Darstellung des Mythus von Aias dem Telamonier auf grund aller litterarischen und monumentalen Zeugnisse zu liefern. Die litterarische Überlieferung teilt er in drei Abschnitte: 1) die ionische, 2) die aiginetische und 3) die attische Sage von Aias. In dem vorliegenden ersten Hefte ist nur la leggenda Ionica behandelt, und zwar so gründlich und verständig, daß Bassis Arbeit das Ehrenprädikat „abschließend“ kaum vorenthalten werden kann. Ganz besonders gilt dies vom zweiten Kapitel (S. 32—76) „Il giudizio delle armi di Achille e il suicidio di Aiace“, worin alle in betracht kommenden Ansichten namentlich der deutschen Gelehrten über die Aiassage bei den Kyklikern und in der Nekyia in höchst anerkennenswerter Selbständigkeit berücksichtigt worden sind. Überhaupt macht die Arbeit durchweg den Eindruck, daß der Verf. (der wie es scheint in Deutschland studiert hat) die Resultate und die Methode deutscher Wissenschaft bei seinen Landsleuten einzuführen sucht. Wir schließen mit dem Wunsche, daß die noch ausstehenden weiteren Abschnitte der Monographie uns nicht allzu lange vorenthalten bleiben mögen.

Wurzen. W. H. Roscher.

Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften herausgeg. von **Herm. Collitz.** Zweiter Band. II. Heft: Die Orakelinschriften aus Dodona. Die Inschriften Achaias und seiner Kolonien, bearbeitet von **O. Hoffmann.** Göttingen 1890, Vandenhoeck u. Ruprecht. S. 91—174. gr. 8. 2 M. 60.

Von den zuerst durch den Entdecker Carapanos, Dodone et ses ruines, Paris 1878 in zwei Bänden herausgegebenen Aufschriften der zahlreichen Bronze- und Bleiplättchen von Dodona sind die nicht auf das Orakelwesen bezüglichen von Fick im ersten Hefte des zweiten Bandes der Collitzschen Inschriftensammlung behandelt worden (vgl. meine Anzeige in dieser Wochenschrift 1886 Sp. 927 ff.). Die überwältigende Mehrzahl der Aufschriften — Anfragen an die orakelspendenden Gottheiten, den Zeus Naïos und die Diona, nebst den Antworten des Orakels und den registrierenden Vermerken der Priester — ist in übersichtlicher Weise von Pomtow in den Jahrbüchern für klass. Philol. 1883 S. 308—345 zusammengestellt und erläutert worden. Diese Inschriften, die einen Zeitraum von dem 5. Jahrhundert bis in die letzten vorchristlichen Zeiten umspannen, sind abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die griechische Dialektologie namentlich aus dem Grunde höchst interessant, weil sie wie keine andere Inschriftengattung uns einen Einblick in die Wünsche und Hoffnungen ganzer Gemeinden wie einzelner Privatpersonen eröffnen. Korkyra, Tarent und andere Staaten bitten in ihren politischen Angelegenheiten um Rat. Private aus den verschiedensten Gegenden Griechenlands befragen das Orakel über ihr Wohlergehen, über den Ausfall von Handelsgeschäften, über Kauf und Verkauf von Besitzungen, über den Verbleib gestohlener Gegenstände, über den Ausfall von Reisen; selbst diskrete Anfragen hinsichtlich der Treue der Ehefrauen fehlen nicht.

Während die Resultate der verdienstlichen Arbeit von Pomtow vorzugsweise auf dem Gebiete des antiken Orakelwesens liegen, will die vorliegende Bearbeitung (S. 91—132 des Heftes) mehr für die Ergänzung und sprachliche Erklärung der Inschriften leisten. Dem Zwecke der Sammlung entsprechend sind dieselben nach Dialektgruppen eingeteilt: I. Inschriften im thessalischen Dialekt (n. 1557—1560), II. von den ionisch-dorischen Kolonien (n. 1561), III. im dorischen Dialekt (darunter Korkyra, Ambrakia, Tarent, Rhodos: n. 1562—1590), IV. unbestimmbare Fragmente (n. 1591—1595); dazu als Anhang Inschriften in attischem Dialekt (n. 1596—1597). Einige in dem Collitzschen Sammelwerke bereits vertretene Nummern, wie n. 1562—1564, sind des Zusammenhangs halber wiederholt worden.

Der Fleiß des neuen Herausg. hat es verstanden, dem vielfach spröden und undankbaren Stoffe manches neue Ergebnis abzugewinnen. So findet sich unter n. 1561 eine äußerst glückliche Kombination der Inschriften Car. XXXVIII, 4 und XXXV, 1. Eine Reihe von Textbesserungen und Ergänzungen heillos verstümmelter Inschriften sind ihm ohne Zweifel in ansprechender Weise gelungen. Doch wird bisweilen die Deutung so künstlich, daß sie eine wortgetreue Übersetzung notwendig erscheinen läßt; auch erscheint manchmal der in scharfsinniger Weise konstruierte Text zu geschraubt, wenngleich an den Stil der ungelehrten Schreiber nicht immer die Regeln unserer Grammatik als Norm angelegt werden dürfen. — Eine erschöpfende Litteraturangabe scheint von dem Herausg. nicht beabsichtigt zu sein. Aufgefallen

ist mir, daß das verdienstliche Werk von Roberts, An introduction to greek epigraphy, Cambridge 1887, nicht zu n. 1566. 1567 (= Rob. n. 108. 273) herangezogen worden ist. Ein Nachtrag zu der Sammlung ergiebt sich aus den von Carapanos neuerdings im Bulletin de correspondance hellénique XIV S. 155 ff veröffentlichten Orakelinschriften. – Einige Versehen seien hier berichtigt: n. 1561, 3 bietet die Originalpublikation: γεινεῆς; 1565, 2: Νάϊον; 1583, 1: ἐπι]κονῆτα[ι; 1586,1: 'Επερωτεῖ; 1596,1: ἀγα[θῇ; 1597a 1 kein E; n. 1580 = Car. I, 77; n. 1586 = I, 75; zu n. 1561 B muß es in der vorletzten Zeile heißen: „die rechte Hasta"; zu 1572 Z 2: „an der linken Seite".

S. 133—174 des Heftes enthalten „die Inschriften Achaias und seiner Kolonien", soweit sie für die Dialektologie in betracht kommen: I. Achaia (n 1599—1633 mit Nachtrag n. 1682). II. Achäischer Bund (n. 1634—1636), III Die achäischen Städte in Unteritalien (n. 1637—1658), IV. Kephallenia, Ithaka, Zakynthos (n. 1659—1681.) — Von den Inschriften aus Achaia beanspruchen ein besonderes Interesse die von Jules Martha in Kato-Achaia entdeckten Urkunden von Dyme (n. 1612—1615). Unter den nicht minder interessanten Inschriften des achäischen Bundes vermisse ich die von Dittenberger, Arch. Ztg. 1879 S. 127 ff. n. 259 herausgegebene Urkunde, welche von der Schlichtung eines Grenzstreites zwischen dem zum Bundesgebiete gehörigen Megalopolis und dem unfreiwilligen Bundesgliede Lakedaimon handelt (um 150 v. Chr.) und somit den Bericht des Polybios XXXI 9 in erwünschter Weise illustriert — Unter den Münzlegenden von Laos (n. 1656) fehlt die von Friedländer, Arch. Ztg. 1874 S. 100, mitgeteilte Aufschrift: ΛαFῖνος. Im übrigen scheint die Sammlung den Anspruch auf Vollständigkeit wohl erheben zu dürfen Die Inschrifttexte sind durchweg korrekt wiedergegeben; doch ist n. 1643,2 μ' ἀνέθηκε zu lesen. Ein Hinweis auf Röhl, Imagines inscript. Graec. antiqu. XV, 5, zu dieser Inschrift wird vermißt. Ob der Herausg. mit der Deutung von n. 1657 (= IGA 550), die in befriedigender Weise bisher nicht hat gelingen wollen, das Richtige getroffen hat, möchte ich bezweifeln. — Von Wert ist das mit großer Sorgfalt in den Kommentaren zusammengetragene Material; beispielsweise die inschriftlichen Belegstellen für den Acc. plur. der konsonantischen Stämme auf -ες zu n. 1612. Reichere Litteraturnachweise und praktische Fingerzeige hätten sich vielfach auch hier dem oben erwähnten Handbuche von Roberts (n. 301—311) entnehmen lassen.

Remscheid. W. Larfeld.

J. Weisweiler, Das lateinische participium futuri passivi in seiner Bedeutung und syntaktischen Verwendung. Paderborn 1890, F. Schöningh. VI, 146 S. 8. 2 M. 80.

Die mit Sorgfalt und Gründlichkeit geführte Untersuchung stellt sich die Aufgabe, den Nachweis dafür zu erbringen, daß das sogenannte Gerundivum ursprünglich passive Bedeutung gehabt habe und von den lateinischen Nationalgrammatikern mit Recht als „participium futuri passivi" bezeichnet worden sei. Auch seien sämtliche syntaktische Verwendungsweisen dieses Gerundivums aus ursprünglich passiver Grundbedeutung zu erklären. Nach des Referenten Ansicht ist diese der bisherigen Auffassung, nach welcher man diesem Participium keinerlei Beziehung zum Genus des Verbums zuschrieb, entgegenstehende Bestimmung der Grundbedeutung desselben als die richtige anzusehen, beziehungsweise als solche durch die sorgfältigen Ausführungen des Verfassers erwiesen. Selbstverständlich kann dieses aus der eingehenden Beobachtung des syntaktischen Gebrauches dieses Gerundivums gewonnene Ergebnis betreffs der Grundbedeutung desselben nicht ohne Rückwirkung auf die etymologische Deutung sein, wenn auch durch verschiedene Thatsachen in der geschichtlichen Entwicklung der Sprachen der Nachweis geliefert ist, daß etymologische Herkunft und syntaktische Verwendung in einem gegensätzlichen Verhältnisse stehen können, d. h. die Grundbedeutung sehr wesentliche Verschiebungen erfahren haben kann.

Wenn also auch durch unsere Schrift jenen Auffassungsweisen der Boden entzogen erscheint, welche dasselbe durch größere oder kleinere sprachliche Kunststücke in unmittelbare Beziehung bringen mit dem Participium des Präsens, so ist doch nicht abzusehen, warum die von Brugmann in The Amer. Journal of Phil. 8, 441 ff. (vgl. Grundriß 2, 152 f. und meine Laut- und Formenlehre 2. Aufl S. 311) vorgebrachte Deutung, die freilich nicht über allen Zweifel erhaben ist, jedenfalls aber vor allen anderen Erklärungsversuchen den größten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben darf, nicht auch noch sollte bestehen können, nachdem der Verfasser durch sorgfältigere Ausbeutung des Beobachtungsmateriales die passive Bedeutung als die ursprüngliche erwiesen hat. Für *secundus* und die Partizipien auf — *bundus*, welche W. unmittelbar mit dem Futurum auf — *bor* in Verbindung bringen möchte, scheint mir die Brugmannsche Deutung trotz der Bemerkungen des Verfassers S. 41 über angebliche „Agglutination der Stämme" entschieden den Vorzug zu verdienen. Dagegen

ist es allerdings auch schon mit Rücksicht auf die etymologische Herkunft von derselben Wurzel nicht unwahrscheinlich, daß beide Bildungen (*-bor* und *-bundus*) frühzeitig miteinander in Beziehung gesetzt wurden. Etwas anderes als Möglichkeiten giebt es hier nicht. Beachtenswert erscheint mir die S. 40 ausgesprochene Vermutung, daß *legendus* zu *legentur* in demselben Verhältnisse stehe, wie *legundus* zu *leguntur*, also zwei von Anfang an verschiedene Formen vorliegen. Jedoch ist diese Anschauung nur unter der Voraussetzung haltbar, daß in *legendus* eine spätere Analogiebildung vorliegt, die sich erst zu einer Zeit gebildet haben könnte, als *leges* u. s. w. bereits die Funktion des Futurums übernommen hatte.

Wie ich mit dem Hauptsatze des Verfassers über die ursprüngliche passive Bedeutung des sogenannten Gerundiums auf grund seiner Beweisführung mich einverstanden erklären mußte, so wird man auch die in den übrigen Abschnitten niedergelegten Hauptergebnisse seiner syntaktischen Untersuchungen über das Verhältnis von Gerundium und Gerundivum, von denen letzteres entschieden als die jüngere Bildung erscheint, über die Verbindung des Gerundiums mit einem Objektskasus, über die Tempusbedeutung des participium futuri passivi, in welchem Abschnitte freilich manchmal durch etwas gezwungene Erklärungen die Futurbedeutung aus dem Gerundivum herausgelockt wird, als wohl begründet und darum die ganze Arbeit als einen recht dankbaren Beitrag zur lateinischen Grammatik bezeichnen dürfen.

Zum Schlusse noch folgende Bemerkungen. Die Seite 22 gegebene Aufstellung „Wurzel *dhu* (θε, δο)“ ist in dieser Form zum mindesten ungenau. Wenn ferner der Verfasser S. 33 bezüglich des von Thurneysen und mir gegen Dörings Erklärungsversuch gebrachten Einwandes, daß die oskischen und umbrischen Formen *ūpsannam*, *pihaner* demselben widersprächen, bemerkt, daß „dieses dialektische *nn* (*n*) ja auch allenfalls auf dem Wege der Assimilation entstanden sein könnte“, so zeigt diese Bemerkung nicht hinlänglich scharfe Auffassung des Sachverhaltes. Freilich ist dieses *nn* durch Assimilation entstanden, aber nur aus *-nd-* vgl. umb. *ponne pone* aus **pon-de*, aum. *anpenes* '*impendes*' (Brugmann Grundriß I, S. 373), nicht aber kann es aus *-nf-* hervorgegangen sein, wie in dem umbrisch-oskischen Korrelate des griechischen Suffixes -νθο- nach den Lautgesetzen dieser italischen Sprachgruppe die der griechischen Lautgruppe -νθ- entsprechende Kombination lauten müßte. Daß nämlich auch die Lautgruppe *-nf-* Assimilation zu *-nn-* erfahren könne, ist bis jetzt wenigstens nicht nachgewiesen (vgl. auch Brugmann Grundriß II 153) und an und für sich überhaupt nicht wahrscheinlich, sodaß der oben erwähnte Einwand gegen die Identifizierung von griech. -νθο- und lat. *-ndo-*, von dem umbr.-osk. *-nn-* gewiß nicht getrennt werden kann, als vollständig gerechtfertigt bezeichnet werden muß. — Endlich sei noch angeführt, daß ich die wissenschaftliche Berechtigung des S. 120 stehenden Satzes, „daß in den ältesten Sprachzeiten (!) die Zusammensetzung der Partizipien mit einer Form des verb. subst. überhaupt regelmäßig zum Ersatz der Tempora gedient habe“, anzuerkennen durchaus nicht in der Lage bin.

Innsbruck. Fr. Stolz.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Hermes 1890. Band XXV. Heft 4.

(473 ff.) **H. von Arnim**, Über einen stoischen Papyrus der Herculanensischen Bibliothek. Text der bisher nur in der Neapeler Sammlung (coll. alt. X 112–117) veröffentlichten Rolle, ergänzt nach dem Oxforder Apographon und mit erklärendem Kommentar versehen. Zusammenhang und Lehrinhalt, Frage nach Entstehungszeit und Verfasser (Chrysippus?). — (496 ff.) **B. Kübler**, Isidorstudien. I. Die älteste Wolfenbüttler Hs der Orig. Dieselbe ist um 700 entstanden, zwar flüchtig und nachlässig geschrieben, aber frei von Interpolationen, mit der ursprünglichen Einleitung des Braulio. II. Die juristischen Partien der Etymologien; Wiedergabe von II 10 und wichtiger Stellen aus V nach der Wolf. Hs. III. Über das Verhältnis von Isidorus zu Tertullian. — (527 ff.) **P. Trautwein**, Die Memoiren des Dikaios. Eine Quelle des Herodoteischen Geschichtswerkes. Nicht nur das Her. VIII 65 erzählte Ereignis, sondern eine zusammenhängende Gruppe von Ereignissen, insbesondere die über Demarat, gehen auf die Memoiren des Atheners Dikaios zurück. Aus ihnen hat Her. auch die genaue Aufzählung der Führer der persischen Kontingente, die Dik. vielleicht der amtlichen Liste entnahm, sowie eine Reihe von Erzählungen vom Zug des Xerxes nach Hellas, die wahrscheinlich auf Demarats Beobachtungen zurückgehen, endlich auch das Ereignis VIII 55. — (567 ff.) **G. Busolt**, Zur Ergänzung der attischen Schatzmeisterurkunden. Vorschläge und Berichtigungen zu C. I. A. IV 179 A. B. — (581 ff.) **G. Kaibel**, Xenophons Kynegetikos. Kann nicht vom jugendlichen Xenophon, auch nicht im 5. Jahrh., sondern erst nach 353, d. h. unter dem Einfluß der Antidosisrede des Isokrates geschrieben sein. — (588 ff.) **B. Keil**, Ein

Silberinventar des Amphiaraos von Oropos. Als terminus post quem ergiebt sich für die Urkunde 'Ἐφ. ἀρχ. 1889, No. 26 217 v. Chr.; die Zahlzeichen derselben beweisen, daß in der Diadochenzeit auch in den griechischen Zahlensystemen das Epichorische schwindet, und daß ein autonomer Staat das Zahlenalphabet einführt. — (624 ff.) **P. Viereck**, Das Senatskonsult von Tabae. Interpretation der Urkunde im Bull. de corr. hell. XIII, 503, gefunden in Karien nahe der phrygischen Grenze; da der Inhalt genau dem Senatskonsult von Stratonicea entspricht, ist sie wie dieses in die erste Hälfte d. J. 81 anzusetzen. — (632 ff.) **Miszellen. L. Holzapfel**, Zu Cic. ad Att IV 16. Zweifel an der Mommsenschen Rekonstruktion der Anordnung ad Att. IV 16–19. — (636 ff.) **Th. Mommsen**, Zur lateinischen Stichometrie (Nachtrag zu XXI, 142 ff.). Abweichungen in der St. Gallener Hs No. 133 von der Hs Philipps No. 12266 betr. die stichometrische Anordnung der Schriften der Bibel und Cyprians. — (638 ff.) **S. Linde**, Emendatiunculae. Zu Cic., L. Ann. Seneca und Catull. — (640 ff.) **G. Busolt**, Nachtrag zu C. I. A. IV 179 B. (S. Seite 567).

Rheinisches Museum für Philologie. N. F. XXXXVI 1, 1.

(1 ff.) **U. Koehler**, Die Halle der Athener in Delphi. Die Weihinschrift an derselben kann sich nur auf die Seeschlacht bei Ägina beziehen, c. 458. — (9 ff.) **M. Kiderlin**, Zu Quintilian. Kritische Beiträge zu B. X. — (25 ff.) **A. Dieterich**, Schlafscenen auf der attischen Bühne. Die Schlafscene der Trachinierinnen ist dramatisch und musikalisch eine Nachbildung der Schlafscene des Euripideischen Herakles; andererseits ist die Schlafscene im Orestes eine Nachahmung der im Philoktet. Der Herakles ist 422 oder 421 aufgeführt, die Trachinierinnen etwa 419. — (47 ff.) **K. Dziatzko**, Zur Geschichte der Bembohandschrift des Terenz. Über die Kollation des Polizian in der Magliabecchiana (aus der für den in der Hs jetzt verlorenen Anfang nichts zu gewinnen ist), eine Abschrift derselben in der Bodleiana und eine alte Kollation im Gud. 31. — (54 ff.) **J. G. Sprengel**, Die Quellen des älteren Plinius im 12. und 13. Buch der Naturgeschichte. Den Grundstock und die Hauptmenge des Inhalts bilden in den beiden Büchern die Auszüge aus Juba in ihrer ursprünglichen Reihenfolge; alle übrigen Quellenschriftsteller mit Ausnahme des Hyginus und des Salbenbuches werden nur zu gelegentlichen Ergänzungen herangezogen. — (71 ff.) **E. Graf**, Ἀναύλιον. Das Wort bedeutet an sich nichts weiter als αὔλημα; nirgends findet sich in dem Kreis der überlieferten Dramen eine Nötigung, Begleitung durch einen hinter der Scene befindlichen Musiker anzunehmen; das dafür in Anspruch genommene ἔνδον schol. Ar. ran. 1264 ist aus dem besonderen Falle av. 222 von dem Scholiasten verkehrterweise als zum Begriff διαύλιον gehörig abstrahiert. — (77 ff.) **J. Schmidt**, Ein Beitrag zur Chronologie der Schriften Tertullians und der Prokonsuln von Afrika. Die Schrift de corona ist Aug. oder Sept. 211, das Libell ad Scapulam nach der totalen Sonnenfinsternis vom 14. Aug. 212 geschrieben; darnach sind die Ansätze von de fuga und Scorpiace zu regeln. 209 war T. Flavius Decimus Prokonsul von Afrika, 210 (oder 209)—211 Valerius Pudens, 211—ca. 213 Scapula; für Vespronius Candidus ist der ungefähre Termin 183/5—193. — (99 ff.) **G. Oemichen**, Die Hülfskreislinien in Vitruvs Theatergrundriß. Widerlegung der Auffassung Petersens. — (106 ff.) **C. Frick**, Die Weltchronik vom Jahre 452. Feststellung des Verhältnisses der Hss, die sämtlich auf denselben Archetypus zurückgehen. — (112 ff.) **A. Elter**, Vaticanum. Mons Vaticanus ist ursprünglich keine an einem einzelnen Punkte des Vaticanum (dies der richtige Name des Gebietes) ausschließlich fixierte topographische Bezeichnung; welcher der vatikanischen Berge bei den alten Schriftstellern gemeint ist, muß der Zusammenhang ergeben, wie namentlich bei Hor. c. I 20. Zu Horaz' und Juvenals Zeit hat der Vaticanus mons als Eigenname noch nicht existiert. Ursprünglich war Vaticanum Bezeichnung einer (etruskischen) Ansiedelung, dann des ganzen Grundes zwischen Tiber und den Bergen; seit der Anlage des Neronischen Cirkus wird der Name an diesem fixiert. Später heißt das Grab des h. Petrus und die Kirche desselben ausschließlich Vaticanum und die Gegend mons Vaticanus κατ' ἐξοχήν. — (139 ff.) **A. Ludwich**, Zu Äschylus' Eumeniden 103 ff. — (144 f.) **A. Frederking**, Zu Sophokles' Antigone 839 ff. — (146 f.) **Fr. Rühl**, Wann schrieb Zosimos? Unter Anastasios nach 501. — (146 ff.) **Fr. Schlee**, Zum Laurentianus XXXVIII 24 (Victorianus) des Terenz. Nachtrag zu der von Umpfenbach gegebenen Beschreibung. — (150 ff.) **M. Manitius**, Zu Commodian. Nachweis der Benutzung der Disticha Catonis, die demnach spätestens aus der 1. Hälfte des 3. Jahrh. stammen. — (152 f.) **Th. Birt**, Nachträgliches zur Apocolocyntosis und Apotheosis des Seneca. Über die symbolische Bedeutung der cucurbita und der vox implicita des Claudius. — (153 f.) **A. Schoene**, Zu Tacitus hist. und Agric. — (154 ff.) **O. Seeck**, Neue Finsternisdaten zur römischen Chronologie. Bei Liv. VII 28, 6 (410 Varro); ferner stehen von den sechs zwischen 401—427 V. überlieferte interregna fünf am Schluß von Finsternisjahren; überhaupt ist jede zweifellos sichtbare Finsternis von einem Interregnum und fast jedes Interregnum von einer großen Finsternis begleitet nach dem System der römischen Jahresberechnung des Verf., welche auf der Matzatschen Schalttheorie aufgebaut ist. — (159 f.) **F. B.**, Das älteste lateinische Rätsel. Bei Gell. XII 6; Feststellung der ursprünglichen Fassung. — (160) **Papadopulos-Kerameus**, Zum Bündnisvertrag zwischen Rom und Methymna.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 6.

(176) **H. Diels**, Sybillinische Blätter. Die Hauptresultate der 'musterhaften Abhandlung' hält Ref. *Crusius* für unanfechtbar. — (177) **K. Kinch**, L'arc de triomphe de Salonique. 'Einzelne Ausstellungen beeinträchtigen wenig den günstigen Gesamteindruck'. *O. R.*

No. 7.

(195) **Baumann**, Geschichte der Philosophie. 'Die alte Philosophie ist gegen die neuere ungebührlich bevorzugt'. — (195) **E. Allen**, Chronologie der Bücher der Könige. 'Unbefriedigend'. *Rn* — (209) Keilinschriftliche Bibliothek, von **Eb. Schrader**, II. 'Wird allgemein mit Freude aufgenommen werden. An Kieperts Karte sei viel auszusetzen'. *E. M...r.* — (212) **R. Klotz**, Grundzüge altrömischer Metrik. 'Gründlich und universell hat Verf. seine Aufgabe augefaßt. Im ganzen überzeugend, im einzelnen mitunter bedenklich'. *Crusius.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 6.

(197) **R. Schubert**, Herodots Darstellung der Cyrussage. 'Hat viele Schäden; Verf. beschränke zu sehr die Thatsache, daß gleiche Sagenkonzeptionen im allgemein menschlichen Wesen wurzeln und sich in Brasilien wie in Java nachweisen lassen, ohne daß eine vom indogermanischen Urquell sich wellenförmig ausbreitende Verallgemeinerung anzunehmen sei'. *J. Töpffer.* — (199) **A. Altschul**, De Demetrii rhetoris aetate. 'Beifallswerte Ergebnisse'. *Fr. Blass*; die über denselben Gegenstand handelnde Kieler Dissertation von **Beheim-Schwarzbach** („Libellus περὶ ἑρμηνείας") scheint dem Ref. nachzustehen. — (200) Festi de verborum significatu ed **Thewrek de Ponor**. 'Der Wert der neuen Ausgabe liegt in dem verbesserten Abdruck des Textes'. *H. Keil.* — (201) **Imhoof-Blumer**, Griechische Münzen. 'Vielfach neues Material, bearbeitet nach fest bestimmten Gesichtspunkten besonders in Hinsicht auf die Wertbestimmung'. *R. Weil.* — (206) **J. Esser**, Triton und seine Bekämpfung durch Herakles. 'Sorgfältig gesammelt und geschickt verwendet'. *K. Wernicke.* — (207) **H. Paalzow**, Zur Lehre von den Popularklagen. 'Ohne besonderen Wert'. *O. Fischer.*

No. 7.

(236) *F. v. Sallwürk* referiert über eine Reihe von Schulreformschriften (von **Lasson**, **Zeller** u. a.) und sympathisiert besonders mit Ohlerts Brochüre (Deutsche Schule und klassischer Unterricht) wegen der in ihr auftretenden Bevorzugung des Griechischen. — (239) Aristoteles on the Constitution of Athens, ed. by **F. Kenyon**. *H. Diels* bekennt, daß seine Erwartungen bezüglich dieses märchenhaften Papyrusfundes übertroffen worden sind. 'Daß Aristoteles so schön abgerundet, so wohl disponiert, so vornehm schlicht geschrieben habe, ist eine wohlthuende Überraschung. Aber daß er mit solch archivalischer Genauigkeit gerade dunklere Partien des Stoffes aufgehellt habe, setzt uns in freudiges Erstaunen. Wie anders erscheint doch jetzt der Aristoteles der Politeia. Kein schüchterner Professor; aufrechten Hauptes steht er da, jeder Zoll ein Aristokrat. Die Fülle des Lichtes, das sich auf einmal über die athenische Gesetzgebung ergießt, blendet zunächst'.

Neue philologische Rundschau. No 3.

(33) Sophokles Philoktetes, ed. **J. Holub.** Ablehnende Kritik von *H. Müller.* — (34) Sophokles Aias, von **Fr. Schubert.** 'Recht gut'. *H. Müller.* — (35) Cicero de finibus ed. **G. Nemethy.** Empfehlend angezeigt von *F. Gustafsson.* — (36) **Landgraf**, Bericht des Asinius Pollio über die spanischen Unruhen. Ref. *R. Menge* kann sich von allen diesen Ausführungen nicht überzeugen lassen. — (39) Quintilianus de inst. or. par **Ch. Fierville.** 'Sehr eifrige Durcharbeitung der Handschriften; ob aber ein Nutzen für die Verbesserung des Textes erwachsen ist, muß bezweifelt werden'. *M. Kiderlin.* — (43) **H. Usener**, Der heilige Theodosios; **J. Dräseke**, Gesammelte patristische Untersuchungen. Anzeige von *P. Mohr.* — (44) **W. Christ**, Geschichte der Griechischen Litteratur (in Müllers Handbuch). 'Knapp, aber tief eindringende und leicht verständliche Darlegung'. *H. Neuling.* Auch **Stengels** Griechische Sakralaltertümer und **Oehmichens** Bühnenwesen im selben Handbuch erhalten Lob, nicht minder **Overbeck** Griechische Kunstmythologie (Leipzig, Engelmann).

Revue critique. No. 3.

(41) **Naville** and **Griffith**, The mound of the Jew; Antiquities of Tell-el-Yahudiyeh. Eingehende Kritik von G. Maspero; leider sei die Gegend, der Ausgangspunkt der Exodus, zu Ende der sechziger Jahre, knapp bevor Maspero seine Ausgrabungen beginnen wollte, gründlich durchgeplündert worden. — (49) **P. Girard**, Textes de droit romain. 'Bei weitem vollständiger als Bruns, aber leider ebenso wie die deutschen Vorbilder eines Index entbehrend.

No. 6.

(101) **F. Wendell**, History of Egypt. 'Leichte und interessante Lektüre'. G. Maspero. — (102) **G. Meyer**, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. 'Das Albanesische ist merkwürdig als Typus weitgehender Hybridation'. V. Henry. — (104) **E. Schürer**, Geschichte des jüdischen Volkes, I. 'Das Buch ist einfach bewundernswürdig'. M. Vernes. — (107) **C. v. Jan**, Die Eisagoge des Bacchius. 'Ersetzt vorteilhaft die Ausgabe von Meibom'. C. Ruelle.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Berichte über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.

Philol.-hist. Klasse 1889.

(1—27) **Windisch**, Über Personalendungen im Griechischen und im Sanskrit. Es ergeben sich als Resultat der Untersuchung folgende allgemeine Sätze: 1. Die Personalendungen enthalten größtenteils Pronominalstämme, die mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung auch selbständig in der Sprache auftreten. 2. Sie zeigen teils den reinen Stamm, teils eine Flexion, zu der sich namentlich in den enklitischen Pronominalformen Entsprechendes findet. 3. Einige sind Zusammensetzungen aus zwei Pronominalstämmen; die Grenze zwischen Zusammensetzung und Flexion läßt sich nicht scharf ziehen, da die Flexion auch aus Zusammensetzung entstanden ist. 4. Die Bedeutung der Pronominalstämme ist im selbständigen Pronomen eine schärfer bestimmte als in den Personalendungen, besonders was den Unterschied der Numeri und den Unterschied von 2. und 3. P. anlangt. 5. Zunächst nur lautlich angesehen, sind die Mittel der Flexion in den Personalendungen dieselben wie in verschiedenen Pronominalformen. Die wahrscheinlich erst später mit größerer Schärfe ausgeprägten Kasusfunktionen der Deklinationsformen lassen sich in der Flexion der Personalendungen nicht in derselben Bestimmtheit und Einschränkung

erkennen. 6. Das nähere Verhältnis, in dem Wurzel oder Tempusstamm und Personalendung zu einander stehen, muß man sich ähnlich dem der Glieder einer nominalen Komposition denken: es kann nichts oder nur wenig von demselben formal ausgedrückt sein. 7. In den Aktivformen werden die Personalendungen das Subjekt im Sinne eines Nominativs der späteren ausgebildeten Deklination bezeichnen, aber in den Medialformen nur in jenem reflexiven Sinne, der zugleich den Nominativ und ein obliques Kasusverhältnis umfaßt, wo formal vielleicht nur das letztere ausgedrückt ist. 8. Es giebt auch Formen des Verbi finiti, in denen die Person nicht etymologisch verfolgbar bezeichnet ist. 9. Daß in den Personalendungen unpersönliche Partikeln der Zeit, des Raumes oder der Aufforderung enthalten seien, ist nicht wahrscheinlich — (36—54) **Brugmann**, Griechische Etymologien I. Verf. behandelt: 1. τίνω: altind. ci-nṓ-mi. 2. θεός: altind. ghō rá-s. 3. ἐγγύς, μεσσηγύ μεσσηγύς. — (71—98 **Rich. Meister**, Tempelrecht von Alea. S. unsere Wochenschr. 1890, Sp. 725 ff.

Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften zu München. 1890, Bd. II, Heft II.

(149) **Bechmann**, Über die richterliche Thätigkeit des Pontifices im altrömischen Civilprozeß. Die zur Zeit herrschende Ansicht über die beregte Frage beschränkt das Pontifikalkollegium auf eine lediglich respondierende Thätigkeit nach Analogie der späteren kaiserlichen Juristen. Verf. verteidigt jedoch die Meinung der Minorität, nach welcher dem Kollegium für die älteren Zeiten eine direkte Mitwirkung in der Civilrechtspflege zukam, wobei er allerdings nicht verkennt, daß mit der entgegenstehenden Ansicht der Majorität auch die Überlieferung des Altertums übereinstimmt. Nach Bechmanns Vermutung saß in der Königszeit zwar nicht das Kollegium als solches in Civilsachen zu Gericht; wohl aber bestand das Königsgericht aus dem König als Vorsitzendem und einer Anzahl von Pontifices als urteilenden Beisitzern, und vor dem also besetzten Gericht wurde die Sache meist mit Spruchformeln (sententiae) von Anfang bis zu Ende verhandelt. Bald aber wurde die richterliche Thätigkeit der Pontifices eingeschränkt (zuerst durch Einsetzung der Decemvirn) und schließlich ganz beseitigt (durch das Centumviralgericht für Erbschafts- und Eigentumsprozesse und durch die lex Papiria).

Heft III.

(293) **E. Wölfflin**, Die Inschrift der Columna rostrata. Verf. untersucht die Echtheit, das archaische Gepräge der Inschrift und deren Orthographie. Das Ganze mache den Eindruck der Echtheit, besonders die sprachlichen Eigentümlichkeiten. Die altertümliche Partikel -que komme, was Ritschl nicht beachtet hatte, neunmal vor, die Konkurrenzwörter et, ac, atque fehlen ganz. Da das Sanskrit eine einzige kopulative Partikel kennt, griechisch τε, lateinisch que, so ist es denkbar, daß im ältesten Latein *que* allein gebräuchlich war. Das interessanteste Wort der Inschrift sei das Partizip praesented Anibaled dictatored, welches nicht „in Anwesenheit“, sondern im ursprünglichen Sinne als prae-ens, „voranstehend“, d. h. befehligend ausgelegt werden müsse. Sprechen diese Eigentümlichkeiten für die Echtheit der Inschrift, so sei umgekehrt kein Ausdruck anzuführen, der das Gepräge der silbernen Latinität trüge. Wie die Inschrift auf uns gekommen ist, ist sie eine Kopie des Originals aus den letzten Jahren des Augustus oder den ersten des Tiberius; das Latein, abgesehen von der inkonsequenten Orthographie, ist Latein aus der Zeit des ersten punischen Krieges, nicht der ersten Kaiserzeit; der Inhalt ist als historisches Zeugnis über den Sieg des Duilius in der Seeschlacht bei Mylae im J. 260 v. Chr. zu betrachten.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 14. März. 1891. № 11.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. **G. Steindorff** habilitierte sich an der Univ. Berlin als Privatdozent für Ägyptologie.

Zu Professoren sind ernannt die Oberlehrer **Görres** in Bromberg, **Quade** in Rawitsch, **Plehwe** in Posen und **Hassenkamp** in Ostrowo. — Versetzt der Oberlehrer Dr. **Schwarz** von Salzwedel nach Quedlinburg und **Loof** von Quedlinburg nach Salzwedel.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Franke**, Direktor des Realgymn. zu Celle, 22. Febr.

Textverbesserungen zu Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία ed. Kenyon. Oxf. 1891.

Seite 2, Zeile 6 lies τ[οῖς τε] ἄλλοις statt τ[οῖς μὲν] ἄλλοις, wie z. B. 45. ‖ 6, 7 l. τοῦτο μὲν οὖν ὁποτέρως ποτ' ἔχει, μικρὸν . . . Kenyons Ergänzung ist wohl kaum richtig. ‖ 6, 4 l. ἄρξ]ειν st. ἄρχ]ειν ‖ 6, 9 πατ]ρίων? wegen folgendem ἐπιθέτοις. Vgl. cap. 57 ff. Mehr zu ergänzen wage ich nicht, ehe die Faksimileausgabe mir vorliegt. ‖ 11, 1 l. τὰς δ' ἄλλας ἀρχὰς <τὰς> ἐλάττους. ‖ 11, 3 vielleicht besser ἐλευθέραν (unbeschwert), wie 10, 2. Zeile 5—8 mir unverständlich. ‖ 14, 5 ἐπήλαυνεν καὶ korrupt. ‖ 14, 8 l. φύσει st. ῥήσει, was wohl nicht Beredsamkeit bedeuten kann. ‖ 16, 19 l. μέμνηται st. μέμνηκε, und st. μετεκρούσατο vielleicht μετεχειρίσατο. ‖ 20, 2 ἐφ' ᾗ st. ἐφ' ᾧ ‖ 25, 6 τὸ αὐτόματον ist verdorben. Passend wäre τοῦ συμμαχεῖν. ‖ 28, 20 ἀπεχθέσθαι st. ἀπεχθεσθῆναι. ‖ 29, 12 l. καὶ πάλιν δὴ ἀλλοθί που λέγει (Solon) st. διατρίβη ποῦ. ‖ 30, 6 lieber ἄλλα δ' ο]ὐ μάτην ἔερδ[ο]ν st. αὖ. Die beiden letzten Zeilen sind schwer verdorben. Ich vermute: Ἐγὼ δὲ τούτων εἵνεκ' ἀξονήλατον | δήμον τίων (?) τῶν πρὶν τυχῶν ἔπαυσά νιν (νῦν?) oder ἐλυσάμην (ἐρρυσάμην?). Keinenfalls ist ἐπαυσάμην richtig. ‖ 36, 10 l. ἐποίησαν διαψηφισμὸν st. διαφημισμὸν und κατάπαυσιν st. κατάστασιν. ‖ 42, 11 lieber [φωνῶν δ' ἐξεκλησί]ασεν μικρὸν st. φωνῇ. ‖ 43, 3 l. [αὐτὸς ἐπι]μελήσεσθαι st. [αὐτῷ νῦν] μελήσεσθαι. ‖ 43, 12 l. ἐγεώργουν. τοῦτο st. ἐγεωργοῦντο. τοῦτο (ein Dittographem). ‖ 44, 16 l. ἀπεκρίνατο <αὐτὸν> ἀγνοῶν. ‖ 44, 16 ἐτήρει δι' ἡσυχίας st. ἡσυχίαν. ‖ 44, 23 l. διδ[οὺς st. διδ[ως. Die Ausgabe hat leider zu oft fehlerhafte Accente. ‖ 44, 27 ἔμεινε [τυραννῶν. Besser ἐν τῇ ἀρχῇ wegen des folgenden ἐκπέσοι-ἐπελάμβανε. ‖ 45, 10 f. verdorben sind die Worte ἢ ἐπὶ τυραννίδι τις συγκαθίστη τὴν τυραννίδα. Ich verstehe ἐπι<χειροῦντι oder -τιθεμένῳ> τυραννίδι κτέ. Vgl. 38. ‖ 45, 4 καὶ πρὸς ἀμφοτέρους ἐπεφύκει καλῶς. Wohl richtiger wäre ἀμφοτέρας, z. w. τὰς ὁμιλίας καὶ τὰς βοηθείας. ‖ 45, 17 ληροῦσι <ν οἱ> φάσκοντες? ‖ 45, 22

l. προάγοντες st. προαγαγόντες. Die Schreibart des Ms. Πισίστρατος, Σαλαμεῖνος, Εὐμηλείδης und ähnliches hätte der Herausgeber nicht beibehalten sollen. ‖ 46, 1 scheint notwendig τῆς <Ἀττικῆς> γαμετῆς. Auch Timonassa war ja eine γαμετή. ‖ 46, 17 ff. Θετταλὸς—ὑβριστής ist ein störender Zusatz und wohl unecht. ‖ 47, 11 l. κατερχόμενος (descendens ex arce) st. μετερχόμενος ‖ 48, 16 l. οὐ γὰρ ἔπεμπον τότε μεθ' ὅπλων st. ἐπέμποντο. Der Satz bestreitet Thuc. VI 58 a. e. μετὰ γὰρ ἀσπίδος καὶ δόρατος εἰώθεσαν τὰς πομπὰς ποιεῖν, welche Worte ich früher mit Unrecht verdächtigte. So schützen die Worte πρὸ τῆς συλλήψεως (48) das von Cobet verdächtigte πρὶν ξυλληφθῆναι bei Thuk. I 21. ‖ 49, 3 statt ἐμήνυεν erwartet man μηνύων. ‖ 50, 12. 13 ist nach οἰκοδομεῖν ein Komma einzusetzen und dasselbe zu tilgen nach χρημάτων. ‖ 51, 3 l. ἡττη[θέν]τος st. ἡττω[θέν]τος. In Θετταλὸν und Θετταλῶν ist wohl doppeltes τ zu schreiben. ‖ 52, 6. 53, 12 und a. a. St. ist das unmögliche Ἀλκμεονιδῶν zu berichtigen. ‖ 64, 7 l. κατεδέξαντο st. ἀπεδέξαντο. ‖ 64, 8 l. Ὑψηχίδου, wie vielleicht die erste Hand hatte, st. Ὑψιχίδου. So ist 69, 6 Σοφωνίδου zu schreiben statt Σωφωνίδου. ‖ 68, 12 vielleicht διαστήσεις st. διοίκησις. ‖ 71, 7 l. ἐφαιρεθέντας st. ἀφαιρεθέντας. Vgl. Thuc. IV 38. ‖ 76, 11 χείρω γενέσθαι. Ungewöhnlich ohne τὰ πράγματα oder τὰ κατὰ τὴν πολιτείαν. Vgl. Z. 19. ‖ 77, 3 οὐκ εὐδοκιμοῦντα τὰ παρὰ τοῖς ἐπιεικέσιν. Man tilge das Dittographem τά. ‖ 79, 4 l. προαγαγόντας st. προσαγαγόντας. ‖ 82, 5 l. προσκλήσεις st. προκλήσεις. ‖ 87, 8 vielleicht τὴν δὲ βουλὴν ἐπειδὰν καταστῇ (st. -ήσῃ) ποιήσασαν ἐξέτασιν <ἐν> ὅπλοις ἑλέσθαι δέκα ἄνδρας. Vgl. cap. 33. Die Schreibart Z. 5 und a. a. St. οἳ ἐὰν st. οἳ ἂν ist gewiß unrichtig. ‖ 90, 3 ἡττηθέντες δὲ κτέ. Das nötige Subjekt Ἀθηναῖοι ist wohl ausgefallen. In Z. 10 l. μισθοφόρον st. ων. ‖ 91, 8 ἐκ Δεκελείας ἀνιέναι. Richtiger wäre ἀπιέναι, und Z. 10 οὐχ ὑπήκουσαν ἐξαπατηθέντες mit kollektivem Subjekt, wie S. 95, 7, st. ὑπήκουσεν ‖ 92, 4 l. οὐ χρησάμενοι (st. χωρησάμενοι) δὲ καλῶς τοῖς πράγμασιν. ‖ 96, 11 l. τῶν <ἐγ>γεγραμμένων. So auch S. 107, 9 ὅταν δ' ἐ<γ>γράφωνται und S. 121, 12 ἐντεῦθεν <ἐγ>γέγραπται oder vielleicht besser ἐνταῦθ' ἐγγέγραπται. ‖ 93, 1 l. διασῴζειν st. διασώσειν, und tilge ἐκ τῶν in der letzten Zeile. ‖ 97, 9 ist ἤ zu tilgen. Vgl. ὧν—ἀμφοτέρων κτέ. ‖ 99, 14 l. αὐτοὺς st. αὐτήν. ‖ 100, 1 l. Ῥίνων τε ὁ Παιανιεὺς καὶ Φάυλλος ὁ Ἀχερδούσιος statt des absurden Ἀχέρδους υἱός. ‖ 100, 17 l. Ἀθηναίων <τῶν> ἐν ἄστει μεινάντων. Merkwürdig ist der Name Εὐκλειδοῦς (l. Εὐκλείδους) statt Εὐκλείδου. Ähnliches bis jetzt, wie ich glaube, nur in Inschriften. Vgl. S. 66 Τιμοσθένου. ‖ 101, 15 schlimm verdorben. Ich konjiziere: εἴ τίς τινα αὐτοχειρίᾳ ἐπὶ τίσει χειρώσαι st. αυτοχειρα εκτισει ιερωσας. ‖ 102, 7 ἀπογραφὴν st. ἀναγραφήν. ‖ 108, 11 scheint hinter ἐτῶν ausgefallen ἢ μὴ ἐλεύθερος. ‖ 109, 2 l. [εἶ]τα (oder [ἔπει]τα) δὲ τῶν φυλετῶν κτέ. ‖ 110, 8. Nach ἐπιμελητοῦ vielleicht eine Lücke. Ich vermisse die Erwähnung von den καταλογεῖς (cap. 49), dem γραμματεὺς τοῦ δήμου (cap. 54) und den μυστηρίων ἐπιμεληταί (cap. 57). ‖ 113, 3 τρία δ' ὁσίων. Diese Worte würden viel besser stehen gleich vor oder nach χρηματίζειν auch wegen des Folgenden. ‖ 120, 6 καὶ τῶν [προδοτῶν]? ‖ 120, 17 Πωλ[οῦσιν, καὶ]? ‖ 120, 20 πρυτανείας ἑ[κάτεροι]? ‖ 122, 23 und 25. Zweimal zu lesen: κἂν τιν' ἀποχειροτονήσῃ ‖ 124, 7 l. συν<δι>οικεῖ. ‖ 125, 1 ἐν τοῖς παρὰ τοῦ τείχους giebt keinen Sinn. Der Papyrus hat εντος ιδιων του τειχους. Man erwartet ἐντὸς τοῦ τείχους. Vielleicht ἐντὸς ὅρων τοῦ τείχους? Im folgenden vermute ich ὀχετοὺς μετεώρους εἰς τὴν ὁδὸν ἔχρουν ἐχού[σας] ποιεῖν st. μετεώρας—ἐχομ[ένας]. ‖ 128, 16. Anstatt αἰκείας würde man hier vielmehr <ἐμπορ>ικάς, wie bei Pollux und Harpokration, erwarten. ‖ 132, 1 ὁ τῷ προτέρῳ [ἔτει] δεδιαιτηκώς. Was bei seiner Erklärung die Worte bedeuten sollen, vergißt Herr Kenyon zu sagen. ‖ 135, 8 l. οὐδενός ἐστι κύριος ἀλλ' ἢ (st ἀλλὰ) τοῦ ἀναγνῶναι. ‖ 139, 3 l. δοκιμασθέν<τες> δὲ βαδίζουσι. ‖ 140, 5 l. ἕκαστος st. ἑκάτερος. 143, 8 l. [τὴν] μὲν οὖν πομπὴν st. des solöken [ταύτην]. ‖ καὶ οὐδεὶς τὴν α[ἰτί]αν δύναται ἐμβαλεῖν αὐτῷ ohne Sinn. Der erste Buchstabe ist wahrscheinlich Δ, nicht A, und zu lesen δ[εξι]άν. ‖ 149, 13 l. ἀργύρια καὶ χρυσία st. χρυσᾶ. ‖ 152, 6 möchte ich lieber γίνεται <καὶ> τούτων. — Diese und andere Fehler werde ich in einer neuen und billigeren, bald erscheinenden Ausgabe berichtigen.

Utrecht. H. van Herwerden.

Programme aus Deutschland 1890.
(Fortsetzung aus No. 10.)

A. Weiske, Proben aus einem deutsch-griechischen Wörterbuch. Lateinische Hauptschule zu Halle. 20 S.

Nach dem Dafürhalten des Verfassers soll sich ein deutsch griechisches Wörterbuch auf den Sprachschatz der attischen Prosa beschränken und von den Tragikern nur solche Ausdrücke entnehmen, die nicht dichterisch sind; Aischylos sei gar nicht zu berücksichtigen, auch Plutarch, Lucian nur supplementär.

K. Liebold, Die Ansichten über die Entstehung und das Wesen der gentes patriciae in Rom aus der Zeit der Humanisten bis auf unsere Tage. Realschule zu Meerane. 24 S.

Die litterarhistorische Abhandlung zerfällt der Natur der Sache nach in drei Abschnitte: die ziemlich kritiklosen Ansichten der Humanisten, die Hypothese Niebuhrs über die Überlieferung der ältesten Geschichte Roms, endlich die neue Forschung, welche zwar mehr oder minder auf Niebuhrschem Boden steht, aber doch vorsichtiger zu werke geht. Manutius, Sigonius, Scaliger, auch Panvinius sahen die Sachen nicht bestimmt und klar; meist haben sie keinen Zweifel an der Wahrheit des Überlieferten. „Gentiles" waren die „ex eodem genere ortus, et is, qui simili nomine appellatur". Der Leipziger Professor Chladenius war der erste, welcher in seiner Schrift „De gentilitate Romanorum" 1742 die Frage staatsrechtlich untersuchte und zwar im Geiste des damals herrschenden Skeptizismus. Noch tiefer drang der Rostocker Mühlenbruch (ca. 1800) ein, doch schließt er sich unbedingt an die Quellen an. Nun folgt das gründlich ausgearbeitete Kapitel über Niebuhr. Von dessen Nachfolgern trägt Mommsen die Niebuhrsche Ansicht nur modifiziert vor. Eine Kritik der neuesten diesbezüglichen Litteratur muß sich Verf. für das nächste Programm vorbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ξενοφῶντος Ἑλληνικά. Xenophontis historia graeca. Recensuit Otto Keller. Ed. maior. Leipzig 1890, Teubner. XXVIII, 427 S. 8. 10 M.

Trotz des beträchtlichen Fortschrittes, welchen die Kritik von Xenophons Hellenika seit L. Dindorf und nicht zum wenigsten durch seine Bemühungen gemacht hat, ist doch ein Abschluß noch nicht erreicht. Ein solcher war schon deshalb nicht wohl möglich, weil eine feste handschriftliche Grundlage noch immer vermißt wurde. Gingen doch selbst über die anerkannt beste Handschrift (B) die Angaben Gails, Dindorfs und G. Sauppes vielfach auseinander, geschweige daß wir über die anderen ausreichend unterrichtet gewesen wären. Überdies war der zuerst von O. Riemann in seiner Bedeutung gewürdigte cod. Ambrosianus (M) bisher überhaupt noch nicht verwertet. Nunmehr hat sich, nachdem O. Riemann seinen Plan, eine neue kritische Ausgabe der Hellenika zu liefern, aufgegeben, O. Keller der ebenso dankenswerten als mühevollen Aufgabe unterzogen, durch sorgfältige Neuvergleichung der in betracht kommenden Hss der Kritik den Boden zu ebnen und ein festes Fundament zu schaffen. Wir erhalten also in der vorliegenden Ausgabe zum erstenmal, so weit dies ohne Einsicht in die Hss selbst zu beurteilen möglich ist, zuverlässige und peinlich genaue, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, z. B. Accente sich erstreckende Mitteilungen über die Überlieferung, und jede Seite zeigt, wie lückenhaft und unzureichend seither unsere Kenntnis derselben war. In der Einleitung werden die einzelnen Hss ausführlich beschrieben und ihr gegenseitiges Verhältnis zu einander und ihre Bedeutung für die Kritik in derselben Weise bestimmt, wie dies der Herausgeber im Anschluß an O. Riemanns grundlegende Schrift 'Qua rei criticae tractandae ratione Hellenicon Xenophontis textus constituendus sit' (Paris 1879) bereits früher (Jahrb. f. Philol. 1886 S. 42 ff.) gethan hat. Danach zerfallen die Hss in zwei Klassen, eine bessere und eine geringere, erstere repräsentiert durch B (= Parisinus), M (= Ambrosianus), D (= Parisinus), V (= Venetus), L (= Parisinus); als Vertreter der schlechteren sind ausgewählt C (= Parisinus) und F (= Perizonianus Leidensis). An der Spitze der besseren Klasse steht B, welcher allein in sehr vielen Fällen das Richtige bewahrt hat, aber, nachlässig geschrieben, allerdings nicht frei ist von allerhand Schreibfehlern und Lücken. B am nächsten kommt M, während in D V L trotz ihrer nahen Verwandtschaft die Reinheit der Überlieferung bereits mehr getrübt erscheint. Fast durchweg willkürlich interpoliert ist die zweite Klasse, die aber wegen gewisser der ersten gemeinsamer Lücken, welche sie ausfüllt, und wegen einzelner guter Lesarten nicht ganz entbehrt werden kann. Daß der Herausgeber aus dieser Klasse nur die beiden bekanntesten und selbständigsten Hss ausgewählt, die übrigen unberücksichtigt gelassen hat, verdient um der Vereinfachung des Apparates willen ebenso Billigung, wie daß die Lesarten von L, der fast durchweg mit D V übereinstimmt, nur gelegentlich notiert werden.

Auch was die Verwertung dieses handschriftlichen Materials für die Gestaltung des Textes anlangt, so kann sich Ref. dem Urteil des Herausgebers im allgemeinen durchaus anschließen und nur in seltenen Fällen würde er sich anders entschieden haben. So war bereits II 2, 19 aus B εἶπαν aufzunehmen, wie dies späterhin geschehen ist, IV 7, 4 γιγνομένων mit B statt γενομένων (als eben nach der Mahlzeit geopfert wurde), V 2, 39 ταῦτα πάντα. Dagegen wird trotz B III 1, 7 das Imperf. ἐνέβαλλον und III 4, 9 ἀλλ' ἴσως, ἔφη, καὶ zu lesen sein. Die Wiederholung von ἔφη nach vorangehendem εἶπε wird gestützt durch III 3, 5 und Oecon. 8, 2. Auf bloßes Versehen führe ich auch den Ausfall der folgenden Worte in B zurück: IV 8, 18 ὁ vor Θίβρων, IV 8, 34 διὰ vor φθαρείη, 5, 4, 25 ὄνομα hinter Κλεώνυμος, VI 5, 20 τῶν vor Μαντινέων. Einigemal ist K. mit Unrecht der geringeren Klasse gefolgt. V 1, 25 wird die bessere Überlieferung διαπεπραγμένος σύμμαχον βασιλέα geschützt durch die parallele Ausdrucksweise τοὺς κομίζοντας διαπραττόμενοι VII 2, 17, wo allerdings K. ebenfalls ändert. IV 8, 23 können freilich die Eigennamen Endikos und Teleutias nicht wohl entbehrt werden, allein das in BMDV stehende Pronomen αὐτὸς erscheint ebenso unentbehrlich (Tel. allein). Die allergrößte Vorsicht ist da geboten, wo C und F nicht einmal mit einander übereinstimmen, da in diesem Falle die betr. Lesarten höchstens den Wert von gelungenen Konjekturen beanspruchen können. So ist z. B. IV 8, 15 der Zusatz τὰς πόλεις καὶ in C trotz Kruse, auf den sich K. beruft, nicht am Platze. Die Athener fürchten für sich nur den Verlust ihrer Inseln, während die Befürchtungen der Thebaner und Argiver durch die Worte τὰς Βοιωτίδας πόλεις und Κόρινθον nachher noch besonders präzisiert werden. IV 8, 25 ist μάχη (C) und VI 3, 5 τε vor καὶ (C) entbehrlich.

Mancherlei Widerspruch wird der Herausgeber hingegen an den bei der Unzulänglichkeit der Über-

lieferung sehr zahlreichen Stellen begegnen, an denen die Kritik sich gezwungen sieht, über die Hss hinauszugehen und das Ursprüngliche aus eigenen Mitteln herzustellen. Denn wenn auch nicht verkannt werden darf, daß er sichtlich bemüht gewesen ist, unter den oft zahlreichen Besserungsvorschlägen den jedesmal wahrscheinlichsten auszuwählen und den Sprachgebrauch nicht zu vergewaltigen, daß auch über Verschiedenes, wie z. B. über die Berechtigung des Ersatzes der Formen ᾔνοιγον und ᾔνοιξαν (I 1, 2. I 5, 13. I 6, 21) durch ἤνυτον und ἤνυσαν (mit Kondos und O. Riemann)*), sich wird streiten lassen, so muß es doch ausgesprochen werden, daß er nicht überall eine glückliche Hand gehabt hat. Ich beschränke mich darauf, nur weniges derart hervorzuheben. I 1, 35 wird es nach der Bemerkung von O. Riemann (rev. de philol. 4 p. 119) bei dem überlieferten ἐκ τῆς Δεκελείας doch sein Bewenden haben müssen. I 2, 20 wird die Aufeinanderfolge von ἔδωκαν und ἔδοσαν verteidigt durch Kyrup. I 5, 5. I 3, 18 ist der mit Hartman eingeschobene Satz überflüssig und störend. Das Anakoluth wird ausreichend durch die folgenden Zwischensätze erklärt, und was Hartman vermißte, steht § 20 ἐπεὶ δὲ αὐτοῖς παρεσκεύαστο. Es will um so mißlicher erscheinen, dergleichen Unebenheiten im Stil zu glätten, als allem Anscheine nach Xenophon selbst nicht mehr in die Lage gekommen ist, diese Schrift noch einmal durchzufeilen und zu überarbeiten. I 5, 16 durfte der Name des Leon unter den 10 athenischen Feldherren nicht in den des Lysias umgewandelt werden, da derselbe auch I 6, 16 wiederkehrt und durch schol. Aristid. Panath. 162 ausdrücklich gewährleistet wird. (S. darüber die Bemerkung von Breitenbach.) II 2, 15 liegt zu einer Änderung der Worte Λακεδαιμονίους κράτιστον εἶναι, ἐφ' οἷς προυκαλοῦντο, εἰρήνην ποιεῖσθαι kein Grund vor, sobald man Λακεδ. mit εἰρήνην ποιεῖσθαι verbindet. III 2, 12 streicht K. mit Cobet συγχωρήσειν, was an sich ganz untadelig ist. Da jedoch ἄν mit dem Infin. fut. nirgends sicher belegt ist (Stahl, Quaest. gr. ad Thucyd. pert. p. 20 ff.), so liegt es nahe, mit Dindorf, der nicht erwähnt wird, συγχωρῆσαι zu lesen. VI 1, 13 ist in dem Satze ἐὰν . . . διδῶσιν sicher das Subjekt θεοί ausgefallen, fraglich bleibt es nur, an welcher Stelle.

Was der Herausgeber selbst zur Verbesserung des stark verderbten Textes beigesteuert hat, ist im ganzen wenig belangreich und nicht immer überzeugend. I 7, 32 wird vermutet ἐκ καταδύσης νεὼς statt ἐπί. Wenn hier überhaupt eine Änderung notwendig sein sollte (s. I 6, 35), so könnte man eher an ἔστι denken. Unnötig erscheint auch II 1, 28 συμπαρέπλει für συμπαρῄει. III 2, 4 streicht K. ἀναχωρήσαντες, was m. E. nicht entbehrt werden kann: sie zogen sich, sobald sie die Sachlage merkten, zurück und entkamen so während des Kampfes. Es wird also mit Morus καί hinter ἀναχ. oder τε vor τῇ einzuschieben sein. III 3, 2 schreibt K. ἀφ' οὗ γάρ τυ (= σε) ἔφυσε. Dagegen jetzt Simon (Jahrb. f. Philol. 1888 S. 813) τυ ἔφυς. IV 8, 5 möchte K. δέ hinter ἄλλα einschalten und IV 8, 19 πάλαι vor ἐπεθύμει als Dittographie des voraufgehenden πόλιν ansehen, was wohl nicht angeht. VI 1, 13 liest K. καὶ οὐ πράττεις τὰ κράτιστα. Ich halte die Überlieferung für richtig: niemand wird dir einen Vorwurf machen können, wenn du nunmehr auch deinerseits (gegenüber den Lakedämoniern) das thätest, was für deine Vaterstadt das Vorteilhafteste ist, nämlich dich an mich anzuschließen. Ob VI 3, 11 οἷς statt ὡς, wie K. schreibt, oder ἅς (Breitenbach), oder endlich ὧν (Grosser) herzustellen ist, wird sich schwerlich mit Sicherheit ausmachen lassen. Ansprechend ist VII 3, 7 die Streichung von μέν nach κυρίους.

(Schluß folgt.)

*) Übrigens hatte zu 1, 1, 2 schon Hoffmann ὡς ἤνυτον vorgeschlagen.

E. Dassaritis, Die Psychologie und Pädagogik des Plutarch. Gotha 1889, Perthes. X, 80 S. 8. 2 M.

Wer nach dem Haupttitel dieser Schrift ein deutsch geschriebenes Buch erwartet, irrt sich; denn abgesehen vom Titel wird alles in dieser bei der Erlanger Fakultät zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde eingereichten Dissertation in modernem Gelehrtengriechisch behandelt.

Auf grund der fleißig gesammelten (aber nicht bezeichneten) Stellen aus Plutarchs Schriften wird, meist in engem Anschluß an den Wortlaut derselben, auf S. 9—39 seine Psychologie und auf S. 40—80 seine Pädagogik in recht verdienstlicher Weise dargestellt. Nur wird die Lektüre dadurch bisweilen erschwert und unerquicklich gemacht, daß zu den überreichlichen, oft entbehrlichen*) Anmerkungen unter dem Text, welche mehrfach zu seitenlangen Exkursen anschwellen (z. B. Plutarchs Heidentum im Verhältnis zum Christentum S. 9—14), häufig wieder weitere Notizen und Citate unter dem Text gegeben werden.

*) Was soll z. B. gleich in der ersten Anmerkung die Aufzählung der acht Personen, die uns unter dem Namen Plutarch bekannt sind?

In der klassischen Philologie ist, wie die Einleitung zeigt, der Verf. wohl nur Dilettant. So wird das Märchen, Plutarch sei Lehrer und Freund des Trajan gewesen, ohne Äußerung eines Zweifels vorgetragen. So werden unter den neueren „Herausgebern" des Plut. auch Madvig, Cobet, Meineke genannt und mitten unter ihnen sogar Tauchnitz, während Döhner zu denen gerechnet wird, welche nur kritische Beiträge zu Plut. geliefert haben. So wird das von Crusius herausgegebene Schriftchen (Plut. de proverbiis Alexandrin. libellus) mit Ps.-Plutarchs Werk (= Zenobius liber III) identifiziert. So weiß der Verf. endlich nichts von den erfolgreichen Untersuchungen, durch welche die Schriften De Herodoti malignitate, De vitando aere alieno, Septem sapientium convivium Volkmann gegenüber als echt in Schutz genommen sind.

Riga. Ed. Kurtz.

Q. Horatius Flaccus. Erklärt von Adolf Kiessling. Erster Teil: Oden und Epoden. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1890, Weidmann. 431 S. 8. 3 M.

Die erste Auflage der Kießlingschen Horazausgabe aus dem Jahre 1884 ist Gegenstand zahlreicher Besprechungen gewesen. Ref. hat über sie im Jahresberichte des phil. Vereins zu Berlin XII, 330—335 berichtet, und in dieser Zeitschrift hat sie G. Faltin Jahrg. 1885 S. 576 f. angezeigt. Die Kritiker waren, soweit mir bekannt, einstimmig in der Anerkennung, daß diese Ausgabe des Neuen und Anregenden eine große Fülle bietet und für die Horazerklärung vom größten Werte ist. Daß dieses Lob wohlbegründet war, dafür ist das Erscheinen der zweiten Auflage in verhältnismäßig kurzer Zeit der beste Beweis.

Der Herausgeber selber bezeichnet seine Ausgabe als eine vielfach berichtigte und erweiterte und, obwohl der äußere Umfang im ganzen der gleiche geblieben ist (die erste Auflage umfaßte XXVIII und 396 Seiten), so zeugt doch jede Seite von merklichen Änderungen. Diese treffen allerdings nur ausnahmsweise den eigentlichen Kern der Sache und bessern in der Regel nur an der äußeren Schale, an der Form des Ausdrucks. Von mehreren Seiten, auch vom Ref., war zwar an der Sprache des Kommentars die lebendige Frische anerkennend hervorgehoben worden, aber auch der Vorwurf nicht unterdrückt worden, daß sie sich oft in gar zu behaglicher und salopper Breite gehen lasse, von den sonst üblichen Regeln über Orthographie, Interpunktion, Satzbau, Wortstellung zu willkürlich abweiche und in der Wahl des einzelnen Ausdrucks nicht sorgfältig genug sei. Ref. hatte ferner in der Anzeige der ersten Auflage die Vermutung ausgesprochen, daß K. auf eine Benutzung seiner Ausgabe von seiten der Schüler nicht gerechnet habe; jedoch schon aus dem Schlußworte des dritten Teils der ersten Auflage war zu ersehen, daß diese Voraussetzung eine irrige war. Auch im Vorworte der neuen Auflage betont der Herausgeber, daß es in der Absicht seiner Ausgabe liege, „Jünglingen auf der Schulbank so gut wie klassisch gebildeten Männern ein wirkliches Verständnis des reifsten und gedankenvollsten römischen Dichters vermitteln zu helfen." Dies Bestreben, dessen Erfolg Ref. freilich in der Anzeige der Episteln in dieser Wochenschrift, Jahrg. 1889 Sp. 626 stark bezweifeln mußte, ist wohl mitwirkend gewesen, den Herausgeber zu einer einfacheren und leichteren Sprache zu veranlassen, wenn er auch nicht imstande war, ihn zur Annahme der schulmäßigen Orthographie und Interpunktion zu vermögen. Hierzu scheint weiter dem Herausgeber die Einsicht gekommen zu sein, daß seine Sprache mit vielen unnützen Fremdwörtern belastet sei. Alle diese Gründe haben wohl zu einer erheblichen Umgestaltung des Ausdrucks zusammengewirkt. Der Herausgeber hat aber auch vielfach da geändert, wo die ursprüngliche Fassung von den oben erwähnten Mängeln frei erscheinen muß. Wie wenig er die ursprüngliche Form seines Ausdrucks geschont hat, davon giebt der erste Satz des Kommentars eine sehr deutliche Vorstellung. Dieser lautet in der ersten Auflage: „Maecenas, der Hort und Schmuck meines Daseins (1. 2): die Menschen haschen bald nach der Ehre der olympischen Siegespalme, bald nach den Gunstbezeugungen der wankelmütigen Volksmenge, oder finden im überseeischem Latifundienbesitz ihr Glück", (3—10) in der zweiten „Erlauchter Maecenas, du meines Daseins Hort und Schmuck (1. 2): du weißt ja, wie manchen die Siegerehren der staubigen Rennbahn das Höchste dünken, andere an den Bezeigungen der wankelmütigen Volksgunst oder am Vollgefühl überseeischen Plantagenbesitzes sich berauschen (3—10)." Welche von diesen Fassungen den Vorzug verdient, wird freilich zuletzt der Entscheidung des persönlichen Geschmacks anheimgegeben werden müssen; und daß hierin Ref. und Herausgeber sehr verschiedener Natur sind, das geht auch daraus hervor, daß diejenigen Anmerkungen, welche ich in meiner schon erwähnten Anzeige als besonders verbesserungsbedürftig bezeichnet habe, ausnahmslos unverändert geblieben sind.

Ref. hatte ferner a. a. O. bemerkt, daß sich in der Kießlingschen Ausgabe in erster Reihe da

Streben nach Originalität, nach einer neuen und feineren Erkenntnis der allergeheimsten Absichten des Dichters bemerklich mache. Von diesem Gepräge zeugen auch die neu hinzugekommenen Anmerkungen, z. B. zu I 1, 3: „Damit aber in *pulverem Olympicum* die beabsichtigte Beziehung auf hellenische Anschauung deutlich empfunden werde, tritt ihm sogleich die *turba Quiritium* gegenüber", oder zu I 3, 51: „Die Benennung 'Meder' nach *Persae* 22 hat ähnlich verächtlichen Klang wie III 5, 5—9 *gravibusque Persis . . . sub rege Medo Marsus*", oder zu IV 5, 30: „*ducit* wie der Brautvater die Braut dem Gemahl zuführt".

Änderungen und Zusätze sachlicher Art sind mir in weit geringerer Zahl bemerkbar geworden: diese scheinen mir im ganzen auch wirkliche Verbesserungen, besonders I 1, 28; 2, 42; 15, 35; 16, 9 18, 16; 21 Einl.; 37, 2 — II 6, 1; 9 Einl. 13, 1 — III 2, 6; 5, 1; 6, 12; 9, 21; 10, 20; 29, 7 — IV 2, 59; 5, 12 und 24 — ep. 1, 23. Daß dagegen *cithara carmina dividere* bedeuten soll „seine Lieder auf der Kither abteilen und gliedern" und I 15, 25; 32, 7 — III 27, 61 *sive* = *vel si* ist, scheint mir nicht selbstverständlich; die Erklärung von *Hesperiae luctuosae* III 6, 8 halte ich für sehr gesucht und wenig sinngemäß.

Seine kritischen Grundsätze hat der Herausgeber nicht geändert; die Zahl der nach seiner Ansicht interpolierten Verse und Gedichte ist dieselbe geblieben; von den nach meiner Meinung allzu zahlreichen Konjekturen, die K. an die Stelle der handschriftlichen Übersetzung gesetzt hat, sind nur zwei aufgegeben, Bentleys *umbras* III 4, 46 und Peerlkamps *ille* IV 2, 2. An der ersten Stelle wird das allein überlieferte *urbis* unter Hinweis auf III 20, 5 auf „die Stätten betriebsamsten Menschen- und Kulturlebens" bezogen und so in einen sehr angemessenen Gegensatz zu *regna tristia*, dem starren Reiche des Todes, gebracht; die Änderung Peerlkamps ist darum unnötig geworden, weil die zweisilbige Form des Pränomens Iulle*) jetzt inschriftlich bezeugt und von Bücheler (Rhein. Mus. XLV 317) erwiesen ist, daß erst Vergil das dreisilbige *Iulus* nach dem griechischen Ἴουλος als Name des Stammvaters der Julier aufgebracht hat. Erwähne ich dann noch, daß K. jetzt III 4, 10 mit den besten Handschriften *limina Pulliae* liest und darunter in Übereinstimmung mit Porphyrio, Pauly und Mommsen den Namen der *nutrix*, möglicherweise einer Verwandten des Dichters, sieht, so sind alle Änderungen des Textes, zu denen sich K. in der neuen Auflage entschlossen hat, erschöpft.

Der Druck der Anmerkungen ist korrekter geworden; die vielen Versehen der ersten Auflage sind zum allergrößten Teile berichtigt worden; dagegen sind im Texte die Druckfehler zahlreicher geworden. Ref. hat sich folgende notiert: I 17, 13 *dies* anstatt *dis*, 17, 24 *metuens* anstatt *metues*, 23, 19 *patentia* anstatt *patientia*, 36, 17 *putris* mit Punkt, desgl. 37, 10 *inpotens*. — IV 9, 49 *parti* anstatt *pati* — ep. 6, 10 *cibam* anstatt *cibum*, 17, 23 *capillius* anstatt *capillus*.

Berlin. W. Mewes.

*) Dies ist Chr. Huelsens Verdienst (Wochenschrift 1888, Sp. 667). D. Red.

L. Caeli Firmiani Lactanti opera omnia. Accedunt carmina eius quae feruntur et L. Caecilii qui inscriptus est de mortibus persecutorum liber. Recensuerunt **Samuel Brandt et Georgius Laubmann.** Pars I. Divinae institutiones et epitome divinarum institutionum. Recensuit **Samuel Brandt.** Wien 1890, Tempsky; Leipzig, G. Freytag. CXVIII. 761 S. gr. 8. **25 M.**

Seit dem Jahre 1866, wo der erste Band der Wiener Sammlung lateinischer Kirchenväter erschien, hat das bedeutungsvolle Sammelwerk dank dem Eifer der Mitarbeiter und der zielbewußten Redaktion nicht unwesentliche Veränderungen hinsichtlich der Methode erfahren. Den Unterschied zwischen den älteren Bänden und den neueren führt wohl am deutlichsten der vorliegende neunzehnte vor Augen, in welchem die kritische Methode unserer Zeit fast mit Raffinement gehandhabt wird. Die Überlieferung der Handschriften ist bis auf die kleinsten Rasuren und Korrekturen und die halbverblichenen Buchstaben mittels des S. CXVII f. erklärten Zeichensystems aufnotiert; auf jeder Seite finden wir angegeben, welche Handschriften den Text derselben erhalten haben, unter dem Texte erscheint nicht bloß die Rubrik Auctores*), sondern auch die der „Expilatores." Mag das Wort auch nicht höflich sein, so ist doch damit zur Ausbeutung der Schriftsteller des frühen Mittelalters ein dankenswerter Anfang gemacht; es wäre schon viel gethan, wenn einmal die ausdrücklichen Citate aus den Schriftstellern der Karolingerzeit gesammelt würden, eine Arbeit, welche man einem einzelnen Herausgeber nicht zumuten kann. Zur Erleichterung des Apparates von dem Ballaste der orthographischen Varianten hat der Herausgeber einen

*) Diese wäre noch einer Ausdehnung fähig, erstens nach Seite der Phraseologie (z. B. manus opponere IV 1, 14, vergl. Sen. de ira 2, 14), wofür die Register ein geeigneter Platz wären, zweitens hinsichtlich der Quellen mythologischer Notizen.

Schritt gethan, indem er S. XIX ff. die Eigentümlichkeiten der ältesten Handschrift zusammenstellte. Der Gleichmäßigkeit wegen sind sie aber im Texte trotzdem aufgeführt. Wir möchten uns den Vorschlag erlauben, wenigstens versuchsweise einmal die Orthographie nur in der Praefatio bei der Beschreibung der Handschriften abzumachen; dadurch würde der Apparat einfacher und übersichtlicher werden — unter der Epitome z. B., wo eine einzige Handschrift vorliegt, bliebe wenig zu notieren übrig, — zugleich aber würde vielleicht der Preis sich nicht so hoch stellen. Auch wir Philologen haben jetzt über Teuerung zu klagen.

Lactantius gehört als Klassizist zu den leichtesten Schriftstellern des spätesten Roms, weshalb die Abschreiber nicht in viele schwere Irrtümer verfielen; überdies hat Bünemann die Kenntnis seines Stiles in einer für das achtzehnte Jahrhundert ungewöhnlichen Weise begründet. Da überdies die handschriftliche Überlieferung bis in das sechste Jahrhundert zurückreicht und der Archetypus dieser beiden ältesten Handschriften der Zeit des Schriftstellers verhältnismäßig nahe kommt, heißen die zwei prinzipiellen Fragen, welche dem Herausgeber des Lactantius am meisten zu denken geben, Orthographie und Bibeltext.

Bezüglich der Orthographie schreibt der Herausgeber S. XIX: „In rebus orthographicis codex (die sehr alte Handschrift von Bologna) saepe antiquiorem rationem, qua sine dubio Lactantius ipse usus est, servavit: quare in genere orthographico ubicumque fieri posset codicis B potissimum auctoritatem me sequi par erat.“ Er folgt hierbei einer viel verbreiteten Lehre, deren Richtigkeit mir nicht einleuchten will, weil sogar die juristischen Urkunden widersprechen. Wo wir nämlich Originale und Abschriften vergleichen können, zeigt sich, daß der jeweilige Notar die Orthographie seiner Zeit gebraucht. Je unsicherer allerdings ein Schreiber sich in den Schulregeln fühlt, desto treuer wird er die Orthographie seiner Vorlage kopieren. Jedenfalls stellt jede Handschrift mehr oder weniger eine Vermischung der gleichzeitigen Schreibung und der Vorlage dar. Das sechste und das siebente Jahrhundert nun waren von den Regeln der Grammatiker des vierten Jahrhunderts weit abgewichen. Diese letzteren aber müssen von dem gelehrten Lactantius beobachtet worden sein, und wo die uns erhaltenen Traktate nicht ausreichen, können die offiziellen Inschriften eintreten. Ohne eine solche Stütze haben aber beispielsweise die ältesten handschriftlichen Zeugnisse für illut oder illud so gut wie keinen Wert. Es war sehr dankenswert, daß Brandt im Archiv für lateinische Lexikographie II S. 349 ff. und III S. 457 auf eine Schreibung der sogenannten Infinitive des Passivfuturums ohne m aufmerksam machte; aber verdiente dieses -uiri auch den Platz im Text, welchen er ihm eingeräumt hat? Beschränken wir uns auf die ältesten Handschriften, so hat der Kodex von Bologna III 1, 5, oppressuiri, VII 12, 29 dissolutuiri, VII 15, 19 sublatuiri, aber III 28, 21 perfectum iri, IV 17, 3 datum iri (von erster Hand), IV 13, 18 generaturi, VII 18,3 missuri (hier ist gewiß i auch wieder erst von zweiter Hand eingefügt wie IV 13, 18); der noch ältere Palimpsest von Sankt Gallen bietet nur III 1, 5 oppressi uiri. Da es sich sogar in der Unzialschrift nur um den Unterschied eines Strichelchen handelt, ist die Schreibung uiri jedenfalls verdächtig. Zu den Stellen aus Lactantius und den Digesten, welche Brandt an dem erwähnten Ort gesammelt hat, will ich noch beifügen sublatuiri Bell. Alexandr. 19, 2 Ashburnham. und damnatuiri Quintil. IX 2, 88 A B. P. 224,5 begegnen wir einem *scolam* nach B, obgleich sogar G *scholam* hat und ein gelehrter Mann wie Lactantius das h nicht ausgelassen haben kann.

Über den Bibeltext hat sich Brandt S. XCVII ff. mit richtiger Zurückhaltung ausgesprochen. Auf dem Gebiete der Bibel kann der Philologe nichts thun, als die Varianten sammeln und gruppieren: wer einen Text mit dem Anspruche auf Authentizität geben wollte, würde zugleich den Anspruch auf höhere Inspiration erheben, und das wird der selbstbewußteste Kritiker nicht thun. Die Wiener Ausgaben haben dem, der einen Apparat zu würdigen versteht, gezeigt, daß es unmöglich ist, den authentischen Bibeltext auch nur eines Kirchenvaters herzustellen. Anfangs hatte man sich an die Vulgata angeschlossen, dann im Gegenteil geglaubt, es genüge, die Lesarten der Vulgata, welche die mittelalterlichen Schreiber eingesetzt, auszumerzen. Aber schlagen wir nur einmal die lange Prophetenstelle IV 13, 7 auf; in dem Wirrwarr der Lesarten erstens der verschiedenen Lactanzhandschriften, zweitens der des Cyprianus, welcher hier als Vorlage gedient zu haben scheint, drittens der Vulgata und viertens der Septuaginta ist derjenige der besonnenste, welcher wie Brandt sein Publikum in diese Schwierigkeiten einweiht und ihm nicht eine vorgefaßte Meinung aufdrängt.

Die Überlieferung ist überhaupt mit lobenswerter Vorsicht behandelt; natürlich wird mancher über einzelne Stellen anders denken. Z. B. wenn I 3, 21 die einstimmige Überlieferung *semel* nach den früheren Ausgaben durch simul ersetzt ist, so fragt sich angesichts des romanischen Gebrauches,

ob wir nicht die Bedeutung von semel zu eng fassen und dieses im guten Latein wie simul gebraucht wurde. IV 26, 7 scheint mir die Ergänzung cum <hoc tantum> fieret überflüssig; es liegt eine Antithese zwischen cum fieret und mox futurum vor. VII 6, 7 wird Heumans Athetese von quatenus mit Recht verworfen; aber zwischen den drei aut kann ein Asyndeton nicht glaublich sein. Quatenus ist, denke ich, mit quousque glossiert worden. VII 19, 9 verlangt der Vers χειροπόητα statt χειροποίητα.

Wenn über Lactantius in Zukunft Untersuchungen, bei welchen es auf den Wortlaut ankommt, z. B. sprachliche angestellt werden, möchte ich raten, den kritischen Apparat nicht außer Augen zu lassen. Der Herausgeber ist dem natürlichen Zuge der Kritiker, die ältesten Handschriften zu bevorzugen, gefolgt, wenn er auch gegen ihre Mängel sich durchaus nicht verschlossen hat. Die Handschriften M(ontepessulanus 241 s. X), P(arisinus 1662 s. IX) und S (Parisinus 1664 s. XII) haben nämlich oft Lesarten, welche nicht eine gewöhnliche Kopistenhand verraten, z. B. p. 1, 5 sese M (sonst se); p. 2, 4 cupivere S (sonst cupiverunt); p. 3, 13 fictura M (ein archaisches Wort); p. 4, 12 adserentibus M (sonst adferentibus), vgl. p. 5, 24; p. 371, 24 est P (mit Infinitiv; die anderen Handschriften haben potest). Dergleichen Lesarten würden teilweise in den zu erwartenden Indices einen Platz verdienen.

Das Wiener Corpus ist wieder um einen wertvollen Band bereichert; nun fehlen noch die kleineren Schriften des Lactantius, welche eine interessantere Lektüre als sein apologetisches Werk sind. Das im Titel ausgesprochene Urteil über den Verfasser der Verfolgungsgeschichte wird übrigens von dem speziellen Herausgeber wie von mir und Belser (im Ellwanger Programm 1889) nicht geteilt.

Würzburg. Sittl.

F. Imhoof-Blumer, Griechische Münzen. Neue Beiträge und Untersuchungen. München 1890, Franz. Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wiss. I. Cl. XVIII. Bd. III. Abt., 270 S. 4 mit 378 Abbildungen auf 14 Lichtdrucktafeln. 40 M.

Wenige haben unsere numismatischen Kenntnisse so nachhaltig und vielseitig gefördert, wenige verstehen es so meisterlich, die Münzen reden zu lassen, sie für Geographie und Geschichte, für Mythologie und Ikonographie, für antike Volkswirtschaft und Kulturgeschichte zu gewichtigen Denkmälern zu machen, wie Imhoof-Blumer, der allbekannte Numismatiker. Sein jüngstes Werk, das sich den früheren in jeder Hinsicht würdig anreiht, will in gewohnter geographischer Anordnung einige kleinere Untersuchungen über griechische Münzen zusammenstellen, welche zu des Verfassers 1883 herausgegebenen Monnaies grecques' und mehreren Abhandlungen, die seitdem erschienen, eine Art von Corollarium bilden können. Über 1000 Münzen von 250 meist kleinasiatischen Städten kommen in dem stattlichen Bande zu mehr oder weniger eingehender Besprechung. Besonders reich sind die Serien von Münzen der Kykladen, des Pontus und Paphlagoniens, Pamphyliens und Pisidiens; und zwar werden nicht nur interessante Varietäten schon bekannter Typen vorgeführt, sondern von mehreren Städten vermag Imhoof-Blumer zum erstenmal überhaupt Prägungen vorzulegen, sowie viele bisher verkannte Münzbilder und Aufschriften richtig zu deuten. So gelang es, um aus der Fülle der wertvollen Ergebnisse nur einige anzudeuten, der Insel Tenos, deren Münzen sich bisher nicht hatten konstatieren lassen, eine reiche Serie zuzuweisen. So gelang es, das Σ, welches Münzen von Leukas, Ambrakia und von anderen mit dem Pegasus prägenden Städten im 4. Jahrhundert übereinstimmend zeigen, als Abkürzung von συμμαχικόν zu erklären und mit einem Sonderbündnis dieser Städte gegen den zweiten attischen Seebund in Zusammenhang zu bringen. So werden die auf kleinasiatischen Münzen vorkommenden Daten städtischer Ären auf grund des vermehrten Münzmaterials neu geprüft und der jeweilige Beginn dieser Ären in vielen Fällen aufs genaueste fixiert. Ferner kommen die Kupfermünzen mit Wertzeichen (B bis IA = 2—10 Ass), welche nur etwa 20 Jahre lang unter den Kaisern Valerianus und Gallienus von einigen Städten im südlichen Kleinasien geprägt wurden, zu eingehender Würdigung. Desgleichen die Reichssilberprägung, welche unter Caracalla zahlreiche syrische Städte ausüben durften. Von einzelnen Münzbildern, die nicht nur den Numismatiker interessieren dürften, sei eine smyrnäische Bronzemünze hervorgehoben (Taf. IX, 5). Sie ist ein Beispiel der von Strabo XIV 646 erwähnten Ὁμήρεια und zeigt uns den Dichter, wie er sinnend dasitzt und die Rechte mit gespreiztem Daumen gegen das Kinn erhebt. Zwei andere Münzen (Taf. XII, 5, 6) führen uns Athene vor, wie sie mit der Marsyaflöte in bergiger Gegend am blumigen Rand der Aulokrene sich verlustiert, Bilder, deren Komposition auf Wandgemälde zurückgeführt werden darf. Sehr eigenartig ist endlich das Reversbild auf einer pessinuntischen Münze (Taf. XIII, 15), welches Imhoof, freilich

etwas zweifelnd, auf Dädalus deutet, der den kleinen Ikarus einen Flugversuch machen läßt. Für den ästhetischen Beschauer bieten die Münztafeln dieses Werkes verhältnismäßig wenig; meist sind es eben Münzen der Kaiserzeit, welche zur Abbildung kommen. Doch ganz fehlen auch in diesem Bande jene herrlichen Prägungen nicht, wie sie nur aus griechischen Münzstätten hervorgegangen sind; ein arkadisches Münzlein (Taf. I, 18), die oben erwähnten Pegasusmünzen (Taf. II) einige, Stücke aus Kyzikos (Taf. VII, 1), Milet (Taf. IX 1.2) und Knidos (Taf. X, 4—6) werden auf jedes empfängliche Auge ihren Zauber nicht verfehlen. Daß die Untersuchungen im einzelnen von größter Sorgfalt und hartnäckigstem Fleiße zeugen, daß Vermutungen unsicherer Art stets auch als solche bezeichnet werden, daß dem Werke am Schluß vorzügliche Spezialregister angefügt sind, versteht sich bei einem Buche Imhoof-Blumers von selbst.

Offenburg. Fritz Baumgarten.

Raimund Oehler, Bilderatlas zu Cäsars Büchern De bello Gallico. Mit über 100 Illustrationen und 7 Karten. Leipzig 1890, Schmidt und Günther. 78 S. XXIX Tafeln hoch 4. 2 M. 85, geb. 4 M.

Schon vor mehr als zwanzig Jahren hatte ich den Plan gefaßt, einen Bilderatlas zu Cäsars Bellum Gallicum zusammenzustellen, gab ihn aber auf, weil ich zu wenig Material fand. Jetzt ist derselbe Gedanke von anderer Seite zur Ausführung gebracht worden, und ich begrüßte das Werk mit Freuden. In einer Zeit, wo Abbildungen fast zu einer Modekrankheit geworden sind, ließ sich erwarten, daß der Herausgeber geeignetes Material leichter werde haben ausfindig machen können als ich vor zwanzig Jahren. Aber ich sehe, er hat sich auch nicht auf das beschränken können, was sich unmittelbar auf Cäsars Zeitalter bezieht, sondern hat bei der früheren und späteren Zeit starke Anleihen gemacht, ja er verschmäht es sogar nicht, ein ägyptisches Schiff aus dem 17. Jahrh. v. Chr. mit vorzuführen. Die Bilder sind größtenteils aus Baumeisters Denkmälern und aus Duruys Histoire des Romains entnommen. Sie beziehen sich nicht nur auf römisches Kriegswesen, sondern auch gallische und germanische Tracht und Bewaffnung sind berücksichtigt. Vorausgeschickt sind 78 S. Text, von denen 28 S. auf eine kurze systematische Behandlung des römischen Kriegswesens entfallen. Das Buch ist für Schüler berechnet und dem entsprechend im Preis billig gestellt.

Ich kann es für Schüler nicht empfehlen, sondern bloß für Lehrer. Diese werden imstande sein, die kurze Sprache antiker Steindenkmäler und Münzen zu verstehen, die Schüler nicht. Bei diesen werden durch die Abbildungen von zum Teil rohen Kunstwerken, wie die Grabsteinplatten so oft sind, nur unzureichende Anschauungen erweckt, ja die Bilder, welche der schildernde oder zeichnende Lehrer in ihrer Vorstellung hervorgerufen hat, werden zerstört, ohne daß an Stelle des Zerstörten etwas Wahreres träte. Gewiß trifft dieser Vorwurf nicht alle mitgeteilten Bilder. So ist es z. B. zweckmäßig Helme, Kettenpanzer, Schuppenpanzer, Schwerter u. s. w. in Abbildungen vorzuführen; auch die Gallische Mauer (XXIV), wenn sie auch nicht übereinstimmt mit Cäsars Schilderung, auch das Lager von Alesia. Aber welche verkehrte Anschauung giebt z. B. „Agmen quadratum“ (VII) oder „Angriff auf eine germanische Festung.“ Wie wenig anschaulich für Schüler ist „Triumphzug des Kaisers Mark Aurel“ und „Decursio der Ritterschaft“ u. s. w. (XI). Auch der sterbende Gallier sagt dem Schüler weiter nichts, als daß der Gallier einen torques trug. Die Abbildung der Belagerungswerke von Avaricum steht wohl kaum in Übereinstimmung mit Stoffels Bildern und Erläuterungen, die dem Herausgeber doch bekannt sind. Und eine längst antiquierte Restauration der Rheinbrücke durfte doch nicht wieder vorgeführt werden, selbst wenn nur die fibulae falsch sind; denn gerade sie geben dieser Rekonstruktion das eigentümliche Gepräge. Über die Rheinbrücke ist zu vergl. meine Abhandl. im Philol. 1885, 279 ff., welcher Fröhlich „Das Kriegswesen Cäsars“ S. 215 in den meisten Punkten folgt.

Der Text läßt nicht zur Genüge erkennen, wie weit das Gesagte für Cäsars Zeit wirklich bezeugt ist, wie weit es bloß erschlossen, also mehr oder weniger wahrscheinlich ist. Vielfach ist er auch für Laien nicht verständlich genug geschrieben. Ich möchte den sehen, der ohne technische Vorkenntnisse die Beschreibung der Katapulte (No. 56) verstehen könnte. Sie ist nicht etwa falsch. Da ich mit meinem Freund, Herrn Dr. Ed. Höhn, in Eisenach vor Jahren ein ziemlich großes Modell einer Katapulte nach Jähns Werk gebaut habe, so glaube ich, sie verstanden zu haben: nur was im letzten Abschnitte die „Pfeifen“ sollen, weiß ich nicht. Aber es fehlt ihr die Anschaulichkeit, und das ist um so bedenklicher, als die Abbildung zu dürftig ist. Auch die Beschreibung der Schiffe setzt sachverständige Leute voraus. Von Einzelheiten habe ich folgendes zu bemerken: S. 2 war statt der paenula, die bei Cäsar nicht vorkommt, lieber das sagum oder sagulum zu nennen, das er zweimal erwähnt. Galea als den Helm der

Legionen nennt Cäsar an drei Stellen, warum also den Beweis aus Cicero holen? 60 librae sind bloß 18, 5 kilo. Getreide wurde nicht „mindestens" auf ½ Monat gefaßt, sondern in der Regel wohl auf 16 Tage. Es ist zu schreiben decumana porta, nicht umgekehrt. Daß der praefectus fabrum noch zu Cäsars Zeit der Befehlshaber der fabri = Pioniere war, ist längst widerlegt. „Legionsreiterei" läßt sich aus Cäsar nicht nachweisen (vgl. meine Darlegung in dieser Wochenschr. 1890, Sp. 274). Die Mitteilungen über die cohors praetoria und deren zwei Bestandteile sind höchst zweifelhaft. Ein Lager, das für länger als eine Nacht bestimmt ist, castra stativa, bezüglich aestiva oder hiberna zu nennen, ist sehr gewagt. Auch repentina oppugnatio als terminus technicus einzuführen, ist nicht einwandfrei, eher würde mir oppugnatio ex itinere richtig erscheinen. So werden sich bei bedächtiger Durcharbeitung noch manche Behauptungen finden, die eine vorsichtigere oder bestimmtere Fassung erheischen.

Trotz dieser Mängel glaube ich, das Buch dem Lehrer der Tertia empfehlen zu dürfen, da ich sonst nirgends soviele Abbildungen zusammengestellt wüßte, aus denen er für sich befruchtende Anschauungen schöpfen könnte. Weitere Belehrung über Kriegswesen muß er natürlich noch bei Rüstow oder Fröhlich suchen.

Halle a. d. Saale. Rud. Menge.

Clemens Bäumker, Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie. Münster 1890, Aschendorf. 436 S. 8. 12 M.

Vorliegende Monographie ist die Frucht gewissenhaften Quellenstudiums und eingehender Arbeit. Auch die Litteratur ist in genügendem Umfang benutzt, soweit sie dem Herrn Verf. vorlag. Leider scheint der Druck des ersten Teiles schon seit geraumer Zeit abgeschlossen zu sein, wenigstens wird noch für Platon das Zellersche Werk in dritter statt in vierter Auflage citiert. Auch für die Vorsokratiker sind daher einige neuerdings erschienene Spezialuntersuchungen nicht benutzt worden. Die Abgrenzung der Aufgabe wird naturgemäß dadurch erschwert, daß das Problem der Materie nicht von Anfang an als solches gefaßt worden ist. Erkenntnis des bedingten Wertes der Sinnlichkeit und Aufwerfung der Frage nach unkörperlichen Ursachen oder Existenzbedingungen sind unerläßliche Voraussetzungen einer schärferen Fassung des Problems. Obwohl beide Fragen in der griechischen Philosophie früh aufgeworfen werden, so blieb doch bei den maßgebenden Forschern die Erkenntnistheorie zu objektivistisch, die Naturforschung zu deduktiv, um zu einer allseitig genügenden Abgrenzung des Materiellen zu führen. Unser Begriff der Materie entspricht nicht mehr der Aristotelischen ὕλη, von der das Wort abgeleitet ist; zeigt sich doch noch bei Aristoteles ein bedenkliches Schwanken zwischen der formalen Umschreibung eines logischen Postulats und einer materielleren Auffassung. Es ist daher nur anzuerkennen, wenn der Herr Verfasser den einzelnen Dogmen, welche zu einer genaueren Bestimmung des Materiellen hinzuführen geeignet sind, auch da nachgeht, wo die Hauptrichtung der Fragestellung eine andere ist. Da indes das Problem, das der Verf. verfolgt, sich unter verschiedenen anderen verbirgt, so hätten für das fünfte und vierte Jahrhundert die Bestimmungen über die Begriffe σῶμα, οὐσία und δύναμις weit eingehender untersucht werden müssen, als geschehen ist. Dieser Mangel zeigt sich bei den ältesten Physiologen, bei welchen diese Begriffe in der einen ἀρχή zusammenfallen, noch nicht. Was diese Männer für das vorliegende Problem geleistet haben, wird klar und richtig auseinandergesetzt, wenn auch wesentlich Neues nicht beigebracht wird. Bei Anaximander wäre die Feststellung seines Verhältnisses zur Pythagoreischen Lehre wünschenswert; gut wird bei Anaximenes das Ausgehen von Thatsachen der Erfahrung betont, obgleich dies, wenn auch weniger auffällig, bereits von Thales anzunehmen sein wird. Diogenes von Apollonia würde besser dort behandelt worden sein, wo er chronologisch hingehört. Die notwendige Berücksichtigung der dualistischen Systeme des Leukippos und Anaxagoras giebt seinem System doch einen ganz anderen Charakter als jenen der naiven Hylozoisten. Der Versuch, Heraklit von der Leugnung des Satzes des Widerspruches reinzuwaschen, wird insofern berechtigt sein, als Heraklit diesen Satz nirgends ausdrücklich geleugnet hat; aber jedenfalls gab es Stellen, welche diesen Verdacht nahe legten, da Heraklit die scharfe Unterscheidung von Substanz und Accidens sicherlich noch fremd war. Die Bedeutung der in ihrer ursprünglichen Form leider ungenügend bekannten Pythagoreischen Philosophie wird nach Gebühr gewürdigt. Für das Pythagoreische Dogma, daß das außer der Welt befindliche Leere luftartig sei und von der Welt eingeatmet werde, hätte außer Aristoteles phys. IV 6 noch Platon Timaeus p. 33 c angeführt werden können, wo eben dies Dogma ausdrücklich abgelehnt wird. Die späte Nachricht, daß die Pythagoreer zuerst den Ausdruck κόσμος eingeführt haben, hätte

mit Vorsicht aufgenommen werden sollen. In die Litteratur hat, soweit wir sehen können, Heraklit das Wort eingeführt. Wenn auch die älteren Pythagoreer hinsichtlich des stofflichen und formalen Prinzips in der alten Unklarheit selbst noch befangen bleiben, so haben sie doch durch die Einführung des letzteren Platon und Aristoteles mächtig vorgearbeitet. Leider erlaubt der Zustand der Überlieferung nicht, den Einfluß der Pythagoreer auf diese beiden Systeme wie auf den Begründer der Atomistik ins einzelne zu verfolgen. Einen folgereichen Fortschritt in der Behandlung des Problems der Materie bedeutet die scharfe Formulierung des Substanzbegriffes von seiten der Eleaten und der kühne Schritt Leukipps, diese, mit Ausnahme der Unbeweglichkeit, auf die Prinzipien der Körperwelt zu übertragen. Mit Recht wird die Atomistik mit den Systemen des Empedokles und Anaxagoras zu einer Gruppe zusammengefaßt. Das historische Verständnis dieser Gruppe wird leider durch falsche Chronologie der einzelnen Systeme unmöglich gemacht. Die Folge hiervon ist eine leider immer noch vielfach übliche Unterschätzung der Atomistik und Überschätzung des Anaxagoreischen νοῦς (S. 95). Letzterer mag ja bei bestimmten philosophischen Anschauungen sympathisch berühren, aber für das Problem der Materie hat die Atomistik ungleich mehr geleistet. Da die Priorität der Empedokleischen Schrift vor der des Anaxagoras zuverlässig bezeugt ist, so handelt es sich lediglich um das Verhältnis des Leukipp zu Empedokles. Nach Bäumkers Ansicht ist für das kausale Verhältnis der Systeme gleichültig, ob Leukippos existiert hat oder nicht. Diese Ansicht wird aber nur dadurch möglich, daß die unglaubliche Überlieferung bei Hippolyt, Leukipp sei Schüler des Zenon gewesen, vor der weit besseren, wonach er Schüler des Parmenides war, bevorzugt wird (S. 80). Aber gesetzt auch, beide Überlieferungen seien gleich unglaubwürdig, so bietet die Dogmenvergleichung eine hinreichend sichere Handhabe, die Reihenfolge der Systeme zu bestimmen. Hier ist nun zunächst einleuchtend, daß die Polemik des Melissos gegen die Existenz des Raumes sich auf die Atomistik bezieht, und daß die übermütige Antwort Demokrits auf diese Polemik die Identifikation des Raumes mit dem οὐδὲν ist. Leukipp ist also älter als Melissos, der 448 mindestens erwachsen war. Aber auch das System des Empedokles steht in deutlicher Abhängigkeit von der Atomistik. Nach Bäumkers Ansicht hätte Empedokles mit seiner Lehre von den Poren und Ausflüssen der Atomenlehre erheblich vorgearbeitet. Aber diese Lehre setzt den leeren Raum voraus, und den leugnet Empedokles ausdrücklich. Bei den Atomikern findet sich dieselbe Lehre im besten Zusammenhang mit den Grundlagen ihres Systems. Wenn man nun die zahlreichen Inkonsequenzen bedenkt, welche bei griechischen Philosophen bis in die späteste Zeit hinab sich durch halbbewußte Anlehnung an ihre Vorgänger erklären, so wird man doch methodischerweise den Ursprung eines Dogmas da suchen, wo es im Gefüge des Systems organisch festsitzt, und nicht da, wo es aus diesem herausfällt. Daß man thatsächlich über die Gedanken Leukipps zu leicht hinwegging, rechtfertigt seine historische Unterschätzung nicht. In der Geschichte des Problems der Materie bedeuten die Systeme des Empedokles, Anaxagoras und Diogenes einen Rückschritt gegenüber Leukipp, welcher dadurch verhängnisvoll wurde, daß der Schwerpunkt der Forschung seit Mitte des Jahrhunderts nach Athen verlegt war. Erst Platon und Aristoteles würdigten die Bedeutung der Atomistik, ohne freilich von ihrem Standpunkt aus ihr gerecht werden zu können. Die Gährungsepoche des fünften Jahrhunderts ist überhaupt in Bäumkers Buche am unzureichendsten behandelt, was freilich durch die Beschaffenheit der Quellen und Vorarbeiten zum Teil entschuldigt wird. Die Sophistik wird in der nicht ungewöhnlichen Art stiefväterlich behandelt, gewissermaßen als Bankrott der Naturphilosophie, worauf dann Platon und Aristoteles ein neues Unternehmen auf soliderer Grundlage errichten. Die Lehre, welche in Platons Theätet vorgetragen wird und an den Satz des Protagoras anknüpft, wird mit Recht dem Sophisten abgesprochen. Eine Entscheidung über den Träger dieser Lehre wagt Bäumker nicht: für ihre Beziehung auf Aristipp sind neuerdings Gründe beigebracht in des Referenten Akademika und von Natorp, Archiv für Gesch. d. Philos. III S. 347 ff. Für den historischen Protagoras bleiben dann wenige Zeilen. Wünschenswert wäre eine Äußerung über sein Verhältnis zur atomistischen Erkenntnistheorie gewesen. Auch die Polemik des Zenon gegen ihn, welche auf S. 62 mißverstanden wird, hätte hier behandelt werden müssen. Zu bedauern ist, daß der Verf. Gomperz' Abhandlung über die pseudohippokrateische Apologie der Heilkunst nicht hat benutzen können. Die Entwickelung des Gorgias wird nach Diels geschildert; daß Gorgias noch in seiner letzten Periode empedokleisch spekuliert hatte, folgt aus der Anspielung im Platonischen Menon, zu welcher das Vorhandensein einer Schrift genügte, keineswegs.

(Schluß folgt.)

Anton E. Schönbach, Über eine Grazer Handschrift lateinisch-deutscher Predigten. Graz 1890, Leuschner und Lubensky. 143 S. 8. 3 M. 20.

Es giebt wenig Bücher, die man, dem Stoffe nach betrachtet, mit so geringer Erwartung aufschlägt und dann mit so reinem Genuß liest, mit so tiefer Befriedigung und reicher Belehrung aus der Hand legt, wie dieses.

Die Einleitung (S. 5—63) bietet eingehende Beschreibung, Gliederung und Inhaltsangabe der Grazer Hs. 730 saec. XIV init., die einen Jahrgang von Sonntags- und Festsermonen aus Franziskanischen Kreisen und für solche enthält, den kenntnisreichen Nachweis der dem Bruder Berthold von Regensburg gehörigen Stücke und eine, wenn auch nicht auf allen Punkten ausreichend beglaubigte und zweifellose, so doch im ganzen einleuchtende Hypothese über die Entstehung derartiger Predigtsammlungen von Stufe zu Stufe: Festhalten des Gedankengangs bezw. Wortlauts durch gedächtnisstarke Zuhörer unter gleichzeitiger Niederschrift der Schlagworte — häusliche Ausarbeitung und Übertragung in das Latein als die allgemeine Gelehrtensprache unter Beibehaltung der notata als Glossen — teilweise (schließlich auch vollständige) Rückübersetzung in die Landessprache für den Gebrauch der Volksprediger oder für die häusliche Erbauung, zumal in Frauenklöstern.

Darauf folgt (S. 67—142) ein Auszug aus den 317 (+ 15 später hinzugefügten) Sermonen, der die deutschen Worte und Sätze (bair.-österr-Dialekt) unverkürzt mitteilt, aus den lateinischen Teilen alles für den Zusammenhang Unentbehrliche oder sonst sachlich Wichtige sorgfältig zusammenstellt.

Der so durch planmäßige Beseitigung aller Längen und Gemeinplätze gewonnene Kern der Sammlung ist durch die Fülle der Gedanken, die Innigkeit und Wärme des Tones, den einfachen, fließenden, wahrhaft mündlichen Satzbau, die auch in der lateinischen Fassung nur leicht verschleierte und überall durchblickende echt volkstümliche Sprache so anziehend und fesselnd und gewährt uns anderseits, wie die Schriften der Bettelmönche überhaupt, für Legende und Sage, Fabel und Sprüchwort, Sitte und Aberglauben, Formel und Fachwort so zahlreiche und wertvolle Aufschlüsse und Zeugnisse, daß er der genauen Kenntnisnahme und Benutzung der Fachgenossen wert erscheint. Der Text ist durchweg stillschweigend von den üblichen Schreibfehlern gereinigt; nur hie und da sind noch kleine Besserungen nötig, die der aufmerksame Leser selbst sofort vornimmt, so 67,[10] *cunctipotentis* — 76,[22] *extingui* — 85,[15] *flectunt* —89,[26] *Quaeritur, Aegisthus*—127,[16] *flectatur celestium, terrestrium* u. s. f. Auf einen Quellennachweis und Erklärung bietenden Kommentar hat der gelehrte Herausgeber verzichtet, offenbar um den gebotenen Raum nicht zu überschreiten und weil er ihn für den bescheiden ins Auge gefaßten engeren Kreis der Leser für entbehrlich hielt; manchem wäre indessen wohl mit ein paar erläuternden Notizen gedient, wie: 87,[20] f. Vgl. Oesterley zu Pauli Schimpf und Ernst u. 19 p. 475 — 88,[6] *Reiches mannes siechtum etc.*, ergänze 'und armer Leute Braten riecht man weit' — 88,[10] ff. Vgl. Romanische Forschungen III 304 n. 253 und p. 464 — 89, 26 f. aus Ovid Remed. 161 f. — 89,[31] Über Ludolf von Luchow, den Verfasser der gereimten Syntax, vgl. Anz. f. K. d. d. V. 1878,[238] und Zeitschr. f. d. Philol. V 168 — 62 Anm. Magister Adams Summula war ein verbreitetes Schulbuch des XIII Jahrh. (Hugo von Trimberg Registrum 582 — 589) und ist wiederholt gedruckt (Fabricius ed. Mansi V 214.) Aber derartige kleine Versehen und vermeintliche Lücken können niemand die Freude an dieser ausgezeichnet sachkundigen, gewissenhaften und weithin fördernden Arbeit verderben, für die wir dem Verfasser zu wärmstem Danke verpflichtet bleiben.

Berlin. Ernst Voigt.

Clarissa Lohde-Boetticher, Aus dem Leben Karl Boettichers. Gotha 1890, Perthes. VI und 119 S. Mit einem Bildnis Karl Boettichers. 2 M. 40.

Der Lebensgang eines Teiles der Gelehrten gleicht der Geschichte eines Pflänzleins in der Baumschule: von vornherein in guter Pflege, sorgfältig vor Schaden behütet, wächst das schlanke Stämmchen heran, um, zum stattlichen Baum geworden, reichlich mit Luft und Licht versorgt, neben anderen eine Zierde des Parkes oder des öffentlichen Platzes zu bilden. Wie anders ergeht es dem Samenkorn, das im Walde niederfällt und suchen mag, wie es sich zu dem Sonnenscheine durcharbeitet, von dem durch die vielen breiten Wipfel über ihm nur spärliche Strahlen herabfallen. Es wird im Kampfe mit Geschwistern und Eltern sich durchringen müssen und am Ende in den Krümmen und Knorren seines Wuchses neben dem begünstigten Zögling des Gärtners freilich dem oberflächlichen Blicke weniger erfreulich erscheinen und das Kopfschütteln des Pedanten erregen; wer aber auf den Kern sieht, wird an ihm doppelte Freude haben.*)

*) Auch Schliemann gehört zu dieser zweiten Art.

Dieser Vergleich giebt die Empfindung wieder, welche in mir lebhaft wurde, als ich das oben bezeichnete, liebenswürdige Schriftchen durchgelesen hatte, das Denkmal treuer Zuneigung, welches die Frau dem gestorbenen Gatten weihte, dem die in späten Jahren zugesellte die letzte Zeit des Lebens erheiterte. Ich las es um so lieber, als ich aus sehr wenigen von sehr vielen Büchern soviel gelernt habe als aus Boettichers Hauptwerke, der Tektonik: nicht die Geschichte, aber wenn ich so sagen darf, die Logik der Baukunst. Zu untersuchen, ob die Formen einer Architektur ihren Zweck erfüllen, ob das Kleid auf den Körper paßt, das fordert die Tektonik mit unerbittlicher Strenge. Mag also durch neue Entdeckungen noch so viel in den historischen Voraussetzungen und Annahmen sich ändern: jene Forderung bleibt zu ihrem Rechte bestehen. Den ganzen Adel seines Geistes hat Ernst Curtius gezeigt, als er am Winckelmannsfeste 1889 die begeisterte, die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen würdigende Gedächtnisrede auf Boetticher hielt.

Eine solche bezweckt unsere Schrift nicht: sie führt uns die Lebensgeschichte unseres Waldbaumes vor Augen. Früh der Mutter beraubt, hatte Boetticher mit Vater und Geschwistern zu kämpfen, um seiner künstlerischen Natur freie Bahn zu schaffen; dabei entwickelte sich eine Hartnäckigkeit des Charakters, enthusiastisch in ihrem Glauben, oft enttäuscht, wohl auch durch eigene Schuld, von der Wirklichkeit, die doch anders war, als er gedacht; sie giebt ihm aber auch die Kraft, gegen alle Hindernisse trotz des Mangels gelehrter Bildung sich durchzuringen. Manchmal wunderlich, oft rührend ist es anzusehen, mit welchen Schwierigkeiten Boetticher im wissenschaftlichen und praktischen, auch im Eheleben zu kämpfen hat. Wir heben nur hervor, daß er, ein grundüberzeugter Royalist, 1848 noch im Alter von zweiundvierzig Jahren als Rekrut in das Heer eintritt und es zum Offizier bringt, nur um mit ganzer Person für seinen König eintreten zu können.

„Ich habe,“ schreibt er (S. 57), „ein zu großes Vertrauen zu unserem regierenden Hause, um nicht alles, was ich habe, für dasselbe zu opfern. Zu hause würde ich keine Ruhe finden, wenn meine hier zurückbleibenden Kameraden zum Kampfe gingen.“ Nach Karlsruhe kommandiert verkehrt er zuweilen bei Baudirektor Hübsch, der im Bunde mit seiner Frau ihn gern zum Katholiken gemacht hätte. Er blieb aber fest bei Luther und schrieb in das vorgelegte Album zum Abschied ein für ihn sehr charakteristisches Wort:

Gott schenke mir als höchstes Gut
Zu aller Zeit und allerwärts
Ein treues protestantisch Blut
Und unerschrocken Preußenherz.

Doch ist er aus guten Gründen tolerant: „Ich lasse die Leute denken, was sie wollen, oder vielmehr, was sie können. Es liegt oft nicht am guten Willen der Leute, etwas zu verstehen, sondern in der That versagt der Verstand.“

Seine militärische Laufbahn aber hatte ein Bitternis zur Folge: denn aus ohnehin schon vorhandenen, unüberbrückbaren Gegensätzen in der Natur der beiden Gatten erwuchs auch durch sie eine immer tiefer gehende Verstimmung, welche schließlich zur Scheidung führte. Sein starker Subjektivismus mit der festen Überzeugung seines Rechtes führte ihn auch sonst oft genug in scharfe Konflikte; aber gerade unser Buch lehrt uns den Charakter dieses festen Streiters in seiner Tiefe kennen. Kein unlauteres Motiv trieb ihn je, kein persönlicher Vorteil, im Gegenteil, er schädigte eher sich selbst, als daß er das für recht Erkannte hätte schädigen lassen.

Doch wir müssen abbrechen; das Buch enthält noch die Schilderung eines glücklicheren Lebensabends, reichliche Mitteilungen seiner Ansichten und treffliche Beweise seines poetischen und bei rauher Außenseite doch zarten und dankbaren Gemütes. Eine wirkliche Darstellung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wird niemand hier suchen, auch wir brauchen sie nicht zu geben: wer aber das Leben eines kräftigen, knorrigen Waldbaumes in der freundlichen Beleuchtung bewundernder Liebe kennen lernen will, möge zu unserem Büchlein*) greifen; mancher wird Trost darin finden.

Chr. B.

---

*) An Nekrologen über Boetticher sind mir noch bekannt geworden: 1) Blankenstein, Karl Boetticher, sein Leben und Wirken. Berlin 1889, Ernst und Korn, 2) August Tiede, Zu Ehren Karl Boettichers. Berlin 1890, Ernst und Korn, 3) Julius Kothe, Nekrolog für Karl Boetticher. Berlin 1890, Calvary, 4) Jacobsthal, Rückblicke auf die baukünstlerischen Prinzipien Schinkels und Boettichers (Rede zu Königs Geburtstag, 26. Januar 1890). Aus letzterer Schrift sei hervorgehoben: „In der Tektonik der Hellenen wies B. nach, daß das Prinzip der schaffenden Natur: den Begriff jedes Gebildes in seiner Form auszusprechen, sich in den Werken der hellenischen Kunst am klarsten offenbart, und daß dieses Prinzip nicht nur im großen, dem Götterkulte geweihten Monument uns entgegentritt, sondern sich bis auf das kleinste Gerät erstreckt. Es war darin sein künstlerisch wissenschaftliches Glaubensbekenntnis niedergelegt,

daß durch das Eindringen in dieses Gesetz auch dem heutigen künstlerischen Schaffen die größtmöglichste Freiheit gewährt, der Erfindung eine unversiegbare Quelle eröffnet wird".

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen herausgeg. von **E. Kuhn** und **J. Schmidt**. XXXI, 2. Gütersloh 1890, C. Bertelsmann.

(157 ff.) **J. N. Reuter**, Die altindischen Nominalkomposita, ihrer Betonung nach untersucht, I. Die Abhandlung schließt sich der Arbeit Knauers in K. Z. 27, 1 ff. als Fortsetzung ergänzend an. Sie beschäftigt sich mit den Betonungsverhältnissen und ordnet das Material der in den accentuierten Texten wirklich belegten Komposita jenem Zwecke unter. Nach der Definition der Komposition, daß durch sie zwei Begriffe in eine derartige Verbindung mit einander treten, daß sie als Ausdruck eines von den Konstituenten bedingten, aber doch einheitlichen neuen Begriffes dienen, sind die Dvandva oder Composita copulativa von der Behandlung nicht ausgeschlossen. Es ergiebt sich also für die weitere Untersuchung folgendes Schema: I. Klasse. Die Glieder sind einander beigeordnet (Composita copulativa (*dvandva*). II. Klasse. Das eine Glied ist dem anderen untergeordnet. A. Das untergeordnete Glied geht voran, das Hauptglied folgt. a) Der Redeteil des Haupt- oder Schlußgliedes unverändert. Determinative Komposita (*tatpuruṣa* im weiteren Sinn). b) Der Redeteil des Hauptgliedes verändert; Übertritt vom Substantivum ins Adjektivum. Possessive Adjektivkomposita (*bahuvrîhi* im engeren Sinn) B. Das Hauptglied geht voran, das abhängige folgt. a) Das Vorderglied ein Participium. Der Redeteil des Hauptgliedes bewahrt, äußerliche mutatio. b) Das Vorderglied eine Präposition. Unmittelbare Mutierung tritt ein. Nach einer allgemeinen Betrachtung des Accentes werden die Nominalkomposita nach dieser Disposition bis A a nach ihrem Accente geprüft. — (232 ff.) **Whitley Stokes**, Hibernica Verf. behandelt keltische Manuskriptglossen. — (256 ff.) **W. Caland**, Beiträge zur Kenntnis der Avesta (Forts. zu XXX, 534). Über Yasna 28, 1 und 3, den Gebrauch des Plur. und Instrum., den Lok. Sing. der *u*-Stämme, Syntax der Relativsätze u. a. — (274 ff.) **G. von Sabler**, Etymologien nebst laut- und formgeschichtlichen Bemerkungen. 1. lat. *cuculus* (Plin.) vom plautinischen *cŭculus* zu trennen. 2. gr. κτεν- „Kamm" mit lat. *pecten* zusammengehörig aus *πκτεν-. 3. gr. χήρ lat. *ēr* „Igel" nicht mit Fick von *ghers* abzuleiten, sondern von idg. *egh-i* (gr. ἐχῖ-νο-, germ. *igi-la-*). 4. idg. *ner-* „Mann". 5. asl. *veselŭ*. 6. lat. *gurdus* „dumm" zu asl. *grŭdŭ* „stolz". 7. lat. *herba*, nicht verwandt mit φορβή, sondern mit κριθή „Gerste". 8. πάνυ zu lat. *penu*. 9. lat. *haereo* zu **haero* „Stock" vgl. gr. χαῖο-ς „Hirtenstab", germ. *gêr* „Schaft". 10. germ. *fûsti-* „Faust". 11. lat. *vituperare* in *vi-tuperare* (aus W. *tup*, gr. τυπ „schlagen") zu trennen. 12. κῆλον „Geschoß" zusammenzustellen mit *per cellere* von **callere* „schlagen, treffen", vgl. lat. *callum* „Schwiele"; die Anlehnung von *-cello* an *clādes* „Niederlage" ist hiermit verträglich. 13. gr. στίμβω und lat. *stinguo*. 14. lit. *rėju* „schreie", wozu lat. *reor* „meine(?)" gehören soll, zu gr. Ϝρη „sagen". 15. germ. *warms*. — (258 ff.) **P. Kretschmer**, Zum ionisch-attischen Wandel von ᾱ in η. Man pflegt neuerdings diesem Wandel die Bedeutung eines geeigneten Gesichtspunktes für die Einteilung der griechischen Dialekte zu geben. Verf. weist aber nach, daß derselbe in dieser Hinsicht keine größere Bedeutung hat als viele andere, allerdings seltenere Lautveränderungen; denn er fällt in eine Zeit, wo schon manche andere dialektische Unterschiede sich ausgebildet hatten. — (297 ff.) **Rud Henning**, Die Ortsnamen auf *-as* in den lateinischen Urkunden des Mittelalters. Die *as*-Formen lassen sich aus dem Deutschen kaum erklären und wären innerhalb des Deutschen auch ein wahres Unicum. — (309 ff.) **Rich. Meister**, Drei böotische Eigennamen. Gedeutet und erklärt werden 1. Ϝιππίξενος. 2. [Ϝ]ιονάπαστος. 3. Ϝάρμιχος. — (315 ff) **H. Jacobi**, Über *sundara* „schön" und über *Indra*. — (319 ff) **K. Geldner**, *aṣ̌ā, vohû manaṅhâ* — (323 f.) **E. Kuhn**, Miszellen. Handelt über die älteren Formen des Namens *Xerxes* mit bezug auf Arist. Acharn. 100, wo Kuhn teilt: ἰαρτα — μαν — ξαρξα — σατρα — ναπισσονα σατρα, persische Worte ohne Zusammenhang aneinander gereiht.

Colberg. H. Ziemer.

Revue de Philologie. XIV, No. 2.

(129) **L. Havet**, Luciliana. Untersuchung der verschiedenen, bei Horaz, Festus u. a. zerstreuten Luciliuscitate, z. B. des bei Porphyrius ad Hor. serm. I 3, 124 erhaltenen, welches Havet folgendermaßen herstellt: *Non dumtaxat erit sapiens; iam haec omnia habebit: | Formosus dives liber rex, solus et est rex.* — (135) **C. Ruelle**, Des manuscrits de Damascius περὶ ἀρχῶν. Stemma, reichend von einer Urschrift aus dem 6. Jahrhundert bis zu einer Pariser Abschrift aus dem laufenden Jahrhundert, welche Kopie eines Codex XV. saec. ist. — (146) **Th. Reinach**, Legatus pro praetore. Die Formel erscheint zuerst auf einer Inschrift von Nemi aus der Zeit des Triumvirats. Diesen Stein legt Verf. in anderer Weise aus als Mommsen.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 9.

(265) **J. Schvarcz**, Kritik der Staatsformen des Aristoteles. 'Einseitig und ungerecht bei schwerfälliger Darstellung'. — (269) **L. Sternbach**, Anthologiae Planudeae appendix. 'Gut'. *H H.* — (273) **Otto Hoffmann**, Herm-Apollo Stroganoff. 'Scharfsinnig und überzeugend'. *T. S.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 8.

(268) **Th. Curti**, Die Sprachschöpfung. 'Verständiger und bemerkenswerter Beitrag zur Lösung der großen Frage'. *L. Tobler.* — (269) **Walter Müller**, Quaestiones vestiariae. *H. Blümner* ist mit der Dissertation wenig zufrieden. — (269) Plauti Casina rec. **Fr. Schöll**. 'Befriedigt vollkommen'. *P. Langen.* — (273) **J. v. Prašek**, Medien und das Haus des Kyaxares. Ref. *H. Winckler* läßt dem Buche Gerechtigkeit widerfahren, hebt jedoch hervor, daß die klassischen Philologen noch zu sehr in den Fesseln der alten (aus Herodot, Ktesias geschöpften) Anschauungen liegen.

Neue philologische Rundschau. No. 4.

(49) Sophokles Antigone, von **J. Rappold**. 'Diese Ausgabe zeichnet sich vor anderen dadurch rühmlich aus, daß sie besonderes Gewicht auf Zusammenfassen, Wachrufen und Wachhalten des dem Schüler schon Bekannten legt'. *H. Müller.* — (50) **M. Schneidewin**, Horazische Lebensweisheit. 'Das Büchlein gewährt manche neue Auffassung und beleuchtet manches Alte eigenartig. Wird zur Belebung des Unterrichtes beitragen'. *E. Rosenberg.* — (52) Caesaris comm. de b. g. von **Kraner-Dittenberger**. 'Im Text sind starke und bedenkliche Veränderungen vorgenommen worden'. — (57) Livius von **Weissenborn-Müller**, XXXVI—XXXVIII. *F. Fügner* lobt die große Sorgfalt. (59) Taciti dialogus, von **E. Wolff**. 'Die Einleitung ist bei aller Kürze geschickt und gewandt'. *A. Lange.* — (62) **M. Bloomfield**, Origin of recessive accent in Greek. 'Die Widerlegung Wheelers ist dem Verf. nicht gelungen'. *Ph. Kautzmann.* — (64) **R. Schau**, De formulis, quas poetae Graeci in conclusione orationis directae posuerunt. Referat von *J. Sitzler.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 8.

(201) **J. Kopecky**, Die attischen Trieren. Ref. *H. Buresch* tadelt das Buch in ausgesucht starken Wendungen; in einer Anmerkung jedoch macht er mit Dank von einem Vorschlage Kopeckys Gebrauch. — (206) Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχ. ἑταιρίας, 1889. Bericht von *G. J. Schneider.* — (207) **Grosse**, Naturanschauung der alten Dichter. 'Nicht ohne gewisse Grazie geschrieben'. *A. Biese.* — (209) **R. Heinze**, De Horatio Bionis imitatore. 'Die Abhandlung wird für jeden Horazkenner Wert und Bedeutung behalten'. *H. Morsch.* — (213) Polio de bello Africo edd. **Wölfflin et Miodonski**. 'Der sprachliche Kommentar zeigt den weiten Blick und das sichere Urteil Wölfflins'. *C. Fleischer.* — (215) **Stadler von Wolffersgrün**, Totenkultus. 'Ungenügend'. *G. Hergel.*

No. 9.

(225) **Kopecky**, Die attischen Trieren. Zum Schluß seiner kritischen Musterung führt Ref. *K. Buresch* an, daß er sein eigenes Trierenbild vorführen werde, sobald die von ihm verlangte nochmalige Untersuchung des Triererreliefs von Athen fertig ist. — (230) **Weir Smith**, The Arcado-Cyprian dialect. 'Weder falsch, noch neu'. *P. Cauer.* — (231) Caesar b. g. von **Kraner-Dittenberger**. 'Tüchtiger Schritt vorwärts'. *E. Wolff.* — (234) **Hatfield**, Study of Juvencus. 'Sehr tüchtig und gründlich'. *M. Manitius.* — (236) **A. Gemoll**, Zu den Homerischen Hymnen. Größtenteils beistimmende Kritik von *Peppmüller.* — (238) Demosthenes' ausgewählte Reden von **Westermann-Rosenberg**. 'Besteht die Prüfung'. *P. Uhle.* — (241) **Tegge**, Lateinische Schulphraseologie. 'Brauchbar; der deutsche Ausdruck oft inkorrekt (z. B. „er nahm seine Zuflucht von Rom nach Neapel")'.

No 10.

(257) **W. Diest**, Von Pergamon zum Pontus. Angezeigt von *L. Bürchner.* — (260) **M. Schanz**, Römische Litteraturgeschichte. 'Alles Wichtige ist in bequemer Form beisammen; es geht ein lehrhafter Ton durch das Buch, wie wenn der Dozent zu seinen Zuhörern redet'. *F. Harder.* — (263) Platos Gorgias, von **A Th. Christ**. Referat und Auszüge aus der Einleitung von *J. Liebhold.* — (267) Horaz Oden und Epoden, von **K. Küster**. 'Höchst überraschende Auffassung; dem Dichter werden hier Absichten und Gedanken unterlegt, welche ihm durchaus fern gelegen haben. Der Herausgeber dürfte für seine neue Auffassung keinen einzigen Anhänger finden'. *O. Weissenfels* — (272) **A. Krämer**, De Manilii astronomicis. 'Diese Untersuchungsmethode bedeutet einen Rückschritt zu den Lehren von Scaliger, Bentley u. a.' *B. Freier.* — (273) **Steiner und Scheindler**, Lateinisches Lesebuch. 'Macht einen sehr günstigen Eindruck'. *H. Ziemer.*

Revue critique. No. 7.

(121) **Griffith and Flinders Petri**, Two hieroglyphic papyri from Tanis. Die Papyri stammen aus einer Brandstätte und sind aus der Zeit der Antonine. Der erste enthält eine Art Fibel, der andere ist topographischen Inhalts. — (125) **C. Hude**, Commentarii ad Thucydidem. 'Wird künftigen Herausgebern des Thukydides gute Dienste leisten'. A. Hauvette. — (125) **O. Ribbeck**, Histoire de la poésie latine jusqu'au fin de la République, traduite par **Droz** et **Kontz**. 'Angenehm lesbar'. P. Lejay. — (125) Georgii Cyprii descriptio orbis ed. **H. Gelzer**. 'Einer der originellsten Bände der Teubnerschen Klassiker-Sammlung'. d'Arbois de Jubainville.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

Januarsitzung.

Nachdem der Kassenbericht erstattet und der vorjährige, aus den Herren Curtius, Schoene, Conze und Trendelenburg bestehende Vorstand wieder gewählt war, legte der Vorsitzende an eingegangenen Schriften vor: Pottier, Les statuettes de terre cuite dans l'antiquité; Philippson, Bericht über eine Reise durch Nord- und Mittelgriechenland; Hülsen und Lindner, Die Alliaschlacht; Robert, Der Pasiphae-Sarkophag; Sittl, XXIII. Programm des v. Wagnerschen Kunstinstituts; Virchow, Nordkansas; Mau, Statua di Marcello, nipote di Augusto; Baumann, Römische Denksteine und Inschriften in Mannheim; Kontoleon, Unedierte kleinasiatische Inschriften; Berichte der K. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1890 I; Viestnik XII 4; Bullettino Dalmato XIII 9, 11. Sodann richtete er die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf das Reliefbild von Olympia, welches nach den Aufnahmen von Kaupert von dem Bildhauer Walger vorzüglich ausgeführt eine lebendige Anschauung von der Altis sowie von dem Doppel-

thal des Kladeos und Alpheios giebt. Diesen Vorlagen reihte Herr Koepp an:

K. F. Kinch, L'Arc de Triomphe de Salonique publié sous les auspices de la Fondation Carlsberg. Paris, Librairie Nilsson. 1890. 52 S. und 10 Lichtdrucktafeln. 4°. Bibliothèque de Monuments figurés grecs et romains. Vol. II. Peintures de Vases antiques recueillies par Millin (1808) et Millingen (1813) publiées et commentées par S Reinach. Paris, Didot. 1891. Mit XV und 141 S. Text. 4°. F. Bender; Klassische Bildermappe 2. Heft: Zu Lessings Laokoon II; 3. Heft: Zu Ciceros Rede gegen Verres. Mitteilungen des archäologischen Instituts. Atheniscbe Abteilung. Band XV 1890 Heft 4. Jahrbuch des archäologischen Instituts. Band V 1890 Heft 4.

Herr **Mommsen** legte Herrn Ramsays eben erschienene 'historische Geographie von Kleinasien (The historical geography of Asia minor. London 1890) vor und erörterte kurz die ungewöhnliche Bedeutung dieses Werkes. Kein Gebiet des Altertums besitze einen ähnlichen Reichtum sowohl an Inschriften wie an Münzen, wie endlich an den für die geographische Forschung so überaus wichtigen Verzeichnissen von Bischöfen teils als Unterschriften bei den Konzilien, teils in eigenen Listen; aber jede dieser drei ungeheuren Massen liege zur Zeit in völliger Unordnung vor. Ramsay habe nicht bloß in zehnjährigen Reisen unter Mehrung dieses Materials sich eine örtliche Anschauung der meisten Landschaften erworben, wie sie in diesem Umfang sonst niemand besitze, sondern auch es unternommen, aus jenen drei Massen trotz ihrer Unordnung das historisch geographische Material zu entnehmen und zusammenzusetzen. Zum erstenmal vor allem habe er das derartige in den kirchlichen Quellen enthaltene Material für die Forschung an den rechten, das heißt an den ersten Platz gestellt und auch sonst in jeder Hinsicht das jetzt Mögliche geleistet. Es sei zu hoffen, daß es ihm gelingen werde, diesem nur zu kurzen und knappen Abriß eine ausführlichere Darstellung folgen zu lassen und die jetzt nur angedeuteten allgemeinen politischen und kulturgeschichtlichen Ergebnisse vollständig zu entwickeln.

Herr **Furtwängler** legte vor: Paolo Orsi, Urne funebri cretesi dipinte nello stile di Micene. Hier wird veröffentlicht und von Herrn Orsi sehr verständig erläutert eine völlig neue Gattung mykenischer Thonware. Besonders interessant sei das Walmdach der einen Urne für unsere Vorstellung von dem Hausbau der mykenischen Kulturepoche; auch der Anfang von Profilierung an dem einen Stück sei sehr bemerkenswert. Der Stil der Bemalung sei geeignet, die Ansicht des Vortragenden zu bestätigen, wonach die sogenannten gräkophönikischen Vasen Cyperns unmittelbare Nachkommen der mykenischen sind. — Ferner teilte er mit, daß sich jetzt in der ägyptischen Abteilung des Museums durch Schenkung des Herrn Petrie unter anderem eine echte mykenische Scherbe des gewöhnlichen Stiles der Firnismalerei befinde, die aus einer von den Ägyptologen mit Sicherheit der 18. Dynastie zugeschriebenen Fundschicht stamme und so die in dem Werke über die mykenischen Vasen von Löschcke und dem Vortragenden begründete Datierung derselben von neuem bestätige. — Endlich legte er den Abguß eines Bronzekopfes des Antiquariums der königlichen Museen vor, der einen Knaben im strengen griechischen Stile der ersten Hälfte des 5 Jahrhunderts darstellt. Der Kopf werde keiner neuen Ausgrabung und keiner neuen Erwerbung verdankt, sondern sei ein alter Besitz des Museums, wo er nur bisher, durch Restauration unkenntlich gemacht und für modern geltend, unbeachtet gestanden hatte. Der Vortragende führte aus, daß er, nachdem er die Ergänzungen entfernt, zu der Überzeugung gekommen sei, daß hier eines jener wenigen und unschätzbaren Bronzeoriginale älterer griechischer Kunst vorliege; der stilistische Charakter führe auf die argivische Kunstschule und der Kopf stamme vermutlich von der Siegesstatue eines Knaben. Besonders charakteristisch für die ältere Zeit sei die Technik mit ihren zahlreichen Anstückungen.

Herr **Engelmann** legte die Zeichnung eines vielfach in den italienischen und anderen Museen vertretenen antiken Instrumentes vor, welches von Hrn. Helbig für das homerische Pempobolon gehalten wird. Auf Grund eines in den Mélanges d'Archéologie 1890 veröffentlichten Bildes (von einer Ciste von Präneste herrührend) und mehrfacher antiker Erwähnungen gelang es dem Vortragenden, darin die antike κρεάγρα zu erkennen, deren man sich bediente, um Fleischstücke aus einem Kessel herauszulangen, die aber zugleich auch zum Heraufholen der in den Brunnen gefallenen Gefäße verwendet wurde

(Schluß folgt).

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN

von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 21. März. 1891. № 12.

Inhalt.

Berichtigung.

In No 9 dieser Wochenschrift ist zu schreiben: Sp. 259 Z. 7 v. o. 'Pacori caede' st. 'P. caedem'.

„ 259 Z. 17 v. u. 'uider$\overset{n}{\&}$ut' st. 'uider$\overset{n}{\&}$tur'.
„ 260 Z. 40 v. o. '53, 13' st. '52, 13'.

Personalien.

Gestorben Prof. Dr. **Hiller** in Halle. — Prof. Dr. **Heller**, Oberlehrer am Kgl. Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin.

Archäologische Neuigkeiten aus Griechenland.

Nach der Ἑστία vom 10. (22.) Februar beabsichtigt nun auch die spanische Regierung, in Athen ein archäologisches Institut nach Muster des deutschen Instituts zu errichten. — Die amerikanische Schule in Athen hat unter Leitung ihres ständigen Direktors Dr. Waldstein Ausgrabungen in Eretria begonnen; die Bühne des Theaters, welches zunächst aufgedeckt wurde, ist noch vorzüglich erhalten; außerdem wurde im Innern der Stadt ein ansehnliches altes Gebäude gefunden, dessen Fußboden aus Mosaik von weißen Steinen besteht. — Die Neuwahlen der archäologischen Gesellschaft in Athen haben folgende Resultate ergeben: 1. Vorsitzender: A. Kontostaulos, 2. Vorsitzender: S. Phintiklis; Schriftführer: Kumanudis; Schatzmeister: G. Nikolaidis; Beisitzer: Tribanopulos, Agathonikos, Kabbadias, Philios, Dragumis, Sophulis und A. Oikonomos.

Ein unverstandener Witz Ciceros nebst einer kurzen Bemerkung über die handschriftliche Überlieferung der Briefe an Atticus.

Der Brief Ciceros A XIII 47ᵃ, der, wie ich hier nicht weiter beweisen kann, am 13. August 45 auf dem Tusculanum geschrieben ist, beginnt in Baiters Ausgabe: *„Postea quam abs te, Agamemno", non „ut venirem" — nam id quoque fecissem, nisi Torquatus esset — sed ut scriberem, „tetigit aures nuntius", extemplo instituta omisi, ea, quae in manibus habebam, abieci, „quod iusseras edolavi".* Dieser Stelle ist von jeher ein großes Interesse entgegengebracht worden, weil man in ihr ein Citat aus einer verlorenen „Iphigenia" des Ennius zu finden glaubte. Ribbeck, Trag. Roman. fragm. p. 237 stellt als Verse eines unbekannten Tragikers die Worte hin:

Postquam abs te, Agamemno, ut venirem, tetigit aures nuntius, Extemplo . . .

Dieses vermeintliche Citat wird bei den folgenden Ausführungen in nichts zerfließen, an seine Stelle aber wird eine witzige Anspielung auf die Zeitverhältnisse treten.

Bisher hat man in den Worten die Antwort Ciceros auf eine Aufforderung des Atticus zum Briefschreiben

Mit dieser Nummer wird für die Jahresabonnenten des Jahres 1890 das Schlussheft (4. Quartal) der Bibliotheca philologica classica 1890 ausgegeben.

oder zu philosophischer Schriftstellerei gesucht. Beides ist undenkbar. Denn die Freunde unterhielten damals ohnehin einen täglichen Briefwechsel, und die philosophische Schriftstellerei bildete auf dem Tusculanum fast ausschließlich Ciceros Beschäftigung. Die Worte *ea, quae in manibus habebam, abieci* besagen also gerade das Gegenteil, nämlich daß die gewohnte philosophische Schriftstellerei Ciceros unterbrochen wurde, und die folgenden Worte: *quod iusseras edolavi* lassen keinen Zweifel darüber, daß dies durch einen besonderen Auftrag des Atticus geschah. Welches war aber der Auftrag des Atticus? Diese scheinbar schwierige Frage löst sich nun sofort zu vollständiger Klarheit auf, wie so manche andere auch, wenn man die Briefe dieser Zeit chronologisch geordnet vor sich hat. Im August 45 beschäftigte den Cicero besonders Caesars bevorstehende Heimkehr aus Spanien nach Rom; bei der Begrüßung durfte Cicero nicht fehlen. Aber der Herrscher liebte Überraschungen, Tag und Stunde der Ankunft stand keineswegs fest. Deshalb gedachte Cicero, schon bald nach Monatsanfang vom Tusculanum nach Rom zu kommen, aber nur ungern; er schrieb c. am 5. August A XIII 39, 2: *Romam, ut censes, veniam, sed invitus; valde enim in scribendo haereo.* Am 9. August war er dann wirklich in Rom, aber am 10. kehrte er wieder auf das Tusculanum zurück, wo er am 11. August (vgl. A XIII 45, 1) den Lamia empfing, an den Caesar geschrieben hatte, daß er vor den ludi Romani, also wohl noch nicht in den nächsten Tagen, kommen werde. Daraufhin schrieb Cicero an Atticus am 11. August (XIII 45, 1): *Dies feriarum mihi additos video, sed quam multos fac, si me amas, sciam.* Atticus' Antwort darauf gelangte wohl am 12. August zu Cicero und ist die Vorlage zu unserem Briefe XIII 47[a]. Somit entnehmen wir aus den Worten unserer Stelle, daß Atticus dem Freunde auf seine Anfrage erwidert hatte: *Caesaris causa non te iam Romam venire, sed scribere necesse est.* Was hatte Cicero dem Diktator so Wichtiges zu schreiben, daß er deshalb gleich seine Schriftstellerei unterbrechen mußte? Hier ist nun daran zu erinnern, daß Cicero nach Caesars Abreise von Rom gegen Ende 46 dem Blutzeugen der Republik, dem Cato Uticensis, in seinem „Cato“*) ein gefährliches Totenopfer gebracht hatte, gegen welches sich nicht nur Hirtius und M. Brutus, sondern der Diktator selbst in seinen „Anticatones“ gewandt hatte. Jetzt wurde nun vor Caesars Heimkehr gewissermaßen ein Widerruf Ciceros in Form eines Huldigungsbriefes an Caesar gefordert. Mit dieser Ansicht befinde ich mich nicht auf dem unsicheren Boden einer Mutmaßung, sondern auf dem festen Untergrund der Wirklichkeit; denn Cicero schreibt am 18. August an Atticus im Rückblick auf die Vorlage zu XIII 47[a] in XIII 50, 1: *Admonitus quibusdam tuis litteris, ut ad Caesarem uberiores litteras mittere instituerem, cum mihi Balbus nuper in Lanuvino dixisset se et Oppium scripsisse ad Caesarem me legisse libros (sc. Caesaris) contra Catonem et vehementer probasse, conscripsi de his ipsis libris epistulam Caesari, quae deferretur ad Dolabellam, sed eius exemplum misi ad Oppium et Balbum, scripsique ad eos, ut tum deferri ad Dolabellam iuberent meas litteras, si ipsi exemplum probassent. Ita mihi rescripserunt nihil umquam se legisse melius epistulamque meam iusserunt dari Dolabellae.* Wir lernen aus dieser Stelle zugleich die eigentlichen Auftraggeber des Huldigungsbriefes an Caesar kennen, den Oppius und Balbus, die von Caesar eingesetzten procuratores Italiae, deren Wünschen Atticus bei seinem am 12. August an Cicero ausgesprochenen Ersuchen nur seine Feder geliehen hatte. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet kehren wir nunmehr zu dem Wortlaute unserer Stelle zurück.

*) Geschrieben wurde der „Cato“ etwa im Sommer 46, aber erst nach Caesars Abreise veröffentlicht.

(Schluß folgt.)

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 11.)

Nesemann, F., Exegetische Studien zu Cäsar und Tacitus im Anschluß an die Frage vom Wesen der ältesten deutschen Staatenbildung. Gymn. zu Lissa. 28 S.

Aus den genannten Schriftstellern sucht Verf. ein Bild der politischen Institutionen (civitas, gens, cognatio, vicus etc.) der Germanen in der Weise zu gewinnen, wie wir etwa die alten Autoren für die Kenntnis des römischen Staatsrechts ausbeuten. Erste Regel für die Germanen war Erblichkeit der obrigkeitlichen Pflichten und Rechte; daß diese Erblichkeit zum Teil zeitig aufgegeben wurde, indem freie Wahl oder wüste Unordnung an ihre Stelle trat, beweist gegen die Sache nichts. Wie die politischen Zusammenschlüsse der Germanen erfolgten, könne man aus Germ. 39 herauslesen: sie kamen zustande, indem der Teil, welcher die Vereinigung durchgesetzt hatte, ohne weiteres eine übergewichtliche Bedeutung in dem geschaffenen Verbande erlangte; die führende gens erwarb sich auf diese Weise die nobilitas. War einmal solch ein Verband abgeschlossen, so folgte ein Stand der Dinge, der nichts weniger als ein anarchischer genannt werden kann; die stark betonten Händel der Gemeinfreien untereinander finden ihr Gegenbild in der gleichfalls hervorgehobenen Versöhnlichkeit und Geselligkeit; die Einigkeit im concilium erscheint durchaus als die Regel, der innere Krieg als die Ausnahme.

Kopietz, Die geographischen Verhältnisse Schlesiens im Altertum. Progymn. zu Frankenstein. 15 S.

Das heutige Schlesien gehörte zum östlichen Germanien und war von asdingischen und silingischen Vandalen bewohnt. Ptolemäus nennt die vandalischen Σιλιγγαι, daher der Name Schlesien, Land der Silinge. Die im 6. Jahrh. einwandernden slavischen Ljächen nahmen den Namen in ihre Sprache auf unter allmäliger Veränderung in Sling, Sleza; der Berg aber, der dem ganzen neuen Slavengau seinen Namen gab, ward zum Slez oder Zlenz, d. i. Schlesierberg, heute Zobtenberg. Die Römer kannten diesen Teil des germanischen Grenzgebietes durch Berichte italischer und pannonischer Kaufleute, auch römische Offiziere kamen hin, und manche germanische Fürsten, die als Staatspensionäre in Italien lebten, wie Marobodus und die Quadenfürsten, konnten den Römern aus eigener Anschauung von jenem Grenzlande erzählen.

P. Langer, Das Utilitätsprinzip in der Entwickelung des gelehrten Unterrichts. Gymn. zu Ohrdruf. 15 S.

Verf. legt dar, wie das Utilitätsprinzip stets mit mangelhaftem Schulbetrieb verbunden ist; es fehle gänzlich in den Epochen des Aufschwungs. Und immer haben die Zugeständnisse, welche diesem Prinzip zu allen Zeiten und im weitesten Maße gemacht worden sind, die gelehrten Schulen vor dem Ruin nicht bewahrt. Man werde schließlich dem Utilitätsprinzip nicht Unrecht thun, wenn man es für einen sehr gefährlichen Feind des höheren Unterrichtswesens hält, welcher geeignet ist, den modernen Schulbetrieb ebenso zu schädigen, wie er den alten untergraben hat.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ξενοφῶντος Ἑλληνικά. **Xenophontis historia graeca. Recensuit Otto Keller.** Ed. maior. Leipzig 1890, Teubner. XXVIII, 427 S. 8. 10 M.

(Schluß aus No. 11.)

Als ein empfindlicher Mangel der vorliegenden Ausgabe stellt sich aber die Art und Weise heraus, wie der Herausgeber die zahlreichen Besserungsvorschläge seiner Vorgänger verzeichnet hat. Er selbst erklärt zwar Einl. p. XXVIII, er habe alle diejenigen aufgenommen, 'quae nobis haud satis certae neque tamen prorsus improbandae visae sunt, und quas critici alicuius momenti esse nobis persuasum erat'; allein bei näherem Zusehen zeigt es sich bald, daß seine Angaben weder vollständig genug, noch durchweg richtig sind. Thatsächlich fehlen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Konjekturen, welche zum mindesten einen gleich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzen wie die angeführten, während manche ziemlich überflüssige aufgenommen sind. Zumal an denjenigen Stellen, deren endgültige Heilung noch nicht gelungen ist, war es wünschenswert, alle nur einigermaßen begründeten Vermutungen, die vielleicht auf die richtige Bahn führen können, vereinigt zu finden. Wie die Sache jetzt liegt, wird man neben Kellers Ausgabe auch anderweitiger Hülfsmittel nicht entraten können. So durfte gleich an der Spitze des Werkes neben der Vermutung O. Riemanns u. a., daß die ersten Kapitel der Schrift verloren gegangen seien, die noch wahrscheinlichere Annahme Zurborgs, wonach es Xenophon selbst nicht mehr verstattet gewesen ist, die Einleitung abzufassen, nicht übergangen werden. I 1, 22 hielten Koeppen, Brückner, G. Hermann, Dindorf die Worte καὶ τὴν δεκάτην ἐξέλεγον für ein Glossem. I 1, 6 habe ich μέχρι<οὗ> vorgeschlagen, weil der lokale Gebrauch des einfachen μέχρι erst aus sehr später Zeit belegt ist. Vgl. IV 5, 12. I 1, 36 vermutete Grotius Ἄβυδον, Geist Σηλυβρίαν statt des korrupten Σηστόν. Zu I 2, 8 wird die sehr probable Konjektur O. Riemanns καὶ <αἱ> Σηλινούσιαι δύο vermißt. I 2, 9 schreibt Zurborg οὗτοι δή für δέ. Zu I 4, 7 war zu bemerken, daß die überlieferte Zahl von drei Jahren Anstoß erregt. I 7, 24 ist ἀδίκως, wie K. mit Leunklau liest, nicht eben wahrscheinlich. Breitenbach, welcher ἀδικοῦντες als aus dem Vorhergehenden wiederholt ganz strich, wird nicht erwähnt. Zu II 1, 18 vermissen wir die schöne Konjektur von Willamowitz παραλίᾳ statt des auffallenden Ἀσίᾳ. II 3, 31 streicht Breitenbach nur die Worte ἀποβλέπει δὲ ἀπ' ἀμφοτέρων, was sich deshalb empfiehlt, weil sowohl schol. Aristoph. Ran. 47, als auch die Parömiographen (Zenob. 3, 93 und dazu v. Leutsch) auf unsere Stelle anzuspielen scheinen. Auch ist die Erklärung nicht überflüssig. II 4, 41 verdient Geists übergangene Besserung περιελήλασθε statt des überlieferten περιελήλυθεν vor Laves Vorschlag περιείληφθε ohne weiteres den Vorzug. IV 1, 36 durfte Cobets Umstellung ἐλεύθερον μέν, πένητα δέ nicht mit Stillschweigen übergangen werden. IV 5, 10 wird κλῶν von Geist mit Recht verteidigt. IV 5, 18 schlug Büchsenschütz vor <περὶ> ὄρθρου. Allerdings gehört hier wohl ὄρθρου zu παρῆλθεν und ἔτι σκοταῖος zu ἀναστάς, wie Campe die Worte umstellen wollte. IV 2, 6 fehlt die Högersche Vermutung ὅτι . . . δεῖ διευκρινεῖν. K. selbst scheint die Überlieferung für richtig zu halten, deutet aber nicht an, wie er die Worte versteht. Εὐκρινεῖν ist sonst unbelegt. IV 7, 4 halten G. Sauppe und Grosser an εἰπών fest, tilgen aber καὶ vor οὕτω, und das ist doch wohl das Richtige. IV 8, 15 fehlt die Vulgata ὡς Ἄργος. IV 8, 22 klammert Cobet στρατηγὸς ein, vielleicht mit Recht. V 3, 27 gehört der Satz ὁπόσοι — ἐθέλοιεν sicherlich zum folgenden, sei es daß es mit Laves vor διεκελεύετο, oder mit Grosser δὲ nach ὅπλα gestellt wird. VII 1, 30 schreibt Cobet νῦν <ἄνδρες> ἀγαθοί. VII 4, 8 tilgte Dindorf οὐδὲ vor μετ' οὐδένων. Gar nicht berührt werden die Schwierigkeiten I 6, 37 in den Worten καὶ τὰς τριήρεις τὴν ταχίστην, II 4, 13 in καὶ τοὺς φιλτάτους . . . ἀπεσημαίνοντο, IV 4, 4 in μᾶλλον. Zuweilen erfahren wir nicht, wem die gegebene Verbesserung verdankt wird. Von wem rührt III 3, 3 der Einschub τὴν βασιλείαν her? Ich habe bei der Erklärung von χωλεῦσαι das Wort aus dem vorhergehenden τὴν χωλὴν βασιλείαν ergänzt und meine auch jetzt noch, daß dies ausreicht. Wer hat ferner V 3, 21 τῇ vor Φλειοῦντι gestrichen und VI 2, 39 ἔπραττον ὡς eingeschoben?

Unrichtige oder wenigstens ungenaue Angaben sind dem Ref. folgende aufgestoßen: I 1, 29 schreibt Dindorf noch in der 3. Auflage Ἐπιδόκου. I 1, 34 hat schon Portus γυμνάσιον beseitigt. I 4, 29 hat οὐ δέος, μὴ κάκιον οἰχῆται, wie K. jetzt in der kleineren Ausgabe nach A. Nauck liest, bereits früher Liebhold vermutet. Ebenso ist zu IV 1, 37 bereits Dindorf Nauck zuvorgekommen. I 7, 21 τοῦτον schon Pirkheimer. II 1, 10 ἐπὶ — Ἀλεξίου klammerten schon Brückner und Breitenbach ein. II 2, 2 ἄλλοσε schon Hertlein mit Recht. II 2, 24 strich Brückner, ebenso I 3, 1 und I 3, 5. III 4, 3 στρατείαν Leunklau. III 4, 23 rührt die Umstellung nicht von Grosser, sondern von Zurborg

her. IV 3, 7 empfahl Laves vielmehr mit Büchsenschütz zu lesen οὐ δ' ἀναστρέψαντες, was K. ganz übersehen hat. IV 5, 11 στρατευόμενοι schon Pirkheimer. V 4, 13 ὥσπερ καὶ schon Hertlein. Wahrscheinlich ist aber καὶ ganz zu beseitigen; βούλοιντο statt βουλεύοιντο geht auf Stephanus zurück.

In der Orthographie hat sich der Herausgeber mit Recht von den Hss, welche überall die späteren Wortformen eingeschmuggelt haben, emanzipiert und sich den Ergebnissen der neueren Forschung angeschlossen. Er schreibt also ἠνύτω, εἴργω, ἀθροίζω, μέχρι, μεῖξαι, τροπαῖον, ἱππέας u. s. w. In einigen Punkten sind dem Ref. jedoch auch hier Bedenken aufgestiegen. Weshalb ist K. da, wo die geringere Handschriftenklasse die vollen Formen ἑαυτοῦ u. s. w. bietet, diesen gefolgt, da er doch sonst, wo die Hss übereinstimmen, die kürzere Form αὑτοῦ gelten läßt und auch die Inschriften schwanken? Da ferner οὕτως vor Konsonanten sich auch in den Inschriften findet, so war, wie K. selbst zu V 2, 34 vermutet, diese Form, wo B sie überliefert (III 5, 14. IV 7, 6. III 2, 34. V 4, 7. VI 1, 15. VI 3, 16. VI 5, 10), in den Text aufzunehmen. Im Komparativ von πολύς hat K. durchgängig πλεῖον in πλέον, πλείονας (πλέονας) in πλείους verwandelt, obwohl die handschriftlichen Formen sowohl bei den Tragikern als auch auf Inschriften begegnen (Stahl, Quaest. gr. ad Thucyd. pert. S. 56 ff. Meisterhanns, Gramm. d. att. Inschr. S. 120). Für ἦν schreibt K. konsequent ἄν, das aber auf gleichzeitigen Inschriften noch ebenso wenig erscheint wie ἦν, Formen, welche trotzdem die Tragiker und Thukydides oft brauchen (s. Stahl a. a. O. S. 47).

An sich mehr äußerlich ist die Inkonsequenz, mit welcher der Herausgeber Interpolationen oder notwendige Zusätze teils durch Klammern kenntlich gemacht, teils ohne weiteres in den Text aufgenommen bezw. weggelassen hat. So vermißt man u. a. II 2, 8 die überlieferten Worte τῷ καλουμένῳ γυμνασίῳ im Texte ganz, während IV 5, 56 [ὄντας] aufgenommen ist, obwohl es nur in C steht. Diese Ungleichheit hat aber doch in diesem Falle zur Folge gehabt, daß die im Texte weggelassenen Glosseme auch im Wortindex fehlen und umgekehrt die Zusätze nicht als solche gekennzeichnet sind. Weitere Ungenauigkeiten sind dem Ref. nur ganz vereinzelt aufgefallen. Praef. p. XXI wird die Schreibung τῆς Κορ. (IV 5, 1) in C als die richtige bezeichnet, im Texte aber fehlt der Artikel. IV 8, 19 steht in der Anm. statt ἀπελείποντο fälschlich ἀπέθανον. V 4, 35 stimmt der Text nicht zur Anm. VII 4, 7 ist das hinter Ἀργείους gehörende Komma an unrichtige Stelle geraten. Im übrigen ist der Druck peinlich genau und frei von Fehlern.

Der Wert der Ausgabe wird noch erhöht durch einen beigegebenen vollständigen, 128 Seiten umfassenden index verborum, den die Herren Fr. Stolle und F. Köppner ausgearbeitet haben. Freilich wird, da derselbe nur nach dem vorliegenden Texte angefertigt ist, das Auffinden gewisser, vom Herausgeber für korrupt gehaltener Worte sehr erschwert, zuweilen unmöglich gemacht. Die Korruptelen sind zwar größtenteils beigeschrieben, aber nicht konsequent; auch hätten die interpolierten Worte von den durch die Kritik eingeschobenen durch besondere Klammern unterschieden werden sollen. Anhangsweise hat der Herausgeber schließlich noch eine Reihe von teilweise recht überzeugenden, immer aber scharfsinnigen Vorschlägen A. Naucks veröffentlicht, welche dieser nach Vollendung des Druckes dem Herausgeber auf seinen Wunsch mitgeteilt hat.

Sollen wir zuletzt unser Urteil über die neue Ausgabe der Hellenika kurz zusammenfassen, so beruht ihre eigentliche Bedeutung auf der sorgfältigen Herbeischaffung und besonnenen Ausnutzung des handschriftlichen Apparates, welcher sie für jeden, der sich mit dieser Schrift beschäftigt, unentbehrlich macht. Daneben läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß die wünschenswerte Vollständigkeit und Genauigkeit in den Angaben über die Konjekturen der Vorgänger zuweilen vermißt wird, sowie auch, daß die Gestaltung des Textes da, wo die Überlieferung nicht ausreicht, mehrfach zum Widerspruch reizt und der Fortschritt nach dieser Seite hin weniger beträchtlich ist.

Breslau. **A. Otto.**

Arnold Pabst, De Melissi Samii fragmentis. Inauguraldissertation. Bonn 1889. 36 S. 8.

Eine höchst wertvolle Abhandlung, durch welche für die Kritik und Würdigung der Fragmente des Melissos eine ganz neue und völlig sichere Grundlage geschaffen ist. Bisher sind ohne Ausnahme alle, die sich mit dem Samier beschäftigt haben, von der Voraussetzung ausgegangen, daß die von Simplicius in seinem Kommentar zur Physik des Aristoteles überlieferten, in der Mullachschen Sammlung in 17 Paragraphen eingeteilten Bruchstücke sämtlich aus der Schrift des Melissos wörtlich herübergenommen sind. Da nun der hauptsächliche Inhalt der §§ 1—5 in §§ 6—14 wiederkehrt, so hat man angenommen, daß die letztgenannten Bruchstücke eine von M. an späterer

Stelle gegebene, genauere Ausführung der im Anfange seines Werkes aufgestellten Grundsätze bieten. Die mehr oder minder offen hervortretenden Abweichungen und Widersprüche aber zwischen den einander entsprechenden Fragmenten sind teils unbeachtet geblieben, teils durch künstliche Interpretation unter großem Aufwand von Scharfsinn verdeckt oder notdürftig ausgeglichen worden. Dies alles erscheint jetzt als verlorene Liebesmüh, seitdem Pabst erkannt und mit unwiderleglichen Gründen nachgewiesen hat, daß die ersten fünf Fragmente, die reichlich ein Drittel des Ganzen ausmachen, nicht den Text des M. selbst enthalten, sondern eine auf Simplicius zurückgehende Paraphrase der echten Fr. 6—14, welche den Grundgedanken dieser wesentlich modifiziert und die einfache und logisch noch wenig durchgebildete Darstellung des alten Philosophen in die dem Simplicius geläufige, schulgerechte Art der Beweisführung und des sprachlichen Ausdrucks umsetzt. Der Verf. geht sehr behutsam und methodisch zu Werke. Er vergleicht zunächst die beiden ausführlichsten Fragmente 5 und 14 miteinander, erweist den Simplicianischen Ursprung jener, den Melissischen dieser und wendet dann die so gewonnenen festen Unterscheidungsmerkmale, zu denen auch die Abwesenheit aller Ionismen bis auf einen wohlbegründeten (§ 4) in dem Berichte des Simplicius gehört, mit gleichem Erfolge auf die übrigen Fragmente beider Gruppen an. Die ganze Argumentation ist so klar und zwingend und zugleich so einfach und ungekünstelt, daß man sich wundert, wie ein so zweifelloser Thatbestand so lange verborgen bleiben konnte. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur darauf wollen wir hinweisen, daß von der Auffassung des Seienden als eines Unkörperlichen, die Simplicius dem M. untergeschoben hat, in den in Rede stehenden echten Bruchstücken sich keine Spur findet. Wie über Fr. M., das einzige, in dem die Unkörperlichkeit ausdrücklich behauptet wird, zu urteilen ist, kann erst eine weitere Untersuchung ergeben. Auch darüber kann jetzt kein Zweifel mehr herrschen, daß M. nicht der gewandte und scharfsinnige Dialektiker war, als den ihn manche der Neueren hinzustellen lieben, sondern daß Aristoteles vollkommen recht hat, wenn er ihn ungeübt im Denken (ἀγροικότερος) nennt. Insbesondere fehlen in den echten Bruchstücken alle jene Dilemmen, an denen der Bericht des Simplicius so reich ist. — Nicht genügend begründet erscheint mir die Verdächtigung der Echtheit des Fr. 10, und noch weniger vermag ich mich mit der in Form eines Epimetrum der Abhandlung beigeführten Besprechung der vv. 62—70 des Parmenides einverstanden zu erklären, in welcher Pabst durch eine allzu subtile Argumentation die von allen Kritikern anerkannte Notwendigkeit einer Verbesserung der Worte οὐδέ ποτ' ἐκ μὴ ὄντος bestreitet (die Änderung von ὄντος in ἐόντος, die er vorschlägt, ist unerheblich) und an die Stelle eines im grunde doch einfachen und naheliegenden Dilemmas einen gekünstelten und verzwickten Gedankengang setzt (dabei Verwandlung von οὔτ' in οὐκ v. 62). Doch das sind Nebensachen, durch die das Ergebnis der Untersuchung unberührt bleibt. — Ein neckischer Zufall hat es gefügt, daß in demselben Heft des Archivs für Geschichte der Philosophie (IV, 1), welches in seinem Jahresberichte eine gleichfalls entschieden zustimmende Beurteilung der vorliegenden Dissertation von Diels bringt, eine Abhandlung von M. Offner: 'Zur Beurteilung des Melissos' enthalten ist, die hinsichtlich der Echtheit der Fr. 1—5 noch völlig auf dem alten Boden steht.

Berlin. F. Lortzing.

Ciceros Rede de imperio Cn. Pompei, nach pädagogischen Gesichtspunkten erklärt von F. Thümen. Berlin 1890, Gärtner (Heyfelder). VII, 140 S. 8 1 M. 40.

Textlich will und soll die Ausgabe nichts Neues bringen. Auffällig ist § 15 pecuaria relinquitur, insofern im Kommentar relinquuntur (sc. pecora) zu lesen ist. Neuere Konjekturen sind nicht ungenutzt gelassen, so ist § 18 etenim primum illud u. s. w. nach Eberhard gegeben; im ganzen scheint es dem Herausgeber bei seinen besonderen Zwecken mehr um einen glatten, lesbaren Text zu thun gewesen zu sein, wie auch aus der geringen Zahl verdächtigter und deshalb eingeklammerter Stellen anzunehmen ist. Wir haben es hier nämlich nicht mit einer philologischen, auch nicht mit einer eigentlichen Schülerausgabe, sondern mit einer pädagogischen Schulausgabe zu thun, d. h. Herausgeber will in erster Reihe dem Lehrer und dem Mitgliede künftiger pädagogischer Seminare unter thunlichster Berücksichtigung der von der neueren Pädagogik geforderten sogenannten Interessen reichlicheres Material für eine Behandlung in der Schule bieten, als es in den bestehenden Ausgaben vorhanden ist. Im Vorwort setzt sich Herausgeber mit den Bezeichnungen dieser Interessen (empirisch, spekulativ, ästhetisch, sympathetisch, sozial und religiös) auseinander. Beherzigenswert ist dabei seine Warnung vor dem formalen Hineintragen in einen Autor von außen

her und vor der Schablonisierung als dem Tode aller frischen Geistesarbeit, wozu freilich Herbartsche Prinzipien leider nur allzu leicht selbst von Hause aus klarsehende, nüchterne und vorurteilsfreie Pädagogen und Didaktiker zu verführen imstande sein dürften. Gewiß ist die anzuwendende Lehrform durch den jedesmaligen Lektürestoff nicht minder als durch die Individualität der Schüler und des Lehrers bedingt. So geht nun auch Herausgeber selbständig seinen Weg planmäßiger und bewußter Anordnung der Erklärung, und es wird sich für den Anfänger im Lehrfach und namentlich für denjenigen, der zum erstenmal die Pompeiana mit Sekundanern zu lesen hat, wohl der Mühe verlohnen, sich von Thümen führen zu lassen. Dem Texte geht eine Disposition voran, welche, weil gerade in dieser Rede so klar hervortretend, trotz der Kürze in keinem Punkte der Übersichtlichkeit entbehrt. Der Kommentar schließt sich den jedesmal ein Ganzes bildenden Kapiteln und Paragraphen derart an, daß er, immer in so viele Teile zerlegt wie der Stoff Interessen bietet, in bald engeren, bald weiteren Kreisen die ganze Rede erklärend und nutzbar machend begleitet. Vorweg wird jedesmal die sprachliche und die zum ersten Verständnis nötige sachliche Erläuterung gegeben: die hierbei angewandte Knappheit, Schärfe und Bestimmtheit, noch ziemlich weit entfernt von der durch Bränning (N. Jhrb. f. Phil. 1890, S. 330—347) gewünschten Magerkeit, verdient großes Lob. Wortreicher, aber durchweg doch nicht in gerade unnötige Breite gehend, sind die anderen wichtigeren Bemerkungen, die in das Dispositionsschema zunächst ein vielseitig pulsierendes Leben hineinbringen, ferner das stilistische, rhetorische, historische, politische, antiquarische und vor allem auch das personelle und das ethische und ästhetische Moment zur Weckung und Belebung mannigfacher Interessen hervorheben und in das rechte Licht setzen. Für das Sachliche und Sprachliche hat sich Herausgeber mit den neueren einschlägigen Forschungen ausreichend bekannt gemacht, um in der subjektiven Auffassung der Tendenz der Rede, in dem Ergründen und Weiterspinnen des Gedankenganges und in dem Suchen der Beziehungen zur Geschichte und zu den allgemein menschlichen Grundsätzen nirgends auffallendem Widerspruch zu begegnen. Überall tritt uns ein gesunder und praktischer Sinn entgegen, welchem die Würdigung der in ihrer Art einzigen Pompeiana nicht mißlingen konnte. Wenn nun auch in Einzelheiten die elementare wie die ideale Seite des Kommentars nicht einwurfsfrei ist und anderer Meinung und Deutung mehrfach Raum gewährt, so muß man doch dem Herausgeber Dank wissen für die neue und äußerst eigenartige Interpretation, und man kann nur wünschen, daß dieselbe von jedem praktischen Schulmanne beachtet und von berufenen Didaktikern bald für andere Schulschriften, allerdings nicht schematisch, nachgeahmt werde. — Unter mehreren Druckfehlern und Versehen mag als auffällig nur erwähnt werden S. 24 die Rostra, auf welcher er steht, ebenso S. 26 von der Rostra herab und S. 41 Madwig.

Quedlinburg. **Franz Müller.**

Aug. Luchs, Emendationum Livianarum particula quarta. Erlangen 1889, Junge. 15 S. 4. 80 Pf.

Luchs' so verdienstliche Liviusausgabe umfaßt bislang die dritte Dekade. Der Verf. hat sich nunmehr der Bearbeitung der vierten zugewandt und beschert uns mit dem vorliegenden vierten Teile seiner trefflichen emendationes die Vorfrucht seiner Studien über die ersten beiden Bücher dieser Dekade. Das Ergebnis ist bedeutsam; denn es besteht im Nachweise des Wertes jener jüngeren Handschriftenmasse, die bei Drakenborch ungesichtet und unverwertet aufgespeichert liegt, ohne daß dessen Angaben auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben dürfen. Auch die folgenden Herausgeber haben dieser Quelle der Überlieferung nicht diejenige Aufmerksamkeit gewidmet, die sie wenigstens für die ersten Bücher der vierten Dekade, wo wir sonst auf B ausschließlich angewiesen sind, ohne Zweifel verdient. Luchs hat dies in überzeugender Weise dargethan, indem er an einer Reihe Stellen nachweist, daß jene jüngeren Handschriften (Φ notiert sie Luchs) manche Lücke, welche B aufweist, ansprechend zu füllen die Möglichkeit bieten. Der Verf. hat seinen Stoff in der Weise zweckmäßig geordnet, daß er zuerst die bisherige Ausnützung von Φ durch die Herausgeber, unter denen Madvig hierin am weitesten gegangen ist, stufenweise schildert, dann den Kreis dieser Ergänzungen seinerseits ausdehnt und aufzunehmende Lesarten, unsichere und abzuweisende der Reihe nach vorführt. Der Untersuchung, welche die gerühmte Umsicht und Sprachkenntnis des Verf. von neuem bestätigt, muß man im allgemeinen beipflichten, wenn man auch an einigen Punkten in der Berücksichtigung von Φ nicht so weit gehen möchte; auf die hoffentlich bald erscheinende Ausgabe der vierten Dekade eröffnet sie jedenfalls eine günstige Perspektive. Auch B hat Luchs von neuem eingesehen, freilich ohne wesentlichen Gewinn für den Text.

Nienburg. **F. Fügner.**

I. B. Moyle, The institutes of Justinian translated into English. Oxford 1889, Clarendon Press. XII, 224 S. 8. gr. 8.

I. B. Moyle, Imperatoris Iustiniani institutionem libri quattuor. With introductions, commentary and excursus. Second edition. Oxford 1890, Clarendon Press. 683 S. gr. 8. 16 sh.

Die Engländer haben in den letzten Jahrzehnten die Studien des Römischen Rechts wiederaufgenommen, und mit welchem Eifer dies geschieht, beweist auch das obige Werk, welches, 1883 zuerst erschienen, jetzt in zweiter Auflage vorliegt. Bei ihren Studien benutzen die Engländer die Werke der deutschen romanistischen Schule, sowohl die Lehrbücher als die Monographien; daß dabei jezuweilen Lücken unterlaufen, ist zu begreifen und zu entschuldigen. So z. B. vermißte ich im vorliegenden Werke die Benutzung von Jörs' Römischer Rechtswissenschaft zur Zeit der Republik und von meinen Condictionen; ich erwähne dies bloß, um den Verf. hierauf bei einer späteren dritten Auflage aufmerksam zu machen. Von dem Ernst und der Energie, die durch die ganze englische Wissenschaft sich hindurchziehen, legt auch das vorliegende Werk Kunde ab; es ist unbestreitbar ein gründliches Buch. Daß es hingegen selbständige Untersuchungen nicht enthält, wird bei der kurzen Zeit, die seit der Wiederaufnahme der Studien des Römischen Rechts in England verflossen ist, nicht Wunder nehmen. Es verwertet die Arbeiten der deutschen Juristen für die englischen Studierenden; sehr angenehm berührt es, daß oft das Recht der Griechen und anderer alter Völker zur Vergleichung herangezogen wird — ein Beweis von dem weiten Horizont der Engländer.

Das zuerst genannte Buch ist eine Übersetzung der Justinianischen Institutionen ins Englische. Eine solche Arbeit würde in Deutschland überflüssig sein; Kenner des englischen Unterrichtswesens sagen mir aber, daß sie in England sehr nützlich ist, weil die englischen Studierenden im Lateinischen zwar praktisch vorgebildet sind, hingegen eine genaue Kenntnis der lateinischen Grammatik entbehren.

Das zu zweit genannte Buch giebt zunächst eine allgemeine Einleitung über die Rechtsquellen in stetem Zusammenhang mit der Verfassung des römischen Staats. Sodann zerfällt es in vier große Abschnitte, entsprechend den vier Büchern der Justinianischen Institutionen. Jeder Abschnitt enthält drei Kapitel: Einleitung, lateinischer Text mit Kommentar, Exkurse. In der Einleitung wird der Inhalt des Buches skizziert und insbesondere die Fortbildung des Rechts zwischen Gaius und Justinian hervorgehoben. Im Kommentar wird der Text gründlich erklärt; dabei beschränkt sich der Verf. keineswegs auf die Darstellung der Prinzipien, er zieht vielmehr Digesten, Kodex und Novellen heran. Die Themen der Exkurse sind willkürlich gewählt: im ersten Buch die capitis deminutio, im zweiten die iura in re aliena außer den Servituten und der Besitz, im dritten Ursprung und Entwickelung der bonorum possessio, die Natur der Obligationen, dolus, culpa und casus, Korrealität und Solidarität, der Literalkontrakt, Stellvertretung bei Obligationen, im vierten eine kurze Geschichte des älteren römischen Civilprozesses. Zwei Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Bonn. I. **Baron.**

W. S. Teuffels Geschichte der römischen Litteratur. Neu bearb. von **L. Schwabe.** 5. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1890, Teubner. VIII, 1346 S. gr. 8. 14 M. 40.

Während der Nachfolger von Teuffel bei der Bearbeitung der im J. 1882 erschienenen 4. Auflage der römischen Litteraturgeschichte weniger im Haupttext als in der Ausführung desselben in den Anmerkungen zu den einzelnen Paragraphen geändert hatte, hat er sich nunmehr der Teuffelschen Fassung gegenüber freier verhalten zu dürfen geglaubt und daher ebenso im Text wie in den Anmerkungen alle ihm nötig und zweckmäßig erschienenen Änderungen vorgenommen; auf diese Weise hat das Werk eine vollständige, seine anerkannte Brauchbarkeit wesentlich erhöhende Umarbeitung erfahren, ohne daß jedoch an der einmal überkommenen Anlage gerüttelt wurde, wiewohl sich der Herausg. der mit der straff chronologischen Anlage des Ganzen verknüpften Unzuträglichkeiten vollbewußt war. Diese Neubearbeitung hat eine nicht unbeträchtliche Erweiterung des Umfangs herbeigeführt, welche den Verleger zu der gewiß vielen erwünschten Zerlegung in zwei Teile — jedoch mit durchgehender Paginierung — bestimmt hat: während die vierte Auflage gegen die dritte nur eine Vermehrung von 1216 auf 1238 Seiten aufwies, ist die vorliegende auf 1346 angewachsen. Der Herausg. bezeichnet ein weiteres Zusammendrängen der Citate — daß dieselben jetzt durch den Druck hervorgehoben sind, ist auch eine höchst willkommene Neuerung —, Anmerkungen u. s. f., wodurch in der vorigen Auflage viel Raum gespart worden sei, als jetzt nicht mehr möglich; jedoch will es Ref. bedünken, als wäre eine noch stärkere Sichtung der Litteraturnachweise wohl möglich und auch erwünscht. Mancherlei hat auch hier der Herausg. jetzt gestrichen, was noch in der vorigen Ausgabe

belassen war; doch ist noch recht viel stehen geblieben, was mit demselben Rechte wegfallen konnte. Besitzt z. B. die Lindemannsche Ausgabe des Plautinischen Amphitruo wirklich einen so besondern Wert gegenüber denen der Capt., des Mil. und Trin. und die Gölerschen der Aulul. und des Truc. gegenüber der des Trin., daß die ersteren noch angeführt werden, während die letzteren zweckmäßig weggelassen sind? Sehr erhebliche Abstriche verträgt auch noch die Zeitschriftenlitteratur; es ist noch so mancherlei verzeichnet, was besser der Vergessenheit anheimfiele oder seine Verwertung bereits in den neuen Ausgaben gefunden hat. Die eine Übersicht der Litteratur zur Plautinischen Sprache enthaltende Anmerkung des § 98 betrug in der 4. Aufl. noch nicht eine volle Seite, wozu noch in den Nachträgen etwa eine halbe Seite kam, jetzt zwei volle Seiten mit einer Drittelseite in den Nachträgen. Unter den verzeichneten Abhandlungen befindet sich eine sehr erhebliche Anzahl, die kaum den Anspruch haben, als Mittelgut bezeichnet zu werden, sogar eine, die nur angekündigt, aber nicht erschienen ist (Breytheer, De omissione uerbi subst. ap. Pl., Lingen 1888). Es wäre in der That zu viel verlangt, wollte man an den Herausg. das Ansinnen stellen, alle die zahlreichen Einzelarbeiten auf den verschiedenen Gebieten nach ihrem Werte und Unwerte zu prüfen; gewiß aber würde es sich jeder Fachkenner nur zur Ehre anrechnen, wenn er an seinem Teile dem um dieses Werk hochverdienten Herausg. behülflich sein könnte, das Buch auch nach dieser Seite hin immer 'mehr und mehr auszugestalten zu dem, was es sein soll, einem knappen und zuverlässigen, gelehrt und kritisch gerichteten Handbuche'.

Ref. verstattet sich noch einige Einzelbemerkungen. Die beibehaltene Fassung des § 97: 'Die erhaltenen 20 Stücke (des Plautus) stehen in den Handschriften ungefähr in alphabetischer Ordnung, nur daß bei den Bacchides diese jetzt zu Gunsten der chronologischen verlassen ist. Sie werden hier in der überlieferten Reihenfolge aufgezählt' läßt die Rezension des Ambr. vollständig außer acht, welche (abgesehen von der offenbar durch Zufall oder Irrtum entstandenen Versetzung der drei letzten Varronischen Stücke, Trin., Truc., Vidul., an eine falsche Stelle) innerhalb der Buchstaben M und P von der Rezension des Pall. abweicht (A: Merc. Most. Mil. Men. Poen. Pers. Pseud., Pall.: Most. Men. Mil. Merc. Pseud. Poen. Pers.), auch noch die Bacch. an richtiger Stelle bietet; die Aufzählung bei Teuffel geschieht nach der auf den Pall. beruhenden Reihenfolge der Vulgata. — Die Ansetzung der Lücke des Amph. in Anm. 1 zu § 97, 1 auf etwa 300 Verse läßt vermuten, daß Teuffel den Ausfall eines ganzen Quaternio angenommen hat; dieser Annahme stehen aber so erhebliche Bedenken entgegen, die sich hier nicht verfolgen lassen, daß es ratsamer scheint, nur im allgemeinen von einer durch Blattausfall entstandenen, größeren und jedenfalls mehrere Scenen umfassenden Lücke zu sprechen. — Erneuter Erwägung scheint mir dringend bedürftig das S. 152 über die Casina Bemerkte: sie sei nach den Κληρούμενοι des Diphilus bearbeitet, aber mit Zuthaten von Unsauberkeiten im derb römischen Geschmack, die wohl auch den Wegfall der Schlußpartien zur Folge hatten; das Erhaltene sei nämlich eine abgekürzte Bühnenbearbeitung, während der Prologschreiber noch das vollständige Stück kannte. Diese Bemerkungen beruhen auf der Ansicht Teuffels (Studien und Charakteristiken, 2. Aufl., S. 320 ff.), daß Plautus die burleske Vermählungsscene selbständig hinzugefügt, aber das Stück wie Diphilus mit der Erkennung der Casina und ihrer Verlobung mit Euthynicus habe schließen lassen; bei der Wiederaufführung im 7. Jahrh. d. St. ließ man, um einen pikanten Schluß zu erzielen, diese Scene weg und begnügte sich, sie im Epilog zu einem kurzen Berichte zusammenzufassen, entfernte auch im Vorhergehenden alles mit dieser ursprünglichen Schlußscene Zusammenhängende, insbesondere strich man die nunmehr entbehrliche Rolle des Euthynicus; indem aber die Arrangierenden teils nach Willkür teils nach ihrem Geschmack in der Weglassung oder Aufnahme aus dem ursprünglichen Plautinischen Bestande verschieden verfuhren, kam in die Schlußscenen Verwirrung, deren Folge die Lückenhaftigkeit ist, in der sie auf uns gekommen sind. Was den letzteren Punkt betrifft, so hat Teuffel die Thatsache vollständig verkannt, daß diese Lückenhaftigkeit eine einfache Folge der Verstümmelung des Archetypus der Palatinen ist. Sodann mag wohl die Vermählungsscene von Plautus im einzelnen vergröbert worden sein; daß sie aber ganz freie Erfindung des römischen Dichters ist, kann niemand zugeben, der vorurteilsfrei die Anlage des Stückes übersieht: es handelt sich auch gar nicht um eine Scene, sondern um eine Reihe von Scenen, die unter sich eng zusammenhängen. Der ausdrücklichen Angabe des Prologs, daß Plautus selbst den Euthynicus überhaupt nicht habe auftreten lassen, wodurch seine Verlobung mit Casina, die ja selbst auch

nicht auftritt, auf der Bühne ausgeschlossen ist, — dieser ausdrücklichen Angabe zu mißtrauen, fehlt jede Berechtigung: allerdings sieht die Begründung seines Nichtauftretens in V. 66, auf die sich Teuffel beruft, wie ein schlechter Witz aus; Teuffel übersieht aber die vollständig ausreichende Motivirung in V. 62: adulescentem peregre ableganit pater. Daß das Plautus noluit V. 65 eine Lüge des Prologdichters ist, ist umso weniger anzunehmen, als den seniores unter den Zuschauern nach V. 14 das seinerzeit beifällig aufgenommene Stück noch von früherher bekannt war. Wie der Prologist die Vorgeschichte der Fabel jedenfalls dem ursprünglichen Prolog entnommen hat, so kann er auch den eigentlichen Schluß dem Epilog entnommen haben: daß er mit diesem im wesentlichen Übereinstimmendes berichtet, berechtigt doch noch nicht zu dem Schlusse, daß ihm ein vollständigeres Stück vorlag. Auch Vers V 4, 27 (nicht V 2, 47) hanc ex longa longiorem ne faciamus fabulam, der auf das Stück in seiner jetzigen Gestalt nicht passen, sondern aus der ursprünglichen, längeren Fassung stehen geblieben sein soll, ist ebenso passend als V. 1007 eadem breuior fabula erit des Merc., eines Stückes, das nicht länger ist als die Casina. — Daß in der Mitte der Cist. eine Anzahl von Scenen in den Pall. ausgefallen sind, mußte S. 152 ausdrücklich bemerkt werden; da wir nicht wissen, was in der Lücke alles stand, ist selbst mit der Bemerkung 'vielleicht gleichfalls nach einem Theaterexemplar' schon zu viel gesagt. Die Bezeichnung des Stückes als 'in der Handlung dem Epidicus verwandt' ist sicherlich zu streichen. Nach Teuffel Stud. S. 327 besteht die 'vielfache Ähnlichkeit' im 'Heiraten einer alten Liebschaft und Auffindung und nachträglicher Legitimierung einer außerehlich erzeugten Tochter'; aber nur in dem letzteren Punkte stimmen die Stücke überein, in den denselben begleitenden Nebenumständen sind sie wesentlich verschieden; das Erstere kommt im Epid. überhaupt nicht vor, und in der Cist gehört es zu den Voraussetzungen der Fabel. — S. 153. 9) Anm. 3 muß der Verweis auf 'Studemund, Festgruß z. Würzb. Philologenvers. (1868) S. 39' zu der irrigen Meinung verführen, als wäre hier die jetzige Stellung der Bacch. in der Rezension der Pall. irgendwie berührt; meiner Ansicht nach ist die Erwähnung Studemunds S. 168 Anm. 9 am allein richtigen Platze. — Von Miles heißt es S 159: 'lyrische Partien enthält das Stück nicht'; gehört die anapästische Scene etwa nicht zu den lyrischen Partien? — S. 155 war betreffs der ursprünglichen Namensform des Pseudolus auf die abschließende Sammlung des Materials bei Goetz, praef. Pseud. p. IX., zu verweisen. — Ist bei dem Stande der Überlieferung wirklich mit Bestimmtheit zu sagen (S. 159), daß der Poenulus bei einer spätern Aufführung die 'Umnennung patruus pultiphagonides' erfahren hat? — Vom Trucul. heißt es jetzt S. 156: 'Die Charakterschilderung ist in der jetzigen Fassung mangelhaft, doch ist das Stück voll guter, aber wilder Laune, zum Teil etwas redselig'. Die gerügte Mangelhaftigkeit kann sich nur auf die Titelrolle des Stratulax beziehen; alle übrigen Charaktere sind ausreichend durchgeführt. Die Bemerkung 'in der jetzigen Fassung' bedurfte wohl einer kurzen Ausführung in einer Anmerkung des Inhaltes, daß dies Stück aller Wahrscheinlichkeit nach in verkürzter Gestalt auf uns gekommen ist, vgl. Reinhardt, De retractatis fabulis Plautinis p. 101 und Goetz acta soc. phil. VI, 289 ff. Die Laune in dem Stücke kann ich nicht wilder, ebenso auch die Redseligkeit nicht größer finden als in andern Plautinischen Stücken. — § 162 und S. 164 Anm. 7 werden BC als die Hauptvertreter der Palatinischen Rezension bezeichnet; ich möchte mir den Vorschlag erlauben, in diesem Zusammenhange auch D mitzuerwähnen: diese Handschrift vertritt in den Stücken Amph. — Capt. die Stelle von C, und auch in den Stücken, wo C erhalten ist, bildet sie ein wesentliches Korrektiv des sehr ungleichmäßig geschriebenen Decurtatus.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es dem Herausg noch lange vergönnt sein möge, sich der schwierigen, aber hochverdienstlichen Aufgabe, die er sich mit der würdigen Weiterführung des wertvollen Werkes gestellt hat, mit voller Kraft widmen zu können. O. S.

Clemens Bäumker, Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie. Münster 1890, Aschendorf. 436 S. 8. 12 M.

(Schluß aus No. 11.)

Eingehend wird die Ansicht Platons über die Materie untersucht, leider aber trotz allen aufgewendeten Fleißes auf zu schmaler Grundlage, indem fast ausschließlich die Ausführungen des Timäus berücksicht werden und zwar auch hier nur jene über die mit recht unglücklichem Ausdruck sogenannte primäre und sekundäre Materie, von denen letztere allein auf den Namen Materie Anspruch hat, während erstere den Raum beziehungsweise den mit Materie gefüllten Raum bezeichnet. Der Herr Verf. schließt sich der von Zeller am scharfsinnigsten vertretenen Ansicht an, daß für Platon die materielle Grundlage der

Körperwelt mit dem Raum identisch sei, und sucht mit vielen Gründen darzuthun, daß die sogenannte sekundäre Materie eine mythische Fiktion ohne Anspruch auf wissenschaftliche Geltung sei. Es kann hier nicht der Ort sein, die schwierige Frage, wie Platon sich die Grundlage der Sinnenwelt gedacht habe, von neuem zu erörtern. Mich haben die Ausführungen Bäumkers so wenig wie die früher in derselben Richtung unternommenen überzeugt. Zunächst ist die Annahme einer mythischen Fiktion doch gar zu bequem, um den wichtigen Abschnitt p. 52 d — 53 c aus der Welt zu schaffen. In gewissem Sinne steht der ganze Timäus auf einer Stufe mit den Platonischen Mythen, er vermag keine dialektische Gewißheit, sondern nur das εἰκός zu erzielen, da er sich vorwiegend nicht mit dem Gegenstand abstrakter Erkenntnis, sondern mit der Sinnenwelt beschäftigt. Wir haben aber keinen Grund zu zweifeln, daß Platon der festen Überzeugung ist, hier das Sicherste zu bieten, was sich über die Natur ermitteln läßt. Vollends innerhalb der durchaus einheitlichen Darstellung zwischen mehr oder weniger ernstgemeinten Partien zu unterscheiden, ist bare Willkür. Aber selbst, wenn man zugestehen wollte, daß einzelne Stellen mythischer gefaßt werden dürften, stände die Stelle über die sekundäre Materie unter den Platonischen Mythen völlig vereinzelt da. Sonst werden diese deutlich als solche eingeführt, wo die dialektische Beweisführung aufhört. Sie dienen dieser stets zur Bekräftigung oder leiten den Blick über sie hinaus. Der angebliche Mythos des Timäus dagegen wäre die reine Mystifikation des Lesers und stände zudem an unpassender Stelle, wenn die Elementarkörper als rein mathematische Gebilde im Raum aufgefaßt werden sollten. Wenn es nun unzulässig ist, die der Bäumkerschen Auffassung entgegenstehenden Äußerungen Platons als mythisch einfach zu ignorieren, so bleiben mindestens ebensoviel Stellen, welche gegen die unstoffliche Auffassung der Materie sprechen, als solche, welche dafür zu sprechen scheinen. Alle Widersprüche des schwierigen Dialogs zu tilgen oder hinreichend zu erklären, wird nie gelingen. Widersprüche sind nach Platons Ansicht in der Natur des Gegenstandes begründet und werden ausdrücklich zugestanden (p. 29 c). Viele scheinbare Widersprüche jedoch würden ohne weiteres wegfallen, wenn Platon sich die Mühe gegeben hätte, für ein größeres Publikum zu schreiben; aber wenn irgend ein Dialog so ist der Timäus esoterisch. Ausdrücklich sagt Platon p. 53 c, daß er im folgenden seine mathematischen Studien voraussetzt,*) und diese sind uns, namentlich durch den Verlust der älteren Pythagoreischen Litteratur, zu wenig bekannt, als daß wir die Lehre von den Elementen für die stofflose Auffassung der Materie verwerten dürften, als ob die Darlegung lückenlos wäre. Mit einem Schein von Recht könnte man gerade diese Darlegung für halbmythisch erklären, da Platon die nach seiner Ansicht tiefere wissenschaftliche Begründung, die Lehre vom πέρας und ἄπειρον, welche ihm damals sicherlich geläufig war, zurückhält. Von dieser ganzen Darlegung nun ist die Bewegung der ungeformten Materie ausdrücklich hervorgehoben. Es ist wahr, daß Platon nicht ausdrücklich schildert, wie das formende Prinzip auf diese Materie einwirkt; aber das ist ja überhaupt der schwache Punkt seiner Philosophie, daher im Timäus der deus ex machina, mit dem Aristoteles nichts anzufangen weiß. Daß indes auch die geformte Materie stofflich zu denken ist, geht mit Sicherheit aus dem Dogma hervor, daß innerhalb der Welt kein leerer Raum existiere (S. 58 a), und daß die Begrenzungsflächen der Elementarkörper unregelmäßige Form annehmen (S. 58 d ff.). Nur durch diese, durch Druck hervorgerufene Unregelmäßigkeit ist Ausfüllung des Raumes in der Welt möglich. Sollen wir Platon nun die ungereimte Annahme zutrauen, daß ein rein mathematischer Körper schief gedrückt werden könne? Oder die nicht geringere, er habe sich die Begrenzungsflächen dünn-stofflich, etwa wie Papierblättchen, vorgestellt? Die Konsequenzen liegen wohl auf der Hand. Zur Annahme von mathematischen Absurditäten würde ich mich bei Platon am schwersten entschließen. Ich kann hier auf weitere Einzelheiten nicht eingehen, da solche nur in einer umfangreichen Untersuchung genügend sich begründen lassen würden. Die Bedenken gegen die Bäumkerschen Ausführungen lassen sich auf zwei Fehler zurückführen, Isolierung des Problems der Materie bei voreingenommener Auffassung der Platonischen Materie und Isolierung des Timäus. Es waren die Platonischen Äußerungen über σῶμα und οὐσία sorgfältig zu untersuchen. Sichtbarkeit, Schwere und ἀντιτυπία (nicht = absolute Undurchdringlichkeit!), die Eigenschaften der Körper lassen sich weder von den Ideen noch vom Raum herleiten. Sie müssen der Anlage nach bereits in der formlosen Materie enthalten sein. Für das richtige Verständnis der Platonischen Körperlichkeit war

*) Eine ganz ähnliche Verachtung des profanum vulgus bereits Staat VII S. 528 a.

die ganze Platonische Psychologie mit heranzuziehen. Der Ursprung des Bösen im Mikrokosmus wie im Makrokosmus hat Platon die allergrößten Schwierigkeiten gemacht, und er hat sie redlich eingestanden. Hier durfte die Untersuchung nicht beim Timäus stehen bleiben, wo diese Schwierigkeiten durch die ἀνάγκη und das δυνατόν mehr umschrieben wie gelöst werden. Plutarch hat im Prinzip ganz recht, wenn er zur Erläuterung des Timäus den Politikos und die Gesetze heranzieht, nur die Voraussetzung ist falsch, daß Platon dieselben Ansichten, als er den Timäus schrieb, mit gleicher Klarheit gehabt habe. Vielmehr ist deutlich, wie die im Timäus eben nur berührten Schwierigkeiten mit unaufhaltsamer Konsequenz weiterdrängen bis zur Annahme der doppelten Weltseele in den Gesetzen, die für unplatonisch zu halten nicht der geringste Grund vorliegt, und deren organische Vorstufe der doppelte Weltlauf im Politikos ist. Auch die Modifikationen, denen die Begriffe σῶμα οὐσία und μὴ ὄν im Sophistes unterworfen werden, wären zu untersuchen gewesen. Dieser Dialog weist auf das entschiedenste auf den Timäus zurück. Aber nicht nur innerhalb der Platonischen Schriftstellerei will der Timäus begriffen sein, er berücksichtigt auch auf das Sorgfältigste alle früheren Versuche der Naturerklärung, und manches schwer Verständliche oder scheinbar Widersprechende erklärt sich als Rudiment älterer Systeme oder Polemik gegen solche. So geht p. 55 c d gegen die Atomistik (allenfalls auch gegen Diogenes von Apollonia), in der Beschreibung der ungeordneten Materie sind Elemente von Anaxagoras und Empedokles; diejenige Partie aber, welche am meisten historische Interpretation erfordert, ist die Auseinandersetzung über den Raum p. 48 c — 52 d. Diese ist ohne den Vorgang der Atomistik nicht denkbar. Namentlich ist der Ausdruck νόθος λογισμός eine einfache Übersetzung der σκοτίη γνώμη der Atomiker. Nun ist nach diesen der Raum allerdings Objekt der γνησίη γνώμη. Das kann er bei Platon nicht sein, da dieser allein die Ideen vorbehalten sind. Aber im Gegensatz zur sinnlichen Erkenntnis bezeichnet die Raumerkenntnis entschieden eine höhere Stufe der Erkenntnis. Platons polemischer Eifer richtet sich im Timäus, wie an vielen Stellen deutlich ist, gegen den dynamischen Materialismus der älteren Physiologen und natürlich in erster Linie gegen dessen jüngsten fanatischen Verfechter Antisthenes. Da ist Platon denn ganz einverstanden, daß die mechanischen Materialisten auch als Voraussetzung der Sinnlichkeit ein intellektuelles Moment nachgewiesen haben, wie ihm überhaupt die Atomistik schon wegen der gemeinsamen Verwandtschaft mit der Pythagoreischen Philosophie nicht antipathisch sein konnte.

Die anderen Sokratiker sowie die alte Akademie werden sehr kurz abgethan. Der Materialismus des Antisthenes wird im Prinzip anerkannt, ist aber für das Verständnis Platons wenig verwertet. Die Fragmente des Xenokrates sind nicht genügend berücksichtigt. Daß Plutarch nicht zur Ergänzung dieser Fragmente herangezogen ist, soll kein Vorwurf sein, da es an genügenden Vorarbeiten fehlt. Bei eingehender Untersuchung würde sich herausstellen, daß vieles, was man bei Plutarch als neuplatonisch, beziehungsweise neupythagoreisch zu behandeln pflegt, auf die alte Akademie, zum Teil auf Xenokrates selbst, zurückgeht. Namentlich die eschatologischen Mythen würden hier reiche Ausbeute versprechen. Diese hätten wenigstens für die Philosophie Plutarchs selbst eingehend berücksichtigt werden sollen, da sie für das Problem der Materie manches enthalten.

Die Darstellung der Aristotelischen Lehre ist klar und zutreffend, ebenso die Kritik derselben. Für das historische Verständnis des Aristoteles werden die Platonischen Einflüsse meist richtig hervorgehoben, anderweltige sind weniger beachtet.

Der herkömmliche dicke Strich, der zwischen Aristoteles und den nun folgenden „eklektischen" Systemen gezogen wird, entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Wenigstens ist der Übergang von Empedokles an zu dem mehr äußerlichen Eklektizismus der Stoa und Epikurs ein recht allmählicher. Gegen die Darlegung dieser beiden Systeme ist wenig einzuwenden. Eine etwas historischere Behandlung wäre auch hier wünschenswert gewesen, bei den Stoikern auch eine ausführlichere Behandlung und Erklärung der Widersprüche und Schwankungen. Daß die Behandlung des Problems im Fortgang des Buches immer skizzenhafter wird, beruht wohl weniger auf abnehmendem Interesse als auf mangelnden Vorarbeiten. Von einer Monographie ist nicht zu verlangen, daß sie solche nachholt. Eine besondere Behandlung des Panätius und Posidonius wäre indes wünschenwert gewesen, da sich durch Benutzung des letzteren manche Widersprüche bei Cicero und Seneca erklären.

Am empfindlichsten werden für die Neuplatoniker Spezialuntersuchungen vermißt. Was der Herr Verf. bringt, beruht auf selbständigem Studium der Quellen.

Die Darstellung ist im ganzen klar, mitunter könnte sie etwas einfacher sein. Ausstattung und

Druck sind gut. Von nicht korrigierten Druckfehlern ist der bedenklichste der Milesier Heraklit auf S. 98.

Basel. Ferdinand Dümmler.

Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften herausgeg. von **H. Collitz** und **F. Bechtel.** Dritter Band. IV. Heft. 1. Hälfte: Die Inschriften von Aigina, Pholegandros, Anaphe, Astypalaia, Telos, Nisyros, Knidos, bearbeitet von **F. Bechtel.** Göttingen 1889, Vandenhoeck und Ruprecht. S. 193-300. gr. 8. 3 M. 20.

Der Inhalt des Heftes zerfällt in die Abschnitte: Aigina (n. 3408—3427), Pholegandros (n. 3428, 3429), Anaphe (n. 3430—3458), Astypalaia (n. 3459—3485), Telos (n. 3486—3495), Nisyros (n. 3496—3499), Knidos mit Lipara (n. 3500—3554). — Die Herausgabe der Inschriften von Kos und Kalymna wurde vorläufig vertagt, da Herr Paton in Aberdeen eine Monographie über Kos in Aussicht stellte, in welcher neue Inschriftenfunde bezw. neue Abschriften bereits bekannter Denkmäler mitgeteilt werden sollen. Die betreffenden Inschriften werden in der zweiten Hälfte des Heftes nach einer Bearbeitung von Dr. Paul Müllensiefen folgen.

Die Behandlung der Texte ist sorgfältig und mustergültig, die Zusammentragung des reichhaltigen Materials in den Kommentaren äußerst dankenswert. Weitaus den größten Teil (⅘ des Heftes) nehmen die knidischen Denkmäler ein, unter denen die Verwünschungsinschriften (n. 3536—3548) ein eigenartiges Interesse beanspruchen. Hinsichtlich der in zahlreichen Exemplaren auf uns gekommenen Henkel mit knidischer Fabrikmarke ist eine Auswahl getroffen; es werden auf S. 243—298 unter n. 3549 deren 432 verzeichnet.

Die Litteraturangabe zu den einzelnen Texten läßt nichts Wesentliches vermissen; doch ist zu der Inschrift von Nisyros n. 3498 die erste Publikation derselben im Parnassos 1878 S. 153 nicht erwähnt. Ein Hinweis auf die in Roberts' verdienstlichem Werke „An introduction to greek epigraphy“ I, Cambridge 1887 n. 120—127c in Faksimile und Umschrift nach Röhls IGA wiederholten äginetischen Inschriften n. 3408—3416 wäre erwünscht gewesen, zumal sich aus dem Kommentare zu denselben manche Ergänzungen zu den Varianten der Lesungen ergeben haben würden. — Es fehlt in der Sammlung die von Kumanudis in der Zeitung Παλιγγενεσία vom 19. Sept. 1865 zuerst mitgeteilte und von Vidal-Lablache, Revue archéol. XXII S. 285 wiederholte Aufschrift eines Epitaphiums von Anaphe: Ὁ δᾶμος Εὐθυμίδα Ἀνδρομένους ἄριστα βιώσαντα. Ἕκτον χ᾽ ἑξηκοστὸν ἔτος ζήσαντ᾽ ἀλύπως δᾶμος ἀφηρώιξ᾽ Εὐθυμίδ᾽ Ἀνδρομένους, in deren letzten Zeilen Dittenberger, Epigraphische Miscellen (in den „Histor. und philol. Aufsätzen, E. Curtius zu seinem 70. Geburtstage gewidmet“, Berlin 1884) S. 292 ein elegisches Distichon, wenngleich mit der unrichtigen Prosodie Εὐθύμιδα, erkannte. Wahrscheinlich absichtlich übergangen ist die arg verstümmelte knidische Weihinschrift bei Newton, A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae I pl. XCII n. 40, Text II, 755, welche Schöll, Rhein. Museum XLII S. 478 ergänzt: Ἀθα]νάτοις [θυ]όεντα [δα]μιουργὸς Ἀρ[πο]κρᾶ[ς] ἱδρύσατο βωμόν mit der Bemerkung: „Man könnte glauben, daß ein hexametrisches Muster, beispielshalber: Ἀθανάτοις θυόεντα Φίλων ἱδρύσατο βωμόν, von dem Stifter verwertet und durch Einsetzen seines Namens und Titels aus den Fugen getrieben sei“.

Remscheid. W. Larfeld.

J. M. Stowasser, Dunkle Wörter. Lexikalisches. Wien 1890, Tempsky. (Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des Franz-Josephs-Gymnasiums für 1889/90.) 32 S. 8.

Auf etwa 32 Seiten hat der Verfasser, welchem die lateinische Sprachwissenschaft schon manche Anregung verdankt, reichlich 80 lateinische Wörter behandelt, deren Erklärung bislang entweder noch gar nicht unternommen oder nach seinem Urteil mißlungen war. Es ist lebhaft zu bedauern, daß der rührige Gelehrte seine seltene Kombinationsgabe nicht von strenger methodischer Schulung beherrschen läßt. Der Widerspruch, welchen er von den „Sprachvergleichern“ erwartet, wird von der klassischen Philologie erst recht erhoben werden, um so lauter deshalb, weil sie in Fragen der Etymologie sich durchaus auf einen Boden mit der vergleichenden Sprachwissenschaft zu stellen gewohnt ist.

Wer so völlig neue Wege einschlägt, wie es der Verf. durchweg thut, ist vor allem verpflichtet, zu zeigen, warum die alten unbrauchbar waren. Der Verf. begnügt sich in vielen Fällen damit, die Vermutungen neuerer Gelehrter garnicht oder nur unvollständig zu erwähnen und schlägt dabei einen Ton an, der mit der überall hervortretenden Lebhaftigkeit seines Temperamentes doch nicht zu entschuldigen ist. Die Zuversichtlichkeit, mit welcher seine eigenen Erklärungen auftreten, kontrastiert seltsam mit dem am Schluß geäußerten Bangen vor der Aufnahme dieser Blätter. Ref. hat eingehend alle Versuche Stowassers geprüft

und mit älteren Erklärungen verglichen, muß aber gestehen, kaum an einer einzigen Stelle von der Richtigkeit des Neuen überzeugt zu sein. Es werden uns Wortgebilde, Lautübergänge und Bedeutungswandlungen zugemutet, welche allem, was sich die Sprachwissenschaft zum Gesetze gemacht hat, geradezu widersprechen. Für eine ganze Reihe von Wörtern wird Entlehnung aus dem Griechischen oder hybride Zusammensetzung aus griechischen und lateinischen Elementen angenommen, ohne daß auch nur die Frage aufgeworfen würde, wie denn doch die Römer der ältesten Zeit dazu kamen, für ganz alltägliche Dinge sich Wörter von den Griechen zu holen, Wörter, welche wir im ganzen Umfange der griechischen Litteratur oft nicht ein einziges Mal belegt finden. Wir hören: „Es ist klar, daß *mica* griechisches Lehnwort ist“ (S. 2); allein griech. μίκη ist garnicht vorhanden; der Zusammenhang des Stammes von *mica* mit dem von μικρός war übrigens vor Stowasser längst anerkannt, vergl. Vaniček II. 1200. *perendie* wird zuversichtlich auf πέρην-*die* zurückgeführt (S. 14), trotzdem gerade die damit zusammengestellten, sinn- und stammverwandten Wörter wie *hodie*, *pridie* u. s. w. auch für *perendie* lateinischen Ursprung wahrscheinlich machen, trotzdem πέρην doch nur dialektisch ist, trotzdem πέραν nur lokal gebraucht ist. Das alte *ambulare* soll griechisches ἀναβολή „Aufstieg, Marsch“ zum Ausgangspunkte haben. „Davon ist *ambolare* (Itala) oder *ambulare* einfache Denominativbildung“ (S. 25). Also eine Schreibung in der Itala dient als Stütze für die Erklärung eines Plautinischen Wortes; um ein neues Wort für „gehen“ zu gewinnen, entlehnten die Römer ein griechisches Substantiv, welches zuweilen „der Aufstieg“ bedeutete, und brachten mit dessen Hülfe sich das ihnen mundgerechtere *ambulare* zu stande. — Und nun die Lautübergänge: aus dem von vornherein höchst problematischen **iugillo* wird **sub-iugillo*, „daraus scheint *sūgillo* als Resultat vulgärer Kontraktion hervorgegangen zu sein“ (S. 21). „Das anlautende *hēl* . . . (in *helluo*) ist nichts als griechisches ἡδύ. Aus ἡδύ-*lauari* = *hēdu-luari* durch *hed-luor* ergiebt sich richtig *helluor* (vergl. *pelluuiae* statt *pedi-luuiae*), daß man später *hēluor* schrieb, mag auf Volksetymologie (an-hēlus?) beruhen“ (S. 14). Bis jetzt hat man doch als Stamm von *pes* auch *ped* und nicht *pedi* angesetzt. — Nicht minder gewaltsam und künstlich sind die vorgeschlagenen Bedeutungsentwickelungen. „*uiolare* kommt nicht von *uis*, sondern von *uiola* und bedeutet ursprünglich röten“. Wenn aber an den *uiolae* etwas charakteristisch ist, so ist es, trotzdem sie gelegentlich einmal *purpureae* genannt werden, doch gewiß nicht die blutrote Farbe, welche zu der Bedeutung *cruentare* verhelfen könnte. Auch paßt an den von Stowasser citierten Stellen „beflecken, verletzen, schänden“ mindestens ebensogut wie röten. — Ich verweise nur noch auf *amoenus* (= **ad-moenus*, **am-moenus* „an der Stadtmauer befindlich“) (S. 5), *nutritus* (= **noui-tritus*, **nou-tritus*, davon dann **nou-tritor*, **nou-*[*tri*]*trix* — *nu-trix* (S. 18), während nach unseren Zeugnissen gerade *nutrix* älter als *nutritor* ist), um wenigstens einiges für die Art des Verfassers Bezeichnende hervorgehoben zu haben. Selbst, wo man zur Zustimmung geneigt sein könnte, wie bei *parricidium*, *ominari*, hat der Verf. eine Menge Fragen offen gelassen, welche sehr einer scharfsinnigen Erörterung, wie er sie mit mehr Glück für Textesänderungen verwendet, bedurft hätten.

Der Art, wie hier die schwierige Kunst des Etymologisierens geübt wird, muß nachdrücklich entgegengetreten werden. Sie führt geradeswegs zurück zu dem, wovon uns die Meister der Sprachwissenschaft befreit haben sollten. Möchte an sich selbst der Verf. diese Befreiung vollziehen und uns nur ausgereifte Früchte seines Geistes bieten.

Kiel. A. Funck.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Mnemosyne. N. S. XIX, 1.

(1 ff.) **S. A. Naber**, Emendatur S. Sophronii Anacreonticum XX. — (15) **J. v. L. J. f.**, Ad Platonem. Euthyd. p. 303 e. — (16 ff.) **C. M. Francken**, Selecta de Montepessulano et Ashburnhamensi Lucani. Beschreibung beider Hss, die aus einer Quelle stammen, nebst einer Reihe von Proben aus der letzteren und daran geknüpften kritischen Bemerkungen. — (41 ff.) **J. S. Speijer**, Obseruationes ad poetas latinos. Zu Plautus, Ennius, Terenz, Tibull. — (62) **J. van der Vliet**, Ad Tertulliani declamationes. Der Cod. Cheltenham. 2357 enthält nicht 'Tert. decl.', sondern die unter Quintilians Namen gehenden. — (63 ff.) **K. Kuiper**, In Callimachi hymnum IV. — (74) **J. v. L. J. f.**, Aristophanes. Pax 459. — (75 ff.) **I. M. J. Valeton**, De iure obnuntiandi comitiis et conciliis. I. — (113) **J. v. L. J. f.**, Ad Platonem. Euthyd. p. 272 d. — (114 ff.) **J. C. Naber**, Obseruatiunculae de iure Romano. XI. Ad interdictum 'ne uis fiat aedificanti'. XII. Quid sit remittere. XIII. Quando remittatur.

Journal des Savants. Janvier 1891.

(17 ff.) **Ch. Lévêque**, Anz. von Damascii dubitationes et solutiones de primis principiis in Platonis

Parmenidem ed. C. A. Ruelle. Ref. erweist, daß vom historischen wie philosophischen Standpunkt die Veröffentlichung dieses Werkes in seinem Gesamtumfang sehr nützlich ist, und fordert jüngere Kräfte zum eingehenden Studium desselben auf, um ihm seinen wahren Platz in der Ordnung der Systeme anzuweisen. — (30 ff.) **J. Girard**, Eingehende Würdigung von G. Schlumberger, Un empereur au Xe siècle, Nicéphore Phocas. — (46 ff.) **R. Dareste**, Besprechung von P. Guiraud, Les assemblées provinciales dans l'empire romain. Das Werk wird stets die Grundlage und der Ausgangspunkt jeder neuen Untersuchung über diesen Gegenstand sein.

Archiv für Geschichte der Philosophie. Band III, Heft 4.

(515 ff.) **P. Natorp**, Demokritspuren bei Platon. Die in Platons Theätet dargestellte und vom Standpunkte der Ideenlehre bekämpfte sensualistische Wahrnehmungstheorie weist deutlich auf Demokrit zurück. Dadurch wird die von N. bereits im Archiv III 3 S. 347 ff. begründete Annahme, daß Aristipp der Urheber jener Lehre sei, noch wahrscheinlicher, da Aristipp auch in seiner Ethik Spuren Demokriteischen Einflusses zeigt. Zeigt Platon hier eine mittelbare Bekanntschaft mit Demokrit, so scheint er an anderen Stellen unmittelbar auf ihn einzugehen. Die im Philebos 44 B ff. und im Staat 583 B ff. als fremde, im Phädon 68 E ff. und sonst als eigene Lehre vorgetragene Auffassung der Lust kann nicht auf Antisthenes bezogen werden, dessen Anschauung vielmehr im Phädon widerlegt wird, paßt dagegen vortrefflich auf Demokrits ethische Theorie. „Was wahr sein soll, muß unwandelbar das sein, was es ist, dies eleatische Grundmotiv beherrscht die Demokriteische wie die Platonische Ethik, wiewohl es bei Dem. nicht in gleicher wissenschaftlicher Strenge durchgeführt war". Mehr indirekte Beziehungen auf Dem. lassen sich noch im Parmen. 164 f., im Timäus und im Sophistes nachweisen. — (532 ff.) **C. Hebler**, Zu Platons Timäos S. 34 B f. Eingehende Erklärung der Stelle von der Bildung der Weltseele (die Worte μιγνὺς — δὲ μετὰ τῆς οὐσίας werden nicht mit dem folgenden, sondern mit dem vorhergehenden Satze verbunden) und Vergleichung mit der analogen Darlegung des Philebos. — (541 ff.) **R. Eucken**, Aristoteles' Urteil über die Menschen. Die Selbstliebe, sei es in edlerer, sei es in niederer Fassung, ist nach Aristot. die Haupttriebkraft des menschlichen Handelns. Aber es giebt in jedem Menschen vermöge der ihm innewohnenden Vernunft ein Streben über die individuelle Selbsterhaltung und die bloße Nützlichkeit hinaus: es ist dies das allgemeine Verlangen nach einer inneren Gemeinschaft des Lebens. Andererseits bleibt neben der Vernunft im Menschen auch ein Unvernünftiges und Tierisches, eine gewisse natürliche Schwäche, von deren Herrschaft sich die große Menge nicht loslösen kann. Sie giebt in ihrem Streben nach äußeren Gütern der Selbstliebe eine verkehrte Richtung und verfällt durch die Maßlosigkeit und Unersättlichkeit ihrer Begierden dem Bösen und Ungerechten. Diesem Durchschnittsleben steht das Ideal des wahrhaft Guten, der in der Vernunftthätigkeit seine Befriedigung findet, schroff gegenüber. Doch wird der scheinbar unvermittelte Gegensatz durch gewisse Abstufungen abgeschwächt. Wie über das Bild des Tüchtigen der Großgesinnte (μεγαλόψυχος) hinauswächst, so wird zwischen verzeihlicher Schuld (ἁμαρτία) und eigentlicher Bosheit (μοχθηρία) scharf unterschieden. So erhält der Durchschnitt der Menschen eine gewisse Mittelstellung zwischen den Guten und Schlechten, und es ergiebt sich die Möglichkeit einer Entwicklung der Vernunft innerhalb der menschlichen Wirklichkeit, zumal da innerhalb des Durchschnitts wiederum die nur nach Gewinn Strebenden von den um der Ehre willen Handelnden scharf zu trennen sind. Auf das Staatsleben angewendet, ergiebt diese Unterscheidung ein aristokratisches Staatsideal, das jedoch mit Hülfe der Lehre von der Summierung der Vernunft im politischen und gesellschaftlichen Zusammenleben einer demokratischen Auffassung angenähert wird. Dieselben Grundzüge, nur minder ausgeführt, zeigt Aristoteles' Überzeugung vom intellektuellen Stande und vom ästhetischen Urteil der Menschen. — (559 ff.) **Ch. Em. Ruelle**, Damascius. Son traité des premiers principes (Forts.). Damascius' Werk περὶ ἀρχῶν enthält vielfache Hinweisungen auf die Meinungen seiner neuplatonischen Vorgänger wie auch älterer Philosophen: die Mullachschen Fragmenta könnten aus ihm um etwa 100 Bruchstücke vermehrt werden. Auch für die orphische und chaldäische Theogonie ist es eine Fundgrube. — Der Hauptinhalt der cc. 52—396 ist zusammengefaßt bei Lydus de mens. I 15. Zahlreich sind die Beziehungen auf die gleichartigen Werke des Proklos, was besonders hinsichtlich der Theologia platonica nachgewiesen wird. — (568 ff.) **L. Stein**, Ein ungedruckter Brief von Descartes. — (571 ff.) **R. Stölzle**, Die Erlanger Giordono Bruno-Manuscripte. — (578 ff.) **G. Gell**, Die Gottesidee bei Locke und dessen Gottesbeweis. — Jahresbericht (599 ff.) **J. Bruns**, Über die akademische Ausgabe der Aristoteleskommentare 1886—1889. — (620 ff.) **H. Siebeck**, Über die Philosophie des Mittelalters 1886—1889. — (632 ff.) **B. Erdmann**, Über die neuere Philosophie bis auf Kant 1888 und 1889. — (647 ff.) **J. Bywater**, The Literature of Ancient Philosophy in England in 1888. — (648 ff.) **P. Tannery**, L'histoire de la philosophie en France pendant l'année 1888. — (675 ff.) **E. Radlow**, Über die Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie in Rußland.

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 10.

(331) **R. Thommen**, Geschichte der Universität Basel. *G. Kaufmann* vermißt eine Vergleichung mit den übrigen Universitäten. — (334) **J. P. Mahaffy**, New fragments of the Antiope of Euripides. 'In der Entzifferung dieses Papyrus wird man noch ziemlich viel weiter kommen können'. *H. Diels.* — (335) **B. Dahl**, Latinisk Litteraturhistorie. 'Im einzelnen vortrefflich. Beschwerlich ist, daß auch diese Litteraturgeschichte in die Zwangsjacke des Rubrikensystems eingeschnürt wurde'. *Cl. Gertz.*

Neue philologische Rundschau. No. 5.

(65) Platos Gorgias, von **A. Th. Christ**. 'Tadelnswert; nicht behutsam genug für ein Schulbuch. Ausstattung vorzüglich, Druckfehler fast garnicht'. *P. Meyer.* — (68) Horaz, Oden und Epoden, von **K. Küster**. 'Im Kommentar steckt viel lobenswerter Fleiß. In der Auffassung der Horazischen Liebespoesie ist der Standpunkt des Herausgebers völlig mißverständlich; die Libertine Phylis z. B. soll Mäcenas selbst sein!' *Heinr. Müller.* — (73) **R. Engelmann**, Bilderatlas zu Ovid. 'Die archaischen Abbildungen hätten wegbleiben müssen'. *P. Weizsäcker.* — (74) **H. Linke**, Studien zur Itala. 'Wertvolle Ergebnisse'. *P. Mohr.* — (76) Corpus iuris edd. **Mommsen-Krüger**. 'Auch für die Grammatik des späteren Lateins lehrreich'. *E. Grupe.* — (76) Hilarii tractatus super psalmos rec. **A. Zingerle**. Anerkennend besprochen. — (78) **G. Wentzel**, De grammaticis graecis. 'Erbrachter Beweis, daß im Altertum eine Sammlung von kultlichen Beinamen der Götter vorhanden war'. *P. Weissäcker.* — (79) **E. Knoll**, Studien zur ältesten Kunst in Griechenland. 'Gegen Milchhöfer gerichtet; läßt phönikische und syrische Einflüsse auf die griechische Kunst zu. Bringt wirklich einiges Licht in dies dunkle Gebiet'. *P. Weizsäcker.* — (79) **M. Killmann**, Die preußischen Direktorenversammlungen, 1860—1889. 'Leistet für die ausführlichen Protokolle einigermaßen Ersatz'. — (80) **P. Dörwald**, Ovid-Präparationen. 'Genügt billigen Anforderungen'. *K. Peters.*

Revue critique. No. 8.

(141) **Pleyte-Abel**, Zur Geschichte der Hieroglyphenschrift. 'In dieser kurzen Brochure werden die Gelehrten manche sinnreichen und neuen Gedanken finden, und das größere Publikum kann sehen, wie sich die Hieroglyphen von der Bilderschrift zum Alphabet entwickelt haben'. G. Maspero. — (145) **E. Pottier**, Les statuettes de terre cuite. 'Hübsches Buch, reizend stilisiert. Die Illustrationen sind besser als in der 200 frs. kostenden „Sammlung Sabouroff". S. Reinach.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

Januarsitzung.

(Schluß aus No. 11.)

Herr **Winter** legte vor: **Flinders-Petrie, Kahun Gurob and Hawara,** London 1890. Das Buch berichtet über die im Jahre 1888 unternommenen Ausgrabungen im Fajum und enthält in demjenigen Teile, welcher die Funde von Gurob behandelt, die wichtigsten Beiträge zur Geschichte der 'mykenischen' Kultur. Die Besiedelung von Gurob datiert aus dem Ende der XVIII. Dynastie von der Zeit, als Tutmes III. hier einen Tempel erbauen ließ. Ähnlich wie in Kahun, wo sich an den Bau eines zur Zeit der XII. Dynastie errichteten Tempels eine Stadtanlage anschloß, siedelte sich in Gurob neben dem Tempel eine Ortschaft an, aber ihre Anlage war hier nicht wie in Kahun in den Bauplan einbegriffen, die Stadt erwuchs vielmehr allmählich und planlos und unterscheidet sich daher von der älteren in Kahun durch die Unregelmäßigkeit des Baues. Die Ortschaft in Gurob hat nicht lange bestanden. Auf den zusammengestürzten Mauermassen ist ein Ring Setis II., des Sohnes des Merneptah, gefunden worden, die Stadt muß also schon zu dessen Zeit zerstört gewesen sein. Flinders-Petrie bringt die Zerstörung mit dem siegreichen Kriegszuge des Merneptah gegen die Libyer und die fremden Volksstämme 'von den Ländern des Meeres' der Tursha, Aqnaiwara etc., die wenige Jahre nach dem Tode Ramses II. gegen das ägyptische Reich aufstanden und Memphis bedrohten, in Verbindung und stützt diese Vermutung auf die in Gurob gemachten Funde, welche den Beweis zu liefern scheinen, daß die hier nur wenig südlich von Memphis angesiedelte Bevölkerung aus Leuten dieser fremden Stämme bestand.

Wenn auf einem Holzsarkophag aus der Nekropole von Gurob, die der Stadtanlage gleichzeitig ist, der Bestattete mit dem Namen Anen-Turscha bezeichnet ist, so liegt allerdings in dieser Form ein direkter Hinweis für die Zugehörigkeit des Bestatteten zu dem Volke der Tursha vor. Ein anderes Grab, gleichfalls mit einem reich bemalten Holzsarkophage ausgestattet, enthielt die Leiche des Sadi-amia, für welche Namensform Flinders-Petrie auf das angeblich hethitische Wort Sadi hinweist, das in dem Namen der Sadianteru und Sadi-halis genannten Völkerschaften am oberen Euphratdistrikt enthalten ist. Die Nekropole ist in ptolemäischer Zeit wieder benutzt worden. Abgesehen von den Resten dieser jüngeren Periode sind unter den in der Stadt und Nekropole gemachten Einzelfunden sämtliche sicher datierbaren aus dem Ende der XVIII. und dem Anfang der XIX. Dynastie, wodurch die Ansicht von der Zerstörung der Stadt durch Menerptah gestützt wird. Die Gegenstände sind nicht alle, aber doch zum großen Teil unägyptisch. An der Spitze steht eine Anzahl von Vasen mykenischer Technik, darunter neben kleineren Fragmenten zwei wohlerhaltene Bügelkannen (eine dritte fand sich zusammen mit Gegenständen aus der Zeit der XVIII. Dynastie in einem Grabe in Kahun), ferner das Bruchstück eines kugeligen Gefäßes mit aufgemaltem Kreisornament, in Technik und Dekoration der kyprischen Thonware eng verwandt. Unter den übrigen Gegenständen sind eine Holzplatte mit Stierdarstellungen, eine Alabasterscheibe mit dem Bilde dattelpflückender Affen oder Menschen (vgl. das ähnliche Bild auf einem goldenen Tafelaufsatz aus der Zeit Amenophis III., abgeb. bei Maspéro L'art égyptienne, übersetzt von Steindorff Fig. 299), die mehrfach, auch als Spiegelstütze verwendet, vorkommende Darstellung einer nackten weiblichen Gestalt im Typus der sogenannten Astartefiguren, schließlich das Figürchen eines leierspielenden Mannes mit langem Zopfe hervorzuheben, für welches Flinders-Petrie an ähnliche Darstellungen auf hetitischen Reliefs erinnert. Es wird mit dem glücklichen Entdecker dieser Funde anzunehmen sein, daß hier Reste einer nicht in Ägypten heimischen, den fremden Ansiedlern von Gurob eigentümlichen Kultur zu Tage gekommen sind, dagegen bleibt der gemachte Versuch mehr als zweifelhaft, aus den gefundenen Gewichten und eingeritzten Zeichen, die auf unbemalten Gefäßen nicht nur von Gurob,

sondern auch aus den älteren Schichten von Kahun zahlreich vorhanden sind und in denen Flinders-Petrie die Inkunabeln des phönikischen Alphabets zu erkennen glaubt, die Nationalität dieses fremden Volkes zu ermitteln. Wenn daher auch durch diese neuen Funde die Frage nach der Herkunft der 'mykenischen' Kunst nicht zur Entscheidung gebracht wird, so ist durch sie ihre zeitliche Bestimmung doch endgültig sicher gestellt. Auch ein neues bestimmtes Zeugnis aus Mykenae selbst tritt jetzt bestätigend hinzu. Es ist die in der 'Εφημερὶς ἀρχαιολογική 1888 S. 156 abgebildete Cartouche von einer ägyptischen Porzellanvase, welche nach Tsuntas' Bericht in einem Grabe der Unterstadt von Mykenae gefunden ist. In ihren Zeichen, deren Bestimmung Herrn Professor Erman verdankt wird, ist der Name des Amenophis III. enthalten. Derselbe Name steht bekanntlich auf einem Skarabäus aus der 'mykenischen' Nekropole von Ialysos auf Rhodos (Furtwängler und Loeschcke, Mykenische Vasen Taf. E 1 S. 4), während ein im Palast von Mykenae gefundener Skarabäus den Namen der Gemahlin des Amenophis III., der Königin Ti, trägt ('Εφημερὶς ἀρχαιολ. 1887 Taf. 13 u. 21 in umgekehrter Richtung). Wenn gegen die Beweiskraft der letzteren Bedenken erhoben sind (Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen S. 319), 'da es viele Königinnen mit Namen Ti gegeben habe und auch wenn die berühmteste, die Gemahlin des Amenophis III., gemeint sein sollte, doch der Skarabäus einer späteren Zeit angehören könne, da die Namen berühmter Fürstlichkeiten auch in der Folge immer noch auf Amulette geschrieben seien', so trifft nach Ermans Aussage weder dieser Zweifel das Richtige, noch ist ein ähnlicher gegen die Cartouche einzuwenden; denn der Name des Amenophis III. findet sich niemals auf späteren Werken wiederholt. Es wird daher durch das Zusammentreffen der verschiedenen Zeugnisse, die mit den Ermittelungen von Flinders-Petrie übereinstimmen, die schon früher aufgestellte Datierung, nach welcher die mykenische Kultur gleichzeitig mit dem Ende der XVIII. und dem Anfang der XIX. Dynastie etwa in das 15. — 12. Jahrhundert anzusetzen ist, als richtig erwiesen, ein Resultat, das um so nachdrücklicher zu betonen ist, als noch kürzlich von Beloch in einem Aufsatz über die dorische Wanderung, in welchem freilich die Monumente am wenigsten berücksichtigt sind (Rheinisches Museum 1890), der seltsame Versuch gemacht werden konnte, ihre Blüte in das 10. Jahrhundert herabzusetzen.

Zu Schluß widmete Herr **Curtius** dem jüngst verstorbenen Heinrich Schliemann, den die Gesellschaft wiederholt unter ihren Gästen begrüßen durfte, einen warmempfundenen Nachruf und erörterte dann noch kurz eine farbige Wandkarte, welche von Herrn Kaupert gezeichnet zum erstenmal eine Übersicht über die Lage der Urgaue von Athen gewährt.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 28. März. 1891. № 13.

Inhalt.

Zu Apuleius.

In meinem als Beilage zum Lektionsverzeichnis der Universität Freiburg i. d. Schweiz für den Sommer 1891 erschienenen Ausgabe von Apuleius' Amor und Psyche habe ich V 10 p. 8, 24 die handschriftliche Lesart 'rarissimo venerem meam recolentem (maritum)' wieder in den Text gesetzt und dazu S. 38 bemerkt, daß 'rarissimo' sich auch apol. p. 18, 12 Kr. finde. Hierbei habe ich mir aber ein höchst unliebsames Versehen zu Schulden kommen lassen; denn an dieser Stelle ist 'rarissimo' = dat. sing. Nichtsdestoweniger bleibe ich bei der Überlieferung; denn 'rarissimo' als adv. ist, auch wenn es nicht weiter zu belegen sein sollte, so wenig zu beanstanden, als z. B. 'tutissimo' (Neue II² 689).

Freiburg i. d. Schweiz. Carl Weyman.

Notizen.

Im ägyptischen Theben sind außer dem Sammelgrabe, über welches wir bereits Mitteilungen brachten, auch bedeutende Kunstwerke aufgedeckt worden, unter anderem in Luxor eine Kolossalstatue von Ramses II., deren Kopf vom Rumpfe getrennt sich gleichfalls vorfand; die Arbeit ist von außergewöhnlicher Feinheit; besonders interessant ist die vollständige Abbildung der Tempelfront des großen Tempels in Luxor, welche der König dem Ammon als Opfer darbringt, und eine hieroglyphische Inschrift, welche die Summen aufzählt, die Alexander und Philippus Aridaeus für die Herstellung des Tempels verwendet haben.

Ein unverstandener Witz Ciceros nebst einer kurzen Bemerkung über die handschriftliche Überlieferung der Briefe an Atticus.

(Schluß aus No. 12.)

Die Anrede des Atticus als *Agamemno* zeigt, daß Cicero hier einen mythologischen Witz machen will. Er empfindet den Abbittebrief an Caesar als ein seiner republikanischen Gesinnung schmerzliches Opfer; er fühlt sich also dem Agamemnon gegenüber als die Klytaemnestra, die ihren Liebling hergeben muß. Aber der Witz wäre in dieser Gestalt unvollständig, es fehlt der Hinweis auf Caesar, d. i. die Gottheit, die durch das Opfer versöhnt werden muß oder, wenn Caesar selbst aus Gründen der Vorsicht nicht genannt werden sollte, wenigstens die Gestalt des unerbittlichen Calchas, die den Agamemnon-Atticus antreibt, das schmerzliche Opfer von Klytaemnestra-Cicero zu fordern. — Schlimmer noch als dieser aesthetische Anstoß ist ein mehr äußerlicher. Cicero sagt in scharfem Gegensatze: „Als ich Deinen Auftrag erhielt, habe ich das, was ich in der Hand hielt <die philosophischen Schriftwerke>, weggeworfen und sofort, was Du befahlst <den Brief an Caesar>, im Rohbau aufgesetzt". Diese kräftige Antithese und noch mehr die ganze schöne Plastik dieser Sprache — *abieci*, *edolavi* — wird nun zerstört durch das vorangehende abstrakte: *extemplo instituta omisi*, ein durchaus unnützes drittes Glied, von dem schon der alte Graevius mit Recht erklärt hatte: Quis sibi persuadere potest in tanta brevitate Tullium scripsisse

instituta omisi, ea, quae in manibus habebam, abjeci. Quid enim est abjicere quae in manibus habemus, quam omittere instituta? Nemo sine reprehensione et sine ulla causa et emphasi duabus hic loquatur eiusdem sententiae locutionibus, <ut> eandem rem exprimat, nisi infans". Wir finden also, daß der Text in der vorstehenden Fassung nicht richtig sein kann, und zwar fehlt einerseits die richtige Durchführung des Witzes, andererseits ist ein ganzer Satz zuviel. Woher stammt überhaupt dieses überflüssige Textstück? Es stammt nebst zwei anderen vorausgehenden Worten in der Form: *aureis nuntius, extemplo instituta* aus C und Z, ist also eine ergänzende Randbemerkung aus den Ausgaben des Cratander und des Lambin. Demnach ist dieses falsche Füllstück für diejenigen Gelehrten, die wie Karl Lehmann unbedingt auf die Autorität der Randnoten Cratanders und Lambins schwören, unanfechtbar. Aus diesem Grunde hat es z. B. auch die Censur Wesenbergs, auf dessen Schultern Lehmann steht, glücklich passiert. Mir aber sei es verstattet, auf die Lesart des bekannten Codex M, der zur Zeit als die einzige beglaubigte Abschrift des von Petrarca 1345 gefundenen Veronensis zu gelten hat, zurückzugreifen. Hier lautet die Stelle: *Posteaquam abs te, Agamemno, non ut venirem — nam id quoque fecissem, nisi Torquatus esset**) — *sed ut scriberem tetigit omisi ea, quae in manibus habebam, abieci, quod iusseras, edolavi.* In dieser Fassung ist die Antithese *ea, quae in manibus habebam, abieci, quod iusseras edolavi* völlig in Ordnung, ebenso der Vordersatz *Posteaquam-scriberem*, Anstoß erregen nur die beiden Worte *tetigit omisi*. Ich erinnere daran, daß wir zur Durchführung des Witzes einen Kalchas vermissten, den Vermittler zwischen der Gottheit-Caesar und dem Agamemnon-Atticus. Nach meinen vorigen Ausführungen kann es nicht zweifelhaft sein, daß Oppius oder Balbus hier als Kalchas zu fungieren haben. Demnach ist für *tetigit omisi* zu lesen: *pepigit Oppius* und zu übersetzen (mit Weglassung der Parenthese): „Nachdem von Dir als Agamemnon Oppius sich ausbedungen hat, nicht daß ich sofort nach Rom käme, aber daß ich an Caesar einen Abbittebrief schriebe, habe ich sofort die philosophische Schriftstellerei aus den Händen geworfen und den mir aufgegebnen Brief im Rohbau aufgesetzt". Über die häufige Verwechslung von t und p brauche ich wohl kein Wort zu sagen, in dem Namen *oppius* aber konnte eine beim Schreiben leicht vorkommende Umkehrung des zweiten p, also pq, sehr leicht als unziales M gelesen werden; stand aber einmal *omis* da, so war die Ergänzung in *omisi* wegen des Folgenden selbstverständlich."**) Für den Gebrauch von *pangere* „sich etwas ausbedingen" mit folgendem Finalsatze führe ich an, z. B. Cic. off. III 92: *Si quis medicamentum cuipiam dederit ad aquam intercutem pepigeritque . . ., ne illo medicamento umquam postea uteretur* vgl. Tac. ann. XIV 19 etc. — *Pangere aliquid ab aliquo* findet sich z. B. bei Sueton Caes. 29. — Aber noch könnte man gegen meine Konjektur einwenden, daß kein Grund vorliege, warum gerade Oppius und nicht Balbus dem Atticus am 12. August als Kalchas gegenübergetreten sei. Der Zufall war so gütig, auch für diesen Einwand eine unanfechtbare Zurückweisung bereit zu halten. Wir wissen nämlich aus A XIII 46, 1, daß Balbus gerade am 12. August nicht in Rom war, sondern in Lanuvium, wo er auf

*) Vgl. dazu A XIII 45, 2: *Quod nisi me Torquati causa teneret, satis erat dierum, ut Puteolos excurrere possem et ad tempus redire.*

**) Es ist mir unbekannt, ob nicht etwa die Form *omis* noch aus der man. prima des Mediceus zu erkennen ist.

der Villa des Lepidus mit Cicero zusammentraf und gleichfalls dem Cicero zu verstehen gab, wie sehr dem Caesar an Ciceros „Urteil" über die „Anticatones" gelegen sei (vgl. A XIII 50, 1.). So vereinigen sich denn hier in seltener Weise die verschiedenartigsten Umstände, um meine Auffassung der bisher verkannten Stelle als eine augenscheinlich richtige Emendation erkennen zu lassen. Immerhin finde ich in dem von mir festgestellten Wortlaute des Textes nicht das Wichtigste; wenn mir nur zugegeben wird, daß ich den Sinn der Stelle richtig getroffen habe und daß ich mit der Entfernung der aus ZC hereingenommenen Worte *aures nuntius extemplo instituta* im Rechte bin. Ist das aber der Fall — und das unterliegt keinem Zweifel —, so ergiebt sich von dieser Stelle aus ein wichtiges Kriterium, ja eine neue Ansicht*) über CZ, über die ich hier nur eine Andeutung geben will. Es hat sich gezeigt, daß hier M eine leicht verderbte, ZC dagegen eine stark interpolierte und zwar auf dem Texte von M beruhende, gefälschte Lesart haben. Das Verfahren des Schreibers oder Korrektors der gemeinsamen Vorlage zu C und Z ist offenkundig. Er las auch in seinem Texte *tetigit omis* oder *omisi*, vermochte aber, der Zeitgeschichte und richtigen Chronologie der Briefe unkundig, nicht die Heilung zu finden, und so fabrizierte er eine der in der Renaissance so beliebten Füllungen. Seine Litteraturkunde aber gab ihm ein äußerlich nicht schlecht passendes Füllstück an die Hand — und uns damit die Möglichkeit, sogar den Steinbruch des Fälschers kennen zu lernen. Nonius nämlich überliefert p. 263 aus Varros *epistula Iuli Caesaris* (vgl. Bücheler Rh. Mus. XIV p. 449) die Verse: *Quem simul ac Romam venisse mi attigit auris nuntius, Extemplo meos in curriculum contuli propere pedes.* Man hat diese Stelle längst mit unserer Cicerostelle verglichen; nur glaubte man fälschlich zwei Originale zu finden, während nur die Varrostelle echt ist, dagegen die Cicerostelle in der bisher üblichen Fassung eine Mosaikarbeit der Renaissance. Jedes weitere Wort zur Begründung dieser Behauptung wäre überflüssig. Ich werde an anderem Orte mit umfangreicherem Material mich über den wahren Wert der sogenannten französischen Überlieferung Z ve.**) etc. aussprechen; soviel aber kann ich schon heute sagen, daß die Lehmannschen Hypothesen, die auf einer Überschätzung von Z etc. beruhen, bei Wegfall dieses Unterbaues ihren Boden verlieren.

Dresden-N. Otto Eduard Schmidt.

*) Ich spreche von einer neuen Ansicht im Gegensatz zu den seit Jahrzehnten herrschenden Ansichten. Dagegen konstatiere ich mit besonderem Vergnügen, daß mir in der richtigen Beurteilung von Z und C in der Hauptsache kein Geringerer als F. Bücheler im Rhein. Mus. XI S. 509—35 vorangegangen ist.

**) Um jedes Mißverständnis auszuschließen, bemerke ich ausdrücklich, daß der Wert der Würzburger und Mühlbacher Fragmente sowie der alten vom Herausgeber der editio Cratandrina benutzten Handschrift, der wir z. B. die erste Hälfte des IX. Buches der Brutusbriefe verdanken, voll und ganz von mir anerkannt wird. Nur diejenigen Teile der Cratandrischen Randnoten (C) sind auszuscheiden, die der Herausgeber nicht seiner alten Handschrift, sondern einer jüngeren Renaissancehandschrift entnommen hat. Daß es solche unter C giebt, hat bereits Hofmann, „Der krit. App. etc." S. 36, anerkannt, vgl. meine Schrift „Die handschriftliche Überlieferung der Briefe Ciceros etc." im X. B. der Abh. der phil.-hist. Klasse der K. Sächs. Ges. d. W. 1887.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Herodots zweites Buch mit sachlichen Erläuterungen herausgegeben von **Alfred Wiedemann.** Leipzig 1890, Teubner. VI, 624 S. 8. 12 M.

Ein ausführlicher Kommentar zu Herodots zweitem Buche ist von Ägyptologen nicht weniger als von Herodoteern als dringendes Bedürfnis empfunden worden. Masperos vorzügliches und geistreiches fragment d'un commentaire beschränkt sich leider auf eine kleine Auswahl von Stellen, die Steinsche Ausgabe in ihren sachlichen Erläuterungen, die Brugschs Feder entstammen, nur auf das Allernotwendigste. Zudem datiert die neuste Auflage aus dem Jahre 1882, kann also trotz aller Vorzüglichkeit dem heutigen Standpunkte der ägyptologischen Forschung nicht mehr entsprechen. Wiedemanns Werk tritt nun weit — und dies ist auch schon äußerlich kenntlich — aus dem für eine derartige Masse des Stoffes zu engen Rahmen einer kommentierten Ausgabe heraus. Die Erklärung überwiegt bei weitem den Text: es ist ein Nachschlagebuch geworden. In einer ausführlichen Einleitung giebt W. die wesentlichsten Resultate der bisherigen Herodotforschung in großem Umriß wieder. Hervorzuheben ist der Abschnitt über die mündlichen Quellen Herodots in Ägypten, S. 28—32, der in nüchterner, klarer und überzeugender Weise Wesen und Wert derselben klarlegt. Am Schlusse folgt eine Übersicht sämtlicher Herodot betreffender neuerer Schriften, die in ihrer Vollständigkeit vor einer Gesamtausgabe Herodots ihren Platz behaupten könnte. In Fragen der Textkritik und des Dialektes schließt sich Wiedemann an Stein an; wir haben darum diesbezüglich nicht mit ihm zu rechten.

Der Kommentar selbst bringt nun für jede Herodotische Notiz — der Text ist zu diesem Zwecke oft bis in das Kleinste zerlegt — sowohl das monumentale und urkundliche Material zur Prüfung hinzu, als auch zum Vergleich, besonders da, wo die monumentalen Quellen versagen, sämtliche einschlägigen Schriftstellercitate, von Homer bis zu den Kirchenvätern herab, bisweilen in wahrhaft erdrückender Fülle.*) In Bezug auf den Wert dieser litterarischen Nachrichten steht W. auf einem Standpunkt, den Ref. nicht teilen kann. Es ist ja ganz interessant zu hören, was man in späterer Zeit über die alten Bewohner des Nilthales gedacht, resp. von einander abgeschrieben hat; indes kann dies für die Erklärung des Herodot oder gar als Quelle von nur ganz geringem Werte sein. Berührt es doch schon eigentümlich, wenn der alte Herodot selbst S. 47 als „beste Quelle" dafür angeführt wird, daß Memphis durch Menes gegründet sei! Man muß doch stets im Auge behalten, daß diese späten Quellen z. T. nicht weniger denn 15 Jahrhunderte hinter der Zeit liegen, in der das klassische Ägypten schon seinem Ende entgegenging. Wie weit W. sein Ziel erreicht hat „zu zeigen, wie ungerechtfertigt das neuerdings beliebte wegwerfende Urteil über die klassische Litteratur über das Nilthal ist", kann hier im einzelnen nicht erörtert werden. Jedenfalls wird das Material in möglichster Vollständigkeit geboten, und das verleiht dem Buch seinen hohen Wert. Manche Artikel, so unter anderen der über die Schrift (S. 162—165), sind musterhaft in ihrer klaren, kurzen Behandlung.

Leider ist dagegen nur mit Vorsicht zu benutzen, was W. in rein sprachlicher Beziehung bietet. Es scheint fast, als ob er die Ergebnisse der rein philologischen Forschung der letzten 10 Jahre ignoriert. Ich nehme aus der großen Anzahl Beispiele wenige heraus. S. 509 behandelt W. das vielbesprochene Wort πίρωμις. Herodot legt ihm einen speziell griechischen Begriff unter und giebt es durch καλὸς κἀγαθός wieder. In Wahrheit heißt es nichts anders als „der Mensch" und ist entstanden aus dem Artikel „pa" und dem Wort romĕt, dem in der späten Zeit die Endung t in der Aussprache abgefallen ist. W. will nicht glauben, daß es ein Wort rmt gegeben, und meint, es hätte ursprünglich rm, dann rt und schließlich im Koptischen rome geheißen. Rmt ist durch die Pyramidentexte hinlänglich bezeugt. Später ließ man in der Schrift, wie bei mehreren Worten, das mittlere m aus, was bei einem so gewöhnlichen Worte nichts auf sich hatte. (So wird z. B. das Wort hnqt „Bier" fast durchgängig nur hqt geschrieben.) Die ägyptische Sprache müßte ja eigentümlich sein, wenn, wie W. will, dasselbe Wort für „Mensch" erst rm, dann rt und schließlich im Koptischen doch rome hieße, was nur aus romet entstanden sein kann. — S. 258 behauptet Verfasser, Dt sei der ang. Name sowohl für die Stadt Busiris wie auch für Mendes. Indes scheiden die Texte genau: Dtt = Mendes, Dtw = Busiris. — Nach S. 468 soll die Pyramide ägyptisch abmer heißen. Sie heißt mr. Das andere Zeichen des Wortes ist nur Determinativ und darf nicht mitgelesen werden.

*) So werden z. B. S. 453 nicht weniger als 13 Stellen aus Schriftstellern als Beleg dafür angeführt, daß die Weisheit der alten Ägypter berühmt gewesen sei.

Daß der Wein koptisch ερπ heißen soll (S. 175) statt des richtigen ηρπ, ist wohl nur ein Versehen, durch das benachbarte ἔρπις hervorgerufen. Wie kann aber W. S. 48 das griechische Wort Θῆβαι aus dem ägyptischen ta apiu (nebenbei einer unmöglichen Form) entstanden sein lassen! Solche Etymologie konnte vor 30 Jahren gelten; heutzutage sollte sie indes in wissenschaftlichen Werken nicht mehr gefunden werden. Abgesehen davon, daß es nicht nötig ist, diese übertragenen griechischen Namen aus dem Ägyptischen abzuleiten, (wir müßten dann z. B. auch Babylon aus Chercha herleiten), zeigt doch der Name Amenophis deutlich, wie apet in griechischer Transkription lautete. Denn trotz Wiedemann (S. 203 Anm.) ist dies aus dem ägyptischen Amen em apet, nicht aus Amen hotep entstanden. Die Endung hotep wird griechisch vielmehr ωθης, resp. nach einer Aspirata ωτης, wie die Eigennamen Σοχώτης (Sebakhotep), Πετενεφώτης (pda neferhotep), Ἰμούθης (Imhotep), zur Genüge beweisen. Warum giebt der Verf. nicht die Eigennamen, wo es sich um Etymologien handelt, in der streng wissenschaftlichen, neuerdings in der „Zeitschrift“ angenommenen Transkription, ohne Vokale, die meist nur willkürlich gesetzt sein können und recht geeignet sind, dem Laien falsche Etymologien wahrscheinlich zu machen.

Abgesehen aber von diesen rein sprachlichen Sachen muß das Werk als äußerst verdienstvoll bezeichnet werden, und Ägyptologen wie Herodoteer haben allen Grund, Wiedemann für den Bienenfleiß dankbar zu sein, mit dem er das Material zusammengetragen und verarbeitet hat.

Berlin. F. Krebs.

Andocides, De mysteriis and reditu. Edited by **E. C. Marchant.** London 1889, Rivingstons. XVI, 199 S. 8. Lwb. 5 sh.

„It is in the hope of enlarging the number of the readers of Andocides that I have prepared this edition. I have throughout kept in view the needs of students at the Universities, and in the upper forms of Schools.“ Eine populäre Ausgabe, welche die Resultate von Blaß, Lipsius und Jebb nicht ohne eine gewisse Selbständigkeit verwertet. Sie enthält außer dem Texte der beiden Reden nebst Einleitungen, kurzen kritischen und ausführlichen erklärenden Noten das Leben des Andocides, eine kurze Abhandlung über den Anteil des Andocides an dem Hermenfrevel und ausführliche Indices.

Die kritischen Noten verzichten darauf ein Bild der Überlieferung zu geben, besprechen etwa nur die Abweichungen von den Ausgaben der oben bezeichneten Gelehrten, wobei es sich der Verfasser nicht versagt, zu bemerken, daß einmal ein ἄν (fälschlich mit Akut statt des Gravis) aus der Blaßschen Ausgabe in die von Lipsius übergegangen ist. Die wenigen eigenen Änderungen des Herausgebers sind teils unnötig (I § 12, § 85, § 133) teils unerheblich (§ 144). Die Erklärung von § 39 τοῦτ' ὑπέθετο, δεινότατον πρᾶγμα οἶμαι: „er legte diese Angabe zu grunde“ erscheint mir wegen πρῶτον μὲν richtig. Sonst übergehen auch wohl die erklärenden Bemerkungen trotz ihres Umfanges Dinge, die einer Erklärung bedürfen. So bei § 133: ὑπὸ τὴν λεύκην muß doch wohl gesagt werden, daß unter dieser stadtbekannten Weißpappel wahrscheinlich Auktionen abgehalten wurden.

Schneidemühl. Thalheim.

Στράβωνος γεωγραφικῶν τό περὶ **Μικρᾶς Ἀσίας** μετά σημειώσεων ἑρμηνευτικῶν ὑπὸ Π. Καρολίδου, **Athen 1889, ιϛ' und 256 S. Mit einer Karte.**

Die vorliegende Ausgabe des XII., XIII. und XIV. Buches von Strabo, die sich ausdrücklich an Meineke anschließt, ist nach dem Vorwort besonders zum Gebrauch der lernbegierigen hellenischen Jugend Kleinasiens bestimmt. Ein Grieche aus Kaisareia, dessen Name genannt zu werden verdient, Herr Basil. G. Pyladis in Konstantinopel, hat die Herausgabe veranlaßt und ermöglicht. Diese Thatsache und das immer mehr erwachende Interesse der Griechen an der Erdkunde sind so erfreulich, daß die Kritik gern schwiege, wenn sie die Förderung einer Sache nicht unter allen Umständen für eine höhere Aufgabe halten müßte als die Rücksicht auf Personen.

Ich will hier nicht betonen, daß die Benutzung des Buches durch Hinweglassen der Casaubonischen Seitenzahlen etwas unbequem geworden ist; — für unser Urteil liegt der Schwerpunkt in den Anmerkungen. Ein Teil von diesen ist geschichtlichen und antiquarischen Inhalts oder erläutert die Ausdrucksweise: das ist gewiß zweckentsprechend; an die selbständige Thätigkeit des Herausgebers stellte es keine großen Anforderungen. Die Anmerkungen sind aber auch, und zu einem sehr großen Teile, topographischer Natur, d. h. sie geben für die antiken Namen die heutigen an, und hier ist es, wo man von einem Eingeborenen — Herr K. ist unseres Wissens Kleinasiate — sichere Nomenklatur, ja selbst Bereicherung erhofft, von einem gewissenhaften Herausgeber aber unter allen Umständen zuverlässige Angaben erwarten muß; darauf hat auch die Μικρασιανὴ ἑλληνικὴ νεολαία einen Anspruch. Und

in dieser Beziehung läßt die Ausgabe, so wie sie jetzt vorliegt, leider mehr als billig zu wünschen.

Ich schicke vorans, daß mir auch die Grundsätze in der Auswahl nicht klar geworden sind: weshalb fehlen z. B. bei so bemerkenswerten Stätten wie Aspendos und Pessinus — das übrigens auch im Index ausgelassen ist — die modernen Namen, die doch zweifellos festgestellt sind?

Im übrigen beschränke ich mich auf einige Stichproben, angestellt bei Gegenden, die mir zufällig persönlich bekannt sind.

S. 24. Der heutige Name von Amastris ist wirklich nicht Amastris, sondern Amasra. S. 31. Der Skylax heißt nicht Tschoterleksou, wie auch auf der alten großen Kiepertschen Karte steht, sondern, wie auch längst verbessert ist, Tschykryksu. S. 53. Der Name des Ortes zwischen Amasia und Vezirkoeprü ist mir als Kawsa bekannt, nicht Γάβζα, wie der Verf. schreibt, der leider obenein noch eine Entstellung aus Φαζημών darin wittert. S. 54 sind die Anm. 1 und 2 entschieden in Unordnung geraten. S. 55. Einen Kastamonû Irmak kenne ich überhaupt nicht, wohl aber einen Goek Irmak, und eben dieser wird mit dem Amniasflusse zu identifizieren sein. S. 57. Gangra: den heutigen Namen Tschangri hat man mir im Lande unzählige Male genannt; Herr K. sagt νῦν Κάγγαρα. Es ist das eine kleine, mir wohl bekannte Unart der Hellenen, zumal der gelehrten, griechischem Klange zuliebe den Ortsnamen etwas Gewalt anzuthun. S. 59. Kios hieße Kemneïk? Ich denke doch, es wird beim alten Gemlek bleiben müssen. S. 68. Daß der Verf. von Isaura wie Cramer (Asia Minor II S. 74) — und etwa nach dem fragwürdigen Dictionary of ancient geography des Dr. Will. Smith? — noch sagt, es könne mit Beischehr identisch sein καθὰ πολλοὶ εἰκάζουσι, ist stark für jemand, der doch Hamilton und Ritter citiert, wenn ich selbst nicht verlange, daß die Sterrettsche Auffindung von Neu-Isaura und die Festlegung der gesamten Gegend dem Verf. schon bekannt geworden sei. Schlimm ist auch S. 69 Δέρβη πλησίον τῆς νῦν τουρκικῆς κώμης Δερβένт (d. h. türk. Paß): Lystra haben wir allmählich bei Chatynserai kennen gelernt, Derbes Lage bei Losta bleibt immer noch zweifelhaft.

Dann ist der Verf. wieder unentschieden, wo es gar nicht von nöten wäre: daß Taschköprü gleich Pompeiopolis Paphlag. ist, daran, denke ich, ist nicht zu rütteln.

Noch ein paar Bemerkungen über Pamphylien. Die Lage von Olbia SW. von Attaleia (so Spratt und Forbes), ja das Verhältnis zu dieser Stadt überhaupt ist mehr als fraglich. — Perge ist wohl einem Reisenden auch einmal als Eski hissar „altes Schloß" bezeichnet worden (so ebenfalls wiederum Cramer II S. 280 nach General Köhler); aber seit etwa einem halben Jahrhundert ist männiglich der Ortsname Murtana bekannt. Auch daß der Köprü su etwas mit der Καπρία λίμνη zu thun habe, steht meiner Ansicht nach nicht mehr zur Debatte.

Genug des Krokylegmos, es ist kein angenehmes Geschäft: aber der Ungenauigkeiten sind wirklich allzu viele. Und doch ist jetzt gerade in Athen durch die Büchersammlungen der verschiedenen Institute jedermann in der Lage, der modernen und modernsten topographischen und Reiselitteratur bequem zu folgen und eine so einfache Arbeit, wie hier verlangt worden, sauber und mit wissenschaftlicher Genauigkeit auszuführen. Möchte der Verf., dessen großen Eifer wir gern anerkennen, bei einer etwaigen zweiten Auflage oder einer anderen analogen Arbeit sich die nötige Zeit nehmen! Auch glaube ich, daß jeder, der im übrigen Europa für das neue Griechenland sich interessiert, mit Freuden bereit sein würde, dem Verf. alle nur wünschenswerten Nachweise zu geben.

Königsberg i/Pr. Gustav Hirschfeld.

Plutarchs life of Timoleon, with introduction notes maps and lexicon, by **H. A. Holden.** Cambridge 1889, University Press. LXXXV, 274 S. 8. 6 sh.

Der Verf., welcher bereits mehrere Biographien des Plutarch herausgegeben hat, die dem Ref. nicht zugänglich gewesen sind, liefert hier eine geschmackvoll ausgestattete Ausgabe von Plutarchs Leben des Timoleon. Dieselbe enthält außer dem griechischen Texte (etwa 1/8 des ganzen Werkes) eine Einleitung über Plutarchs Quellen in dieser vita mit einer chronologischen Tabelle und zwei Karten, sowie einen erklärenden Kommentar nebst kritischem Anhange und vier indices, von denen der letzte ein vollständiges*) Verzeichnis aller in der vita vorkommenden Vokabeln mit Angabe der Stellen darstellt.

Für den Text ist im allgemeinen die Rekognition von Sintenis zu grunde gelegt; doch hat sich der Herausg. im einzelnen bei der Verwertung des von Sintenis gelieferten kritischen Apparates ein selbständiges Urteil gewahrt und auch die nach Sintenis' Ausgabe bekannt gewordenen Lesarten aus dem cod. Marcianus 386 herangezogen. Auch

*) Es fehlt ἀφ' ὥρας 14, 2, ἐν ἐκκλησίᾳ 33, 1 und ἐπιδεῖν 37, 2.

eigene Konjekturen werden vorgebracht: 9, 1 διέπλευσαν; 18, 1 εἰσέπλει; 24, 1 τῶν πολιτῶν Glossem; 30, 5 τῆς δίκης αὐτοῖς ἀπολεγομένοις τὴν Τ. εὐτυχίαν ἐπιτιθεμένης.

Zu 31, 2 vermissen wir aber die Emendation von Stiehle (Philologus 11, 188) Ταλαρίαν; zu 26, 1 Madvigs Vorschlag <πρὸς> τὸν ἐπισφαλῶς νοσοῦντα und zu 39, 3 Cobets Vorschlag ἀνοιχίσας; 34, 4 hat Herwerden nicht συνήραξε, sondern συνέρραξε vorgeschlagen; 12, 1 bietet Fa ἐπ' αὐτούς, nicht πρὸς αὐτούς.

Für die erklärenden Anmerkungen sind die vorhandenen deutschen Ausgaben und die Forschungen von Grote, Holm u. a. sorgfältig benutzt und vielfach in wörtlichen Citaten oder in ausführlichen Referaten verwertet. Doch scheint uns der Verf., wenn auch für manches weniger Wichtige kleinere Lettern verwandt sind, in dieser Hinsicht zu weit zu gehen; weniger wäre hier mehr. Auch mit den reichlich eingestreuten Übersetzungen thut der Verf. des Guten zu viel und setzt bei seinen Lesern doch gar zu wenig voraus.

Einen besonderen Wert erhält die Ausgabe durch die in den Anmerkungen und im Lexikon beigebrachten zahlreichen Parallelstellen für einzelne Phrasen und Konstruktionen; auch werden die Wörter, die Plutarch dem poetischen Sprachschatz entlehnt oder in anderer Bedeutung als die klassische Zeit gebraucht oder allein bietet, sorgfältig bezeichnet. Dem Verf. stehen offenbar genaue Sammlungen über den Sprachgebrauch des Plutarch zu Gebote, und es wäre sehr zu wünschen, daß er uns mit der höchst verdienstlichen Neubearbeitung des Wyttenbachschen lexicon Plutarcheum (wenn auch fürs erste bloß zu den vitae) beschenkte.

An Druckfehlern ist uns S. 120 κεκλαγγώς und S. 231 θυγατήρ aufgefallen.

Riga. Ed. Kurtz.

T. Macci Plauti Rudens. Edited with critical and explanatory notes by **E. A. Sonnenschein**. Oxford 1891, Clarendon Press. XX, 211 S. 8. Lwb. 8 sh. 6 d.

In der praefatio vorstehender Ausgabe giebt der Verfasser Auskunft über die besonderen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen: eine Kollation von B, herrührend von M. Ramsay, ferner Bemerkungen von Brix, welche er durch Vermittlung Niemeyers erhalten; in ganz vorzüglichem Maße aber ist er durch private Mitteilungen Seyfferts in seiner Arbeit unterstützt worden.

Die Einleitung handelt über das griechische Original, über die Beziehungen des Inhaltes zu der Vidularia, über die von dem gewöhnlichen Schema der palliata etwas abweichende Scenerie; den Beschluß machen einige kurze Bemerkungen über die Handschriften A B C D und Lips. Für die Lesarten des Ambr. ist das Apographum Studemunds zu grunde gelegt, welches hier und da von den Angaben bei Schöll abweicht: z. B. hatte bereits Seyffert vermutet, daß nach prol. 29 ein Vers ausgefallen sei, welcher das Objekt zu *retinete* V. 30 enthalten, und nach Studemunds Lesung stand in der That in A ein Vers mehr, welcher mit T begann; 227 stimmt nach Stud. A mit der Palatinischen Rezension in den Worten *hae regiones* überein, während nach Schöll im A steht *haec solae regiones*; 713 hat Stud. *virum* als Schluß des in der Palatinischen Rezension verstümmelt überlieferten Verses entziffert und in 712 noch EDO gelesen, jedoch nicht am Schlusse; Schölls Scharfsinn hatte hier bereits *cedo* gefunden, aber an das Versende gesetzt. In der Mitteilung der Lesarten aus B C D ist Sonnenschein im wesentlichen Schöll gefolgt.

Der Text des Plautus wird von kurzen kritischen Anmerkungen begleitet, worin die hauptsächlichsten Varianten und die Urheber der aufgenommenen Korrekturen angegeben sind; ganz besonders leuchtet hervor der Name Seyfferts durch eine Reihe vortrefflicher Verbesserungen. Mit der Aufnahme eigener Vermutungen ist der Verf. zurückhaltend gewesen; an etwa 15 Stellen finden sich seine Veränderungen im Texte. Ich hebe folgende hervor. Prol. 2 *Iovis* st. *eius*, dem Sinne nach sehr ansprechend, aber ich nehme doch an der Betonung *eiús* im 1. Fuße des Senar keinen Anstoß, da die zweisilbige Form des Genitives ja doch feststeht. 191 *si ego erga* besser als Schöll *sic si erga*. 321 *cum istius modi virtútibus operisque ornatus qui sit* st. *natus qui sit*, *cum* mit dem Ablativ statt des hier üblichen bloßen Ablativs ist mit zwei Beispielen aus Kato belegt, aus Plautus selbst jedoch hätte angeführt werden können Pseud. 756 f.: *hominem cum órnamentis ómnibus Exornatum addúcite* e. q. s., woselbst noch Lorenz zu vergleichen ist. 376 schreibt S. *faxere* st. *facere* (= facturum esse), eine zwar sehr leichte und dem Sinne entsprechende Änderung, aber leider ist *faxere* keine lateinische Form und vom Verf. nur nach Analogie der bekannten *impetrassere averruncassere* etc. gebildet. 579 *in mari quod [hodie] elavi* gute Ergänzung. 945 haben die Hss unmetrisch *nam me retrahis*, Studemund schreibt *manu me retrahis*, S. *nam mănŭ me retrahis*: aber wenn auch diese Verkürzung der iambischen Wortform *manu* prinzipiell zulässig ist, so sind Beispiele von Nominalformen doch so selten bei Plautus, daß man Bedenken tragen muß, durch

Konjektur neue einzuführen, vgl. jetzt Leppermann, De correptione vocabulorum iambicorum, quae apud Plautum in senariis atque septenariis iambicis et trochaicis invenitur. 1040 *eo ad arbitrum* st. der unmetrischen Überlieferung *ibo ad arbitrum*, Schöll *cibo arbitrum*, scharfsinnig, aber nicht so einfach. 1152 *haud tuom orat* st. des metrisch und inhaltlich unmöglichen *te orat*. Übrigens hat S. mit selbständigem Urteil und umsichtiger und sachkundiger Erwägung der bei Plautus in betracht kommenden Grundsätze den Text gestaltet.

Der Schwerpunkt der Thätigkeit des Herausgebers liegt jedoch unstreitig in dem darauf folgenden Kommentar. Derselbe zeigt eine eingehende Kenntnis der Plautinischen Sprache und Ausdrucksweise, und wenn S. sich auch auf ausgezeichnete Vorgänger, wie Brix und Lorenz, die wohl öfter Erwähnung verdient hätten, stützen konnte, so erkennt man doch überall den selbständigen Forscher und Beobachter, dem eine reiche Fülle von Belegen zu Gebote steht. Seine Arbeit überragt ganz wesentlich die Leistungen Ussings, namentlich was die Erklärung des Sprachgebrauchs betrifft, und er hat sich dadurch einen ehrenvollen Platz neben unseren bewährtesten Plautusforschern gesichert. Wenn ich ein paar Bemerkungen anknüpfe über Stellen, wo ich dem Verf. nicht beipflichten kann oder seine Behauptung der Berichtigung bedarf, so geschieht dies keineswegs, um das Verdienst der Ausgabe zu schmälern, sondern lediglich aus sachlichem Interesse.

Zu 147 *delūdificavit me ille homo indignis modis* hätte der Unterschied in der Bedeutung zwischen *modo* und *modis* hervorgehoben werden müssen, die Anmerkunghaftet zu viel an Äußerlichem. 179 soll Ref. mit Reiz *cadet* st. *cadit* verlangt haben, während das Gegenteil der Fall ist, cfr. Beiträge S. 53 und anal. Plaut. I ind. lect. Monast. aest. 1882 p. 10. Zu 299 wird die Form *poste* als handschriftlich beglaubigt auch aus Stich. 380 angeführt; dort hat aber A *postea*, die Palatini *post*. 344 steht *certe* in restringierender Bedeutung. Nachdem vorher Trachalio gefragt *nempe rem divinam facitis hic?* und die entschiedene Verneinung von seiten der Ampeliska erfolgt ist: *quid somnias amabo?*, da fährt er fort: *Certe húc Labrax ad prándium vocávit Plesidíppum*: 'Wenn denn kein Opfer stattfinden soll, hat doch wenigstens zum Frühstück Labrax den Plesidippus hierher eingeladen'. 654 ff. *'Edepol infortūnio hominem práedicas donábilem* erhält die Bemerkung: 'praedicas you speak of'; es ist das mindestens ungenau: denn Dämones will nicht sagen: du sprichst da von einem Menschen, der Unglück verdient, sondern: nach dem, was du da sagst, verdient der Mensch Unglück, wörtlich: du prädizierst den Menschen als einen, der Unglück verdient. Bei den Worten 18 res falsas qui inpetrant apud iudicem vermisse ich eine kurze Belehrung über die Verhandlungen in iure und apud iudicem: mit der oberflächlichen Bemerkung 'apud iudicem is not quite the same as in iure 14; cfr. on 1040' kann man sich nicht zufrieden geben, auch paßt die angezogene Stelle 1040 gar nicht, da dort von dem *arbiter* die Rede ist, den S. anscheinend mit dem *iudex* verwechselt. Zu 396 lesen wir: 'ibĭdem cfr. 847 Bacch. 756 Pseud. 1271 Andr. 777 (ibīdem Rud. 391, 591, 878)'. Mit ein paar willkürlich zusammengestellten Belegen läßt sich diese prosodische Frage nicht entscheiden. Für *ibīdem* giebt S. 3 Plautinische Stellen; es sind jedoch 20, an denen die Kürze der vorletzten Silbe sicher steht: Trin. 203, 412; Merc. 436; Pers. 614; Most. 482; Pseud. 924; Stich. 413, 665, 756; Bacch. 134, 313; Poen. 902; Rud. 391, 591, 878; Curc. 473; Cist. II, 1, 52; V, 7; Capt. 26, 874. In das Metrum fügt sich sowohl *ibīdem* wie *ibĭdem* Pseud. 948; Bacch. 756: man wird also auch hier *ibĭdem* dem gewöhnlichen Gebrauche des Plautus entsprechend annehmen müssen. Men. 379 ist metrisch unsicher und beweist weder für noch gegen *ibīdem* irgend etwas; Most. 502 stört *ibidem* Metrum und Sinn und ist seit Ritschl getilgt; Truc. 885 steht *ibidem* unsicher, jedoch ist dort *ibĭdem* eher ausgeschlossen als *ibīdem*; Truc. 40 ist *ibidem* in den Handschriften verschrieben für *itidem*. Pseud. 1271 steht *ibīdem* in den Ausgaben gewöhnlich am Schluß eines kretischen Tetrameters, jedoch ist eine andere Verseinteilung, welche *ibĭdem* ergeben würde, nicht ausgeschlossen, wie Ritschl sie in der That versucht hat. Rud. 847 ist Hiatus bei Personenwechsel zulässig und dann *ibĭdem* zu lesen. Die einzige metrisch sicher überlieferte Stelle für ibīdem bei Plautus ist Rud. 396. Für mich ist nach der gegebenen Darlegung unzweifelhaft, daß Plautus *ibidem* nur mit verkürzter Pänultima gebraucht hat: das Schwanken in der Quantität der Pänultima ist an sich schon unglaublich und kann nicht mit S. durch Beispiele wie *sī quidem tū quidem sĭquidem tŭquidem* erhärtet werden: diese passen aus mehr als einem Grunde nicht. Fleckeisen schreibt an der Rudensstelle mit leichter Versetzung *ibidem lenonis omne*, was ich für richtig halte: die Überlieferung ist *lenonis omne ibidem*; aber diese steht auch nicht einmal fest: in C D fehlt *omne*.

Bezüglich der Entstehungszeit der argumenta acrosticha folgt S. der Ansicht Seyfferts, der dieselben etwa 100 Jahre nach Plautus ansetzt; aber ausschlaggebend ist die Redensart *se invicem*: Men. arg. 10 (cfr. Amph. arg. II, 6). Schon Ott hat Jahrb. für Philol. 1874 S. 863 darauf aufmerksam gemacht, daß dieselbe sich nicht vor Tacitus und Plinius min. findet; vgl. jetzt die genauere Darlegung bei Thielmann Archiv für lat. Lexikogr. VII, S. 365. Diese Thatsache fällt bedeutend schwerer ins Gewicht als die allerdings nicht unverächtlichen Gründe Seyfferts, und so werden die argumenta acrosticha doch wohl in der Zeit der Antonine entstanden sein.

Den Beschluß der Ausgabe macht ein Exkurs über eine Anzahl von Interjektionen im Rudens, der jedoch nichts enthält, was über das bisher Geleistete wesentlich hinausginge, dann eine kurze kritische Appendix als Ergänzung zu den kritischen Textnoten und ein auf den erklärenden Kommentar bezüglicher Index.

Wir hoffen, auch noch fernerhin dem verdienstvollen Herausgeber auf dem Gebiete der Plautusforschung zu begegnen.

Münster. P. Langen.

W. von Hartel, Patristische Studien, 4 Hefte. Wien 1890, F. Tempsky (aus dem CXX und CXXI. Bande der Sitzungsberichte der Akademie in Wien). 56, 84, 88, 90 S. 8. 5 M. 80.

Als Herausgeber des ersten Bandes von Tertullians Werken, der bekanntlich noch von Reifferscheid bearbeitet worden ist, hatte Hartel häufig Veranlassung, seiner von Reifferscheid abweichenden Meinung dadurch Ausdruck zu geben, daß er eine eigene Vermutung entweder in den Text aufnahm oder unter demselben vorschlug. Die nunmehr veröffentlichten Studien sind dazu bestimmt, die in der Ausgabe selbst begonnene kritische Thätigkeit erweiternd fortzusetzen. Sie beziehen sich daher nur auf jene Schriften Tertullians, die bereits gedruckt sind, und zeichnen sich im Gegensatze zu der Öde der gebräuchlichen Konjekturensammlungen durch eine große Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Inhalts aus. Zwar bringt der Verfasser genug neue Vermutungen vor; er zieht aber auch, die Überlieferung richtiger erfassend, früher aufgestellte zurück oder bemüht sich, Vorschläge, von deren Richtigkeit er überzeugt ist, durch eingehendere Begründung auch anderen einleuchtend zu machen. Auch viele Konjekturen Reifferscheids und der älteren Herausgeber finden teils in zustimmendem, teils in ablehnendem Sinne Besprechung. Dazu kommen sprachliche Beobachtungen mannigfacher Art, die sich für die Herstellung des Textes verwerten lassen, während anderwärts wieder der sachliche Inhalt einer Parallelstelle oder auch nur eine einfache Änderung der Interpunktion genügt, um einer kritisch unsicheren Stelle aufzuhelfen. Damit ist jedoch, wie wir bei Besprechung des zweiten Heftes sehen werden, der Inhalt dieser Studien noch nicht erschöpft. Es würde zu weit führen, dieselben in allen Einzelheiten zu besprechen, weshalb wir auf den Stoff nur in Kürze eingehen wollen. Im ersten Hefte, welches Beiträge zu den Schriften de spectaculis und de idololatria enthält, finden sich nachstehende gelungene Konjekturen: 17, 8 (die Zahlen bezeichnen die Seiten und Zeilen der Ausgabe) immobili animo, wodurch Klußmanns est entfällt, 18, 13 quia, 22, 4 aestuet, 28, 1 spatia innumera, 28, 8 parua, sunt, 37, 1 donum, 51, 30 inserta. An etwa fünfzehn Stellen wird die Überlieferung verteidigt, und zwar größtenteils mit Glück. Bezüglich der Stelle 22, 25 scheint ein Irrtum des Verfassers vorzuliegen; wenigstens ist nach Reifferscheids Apparat anzunehmen, daß die Worte quia reprehendunt doch in A stehen. Die Erklärung der Worte 24, 7 leoni prae se=quem prae se habeat befriedigt nicht. — Im zweiten Hefte finden wir zunächst Nachträge und Berichtigungen zu Reifferscheids Angaben über Gothofredus' Ausgabe der Schrift ad nationes. Diese Ergänzungen lassen ersehen, daß Reifferscheid die überaus wichtige, auf einer von Gothofredus selbst veranstalteten Kollation beruhende Ausgabe nicht mit der nötigen Sorgfalt benutzt hat, wenn auch hie und da durch Hartel nichts Neues mitgeteilt oder nur Unwesentliches berichtiget wird, so zu 81, 20. 90, 13 und 23. 100, 19 und 22. 104, 1. 107, 11 (nicht 25). 108, 10. 109, 17. 110, 5. 114, 18. 118, 9. Es folgt eine übersichtliche Zusammenstellung jener Stellen, an denen Reifferscheids und Klußmanns Kollationen der Schrift ad nationes abweichen. Den größeren Rest des Heftes füllt eine Übersicht der inhaltlich verwandten Stellen der Bücher ad nationes und des apologeticum. Es ist ein wesentliches Verdienst Hartels, diese beiden in so enger Beziehung zu einander stehenden Schriften, von denen die eine nicht selten aus der anderen verbessert werden kann, zum erstenmal mit gründlicher Methode verwertet zu haben. Den Hauptgewinn tragen natürlich die schlecht und lückenhaft überlieferten Bücher ad nationes davon, wenngleich auch für das apologeticum einiges abfällt. Auf Näheres einzugehen müssen wir uns versagen; nur die schönen Verbesserungen 59, 16 certi . . . <si>

sciatis und 108, 21 praeteriit seien hervorgehoben. — Das dritte und das vierte Heft zeigen die gleiche Anlage wie das erste; aus der reichen Fülle der besprochenen Stellen heben wir hervor 74, 23 mit der wahrscheinlichen Konjektur quantum a, 88, 18, wo die Interpunktion passend geändert wird, 88, 25 mit der Änderung von que in qua, 111, 2 mit der vortrefflichen Verbesserung uitiisque ueritatem, 117, 8 die ebenso vortreffliche Änderung satio neutri für ratione utri, 184, 7 pertactum statt pertractum. In manchen anderen Fällen wird man freilich an der Richtigkeit des Gebotenen billig zweifeln oder dasselbe geradezu ablehnen können. Dies gilt besonders von den versuchten Ergänzungen der Lücken, wenn auch die eine oder andere, wie 103, 14 iussu, nicht unwahrscheinlich ist. Im ganzen aber können wir uns des Gegebenen freuen und müssen dem Verfasser für seine Mühe danken, die besonders dort, wo es den Schutz der Überlieferung gilt, bedeutende und mitunter geradezu überraschende Erfolge erzielt hat. Zu bedauern bleibt nur, daß diese der Ausgabe nicht unmittelbar zugute gekommen sind. Mußte Reifferscheids Nachlaß so schnell herausgegeben werden? X.

Aus der Anomia. Archäologische Beiträge. Carl Robert zur Erinnerung an Berlin dargebracht. Berlin 1890, Weidmann. 214 S. 8. 8 Lichtdrucktafeln. 7 M.

Welch' wunderlicher, rätselhafter Titel! Und im ganzen Buch kein Sterbenswörtchen der Aufklärung darüber. Ebensowenig erfährt der Leser über die besondere Veranlassung der Widmung oder das Prinzip, das bei der Anordnung der 16 Aufsätze maßgebend war. Diese Aufsätze selbst sind heterogenster Natur, bald mehr, bald weniger abgerundet. Die Resultate, die sie bieten, können meistenteils ein allgemeineres Interesse beanspruchen. Doch werden auch Probleme behandelt, für die sich jeweils kaum ein Dutzend Menschen interessieren dürften; auch die junge Wissenschaft der Archäologie ist offenbar bereits ins Kraut geschossen. Ich unterfange mich nicht, diese 16 Arbeiten zu kritisieren — wer besäße dazu die nötige Vielseitigkeit? —, ich werde sie nur in alphabetischer Reihenfolge ihrem Hauptinhalte nach zu skizzieren versuchen.

Botho Graef will in einem Neapler Athenakopf (Taf. I und II) eine Nachbildung und zwar eine verhältnismäßig sehr getreue Nachbildung der Parthenos des Phidias erkennen. Charakteristisch ist dem Kopfe, daß die Nase nicht in der Verlängerung der Stirnlinie liegt, sondern etwas vorspringt. Diese Eigentümlichkeit zeigt u. a. auch der Hermes Ludovisi, den Gr. mit Bestimmtheit dem Phidias zuschreiben möchte.

F. Hiller von Gaertringen unterzieht das lückenhafte Material, das wir über das Königtum bei den Thessalern im 6. und 5. Jahrhundert besitzen, einer erneuten Prüfung und kommt an der Hand der gleichzeitigen Überlieferung zu dem Resultat, daß in dieser Zeit mehrere Herrscherhäuser mit dem erblichen Titel βασιλεύς gleich mächtig neben einander bestanden, und es sehr unwahrscheinlich ist, daß je solche Stadtkönige sich zu Gesamtkönigen Thessaliens erhoben. Das Gesamtkönigtum setze den Gesamtstaat voraus, und über den giebt es nur höchst unsichere Nachrichten. So wissen wir vor allem über die Tageia vor Iason von Pherä einfach nichts. Die einheitliche Organisation, welche im 4. Jahrhundert dieser Iason thatsächlich ins Werk setzte, scheint also der älteren Zeit nur imputiert worden zu sein, u. a. auch von dem Gewährsmann, dem Aristoteles seine Schilderung der κοινὴ Θετταλῶν πολιτεία entnahm.

P. Jessen lenkt die Aufmerksamkeit auf Zeichnungen römischer Ruinen in der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin, die ca. 1547 entstanden sein müssen. Ihr unbekannter Urheber legte das Hauptgewicht auf das Architektonische; am fleißigsten hat er die Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian in allen möglichen Schnitten mit genauen Maßen aufgenommen. Da für diese Bauten die ärgste Zeit der Zerstörung erst nach 1550 kam, so müssen diese Skizzen für eine Rekonstruktion der Thermen entschieden von Wert sein.

Otto Kern liefert einen interessanten Beitrag zum Orphischen Totenkult. Die kleinen Flügelfigürchen auf attischen Lekythen, welche geschlechtslos, ohne individuellen Charakter zu 2 oder 3 um Grabmäler schwebend dargestellt sind, werden mit Hülfe von Platons Phädon 81a sehr ansprechend als die εἴδωλα der bösen Menschen gedeutet, welche nicht gleich den Seelen der Guten in der Unterwelt zu seliger Ruhe eingehen, sondern umherirren, bis sie wieder in einen (Tier-)Leib fahren. Die eschatologische Anschauung nun, welche in genannter Platostelle und auf den Lekythen zum Ausdruck kommt, wird von K. als orphisch bezeichnet; sie ergänzt die sicher orphische Vorstellung vom göttergleichen Dasein der guten Abgeschiedenen, wie sie uns auf den kürzlich in sybaritischen Gräbern gefundenen Goldplättchen entgegen tritt.

Robert Koldewey bespricht das sogenannte Grab des Sardanapal im kilikischen Tarsos und löst mit glücklichem, geschultem Blick und heiterer Leichtigkeit ein Problem, das Perrot noch vor kurzem als nie lösbar bezeichnet hat. Wo jener gleich anderen eine althettitische oder assyrische Anlage von ganz rätselhafter Bestimmung witterte, läßt unser K. die sonnige Marmorpracht eines hellenistisch-römischen Säulenhauses erstehen. Die Zwischenräume zwischen den Quaderstein-fundamenten dieses Tempels waren nämlich mit Beton ausgefüllt gewesen; ein späteres Geschlecht hatte die Quadern als vortreffliches Baumaterial entführt und nur die Betonfüllungen zurückgelassen, die nun freilich rätselhaft aussehen und den Gedanken an einen Tempelbau zunächst nicht aufkommen lassen. Bis auf die Säulenzahl (10×21) genau weiß K. seinen Tempel samt doppelter Vorhalle und Freitreppe vor der Front wieder-aufzubauen.

Paul Kretschmer erklärt überzeugend die wohl thrakischen Namen Semele und Dionysos. Nach dem Phrygischen, das dem Thrakischen nahe verwandt, kann Semele nichts anderes bedeuten als „Erde“. ΝΥΣΑΙ aber scheint im Thrakischen gleich νύμφαι, das entsprechende Maskulinum ΝΥΣΟΣ soviel wie Knabe zu sein, also Διόνυσος den Διὸς παῖς zu bezeichnen.

Ferdinand Noack vergleicht die Iliupersis-vase des Euphronios mit der Gruppe der von ihr abhängigen Vasenbilder. Durch einen höchst minutiösen Beweisgang wird dargelegt, daß des Euphronios Innenbild nur 5 Figuren enthielt, während der sonst genau sich anlehnende Brygos bei Darstellung desselben Vorgangs noch zwei weitere einschob, doch auch diese scheinbar ihm eigentümlichen Gestalten der Euphronios-schale entlehnte. Auch der Maler der sogen. Vivenziovase wuchert wesentlich mit Motiven des Euphronios, der das Verdienst hat, diese Iliupersis-Scene in die Vasenmalerei eingeführt zu haben. Ob bei ihm selbst Abhängigkeit von einer Komposition der großen Kunst oder vielmehr von einer im Volk lebendigen, epischen Version anzunehmen ist, das bleibt zunächst noch zweifelhaft.

Otto Roßbach stellt in seinen Archäologischen Miscellen zunächst fest, daß der Maler Pauson mit dem von Aristophanes verspotteten nicht identisch ist. Der ἵππος κυλινδούμενος, welchen dieser Pauson so wunderbar dargestellt haben soll, wird als beliebtes Motiv der alten Kunst überhaupt nachgewiesen. Auch Polygnot hat sich darin versucht, und eine schwarzfigurige Vase nebst 10 Skarabäen können uns noch eine Ahnung davon geben. — Ferner rekonstruiert R. eine Bellerophonstatue zu Byzanz nach den Schilderungen christlicher Schriftsteller. — Die „animalischen Protuberanzen“ (Furtwängler) über den Augen der Greifenbilder erklärt er für richtige Knöpfe, die beim Kampf mit diesen Untieren als bequeme Handhabe sich darboten. — Ein Onyxkameo aus Wien (Taf. III) stellt nach R. nicht den Apollo Actiacus dar, sondern den Augustus selbst, wie er auf dem Triumphwagen über das Meer fährt, eskortiert von Tritonen (cf. Properz. IV 6, 61).

Bruno Sauer erklärt die Götterversammlung auf dem arg verstümmelten Ostfries des Nike-Tempels mit aller Bestimmtheit als das Göttergericht über Asien und Hellas. Mit unheimlich scharfen Augen erkennt er im Mittelpunkt der Scene die Reste eines Zähltisches, der den καδίσκος für die Stimmsteine getragen hätte, und deutet sämtliche Personen geschmackvoll, aber mit anfechtbarer Kühnheit. Auf zwei Reliefs, welche Robert mit Pausanias I 24, 3 in Verbindung bringen wollte, glaubt S. dieselbe Scene, nur verkürzt, zu erkennen.

Gerhard Schultz versucht aus mehr als dürftigen Zeugnissen nachzuweisen, daß ein gewisser Thakomestus eine lateinische Bearbeitung der Metrik des Philoxenos geliefert hat, daß dieser Thakomestus, also auch Philoxenos, zwar nach alter Manier alle Metra aus Daktylen und Iamben abgeleitet, daneben aber durch die Annahme der neun Prototypa eine verdienstvolle Korrektur des alten Systems geleistet habe. Es wird dem Leser hie und da etwas schwindelig bei diesen Konstruktionen auf schwankendster Grundlage.

Friedrich Spiro handelt über Versabteilungen. Er betont, dass ein bisher viel zu wenig beachtetes Hülfsmittel für die Diagnose ungleichmäßiger Versgebäude der Worteinschnitt ist. Er exemplifiziert dies an Äschylus' Agam. 201 ff., wo nach der bisherigen Abteilung zweimal der Versabschnitt ein Wort auseinanderriß, während dies leicht zu vermeiden ist, wenn man Ionici zu grunde legt. Dieselbe Scheu vor dem Zerreißen der Wörter läßt ihn als Grundschema von Äschyl. sept. 686 ff. die Einheit ᴗᴗ — ᴗ — — erkennen. Endlich macht er darauf aufmerksam, daß Kallimachos in seine Φαλαίκεια stets nach der 3. Silbe Wortschluß setzte, also, wie später Varro, dies Metrum als ionischen Trimeter — ᐟ — | ᴗᴗ — ᴗ — ᴗ — — aufgefaßt wissen wollte.

Sehr bestechend ist, was Georg Thiele, gegen Rhode polemisierend, zum griechischen

Roman bemerkt. Cicero giebt nämlich (de inventione I 19, 27) nach irgend einem Pergamener Litterarhistoriker eine Einteilung des Begriffes narratio und definiert dabei als 4. Gattung die narratio quae in personis versatur als eine Erzählung in Prosa ohne dramatische Entwickelung, welche auf dem Hintergrund von Ereignissen des täglichen Kleinlebens die Charaktere redend eingeführter Personen zeichnet. Blühender Stil, bunte Mannigfaltigkeit der Ereignisse, der Charaktere und ihrer Leidenschaften, zum Schluß ein iucundus exitus rerum werden dabei gefordert. Was ist das aber anderes als der kunstvolle Zeit- und Sittenroman, der also im zweiten Jahrhundert v. Chr. existiert haben muß, obgleich jede weitere Spur davon ebenso fehlt wie von den Milesischen Märchen?

Johannes Töpffer macht darauf aufmerksam, daß Theseus und Peirithoos mit Thessalien, Nordattika und Argolis zugleich verflochten, dem übrigen Hellas aber so gut wie fremd sind. Und zwar scheint ihm Theseus gleich dem thessalischen Peirithoos zunächst nach Thessalien zu gehören, der Grund zur Freundschaft beider dort gelegt zu sein. Haben etwa die thessalischen Dryoper bei ihrer Wanderung über Nordattika nach Argolis auch die Theseussage Schritt für Schritt südwärts getragen?

Georg Wentzel glaubt nachweisen zu können, daß ein Pindarscholion (ad pyth. 4, 206) in einem Philostratischen Gemälde (Θετταλία) benutzt worden ist, also Philostratos unsere Pindarscholien kannte. Wird doch in der ganzen Litteratur nur von ihm und dem Scholiasten die Sprengung des Tempefelsens mit der Entstehung des Pferdes Skyphios zusammen gruppiert.

Im Gegensatz zu v. Wilamowitz u. a. sucht Konrad Wernicke die von O. Müller zuerst aufgestellte und bis vor kurzem allgemein geglaubte Behauptung zu stützen, daß in der Heraklessage mancherlei sekundäre, aus dem Orient entlehnte Bestandteile sind. Indem von Kreophylos oder sonst einem hellenischen Dichter der dorische Herakles mit dem kilikisch-lydischen, im letzten Grund syrischen Sandon identifiziert wurde, kam die echt orientalische Anschauung von der Apotheose durch Verbrennung in die griechische Sage. Diese fremdartige Vorstellung bedurfte, um Aufnahme zu finden, reicher Motivierung, wie sie die große Gruppe der Ötasagen darstellt.

August Winkler endlich untersucht die spärlichen Fragmente einer Karlsruher Unterweltsvase und glaubt nachweisen zu können, daß die eine dieser Scherben nicht zu dem Unterweltsbild, sondern zu einer Darstellung aus der Antigonefabel gehört.

Ein sorgfältiges Register ist dem Buche angehängt. Soll es etwa auch die ungemeine Mannigfaltigkeit der in dem Sammelband vereinten Studien zur Anschauung bringen?

Offenburg i. B. Fritz Baumgarten.

H. d'Arbois de Jubainville, Recherches sur l'origine de la propriété foncière et des noms de lieux habités en France (Période celtique et période romaine). Paris 1890, Ernest Thorin. XXXI, 703 S. 8. 16 fr.

Das Werk behandelt gesondert zwei sich berührende Themen: in Buch I die historische Entwickelung der Grundbesitzverhältnisse in Frankreich während der keltischen und gallo-romanischen Periode, und in Buch II die Ableitung zahlreicher Ortsnamen Frankreichs von Personennamen jener alten Zeiten. Und zwar ergiebt dieses letztere Vorkommnis dem Verfasser den Ausgangspunkt wie Leitfaden für jene erstere historische Entwickelung: derselbe entnimmt jenen onomatologischen Thatsachen, daß baronale Grundbesitze in Gallien sich vorfanden, große geschlossene Herrschaften in Privateigen, auf denen um den Herrenhof herum eine von vornherein halbfreie ländliche Bevölkerung von Fröhnern angesiedelt war, woraus dann mit der Zeit das nach dem Grundherren benannte Dorf sich entwickelte.

Diese historische Entwickelung bietet nun Buch I (S. 3—121). Bei den gallischen Kelten befand sich, während Haus und Hof in Privateigen waren, der landwirtschaftliche Nutzboden an Feld und Weide im Kollektivbesitze der einzelnen Völkerschaften; allein in Wirklichkeit gestaltete sich dieser Kollektivbesitz so, daß solcher Boden der Aristokratie d. h. den Reichen zu prekärer Sondernutzung zufiel. Daher fanden sich bei der von Augustus vorgenommenen Landesvermessung und Katastrierung Galliens baronale Herrschaften vor, aus jenem alten Sonderbesitze der Aristokratie hervorgegangen: fundi mit villae, Herrenhöfen, welche ihren Besitzern von seiten der Römer zu eigen belassen oder neu verliehen wurden; und diese Besitzungen wurden nun nach dem Gentilnamen des Herren mit dem Suffixe — acus bezeichnet, während solcher Name selbst wiederum demjenigen Römer entlehnt war, dem jener erstere seine Beleihung mit der römischen Civität verdankte. Und indem auch jetzt noch diese Grundherren ihren Nutzboden durch ihre Klienten, die ambacti, bewirtschafteten, denselben abgegrenzte Parzellen gleich als Bauerlehn vergebend, wie auch andere Parzellen

wiederum zur Kollektivnutzung überlassend, so erwuchs aus solchen Ansiedelungen die villa als das Dorf.

Wenn nun Referent diese von dem Verfasser entworfene historische Zeichnung einer kritischen Prüfung zu unterziehen sich gestattet, so geschieht dies in dem Bewußtsein, daß es als Anmaßung erscheinen könnte, ein Superarbitrium einem Manne gegenüber in Anspruch zu nehmen, der bereits durch seine zahlreichen Spezialbearbeitungen dieses Stoffes, so namentlich in der Revue celtique, das gelehrte Eindringen seiner Forschungen in die Breite wie Tiefe eines überreichen Materiales noch unverwerteter Details bekundet hat. Indes bereits für die gallo-romanische Periode, wo Referent eine Kritik für sich in Anspruch nehmen darf, ergiebt sich doch das Bedenken, daß der angehenden römischen Kaiserzeit jede Rechtsordnung fehlte, welche das erforderliche institutionelle Fundament für die von dem Verfasser angenommenen Grundbesitzverhältnisse ergiebt. Denn da Emphyteuse wie Kolonat für jene Zeiten nicht in betracht kommen, der Zeitpacht aber jene dauernden und organisch sich entwickelnden Besitzverhältnisse nicht begründen konnte, so fehlt dem Referenten das theoretische Fundament, auf dem jene feudalen, jene baronalen und klientelaren Verhältnisse sich aufbauen und entwickeln konnten. Was dagegen die keltische Periode betrifft, so erscheint dem Referenten die Aufstellung des Verfassers nicht ausreichend begründet. Denn wenn derselbe S. 6 den Satz aufstellt: l'exploitation du sol public par l'agriculture ou par le pâturage exige un capital que possèdent seulement les gens riches, c'est-à-dire les membres de l'aristocratie, car c'est par abus de langage que chez nous, dans l'usage vulgaire, on distingue naïvement de la richesse l'aristocratie. Les gens riches seuls avaient les boeufs ou les chevaux, les charrues nécessaires au labourage; seuls, ils pouvaient faire l'avance de la semance et des salaires, loger et nourrir bêtes et gens jusqu'à la récolte; seuls, ils avaient les troupeaux nécessaires pour exploiter le sol en le pâturant, so wird solche Aufstellung durch die historischen Verhältnisse mannigfacher Völker wie Zeiten widerlegt: überall hat auch der weniger Bemittelte Ackerbau, sei es Zwergwirtschaft, sei es Kleingutswirtschaft betrieben, und der Besitz einer Kuh oder einer Ziege allein genügt, um mit Beihülfe des fremden Stieres oder Bockes eine Viehzucht im kleinen zu ermöglichen. Und dann, während der Verfasser selbst S. 62 ff. neben den Großen des Volkes einen Stand von Freien, von kleinen Leuten, anerkennt, so bietet auch die historische Entwickelung der Grundbesitzverhältnisse im Kreise der kymrischen Kelten in der That ein anderes Bild: allenthalben ergeben sich Spuren, welche, indem der Kommunalbesitz mit kommunistischer Nutzung von Wald und Weide wie mit Sondernutzung von Acker und Wiese zuerst in zeitlichen, prekären Sonderbesitz mit Sondernutzung, und weiterhin schließlich in individuelles Eigentum an Acker und Wiese sich umwandelt, das letztere nicht ausschließlich dem Großgrundbesitzer und Feudalbarone, sondern auch dem vollfreien Kleingutsbesitzer, dem Bauer zuweisen. Denn so lassen in der That die mölmudinischen Rechtstriaden bezüglich der Kymren Englands und nicht minder auch die historischen Überlieferungen Aremoricas (Courson, Hist. des peuples Bret. I, 63 ff. II, 8 ff. 23 ff.) einen freien Bauernstand erkennen. Dies alles aber regt den Zweifel an, ob nicht der Verfasser Verhältnisse und Ordnungen Galliens, die erst in späterer römischer Zeit sich ausbildeten, einerseits vordatiert, wie andrerseits auch zu sehr generalisiert habe, d. h. ob nicht die von dem Verfasser richtig erkannte historische Entstehung gallischer Ortschaften einerseits erst auf der Basis des römischen Kolonats sich entwickelte, wie andrerseits keineswegs die ausschließliche war, indem vielmehr zu allen Zeiten neben den Feudalherren auch Kleingutsbesitzer in Gallien sich vorfanden.

Immerhin aber und unbeschadet solcher Bedenken und Zweifel bietet das Werk eine der hervorragendsten rechtshistorischen Arbeiten der Neuzeit: ein überaus reiches wie wichtiges Material ist mit Gründlichkeit wie mit Achtung gebietender Gelehrsamkeit und Belesenheit behandelt, ebenso dem Philologen und Geographen wie dem Historiker und Juristen Wertvolles bietend. Und wie eine klare und lichtvolle Darstellung der politischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse des keltischen Galliens (5,28—121) belehrt und fesselt, so bietet das Werk auch einerseits einen trefflichen Ratgeber für die Feststellung der Korrespondenz antiker und moderner Ortsnamen Frankreichs, wofür zwei alphabetische Register: Des noms de lieu anciens soit de l'antiquité, soit du moyen âge (S. 639—653) und Des noms de lieu modernes (S. 655—670) gegeben sind, während andrerseits wieder ein Index alphabétique des noms de personnes (S. 671—681) für das Prosopographische Beiträge liefert, und endlich die reiche Fülle von onomatologischen und philologischen Details über die Suffixe — acus, anus, ius, enus, onis, olus, iscus, avus, icus,

ascus, oscus, uscus, arius, etum —, welche die Untersuchungen von Buch II (S. 125—634) bieten, in dem Index alphabétique des finales de noms de lieu anciens (S. 683—685) übersichtlich gemacht wird.

Leipzig. M. Voigt.

Briola Giacomo Giri, Del tradurre presso i Latini. Milano 1889, Briola. 182 S. 8. 2 l. 60.

Indem der Verf. die verschiedensten Schriftstücke, welche aus dem Griechischen in das Lateinische übertragen wurden, einer Betrachtung unterzieht, findet er allenthalben die Erscheinung wiederkehren, daß die Römer sehr frei mit dem zu behandelnden Text umgesprungen sind. Vielfach haben sie gar nicht übersetzt, sondern die gewählten Stoffe beliebig umgeformt. Die Dramatiker richteten ihre Stücke für das römische Publikum ein; aber auch Germanicus beginnt seine Übersetzung des Aratos mit einer Huldigung an den Kaiser; Catull und Horaz erlauben sich manche Änderung an ihren Originalen (z. B. zieht letzterer die drei ersten Verse der Odyssee auf zwei zusammen), Rufus Festus Avienus beschreibt die Erschaffung der Jungfrau in achtzig Versen, während Arat deren nur vierzig zählt Prosaiker führen oft den Ausspruch eines Griechen an, um eine eigene Behauptung damit zu stützen, und erlauben sich dann kleine Steigerungen in ihrem Sinn. Cicero weicht von seinem Original ab, nicht nur, wo er *fere haec* anführt, sondern auch, wo ein einfaches *haec dicit* genaue Wiedergabe erwarten läßt (Cato m. 79). Auch Gellius macht sich nichts daraus, trotz der Einführung *Herodotus inquit* XVI 19, 11 in der Erzählung von dem an Arion verübten Raubmord an die Stelle von ἢ διαχρᾶσθαι ἢ ἐκπηδᾶν ganz etwas Anderes zu setzen. So sind denn beträchtliche Abweichungen von dem vorliegenden Text überall in Rom an der Tagesordnung. Nur an einer Stelle bildet Gellius eine bemerkenswerte Ausnahme von der herrschenden Unsitte. Da nämlich, wo er in Nachbildung einer Stelle aus Platons Symposion zeigen will, die lateinische Sprache könne füglich doch Kraft und Rhythmus des attischen Originals erreichen (17, 20), überträgt er Wort für Wort. Dagegen fehlt es nicht an Andeutungen davon, daß die Römer grundsätzlich eine wörtliche Übersetzung verschmähten. Persius tadelt an Attius Labeo, daß er die Ilias viel zu wörtlich übersetzt, und Cicero erklärt opt. gen. dic. 14, er übersetze nicht als Dolmetsch, sondern als Redner, er zähle nicht die Worte, sondern wäge sie. Vielleicht den stärksten Beweis dafür, wie frei die Alten zu übersetzen pflegten, liefert ein Schriftstück, das aus dem Lateinischen in die griechische Sprache übersetzt ist. In dem griechischen Text des Monumentum Ancyranum, der autorisierten Übersetzung eines amtlichen Aktenstückes, finden sich dieselben Zusätze und Auslassungen wie in den verschiedensten Werken der prosaischen und poetischen Litteratur.

Ein Grund für dieses freie Verfahren darf auf keinen Fall in dem Umstand gesucht werden, daß eine treue Übersetzung zu schwierig gewesen wäre; die beiden klassischen Sprachen sind unter sich verwandt genug, um jede genaue Übertragung leicht zu machen. Zuweilen aber war es das Interesse der Deutlichkeit, was den Übersetzer zu Abweichungen veranlaßte. Wir Kinder der Neuzeit pflegen, wo uns eine wörtliche Wiedergabe nicht gut thunlich scheint, die Sache in einer Anmerkung näher auseinander zu setzen; die Alten, welche diese Sitte nicht kannten, nahmen die Anmerkung in den Text mit auf. Außerdem waren es häufig stilistische und rhetorische Rücksichten, was einem Sprachkünstler wie Cicero zu Änderungen Anlaß gab. Auch wollten die Römer in ihren Übersetzungen etwas Eigenes bieten; die griechische Sprache war ja ihren Lesern bekannt, die Übersetzung wollte auch dem, welcher das Original daneben hielt, noch ein Interesse abgewinnen, ja man wollte wo möglich die Vorlage an Wirksamkeit des Ausdrucks übertreffen; mit der Wahrheit nahm man es ja auch bei Zahlangaben, Anführung von gehörten Äußerungen u. dergl. keineswegs sehr genau.

Heutzutage muß das Ziel, nach dem wir mit unseren Übersetzungen streben, die möglichst größte Treue sein. In diesem Sinne haben sich einzelnen abweichenden Ansichten gegenüber Autoritäten wie Maffei, E. Q. Visconti, Leopardi und viele andere geäußert. —n

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. XXXXIV, No. 9.

(513) **O. Weissenfels,** Die Reformbestrebungen im fremdsprachlichen Unterricht. Die Schule könne nicht auf eine systematische (grammatikalische) Behandlung verzichten. Allen Theorien zum Trotz betrachten doch gerade die eifrigen Lehrer die Grammatik als die Hauptsache, und selbst die Schüler der unteren Klassen glauben nicht richtig unterrichtet zu werden, wenn die Grammatik als Nebensache betrieben wird. Was die Reformer

sich Besonderes nachrühmen, läßt sich alles auch mit der alten Methode in Einklang bringen. Auch das Vernünftigste freilich verliert sich in langer Herrschaft in unvernünftige Einseitigkeiten, deshalb sind von Zeit zu Zeit aufrüttelnde Angriffe heilsam. — Litterarische Berichte: (536) **Gustav v. Gossler**, Ansprachen und Reden. Zur Lektüre dringend empfohlen von O. Nasemann. — (542) **J. Pajk**, Zur Gymnasialreform. 'Für deutsches Schulwesen kaum verwendbar'. H. Schiller. — (548) **F. Aly**, Das Wesen des Gymnasiums. 'Voll Kraft der Überzeugung'. F. Thümen. — (557) **Studemund**, Plauti reliquiae Ambrosianae. Die Anzeige O. Seyfferts erweitert sich zu einer Geschichte der Herausgabe des Mailänder Apographums. — Jahresberichte: (257) **G. Wartenberg**, Über Horaz; (279) **G. Andresen**, Über Tacitus.

XXXXIV, No. 10.

(577) **E. Albrecht**, Der Dual in der griechischen Schulgrammatik. Man solle ihm sein Recht lassen. — Litt. Anzeigen: (607) **E. Herzog**, Die Reform des höheren Schulwesens. 'Stellt doch lediglich den Zustand vor 1859 wieder her'. C. Kruse. — (615) Tacitus Germania von **Zernial**. 'Dem Text kann man Zustimmung nicht versagen; in der Erklärung ist manches nicht recht haltbar'. W. Schleusner. — (620) **E. Rosenberg**, Lateinische Übersetzungsaufgaben; **C. v. Jan**, Lateinische Vorlagen. Anerkennend besprochen von A. Procksch. — (624) **M. Wetzel**, Griechisches Übungsbuch; **W. Siebert**, Griechisches Übungsbuch; **A. Weiske**, Anmerkungen zur griechischen Syntax. Angezeigt von P. Weißenfels: bei Wetzel seien die sprachlichen Unebenheiten zu rügen; auch Siebert bietet in allen Teilen zahlreiche Anstöße; Weiskes Anmerkungen verdienen Dank. — (634) **Pistner**, Griechisches Übungsbuch. Ref. E. Haupt ist nicht ganz zufrieden gestellt. — (637) **L. Koch**, Xenophonsätze. 'Wird allen Lehrern höchst willkommen sein'. E. Bachof. — Jahresberichte des Berliner phil. Vereins: (289) Tacitus, Bericht von **Andresen**.

XXXXIV, No. 11.

(657) **A. Lange**, Zur Konzentration der Ovidlektüre. Besondere Anknüpfungspunkte biete die biblische Geschichte, z. B. erinnere der Besuch Juppiters bei Philemon und Baucis an die gastliche Aufnahme, welche Jehovah bei Abraham und die Engel bei Lot fanden, u. s. w. — Litterarische Berichte: (675) **H. Schiller**, Einheitliche Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts. 'Bedeutsame und fruchtbare Gedanken, die auf niemand ihren Eindruck verfehlen werden'. W. Fries. — (682) **H. Planck**, Das Lateinische in seinem Recht als Bildungsmittel. 'Mit gebildeter Klarheit geschrieben; die Schrift hat nichts Zornwüthiges, auch nichts Pedantisches und Langweiliges'. O. Weißenfels. — (691) **E. Römer**, Griechische Formenlehre, 2. Aufl. 'Lehrstoff zu beschränkt'. P. Weißenfels. — Jahresberichte des Berliner philologischen Vereins, XVI: (325) **H. Otte**, Sophokles, Ausgaben.

XXXXIV, No. 12.

(721) **H. Guhrauer**, Gegen die Michaelis-Reifeprüfung. Nachdem nunmehr überall die Jahreskurse und die jährige Versetzung (zu Ostern) durchgeführt, sei es nur folgerichtig, auch die Maturitätsprüfung nur am Schluß des Schuljahrs stattfinden zu lassen. Ausnahmefälle, um etwa einen Schüler, der zu Ostern nicht bestanden hat, nicht ein volles Jahr zurückzustellen, könnten ja offengelassen werden. — Litterarische Berichte: (729) **P. Wesener**, Lateinisches Elementarbuch; **G. Biedermann**, Lateinisches Elementarbuch; **P. Harre**, Kleine lateinische Schulgrammatik. Letztere Sprachlehre wird von H. Fritzsche überaus eingehend besprochen und ungeachtet sehr vieler Ausstellungen zur allgemeinen Verbreitung empfohlen. Die beiden Elementarbücher werden kurz und, besonders Wesener, nicht ungünstig beurteilt. — (740) **Meche**, Schulsynonymik. Findet im allgemeinen lobende Anerkennung von A. Tegge. — (751) **F. Seiler**, Der lateinische Primaneraufsatz. 'Die Vorschläge dürften schwerlich Anklang finden'. Buchwald. — (754) **Iwan Müllers** Handbuch der Altertumswissenschaft, II. Bd. (Sprachwissenschaft von Stolz, Schmalz, Autenrieth u. a.). Anzeige von O. Weißenfels. — (760) **H. Welzhofer**, Geschichte des griechischen Volkes. 'Geistvolle Darstellung; edle Begeisterung für das Griechentum'. M. Hoffmann. — (775) Beitrag von **H. v. Kleist**: Bemerkungen zur griechischen Syntax (Fortsetzung). Umfassend gegliederter Regelschematismus zur Kasuslehre. — Jahresberichte des Berliner philologischen Vereins: (783) Bericht zu Sophokles, von **H. Otte**.

Revue internationale de l'enseignement. X. No. 7.

(17) **L. Hallberg**, L'Université idéale. Dem französischen Geiste gemäß ist das Reformprojekt des Verfassers centralisierenden Charakters. Die Universität der Zukunft soll 1. sämtliche Elementar- und Volksschulen, 2. alle Lyceen, Gelehrtenschulen und technische Lehranstalten, endlich 3. die Ecoles supérieures und Fakultäten umfassen. Jede dieser „Universitäten" steht unter einem „Recteur" mit weitgehender Autorisation bezüglich der Lehrmethode, des Lehrkörpers, der Elevenschaft, er sei ein „chef constitutionnel", da er bei wichtigen Anlässen stets den Rat gewisser Vertretungen des Lehrerkollegiums einzuholen hat. Diese Vertretungen sind ein „Conseil universitaire" (gewissermaßen der akademische Senat) und drei conseils aus den drei Unterrichtsstufen, welche vornehmlich auf Finanzen acht zu geben haben würden. — (69) **H. C. Müller-Amsterdam**, Lettre sur la prononciation du Grec. Nur im Itacismus sei Heil und in der Abschaffung der „invention ridicule" des Erasmus.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 10.

(300) **K. Brugmann**, Grundriß der vergleichenden Grammatik, II. 'Trefflich. Die Sicherheit der Methode und Kunst der Gruppierung nimmt im Lauf der Arbeit immer mehr zu'. *G. M . . . r.* — (300) Galeni scripta minora, vol. II. rec **Iwan Müller.** 'Erscheint in vielfach verbesserter Gestalt'. *H.* — (301) Aristotle on the Constitution of Athens, ed. **Kenyon.** 'Staunenswert'. Ref. *Fr. Blass* giebt eine große Anzahl von Vermutungen zur Lesung des Textes. — (306) **L. Laistner**, Rätsel der Sphinx. An dem Berichterstatter *Crusius* findet die „Traumhypothese" Laistners keinen Gegner. Einen besonderen Reiz gewinne das Buch auch durch die „helle Fabulierlust" des als Novellisten wohlbekannten Verfassers.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 11.

(372) **A. Bonhöffer**, Epiktet und die Stoa. 'Hat wertvolle Seiten, aber die mangelhafte Anlage läßt keinen befriedigenden und erfreulichen Eindruck aufkommen'. *H. v. Arnim.* — (374) **Otto Hoffmann**, Indogermanisches Präsens. Ganz unfreundlich beurteilt von *F. Hartmann.* — (375) **Bergk-Hiller**, Anthologia graeca. 'Gegen Bergks allzu große Kürze anerkennungswert verbessert'. *F. Spiro.* — (379) **W. Ihne**, Römische Geschichte, VII, VIII. 'Mannigfach nützliche Arbeit besonders für den Zeitraum, wo Mommsens Darstellung fehlt'. *J. Schmidt.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 11.

(281) **Weir Smyth**, The vowel system of the Ionic dialect. 'Lehrreich, aber nicht durchschlagend; Mangel an Entschiedenheit'. *P. Cauer.* — (285) **Neue-Wagener**, Lateinische Formenlehre, II. Sehr anerkennende Kritik von *P. Harre.* Verf. verbessere stillschweigend die argen Versehen in Merguets Cicero-Lexikon. — (287) **A. L. Westermeyer**, Der sprachliche Schlüssel. Ref. *H. v. d. Pfordten* verurteilt das Buch mit den eigenen Worten des Verfassers: „Das Gerede hat keinen Boden". — (289) **S. Lederer**, Ist Vergil der Verfasser von Culex und Ciris? 'Leere Prozentrechnerei'. *H. Morsch.* — (290) **G. Landgraf**, Untersuchungen zu Cäsar und seinen Fortsetzern. Beistimmende Anzeige von *C. Fleischer.* — (294) **H. Hesselbarth**, Untersuchungen zur dritten Dekade des Livius. 'Mißlungen'. *A. v. Breska.* — (300) Lucianus, rec. **Sommerbrodt.** Den mehrfach geäußerten ungünstigen Urteilen kann Ref. *A. Thimme* nicht beistimmen; Sommerbrodts Standpunkt sei berechtigt.

Revue critique. No. 9.

(165) Dionysius Halicarnassensis, jugement sur Lysias, par **Desrousseaux** et **M. Egger.** 'Ein gutes, längst erwünschtes Buch'. A. Hauvette. — (167) **Th. Reinach**, Mithridate Eupator. 'Mit sehr viel Bewunderung für den Helden geschrieben'. R. Cagnat.

No. 10.

(181) Aristoteles on the Constitution of Athens, ed. by **Kenyon.** Hr. B. Haussoullier rät allen Hellenisten, die voraussichtliche Überschwemmung von Kommentaren nicht abzuwarten, sondern sich mit Kenyons Text, Roses Fragmentensammlung und Susemihls Ausgabe der „Politik" zu begnügen. — (186) **Ramsay**, Historical Geography of Asia Minor. 'Bewundernswert'. Ref. S. Reinach citiert hierbei folgende Stelle aus einem Briefe Mommsens an Ramsay: „Si j'étais l'héritier des millions de Schliemann, je vous ferais travailler pendant dix ans à la géographie de l'Asie Mineure. Ce que vous avez fait là ne pourra guère être surpassé que par vous-même".

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Vgl. diese Wochenschrift 1890, No. 4. 5. 31/32. 33. 34. 35.)

Wieder liegt uns eine Masse von neuen und neuaufgelegten Büchern für den lateinischen und griechischen Unterricht vor. Unaufhörlich führt sie der Strom der Zeit mit sich. Wann werden es ihrer weniger werden? Hoffen wir, daß der engere Ausschuß der Berliner Konferenz für die Schulreform die Veranlassung werde, daß auch hier endlich ein gewisser Stillstand und mehr Ruhe eintritt und Lehrende wie Lernende aus der ewigen Aufregung herauskommen. So weiß man schließlich nicht mehr ein noch aus, derweil die Jugend davon den größten Schaden hat und vor allem das Gymnasium zu immer neuen Anfeindungen Grund und Ursache bietet. Es muß ein bestimmter Kanon von Unterrichtsbüchern nach einheitlichen Gesichtspunkten aufgestellt und in ihnen der Willkür in Methode und System ein Damm gesetzt werden; bleibt doch im mündlichen Unterricht noch Spielraum genug für die nun einmal zu recht bestehende Individualität des Lehrers und Schülers.

Eine der brennendsten Fragen scheint uns die nach der brauchbarsten lateinischen Grammatik zu sein. Wir beginnen daher mit den neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete, indem wir die Charakterisierung derselben nach Anlage und Einrichtung etwas ausführlicher besprechen, als es im Weiterverlauf des Berichtes geschehen kann.

1) **Ferdinand Schultz**, Kleine lateinische Sprachlehre zunächst für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. 21., vereinfachte und verbesserte Ausgabe. Paderborn 1890, Schöningh. VII, 268 S. 8.

2) **J. Lattmann** und **H. D. Müller**, Kurzgefaßte lateinische Grammatik. 6. Auflage, unter Mitwirkung der Verfassers besorgt von **H. Lattmann.** Göttingen 1890, Vandenhoeck & Ruprecht. XII, 324 S. 8. 3 M.

3) **Ellendt-Seyfferts** Lateinische Grammatik. 34., verbesserte Auflage. Bearbeitet von **M. A. Seyffert** und **W. Fries.** Berlin 1890, Weidmann. IV, 303 S. 8. 2 M. 50.

4) **E. Bergers** Lateinische Grammatik. 12. Auflage. Bearbeitet von **C. Wagener** und **G. Landgraf.** Berlin 1891, Weidmann. VII, 343 S. 8. 3 M.

5—6) **J. H. Schmalz** und **C. Wagener**, Lateinische Schulgrammatik. Bielefeld und Leipzig 1891, Velhagen & Klasing. IV, 233 S. 8. — Dazu: **J. H. Schmalz**, Erläuterungen zu meiner lateinischen Schulgrammatik. Ebenda. 50 S. 8.

7) **C. Stegmann**, Lateinische Schulgrammatik. 5. Auflage. Leipzig 1890, Teubner. X, 250 S. 8.

8) **P. Harre**, Kleine lateinische Schulgrammatik. Berlin 1890, Weidmann. VI, 144 S. 8.

9) **H. Weber**, Lateinische Elementargrammatik. I. Teil. Formenlehre, bearbeitet von **R. Flex.** 2., verbesserte Auflage. Gotha 1890, Perthes. XVI, 196 S. 8.

„Die Unruhe, welche zur Zeit auch auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik herrscht, hat zwar

manches Anerkennenswerte, aber auch manches Bedenkliche zu Tage gefördert", sagt Ferd. Schultz (No. 1), dessen Buch seit vierzig Jahren im Gebrauch ist und immer noch, so zu sagen, zu den Grammatiken alten Schlages gehört; wiewohl Verf., fortwährend bestrebt, zu kürzen und zu vereinfachen, zu berichtigen und zu klären, auch diesmal dem Unabweislichen sich nicht verschlossen hat, so hat er doch Unerwiesenes und Bedenkliches wieder fern gehalten und dabei dafür gesorgt, daß, wie immer, die neue Auflage die vorhergehende für die Schule nicht unbrauchbar macht, sondern beide nebeneinander bestehen können. Anders liegt die Sache bei Lattmann-Müller (No. 2). Ihre Grammatik hat in jeder neuen Auflage ganz erhebliche Veränderungen aufzuweisen, welche, so sehr sie auch das Streben nach didaktischer und wissenschaftlicher Vervollkommnung kundthun, doch der praktischen Verwendbarkeit hinderlich sind, indem die Schule dabei aus der Rolle einer bloßen Versuchsstation nicht herauskommt. Wenn diesmal in der Formenlehre die Lautlehre als solche beseitigt ist (vgl. dagegen die Mitteilungen am passenderen Orte S. 10, 11, 35, 37, 57), so ist das an sich ebenso zu billigen wie die Kürzung und schulmäßigere Fassung anderer Partien in diesem Teile, u. a. nach C. Wageners vielbeachteten Hauptschwierigkeiten der lateinischen Formenlehre; aber S. 16 und 17 die Genusregeln der 3. Deklination nach dem Stammauslante neunjährigen Sextanern bequemer beizubringen als nach irgend einem anderen Prinzip, das halte ich für ein Unding. Dasselbe gilt meines Erachtens in der um ein Dritteil gekürzten Satzlehre von dem Abschnitt über die Tempora, für welchen sich nach des Herausg. Arbeit „Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora im Lateinischen" (Göttingen 1890), über die an anderer Stelle dieser Wochenschrift berichtet werden wird, eine „ganz wesentliche Vereinfachung" ergeben haben soll. Es ist ja möglich, daß, zumal mit Zuhülfenahme der übersichtlichen, zu mehr gedächtnismäßiger Aneignung bestimmten Konjunktiv- und Tempuszusammenstellungen (S. 118 und 110), den Schülern allmählich „das einfache Gesetz der temporalen Beziehungen" und „das etwas schwierigere von dem jeweiligen Werte der nominalen Verbalformen" erschlossen werden kann. Aber weshalb soll man sie ohne Not einen umständlicheren und beschwerlicheren Weg gehen lassen? Es ist doch noch sehr die Frage, welcher der vielen modernen Vorschläge zu einem „fruchtbaren, wahrhaft geistbildenden Unterricht in der Grammatik" am bequemsten anleitet, welcher zu einer „gründlichen Erkenntnis des Wesens der grammatischen Erscheinungen und ihres organischen Zusammenhanges" hinführt. Und ferner muß man bedenken, daß für unsere Gymnasien in Zukunft die Lektüre die Hauptsache sein, also die Aufgabe der Grammatik doch etwas praktischer und nüchterner zu fassen sein wird. Anders würde die Sache ja liegen, wenn auch die Grammatiken der anderen zu erlernenden Sprachen, nicht zum mindesten der deutschen, einheitlich bis zu den Grundprinzipien vordrängen. Vorläufig empfehlen wir Lattmanns Buch neben anderen Grammatiken (vgl. unsere Anzeigen in dieser Wochenschr. 1888, Sp. 1320; 1889, Sp. 859; 1890, Sp. 1027 f.) einzig und allein zum Studium den philologischen Lehrern, die großen Gewinn und so heilsame Anregung daraus empfangen werden, daß sie dem mündlichen Unterricht zustatten kommen muß. Nur in der Hand des Schülers wünschen wir das Buch nicht: es birgt der Weisheit zuviel, mit der er an sich nichts anzufangen versteht. Nach Aussage des Herausg. soll die Grammatik so lange keine erheblichen Änderungen erfahren, als die Wissenschaft solche nicht nötig machen werde. Die Wissenschaft allein war es nicht immer, nicht einmal berechtigtes und energisches Bitten und Wünschen der Lehrer, was die sich jagenden Auflagen von Ellendt-Seyffert (No. 3) in den letzten Jahren hervorzauberte. Endlich dürfen wir nun wohl auf Stillstand hoffen, nachdem die 34. Auflage sich selber im Vergleich zu der 29. Auflage als eine gänzlich veränderte angekündigt hat. Diese „gänzliche Veränderung" freilich, bei Lichte besehen, besteht zum größten Teil in nichts anderem als in genauerer, kürzerer Fassung (auch wohl nach No. 7, Stegmann) und in übersichtlicherem Drucke der Regeln, während diese oftmals im wesentlichen die alten geblieben sind, und — in abermals neuer Paragraphierung, wobei aber die Herausg. die große Güte gehabt haben, den neuen 290 Paragraphen die 320 Paragraphen der 33. Auflage in Klammern beizusetzen, damit nicht alle Schüler die 34. Aufl. anzuschaffen gezwungen sein sollen. Ref. ist in der glücklichen Lage, unter den 30 E.-S.-Grammatiken seiner Klasse II nur je eine 33. und 34. Aufl zu haben; sonst sind noch alle Auflagen von der 19.—29. vertreten, und danach läßt sich doch wenigstens einheitlich unterrichten, wenn die beiden unglücklichen Besitzer der Spekulationsausgaben sich selber helfen. Würde der allmählich so mißliebig gewordene E.-S. von der Bildfläche verschwinden, so wäre es wahrlich kein Schade. Für die Verlagsbuchhandlung würde z. B. No. 4, Berger redivivus, Ersatz schaffen können. Wer wie Ref. Jahre lang auch nach Berger unterrichtet hat, wird bald finden, daß unter der nachbessernden und neuordnenden Hand zweier so bewährter, autoritativer Latinisten wie Wagener und Landgraf manches zwar anders geworden, der Unterbau jedoch und manches Stück und Stückchen des Oberbaues geblieben ist. Vor allem ist der Charakter des Buches als eines für das ganze Gymnasium und sämtliche lateinische Gymnasialautoren ausreichenden Lehr- und Nachschlagebuches gewahrt worden. Ist auch die Syntax von vielen rein stilistischen Bemerkungen und von Wiederholungen desselben Gegenstandes an verschiedenen Stellen entlastet und so gekürzt worden, so ist doch der Gesichtspunkt immer noch im Auge behalten worden, die Ausnahmen von der Hauptregel je nachdem als wesentliche oder unwesentliche Spracherscheinungen zur Geltung zu bringen, und so wird manche feine Sprachbeobachtung des Stilistikers Berger nicht verloren gehen. Ferner ist das Buch auch ein gutes Lernbuch geblieben und hat sich von hochtrabendem Lehrton und vom Paradieren mit wissenschaftlichen Schlagwörtern und neugebildeten Terminis technicis, die auf den ersten Blick oft wie Rätsel erscheinen, klugerweise ferngehalten. So finde ich z. B. das schwierige Kapitel (§ 287) von der Verschränkung des Relativsatzes mit anderen Nebensätzen völlig unverändert, und mit Recht: hier heißt es „exempla loquuntur", und das thun dieselben denn auch in der trefflich erklärenden Übersetzung Bergers. Man vergleiche damit § 193 bei Lattmann! Was hier die Beispiele begleitet, beruht selbstverständlich auf feiner Sprachbeobachtung, die sich der Lehrer zu nutze machen soll; aber, fragen wir, wen von beiden wird der sich selber überlassene Schüler besser verstehen? Ich glaube, „das Lied ohne Worte" liegt ihm näher als das mit Worten und regt sein Gefühl eher an.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 4. April. 1891. № 14.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Stein** in Rostock ist zum Rektor der dortigen Univ. wiedergewählt worden.

An Gymnasien etc.; Dr. **Heine**, Oberlehrer in Rawitsch, zum Rektor in Bingen. — Dr. **Siecke** in Berlin (Lessing-Gymn.) und Dr. **Sebald** in Hannover zu Professoren. — Dr. **Weisweiler** in Koblenz, **Ruppersberg** in Saarbrücken und Dr. **Backhaus** in Köln zu Oberlehrern befördert.

Emeritierungen.

Die Professoren **Pardon** und **Gumlich** in Berlin und Oberlehrer Dr. **Grosse** in Aschersleben.

Todesfälle.

Prof. **Albrecht** in Hildesheim, 3. März, 69 J. — Hofrat Prof. v. **Miklosich** in Wien, 7. März.

Berichtigung zu No. 11, S. 322 ff.

Meine Verbesserungsvorschläge zu Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία waren schon korrigiert, als ich aus einem Prospektus sah, daß eine neue Ausgabe dieses Buches, durch die Herren Professoren Kaibel und Kießling besorgt, bald zu erwarten ist. Wegen der allgemein bekannten Tüchtigkeit dieser Männer wäre die durch mich versprochene Ausgabe wohl überflüssig, und habe ich dieselbe wenigstens vorläufig eingestellt.

Meine Annahme einer Lücke S. 110, Z. 8 nach ἐπιμελητοῦ ist wegen der folgenden Worte wohl unrichtig und die freilich wunderliche Omission eine Unachtsamkeit des Schriftstellers. — Zu den vielen, teilweise schon durch mich gerügten Textfehlern kommt noch ein besonders interressanter S. 95, Z. 1. 2, wo vielleicht eine ganze Zeile des Archetypus ausgefallen ist und ein bekanntes Gesetz herzustellen gebietet: ἐὰν μὴ μανιῶν ἢ γήρως <ἢ φαρμάκων ἢ νόσου ἕνεκε>ν ἢ γυναικὶ πειθόμενος κτἑ. Aber dieses und vieles andere werden oben genannte Herren gewiß berichtigen.

Utrecht. H. van Herwerden.

Das Theater in Megalopolis.

(Brief an den Herausgeber.)

In dem Journal of Hellenic Studies (Oktober 1890) und in der Classical Review (März 1891) befinden sich Mitteilungen über die von der Englischen Schule in Athen unternommenen Ausgrabungen im Theater von Megalopolis. Es wird dabei als gesicherte Thatsache hingestellt, daß in dem Theater eine aus griechischer Zeit stammende Bühne (λογεῖον) gefunden sei, und daraus wird dann der Schluß gezogen, daß die von dem Unterzeichneten aufgestellte neue Theorie, es habe überhaupt keine griechische Bühne gegeben, sich als unhaltbar herausgestellt habe.

Obwohl ich das Theater im vorigen Jahre während der Ausgrabung selbst gesehen habe, unterließ ich es, eingehend über dasselbe zu berichten, weil ich der Ansicht bin, daß immer demjenigen, welcher die Ausgrabungen leitet, auch das erste Wort über die Resultate derselben zusteht. Außerdem schien es mir richtiger zu sein, die Freilegung des ganzen Theaters abzuwarten, bevor ich mir ein bestimmtes Urteil über die verschiedenen Veränderungen des Skenengebäudes bilde.

Nachdem nunmehr in der zuerst genannten englischen Zeitschrift ein vorläufiger Plan des Theaters von Herrn E. Gardner und seinen Genossen veröffentlicht ist und diese Herren ihre Meinung über das-

selbe ausgesprochen haben, zögere ich nicht, wenigstens einige Worte über die Gestalt des Theaters und seine Bedeutung für die Bühnenfrage zu veröffentlichen. Ich halte dies sogar für meine Pflicht, um es nach Möglichkeit zu verhindern, daß sich eine meines Erachtens falsche Ansicht über das Theater von Megalopolis festsetzt. Denn die englischen Archäologen haben die Ruinen des Theaters nicht ganz verstanden und außerdem den Plan unrichtig ergänzt.

Die als sicheres Ergebnis der Grabungen hingestellte Behauptung, das Theater habe noch eine griechische Bühne, ist vollkommen unrichtig. Von einer Bühne (λογεῖον) aus griechischer Zeit ist keine Spur vorhanden; vielmehr ist der dreistufige Bau, welchen man willkürlich und den Gesetzen der griechischen Baukunst zuwider zu einem Podium mit sechs Stufen auf allen Seiten ergänzt hat, die Vorderwand des griechischen Bühnengebäudes, die *scaenae frons* des Vitruv. Vor dieser dreistufigen Skenenwand (ἐπὶ σκηνῆς) standen die Schauspieler in der kreisrunden Orchestra. Die Wand, deren obere Gestalt vorläufig noch unbekannt ist, bildete den Hintergrund des ganzen Spiels. Sie liegt deshalb auch so weit zurück, daß sie rd. 30 m von dem mittelsten Sitz der untersten Reihe und sogar 10 m von den ersten Sitzen neben der Parodos entfernt lag. Wenn es die Handlung des Stückes verlangte, wurde vor dieser Wand eine provisorische Dekoration, ein Proskenion, aufgeschlagen.

In mehreren anderen Theatern, z. B. hier in Athen, befindet sich die *scaenae frons* in fast derselben Lage im Verhältnis zum Zuschauerraum, sie liegt sogar noch etwas näher zu demselben hin. Ob sie in Athen und anderswo auch Stufen gehabt hat wie in Megalopolis, läßt sich wegen der großen Zerstörung nicht mehr feststellen. Die Stärke der Mauer würde in Athen für Stufen ausreichen. Was der griechischen Skenenwand in Megalopolis fehlt, sind die sonst gewöhnlich an beiden Enden vorhandenen Vorsprünge, die Paraskenien.

An Stelle jener provisorischen Dekoration wurde meist in römischer Zeit eine feste Dekoration, eine steinerne Säulenwand mit hölzernen Pinakes und später mit freistehenden Statuen zwischen den Stützen errichtet. Diese Wand ist in Megalopolis auch thatsächlich gefunden; fünf ihrer Säulen sind noch erhalten. Sie ist das steinerne Proskenion, wie es in derselben Form und ziemlich in denselben Maßen in Athen, Piräus, Oropos, Thespiä, Epidauros und Assos zu Tage gekommen ist, und wie es auch Vitruv in seinem griechischen Theater beschreibt. Daß die Schauspieler vor diesen Säulenwänden aufgetreten sind, nicht oben auf dem Dache derselben, halte ich für ausgemacht. Die englischen Archäologen nennen nun dieses Proskenion ohne weiteres „Roman stage", römische Bühne, obwohl der Name desselben jetzt durch das Theater in Oropos inschriftlich gesichert ist, und obwohl durch andere Inschriften längst bekannt ist (z. B. durch die Inschrift von Patara, CIG 4283), daß das Proskenion mit seinen Säulen von dem Logeion, der Bühne, bestimmt zu unterscheiden ist. Das Logeion ist derjenige Teil der alten Orchestra, welcher vor dem Proskenion liegt und den Standplatz der Schauspieler bildet. Proskenion heißt dagegen die mit Säulen und Pinakes oder Statuen geschmückte Wand, welche vor der Skene stand und den Hintergrund des Spiels bildete.

Daß sich auch in Megalopolis in der Mitte dieses Proskenion eine Thür befand wie in allen übrigen Theatern, nehme ich als selbstverständlich an, obwohl man bisher nichts von derselben gefunden hat. Ihre Spuren werden aber gewiß noch zu Tage treten. Ausdrücklich hebe ich ferner hervor, daß auch in Megalopolis nichts von einer Treppe erhalten ist, welche das Dach des Proskenion, das Theologeion, in direkte Verbindung mit der Orchestra gebracht hätte. Eine solche Treppe, welche nach der früheren Auffassung notwendig war, darf bei der neuen Theorie nicht vorhanden sein und ist auch in der That in keinem der oben genannten Theater gefunden worden.

Ob das Theater in Megalopolis in spätrömischer Zeit nochmals umgebaut ist und in ähnlicher Weise wie das athenische Theater noch ein römisches Logeion erhalten hat, ist noch unbekannt; nach dem Plane scheint es nicht der Fall zu sein.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die in der Rückwand des Skenengebäudes, also nicht in der Vorderwand desselben, in der scaenae frons, befindlichen drei Thüren selbstverständlich nicht die sichtbaren Thüren der Dekoration sind. Sie führen vielmehr in die hinter dem Skenengebäude befindliche Säulenhalle, und die Höhe ihrer Schwellen ist daher lediglich von der Fußbodenhöhe dieser Halle, nicht von dem Standplatz der Schauspieler abhängig.

Aus diesen Sätzen wird man ersehen, daß das Theater in Megalopolis absolut keine griechische Bühne (Logeion) enthält. Es beweist vielmehr umgekehrt aufs neue, daß die Schauspieler in griechischer und frührömischer Zeit und vielfach auch noch in spätrömischer Zeit auf dem Boden der Orchestra vor der Skene oder dem Proskenion standen. Die besondere Wichtigkeit dieses neuen Theaters beruht darin, daß die Vorderwand der griechischen Skene (= Schauspielhaus) des 4. Jahrhunderts hier besser und höher erhalten ist als in einem der anderen Theater, und daß wir daher hier manches Neue über die Gestaltung dieser Wand lernen können.

Athen. Wilhelm Dörpfeld.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 12.)

H. Matzat, Eine neue Gleichung für die Sonnenfinsterniß des Ennius. Weilburg. 6 S.

S. diese No. Sp. 436.

E. Beermann, Studien zu Schleyers Weltsprache Volapük. Gymn. zu Ratibor.

Der Verf. spricht sich nichts weniger als begeistert über das Volapük aus und deckt die Mängel rückhaltlos auf. Aber er ist vorurteilslos genug, um den unleugbar großen Erfolg dieser Kunstsprache nicht in Abrede zu stellen. Sogar die Königin Margherita von Italien soll Volapük fertig sprechen, demnach kann das Idiom doch nicht so häßlich („turanisch") klingen, als die Feinde behaupten. Und wenn ein so berühmter Sprachforscher wie Max Müller in Oxford der Schleyerschen Weltsprache vollkommen beistimmen, so dürfe die Sache nicht leichtfertig abgeurteilt werden. Verf. giebt die Entwickelungsgeschichte des Volapük, als dessen Geburtstag man den 31. März 1879 ansehen kann. Schließlich meint Verf., daß zu einer allgemeinen Weltsprache sich das Latein am besten eignen würde, freilich nicht das Latein unserer Gymnasien, was aussichtslos wäre, auch nicht das Latein des Herrn Capellanns in seinem „Sprechen Sie lateinisch?", sondern ein mehr barbarisches Latein wie etwa im Mittelalter, kurz: das Küchenlatein.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Euhemeri reliquiae. Collegit, prolegomenis et adnotationibus instruxit Geyza Némethy. Budapest 1889. (Ungarische Akademie der Wissenschaften.) 102 S. 8. 1 M. 20.

Diodor und Laktanz bilden die Hauptquellen für die Fragmente der ἱερὰ ἀναγραφή des Euhemerus. Diodor hat uns im fünften Buche seiner Historischen Bibliothek (41—46 Dind.) das größte Euhemerusfragment erhalten. Was wir dort lesen, macht durchaus nicht den Eindruck eines dürftigen und trockenen Exzerptes, so ausführlich und farbenreich ist Diodors Schilderung des Panchäerreiches. Um so mehr ist es zu bedauern, daß das sechste Buch Diodors verloren gegangen ist. Hier hatte er, wie die Notizen bei Eusebius zeigen, den wesentlichen Inhalt der Schrift des Euhemerus wiedergegeben. Andererseits hat Laktanz seine Angaben nicht aus dem griechischen Schriftsteller selbst, sondern aus dem 'Euhemerus' des Ennius geschöpft. Und auch diese Schrift hat er nicht in Händen gehabt; er kann nur, wie die wörtlichen Citate aus Ennius beweisen, eine prosaische Bearbeitung des Ennianischen Euhemerus benutzt haben. Dadurch verliert er freilich an Autorität, aber nicht in dem Maße, wie Krahner (Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion, Halle 1837, S. 37 ff.) behauptet hat, daß seine Angaben als auf Fälschung beruhend anzusehen wären. Diese Ansicht Krahners ist mit Recht von Sieroka (De Euhemero, Königsberg 1869, S. 5 ff.) als grundlos zurückgewiesen worden. Doch trotzdem wird Laktanz Diodor gegenüber immer nur als eine sekundäre Quelle gelten können, und man wird nicht, wie Sieroka (a. a. O. S. 9 f.) gethan hat, Diodors Angaben als irrig bezeichnen dürfen, wenn sie mit Laktanz nicht übereinstimmen.

Von dieser Anschauung von dem Verhältnis Diodors zu Laktanz geht auch Némethy in seiner Fragmentsammlung aus und sondert daher die gesamte Überlieferung in zwei Gruppen, von denen die eine auf Diodor, die andere auf Laktanz zurückgeführt wird. Die Fragmentsammlung Némethys ist — was ihr von vornherein zur Empfehlung dient — eine Publikation der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Wir haben in ihr die erste kritische Sammlung der Euhemerusfragmente; denn die ebenso gründliche als anziehende Schrift Évhémère, son livre et sa doctrine, Mons 1876, von R. de Block enthält die wichtigsten Fragmente nicht im Original, sondern in der Übersetzung.

Den Reliquiae Euhemeri Némethys gehen quaestiones Euhemereae (S. 3—36) voran. Diese Untersuchungen zerfallen in vier Kapitel. Im ersten Kapitel (de vita Euhemeri), S. 3—6, werden die Nachrichten über des Euhemerus Geburtsort, Leben und Charakter zusammengestellt. Die Frage nach seinem Geburtsort ist eine Aporie, die nach der bisherigen Kenntnis der Quellen eine Lösung nicht erwarten darf. Daß Euhemerus ein Messenier war, ist durch sichere Autoritäten verbürgt; ob er aber aus dem peloponnesischen Messene oder dem sizilischen Messana stammte, läßt sich nicht entscheiden. Mit Recht läßt daher N., wie schon Sieroka (a. a. O. S. 27 f.) und Block (a. a. O. S. 3 ff.) vor ihm, die Frage auf sich beruhen. Ebenso weist er auch in Übereinstimmung mit dem letzteren (a. a. O. S. 6 f.) die Ansicht zurück, daß Euhemerus ein Schüler des Theodorus von Cyrene gewesen sei oder wenigstens zu den Cyrenaikern gehört habe.

Das zweite Kapitel (S. 6—18) führt die Überschrift: de Euhemeri apud veteres praeter Ennium memoria. Hier werden nun, Ennius und seine Gruppe ausgenommen, von Callimachus bis zu den Byzantinern alle Schriftsteller vorgeführt, welche Kenntnis von Euhemerus bekunden, und ihre Angaben daraufhin geprüft, ob sie aus Euhemerus selbst geschöpft sind oder nicht. Die Untersuchung ist mit Besonnenheit geführt. Die Bedeutung Diodors ist mit Nachdruck hervorgehoben. Was aber seine Beschreibung Panchaias betrifft, so möchte ich diese (von Diod. V 41 § 2—46 § 7 ὑφ' Ἑρμοῦ προσαναγεγραμμέναι), wie ich schon oben andeutete, nicht für einen Auszug, sondern für eine wörtliche Wiederholung aus Euhemerus erklären. Auch N. hat sich dem Eindruck des Fragments nicht entziehen können; er bemerkt S. 8: descriptio est epitome satis ampla e libro primo Euhemeri, quamquam insunt nonnulla, quae ipsa Messenii nostri verba referre videntur. Doch seiner Begründung dieser Ansicht wird man schwerlich beipflichten. Die Beschreibung der panchäischen Inseln ist von Diodor natürlich im Präsens vorgetragen. Nun aber finden sich in ihr einige Angaben im Imperfektum, wie z. B. V 43, 3: Ἦν δὲ καὶ τῶν φοινίκων στελέχη μεγάλα καὶ καρποφόρα διαφερόντως und χωρὶς δὲ τούτων ὑπῆρχον ἄμπελοι πολλαὶ καὶ παντοδαπαί. Deshalb nimmt N. an, Diodor habe die Erzählung des Euhemerus, um sie für seine geographischen Angaben zu verwerten, in eine Beschreibung umgesetzt und daher die Präterita des Euhemerus in Präsentia verwandelt, dabei aber

einige Imperfekta übersehen. N. geht bei dieser Hypothese offenbar von der ganz unwahrscheinlichen Voraussetzung aus, daß sich Euhemerus nicht der beschreibenden Darstellung habe bedienen können. Es lag doch auch für Euhemerus nahe, eine Beschreibung des Inselreiches zu geben und somit das Präsens zu gebrauchen. Aber auch hiervon abgesehen — die Verwendung von Imperfekten bei Erwähnung von Dingen, die noch bestehen oder als noch bestehend zu denken sind, ist im Griechischen nicht ungebräuchlich, s. Krüger, Griechische Sprachlehre T. 1 § 52, 4 Anm. 4. Bei der Reichhaltigkeit der Angaben in dem ganzen Abschnitt darf man wohl annehmen, daß Diodor ihn wörtlich aus der Schrift des Euhemerus entnommen hat. Wenn nun in diesem Fragment (42,6) der Tempel des triphylischen Zeus in die Ebene verlegt wird, während nach dem Berichte Diodors im sechsten Buch (fr. II § 7 Ném.) das Heiligtum auf einem überaus hohen Hügel liegt, so verdient zunächst die erstere Angabe, da sie unmittelbar von Diodor herrührt, den Vorzug, während die letztere auf dem Exzerpt des Eusebius aus Diodor beruht. Doch braucht man sie deshalb nicht zu verwerfen; denn beide Nachrichten lassen sich mit einander in Einklang bringen, wie Block (a. a. O. S. 24 Anm. 1) gezeigt hat, dem auch Némethy (S. 77 adn. fr II 6) sich anschließt. Ob aber am Ende dieses Fragments (46, 7) ein Irrtum Diodors oder eine Verderbnis des Textes vorliegt, läßt sich schwer entscheiden. Wie schon Sévin (bei Ném. S. 78 zu fr. XLVI 7) sah, erwartet man nach der Notiz bei Eusebius (Ném. fr. II 7 S. 46), daß die Thaten des Uranos, Kronos und Zeus, und nicht, wie hier angegeben, nur die des Kronos und Zeus auf der goldenen Säule im Zeustempel zu Panchaia verzeichnet waren. Und doch hat auch hier Diodor, wie in dem ganzen Abschnitt, aus dem Vollen geschöpft; denn er bemerkt im Anschluß an die vorangehende unvollständige Angabe, daß die Thaten der Artemis und Apollos von Hermes aufgezeichnet worden seien: κατὰ δὲ μέσην τὴν κλίνην ἕστηκε στήλη χρυσῆ μεγάλη, γράμματα ἔχουσα τὰ παρ' Αἰγυπτίοις ἱερὰ καλούμενα, δι' ὧν ἦσαν αἱ πράξεις Οὐρανοῦ τε καὶ Διὸς ἀναγεγραμμέναι καὶ μετὰ ταύτας αἱ Ἀρτέμιδος καὶ Ἀπόλλωνος ὑφ' Ἑρμοῦ προσαναγεγραμμέναι. Daraus dürfte man eher auf eine Korruptel der Überlieferung als auf eine Flüchtigkeit Diodors schließen.

Das Ergebnis der Untersuchung in diesem Kapitel ist kurz folgendes: Callimachus, Eratosthenes, Polybius, Diodor, Varro, Hygin und vielleicht auch Plinius haben den Euhemerus selber gelesen, die übrigen Zeugnisse dieser Gruppen stammen nicht aus direkter Benutzung der ἱερὰ ἀναγραφή, ja einige Schriftsteller, wie Plutarch und Älian, scheinen die Schrift des Euhemerus nur dem Titel nach gekannt zu haben.

Das dritte Kapitel, S. 18—30, handelt von Ennius (de versione Ennii). Daß der Euhemerus des Ennius eine poetische Bearbeitung der griechischen Schrift war, unterliegt nach den Untersuchungen von Krahner, Vahlen u. a. keinem Zweifel. Nicht so überzeugend sind die Vermutungen, die über das Metrum bis jetzt aufgestellt sind. N. nimmt mit Krahner an, daß das Gedicht in Hexametern verfaßt gewesen sei, und bringt für diese Ansicht beachtenswerte Gründe vor. Er rechnet deshalb auch den Vers bei Non. VII p. 216 zum 'Euhemerus' und giebt ihm folgende Gestalt: cum sos obsidio magnus Titanus premebat. Es wird ferner eingehend dargethan, welche Modifikationen die Schrift des Euhemerus durch Ennius erfahren haben muß, und in welchem Verhältnis das Gedicht zu der prosaischen Bearbeitung, der von Laktanz benutzten historia sacra, steht. Hierbei sowie auch im weiteren Verlaufe dieses Kapitels werden einzelne Streitpunkte berührt, in denen sich N. besonders mit Sieroka auseinanderzusetzen sucht. Aus Firmicus Maternus de errore profanarum religionum will N. zwei Stellen nach Münters Vorgang (in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Firmicus, Kopenh. 1826) dem Euhemerus zuschreiben und hat sie deshalb als narrationes Euhemero probabiliter tribuendae an den Schluß der Fragmente gesetzt. Daß die beiden Geschichten vom kretensischen und thebanischen Liber euhemeristisch gefärbt sind, wird wohl niemand bestreiten. Doch schwerlich wird man eine Angabe wie die, daß die Titanen Trabanten der Juno gewesen seien, auf Euhemerus selbst zurückführen können. Hier war eine scharfe Unterscheidung zwischen Euhemerus und seinen Nachahmern, den sogenannten Euhemeristen (s. Block, a. a. O. S. 96 ff.), am Orte. Übrigens enthält auch das zweite Kapitel des Firmicus eine Historie von Isis und Osiris, die eines Euhemeristen würdig ist. Schließlich hätte hier auch bemerkt werden können, daß die Notiz über die Panchäer bei Pomponius Mela III 8, 8 nicht von Euhemerus herstammt.

Das vierte Kapitel, S. 30—36, giebt einen Überblick über Gang und Inhalt der ἱερὰ ἀναγραφή. Hierauf folgen testimonia veterum, S. 37—44, und dann die Fragmente selbst, S 45—70, von denen diejenigen, die nach Némethys Ansicht auf Ennius

zurückgehen, durch einen asteriscus besonders kenntlich gemacht sind.

Callimachus sprach seine Entrüstung über das rationalistische Treiben des Euhemerus mit den Worten aus:

Εἰς τὸ πρὸ τείχευς ἱερὸν ἀλέες δεῦτε,
οὗ τὸν πάλαι χάλκεον ὁ πλάσας Ζᾶνα
γέρων ἀλαζὼν ἄδικα βιβλία ψύχει.

Für χάλκεον schrieb hier Bentley Παγχαῖον; Némethy, der die Verse an die Spitze der testimonia stellt, schlägt dagegen χάλκειον vor in engerem Anschluß an die Lesart bei Ps.-Plutarch und eine anderwärts überlieferte Variante χάλκιον (s. Adnot. ad testim. S. 74). So glänzend auch Bentleys Konjektur ist, so wird doch eine objektive Kritik dem Vorschlage Némethys den Vorzug geben. Die Verbesserung Krahners zu Lactant. div. inst. I 11 (Ném. fr. XXV): deinde Panchaeum deducit in montem, qui vocatur Caeli sella statt des überlieferten stella, eine Konjektur, die mehrfach, zuletzt noch von L. Müller und E. Baehrens übersehen worden ist, hat N. mit Recht aufgenommen. Die Emendation ist evident; denn Caeli sella ist, wie Krahner gezeigt hat, eine Übersetzung von Οὐρανοῦ δίφρος bei Diodor V 44, 5. Unter die Fragmente ist auch eine bisher nicht beachtete Stelle bei Plinius. H. N. VII 56 (Ném. fr. XLV) aufgenommen. Auf der letzten Seite ist noch eine Stelle aus Ampelius lib. mem. IX nachgetragen.

An die Fragmente schließen sich adnotationes kritischen Inhalts, S. 71—86. Hierauf folgt noch als Anhang ein index librorum ad Euhemerum pertinentium S. 87—92. In ihm sind die auf Euhemerus bezüglichen Schriften der Neueren von Columnas Ausgabe des Ennius an aufgeführt und kurz charakterisiert. Den Schluß bildet ein index nominum, S. 93—101, der in einen griechischen und lateinischen Teil zerfällt. Was den lateinischen Ausdruck betrifft, so bekommt er hin und wieder durch den Gebrauch von noster zur Bezeichnung des behandelten Schriftstellers einen etwas scholastischen Anstrich. Der Druck ist meist korrekt. Aufgefallen ist mir S. 20 Z. 4 v. o. ad für ab, S. 21 Z. 13 v. u. fr. XIV statt fr. XI und ebenda Z. 4 v. u. a für ab, ebenso S. 25 Z. 19 v. u. Der Herausgeber des Firmicus Maternus heißt Münter, nicht Munter (S. 27 und S. 92), S. 89 lies Sévin. Der Text der Zeugnisse und Fragmente ist fast fehlerfrei, nur in den griechischen Stellen finden sich einige Accentfehler. So muß man lesen: test. XII Z. 1 τίς und ebenda Z. 5 Ἐπίκουρος, test. XIX Z. 1 περισσὸν, Z. 2 τολμήσας, test. XXI Z. 4 ἀλήθειαν, Fragm. III S. 49 Z. 1 v. u. Δῴους. Im Index lies unter Ἄμμιον: fr. III 44 (nicht 43) 6; 7; unter Titanes wird Titani als Genetiv in fr. XVI angegeben: es muß heißen: nom. plur. fr. XV.

Wenn nun auch einzelne Ansichten Némethys begründeten Widerspruch hervorrufen, so haben wir doch in seinen reliquiae Euhemeri eine sorgfältige, kritische Sammlung der Trümmer jenes antiken Tendenzromanes, welcher der erste konsequent durchgeführte Versuch war, dem schlichten Volksglauben durch seichte pragmatische Mythendeutung ein rationalistisches System gegenüber zu stellen.

Erfurt. A. Breysig.

Ioannis Canabutzae magistri ad principem Aeni et Samothraces in Dionysium Halicarnasensem commentarius. Primum edidit atque praefatus est **Maximilianus Lehnerdt**. Leipzig 1890, Teubner. XXII, 97 S. 8. 1 M. 80.

Diese kleine Schrift ist zwischen den Jahren 1355 und 1456 abgefasst. Ioannes Kanabutzes stammte höchst wahrscheinlich aus Chios, gehörte einer dort begüterten und namhaften Familie an und hatte alle die gelehrte Bildung sich angeeignet, welche zur Erlangung der Magisterwürde erforderlich war. Mit ersichtlichem Behagen ergriff er, wie aus der an den Fürsten von Änos und Samothrake gerichteten Widmung hervorgeht, eine ihm gebotene Gelegenheit, von diesen Kenntnissen an den Mann zu bringen, soviel sich in eine Paraphrase des ersten Buches des Dionysios von Halikarnaß einflechten ließ. Da, wie der Herausg. nachweist, die aus Dionysios entlehnten Stellen nichts bieten, was nicht auch in den uns bekannten Handschriften jenes Schriftstellers sich vorfände, mithin für den Text desselben ohne Belang sind, so hat die Schrift keinen Wert für die altklassische Litteratur und bietet nur ein kulturhistorisches Interesse anlangend den Stand des Wissens, welchen am Ausgange des 14. Jahrhunderts ein Insasse der damals noch in ihrer nationalen Entwickelung unverkümmerten und in regem Verkehr mit Italien stehenden Insel erreicht hatte.

Seinen Text hat der Herausg. aus einer Wiener Handschrift entnommen und dann noch mit einer Turiner Handschrift verglichen; außerdem hat er die Kollationen eines Vatikanus und zweier Parisini, die J. Tschiedel und R. Reitzenstein für ihn besorgt haben, benutzt und mit diesen kritischen Hülfsmitteln einen zuverlässigen Text hergestellt. Gewiß hat er recht daran gethan, daß er Unebenheiten des Ausdrucks, regellos zusammengewürfelte Formen und Konstruktionen so hat stehen lassen,

wie die Handschriften sie bieten: denn von einem solchen spätbyzantinischen Schriftsteller ist ein besserer Stil nicht zu erwarten. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Kanabutzes, wie der Herausg. an einigen Beispielen zeigt, den Dionysios nicht etwa wörtlich ausschreibt, sondern nur den Gedankeninhalt entnimmt, um ihn in ein phrasenreiches, weitschweifiges Gewand eigener Mache einzuhüllen Vielleicht läßt sich die Beobachtung dieses seines Verfahrens nebenbei verwerten für die Frage, wie byzantinische Schriftsteller ihre klassischen Vorbilder benutzt haben.

Dresden-Striesen. Friedrich Hultsch.

C. Valeri Catulli liber. Les Poésies de Catulle. **Traduction en vers français par E. Rostand, texte revu d'après les travaux les plus récents de la Philologie avec un Commentaire critique et explicatif par E. Benoist et E. Thomas.** Tome second (Commentaire des poèmes LXIV—CXVI). Paris 1890, Hachette. XV, 562—836. S. 8. 20 frs.

Der erste Band dieser Catullausgabe (Text von Benoist, vie de Catulle und Übersetzung von Rostand) und die erste Hälfte des zweiten (Kommentar zu c. 1—63 von Benoist) sind bereits 1882 erschienen. Vgl. meine Anzeige in dieser Wochenschr. 1883 Sp. 420 f. Es war dem verdienten Gelehrten nicht beschieden, sein Werk zu vollenden; nach langjährigem Krankenlager raffte ihn am 23. Mai 1887 der Tod hinweg. Vorarbeiten für die Fortsetzung des Kommentares fanden sich in seinem Nachlasse sogut wie gar nicht vor (vgl. S. IX Anm.). Der neue Herausgeber ist, wie er selbst gesteht, mit großen Bedenken ans Werk gegangen. In der That, die Aufgabe hatte eigentümliche Schwierigkeiten. Seit 1882 sind außer den Kommentaren von Riese und Baehrens sowie der zweiten Auflage von Ellis' Commentary sehr zahlreiche Abhandlungen zur Kritik und Erklärung Catulls erschienen, und gar manches stellt sich jetzt in anderem Lichte dar. Gewiß ist es mißlich, ein Buch zu vollenden, dessen Inhalt schon teilweise veraltet ist. So klagt Thomas mit Recht (a. O.): 'Je n'ai été gêné, à vrai dire, que par le texte adopté il y a dix ans pour le tome I, texte que j'ai dû toujours expliquer d'abord et qui, entre autres inconvénients, a celui de numéroter bien des vers autrement que les autres éditions'. So wird oft der Text durch die Anmerkungen nicht gestützt und erklärt, sondern angegriffen, z. B. zu c. 65 u. 101, wo Benoist die Transposition der v. 9—14 gebilligt hatte, 109, 6 und sonst. Auch daß der Kommentar in zwei getrennte, durch einen Strich auf jeder Seite gesonderte Hälften 'Notes critiques' und 'Commentaire explicatif' zerfällt, war dem Herausgeber sicherlich sehr zu seinem Verdrusse vorgeschrieben. Wie kann man in einem wissenschaftlich gehaltenen Kommentare Kritik und Erklärung trennen wollen! Sehr oft ist es denn auch nicht gelungen, beide eng verbundene Elemente auseinander zu halten, z. B. zu 91, 3 *cognosse* und oft.

Trotz dieser und anderer Übelstände hat sich Thomas durch seine Arbeit ein entschiedenes Verdienst um die Verbreitung und Vertiefung der Catullstudien erworben. Er selbst charakterisiert bescheiden seine Leistung folgendermaßen (S. VI): 'Mon but a été uniquement de permettre au lecteur français de lire ici Catulle jusqu' au bout. Aussi dans les passages difficiles, ai-je moins songé à trouver des solutions nouvelles qu' à choisir parmi celles qui ont été proposées, et l'on ne s'étonnera pas de me voir écarter souvent sans en rien dire toutes celles qui m'ont paru peu vraisemblables'. Das erstrebte Ziel ist erreicht. Verf. hat ein sehr brauchbares, im wesentlichen zuverlässiges Kompendium der Catullerklärung geschrieben, das in Frankreich etwa die Stelle einnehmen wird wie Rieses Ausgabe bei uns. Der nahe liegende Vergleich mit dem von Benoist selbst ausgearbeiteten Teile fällt keineswegs zu Ungunsten des zweiten aus. Im Gegenteil. An Schärfe der Interpretation, an Fähigkeit, zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu sondern, überragt hier der Schüler seinen Lehrer. Der Gewohnheit, lange Verzeichnisse der Herausgeber, welche diese und jene Lesart annehmen oder nicht annehmen, anzulegen, begegnen wir freilich auch hier. Wozu das? — Gelegenheit zu Nachträgen resp. Berichtigungen fehlt natürlich nicht ganz. Ich bringe hier nur wenige Einzelheiten zur Sprache. 64, 24 ähnlich verspricht Lucr. V 155 *quae tibi posterius largo sermone probabo*, ohne das Versprechen zu halten, 64, 46 Verg. Aen. I 657 *regali splendida luxu*. 64, 50 *priscis hominum figuris* wie Ov. trist. II 521 *prisca virorum corpora*. 64, 65 *lactentis papillas* wird erklärt 'blanche comme le lait' richtig, wie Petron. 86 *lactentibus papillis manus implere* zeigt. 64, 73 nimmt T. mit recht an der Lesart seines Textes *ferox qua robore* Anstoß. Ich rechne die Stelle zu denen, die beweisen, daß die deteriores nicht aus G geflossen sind. Jedenfalls entspricht ihr *ferox quo ex tempore* der Forderung, daß die richtige Lesart durchaus den terminus ex quo angeben muß. Nur so ist *assiduis* in v. 71, *attigit* in v. 75 überhaupt verständlich. Außer der von Baehrens citierten Stelle Cat. 35, 13—14 vgl. noch Senec. Troad. 68 f.

hoc continuis egimus annis, ex quo tetigit hospes Amyclas. — 64, 3 wird das im Texte stehende unrichtige *Aeetaeos* fälschlich für Konjektur von Haupt ausgegeben: Haupt las richtig *Aeeteos.* — 64, 17 *oculi* nicht von Lachmann, sondern schon in interpolierten Hss und edd. vet. — 64, 137 wird das handschriftliche *mitescere* wegen der pikanten Zusammenstellung mit *inmite* empfohlen. Was wird aber dann aus *nostri?* — 64, 157 = Octavia 333 *haec mihi pro tanto munere reddis praemia.* — 64, 169 *extremo tempore* ebenso Caes. b. c. II 4 *excitati, extremo tempore civitati subvenirent,* erläutert durch b. g. 40 *in extrema fortuna deserere patronos.* — 64, 334 las Haupt *conexit*, erst Vahlen führte *contexit* ein. — 64, 350 die freilich unsichere Lesart *in cinerem solvent* läßt sich durch Brachylogien wie Ov. Metam. VIII 555 *nivibus de monte solutis* stützen. Zum Versschlusse Metam. XIII 427 *canum de vertice crinem.* — Auf S. 650 ist der Satz 'cf. le même contraste [wie zwischen 65 u. 95] dans ce qui est dit de Varus: X et XXII' unverständlich. Welcher Gegensatz wäre da vorhanden? Irrtümlich ist S. 653 die Behauptung, ich billige die Haasesche Transposition von 65, 9—14 in c. 101. — In der Aufzählung derjenigen Ausgaben, welche c. 68 als ein Gedicht drucken, fehlt die von B. Schmidt. Erwähnt sei, daß Verf. nach Angabe der Gründe, die für resp. gegen die Einheit von c. 68 sprechen, zu folgendem skeptischen Urteil kommt: 'Nous croyons qu'aucun des remèdes proposés jusqu' ici ne résout la difficulté principale du poëme LXVIII, et nous avouons que ni LXVIII, considéré comme un seul poëme, ni les fractions qu'on en a faites, ne nous paraissent représenter dans sa forme originale cette oeuvre importante de Catulle'. 71, 2 die Verteidigung von *quam* 'l'amant a passé son odeur à sa maîtresse; celle-ci lui a passé ses douleurs' verstehe ich nicht. Welche Schmerzen? Das Podagra? 88, 6 *genitor nympharum* gar nicht erklärt. Gewiß kann der Oceanus so heißen; aber es wäre ein leeres, der knappen Sprache des Epigrammes wenig angemessenes Epitheton ornans, das zu *abluit* in keinerlei Beziehung steht. So halte ich L. Müllers *lympharum* mit andern für richtig.

Aber Verf. ist auch bemüht gewesen, durch eigene Beiträge seiner Arbeit selbständigen wissenschaftlichen Wert zu verleihen. Die notes critiques enthalten eine neue, von Thomas selbst angefertigte Kollation des San Germanensis. Obwohl durch sie Schwabes Lesarten in der Ausgabe von 1886 im ganzen bestätigt werden, sind doch die Abweichungen (wie mir eine Vergleichung der Varianten für c. 64 zeigte) nicht selten. Freilich sind darunter manche Quisquilien: jedes *e* für *ae* und *y* für *i* brauchte wohl nicht notiert zu werden. Aber es fehlt doch nicht an erheblicheren Diskrepanzen der Art, daß Thomas' Angaben den Eindruck noch größerer Genauigkeit machen. Wenige Beispiele mögen genügen. 64, 45 keine Variante bei Schwabe, Thomas: 'dans G *soliis* a été écrit, d'une encre plus noire, (peut-être par le copiste) sur un mot lavé'. 109 cum eius: cum ems. 115 keine Variante: frustaretur (sans correction). 141 keine Variante: cōnubia, le *c* est une correction, peut-être du copiste, au lieu d'un *t*. 145 die Glosse zu *quis* 'pro quibus' fehlt bei Schwabe. 210 sustolens G, *corr.* g: G sustollens (les deux *l* d'une main ancienne, encre noire, sur un grattage). 283 corulis: curulis. 305 metu G, *corr.* G[1]: G[1] *metu*, G[2] *motu*. 391 G euantis, au-dessus de l' *e*, d'une main ancienne *io* ou *lo* et non un simple *o*. 406 *tifica* auf Rasur von jüngerer Hand, nicht blos *fica*. Man findet namentlich auch bei Thomas öfters interessante Details über die Varianten jüngeren Ursprunges, die Schwabe unter dem Zeichen g zusammenfasst. Kurz, wer künftig über die handschriftliche Überlieferung des liber Catulli handelt, darf Thomas' Angaben nicht unbeachtet lassen. — Am Schlusse des ganzen Werkes stehen Epilegomena, durch welche die Einleitung, die Benoist 1882 seinem Kommentare voranschickte, ergänzt und auf den heutigen Standpunkt der Wissenschaft gebracht werden soll. Aus ihnen sei hervorgehoben ein neuer Versuch, die Zeilenzahl auf den einzelnen Seiten des Archetypus (angeblich 32) zu bestimmen, der auf die vielbesprochenen Verse 68, 16 und 67, 21 und deren Wiederholung an anderer Stelle gestützt wird. Es muß zugegeben werden, daß er vor anderen Zählungen sich durch Einfachheit auszeichnet. Daß übrigens Verf. selbst von der Unfehlbarkeit seiner Rechnung nicht überzeugt ist, zeigt die Anm. S. 826. Beachtenswert ist hier u. a. noch folgende Bemerkung über G (S. 828): 'Il semble qu'ensuite le ms. a été revu au moins en certains endroits sur le premier original, et que la leçon primitive, après avoir été grattée, a été rétablie comme variante'. Der Kommentar selbst, fast überall von Besonnenheit und gesundem Urteil zeugend, bringt — womit natürlich keinerlei Vorwurf erhoben werden soll — nicht viel Neues. Aber doch ist aus eigenem Schatze immerhin manches beigesteuert, das geeignet scheint, die Erklärung zu stützen und zu fördern. So ist nützlich die Anm. zu 64, 132 über den Wechsel von Sing. und Plur. beim persönlichen Pronomen;

64, 301 über *nam namque sed* an zweiter Stelle; 66, 55 über *isque* und ähnliche Zusammenstellungen. Hübsch wird zum Epilog von c. 64 bemerkt: 'On sent d'ailleurs, sans avoir besoin d' en être averti, combien il y a de finesse dans cet épilogue d' un poëme dont la trame est faite tout entière de légendes'. 64, 92 wird *corpore* gut verteidigt, vielleicht auch 96, 4 *missas*. Wahrscheinlich richtig ist die zu 75, 1 vorgeschlagene Interpunktion: *est mens deducta tua mea, Lesbia, culpa.* Außer der bei den römischen Dichtern so beliebten Zusammenstellung der Gegensätze (wie hier *tua mea*) mache ich noch folgendes dafür geltend: Catull sagt nur einmal in der Anrede *mea Lesbia* (5, 1) und leiht dadurch der Rede sehr zarte Färbung und warmen Ton. In das c. 75 wird meines Erachtens durch *mea* zu viel Innigkeit gelegt. Man vergleiche nur die Stellen, wo das *mea* in der Anrede an Lesbia ebenfalls fehlt (7, 2. 51, 7. 72, 2. 107, 4). Nicht gut wird dagegen c. 106 interpungiert *qui videt, esse quid credat* — denn *esse* cum aliquo paßt sehr gut zu dem familiären Tone des Epigramms 71, 1 soll *bono* Dativ sein. Aber in welchem Sinne? Weder die Bedeutung von 37, 19 nach 89 1 paßt hier. Treffend sind die neuen Parallelstellen zu 88, 5. Eine Anzahl Konjekturen führt Verf. gewöhnlich mit einem bescheidenen 'je préfèrerais' oder dergl. ein. Keine von ihnen scheint mir annehmbar. Ich erwähne daher nur 68, 101 *circum undique pubes.* 114, 6 *dum modo ibi ipse*

Die Hoffnung, die ich einst in der Anzeige des ersten Bandes aussprach, das angefangene Werk werde sich zu einem nützlichen und besonders für den Anfänger empfehlenswerten Buche gestalten, ist in Erfüllung gegangen.

Die Ausstattung ist, wie von der Verlagshandlung nicht anders zu erwarten, sehr schön.

Berlin. Hugo Magnus.

Collectio librorum iuris Anteiustiniani. Tomus tertius. Fragmenta Vaticana Mosaicarum et Romanarum legum collatio. Recognovit **Theodorus Mommsen.** Consultatio veteris cuiusdam iurisconsulti. Codices Gregorianus et Hermogenianus. Alia minora. Edidit **Paulus Krüger**. Berlin 1890, Weidmann. 4 M. 60.

Ein sehnlicher Wunsch aller Philologen, Historiker und Juristen, deren Studien sich auf die Quellen des römischen Rechts, die wahren Bronnen der Kenntnis römischen Lebens, wie Mommsen sagt, erstrecken, ein Wunsch, welcher auch in den Spalten dieser Zeitschrift gelegentlich beredten Ausdruck gefunden hat (9. Jahrg, 1889, Sp 322), ist mit dem Erscheinen des vorliegenden Bandes in Erfüllung gegangen, und zwar rascher, als man wohl zu hoffen gewagt hatte. Die Weidmannsche Sammlung vorjustinianischer Rechtsquellen, herausgegeben von Krüger, Mommsen und Studemund, ist nun vollständig. Enthielt der erste Band vornehmlich Studemunds Arbeit, der zweite größtenteils ein Werk von Paul Krüger, so gebührt an dem dritten Bande der Hauptanteil Theodor Mommsen, und selten oder nie wird sich wieder ein Mann finden, der in gleicher Weise wie der neueste Herausgeber in sich alle Eigenschaften vereinigt, die zur Bearbeitung der so schwierigen vatikanischen Fragmente erforderlich sind, ein Gelehrter, der zu gleicher Zeit Jurist, Antiquar und Philologe ist. Obwohl das bekannte Dinge sind, so ist es doch unumgänglich, hier daran zu erinnern, wenn man den Verdiensten des Herausgebers nur einigermaßen gerecht werden will. Welche Kenntnis des römischen Rechts gehört nicht dazu, um aus einzelnen, kaum lesbaren Silben oder Buchstaben des vatikanischen Kodex ganze Gesetzesparagraphen herzustellen, welche Vertrautheit mit römischer Geschichte und Chronologie ist nicht erforderlich, um die so vielfach verwirrten Daten der Reskripte und Edikte römischer Kaiser in Ordnung zu bringen, und doch, was würden alle gelehrten Kenntnisse nutzen, wenn sie nicht vereinigt wären mit einem ganz ungewöhnlichen kritischen Scharfblick und der glücklichsten divinatorischen Begabung! Mommsens Bearbeitung der Fragmenta Vaticana ist eine Leistung, vor der sich die Kritik ihres Amtes zu begeben hat. Es ist nicht das erste Mal, daß Mommsen diese Gesetzsammlung herausgegeben hat; 1860 erschien seine große, im Auftrage der Akademie gefertigte, 1861 seine kleine Ausgabe der Fragmenta Vaticana. Aber in den dreißig verflossenen Jahren hat er diese Bruchstücke nie aus den Augen verloren, und überall finden wir teils im Texte, teils in den Anmerkungen Zusätze, Berichtigungen und neue Konjekturen. Auch die Handschrift ist stellenweise von Krüger und Mau neu verglichen worden. Vorausgeschickt ist eine ausführliche Praefatio, in welcher über die Handschrift, die Anlage und Entstehung der Sammlung, ihre Entdeckung und die auf sie bezüglichen Arbeiten referiert wird, alles das wieder in einer Weise, daß man daraus lernen kann, wie solche Dinge zu behandeln sind. Gelegentlich fällt auch einmal ein scharfer Seitenhieb (z. B. S. 91), der niemals fehl geht; nur dem verdienstvollen Huschke hätten wir eine andere Beurteilung gewünscht, als ihm auf S. 15 zuteil wird. Daß es ihm an Selbst-

kritik sehr gebrach, ist eine allgemein zugestandene Thatsache; aber unter seinen Einfällen war doch auch eine nicht verächtliche Zahl von Treffern, von denen ja auch vor den Augen Mommsens so mancher Gnade gefunden hat.

Wenn es noch gestattet ist, einige Einzelbemerkungen zu machen, so können wir die Ergänzungen in § 69 nicht billigen; *iussu praetoris* non debere compelli ad satis*dationem eam* wird Paulus kaum entschieden haben. Annehmbarer ist der Satz schon wenn man schreibt: *iniussu praetoris* (cfr. § 225). Gradenwitz schlägt vor: *contra voluntatem testatoris*. Der Vorschlag Mommsens S 103, fuit in fuerit zu ändern, ist abzuweisen, da Paulus in indirekten Fragesätzen ebenso den Indikativ wie den Konjunktiv gebraucht, z. B. § 227 nec apparet, de quo sensit testator. § 117 ist besser so zu schreiben: Lucius Titius Septiciam ducturus uxorem *erat impuberem* (oder *nondum adultam*, oder *nondum viripotentem*); postea etc. Mommsen schreibt: L. Titius Septiciam ducturus uxorem *cum esset nondum nubilem*, postea. Allein das postea nach dem Nebensatz scheint uns nicht zur Ausdrucksweise des Paulus zu stimmen, und nubilis kommt in den Digesten nur bei Ulpian vor und auch bei diesem nur in der Verbindung nubilis aetas. S. 208 am*plius nominare magis* potiorem non potest. Drei Komparative sind doch auch für Ulpian zu viel; es ist zu schreiben: *nominare alterum* potiorem. § 236 war es nicht nötig, his in is zu verändern. § 272 sunt digni quin eam retineant: quin ohne vorausgegangene Negation scheint mir selbst in einem Reskript des Kaisers Philipp unmöglich; warum nicht sunt digni qui eam non retineant, was doch auch der handschriftlichen Überlieferung näher kommt? Ich glaube auch, daß Gai. Dig. 23, 1, 8 Furor quin sponsalibus impedimento sit, plus quam manifestum est nicht zu halten ist.

Ist die neue Ausgabe der vatikanischen Fragmente trotz aller Verbesserungen doch nur eine Wiederholung früherer Arbeiten des Herausgebers, so haben wir nun in der Collatio legum Mosaicarum et Romanarum ein völlig neues Werk Mommsens. Dieser merkwürdige Traktat erscheint hier zum erstenmal auf diplomatisch fester Grundlage. Die drei vorhandenen Hs, je eine in Berlin, Wien und Vercelli, sind teils vom Herausgeber selbst, teils von anderen neu verglichen, ihre Lesarten vollständig unter dem Text angegeben. In der sehr ausführlichen Vorrede fällt auch für die Italaforschung etwas ab; auf S. 131—134 sind zu den in der Collatio enthaltenen Bibelstellen die entsprechenden Fragmente vorhieronymianischer Übersetzungen, soweit sie anderweitig erhalten sind, zusammengetragen, ein neuer Beweis dafür, wie Mommsens weiter Blick alles, auch das scheinbar Fernliegendste, umspannt. Was den Verfasser der Collatio betrifft, so weist Mommsen die Annahme Rudorffs, der an den heiligen Ambrosius denkt, zurück, obwohl Zeit (zwischen 394 und 438) und Ort (Westen des römischen Reiches) der Entstehung nicht im Wege stehen.

Zum Texte mögen auch hier ein paar Bemerkungen gestattet sein. 4, 8, 1 erscheint mir Mommsens Ergänzung zu dunkel; der Sinn ist jedenfalls in der Fassung, die Huschke der Stelle gegeben hat, deutlicher zu erkennen. 5, 3, 1 sehe ich keinen Grund, die handschriftliche Überlieferung in viros zu ändern. 10, 2, 1 würde ich mit Lenel (Palingenesie) commodato schreiben. 11, 8, 2 schreibt Mommsen verbecem unter Berufung auf die Arvalakten. Aber diese Protokolle mit ihren affektierten Rustizismen beweisen mir nichts für die Sprach- und Schreibweise der gebildeten Gesellschaft Roms; allerdings haben auch die Hss der Collatio berbicem, aber der Florentinus der Digesten giebt vervecem, was ich für richtig halte. 12, 7, 7 möchte ich qui idem conductor est als Glossem streichen. Will man die Worte im Texte behalten, so muß man sie hinter coloni stellen Die von Mommsen 16, 3, 11 ergänzten Worte: qui vivo avo post mortem patris [*conceptus sit* etc.] reizen durch ihre Zweideutigkeit unwillkürlich zum Lächeln. Besser wäre schon [*conceptus erat*] oder allenfalls auch [*conceptus esset*]. Aber viel deutlicher wird der Sinn, wenn man schreibt: qui vivo avo post mortem patris [*in utero esset* etc.]. Zu 15, 3, 8 (S. 188) hat sich leider ein Druckfehler eingeschlichen; das Jahr des kaiserlichen Erlasses ist 302, nicht 320.

Der Rest des Bandes ist mit Arbeiten Krügers gefüllt; es folgen nacheinander die Consultatio, die Fragmente des Codex Gregorianus und Hermogenianus, zwei Appendices zur Lex Romana Wisigothorum, die griechischen Sinaischolien zu Ulpian, zwei Fragmente Papinians, die von Berliner und Pariser Papyri stammen, ein paar Bruchstücke des Paulus und Ulpian und endlich zwei Papyrusfragmente juristischen Inhaltes, deren Verfasser nicht bekannt ist, das eine, kleinere, aus Berlin, das zweite umfangreichere, aus Wien, der Sammlung des Erzherzogs Rainer angehörig. Das letztere handelt über die Formula Fabiana; es wurde zuerst von Pfaff und Hoffmann herausgegeben, welche es dem Pomponius zuschrieben. Gradenwitz wies die Unhaltbarkeit dieser Annahme nach und machte sehr wahrscheinlich, daß das Fragment

zu den Büchern des Paulus ad Plautium gehöre. Dieser Ansicht tritt nun auch Krüger bei (Gr. haud spernendis argumentis ductus). Die meisten dieser kleinen Bruchstücke hatte Krüger schon an verschiedenen anderen Stellen, zumeist in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung, publiziert. Es ist erfreulich und dankenswert, daß wir nun alles beisammen haben. Den Schluß des Bandes machen acht Indices zum gesamten Corpus.

Es gab eine Zeit, wo jeder Student der Philologie ein Kolleg über Pandekten hörte. Leider ist dieser Brauch abgekommen, und welcher Gymnasiallehrer wird wohl freie Zeit genug haben, um sich an die Lektüre der dickleibigen Pandekten zu wagen! Aber den Gaius, die Sentenzen des Paulus, die vatikanischen Fragmente und die Collatio sollte jeder, der den Cicero zu interpretieren hat, gelesen haben. Die Weidmannsche Sammlung, von drei Meistern des Faches bearbeitet, bietet in ihrer zweckmäßigen Anlage und gefälligen, eleganten Ausstattung ein vortreffliches Mittel, sich mit diesen Dingen bekannt zu machen.

B. Kübler.

P. W. Forchhammer, Die Kyanen und die Argonauten. Nebst 3 Anlagen: 1. Die Grotte auf Ithaka. 2. Dardania. 3. Νυκτὸς ἀμολγῷ. Kiel und Leipzig 1891, Lipsius & Tischer. 32 S. gr. 8 mit einer Karte des Bosporus von E. Stolpe. 1 M.

Diese neueste Schrift des ehrwürdigen Nestors unter den klassischen Philologen Deutschlands wird denen, welche Forchhammers frühere Arbeiten kennen, kaum eine Überraschung bereiten, so originell die vorgetragenen Deutungen berühmter griechischer Mythen an sich auch sein mögen. In dem ersten Abschnitt, der im Wesentlichen dasselbe Thema behandelt wie der in „Nord und Süd" Jahrg. 1878 erschienene Aufsatz „Das goldene Vließ und die Argonauten" (vgl. Hellenika S. 170 ff. u. 204 ff.) erklärt F., seiner genugsam bekannten Grundanschauung entsprechend, das goldene Vließ als die Wolke, die, aus der „verdampften Nässe der [griech.] Landseen" entstanden, „unter dem Einfluß der Etesien nach dem Euxeinos und Kaukasos zieht", um von da aus wieder „über Mesopotamien, das Erythräische Meer und Äthiopien im November und Dezember nach Hellas zurückzukehren. Da dies so ziemlich derselbe Weg ist, den Io auf ihren Wanderungen zurückzulegen hat, und den auch die homerischen Götter (mit Ausnahme der auf dem Olymp zurückbleibenden Hestia, der „Göttin des ewigen Schnees"!) bisweilen einschlagen, um vom Ida und Olymp nach Äthiopien zum Festmahl zu ziehen (S. 10), so erklärt F. auch diese Gestalten für Personifikationen der Wolken und der Luft (S. 6), indem er sich dafür auf eine Stelle der Platonischen Epinomis beruft.

Auch der Hauptgedanke von Abschnitt 2: „Die Kyanen sind die Felsen des Bosporos selbst" (S. 13) ist nicht neu, wenn ich mich auch nicht erinnere, die hier vorgetragene Ansicht schon bei F. selbst gelesen zu haben. F. erklärt, wie vor ihm schon so viele andere, den Mythus von den Symplegaden aus der längst bekannten Thatsache, daß die von Byzanz nach dem Pontos Hinauffahrenden infolge der vielen Krümmungen der Wasserstraße den Eindruck haben, als wenn die Felsen am Ufer den Ausgang bald schlössen, bald öffneten, also selbst auf- und abgingen, bis sie endlich, wenn man in ihre Nähe kommt, sich als feststehend erweisen. Vgl. Wieseler, Göttinger Festrede v. 4./6. 1874 S. 5 und desselben Commentatio de Cyaneis s. Symplegadibus, Gött. 1879, Schriften, denen F. viel besseres Beweismaterial für seine Ansicht hätte entnehmen können als die Stelle bei Herod. IV 85, die er gründlich mißverstanden hat.

Von den „Anlagen" enthält No. 1 einen kurzen auf Autopsie beruhenden Bericht über einen Besuch der auch schon längst von andern bemerkten Tropfsteingrotte auf Ithaka (vgl. z. B. v. Warsberg, Odyss. Landsch. 3, 226 f. u. 234 f.); No. 2 verficht die auch mir bei meiner Reise nach Troas sehr wahrscheinlich gewordene Ansicht, daß das homerische Ilion in der Nähe von Bunarbaschi zu suchen ist, während mit F. in den Ruinen von Hissarlik vielleicht die Reste des alten Dardania zu suchen sind; No. 3 sucht auf eine geistvolle, aber leider mit der wissenschaftlichen Etymologie in Widerspruch stehende Art (vgl. Curtius, Grdz. d. gr. Et.[5] S. 533) das homerische ἐν νυκτὸς ἀμολγῷ zu deuten.

Wurzen. W. H. Roscher.

Heinrich Matzat, Eine neue Gleichung für die Sonnenfinsternis des Ennius. (Festschrift dem Königl. Gymnasium in Weilburg zu seiner 350jährigen Jubelfeier am 14. August 1890 gewidmet vom Lehrerkollegium der Landwirtschaftsschule zu Weilburg, S. 1—6.) Leipzig 1890.

Das von Matzat aufgestellte altrömische Kalendersystem (vgl. hierüber diese Zeitschrift 1884, Sp. 1027—1031 und 1065—1069) beruht bekanntlich auf der Voraussetzung, daß die um das Jahr 350 nach der Erbauung Roms an den Nonen des Juni stattgehabte Sonnenfinsternis, deren Ennius

in seinen Annalen mit den Worten „Nonis Iunis soli luna obstitit et nox“ gedachte (Cic. rep. I 25), die des 21. Juni 400 vor Chr. gewesen sei, welche in Rom bei Sonnenuntergang eine Phase von 9,9 Zoll erreichte (1 Zoll = 1/12 des Sonnendurchmessers) und 9½ Minuten nachher total wurde. Matzat betrachtete es als ausgemacht, daß außer dieser Finsternis in der ganzen Periode von 584—169 v. Chr. in Rom keine andere totale Sonnenfinsternis stattgefunden habe (Röm. Zeitrechnung S. 8). Hiergegen habe ich in dieser Zeitschrift (1890, Sp. 377 f.) geltend gemacht, daß unter Zuziehung der von Ginzel ermittelten Mondbahnkorrektionen, nach denen von diesem Astronomen auch die obigen Phasen der Finsternis des 21. Juni 400 v. Chr. berechnet worden sind, sich allerdings in der fraglichen Periode für Rom noch eine weitere totale Sonnenfinsternis ergiebt, nämlich die des 18. Januar 402 v. Chr. Diese Finsternis, welche nach Ginzels Berechnung bei Sonnenaufgang (7 U. 24 M.) bereits ihren Anfang genommen hatte und 8 U. 20,6 M. ein Maximum von 12,2 Zoll (also mit übergreifender Bedeckung) erreichte, wird, sofern sich nicht anderweitige Argumente für die Finsternis des 21. Juni 400 v. Chr. geltend machen lassen, deshalb den Vorzug behaupten müssen, weil die Totalität eintrat, während die Sonne über dem Horizont stand, was bei jener anderen Finsternis nicht der Fall war.

Weiterhin kommt es allerdings darauf an, zu ermitteln, ob im Hinblick auf den Gang des römischen Kalenders um das Jahr 400 v. Chr. der Gleichung Non. Iun. = 21. Juni oder der anderen Gleichung Non. Iun. = 18. Januar eine höhere Wahrscheinlichkeit beizumessen ist. Für die letztere Gleichung scheinen mir einige Angaben des Livius und Plutarch zu sprechen, auf die ich in dieser Zeitschrift (1890, Sp. 378 f.) hingewiesen habe. Matzat, der in der obigen Abhandlung seinen Ansatz aufrecht erhält, sich jedoch anderseits zu dem Zugeständnis genötigt sieht, daß nunmehr auch die Finsternis des 18. Januar 402 ernsthaft in betracht komme, bestreitet die von mir aus den fraglichen Stellen gezogenen Folgerungen, ohne denselben jedoch positive Daten aus der Überlieferung jener Periode, die seiner Annahme zur Stütze dienen könnten, entgegenzustellen.

Die erste in betracht kommende Stelle findet sich bei Livius V 13. Von dem Jahre V. 354 wird hier bemerkt, daß dasselbe durch einen kalten Winter ausgezeichnet gewesen sei. Nach Erwähnung der Wahlen für das folgende Jahr, zu dessen Begebenheiten nunmehr übergegangen wird, heißt es weiter: tristem hiemem, sive ex intemperie caeli raptim mutatione in contrarium facta sive alia qua de causa, gravis pestilensque omnibus animalibus aestas excepit. Aus diesen Angaben, deren annalistischen Ursprung auch Matzat nicht in Abrede stellt, habe ich geschlossen, daß das neue Amtsjahr mit dem Anfang des Sommers begann. Nach Liv. V 9 ist indessen anzunehmen, daß der Antritt der Konsulartribunen an den Kalenden des Oktober erfolgte. Es ergiebt sich hiernach ein Verhältnis des römischen Kalenders zu dem julianischen, welches zu der Gleichung Non. Iun. = 18. Januar in auffallendem Maße stimmt. Matzat beschränkt sich darauf, gegen meine Argumentation geltend zu machen, daß dieselbe auf der Wendung tristem hiemem . . . gravis aestas . . . excepit beruhe, welche auf einen späteren Bearbeiter der Originalnotizen zurückzuführen sei. Dies ist auch meine Ansicht. Wie sollte aber dieser spätere Bearbeiter dazu gekommen sein, die Kalenden des Oktober in den Anfang des Sommers zu verlegen, wenn in der annalistischen Überlieferung, der er hier folgt, nicht Angaben vorlagen, die dies zu erfordern schienen?

In Einklang mit der auf grund der obigen Stelle anzunehmenden Lage des römischen Kalenderjahres stehen die unter sich übereinstimmenden Berichte des Livius (V 48) und Plutarch (Camill. 28) über den Abzug der Gallier von Rom im Jahre V. 364. Hiernach sollen die Gallier durch Krankheiten, welche die ihnen ungewohnte Hitze des Herbstes mit sich brachte, veranlaßt worden sein, mit den Römern Unterhandlungen anzuknüpfen. Dies geschah im siebenten Monat der Belagerung, welche am 22. Juli begonnen hatte, also zwischen dem 21. Januar und dem 22. Februar. Die Differenz zwischen dem römischen und dem julianischen Kalender würde hiernach der Gleichung Non. Iun. = 18. Januar wiederum entsprechen. Matzat kann hiergegen bloß einwenden, daß der Abzug der Gallier nicht ausdrücklich in den Herbst gesetzt, sondern lediglich durch die Hitze dieser Jahreszeit motiviert wird. Eine derartige Motivierung wäre indessen nicht am Platze gewesen, wenn die Gallier trotz der Krankheiten, von denen sie im Herbst heimgesucht wurden, die Belagerung weiter geführt und bis zum Februar vor dem Kapitol ausgeharrt hätten. Waren die Krankheiten durch die heiße Jahreszeit herbeigeführt worden, so konnten dieselben unmöglich als die Ursache bezeichnet werden, weshalb man gegen das Ende des Winters, in welchem doch eine Besserung eintreten mußte, die Belagerung aufhob.

Beachtung verdient ferner die von Matzat nicht berücksichtigte Angabe Diodors (XIV 114,6. 115,1), wonach zur Zeit der am 18. Juli gelieferten Alliaschlacht die Tiberströmung heftig war, welcher Umstand sich mit der Gleichung Non. Iun. = 21. Juni nicht wohl vereinigen läßt.

Der Versuch Matzats, die für meine Ansetzung der Enniusfinsternis angeführten Argumente zu widerlegen, kann hiernach nicht als gelungen betrachtet werden. In zweiter Linie glaubt indessen Matzat nachweisen zu können, daß aus der Gleichung des 18. Januar 402 v. Chr. mit den Nonen des Juni sich unhaltbare Konsequenzen ergeben. Es wird zunächst gezeigt, daß zwischen dieser Gleichung und dem feststehenden astronomischen Synchronismus, wonach der 11. Quinctilis des Jahres V. 564 dem 14. März 190 v. Chr. entsprach, sich eine kalendarische Verbindung herstellen läßt, wenn man annimmt, daß der von Macrobius (Sat. I 13,13) erwähnte 24jährige Schaltcyklus während der ganzen Periode von 402—190 v. Chr. im Gebrauch gewesen sei. Dieses Ergebnis ist insofern von Interesse, als man bisher in der kalendarischen Verbindung, welche Matzat zwischen den Finsternisgleichungen Non. Iun. V. 350 = 21. Juni 400 v. Chr. und V. Id. Quinct. V. 564 = 14. März 190 v. Chr. herzustellen vermochte, ein Kriterium für die absolute Sicherheit seiner Kalenderkonstruktion erblickt hat (vgl. Matzat, R. Chron. I, 29. Seeck, Kalendertafel der Pontifices, S. 155). Man sieht nunmehr, wieviel auf ein derartiges Zusammentreffen zu geben ist. Jenen Nachweis hat indessen Matzat bloß geführt, um alsdann die kalendarischen Gleichungen, die sich aus meiner Ansetzung der Enniusfinsternis bei stetiger Anwendung des 24jährigen Cyklus ergeben, auf grund historischer Daten aus der Zeit der Punischen Kriege zu widerlegen. Da ich die Annahme, daß der 24jährige Cyklus in der ganzen Periode von 402—190 v. Chr. eingehalten worden sei, niemals aufgestellt habe, so fühle ich mich nicht verpflichtet, auf diesen Teil der Abhandlung näher einzugehen. Meiner Ansicht nach ist es überhaupt unmethodisch, lediglich auf grund zweier astronomischer Synchronismen, von denen der eine fraglicher Natur ist, rechnungsmäßig ein Kalendersystem zu konstruieren und alsdann erst zu der Überlieferung Stellung zu nehmen. Die Frage, inwieweit die von Matzat angeführten Daten sein eigenes System zu stützen vermögen, soll an einer anderen Stelle erörtert werden.

Gießen. L. Holzapfel.

Jacob Christiansen, De apicibus et i longis. Kieler Inauguraldissertation. Husum 1889, Delff. 61 S. 8. 1 M. 60.

Die Einleitung giebt eine knappe Übersicht über die Entwickelung der orthoepischen Forschung und damit zugleich den höheren Gesichtspunkt, in dessen Dienst sich die folgende Sammlung der apices und i longae stellt.

Der erste Teil behandelt die apices. Nach einer Besprechung der verschiedenen Formen, wobei festgestellt wird, daß von Augustus ab die regelmäßige Gestalt der Acut (´) ist, wird die Bedeutung dieses graphischen Zeichens entsprechend der heute allgemein bekannten und anerkannten Ansicht dahin erklärt, daß es zur Bezeichnung naturlanger, nicht positionslanger Vokale, nicht des Accentes dient. Es folgt eine Geschichte der falschen und richtigen Meinungen von Lipsius bis Ritschl. Bei der Frage nach der zeitlichen Entstehung und Dauer werden die zwei ältesten apices aus den Jahren 150 und 120 v. Chr. als nachträgliche Zusätze erklärt, weil sie von den nächst folgenden, aus den Jahren 71 und 59 v. Chr., soweit abständen; dieser eine Grund genügt mir nicht zu dem Verdikt. I longa und apex finden sich zuerst etwa 40 v. Chr. zusammen. Der Verf. vermutet daher, M. Terentius Varro sei der Urheber der Zeichen. Falls die Annahme späterer Restauration der Inschriften von 150 und 120 v. Chr. richtig ist und man Varro als den Sammelnamen für die grammatischen Bestrebungen seiner Zeit nimmt, so kann man der Vermutung beipflichten. Eine Tabelle zeitlich fixierter Inschriften mit Apices erweist deren Gebrauch als herrschend bis um 150 n. Chr.; von da ab nimmt er ab, die letzten findet der Verf. unter Diokletian.

Über welche Vokale wurde der Apex gesetzt? Die Vorschrift des Terentius Scaurus, daß er die Längung von a, e, o, u, nicht von i bezeichnen solle, wird, wie die Statistik des Verf. zeigt, in der republikanischen und besten Kaiserzeit durchgängig befolgt. Die S. 14 ff. aufgeführten sämtlichen Beispiele des Corpus für i mit apex gehören meist dem 2. und 3. Jahrhundert an. Daß den Steinmetzen viele Fehler unterliefen, begreift sich leicht. I longa sowie ae und au haben zuweilen auch den apex. — Bei der Frage nach der lokalen Verbreitung unseres Zeichens ergiebt sich die interessante Thatsache, daß die meisten sich in Rom und in den öffentlichen Inschriften finden, daß ihre Zahl abnimmt, je weiter man sich von Rom entfernt, Britannien z. B. hat keine. Das stimmt mit der auch sonst zu beobachtenden Erscheinung,

daß die Exaktheit der hauptstädtischen und der provinzialen Steinmetzen verschieden ist. Schließlich behandelt der Verf. die mit dem Längungsapex nicht zu verwechselnden übrigen graphischen Zeichen: den sicilicus (ʾ), der zur Konsonantendoppelung dient, die Striche zur Bezeichnung von Wort- und Versenden, wobei in einem Exkurs über die Interpunktion des monumentum Ancyranum gegen Mommsen zwei Apices als Interpunktionszeichen erklärt werden; sodann den bei Abkürzungen vorkommenden apex (F́ = fecit) und endlich die irrtümlich oder nachlässig gesetzten.

Das zweite Kapitel behandelt die I longa. Einleitend hebt der Verf. unter Hinweis auf ganz entgegengesetzte Berichte über dieselbe Inschrift richtig hervor, wie nötig auch in diesem Punkte Genauigkeit der Beschreibung ist. Hinsichtlich der Zeit erfahren wir, daß seit Sulla anstatt des ei des Accius für langes i die I longa tritt, besonders im 1. Jahrhundert n. Chr. im Gebrauch ist und von 130 ab in ihrer eigentlichen Bedeutung von den Steinmetzen nicht mehr sicher gekannt wird. Stets hat auch gewöhnliches I das lange i bezeichnen können. Von Anfang hat I longa auch zur Bezeichnung des semivokalen j gedient, sowohl im Anfang (IVLIO) wie zwischen 2 Vokalen, als auch nach Konsonanten, wo dann mit dem Romanisten Gröber z. B. VIBIVS = Vibjus zu nehmen ist. In Pius und Dies erweist die häufige i longa vulgäres langes i. In Beispielen wie FILIS ist es wohl richtiger, langes, aus 2 i kontrahiertes i anzunehmen, als die i longa = ii zu setzen. — Sodann ist die I longa häufig ein Dekorationsmittel für die Steinmetzen, sie steht am Anfang und Ende der Verse; W. Schmitz und Ritschl haben sie schon in dem häufigen Imperator für ein Reverenzzeichen erklärt. Mancher schreibt und druckt noch heute bei uns: GOtt der HErr. Über die Zeile erhabenes E und V sind in gleichem Sinne zu beurteilen. — In summa ist sich der Verf. darüber klar, daß bei der großen Willkür der Steinmetzen die Verwendung der i longa für die Orthoepie große Schwierigkeiten findet.

Das III. Kapitel handelt dann also 'de fructibus ex apicibus et i longis captis', ausgehend von dem bekannten Satz, daß, wo bei positionslangen Silben die Metrik nicht ausreicht, die graphischen Zeichen einzutreten haben. 1. ns und nf längen den vorhergehenden Vokal, wie schon die Grammatiker lehrten; Beispielsammlung der Längebezeichnungen in den Inschriften. Vor nf findet Verf. nur 1 apex, viele i longae. 2. Inschriftliche Belege der Längung vor nc, ng, ngu, nx, besonders für quinque und seine Ableitungen. 3. Längungszeichen vor ct; bei victus nimmt Verf. erst spätzeitige Länge an. 4. x aus gs entstanden, längt. Auch für trāxi und dūxi entscheiden die Inschriften gegen Priscians trăxi. 5. gm längt stets, gn nicht immer (cōgnitus). 6. Vor r + Konsonant erweisen die Inschriften Längen in Mārcus und Ableitungen, Hērcules, Mārti, Quārtus, ōrdo, ōrnare, fōrma. 7. sc in den inchoativa längt, ferner in viscera, Rōscius, Prīscus. 8. Lang bezeichneter Vokal vor st in iūstus, pāstor, Fēstus u. a.; dagegen haben magīster und minīster fälschlich i longa. 9. Längenzeichen vor ll, rr, ss, besonders in der Superlativendung īssimus. 10. Längenzeichen vor nt sind nicht beweisend; dagegen ist richtig Mānlius, cōniunx bezeichnet. 11. Bei mp wird gegen Marx, der ĕmptum spricht, inschriftlich ēmptum belegt. Folgen Varia.

Wenn auch die besprochene Arbeit weniger wesentlich neue Resultate zeitigt, so ist doch der Fleiß und das besonnene Urteil in der dankenswerten Zusammenstellung, deren Latein nur etwas besser sein könnte, vollauf anzuerkennen.

Crefeld. M. Siebourg.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Archiv für Geschichte der Philosophie. Band IV, Heft 1.

(1 ff.) **P. Tannery**, Une opinion faussement attribuée à Pythagore. Die Lehre von der Sphärenharmonie war dem Philolaos noch nicht bekannt; sie tritt zuerst bei Eudoxos, einem Schüler des Archytas, auf, der sich indes darauf beschränkte, das Verhältnis der Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde zu messen. Die von Plinius und Censorinus, deren gemeinsame Quelle Varro ist, dem Pythagoras selbst zugeschriebene Theorie einer Übereinstimmung zwischen sämtlichen Planeten und den Saiten der Lyra ist späteren Ursprungs; ebenso die von denselben Gewährsmännern überlieferte Schätzung der Entfernung des Mondes von der Erde auf 126 000 Stadien, eine Zahl, die übrigens zu gering erscheint und vermutlich durch einen Irrtum Varros statt der zehnfach größeren, die seine Quelle bot, gesetzt worden ist. — (12 ff.) **M. Offner**, Zur Beurteilung des Melissos. Der plumpe Fehlschluß von dem zeitlichen ἄπειρον auf das räumliche, den man gewöhnlich dem Melissos zuschreibt, findet sich weder in den fr. 2 und 7, in denen nur von der zeitlichen Unbegrenztheit die Rede ist, noch richtet sich die Kritik des Aristoteles gegen eine solche Verwirrung der Begriffe; dieser tadelt vielmehr nur

die unstatthafte conversio simplex, die M. mit seinem Grundsatze 'alles Gewordene ist angefangen' vornimmt. Dieses Fehlers macht sich indes auch Parmenides schuldig. Wenn Arist. trotzdem den M. im Vergleich zu dem letzteren herabsetzt, so hatte dies seinen Grund darin, daß P. das ὂν als begrenzt wie Arist. selbst, M. als unbegrenzt hinstellt. Diese räumliche Unbegrenztheit aber hat M. auf einem ganz anderen Wege als durch jene angebliche μετάβασις εἰς ἄλλο γένος erwiesen. — (34 ff.) **A. Döring**, Die Disposition von Xenophons Memorabilien als Hülfsmittel positiver Kritik. Die negative Kritik eines Krohn, Schenkel u. a. ist zu verwerfen. Die Schrift, deren überlieferter Titel nicht von Xenophon herrührt, ist thatsächlich eine Apologie und als solche ihrer weitüberwiegenden Masse nach ein streng gegliedertes organisches Ganzes. Die erste Zweiteilung, welche auf den beiden im Eingange angegebenen Vorwürfen der Ketzerei und der Jugendverführung beruht, wird durch eine andere Zweiteilung: „negative Abwehr der Anklage und positive Rechtfertigung des Klienten" durchkreuzt. Der letztere Gesichtspunkt ergiebt die oberste Einteilung des Ganzen in zwei Stücke von sehr ungleicher Größe. Die Abwehr umfaßt nur die beiden ersten Kapitel. Die positive Rechtfertigung zerfällt wiederum in zwei ungleiche Teile: 1. Der fördernde Einfluß, den Sokrates durch sein thatsächliches Verhalten (ἔργῳ) geübt hat, wozu auch das λέγειν gehört, soweit es nicht mit dem διαλέγεσθαι zusammenfällt: a) neue charakteristische Züge der religiösen Gesinnung des S., b) seine vorbildliche Haltung in bezug auf sinnliche Genüsse (I 3). 2. Heilsame Wirkungen der Sokratischen Unterordnungskunst (I 4 bis zum Schluß): a) religiöse Erörterungen (I 4). b) Empfehlung der Selbstbeherrschung gegenüber körperlichen Bedürfnissen (I 5—II 1 mit Ausschluß von I, 7, welches Kapitel besser zu III 1 ff. als Einleitung paßt). c) Dankbarkeit gegen die Mutter (II 2). d) Sokr. stiftet Frieden zwischen einem Bruderpaar (II 3). e) Freundschaft (II 4—6). f) Der wahre Sinn des ἔργον οὐδὲν ὄνειδος (II 7—10). g) Politische Ratschläge (III 1—7). h) III 8—14, der einzige Teil, der ein loseres Gefüge zeigt. Den Schluß bildet die Nachweisung der praktisch-pädagogischen Einwirkung des Sokr. auf angehende Zöglinge (IV 1—7). Unter der Maske des von c. 2 an eingeführten Euthydemos verbirgt sich wahrscheinlich Xenophon selbst. — Gestört wird dieser planvolle Aufbau nur durch wenige Einschiebsel: I 7, IV 4 und vielleicht noch I 2, 12—48. — (61 ff.) **Th. Achelis**, Das Zweckprinzip in der modernen Philosophie. — (86 ff.) **J. P. N. Land**, Arnold Geulincx und die Gesamtausgabe seiner Werke. — Jahresbericht. (111 ff.) **H. Diels**, Bericht über die deutsche Litteratur der Vorsokratiker 1889. — (121 ff.) **E. Zeller**, Die deutsche Litteratur über die sokratische, platonische und aristotelische Philosophie 1889. — (154 ff.) **P. Wendland**, Die Kirchenväter und ihr Verhältnis zur Philosophie 1888. — (178 ff.) **B. Erdmann**, Die neuere Philosophie bis auf Kant 1888 u. 1889.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. XXXXV, No. 1.

(1) **N. Skworzow** (Direktor in Njeschin bei Kijew), Zur Frage über die Vorbildung von Gymnasiallehrern. Der Verf. schlägt die Errichtung von besonderen Lehrerbildungsanstalten vor, die mit ihren Wurzeln in der Universität fußen, ihre Früchte aber unmittelbar dem Gymnasium zu gute kommen lassen. — (19) **G. Wendt**, Eine neue Schrift über Schulreform. Gemeint ist und mit scharfer Satire abgefertigt wird die Berliner Broschüre „Über höhere Schulreform (Schnitzer, wie lederner Handschuhmacher!); Methodische Ratschläge (derselbe Schnitzer; soll heißen: Ratschläge über die Lehrmethode), von einem in- und ausländischer Schulpraxis bewährten Pädagogen und sprachgewandten Akademiker" (so versichert der Verf. selbst). — (24) **H. Schiller**, Zur Reform der Gymnasien. Anzeige von 6 Reformschriften von **Hecht**, **Perthes**, **J. Keller**, **Juling**, **Lattmann** und **G. Weck**. — (52) **R. Menge**, Homer und das Ithaka der Wirklichkeit. Verf. weist die 1866 im „Hermes" veröffentlichten Ausführungen Herchers, die bisher viele Geltung besaßen, mit Entschiedenheit zurück, wobei er sich auf Partsch „Kephallenia und Ithaka" stützt. — Jahresberichte des Berliner philologischen Vereins, XVII: (1) **P. Schwenke**, Ciceros Reden; (16) **R. Engelmann**, Archäologie.

Revue des deux mondes. 1. Juni 1890.

(619) **E. Burnouf**, La prononciation du Grec. Der Verf. rechtfertigt die neuhellenische Aussprache, auch für das klassische Griechisch. Er bietet eine Geschichte der griechischen Aussprache in Frankreich; Rabelais und viele andere wollten von der Erasmischen Reform nichts wissen; dennoch verbreitete sie sich schnell über alle Collèges aus Bequemlichkeitsgründen. So kommt es, daß man in der Schule *fusikè* ausspricht, im gewöhnlichen Leben aber, wie die modernen Griechen und die alten Römer, *physique*. Bezüglich des Neugriechischen wäre es anerkanntermaßen Unsinn, dasselbe auf Erasmisch auszusprechen; und was das Altgriechische betrifft, so hat die französische Regierung gelegentlich der Ausstellung gewissermaßen ein zwingendes Ultimatum erhalten, in der beregten Frage reformierend vorzugehen. Denn alle Völker haben auf dem Marsfelde ihre Muttersprache respektiert gesehen, man hat sie so gut als möglich so gesprochen wie die betreffenden Nationen selber. Nur das Griechische machte eine Ausnahme: in der hellenischen Abteilung gab es genug griechisch Geschriebenes. Da war es zum Erbarmen mit anzuhören, wie die mehr oder minder gelehrten Passanten mit lauter Stimme das Griechische jeder nach seiner eigentümlichen Façon herablasen.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 11.

(343) Inscriptiones graecae Italiae, ed. **G. Kaibel.** 'Die Bedeutung des Werkes liegt in der denkbar genauesten Nachprüfung des meist lange Vorhandenen'. *K. B.* — (345) Iosephi opera ed. **B. Niese,** V. 'Zuweilen nicht ganz zutreffend. Tadelnswert sei, daß Gutschmids einschlagende Untersuchungen vollständig ignoriert sind. Druck nicht sehr sorgfältig'. — (318) **J. Weisweiler,** Das lateinische Participium futuri passivi. 'Tüchtig'. — (348) **M. Prou,** Manuel de paléographie. 'Ungenügend; ganz dürftig'. *W. A.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 12.

(315) Inscriptiones christianae urbis Romae antiquiores ep. **G. B. de Rossi.** 'Das Werk de Rossis giebt weit mehr als die Fortsetzung der stadtrömischen Inschriften. Es wird gezeigt, daß der „germanische Mönch" (Einsidlensis) nicht selbst die Inschriften suchte, sondern daheim aus älteren Codices zusammengeschrieben hat'. *L. Traube.* — (320) **G. Landgraf,** Untersuchungen zu Cäsar und seinen Fortsetzern. Schluß der Anzeige von *O. v. Breska.* — (329) **E. Patzig,** Unerkannt gebliebene Malalas-Fragmente. 'Von zwingender Beweiskraft'. *J. Dräske.* — (332) **L. Kraus,** Griechische Stilübungen. Empfehlende Notiz von *J. Sitzler.*

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Vgl. diese Wochenschrift 1890, No. 4. 5. 31/32. 33. 34 35.)

(Fortsetzung aus No. 13.)

Wenn es möglich ist, durch Verlassen ausgetretener Wege in neue Bahnen einzulenken, d. h. die lateinische Grammatik auf wahrhaft wissenschaftlicher Grundlage so zu lehren, daß die Schüler Freude und Vorteil haben, so ist es den beiden um die lateinische Sprachwissenschaft hochverdienten Männern Wagener und Schmalz (No. 5) gelungen, ein Schulbuch zu schreiben, welches seiner ganzen Anlage nach zur Durchführung dieser Neuerung berufen zu sein scheinen könnte. Wenigstens liegt vor uns ein klarer und bestimmter Plan, mit dem in der Praxis der Versuch einmal gewagt werden kann, vorausgesetzt, daß, wie schon zu No. 2 gefordert wurde, der Unterricht in den anderen Sprachen den gleichen, bzw. doch einen verwandten Ausgangspunkt und Verlauf nimmt. Für die Formenlehre sind die Grundsätze aus der oben zu No. 2 erwähnten Schrift Wageners, des Verfassers dieses ersten Hauptteiles, zur Genüge bekannt. Doch scheint mir der Versuch, die Stammtheorie für den Elementarunterricht leicht lernbar zu gestalten, noch nicht völlig gelungen zu sein, besonders was die Genusregeln der 3. Deklination angeht. Diese sind zu mannigfach, zu ausnahmereich und an zu verschiedenen Stellen zu lernen, als daß man sie im höchsten Grade bequem zur ersten Einprägung des Notwendigen nennen könnte; da nehme man doch lieber Regeln à la Zumpt! Dagegen scheint mir die Einteilung der Konjugation in vokalische und konsonantische Stämme und das dadurch gebotene Aufrücken der 3. Konj als 4. äußerst vorteilhaft, sowie die zusammenfassende Betrachtung der Tempusstämme und das Lernen der gebräuchlichsten Verba nach Stammformen wohl durchführbar zu sein.

Eine ungemein fesselnde und klärende, das Verständnis der ganzen Einrichtung, zumal der Satzlehre, sowie die Geschichte der grammatischen Bewegungen der letzten Jahre unter vielseitiger Belehrung vermittelnde Zugabe sind Schmalz' Erläuterungen (No. 6). Die Grammatik soll in erster Reihe der Lektüre dienen, aber alle über die grundlegende Grammatik des klassischen Sprachgebrauchs Ciceros und Cäsars hinausgehenden Erscheinungen sind hier ausgeschlossen (weil sie nicht nachgeahmt werden sollen?), bzw. es genügen Fingerzeige über Entstehung und Weiterbildung einzelner bei Livius, Sallust und Tacitus. — Herübersetzen und Hinübersetzen ordnen sich unter die höhere Einheit der Sprachvergleichung (nach Nägelsbach). — Die lateinische Grammatik soll eine Schule der Logik sein: Ausgang vom einfachen Satz (nach Kern), nicht von einzelnen Wortarten oder Kasus, darnach Satzbeiordnung und -unterordnung. Besonders scharfe Abgrenzungen und Schematisierungen werden auch besonders motiviert, wie überhaupt Ausgangspunkt und Auffassung einzelner Erscheinungen. Als ein sehr wichtiger Punkt ist zu erwähnen das stete Ausgehen vom Deutschen oder das Zurückgeben auf das Deutsche, ferner die absichtlich gebotene Gelegenheit zur Abwechselung zwischen rezeptiver und spontaner Thätigkeit der Schüler, welcher letzteren u. a. auch die Einreibung der in der Grammatik nicht behandelten Fälle empfohlen wird und die Zusammenstellung dessen, was sich von denselben Wortarten an verschiedenen Teilen des Buches findet. — Von großem Werte ist der grammatisch-stilistische Anhang, kurz und bestimmt, wie alles Vorhergehende, in Entwickelung und Ausdruck, stets erläutert durch knappe, passende Beispiele, die übrigens das ganze Buch hindurch so gewählt sind, daß sie nichts Nachkommendes vorwegnehmen, thunlichst aber auf Dagewesenes zurückgreifen. In der That findet man, daß, wie Ed. Wölfflin in einem dem Buche mitgegebenen Vorwort bestätigt, „die Regeln nicht Polizeivorschriften gleichen, deren innere Begründung nicht immer sofort in die Augen springt". Schwierigkeiten indes wird der Unterricht nach dieser Grammatik zunächst dem Lehrer selber bereiten, aber, wie gesagt, diese erscheinen hier auf ein gewisses Minimum reduziert und immerhin in gewissem Grade lösbar. Möchte man nur auf weitere Vereinfachung hoffen dürfen!

Harre und Stegmann, seit Jahren außerordentlich gern gesehene Gewährsmänner für die Schulgrammatik, gleich eifrig und glücklich in der Vereinfachung und Beschränkung des Lehrstoffes auf Klassizität und Häufigkeit, beide Meister in übersichtlicher Darstellung und Anordnung desselben, aber verschiedenwertig in Knappheit und Bestimmtheit der Regeln, werden mit den vorliegenden Leistungen wiederum vielen sehr willkommen sein. Stegmanns (No. 7) Grammatik (vgl. diese Wochenschrift 1888, Sp. 593) hat bisher jedes Jahr eine neue Auflage erlebt und ist u a. an etwa 35 Gymnasien in- und außerhalb Preußens in Gebrauch genommen, was Verf. dem Vorwurfe gegenüber hervorhebt, daß sie nur für Realschulen ausreiche. Und mit Recht, denn Verf. hat es wie wenige verstanden, die vorhandene Litteratur (darunter auch die bereits erwähnten Hauptschwierigkeiten u. s. w. von Wagener) auszunutzen, Winke und Wünsche zu berücksichtigen und überhaupt mit richtigem wissenschaftlichen Takt und praktischem Geschick seine Materie zu sichten, zu ordnen und darzustellen. Die Verballehre nach der Stammunterscheidung und das Verbalverzeichnis sind durchaus annehmbar; ob aber gerade in letzterem die Bezeichnung positionslanger Silben überall Sicherheit gewährt, wage ich nicht zu entscheiden. Die Syntax hat folgende Einteilung: A. Lehre von der Kongruenz. B. Kasuslehre. C. Zum Gebrauch der Pronomina. D. Die nominalen Verbalformen.

E. Lehre von den Tempora. F. Lehre von den Modi. Daran schließen sich grammatisch-stilistische Bemerkungen nach den Redeteilen (S. 216—224) und die auch sonst üblichen Anhänge. Dem Lehrer willkommen wird S. 245 ff der Index locorum für die Satzbeispiele der Syntax sein, die man sonst freilich auf Treu und Glauben hinnehmen müßte; daß darunter außer Cicero und Cäsar auch Nepos und Dichter zu finden sind, ist kein Fehler, sobald die Citate an sich dem klassischen Sprachgebrauch entsprechen.

Ungleich länger als Stegmann herrscht Harre in der Schule durch seine in 12. Auflage vertriebenen Hauptregeln der lateinischen Syntax, denen er eine lateinische Schulgrammatik (vgl. diese Wochenschrift 1889, Sp. 639 ff.), im Anschluß an diese eine Wortkunde folgen ließ. No. 8 „ist für Realschulen, Realgymnasien und solche Anstalten bestimmt, an denen man es vorzieht, den Schülern, sei es für den Anfangsunterricht oder für die Repetition, ein möglichst kurzes Lehrbuch in die Hand zu geben". Man muß anerkennen, daß die manchem anstößigen Eigenheiten der Hauptregeln weggelassen sind und daß die unbestimmte, oft unlogisch klingende Regelfassung, wie sie noch in der großen Grammatik begegnet, an Klarheit und Verständlichkeit zugenommen hat, wie denn überhaupt das Beispiel durch Druckmerkmal und Übersetzung an sich schon belehrend wirken soll. Erbarmungslos hat Verf. alles Unklassische über Bord geworfen und selbst solches Klassische weggelassen, dessen Einübung (z. B. deabus, filiabus, poëmatis, forem, hortato, hortanto, ëst u. s. w.) mit Sextanern und Quintanern geradezu eine Versündigung wäre oder eine Zeitvergeudung (z. B. nedum, nihil antiquius habeo, tantum abest ut, zu schweigen von in eo est ut) in den Mittelklassen, wo statt dessen der Lektüre weiter Spielraum bleiben soll, in welcher natürlich jene Dinge nicht vorkommen. Anderseits hat Verf. nicht Anstand genommen, Analogiebildungen auch ohne Belegstellen zu dulden, wie corrui nach fructui, nach volam auch nolam, malam u. a. Die Syntax handelt nach Vorbemerkungen über Satzteile und Satz A. vom Nomen im Satze, B. vom Verbum im Satze und C. vom Satze, d. h. von Frage-, Relativ- und Konjunktionssätzen, von abhängiger oder indirekter Rede und von den beiordnenden Konjunktionen. Die durch die Anordnung notwendig werdenden Wiederholungen oder Verweise sind bei geschickter Darstellung nicht auffällig störend.

Teil III der Elementar-Grammatik von H. Weber, Elemente der lat. Darstellung, haben wir im Gymn. 1886, Sp. 420 ff., charakterisiert als einen Versuch, fern von aller pedantischen Dressur den Schüler nach vergeistigter Methode römisch denken, fühlen und sich ausdrücken zu lehren. Der uns vorliegende I Teil, die Formenlehre von Flex (No 9), will dem Schüler bis zum Eintritt in Tertia (von da ab soll Teil II, Syntax von Weber, benutzt werden) alles das geben, was er gebraucht, also auch die Hauptzüge der Syntax. Wir müssen gestehen, daß das Buch von einem überaus gesunden, natürlichen Geiste durchweht, durch Zweckmäßigkeit der Anlage und Einrichtung die gleichzeitigen Produkte anderer Schul-Grammatiker vielseitig übertrifft. Freilich von linguistischer Gelehrsamkeit (z. B. Unterscheidung von konsonantischer und i-Deklin.) ist hier nichts anzutreffen, wohl aber eine echt systematische elementare Darstellungsform, vermittelst welcher der Schüler auf möglichst schnellem, aber sicherem Wege über die Unannehmlichkeiten des Formenlernens hinweggeführt wird. Dabei wünscht Verf. bei Benutzung seiner Grammatik in Verbindung mit einem geeigneten Lesebuche die analytisch-synthetische Methode angewandt zu sehen. Während Verf. in der Darstellung eine besonnene Umkehr zu den Alten empfiehlt, hält er anderseits zu den Neueren, indem er alle unnötigen Ausnahmen und Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauche, dazu auch alles Überflüssige und Unwesentliche ausläßt (z. B. Wortbildungslehre, griechische Deklination; so werden als Präpos. mit alleinigem Abl. nur a, ab, de, e, ex, cum, sine, pro, prae gelehrt; Imper. Pass. fehlt, mit Unrecht aber Sup. auf u) und außer Kürzung und Sichtung der Materie selber (nach Neue-Wagener) knappe, logische Fassung der Regeln anstrebt. In einem Punkte kürzt Verf. nicht, das ist: nirgends macht er auf Kosten der Übersichtlichkeit Raumersparnisse. Besondere Beachtung verdient die Syntax (z. T. nach Kern), weil der Anfänger dieselbe auch wirklich verstehen und begreifen kann, dazu angeleitet wird, in ihr und an ihr denken zu lernen und der Gesetze der Muttersprache zugleich sich bewußt zu werden. Indem wir diese Charakterisierung der uns vorgelegten Grammatiken schließen, wünschen wir vor allem Weber-Flex wohlverdiente weiteste Verbreitung im Anfangsunterricht.

10) **Konrad Maurer**. Lateinische Bedeutungslehre für den Schulgebrauch. Beigabe zum Programm der St. Gallischen Kantonsschule für das Schuljahr 1890—1891. St. Gallen 1890. Huber & Co. 56 S. 4. 1 M. 60.

Daß dies „Hülfsmittel zur begrifflichen Erfassung der Sprache" von Schülern wirklich gebraucht zu werden bestimmt ist, ersehen wir aus dem Vorwort und aus der Bemerkung, daß für den Schulgebrauch eine Oktavausgabe existiert; sonst würden wir die Arbeit nur als eine didaktische Studie und als einen pädagogischen Vorschlag hingenommen haben. Gewiß ist manches in dem eigenartigen wissenschaftlichen System zur Klarlegung der begrifflichen Funktionen der Flexionsformen und des Aufbaus des Satzes der Beachtung wert, manches neu, bzw. neu entwickelt und geordnet; aber als Ganzes ist es zumal wegen der abstrakten Sprache und deren oft unvermittelten, abstrusen Darstellung, gelinde gesagt, keine leicht verdauliche und angenehme Lektüre. Stellt das Studium dieser Schrift schon an die Geduld und Aufmerksamkeit des Lehrers große Anforderungen, wie wird es da erst dem armen Schüler ergehen! Nun, zum Glück soll dieser sich hier weder den konkreten Sprachstoff erst aneignen, noch soll der thatsächliche Gang seines Unterrichtes mit der hier beliebten Gruppierung des Gegenstandes zusammenfallen: I. Teil: Allgemeine Satzlehre. II. Teil: Spezielle Bedeutungslehre. A. Die Funktionen des aussagenden Verb., B. Die Nominalformen des Verb., C. Die Funktionen des Nomen u. Pron., D. Der unselbständige Gebrauch des Nom. u. Pron., E Satzbau. Für Philologen, die sich durch das Programm hindurch arbeiten wollen und können, wäre die durchgängige Angabe der massenhaften Beispiele notwendig, in denen übrigens für den Schüler wenigstens, da er den Sinn der Begleitworte oft garnicht erfaßt, Sperrdruck des jedesmaligen Punctum saliens zu verlangen gewesen wäre. Das Annehmbarste ist die Kasuslehre; am unklarsten dargestellt, wenn auch vom Verf. richtig gemeint, ist die Tempuslehre. An willkürliche Neubildungen der Begriffswörter sich zu gewöhnen ist auch nicht jedermanns Sache. Nun, die deutsche Schule läuft keine Gefahr, das Buch oktroyiert zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 11. April. 1891. № 15.

Inhalt.

Mykenisches.

Der unterirdische Gang aus der Akropolis bis zum Brunnen Perseia, die Südwestecke.

Wir haben in No. 4 und 44 (1889) unsere Leser über neue Entdeckungen zu Mykenä orientiert, jetzt ist nach längerer Pause ein neuer, sehr merkwürdiger Fund topographischer Art zu melden. In der bekannten Stelle des zweiten Buches sagt Pausanias (II 16, 6): Μυκηνῶν δὲ ἐν τοῖς ἐρειπίοις κρήνη τέ ἐστι καλουμένη Περσεία καὶ Ἀτρέως καὶ τῶν παίδων ὑπόγαια οἰκοδομήματα, ἔνθα οἱ θησαυροί σφισι τῶν χρημάτων ἦσαν. Die Mündung einer Leitung von der Περσεία glaubten Schliemann und Adler*) innerhalb der Burgmauern suchen zu müssen (Tiryns XXXVII); ich habe bereits in meiner Abhandlung, Beiträge zur Kenntnis der griechischen Kuppelgräber, (S. 15) gegen diese Annahme mich ausgesprochen und bin durch noch genaueres Studium von Steffens Karte sogar der Ansicht geworden, daß ohne Druckrohrleitung, oder unterirdischen, die Mauern durchsetzenden Kanal, oder oberirdischen Brückenaquädukt auf dem Wege

*) Auch Schuchhardt in seinem viel gelobten Buch: Schliemanns Ausgrabungen im Lichte der heutigen Wissenschaft sagt (S. 163) in einer gänzlich verworrenen Auseinandersetzung, daß „die Leitung, welche Quelle und Burg verband, doch das Burginnere erreichen konnte, da die nordwestliche Mauerecke an der Innenflucht 249 m hoch liegt". Sollte die Quelle dort hinauf, so hätte sie nach den Niveaulinien der Karte vorher doch auf alle Fälle einmal beträchtlich tiefer fließen müssen Die Höhe der Quelle wird bei Schuchhardt auf 391 m angegeben, gerade 100 m zu viel. Ferner steht da: Der 278 m hohe Burgberg hängt in Osten durch einen 33 m tieferen, schmalen Sattel mit dem Eliasberge zusammen". Mithin wäre dieser Sattel 245 m hoch; Schuchhardt aber rechnet weiter: „Hinter dem erwähnten Sattel entspringt die Perseia; die Leitung, welche zwischen Quelle und Burg den 255 m hohen Sattel passieren mußte etc." Bei Steffen (S. 14) steht ferner: „Etwa 360 m vom Nordostrande der Burg entfernt sprudelt noch heute eine wasserreiche Quelle." Schuchhardt macht 370 m daraus. Ist dies eigene Vermessung? Die ganze Stelle ist ein wahres Muster von Unklarheit! 1) Die Perseia entspringt nicht 391, sondern 291 m hoch. 2) Der Sattel nicht 33, sondern 23 m tiefer als die Höhe des Burgberges. 3) Die Quelle nicht 370, sondern 360 m entfernt. 4) Die Annahme, daß die Leitung in der Nordwestecke oben münden sollte, beweist, daß Sch. die Karte nicht selbst studiert hat, auch nicht Steffens Text (S. 15): Steffen nimmt die Ausflußstelle unterhalb dieser Nordwestspitze an „Namentlich befinden sich unter der Nordwestspitze der Burg unverkennbare Spuren einer in den Stein gehauenen antiken Leitung, welche hier [etwa 235—240 m, die Höhe ist nicht genau angegeben] im Bogen die Felsspitze in der Richtung auf das Löwenthor umgangen zu haben scheint. Vielleicht lag an dieser Stelle der Wasserausfluß der Quelle Perseia".

des bloßen natürlichen Gefälles die im NO. der Burg außerhalb entspringende Quelle niemals in das Innere derselben gelangen konnte, weil sie an jeder Stelle der Mauern nach Erreichung ihrer tiefsten Stelle hätte wieder in die Höhe steigen müssen. Da nun weder Druckrohr, noch Kanal, noch Bogenleitung nachzuweisen sind, so ist die Möglichkeit des Eintritts in die Burg für die Quelle ausgeschlossen.*)

Bei der großen Bedeutung des Platzes waren aus diesem Grunde drei geräumige Cisternen im Innern angelegt, welche auf Steffens Karte verzeichnet stehen. Die πρακτικά der archäologischen Gesellschaft zu Athen von 1889 aber zeigen, daß die Mykenäer noch einen anderen, auch im Kriegsfalle sicheren Weg zum Wasser sich geschaffen haben. Für die topographische Lage verweisen wir dabei auf unseren Plan in No. 4 (1889). Denken wir die Burg als ein Dreieck, welches die Spitze nach Süden kehrt, so ist die nördliche Seite von einem Ausfallsthore durchbrochen. Nordöstlich von diesem Thor, nicht weit davon, wo unser Plan aufhört, ist auf Steffens Karte nahe der Nordostecke ein bedeckter Gang quer durch die Mauer angegeben und von ihm als 'Galerie' (nach der damals üblichen Nomenklatur) bezeichnet. Dieser spitzbogig durch Vorkragen gebildete Gang war aber nicht, wie Steffen noch annehmen mußte, eine 'Poterne', eine kleine Ausfallspforte, welche ins Freie führte, sondern ging außerhalb der Mauer unterirdisch weiter, und zwar zuerst gegen Norden, darauf nach Westen und endlich in nordöstlicher Richtung. Die Gesamtlänge außerhalb der Burg beträgt etwa 40 m; da aber das Terrain abfällt, so führen in der Dicke der Burgmauer 16 Stufen den Gang hinab, außerhalb noch 83. Am Ende dieses sich senkenden, unterirdischen Stufenganges findet sich ein viereckiger Brunnen von 3,70 m Tiefe und 1:0,84 m Seitenlänge. Genau über dem Brunnen an der Decke befindet sich ein Loch (ὀπή), in welches von außen eine von N. kommende Thonröhrenleitung mündet; sie ist nur in einer Länge von 10,50 m erhalten; vielleicht wandte sie sich später nach O und der Quelle Perseia zu. Wenigstens wurde dem Berichterstatter Tsuntas versichert, daß in dem Gebiete zwischen dem unterirdischen Gange und der Perseia noch vielfach ähnliche Thonröhren sich fänden. Da aber nördlich der Akropolis, in geringer Entfernung von der Mauer anderes Quellwasser zwar spärlich, aber doch perennierend entspringt,**) so wird man wohl dies in den Brunnen des unterirdischen Ganges geleitet haben. Wenigstens war dies den Feinden weniger sichtbar und konnte leichter von den Mauern aus verteidigt werden.

Wie dem auch sei, schließt Tsuntas: Da man mit den damaligen Mitteln der Technik das Wasser der nahe liegenden Quellen nicht in die Burg selbst leiten konnte, so leitete man sie so nahe an die Burg heran wie möglich und erbaute dort ein 'Reservoir, welches man mit der Burg durch einen unterirdischen Gang verband. An der Oberfläche des Bodens sah man weder eine Spur von der Wasserleitung noch vom unterirdischen Gange.

In der ersten, nordwärts gewandten Strecke des Ganges ist die Decke eingefallen, in dem zweiten, westwärts gewandten Teile ist sie großenteils erhalten und besteht aus horizontalen Platten auf senkrechten Wänden; am besten erhalten ist der nach NO. gewandte, längste Teil des Ganges; die Mauern nähern sich nach oben gegeneinander und bilden den bekannten kyklopischen Spitzbogen; ebenso ist das Stück innerhalb der Burgmauer konstruiert*) Die Höhe des Ganges gegen das Ende (κέρας) ist ca. 4,50 m; die Breite des zweiten Abschnittes 1,55, die des dritten 1,35.

Die Mauern und Stufen des dritten Abschnittes sind mit Mörtel aus Kalk und Sand beworfen, in den beiden anderen Abschnitten sieht man, daß die Stufen einstmals wenigstens so verbunden waren. Nach dem Ende des Ganges hin floß wohl auch das eindringende Regenwasser.

Der Bewurf ist sicher aus römischer Zeit, ebenso wie die Wasserleitung, deren Röhren untereinander durch denselben Kalk- und Sandmörtel verbunden sind; auch wurden Bruchstücke von Gefäßen und Ziegeln römischer Zeit in der ganzen Länge des Ganges gefunden. In diese Zeiten gehören auch zwei Inschriften, welche sich an der rechten Mauer beim Hinabsteigen in den dritten Abschnitt befinden; die erste ist mit schwarzer Farbe, vielleicht mit Kohle angemalt XP||EIII||ZCO, drei Zeilen unter einander; von der anderen, wohl in den noch frischen Kalk geritzten, erkannte Tsuntas CMNCΓC
AMOKPIT

Daneben finden sich andere Einritzungen und, wie es scheint, große Buchstaben wie zum Scherz von den Arbeitern eingekratzt.

Soweit Tsuntas. Es bleiben zwar noch Zweifel, namentlich über die Existenz kleiner Quellen in der Nähe der Burgmauern, welche bisher von niemand genannt sind; doch halte ich die ganze Anlage für sehr alt, schon wegen des alten Spitzbogens; als Mykenä später eine bescheidene Κώμη war, wird man ein so beträchtliches Werk nicht begonnen haben. Mithin wird es sich bei dem Mörtelbewurf um eine Restauration handeln.

Außerdem bringt Tsuntas S. 18 folgende Notiz. „Gegraben wurde an der Südwestecke der Burg, wo ein wüstes Gewirr von Hausmauern gefunden wurde. Statt der Wege existieren enge Gänge (διάδρομοι στενοί), „ὑφ' οὓς εὑρίσκονται συνήθως ὑπόνομοι πρὸς διοχέτευσιν τῶν ὑδάτων μακρὰν τῶν οἰκιῶν καὶ ἔξω τῆς ἀκροπόλεως". Gemeint sind unterirdische Wasserabflüsse, wie denen einen durch die Burgmauer gehenden in derselben Südwestecke bereits Steffen eingezeichnet hat. Merkwürdig ist der Umstand, daß diese Abzugsgräben noch weit außerhalb der Burg sich fortsetzten. Mykenä war also eine sehr reinliche Burg. Von den Wasserausflüssen dieser Gegend der Burg spricht bereits Steffen (S. 35). Chr. B.

*) Steffen selbst erscheint hier nicht ganz konsequent. Er schreibt (S. 15): „Vermutlich hat das Wasser einst denselben Weg genommen, welchen eine jetzt verfallene türkische Wasserleitung angiebt" (Sie läuft an der ganzen Nordseite der Burg hin und umgeht dieselbe an der Nordwestspitze, um sich dann nicht etwa nach dem Innern der Burg, sondern nach der Unterstadt zu wenden). Diese nun erreicht gerade nördlich von der Nordwestspitze der Burg die Höhe von 235 m, kann also ohne einen tiefen Graben nicht wieder zur Höhe des Löwenthores (241 m) geflossen sein. Von einem solchen Graben aber ist keine Spur vorhanden. Innerhalb des Löwenthores aber sind zwar mehrere antike Rinnen verzeichnet; sie kommen aber von oben und gehen nach unten und zeigen keinerlei Verbindung mit dem Terrain außerhalb des Löwenthores.

**) Auf Steffens Karte nicht verzeichnet; es ist dringend zu wünschen, daß darüber Klarheit geschaffen werde; es könnte ja doch mit der Quelle Perseia zusammenhängen. Wie weit ist diese μακρὰ ἀπόστασις ἀπὸ τοῦ τείχους, wo ἄλλο ὕδωρ ἀναβρύει?

*) Vielleicht also sind diese beiden Teile die ältesten.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Phil. Mag. Joannes Luňák, Quaestiones Sapphicae. Accedit corollarium criticum atque exegeticum ad Ovidianam Sapphus epistulam. Kazaniae 1888. VI, 114. S. (Leipzig, Simmel.) 3 M.

Der Verfasser ist mit Comparetti, Bährens, de Vries, Sedlmayer von der Echtheit des Sapphobriefes überzeugt: der erste Teil behandelt die Frage nach den Quellen des Sapphobriefes, auf die Dichterin selbst und ihre Schicksale bezieht sich der zweite Teil. Die Resultate dieses sind: eine Erfindung der Komödie ist Sapphos Flucht nach Sizilien gleich dem Sprunge vom leukadischen Felsen; aber nicht erfunden ist Sapphos Liebe zu Phaon, welcher ein vornehmer, reicher Mitylenäer (der Verf. schließt dies aus epist. Sapph. 145 dominus silvae!) vor den politischen Gegnern aus Lesbos floh. Nicht erfunden von der Komödie und ohne obscöne Bedeutung ist der Name von Sapphos Gemahl Κερκόλας; denn auf Gesang und Dichtung beziehen sich die drei Namen: Cleis (a canendo), Cercolas (statt Κρεκόλας), der Leiermann, Sappho (σαφής, clara), nicht die Weise, sondern die Sängerin. (Im Sapphobrief V. 34 ist Sappho als „die Berühmte" gefaßt; auf dieser Bedeutung des Namens und seiner Kürze beruht das Wortspiel, das in den zwei von Lunak verteidigten Distichen 33a—34 enthalten ist.) Nicht ist von der Komödie eine Heimat für Sapphos Gemahl erfunden, Andros mit Anspielung auf die virilitas des von κέρκος abgeleiteten Κερκόλας: jener stammt vielmehr aus Antandros; denn bei Suidas ist ὁρμωμένῳ ἀπ' Ἀντάνδρου anstatt ὁρμ. ἀπὸ Ἄνδρου zu lesen (diese Konjektur Lunaks ist ohne Zweifel beachtenswert, desgleichen die Änderung von οὐ τὴν ποιήτριαν, ἀλλὰ Λεσβίαν in οὐ τὴν π., ἀλλὰ ψάλτριαν: doch könnte hier auch ἄλλην δὲ Λεσβίαν vermutet werden), und aus troischem Gebiet mögen auch Sapphos Voreltern stammen, wozu der Name von Sapphos Vater, Scamandronymus, paßt. Anactorie und Cydro (so die besten Hss) sind nicht von Ovid erfunden: erstere ist identisch mit der von Suidas genannten Ἀναγόρα aus Milet: denn Ἀνακτορίη ist gleichbedeutend mit Μιλησία; Cydro aber wird von Sappho selbst genannt: denn nach L. ist fr. 71 für γυάρων der Name dieser Schülerin zu setzen, also: ἤρων ἐξεδίδαξε Κύδρω. (Ob diese Vermutung mehr Wahrscheinlichkeit hat oder die Gestaltung von fr. 110: ἄλλα μὴν κάμπτε στερέαν φρένα, vermag ich nicht zu entscheiden; mit Recht aber wird fr. 46 ὑπαθύμιδας für ὑποθύμιδας verlangt.) Für die sizilische Reise der Dichterin beweist, wie L. meint, nichts die kritiklose parische Marmorchronik, die manchen Irrtum enthält: der Verf. weist hier Flachs Ergänzung der lückenhaften Sapphostelle des mar. Par. zurück, dies so zwecklos wie sein Bemühen um eine neue Ergänzung, die lautet: <ἄνδρα Κερχ>όλ<αν πό>θ<ῳ τοῦ Φάωνος>; ungefähr mit demselber Rechte könnte man aus den drei Buchstaben ολ . . . θ unter Beachtung der Zahl ausgefallenen Buchstaben ein <πατρίδα Αἰ>ολ<ίδα φ> <δόνῳ πολιτῶν> herstellen.

Die Erörterungen Lunaks sind, wie man aus einigen der angeführten Sätze ersieht, auf die Anschauung gestützt, daß die sachlichen Angaben des Sapphobriefes auf Quellen von urkundlichem Wert zurückgehen. Nicht die Αἴτια des Kallimachos (Birt), nicht die Entstellungen der griechischen Komödie haben dem Sapphobrief als Vorbild gedient; seine Quelle sind Sapphos eigene Gedichte nebst einem βίος, wie er etwa von Kallimachos zu den πίνακες verfaßt sein mochte. (Auf diesen βίος weisen nach Lunaks Meinung einige mit Ovid stimmende Notizen bei Suidas und Maximus Tyrius; doch leugnet L. nicht, daß auch der βίος durch die griechische Komödie oder durch Vorstellungen, welche mit dieser herrschend geworden, beeinflußt sein konnte.) Es gilt also, in dem Sapphobrief Entlehnungen aus Sapphos Fragmenten nachzuweisen, und L. vermag in der That, Parallelen von Sapphofragmenten und Ovidversen in ziemlicher Zahl zu finden: daß in manchen Fällen die von ihm angenommene Entlehnung zweifelhaft erscheinen kann, giebt er selbst zu. Die Stelle „Sume fidem et pharetram, fies manifestus Apollo" (V. 22) soll eine Nachahmung sein von φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν ἔμμεν ὤνηρ; in der Anmerkung folgt der etwas naive Zusatz „propius accedunt Catulliana: Ille mi par esse deo videtur." Für die Ovidverse ist das Vorbild, wenn man ein solches haben will, wohl auf anderem Gebiete zu suchen. Lunak hat und vor ihm haben andere in dem Sapphobriefe Reminiszenzen an erotische Epigramme gefunden. Eher als die sapphischen Verse mögen, meine ich, dem Dichter bei der angeführten Stelle die Verse des Asclepiades vorgeschwebt haben (A. P. XII 75): Εἰ πτερά σοι προσέκειτο καί ἐν χερὶ τόξα καὶ ἰοί, οὐκ ἂν Ἔρως ἐγράφη Κύπριδος, ἀλλα σύ, παῖς, oder die Variation dieses Themas von Meleager (A. P. XII 76): εἰ μὴ τόξον Ἔρως μηδὲ πτερὰ μηδὲ φαρέτραν etc. oder die ähnlichen Verse des Posidipp A. P. XII 77. Ich möchte auch sehr beweifeln, ob der römische Dichter mit V. 156 hactenus, ut media cetera nocte silent das bekannte μέσαι δὲ νύκτες, παρὰ

δ'ἔρχεται ὥρα nachgeahmt hat; jedenfalls aber darf meines Erachtens hactenus ut nicht mit L. in dem Sinne von usque dum, donec gefaßt werden. Ovid meint: gleich Sappho trauert der Wald um den abwesenden Phaon; nicht lustigen Vogelgesang hört man: die Nachtigal, die um Itys seufzt, die Klage der Sappho ist das einzige, was man vernimmt (hactenus), im übrigen herrscht Stille wie um die Stunde der Mitternacht. Wer wird sich ferner bei einem Ausdruck wie insanus amor nach einem griechischen Original umsehen oder zwischen ihm und μαινόλας θυμός eine beachtenswerte Ähnlichkeit finden? Doch bleiben, diese und ähnliche Fälle abgerechnet, Parallelstellen genug, welche Lunaks Auffassung über das Verhältnis des Sapphobriefes zu den Gedichten der Lesbierin zu rechtfertigen scheinen. Im übrigen sind Lunaks Resultate teilweise das Ergebnis einer Interpretation, welche von reicher Phantasie getragen wird. Ein Beispiel: Amor. II 18 wird in der Aufzählung der Heroiden Sappho zuletzt genannt, im Gegensatz, meint L., zu der chronologischen Reihenfolge der Briefe. Woher hat L. diese Belehrung über die Abfassungszeit des Sapphobriefes? Die drei Fragmente 22, 21, 23 sind autorlos überliefert, werden aber von Bergk mit Recht als Sapphisch bezeichnet; sie gehören demselben Gedichte an; dieses Sapphische Gedicht hatte die Form eines Briefes, der Brief war an Phaon gerichtet; von Ovid wird die Briefform nachgeahmt und hiermit ist ein gefälliges Schema für die ganze Gattung der Heroiden gewonnen. Also der Sapphobrief — und daraus erklärt sich manche Eigentümlichkeit und Härte des Gedichtes — ist der erste und älteste der Sammlung. Noch ein zweites Beispiel. In dem von Maximus Tyrius erhaltenen Fragment (136) wehrt Sappho der Totenklage im musenbegnadeten Hause. Die Mutter richtet die Mahnung an die Tochter. Wer ist nun der Gegenstand dieser Klage, welche von der Dichterin untersagt wird? Cleis wird, meint L., um den Vater getrauert haben. Daraus folgt, daß sie nicht die Tochter des Phaon ist, daß sie aus legitimer Ehe stammt, daß Sappho erst nach dem Tode des Kerkolas ihre Liebe auf Phaon wirft. Ich habe, vielleicht mit manchem anderen, die Stelle bisher so aufgefaßt, daß Sappho den eigenen Tod, wenn er nun eintritt, nicht beweint, nicht beklagt haben will, daß sie von Maximus eben darum neben Socrates erwähnt wird, weil dieser angesichts des Todes der leidenschaftlichen Klage seiner Xanthippe Einhalt gebietet (μέμφεται τῇ Ξανθίππῃ ὀδυρομένῃ ὅτι ἀπέθνησκεν, ἡ δὲ τῇ θυγατρί), endlich daß dieser Wunsch der Lesbierin demselben Motive entspringt wie das Wort des rudinischen Sängers: nemo me lacrumis decoret nec funera fletu faxit, und das des venusinischen: compesce clamorem ac sepulcri mitte supervacuos honores. Denn an das Unvergängliche, was sie geschaffen, glaubt Sappho: μνάσεσθαί τινά φαμι καὶ ὕστερον ἀμμέων. Und bei dieser Auffassung bleibe ich vorderhand, obgleich die von L. vorgetragene dies voraus hat, daß sie über die eheliche Treue der Sappho und über die makellose Abstammung der Cleis beruhigende Gewißheit zu geben vermag. Neben solchen Resultaten findet sich ohne Zweifel viel Richtiges und Beachtenswertes in dieser Abhandlung, die in klarem und glattem, wenn auch etwas wortreichem Latein geschrieben ist; selbst diejenigen, welche immer noch die Abhängigkeit der lateinischen Dichtung von der griechischen Komödie oder den Alexandrinern verfechten mögen, werden manche Anregung empfangen. Die Empfindung des Verfassers: „non est cur vereamur ne laborem a nobis susceptum ubere fructu carentem supervacaneumque statuas“ (S. 59) wird selbst denen begreiflich sein, die „toti plumbei“ die Echtheit des Sapphobriefes noch nicht begreifen können.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Eschyle. L'Orestie. Traduction d'**Alexis Pierron** avec une préface par **Jules Lemaitre.** Dessins de Rochegrosse, gravés à l'eau-forte par Champollion. Paris 1889, librairie des bibliophiles. 226 S. 12. 20 fr.

Diese édition Jouaust zeichnet sich nur aus durch die äußere Ausstattung, sonst hat sie keinen Wert. Zu der Übersetzung von Pierron, die „man als die beste adoptiert hat“, hat Lemaitre in der Vorrede einige Bemerkungen über Äschylus, der in der Verbannung gestorben sein soll, und über die Orestie gegeben. Unter den 6 Bildchen, welche Rochegrosse gezeichnet hat, überrascht am meisten die Darstellung der Ermordung des Agamemnon. Klytämestra scheint nach V. 1118 als μελάγχερως dargestellt zu sein, eine abstruse Idee!

München. Wecklein.

Teletis reliquiae. Edidit prolegomena scripsit **O. Hense.** Freiburg i. Br 1889, Mohr. CIX, 96 S. 8. 5 M. 60.

Nachdem man heutzutage begonnen hat, auch in der nicht philosophischen Litteratur den zahlreichen Anklängen an philosophische Gedankenkreise sorgfältiger nachzuspüren, gewinnt ein besonderes Interesse jener Kreis von Wanderpredigern.

die dazu mitgewirkt haben, das Bedürfnis einer höheren Weltanschauung wach zu rufen, die philosophischen Lehren aus der Schule heraus in die Massen zu tragen und populär zu machen, ähnlich wie die christlichen Reiseprediger, die διδάσκαλοι der Διδαχή, die neue Heilsbotschaft durch die Welt verbreiteten. Nicht zu den bedeutendsten, aber zu den uns genauer bekannten Gestalten dieses Kreises gehört Teles. Seine von ihm selbst oder einem seiner Schüler veröffentlichten Diatriben sind von einem Theodorus exzerpiert, diese Epitome von Stobäus benutzt worden. Mit Recht nimmt H. an, daß aus diesem nur einmal mit Nennung des Gewährsmannes citierten Auszuge alle bei Stobäus erhaltenen Stücke des Teles geflossen sind (S. XIII ff.). Nur wenig läßt sich über die Lebensverhältnisse des Teles aus seinen Vorträgen erschließen. Aus S. 16, 2. 3 H. ergiebt sich, daß der Traktat über die Verbannung nach dem Jahre 241 fällt; aber aus 35, 16, wo Hense die überzeugende Emendation ὁ ἄβιος (Meineke Ἄσσιος) annimmt, läßt sich jetzt auf Teles' Zeit, und sein Verhältnis zur Stoa nichts folgern, und ebensowenig besagt die wohl von einem anderen (Bion) übernommene Gegenüberstellung des Ptolemäus Philadelphus und Crates. Daß Teles in Megara geboren ist und hier seinen Vortrag über die Verbannung gehalten hat, hat Wilamowitz wahrscheinlich gemacht; daß er vor Jünglingen rede, darauf deutet er selbst an mehreren Stellen hin.

In der Untersuchung der Quellen des Teles geht H. von den Citaten aus und macht wahrscheinlich, daß Teles einige Xenophontische Gedanken, ein Platocitat, das Wort des Metrokles S. 29, 11, einige Maximen der älteren Kyniker (οἱ ἀρχαῖοι) und die meisten Apophthegmen (zu S. XLIII τὴν φιλαργυρίαν κτλ. ist Sternbachs Ausgabe des Gnomologium Vat 265 zu vergleichen) von Bio übernommen hat. Den Stilpo hätte Teles nach Henses Ansicht selbst gelesen. Doch wird S. CVI die Möglichkeit offen gelassen, daß dessen Kenntnis ihm durch Bion vermittelt ist. Die Erörterung des Verhältnisses zu Bion und ihr voraufgehend eine sorgfältige Untersuchung des Lebens und der Lehre Bions nimmt einen großen Teil der Einleitung ein. Für Bions Leben sind bei Laert. Diog. zwei Quellen benutzt, eine objektiv referierende (IV 46—47 Mitte), den Stoikern nicht freundliche, die andere, wohl aus den dem Bion feindlichen stoischen Kreisen (vgl., wie überhaupt zu diesem Abschnitt, Heinze, De Horatio Bionis imitatore, Bonner Diss. 1889, S. 30) hervorgegangen, eine Schmähschrift von ganz ähnlichem Charakter und Sprachgepräge, wie sie bei Laert. Diog. für das Leben des Arkesilaos benutzt ist (nach Wilamowitz Ἀρίστιππος περὶ παλαιᾶς τρυφῆς), wahrscheinlich mit dieser identisch (Laert. 51 Schluß bis 54 ἀπέστειλε). Zur Bedeutung des θεατρικός wäre noch zu vergleichen Dion. Hal. De Thuc. propr. c. 2 S. 81,9 Usener.

Weiter zeigt H., daß Bion einem, wenn auch durch Theodoreische Einflüsse gemilderten Kynismus huldigt. Die auffallende Thatsache, daß ihm bei Laert. Diog. Äußerungen über Reichtum, Ruhm, Adel, Alter zugeschrieben werden, die eine mit kynischen Grundsätzen unverträgliche Wertschätzung der ἀδιάφορα verraten, erklärt H. durch die Annahme, daß der von Laert. Diog. benutzte Gnomologe Worte, die Bion einem Interlokutor in den Mund legte, um sie dann zu widerlegen, gedankenlos auf Bions Namen setzte. Weniger glücklich scheint mir die Konjektur, durch die der Verf. den Anstoß zu beseitigen sucht, welchen das Wort über die Freundschaft (Laert. IV 51) bietet. Das ὁποῖοι giebt einen guten Sinn: hast du einmal einen Freund erwählt, so brich nicht mit ihm, wie er auch sein mag, gut oder schlecht, etc. Die nächste Analogie finde ich in dem bekannten Diktum des Theophrast (Zeller II 2³, 863, Ruhnken, Zu Rutilius Lupus c. 6 S. 22.) Die äußere Anlage und Sprache der Vorträge Bions ist typisch für die Eigentümlichkeiten, die wir auch sonst in kynischen und stoischen Diatriben beobachten (vgl. Weber, Leigziger Studien X.): Einführung fingierter Gegner und daher lebhaft dialogischer Charakter, häufiger Gebrauch von Dichtercitaten, witzigen Pointen und Antithesen, die sich von den Gnomologen leicht in Apophthegmen umsetzen ließen, reichlicher Gebrauch von stets drastischen, nicht immer sehr gewählten Vergleichen. Auf Bion nun wird auf grund direkter Citate, vieler mit großer Umsicht gesammelten Parallelen aus andern Autoren, behutsamer Beobachtung sprachlicher Indizien ein beträchtlicher Teil der Vorträge des Teles zurückgeführt. So erweitert sich die Einleitung zu einem wertvollen Beitrage zur Geschichte der Philosophie. Nachdem Usener das Verständnis Bions angebahnt hat, ist jetzt ein lebensvolles und greifbares Bild des Borystheniten gewonnen. Beiläufig bemerkt, ist S. LX in dem Citat aus Gnom. Vat. 157 wohl durch Versehen καί für αἱ gedruckt; ebenda ist ἀπ' αὐτῶν für ἀφ' ἑαυτῶν zu emendieren. Für den Vergleich der Kunst des Lebens mit der des Steuermanns (S. LXV) ist zu beachten Philo De Ios. § 7. 24, für die 1. Abhand-

lung De migr. § 16. Überhaupt finden sich bei Philo mehrere Diatriben stoisch-kynischen Geistes. Die editio selbst, über deren Grundlage S. I—XII Rechenschaft giebt, läßt uns von der neuen Ausgabe von Stobäus Florilegium das Beste erwarten. Freilich den echten Teles, geschweige denn seine Quellen, um deretwillen er allein für uns Wert besitzt, herzusteilen, ist unmöglich, und der Herausg. hat gut gethan, darauf zu verzichten. Wir haben hier mit zu viel Faktoren zu rechnen, dem exzerpierenden Theodorus — ja Teles selbst war ja im Grunde Excerptor —, dem kompilierenden Stobäus, zahlreichen Schäden der handschriftlichen Überlieferung, die (so in der ersten Abhandlung) zum Teil schon zeitlich zwischen Theodorus und Stobäus liegen mögen. Und alles dies sind für uns, da uns andere Quellen nicht zu Gebote stehen, ziemlich unbekannte Größen. Was auf das Konto eines jeden zu setzen ist, läßt sich oft garnicht, oft nur mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen. Beachtenswert sind die Bemerkungen von Diels D. L. Zt. 1890 Nr. 32, der Theodorus einen größeren Einfluß auf die Textgestaltung zuschreibt. Ihm sind jedenfalls die S. XVII bemerkten Interpolationen und sprachlich anstößige Formen und Konstruktionen wie 28,5 χρᾶσθαι (27,6 ἕως ὅτου) 32, 11 ἵνα . . . ἐπιθυμήσει 41, 10 ἐκεῖσε 45, 2 ποῦ (vgl. S. XXI) zuzuweisen. Viel verdankt die Textgestaltung Buecheler, und in manchen in der Anm. mitgeteilten Ergänzungen ist es ihm gelungen, über Theodorus hinaus dem echten Texte des Teles nahe zu kommen. S. 5,4 scheint mir τὸν χειμῶνα sprachlich bedenklich. Die Periode 16, 15 ff. ist mir unverständlich wegen des letzten καὶ Z. 17, das vielleicht auf einen Defekt deutet. Wie H. 19,7 auffaßt, ist mir unklar; ich bin selbstständig auf Gesners Konjektur verfallen. 20,8 ist die Einfügung von εἰμὶ überflüssig. 35,5 ist wohl διὰ τοῦτ' αὐτὸ (sc. τὸ πλουσίους εἶναι) zu lesen. 46,13 kann Teles doch wohl nicht so unklar geschrieben haben. Den sorgfältigen sprachlichen Index am Schluß verdanken wir H. von Müller, einem Schüler Henses.

Berlin. Wendland.

L'Eneide di P. Virgilio, versione dell' **Aur. Colla,** Ferrara 1888, LXXXIV, 381 S. 8°. Ediz propria. Selbstverlag.

Zu grunde liegt der Dantesche Endekasillabo, jedoch ohne Reim und ohne strophische Gliederung in Terzinen. Das Metrum erhält, da nur der zweite Hauptaccent fest, dagegen der erste und die beiden Nebenaccente wandelbar sind, ein mannigfaltiges Gepräge. Ob die vorliegenden Verse ganz im Einklang mit den rhythmischen Gesetzen stehen, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls bewegen sie sich in lebhaftem Fluß und zeigen einen wohlklingenden Tonfall, wenn sie von einem gründlichen Kenner des Italienischen, dem ich auch einige der folgenden Bemerkungen verdanke, gelesen werden. — Die Übersetzung sucht sich möglichst an das Lateinische anzuschliessen; einzelne Partien sind geradezu wörtliche Übertragungen. Manches lautet freilich recht geschraubt. Da und dort wird mit Einschiebseln nachgeholfen; häufen sich dieselben, so muß dies zur Verwässerung des Originals beitragen. Im VI. Buch v. 456/67 (309/16 *) z. B. sind die Worte *prive d'umor — irrigidendo — al nocchier aspro — dal legno* eingesetzt; überdies giebt die Schlußzeile . . . *e in sul suol secco gli stende* den Sinn der lat. Worte schief wieder. Derartige Verdrehungen gehören übrigens nicht zu den Ausnahmen. II (99) 145 6 wird quaerere conscius arma verkehrt mit *a cercar armi | In che sapea valer* wiedergegeben; v. (161) 243 verwischt ebenfalls den in si magna rependam liegenden Gedanken gänzlich. Wenn man vollends II (91) 133/4 *a le superne | Ripe* = superis . . . ab oris und IX (609) 920/1 *porta | Il terrore coll ferro* = ferro teritur liest, so ist man versucht, Mißverständnisse schlimmster Art zu vermuten. Neben archaistischen Ausdrücken wie *ange* II 17, *vali* 18, *intesto* 25 müssen sogar die grammatikalischen Beziehungen manchmal Bedenken erregen: cf. II 116 *nol*, 176/7 *istupidiro* neben dem folgenden *gli corse* — auch die Ellipse hinter *volgo* ist mehr als hart! —; besonders fehlerhaft ist es, wenn v. 459 durch das apostrophierte *il* das vorausgegangene Adjektivum *manifesta*, zumal da dieses in einem anderen Numerus als *l'insidie* steht, aufgenommen werden soll. — An sinnstörenden Druckfehlern ist mir II 110 nè captivi st. ne (= nei) captivi und XI 1230 e sangue st. esangue (exsanguis) aufgefallen.

Nürnberg. H. Kern.

M. Schneidewin, Die Horazische Lebensweisheit aus den fünfzehn den Fragen der Lebenskunst gewidmeten Oden entwickelt und beurteilt. Hannover 1891, Hahn. IV, 40 S. 8. 1 M.

Den Glanzpunkt der Horazischen Lyrik sieht der Verfasser in den Oden der Lebensweisheit; sie sind es, die den Horaz zu einem Lieblinge der

*) Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf den Urtext; welche Vergilausgabe benutzt worden ist, deutet Verf. nicht an.

Gebildeten aller Nationen gemacht haben, bei welchen die klassischen Studien blühen. Als Oden dieser Art zählt er fünfzehn auf und versucht, die in denselben enthaltenen Aussprüche zu einem systematischen Ganzen zusammenzustellen, das er seiner eigentlichen Abhandlung als Einleitung vorausschickt. Er ist sich wohl der Einwände bewußt, welche gegen seine Arbeit im ganzen wie im einzelnen erhoben werden können, und nimmt für dieselbe nicht einen eigentlich wissenschaftlichen Charakter in Anspruch. Das Büchlein ist gewandt geschrieben und zeugt von einer tüchtigen philosophischen Durchbildung; es will sich begnügen, dem wohlwollenden Leser einen klaren und wohlgeordneten Überblick über die heitere und sonnige Landschaft der Horazischen Lebensweisheit zu geben, und ein solcher Nutzen soll vom Ref. nicht in Frage gestellt werden.

Berlin. W. Mewes.

Römische Elegiker. Eine Auswahl aus Catull, Tibull, Properz und Ovid. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **K. P. Schulze.** Dritte Auflage. Berlin 1890, Weidmann. XII, 288 S. 8. 2 M. 40.

Römische Elegiker (Catull, Tibull, Properz, Ovid) in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von **Alfred Biese.** Leipzig 1890, Freytag. XX, 65 S. 75 Pf.

No. 1 erscheint in dritter Auflage und wieder wesentlich vervollkommnet. Der Umfang ist um fast 40 Seiten gewachsen: die Auswahl ist ganz die der zweiten Auflage; aber eine große Anzahl von Anmerkungen ist erweitert und anders gefaßt, auch neu hinzugekommen. So ist der Abschnitt über Catull um 9, Tibull um 4, Properz um 8, Ovid um 6 Seiten vergrößert. Auch der Anhang ist 11 Seiten stärker geworden und enthält eine beträchtliche Anzahl von gelehrten Nachweisen, die zu eindringenderem Studium anleiten sollen.

Da die Vorrede zur 3. Aufl. S. VII fünf Besprechungen der zweiten Auflage „namentlich hervorhebt", die für die dritte benutzt worden sind, so konstatiert Ref., daß die zahlreichen Versehen, die auch er an der zweiten Auflage nachwies, und die Besserungsvorschläge, die er in dieser Wochenschrift 1884, No. 50, Sp. 1571—75 und No. 51, Sp 1602—1605 niedergelegt hat, so gut wie alle vom Verf. mit Eifer benutzt worden sind. Natürlich gehört zu den von Schulze sorglich verbesserten Stellen auch die Anm. zu Catull XXV (c. 64) 241, die von meiner Seite getadelt und — mißverstanden zu sehen ihn in einer „Berichtigung" (s. diese Wochenschr. 1885 No. 3) zu der famosen Behauptung verleitete, daß ich „in meinem Eifer, ihm zu schaden, mich zu direkten Unwahrheiten hinreißen ließe". Damals schon schrieb ich in meiner „Erwiderung" (a. a O. No. 5), daß ich mich freute, wieder den Anstoß zu einer Verbesserung gegeben zu haben; jetzt darf ich einfach auf das Buch selbst verweisen, dessen 3. Aufl. wohl noch mehr von mir herrührende Verbesserungen enthält, als bereits die zweite darbot. Manchmal nahm Verf. Vorschläge von mir sogar mit solcher Treue auf, daß er fast seine eigene Persönlichkeit aufgab; wer an derartigen Vergleichen Freude empfindet, wird mit Interesse meine Worte zu Ovid No. II (Wochenschr. 1884, Sp. 1603 Z. 2—25) und zu No. III, 16 (a. a. O. Z. 27—31) und die Fassung der betreffenden Anmerkungen in der 3. Aufl. verfolgen. Selbstverständlich ist, was ein Ref. an Erklärungen beibringt, Gemeingut, auch auf „namentliches Hervorheben" bin ich so ungeheuer begierig nicht; aber nach meinen Erfahrungen dem Verf. gegenüber muß ich darauf Verzicht leisten, weitere Beiträge zu liefern, so leid es mir im Interesse des Buches und der durch dasselbe vertretenen Sache ist. So muß sich Ref. denn mit der Bemerkung begnügen, daß vorliegendes Buch das zur Zeit beste und gehaltvollste ist, das wir haben; freilich durchzieht das Ganze immer noch gleichsam eine gewisse Stubenluft, die zwar gelehrt ist und sein will, der aber gerade das mangelt, wonach die Jugend in unseren Schulstuben verlangt und hungert, und wofür sie so dankbar ist, ein gewisser frischer Zug, das Unmittelbare, das Mitempfinden, das geweckt und gehegt werden muß. Ref. besorgt, daß gerade das, was die Elegikerlektüre in der Schule soll, nämlich erfrischen und die Alten, besonders die tresviri*) Amoris in ihrem Leben und Treiben, Denken und Lieben der Jugend so nahe wie möglich bringen, durch die Erklärungs- und Behandlungsweise des Verf. noch nicht genügend erreicht wird. So manches bei Catull z. B. mag in einem gedruckten Schulbuch lieber gar nicht erklärt als verwässert werden: man appelliere nur ruhig an den gesunden Sinn und das lebhafte Empfinden der Jugend, und der Lehrer und Erklärer löst seine Aufgabe nicht am schlechtesten, dem die goldenen Regeln im Faust: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen" u. s. w. stets gegenwärtig und in Fleisch und Blut übergegangen sind. Von all den zahlreichen Anthologien, die uns das letzte Jahrzehnt

*) Verf. schreibt freilich nicht nur S. 11 seltsamerweise Triumviri; auch S. 212 zu Ovid I (trist. IV 10) V. 34 kennt er triumviri capitales!

gebracht hat, ist dem Ref. keine gerade nach dieser Richtung so ansprechend erschienen, als die von A. Biese kürzlich erst bei Freytag veröffentlichte. Lust und Liebe zur Sache, ein frisches Mitempfinden, ein lebhafter Pulsschlag, der durch das ganze Buch geht und der sich dem Leser mitteilt, hat den Verfasser vieles recht glücklich treffen lassen; das Büchlein erscheint anspruchslos, es ist klein und erschreckt nicht durch die Furcht vor zu häufigem Wälzen der Wörterbücher. Ein Sinn wie der eben angedeutete ist es, der die Jugend anzieht, ihr not thut und denen, die berufen sind, ihr eins der wertvollsten Güter der Nation zu vermitteln und zu erhalten, nämlich die Freude an und die Liebe zu den klassischen Dichtwerken und damit die Liebe und das Verständnis des eigenen deutschen Wesens, der nationalen Entwickelung.

Das Werk von Schulze hat seine Vorzüge, und der Eifer des Verfassers, sie zu erhalten und das Buch zu vervollkommnen, verdient alles Lob; täuscht sich Ref. nicht, wird es auch oft von jüngeren Philologen benutzt, sich in die Elegiker einzuarbeiten — schon der sehr bedeutende Raum, den Properz einnimmt, nämlich 106 Seiten von ca. 260, läßt darauf schließen. Dazu eignet es sich recht wohl, in der dritten Auflage noch besser als in den früheren.

Obige Empfehlung des Büchleins von Biese sei hier kurz ergänzt und begründet.

Die Einleitungen S. X—XIX geben durchaus das Wissenswerte und Sichere in recht angemessener Darstellung. Über die Auffassung bezw. Chronologisierung der Gedichte des Lesbiaromans S. XII f. läßt sich vielleicht streiten; daß in No. VIII die 'erste Ahnung der Untreue zum Ausdruck kommt', möchte Ref. bezweifeln, er würde auch das häßliche Wort 'Resignationsentschluß' nicht als Überschrift empfehlen, vielmehr vorziehen etwa: 'Von Liebe und Leben scheidend?'*) vor das Gedicht zu setzen, eben zum Zeichen der noch schwankenden, kämpfenden Stimmung des Dichters mit dem Fragezeichen. Auch von No. XI ist kaum zu sagen, daß 'Hoffnung die Zweifel besiegt'; viel prägnanter wäre statt der Überschrift 'Hoffnung' die: 'Gebet' oder 'Heißes Flehen'. No. XII und XIII sind treffliche Ergänzungen; beide werden m. E. am besten überschrieben: 'Einst und jetzt', jedes durch eine zweite Überschrift zu ergänzen; No. XII ist 'die Ahnung', No. XIII das 'schreckliche Erwachen'. — Noch einige Ergänzungen und Vorschläge.

Zu No. 10 Vers mußte der Schüler wohl eine Hülfe erhalten, den Vers richtig mit dem Hiatus zu lesen, wenn Verf. die uralte Ergänzung des que hinter cupido verschmähte; zu No. VII stimmen die Verszahlen in den Noten von 13 an nicht mehr, weil das Distichon, dessen erster Vers verloren ist, ausgelassen wurde; zu No. XXXII 2 ist bei Vatinius auf XVIII 3 zu verweisen.

*) Nach J. V. Scheffel, Frau Aventiure S. 137.

Bei Tibull vermißt Ref. zu No. I 52 die Erklärung Quam=quam ut; bei No. III 15 mea pignora cedo die des cedo = cedieren, wofür zu vgl. Cic. de off. II 64 multa multis de suo iure cedentem; bei IV 1, 5 die des Delia cura. — Warum ist IV 2 nur durch 6 Verse vertreten? In den Erklärungen ist zu I 14: ponitur ante als Tmesis = apponitur wohl falsch, vielmehr ist ante Adverb = zuvor, d. i. vor der eigentlichen Ernte. Zu II 27 votivae voces wohl nicht 'schuldige Gebete', sondern 'Gelübde'.

Bei Properz II 20 war wohl timoris zu erklären; IV wohl besser 'ein Traum' zu betiteln, als ein 'Traumbild'. In den Erklärungen: I 6 nicht quaerere im Schilde führen, sondern quaerere in alqum; 20 subicere wir 'an die Hand', der Römer gleichsam 'unter den Fuß' geben; VIII 61 ist wohl 'kinderreichen Frauen' besser vor 'Ehrengewänder' zu stellen; 72 emeritum rogum = rogum emeriti.

Auch die Auswahl aus Ovid ist durchaus selbständig und hat den Vorzug, daß auch kleinere Ausschnitte aus der ars am., den Tristien und ex Ponto gegeben sind.

Ref. wünscht dem Büchlein guten Erfolg, d. h. häufige Benutzung; die Erfolge im Unterricht werden nicht ausbleiben.

Friedeberg i. N. O. Harnecker.

The Correspondence of **M. Tullius Cicero** arranged according to its chronological order; with a revision of the text, a commentary and introductory essays by **Robert Yelverton Tyrrell** and **Louis Claude Purser** Vol. III. London 1890, Longmanns, Green und Co. 348 S. 12 sh.

Die Anlage dieser Ausgabe der Briefe Ciceros ist gut und zweckmäßig. Die Herausgeber haben sich, was gegenüber der einseitig textkritischen Anlage unserer bisherigen deutschen Ausgaben anerkannt werden muß, vorgenommen, alles das herbeizuschaffen, was man zur Lektüre der Briefe Ciceros nicht mitzubringen pflegt und, wenn man nicht auf diesem Gebiete Spezialist ist, auch nicht mitbringen kann, nämlich das ins einzelne gehende geschichtliche Material zum Verständnis der Briefe. Auch der III. Band des Werkes beginnt mit einer „Einführung“, in der von S. XV—XXXVIII Ciceros Provinzverwaltung, von da bis S. LX M.

Cälius Rufus, von da bis S. C die politischen Ereignisse in Rom bis zu Cäsars Einfall in Italien behandelt werden. Es folgt ein Aufsatz über die Sprache des M. Cälius Rufus im Anschluß an die betreffende Arbeit von F. Becher. Dann folgen unter No. CLXXXIII—CCC die Briefe aus den Jahren 51 und 50 v. Chr, mit einem englischen Kommentar unter dem Texte, sodann 11 sachliche Exkurse wie z. B. über die lex Licinia de sodaliciis, die lex Pupia etc.; endlich die adnotatio critica und ein Register der Briefe.

Nicht so gelungen wie die Anlage des Buches ist die Ausführung. Ich vermisse bei derselben einmal ein genügendes Hervortreten eigener, selbständiger Forschung, zweitens eine umfassendere Verwertung dessen, was andere erforscht haben. Für den letzteren Punkt mag es den Verfassern einigermaßen zur Entschuldigung dienen, daß sie, im wesentlichen auf die Ergebnisse der deutschen Forschung angewiesen, von den in Zeitschriften, Dissertationen, Programmen etc. niedergelegten Arbeiten manche leicht übersehen konnten. Ein Werk, das die Ergebnisse der verstreuten deutschen Forschung über Ciceros Briefschaften zusammenfaßte, giebt es ja noch nicht. — Besonderes Interesse haben die beiden Verfasser als Engländer der Provinzverwaltung Ciceros entgegengebracht; doch zeigt ihre Auffassung des Charakters und der Thätigkeit Ciceros sich von der jetzt üblichen Geringschätzung des Mannes über Gebühr angekränkelt. Gewiß sind Tyrrell-Purser im Rechte, wenn sie auf den klaffenden Zwiespalt in Ciceros Bestrebungen aufmerksam machen, der sich einerseits vornimmt, die natürlichen Rechte der Provinzialen gegen räuberische Steuerpächter und Beamte zu schützen, andererseits aber um der concordia ordinum willen es mit diesen Ständen nicht verderben will. Zu hart dagegen ist nicht nur das Schlußurteil über Ciceros Verwaltung:

Video meliora proboque
Deteriora sequor.

sondern auch das Urteil, das S. XXI zu lesen ist: „Die voraussichtliche Brutalität seines Nachfolgers ging ihm nicht nahe. Mußte sie nicht vielmehr den Gegensatz zu der elegantia seiner eigenen Verwaltung verschärfen? Dieses Wort (elegantia), das in den Briefen aus dieser Periode so oft wiederkehrt, setzt die Art der Provinzverwaltung, ihre Beweggründe und Ergebnisse oder besser ihren Mangel an Ergebnissen 'in eine Nußschale'. Er betrachtete seine Provinz nicht von dem Gesichtspunkte Cäsars aus als Teil und Stück einer großen, noch nicht organisierten Masse von Gemeinden, die mit ihrem Glück und Unglück an die Geschicke Roms geknüpft waren, und deren bessere oder schlechtere Behandlung über die Zukunft Roms entscheiden mußte. Er betrachtete sie vielmehr als einen Posten, auf dem er eine Stunde lang einherzustolzieren hatte, um ihn dann auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Seine Verwaltung verhielt sich zu einer wirklich erleuchteten Herrschaft wie stutzerisches Schniepeltum zu wahrhafter Sauberkeit, und vielleicht drückt keine Redensart den Sinn der *elegantia* Ciceros besser aus, als die 'moralisches Stutzertum'.

Dagegen bemerke ich: es ist nicht wahr, daß Cicero um das Wohl der Provinzialen nur mit Redensarten besorgt war. Er hat 1), obwohl keineswegs in glänzenden Vermögensverhältnissen, doch vollständig auf die üblichen Geschenke der Provinzialen verzichtet, sodaß er dadurch z. B. die Salaminier in den Stand setzte, ihre Schuld an Brutus abtragen zu können vgl. A. V 21, 11 *„se a me solvere"*. 2) Er hat die Provinzialen thatsächlich vor den Ausschreitungen der Agenten des Pompejus und des Brutus geschützt, indem er diesen die geforderten und von seinem Vorgänger auch gewährten militärischen Kommandos beharrlich verweigerte. 3) Er hat seinem Freunde Cälius die Erhebung eines *vectigal aedilicium* in Cilicien, aus dem Cälius die Spiele zu bestreiten gedachte, mit hartem Tadel abgeschlagen cf. A. VI 1, 21. Ferner haben Tyrrel-Purser die höflichen Redensarten in den Briefen an Appius zu hoch, den thatsächlichen Bruch mit Brutus um der Provinzialen willen zu niedrig angeschlagen. Ciceros Abneigung gegen die Verwaltungsthätigkeit überhaupt, sein fortwährender Wunsch, nach Rom zurückzukehren, erklärt sich doch nicht zum wenigsten aus den Zeitverhältnissen: er glaubte, durch seine vermittelnde Thätigkeit in Rom den drohenden Bürgerkrieg verhindern zu können. Auch kann man die Ergebnislosigkeit seiner Verwaltung nicht gegen Cicero ins Feld führen. Man muß sich doch vor allem in die Lage eines Mannes versetzen, der seine Grundsätze nicht länger als ein Jahr praktisch verfechten kann. Wie konnte Cicero in dieser Zeit, selbst wenn er Verwaltungsmann mit Begeisterung gewesen wäre, seine alles Herkommen umstürzende Verwaltungspraxis in Cilicien befestigen? Daß Cicero nicht in allen Fällen den ernstlichen Versuch machte, rücksichtslos durchzugreifen, lag doch mindestens zur Hälfte an dem ganzen verrotteten Verwaltungssystem der aristokratischen Republik, das man nur mit dieser selbst völlig beseitigen konnte. Aus diesem Grunde

ist auch der Vergleich der Provinzverwaltung Cäsars — die überdies mehr geplant war, als zur Ausführung gelangte — mit der Ciceros nicht stichhaltig: das lehrt schon ein Blick auf die verschiedenen Machtverhältnisse und Verwaltungsfristen der beiden. Noch falscher ist es, einen grundsätzlichen Widerstreit in der Ausübung der Verwaltung zwischen Cäsar und Cicero konstatieren zu wollen. Die menschliche Behandlung der Provinzen war vielmehr ein Gebiet, auf dem die beiden Männer, die sich leider im Leben vermöge des unausrottbaren Mißtrauens Ciceros gegen den „Catilinarier“ verfehlt haben, hätten einigen können. Oder erinnert es nicht an Cäsarische Maßnahmen, wenn Cicero zum erstenmal den griechischen Gemeinden seiner Provinz auch griechische Richter gab und dem Einwand des Atticus (A. VI 1, 15) *„Nugatoribus quidem“, inquies* mit dem Satze begegnet: *Quid refert? Tamen se* αὐτονομίαν *adeptos putant: vestri enim, credo, graves habent Turpionem sutorium et Vettium mancipem.“*

Der Abschnitt über Cälius beruht auf Drumann und Boissier, ohne etwas Selbständiges zu bieten. Die Darstellung der politischen Ereignisse bis zum Ausbruche des Bürgerkriegs ist auf der soliden Grundlage von L. Langes III. Bande der römischen Altertümer aufgebaut; hier vermißt man besonders die Benutzung der vorzüglichen Aufsätze von H. Nissen „Der Ausbruch des Bürgerkriegs 49 v. Chr.“ in Sybels hist. Zeitschr. 1880 und 81. —

In der Textgestaltung kann ich einen großen Fortschritt nicht finden: es fehlt namentlich in den Briefen an Atticus an einer festen Stellungnahme zur Handschriftenfrage. Charakteristisch für das Verfahren der Herausgeber ist z. B. A. V 1, 3. *„Quo* <sc. in Arcanum> *ut venimus, humanissime Quintus: „Pomponia“ inquit, „tu invita mulieres, ego ascivero pueros M*[1], *ego vero ascivero pueros M*[1]. Nun hat Malaspina für *vero* vermutet *viros*, womit die Arcaner gemeint sein sollen, und Boot sowie auch Tyrrell-Purser haben dieses *viros* in den Text aufgenommen; um aber *pueros* nicht fallen zu lassen, soll dafür *porro* geschrieben werden. In Wahrheit ist gar kein Grund, von der Lesart des Mediceus abzugehen, unter *pueros* sind natürlich die Söhne des M. und des Q. Cicero gemeint, welche dann auch die ganze Reise nach Cilicien mitgemacht haben, vgl. z. B. A. VI 7, 2 *Rhodum volo puerorum causa.*

Der Kommentar läßt erkennen, daß die Ausgabe den verschiedensten Zwecken genügen soll, denn es finden sich neben sehr gelehrten Bemerkungen auch solche wie zu F. XV 4, 2 *cohortes: A cohort had 600 men. Cicero had two legions = 12000 men in Cilicia* etc.

Am allerwenigsten hat mich die Anordnung und Datierung der Briefe befriedigt. Sie ist im wesentlichen nicht über die alte, fehlerhafte Anordnung von Schütz hinausgekommen. Die tüchtigen Arbeiten von Moll, Sternkopf etc. für diese Epoche sind nicht benutzt. Ich gebe aber der Hoffnung Raum, daß Tyrrell-Purser wenigstens für die letzten Bände ihrer wohlgemeinten und gut angelegten Ausgabe die chronologisch-historischen Forschungen der Deutschen Schiche, Nake, Ruete, Gurlitt etc. eingehend berücksichtigen werden. Vielleicht ist auch der Unterzeichnete imstande, ihnen zur besseren Anordnung und Datierung der Briefe nach dem Prokonsulat bald eine umfassendere Vorarbeit zu liefern.

Dresden-N. Otto Eduard Schmidt.

Konrad Wernicke, Die griechischen Vasen mit Lieblingsnamen. Berlin 1890, Georg Reimer. 143 S. 8. 4 M.

Wert und Brauchbarkeit einer Materialiensammlung, wie die vorliegende ist, wird bestimmt durch Vollständigkeit des gebotenen Materials und durch Genauigkeit der Abschriften. Beide Ziele sind schwer ganz vollkommen zu erreichen, und daher ist dies Arbeitsfeld nicht gerade eins der dankbarsten. Das Gute wird als selbstverständlich hingenommen, während die Versäumnisse schnell von vielen Seiten erkannt und vorgebracht zu werden pflegen. Umso mehr sollten diejenigen Fachgenossen, welche sich solche entsagungsvollen Aufgaben gewählt haben, sich hüten, ihre Kräfte zu zersplittern. So würde der vorliegenden Arbeit die Verbindung mit den gleichzeitig in derselben Richtung unternommenen Forschungen Kleins sicherlich nur von Vorteil gewesen sein. Da die Behandlung desselben Themas durch Klein in Bälde zu erwarten steht,*) so können wir hier darauf verzichten, die Vollständigkeit der Sammlung einer genauen Prüfung zu unterwerfen, zumal da auch für das publizierte Material die bibliothekarischen Hülfsmittel nicht entfernt ausreichen. Der Vergleich der beiden Arbeiten wird ja lehren, welcher Grad von Vollständigkeit und Genauigkeit augenblicklich zu erreichen ist.

Auffällig ist mir nur ein Übersehen gewesen, nämlich, daß unter Hippodamas das Schalenfragment fehlt, das Studniczka in dem sonst vielfach benutzten Aufsatz im Jahrbuch II publiziert hat.

*) Kleins Arbeit ist unterdessen in den Abh. der Wiener Akademie erschienen.

Die äußerliche Anordnung des Stoffes mag im Interesse der Orientierung zweckmäßig sein; doch wird dadurch nicht selten eng Zusammengehöriges räumlich weit getrennt. Das erste Kapitel (καλός auf die Darstellung bezüglich) fällt strenggenommen aus dem Rahmen der Aufgabe heraus. Nicht hergehörig ist auf S. 6 die zweite der für Ἑρμῆς καλός angeführten Schalen. Wenn Ἔριλος καλός dastände, so wäre die Vermutung mindestens gewagt, unter den Schriftzügen verbirgt sich vielmehr ein auch sonst vorkommender Lieblingsname (S. 65). Dagegen würde in das erste Kapitel eine Vase gehören, deren Inschrift S. III Anm. 5 merkwürdig mißverstanden ist (museo Italiano III tav. 4). Dargestellt ist der Kampf zwischen Theseus und Skiron. Der Vasenmaler schrieb vom Kopf des Theseus aus zu diesem κάλλιστος; da die Inschrift aber genau zwischen die Köpfe des Theseus und Skiron geriet, schrieb er vorsichtshalber noch einmal σύ γε links von Theseus. Für die N-ähnliche Form des Σ finden sich z. B. bei Euthymides, dem unsere Vase nahe steht, mehrere Beispiele.

Von den weiblichen Lieblingsnamen hätten die an erster Stelle behandelten auch richtiger in das erste Kapitel gehört. Für die wasserholenden Bürgermädchen ist es hart, mit den παιδίσκαι zusammengeworfen zu werden. Die auf S. 15 unter Kallisto No. 2 behandelte Schale ist nicht, wie W. meint, dem Hieron zuzuteilen, sondern aus stilistischen wie orthographischen Gründen dem Brygos.

Auf S. 66 ist es auffällig, daß die Hermogenesinschrift der Durisvase nicht einmal vollständig abgedruckt wird. Der Herr Verfasser äußert sich nicht einmal darüber, ob er die Buchstaben ENEMEKNERINE, welche vorhergehen, für sinnlos hält. Da auch andre Spezialisten sich über diesen Punkt in Majuskeln ausschweigen, so muß hier die Lesung in Kürze gegeben werden, zumal da die Inschrift für die dunkle Seite der Lieblingsinschriften nicht unwichtig ist: ἦν ἐμὲ κνῆ<ι ἡ> ῥίνη Ἑ. καλός.*)

Das siebente Kapitel „über Formeln und Bedeutung der sogenannten Lieblingsnamen“ sucht unter den bisher vorgebrachten Ansichten von der Bedeutung dieser Beischriften zu vermitteln. Wesentlich Neues erfahren wir dabei kaum. Daß sich unter den Beischriften auch reelle Liebesinschriften finden, ist wohl auch von denen nicht bezweifelt worden, welche andern Auffassungen glaubten zu ihrem Rechte verhelfen zu sollen. Es ist daher nicht gerechtfertigt, diesen Einseitigkeit vorzuwerfen. Daß W. für die Verwertung der Inschriften die jetzt durch die Thatsachen gesicherte Chronologie befolgt, darf als Verdienst wohl kaum hervorgehoben werden. Naturgemäß beschäftigen den Herrn Verf. denn auch die aristokratisch klingenden Lieblingsnamen, welche zuletzt Studniczka auf einzelne bekannte historische Persönlichkeiten zurückzuführen gesucht hatte. Dieser Versuch wird auch von W. prinzipiell gut geheißen und wird sich immer weiter bewähren. Einiges Bestätigende bringt W. selbst bei, an andern Punkten äußert er berechtigte Zweifel, z. B. bei Alkibiades. Absolute Sicherheit wird ja hier bei der konservativen Nomenklatur der Adelsgeschlechter nie zu erreichen sein. Wenn indes eine Identifikation feststeht, so ist es die des Hipparch. Hier an einen andern als den Pisistratiden zu denken, mag der bessere Teil der Tapferkeit sein, Wahrscheinlichkeit hat es nicht für sich. Daß Studniczka sich gefallen lassen muß oder soll, bei Gelegenheit einer Hipparchosschale, welche für seine Hypothese keineswegs konstituierend war, mit Panofka verglichen zu werden, ist hart; der Unbefangene wird das tertium comparationis in dem slavischen Diminutiv der beiden Namen erblicken. Überhaupt aber dürfte es sich nicht empfehlen, die antike Symposionsitte der εἰκασία in die wissenschaftliche Litteratur einzuführen, selbst wenn der Vergleich sachlich richtiger wäre als in diesem Falle, wo der Verglichene noch nicht einmal weiß, ob er sich als genialen Mann (S. 1) oder als Schreckgespenst (S. 123) betrachten soll. Daß die Beischrift Ἵππυχος auf dem Berliner Krater Ἵππυχος = Ἵππιος bedeute, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit.

Der Stil erhebt sich erst am Ende der mühsamen Wanderung über die ψιλὴ λέξις. S. 5: „Wenn man so das ganze Material überschaut, so sieht man bald ein, daß die Sache nicht so einfach ist als sie aussieht, . . “ ist ein Proömium, das an Einfachheit nichts zu wünschen läßt und sich auch für andre Fälle empfiehlt. Zum Schluß wird die Diktion gehobener. S. 104 verwüsten die Perser die Burg mit Feuer und barbarischer Hand. S. 106 hat Sparta und seine Trabanten mit hellenischer Kulturentwicklung nichts zu thun, höchstens als Hemmschuh oder Bleigewicht. S. 107. „Und der Brand, welcher die Tempel der Burg zertrümmerte und all die lächelnden, rotgelockten

*) KNE = KNEHIE wie THKATHI = τῇ Hs. u. ae. ῥίνη = αἰδοῖον ähnlich vielleicht, von einem Freunde des Malers herrührend, Tleupolemos 1. 2 (Klein): Τληπόλεμος κνῶς (entweder phonetisch für κνώσις oder von κνύμι) ὄον.

Frauen in Stücke schlug . . . er hat die schöne Knospe der verjüngten Vasenmalerei nicht versengt. Wie am heiligen Ölbaum ein grünes Reis emporsproß, entfaltete auch sie sich zur Blüte". Derartige Stilblüten erinnern aber ich will lieber nicht vergleichen. Auf S. 118 treibt ein vereinzelter „schwarzfiguriger Vasenmaler" sein unheimliches Wesen. Ich weiß wohl, daß Wernicke diese dunkle Rasse nicht geschaffen hat; aber es ist Zeit, daß sie ausstirbt.

Basel. Ferdinand Dümmler.

Ioannes E. Kirchner, Prosopographiae Atticae specimen (Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin). Berlin 1890, 41 S.

Eine Probe aus einem mühevollen, aber sehr dankenswerten Unternehmen, einer Zusammenstellung der auf Inschriften und Münzen oder bei Schriftstellern erwähnten attischen Bürger; und zwar soll dieselbe so eingerichtet werden, daß im ersten Teile die Namen nach Demen geordnet erscheinen, ein zweiter dagegen sowohl diese als auch die Namen, über deren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Demos uns nichts überliefert ist, in alphabetischer Reihenfolge enthält. Der Zeit nach soll die Arbeit bis auf das Zeitalter des Augustus reichen. Das Material zum ersten Teile hat der Verf. bereits gesammelt und bietet hier das Verzeichnis der Κηφισιεῖς, Παιανιεῖς und Μελιτεῖς. Bei jedem Namen sind die Stellen, wenn angängig, auch die Zeit hinzugefügt und bei Familien, deren Mitglieder öfter vorkommen, sind Stemmata beigegeben. Die Arbeit macht durchaus den Eindruck der Gründlichkeit und Genauigkeit. Die Vollendung derselben wird von jedem, der sich mit dem attischen Staatsleben befaßt, mit lebhafter Freude begrüßt werden.

Schneidemühl. Th. Thalheim.

Κωνσταντίνου N. Κανελλάκη, Χιακὰ Ἀνάλεκτα. Ἐν Ἀθήναις 1890, Περρῆς. 592 S. 8. 6 Δρ.

Das vorliegende Buch, welches gewissermaßen als eine Ergänzung zu Πασπάτης, τὸ χιακὸν γλωσσάριον, Athen 1888, betrachtet werden kann, hat den schon von Karl Krumbacher (Gr. Reise, S. 220 ff.) in seiner Thätigkeit geschilderten chiotischen Landmann zum Verfasser.

Kanellakis hat sich durch sein Werk ein unstreitiges Verdienst um die neugriechischen Studien erworben. Es wäre zu wünschen, daß sein patriotischer Eifer Nachahmung fände, und daß wir bald einmal aus jedem Gebiete der neuhellenischen Welt eine ebenso vollständige Sammlung von folkloristischem, sprachwissenschaftlichem und geschichtlichem Material besäßen. Die Gefahr, daß einmal die gesunden, von echt nationalem Geist durchdrungenen volkstümlichen Erzeugnisse der in immer breitere Schichten dringenden Scholastik zum Opfer fallen könnten, wächst von Jahr zu Jahr, und es ist daher als ein erfreuliches Zeichen zu betrachten, wenn aus dem Volke selbst ein kräftiger Anstoß zur gerechteren Würdigung seiner Sprache und Dichtung gegeben wird.

Der Inhalt dieser Sammlung ist ein sehr reichhaltiger: die Erntelieder (θεριστικὰ ᾄσματα) befassen sich mit den verschiedenartigsten Dingen und sind zum Teil, wenn auch in abweichender Fassung, aus früheren Sammlungen bekannt. Ferner finden wir Marienlegenden, Hirtenlieder, Idylle, Hochzeitslieder, 130 Rätsel, Fastnachtslieder, Wiegenlieder, 793 Sprüchwörter, Distichen, Gebete und Myrologe. Dann schildert der Verfasser in kurzem die der Insel eigentümlichen Sitten und Gebräuche, wobei der Aberglaube eine große Rolle spielt. Der zweite Teil hat einen vorwiegend historischen Inhalt; es finden sich darin Aufzeichnungen, aus denen sich einiges Material für die Geschichte der Insel gewinnen läßt, dann verschiedene Urkunden, die zwar nur geringes historisches Interesse bieten, doch aber, da einige bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen, als Sprachdenkmäler gelten können.

Wichtiger ist eine aus einem italienischen Manuskript übersetzte Beschreibung, in welcher die geographischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der damals, um das Jahr 1810, in hoher Blüte stehenden Insel erläutert werden. Bekanntlich wurde dieselbe im Jahre 1822, infolge ihrer Teilnahme am Befreiungskriege, in grauenhafter Weise verheert und entvölkert und konnte sich seitdem nicht wieder von diesem Schlage erholen. Die nach jener Katastrophe gewährte demogerontische Verfassung, über welche der folgende Artikel handelt, vermochte die Einwohner zeitweilig gegen harte Bedrückungen zu schützen. Den Abschluß bildet eine Anzahl von Chrysobullen, durch welche die Klöster von einzelnen Kaisern mit Privilegien ausgestattet wurden.

Dieses reichliche, von einem Mann aus dem Volk gesammelte Material ist zunächst nicht für gelehrte Zwecke bestimmt und kann daher nicht alle Wünsche des Sprachforschers erfüllen. Doch wird vielleicht Kanellakis oder ein anderer künftiger Sammler dieselben bei einer anderen Gelegenheit beherzigen. Wir vermissen zunächst ein Wort- und Sachregister, welches, wenn auch noch so kurz

gefaßt, die Benutzung der gesammelten Details wesentlich erleichtern würde. Ferner wäre eine genaue Angabe über die Provenienz jeder einzelnen Dichtung wünschenswert, da selbst innerhalb einer so kleinen Insel interessante dialektische Variationen zu beobachten sind, wie z. B. τσ für σσ, der an manchen Orten übliche Ausfall der stimmhaften Spiranten δ und γ u. s. w. Bei einigen schlecht überlieferten Versen ließe sich das Metrum mit Leichtigkeit verbessern. Auch die graphische Wiedergabe der mündlich überlieferten Texte dürfte eine genauere sein; so gehören unter anderem die der Volkssprache unbekannten Gruppen κτ und πτ der puristischen Schreibweise an; es ist nicht leicht denkbar, daß ἀφ' τήν neben ἀπ' τήν stehen kann, wie S. 104, Z. 3 u. 4, u. dgl. mehr. Die bei früheren Sammlungen beobachtete Einteilung hätte auch hier eingehalten werden sollen; so finden sich z. B. zwei aus Passow bekannte Charoslieder an unrechter Stelle (S. 46 u. 108). Das Verfahren des Verfassers, welcher die zu erklärenden Wörter und Redensarten in kurzen Anmerkungen erläutert, ohne auf Lautwandel und Etymologie einzugehen, kann nur empfohlen werden, da die meisten Sammlungen dieser Art nur an Wert gewinnen, wenn sie sich streng zur Sache halten. Übrigens hat die Lösung dieser schwierigen Fragen, die ausschließlich Sache des Sprachforschers ist, weniger Eile als das Sammeln von wichtigem Material. Zum Schluß soll noch die sorgfältige Ausstattung des Buches hervorgehoben werden.

München. John Schmitt.

P. Regnaud, Principes généraux de Linguistique Indo-Européenne. Paris 1890, Hachette. 113 S. 8. 2 fr.

Der Verfasser beginnt die Vorrede mit folgendem Satze: „Le langage s'est développé d'après des lois analogues à celles qui regissent tout ce qui se développe dans la nature“, stellt also die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften, eine bekanntermaßen verwerfliche und irrige Anschauung, wennschon selbst unter den neueren kein Geringerer als Schleicher darwinistische Anwandlungen hatte. Aber nicht nur die Grundanschauung des Verfassers ist irrig, er führt ein ganzes Gebäude von Irrtümern auf. Das oberste Gesetz ist „la loi de l'affaiblissement“, das alle nur irgendwie denkbaren und undenkbaren Veränderungen zuläßt, wie dies am besten zum Ausdruck kommt in der „altération phonétique“, mit der R. das tollste Spiel treibt. Als Probe des methodischen Standpunktes des Verfassers mögen einige der S. 21 f. angeführten „doublets“ dienen, so *calor* und *color*, *copa* und *coqua*, *supremus* und *sublimus* u. s. w. Es wäre ein Leichtes, eine ganze Lese von Irrtümern oder falschen Ansetzungen zusammenzustellen: so wird beispielsweise S. 9 das Armenische noch immer zu der eranischen Sprachgruppe gerechnet; als das älteste Denkmal des Hochdeutschen wird S. 11 das Nibelungenlied genannt; *dictus* wird S. 19 aus *dex+tus* hergeleitet u. s. w. Besonders reich an unhaltbaren etymologischen Kombinationen ist der erste Anhang, der „exemples de dérivations significatives“ beibringt. Da das unmethodische Verfahren des Verfassers auch schon von anderer Seite, so z. B. in Zarnckes Centralblatt, ins richtige Licht gestellt worden ist, so scheint es mir überflüssig, mich noch des weiteren über Regnands Schrift auszulassen, die unseren Anforderungen an eine wissenschaftliche Darstellung des in ihr behandelten Gegenstandes nicht entspricht.

Innsbruck. Fr. Stolz.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Mitteilungen des Archäologischen Instituts zu Rom. V, No. 2.

(85) **Th. Mommsen,** Di una nuova silloge epigrafica del secolo XV. Der Handschriftenband scheint ursprünglich auf die Familie Caffarelli zurückzugehen, wurde 1515 von einem Breslauer Kanonicus namens Zernigk seinem Propositus geschenkt, kam später an einen Martin Crusius in Tübingen und befindet sich gegenwärtig in Stuttgart. Muratori hat die Sammlung benützt. Ungedrucktes findet sich sehr wenig darin, besonders Merkwürdiges hat Mommsen nicht herausfinden können. — (92) **L. Milani,** Dionysos, Eirene e Pluto. Mit Taf. IV. Erklärung etruskischer Spiegel. — (111) **A. Mau,** Scavi di Pompei. Bericht über Ausgrabungen von Privathäusern mit Wandmalereien. — (142) **L. Savignoni,** Due monumenti con iscrizioni d'artisti. Zwei Marmorskulpturen aus Kreta, hier zum erstenmal beschrieben und abgebildet. Die eine Arbeit stellt einen jungen Mann dar, welcher betrübt den Kopf hängen läßt und dessen Gewand hoch emporgezogen ist, sodaß man an eine Attys-Darstellung denken könnte, was Savignani jedoch abweist. Die Künstlerinschrift hierzu lautet: Ἀθηναῖος Διονυσίου Πάριος ἐποίει. Das zweite Werk ist eine kolossale Frauenstatue ohne Kopf, in reichen Faltenwurf gehüllt. Auf der Plinthe steht der bisher unbekannte Künstlername Εἰσίδοτος Ἀθηναῖος ἐποίει. (157) **O. Keller,** Wandbild der Villa Pamfili. Schon längst bekannte Darstellung eines auf einen Palmbaum kletternden jungen Mannes.

O. Jahn hatte an das Bild einer „Kinderschlachtung" gedacht, aus welcher sich der Kletternde flüchtend retten will; es ist aber einfach eine nordafrikanische Kulturscene: Datteleinsammlung, und von Interesse ist zu bemerken, daß die heutige, ganz gleiche Methode der Dattelgewinnung bis ins Altertum zurückgehe.

V, No. 3. 4.

(162) **E. Petersen,** Tempel in Lokri. Mit Taf. VIII—X. Das hier beschriebene Hauptheiligtum der epizephyrischen Lokrer war der Persephone geweiht. Schräg zu dem Fundamentviereck eines wegen schlechter Bauart zu grunde gegangenen Tempels wurde ein neuer, in etwas größeren Dimensionen errichtet, der so sehr zerstört ist, daß man glauben möchte, es sei nicht möglich, seine Maße zu bestimmen. Aber aus den Achsweiten und anderen Grundmaßen ist Dörpfeld doch zu einem Restaurationsversuche gelangt: in sehr vielen Abmessungen des Tempels von Lokri kehrt die samische Elle = 0,525 m oder 0,528 m wieder: bekannt sind die Beziehungen zwischen Lokri und Samos. Das Giebelfeld war mit einer Dioskurengruppe geschmückt. — (228) **A. Mau,** Scavi di Pompei. Langer Bericht mit vielen Abbildungen gefundener Wandmalereien. — (285) **G. B. de Rossi,** Iscrizione in uno spillo d'oro. Rest eines Goldschmuckes aus Bolsena, aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert, mit gepunzter Legende: *Tace, noli perierare, ego te vidi aliam (?) aviare.* — (287) **Ch. Hülsen,** Miscellanea epigrafica. Mitgeteilt wird ein Statut des *corpus eborariorum et citriariorum*; eine Grabschrift: *C. Vibius Sex. f. Ser. Macer*, unter welcher militärische Ehrengeschenke abgebildet sind, welche Bilderschrift man folgendermaßen übersetzen könnte: *donis militaribus donatus torquibus, armillis, phaleris, corona I, hastis puris II.* Die interessanteste dieser Dekorationen sind die beiden hastae purae. So oft sie von den Schriftstellern und in der Epigraphik erwähnt werden, so war dennoch bis jetzt nur eine einzige antike Abbildung der hasta pura bekannt, aber eine völlig ungenügende. Man hielt die hasta pura für eine Lanze ohne Spitze; aus dem beschriebenen Grabsteine geht hervor, daß sie ein dreieckiges Lanzeneisen zur Spitze hatte. Von der Via Tiburtina beschreibt Hülsen folgendes, wegen des cursus honorum und der Schlußklausel besonders merkwürdige Epitaph: *Dis genitoribus, L. Plotio c. f. Pol. Sabino, Praetori Sodali Titiali, aedili cur., sexviro, eq. R., quaestori urb. trib. laticl., leg. I. Miner. p. f. Xvir. stl. iudic., habenti quoq. salutationem secundam, Imp. Antonini Aug. Pii, Sabinus praetor, magna res Formis periit.* „Magna res" sieht Hülsen als ehrendes Epithet an, wie z. B. in einem andern Grabepigramm die Formel vorkommt, in exiguo corpore res numerosa fui. Bücheler interpungirt so: *Sabinus praetor, magna res formis, periit,* und bezieht das magna res formis auf des Sabinus große Gewandtheit in höfischer Etikette. Auf dem Forum Augusti sind viele Bruchstücke der Elogia clarorum virorum ausgegraben worden, darunter eines auf Duilius, den Besieger der karthaglschen Flotte; die Überreste des Steins lauten: *. . . navis . . . cepit primus de Poeneis navalem, egit huic permissum est ut ab epulis domum cum tibicine et funali rediret et statua . . .* (Vgl. Liv. perioch. 17; De vir. ill. 38; Cic. Cato XIII 44.) — (313) **E. Reisch,** Vasen in Corneto. Mit Abbildungen.

Mélanges d'archéologie. X, No. 4 und 5.

(389) **E. Le Blant,** De quelques statues cachées par les anciens. Gemeint sind die drei im Altertum von den verfolgten Heiden vergrabenen Statuen der kapitolinischen Venus, der Venus von Milo und des sogenannten Herkules Mastai, welch letzterer in einem ausgemauerten Graben acht Meter tief unter der Bodensohle geborgen war. Einige afrikanische Inschriften aus der Zeit der christlichen Kaiser melden von alten Statuen, die man zur Ausschmückung der öffentlichen Plätze verwendete und die „in abditis locis" gefunden oder „de sordentibus locis" transportiert wurden; damit sind die verlassenen, Stätten des heidnischen Kultus bezeichnet. — (397) **Audollent et Letaille,** Mission epigraphique en Algerie. Rapport. Teils neue, teils in der Lesung verbesserte Inschriften, zusammen 196. Interessant wegen der Titulatur ist N. 53: *M. Annius Sacerdos, eq. r., patronus municipii, curator et dispunctor cong., has* (columnas) *de suo posuit.* Die bisherige Lesung *conchas* befriedigt auch die Herausgeber des CIL nicht; überdem ist das *G* sehr deutlich; man möge lieber in der Stelle einen *dispunctor congiariorum* sehen, d. h. einen „intendant de l'anone". — (589) **L. Duchesne,** Le dossier du Donatisme. Diese durchaus authentische Urkundensammlung enthält Schriften des h. Optat, des h. Augustin, epistola Constantini, gesta purgationis Caeciliani, Akten des Concils von Arles etc. Verf. wendet sich oft gegen Prof. Seeck, welcher die Sammlung in einem für Optatus ungünstigen Sinne beurteilt hat. Er gelangt zu folgenden Schlüssen. Zwischen 330—347 hatte sich in Afrika eine Sammlung antidonatischer Dokumente gebildet (Gesta purgationis Caeciliani et Felicis), welche die Legitimität des Bischofs Caecilius begründen sollten; diese gesta kamen gegen 370 in die Hände des h. Optatus, der sie seiner Streitschrift gegen Parmenius einverleibte; aber auch Augustinus verwendete dieselbe Sammlung in seiner Polemik gegen die Donatisten. An der Wahrheitsliebe des Optatus sei nicht zu zweifeln; die Angriffe Seecks seien unbegründet. Doch dürfen diese Urkunden bezüglich des Donatistenstreites nur als unterstützende Hülfsmittel, nicht als Geschichtsquellen betrachtet werden.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 12.

(371) Aristoteles' Metaphysik übersetzt von **Bonitz**. 'Die (allerdings sehr spät zum Druck gelangte) Arbeit ruft nur Dank und Bewunderung hervor'. *Wohlrab.* — (372) **H. Delbrück**, Strategie des Perikles. 'Fesselnd und mit glücklichem Humor geschrieben'. — (373) **E. Hübner**, Römische Herrschaft in Westeuropa. 'Das Buch wird sich einen sehr zahlreichen Freundeskreis erwerben'. — (387) **Humann** und **Puchstein**, Reisen in Kleinasien. Ref. *E. M . . . r.* tadelt nur den übermäßigen, verteuernden Luxus der Ausstattung.

Deutsche Litteraturzeitung. No 12.

(413) Canabutzae in Dion Halic. commentarius ed. **M. Lehnerdt**. Nach *E. Maass*' Urteil nicht voll befriedigend. — (413) **M. Bonnet,** Le Latin de Gregoire de Tours. Ref. *Meyer-Lübke* hat über die Sprache des Gregorius, die Bonnet für echt volkstümlich, d. h. vulgärlateinisch hält, ganz andere Ansichten; er bezeichnet sie als eine gekünstelte Litteratursprache. — (423) Aus der Anomia, Sammelband. Bericht von *F. Köpp.*

No 13.

(455) **H. Droysen**, Griechische Kriegsaltertümer. 'Es ist so langweilig, an einem Werke nichts tadeln zu können'. *E. Fabricius.* — (460) **L. Hübner**, Römische Herrschaft in Westeuropa. 'Dankenswerte Ergänzung zu Mommsens römischer Geschichte'. *P. Habel.*

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1890.

XLII. XLIII. 30. Oktober. Philos.-historische Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** Hr. **Curtius** las: Studien zur Geschichte des griechischen Olymps (S. 1141—1156). Es ist notwendig, zwei ganz verschiedene Reihen göttlicher griechischer Wesen zu unterscheiden, von denen die einen einer allgemeinen Naturreligion angehören, welche das dem natürlichen Menschen Nächste zum Gegenstande hat, die anderen der nationalen Religion, der Religion des Olympos, welche die Frucht eines ausgebreiteten Völkerverkehrs ist. Eine Vorstellung von diesen verschiedenen Stufen des religiösen Lebens der Hellenen in vorgeschichtlicher Zeit gewähren die Gottesdienste, in denen sich die Überlieferung überall am festesten bewährt. Religiöse Umzüge sind Urkunden ältester Stadtgeschichte, Opfergebräuche die dauerhaftesten Zeugnisse alter Sitte. Die Götter lebten nicht anders und besser als die Menschen. Solange diese auf die Erzeugnisse ihres Bodens angewiesen waren, nahm man zu den Spenden Honig und Milch, Pappelblätter, Fenchel, Thymian; die Bergkräuter dienten als Gewürz. Und auch nachdem die Hellenen Öl und Wein angebaut hatten, blieben die νηφάλια ἱερά in alten Ehren. Auch zum Anzünden der Opferflamme enthielt man sich aller fremdländischen Holzarten, selbst des Reben- und Feigenholzes. Aus Polemon kennen wir diejenigen Gottheiten, denen die „nüchternen Spenden“ dargebracht wurden. Vor allen die Quellnymphen. Ihre Stätten waren die heiligsten im Lande, ehe die Olympier kamen und sich durch jene einheimisch zu machen suchten. Im Quelldienst haben wir die ältesten Zeugnisse einer volkstümlichen Frömmigkeit, welche sich auf alles fließende Wasser erstreckte. Aus diesem Leben mit der Natur entspringt auch das Bedürfnis, den Gestirnen, die das Menschenleben leiten, Ehrerbietung zu erweisen. Charakteristisch für diesen ältesten Zustand des religiösen Lebens der Griechen ist die Richtung der Andacht auf das natürlich Gegebene und die ausschließliche Verwertung dessen, was die eigene Landschaft darbot, zur Verehrung der Gottheiten. Diese Beschränkung blieb in Geltung, auch seitdem alle Schätze des Auslandes zuströmten. An ihnen erkannte man die ältesten Gottesdienste der Heimat. So wurde auch Zeus als der unsichtbare Urheber von Wasser und Nahrung durch gleichen Opferdienst mit den Nymphen verbunden. Der Keim zur Umwandlung aus dieser engen heimatlichen Welt in die geschichtliche, aus der mythenlosen Zeit zum Polytheismus liegt darin, daß zu Zeus ein weibliches Wesen tritt. Wir erkennen die Anfänge dieser Umgestaltung in gewissen heiligen Sagen, die sich an die älteste Naturreligion anschließen. Es ist vor allem die Sage von dem ἱερὸς γάμος, welche den Jahressegen, den Zeus spendet, als Befruchtung eines weiblichen Wesens auffaßte und in der Zeit der Frühlingsregen eine Götterhochzeit annahm. Diese Sage ist der Keim aller Theogonie, aber selbst nicht mythologisch entwickelt, sodaß kein Kind die Frucht des Bundes ist, sondern das in jedem Frühling neu verjüngte Naturleben. Die Sage ist als Ortssage an der Ostküste zu Hause. Es sind Küstenstationen, an denen wir die ersten Spuren einer geistigen Bewegung finden, welche das religiöse Leben der Landesbewohner allmählig umgestaltete. Wir dürfen mit gutem Grunde annehmen, daß die Aphrodite Urania zuerst in den Kreis der heimischen Gottheiten von den Phönikiern her eintrat und zuerst aus dem engen Gesichtskreise der Autochthonen in den weiten Völkerverkehr hinausgeleitet hat. Die Spenden sind noch dieselben wie bei den Nymphen; aber mit dem Dienste der Gottheit ist von der syrischen Küste der Weihrauch herüber gekommen. Noch ein zweiter Punkt kann nur im Zusammenhange der Mittelmeergeschichte beurteilt werden, die zweite große Epoche in der Kulturgeschichte des Mittelmeeres, die der tyrischen Kolonisation und ihre Einwirkung auf den griechischen Kultus und damit die Aufnahme des Herakles in den griechischen Götterkreis. Das Herakleion an der Fähre von Salamis hat dieselbe Lage wie das der Aphrodite Migonitis. Das sind die Plätze, wo Griechen und Phönikier, Arier und Semiten sich zuerst verständigen lernten. Die Berührung zwischen diesen beiden Völkergruppen hat für alle Epochen der Menschengeschichte eine hervorragende Bedeutung gehabt; sie ist wie in Vorderasien so in den Mittelmeerländern eine Hauptepoche der Religionsgeschichte gewesen. Aber durchaus verschieden war das Verhalten der Griechen gegen die Gottheit von Sidon und die von Tyros. So allgemein und unbedingt jene die Aufnahme in den nationalen Götterkreis erreicht hat, so langwierig war der Kampf um die Gottheit des Herakles. Es ist ihm nicht gelungen, einer der zwölf zu werden; immer ist er als ein nicht Ebenbürtiger behandelt worden. Der olympische Götterkreis ist die erste nationale That der Hellenen, aber wenig gelöst bis jetzt die Frage, wie dieser Kreis zu stande gekommen ist. Diese Zwölfzahl ist nicht aus religiösem Gefühl hervorgegangen. Es ist eine dem Naturleben entlehnte, politische Ordnungszahl, welche auf einer Übereinkunft beruht, die den Zweck hatte, einer Gruppe von Gottesdiensten gemeinsame Anerkennung zu sichern. Es war der Abschluß einer langen Zeit von Gährung und Unfrieden wie unter den einzelnen Stämmen so auch

unter den Gottheiten; denn wenn Stämme neue Sitze gewinnen, so müssen auch ihre Gottheiten Anerkennung erreichen. Die ganze Vorgeschichte der Hellenen beruht auf dem Austausch des materiellen und geistigen Besitzes der benachbarten Gestade, auf der Gründung von Filialen auswärtiger Heiligtümer. Die Namen ihrer Landesgötter kommen aus dem Auslande. Aber nicht nur über das Meer, auch zu Lande sind Götter eingewandert; aber die Stationen kontinentaler Götterdienste sind ihrer Natur nach weit schwerer zu bestimmen. Merkwürdig ist, wie die Alten selbst die geschichtliche Bewegung anerkannt haben und sich der Altersunterschiede in den Gottesdiensten bewußt waren. Vielleicht ist es möglich, aus der Überlieferung der Alten gewisse Kennzeichen für die ältere oder jüngere Aufnahme der Gottheiten zu gewinnen. Der Kultus der Artemis ist von Osten her übertragen. Er hat in Attika eine größere Verbreitung wie der Athenakultus. Der Artemisdienst ist jünger in Attika als der der Aphrodite Urania, älter als der des Poseidon und Athena. Die Überkunft des Apollo endlich bezeichnet die letzte große Epoche der vorgeschichtlichen Zeit. Erst durch seine Ankunft sind die Götterfehden beendet, werden die Gottheiten zu einem Ganzen verbunden. Das nationale Prinzip ist zum Siege gekommen und dem tyrischen Stadtgotte der Olymp verschlossen. Es waren die Hauptgötter der verschiedenen Völkerschaften, welche im Kreise der Olympier vereinigt wurden, um ihnen dadurch eine nationale Geltung zu verschaffen. Doch diese Aufnahme selbständiger Gottheiten in einen geschlossenen Götterkreis geschah nicht ohne mannigfache Umgestaltung ihres Wesens und Beschränkung ihrer Machtsphäre. Zwar wurde das besondere Verhältnis, in welchem sie zu einzelnen Städten und Stämmen standen, nicht aufgehoben; aber als Mitglieder des Götterkreises wurden sie auf gewisse Gebiete eingeschränkt. Man dachte sich die Weltherrschaft der Olympier gleichsam in Provinzen gegliedert und sagte z. B. vom Poseidon, ihm sei als sein Los die Salzflut zugefallen, obwohl er ursprünglich kein Meergott war. Ebensowenig ist Hephaistos ursprünglich ein Gott des Elementes. So ist jeder Olympier ursprünglich ein ganzer Gott, ein voller Gott. Die Geschichte der Götter ist mit dem Eintritt in den Zwölfkreis nicht zu Ende. Innerhalb desselben behalten die Gottheiten zu den einzelnen Stämmen und Städten ihr besonderes und lebensvolles Verhältnis. Der ideale Inhalt des Gottesbildes wächst mit der geistigen und politischen Entwickelung der Volksgemeinde, und die Poesie nimmt die Ausgestaltung der Götterwelt nach Art eines menschlichen Familienkreises in die Hand. Und gerade diese poetischen Züge und Elemente sind durchaus von den Göttergestalten abzulösen, will man ihre wahre Gestalt erkennen. Es giebt nur einen Ort, wo es uns vergönnt ist, der Ausbildung des hellenischen Religionswesens stufenweise nachzugehen und uns eine Vorstellung der wichtigsten Entwickelungsepochen zu bilden: das ist Athen. Hier hat man am treuesten das Alte festgehalten, alle fruchtbaren Keime auswärtiger Gottesdienste sich anzueignen und das Alte mit dem Neuen harmonisch zu verbinden gewußt. Hier erkennen wir am deutlichsten das dem Göttervereine zu grunde liegende Motiv, die geistigen Kräfte aller Nachbarstämme, die einen für das Volksleben bedeutenden Kultus in ihrer Mitte ausgebildet haben, zur Herstellung eines vollen Nationalgefühls zu vereinigen. Die Atheuer haben dies am sichersten erkannt, am glücklichsten durchgeführt, und der Zwölfgötteraltar der Pisistratiden kennzeichnete ihre Stadt schon als einen Sitz öffentlicher Gastfreundschaft und friedlichen Völkerverkehrs, als einen geistigen Mittelpunkt aller Land- und Seestämme, welche an der Ausbildung des hellenischen Volkscharakters einen wesentlichen Anteil genommen haben.

XLIV. 6. November. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** (Enthält nichts auf klassische Philologie Bezügliches.)

XLV. XLVI. 13. November. Philos.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** Hr. **Zeller** las: Über die Abfassungszeit des Platonischen Theätet.

XLVII. 20. November. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** Derselbe las: Über einige neugefundene römische Urkunden.

XLVIII. XLIX.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** Hr. **Schrader** las: Die Datierung der babylonischen sogenannten Arsacideninschriften. Die Mitteilung erfolgt in einem der nächsten Berichte.

L. 4. Dez. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** Die phil.-hist. Klasse hat bewilligt: 900 M. Hrn. Prof. Dr. **Gerhardt** (Eisleben) zur Herausgabe des 7. Bandes von Leibniz' philosophischen Schriften; 180 M. der Verlagsbuchhandlung **G. Reimer** hierselbst, zur Herausgabe des 10. Heftes des 5. Bandes der „Etruskischen Spiegel". Das Heft enthält (1319—1332) **Eb. Schrader,** Die Datierung der babylonischen sogenannten Arsacideninschriften. Es handelt sich um die in der Zeitschrift für Assyriologie Bd. III, (129 ff.) von J. N. Strassmayer in babylonischer Schrift und Sprache mitgeteilten „Arsacideninschriften", welche, abgesehen von dem sonstigen Inhalte derselben, namentlich wegen der in ihnen sich findenden Datierungen, Beachtung verdienen. Wiederholt sind denn auch dieselben bereits sowohl seitens assyriologischer als astronomischer Fachmänner untersucht worden, wobei ziemlich weitgehende Differenzen zu Tage traten, die bis zur Stunde als unausgeglichen bezeichnet werden müssen. Auch Verf. sieht sich genötigt, seine Untersuchung mit einem Non liquet zu schließen. Die Doppeldaten der Inschriften sind für uns zur Zeit nach nicht erklärt. Denn unbeschadet der Anerkennung des Gewichts der geradezu blendenden astronomischen Ergebnisse Eppings müssen wir vor dem Proteste, den die hinlänglich beglaubigte geschichtliche Überlieferung eingelegt, zurückweichen.

LI. LII. 11 Dez. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** Hr. **Schmidt** legte einen Bericht des Hrn. Prof. A. Brückner hierselbst vor über seine von der Kgl. Akademie subventionierte Reise 1889/1890, zum Zwecke einer Neubearbeitung der älteren polnischen Litteraturgeschichte bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh.

LIII. 18. Dez. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** 1. Hr. **Dillmann** las: Textkritisches zum Buche Jjob. Die Mitteilung erfolgt in dem Hefte (1345—1373). 2. Die phil.-hist. Klasse bewilligte: 700 M. Hrn. Prof. Dr. Schwartz in Rostock für die Kollation von Handschriften der Kirchengeschichte des Eusebius.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 18. April. 1891. № 16.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Lipsius** in Jena zum Prorektor der dortigen Univ. gewählt. — Die a. o. Prof. Dr. **Studniczka** in Freiburg und v. **Domaszewski** in Heidelberg zu ord. Professoren.

Prof. Dr. **Witte** vom Gymn. in Pleß als Oberlehrer nach Brieg versetzt. — Dr. **Stange** am Gymn. zu Minden zum Oberlehrer befördert. — Dr. **Volkmann** in Jauer als ord. Lehrer angestellt.

Auszeichnungen.

Dir. Dr. **Scheins** in Münstereifel den roten Adlerorden 4. Kl. — Prof. Dr. **Steudener** in Roßleben den Adler des Hohenzollernordens. — Prof. Dr. **Schottmüller** in Berlin das Kommandeurkreuz der italienischen Krone. — Prof. Dr. **J. Schneider** in Düsseldorf das Offizierkreuz der Rumänischen Krone. — Prof. Dr. **Kobert** in Dorpat den russ. Stanislausorden.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Rössler** in Grimma, 6. März, 67 J. — Prof. Dr. **Bujack** in Königsberg, 18. März, 56 J.

Erklärung.

Herr Prof. **A. Ludwich** hat in No. 10 dieser Wochenschrift Sp. 293 ff. eine Besprechung meiner für Schulzwecke veranstalteten Odysseeepitome veröffentlicht, in der er sich, wie von seinem prinzipiell verschiedenen Standpunkte aus nicht anders zu erwarten war, gegen die von mir bei der Textesherstellung beobachteten Grundsätze ausspricht. Ohne mich auf eine Erörterung dieses prinzipiellen Gegensatzes einzulassen, bemerke ich nur, daß das dieser Epitome beigegebene Heft „Kritische und erläuternde Bemerkungen zu meiner Odysseeepitome" (70 S.), das Herr A. L. hoffentlich doch auch erhalten haben wird (anderenfalls liegt ein Versehen vonseiten der Verlagsbuchhandlung vor), doch sicher einer Erwähnung wert gewesen wäre, zumal ich in demselben sowohl die Auswahl des Stoffes als auch meine textlichen Änderungen ausführlich zu begründen gesucht habe. Daraus müßte Herr A. L. auch ersehen haben, warum die *θεῶν ἀγορά*, in deren Herstellung ich übrigens nur Kirchhoff gefolgt bin, zweimal in meiner Epitome vorkommt. Vielleicht wäre er dann mit seinem Tadel etwas zurückhaltender gewesen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Erwiderung.

Auf Stolz' Rezension meiner Schrift 'De nom. lat. suff. *-no-* ope formatis' (oben Sp. 153 ff.) erwidere ich: I. *ueneficus* habe ich, unzufrieden mit der alten Erklärung aus **ueneneficus*, als *uenes-facus* (zu *uenus*, cf. ἰχεσ-βόλος) gedeutet. Semasiologisch weiß Stolz

Mit einer Beilage der Verlagsbuchhandlung von **R. Oldenbourg** in **München**, betreffend **Baumeister, Bilder aus dem griechischen und römischen Altertum.**

nichts einzuwenden, ficht aber lautlich meine Etymologie an und vertritt wieder die alte, allerdings mit beträchtlichen Modifikationen, worin ich wohl einen Erfolg meiner Ausstellungen sehen darf. Ihm ist jetzt *uenênĕ-ficus (dies setzt er als alte oder vulgäre Nebenform von *uenĕnificus an) zu *uenĕficus geworden, und dieses hat durch Anlehnung an uenēnum sein zweites ē gelängt. Bis *uenĕficus ist diese Entwickelung allenfalls denkbar; aber der letzte Schritt — Stolz nennt ihn „unschwer" — nun, „ich überlasse anderen die Entscheidung". Hat meine Erklärung annähernd gleiche Bedenken gegen sich? s vor f ist nach meiner Annahme mit 'Ersatzdehnung' geschwunden, und die Fälle wie differo st. *difero sind durch sog. Konsonantendehnung entstanden. Dazu fehlt nach Stolz' Meinung die „lautphysiologische Grundlage". „Da der Spirant f tonlos war, ist nur (?) Assimilation des tonlosen dentalen Spiranten s an das folgende f möglich. Wie sich vor tonlosen Lauten jeder (?) Kategorie das tonlose lateinische s durchaus hielt, so ist —" man glaubt, nun müßte kommen: „so ist dies tonlose s auch vor f gehalten"; Stolz aber fährt fort: „so ist wegen der gleichen Natur der beiden Laute Assimilation des tonlosen s an das folgende f das einzig Wahrscheinliche". Um von der Unfolgerichtigkeit dieses Schlusses abzusehen, darf man denn überhaupt so schließen: „dieser Laut ist vor vier oder fünf tonlosen Lauten so und so gewandelt, ergo muß er auch vor dem sechsten ebenso gewandelt werden?"*) Ist denn die Tonlosigkeit hier das einzig Ausschlaggebende? Wenn ich nun schließe: „Wie s vor dem Spiranten v unter 'Ersatzdehnung' weggefallen ist, so ist auch vor dem Spiranten f Wegfall des s unter 'Ersatzdehnung' das einzig Wahrscheinliche", wird dieser Schluß im geringsten schlechter sein als der Stolzsche? Oder nicht eher besser, da gleichmäßige Beeinflussung der Spirans durch Spiranten (und zwar zwei unter sich nur in Hinsicht auf den Stimmton verschiedene, aber homorgane, f und v) wahrscheinlicher ist als solche durch ganz disparate Laute (Spiranten Explosivae, Dentale Gutturale etc.)? Und diesen Schluß will man anfechten und lieber jene „unschwere" Anlehnung an uenenum glauben? Daß nun aber weiter die Konsonantendehnung in differo eingetreten, in uenĕficus unterblieben ist, daraus wird keinen Einwand gegen mich herleiten, wer bedenkt, daß Konsonantendehnung sogar im gleichen Stamme unter ganz gleichen Verhältnissen bald eingetreten, bald unterblieben ist (cf. mille: milia, uilla: uilicus, Iuppiter: Iupiter, narro: gnarus etc.).**) Stolz wird also wohl zugeben, daß auch die lautphysiologischen Grundlagen meiner Erklärung mindestens nicht schlechter sind als die der seinen, worauf dann die Wahl zwischen mir und ihm nicht schwer fallen kann. — II. Alienus laniena Allienus sind nach mir = *aliīnus *laniīna etc. „Für diese Annahme liegt" nach Stolz „eine ausreichende Begründung nicht vor". Ich habe gezeigt 1) daß das lateinische Suffix -ēnus (außer in den Distributivzahlen, in terrenus und wo es = ursprünglich es nus ist) immer nur nach i sich findet, 2) daß Suffix -ina zur Bezeichnung von Handwerk und Werkstätte dient, sowie daß lanio vor Petron nicht vorkommt, dem Plautinischen laniena also nur lanius zu grunde liegen kann, 3) daß -inus zur Bildung von Adj., die den Besitzer bezeichnen, verwendet wird und alienus bei Plautus und Terenz nur heißt „was einem anderen gehört". Daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß lat. iī : iē dissimiliert worden sei so gut wie iī : iĕ — wohlgemerkt: schließen zu dürfen, und nun kommt Stolz und verlangt den lautlichen Nachweis, daß in jenen Worten iēnus aus iīnus entstanden sei. Dies sein einer Einwand, über dessen Angebrachtheit nichts weiter zu sagen ist. Zweitens meint er: „wenn auch lanio erst seit Petron vorkommt, warum sollten lanion- und lanien- nicht auf eine uralte Doppelheit wie Aniōn- und Aniēn- zurückgehen?" Ob dieser geringe Respekt vor Thatsachen der historischen Latinität am Platze ist, mag Stolz mit sich selber ausmachen; zugestanden aber, daß lanio bereits alt war, so hat Stolz zu beweisen, 1) daß Suffix -ā Handwerk oder Werkstätte bezeichnen konnte, 2) daß dieses Suffix -ā (und resp. Suffix -o) jemals außer zur Genusbezeichnung an einen -ōn- resp. -ēn-Stamm*) angetreten ist, 3) daß die mittlere Stammform auf -iēn- im Lateinischen außerhalb der Eigennamen erhalten ist. Dazu käme in Hinsicht auf alienus 4) die Frage, wie dies Wort zu erklären sei; denn seinen Hinweis auf die mittlere Stammform aliē (Gramm.[2] § 78, 3), der das lange ē von alienus unverständlich läßt, wird doch Stolz wohl für eine Erklärung nicht halten. Was das Allgemeine angeht, so wird Stolz 5) erklären müssen, wieso das Latein das Suffix -ēno außer in den angegebenen Fällen nur nach i hat, und 6) warum im Lateinischen keine von -io-Stämmen mit Suffix -īno- abgeleiteten Adjectiva auf iīnus vorliegen. Es soll mich freuen, wenn seine Antworten befriedigender ausfallen als seine Deutung von uenĕficus.

Breslau. F. Skutsch.

*) Was würde Stolz z. B. von dem Schlusse halten: „Velares k behält im Latein seine Labialisation vor den Vokalen a e i o, folglich muß es sie auch vor u behalten?"

**) In diuello etc. war Konsonantendehnung selbstverständlich durch die Natur des v ausgeschlossen.

*) Möchte ich doch jetzt beinahe sogar glauben, daß ich fälschlich ferruginus mit Thurneysen als ferrugin- + -o- gedeutet habe: s. Brugmann Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1890, S. 243.

Antwort.

Was den ersten Punkt anlangt, kann ich nicht finden, daß durch die etwas sophistisch angehauchten Ausführungen von Skutsch irgend etwas gegen meine Sp. 154 stehenden Bemerkungen bewiesen wird, und überlasse daher ruhig das Urteil über den Streitfall unparteiischen Richtern. Hinsichtlich des zweiten Punktes muß ich auch heute noch daran festhalten, daß die eigentliche Grundlage der ganzen Erklärung (laniēnus aus *laniīnus) keineswegs erwiesen ist, will übrigens zugestehen, daß ich in meinem Referate dieselbe als „recht wohl möglich, wenn auch nicht erwiesen" hätte bezeichnen können.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Kleine Mitteilungen.

Der Messager d'Athènes meldet, daß die Amerikaner in Eretria (Euböa) einen Sarkophag mit den Buchstaben . . ristoteles gefunden haben. Möglich ist die Beziehung auf den berühmten Aristoteles, welchen die Sage zu Chalkis am Euripus sterben läßt. — Die Ἑστία teilt den Tod des verdienstvollen Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Athen P. Paparrogopulos mit; geboren 1812 hat er sich auch Verdienste um die Altertumswissenschaft erworben, indem er 1840 einen Teil einer Übersetzung von Gibbon, 1854—1880 ein achtbändiges Werk über die spätrömische und byzantinische Verfassung der Stadtgemeinden veröffentlichte.

I. Rezensionen und Anzeigen.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ ΤΕΤΑΡΤΗ. The fourth book of **Thukydides.** A revision of the text illustrating the principal causes of corruption in the manuscripts of this author by **William Gunion Rutherford.** London 1889, Macmillan. LXXVIII, 134 S. 7 sh. 6.

Diese Ausgabe des verdienten Herausgebers des New Phrynichus habe ich nicht ohne besondere Erwartungen in die Hand genommen, muß aber gestehen, mich darin in hohem Maße getäuscht zu haben. Denn ein größerer Mißbrauch ist kaum jemals bei einem Prosaiker mit der Interpolationskritik*) getrieben worden, als hier vorliegt. Dem Texte gehen voraus 3 einleitende Abhandlungen. Die erste, aus der man wenig Neues erfährt, handelt über Stil und Ausdrucksweise des Thuk., insofern ihre Kenntnis die Grundlage für die Kritik bildet. Die zweite bespricht den Umfang der Interpolationen im Thuk. und ihre verschiedenen Arten. Unter andern Kriterien werden hier nicht dem klassischen, sondern dem spätern Sprachgebrauch angehörende Ausdrucksformen angeführt. Dazu soll namentlich auch δι' ἀχθηδόνα 40, 2 gehören, obwohl διά mit dem Akkus. = causa mit dem Gen. längst aus Thuk. selbst durch II 89, 4. V 53 belegt ist; ferner διὰ τῆς τάφρου 67, 3, wofür κατὰ τὴν τάφρον sinngemäß wäre; dann τὴν πόλιν δαπανᾶν 3, 3, obwohl dieselbe Verbindung bei Appian vorkommt, der den Thuk. im Ausdruck nachahmt. Wie mißlich es ist, über dergleichen abzusprechen, wird jeder verstehen, dem bekannt ist, daß bei Thuk. sich manche ihm gegenüber den übrigen attischen Prosaikern eigentümlichen Ausdrucksweisen finden, die erst wieder von seinen späteren Nachahmern verwendet worden sind. Dagegen wird 98, 8 σπένδουσιν statt σπενδομένοις durch eine mehr wie wunderliche Deutung in Schutz genommen (man vgl. dazu VII 83, 1); daß ebendaselbst auch εἰπεῖν keinen dem Zusammenhang entsprechenden Sinn giebt, begreift R. nicht, weil das logische Element in seiner Kritik überhaupt schwach vertreten ist. Weiterhin gehören ihm zu den späteren Zusätzen auch die Hinweisungen auf früher Erzähltes und die Bezeichnungen des Jahresschlusses, wo Thuk. sich zugleich als Verfasser nennt. Wohin ihn seine Interpolationsmerkmale führen, davon ist ein sprechendes Beispiel, daß er 119, 1 Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι Ἀθηναίοις καὶ τοῖς ξυμμάχοις ausscheidet. Wir wissen seit Kirchhoffs Behandlung der Urkunde des einjährigen Waffenstillstandes, die R. nicht kennt, daß Kap. 119 zur Urkunde gehört, und da wird kein Kundiger leugnen, daß hier durch den Urkundenstil die vollständige Bezeichnung der Kontrahenten gefordert wird. Doch davon genug. Es folgt die dritte Abhandlung, worin R. die Überlieferung der Hss und ihre Verbesserung bespricht, wobei es sich als ein bequemes, bis jetzt nicht genügend benütztes Verbesserungsmittel herausstellt, Worte, mit denen man nicht fertig werden kann, als Einschiebsel zu betrachten, mit denen man später Lücken des Textes auszufüllen gesucht habe. Was nun die Gestaltung des Textes selbst betrifft, so hat R., um das Eindringen der Glosseme zu veranschaulichen, die als eingeschoben betrachteten Worte an den äußeren Rand gesetzt, während er auf dem inneren die handschriftliche Lesart bezeichnet, wo von derselben abgewichen ist, und die Urheber der aufgenommenen Konjekturen. In den Noten des Anhanges werden die getroffenen Änderungen kurz begründet. Hauptsächlich benutzt hat R. van Herwerdens Ausgabe, von deutschen nur Krüger — und auch diese nur an vereinzelten Stellen; was von Classen u. a. angeführt wird, hat er van Herwerdens kurzen Noten entnommen. Von älteren Kritikern schätzt er mit Recht Dobree hoch, wenn auch nicht gerade alles von diesem Angenommene Billigung verdient. Aber die höchste kritische Autorität, der er unbedingt folgt, ist ihm Cobet; außerdem hat er reichlich die Vermutungen van Herwerdens und die Konjekturen, welche außer Cobet und ihm Badham, Naber u. a. in der Mnemosyne über den Thuk. ausgeschüttet haben, benützt; sonst würdigt er noch einer besonderen Beachtung den jungen dänischen Philologen Hude, von dem er außer dem wohl begründeten βουλόμενοι 81, 1 mehrere andere Vermutungen zweifelhaften Wertes aufgenommen hat. Diesen Kritikern gegenüber hat, nach Rutherfords Ausgabe zu schließen, die deutsche Philologie sehr wenig Nennenswertes für die Kritik des Thuk. geleistet. Was nun speziell Cobets kritische Leistungen betrifft, so braucht man seine Verdienste um Säuberung und Berichtigung der Texte nicht zu verkennen und kann doch der Meinung sein, daß er oft genug mit einer Art von genialer Leichtfertigkeit weder dem weiteren Zusammenhange noch der besonderen stilistischen

*) Es wäre doch gut, wenn die Methode Lachmanns und Haupts mehr studiert würde, als dies thatsächlich der Fall ist. Warnend gegenüber der voreiligen Annahmen von Interpolationen hat sich Haupt öfter ausgesprochen. Vergleiche Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer, S. 130 f. D. R.

Färbung Rechnung trägt, daß er mitunter das von dem landläufigen Ausdruck Abweichende ändert, wo es der Schriftsteller mit besonderer Absicht gewählt hat, daß er in seinem Bemühen, die regelrechte Ausdrucksform herzustellen und Fremdartiges auszuscheiden, öfter die Sprache und die Schriftsteller schulmeistert und dabei zugleich in eine gewisse schablonenhafte Mache verfällt. Und so werden denn von seinen Schülern die Schriftsteller der Reihe nach in einer mitunter recht geistlosen Manier nach Cobetschen Rezepten durchkorrigiert. Das schablonenhafte Verfahren zeigt sich namentlich in dem Aufspüren von Interpolationen, wo schonungslos nicht nur, was fehlen muß, sondern auch, was allenfalls fehlen kann, gestrichen und dabei verkannt wird, daß es jedem Schriftsteller erlaubt sein muß, für das bequeme Verständnis seiner Leser auch ein Übriges zu thun. Darin aber gehen Cobet und van Herwerden R. noch nicht weit genug, und er hat dem Thuk. noch viel mehr entzogen, als es von diesen bereits geschehen ist. Dabei fragt er wenig danach, ob das an den Rand Verwiesene nun wirklich als Randbemerkung verständlich oder erklärlich ist. So wird z. B. 63, 1 τὸ ἐλλιπὲς τῆς γνώμης . . . εἰρχθῆναι, wenn es an sich unverständlich ist, dadurch nicht verständlich, daß es mit den zunächst vorhergehenden Worten an den Rand geschrieben wird. Ebenso ist es mit τούτῳ τῷ τρόπῳ 44, 2. Und warum hat R. sich nicht auch anderer unverständlicher Stellen (z. B. 73, 4 τοῖς δὲ ξυμπάσης . . . τολμᾶν) auf dieselbe Weise entledigt? Wie läßt sich auch einem Abschreiber die kurze Charakteristik des Brasidas 81, 1 zuweisen? Gerade auf sie muß sich die § 2 folgende Begründung beziehen, da der zweite Teil derselben ἔς τε τὸν χρόνῳ ὕστερον πόλεμον κ. τ. λ. eine andere Beziehung gar nicht gestattet. Dann findet R leeren Wortüberfluß, wo er thatsächlich nicht vorhanden ist. Wer z. B. den Unterschied von βούλεσθαι und ἐθέλειν kennt und beachtet, wird einsehen, daß 22, 2 βούλονται gegenüber dem vorhergehenden ἐθέλουσιν als mit Bedacht hinzugefügt seinen Platz behaupten muß. Anderes ist, wenn auch nicht gerade dem Sinne nach notwendig, doch sinngemäß und stilistisch begründet, wie z. B. das der Konzinnität zweier entsprechender Glieder dienende νομισάντων 81, 2. Eine Anzahl von Ausscheidungen haben den Zweck, die regelrechte Struktur oder Ausdrucksweise herzustellen. So wird 16, 2 in ὁμοίας οἵασπερ ἂν παραλάβωσιν das ὁμοίας entfernt, obgleich sich dieselbe Ausdrucksweise bei Xen. Hell. IV 2, 11. Cyr. V 1, 37 findet. Der regelrechten Struktur muß ἀπιστοῦντες κ. τ. λ. 40, 2 zum Opfer fallen, obwohl die Anakoluthie keine andere ist als 108, 4 bei κρίνοντες, wo R sie sogar willkürlich auch auf das erste Glied ausgedehnt hat, indem er ἐψευσμένοι statt ἐψευσμένοις schreibt. Ebenso steht εὐέλπιδες ὄντες VI 24, 3. Und dergleichen findet sich bekanntlich auch bei anderen Schriftstellern. Vgl. Kühner. Ausf. Gram. § 493, 1. Anderes wird aus demselben Grunde nicht ausgeschieden, sondern geändert, wie z. B. 80, 4 unter Verkennung der besonderen stilistischen Absicht des Schriftstellers mit Hude προκρινάντων statt προκρίναντες geschrieben wird, obwohl dieselbe Unregelmäßigkeit III 34, 3. Demosth. LII 30 (vgl. auch Xen. Cyr. IV 6, 3) vorliegt und auch durch προκρινάντων nicht die volle Regelmäßigkeit hergestellt wird, da dies nicht zu οἱ δὲ κ. τ. λ. paßt. Ähnlich ist es, wenn R. aus grammatischem Grunde 47, 2 μὴ ἂν βούλεσθαι nach κατάδηλοι ὄντες auswirft; aus demselben Grunde hätte er auch 38, 1 προσίεσθαι nach δηλοῦντες beseitigen müssen; der Infin. erklärt sich aus der abgeschwächten Bedeutung 'zu verstehen geben' Ebenso willkürlich wird anderes aus grammatischer Rücksicht geändert; so 30, 4 προπέμψας ἄγγελον ὡς ἥξει statt ὡς ἥξων (vgl. Soph. O T. 955 f.). An anderen Stellen verbindet R. die Annahme einer Interpolation mit der einer Lücke, wie er z. B. 56, 1 ἡσύχασαν wegen des dazu gehörigen Dat. τοῖς Ἀθηναίοις und des Aorist als zur Ausfüllung einer Lücke eingeschoben ansieht; aber denselben Dat. hat er 120, 2 unbeanstandet gelassen, und von demselben Verbum findet sich der Aorist ebenso V 50, 4. VI 44, 3. VIII 24, 6. 92, 8. Ebenso soll das καταλιπεῖν in προσκαταλιπεῖν 62, 3 aus einem Glossem stammen, obgleich schon Homer καταλιπεῖν in der hier erforderlichen Bedeutung 'im Kampfe zurücklassen, verlieren' gebraucht hat (Il. XII 226). Noch bedenklicher ist es, wenn 25, 3 συλλεγεῖσαι lediglich deshalb aus dem Texte entfernt und statt dessen eine Lücke angenommen wird, weil so und nicht ξυλλεγεῖσαι überliefert ist. Das mag genügen, um Rutherfords kritisches Verfahren zu kennzeichnen; ich kann es selbstverständlich nur an vereinzelt herausgegriffenen Beispielen darlegen. Er hat es offenbar nicht für nötig erachtet, sich eingehender mit der Exegese des Schriftstellers zu befassen und, was zur Erklärung schwieriger und zur Verteidigung angefochtener Stellen in den wichtigsten Kommentaren, namentlich deutscher Gelehrten, beigebracht ist, gründlich kennen zu lernen, ehe er sich hinsetzte, ihn zu korrigieren. Das Ergebnis ist, daß jede besonnene

Kritik gegen eine derartige Textverwüstung, wie sie hier vorliegt, sich verwahren muß.

Aeschines against Ctesiphon (on the crown). Edited on the basis of Weidner's edition by **Rufus B. Richardson.** Boston U. S. A. and London 1889, Ginn and Co. IV, 279 S. 8.

Über das Verhältnis zu Weidner äußert sich der Verfasser in der Vorrede: „Die Grundlage gegenwärtiger Ausgabe ist die deutsche Ausgabe von Andreas Weidner, der seine Einwilligung zu diesem Gebrauch seines Werkes freundlich erteilt hat. Seine Erklärung ist frei abgeändert worden, um den Bedürfnissen vorgeschrittener college students in Amerika entgegenzukommen", und über das kritische Verfahren S. 250: „Weidners Text ist erfüllt von eingeklammerten Worten, welche er höchst wahrscheinlich lieber tilgen als ohne Klammern behalten würde. Aber in der gegenwärtigen Ausgabe sind diese Worte zumeist ohne Klammern gegeben worden, auf grund der Überzeugung, daß die meisten derselben echt sind, und auf grund einer Abneigung, selbst Weidners Autorität zu Gefallen, durch Beibehaltung so vieler Klammern den gedruckten Text zu entstellen". Der letzte Beweggrund ist jedenfalls neu und — offenherzig. Die Ausstattung ist besser als wir es in Deutschland bei Schulausgaben gewohnt sind.

Schneidemühl. Thalheim.

Sophokles' Antigone. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Friedrich Schubert.** 2. verb. Aufl. Wien 1889, Freytag. 64 S. 8. 7 Abbildungen. 50 Pf.

Diese Ausgabe ist eigentlich nicht eine zweite Auflage, sondern ein neuer Abdruck des Textes mit Beigabe einer anderen Einleitung und eines Anhangs über das Theaterwesen in Athen. Die Einleitung handelt sehr kurz über Ursprung und Entwicklung der griechischen Tragödie, worin wieder das Mißverständnis des bekannten Verses den Chörilos zum glücklichsten Bearbeiter des δρᾶμα σατυρικόν macht, über Leben und Werke des Sophokles, über Ökonomie der Tragödie. Der Satz „passiv und gemeinmenschlich ist die Teilnahme des Chors" paßt schwerlich für den Philoktet. Die Vorbemerkung zur Antigone enthält wieder den bedenklichen Satz: „in der Antigone wird der Konflikt des Staatsgesetzes und Herrscherwillens mit der Heiligkeit der Familienbande dargestellt". Wie paßt dazu der Tadel des Chors 872—75? Der Text hat noch weitere Änderungen erhalten, deren Aufnahme offenbar dem Streben entspringt, einen möglichst gereinigten und glatten Text herzustellen. Aber kann man τὰς γὰρ ἡδονὰς ὅταν προδῷ τις ἀνδρός 1166 nur verstehen? Wer darf 1307 οὐκ ἀνταίαν in οὐ καιρίαν verwandeln? So ließen sich sehr viele Konjekturen aufzählen, die teils ganz unwahrscheinlich, teils unbrauchbar sind, und deren Aufnahme nicht gebilligt werden kann. Änderungen wie 1140 μόλ' ὡς βιαίας . . νόσου, καθαρσίῳ βήματι Παρνασίαν = Διὸς γένεθλον, προφάνηθ' . . Θυίαισιν, αἳ μαινόμεναι πάννυχοι müssen in einer Ausgabe, welche sich noch um die Überlieferung kümmert, verpönt sein. Darf die mangelhafte Responsion καὶ Διὸς βαρυβρεμέτα = λιγνύς, ἔνθα Κωρύκου (1127) durch Änderung in den Text gebracht werden? Durch δυσπότμων κασίγνητε τάφων (für γάμων) κυρήσας (870) wird sogar die augenscheinliche Absicht des Dichters zerstört. Die Ausstattung der Ausgabe ist gefällig.

München. Wecklein.

Narratio de miraculo a Michaele Archangelo Chonis patrato adiecto Symeonis Metaphrastae de eadem re libello. Edidit **Max Bonnet.** Paris 1890, Hachette. XLVI, 35 S. und 1 Karte.

Seit einigen Jahrzehnten hat man, vornehmlich auf Anregung H. Useners, begonnen, der christlichen Legendenlitteratur auch in philologischen Kreisen sein Interesse zuzuwenden. Hier bietet uns ein Arbeitsgenosse des Bonner Meisters eine Michael-Legende in der ältesten erreichbaren anonymen Form, daneben eine kurze jüngere Darstellung desselben Stoffes. Auf grund eines reicheren Hssapparates, über den im letzten Kapitel der Einleitung Bericht erstattet wird, und mit allen Mitteln philologischer Methode ist ein verläßlicher Text geschaffen worden. Am Fuß der Seite läuft ein knapper Kommentar, und ein Index *locorum, rerum et verborum, grammaticus* macht den Beschluß. Was den Leser vielleicht stört — die etwas bunte Druckeinrichtung — ist dadurch verursacht, daß der Text aus dem VIII Bande der *Analecta Bollandiana* ausgezogen werden mußte.

Besonders wertvoll ist die erst jetzt hinzugefügte Einleitung. Kap. I orientiert über die Gesamtanlage des Schriftchens und seine Stellung in dem ganzen Litteraturkreise. Kap. II behandelt die Bearbeitung des Symeon und Sisinnius, die nach B. aus dem Anonymus schöpften. Auch die Exzerpte und Andeutungen in den Menologien bieten nichts Neues. In Kap. III und IV werden die auftretenden Personen kurz besprochen; die lose Beziehung auf die Apostel Ioannes und Philippus wie die Figur

des Archippus ist nach B. willkürlich erfunden. Die Wundergeschichte selbst (Kap. V) ist bedingt durch die örtlichen Verhältnisse und durch den alten Engelkult der Gegend. Sie ist, wie S. XXV glücklich nachgewiesn wird, eine ätiologische Legende. Ein reißender Fluß stürzt plötzlich in eine tiefe Kluft. Das wird auf persönliches Eingreifen des Ortsdämons zurückgeführt, der die Seinen schützt. Es ist dieselbe Formel, nach der sich so manche antike Legende gebildet hat. So weit beruht der Inhalt des Büchleins vermutlich auf älterer Volksüberlieferung, was Ref. im Gegensatz zu B. S. XXVI betont. Die Prämissen liegen vor aller Augen, und der Schluß ergab sich wie von selbst und mag von manchen Gläubigen gezogen sein. Daß alles Andere novellistische Erfindung des Anonymus ist, nimmt B. gewiß mit Recht an. Das ganze Problem ist auch für die klassische Mythologie interessant genug. Der einfache Überlieferungskern, die poetische Motivierung und Ausschmückung, endlich die Anknüpfung an den ehrwürdigen Kreis der Apostel — das alles lagert hier nebeneinander wie verschiedene geologische Schichten und bietet für die entsprechenden Verhältnisse der griechischen Sagenwelt eine recht brauchbare Analogie. — Über die topographischen Fragen, die Kap. VI S. XXVIIIff. eingehend behandelt werden, wagt Ref. kein Urteil abzugeben. Wenn die Entstehungszeit zwischen s. X, wahrscheinlich VII, und V fixiert wird (Kap. VII S. XXXVIII ff.), so wird sich schwerlich viel dagegen einwenden lassen: nur ist der Ausdruck Κελλίον kaum als Stütze für den terminus post quem verwendbar, da er sich weiter zurück verfolgen läßt (vgl. Philol. XLVI 617).

T. Cr.

Luciani Muelleri De **Horatii** epistularum II 1, 53—62 disputatio. Berlin 1890, S. Calvary & Co 16 S. 8. 1 M. 20

Diese kleine Abhandlung erschien zuerst im Maihefte der Acta Minist. Instit. Publ. Ross. Ihre wiederholte Veröffentlichung könnte die Vermutung erregen, daß sie Neues von hervorragender Bedeutung bringt. Dem ist jedoch nicht so. Die Erklärung der zwölf von M. neu besprochenen Verse, welche des Horaz' Urteil über die hervorragendsten römischen Dichter der älteren Zeit enthalten, bietet in den Hauptsachen keine Schwierigkeit; was M. Neues bringt, sind wenig wichtige und im ganzen recht unsichere Vermutungen litterargeschichtlichen Inhalts. Er scheint vornehmlich beabsichtigt zu haben, Kießlings Ausgabe, die nach seiner Ansicht neben vielen Vorzügen doch auch kaum geringere Mängel hat, zu berichtigen. Und in zwei Punkten scheint mir M. auch wirklich das Richtige getroffen zu haben. Unter dem sat. I 10, 66 erwähnten *rudis et Graecis intacti carminis auctor* möchte auch ich lieber mit M. den Ennius als mit K. irgend einen beliebigen Vertreter irgend einer beliebigen, den Griechen unbekannten Dichtungsgattung verstehen. Und weiter glaube ich M. auch darin beipflichten zu müssen, daß die Notiz des Livius (VII 2), die zum Teil von Diomedes (gram. lat. I 485) unterstützt wird, wonach die ersten Anfänge der satirischen Dichtung dramatischer Art gewesen sind, nicht, wie es K. thut, ganz außer Acht zu lassen ist. Bedenklicher aber erscheint es mir, den Horaz zu beschuldigen, daß er die alten Dichter seines Volkes in eigenem Interesse verunglimpfe und über sie urteile, ohne sie recht zu kennen. Eine solche Beschuldigung, die in ihrem zweiten Teile auch gegen den Quintilian erhoben wird, als ob er ohne eigene Prüfung dem Horaz nachspreche, muß doch wohl noch auf bessere Gründe als die von M. vorgetragenen gestützt werden.

Der übrige Inhalt der Abhandlung ist von geringerer Bedeutung und befaßt sich vorwiegend mit der Lösung von Fragen, die angesichts der dürftigen Überreste der älteren poetischen Litteratur des römischen Volkes auch die umfassendste Gelehrsamkeit und der größte Scharfsinn wohl niemals ganz befriedigend wird lösen können: wie z. B. ob Horaz im ersten der besprochenen Verse nur an die Annalen des Ennius oder auch an seine übrigen Dichtungen gedacht habe, wie die Urteile, die er über Ennius, Pacuvius, Accius, Afranius, Plautus, Cäcilius ausspricht, zu verstehen und zu beschränken sind. Müllers Erklärung endlich von v. 58 *Plautus ad exemplar Siculi properare Epicharmi* deckt sich ganz mit der von Orelli als Schmidii et prior Lingii interpretatio angeführten und von ihm selber gebilligten: 'Plauti comoediae maxime sunt motoriae et, ut in alio genere Homerus, sic ille *semper ad eventum festinat* (A. P. 148); *properat* igitur, ut rapido progressu ad fabulae cuiusque καταστροφήν perveniat, neque umquam in rebus minutis immorando retardat spectatorem'.

Berlin. W. Mewes.

Ciceros Rede für den König Deiotarus. Für den Schulgebrauch erklärt von **Julius Strenge**. Gotha 1890, Perthes. IV, 42 S. 8.

Der Text ist teils nach C. F. W. Müller, teils nach Nohl gestaltet, der die Lesarten der Handschriften A und GRF mehr beachtet: § 5 intra parietes statt intra domesticos parietes; § 8 memi

nerant: te sibi amicum esse cognoverant (nach Eberhard), wo Madvig (Op. acad. I, S. 148) mit größerem Rechte teque bis cognoverant einklammert; ebenda non in bellis neque in proeliis statt non tam in bellis nec in proeliis, tam ist nach Schütz und Eberhard gestrichen, doch ist zu vgl. Liv. XXVIII 39, 12 . . . non tam fructu iucundius . . quam ultione; § 9 si auxilia statt si tum auxilia, was Halm aus dem handschriftlichen si cum, resp. si tantum hergestellt hatte; § 17 entscheidet sich Herausg. für mehercule statt mehercules oder besser me Hercules; § 21 sed fatuus et amens statt sed etiam fatuus et amens und transire statt transferri: § 29 ist mit Recht post Pharsalicum proelium ganz fortgelassen worden, wo Madvig schreiben wollte auctor, post Phars. pr. suasor fui; § 35 praeteritum nach Halm statt des besser überlieferten praetermissum. Sonstige Änderungen beziehen sich auf die Stellung und auf die für die Schullektüre allerdings nicht ganz gleichgültige Interpunktion.

Herausg. tritt natürlich für die Schullektüre der Rede pro Deiotaro ein. Indes wird es fraglich sein, ob sie nebst anderen Reden lediglich privaten Charakters die für die Lektüre der Reden mit großartigerem politischen Hintergrunde notwendige Zeit zu beschränken geeignet sein dürfte. Soll und kann von den kleineren Reden eine gelesen werden, so ist die pro Archia poeta am geeignetsten: nicht als ob sie wegen ihres geringen Umfangs in kürzester Zeit zu überwinden wäre — denn dazu bietet sie doch der Schwierigkeiten nicht wenige —, sondern weil sie, abgesehen von ihrem „vielbewunderten locus communis über die studia artium liberalium", doch weit wichtigere Interessen zu wecken berufen ist als „die Geschäftigkeit der von Rom abhängigen orientalischen Fürsten zur Zeit des zweiten Bürgerkrieges und später".

Eine geschichtliche Einleitung und eine Disposition gehen dem Texte voran Die letztere wird im Kommentar ohne Weitschweifigkeit erweitert und dient so einer scharfen Erfassung des Gedankenganges in allen seinen Teilen. Dies Verfahren des Herausg. können wir nur loben, zumal auch gegenüber den neusten Forderungen von Bräuning N. Jhrb. f. Phil. 1890. II S. 342 f. in seinem Aufsatz*) „Über unsere Schulausgaben der alten Klassiker". Auch sonst ist der Kommentar wie ungemein gewandt und gefällig in der Form so reich an geistvollen Bemerkungen zum Verständnis des Thatsächlichen und nicht zum mindesten der Sprache. Mit ihnen in der Hand kann der reifere Schüler und der angehende Philologe sich getrost an das Privatstudium der Rede machen. Der angehende Lehrer wird daraus einen großen Gewinn für die Praxis selbst in solchen Dingen haben können, welche an sich ihm geläufig sein müssen, hier aber kurz und treffend dargestellt und exemplifiziert werden; namentlich ist das Rhetorisch-Stilistische mit so großer Sorgfalt behandelt worden, daß wohl das Allermeiste und Allerwichtigste daraus sich hier auf engem Raum in leicht faßlicher Form beisammen findet.

Quedlinburg. Franz Müller.

*) Dieser Aufsatz enthält sonst des Guten und Annehmbaren gar manches; von größerem Werte würden die Postulate sein, wenn Verf. die Eigentümlichkeiten der bisherigen Ausgaben, die er gewiß eingehender studiert hat, noch mehr zur Anschauung gebracht und nach ihrer Verschiedenheit objektiver gewürdigt hätte.

T. Livi ab urbe condita libri ed. Ant. Zingerle. Pars II, libri VI—X. Leipzig 1890, Freytag. VII, 245 S. 8. 1 M. 20.

Die handlichen, sauber und sorgfältig hergestellten Bändchen der Zingerleschen Liviusausgabe erscheinen in ziemlich raschem Tempo, welches von der Emsigkeit des Herausgebers ehrendes Zeugnis ablegt. Dem fünften ist das zweite (VI—X) besonders schnell gefolgt. Über die Handschriftenverhältnisse in der ersten Dekade hat sich Z. in der Vorrede des ersten Bändchens ausgesprochen, und Ref. stimmt ihm insbesondere hinsichtlich der Wertschätzung von P gegen M bei. Auch darin ist Z. vollkommen recht zu geben, daß es nützlich und nötig ist, die Beiträge der älteren Ausgaben und Kritiker um die Textgestaltung einmal niedriger zu hängen, damit die Neueren nicht immer wieder alte Funde als eigene Ware auf den Markt bringen. Gerade in der letzten Zeit hat sich diese Vernachlässigung der Geschichte des Textes durch einige Kritiker unangenehm bemerklich gemacht. Ref. findet deshalb ein Hauptverdienst Zingerles darin, daß er die ältesten Ausgaben fleißig durchstudiert hat, und zwar nicht ohne Erfolg.

Die vom Herausg. herrührenden Änderungen im Texte und Vermutungen im Fußapparat sind von ihm in der Zeitschr. für öst. Gymn. 1889, 740 und 983 ff. vorgetragen. Es sind kurz folgende: VI 1, 8 P. Cornelius Scipio interrex <creatus> et post eum M. Furius Camillus proditus: is; 18, 9 sed <di> numquam; VII 2, 4 parva <rara>que statt parva quoque; 16, 1 *an* scivit inssitque? 22,10 *an* de plebe? 41,4 ne quis uti <que, qui>; VIII 6,11 *fort.* in somnis; 7, 21 veluti merso; 12, 12 ist agro beibehalten; 15, 9 *an* iam tendente? 22, 4 tribu-

nusque plebei proximis comitiis absens petentibus praefertur: 32, 1 <nuntium *Ml*> miserat Romam: per Cornelium compertum, dilectum; 32, 11 *an* tumultu iam in contione gliscente? IX 34, 25 *nunc* patiar mit ed. Par. 1510; 43, 5 *an* vetusta eius [ei'] gentis gloria? 10, 2, 6 *an* Medrianis <is> amnis? 30, 9 militaribus versibus. Dazu kommt Polles Vermutung zu VII 36, 12 recipere <in tempore> intra, die Z. brieflich mitgeteilt ist. Z. hat von diesen Änderungen aufgenommen die zu VI 18,9, wo der Einschub von di nicht nötig erscheint: VII 2,4; 36, 12; 41, 4; VIII 7, 21; 22, 4; 23, 1; IX 34, 25; X 30, 9. Neu hinzugekommen ist wohl nichts. Daß Z. die übrigen Vermutungen vorsichtigerweise in den Apparat verwiesen hat, ist zu billigen; auch VII 2,4; 41,4; VIII 22,4; 23,1 lag dieses Verfahren nahe. VII 22, 10 hat de plebe schon Lahmeyer vermutet Philol. 1865, 473; X 2, 6 ist der Einschub von is nicht gerade nötig, wie z. B. XXII 6, 3 beweist, aber häufiger ist jener Ausdruck allerdings. Daß der Apparat reichhaltiger ist als in den anderen Bändchen, ist gewiß kein Nachteil; aber der Ausdruck könnte vielfach knapper sein. Der dadurch gesparte Raum hätte genügt, um noch manche Zusätze aufzunehmen, die hier näher aufzuführen unmöglich ist. Überdies hat H. J. Müller in seiner gründlichen Besprechung des Buches (Jahresberichte d. phil. Vereins 1890, 232—236) dies wenigstens inbetreff Buch IX und X gethan, worauf mir zu verweisen erlaubt sein mag. pauci auf S. 225 letzte Z. im Apparat war kursiv zu drucken; post ed. Mog. u. ä. bedeutet merkwürdigerweise stets die Ausgaben von der Moguntina an, diese eingeschlossen, und ed. usque ad Mog. heißt wieder die Ausgabe bis auf die Mog., diese mitgerechnet.

Nienburg. F. Fügner.

Warwick Wroth, Pontus, Paphlagonia, Bithynia and the Kingdom of Bosporus. (Aus dem Catalogue of Greek coins, ed. by Reginald Stuart Poole.) London 1889. 251 S. 39 Tafeln.

Mit dem jüngst zur Anzeige gebrachten Bande der Kataloge der griechischen Münzen des Britischen Museums, Korinth,*) ist die Reihe der Bände, welche Europa umfassen, nahezu abgeschlossen; es fehlen jetzt nur noch die makedonischen Königsmünzen von Alexander dem Großen an, die B. V. Head zur Zeit bearbeitet, und die Münzen der griechischen Kolonien im westlichen Teil des Mittelmeeres, Massalia, Emporiae etc., die absichtlich zurückgehalten worden sein werden. Erschienen ist aus der stattlichen Bändereihe der Kataloge bisher: Italien, Sizilien, Thrakien, Makedonien, Thessalien, Ätolien, Mittelgriechenland (und Euböa), Attika, Korinth, Peloponnes, Inseln des Ägäischen Meeres (mit Kreta), ferner Seleukiden, Ptolemäer und, zu der Katalogreihe der Oriental coins gehörig, Baktrier. Man kann es in mancher Hinsicht bedauern, daß nicht gleich von vornherein, sondern erst von dem an fünfter Stelle genannten Bande an das jetzige System durchgeführt ward, statt der früheren Holzschnitte (oder Zinkdrucke) das Verfahren der Autotypie zu wählen, das es ermöglicht, von allen wichtigeren Typen zuverlässig treue Abbildungen zu geben und zugleich die Zahl der Abbildungen, ohne den Preis der Bände zu erhöhen, so erheblich zu vermehren. Aber der Katalog ist begonnen zu einer Zeit, da dieses moderne Verfahren sich erst einbürgerte. Die Einleitung zu den einzelnen Bänden, je nach deren Inhalt natürlich von sehr verschiedenartiger Bedeutung, hat Head zuerst bei seinem Bande Makedonien eingeführt. Ist somit im Äußeren zu den späteren Bänden und den drei zuerst erschienenen eine Ungleichheit vorhanden, so wird derselben vielleicht teilweise dadurch noch abgeholfen werden, daß von dem Bande Italien bereits eine 2. Auflage in Arbeit ist, zugleich ein Beweis für den guten Absatz, den das Werk gefunden hat. Möchte es gelingen, auch die Reihe der Kataloge des Berliner Kabinets bald in ähnlicher Weise zu fördern und dabei sich möglichst an das in London gegebene Muster anzuschließen. Der jüngst erschienene Band des Catalogue of greek coins enthält den Kimmerischen Bosporos, Kolchis, Pontos mit ihren Städtemünzen und die Königsreihen von Bosporos und Pontos, ferner von Paphlagonien und Bithynien die Städtemünzen und Königsmünzen. Den stattlichsten Teil der Sammlung in dem hier beschriebenen Abschnitte bilden zweifellos die Münzen der Bosporaner S. 42—82, X—XVIII, die zum großen Teil aus der im J. 1844 aufgelösten Sammlung von Thomas stammen und ursprünglich der Sammlung Allier de Hauteroche angehört hatten; freilich mit dem Reichtum, welchen in diesen Reihen die russischen Sammlungen aufzuweisen haben, die hier durch die einheimischen Funde begünstigt sind, kann sich von westeuropäischen Sammlungen keine messen. Bearbeitet hat den vorliegenden Band W. Wroth, der bereits die Münzen der Inseln des Ägäischen Meeres herausgegeben hatte. In der Einleitung wird natürlich von den Aufstellungen W. Koehnes vieles als unhaltbar zurückgewiesen gegenüber der neueren gründlichen Untersuchung Podschiwalows

*) Vgl. diese Wochenschr. Jahrg. 1890, Sp. 1273 ff.

und Oneschnikows. Sehr lehrreich sind die von Wroth gegebenen Gewichtstabellen über den bosporäischen Stater, der zu Augustus' Zeit in Gold beginnt, dann zu Elektron wird, das sich allmählich zu Billon und Potin verringert, bis das bloße Kupfer übrig bleibt, dabei aber bis zur Zeit Rheskuporis' VI (304—342) nur unmerklichen Schwankungen unterworfen ist (123, 3—102, 4). Es folgen die Auseinandersetzungen über die Wertzeichen H, IB, KΔ, MH auf dem Kupfergeld.

Berlin. R. Weil.

Paul Lejay, Inscriptions antiques de la Côte-d'Or. Paris, 1889, Emile Bouillon. (Bibliothèque de l'école des hautes études. Sciences philologiques et historiques. XXIV. fascicule.) 280 S. 8.

Das Buch enthält eine Sammlung der gallo-römischen Inschriften des Departements Côte-d'Or im östlichen Frankreich, wo vor Zeiten Äduer und Lingonen gesessen haben und römische Kultur auf keltischem Boden eine hohe Blüte erreichte. Die Einleitung orientiert über Plan und Ausführung und schließt mit dem Ausdruck des Dankes an die Förderer der Arbeit. Eigentümlich berührt es uns, wenn der Verf. Schreibungen wie 'Serui' statt 'Seruii', u für u und v, i für j und i noch erst rechtfertigen muß. Man wird dem Verf. recht geben, wenn er die Grenzen für seine Sammlung lieber aus der modernen als aus der antiken Geographie nimmt, da Genauigkeit bei der Umgrenzung der civitates nicht zu erreichen ist. Nach einer reichhaltigen Bibliographie folgen die Inschriften, 293 Nummern, nach topographischem Gesichtspunkt geordnet. Den Schluß bildet ein ausführlicher Index, der nach der Weise des im CIL üblichen Verfahrens die Summe der Arbeit zieht und das zusammenstellt, was die Inschriften über die verschiedenen Seiten des antiken Lebens uns lehren. Bei jeder Nummer folgt auf den Fundbericht und die Beschreibung des Monuments der Text in den Typen, wie sie das CIL verwendet, mit nebenstehender, die Siglen auflösender Kursive, sodann die Bibliographie und der Kommentar. Ein starkes Viertel der Denkmäler ist im Museum der Departementshauptstadt Dijon, und es soll hier gleich das sonderbare Faktum niedriger gehängt werden, daß dem Verf. nicht einmal von der 'commission départementale des Antiquités de la Côte-d'Or' gestattet worden ist, Abklatsche zu nehmen; er hat sich mit Abschreiben begnügen müssen. Eine Menge der Inschriften sind in Deutschland wegen des lokalen Charakters der Litteratur wohl noch unbekannt. Der Zahl nach stehen obenan die Grabsteine, von denen eine Reihe, namentlich Dijoner, mit jenen realistischen Darstellungen gallischer Kunst geschmückt sind, wie sie uns Hettner an den Neumagener Monumenten beschrieben hat. Dann folgen die Votivsteine, auf denen bald römische Götter wie Iuppiter, Apollo, Mars, Mercurius, Liber, Minerva, Bellona erscheinen, bald gallische auch sonst bekannte Numina, wie Rosmerta, Epona, Sequana, die Matres, bald keltische Lokalgötter mit seltsamen Namen wie Bemiluciovis, Mars Cicolluis, Mercurius Clavarias, Litavis, Ucuetis, Moritasgus, Segomo. Aus der Zahl der übrigen hebe ich noch drei Inschriften in celtischer Sprache, 6 Meilensteine und 8 Okulistenstempel hervor.

Ich kam zu der Lektüre dieses Buches, als ich die demnächst zu besprechende unmethodische Arbeit von Espérandieu durchgemacht hatte, und gestehe, daß ich von dem Gegensatz angenehm überrascht war. Der Verf. hat durch dieses Buch auf Vorschlag von Héron de Villefosse, dem dasselbe auch gewidmet ist, den Titel eines 'Élève diplomé de la section d'histoire et de philologie de l'École pratique des hautes études' erhalten, mit gutem Recht. Hier ist sichere Methode und geschulte Akribie in der Anordnung des Ganzen wie in der Behandlung des Einzelnen, besonnenes Urteil und eindringende Kenntnis nicht nur der französischen, sondern auch der deutschen philologischen Litteratur. Der Kommentar, der die zum Verständnis nötigen sachlichen Erklärungen und Zusammenstellungen enthält, ist meist recht ausführlich, was ich aber nur billigen kann in der Erwägung, daß die Kenntnis der Epigraphik selbst unter den Philologen noch nicht allzuverbreitet ist. Gegen Ende wird er, fast scheint es aus Raumrücksichten, knapper; so hätte z. B. über die hübschen Distichen der Grabschrift no. 247 etwas mehr angemerkt werden können. Auch hätte ich bei der in n. 282 erwähnten Widmung einer 'cella vestibula' gern erfahren, was das 'e regione columnae' heißen soll. Gelegentlich finden sich beachtenswerte Zusammenstellungen, Berichtigungen und Belehrungen. So enthält p. 22 Anm. 4 eine Statistik der Namensformen 'Sestius' und 'Sextius', die das Überwiegen der letzern feststellt. Ob darum, wie Lejay meint, Sestius die vulgäre Form ist, ist mir zweifelhaft, wenn ich z. B. an den Consul Sestius denke, dem Horaz sein Frühlingslied I 4 widmet. Seite 96 ff. findet sich, nach einer Vorlesung von Villefosse, eine hübsche Zusammenstellung über die Korporationen der nautae. Mehrfach wird auf die Spuren alter Mythologie in den heutigen abergläubischen Gebräuchen der Land-

leute hingewiesen. Seite 197 belehrt uns der Verf., daß die von Mommsen im Hermes XIX 437 vermutete Straße von Langres über Lyon und Genf längst bekannt und noch heute sichtbar ist. S. 83, Anm. 1 erfahren wir, daß die im CIL XII unter n. 2738 nach Colombiers bei Bagnols gesetzte Inschrift nach Dijon gehört. In den Additamenta endlich berichtigt Lejay die herrschende Anschauung, daß bei der Namenanführung die Auslassung von filius (z. B. Ingenuus Solimari nämlich filius) spezifisch gallisch sei, dahin, daß dieselbe allen Nichtrömern, wie den Griechen, Afrikanern u. s. w. eigen ist. Die wenigen kleinen Einwendungen und Verbesserungsvorschläge, die ich mir notiert habe, hier vorzuführen, halte ich für unangebracht. Nur eins vermisse ich in dem Buche, eine Spezialkarte des Departements. — Alles in allem genommen würden sich wohl die Bearbeiter des CIL glücklich schätzen, wenn sie für möglichst viele Departements solch saubere Vorarbeiten wie die besprochene fänden.

Crefeld. M. Siebourg.

Posnansky, Nemesis und Adrasteia, eine mythologisch-archäologische Abhandlung. (Breslauer Philol. Abhandl. Bd. V, Heft 2.) Mit 1 Doppeltafel. Breslau 1890. Koebner. X, 184 S. 8. 7 M.

Diese der Breslauer Schule zur Ehre gereichende, von guter Methode, Fleiß und Gelehrsamkeit zeugende Arbeit behandelt in vier Hauptkapiteln Mythen, Kulte und Monumente der Nemesis und Adrasteia und füllt demnach eine empfindliche Lücke der griechischen Mythologie aus, da eine eingehende Untersuchung der in Rede stehenden Göttinnen bisher mit Bedauern vermißt wurde.

Was Nemesis anlangt, so geht P. in Kap. I zunächst von der Etymologie und Bedeutung des Ausdrucks νέμεσις bei Homer, Hesiod und den übrigen älteren Dichtern aus, er definiert den Begriff als das Gefühl des Unwillens gegen die Verletzung des νόμος und faßt demgemäß richtig die Göttin als „die zürnende Vergelterin". Im folgenden Unterabschnitt sucht P. die Beziehungen der Nemesis zu Aphrodite, welche an der berühmten Statue des Agorakritos zu Rhamnus deutlich hervortraten, durch die nemesisartige Rolle, welche Aphrodite nach den Kyprien im trojanischen Kriege spielte, zu erklären (s. jedoch unten). Das Hauptresultat der nun folgenden, den Wirkungskreis der Nemesis, insbesondere ihre Stellung als Totengöttin, Rächerin der ὕβρις, Wahrerin des rechten Maßes, als neidischen Dämon, als Fortuna u. s. w. behandelnden Kapitel lautet (S. 59) etwa folgendermaßen: Nemesis lehnt sich an Artemis an. Das allerdings nicht den Kern in dem Wesen der Artemis bildende Amt, die Strafaufsicht über die ὑβρισταί zu führen, ist in Nemesis zu einer selbständigen Gottheit verkörpert. Ihre ursprüngliche Aufgabe ist deshalb, die ὕβρις zu ahnden. Aus derselben entwickelt sich folgerichtig ihre Eigenschaft als Wahrerin des rechten Maßes. Entartung des Nemesisbegriffes ist es, wenn sie als neidischer, böswilliger Dämon aufgefaßt wird. In der nachchristlichen Zeit ist eine Verflachung in dem Wesen der Nemesis zu beobachten, die zu einer immer weitergehenden Annäherung an Fortuna oder Tyche führt. Diese Annäherung an die Schicksalsgöttin ist namentlich bei den Römern beliebt, hindert aber nicht, daß sich die ältere Anschauung von dem Wesen der Göttin daneben auch noch in den spätesten Zeiten geltend macht. Der allgemeine Synkretismus der nachklassischen Zeit wirkt auch auf Nemesis und ist die Ursache von ihrer Gleichstellung mit andern Gottheiten fremder Religionen.

Dagegen wird (S. 68 ff.) die der Nemesis namentlich in der spätern Zeit so nahe stehende Adrasteia ursprünglich als eine lokale Erscheinungsform der Kybele, und zwar als der Lokalgöttin der phrygischen Stadt Adrasteia, erwiesen, daher zu dem adjektivisch gebildeten Namen Ἀδράστεια eigentlich θεά oder μήτηρ (= Κυβέλη) zu ergänzen ist. Diese Erklärung scheint mir umso annehmbarer, als auch die meisten übrigen Beinamen der Kybele entschieden lokalen Ursprungs sind und einfach die Göttin oder Mutter vom Dindymon (Δινδυμήνη), von Phrygien (Φρυγιά), vom Ida (Ἰδαία), vom Sipylos (Σιπυλήνη), von Pessinus (Πεσσινουντία) u. s. w. bezeichnen, was P. zur weiteren Stütze seiner Erklärung hätte anführen können.

Als der bei weitem wertvollste Teil der ganzen Untersuchung müssen jedoch diejenigen Abschnitte (S. 92—179) bezeichnet werden, in denen der Verf. die Monumente der beiden Göttinnen, insbesondere der Nemesis, erörtert hat. Hier übt P. eine sehr gründliche Kritik, indem er die sichern Nemesismonumente von den zweifelhaften oder bisher mit Unrecht auf Nemesis bezogenen scheidet. Als einzig maßgebende Kriterien für die Deutung als Nemesis betrachtet P. mit Recht die Lüpfung des Gewandes und den Gestus des Indenbusenspeiens, während die bisher von vielen für ein charakteristisches Merkmal gehaltene Armhaltung durchaus nicht den sog. πῆχυς bedeutet, der vielmehr durch einen beigegebenen Stab (Elle) bezeichnet wird. Als sonstige Nebenattribute der

Nemesis werden Zaum, Joch, Rad, Greif, Zweig, Flügel, Geißel, Steuerruder und Wage erwiesen. Die 44 auf der Doppeltafel mit Hülfe der Photogravure dargestellten Münz- und Gemmenbilder sind leider teilweise zu dunkel und undeutlich geraten; das von Imhoof-Blumer und Overbeck mit bestem Erfolge benützte Institut von Brunner in Winterthur würde hier unzweifelhaft weit Vollkommeneres geleistet haben.

Zum Schluß gebe ich noch einige kleine kritische Bemerkungen zu einzelnen Behauptungen des Herrn Verf., die übrigens den Wert seiner tüchtigen Leistung nicht im mindesten herabsetzen, sondern nur beweisen sollen, daß ich Posnanskys Ausführungen mit warmem Interesse gefolgt bin.

S. 6 ff. sucht P. die Annäherung der rhamnusischen Nemesisstatue des Agorakritos an den Aphroditetypus durch den Hinweis auf die nemesisartige Rolle zu erklären, welche Aphrodite nach den Kyprien im trojanischen Kriege gespielt haben soll, obwohl doch, wie die erhaltenen Fragmente lehren, in den Kyprien zwischen Aphrodite und Nemesis streng geschieden wird. Viel näher scheint es mir zu liegen, das scheinbar Aphroditeartige im Typus des Agorakritos aus der schon bei Isokrates (vgl. S. 19 ff.), also einem etwas jüngeren Zeitgenossen des Agorakritos, bereits vollzogenen Identifizierung von Nemesis und Leda zu erklären, welch letztere bekanntlich von jeher einen mehr oder weniger aphrodisischen Charakter gehabt hat. — S. 48 liest P. in Vers 4 des 61. orphischen Hymnus (ἀλλάσσουσα [?] λόγον πολυποίκιλον, ἄστατον αἰεί) statt des unverständlichen ἀλλάσσουσα mit Wiel ἀλλ' ἔχθουσα. Ich schlage vor, mit noch geringerer Änderung zu lesen: ἀλλ' ᾀστοῦσα (= ἀιστοῦσα), indem ich hinsichtlich des Gedankens auf Aesch. Suppl. 881 ἀποτρέψειεν ἄϊστον ὕβριν sowie auf V. 11 desselben orphischen Hymnus (παύουσα πανεχθεῖς γνώμας οὐχ ὁσίας, πανυπέρφρονας: vgl. auch Anth. Pal. VII 630, 5 f. Plan. 223, 2), hinsichtlich der Form auf Orph. hy. 18, 9 ᾆδην = ἄϊδην (s. auch Orph. Arg. 473 u. 664) verweise. — Wenn Nemesis einerseits mit Tyche und Elpis identifiziert (S. 52), anderseits mit Elpis (Spes) zusammen dargestellt wurde (S. 122 u. 125), so hätten wohl die gründlichen Darlegungen R. Peters im Lex. d. griech. u. röm. Myth. I Sp. 1538 Erwähnung verdient. — Die Zweizahl der Nemeseis in Smyrna ist schwerlich so bedeutungslos, wie P. annimmt, vielmehr wohl nach Analogie der zwei Fortunen von Antium und der beiden delphischen Moiren zu erklären. Entweder liegt der Zweizahl die Identifizierung von Nemesis mit Tyche (Fortuna) und Moira oder die Annahme einer Νέμεσις θεῶν und ἀνθρώπων (S. 3 ff.) zu grunde. — Unter den Gemmenbildern der Nemesis hätte vielleicht auch Müller-Wieseler 2, 16, 176[a] Erwähnung verdient (vgl meine kürzlich erschienene Monographie „Über Selene und Verwandtes" S 169). — Zu S. 111 f. bemerke ich, daß der Zweig, den Nemesis so oft in der Hand hält, sehr wohl ein ῥάμνος-Zweig sein könnte. Vgl. die vom Verf. übersehene Stelle in dem von Haupt (Index lect. Berol. Octob. 1873) herausgegebenen 'carmen de viribus herbarum' v. 19 f.: πανδερκὴς δ' ἄρ' ἔπειτα θεὰ Νέμεσις πολύμορφος ‖ καὶ νηοὺς ἐκάθηρε θεῶν καὶ ἀγάλματα ῥάμνῳ.

Wurzen. W. H. Roscher.

A. von Heyden, Die Tracht der Kulturvölker Europas vom Zeitalter Homers bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts (IV. Band von Seemanns Kunsthandbüchern.) Leipzig 1889, Seemann. XVI, 262 S. 222 Abbildungen. 3 M. 20.

Die Behandlung der antiken Tracht, auf die hier allein eingegangen werden soll, nimmt in dem vorliegenden Werke einen Raum von 48 Seiten ein. Für die griechische Tracht konnten zum erstenmal Studniczkas „Beiträge" benutzt werden. Der Wunsch, diese Beiträge bald zu einer Geschichte der griechischen Tracht erweitert zu sehen, wird dadurch aufs neue rege. In dem v. Heydenschen Werke wird der Unterschied des sog. dorischen, besser altgriechischen und des ionischen Chitons richtig dargestellt, im übrigen aber in sehr gedrängter Form und nicht immer mit wünschenswerter Genauigkeit eine Zusammenstellung antiquarischer Einzelheiten unter auffallender Vernachlässigung der Trachtgeschichte geboten. Die ionischen Peploi sind nicht erwähnt, überhaupt ist verkannt, daß wir es vor den Perserkriegen mit einer vollkommen durchgebildeten ionischen Mode zu thun haben, die sich nicht nur auf die Kleidung, sondern auch auf Haar und Barttracht und manche andere Erscheinungsformen des Lebens erstreckt und in ihrer gesuchten Zierlichkeit eben der Ausdruck einer „Zopfzeit" ist. Auch die aus der wieder aufkommenden altgriechischen und der ionischen neu entstehende Tracht, die Ref. Attika zugeschrieben hat, findet keine Berücksichtigung.

Aristion ist nicht bei Marathon gefallen, sondern mindestens vierzig Jahre früher gestorben.

Bei der Behandlung der römischen Tracht hätte eine sorgfältige Benutzung des vortrefflichen Marquardtschen Handbuches vor manchem Mißgriffe bewahren können. So S. 29: „die Toga war ein unbequemes Kleid . . . man brauchte außerhalb

Roms die Toga virilis, das Pallium"(!). So S. 30—31, wo das Verhüllen des Hinterhauptes als wesentlich für den cinctus Gabinus angenommen wird. S. 32: „Der Triumphator, vielleicht auch der rex sacrorum trägt die toga picta ebenfalls purpurfarbig mit Goldstickerei, von dem Palmenornament der letzteren auch toga palmata genannt". Erwähnt mußte die trachtgeschichtlich wichtige laena werden. Daß die Römerinnen langes Haar gehabt haben, wird aus Polybius und Tacitus erwiesen.

An Versehen in Namenschreibungen sind dem Ref. aufgefallen Abynoteychos, Achaer, Iphikraten, Saburow, Sophus Miller, Rich. und Carl Müller (st. Rich und Carl Müller), Jac. Bohlau.

Berlin. Johannes Böhlau.

A. Anagnostakis, La méthode antiseptique chez les anciens. Athen 1889, K. Wilberg. 14 S. gr. 8.

„*Je vais établir sur des preuves évidentes et irréfragables que la méthode antiseptique, si justement admirée, date de vingt-deux siècles; qu'elle était appliquée par les anciens dans toutes les formes et dans toute la rigueur d'une méthode chirurgicale; que la théorie pathologique sur laquelle elle repose est éminemment hippocratique, expliquée à diverses reprises par le père de la médecine dans un traité spécial en termes qui n'ont rien d'équivoque, que l'art ne fait que revenir sur ce point à une pratique qu'il avait oubliée dans sa rapide évolution et qui survit dans la chirurgie populaire*". Der besonders um die Geschichte der Ophthalmologie verdiente griechische Augenarzt, dem wir das wie vorstehend anhebende Essai verdanken, weist aus den medizinischen Schriftstellern des Altertums nach, daß bei der Behandlung von Wunden mit großer Sorgfalt auf Reinlichkeit der Instrumente und Verbandstoffe gesehen wurde.

Wenn er weiter darauf besonderes Gewicht legt, daß man zum Auswaschen Regenwasser verwendet habe, das man vorher abgekocht hätte, um es zu sterilisieren, so muß erwähnt werden, daß an der angezogenen Stelle Hippokr. de aër. aq. loc. c. 8 (II 36 L.) von der Wundbehandlung garnicht die Rede ist, sondern lediglich vom Trinken. Immerhin mag die Sache selbst ihre Richtigkeit haben. Zur Verhütung und Beseitigung des Eiterns der Wunde gebrauchten die alten Ärzte sodann eine Anzahl „trocknender" Mittel (ξηραίνοντα, ἄσηπτα): τὸ γὰρ ξηρὸν τοῦ ὑγιέος ἐγγυτέρω ἐστίν sagt Hippokrates am Anfang der Schrift περὶ ἑλκῶν (VI 400 L.), deren Therapie durchaus auf das „Austrocknen" hinausläuft. Derartige Mittel waren warmer Wein, besonders rezinierter, der die Stelle unseres Alkohols vertrat, Seesalz oder warmes Seewasser, Theersalbe, Kupfervitriol, verschiedene Harze und aromatische Stoffe u. s. w. Auch das Glüheisen wurde zu diesem Zwecke angewendet. Der Verfasser macht auf eine Stelle Galens aufmerksam, die sogar zeigt, daß man für das Unterbinden der Blutgefäße mit Fadenschlingen sich eines aus Gallien bezogenen Stoffes bediente, der an das heute bei dem Listerschen antiseptischen Verfahren gebräuchliche Catgut erinnert (method. med. X 942 K.).

Es ist noch ein großer Schritt von diesen Anfängen bis zu der erst in neuester Zeit eingeführten und wissenschaftlich begründeten Operations- und Verbandmethode des großen englischen Chirurgen. Dennoch bildet Anagnostakis' Untersuchung eine bemerkenswerte Ergänzung zu den neuerdings von Puschmann zusammengestellten Thatsachen, die uns deutlich zeigen, wie in der medizinischen Wissenschaft so manche Entdeckung des Altertums später in Vergessenheit geriet und erst aufs neue gefunden werden mußte.

Leipzig. Johannes Ilberg.

Lucien Maury, Les postes romaines. Paris 1890, Imprimerie de la société de typographie. 112 S. 16.

Vorliegende kleine Schrift, welche zugleich in der Revue des Postes et Télégraphes erscheint, ist speziell für Post- und Telegraphenbeamte bestimmt und mag auch für diese manches Lehrreiche und Interessante enthalten. Einen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert kann die Arbeit in keiner Weise machen. Dieselbe ist nach sekundären Quellen zusammengestellt; dahin gehören besonders Mich. Pabagh, La colombe messagère; Lequien de Laneufville, Usage des postes; Humbert, Des postes chez les Romains; Paulys Realencyklopädie, Art. Postwesen; Hudemann, Das Postwesen der Römer. Die vielfach angebrachten Citate, wie 'Herod. Uranie VIII'; 'Tite-Live XXXI'; 'Cod. Theod. VIII' dienen offenbar nur zur Verzierung; wenn der Verf. die Stellen selbst gefunden oder auch nur nachgeschlagen hätte, so würde er dem Leser gewiß auch die Kapitel verraten, wo das Betreffende zu finden ist. Von selbständiger Benutzung neuerer Quellen, z. B. der Inschriften, findet sich, soviel wir sehen, keine Spur.

Mannheim. F. Haug.

Charles Graux, Notices sommaires des manuscrits grecs en Suède. Mises en ordres et complétées par **Albert Martin.** Paris 1889, Ernest Leroux. 88 S. 8. (Archives des Missions, 3e série, tome XV. S. 293—370).

Charles Graux ist zunächst durch andere Arbeiten und dann durch seinen frühen Tod verhindert worden, das beschreibende Verzeichnis der griechischen Hss in Schweden, welches er im Jahre 1877 aufgenommen hatte, gleich dem der griechischen Hss in Kopenhagen selbst herauszugeben. Herr Albert Martin von der Faculté des lettres zu Nancy hat sich das Verdienst der Veröffentlichung erworben. Er fand außer den Beschreibungen auch einen Teil der Untersuchungen ausgearbeitet vor, welche Graux über die einzelnen Hss angestellt hatte; er hat diese ergänzt und vervollständigt, wobei ihm die anderen Arbeiten von Graux, insbesondere die über die griechischen Hss des Escurial gute Dienste leisteten und er auch durch die Mitteilungen einiger schwedischen Gelehrten unterstützt wurde. Den letzteren wird auch die Beschreibung der Hss von Skokloster verdankt, wo Graux nur ganz flüchtig gewesen war. Vorangeschickt hat Martin eine treffliche Einleitung über die Geschichte der schwedischen Bibliotheken und die Schicksale ihrer griechischen Handschriften überhaupt. Den Grund zu den handschriftlichen Schätzen der schwedischen Bibliotheken hat Gustav Adolf gelegt; die Eroberungen der schwedischen Heere unter seinen Nachfolgern trugen erheblich zu ihrer Vergrößerung bei, während die durch friedliche Mittel zusammengebrachte Bibliothek der Königin Christine bekanntlich dem Lande verloren ging. Einen unersetzlichen Verlust führte dann weiter der Brand der königlichen Bibliothek zu Stockholm im Jahre 1697 herbei, bei dem über 1100 Hss in Flammen aufgingen. Neben den öffentlichen Bibliotheken giebt es in Schweden auch noch große private Büchersammlungen, unter denen die des Grafen Brahe zu Skokloster am Mälarsee die bedeutendste zu sein scheint.

Die griechischen Hss, welche Schweden heute besitzt, sind übrigens sämmtlich auf unantastbare Weise in die Hände ihrer jetzigen Eigentümer gelangt. Es werden ihrer im ganzen 79 verzeichnet. Davon fallen 66 auf Upsala, 8 auf Linköping, 3 auf Skokloster, 2 auf Stockholm. In einem Nachtrag hat außerdem nach einer Mitteilung Omonts noch eine kurze Notiz über eine Hs des Iohannes Chrysostomos in Stockholm gegeben werden können. Das Verzeichnis ist mit jener Genauigkeit und Sorgfalt angefertigt, welche wir bei Graux gewohnt sind; summarisch wie es ist, giebt es doch alles, was der fern wohnende Gelehrte zu seiner Orientierung braucht. Graux hat auch nicht unterlassen, auf die paläographisch interessanten Einzelheiten hinzuweisen und sie näher zu erläutern; so giebt er manche wertvolle Notizen über die Kopisten und alles Stichometrische; eine von den stichometrischen Angaben, welche sich hier finden (S. 41), hat er selbst in seinem bekannten Aufsatz aus irgend einer zufälligen Ursache zu verwerten unterlassen; sie ist völlig neu. Sehr wertvoll sind die Angaben über die Provenienz der Hss und ihr Verhältnis zu bestimmten Codices anderer Bibliotheken; die handschriftlichen und gedruckten Kataloge aus früherer Zeit sind dabei natürlich gebührend benutzt worden. Es hat sich bei diesen Untersuchungen u. a. ergeben, daß gewisse Hss, welche aus der Bibliothek von Scheffer stammen, Abschriften von Straßburger Codices sind; sie vertreten also jetzt die Stelle der 1870 zu grunde gegangenen Originale. Auch sonst hat Graux aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit manche wichtige Mitteilung gemacht. Zu S. 27 Note 1 sei bemerkt, daß der Codex Vaticanus des Chronikon paschale nicht von Mai selbst für Dindorf verglichen worden ist, sondern durch Mais Vermittlung von einem ungenannten 'idoneus homo'. In dem Kodex von Skokloster No. 1 (S. 78) wird doch wohl 'Petrus Candidus' und nicht 'Primus Candidus' oder 'Pitaus Candidus' stehen. Sehr wichtig sind auch die Notizen darüber, von wem die einzelnen Hss benutzt worden sind, und wo von ihnen gehandelt wird. In Deutschland haben sich, wie es scheint, nur Richard Förster und Sommerbrodt um die griechischen Codices in Schweden bemüht; die Schweden selbst dagegen haben in dieser Hinsicht eine rege Thätigkeit entwickelt. Bei der geringen Aufmerksamkeit, welche wir in Deutschland der schwedischen Philologie zu schenken pflegen, werden die hier gegebenen Nachweise doppelt willkommen sein. Handschriften selbst zu vergleichen, hatte Graux kaum Zeit; aus dem Codex Upsalensis 14 hat er jedoch ein Stück von Lukians Traum verglichen, und es ist angenehm, zu vernehmen, daß seine Kollation mit der von Sommerbrodt übereinstimmt. Was den Inhalt der Codices betrifft, so wiegt die klassische vor der geistlichen Litteratur vor; die Zahl der alten Hss ist natürlich gering. Zu holen ist für den Hellenisten in Schweden jedenfalls noch manches; nachdem nunmehr ein Verzeichnis des Bestandes vorliegt, wird es hoffent-

lich nicht mehr lange dauern, bis er völlig ausgebeutet worden ist.

Königsberg. Franz Rühl.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XLI, No. 11.

(965) **R. Novak**, Zu Livius. In XXVII 27,13 lautet die Vulgata: „triplicem rei gestae ordinem edit, unam traditam fama, alteram . . . tertiam . . .", etc. Dem hier vorliegenden Fehler sucht man durch Entfernung des Wortes *ordinem* abzuhelfen, welches doch echt Livianisch ist. Novak meint, daß der Abschreiber die Adjektiva irrtümlicherweise mit *rei* statt mit *ordinem* konstruiert und daher weiblich gemacht hat. Die Endungen sollen also männlich geändert werden und auf ordo sich beziehen: triplicem rei gestae ordinem edit, unum traditum fama, alterum scriptum, tertium quem ipse pro inquisito ac sibi comperto adfert. Folgen ähnliche Konjekturen. — (973) **J. Zahlfleisch**, Zu Aristoteles' Metaphysik. Textkritisches, mit Beziehung auf Christs Ausgabe. — (977) **J. Stowasser**, Proprium, spolium. *Spolium* ist Fremdwort: στολή, Rüstung; *proprium* Lehnwort, von προπρό = „fort und fort, beständig". — Litterarische Anzeigen: (980) Isokrates' Panegyrikos, von **B. Keil**. Bezüglich der Emendationen teilt Ref. Slameczka nicht ganz die Ansichten des Herausgebers. — (982) Anzeige von J. Golling über eine Reihe von Nepos-Schulbüchern: 'in **Reidners** Ausgabe (3. Aufl.) sei für sachliche Erklärung aufs beste gesorgt; **Bitschofskys** reichliche „Auswahl" hat den Charakter einer Ausgabe, mit höchst schonender Behandlung des Textes; die „Nepos-Sätze" von **Bähnisch** nützlich und neben jeder Grammatik zu verwenden'. — (987) **Maximiani elegiae rec. M. Petschenig.** 'Verbesserter Text mit wertvollen Noten'. J. Huemer. — (989) **H. Koziol**, Anzeige von lateinischen Übungsbüchern: **Busch, Oehler, Scheele-Meissner, Geyer-Mewes** (etwas großer Umfang; übrigens inhaltreich, bildend, tadellose Sprache). — (996) **O. Ribbeck**, Geschichte der römischen Dichtung, II. Referat von J. Stowasser: 'Die Darstellung der augusteischen Zeit ist zu günstig ausgefallen; für die grandiose Erbärmlichkeit und Gesinnungsknechtung jener Zeit hat Ribbeck nirgendwo das richtige Wort gefunden; hier malt er entschieden viel zu rosig. Bei Horaz wird sein Urteil und Ton merklich kühler als bei dem Dichter der Äneide: mit Unrecht; denn beide Dichter stehen völlig ebenbürtig einander gegenüber, beide haben das Nationalrömische ganz abgethan, beider Arbeiten ist ein griechisches Dichten in lateinischer Sprache, beide haben den dichterischen Genius durch den Mechanismus der Schuldichtung ersetzt; man übersieht zu sehr die vollständige Abhängigkeit dieser Schuldichter von den griechischen Originalen, die so weit geht, daß sie bekanntlich stellenweise gedankenlos und falsch übersetzten (z. B. Verg. buc. VIII 58). Ribbeck hätte überall stärkere Schatten auftragen sollen'. — (1001) **Benndorf**, Wiener Vorlegeblätter. E. Reisch lobt Sorgfalt und Auswahl, Korrektheit und Sauberkeit.

Annuaire de numismatique. 1890, Juli—August.

(273) **W. Fröhner**, Le nome sur les monnaies d'Egypte. Die Münzen mit Angaben ägyptischer Präfekturen darf man nicht als autonome gelten lassen. Sie sind vielmehr geographische Denkmünzen von der Art wie die Medaillen, welche zur Erinnerung an die Reisen des Kaisers Hadrian geprägt wurden. Auf die „Götterlegenden" dieser numismatischen Raritäten sei vollends nichts zu geben: „Egyptian deities in Roman dresses", wie Hr. Birch sagt. Den Prof. Roscher, welcher gegenwärtig ein mythologisches Lexikon von erstaunlicher Gelehrsamkeit und bisher noch nicht erreichter Fülle herausgiebt, würde es wahrscheinlich verdrießen, auf einmal fünfzig neue Gottheiten am Portal des Olymps pochen zu sehen; „je compte sur sa patience et sur son hospitalité".

1890, November—Dezember.

(468) **W. Fröhner**, Variétés numismatiques. Verf. beschreibt eine sehr merkwürdige, bisher unbekannte Münze (Halbbronze) aus dem Todesjahr des Heliogabal. Der Avers zeigt die Büste des Kaisers mit der Umschrift *Imp. Caes. M. Aur. Antoninus Pius Aug.*, das Datum steht auf dem Revers: *P. m., tr. p. V, cos. IIII, p. p.* Das Interesse konzentriert sich auf den Revers; es ist dargestellt ein auf einem Hügel sich erhebender, statuengeschmückter Tempel, vor welchem vier Personen mit einer Opferhandlung beschäftigt sind. Unterhalb dieses Tempels befinden sich, einander gegenüberstehend, zwei kleine Heiligtümer ohne Säulenkolonnade, mit Dreifüßen etc. Als Basis der kleinen Tempel dient eine Brücke. Hr. Fröhner deutet das Münzbild folgendermaßen: der Tempel auf dem Hügel ist der des Iuppiter Capitolinus die vier opfernden Personen sind der Kaiser mit drei Apparitores; die kleinen Tempel sind jene beiden Heiligtümer, welche Heliogabal zur Verehrung seines asiatischen Idols, des schwarzen Steines, in Rom erbauen ließ; das eine dieser Heiligtümer (Eliogaballium) stand unweit des Tiberflusses, was der Münzmeister durch Anbringung der Brücke andeuten wollte. Ein besonderes Detail zeugt für die Genauigkeit der Darstellung: auf dem First der Tempelchen sind Adler mit ausgebreiteten Schwingen angebracht, wie sie auch die Münzen von Emessa zeigen.

Wochenschriften.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 13. (337) **J. Escher**, Triton und seine Bekämpfung durch Herakles. Bedenkenvolle Kritik von *P. Kretschmer*. — (340) **Dingeldein**, Haben die Theatermasken die Stimme verstärkt? Ref. *G. Oehmichen* steht in der Frage auf einem entgegengesetzten Standpunkt. — (342) **Reisigs** Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, II: Semasiologie, von **F. Heerwagen**. Voll anerkennende Rezension von *H. Ziemer*. — (346) **Reitzenstein**, Inedita Graecorum poetarum fragmenta. 'Man lernt mancherlei Neues daraus'. *G. Knaack*. — (344) Teletis fragmenta ed. **O. Hense**. 'Sehr dankenswert'. *A. Klotz*. — (350) Caesar de b. civ. edd. **Kraner-Hofmann**. 'Textänderungen sind zahlreicher geworden'. *E. Wolff*. — (352) **M. Manitius**, Beiträge zur Geschichte frühchristlicher Dichter. 'Interessante und wichtige Ergebnisse'.

'Ἑστία. No. 52. 30. Dez. 1890 (11. Jan. 1891). Παράρτημα. Nach einer Mitteilung der "Ἀστυ' hat Prof. Kumanudes bei den Ausgrabungen auf der alten ἀγορά eine Marmortafel gefunden, welche interessante Aufschlüsse zur Kenntnis der Verbreitung des Epikureismus in Rom giebt. Diese Tafel enthält nämlich einen lateinischen Brief der Kaiserin Plotina an Hadrian, der sich studienhalber in Athen befand, in welchem sie ihn auffordert, die epikureischen Lehrer zu besuchen, sowie die Antwort desselben, daß er Unterricht in diesem Zweige der Philosophie erhalten habe, und einen griechischen Brief der Kaiserin an Popilius Theotimos, das Haupt der Epikureer, in welchem sie ihre Beistimmung zu ihrer Lehre ausspricht.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1890.

I. II. 8. Jan. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. 1. Hr. **Conze** las über attische Grabreliefs des 5. und 4. Jahrh. mit dem Bilde einer sitzenden weiblichen Figur. Hr. **Schrader** gab einen Nachtrag zu seiner Mitteilung vom 4. Dez. v. J. die Datierung der sogenannten Arsacideninschriften. Diese Mitteilung erfolgt in dem Hefte auf S. 3—6.

III. 15. Jan. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers**. Die Akademie hat in ihrer Sitzung am 18. Dez. 1890 Hrn. Dr. **P. Denifle** (Rom), Unterarchivar des hl. Stuhls, zum korr. Mitgliede ihrer phil.-hist. Klasse gewählt. Das korr. Mitglied derselben Klasse, Hr. **K. Gislason** in Kopenhagen, ist am 4. d. M. verstorben.

IV. V. 22. Jan. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. 1. Hr. **Tobler** las vom Gebrauche des Imperfectum Futuri im Romanischen. Die Mitteilung erfolgt in dem Hefte. 2. Hr. **Mommsen** legte vor die Beschlüsse der Limeskonferenz in Heidelberg am 27. Dez. 1890 nebst 11 Beilagen.

VI. 29. Jan. Öffentliche Sitzung zur Feier des Geburtstags Friedrichs II. und zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen**. Derselbe eröffnete die Sitzung mit einer Festrede, in der er, bestimmt durch die Stimmungen der Gegenwart, die Maßregeln des großen Königs für die Volkswirtschaft, namentlich aus den Jahren seiner jugendlichen Regierung, näher beleuchtete. Alsdann wurden die folgenden Berichte über die fortlaufenden größeren wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie und über die mit derselben verbundenen Stiftungen und Institute erstattet. Sammlung der griechischen Inschriften. Bericht von Hrn. **Kirchhoff**. Von dieser Sammlung ist der von Prof. **Kaibel** redigierte Band, welcher die Inschriften von Italien und Sizilien und als Anhang die von Germanien, Gallien, Britannien und Hispanien enthält, Ende vorigen Jahres im Druck vollendet worden und bereits zur Ausgabe gelangt. Der Druck des von Prof. **Dittenberger** redigierten 1. Bandes der nordgriechischen Inschriften ist in stetigem Fortschreiten begriffen; doch wird bei der Massenhaftigkeit des Stoffes die Vollendung noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Die Vorarbeiten zu einem 2. Bande derselben Sammlung befinden sich im Gange. Dasselbe gilt von den Supplementen zu dem 2. Bande der attischen Inschriften, welche von Hrn. **Köhler** bearbeitet werden, sowie von den unter dessen Leitung von Hrn. **Kirchner** herzustellenden Indices dieser Abteilung. Auch ist beabsichtigt, im Laufe dieses Jahres ein 3. Supplementheft zur ersten Abteilung erscheinen zu lassen, dessen Druck in nächster Zeit beginnen kann. Sammlung der lateinischen Inschriften. Bericht der HH. **Mommsen** und **Hirschfeld**. Der Druck der 4. Abteilung des stadtrömischen Bandes (VI) ist von Hrn. **Hülsen** (Rom) bis Bogen 360 geführt und damit die etwa 20 000 Nummern umfassende Serie der stadtrömischen Grabschriften abgeschlossen. Mit der Drucklegung der Fragmente und der umfangreichen Addenda wird demnächst begonnen. Ein topographisch-museographischer Index wie auch der Namenindex befinden sich in Vorbereitung. Das stadtrömische Instrumentum (XV) hat Hr. **Dressel** bis Bogen 66 zum Druck gefördert und während eines viermonatlichen Aufenthaltes in Rom die Abschrift und Durchzeichnung der auf den Amphoren aufgemalten Inschriften beendet. Der erste Teil des Bandes (die Ziegel) wird demnächst zur Ausgabe gelangen. Hr. **Bormann** (Wien) hat während längeren Aufenthaltes in Italien das Material zu Band XI, 2 (Umbria) ergänzt und den Druck bis Bogen 104 geführt. Die Bearbeitung des Instrumentum zu diesem Bande ist Hrn. **Ihm** (Halle) übertragen, der mit den Vorarbeiten begonnen hat. Der Druck des XIII. Bandes (Nordgallien und Germanien) wird erst begonnen bezw. weitergeführt werden, wenn die Herausgeber die Arbeiten für die Supplemente so weit gefördert haben, daß eine Unterbrechung des Druckes nicht zu befürchten steht. Das Material für das massenhafte Instrumentum von Germanien ist von Hrn. **Zangemeister** (Heidelberg) bei längerem Aufenthalte in Holland vervollständigt und von Hrn. **Bohn**, dem die Redaktion desselben übertragen ist, in Bearbeitung genommen. Die Neubearbeitung des 1. Bandes hat von Hrn. **Hülsen** nur bis zum Abschluß des Druckes der Konsular- und Triumphalfasten geführt werden können. Die Drucklegung des Bandes wird voraussichtlich noch geraume Zeit in Anspruch nehmen. Von den Supplementararbeiten ist der von Hrn. **Hübner** besorgte Spanische Band (II) bis auf die Indices abgeschlossen. Die Ausgabe desselben mit von Hrn. **Kiepert** neu bearbeiteten Karten wird in diesem Jahre erfolgen. Das 2. Supplementheft zu Band III (Dacia, Moesia superior, Dalmatia) ist von den HH. **v. Domaszewski** (Heidelberg) und **Hirschfeld** fast zum Abschluß gebracht und wird in wenigen Monaten ausgegeben werden. Die Drucklegung der Pompejanischen Wachstafeln, welche als

1. Heft des Supplementes zu Band IV veröffentlicht werden sollen, wird Hr. **Zangemeister** im Anfang dieses Jahres beginnen. Der Satz der Afrikanischen Inschriften (VIII) ist unter der Leitung der HH. **Schmidt** (Gießen) und **Cagnat** (Paris) bis zum Bogen 51 vorgeschritten. Die Herausgabe des 1. Halbbandes (Tripolitana, Byzacena, Africa proconsularis) wird 1891 in Aussicht gestellt. Die Aufsicht über das epigraphische Archiv in der Kgl. Bibliothek hat auch in diesem Jahre Hr. **Dessau** geführt. Die Benutzung ist unter den bekannten Kautelen den Gelehrten jeden Dienstag von 11—1 Uhr gestattet. Die Durchsicht und Exzerpierung der periodischen Publikationen für Inschriftenzwecke ist von demselben mit besonderer Berücksichtigung der im Druck befindlichen Teile des Corpus fortgesetzt worden. Prosopographie der römischen Kaiserzeit. Bericht des Hrn. **Mommsen**. Die HH. **Klebs, Dessau** und **von Rohden** haben nach den Ergebnissen des Probedrucks ihre Arbeiten revidiert, die Verweisungen auf die anderseitig hergestellten Artikel eingefügt und die Beamtenlisten vervollständigt, insonderheit die Konsularfasten einer neuen Bearbeitung unterzogen. Nach schließlicher Durchsicht des Gesamtwerkes wird mit dem 1. April d. J. der Druck der drei Bände beginnen können. Ausgabe der Aristoteles-Kommentatoren. Bericht der HH. **Zeller** und **Diels**. Im abgelaufenen Jahre sind folgende Bände gedruckt worden: 1. Alexander zur Metaphysik (I) herausgeg. von **M. Hayduck**. 2. Alexander zur Topik (II, 2) herausgeg. von **M. Wallies**. Beide Bände werden in kurzem ausgegeben werden. 3. Ammonius zu der Isagoge (IV, 3), bearbeitet von **A. Busse**, ist im Drucke begonnen. Desselben Kommentare zu den Kategorien und Hermenie (IV, 4 5) sind ebenso wie die Einleitungsschriften des Elias und David (XVIII, 1. 2) zur Herausgabe vorbereitet. Doch haben noch umfangreiche Kollationen für diesen Zweck durch **A. Gercke** und **J. Tschiedel** in Mailand und Florenz ausgeführt werden müssen. Der letztere ist noch mit dem Abschluß dieser Arbeit beschäftigt. Die Kommentare zur Ethik Band XX (Aspasios und der sogen. Heliodorus sind bereits im XIX. Band veröffentlicht) sind in der Bearbeitung von **G. Heylbut** fertig gestellt und dem Druck übergeben worden, ebenso die kleineren Schriften Alexanders (Quaestiones, de fato, de mixtione) in der Rezension von **J. Bruns**, die Band II des Supplementum Aristotelicum abschließen werden. Die Herbeischaffung des Materials für den hebräischen Themistius de caelo (V, 5) ist abgeschlossen, und Hr. **S. Landauer** hofft zu Ende des Jahres Text und Übersetzung vollendet vorlegen zu können. Für Simplicius de caelo (VII) ist es Hrn. **J. L. Heiberg** in Kopenhagen gelungen, das zerstreute Material fast vollständig zusammenzubringen und die höchst verwickelte handschriftliche Frage befriedigend zu lösen. Nach bevorstehender Beendigung der Vorarbeiten wird die Bearbeitung der wichtigen Schrift rasch gefördert und voraussichtlich bald zum Abschluß gebracht werden können. Corpus nummorum. Bericht des Hrn. **Mommsen**. Die Sammlung der antiken Münzen Nordgriechenlands ist unter der Leitung des Hrn. **Imhoof-Blumer** (Winterthur) soweit gefördert, als es dessen Gesundheitszustand und der Mangel an geeigneten Hülfskräften irgend gestattet hat. Hr. **Svoronos**, inzwischen zum Direktor des athenischen Münzkabinets ernannt, ist als Hülfsarbeiter ausgeschieden, wird aber dem Unternehmen auch in seiner neuen Stellung seine guten Dienste widmen. Hr. **Pick** hat seine fleißige und kundige Mitarbeit unausgesetzt fortgeführt und außer den in Winterthur von ihm ausgeführten Arbeiten die oberitalischen Kabinette sowie das Kopenhagener für die akademische Sammlung untersucht. Für die Gewinnung weiterer Hülfe sind Einleitungen getroffen. Politische Korrespondenz Friedrichs d. Gr. Bericht der HH. **von Sybel** und **Schmoller**. Acta borussica. Bericht der HH. **von Sybel** und **Schmoller**. Herausgabe von Jacobis Werken. Bericht von Hrn. **Weierstrass**. Humboldt-Stiftung. Bericht des Vorsitzenden des Kuratoriums Hrn. **du Bois-Reymond**. Bopp-Stiftung. Für den 16. Mai, als den Jahrestag der Stiftung, ist 1890 von dem zur Disposition stehenden Jahresertrage von 1889 im Betrage von 1350 M. die erste Rate, 900 M., dem Dr. **R. Schmidt** (Halle a. S.) als Beihülfe zu einer Reise nach England behufs Kollationierung dortiger Hss der Çukasaptati, die zweite, 450 M., dem Dr. **Georg Huth** (Berlin) zur Unterstützung seiner tibetisch sanskritischen Studien zuerkannt worden. Der jährliche Gesamtertrag der Stiftung beläuft sich zur Zeit auf 1658½ M. Savigny-Stiftung. Die Arbeiten für den Supplementband der Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis hat Hr. Dr. **Knod** (Straßburg) im verflossenen Jahre fortgesetzt und zur Ergänzung des ihm am Orte zugänglichen Materials eine Reise nach verschiedenen Bibliotheken und Archiven Mittel- und Norddeutschlands unternommen. Zur Vorbereitung einer kritischen Ausgabe der Libri feudorum hat Hr. Prof. Dr. **Karl Lehmann** (Rostock) eine größere Anzahl von Hss aus Deutschland, Dänemark, Österreich, Schweiz und den Niederlanden verglichen und auf einer Reise durch Nordfrankreich und Belgien 33 daselbst befindliche Hss teils untersucht, teils kollationiert. Ein Verzeichnis der von ihm benutzten Hss, welches 78 Nummern aufweist, veröffentlicht er im 16. Bande des Neuen Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Die Arbeiten für das Wörterbuch der klassischen Rechtswissenschaft sind auch in diesem Jahre fortgesetzt worden. Königliches Historisches Institut zu Rom. Bericht von Hrn. **von Sybel**. Die Arbeiten des Instituts haben im J. 1890 ihren stetigen Fortgang gehabt. An die Stelle des bisherigen Sekretärs, Prof. Dr. **Schottmüller**, ist Prof. Dr. **Quidde** (München) seit November 1890 getreten. Die Berichte über die Monumenta Germaniae hist. und das Kais. Archäologische Institut werden später mitgeteilt werden, sobald die bevorstehenden Jahressitzungen der leitenden Centraldirektionen stattgefunden haben. Zum Schluß berichtete der Vorsitzende über die seit dem letzten Friedrichstage im Personalbestande der Akademie eingetretenen Veränderungen. Die Akademie verlor durch den Tod die Ehrenmitglieder Hrn. **P. von Tschihatschef** (Florenz) und den in Nizza verstorbenen General **Don Carlos Ibañez, Marquez de Mulhacen**; aus der philos.-hist. Klasse die korr. Mitglieder **K. Gislason** (Kopenhagen) und **G. Bancroft** (Washington). Gewählt wurden im verflossenen Jahre: zum ord. Mitgl. der philos.-hist. Klasse Hr. **A. Harnack**, zum korr. Mitgl. derselben Klasse Hr. **H. Denifle** (Rom).

(Schluß folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 25. April. 1891. № 17.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Knapp** in Straßburg zum Rektor der dortigen Universität gewählt. — Dr. **Winkler** habilitierte sich als Privatdozent für Assyriologie an der Univ. Berlin.

Die Hülfslehrer Dr. **Buzello** und Dr. **Wächter** in Magdeburg als ord. Lehrer angestellt.

Emeritierungen.

Konrektor Prof. Dr. **Bermann**, Oberlehrer Dr. **Jensch** und Dr. **Breddin**, sämtlich am Gymn. in Liegnitz.

Todesfälle.

Dr. **Knobloch**, Oberlehrer am Matthias-Gymn. in Breslau, 20. März, 65 J. — Prof. Dr. **Fredericks** in Berlin, 17. März, 68 J.

Das Theater in Eretria.

(Brief an Chr. B.)

Das amerikanische archäologische Institut hat unter der Leitung seines ständigen Direktors, Prof. Waldstein, das Theater in Eretria ausgegraben. Die Arbeit ist zwar noch nicht vollendet, aber es sind schon wertvolle Resultate erzielt worden, über welche vor Kurzem in einer Sitzung des Instituts berichtet wurde. Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Frage nach der Gestalt des griechischen Theaters bietet, werden den Lesern dieser Wochenschrift einige Angaben über die Resultate erwünscht sein.

Bisher ist das ganze Skenengebäude und ein Teil der Orchestra freigelegt. Die Fundamentmauern des ersteren und ein Teil der Obermauern sind erhalten. Vor dem eigentlichen Skenengebäude liegt kein Logeion, sondern ebenso wie in Epidauros, Megalopolis, Athen und in anderen Städten ein mit Halbsäulen geschmücktes Proskenion an derjenigen Stelle und in den Abmessungen, welche Vitruv für das griechische Theater seiner Zeit angiebt. Diese in jonischem Stil erbaute Dekorationswand hat wiederum nur eine einzige Thür in ihrer Mitte, wie es auch in den anderen Theatern der Fall ist. Ihre Höhe kann vorläufig nur annähernd auf 3 bis 3,50 m ermittelt werden. Vor dieser Wand liegt die ihren Maßen nach einen vollen Kreis bildende Orchestra, deren Gestalt und Dimensionen man vorläufig nur durch einige Gräben festgestellt hat.

Eine Besonderheit des Theaters besteht darin, daß der Fußboden des Skenengebäudes aus Gründen, welche lokaler Natur sind, 3½ m über dem Stylobat des Proskenion liegt, also wahrscheinlich mit dem Dache des letzteren gleiche Höhe hatte. Trat man von der Orchestra durch die Thür des Proskenion in das Innere der Skene ein, so konnte der mit Innensäulen versehene Saal desselben nur auf einer Treppe erreicht werden. Eine solche hat sich auch thatsächlich gefunden. Es führt nämlich ein breiter überwölbter Gang unter dem Fußboden des Skenengebäudes hindurch und endet in einer nach oben führenden Treppe. Der Schauspieler, welcher die Orchestra verließ, brauchte aber nicht immer diesen ziemlich weiten Weg zu machen, sondern blieb wohl

gewöhnlich hinter der Proskenionwand („hinter den Coulissen"), bis er wieder auftreten mußte.

Das wichtigste Ergebnis der Grabungen ist aber die Auffindung eines sorgfältig gemauerten unterirdischen Ganges, welcher von dem Raum hinter dem Proskenion zur Mitte der Orchestra führt. Aus dem Innern des Skenengebäudes konnte der Schauspieler also ungesehen in die Mitte der Orchestra gelangen und dort plötzlich erscheinen. Da man häufig gegen das Spielen in der Orchestra und auf einer in der Mitte der Orchestra erbauten Thymele die Unmöglichkeit des Verschwindens eines Schauspielers angeführt hat, so ist die Auffindung dieses unterirdischen Ganges von unschätzbarem Werte für die Bestimmung der Art und Weise, wie im altgriechischen Theater gespielt worden ist.

In bezug auf das Theater von Megalopolis, über welches ich Ihnen vor 14 Tagen einige Worte schrieb, möchte ich noch hervorheben, daß die breite Mauer hinter dem säulengeschmückten Proskenion, welche die englischen Archäologen irrtümlich als eine sechsstufige Bühne (λογεῖον) rekonstruiert haben, im Theater von Eretria auch vorhanden ist. Sie hat hier aber eine mindestens 8 m hohe Mauer getragen, nämlich die Vorderwand des Skenengebäudes, die *scaenae frons* des Vitruv. Eine ähnliche Mauer wird sie auch in Megalopolis getragen haben. Daß die sechsstufige Bühne in Megalopolis irrtümlich rekonstruiert worden ist, teilt mir soeben auch der zeitweilige Direktor des englischen archäologischen Instituts, Herr Architekt Penrose, mit, welcher vor zwei Tagen aus Megalopolis zurückgekehrt ist. Er schreibt mir, daß die Ausgrabungen noch nicht genügend vorgeschritten seien, um mit Sicherheit sagen zu können, welche Gestalt jene Mauer in ihrem oberen Teile gehabt habe; er stimme mir aber darin vollkommen zu, daß die in dem Journal of Hellenic Studies veröffentlichte Zeichnung und Rekonstruktion falsch sei.

Athen. Wilhelm Dörpfeld.

Erwiderung.

Herr Wecklein erkennt in seiner Beurteilung meiner Sophokleischen Studien (Wochenschrift 1890, Sp. 1613 ff.) an, daß sie manche gute Bemerkung, brauchbare Konjektur u. s. w. enthalten, hat dann aber nur seiner Meinung nach Irriges hervorgehoben. Mein Buch behandelt wohl 900 oder mehr Stellen; und es wäre gerade nicht auffällig, wenn unter den vielen Vermutungen manche anfechtbar wären. Allein Herr W. hält sich vorwiegend an solche, die ich selber als unsicher bezeichnet habe, und stellt auch dabei manche unrichtig dar. Es ist unwahr, daß ich ohne Bedenken in ἄντρων die erste Silbe als kurz angenommen habe. Ich habe nicht die Echtheit von El. 1505 aus Thom. M. bewiesen, sondern umgekehrt gesagt, daß ich davon absähe; meine wirklichen Gründe folgen und sind von Herrn W. verschwiegen. Ich habe nicht behauptet, der Mensch reite auf Stieren, sondern im Gegenteil, daß Ant. 351 nicht vom Reiten, sondern Fahren die Rede sei. Indessen dies und manches andere nehme ich hin; unerträglich aber ist es, daß derselbe Herr mir Unwissenheit in der Grammatik vorwirft und in demselben Atem selbst Irrtümer begeht. Meine Vermutung OR 49 μὴ οὐδαμῶς καὶ soll sprachwidrig sein; wer das behauptet, dem muß der Gebrauch von μὴ οὐ, den er doch aus jeder Grammatik oder aus Herm. ad Vigerum lernen kann, unbekannt sein. Ὥστε mit Inf. (OR. 1428) soll den Acc. ἐπισκοπῶν erfordern, trotzdem daß ein verschiedenes Subjekt vorausgeht. Nun, dann hat Soph. selbst OR 1045 oder Trach. 175 grobe Sprachfehler gemacht, und damit kann ich mich ja trösten. — Ich weiß nicht, ob Herr W. zu den Leuten gehört, die einen wissenschaftlichen Streit nicht führen können, ohne die Gegner zu schmähen. Wenn er κλῇς (sic!) schreibt oder in einer kurzen Kritik ein falsches Citat macht, so folgere ich daraus nicht Unwissenheit, sondern Nachlässigkeit.

Potsdam. Schütz.

Antwort.

Wer wie Herr Schütz S. 187 die Möglichkeit entdeckt, daß die erste Silbe in ἄντρων O. K. 1571 verkürzt sei, dem muß man sagen, daß er das Unmögliche für möglich hält. Das Reiten auf Stieren habe ich nicht der Erklärung, sondern dem neuen Text des Herrn Schütz entnommen; denn ἵππον (Singular) ἐφέξεται . . οὐρειόν τ' . . ταῦρον (Ant. 351) kann ebenso nur vom Reiten verstanden werden, wie πτεροῦντος ἔφεδρος ἵππου (Eur. Ion 202), wo Bellerophon nicht vom Flügelroß gezogen wird, sondern darauf reitet. Daß mir die Regel von μὴ οὐ nach den Verbis des Fürchtens unbekannt sei, wird Herr Sch. wohl selbst nicht glauben. Trotz dieser Regel bleibt es dabei, daß mit μὴ οὐδαμῶς μεμνώμεθα O. T. 49 „der Grammatik und dem Sinne übel mitgespielt wird". O. T. 1529 müßte, da sich bekanntlich ὥστε mit Infin. eng an das Vorhergehende anschließt, entweder Οἰδίπους ὅδε das Subjekt zu ὀλβίζειν und dieser nach dem Schol. der Sprechende sein, in welchem Falle es ἐπισκοπῶν heißen würde, oder es müßte das neue Subjekt wie O. T. 1045 und Trach. 175 (ἐμέ) angegeben werden. In meiner Rezension steht allerdings κλῄς, aber auch 5 Zeilen vorher κλῄς. Wer der schwere Sünder ist, ich oder der Setzer, möge Herr Schütz entscheiden; ich unterwerfe mich seinem Urteile.

München. Wecklein.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 14.)

E. Vogeler, Geschichte des Soester Archigymnasiums. IV. Gymn. zu Soest. 48 S.

Mitteilung von Schulgesetzen aus dem vorigen Jahrhundert, in der bekannten Mischsprache: „Wir recommendieren allen docentibus eine concentrierte Kürze, die sowohl bei denen Conclusionibus als Principiis sich occupire. Am meisten muß das Judicium der Alumnorum solidiret werden, dessen Force ihnen in Exemplis zu zeigen Gelegenheit gegeben werden muß. Was Discipuli memoriter recitiren, das müssen sie clare, und distincte aussprechen, ihre sensamentis mit Parrhesie und ohne Häsitation oder Titubation proponiren und des Endes alles deutlich percipiren".

E. Schnütgen, Geschichte der höheren Lehranstalt zu Eupen. Progymn. zu Eupen. 51 S.

Durch Dekret vom 19. Mai 1808, datiert aus dem Generalquartier von Bayonne, genehmigte Napoleon die Eingabe der Bürgerschaft Eupens um Errichtung einer „École sécondaire" auf dem Grundstücke eines aufgehobenen Klosters. Nach der Besitzergreifung durch Preußen geriet die Anstalt in solche finanzielle Not, daß ein Lehrer nach dem andern, zuletzt auch die Schüler fortblieben; im Oktober 1817 war die Sekundärschule thatsächlich aufgelöst. Doch reorganisierte sie sich bereits 1818 als allgemeine Stadtschule, und ihr erster Lehrer war H. Fasbender. Von 1844—1882 war sie „höhere Stadt- resp. Bürgerschule, hierauf Realprogymnasium und schließlich, seit 1886 Progymnasium.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ἀθηναίων πολιτεία. **Aristotle on the constitution of Athens, edited by F. G. Kenyon** Printed by order of the trustees of the British Museum. London 1891, Quaritch. LII, 190 S. 8. 7 sh 6 d.

Wenige Wochen, nachdem die erste Nachricht von der Auffindung der bisher verlorenen Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles auf einem Papyrus des British Museum bekannt geworden war, ist der Text des Buches im Druck erschienen. Die wissenschaftliche Welt wird der Verwaltung des British Museum den Dank dafür nicht versagen, daß die Publikation so schnell, und daß sie zugleich so anspruchslos gegeben ist, daß die weiteste Verbreitung der Ausgabe möglich ist. Es muß auch bei dieser Gelegenheit, wie das bei den Veröffentlichungen über die Ausgrabungen zu Naukratis von anderer Seite geschah, hervorgehoben werden, daß diese Art der Publikationen der Wissenschaft weit größeren Vorschub leistet als die Sitte, Prachtwerke zu schaffen, wie sie namentlich in Deutschland und Österreich beliebt werden; ihre für den Privaten unerschwinglichen Preise schließen eine Verbreitung von vornherein aus.

Der Herausgeber hat den Text des Papyrus, soweit er im Zusammenhang lesbar war (160 Seiten), nach dem Inhalt in 63 Kapitel geteilt; daran schließen sich S. 161—170 diejenigen Teile des Papyrus, welche nur zum Teil leserlich waren und den Titel 'Fragments', den sie tragen, verdienen. Die Lesung an sich ist eine hervorragende Leistung. Der Text, der an vielen Stellen nicht mehr gelesen werden konnte, ist vom Herausg. meist mit Glück ergänzt worden; es ist Kenyons entschiedenes Verdienst, uns gleich im ersten Drucke ein lesbares Buch geschenkt zu haben. Allerdings ändern wird man noch manches müssen. Ich habe nie ein Buch in den Händen gehabt, welches so von Fehlern gegen die Accentuation — nicht von Druckfehlern — wimmelte; auch sprachlich Unmögliches findet sich in den Ergänzungen. Konjekturalkritik ist vom Herausg. sehr mit Recht bescheiden geübt worden. Im einzelnen hätte er vielleicht noch weiter gehen sollen.[1]) Sachen wie πολιτικώτατα ἁπάντων καρδίᾳ (lies καὶ ἰδίᾳ) καὶ κοινῇ χρήσασθαι ταῖς συμφοραῖς, oder 80,14 τὴν ἐν Σικελίᾳ γενομένην διαφορὰν (lies συμφ.) verbessert man doch beim ersten Lesen. Ein καὶ Φάυλλος ὁ Ἀχέρδους υἱός (S. 100) ist eine sprachliche Unmöglichkeit, namentlich wenn Ῥίνων τε ὁ Παιανιεύς vorhergeht; vermutlich steht Φάυλλος ὁ Ἀχερδούσιος auch auf dem Papyrus. Daß ein Klazomenier, Herakleides, der athenischen Volksversammlung Tagegelder zugewendet haben soll, ist doch einfach unglaublich; gleichwohl ist Ἡρακλείδης ὁ Κλαζομένιος ὁ βασιλεὺς ἐπικαλούμενος dem Herausg unverdächtig. Daß in ὁ Κλαζομένιος ein Ethnikon steckt, ist mir ziemlich sicher; welches, weiß ich nicht, vermute aus paläographischen Gründen jedoch ἐκ λακιαδῶν. — Der Verf. hat dem Text einen laufenden Kommentar beigegeben, in welchem in anspruchsloser Weise auf das wesentlichste Neue aufmerksam gemacht und das zum nächsten Verständnis notwendige Material gegeben wird. Die Einleitung spricht von den äußeren Umständen des Papyrus, giebt darauf einen kurzen Überblick über den Inhalt des Buches und schließt mit einigen allgemeineren Betrachtungen über die athenische Verfassung.

Da die Ausgabe schnell vergriffen worden und noch nicht in vieler Hände gekommen ist, scheint eine Inhaltsangabe des neuen Buches vor allem angezeigt. Die Ausführlichkeit dieser Inhaltsangabe ist für die verschiedenen Partien des Buches eine verschiedene; Maßstab war die Wichtigkeit der betreffenden Partien für unser Wissen.

Das Buch zerfällt inhaltlich in einen historischen und einen systematischen Teil. Der erste führt die Geschichte der Entwickelung der athenischen Verfassung von der ältesten Zeit bis zur Restauration nach Thrasybulos vor (cap. 1—41), der zweite lehrt die athenische Staatsverfassung, 'wie sie jetzt ist', kennen durch eine kurze Darstellung der das Staatswesen bildenden gesetzlichen Körperschaften und Organe (c. 42—63).

Der Anfang des Buches ist verloren. Der Text setzt jetzt mit den Schlußworten einer Darstellung des Kylonischen Attentates ein: Epimenides aus Kreta entsühnte dafür die Stadt.[2]) Nach einem Abschnitt über soziale Verhältnisse in Attika, wie sie vor Drakon bestanden und nach Drakon blieben, folgt ein kurzer Abriß der athenischen Verfassung vor Drakon. Die Ämter wurden aus dem Geburts- und Geldadel besetzt (ἀριστίνδην καὶ πλουτίνδην), waren ursprünglich lebenslänglich, dann zehnjährig; die vornehmsten waren die des Basileus, Polemarchos und Archon; sie sind auch in

[1]) Diese Anzeige ist ohne Kenntnis der nunmehr erschienenen anderweitigen Rezensionen geschrieben. Zu nachträglichen Änderungen habe ich nicht Anlaß gefunden, auch nicht durch die inzwischen erschienene Übersetzung von Kaibel und Kießling.

[2]) Kylon rückt also vor Drakon. Busolt hatte dies schon vermutet (Gr. Gesch. I 498, 8; 504 f.).

dieser zeitlichen Abfolge entstanden. Das Amt des Archon ist das jüngste und wurde erst durch den freiwilligen Verzicht der Kodriden auf das Königtum geschaffen. Die Institution der Thesmotheten ist noch jünger; ihre Entstehung fällt erst in die Zeit, wo die Ämter einjährig waren: zehnjährige Thesmotheten hat es nie gegeben. Das Amtslokal des Basileus war das Bukolion, das des Archon das Prytaneion, das des Polemarchen das Polemarcheion, welches nach der Restauration durch den Polemarchen Epilykos Epilykeion genannt wurde. Die Thesmotheten tagten im Thesmotheteion, welches unter Solon Amtslokal für alle Archonten wurde. Die Thesmotheten hatten volle richterliche Kompetenz, noch nicht bloß die Instruktion der Prozesse. Der Areopag überwachte die Gesetze, war Hauptverwaltungsbehörde für den Staat und hatte in seiner Sphäre das Strafrecht. Ihm stand auch die Besetzung der öffentlichen Ämter zu; er wählte die Beamten aus und zog sie zur Verantwortung vor sein Forum (vergl. c. 8). Diesem Zustand machte Drakons Gesetzgebung im Jahre des Archonten Aristaichmos ein Ende. Drakon war also nicht Archon, als er die Gesetze gab, die ersten, welche die Athener aufschrieben (vgl. c. 41). Er dehnte den Besitz politischer Rechte von dem Geburts- und Geldadel auf alle, welche sich aus eigenen Mitteln Waffen zu beschaffen vermochten, aus; wer dies nicht konnte, blieb politisch rechtlos. Die Ämter der neun Archonten und der Finanzbeamten konnten nur mit solchen Bürgern besetzt werden, welche ein schuldenfreies Vermögen von 10 Minen nachwiesen: wer Stratege oder Hipparch werden wollte, mußte gar ein solches von 100 Minen und außerdem eheliche Kinder im Alter von über 10 Jahren haben; das waren die Bürgschaften, welche der Staat von den verantwortlichsten Beamten verlangte. Die niedrigeren Ämter standen jedem Waffentragenden offen. Das gesetzliche Alter für alle Ämter war das 30. Jahr. Ein Rat, die Bule, ward eingesetzt, bestehend aus 401 Mitgliedern, welche aus allen mit politischen Rechten ausgestatteten Männern erlost wurde; erlost wurden jetzt auch die niedrigeren Ämter; die höchsten (Archonten, Finanzbeamte, Strategen und Hipparchen) durch Abstimmung (Cheirotonie) gewählt. Der Machtbereich des Areopags, welchem früher das Recht der Ämterbesetzung zugestanden hatte, war jetzt also erheblich beschränkt; doch blieb ihm die Gerichtsbarkeit über die Beamten und die übrige die Verfassung wahrende Stellung. Die Bürgerschaft war — ob durch Drakon, wird nicht gesagt — nach vier Steuerstufen eingeteilt und zerfiel in Pentakosiomedimnen, Hippeis, Zeugiten und Theten. Diese Einrichtung ist also vorsolonisch (vgl. c. 7 καθάπερ διῄρητο καὶ πρότερον). Das Land war in Händen weniger großer Besitzer. Die ärmere Bevölkerung, welche den Besitz von Waffen nicht aufweisen konnte, entbehrte auch weiterhin jedes politischen Rechtes und war durch die harten Schuldgesetze in die Knechtschaft der Besitzenden gezwungen. An diesem Zustande änderte Drakons Verfassung also nichts.

Man vergleiche das Bild, welches wir uns bisher von Drakons gesetzgeberischer Thätigkeit nach den erhaltenen Quellen machen mußten, mit dem, welches uns das neue Buch giebt. Aus dem Manne, der mit Blut die Gesetze schrieb, ist ein Gesetzgeber geworden, welcher das ganze Staatswesen umgestaltet, dem Adel das Monopol auf politische Rechte entreißt, dem Areopag die Besetzung der Ämter nimmt und neben diese aristokratische Versammlung einen aus allen Waffentragenden erlosten Rat einsetzt. Gewiß ist seine Verfassung noch eine oligarchische strengster Art; aber von der reinen Geschlechterherrschaft ging es eben nicht mit einem Sprunge zur Demokratie. Drakon ist des Solon ebenbürtiger Vorgänger gewesen; er hat den Mittelstand politisch mündig gemacht; Solon hat nur die Konsequenz für die unterste Klasse gezogen. Drakons Verfassung ist die Zwischenstufe zwischen der Geschlechterherrschaft und der Quasidemokratie des Solon. Daß uns das wahre Bild dieses bedeutenden Sozialpolitikers so verzerrt erschien — Aristoteles hat die Größe des Mannes auch nicht zu würdigen verstanden —, mag zum Teil mit auf dem Umstande beruhen, daß die Solonische Gesetzgebung von den Drakontischen Gesetzen nur die Strafbestimmungen in Mordsachen beibehielt (c. 7); der wahre Grund liegt jedoch tiefer. Es ist hier dasselbe geschehen wie in der römischen Annalistik. Die Geschichtsauffassung der späteren demokratischen Zeit hat das Bild des oligarchischen Gesetzgebers gefälscht und auf Drakons Kosten ihren Helden Solon verklärt. Auf Solon hat die demokratische Zeit ja überhaupt fast alles, was es an alten athenischen Institutionen gab, übertragen; sie hat vieles von dem, was vorher bestand und erst später wurde, entstellt oder einfach totgeschwiegen. Drakons Verdienste teilen nur das Schicksal vieler anderer vor- und nachsolonischer Institutionen. Die demokratische Fälscherarbeit hat es ja doch fertig gebracht, die Einteilung der athenischen Bürgerschaft in vier Klassen für Solonisch zu erklären. W-

durfte sie auch anders? Hätte sie diese Maßregel dem Solon nicht vindiziert, so hätte sie einen der höchsten Ruhmestitel ihrem demokratischen Heros entreißen, ja das eigentliche Fundament der Solonischen Verfassung als nichtsolonisch haben bezeichnen müssen.

Nach der Drakontischen, die Brotfrage nicht berührenden Verfassung blieben die unteren Klassen in einer materiell, wie auch rechtlich gedrückten Lage. Es kam zu dauernden Unruhen. Da das Staatswesen darunter litt, sahen sich die feindlichen Parteien zu einem Kompromiß gedrängt. Solon wurde für das Jahr ol. 47, 1 (592/1) zum Archon und Versöhner (διαλλακτής) gewählt. Was Drakon versäumt hatte, holte er sofort nach. Die dringendste Frage, die Brotfrage, löste er zuerst, indem er die Seisachtheia, welche in der vollständigen Abwerfung der Schuldenlast bestand, durchführte. Dann nahm er die Rechtsfrage in Angriff. Er gab allen Bürgern Anteil an dem Staatswesen; aber er stufte die Fülle der Rechte nach den vier bestehenden Steuerstufen ab[3]. Den Bürgern aller vier Klassen gab er das Recht, als Richter zu fungieren und an der Volksversammlung teilzunehmen; die Staatsämter behielt er den drei obersten Stufen vor, für welche der Census auch wieder die Rechte so regelte, daß immer nur der höheren Stufe die höheren Ämter zugänglich waren. Wie Solon für die Ordnung der Rechte des Staatsbürgers sich an das bestehende Steuerklassensystem anlehnte, so hielt er sich auch bei der Neuordnung der inneren Verwaltung zunächst an die bestehenden Einrichtungen. Die vier alten Phylen mit den Phylobasileis blieben als Grundlage der inneren Landesverwaltung bestehen. Die Phylen wurden je in drei Teile (τριττύες) und diese wieder je in 12 Naukrarien, mit dem Naukrariarchen an der Spitze, geteilt; die Naukrarien waren die kleinsten politischen Bezirke. Der Drakontische Rat von 401 Mitgliedern wurde zur Bule von 400 umgestaltet. Der Areopag behält wenigstens seine verwaltende Thätigkeit und die Gerichtsbarkeit über Mordsachen. Merkwürdig ist es, daß die wichtigste Neuerung Solons, die Einsetzung der Volksgerichte und die Überweisung der Beamtenkontrolle von dem Areopag an die Volksgerichte, sich nicht bei der eigentlichen systematischen Darstellung der Einrichtungen Solons findet, sondern erst bei einem allgemeinen Resumé über die Verfassung, wo diese Maßregel zu den demokratischsten Neuerungen Solons gezählt wird, ohne daß doch auch hier diese Institution genauere Darstellung fände. Das Bestehen einer Volksversammlung wird bei Solon ebensowenig wie bei Drakon ausdrücklich erwähnt, weil es als selbstverständlich vorausgesetzt wird.[4])

Die letzte Maßregel Solons ist die Änderung des Münz-, Gewichts- und Maßsystems gewesen; die Reduktion der älteren Maße wird berichtet und die Angabe gemacht, daß erst Solon die Einteilung der Gewichtsmine in Statere u. s. w. vollzogen habe. — Wie und warum Solon, nachdem er sich seiner Aufgabe gewiß nach besten Kräften erledigt hatte, Athen verließ, hat Plutarch genau aus dem vorliegenden Buche abgeschrieben.

Solon hatte mit seiner Gesetzgebung keinen durchschlagenden Erfolg. Die Parteistreitigkeiten gingen weiter. In dem auf Solons Archontat folgenden Jahrzehnt kam es wegen der inneren Unruhen zweimal, ol. 48, 2 und 49, 2 (587/6 und 583/2), nicht zur Archontenwahl. Bald darauf konnte Damasias sich sogar zwei Jahre und zwei Monate als Archont behaupten. Als er mit Gewalt vertrieben war, kam zwischen den Parteien ein Kompromiß zustande: für das folgende Jahr wurden nicht 9, sondern 10 Archonten, und zwar 5 aus den Eupatriden, 3 aus den Agroiken, 2 aus den Demiurgen gewählt. Darf man da noch von einer Beendigung des Ständekampfes durch Solon sprechen? — Es bilden sich nun die drei bekannten Parteien der Paraler unter Megakles, der Pediaier unter Lykurgos, der Diakrier unter Peisistratos. Der letztere, der als der volksfreundlichste galt, begründete ol. 55, 1 (560/59) seine Tyrannis; ol. 56, 2 (555/4) wird er von Megakles und Lykurgos vertrieben, doch von Megakles selbst ol. 59, 1 (544/3) durch den bekannten Betrug wieder zurückgeführt. Schon ol. 60, 3 (538/7) muß er Athen wieder verlassen. Er geht zuerst an den thrakischen Meerbusen, dann an den Pangaios, wo er Truppen und Geld sammelt, und endlich nach Eretria, von wo aus er durch die Schlacht bei Pallene 61, 3 (534/3) sich wieder die

[3]) Neu ist die Thatsache, daß die Pentakosiomedimnen nicht, wie bisher geglaubt wurde, 500 Maß an Trockenem und 500 Maß an Flüssigem ernten mußten, sondern daß die Gesamternte an Flüssigem und Trockenem zusammen nur 500 Maß zu betragen habe. Dasselbe gilt für die Maßbestimmungen der Hippeis und Zeugiten.

[4]) Der Verf. hat den Abschnitt über Solon mit etwa 50 Versen aus den Solonischen Gedichten versetzt, von denen 13 Ganzverse und 3 Halbverse für uns neu sind; denn auch c. 5 τήν τε φ[ιλαργυρ]ίαν τήν τε ὑπερηφανίαν ist Citat. Diese Citate sind von hohem Werte für die Textkritik der Solonischen Fragmente.

Rückkehr nach Athen bahnt.*) Er herrschte im ganzen 19 Jahre. Seine Regierung war segensreich; er suchte die Bevölkerung auf dem Lande festzuhalten, damit die Stadt nicht wüchse; er forderte den Zehnten von allem für sich. Als er ol. 63,2 (527/6) eines natürlichen Todes starb, folgten ihm die zwei Söhne von der ersten Gattin, natürlich einer athenischen Bürgerin: Hippias, ein verständiger und staatskluger Mann, und Hipparchos, der 'Magnifico'. Von der Argiverin Timonassa hatte Peisistratos zwei jüngere Söhne, Iophon und Hegesistratos mit dem Beinamen Thettalos. Jünger wie er war, entbehrte er der Mäßigung der beiden älteren regierenden Brüder; seine Leidenschaftlichkeit und Gewaltsamkeit hat ihnen Leben und Thron gekostet. Er liebte Harmodios; verschmäht, rächte er sich, indem er die Schwester des Harmodios verhinderte, als Kanephore im Panathenäenzuge zu gehen. Harmodios und Aristogeiton im Bunde mit vielen Bürgern verschwören sich gegen die Tyrannen. Hipparchos wird am Leokorion ermordet, Harmodios sofort niedergehauen; Aristogeiton bleibt längere Zeit gefangen und zeiht die Parteigänger der Tyrannis der Mitschuld; endlich wird er von Hippias selbst niedergestochen, als er den Tyrannen veranlaßt hatte, ihm die Hand zu reichen und dazu sagte: 'dem Mörder deines Bruders hast du deine Rechte gegeben'. Diese Erzählung hat eine anekdotenhafte Pointe. — Der Mord des Bruders verschärfte die Tyrannis des Hippias, und ol. 67,2 (511/10) beginnt er, in Munychia eine Zwingburg zu bauen. Inzwischen hatte die vor der Tyrannis flüchtige Partei mehrere allerdings vergebliche Versuche gemacht, die Rückkehr zu erzwingen. Leipsydrion wird erwähnt; ein Kedon, ein Alkmeonide, spielt eine politische Rolle. Der Sturz des Tyrannen erfolgt durch die von Delphoi aus befürwortete spartanische Intervention in Waffen, welche uns jetzt bedeutend erklärlicher erscheinen muß als früher, wo wir von dem Befestigungsversuch der Munychia nichts wußten. Wie Lakedaimon zu Themistokles' Zeiten gegen die Befestigung Athens Einspruch erhob, wollte es auch 511 die Errichtung eines festen Punktes am salaminischen Meerbusen nicht dulden. Die Befestigung von Munychia hat in letzter Instanz die Intervention für Sparta als politisch klug erscheinen lassen. — Es folgt die Zeit der Rivalität zwischen Isagoras und Kleisthenes mit der zweiten spartanischen Intervention und ihrem kläglichen Ausgange. [Es kommt endlich ein politischer Kompromiß zustande; die Oligarchen sollen das höchste Amt besetzen, die Demokraten einen Gesetzgeber stellen. Gewählt werden die beiden Parteihäupter.] Isogaras wird Archont für ol. 68, 1 (508/7), Kleisthenes erhält den Auftrag, eine neue Verfassung zu entwerfen. Das ganze Land wird in 10 Phylen geteilt, deren jede 50 Mitglieder in den jetzt aus 500 Mitgliedern zusammengesetzten Rat schickt. In 10, nicht in 12 Phylen wird das Land geteilt, damit die Phylen nicht mit den alten 12 Trittyen zusammenfallen (?). Diese Trittyen werden also aufgehoben, und ihr Name wird auf neue, anders gebildete territoriale Bezirke übertragen. Abermals wird das ganze Land in 30 Teile geteilt, von denen je 10 um die Stadt, an der Küste und im Binnenlande lagen. Nun werden jeder Phyle drei von diesen Bezirken, welchen der alte Name der Trittyen gegeben wurde, zuerteilt, und zwar je ein Stadt-, Binnen- und Küstenbezirk, sodaß jede Phyle in allen drei Teilen des Landes Territorien hatte. Kleinste politische Verwaltungsbezirke wurden die Demen, deren Benennung man zugleich systematisch durchführte, unter den Demarchen; die Demen traten also an Stelle der Solonischen Naukrarien. Die Institutionen der Geschlechter und Phratrien sowie die Priestertümer blieben in ihrem Wesen unberührt. Über Beamtenwahl u. s. w. erfahren wir nichts Ausführliches; aus späteren Partien des Buches entnimmt man, daß die Archonten von der Ekklesie gewählt wurden, und daß das passive Wahlrecht für das Archontat auf die Pentakosiomedimnen und Hippeis beschränkt war. Endlich wurde das Institut des Ostrakismos

*) Die Chronologie des Peisistratos ist in dem Buche durch einen Textfehler erschwert. Man hat S. 41 l. Z. zu lesen ἐλθὼν εἰς Ἐρετρίαν ἑνδεκάτῳ πάλιν ἔτει <μετὰ> τὸ πρῶτον (d. h. ἀνασώσασθαι) ἀνασώσασθαι βίᾳ τὴν ἀρχὴν ἐπεχείρει. Das 11. Jahr rechnet also nicht von der zweiten Vertreibung, sondern von der ersten Rückkehr ab. Die Stellung von πάλιν ist, um den Hiat ἑνδεκάτῳ ἔτει zu vermeiden, gewählt worden. Aristoteles rechnet auf die drei Teile der Tyrannis 5 + 5 + 8 = 19 Jahre. Wenn er Polit. 1315b 32 nur 17 Jahre rechnet, so wird er das Antritts- und Todesjahr nicht gerechnet haben, falls nicht die Überlieferung fehlerhaft ist. [Diels im Archiv für Geschichte der Philosophie IV 3, S. 484 schreibt: „Die Regierungszeit des Peisistratos wird 1315b 29 ff. ähnlich angegeben wie in der Politeia c. 17, aber leider ist diese Berechnung mit sich selbst und der Politik im Widerspruche und vorläufig unbrauchbar. Wahrscheinlich sind die Zahlen in beiden Büchern verdorben.]

gegen die Tyrannen und ihre Parteigänger beschlossen. Nach Durchführung dieser Maßregeln — so liest man am Schlusse des Abschnitts über die Kleisthenische Verfassung — war die Verfassung viel demokratischer als die Solonische; zum Teil hatte die Tyrannis die Gesetze Solons schon außer Gebrauch gestellt, weil sie sie eben nicht gebrauchen konnte, zum Teil hatte Kleisthenes neue Gesetze in welchen stärkere Rücksicht auf das demokratische Prinzip genommen war, gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

S. Chr. Larsen, Studia critica in **Plutarchi** Moralia. Kopenhagen 1889, Hagerup. 151 S. 8. 3 M.

Die vorliegende Erstlingsschrift eines dänischen Gelehrten wird jeder Plutarchforscher mit Interesse und Nutzen lesen. Sie behandelt etwa anderthalb hundert Stellen aus den 14 ersten Abhandlungen und zeigt, wieviel zur erfolgreichen Emendierung des verwahrlosten Textes (oft mit recht einfachen Mitteln) auch nach der neuen Ausgabe von Bernardakis noch geschehen kann. Es ist eben bei dem traurigen Zustande der Überlieferung, der wohl in ziemlich frühe Zeit zurückreicht, das letzte Heil nicht vorzugsweise von neuen oder besser verglichenen Handschriften zu erwarten, sondern viel mehr vom Scharfsinn des Kritikers, der durch aufmerksame Beachtung des Gedankenzusammenhangs den von der Logik geforderten ursprünglichen Ausdruck des Schriftstellers wieder aufzufinden vermag.

Der Verf. zeigt bei seinen kritischen Versuchen ein scharfes Auge für die Mängel der überlieferten Lesart und oft glückliche Divinationsgabe zur Beseitigung des Anstoßes. Evident sind z. B. Besserungen wie 17 C ὅσας statt ὅσοι, 21 B ἀντιπαραθήσεις statt — θήσει, 48 B αἰσχροὶ statt γλίσχροι (vgl. Xen. Cyneg. 7,9), 76 D εἰς ἀρετὴν (statt ἀρετῆς) ἐπίδοσιν (was übrigens auch im cod. Lips. 7 steht, wie wir zwar nicht von Bernardakis, wohl aber von Westermann im Leipz. Univ. Progr. v. J. 1865 erfahren), 79 E οὕτως (statt ὡς) οὐδέν ἐστι μικρόν, 90 D ὡς φιλοκέρτομον statt φ. ὡς, 91 E οὐδ' ἄλλο μεῖζον statt ἀλλὰ μεῖζον, 122 C ὥσπερ τινὰ (statt τινῶν) Μουσῶν, 129 C καταςβεννύουσι statt — νύουσαι (Stob. flor. 101, 11 hat noch das Richtige!), 130 E αἰσχρὸν (statt αἴσχιον) τὸ δεδοικέναι, 160 B συντρέφονται statt — φόμεναι, ib. ὥσπερ ἂν (statt εἰ) διαποροῖεν und später διαποροῖμεν statt — ροῦμεν.

Sehr ansprechend sind ferner Vorschläge wie 8 F παραινέσεσι καὶ ψόγοις (statt λόγοις), 14 F χρήσιμον ἀντ' (statt ἀπ') αὐτοῦ, 17 C ὥσπερ <ταῖς Κίρκης> τροφαῖς, 38 E ὀχείας (mit Wytt.) καὶ ὠδῖνος (statt ὠδῖνας) . . . ἀρχάς, 152 F <πῶς> ἄρ' οὖν ἀπεκρίνατο (nur müßte besser ἆρ' geschrieben werden).

Anderes ist, wie es bei der großen Zahl der behandelten Stellen nicht wunder nehmen kann, weniger gelungen und zu gekünstelt, z. B. 15 F, 44 F, 47 A (αὐτόν ist hier = selbst, seinerseits, vgl. 43 E = 105, 26 Bern.), 98 F (Ref. hält σφῶν αὐτῶν für richtig und faßt es als Possessiv für die 1. Person), 158 F, 166 A (auch zu δαπανῶσι läßt sich ἑαυτούς beziehen = sich durch Aufwand zu grunde richten, vgl. Thuc. IV, 3, 3), 44 D (der Artikel in τῶν τριῶν ἕν erklärt sich durch Annahme einer Anspielung auf den Spruch τῶν τριῶν κακῶν ἕν Athen. 157 D), 138 B (der Vorschlag des Verf. wird dadurch hinfällig, daß ὁρμῆς, das richtige Objekt zu ἐπεγερτικόν, ganz übersehen ist).

In anderen Fällen wieder muß man den Ausstellungen des Verf. beipflichten, könnte aber zur Heilung besser andere Wege einschlagen, z. B. 83 E lies ταῦτα μὲν οὖν σύ γ' ἐπισκόπει καὶ αὐτός, 131 D lies ἄλλο τί χρὴ παραινεῖν τῶν ἐφεξῆς; 33 A ὁ Ἀρχίλοχος οὐκ ἐπαινεῖται wird der Anstoß durch die leichte Änderung: ἐπαινετός gehoben.

Des Verf. Kenntnis der Litteratur ist eine sehr genaue und erstreckt sich auch auf wichtige Rezensionen aus älterer Zeit; auch versteht er das Gute aus derselben besser zu würdigen als Bernardakis, wie er denn zwei evidenten Korrekturen Halms zu ihrem Rechte verhilft: 10 B ἧττον' ἐστί (statt ἧττόν ἐστι) und 149 A οὕτω δή (statt οὕτως ἡ) und 163 A die durch einfache Umstellung erzielte Besserung desselben Gelehrten zu Ehren bringt. Nur 20 E hat er nicht bemerkt, daß vor ihm schon W. Wehle (Rh. Mus. 20, 309) διαλεγομένους vorgeschlagen hat.

Aus der Vorrede ist noch der Versuch hervorzuheben, das von Bernardakis dem cod. Paris. D gespendete Lob als übertrieben nachzuweisen und im Anschluß an Dübners Urteil in demselben mehrfach die Thätigkeit eines kecken Interpolators zu entdecken.

Das beigegebene Verzeichnis von Druckfehlern ließe sich leicht bedeutend vermehren, z. T. um viel schlimmere Versehen, vgl. S. 28, 13 λόσγον, 38, 5 tribendum, 42, 14 ἐνθαῦτα, 60, 16 ὑφιέναι, 62, 15 Herecheri, 66, 10 altero, 81, 18 Χάνθιππος, 83, 29 Th. Kochins, 112, 2 sed memoriam, 124, 1 ἔλειν. S. 14 wird in der präfatio auf eine Besprechung von 123 A verwiesen, die man an der betreffenden Stelle vergebens sucht.

Zum Schlusse sprechen wir den Wunsch aus, daß der Verf. sein Interesse für Plutarch auch weiterhin in so anregender Weise bethätigen möge.

Riga. Ed. Kurtz.

M. Tulli Ciceronis orationes selectae. Scholarum in usum edidit **H. Nohl**. Vol. IV: pro L. Murena, pro P. Sulla, pro A. Licinio Archia orationes. Editio maior 106 S. 80 Pf., ed. minor 91 S. 50 Pf. Leipzig 1889, Freytag.

Mit der Fertigstellung dieses Bändchens hat der Herausgeber wohl den schwierigsten Teil seiner Aufgabe beendigt. Jedem Cicerokenner ist die trostlose Lage der Überlieferung der Rede für Murena gerade so bekannt, wie sie jedem Lateinlehrer der Prima eine Qual ist; wie gerne würde mancher die hochinteressante Rede öfter in der Schule lesen, wenn ihn nicht die Schritt für Schritt entgegenstehende Unsicherheit des Textes abschreckte! So wird man sich nicht wundern, wenn im Texte öfters als sonst Sternchen angebracht sind; muß ja doch die ganze Überlieferung der Familien β γ δ ε als höchst zweifelhaft angesehen werden! Wenn die Sullana auch — nach Landgraf — zu den besser überlieferten Reden zu rechnen ist, so gesteht der Herausgeber doch, daß er bei dem eigentümlichen Verhältnisse der Codices zu einander kaum sich selber in der Texteskonstitution befriedigen konnte, geschweige daß er hoffe, anderen Genüge gethan zu haben. Er mußte nämlich ein eklektisches Verfahren einschlagen, da ein Festhalten an V oder E zur Aufnahme vieler Irrtümer in den Text führen würde. Für die Archiasrede stand dem Herausgeber eine von Ouverleaux besorgte Nachvergleichung des Bruxellensis zu Gebote. In der Wertschätzung der Handschriften nimmt Nohl einen anderen Standpunkt ein als E. Thomas, welcher den Gemblacensis = (Bruxellensis) überschätzt.

Wie in den anderen Reden hat auch hier der Herausgeber die Verbesserungsvorschläge aus älterer und neuerer Zeit sorgfältig geprüft und entsprechenden Falles angenommen. Dabei ist zu billigen, daß er sich von der hyperciceronischen Kritik Wesenbergs gar nicht hat beeinflussen lassen. Wer möchte Cic. Mur. 14 bene se habet für bene habet oder Mur. 61 nos autem, qui sapientes non sumus, fugitivos esse dicunt an Stelle von sumus den Konjunktiv simus setzen! Vgl. zu ersterem ZfG. 1881, S. 133, zu letzterem Schmalz-Wagener, Lat. Schulgrammatik, § 251 Anm. Dagegen sind mehrfach die besonnenen Vorschläge von Madvig, Kayser, Müller, Landgraf u. a. berücksichtigt.

Im ganzen ist es dem Herausgeber wohl gelungen, einen recht lesbaren Text dieser schwierig zu behandelnden Reden herzustellen und in der editio maior zugleich eine Übersicht über den Stand der Textkritik derselben zu geben.

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

M. Tulli Ciceronis orationes selectae. Scholarum in usum edidit **H. Nohl**. Vol. VI: Philippicarum libri I. II. III. Editio maior 87 S., editio minor 77 S. Leipzig 1891, Freytag. 80 Pf. und 50 Pf.

Die vorliegende neue Ausgabe der Philippischen (I II, III) Reden ist wissenschaftlich wie pädagogisch gleich interessant. Der Text beruht auf sorgfältiger Durchforschung aller Hülfsmittel, wozu namentlich die genaue Behandlung des Vaticanus und seiner verschiedenen Händen durch den gediegenen Cicerokenner Stroebel gehört; auch die testimonia der Grammatiker sind nicht übersehen (wie beispielsweise Phil. II, 99 mit Priscian patre anstelle des von V überlieferten und von Müller bevorzugten patruo hergestellt ist), und die modernen Verbesserungsvorschläge haben an vielen Orten zur Herstellung eines guten Textes geholfen. In pädagogischer Beziehung ist wichtig, daß uns der Herausgeber durch Aufnahme der III. Philippischen Rede in seine Sammlung die Lektüre derselben in der Klasse nahe legt. Die Exegese der beiden ersten Philippischen Reden in Verbindung mit ausgewählten Briefen ad Atticum XIV—XVI und Fam. X—XII kann ich aus Erfahrung für Prima als sehr geeignet empfehlen; es würde nun wohl eines Versuches wert sein, auch die III. Philippische Rede in Verbindung mit den einschlägigen Briefen in Prima zu lesen und so ein Bild des Krieges um Mutina aus der Lektüre zu gewinnen. Vielleicht wird irgendwo der Versuch gemacht und dann über den Erfolg berichtet.

Bezüglich des Textes erlaube ich mir Folgendes zu bemerken. Die Lesart des V [1] in Phil. I, 36 ludis suis ita caruit, ut studium populus Romanus tribuerit absenti, desiderium plausu et clamore leniret ist nicht ohne weiteres zurückzuweisen; das Perfekt tribuerit zeigt in selbständiger Zeitgebung seine eigentliche perfektische Natur und so stehen tribuerit und leniret ebenso gut nebeneinander wie bei Caes. b. Gall. VII 17, 3 caruerint und sustinerent. In Phil. II, 5 ziehe ich iucundum mihi videri debuit non interfectum esse a te der Madvigschen Konjektur non interfectum me a te vor, da me wegen des Dativs mihi durchaus entbehrlich ist, während man esse nur ungern vermißt. — Die Überlieferung

von V zu Phil. II 7 multae et iam magnae weist notwendig auf multae et etiam magnae hin. Die Zusammenstellung et etiam darf bei Cicero nicht stören, gar nicht in den philippischen Reden. Wenn Cicero Fam. XIII 7, 3 et dignitatis et aequitatis et etiam voluntatis habiturum esse rationem, Fam. IX 25, 3 auctoritate tua nobis opus est et consilio et etiam gratia schreibt, warum nicht auch contentiones multae et etiam magnae, zumal da selbst Cael. VI 14 est enim commune cum multis et cum quibusdam etiam bonis auf multus ein anderes Adjektiv mit etiam angefügt wird? Iam ohne weiteres zu streichen geht nicht an, sehr nahe liegt aber die Haplographie von et. — Keine Konsequenz ist darin zu finden, daß Phil. II 28 laudium im Text steht, die Anmerkung aber laudum δ (in V saepe i falso inseritur) sagt. Wäre i falso eingeschoben worden — was ich auch glaube, da Cicero sonst nur laudum schreibt —, so mußte auch mit δ laudum geschrieben werden. — Mit Recht ist Phil. II 44 zu in quattuordecim beigefügt ordinibus, da meines Wissens Cicero nie quattuordecim elliptisch gebraucht, vergl. meine Abhandlung Über den Sprachgebrauch des Asinius Pollio [2] S. 32. — Mit Rücksicht auf Phil. I 2 atque his principiis reliqua consentiebant kann ich der Änderung Phil. II 55 reliquae partes tribunatus principii similes nicht zustimmen; es ist mit V δ principiis zu lesen (Baiter-Kayser, Halm, Koch, Klotz, Müller und Nohl haben gleichmäßig mit g principii aufgenommen, offenbar weil sie reliquae partes tribunatus dem principium tribunatus gegenüberstellen, und weil das s aus dem Anfangsbuchstaben von similis durch Dittographie entstanden sein kann; aber dem Plural reliquae partes ist der Plural principia entsprechend wie Phil. I 2 zeigt). Zu Phil. II 85 ziehe ich sed attuleras domo meditatum et cogitatum scelus vor und fasse meditatum . . . scelus als Apposition zum ganzen Satze, vgl. meine Syntax § 48.

Zum Schlusse möchte ich noch auf Phil. II 14 vitrici te similem quam avunculi maluisti aufmerksam machen, wo δ liest voluisti. Diese Lesart scheint mir mit Recht von Nohl angemerkt zu sein: wer weiß, ob sie nicht die ursprüngliche ist, aus der man erst aus Mißverständnis maluisti gemacht hat. Lehmann hat Cic. Att. XII 37, 3 apud Terentiam gratia est nobis opus tua quam auctoritate mit gutem Grund wiederhergestellt (vgl. Quaestiones Tullianae S. 134), da wir eine der vor- und nachklassischen Sprache, namentlich aber dem Spätlatein so geläufige Konstruktion wie quam ohne potius ohne weiteres Cicero nicht ganz absprechen dürfen, vgl. meine Syntax § 258. Es wäre interessant zu erfahren, ob nicht noch mehr handschriftliche Spuren auf diese Syntax bei Cicero hinweisen.

Aus allem geht hervor, daß die Nohlsche Ausgabe der Philippischen Reden wie die der früheren orationes Ciceronianae wegen des reichhaltigen und zur Weiterforschung anregenden Apparates fernerhin nicht unberücksichtigt bleiben darf. Die genaue Scheidung von Überlieferung und Konjektur auch durch den Druck macht zudem den Text höchst übersichtlich und als Grundlage kritischer Thätigkeit vorzugsweise geeignet.

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

M. F. Quintiliani de institutione oratoria liber primus. **Par Ch. Fierville.** Paris 1890, Firmin-Didot. CLXXV, 171 S. 8. 10 fr.

Weil Quintilian kaum noch im ganzen gelesen wird, so hat F. von seinem ursprünglichen Plan (p. CXXXI), das ganze Werk herauszugeben, Abstand genommen und, um nicht noch eine neue Ausgabe des 10. Buches zu den schon vorhandenen hinzuzuliefern, das erste Buch, welches er für das Studium der Schulamtskandidaten besongers geeignet hält, mit erklärenden Noten und kritischem Apparat ediert. Ähnlich wie in den Ausgaben von Hild und Dosson enthalten die Anmerkungen vieles, was wir in unseren Noten als bekannt und selbstverständlich nicht bieten würden; jedenfalls hat sich F. hierbei nach dem Niveau des Wissens derjenigen Leser gerichtet, die er in erster Linie bei der Abfassung seiner Anmerkungen im Auge gehabt hat (s. o.). In der Gestaltung des Textes weicht er oft von Halm ab. Das erklärt sich daraus, daß er den von Halm beiseite geschobenen Hss größeren Wert beilegt und auch in der Wertschätzung der von ihm benutzten Hss von ihm sich entfernt. Leider findet man nirgends in dem Buche ein Verzeichnis der Abweichungen des Textes von dem der früheren Herausgeber. Innerhalb des Vorwortes, der Einleitung und des 1. Kapitels, wo ich den Text mit dem Halmschen verglichen habe, kann ich indessen die Änderungen des neuen Herausgebers nicht für besonders glücklich oder zwingend halten.

Der bedeutendere Teil des Buches ist die 175 Seiten umfassende Einleitung. Zunächst bespricht F. darin den Ort und das Datum der Geburt Quintilians und seine zweite Ehe. Es bleibt dabei, Q. ist in Calahorra in Spanien im Jahre 35 n. Chr. geboren; eine zweite Ehe ist er nicht eingegangen. Von p. XI an erzählt F. die Geschichte des Textes.

Es steht fest, daß man nach dem 8. Jahrh. keinen vollständigen Text mehr kennt. Bis zum 15. Jahrh. gab es nur verstümmelte Texte. Mit großer Genauigkeit wird von p. XXVIII an von den Auszügen berichtet, die Etienne de Rouen im 12., unbekannte Autoren im 13., 14., 15., Gonthier d' Andernach im 16., Fr. Patrizi (P. P. Verger) im 15., Racine im 17., Ch. Rollin, P. J. de Fonseca, B. Andrès und L. Blass im 18. Jahrh. machten. Auf p. XLVI ff. werden die hauptsächlichsten Ausgaben besprochen. F. glaubt, daß es trotz Halms Ausgabe an der Zeit sei, eine neue Textrevision vorzunehmen, da Halm wichtige Hss in Paris und Spanien nicht berücksichtigt habe. Von p. LI—CXXXII folgt — dies ist der wichtigste Teil des Buches — die Beschreibung von 67 Hss der Instit. or. Es werden darin eine Reihe bisher noch unbekannter Hss erwähnt. F. teilt alle Hss in vier Klassen, von denen die erste die unvollständigen Manuskripte umfaßt. Sie sind nicht alle von dem Bernensis abzuleiten, sondern bilden drei Familien, deren wichtigste Repräsentanten der Bernensis, Nostradamensis und Pratensis sind. Die zweite Klasse bilden die vollständigen Hss, die F. in zwei Kategorien teilt, die des 11. Jahrh.: Ambrosianus I, Bambergensis G, Florentinus, Turicensis und einige Hss des 15. Jahrh. Die dritte und vierte Klasse enthalten nur Hss des 15. Jahrh., von denen die wichtigsten der Guelferbytanus, Gothanus und Vallensis sind. Als Appendices folgen der Auszug des Etienne de Rouen, die von Racine exzerpierten sententiae illustriores, ein Verzeichnis der von Rollin gemachten Exzerpte. Am Schluß des Buches sind zwei Faksimiles, das eine vom Nostradamensis, das andere vom Pratensis, veröffentlicht.

Berlin. P. Hirt.

G. Sixt, Die lyrischen Gedichte des **Aurelius Prudentius Clemens.** Programm des Karlsgymnasiums in Stuttgart. 1889. 44 S. 4.

Die Überschrift der Abhandlung sollte passender lauten „Über das lyrische Element in des Prudentius Cathemerinon und Peristephanon". Denn der Verfasser kommt durch eine sorgfältige Analyse der in diesen beiden Büchern enthaltenen Gedichte zu dem ganz richtigen Schlusse, daß da von einer eigentlichen Lyrik keine Rede sein könne, wo die didaktische oder apologetisch-polemische Tendenz offen hervortritt und die Erzählung und Schilderung einen breiten Raum einnimmt, nicht selten aber auch ins Maßlose gesteigert erscheint. So ist denn von allen Hymnen des Cathemerinon nur der achte rein lyrisch, während in der Sammlung Peristephanon „sich das lyrische Element oft nur auf die Anrufung des Märtyrers oder der Stätte, da er gelitten, oder auf ein eingeschobenes Gebet erstreckt." Das Urteil, welches am Schlusse über den Dichter gefällt wird, ist in seinen wesentlichen Zügen richtig, aber wohl etwas zu günstig. Zum mindesten ist die Aufzählung der Schattenseiten nicht erschöpfend. Die Kleinmalerei des Prudentius wird nicht bloß widrig und abstoßend, sondern manchmal auch kindisch und lächerlich. So ist Cathem. 7, 116—130 die ausführliche Schilderung, wie Jonas durch den Leib des Seeungeheuers wandert und dabei dessen Zähne sorglich meidet, ein Beispiel unfreiwilliger Komik. Perist. 10, 700 läßt er aus dem Rücken des gegeißelten kindlichen Märtyrers plus lactis quam sanguinis fließen und 14, 77 die heilige Agnes, primis in annis puellulam, sagen: ferrum in papillas omne recepero. Diese und ähnliche Geschmacklosigkeiten durften bei der Beurteilung des Dichters nicht übergangen werden.

Graz. M. Petschenig.

Émile Espérandieu, Épigraphie romaine du Poitou et de la Saintonge. Paris 1889, Thorin. 412 S. 8. Dazu ein Sonderband die 'Planches' enthaltend.

Ich beginne mit einer Inhaltsübersicht. Das Buch giebt eine Sammlung der römischen Inschriften der beiden alten französischen Provinzen Poitou und Saintonge, die heute ca. sechs Departements umfassen. Den Anfang bildet ein alphabetisches Litteraturverzeichnis. Die Inschriften, 177 Nummern, sind in acht Abschnitte gesondert, von denen der erste, No. 1—29, die Meilensteine enthält, die mit Antoninus Pius beginnen. Angeschlossen ist S. 66—74 eine Besprechung der Hauptstraßen und ein paar Bemerkungen über das Äußere dieser Steine. — Der zweite Teil, No. 30—33, giebt Kaiserwidmungen, von denen die bedeutendste der Triumphbogen von Saintes (No. 30), gewidmet Tiberius, Drusus und Germanicus, ist. — Der dritte Teil enthält die Votivinschriften, No. 34—50, wo Iuppiter, Apollo, Minerva, Pietas und besonders Mercurius, auch Adsmerius beigenannt, erscheinen. — Der vierte Teil, No. 51—68, giebt die Munizipal- und Privatinschriften, letztere, soweit sie nicht sepulkralen Charakters sind; der größte Teil, 55—68, sind nichtssagende Fragmente. Der fünfte, umfangreichste Teil enthält die Grabsteine, No. 69—153, von denen 69—76 militärischen Charakters sind; unter den privaten Leichensteinen sind mehrere Inedita von geringer Bedeutung. — Der sechste Teil, No. 154—171, giebt die Inschriften auf Metall

und Glas, unter denen ich ein silbernes Devotionstäfelchen aus Poiton mit Graffiti hervorhebe, das, soweit ich sehe, in Deutschland noch nicht bekannt ist. Der Zaubertext harrt noch seines Erklärers;*) jedenfalls stimme ich dem Verfasser darin zu, daß wir hier nicht mit Pictet Celtisches, sondern Lateinisch-Griechisches haben. Teil VII und VIII, No. 172—177, enthalten Inschriften auswärtigen Fundortes. Die Töpferstempel, 1200 an der Zahl, sollen in einem besonderen Teile folgen.

Die Texte sind mit kritischem und exegetischem Kommentar versehen. Innerhalb der einzelnen Teile herrscht keine streng geographische Ordnung, was aber nicht so schwer ins Gewicht fällt, da der überwiegende Teil aus den beiden Hauptstädten Poiton und Saintes ist.

Seite 379—401 folgen Addenda und Corrigenda; den Schluß bildet der Index, der die Kaiser, das Namens-, Religions- und Heerwesen, antike und moderne Ortsnamen und Notabilia giebt, die auch Dinge enthalten, die beim Religions- und Heerwesen stehen mußten. Endlich werden die Nummern der 'Planches' in Übereinstimmung gebracht mit den Seiten des Textbandes, wo allerdings öfter eine störende Disharmonie in diesem Punkte herrscht. Da trotzdem noch nicht alles stimmt und von den Seiten des Textes ausgegangen werden mußte, so will ich hier gleich berichtigen, was mir an Versehen aufgestoßen ist:

Seite 259 statt pl. LV lies XIII. — Seite 271 statt pl. XVII lies XXXI. — Seite 274 statt pl. XX lies XXX. — Seite 276 statt pl. XXI lies XXIX. — Seite 277 statt pl. XI bis lies XVIII. — Seite 295 statt pl. XXXVII lies XXXVIII. — Seite 300 ausgelassen pl. XXXIX. — Seite 301 die citierte pl. LVII giebt es nicht; ich finde das Facsimile der Nummer nicht.

Ich habe gegen das Buch einen Hauptvorwurf zu richten; hier gilt das alte Wort: weniger wäre mehr gewesen. Wenn ich bloß darauf hinweise, daß die 177 Nummern mit Kommentar, der nur landläufige Erklärungen ohne größere eigene Untersuchungen oder überschauende Zusammenfassungen enthält, 375 Seiten beanspruchen, so wird man die Berechtigung meines Vorwurfs anerkennen. Es fehlt dem Verf. durchaus die richtige Methode der Herausgabe einer solchen Sammlung. Wäre das CIL nicht häufiger citiert, so sollte man meinen, der Verf. habe keinen Blick hineingethan und die Art und Weise dieser Edition kenne er gar nicht. Er hat einfach seine sämmtlichen Kollektaneen, aus denen ja aber erst die Arbeit erwachsen soll, abdrucken lassen. Da führt er uns jedesmal die sämtlichen Autoren auf, die die Inschrift abgedruckt haben, samt dem ausführlichen Fundbericht, dem Text und den Erklärungsversuchen eines jeden, wenn sie auch noch so lächerlich sind: als ob es den Leser interessiere, zum hundertstenmal zu erfahren, daß der Abbé X. und der Canonicus Y. nichts von Epigraphik verstanden haben. Eine kritische Prüfung der Autoren fehlt ganz. Hätte der Verf. diese geführt, dann seine eigenen, selbst gelesenen Texte hingestellt und die wichtigeren Varianten daruntergesetzt, so wäre das Buch zu seinem großen Vorteil auf 1/3 zusammengeschmolzen und übersichtlich geworden. So aber habe ich mich kaum zurecht gefunden, als ich das Ganze durchgearbeitet hatte. — Dann hätte der Verf. auch Raum gehabt, in einem zusammenfassenden Überblick die Resultate seiner Arbeit zu ziehen, wie es jüngst in so musterhafter Weise Hirschfeld in dem prächtigen Resumé des XII. Bandes des CIL in der Westdeutschen Zeitschrift, VIII 2, gethan hat. Wo Espérandieu dazu einen Anlauf nimmt, bei der Besprechung des Straßennetzes, da zeigt er, daß ihm die weiten Gesichtspunkte fehlen: Wer hat das größte Verdienst um den Straßenbau? (Antoninus Pius). Wer trug die Kosten? (die Städte) u. s. w.

Auch sollten ein für alle Mal diese Sammlungen nach dem geographischen Prinzip gemacht werden; die Ordnung der Materie besorgt der Index, kann auch bei Massen von an einem Ort gefundenen Inschriften im Text geschehen.

Auf eine Kritik im einzelnen einzugehen, ist hier nicht Raum noch Ort: das würde eine besondere Abhandlung erfordern. Hinsichtlich der Vollzähligkeit der Sammlung kann Ref. bei dem lokalen Charakter der in betracht kommenden Litteratur nicht urteilen; doch glaube ich darin Espérandieu wohl trauen zu dürfen, da die ganze Arbeit von Fleiß zeugt. Auch soll nicht verschwiegen werden, daß die von Espérandieu selbst gelieferten Abschriften durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit machen, und daß sein eigenes Urteil in der Erklärung durchgängig besonnen ist. Das Buch wird den Bearbeitern des Corpus als Vorarbeit willkommen sein.

*) No. 151: BISGONTAVRIONANALABISGONTA-
VRIOSV (oder statt SV ein N) CE
ANALABISBISGONTAVRIOSCATA-
LASES
VIMCANIMAVIMSPATERNAMASTA
MAD(oder ST)ARSSETVTATEIVST-
INAQVEM
PEPERITSARRA

Druck und Ausstattung beider Bände sind, wie zumeist bei französischen Verlegern, splendid.

Crefeld. M. Siebourg.

Emil Funk, De Thebanorum ab anno 378 usque ad annum 362 actis (Wissenschaftliche Beilage zum vierten Jahresbericht über die Margaretenschule in Berlin. Ostern 1890). Berlin 1890, Gärtner. 4. 15 S.

Eine neue Bearbeitung der in unseren Tagen besonders beliebten Geschichte Thebens in der Zeit seiner politischen Größe, wobei allem Anschein nach die Art Holms als Vorbild gedient hat. Auf nur 13 Seiten werden die Ereignisse von der Vertreibung der Spartaner aus der Kadmeia bis zum Tode des Epaminondas in streng kritischer Weise, knapp und übersichtlich dargestellt. Dabei findet sich doch Raum, um verschiedene Fragen von Bedeutung näher zu prüfen, Einzelheiten, wie namentlich die Stellung der böotischen Städte und der Phoker, dann der übrigen Verbündeten unter Thebens Hegemonie, eingehend zu erörtern. Die kleine Schrift, eine sehr achtbare Arbeit, wirkt überaus anregend; auch da, wo die Auffassung des Verfassers, — was mehrfach der Fall — den Widerspruch des Lesers herausfordert. —

Halle a. S. G. F. Hertzberg.

G. Wolff, Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau. Nebst einem Anhang von R. Suchier: Fundstücke von Kesselstadt. Mit 4 lithogr. Tafeln. (Mitteilungen des Hanauer Bezirksvereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, Nr. 13.). Hanau 1890. 102 S. 4.

Der Verf. hat sich schon durch verschiedene Arbeiten über den römischen Limes in der Gegend von Hanau und über die dazu in Beziehung stehenden Straßen und Kastelle einen guten Namen erworben. Seine Schriften zeichnen sich durch äußerst gewissenhafte und methodische Darstellung, die wiederum nur ein Ergebnis seiner in gleicher Weise unternommenen Forschungen und Ausgrabungen ist, zum Teil aber doch etwas zu breit und umständlich wird. Hatte ein früheres Heft den römischen Grenzwall von Großkrotzenburg bis Marköbel mit den unmittelbar daran liegenden Kastellen von Rückingen und Marköbel behandelt, so bezieht sich das vorliegende Heft auf ein römisches Lager, welches c. 14 km westlich vom Limes, in und an dem Dorf Kesselstadt bei Hanau, von ihm aufgedeckt worden ist. Die Ausgrabung wurde ausgeführt in den Jahren 1886—88 auf Kosten des Hanauer Bezirksvereins, und die Ergebnisse im allgemeinen sind bereits in diesen Blättern, Jahrgang 1888, n. 10 und 11, mitgeteilt worden. Schon Steiner (1834) hatte angenommen, daß das Dorf von einem römischen Kastell seinen Namen habe. Später traten die Forschungen am Limes selbst in den Vordergrund; als aber dort die Hauptarbeit gethan war, ergab sich die Aufgabe, „die rückwärtige Verbindung der Grenzkastelle mit den Centren römischen Lebens am Rhein und Taunus zu untersuchen.“ Es kann hier nun nicht die Aufgabe sein, den ganzen Verlauf der Ausgrabungen an der Hand des Verf. darzustellen; wir begnügen uns mit einer bündigen Zusammenfassung der Ergebnisse. — Das Kasteil lehnt sich als vollkommen regelmäßiges Quadrat mit 375 m langen Seiten — nur die Südseite konnte nicht genau bestimmt werden — an das nördliche Ufer des Mains an. Die Umfriedigung bestand aus einem Wall, der an der Außenseite durch einen in der Angriffsfront 2,20 m, an der Nord- und Ost- [West?] Seite 1,80 m im Fundament starken Futtermauer gestützt war. Außen herum liefen zwei je 8,50 m breite und 1,95 m tiefe Gräben. Das Kastell hatte die üblichen vier Thore, nach der Porta principalis sinistra zu schließen wahrscheinlich Doppelthore, mit je zwei über die Mauer nach innen und außen vorspringenden Türmen. Die Prinzipalthore lagen, wie dies Regel ist, der Angriffsfront näher als der Rückseite, so daß die zwischen der Via principalis und der Porta praetoria gelegene Praetentura erheblich kleiner war als die Retentura. In die abgerundeten Ecken waren Türme mit trapezförmigem Grundriß eingebaut. Etwas kleinere rechteckige Türme fanden sich in regelmäßigen Zwischenräumen an die Innenseiten der vier Fronten angebaut, je 5—6. Das ganze Kastell hatte also 4 Eck-, 8 Thor- und 22 Zwischentürme, im ganzen 34 Türme. Die Lage und Richtung wichtiger Teile des Kastells lassen sich im Dorfplan und in den Grenzen und Wegen der ringsumliegenden Äcker wiedererkennen. Im ganzen Bereiche des Kastells aber hat sich keine Spur des für römische Militäranlagen charakteristischen Nachlasses gefunden: kein Stück gestempelter Ziegel, keine Münze, kein Inschriftfragment, kaum einige Gefäßreste. Ebenso blieben die Nachforschungen nach einem massiven Prätorium ohne Erfolg. — In der Umgebung des Kastells wurden entdeckt: eine Furt über den Main, unterhalb des Kastells bei Schloß Philippsruhe; eine Begräbnisstätte auf dem Hopfengarten, nordöstlich vom Kastell; eine weitere auf dem Salisberg; eine Brücke über den Main, oberhalb Kesselstadt, gegenüber von Hanau, von welcher auf der rechten Mainseite links eine Straße nach Friedberg und nach

Großkrotzenburg lief; ein Gehöft auf dem Salisberg, seinem Grundris nach ähnlich denen bei Meßkirch und Pforzheim; eine militärische Station auf dem Salisberg, mit Stempeln der leg. XXII pr. p. f. und der coh. I c. R.; bei Mittelbuchen Wasserleitungen und Gebäude, welche im Zusammenhang mit anderen Entdeckungen zeigen, daß besonders die südliche Abdachung der Wasserscheide zwischen Nidda und Main-Kinzig ziemlich dicht bebaut war. — Das Kastell selbst betrachtet Wolff als „Bestandteil einer alten Grenzlinie, welche die Neckar-Odenwald-Main-Linie nach N. geradlinig auf Friedberg fortsetzte, um sich dort, etwa bei der Capersburg, an die ebenfalls alte Taunuslinie anzuschließen." Ohne Zweifel waren die Gegenden von Wiesbaden, Heddernheim und Friedberg die zuerst besetzten Teile des Mainlandes und der Wetterau, was aber, wie der Verf. richtig schließt, eine gleichzeitige Besetzung der Mainlinie zur notwendigen Voraussetzung hatte. Diese geschah wahrscheinlich unter Domitian in Verbindung mit dem Chattenkrieg des Jahres 83. Schon die außergewöhnliche Größe des Kastells von Kesselstadt macht dasselbe nicht den später entstandenen Limeskastellen, sondern den gewöhnlich auf Drusus zurückgeführten Anlagen am linken Rheinufer vergleichbar und läßt nach Dahms Berechnung vermuten, daß eine halbe Legion darin lag. Dann aber folgt weiter, daß dasselbe nicht gleichzeitig mit den Limeskastellen, etwa als „Aufnahmekastell," besetzt gewesen sein kann. Hierfür spricht die Lage der Brücke, welche zu dem Limessystem gehört und aus einer Zeit stammen muß, wo man dem Kastell keine Bedeutung mehr beilegte. Die ganz quadratische Gestalt spricht ebenfalls für eine ältere Zeit. Ferner läßt das gänzliche Fehlen von Brandschutt, Gefäßresten, Münzen etc. vermuten, daß Kesselstadt nicht wie die meisten Limeskastelle zerstört, sondern lange vorher geräumt und ausgeräumt worden ist. Als Erbauerin des Kastells darf man wohl die 14. Legion ansehen, welche nach den neuesten Entdeckungen auch am Frankfurter Dom bedeutende Bauten ausgeführt hat (Hammeran, Westd. Korr.-Blatt VIII n. 115). Wir finden alle diese Annahmen des Verf. so wohlbegründet, daß wir gegen dieselben nichts einzuwenden wüßten. — Auf einen weiteren Abschnitt: „Die Ergebnisse der Ausgrabungen im Lichte der neuesten Limesforschung" verzichten wir näher einzugehen, da dies zu weit führen würde. Wir bemerken nur kurz folgendes. Wenn Wolff die Ansicht v. Kallees beifällig anführt, daß schon unter Tiberius die römische Grenze bis zum Nordrand der Alb und zum Kinzigthal vorgeschoben worden sei, so ist dies unbeweisbar und an sich höchst unwahrscheinlich. Ohne Zweifel hat das Vordringen der Römer am oberen Neckar mit Anlegung der Lager von Rotweil (Arae Flaviae), Unteriflingen, Rottenburg (Sumelocenna) und Köngen erst unter den Flaviern stattgefunden. Die dortigen Lager zeigen, soweit dieselben durch Hölder, Miller, Paulus, Herzog und Kallee bekannt sind, viel Analoges mit dem von Kesselstadt, und das Vordringen der Römer längs des Mains bis Kesselstadt kann gleichzeitig mit dem am oberen Neckar geschehen sein. Daß aber Domitian es war, der „im Zusammenhang mit jenem Kriegszug (gegen die Chatten) das nach und nach römisch gewordene Südwestgermanien, vermutlich zunächst die Taunusgegenden, durch einen Grenzwall einzufriedigen begann," hat mit den angeführten Worten schon vor 50 Jahren Stälin (Wirt. Geschichte I S. 14) ausgesprochen. Wir halten aber nach den von Wolff beigebrachten Gründen, die auch in Hammerans und Koflers Entdeckungen eine Stütze finden, nicht für unwahrscheinlich, daß die Grenze später erweitert wurde, und daß der ältere Limes Domitians von Kesselstadt über Friedberg und den Taunus bis zur Lahn ging; nach unserer Berechnung würde dies mit den 120 Meilen Frontins ungefähr stimmen. Auf die schwierige und noch unerledigte Frage, ob die Neckar-Mümlinglinie als ältere Grenzlinie zu betrachten ist, die später in der Hauptsache aufgegeben wurde, oder ob sie eine mit dem eigentlichen Limes gleichzeitig angelegte innere Befestigungslinie war, gehen wir hier nicht ein. Wolff entscheidet sich wie Zangemeister, Mommsen, Hübner, Kallee für die erstere, während Cohausen, Conrady, Paulus und Miller für die letztere Ansicht eingetreten sind. — Zum Schluß erwähnen wir noch die genauen Pläne und Zeichnungen Wolffs auf den drei ersten Tafeln, bei welchen wir nur die Anwendung des jetzt allgemein angenommenen Metermaßes gewünscht hätten, sowie die sorgfältige Zusammenstellung der Einzelfunde, namentlich der Ziegel- und Gefäß-Stempel, von R. Suchier, dem auch schon durch frühere Veröffentlichungen bekannten Mitarbeiter des Verfassers.

Mannheim. F. Haug.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Historische Zeitschrift. N. F. Bd. 29.

H. 1. Litteraturbericht. **J. B. v. Weiss**, Welt-

geschichte. I. Geschichte des Orients. Weiteren Kreisen, die nicht imstande sind, nachzuprüfen, nicht zu empfehlen (*Neumann*). — **W. Windelband**, Geschichte der Philosophie. Lief. 1. Erfüllt den Zweck, den Anfänger in die Geschichte der Philosophie einzuführen, ausgezeichnet (*Beloch*). — **K. A. und G. Schmid**, Geschichte der Erziehung. II. Die Bearbeiter haben ihre Aufgabe gut gelöst (*l.*). — **Schrader**, Keilinschriftliche Bibliothek, II. Möge das den historischen Studien so förderliche Werk bald seinen guten Abschluß erreichen (*Ad. Kaufmann*). — **Holm**, Griechische Geschichte, II. Auch hier ist der Stoff geschickt gruppiert und das quellenmäßig Feststehende von dem nicht genügend Beglaubigten oder auf Vermutung Beruhenden in gehöriger Weise geschieden, sodaß der Leser, welcher nicht selbst in den Quellen zu Hause ist, der Darstellung mit Vertrauen folgen kann (*L. Holzapfel*). — **H Welzhofer**, Geschichte des griechischen Volkes bis zur Zeit Solons. W. scheint kaum berufen, die Zahl der vorhandenen Werke über griechische Geschichte um ein neues zu bereichern (*A. Bauer*). — **Droysen**, Griechische Kriegsaltertümer, II. Auch hier tritt wie im 1. Teil umsichtige und sorgfältige Benutzung des Materials zu Tage (*B. Holzapfel*). — **Dondorff**, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. Die Aufgabe ist mit Geschick behandelt (*L. Holzapfel*). — **Delbrück**, Die Strategie des Perikles. Allen, die sich für die Geschichte der Griechen interessieren, und nicht minder jenen, die auf diesem Gebiete arbeiten, zu empfehlen (*A Bauer*). — **Holzapfel**, Römische Chronologie. Mit den wohlerwogenen und eingehenden Darlegungen des Verf. muß die moderne Forschung über den Gegenstand rechnen (*A. Bauer*). — **Soltau**, Römische Chronologie. Ref. kann sich den Deduktionen des Verf nicht anschließen (*A. Bauer*). — **Andrae**, Via Appia dens Historie og Mindesmaerker, III. Geschickte Verbindung eigener Anschauung und litterarischen Studiums, geschmackvolle Auswahl und gewandte Darstellung empfehlen auch diesen Band (*F. B.*). — **Plew**, Quellenuntersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrian. Die Sachkenntnis und Sorgfalt der Arbeit läßt wünschen, daß Verf sich auch ferner um die Lösung der schwierigen Probleme bemühe, welche die script. hist. Aug. noch immer bieten (*K. J. Neumann*). — **Dräseke**, Gesammelte patristische Untersuchungen. Musterhafte Methode, gründliche Kenntnis des Materials und die unbefangene Weise, die Dinge zu nehmen, sichern auch diesem Buche eine rühmliche Stellung auf dem Gebiete altchristlicher griechischer Litteraturgeschichte (*V. Schultze*). — Tertulliani opera ex rec. **A. Reifferscheid** et **G. Wissowa**, I. Vorzügliche Ausgabe (*Nöldechen*). — **Güldenpenning**, Die Kirchengeschichte des Theodoret und Kyrrhos. Eine nützliche und sorgfältige Arbeit (*H Gelzer*).

H. 2 (240–274) **Adolf Bauer**, Der zweimalige Angriff des Epameinondes auf Sparta. Während bei der Darstellung des ersten Einfalls Xenophon und Diodor wenig gemeinsame Züge aufweisen, stimmen Diodor und Plutarch im Agesilaos nicht nur in allem Wesentlichen, sondern auch in einer Reihe von Einzelheiten; Verschiedenheiten bestehen so gut als keine. Was jeder von beiden an eigentümlichen Angaben bietet, kann entweder der gemeinsamen Quelle angehören, von welcher sie ungleich eingehenden Gebrauch gemacht haben, oder kann aus anderweitiger Kunde beigefügt sein. Die wesentlichen Unterschiede zwischen Plutarch – Diodor und Xenophon gehen auf die Benutzung des Theopompos zurück; denn dieser, nicht Ephoros, ist auch hier Diodors Quelle. In Theopompos bei Diod. und Plut. besitzen wir ein Mittel zur Kritik des Xenophontischen Berichtes, um dessen Voreingenommenheit gegen die Spartaner und Unvollständigkeit darzuthun Mit Theopomp stimmt auch der Bericht des Pausanias und Nepos und größtenteils des Polyän überein. Bei den Berichten über den zweiten Angriff auf Sparta zeigt, was Diod. und Plut. im Ages. erzählen, auf den ersten Blick mit Xenophons Darstellung wenig Ähnlichkeit; dennoch stehen beide unter dem Einfluß der Hellenika. Auch die Berichte der übrigen Schriftsteller lassen neben den Einwirkungen Xenophons das Vorhandensein einer in mehreren Hauptpunkten von ihm abweichenden Darstellung erkennen. Schließlich wird noch die Frage beantwortet, wie es kommt, daß die uns vorliegende Überlieferung so sehr von dem Interesse für Spartas Verteidigung und dessen Verteidiger beherrscht ist. Der Einfluß des Xenophontischen Werkes kann dafür nicht als Erklärung angeführt werden. Xenophons politische Tendenzen und die praktischen Zwecke, denen er mit dem letzten Teile seiner Hellenika dienen wollte, haben ihm den Blick dafür vollständig getrübt, daß Epaminondas' Unternehmungen gegen Sparta die Vorläufer einer neuen Epoche in der Kriegführung der Griechen sind. Die Mehrzahl der Quellen geht in ihrer spartafreundlichen Haltung noch erheblich über das Maß Xenophons hinaus. Epaminondas hat zuerst klar und bewußt die „Niederwerfungsstrategie“ angewendet. Der zweimalige Angriff auf Sparta, der seiner Strategie die Krone aufsetzen sollte, mißlang beidemal. Erst Philipp und Alexander waren imstande, vervollkommnete Belagerungsmittel in Anwendung zu bringen. An dem Mangel solcher Hülfsmittel ist Epaminondas gescheitert, gescheitert an der Widerstandskraft, die damals noch in der Verteidigungsfähigkeit selbst einer offenen Stadt wie Sparta, die nur geringe Mannschaften hielt, gelegen war.

Wochenschriften.

Neue philologische Rundschau. No 7.

(97) **J. Baumann**, Platons Phädon philosophisch erklärt. 'Giebt vielfache Anregung'. *B. Pansch.* — (101) Platos Laches, erklärt von **H. Bertram**. Lobende Notiz von *P. Meyer.* — (101) Ciceros Rede für Roscius, von **G. Landgraf.** Empfehlende Anzeige von *E. R. Schulze.* — (103) **H. Hilgenfeld**, L. Annaei Senecae epistulae morales quo ordine sint scriptae 'Gehaltvolle, mehreres Neue und Überraschende bietende Ausgabe'. *Hess* — (105) Minucius Felix, Octavius, aus dem Lateinischen von **H. Hagen.** 'Die einschlägige Litteratur der letzten Jahrzehnte ist völlig ignoriert'. *Dombart.* — (107) **H. Posnansky**, Nemesis und Adrasteia. 'Vortrefflich, abschließend'. *P. Weizsäcker.* — (109) **Fr. Cauer**, Parteien und Politiker in Megara und Athen 'Durch die Entdeckung der Ἀθην. πολιτεία ist diese Studie in jeder Hinsicht überholt worden'. *H. Swoboda* — (111) **W. Schreiber**, Praktische Grammatik der altgriechischen Sprache. 'Da sind die Kühnerschen Elementarbücher praktischer'.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 14.

(369) **K. Brugmann**, Grundriß der vergleichenden Grammatik. 'Der Leser lernt nicht nur den augenblicklichen Stand der zahllosen Einzelfragen kennen, sondern wird zugleich mitten in die wissenschaftliche Bewegung der Zeit eingeführt'. *H. v. d. Pfordten.* — (372) Aristoteles, Ἀθηναίων πολιτεία, ed. by **F. G. Kenyon.** Rühmend besprochen von *G. J. Schneider.* — (375) Ciceros Rede für Plancius, erklärt von **Köpke-Landgraf** 'Durchaus brauchbare Ausgabe der schwierigen Rede'. *K. Lehmann.* — (377) **J. Hartman**, De Phaedri fabulis. Von den Aufstellungen des Verf. kann Ref. *S. Herzog* nur einen sehr geringen Bruchteil billigen. — (379) Gnaphaeus, Acolastus, herausg. von **J Bolte.** 'Gut'. *G. Draheim.* — (381) **Berger-Schmuhl**, Anleitung zum Übersetzen ins Lateinische. 'Verdient reichen Beifall'.

Academy. No. 975. 10 Jan. 1891.

(40) **F. Max Müller** und **M. L. Herbert McClure**, Why was the horse driven before it was ridden. Gegen W. Ridgeway zeigen beide Gelehrte aus der Veda und den ägyptischen Denkmälern die frühe Benutzung des Pferdes als Reitpferd — (40—41) **A. Lang**, Odysseus and the Cyclops.

No. 976. 17. Jan. 1891.

(65) **H H Howorth**, Tunip and the land of Naharina. In den Friesen, welche die Geschichte Ramses II. enthalten, ist die Lage von Tunip als zwischen Kadesch und Aleppo bezeichnet; mit Naharina, dem Naharain des Alten Testaments ist die Gegend zwischen Euphrat und Orontes gemeint. — (65—66) **W. Ridgeway** und **T. Ely**, Why was the horse driven before it was ridden? Nach den ägyptischen Denkmälern ist das Pferd zunächst Zugtier; das Reitpferd verlangte andere Kriegswaffen. Die Pferdezucht aber war nach alten Zeugnissen in hohem Schwange. Die Abbildungen der Pferde im Parthenonfriese in zu kleinem Maßstabe hängen mit der allgemeinen Auffassung der Künstler zusammen, Pferde und Menschen in gleicher Linie zu behandeln. — (66) **W. W. Lloyd**, Odysseus and the cyclops. — (66-67) **J. V. Prášek**, Medien und das Haus des Cyaxares (**A. H. Sayce**). 'Voll eigener Ansichten von kritischer Schärfe, sodaß es den Geschichtsschreibern auf das Wärmste zu empfehlen ist'. — (67—69) **E. T. Harper** und **Th. G. Pinches**, The Babylonian legend of Etana. — (71) **S. S. Lewis**, An unpublished greek inscription in Asia Minor. Grabinschrift aus dem 2. Jahrh. n. Chr.

Athenaeum. No. 3294. 13. Dez. 1890.

(807—808) **E. Renan**, Histoire du peuple d'Israel. T. III. 'Die Stärke des berühmten Verfassers ist, daß er die Geschichte, die nicht allein tot, sondern für die Mehrzahl von uns unter überlieferten Mißdeutungen begraben ist, ins Leben zurückzurufen versteht'. — (811) **Th. A. Dodge**, Alexander the Great. 'Das Buch ist im ganzen ein gutes und wäre noch besser gewesen, wenn der größte Teil der Einleitungen, die sämtlichen Holzschnitte und eine Anzahl Karten fortgelassen wären'. — (820) **J. P. Earwaker** und **F. Haverfield**, Roman inscriptions at Chester. Sieben Grabinschriften römischer Soldaten auf dem Stadtwalle. — (820-821) Notes from Egypt. In den Trümmern von Mendes in Unterägypten sind verbrannte Papyrusrollen mit griechischer Kursivschrift des 3. Jahrh. v. Chr. gefunden worden; man hat einige nach Neapel gesandt, um dort das Aufrollen zu versuchen. Die Cartouche Chephrens, des Erbauers der großen Pyramide, ist gefunden. Fund eines Sarkophags aus der römischen Zeit in Hadra, der Vorstadt Alexandriens. Fund von Papyri mit Hieroglyphen bei Heliopolis. Personalnotizen.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Schluß aus No. 16.)

VII. 5. Febr. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** 1. Die HH. **Diels** und **Kirchhoff** machten Mitteilungen über die neu aufgefundene Schrift des Aristoteles von der Staatsverfassung der Athener und gaben Proben der nach allen Seiten hin eingreifenden Aufklärungen, welche diese Schrift der griechischen Altertumskunde gewährt. 2. Hr. **Wattenbach** las: Lateinische Gedichte aus Frankreich im 11. Jahrh. (S. 97—114). Nachdem in Frankreich im 10. Jahrh. die furchtbare Heimsuchung durch die Normannen endlich ausgetobt hatte, gewinnen im 11. Jahrh., abgesehen von Bistümern und Klöstern, besonders die Schulen einen solchen Aufschwung, daß in Deutschland bald kein Kleriker mehr als ausreichend gebildet betrachtet wurde, wenn er nicht in Frankreich seine Studien vollendet hatte. Vorzüglich galten die Franzosen als Meister im philosophischen und theologischen Denken und Disputieren. Aber mit dieser Richtung, welche in ihrer strengen Form dem profanen Altertum feindlich gegenüber stand, wetteiferte ein überaus eifriges Studium des römischen Altertums. Man war in der Äneide und im Ovid vollkommen heimisch, und die Phantasie war erfüllt von der alten Götterwelt. Mit leidenschaftlichem Eifer wurden Hexameter und Distichen verfaßt. Freilich erlaubte man sich dabei auch mancherlei Freiheit, sowohl in sehr willkürlicher neuer Wortbildung und unregelmäßiger Wortbeugung und Konstruktion, als auch im Metrum, bei dem es namentlich, wie schon in der letzten Römerzeit, als Regel galt, daß eine kurze Silbe durch den Accent in der Penthemimeris verlängert wurde. Dazu kam die geschmacklose Vorliebe für den in sich gereimten, sogenannten leoninischen Hexameter. Dazwischen begegnen aber auch immer wieder einzelne Gedichte

in reinerer Form. Eine große Anzahl von Gedichten des 11. Jahrh. ist auf uns gekommen, meistens erhalten in Sammlungen, wo sie nur selten und nicht immer richtig, mit dem Namen des Dichters bezeichnet sind, geistlichen sowohl als weltlichen Inhalts. Wohl am beliebtesten und verbreitetsten von allen waren die Dichtungen des Hildebert von Lavardin, Bischofs von Le Mans und zuletzt Erzbischofs von Tours. Ihnen begegnen wir überall und auch in einer aus dem Arnulfskloster zu Metz stammenden Handschrift des 12. Jahrh., jetzt im Besitz der Kgl. Bibliothek zu Berlin als Phillipp. 1694. Ihr gesellt sich eine Handschrift aus der öffentlichen Bibliothek zu Luxemburg, aus Orval stammend. Der Teil, welcher Gedichte des Godefrid von Reims enthält (Bl. 158—161) mag aus dem Anfang des 12. Jahrh. herrühren. Von allen übrigen Stücken verschieden und bis jetzt noch unbekannt ist ein Rhythmus streng kirchlichen Inhalts. Nur Du Cange hat ihn im Verzeichnis seiner Autoren angeführt. Der Rhythmus (S. 154 ff.), dem das 21. Kap. der Apokalypse zu grunde liegt, ist überschrieben: „Rhithmus domini Gibuini Lingonensis episcopi. De paradiso“. Befinden wir uns hier ganz auf kirchlichem Boden, so hat sich dagegen Odo von Orléans (gest. 1113 als Bischof von Tournai) zwar auch als Gegenstand die Schöpfung auserlesen, ihn aber in Distichen behandelt (S. 178—180). An ihn ist gerichtet Traum des Godefrid von Reims (S. 231—234 Sompinum Godefridi de Odone Aurelianensi). Er war älterer Zeitgenosse und Freund von Odo. Darauf bezieht sich der erwähnte „Traum“. Er ist das zweite Stück einer Sammlung poetischer Briefe, welche auf S. 29 beginnt mit der Überschrift: „Godefridi Remensis epistolarum liber incipit“. Der erste, in 156 Distichen, ist gerichtet an den Archidiaconus Ingelrannus, der gleichfalls dichterisch thätig war, von dessen Werken uns jedoch nichts erhalten ist. Unmittelbar an den „Traum“ schließt sich ein Gedicht (S. 234) an eine schöne Dame, dem zwar eine Überschrift fehlt, welches aber wegen seiner Stellung wohl nicht ohne Grund ebenfalls Godefrid zugeschrieben ist. Doch ist es wohl nur ein Kunstprodukt. Hierauf folgt (S. 235) Godefrids Hauptzweck, welcher sich auch in der besseren und älteren Luxemburger Hs fol. 158 ff. findet, bezeichnet als „Godefridi Remensis ad episcopum Lingonensem libellus“. Nur in dieser Hs findet sich auch die Widmung in Prosa, worin der Bischof als H. bezeichnet wird. Es ist Hugo von Langres, Bischof von 1012—1049. Dies Gedicht ist also viel älter als die vorher erwähnte Sammlung. Hugo hat gegen Berengar von Tours geschrieben, die Passion des h. Victor in Versen bearbeitet, und erscheint also auch als ein litterarisch gebildeter Mann. Das Gedicht umfaßt 479 Hexameter, alle leoninisch, wovon in den übrigen, also jüngeren Dichtungen nur einzelne, vielleicht unwillkürliche Beispiele sind. Das Ganze ist ein Dialog zwischen dem Dichter und Calliope. Die Schreibart ist meist infolge des leoninischen Hexameters geziert und oft unverständlich. Wenn wir ihn wörtlich zu verstehen haben, so ist auch Kaiser Heinrich III. von ihm gefeiert worden, doch ist darüber leider sonst nichts bekannt. In der Luxemburger Hs folgen dann noch drei Epitaphien von Godefrid. Von Godefrids Schüler, Balderich (1079 Abt von Bourgueil, 1107 Bischof von Dol, gest. 1130), hat sich eine Sammlung von Gedichten erhalten und darunter eine Epistel an Godefrid in 111 Distichen. Auch noch andere Gedichte geben Kunde von Baldrichs Verehrung für ihn. Nur einmal, als er an einen sonst nicht bekannten Dichter Paganus von Angers schreibt, versichert er, daß dieser den Marbod, Godefrid und Baldrich selbst übertreffe. Auch fünf Epitaphien auf ihn hat er verfaßt. Aus derselben Hs lernen wir schließlich auch einen deutschen Lehrer und Dichter kennen, Embricho mit Namen, der in Mainz lehrte.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 2. Mai. 1891. № 18.

Inhalt.

Neue Inschriften von der Akropolis von Athen.
Kult des Zeus Καταιβάτης, des Zeus Νάϊος, der Dione, des Zeus Πολιεύς, des Poseidon.

Das ἀρχαιολογικὸν δελτίον hat für die Inschriften an Lolling einen ausgezeichneten Mitarbeiter gewonnen. Jedes Heft bringt eine sorgfältige Publikation von seiner Hand. So werden im Septemberhefte fünf sehr interessante Inschriften von der Akropolis mitgeteilt: 1) Fragment pentelischen Marmors, zu einer Basis gehörig: Διὸς κα[τ]|αιβάτο[υ] | ἄβατον. Der Stein, leider nicht in situ gefunden, beweist einen bisher auf der Burg unbekannten Kult des Ζεὺς Καταιβάτης (Ausgang des 4. Jahrh. v. Chr.). — 2) Kleiner Altar aus pentelischem Marmor: Διὶ Ναΐῳ | κ]αὶ τῇ συν|όδῳ Μιλ|λτων Κο[λ]|[λ]ύξέν[ου] | [Πε]ιρ[α]ιε|υς εὐ|ξάμ[ε]|νο[ς] ἀν[έ]|θηκεν. Römische Zeit. Auch dieser Kult erst jetzt konstatiert. — 3) Fünf Fragmente einer κλίνη: Τῇ Δ[ιώ]νῃ Φίλη Νικήτου ἀνέ[θηκεν]. 4. Jahrh. Phile war wohl Priesterin der bei dem Erechtheion verehrten Dione. — 4) Basisfragment: - - - Παν[τεύ]ς || [ἀνέθ]ηκεν Διὶ Πολιεῖ. 4. Jahrh. Zeus Polieus hatte sein Temenos wahrscheinlich nordöstlich vom Parthenon. — 5) Nur zum Teil neu: Fragmente schon früher bekannt. Längliche Basis (6. Jahrh.): Τέ[νδε κόρεν ἀνέθεκεν ἀπαρχὲν||... λογος: ἄγρας: ἕν οἱ Ποντομέδ||[ον χρυ]σοτρια[ί]ν' ἔπορεν. Die Weihung also nicht an Athena, sondern an Poseidon. Das Weihgeschenk des Fischers war eine 'κόρη', wie z. B. in C. I. A. I 141 auf einer Übergabsinschrift genannt wird: κόρη χρυσῆ ἐπὶ στήλης.

Aus der Dresdener Skulpturensammlung.

Die K. Skulpturensammlung zu Dresden hat neuerdings ein wichtiges Stück erwerben können, dessen Aufspürung sie dem Forschereifer Dr. Paul Arndts verdankt: es ist dies ein lebensgroßer Athletenkopf myronischen Stiles, anscheinend aus pentelischem Marmor, welcher bereits vor einigen Jahrzehnten in Thracien ausgegraben worden ist. Auf einen Faustkämpfer weisen die verschwollenen Pankratiastenohren; auf eine Kopie nach Myron die augenfällige Übereinstimmung der Formen mit dem Diskobolos Massimi, dem unser Kopf näher steht als alle übrigen verwandten Typen: der Diadumenos im third Graeconoman Room des British-Museum, der Kopf in Ince Blondell-Hall (Archäol.-Ztg. 1874, Taf. 4), die beiden Köpfe im Louvre (Mon. del Inst. X, Taf. 2 und Gazette Archéologique VIII, 1) und ähnliche.*) Leider ist der Kopf oben am Rande des Stirnhaares und der linken Wange durch spätere rohe Abarbeitung verunstaltet und an Nase und Kinn verstoßen. Die erhaltenen Teile jedoch zeigen in dem strengen Mund und dem schmalen Wangenumriß, besonders aber in den kantigen Augenlidern und dem kurzen Haargelock eine wunderbare, fast bronzehafte Schärfe. Merk-

*) In dem Idolino und seiner Sippe vermag ich nicht mit Kekulé (im 49. Winckelmannsprogramm der Berliner Arch. Ges.) myronische Typen zu erkennen, sosehr mir sonst auch seine Schilderung dieser schönen Statue und die Deutung ihres Motivs einleuchtet. Ich halte sie vielmehr nach wie vor für polykletisch und finde mich in diesem Glauben auch dadurch bestärkt, daß die verwandten Statuen in London (Kekulé a. a. O. Taf. 4.) und Dresden (Becker, Augusteum Taf. 88; Clarac 809, 2026) auch die polykletische Schrittstellung zeigen.

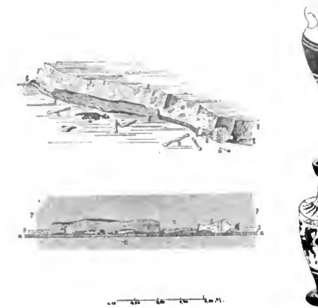
würdig ist dabei, daß inmitten des fertig gearbeiteten Ringelhaares eine ganze Anzahl unvollendeter Löckchen stehen geblieben sind. Der Kopf hatte also offenbar die Bildhauerwerkstatt noch nicht verlassen, als er unter die Erde geriet. — Abgüsse (ergänzt und unergänzt) sind durch die Formerei der K. Skulpturensammlung zu Dresden zu beziehen. Eine Veröffentlichung erfolgt durch Dr. Paul Herrmann in den Mitteilungen des Archäologischen Instituts zu Athen.

Georg Treu.

Der Grabhügel von Marathon.

Wir haben bereits in unserer Wochenschrift 1890 No. 37, Sp. 1162 über die Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft im Marathonhügel berichtet und fügen heut nach dem ἀρχαιολογικὸν δελτίον vom August 1890 einen Teil der Fundabbildungen hinzu. Zwei Gräben sind vom Rande her tief in den Hügel hineingeschnitten, der eine bis ans Centrum. Von ihm geben wir den Querschnitt mit der Darstellung der Bestattungsschicht.

Der merkwürdigste Fund ist das in der rechten Ecke oben dargestellte zweihenklige Gefäß, welches verbrannte Knochen enthielt. Es ist 0,32 m hoch, aus rotbraunem Thon (βαθὺ ἐρυθρωπόν), die Ornamentik erinnert an mykenischen Stil. Ähnliche, kleinere Lekythen wie die dargestellten (etwa 30 sind gefunden) giebt es auch sonst viele; in Eretria wurden letzthin an 200 gefunden: Staes setzt sie vor die Perserkriege. Da bisher nur ein kleiner Teil des ganzen Hügels ausgegraben ist, so wird das endgültige Urteil über seine Zeit noch bis zur Vollendung der Ausgrabungen aufgeschoben werden müssen.







α. Künstliche Sand- und Glimmerschicht.
β. Aschenschicht.
γ. Aufgeschüttete Erde.
δ. Verbranntes Holz.
ε. Gefäße.
ζ. Verbranntes Gefäß.
η. Knochen.

Programme aus Deutschland 1890.
(Fortsetzung aus No. 17.)

E. Kammer, Zur Schulreformfrage. Gymn. zu Lyck. 18 S.

„Beschränkung auf das Bedeutsame; Vertiefung; kein schranken- und formloses Ausleben des Ichs. Wir sollen in der Schule weniger Philologen, Historiker, Mathematiker sein, dagegen mehr Erzieher".

Dähne, Das Realprogymnasium (früher Realschule) in Altenburg. Realprogymnasium zu Altenburg. 20 S.

Die genannte Anstalt (neben dem staatlichen Gymnasium stehend) ging aus der 1860 gegründeten „Ersten Bürgerschule" hervor. Sie wurde den Wünschen der Bürgerschaft entsprechend im J. 1873 in eine Realschule nach preußischem Muster umgewandelt und befindet sich gegenwärtig in der Weiterentwickelung zu einem Realgymnasium.

O. Henke, Chronik des Gymnasiums zu Barmen. Festschrift. 8. 140 S.

Die im J. 1579 von Gräfin Maria von Waldeck gestiftete Schule war das erste öffentliche Gebäude in Barmen und Petrus Pistor ihr erster Lehrer. Während des 17. Jahrhunderts hatte die Schule unaufhörlich unter den Zänkereien zwischen Lutheranern und Reformierten zu leiden. Endlich wurde 1717 die lateinische Schule von der deutschen getrennt und der reformierten Gemeinde zugesprochen. Unter Rektor Johannes Grimm (1782—1817) erlebte die Anstalt ihre höchste Blüte und ihren tiefsten Verfall. 1822 Stadtschule, 1846 Lateinische Schule, 1859 Progymnasium, 1865 Gymnasium.

H. Pratje, Der altepische Kasus mit dem Suffix φι. Progymn. zu Sobernheim. 12 S.

Verf. hat diesen ablativischen Kasus mit φι eigentlich nur bei Homer und Hesiod angetroffen, sodaß derselbe mit Recht als ein altepischer bezeichnet werden kann. Er bringt sämtliche Stellen mit dem Suffix φι bei und folgert aus der Untersuchung, daß φι nur für den Instrumentalis, den Ablativ und den Lokativ, niemals aber auch für andere Kasus eingetreten ist.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ἀθηναίων πολιτεία. Aristotle on the constitution of Athens, edited by F. G. Kenyon. Printed by order of the trustees of the British Museum. London 1891. LII, 190 S. 8. 7 sh. 6 d.

(Fortsetzung aus No. 17.)

Diese Worte zwingen zu einer kurzen Betrachtung. Das veränderte Bild der Drakontischen Verfassung kann an sich nicht ohne Rückwirkung auf unsere Auffassung von der Solonischen Reform bleiben; die eben ausgehobenen Worte geben uns das Recht, das Bild von Solons Bedeutung nicht unwesentlich anders zu zeichnen, als es bisher geschehen konnte. Solon ist weniger ein energischer Neuerer als ein klug vermittelnder Staatsmann gewesen: wo ein energischer Schritt notwendig war, um mit unleidlichen Verhältnissen der Vorzeit zu brechen, wie bei der Regelung der Schuldverhältnisse, scheute er einmal die Härte nicht; aber andererseits übernahm er von den bestehenden Institutionen so viel, wie sich irgend mit den von ihm intendierten Neuerungen vertragen wollte. Darf man eine Gesetzgebung nach der Aufnahme beurteilen, die ihr von den Zeitgenossen wurde, so hat die Solonische Verfassung die gehegten Erwartungen enttäuscht. Das bezeugt die Geschichte der folgenden Jahre; besser noch bezeugt es aber fast jeder Vers, den wir aus Solons litterarischem Nachlaß politischen Inhaltes haben; denn dieser ganze Nachlaß ist eine einzige große Selbstverteidigung immer gegen einen bestimmten Vorwurf: es ist der der Halbheit. Das ist die Schwäche Solons gewesen, daß er allzu klug sein wollte, keinem allzu lieb, keinem allzu leide. Der Unterschied der Umstände, unter denen die Solonische und Kleisthenische Verfassung zustande kommt, ist sehr bezeichnend. Dort einigen sich die Parteien über einen Mann, der beiden genehm ist, hier wählt man die beiden Gegner; dort liegt der Kompromiß in der Person, hier in der Kompromißstipulation selbst. Die Solon zum Kompromißkandidaten aufstellten, kannten ihn. Die Schwäche des Mannes, in politisch erregter Zeit zwischen zwei Parteien stehen zu wollen, ist die Schwäche des Werkes geworden. Dem Werke mußte die feste Grundlage fehlen; denn eine Verfassung konnte damals sicheren Bestand nur unter zwei Bedingungen haben: wenn sie eine Partei so bevorzugte, daß diese Partei auf alle Fälle für sie eintrat, oder wenn sie die streitenden Parteien aufhob. Zu dem ersten Verfahren war Solon nicht berufen, auch nicht der Mann; zum zweiten fehlte ihm die politische Einsicht. Gewiß hat er manche segensreichen Einrichtungen getroffen; aber die bedeutendste, die Seisachtheia, war eher ein Akt roher, denn genialer Politik. Die Solonische Verfassung ist von vornherein nicht lebensfähig gewesen. Wie sollte man auch die Rechte der zwei, immer vordrängenden Parteien so abmessen, daß beide befriedigt wurden. Er jammert ja selbst: 'allen gefallen ist schwer'. So ward keine Partei völlig oder auch nur annähernd befriedigt, keine mochte die neue Verfassung stützen. Also brachen, statt daß der Versöhner versöhnt hätte, alsbald die alten Aufstände wieder los. Die Eigenschaften aber, welche Solon zu einem großen Politiker gefehlt hatten, besaß der Alkmeonide Kleisthenes als Erbteil seines gewaltigen Geschlechts: die Hoheit des Wollens und die Schneidigkeit des Handelns. Solon hatte die überkommenen Institutionen wohl ausgebaut und auch vieles neu geschaffen; aber er hatte es unterlassen, das innere politische Leben zu reformieren: Kleisthenes zerbricht die alten Bezirke, zerschlägt die Hauptstadt in einzelne Dörfer, und damit zerstückelte er die auf dem alten landschaftlichen Zusammenhang beruhende politische Koterie. So greift das staatsmännische Genie das Übel an der Wurzel an. Damit soll Solon nicht ungebührlich herabgesetzt werden; er konnte, auch wenn er es hätte können wollen, der demokratischen Richtung noch nicht in der Weise Rechnung tragen, wie Kleisthenes nach der Peisistratidenherrschaft, welche die unteren Volksschichten hob, es thun mußte und that, und Kleisthenes hat auch so manche wichtige Solonische Institution beibehalten. Aber es muß erkannt werden, und Solons eigene Gedichte bezeugen es: wenn er auch durch die Seisachtheia, durch die Aufhebung des auf den Leib Borgens und durch die Einsetzung der Volksgerichte die athenische Verfassung entschieden weiter entwickelt hat, besaß er doch nicht jenen genialen staatsmännischen Blick des Aristokraten, der in bewunderungswürdiger Uneigennützigkeit eine demokratische Verfassung nicht bloß einführte — das hatte auch Solon versucht —, sondern auch so begründet, daß sie bleiben konnte und blieb.[7])

Von einem Begründer der Demokratie kann man nicht sprechen; denn die Demokratie ist das

[7]) Nachdem ich dieses niedergeschrieben hatte, werde ich auf folgende Worte des Aristoteles aufmerksam (Pol. 1319^b 32): ἔστι δ' ἔργον τοῦ νομοθέτου καὶ τῶν βουλομένων συνιστάναι τοιαύτην τινὰ πολιτείαν οὐ τὸ καταστῆσαι μέγιστον οὐδὲ μόνον, ἀλλ' ὅπως σῴζηται μᾶλλον· μίαν γὰρ ἢ δύο ἢ τρεῖς ἡμέρας οὐ χαλεπὸν μεῖναι πολιτευομένους ὁπωσοῦν. Von hier aus sind Solon und Kleisthenes zu beurteilen.

Produkt sozialer Verhältnisse. An ihren Manifestationen erkennen wir sie. Drakons Gesetzgebung ist für uns in Athen die erste Manifestation des demokratischen Prinzipes. Kräftiger geworden, erzwingt dieses Prinzip die Solonische Konstitution, bestimmend für das ganze Staatswesen ist es in in der Kleisthenischen Verfassung geworden. Die Antike, welcher der historische Sinn fehlte, weil sie noch zu jung war, kann sich geschichtliches Werden nicht denken und sucht sich für alles einen Begründer. Sie hat ihn auch für die athenische Demokratie gefunden. Man sollte meinen, die Athener hätten nur Kleisthenes dafür halten können, von dessen Gesetzgebung ab ihre demokratische Verfassung sich ununterbrochen mit grausamer Konsequenz weiter entwickelte. Aber Solon rühmen sie als Schöpfer der Demokratie, den Mann, dessen Werk durch die Peisistratiden verstümmelt und durch Kleisthenes umgestaltet wurde. Warum haben die Athener so geurteilt? Die Gründe sind in Kürze folgende. Die Perserkriege, der Aufbau der Mauern und die Aufschüttung des Burgberges hatten mit dem urkundlichen Material aufgeräumt. Die Originale von Drakons, Solons und Kleisthenes' Gesetzen müssen zu grunde gegangen sein. Die bestehenden Gesetze stellte man von neuem in amtlichen Exemplaren her. Was damals an Gesetzen galt, ging in der Hauptsache auf Drakon, Solon und Kleisthenes zurück. Die Drakontischen Satzungen über Blutsachen waren in das Solonische Korpus aufgegangen, das Privatrecht ging fast vollständig auf Solon zurück, das Staatsrecht auf Kleisthenes; allein die Verfassung des Kleisthenes war einerseits aus der Solonischen entwickelt und zweitens bereits weiter ausgebaut; das demokratische Prinzip stärker betonende Novellen waren erfolgt, sodaß das rein Kleisthenische Gut an Masse hinter dem Solonischen zurückstand. Hinzu trat der Umstand, daß die Athener in den Gerichtshöfen fast ausschließlich die Solonischen Gesetze citieren hörten, daß sie die wiedererrichteten Kyrbeis am Markte stehen sahen. Sie begingen nun einen Irrtum. Sie übertrugen, was das Privatrecht und einige Teile des öffentlichen Rechtes allein anging, Solons Namen, auf das ganze Recht und faßten nun auch das bestehende Staatsrecht als Solonisch. Wer das damals, d. h. im 4. Jahrhundert, bestehende Staatsrecht in der Hauptsache für Solonisch hielt, für den war Solon allerdings der Urheber der Demokratie. Wir sollen aber diesen Irrtum nicht mitmachen. Die Athener wurden zu diesem Irrtum durch den Umstand verführt, daß die Solonische Verfassung die Volksgerichte einsetzte, d. h. diejenige Institution, in welcher sich im 4. Jahrhundert die Volkssouveränität mit am deutlichsten ausprägte. Wer diese Institution geschaffen hatte, so konnte man meinen, war überhaupt der Urheber der Demokratie. Dazu nehme man als einen der wichtigsten Faktoren, welche den Namen des Solon verklärten, die Gedichte des Mannes selbst. Die Dichter, zumal die antiken, haben alle ein tüchtig ausgeprägtes Selbstgefühl, Solon nicht das am wenigsten ausgebildete. Sein Licht stellt er nicht unter den Scheffel in seinen Gedichten. Diese Gedichte waren aber auch schon für die Athener des 4. Jahrhunderts die Hauptquelle für die Kenntnis der Wirksamkeit Solons. Sie gaben dem Bilde von der Thätigkeit des Mannes immer frische Farben, vor denen die Bilder von Drakons und Kleisthenes' Wirksamkeit schnell verblassen mußten; diesen fehlte das Lied. Endlich hat auch politischer Parteigeist dazu beigetragen, Solons Namen zu verklären. Das ist schon bei Drakon gesagt. Für Kleisthenes liegt die Sache eher noch klarer als bei den älteren. Die demokratische Verfassung des 4. Jahrhunderts sollte der Junker eingerichtet haben? Unmöglich. So konnte für das Volk nur sorgen, wer selbst für die unteren Schichten empfand. Das hatte ja Solon, obwohl er ein Kodride sein sollte, seinen eigenen Gedichten nach gethan, wie er denn den äußeren Glücksgütern nach nur zum Mittelstande gehört hatte. Und für das Volk mußte empfunden haben, wer die Volksgerichte, des freien Demos Stolz, eingerichtet hatte, eingerichtet natürlich so, wie sie im 4. Jahrh. bestanden Dieser Mann mußte dem Demos seine Verfassung gegeben haben. Nachdem die Auffassung von der Genesis der athenischen Staatsverfassung — man achte immer darauf, daß es bei einer Frage über den Urheber der Verfassung nicht auf das Privat- oder Straf- und Prozeßrecht, sondern allein auf das Staatsrecht ankommt — nachdem diese Auffassung, sage ich, einmal auf die schiefe Ebene gekommen war, gab es kein Halten: Solon hier, Solon da, Solon bald überall. Ja, dieser demokratische Chauvinismus, der keinen Makel an seinem Helden lassen wollte, ging so weit, daß er offenbare Schwächen der Solonischen Gesetzgebung, wie den Mangel scharfer Fassung der Gesetze, für Vorzüge zunächst vielleicht nur ausgab, dann selbst auch wirklich hielt. Es wird erklärt, Solon habe absichtlich den Wortlaut der Gesetze mehrfach unbestimmt gelassen, damit das Volk möglichst freie Hand in der Beurteilung einzelner Fragen behielte. Der Verfasser des neuen Buches, obwohl auch er mit Solon die athenische Demokratie beginnen läßt, wendet sich gegen diese

unhistorische Auffassung und ist Ketzer genug, zu erklären, hätte Solon es besser machen können, er würde es schon besser gemacht haben — aber er konnt's nicht besser. So verblendet für ihren Helden war die demokratische Geschichtsauffassung, der wir die Kenntnis der athenischen Staatsverfassung verdanken. Es ist aber Zeit, daß wir nicht mehr mit fremden, sondern mit eigenen Augen sehen.

Kleisthenes hatte vielfach nur die Grundlagen und Umrisse gegeben; die Folgezeit baute aus. Ol. 69, 1 (504/3) schwuren die Buleuten zum erstenmal die Eidesformel, die dann beibehalten wurde. Ol. 69, 4 (501/0) wurden 10 Strategen, aus jeder Phyle je einer, gewählt. Ol. 73, 1 (488/7) findet der Ostrakismos zum erstenmal und zwar gegen den Führer der Tyrannenpartei Hipparchos Anwendung. Das folgende Jahr, Ol. 73, 3 (487/6), bringt eine Änderung in der Archontenwahl: die höchsten Beamten werden aus 500 phylenweise von den Demoten erwählten Männern erlost. Durch Ostrakismos werden in diesem und dem folgenden Jahre weitere Mitglieder der Tyrannenpartei verbannt. Ol. 74, 1 (485/4) wendet man den Ostrakismos auch gegen andere hervorragende Bürger an, zuerst gegen Xanthippos, den Vater des Perikles, bald auch gegen Aristeides. Ol. 74, 2 (483/2) fällt das Flottengesetz des Themistokles, in das folgende Jahr angesichts des Perserkrieges die Zurückberufung der Verbannten.

Die Zeit nach 480 ist eine Zeit der Reaktion; der Grund dafür ist folgender. Als in der Medergefahr die Strategen den Kopf verloren und das sauve qui peut als Parole ausgaben, hielt den Staat der Areopag: er verteilte für den Kopf acht Drachmen und brachte die Bürger auf die Schiffe. Des Themistokles Name wird nicht genannt. Dieses patriotische Auftreten des Areopags hatte zur Folge, daß er wieder die leitende Behörde wurde; aber seine Befugnisse waren ihm nicht auf legalem Wege wieder erweitert worden: es liegt also eine Art von Tyrannis seitens des Areopags vor. In dieser Zeit leitet Aristeides die äußeren, Themistokles die inneren Angelegenheiten: sie sind politische Gegner; doch den Wiederaufbau der Mauern betreiben sie gemeinsam. Ol. 75, 3 (378/7) bewirkt Aristeides die Gründung des Seebundes, indem er den Augenblick abpaßte, wo Sparta bei den anderen Hellenen durch Pausanias' Politik diskreditiert war. Aristeides war es, der die Athener dazu trieb, das Land zu verlassen, um in der Stadt zu wohnen und sich den Lebensunterhalt im Dienste des Staates zu verdienen, welcher im Laufe der Zeit — in Perikles' Tagen — 20000 Menschen besoldete: 6000 Richter, 1600 Toxoten, 1200 Reiter, 500 Buleuten, 500 Mann Hafenwache, 50 Mann Stadtwache, je 700 Verwaltungsbeamte in- und außerhalb Attikas, dazu im Kriege 2500 Hopliten, 20 Wachtschiffe, 2000 Mann für das Geschäft der Tributeinholung, dazu die Beamten für das Prytaneion, die vom Staate erhaltenen Waisen, das Gefängnispersonal. Es ist nur natürlich, daß der Mann, welcher in so demokratischem Sinne wirkte [*]), auch der doch immerhin ungesetzlichen Herrschaft des Areopags entgegen war. Er selbst stürzte ihn jedoch nicht mehr, sondern Ephialtes im Jahre ol. 79, 3 (462/1). Der Sturz wurde durch einen Kampf des Ephialtes gegen einzelne Areopagiten in einer Reihe von Prozessen vorbereitet. Die Katastrophe aber führte nicht er, sondern Themistokles herbei. Der wollte auch den Sturz des Areopags; aber nicht die lauterere politische Absicht, die Verfassung wieder gesetzmäßig zu gestalten, trieb ihn dazu, die Entscheidung herbeizuführen, sondern Eigennutz. Er stand vor der Anklage des Landesverrats (Medismos). Aus der mit dem Sturze der höchsten Staatsgewalt verbundenen Verwirrung mochte er hoffen, für seine Sache zu gewinnen. Er spielt ein doppeltes Spiel. Dem Ephialtes sagt er, er solle mit ihm, dem Themistokles, zusammen vom Areopag verhaftet werden; im Areopag, welchem er angehörte, erklärte er, er wolle die Männer zeigen, welche den Sturz des Areopags betrieben. Eine Deputation des Areopags unter seiner Führung wird abgeordnet; er führt sie zu Ephialtes. Als der den Themistokles in lebhaftem Zwiegespräch mit den Areopagiten kommen sieht, glaubt er seine Verhaftung bevorstehend und flüchtet sich auf den Altar. Allgemeine Bestürzung folgt, der Rath der 500 wird alsbald zusammengerufen; das mußten Themistokles sowohl wie Ephialtes wollen: vor dieser Körperschaft, deren Rechte wider die Gesetze vom Areopag verringert waren, klagen die beiden den Areopag an. Die Anklagen wiederholen sie dann auch in der Volksversammlung: das souveräne Volk nimmt dem Areopag die angemaßten Vorrechte wieder. Ephialtes fand noch in demselben Jahre in dem Tanagraier Aristodikos seinen Meuchelmörder. Über das Schicksal des Themistokles erfahren wir nichts.

Einen bedeutenden Staatsmann hatte Athen nach dem Tode des Ephialtes [und der Verbannung

*) Es wird eine Befriedigung für Holm sein, daß so seine Darstellung des Aristeides als Demokraten (Gr. Gesch. II, Vorw. VII) Bestätigung findet.

des Themistokles] nicht. Kimon war allerdings Herr der Situation: aber er hatte erst spät angefangen, sich mit Politik zu befassen, und war auch noch verhältnismäßig jung. Sein 'fürstliches Vermögen' [und seine Feldzüge] würden ihm vielleicht die Bedeutung, die er seiner Zeit hatte, nicht gegeben haben, hätte er einen bedeutenden politischen Gegner gehabt. — Man muß diese politische Konstellation vor Augen behalten, will man den Hülfszug nach Ithome verstehen. Dieser schuffte ihm den Gegner. — Des Perikles erste politische That war, daß er Kimon für den Zug nach Ithome zur Rechenschaft zog. Aber so fest war das Ansehen Kimons begründet, daß, solange er lebte [und trotz seiner zeitweiligen Verbannung], Perikles nicht eigentlich aufkommen konnte. Und doch hatte dieser ihn mit Mitteln bekämpft, die man nicht alle billigen kann: Perikles parierte den Einfluß, den Kimon durch sein großes Vermögen hatte, durch die Einführung des Richtersoldes. Die wachsende Macht der demokratischen Richtung spürt man an dem ol. 80, 4 (= 457/6) durchgegangenen Gesetz, daß auch den Zeugiten das Archontat offen stünde. Ol. 81, 4 (453/2) werden die Landrichter wieder eingeführt, zunächst 30 an Zahl. Unter Peisistratos hatte diese Institution schon bestanden: damals waren es 40 Männer, wie auch im 4. Jahrhundert wieder. Ol. 82, 2 (451/0) Gesetz des Perikles: athenischer Bürger ist nur, dessen Eltern beide Athener sind. Unter Perikles geht die Saat des Aristeides auf: Athen wird aus einer Landmacht eine Seemacht. Des Perikles aristokratischer Gegner ist Thukydides, des Milesias Sohn.

Hier ein kurzer Halt. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, wie wichtig, wie völlig umgestaltend für die athenische Geschichte des 5. Jahrhunderts die Nachrichten sind, welche das neue Buch in diesem Abschnitt gebracht hat. Daten sowohl wie Thatsachen und die mit ihnen verbundenen Persönlichkeiten werden davon betroffen. Wir erhalten die ersten festen Daten aus der Pentekontaetie; danach wird man die übrigen Ereignisse dieses Zeitraumes nun chronologisch einzurenken haben. Im allgemeinen haben wir Thatsachen zu jung datiert — so die Gründung des Seebundes, den Sturz des Areopags —, Persönlichkeiten zu hoch hinaufgerückt: Themistokles ist noch 462 in Athen, des Perikles eigentliche Wirksamkeit setzt erst um 450 ein. Weit wichtiger aber als die Zahlen sind die Thatsachen, die wir lernen. Aristeides, nicht Themistokles, hat Athen zum Meere geführt, Themistokles, nicht Perikles, hat an dem Sturz des Areopags mitgewirkt. Und welch bescheidene Rolle spielt Perikles? Wie konnte die Geschichte so entstellt werden? Für Themistokles scheint die Lösung nahe zu liegen. Er hatte das Flottengesetz und die Befestigung des Peiraieus beantragt; hieran knüpfte die spätere Auffassung; dieses einmalige eklatante Faktum blieb im Gedächtnis, während die allmählich sich vollziehende systematische Umgestaltung des attischen Staatslebens durch Aristeides, welche doch mit dem übrigen Wirken dieses Mannes in innerlich begründetem Zusammenhange steht, vergessen wurde. Daß Themistokles, der Areopagite, am Sturze des Areopags beteiligt gewesen sein sollte, nicht aber Perikles, der Held des Demos, mußte widersinnig erscheinen und mußte jede andere Darstellung wahrscheinlich machen. Von wem die andere Version von Themistokles' Schicksalen, der das romanhaft Ausgeschmückte an der Stirn geschrieben steht, ausgegangen ist, mit anderen Worten, wer des Thukydides kluger Gewährsmann war, der dem Themistokles sogar in die Korrespondenz geguckt hat, das ist Sache der Quellenforschung, die für die Geschichte des 5. Jahrhunderts nun in ein neues Stadium tritt. Aber das darf wohl ausgesprochen werden, daß, wer Themistokles zum Pendant des Pausanias machte, was er bei Thukydides ist und sein soll, mindestens der intellektuelle Urheber der Ersetzung des Themistokles durch Perikles bei dem Sturze des Areopags gewesen ist; denn er hatte jenen schon vorher aus Athen entfernt. Andererseits ist die neue Darstellung von dem Sturze des Areopags selbst auch so anekdotenhaft pointiert und leidet an so bedenklichen inneren Schwierigkeiten, daß ihre Autorität in manchen Stücken mit gutem Rechte verdächtigt werden könnte.*)

(Fortsetzung folgt.)

Gino Loria, Il periodo aureo della geometria greca; saggio storico. Turin 1890, Clausen. 79 S. 4. 2 Figurentafeln.

Professor Loria in Genua, den Mathematikern bereits durch zahlreiche geschichtliche Arbeiten wohlbekannt, liefert hier eine Monographie der altgriechischen Geometrie, welche sich der Hauptsache nach allerdings mit M. Cantors Schrift „Euklid und sein Jahrhundert“ deckt, durch den Umstand aber, daß seitdem beinahe ein an intensiver Forschung reiches Vierteljahrhundert ver-

*) Oder sollte doch etwas Wahres an dem von Ephoros berichteten doppelten Landesverratsprozeß gegen Themistokles sein? Vgl. darüber Busolt, Gr. G. II 385, 5

flossen ist, einen naturgemäßen Vorsprung vor jener erlangt hat. Euclides, Archimedes, Eratosthenes, Apollonius, Nicomedes, Diocles, Perseus und Zenodorus sind die Geometer, deren Leistungen im einzelnen eingehend besprochen werden. Dem Verf. kam es nicht darauf an, viele neue Gesichtspunkte zu gewinnen, was ja auch, nachdem gerade dieses Zeitalter das denkbarst beliebte Studiengebiet der Historiker darstellt, nur schwer möglich wäre; wohl aber hat er sich bemüht, auf die besten Quellen hin scharf umrissene Bilder der Thätigkeit jener Männer zu entwerfen, und diese Absicht ist denn auch, wie wir glauben, in durchaus achtungswerter Weise verwirklicht worden. Wir glauben konstatieren zu können, daß die reiche Litteratur mit großer Sorgfalt ausgenützt worden ist; auch zeigt der Verf. bei vielen Gelegenheiten, daß er über die Einzelfragen selbständige Studien angestellt hat. So ist unseres Erinnerns noch nicht darauf hingewiesen worden, daß der Archimedische Beweis für einen in der Schrift „Von Cylinder und Kugel" enthaltenen Lehrsatz, der sich, algebraisch eingekleidet, mit der Identität

$$\sin\frac{\pi}{m} + \sin\frac{2\pi}{m} + \ldots + \sin\frac{(m-1)\pi}{m} = \cot\frac{\pi}{2m}$$

deckt, an Einfachheit und Eleganz alle diejenigen übertrifft, welche man mit den so unendlich vervollkommneten Hülfsmitteln der Neuzeit dafür zu erbringen vermag.

Über einen Punkt allerdings gehen die Ansichten des Autors und des Berichterstatters auseinander, und der letztere benutzt deshalb die sich ihm darbietende Gelegenheit, eine an sich sehr interessante Frage zu erörtern, wie er dies auch schon in einer Herrn Loria unbekannt gebliebenen Besprechung einer Schrift von Zenthen in der „Philolog. Rundschau" gethan hat. In einer Randnote (S. 51) heißt es, der genannte dänische Mathematiker habe dem Unterzeichneten gegenüber nachgewiesen, daß bereits Apollonius den Koordinatenbegriff gekannt und von ihm bei seiner Begründung der Theorie der Kegelschnitte Gebrauch gemacht habe. Hier handelt es sich nun keineswegs um die Widerlegung der Behauptung, daß die Griechen nur in der angewandten Mathematik — Feldmeßkunst, Geographie, Astronomie — Ortsbestimmungen durch Koordinaten vollzogen hätten, sondern es handelt sich um eine allerdings sehr geistreiche Hypothese Zeuthens, die unserer Ansicht nach, falls nicht unbekannte Werke des Altertums ans Licht gezogen werden, stets nur Hypothese bleiben wird. Solange wir nicht bestimmt die konjugierten Durchmesser einer Kurve zweiter Ordnung als Axen eines Koordinatensystems bezeichnet finden, werden wir daran festhalten, daß zwar der Leser der Gegenwart, zumal wenn er auf der wissenschaftlichen Höhe eines Zenthen steht, die Darstellung des antiken Geometers als eine derjenigen unserer Koordinatengeometrie verwandte bezeichnen darf, daß er aber diese Vorstellungen nicht in den griechischen Text hinein zu interpretieren ein Recht hat. Wohlgemerkt nur dann, wenn ermittelt werden soll, in welchem Geiste dieser Text eigentlich geschrieben ist; denn daß jene Durchdringung der alten Kurvenlehre mit neueren Ideen, wie sie „die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum" (Leipzig-Kopenhagen 1886) kennzeichnet, zur Aufklärung des Sachinhaltes von höchstem Werte ist, wird gewiß niemand abstreiten wollen. Diese kleine Auseinandersetzung glaubten wir unserem so leicht — vielleicht von uns selbst in früheren Arbeiten — verletzten Prinzipe schuldig zu sein, wonach bei der Sacherklärung der Alten die Berührung mit den Gedankenkreisen der Gegenwart möglichst zu vermeiden ist.

München. S. Günther.

Em. Spanoghe, Emendationes Tullianae. Miscella. Leyden 1890, Brill. VII, 66 S. 8. 2 M.

Einem unwiderstehlichen Herzensdrange (S. V f.) folgend setzt Verf. nahezu 200, zum Teil gar nicht erst motivierte, Konjekturen in die Welt zu Ciceros Acad., de fin., Tusc. disp., de nat. Deor., de div., de fato, de republ., de legibus, de off., Lael., de or., Brut., orator, pro Flacco, pro Mil., pro Corn. Balbo, epist. ad div., ad Quint. fr., ad Att.; zu Aristot. de arte poet., metaph.; Demosth.; Stob. Floril.; Athen.; Porphyr. vit. Plotin.; Caes. b. civ.; Liv.; Tacit.; Gellius; Horatius. Verf. scheint sich mit recht gründlicher Freiheit nach Wattenbachs und Hagens paläographischen Vorschriften geübt zu haben und der Ansicht zu sein, daß dasjenige, was dabei herausgekommen ist, die philologische Welt beglücken oder ihr wenigstens nicht schaden werde. Von denjenigen Stellen, welche er in die Kur genommen hat, sind nicht etwa alle krank, nein, die meisten sind so gesund, daß sich an sie bisher noch kein Arzt herangemacht hat, und wo ein solcher notgedrungen zu helfen gekommen war, weiß Verf. oft nichts von der vorgeschlagenen Medikation. Es gehört Mut dazu, eine solche Blütenlese drucken zu lassen. Daß Verf. Mut besitzt, besagt schon das Vorwort, wo es u. a. heißt: „quod si praeterea ad eadem studia . . . plures hoc opusculo incitavero (quod mei quoque consilii fuisse fateor), fructus erit lucubrationis

maximus etc". Nun, das wäre bedauerlich, wenn Verf. Nachahmer fände, die auch nichts weiter veröffentlichten als die Früchte verkehrter Zeitanwendung, vulgo Spielereien, unter der Maske des Ernstes. Hören wir zunächst von einigen Operationen, welche Cicero, meist unter Anwendung von Gewalt, sich gefallen lassen muß. Tusc. I 1 rettuli me ... ad ea studia, quae retenta animo, remissa temporibus, longo intervallo intermissa revocavi. Dazu: ea studia, si retenta animo, si tantum remissa, intermissa non sunt, und dann muß es heißen: longo intervallo intermisso. Verf. hat offenbar für das feine Wortspiel, für die Konzinnität der drei Satzglieder (siehe weiter unten!) und für die Paronomasie kein Herz. Ebenda § 2 soll statt lautius zu lesen sein *castius*, weil Cicero „cum homines suos laudans, tum ad Brutum, Stoicum, illa scribens" das Wort laute nicht gebraucht haben kann, „quod luxuriam redolet"! Ernster wird die Sache schon § 97 vadit enim in eundem carcerem atque in eundem paucis post annis scyphum Socrates = *at videte euntem* in eundem carcerem *ad iniquum* eundem paucis post annis scyphum Socratem. Das *enim* wird längst nicht mehr geschrieben, und es handelt sich meist nur um die Zulässigkeit des Zeugmas *vadit in* eundem carcerem atque *in* . . . scyphum, wofür Tischer-Sorof mit Recht *ad* an zweiter Stelle gesetzt hat. Verf. nimmt Anstoß auch an dem Präsens vadit; daß Heine potatque eundem paucis post etc. und Gustafsson truditur in eundum etc. geschrieben haben, weiß er nicht. Laelius § 4: das längst beseitigte feci hinter Catone Maiore benutzt Verf. zu folgender Schreibung: sed, ut in Catone Maiore *hocc*, qui est scriptus ad te, de senectute Catonem induxi senem disputantem, wobei außerdem auf die neue Interpunktion zu achten ist! Ebenda § 25 hactenus mihi videor de amicitia quid sentirem potuisse dicere; si quae praeterea sunt etc. wird ohne weiteres verändert: *ac satis* mihi videor de amicitia quid sentirem *protulisse. Dicenda* si qua praeterea sunt etc. Solche Radikalkuren sind dem Verf. gerade die liebsten, wobei ihn oft ein eigentümlicher Widerwille gegen die Schönheit der Sprache leitet, so z. B. de natura Deor. II 134 mißfallen ihm die drei Synonyma manditur, extenuatur, molitur derart, daß die bekannte Stelle nun also entstellt lauten soll: dentibus autem in ore constructis *mandatur, itaque* extenuatur illis et molitur cibus, *ut* eorum adversi acuti morsu *dividant* escas, intimi autem *conficiant*, wonach das auf intimi bezügliche qui genuini vocantur kurzer Hand als interpretamentum gestrichen wird. Pro Milone § 54 cum paenula irretitus, raeda impeditus, uxore paene constrictus esset: selbst für diese drei Ablative fehlt dem Verf. das Verständnis; wiewohl das uxore ohne ab und das paene bei constrictus vortrefflich paßt, setzt er, paene graphisch verwertend, *uxoris pavore* mit *dis*trictus, damit die Gattin nur gar nicht durch ihre bloße Gegenwart als ein Hindernis erscheine, die an sich ja den Milo aufheitern müßte! — Demosth. XVIII 13, weil Reiske ἔδει χρῆσθαι schrieb und Cobet διεξῄει strich, ändert Verf. . . . ἡλίκα νῦν ἐτραγῴδει. νὴ Δί᾽ ἐξῆν . . . χρῆσθαι. — Zum Schluß noch in aller Kürze ein wenig Horaz. Carm. I 5, 9 qui semper *cicurem*, semper amabilem; I 13, 13 dulcia *perperam* Libantem oscula, quae Venus Curta parte sui nectaris imbuit; I 31, 7 *mollit* aqua taciturnus amnis: soweit Gegenkonjekturen zu Cornelissens Vorschlägen (Mnemosyne XVI): qui semper *placidam*, *gutta forte* und *mulcet* aqua. Epist. II 3, 45 hoc amet hoc spernat, *pro ut cessit* (statt promissi), carminis auctor. Gründlich wird aufgeräumt mit Epist. II 3, 58 ut silvae foliis *primos* mutantur in annos, Et iuvenum ritu florent modo nata; *viget cum Bruma*, cadunt: ita verborum interit aetas. Debemur morti nos nostraque ...: das ist doch eine große Kühnheit der Umstellung, gegen die u. a. das Citat bei Diomedes p. 394 spricht, und eine Willkür der Umdichtung, die geradezu eine Verhöhnung und Verhäßlichung der Überlieferung zu nennen ist. Doch genug! Wer mehr und Näheres über die Konjekturenmacherei Spanoghes wissen will, mag sich selber bemühen. Ref. hat nichts als Unnatürliches, Erkünsteltes und Unnötiges gefunden. Vielleicht gelingt einem andern die Entdeckung des „ubique via et ratione progredi", dessen Verf. sich rühmt, wenigstens da, wo sich dieser in längerer adnotatio critica ergeht, sogar auf Hss und kritische Arbeiten sich beruft und vor allem aus den Tiefen paläographischer Weisheit Überzeugungskraft zu schöpfen versucht.

Quedlinburg. Franz Müller.

Emil Hermes, Kritische Beiträge zu den Briefen des Philosophen L. Annaeus Seneca. Programm des Gymn. zu Moers 1889. 16 S. 4.

In vorliegendem Programm bespricht der Verfasser über dreißig Stellen aus dem zweiten Teil der Epistulae morales ad Lucilium (Brief 89—124). Die Rezension dieses Teiles der Briefe ruht bekanntlich auf zwei Haupthandschriften, dem B(ambergensis) und dem bei der Belagerung im Jahre 1870 verbrannten Argentoratensis. Die von A. Weidner besorgte und von Windhaus 1879 (Progr.

von Darmstadt) publizierte Kollation des B ist anscheinend mit großer Eile angefertigt und nicht vollkommen zuverlässig. Hermes stellt deshalb an verschiedenen Stellen auf grund seiner eigenen Kollation die wirkliche Lesart des B fest. So entsprechen 97, 3 ipsa ponam verba *Ciceronis*, quia res fidem excedit und 119, 8 (Alexander) in Oceanum classes novas mittit et *ipsa* . . . mundi claustra perrumpit die unentbehrlichen Worte *Ciceronis* und *ipsa* der Überlieferung in B, während sie bei Weidner fehlen. Ebensowenig finden wir bei letzterem 119, 6 aus B das Perfectum *contigit* notiert, das entschieden den Vorzug vor der Vulgata *contingit* verdient. Selbst Buecheler gegenüber verweist Hermes einmal auf seine Kollation, welche 91, 13 *restituant* statt des auch von Buecheler (Festschrift zur Trierer Philologenvers. 1879) nicht beanstandeten *restituantur* bietet. An den genannten Stellen verteidigt Hermes nicht bloß seine Kollation, sondern zugleich die betreffende Lesart des B gegen Änderungsversuche. Letzteres allein versucht er z. B. 115, 6 dabat in illa fabula poenas Bellerophontes, quas in sua quisque dat. Während Koch *vita* zu sua verlangt und hinter dat einschiebt, hält Hermes jeden Zusatz für überflüssig, da die Ergänzung von *fabula* der Anschauung der Stoiker vom Leben entspreche.

Im übrigen nimmt Hermes ältere Konjekturen von sich (Progr. Moers 1874) und anderen (Gruter, Madvig etc.) in Schutz und macht eine Reihe neuer Besserungsvorschläge. An folgenden Stellen glaubt er Ausfall von Buchstaben, Silben oder Wörtern zu erkennen: 95, 31 expeditum <tunc> erat obiurgare etc. 110, 7 velociter . . illo, quo intendimus, per<gere per>severamus. 113, 20 sublata <lite> convenit nobis. 117, 28 nondum enim venisse apparet quod veni<e>t. 121, 20 quicquid natura tradit, et aequale omnibus est et statim <fit>. si tamen exigis etc. 124, 1 sicut illud <probo, ita et hoc> probo, quod omnia ad aliquem profectum redigis. Änderungen der handschriftlichen Überlieferung hält Hermes an folgenden Stellen für notwendig: 90, 16 non fuit tam inimica natura, ut, cum omnibus aliis animalibus facilem actum vitae daret, homo solus non posset sine tot artibus vivere. nihil horum (l. *durum*) ab illa nobis imperatum est. 90, 28 in secundam numinum formam animae perpetitae (l. perp*ol*itae). 95, 51 praecipiemus (homini) ut naufrago manum porrigat, erranti viam monstret, cum esuriente panem suum dividat? <at> quando (l. qua*re*) omnia, quae praestanda ac vitanda sunt, dicam, cum possim breviter hanc illi formulam humani officii tradere: . . . membra sumus corporis magni. 99, 16 in hac re sicut in his (l. *ali*is) omnibus. 117, 6 utor hac publica persuasione (l. ut*ar* hac p. p.?). 117, 14 dicebus (l. diceba*m*) paullo ante etc. 117, 25 his formemus (l. firmemus) animum. — Eine Stelle sucht Hermes durch Umstellung zu heilen (102, 8).

An manchen dieser Stellen hat H. unzweifelhaft das Richtige getroffen (so 90, 16. 28; 117, 25. 28); aber auch da, wo seine Ausführungen nicht völlig überzeugen, fesseln sie durch Besonnenheit des Urteils und Vertrautheit mit dem Sprachgebrauche Senecas.

Groß-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

Wilhelm Kalb, Roms Juristen nach ihrer Sprache dargestellt. Leipzig 1890, Teubner. VIII, 154 S. 8. 4 M.

Eine große Anzahl von Philologen hat sich in den letzten Jahren, zum nicht geringen Teil auf direkte oder indirekte Anregung Ed. Wölfflins, der Erforschung der späteren Latinität zugewandt und oft mit schönem Erfolge diesen oder jenen Schriftsteller der Kaiserzeit auf seine Sprache hin behandelt. Merkwürdigerweise ist dabei ein ganzes Litteraturgebiet ziemlich unbeachtet geblieben, obwohl man aus verschiedenen Gründen diesem Felde hätte besondere Aufmerksamkeit schenken sollen. Wir meinen die juristische Litteratur, von deren Hauptvertretern uns namentlich in den Pandekten recht ansehnliche Schriftstücke erhalten sind. Wilhelm Kalb nun ist ununterbrochen eifrig bemüht, diese Lücke in der grammatisch-stilistischen Forschung auszufüllen. Im ersten Bande von Wölfflins Archiv bereits veröffentlichte er einen Aufsatz über die Latinität des Gaius; es folgte im Jahre 1888 sein „Juristenlatein". Jetzt ist ein neues Werk von ihm erschienen: Roms Juristen nach ihrer Sprache dargestellt. Während er in jener früheren Schrift die Sprache der Juristen mehr als ein Ganzes betrachtete, nimmt er in seinem neuen Buche jeden einzelnen Juristen gesondert vor und sucht ihm die Eigentümlichkeiten seiner Ausdrucksweise abzulauschen. Das ist ein wesentlicher Fortschritt und der einzig richtige Weg, um über die schwierige Frage der Interpolationen, wenigstens vom sprachlichen Standpunkte aus, zu einem festen Urteil zu gelangen. In dieser Richtung liegt der Wert der Kalbschen Arbeit für Juristen. Aber auch der Dank der Philologen gebührt dem Verf., dafür nämlich, daß er uns wieder und wieder auf dieses Gebiet hinweist, und seine Beobachtungen werden dazu beitragen, manchen Irrtum, der sich bisher aus einem Buche

in das andere fortgeschleppt hat, zu beseitigen. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß es der Schrift an positiven Resultaten fehle; im Gegenteil! Es findet sich so manche feine stilistische und grammatische Untersuchung darin, und zu der Hauptentdeckung, welche die neue Schrift enthält, daß nämlich Papinian nicht Syrer, sondern Afrikaner war, kann man dem Verf. herzlich Glück wünschen. Man mag über die in letzter Zeit viel besprochene Frage der Africitas denken, wie man will: es werden für den afrikanischen Ursprung Papinians so viel gradezu verblüffende Indizien beigebracht, daß man, selbst wenn man sich scheut, die Richtigkeit der Kalbschen Hypothese betreffs der Heimat des großen Juristen zuzugeben, doch das Glänzende und Bestechende dieser Annahme und ihrer Begründung anerkennen muß. Die Wichtigkeit der Schrift und die Bedeutsamkeit ihres Inhalts rechtfertigen es, wenn wir derselben eine eingehende Besprechung widmen.

Der Titel spannt unsere Erwartung etwas zu hoch. Eine systematische Darstellung der Sprache jedes einzelnen oder auch nur der Hauptjuristen wird nicht gegeben. Wie wäre das auch möglich auf 147 Seiten? Der Verf. will vielmehr, wie er selbst sagt, „nur durch einzelne Spatenstiche zeigen, wie eine Forschung mit Aussicht auf Erfolg möglich ist." Er will zufrieden sein, wenn er „auch nur einzelne Körnchen als Proben aufzuweisen in der Lage" ist. Das ist ihm nun vollauf gelungen. Hätte er freilich eine Arbeit geliefert, wie sie dem von ihm gewählten Titel entspräche, so hätte er vielleicht für das Juristenlatein dasjenige geleistet, was Rönsch in seiner „Itala und Vulgata" für das Kirchenlatein zu leisten versuchte. Der jetzt vorliegenden Schrift gegenüber wird es mancher bedauern, daß wir statt der aphoristischen Behandlung des Ganzen nicht lieber die systematische Darstellung einzelner Teile erhalten haben. Geschadet hat auch hier und da die allzu große Kühnheit der Schlüsse und Folgerungen, an sich ja ein erfreulicher Beweis warmen Interesses am Gegenstande und glühenden Eifers, der doch aber zum Nutzen der Sache durch zurückhaltende Vorsicht zu zähmen wäre. Wenn bei einem Schriftsteller ein Wort zum erstenmal begegnet, so sagt Kalb (nach Wölfflins Vorgange), der betreffende Autor habe das Wort in die juristische Litteratur „eingeführt". So soll Celsus arbitrari eingeführt haben (S. 131), Julian denique = namque (S. 58) und citra = sine (S. 60), Pomponius damnum sentire (S. 66), Marcellus certiorare (S. 91), indubitate, refundere = restituere, venumdare, opinari (S. 92), Scaevola non ideirco, super = de, manifestare (S. 104), Papinian refragari (S. 110) und instar (S. 25), Ulpian den Genet. partitivus loci (S. 134), Modestinus nequeo. Abgesehen davon, daß es oft auf Zufall beruhen kann, wenn ein Wort nicht schon bei früheren Juristen begegnet, ist es beispielsweise gar nicht möglich zu entscheiden, ob ein Wort, das bei Ulpian und Paulus begegnete, von diesem oder jenem zuerst gebraucht worden ist. Verf. geht indessen noch weiter: darin, daß manche Wörter sich nur in Paulus' Schrift ad Edictum und bei Ulpian finden, sieht er einen Beweis dafür, daß die Schrift des Paulus später anzusetzen sei als diejenige des Ulpian, weil „es ceteris paribus wahrscheinlicher ist, daß der originalere Ulpianus diese (Worte) in die Litteratur einführte". Das ist doch eine sehr schwache Begründung! Berechtigter ist es, wenn Verf. an einzelnen Wendungen erkennen will, welcher Jurist die verschiedenen im Codex erhaltenen Kaisererlasse stilisiert habe. Nur schießt er auch hier bisweilen über das Ziel hinaus. So schreibt er alle Reskripte, in denen sich „modo si" findet, dem Papinian zu, wodurch er dann genötigt wird, entweder die Daten einiger Reskripte anzuzweifeln oder die Ermordung Papinians um ein Jahr später anzusetzen, als man bisher gewöhnlich annahm, nämlich Frühjahr 213 statt Frühjahr 212. Er entscheidet sich frischweg für das Letztere; man denke, wegen modo si! Als ob nicht in den Kanzleien der Behörden gewisse Wendungen sich fortzusetzen pflegten, von denen sich dann nicht einmal die höheren Beamten emanzipieren können! Diesem „historischen" Resultat beizupflichten, tragen wir doch Bedenken. Wenn endlich Verf. versichert, er „sei in vielen Fällen imstande, eine größere Lex, auch ohne die Überschrift gelesen zu haben, ihrem Verfasser zuzuweisen" (S. 135), so möchten wir uns doch einen leisen Zweifel erlauben, ob dieser Fälle wirklich so viele sind.

Solche Schwächen der Schrift werden nun aber durch ganz bedeutende Vorzüge reichlich aufgewogen. Zu loben ist die gute Beobachtungsgabe des Verfassers, seine Sorgfalt und Zuverlässigkeit, auch seine Kenntnis der älteren Litteratur. Wo wir seine Zusammenstellungen nachprüften, fanden wir sie meist vollständig. Es werden sich daher unsere Bemerkungen, die wir uns, seinen Ausführungen folgend, im Interesse der Sache hinzuzufügen erlauben, auf weniges zu beschränken haben.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen bespricht Verf. eine Reihe von Worten, um an ihnen zu erläutern, was sich aus der genauen Beobachtung des Sprachgebrauchs gewinnen läßt. So

werden durchgenommen ut pote cum, quamvis und licet, ob eam rem, qui supra scriptus est, eius modi huius modi, utrum . . . an vero, citra=sine, sin autem und sin vero, damnum sentire und ähnliches, tamquam und quasi, mori u. decedere, mereor=accipio, venumdare, indubitate, non alias quam, denique, multi statt complures, superfluus, ex abundanti, ambigere, ut puta, instar, plecti, inquietare, statim atque, penitus non, quod statt Acc. c. Inf., quotiens=si, si tamen=si quidem, dummodo, tantummodo. Man sieht, es geht etwas durcheinander; aber diese silva observationum sermonis birgt manche recht schöne Pflanze, und es gewährt Vergnügen, sich in ihr aufzuhalten, da man auf Schritt und Tritt Interessantes findet. Ich hebe beispielsweise die treffliche Besprechung von penitus non hervor, durch welche drei Digestenstellen als Interpolationen erwiesen werden. Bei ambigere wird richtig bemerkt, daß es erst bei Papinian in der juristischen Litteratur auftritt, während es sich vorher nur ein einziges Mal findet, nämlich bei Celsus d. 33, 10, 7, 2. Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß es nur an dieser Stelle mit quin konstruiert wird, während sonst der Acc. c. Inf. oder ein indirekter Fragesatz darauf folgt. quod, wo Klassiker den Acc. c. Inf. schreiben würden (p. 29), steht auch bei Macer d. 48, 11, 7, 1 apparet quod lex . . . capere permittit und Gaius Inst. I. 188 sufficit admonuisse, quod quidam quinque genera esse dixerunt.

Es folgt nun die Besprechung der einzelnen Juristen. Die Reihe eröffnet P. Alfenus Varus (S. 35—43), derselbe, den Horaz Sat. I 3, 130 erwähnt: Alfenus vafer omni Abiecto instrumento artis clausaque taberna Sutor erat. Wenn Kalb meint, Horaz hätte mit dem Epitheton vafer bewirken wollen, daß der Leser oder Hörer va— zu Varus ergänzte, so kann ich das wegen der Verschiedenheit der Quantität văfer und Vārus nicht zugeben. Ebensowenig glaube ich, daß man Hor. Ep. I 19, 7 Ennius ipse pater nunquam nisi potus ad arma Prosiluit dicenda bei pōtus an pŏdager denken konnte. In „prosiluit" vollends „eine Anspielung auf das Hüpfen eines mit Zipperlein Behafteten" zu sehen, kommt mir bei einem mit dem Juristenlatein vertrauten Gelehrten höchst befremdend vor. Vielmehr ist die von Kalb so scharf getadelte Krügersche Erklärung ganz richtig und auch von Kießling in der neusten Horazausgabe acceptiert. Was die Sprache des Alfenus betrifft, so wird in derselben mit Recht eine gewisse Altertümlichkeit beobachtet, die zum Teil durch Archaismen, zum Teil aus der Umgangssprache erklärt wird. Aber was archaistisch, was vulgär ist, läßt sich bekanntlich sehr schwer, oft gar nicht unterscheiden. Wenn also die Juristen wirklich, wie Kalb S. 1 sagt, schrieben, wie man sprach, ein Satz, den ich übrigens nicht zugebe, so könnte man ganz einfach alles Altertümliche in der Redeweise des Alfenus aus der Umgangssprache erklären. Dann brauchte man nicht zu der künstlichen Annahme Kalbs seine Zuflucht zu nehmen, Alfenus sei sutor, d. h. Flicker im übertragenen Sinne gewesen, der die Gutachten und Aufzeichnungen seines Lehrers Servius Sulpicius zu eigenen Büchern zusammenflickte(!). So übertrieben groß ist auch die Zahl der Archaismen gar nicht; angeführt wird der Genetivus comparativus, utrumne, tametsi-tamen, fortuito casu, retro redire retro reddere, rursus repetere etc., plostrum, Ausdrücke mit facere, demolire, usio, abhinc mit Abl. Manches berührt sich mit sogenannten Afrikanismen. Aber die Vermutung, daß Alfenus Afrikaner war, wird dem ausdrücklichen Zeugnis des Porphyrio gegenüber doch nicht gewagt.

Labeo (S. 43—44) wird sehr kurz abgemacht: er erhält noch keine volle Seite, aber auch auf diesem kleinen Raum einige sehr beachtenswerte Bemerkungen.

Aus dem stolzen, rücksichtslosen Charakter des Celsus (S. 44—50) wird seine Vorliebe für die Partikel quippe abgeleitet. „Vermöge seiner Geistesschärfe hält er manches für selbstverständlich, was andern einer längern Erörterung wert scheinen möchte". Auch wird quippe sowie refert und arbitror als Beweis für eine gewisse Gewähltheit der Sprache angeführt.

Nach einer kurzen Besprechung des Neratius (S. 50—52) gelangen wir zu Iavolenus (S. 52—57), bei dem wieder mehrere Afrikanismen beobachtet werden, so extrarius statt extraneus, quamdiu in der Bedeutung „bis" und anderes. Als Grund dafür wird angeführt, daß er sich als Legat der III. Legion und später als Prokonsul der Provinz Afrika vielleicht einiges von dem dortigen Dialekt angeeignet habe. Das würde uns so vorkommen, wie wenn ein preußischer Kommandeur des XIII. Armeekorps sich in Stuttgart das Schwäbeln so stark angewöhnte, daß er schwäbische Idiotismen sogar in militärischen Aufsätzen, die er vielleicht später schriebe, nicht unterdrücken könnte. Man sollte doch die Jagd auf Afrikanismen nicht zu weit treiben und der Mahnung des Meisters (Archiv VI, S. 302), „mit diesen Ausdrücken möglichst vorsichtig zu sein", mehr gehorchen.

(Schluß folgt).

Gustav Meyer, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. Straßburg 1891, Karl J. Trübner. XIII 526 S. 8. 12 M.

Die Gelegenheit, welche mir die Herausgeber dieser Wochenschrift geboten haben, um über mein letztes Buch an dieser Stelle einige einleitende und orientierende Worte zu sagen, habe ich gern ergriffen. Denn dasselbe behandelt ein Gebiet, welches ziemlich abseits von den gewöhnlichen Pfaden der indogermanischen Sprachwissenschaft liegt, und daher ist die Zahl derer, welche Neigung haben, sich darüber öffentlich zu äußern, eine ungewöhnlich geringe. Und doch möchte ich, daß auch die Leser dieser Zeitschrift eine Hinweisung auf das erhalten, was in dieser Arbeit von mir angestrebt worden ist. Ich habe zwar, wie ich glaube, den Irrtum schon längst zerstört, daß das Albanesische in einem ganz besonders nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse zum Griechischen steht. Aber das ändert für uns nichts an dem Interesse, das uns eine Sprache einflößen muß, welche ohne Zweifel ein selbständiges Glied der arischen Sprachenfamilie ist, und welche den einzigen überlebenden Rest darstellt von einer oder mehreren Sprachgruppen, die einst im Norden der Balkanhalbinsel und bis nach Kleinasien hinüber gesprochen wurden. Das Albanesische oder — wie man gewiß richtiger mit Aufgebung der völlig überflüssigen fremden Endung sagen würde — das Albanische stellt die jüngste Entwicklung des alten Illyrischen dar, und da das große und weit ausgebreitete Volk der Illyrier mit mancherlei Fragen der alten Völkergeschichte verknüpft ist, so ist die Rücksichtnahme auf das Albanische auch von diesem Standpunkte aus von Wichtigkeit. Seine Brauchbarkeit für diesen Zweck wird allerdings durch die eigentümlich gemischte Beschaffenheit seines Wortschatzes stark beeinträchtigt, und wie Leute, welche einer wissenschaftlichen Kenntnis des Keltischen entbehrten, in der Deutung alter historischer und geographischer Namen vielen Unfug angerichtet haben, so ist auch denjenigen eine Fülle von Irrtümern nicht erspart geblieben, welche in einem albanischen Wörterbuch blätterten, um nach der Etymologie eines antiken Namens zu forschen.

Leider ist von diesen letzteren auch der treffliche von Hahn nicht auszunehmen, dem wir in erster Reihe eine ausgedehntere und zuverlässige Kenntnis der albanischen Sprache zu verdanken haben. Seine Sammlungen aus Grammatik und Wörterbuch, die er während seines langjährigen Aufenthaltes als Generalkonsul in Janina angelegt hat, sind durchaus rühmenswert und, abgesehen von einzelnen Mißverständnissen, wie sie keinem bei ähnlichen Forschungen erspart bleiben, durchaus vertrauenswürdig. Er ist von späteren Sammlern nicht übertroffen worden; bloß Dozon und der Prager Professor Jarnik, der Gelegenheit hatte, in Wien aus dem Munde eines Skutariners Texte aufzuzeichnen, kommen ihm an Genauigkeit gleich. Aber ein wissenschaftliches Verständnis des Albanischen ging ihm durchaus ab, es war ihm unmöglich, altererbte Wörter von Lehnwörtern zu scheiden, und so enthalten denn die Abschnitte seiner 'Albanesischen Studien', welche die Vorgeschichte Griechenlands mit Hülfe des Albanischen aufzuhellen bestimmt sind, die schwersten Irrtümer. Nach manchen tastenden und unmethodischen Versuchen, die manchmal durch Zufall das Richtige, noch häufiger aber das Unrichtige trafen, bezeichnen die Forschungen von Franz Miklosich eine Epoche in der wissenschaftlichen Erkenntnis dieser Sprache. Er hat zuerst in größerem Umfange lateinische, romanische und slavische Lehnwörter im Albanischen nachgewiesen, zuletzt in größerem Zusammenhange auch den türkischen Fremdwörtern darin Beachtung geschenkt, und wenn ich mein Buch ihm gewidmet habe, so ist das nur ein schwacher Ausdruck des Dankes für die Anregung und Förderung, die ich seinen Schriften zu verdanken habe.

In bezug auf die lateinisch-romanischen, slavischen und türkischen Elemente des albanischen Wortschatzes hatte ich die Forschungen von Miklosich lediglich zu sichten, fortzusetzen und zu ergänzen. Wenn ich etwa 500 romanische und 200 slavische Worte (bei den türkischen habe ich das Verhältnis nicht festgestellt) mehr habe als Miklosich, so liegt das zum Teil daran, daß mir eine Anzahl neuer, ihm noch unzugänglicher Quellen für die Kenntnis der Sprache zu Gebote standen, und daß ich bei wiederholtem Aufenthalte unter der albanisch redenden Bevölkerung der Türkei, Griechenlands und Italiens selbst das Material noch vermehren konnte. Die neugriechischen Bestandteile habe ich zuerst festgestellt, und ebenso habe ich zuerst in methodischer und umfassender Weise versucht, die alten indogermanischen Elemente zu deuten. Es stellt sich dabei heraus, daß im Albanischen das arische Erbgut in einer Weise, wie sie vielleicht nirgendwo zum zweitenmal beobachtet werden kann, von fremden, in jüngerer Zeit aufgenommenen Bestandteilen überwuchert und verdrängt worden ist. Von den über 5000 Schlagworten, welche mein Wörterbuch enthält, habe ich

nur bei etwa 400 indogermanischen Ursprung wahrscheinlich machen können. Es ist ja sicher, daß unter den Wörtern, deren Deutung mir nicht gelungen ist, sich noch eine Anzahl indogermanischer befinden werden: aber ich glaube nicht, daß sich jenes Verhältnis wesentlich anders gestalten wird. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem andern, daß auch die Wortbildung (Stammbildung und Flexion) von lateinischem Einflusse ergriffen worden ist, giebt dem Albanischen in ganz hervorragendem Maße den Charakter einer Mischsprache.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine künftige Darstellung der indogermanischen Grammatik und des indogermanischen Lexikons das Albanische in ausgedehnterer Weise wird berücksichtigen müssen, als dies in Brugmanns Grundriß (der nur im 1. Bande bei der Behandlung der Gutturalreihen und ganz gelegentlich hie und da später darauf hinweist) oder in der eben erschienenen neuen Auflage des Fickschen Wörterbuches geschehen ist. Denn jedes Mitglied unserer Sprachenfamilie hat den gleichen Berechtigungsanspruch, mag es auch in der Lage sein, von den andern Schwestersprachen mehr Licht zu empfangen, als es auf sie ausstrahlt. Das Armenische, ebenfalls eine stark alterierte Mischsprache, steht ungefähr unter denselben Bedingungen im Kreise der übrigen. Man darf hoffen, daß im Laufe der Zeit sich die Zahl der Mitarbeiter auf dem Gebiete des Albanischen etwas vermehren wird. Gegenwärtig sind diejenigen, welche sich an der Diskussion darüber beteiligen, an den Fingern herzuzählen. Bei uns hat außer den schon genannten Miklosich und Jarnik H. Schuchardt gelegentlich scharfsinnige Bemerkungen über das Albanische gemacht, und unter den jüngeren Romanisten nimmt W. Meyer-Lübke Notiz davon: da das Albanische eine halb romanische Sprache ist, würde die Beteiligung der Romanisten an seiner Durchforschung gewiß sehr ersprießlich sein. Leider gilt den meisten auch heute noch Altfranzösisch für das A und O ihrer Wissenschaft. In Frankreich lebt Dozon, von dem ich nicht weiß, ob er noch daran denkt, über das Albanische etwas zu veröffentlichen; in England hat Prinz Lucian Bonaparte noch in allerjüngster Zeit sein Interesse an dieser Sprache durch eine kleine Abhandlung (Linguistic Islands of the Neapolitan and Sicilian provinces of Italy) bewiesen. Ascoli in Mailand hat überall, wo er auf das Albanische zu sprechen gekommen ist, seine glänzenden Eigenschaften gezeigt; leider hat er es allzu selten gethan. Vorläufig sind Studien in Albanien selbst, von denen viele Förderung unserer Erkenntnis, besonders was Gruppierung und Verhältnis der Mundarten betrifft, zu erhoffen ist, mit so großen Schwierigkeiten und Entbehrungen verknüpft, daß eine volle Ausbeutung des noch zu findenden wohl noch lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben wird. Abgesehen von den primitivsten Zuständen des Nachtlagers und der Verpflegung hat man ganz besonders unter dem fortdauernden Mißtrauen der türkischen Behörden zu leiden, die von den wissenschaftlichen Zwecken eines Reisenden nicht die blasseste Ahnung haben und denselben schlechterdings in die Zahl der politischen Spione einzureihen geneigt sind.

Einige Nachträge und Berichtigungen, die mir beim Durchblättern des Buches nach seiner Vollendung sich aufgedrängt haben, glaube ich hier mitteilen zu sollen. Zu *ąndεŕε* 'Traum' war noch armenisch *anurǰ* zu erwähnen, das man auf **anorjos* zurückgeführt hat (Bartholomae in Bezzenbergers Beiträgen X 293), das aber auch **onorjos* sein kann. *buriľ* 'Fuß' (S. 54) hat wohl, wegen des *u*, mit ital. *barile* nichts zu thun, sondern gehört zu venezianischem *boria*. Apers. *daustar* (64) ist Druckfehler für *dauštar*; der Kuriosität halber sei bemerkt, daß sich derselbe Druckfehler auch bei Friedr. Müller, Beiträge zur neupersischen Lautlehre I 16, und bei Justi-Jaba, Dictionnaire kurde-français S. 134, findet. *dreϑ* 'ich drehe zusammen, spinne' (S. 73), dessen Stamm *dreδ-* ist, also ursprünglich *dhreǵh-* mit palatalem *ǵh* sein kann, ist mit ai. *dhrájati* gr. τρέχω an. *draga* ags. *dragan* zu verbinden, aus denen ein idg. **dhréǵhō* mit der Grundbedeutung 'ziehe' zu erschließen ist. Die Zusammenstellung von *ϑump* mit κόμβος (S. 92) scheint mir unhaltbar: über letzteres vgl. jetzt Bezzenberger in seinen Beitr. XVI 251. *ent*, *jeń* 'ich webe' (95) ist von dem gleichbedeutenden *veń* zu trennen: während letzteres sicher zu idg. *vebh-* gr. ὑφαίνω deutsch *weben* gehört, sehe ich in ersterem das Verbum, dessen Tiefstufe in attisch ἄττομαι 'webe' aus **n̥t-i̯ō* vorliegt, womit Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[2] 477, ai. *átka-* verbunden hat. Dieselbe Lautstufe wie in *herδe* 'Hode' (151) liegt im lit. *èržilas* 'Hengst' vor: indessen kann allerdings *herδe*, das für **erghi̯ā* steht, ein aus *a* (= idg. *o*) durch das folgende *i̯* umgelautetes *e* enthalten, so daß zunächst gr. ὄρχις arm. *orji* stände. Asl. *koza* habe ich (185) ein bloß slavisches Wort genannt; Osthoff, Morph. Unt. IV 351, hat ags. *hecen* 'junge Ziege' damit verglichen. *Kεľüš* 'junger Hund' (186) erinnert auch an gr. σκύλος; vgl. elisch κύλλα· σκύλαξ bei Hesychios. Meine Herleitung von *veš* 'Ohr' (467) ist sicher nicht richtig; das afghanische

ghwaž läßt keineswegs auf ursprünglichen Anlaut *ghv-* für iran. *gauša-* schließen, sondern *-va-* ist hier, wie sonst, Vertreter von altem *au*. Vgl. Darmesteter, Chants populaires des Afghans (Paris 1890) p. LII. So wird doch wohl für *veš* Anschluß an idg. *aus- ausi-* gesucht werden müssen, was ich schon in den Philol. Abhandlungen für M. Hertz S. 87 versuchte. Eine Erklärung des lautlichen Verhältnisses werde ich nächstens anderswo mitteilen. Auch für *vetá vlā* 'Bruder' kehre ich zu der schon früher von mir angenommenen Verbindung mit idg. *bhrāter-* zurück; *bhr* erscheint als *vl* auch in alb. *avut* 'Dampf' = ai. *abhrá-* 'Wolke'. Es ist eine Koseform wie diejenige, welche im lit. *brólis* steckt; nur das *a*, für das man *o* erwartet, macht noch Schwierigkeit. Zu anderen Bemerkungen bietet sich mir Gelegenheit in der Darstellung der Lautlehre der indogermanischen Bestandteile im Albanesischen, die ich bereits ausgearbeitet habe.

Graz. Gustav Meyer.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Wiener Studien. XII, No. 2.

(159) **J. Kohm,** Zur Kritik des Redners Antiphon. Verf. sucht die sonderbar verschlungene und verwirrte Beweisführung in Antiphons erster Rede zu verdeutlichen. Er nimmt Paragraph nach Paragraph vor; an VI 21 haben sich alle bisherigen Kritiker des Antiphon versucht, ohne eine zufriedenstellende Lösung zu erzielen. Nach Kohm wäre der zusammengedrängte Sinn dieser Stelle folgender: „Nach dem Gesetze hat zwar Philokrates kein Recht, mich jetzt zu verklagen (weil der Prozeß gegen Aristion und Philinos erst morgen oder übermorgen zur Entscheidung kommt), indessen kann seine Beschuldigung sofort untersucht und er der Lüge und Verleumdung überführt werden". — (190) **A. Rzach,** Sibyllinische Analekta. — (206) **L. Sternbach,** Crinagorea. Nachträge zu Rubensohns Apparatus. — (222) **C. Vari,** Nova fragmenta Orphica. Diese Fragmente oder besser Citate, welche weder E. Abel (1885) noch Cardinal Pitra (1888) beachtet hatten, finden sich bei Proclus in Remp. Plat. ed. Schöll. — (231) **A. Patsch,** Zu Nicolaus von Damascus. Biographisches; Nicolaus sei nicht Jude, sondern Grieche gewesen, wie schon seine geringe Vertrautheit mit der jüdischen Geschichte und den jüdischen Sitten bezeuge; er kenne nicht einmal Noah. — (240) **E. Hauler,** Textkritisches zum Bembinus des Terenz. Fortsetzung von Revisionsproben; Umpfenbachs Kollation sei nicht genügend. — (245) **E. Kalinka,** Ad Statii Silvarum libri quarti carmen sextum adnotatiunculae. (259) **K. Wessely,** Chrysographie. Technologische Erklärung der Goldtintenschrift. Verf. teilt mehrere bezügliche Rezepte aus dem Altertum und Mittelalter mit. Bemerkenswert sind die Ähnlichkeiten in den Rezepten aus ältester und aus ganz moderner Zeit. — (280) **W. Brandes,** Studien zur christlich-lateinischen Poesie. Behandelt wird ein unerkanntes Gedicht des Paulinus von Nola (Obitus Baebiani), ferner der Dichter Rusticius Helpidius und seine Namensvettern, endlich zwei angebliche Victorin-Gedichte. — (317) **H. Schenkl,** Zur Ilias latina des Italicus. Die Entdeckung von O. Seyffert und Buecheler, daß der Verfasser der Ilias latina nach dem akrostichen Anfang des Gedichtes Italicus hieß, ist schon vor Jahrhunderten gemacht worden; denn in einer Wiener Handschrift (XV. saec.) steht folgende Überschrift: Silii Italici poetae clarissimi epithome homeri iliados.

Rivista di filologia. XVIII, No. 10—12.

(465) **L. Cantarelli,** i μόθακες spartani. Auf grund seiner Durchforschung der verschiedenen Texte gelangt Verf. zu dem Schlusse, daß man streng zu unterscheiden habe zwischen den Motones und den Mothakes. Die Motones waren Diener (vernae) der Spartaner; in einem künftigen Handbuch der griechischen Altertümer gehören sie unter das Kapitel der Heloten. Die Mothakes hingegen, als Freie, mit der spartanischen Jugend gemeinsam Aufgezogene, müßte man in den Abschnitt über die Metöken einfügen. — (481) **A. Cima,** Analecta Vergiliana et Tulliana. Kleinigkeiten. — (485) **O. Zuretti,** Scoli al Pluto ed alle Rane di Aristofane dal codice Veneto 472. Hr. Zuretti teilt hier die Plutosscholien aus einer Turiner und einer Cremonenser Handschrift in extenso mit, um deren beinahe vollständige Identität nachzuweisen. — (562) **A. Levi,** Del concetto dell' agricoltura nelle georgiche. In den Büchern über den Ackerbau zeigt Vergil eine rauhe Darstellungsart, welche sehr von der Milde und elegischen Tendenz in seinen übrigen Werken absticht. Für ihn ist die Bestellung des Feldes ein fortwährender harter Kampf des Menschen mit dem Boden, wie z. B. in der glänzenden Vergleichung des Weinbaus mit einer römischen Legion (II 277 ff.). — In der „Bibliografia" (566 ff.) werden angezeigt: **H. Diels,** Sybillinische Blätter ('alle Schwierigkeiten überwunden', A. Pais); Tacitus Germania von **Zernial** ('in der Frage nach der Tendenz der Germania scheine die Meinung von Teuffel noch immer die richtige zu sein', A. Pais.); Catalogus codicum graecorum qui in bibl. Vratisl. adservantur ('nachahmenswert', Zuretti); **R. Cagnat,** Cours d'épigraphie latine ('unentbehrliche Grammatik der Inschriftenkunde', E. Ferrero).

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 15.

(504) **Fr. Blaydes,** Adversaria in comicorum Graecorum fragmenta. 'Steht nicht auf der Höhe der Zeit'. *K. L.* — (505) Iosephi opera ed. **B. Niese.** Unzufriedene anonyme Anzeige.

No. 16.

(532) **H. Brunnhofer,** Iran und Turan. 'Verf. verirrt sich seiner turanischen Theorie zuliebe zu weit'. — (541) **Osthoff** und **Brugmann,** Morphologische Untersuchungen. Notiert. — (547) Denkmäler der Skulptur, von **Brunn-Bruckmann.** Sehr lobende Kritik; Ref. hatte die Empfindung, daß er jetzt erst Einzelheiten entdeckte, die ihm vor den Originalen nicht deutlich genug waren.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 16.

(580) Università; Rivista (Bologna). 'In der Zeitschrift liegt ein frischer, zuweilen etwas zu enthusiastischer Ton'. *Kaufmann.* — (582) Epigrammatum Anthologia Palatina ed. **E. Cougny,** III. 'Viel ist nur rein zufällig aufgenommen, wichtige Stücke sind ausgelassen'. *G. Kaibel.* — (583) **Hirt,** Substantivierung des Adjektivs. 'Verdient den Dank jedes Syntaktikers'. *F. Becher.* — (596) Apollonii Pergaei quae extant ed. **L. Heiberg.** Durchaus lobende Anzeige von *M. Curtze.*

Neue philologische Rundschau. No. 6.

(113) Horatius, erklärt von **A. Kiessling,** III. 'Unter den vorhandenen Ausgaben ist diese die akademische in des Wortes bester Bedeutung'. *E. Rosenberg.* — (118) **A. Volkmar,** 'Völlig haltlose Resultate'. *J. Bader.* — (122) **A. Otto,** Die Sprichwörter der Römer. 'Interessant; fließend und geschickt gearbeitet'. *E. Grupe.* — (125) **Averrois,** Paraphrasis, ed. **Fr. Haidenhain.** Würdigende Anzeige von *P. Meyer.* — (127) Transactions of the Cambridge Phil. Society. Relation von *Fr. Stolz.*

Academy. No. 977. 24. Jan. 1891.

(83—84) **Longinus** on the sublime transl. by **H. L. Havell (A. K. Leather).** 'Die Übersetzung ist fließend genug'. — (91) **H. Bradley,** In Taphnis. — **T. K. Cheyne** und **R. Maclagan,** Tunip and the land of Naharina. — — **W. Ridgeway** Why was the horse driven before it was ridden? — (91—92) **P. Batiffol,** La Vaticane de Paul III. à Paul IV. **(W. Sanday).** 'Höchst empfehlenswert'. — (94—95) **W. M. Flinders Petrie,** Excavation in Egypt. Bericht über Ausgrabungen in Hotep. — (95) **Is. Taylor,** Discoveries at Egypt. Bericht über Ausgrabungen in Luxor.

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Vgl. diese Wochenschrift 1890, No. 4. 5. 31/32. 33. 34. 35.)

(Fortsetzung aus No. 14.)

Auf den Boden der Wirklichkeit versetzt uns eines deutschen praktischen Schullateiners Werk zurück, dessen Vertrieb mit dem Falle des lateinischen Aufsatzes wohl etwas geringer werden wird:

11) **Herm. Menge,** Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik. Ein Lernbuch für Studierende und vorgeschrittene Schüler, zugleich ein praktisches Repertorium für Lehrer. 6., berichtigte und ergänzte Auflage. Wolfenbüttel 1890, Zwißler. VIII, 121 und 443 S. 8. 7 M.

Verf. hat gesammelt und gesucht, wo er nur konnte, und zwar mit einem geradezu staunenswerten Fleiße und mit richtigem Takte für Klassisches und Unklassisches, für Nötiges und Unnötiges. Indem wir die Einrichtung und die Geschichte des Buches als bekannt voraussetzen, empfehlen wir es mit aller Wärme allen Philologen als ein hülfreiches sozusagen Konversationslexikon der lat. Sprache beim Schreiben und Lesen, allen vorgerückteren und lateinliebenden Schülern als einen nieversagenden, zuverlässigen Berater in allen Fragen der Grammatik, Stilistik, Synonymik, selbst der Rhetorik, insonderheit aber allen denjenigen, welche auf eigene Hand das Studium des Latein wieder aufnehmen und zum Zweck einer höheren Bildung betreiben wollen.

12) **F. Bleskes** Elementarbuch der lateinischen Sprache. Formenlehre, Übungsbuch und Vokabularium. Für die unterste Stufe des Gymnasialunterrichts bearbeitet von **Albert Müller.** 9., durchgesehene und verbesserte Auflage. Hannover 1890, Carl Meyer. VII, 173 S. 8. 1 M. 80.

13) **W. Oehler, G. Schubert, K. Sturmhoefel,** Übungsbuch für den grammatischen Unterricht im Lateinischen. 2. Teil, für Quinta, mit einem Wörterverzeichnis. Leipzig 1890, Teubner. IV, 231 S. 8. 1 M. 80.

14) **W. Wartenberg,** Lehrbuch der lateinischen Sprache als Vorschule der Lektüre. 2. Teil (Kursus der Quinta). Hannover 1890, Goedel. 143 S. 8.

15) **Fr. Holzweissig,** Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Quinta. 2., verbesserte Auflage. Hannover 1890, Goedel. 173 S. 8. geb. 1 M. 60.

Über die wohlgelungene Abzweigung eines besonderen Quintanerbuches von Bleskes Elementarbuch durch Hans Müller vgl. diese Wochenschr. 1890, Sp. 135 f. und zu No. 16. Nicht so sehr gefällt mir, was Albert Müller (No. 12) für Sexta redigiert hat. Zu loben ist zwar die Kürzung und Beschränkung des Stoffes, die Vermehrung zusammenhängender lateinischer Stücke, die grammatische Anordnung und die Wahl und Verteilung der Vokabeln. Was Mißfallen erregt, sind die überwiegenden Einzelsätze mit der mehr als knappen Kürze. Aber auch diese ließe sich noch ertragen, wenn die Sätze des alten Bleske nicht zum größten Teile so trivial und geisttötend wären. Man höre! S. 20: Dein Schweif, Hahn, ist schön! — Heinrich schläft, störet den Schlaf durch Musik! — Wie grausam diese Aufforderung klingt! Da ist Anna S. 21 doch gesitteter, denn: Anna schweigt, wenn Karl schläft! Mit „Schlafen" und mit den guten und bösen „Knaben" und „Mädchen", vor allem aber mit den „Tieren" wird manches kuriose Sätzchen gebildet. S. 41: Der Schlaf einer Mutter ist leicht (ist sie schlafsüchtig oder wacht sie leicht auf aus Sorge?). S. 92: Der müde Esel sagt: Dieser Last unterliege ich! Vermutlich ist es ein deutscher Esel; denn (S. 18): Die Esel Deutschlands sind träge! Soll der Sextaner zum Lachen oder zum Denken gezwungen werden, wenn er S. 126 findet: Hasen werden nicht im Wasser, Fische werden nicht auf den Bäumen gefunden werden? — S. 133: Der Hase wird den Hund nicht fangen, der Hirsch wird den Stall des Bauern*) nicht plündern! — Nun, das lobe, wers loben kann, ich kann es nicht.

Etwas besser steht es mit der No. 13, als deren verantwortlichen Redakteur sich Schubert nennt, hinsichtlich des Inhalts der Materie, welcher mir bei Besprechung des Teiles für Sexta (in dieser Wochen-

*) Das erinnert an das Verschen: Unsere Freundschaft, die soll brennen — bis der Kater Junge kriegt!

schrift 1890, Sp. 286 f.) großes Ärgernis bereitet hat. Hier ist im höchsten Grade tadelnswert nicht sowohl der Inhalt losgerissener mythologischer, antiquarischer und historischer Einzelsätze als das Undeutsch, in welches sie gekleidet sind. S. 3: Die Römer wendeten bei den Opfern sowohl Flöten als Posaunen an; auch im Kriege war der Gebrauch der Posaunen groß! — In allen Menschen wohnt die Kunde von Gott inne! — S. 4: Wer, sagte Cicero (wo und wann?), hat ein so großes Blutbad, so große Haufen von Leichen auf dem Marktplatze gesehen? — Du, Lucius Petrosidius, Adlerträger des Cäsar, hast u. s. w., ungemein beliebte Form der Apostrophe! Unerträglich ist — trotz des unverkennbaren Zweckes, daß der Schüler das lat. Perf. richtig zu gebrauchen lerne, — das fortwährende undeutsche „Mauscheln“ oder „Welschen“ im Perfekt. Doch, abgesehen von solchen großen Schwächen, hat das Buch große methodische Vorzüge, die ich auch dem ersten Teil nicht abstritt, und die hier in der That so sehr in die Augen fallen, daß man getrost sagen kann: die Schüler müssen nach dem Buche richtiges und gutes Latein lernen. Zu billigen ist es u. a. sehr, daß Acc. c. Inf., Participium und Abl. abs. frühzeitig an passenden Stellen und zwar trefflich gelehrt und fortwährend geübt werden. Die zusammenhängenden Stücke sind inhaltlich wohl passend und recht lehrreich, aber in einem Deutsch, wie man es etwa beim Extemporalediktieren, also nur mündlich, zur Entlastung der Schüler, sozusagen interlinear, gebrauchen dürfte.

Wer um ein Quintanerbuch verlegen ist, dem kann ich mit gutem Gewissen No. 14 und 15 empfehlen; nur bin ich, ohne selber praktische Versuche damit gemacht zu haben, im Zweifel darüber, ob ich Wartenberg oder dem bekannteren Holzweißig (vgl. auch diese Wochenschr. 1886, Sp. 535 f; 1890, Sp. 1035 f., dazu H. Ziemers Bericht bei Rethwisch II S. B 90 f., III S. B. 90 f.) den ersten Preis zuerkennen darf. Für H. spricht die Mannigfaltigkeit und größere Auswahl des Übersetzungsstoffes, für W. die konsequent durchgeführte Vereinigung von Grammatik und Lese- und Übungsbuch, während in No. 15 nur Musterbeispiele den Abschnitten vorangestellt sind. Vielleicht ist No. 14 hinsichtlich der Verknüpfung der Sätze untereinander, wofür früher zu selten gesorgt worden war, No. 15 ein wenig voraus. Sonst aber werden die Freunde Perthesscher und verwandter Prinzipien, insonderheit die Liebhaber des Stammprinzips, in beiden Büchern gleichmäßige Vollkommenheit der Materie und der Lehrweise finden.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 9. Mai. 1891. № 19.

Inhalt.

Personalien.

Die Universität Glasgow hat ihren früheren Mitgliedern den Professoren **R. C. Jebb** und **J. Nichols**, das Ehrenprädikat von Doktoren der Schönen Wissenschaften verliehen.

Ernennungen.

Dr. **Völkel**, Dir. der Handelsakademie in Danzig, zum Dir. des Realgymn. und der höheren Bürgerschule in Danzig. — Dr. **Lenz** am Gymn. in Elberfeld und **Brüll** in Düren zu Oberlehrern befördert. — Als ord. Lehrer angestellt die Kandidaten resp. Assistenten: Dr. **Haack** in Köln, Dr. **Slede** in Berlin (Königstädt. Gymn.), Dr. **Krüger** in Kassel, DDr. **Rudolph** und **Schulte** in Limburg, Dr. **Götzeler**, Assistent in Würzburg, zum Studienlehrer in Aschaffenburg, Dr. **F. Hartmann**, Assistent in Bamberg, zum Studienlehrer in Germershausen.

Auszeichnungen.

Prof. Dr. **J. H. Lipsius** in Leipzig das Ritterkreuz 1. Kl. vom Verdienstorden.

Emeritierungen.

Prof. Dr. **W. Liebl**, Studienlehrer in Amberg.

Todesfälle.

Prof. Dr. **W. Albrecht**, Gymn.-Dir. in Braunschweig, 13. April, 48 J.

Preisaufgabe.

Von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft ist für 1891 (Termin: 30. Nov.) folgende archäologische Preisaufgabe ausgeschrieben worden: „Darstellung des griechischen Genossenschafts- und Vereinswesens, vorzüglich auf grund der epigraphischen Quellen". Preis: 1000 M.

Kleine Mitteilungen.

Nach einem Briefe des Herrn **S. G. Asterladis** aus Thessalonichi vom 10. (22.) März c. an die Ἑστία sind in dieser Stadt in der Nähe des Palastes des Sultans bei den Thoren von Kalamaria und Kassanda eine Anzahl griechischer und griechisch-römischer Gräber aufgedeckt worden, welche Stelen und andere Marmorinschriften bargen; der Schreiber teilt hier vier wohlerhaltene Grabschriften mit. Leider sind die Marmorsteine sofort wieder zu Bauten einer türkischen Schule und anderer Gebäude verwendet worden, sodaß sie für die Wissenschaft verloren scheinen.

Nach einer Mitteilung der Ἑστία vom 31. März (12. April) ist bei Perachora ein Denkmal aus Stein, einen sitzenden Löwen darstellend, gefunden worden, der auf einem vierseitigen Fußgestell ruht; die Arbeit soll eine vorzügliche sein.

Neue Ansichten aus Griechenland.

Als ich vor kurzem zum behuf mykenischer Studien mein Anschauungsmaterial zu vermehren wünschte, welches in topographischer und architektonischer Hinsicht in Schliemanns Büchern und auch in Schuch-

hardts daran sich anschließendem Werke sehr mangelhaft ist, sah ich in der Quaasschen Kunsthandlung zu Berlin (C. Stechhahn 2) eine neue Sammlung von Photographien nach griechischen Landschaften und Denkmälern, welche die ältere Sammlung von Paul des Granges in wesentlichen Punkten ergänzt und die zum Teil ganz unbrauchbaren Illustrationen der Schliemannschen Bücher weit übertrifft. Es sind 120 Blätter, aufgenommen von Freiherrn von Stillfried, welche namentlich die neueren Ausgrabungen, also Mykenä, Olympia, Epidaurus abbilden, und sonst wenig berücksichtigte Landschaften ausgezeichnet darstellen, z. B. die Langadaschlucht im Taygetus, besonders schöne Partien des Tempethales, die Meteoraklöster in Thessalien, den Hafen von Laurion, den neuen Kanal von Korinth. Athen mit Piräus stellen 17 Blätter dar, Tiryns und Mykenä sind ganz neu. Von dem jetzigen Aussehen der Fassade des Atreusgrabes, von Schliemanns Gräberrunde, dem freigelegten Löwenthore habe ich hier zum erstenmal eine Vorstellung erhalten: gerade in diesen Punkten sind Schliemann-Schuchhard gänzlich ungenügend. Dem Archäologen eine ganz besondere Augenweide werden die Blätter von Epidaurus sein, welche z. B. ein noch nicht genügend publiziertes, prachtvolles korinthisches Kapitell, sowie auch andere der gefundenen Skulpturen enthalten; dasselbe gilt von einem zu Sparta gefundenen Mosaikfußboden. Olympia ist sehr reichlich bedacht; ganz neu sind Aufnahmen nach dem Hermes, der Nike, den Giebelskulpturen, wie sie im Original im Museum von Olympia aufgestellt sind; sogar von Delphi ist die ausgegrabene Athenerhalle gegeben. — Neben dieser interessanten Sammlung, welche unseren wissenschaftlichen Werken zuvorgekommen ist, behält die ältere von des Granges doch ihren Wert, namentlich für die Landschaft: wir heben das Panorama von Sparta mit dem Taygetus (3 Blätter) und den Wasserfall des Styx, den Pheneossee besonders hervor. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an den mit Unrecht heute ganz vergessenen 'Verstorbenen', welcher gerade von Spartas Landschaft und Vegetation im südöstlichen Bildersaal (III, Griechische Leiden, zweiter Teil, S. 209—300) und vom Styx (ibidem II, S. 196 ff.) gegeben hat. Chr. B.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 18.)

H. Suhle, Beiträge zur Geschichte der Fürstlichen Schule zu Dessau. II. Realgymn. zu Dessau. 29 S.

Geschichte der Rektoren im 17. Jahrhundert. Mitteilung der Bestallungsinstruktion und Schulordnung vom J. 1657. Aus dem „Pensum scholae Dessanae" seien folgende „Labores" für Prima und Secunda erwähnt: Dicta Terentiana; Adagia Erasmi; Logica Wendelini; Cornelius Nepos (neben Terenz der einzige genannte Autor); Scansio Posselii; Rhetorica Vossii, etc. Das Diensteinkommen bestand 1647 für den Rektor: an Geld 35 Thlr., an Deputat (Roggen, Weizen, 2 Scheffel Salz, Rüben und Kraut, 1 Eckerschwein, etc.) 52 Thlr., an Lachs und Wildpret 10 Thlr. Der Kantor Belger klagt, daß er für 13 Thlr. Lachs annehmen müsse und sie doch nicht verbrauchen könne.

A. Jung, Geschichte des Gymnasiums zu Neustadt O.-S. Gymn. zu Neustadt Ob.-Schl. 17 S.

Eine fünfklassige „höhere Bürgerschule" wurde 1860 eingerichtet, ein neues Gebäude für dieselbe 1862 vollendet. 1868 wurde die Anstalt zur Realschule I Ordnung erhoben gleich darauf jedoch in ein Gymnasium umgebildet, welches 1889 an den Staat überging.

J. Baunack, Aus Epidauros. Eine epigraphische Studie. Nicolaigymn. zu Leipzig. 20 S.

Nachträge und Verbesserungen zu bereits publizierten Inschriften.

Ernst Schulze, Über Verschmelzung lateinischer Adjektiva mit nachfolgenden Substantiven zu einem Gesamtbegriffe. Realschule zu Homburg v. d. Höhe. 16 S.

Lexikographische Zusammenstellung (Bona Dea, Sacer mons, res publica, etc.) Es handelt sich also um keine wirklichen Zusammensetzungen, sondern um Zusammenrückungen selbständiger Wörter, die aber dennoch eine Begriffseinheit bilden.

Ebinger, Über die neuesten Reformbestrebungen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens. Gymn. zu Luckau. 12 S.

Der Aufsatz wendet sich gegen die Agitation der Gymnasialfeinde, besonders aus ärztlichen Kreisen. Die Schule gefährde die Gesundheit ihrer Schüler nicht; für letztere werden die prachtvollsten Schulhäuser, wahre Schulpaläste gebaut, mit Sorgfalt werde überall für Licht und Luft, für klar gedruckte Schulbücher etc. gesorgt. In der That bieten die Schulen ihnen Aufenthaltsorte, wie sie die Mehrzahl derselben zu Hause nicht haben kann. Das ganze traurige Gesamtbild, welches die Gegner entwerfen, entspreche der Wirklichkeit entschieden nicht.

D. Detlefsen, Geschichte des Königl. Gymnasiums zu Glückstadt. Gymn. zu Glückstadt. 24 S.

Sadt und Festung Glückstadt wurden im J. 1617 gegründet, 1618 mit dem Bau der Stadtkirche begonnen, mit welcher sicher eine Schule verbunden war, über deren erste Zeit jedoch Nachrichten fehlen. Wie alle ähnlichen Institute hatte die Glückstädter Stadtschule im 18. Jahrhundert (weiter reicht die Programmabhandlung nicht) ihr „gelehrtes Studium".

F. Tank, Die Behandlung des Wortschatzes im fremdsprachlichen Unterricht. Gymn. zu Treptow. 25 S.

Bei der Behandlung des dem Schüler zuzuführenden Wortschatzes, gleichviel welcher Sprache, sind zwei Methoden üblich: die sachliche und die etymologische. Hierzu dienen nun die Vokabularien, die Phraseologien, die Übungs- oder Lesebücher. Über alle drei Hülfsmittel in ihrer herkömmlichen Gestaltung bricht Verf. den Stab: die zeitraubenden Wörterbücher stören den Betrieb; die Phraseologien sind zwecklos, und die Übungsbücher inhaltlos.

Gensicke, Zweiter Sklavenkrieg auf Sizilien. Ein Beitrag zur Sittengeschichte Roms in der Zeit des beginnenden Verfalls. Realgymn. zu Bernburg. 19 S.

Nachdem Verf. geschildert, wie durch die zu riesigen Dimensionen anwachsende Latifundienwirtschaft der Kleinbauer allmählig zum besitzlosen Tagelöhner und dieser oft zum Sklaven herabsank, erzählt er die merkwürdige Vorgeschichte des zweiten sizilischen Sklavenkrieges: ein römischer Ritter, Titus Mimucius, verliebte sich in eine Sklavin von ungewöhnlicher Schönheit, wollte sie ihrem Herrn für die ungeheure Summe von sieben attischen Talenten abkaufen, konnte aber schließlich das Geld nicht zusammenbringen. Darauf verfiel er auf ein ganz unsinniges Unternehmen: er bewaffnete seine eigenen Leute, legte ein Purpurkleid an, und ließ sich zum Herrscher ausrufen. Mit seiner Schar durchstreifte er mordend und brennend das Land, überfiel den Herrn der von ihm geliebten Sklavin und ließ ihn enthaupten. Durch Verrat seiner eigenen Leute ging Minutius jedoch bald zu grunde.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ἀθηναίων πολιτεία. Aristotle on the constitution of Athens, edited by F. G. Kenyon. Printed by order of the trustees of the British Museum. London 1891. LII, 190 S. 8. 7 sh. 6 d.

(Fortsetzung aus No. 18.)

Nach dem Tode des Perikles führte Nikias die Aristokraten, die Gegenpartei Kleon, dessen Nachfolger im Schlimmen Kleophon und Kallikrates gewesen sind. Theramenes gehört trotz aller Verläumdung nicht zu ihnen. Er hat allerdings fast allen Parteien der Reihe nach gedient, aber immer sich loszumachen gewußt, wenn die betreffende Partei die Grenze der Gesetzlichkeit überschritt. Solange der Peloponnesische Krieg schwankte, hielt sich die Demokratie. Nach dem sizilischen Unglück und der Verstärkung der Gegner durch das Bündnis mit Persien trat eine Strömung ein, welche zur Oligarchie drängte; man glaubte dem Perserkönige mit einer solchen Regierungsform zu gefallen. Die Darstellung von der Einsetzung der Vierhundert ist in dem neuen Buche ausführlicher als bei Thukydides. Pythodoros beantragt, daß zu den schon früher behufs einer Verfassungsrevision gewählten Probulen noch weitere 20 Männer gewählt würden, welche den Entwurf zu einer neuen Verfassung ausarbeiten sollten; außerdem sollte jeder Athener berechtigt sein, Vorschläge zu machen. Ein Amendement des Kleitophon zu diesem Antrage befürwortete ein Zurückgreifen auf die Kleisthenische Demokratie. Die Kommission läßt sich zunächst, wie notwendig, Indemnität für Anträge auf Verfassungsänderung beschließen. Ihr eigener Vorschlag geht dann dahin, aus Sparsamkeit, die ihnen anzustreben aufgegeben war, die Ämter, mit Ausnahme der der Archonten und Prytanen, zu unbesoldeten Ehrenämtern zu machen, die politischen Rechte aber auf 5000 waffentragende Bürger zu beschränken, welche von einer zugleich zu wählenden Kommission von je 10 Mitgliedern aus jeder Phyle ausgelesen werden sollten. Der Antrag geht durch. Die neue Volksversammlung von 5000 Mann wählt eine neue Kommission von 100 Mitgliedern, welche auf grund des im Prinzip angenommenen Verfassungsentwurfes eine Verfassung in ihren Einzelheiten ausarbeiten sollte. Die Kommission schlägt die Konstituierung eines Rates vor, welcher sich aus vier verschiedenen, nach Altersstufen gebildeten selbständigen Körperschaften von je 100 Mitgliedern zusammensetzen soll. Sie trifft neue Bestimmungen über die Beamtenwahlen, wobei sie prinzipiell die wichtigsten Ämter von Buleuten besetzt wissen will; sie modifiziert die Geschäftsordnung der Bule, auch in ihrer Beziehung zur Ekklesie. Für die Zeit bis zur Durchführung dieser neuen Verfassung schlägt die Kommission eine interimistische Verfassung vor. Ein Rat von 400 sollte in hergebrachter Weise, doch mit mehrfach erweiterten Befugnissen und bedeutender Freiheit gegenüber den alten Gesetzen eingesetzt werden; an neue, von jetzt ab sanktionierte Gesetze habe er sich zu halten. Für den Augenblick seien Strategen aus den 5000 Bürgern zu wählen; nach Konstituierung des Rates jedoch habe dieser eine Musterung abzuhalten und 10 Männer mit einem Schreiber für den Eintritt des Jahres zu wählen, welche als selbständige Behörde mit dem Rate in unmittelbarem geschäftlichem Verkehre stehen sollen. Außerdem seien ein Hipparch und 10 Phylarchen zu wählen. Nur Buleuten und Strategen können ihr Amt mehr als einmal bekleiden, die anderen Beamten nicht. Jene zukünftige Verfassung sowohl wie diese interimistische, deren Prinzip aus jeder Einzelheit spricht, wurde vom Volke angenommen. Nach dieser Ekklesie — wie bald nachher, ist nicht gesagt — wurde der neue Rat gewählt. Am 9 Thargelion wurde der alte Rat, dessen Amtsjahr eigentlich bis zum 14 Skirophorion lief, aufgelöst, am 14. Thargelion trat der Rat der Vierhundert sein Amt an. Diese namentlich auf Peisandros', Andokides' und Theramenes' Betreiben zustande gekommene Verfassung blieb vier Monate bestehen. Die Regierung führte allein der Rat mit den 10 Autokraten unter Verletzung der Rechte der Fünftausend. Für die schwere Zeit war seine Regierung angebracht. Nach der Seeschlacht bei Eretria und dem Abfall von Euboia wird die Regierung namentlich auf Betrieb des Aristokrates und Theramenes gestürzt. Ol. 93, 3 (406/5) verfassungswidrige Verurteilung der 10 (falsch!) Strategen in der Schlacht bei den Arginusen durch eine Cheirotonie. Die Folge dieser Schlacht ist das Anerbieten eines Friedens seitens der Spartaner auf dem status quo. Kleitophon hintertreibt ihn. Nach dem Frieden von 404 bilden sich drei Parteien: erstens die Demokraten, zweitens die Oligarchen, welche politischen Klubs angehörten, sowie diejenigen, welche nach dem Frieden nach Athen zurückkehrten (d. h. die Extremen), drittens die zu keinem Klub gehörigen Oligarchen, zu denen Archinos, Anytos, Kleitophon, Phormisios und als Parteiführer Theramenes zählten (vgl. Aristoph. Fr. 960). Lysandros entscheidet sich

natürlich für die Partei der extremen Oligarchen. Ol. 94, 1 (404/3) werden die Dreißig eingesetzt. Die Buleuten sowie die übrigen hohen Ämter bestellen sie aus 1000 Auserwählten. Die Verwaltung des Peiraiens wird einem Zehnmännerkollegium übertragen; mit diesem im Bunde und unter Hinzunahme der Elfmänner und von 300 Bütteln (Mastigophoren) verwalten sie den Staat selbständig und zuerst gut. Als sie sich fester im Sattel fühlten, begannen die Ausschreitungen: 1500 Bürger haben sie hinrichten lassen. Da wird Theramenes wieder der Hecht im Karpfenteiche. Zuerst machten ihm die Dreißig ein Zugeständnis: sie wollen das Bürgerrecht an Dreitausend verteilen. Theramenes tadelt auch dies als Halbheit; aber die übrigen Mitglieder der Regierung lassen sich nicht mehr abdrängen. Sie stellen nach langem Hinhalten endlich das Verzeichnis der politisch Berechtigten auf, veröffentlichen es noch viel später, und das veröffentlichte ändern sie auch weiterhin noch unablässig ab. Nun kam die Gefahr von seiten des Thrasybulos näher; ein unglückliches Gefecht gegen ihn ließ die Dreißig für ihre Herrschaft fürchten. Sie beschlossen also die Waffen der Stadtbewohner zu konfiszieren und den Theramenes beiseite zu schaffen. Zuerst ging es gegen diesen. Es wurden von seinen Gegnern zwei Gesetze, die auf ihn gemünzt waren, durchgebracht. Das erste gestattete den Dreißig, jeden, der nicht in dem Verzeichnis der Dreitausend stand, hinrichten zu lassen; das zweite schied aus dem Katalog diejenigen aus, welche an der Niederreißung der Eetioneia (411) beteiligt gewesen oder überhaupt der Oligarchie der Vierhundert entgegen gewesen waren. An der Niederreißung der Eetioneia wie an dem Sturze der Vierhundert hatte Theramenes sich beteiligt: er war also aus dem Katalog zu streichen; die Tyrannen konnten ihn nun nach dem Gesetze töten und töteten ihn. Darauf nahmen sie allen Einwohnern außer den 3000 die Waffen. [Um aber den Ausfall an Streitkräften zu decken,] baten sie in Sparta durch eine Gesandtschaft, welche zugleich den Fall Theramenes klar legen sollte, um militärische Unterstützung. Kallibios kommt und besetzt mit 700 Mann die Akropolis. Aber nach der Einnahme der Munychia durch die Verbannten und dem mißlungenen Versuch der Wiedereroberung seitens der Regierung werden die Dreißig gestürzt und zehn Männer zum Zwecke des Friedensschlusses gewählt. Dieser Zehnerausschluß ging aber die Pfade der Dreißig, suchte in Sparta um Hülfe nach und nahm dort eine Anleihe auf. Er wird daher bald wieder gestürzt, und eine neue Kommission von zehn Männern wird gewählt, deren bedeutendste Mitglieder Rhinon und Phayllos waren. Sie bringen zusammen mit dem inzwischen aus Sparta herbeigekommenen Könige Pausanias und den diesen begleitenden zehn spartanischen 'Versöhnern' das Friedenswerk zustande, wobei Rhinon sich so hervorthat, daß das Volk ihn aus Dankbarkeit sofort zum Strategen wählte. Der Vertrag mit den — wie aus Xenophon bekannt — in Eleusis verschanzten Oligarchen und den Athenern in der Stadt enthielt folgende Bestimmungen. Jeder, wer will, von den in der Stadt befindlichen Bürgern hat das Recht, nach Eleusis überzusiedeln, sodaß er im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte bleibt und freie Verfügung über seine Person und Sachen behält. Verkehr zwischen Eleusis und Athen ist verboten, außer während der Feier der Eleusinien, deren Verwaltung den Eumolpiden und Keryken bleibt. Die nach Eleusis Übergesiedelten haben von ihrem in Athen liegenden Besitze zur Bundeskasse (?) zusteuern. Sie dürfen in Eleusis Grundbesitz erwerben durch gütliche Übereinkunft; im Streitfall entscheidet eine Kommission aus drei Städtern und drei Eleusiniern über den Preis, den die Parteien anzunehmen haben. Sieben Tage lang nach Beschwörung des Vertrages liegen die Listen für die Eintragung der Namen der in Athen anwesenden Bürger, welche nach Eleusis übersiedeln wollen, auf; bis zum 20. Tage muß die Übersiedelung erfolgt sein. Für die nicht ortsanwesenden Athener rechnet die Befristung von dem Tage ihrer Ankunft in Athen ab. Ein nach Eleusis Übergesiedelter [behält zwar die bürgerlichen Ehrenrechte, aber er] verliert das passive Wahlrecht; dieses erhält er erst zurück, wenn er wieder als in Athen wohnhaft geführt wird. Die Mordprozesse sind nach dem überkommenen Rechte zu beurteilen. Im übrigen wird allgemeine Amnestie erteilt, von welcher nur diejenigen ausgenommen sind, welche zu den Dreißig in der Stadt, zu den Elfmännern und zu den Zehn im Peiraieus gehört haben. Doch findet die Amnestie auch für sie Anwendung, wenn sie sich zur Verantwortung stellen. Diese hat für die Zehnmänner aus dem Peiraieus vor den Demoten im Peiraieus, für die Dreißig- und Elfmänner in der Stadt vor der Versammlung der steuerzahlenden Bürger der Stadtgemeinde zu erfolgen. Nach der Rechenschaftsablegung steht auch diesen Oligarchen das Recht der Übersiedelung nach Eleusis zu. Jede Partei zahlt ihre Schulden ab. — Die letzte Bestimmung wurde

— wie bekannt — nicht wirklich ausgeführt; die Demokratie bezahlte an Sparta die Schulden der Oligarchie. Archinos beherrscht jetzt die Situation. Drei Maßnahmen werden von ihm besonders erwähnt. Da die meisten, und derer war eine große Zahl, erst in den letzten Tagen ihre Namen für die Übersiedelung nach Eleusis eintragen lassen wollten, schloß Archinos die Listen schon vor dem gesetzlichen Termine, sodaß nun eine große Anzahl oligarchischer Bürger in Athen zurückbleiben mußte. Zuerst voll Besorgnis, gewannen sie bald Vertrauen. Archinos hatte mit seiner Gewaltthätigkeit der Stadt eine Menge Bürger erhalten [und eine Verstärkung der in Eleusis verschanzten Oligarchen verhindert]. Zweitens sorgte er für eine strenge Durchführung der Amnestie; drittens verhinderte er das Eindringen nicht berechtigter Einwohner in das Bürgerrecht, indem er einen Antrag des Thrasybulos zu Fall brachte, durch welchen dieser allen seinen ehemaligen Parteigenossen im Kampfe gegen die Oligarchie das Bürgerrecht geben lassen wollte, obwohl darunter Sklaven waren. Im dritten Jahre erst nach jenem Vertrage erfolgte die Aussöhnung zwischen der Demokratie und den Oligarchen in Athen ol. 94, 4 (401/0). — Hiermit schließt die zusammenhängende Darstellung der athenischen Verfassungsgeschichte. Ein Schlußabschnitt faßt die Hauptwendepunkte dieser Geschichte noch einmal kurz zusammen; er ist für uns dadurch wichtig, daß wir aus ihm den Inhalt des verlorenen Einganges des Buches kennen lernen. Nach der Einwanderung des Ion, wo die vier Phylen mit den Phylobasileis eingesetzt wurden, ist die erste Verfassung die des Theseus. Es folgen Drakon, Solon, Peisistratos, Kleisthenes, die Reaktion nach den Perserkriegen, Ephialtes, die Vierhundert, die darauf folgende Demokratie, die Tyrannis der Dreißig und Zehn, endlich die Demokratie seit Eukleides; diese muß in dieser Periode natürlich erscheinen, da der Demos selbst sich die Rückkehr erzwungen hatte. Seitdem hat der Demos seine Rechte dauernd vermehrt; er hat dem Rate die Gerichtsbarkeit abgenommen und beherrscht in der Ekklesie und den Gerichtshöfen den Staat. Für die Ekklesie ist Tagegeld, von welchem man anfangs Abstand nehmen zu sollen meinte, eingeführt worden, weil die Beteiligung zu schwach wurde. Agyrrhios gab zuerst einen Obol, dann Herakleides zwei, endlich Agyrrhios drei Obolen. Hiermit schließt der historische Teil des Buches.

Die Wichtigkeit des zuletzt analysierten Teiles für die athenische Geschichte besteht darin, daß wir in ihm neben Thukydides und Xenophon eine Quelle haben, welche uns eine Kontrolle dieser beiden Historiker ermöglicht. Der Wert einer solchen Kontrolle ist an sich ein hoher, in unserem Falle wird sie sich zum Teil geradezu zum Korrektiv für die Nachrichten jener Schriftsteller gestalten. Denn die Nachrichten des neuen Buches beruhen, wie der Augenschein lehrt, auf urkundlichem Material.

Der systematische Teil des Buches beginnt mit einer Darstellung der Ephebie; man lernt, daß dieses Institut schon vor Demetrios Phalereus in einem bedeutend höheren Grade durchgebildet war, als man bisher annehmen durfte. Die eigentliche Darstellung des Staatswesens hat folgende Disposition:

A) Der Beamtenstaat.

I. Die Beamten für den inneren Staatsdienst. Sie alle werden durch das Los bestimmt, mit Ausnahme der Beamten für die Kriegskasse und der Theatergelder sowie des obersten Wasserinspektors (ὁ τῶν κρηνῶν ἐπιμελητής): das Amtsjahr der letzteren läuft von Panathenaien zu Panathenaien.

1. Die einjährigen Beamten:
   a) der Rat im Zusammenhange mit der Ekklesie und den Beamten, welche mit ihm in nächstem geschäftlichen Zusammenhange stehen,
   b) die Beamten für das öffentliche Verkehrswesen (Markt-, Wegepolizei u. s. w.),
   c) Beamte für Gefängnis- und Gerichtswesen (Vierzigmänner, Schiedsrichter u. s. w.),
   d) Hülfsbeamte für Staatsverwaltung (Finanz- und Rechnungsbeamte) und staatliche Kulte,
   e) die neun Archonten: Archon, Basileus, Polemarchos, Thesmotheten.
2. Die vierjährigen Beamten: die zehn Athlotheten für die Panathenäen.

II. Die Beamten für den Krieg. Sie werden durch Cheirotonie gewählt.

1. Infanterieoffiziere:
   a) 10 Strategen, früher je einer aus jeder Phyle, jetzt aus allen Phylen zusammen,
   b) 10 Taxiarchen, je einer aus einer Phyle.
2. Kavallerieoffiziere:
   a) 2 Hipparchen, je einen für 5 Phylen,
   b) 10 Phylarchen, je einen aus jeder Phyle
   c) einen Hipparchen für Lemnos.
3. Marineoffiziere: die beiden Kommandanten (ταμίαι) für die Paralos und die Ammonias (Salaminia).

Nach einem kurz zusammenfassenden Abschnitt über Beamtenbesoldung folgte eine sehr ausführliche Darstellung über

B) das Gerichtswesen, von welcher jedoch nur etwa 40 Zeilen zusammenhängenden Textes erhalten sind. Es war die Erlosung der Richter, die Konstituierung des Gerichtshofes behandelt; sehr eingehende Angaben über die den Parteien zustehenden Zeit und die Modalitäten der Abstimmung folgten.

Hiermit schloß das Buch. Der Schluß des Ganzen ist erhalten, etwa zehn zusammenhängende Zeilen. [Daß wirklich der Schluß vorliegt, beweist die am Ende stehende Koronis, welche das inzwischen erschienene Faksimile kennen gelehrt hat.]

In dem Maße wie der erste gestaltet der zweite Teil unser Wissen nicht um, denn wir wußten durch Lexikographen und Scholiasten, von welchen gerade er stark exzerpiert war, schon vieles. Gleichwohl ist er für die Altertumskunde von jetzt ab die wichtigste litterarische Quelle über die athenische Verfassung; er bietet trotz des vielen Bekannten auch eine große Menge des allerwichtigsten Neuen, und zudem ist er die einzige zusammenhängende Darstellung des athenischen Staatswesens, welche wir haben. Ferner werden wir auf einen Schlag alle die bedenklichen Herren wie Pollux, Harpokration und Konsorten los; denn wir haben ihre Quelle. Und wir werden sie nicht bloß als Gewährsmänner los, wir sind auch all der Ungewißheit ledig, welche einige aus ihrem Zusammenhange herausgegriffene Wörter oft lassen. Endlich — und das betrifft das neue Buch als Ganzes — können wir uns jetzt ein Bild davon machen, wie Aristoteles die übrigen Politien behandelte, fiel ihre Darstellung auch schwerlich oder sicher nicht so ausführlich aus wie die athenische. Denn daß das vorliegende Buch von Aristoteles stammt, ist über allem Zweifel erhaben.

(Schluß folgt.)

G. Wertheim, Die Arithmetik und die Schrift über Polygonalzahlen des **Diophantus** von Alexandria. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Leipzig 1890, Teubner. IX, 346 S. 8. 8 M.

Von den 13 Büchern der ἀριθμητικά des Diophant ist zwar nur die kleinere Hälfte (oder, wie andere vermuten, etwas mehr als die Hälfte) erhalten; aber schon dieses Teilstück sowie ein Fragment über die Polygonalzahlen genügen, um dem Verfasser einen der ersten Plätze im Gebiete der alten Mathematik neben Euklid und kaum weit zurück hinter Eudoxos, Archimedes, Apollonios zuzuweisen. Das haben Pierre de Fermat im vorigen Jahrhundert und Nesselmann, Hankel, Cantor, Tannery in den letzten fünfzig Jahren genügend erwiesen. Trotzdem ist der in achtzehn oder mehr Handschriften überlieferte Text dieses Schriftstellers, genau genommen, nur einmal, nämlich von C. G. Bachet, Paris 1621, herausgegeben worden. Denn die Ausgabe von S. Fermat, Toulouse 1670, hat ihren Wert lediglich durch den Abdruck der „Observationes", die des Herausgebers Vater, Pierre de Fermat, an dem Rande eines Exemplares der Bachetschen Ausgabe beigefügt hatte; der griechische Text aber des jüngeren Fermat ist nur eine Wiederholung des Bachetschen, jedoch voller Druckfehler in einzelnen Worten und Zeichen. Selbst ganze Zeilen sind ausgelassen oder doppelt gedruckt, sodaß Nesselmann in seiner Algebra der Griechen S. 283 durchaus nicht zu hart urteilt, wenn er diese Ausgabe, anlangend den griechischen Text, für völlig unbrauchbar erklärt. Nehmen wir nun noch dazu, daß beide Ausgaben heutigen Tages nur wenigen zugänglich sind, so ist es wohl erklärlich, daß eine neue, auf den besten Handschriften fußende und kritisch gesichtete Bearbeitung des Diophant von allen, die mit der Geschichte der alten Mathematik sich beschäftigen, sehnlich erwartet wird. Aber auch an einer leicht zugänglichen Übersetzung mangelte es. Denn ganz abgesehen von der Versio Latina des Xylander (Basel 1575), die zu den bibliographischen Seltenheiten gehört und überdies den Anforderungen der Gegenwart nicht entfernt entsprechen kann, hat auch die im J. 1822 erschienene Übersetzung von Otto Schulz im Buchhandel sich vergriffen. Diesem Mangel hat Herr Wertheim durch die obengenannte Veröffentlichung abgeholfen, und zwar in einer Weise, daß er wohl des Dankes aller Männer vom Fach, und das sind in diesem Falle auch die Mathematiker, versichert sein darf.

Die Form der Übersetzung war durch die trefflichen Vorarbeiten von P. Fermat, Hankel, Cantor und Schulz in der Hauptsache bereits gegeben, ja man kann vielleicht mit Recht sagen, daß Diophant, eben weil seine Methode der modernen Wissenschaft sich mehr nähert als die Arten der Beweisführung bei anderen griechischen Mathematikern, auch leichter als jene in eine neuere Sprache zu übertragen ist. Wir kommen damit auf die unbekannte Größe, die Diophant in den mathematischen Kalkül eingeführt hat. Sie ist für ihn jedenfalls eine positive und rationale Zahl und wird als eine noch zu suchende Menge von Einheiten (seien es ganze oder gebrochene Zahlen) aufgefaßt. Ihre griechische Bezeichnung ist, wie neuerdings T. L. Heath, Diophantos of Alexandria, Cambridge 1885, S. 57 ff., nachgewiesen hat, ein aus den

Anfangsbuchstaben von ἀριθμός gebildetes Kompendium, und es sei den Anführungen von Heath hier noch hinzugefügt der Hinweis auf die von T. W. Allen, Notes on Abbreviations in Greek Manuscripts, Oxford 1889, S. 7 f. und Tafel II, behandelte Abkürzung von αρ. Diophant hat nun weiter für die zweite bis sechste Potenz dieser Unbekannten besondere Ausdrücke und Zeichen gebildet und für die Fälle, daß die Unbekannte oder ihre Potenzen als Nenner eines Bruches erscheinen, wieder andere Bezeichnungen sich ausgedacht. Schon einem Griechen mußten Ausdrücke wie ἀριθμοστόν, δυναμοδύναμις, δυναμοδυναμοστόν u. s. w. fremdartig und schwerverständlich erscheinen; umso weniger konnte in einer neueren Bearbeitung irgend etwas, was an jene wunderlichen Bildungen erinnerte, beibehalten werden. Auch erledigte sich diese Schwierigkeit ganz von selbst, da Diophant in jeder Auflösung, bezw. in jeder Unterabteilung derselben, nur eine unbekannte Größe kennt, für uns also die Bezeichnung durch x nebst den Weiterbildungen $\frac{1}{x}$, x^2, $\frac{1}{x^2}$ u. s. w. ausreicht. Auch die Anwendung der Zeichen für die Gleichheit, für plus und minus, und des horizontalen Striches für gebrochene Zahlen war selbstverständlich und überdies schon durch den Vorgang von Schulz bewährt.

Das ist etwa alles, was der Verf. modernisiert hat; im übrigen giebt er Satz für Satz, ja, soweit es anging, Wort für Wort des Originals wieder. Wo aber die wörtliche Übersetzung undeutlich oder auch nur unbequem sein würde, da zieht er eine freiere, immerhin aber möglichst angenäherte Wiedergabe des Inhalts vor. Er behält also z. B. II 17 nicht die griechische Satzbildung ἀφ' οὗ δ' ἂν τετραγώνου ἀπὸ πλήθους ς̄ς̄ καὶ μ^{o} γ̄ ἀφέλω u. s. w. bei, welche bei Schulz lautet: „Wenn ich von irgend einem Quadrate, dessen Wurzel aus x mit einem beliebigen Koeffizienten und aus 3 Einheiten besteht, die Zahl 9 abziehe, so wird der Rest die eine der gesuchten Zahlen sein", sondern schreibt, indem er die Periode freier gestaltet: „Wenn wir zu einem beliebigen Vielfachen von x die Zahl 3 addieren und von dem Quadrate dieser Summe 9 subtrahieren, so wird die Differenz die eine der gesuchten Zahlen sein". Auch die Aufgabe III 22 (um nur noch ein Beispiel für viele anzuführen) entzog sich einer wörtlichen Übersetzung. Schon Schulz hatte diese richtig umgestaltet, sodaß hier Wertheim, abgesehen von ganz kleinen Änderungen, seinem Vorgänger folgen konnte. Interessant ist es auch, die Bearbeitung von IV 16 bei Hankel, Zur Geschichte der Mathematik, S. 160 f., mit der vorliegenden Übersetzung zu vergleichen. Hankel zieht die Proposition und den Anfang der Auflösung zu einer Aufgabe zusammen und folgt dann dem deutschen Texte von Schulz mit unerheblichen Abweichungen; Wertheim übersetzt kaum weniger wörtlich als Schulz, beseitigt aber doch einige kleinere Unebenheiten, die bei jenem sich finden, sodaß seine Übersetzung im ganzen leichter und gefälliger erscheint.

Diophant wird von Hankel S. 158 „der Vater der Arithmetik und Algebra in dem Sinne, wie wir diese Wissenschaften betreiben", genannt, und insbesondere weist Hankel S. 159 (vergl. Wertheim S. 112) darauf hin, daß die von Diophant im VI. Buche und an einigen anderen Stellen behandelten Rechtecke nicht im geometrischen Sinne, sondern nur nach den Zahlen der Einheiten, welche ihre Seiten darstellen, mithin als Ausdruck der Formel $g^2 + k^2 = h^2$ in Betracht kommen. Deshalb war wohl auch statt „Seite (eines Quadrates, Kubus u. s. w.)" lieber der uns geläufige Ausdruck „Wurzel (einer Zahl)" zu wählen, wie z. B. Schulz in der Auflösung von V, 25, Absatz 3, sagt: „Nun ist 1 ein Quadrat, welches zu seiner Wurzel wieder ein Quadrat hat; es sollte also auch $\frac{25600}{1221025}x^4$ ein Quadrat sein, welches ein Quadrat zu seiner Wurzel hat". Wertheim kehrt hier zu der wörtlichen Übersetzung „Seite" zurück. Da es nun aber im geometrischen Sinne kein Biquadrat giebt, dessen Seite ein Quadrat wäre, also die ursprüngliche Bedeutung von πλευρά hier schon von Diophant aufgegeben worden ist, so sagen wir im Deutschen gewiß besser „Wurzel" im arithmetischen Sinne.

Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß der Verf. ganz recht daran gethan hat, die Observationes von Pierre de Fermat vollständig zu übersetzen und in den Anmerkungen beizufügen; denn es kommt viel darauf an, sie jederzeit zu Händen zu haben, anstatt mit mehr oder weniger Mühe und doch nur auf kurze Frist leibweise sie sich zu beschaffen.

Dresden-Striesen. Friedrich Hultsch.

M. Tulli Ciceronis orationes selectae. Scholarum in usum edidit **A. Kornitzer.** Wien 1888, Gerold.

Diese handliche Ausgabe ciceronischer Reden (denen sich auch philosophische, in der Schule gelesene Schriften wie Laelius und Cato maior anschließen) liefert in einzelnen Bändchen die Rosciana, dann die Katilinarien, ferner die Milo-

niana nebst den orationes Caesarianae (außer der Marcellina) u. a. Schulreden. Der Ausgabe der Katilinarien, welche auf österreichischen Gymnasien in der Regel zuerst von allen Schriften Ciceros gelesen werden, geht eine lateinische Abhandlung de Ciceronis vita et scriptis voraus. Jedes Bändchen enthält zuerst ein Verzeichnis derjenigen Lesarten, in welchen der Herausgeber von C. F. W. Müller abweicht, dann ein argumentum, hierauf den Text und zum Schluß einen Index nominum. Das Variantenverzeichnis mit seinen kritischen Bemerkungen, vgl. z. B. zu Cat. 4, 11 über die Konstruktion von purgare bei Cicero, weist auf selbständige Behandlung des Cicerotextes und genaue Kenntnis des klassischen Sprachgebrauches hin.

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

---

1) **Ciceros** ausgewählte Reden, erklärt von **Karl Halm.** Zweiter Band. Die Rede gegen Q. Caecilius und die Anklagerede gegen Verres IV. und V. Buch. Neunte verbesserte Auflage, besorgt von **G. Laubmann.** Mit einer Karte von Sizilien. Berlin 1887, Weidmann. 241 S. gr. 8. 2 M. 25.

2) **Ciceros** Rede für Sex. Roscius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **F. Richter.** Dritte Auflage, durchgesehen von **Alfred Fleckeisen.** Leipzig 1889, Teubner. 90 S. gr. 8. 90 Pf.

Beide Schulausgaben Ciceronischer Reden sind rühmlichst bekannt und, wie die hohe Zahl der Auflagen zeigt, praktisch erprobt. Doch ist die Art der Erklärung in beiden grundverschieden. Während Halm-Laubmann nur die wichtigsten Stellen zu eingehender Betrachtung beiziehen, sonst oft mit einem Worte oder doch nur ganz kurz erklären, ist bei Richter-Fleckeisen eine fast zusammenhängende, Schritt für Schritt den Text begleitende Einführung in das Verständnis geboten. Mit jener Behandlungsweise eng verbunden ist die Berufung auf Männer, welche sich mit der zu erläuternden Sache früher befaßt haben; so finden wir abgesehen von Mommsen, O. Müller u. a. auch weniger bekannte Namen wie Escher citiert. Fleckeisens Art der Exegese gestattet das Anrufen von Zeugen nicht, ich habe thatsächlich auch keinen einzigen Namen im Kommentar gefunden, freilich umsomehr im Anhang, und noch mehr habe ich zwischen den Zeilen gelesen. Das Beiziehen von Stellen aus Vell. Pat., Quint., Tac., Suet. und anderen nachklassischen Autoren finden wir bei einem Manne wie Halm, der ganz in diesen lebte, begreiflich; aber schulmäßig ist das Verfahren von Fleckeisen, das nicht gerne vorgreift, umso lieber aber zurückgreift auf bereits Gehabtes, also namentlich auf Nepos und Cäsar verweist und so auf dem Wege der Apperzeption einen Zusammenhang zwischen der lateinischen Lektüre der Sekunda und der der vorhergehenden Klassen herstellt. Ebenso finde ich für eine Schulausgabe das Verfahren, Fragen an den Schüler zu stellen, wie es Halm-Laubmann mit Vorliebe thun, wenig praktisch. Der Autor stellt durch seinen oft recht schwierigen Text Fragen genug an den Schüler, und wenn dieser nach dem Kommentar greift und statt der gesuchten Hülfe auch noch weitere Fragen findet, wird er da das Buch nicht unwillig weglegen? Fleckeisen hat nirgends im ganzen Kommentar eine Frage angebracht und dies mit Recht. Im übrigen haben beide Ausgaben, natürlich da sie Ciceronische Reden eben derselben Zeit behandeln, viele Berührungspunkte in der Erklärung, hauptsächlich der sprachlichen; so lesen wir in beiden Kommentaren Bemerkungen über non = nein, emere ab und de, crimen nicht = delictum, velle alicuius causa, hic bei vulgaris (Rosc. 134, Verr. IV 62) u. a. mehr. Doch hält manchmal ein Herausgeber etwas der Erklärung wert, was der andere als selbstverständlich oder gleichgültig übergeht; so sprechen Halm-Laubmann zu div. Caec. 6 über et = sed, Richter-Fleckeisen zu Rosc. 10 erwähnen es nicht.

Im einzelnen bemerke ich zu Richter-Fleckeisen: Daß perferre in der Bedeutung „durchführen, bis zu Ende tragen" sonst (außer Rosc. 10) der klassischen Prosa fremd ist, kann ich nicht zugeben, vergl. Cic. Tusc. II 17 si crucietur sapiens, patietur, perferet, non succumbet; hier giebt der Schlußsatz non succumbet ganz klar an, daß perferet = „bis zu Ende tragen" ist. Doch gebe ich zu, daß perferre selten diese Bedeutung hat. — Die Anm. zu § 53 „animum inducere, auch in animum inducere" könnte beim Schüler die Meinung erwecken, daß beide Phrasen bei Cicero gleich üblich sind, während thatsächlich das letztere bei Livius ebenso ausschließlich gebraucht wird wie das erstere bei Cicero. — Habere = „ansässig sein," also synonym mit habitare, ist nicht allein durch Livius, sondern auch durch Zeitgenossen Ciceros, ja durch dessen eigenen Sohn zu belegen, vergl. Fam. VII 27 und XVI 21, sowie ZfG. 1881 S. 139. — In der Erklärung des Wortes commemorare = in memoriam revocare (§ 138) ist ein unklassischer Ausdruck unterlaufen; es mußte in memoriam redigunt gesagt werden, vergl. Antibarbarus s. v. Revocare. — Si volunt, poterunt in § 139 erklärt sich einfach durch Setzung der selbständigen (absoluten) Zeit, vergl. Schmalz-Wagener, Lat. Schulgrammatik § 247; die Bezeichnungen selbständige und be-

zogene Zeit sollten durchweg, auch in den Kommentaren, zur Vereinfachung des Verfahrens eingeführt werden. — Die Aufnahme der Konjektur von Pluygers in § 147 quantoquanto statt quanto scheint mit Rücksicht darauf, daß Cicero nur Att. XII 23, 3 quantiquanti gebraucht, sonst aber die Geminatio von quantus verschmäht, immerhin gewagt; vergl. noch Wölfflin, Geminatio S. 460.

Zu Halm-Laubmann bemerke ich: Die Phrase eo nomine, quo nomine = ea causa, qua causa findet sich so oft bei Cicero und Zeitgenossen, daß man nicht auf Vell. Pat. zu greifen braucht, vergl. Zf G. 1881 S. 119. — Daß aspirare klassisch nur negativ gebraucht wird, vergl. Näg.-Müller[8] S. 541, durfte zu Div. Caec. 20 nicht verschwiegen werden. — Condemnare vom Kläger gesagt hätte § 30 nach Näg.-Müller[8] S. 397 zur Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes Veranlassung gegeben. — Die Stelle Verr. IV 98 ut posteris nostris monumenta religiosa esse videantur scheint mit Unrecht in Klammern gesetzt; jedenfalls wird man an der consecutio temporum keinen Anstoß nehmen dürfen, vergl. Wetzel, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Zeiten im Lateinischen, Paderborn 1890 S. 39. — Wenn in Verr. V 13 levarentur = liberarentur gesetzt wird, so ist damit zuviel gesagt, vergl. Cic. Att VI 2, 4 ad se aere alieno liberandas aut (oder doch wenigstens) levandas; dagegen gebe ich zu, daß levare der Bedeutung von liberare oft ganz nahe kommt. — Die Verbindung populus plebsque kommt öfters vor, als Wölfflin, Allitteration S. 77 angiebt; übersehen sind bei Wölfflin Cic. Mur. 1, Liv. XXIX 27, 1 und für populus et plebs Tac. ann. I 8, sowie die Stellen, auf welche Heräus zu Tac. hist. I 35 verweist. — Heißt summus iudicii dies immer der „Haupttag einer Gerichtsverhandlung," wie zu Verr. V 70 angegeben ist? Vergl. meine Darlegung in „Sprachgebrauch des Asinius Pollio," 2. Aufl., S. 36. Es ist mir zweifelhaft, ob sich dies summus überhaupt bei Cicero findet, sicher hat es Cäsar nicht. — Wenn zu Verr. V 105 gesagt ist „nach potius quam folgt entweder ut oder noch häufiger der bloße Konjunktiv", so muß ich darauf hinweisen, daß potius quam ut sich nirgends bei Cic. und Cäs., sondern erst bei Livius und auch bei ihm nur in der ersten Dekade findet. Vergl. Rothe, Quaest. gramm. Berlin 1881 S. 23 f., M. Müller zu Liv. II 15. — Ni in der Sponsio (Verr. V 141) hat eine neue Beleuchtung erfahren durch O. Brugmann „Über den Gebrauch des kondizionalen ni in der älteren Latinität, Leipzig 1887;" eine Neubearbeitung des Kommentars wird zu Verr. V 141 auf Brugmanns Darlegung S. 11 Rücksicht nehmen müssen. — In Verr. V 160 Verri se praesto advenienti futurum ist praesto esse ironisch gebraucht. Wie aus Cic. Fam. III 3, 1, ferner XIV 5, 1 und anderen Stellen hervorgeht, sagt man praesto est von demjenigen, der zum Empfange eines Kommenden, namentlich wenn dies eine höherstehende Persönlichkeit ist, sich anschickt. Es erinnert somit praesto hier an acceptus in der Verbindung male acceptus. — Der Ausdruck der Nachzeitigkeit in Verr. V 163 quas veritus esset ne iste . . . non esset persoluturus hätte in einer Schulausgabe Beachtung und Erklärung verdient, vergl. Hartmann in Wölfflins Archiv III, S. 348, sowie meine Abhandlung über „Sprache und Charakter des C. Matius" in Commentationes Woelfflinianae, Leipzig, Teubner 1891 S. 274.

Zum Schlusse seien beide Kommentare den Lateinlehrern der Oberklassen bei ihrer Vorbereitung für den Unterricht empfohlen; man kann aus beiden sehr viel für die Schule gewinnen. Aus Richter-Fleckeisen wird der Latinist sich manche feine Beobachtung über den Sprachgebrauch notieren, die letztere Ausgabe wird daher neben der größeren Landgrafschen besonders angehenden Philologen zum Privatstudium zu empfehlen sein.

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

Wilhelm Kalb, Roms Juristen nach ihrer Sprache dargestellt. Leipzig 1890, Teubner. VIII, 154 S. 8. 4 M.

(Schluß aus No. 18.)

Der folgende Jurist, Julian (S. 57—61), ist nun wirklich selbst Afrikaner, und die Spuren davon werden auch in seiner Sprache entdeckt, nämlich in quamdiu = bis und absque. Auch das passiv gebrauchte tueor konnte Verf. getrost dazu rechnen; steht es doch im Tractat de aleatoribus 5, 5 und bei dem „Zugewandten" Afrikas Commodian. In den Pandekten steht es außer an den angegebenen Stellen noch bei Ulp. 37, 5, 5, 7 ut ampliore quidem quam virili portione hereditatis data usque ad virilem tueantur; auch hätte der Vollständigkeit wegen Jul. 8, 5. 16 an tuendus sim hinzugefügt werden können. Über den passiven Gebrauch anderer Deponentia bei Tertullian handelt Hartel, Patr. Stud. III S. 84. Als dem Julian eigentümlich wird ferner hervorgehoben compellere oder cogere mit ad und dem Gerundivum. Hinzufügen könnte man den angeführten Stellen noch D. 38, 1, 23, 1 compellere ad praestandam aestimationem und 36, 1, 28, 6 compellere ad resti-

tuendam hereditatem. Unter den späteren Juristen, die diese Redensart gebrauchen, ist Paulus ausgelassen, z. B. D. 34, 2, 35, pr.; 39, 4, 9, 1; 50, 7, 9, pr. 22, 3, 25, 1 (nach Eisele, Sav. Ztschr. X S. 29 interpoliert).

Die Zeit des Terentius Clemens (S. 31—62) glaubt Verf. aus dem Gebrauche von sin autem und quotiens dahin bestimmen zu dürfen, daß er nicht gleichzeitig mit Africanus, Gaius, Marcellus, sondern entweder mit Julian oder nach Papinian schrieb. Wir verweisen in Bezug auf derartige Schlüsse auf unsere allgemeinen Bemerkungen im Anfang dieser Besprechung. Sehr auffallend bei Clemens ist der Gebrauch von dignus statt des Genetivs pretii und der dreimal handschriftlich überlieferte Ablativ legi, den die Herausgeber nicht antasten durften (cf. supellectili, sehr oft in den Pandekten).

Pomponius (S. 63—66) wird von Mommsen (Staatsrecht II, S. 185 resp. 176) einmal als unwissend bezeichnet; Kalb S. 59 nennt ihn halb vulgär und weist ihm wegen „comminus = sofort" Oberitalien als Heimat an, cf. Serv. ad Verg. Georg. I 104 qui significatus (comminus) frequentissimus est in cisalpina Gallia. Den sprachlichen Eigentümlichkeiten des Pomponius, die Kalb anführt, kann ich noch hinzufügen audiri in der Bedeutung von intellegi D. 545, 1, 5, pr. praetorias stipulationes sic audiri oportet, ut in his contineantur etiam aediliciae, augesco, erga lokal 50, 16, 245, cf. Ott, J. J. 1874, S. 850.

Was den Africanus (S. 66—71) betrifft, so schließt Verf. aus dem Gebrauch von minime = non, procul dubio, si quando, quando = weil, etenim, daß seine Schriften in einer später überarbeiteten Gestalt vorliegen. Wir haben die Annahme nicht auf ihre sprachliche Begründung hin geprüft. Aber auffallend ist es doch, daß dieselbe Beobachtung noch niemals von juristischer Seite gemacht ist.

An Maecianus (S. 71—73) will Verf. einen schlechten Charakter erkannt haben. „Auch in seiner Sprache sucht er zu imponieren und spricht doch nicht immer urban." Begründet wird dieses Urteil in einer genauen Besprechung der Einleitung zur Assis distributio und mit einigen Ausdrücken in den Digesten. Als gewählt wird non ab re (est) und procul dubio bezeichnet, als vulgär dagegen das Überwiegen von vel über aut, nostri causa, der Ablativ mare, signifacere, morbo adplicitus und die Bevorzugung von compellere gegen cogere.

Die Besprechung des Gaius (S. 73—88) giebt dem Verf. Gelegenheit, zu seinem Aufsatz im ersten Bande des Archiv noch mancherlei Beachtenswertes nachzutragen, so die Vorliebe des Gaius für admonere, den Gebrauch von superius, inferius statt supra, infra, von qua de causa, eo usque donec in der Bedeutung so lange als. Da Gaius mit solchen Ausdrücken in der juristischen Litteratur ganz allein dasteht, so glaubt Verf. schließen zu dürfen, daß er von den Späteren nicht benutzt worden sei, und daß die vielen Übereinstimmungen, die seine Institutionen mit dem Liber singularis regularum des Ulpian zeigen, durch Annahme einer gemeinsamen Quelle zu erklären seien, eine Annahme, die wohl in Juristenkreisen bereits allgemein Aufnahme gefunden hat. Auch daß Gaius seinen Wohnsitz außerhalb Roms gehabt habe, glaubt Verf. durch seine Ausdrucksweise bestätigt zu finden. Vielfache Gräzismen berechtigen uns, ihn für einen Griechen zu halten; näher aber läßt sich seine Heimat nicht bestimmen. Der Versuch, aus der Sprache des Gaius Genaueres über seine Quellen zu ermitteln, hat zu keinem Ergebnis geführt. Hinzuzufügen wäre der vulgäre Ausdruck satis tempus D. 38, 1, 45, den ich Sav.-Ztschr. XI 45 mit Unrecht beanstandet habe. Cf. Cornif. I, 1. Vitr. 118, 8. Madv. de fin. II 84. Ut ecce hat nicht nur Macrobius, sondern auch der afrikanische Grammatiker Pompeius 99, 12. 106, 14 K.

Ohne mich bei Marcellus (S. 88—93) und Venuleius (S. 93—95) aufzuhalten, wende ich mich zur Besprechung des Scaevola (S. 95—107). Mehrmals bezeichnet ihn Verf. als Lehrer des Papinian. Das ist allerdings von Spartian in der Vita Caracallae 8, 3 bezeugt; aber diese Stelle ist unterdessen von Mommsen in Sav. Ztschr. XI 39 als dreiste Fälschung erwiesen. Wenn sich manche Ausdrücke Scaevolas bei Papinian wiederfinden, so findet das seine hinreichende Erklärung darin, daß dieser die Schriften jenes benutzte. Die Möglichkeit, daß Papinian den Unterricht des Scaevola genossen hat, bestreitet auch Mommsen nicht; aber da direkte Zeugnisse nach Beseitigung der Worte des Spartian fehlen, so müssen wir die Sache auf sich beruhen lassen. Kalb ist sehr geneigt, den Scaevola für einen Afrikaner zu halten, ist aber mit Recht vorsichtig genug, diese Vermutung mehr anzudeuten als direkt auszusprechen. Seinem Vorschlage, den Scaevola der dritten der von mir in dieser Ztschr. 1889 S. 1174 bezeichneten Stilperioden zuzuweisen, pflichte ich nicht bei. Der Stil Scaevolas ist nach meiner Empfindung so fließend und gut lateinisch, daß ich kein Bedenken trage, ihn trotz einzelner Eigentümlichkeiten und Vulgarismen (mensularius, promerere aliquem,

domo) dem Julian, Pomponius, Marcellus, Maecianus und Gaius zuzugesellen. Gerade die Ausdrucksweise, die ich an jener Stelle als charakteristisch für die dritte Stilperiode bezeichnet habe, finde ich bei Scaevola selten, nämlich die Bevorzugung abstrakter Substantivbildungen statt der Verbalkonstruktionen (cf. Gölzer, Latinité de St. Jérome, p. 15). Um das nur an einem Beispiel zu erläutern, finde ich bei den Älteren meist compellere mit dem Infinitiv, später daneben häufig compellere ad faciendum, zuletzt compellere ad mit einem Substantivum abstractum. Nun hat Scaevola compellere administrare, cavere, cedere, facere indicatum, manumittere, parere, perducere ad libertatem, ponere signum, praestare, praestare relicta, usuras, reddere rationem, reficere, restituere hereditatem. dagegen ad mit dem Gerundivum nur einmal: ad solvendam pecuniam (Resp. 46, 1, 62) und nach Mommsens Konjektur ad solvendum (oder praestandum?) fideicommissum (dig. 32, 41, 13) und ad mit einem Substantivum auch nur einmal: ad satisdationem (dig. 36, 3, 18, pr.). Dies weiter auszuführen ist hier nicht der Ort.

Hinsichtlich des Papinian (S. 107—118) habe ich schon oben hervorgehoben, wie sehr mir Kalbs Annahme, daß er Afrikaner gewesen sei, in die Augen sticht. Für die bisherige Meinung, Papinian stamme aus Syrien, ist wirklich bis jetzt nicht der Schatten eines Beweises erbracht worden. Dagegen führt Kalb als Indizien der Africitas an die Präposition fini, insuper habere = neglegere, ex abundanti, modo si, enimvero (?), quatenus = ut (?), immemoria, perniminum, concordare, extrarius statt extraneus, exter. Auch das ganz alleinstehende concordium (23, 4, 27) findet seine Analogie an concordius, das sich auf afrikanischen Inschriften C. I. L. VIII, 4111. 8530 findet. Erwähnenswert war noch 45, 1, 121, 1 ex ceteris aliis contractibus, da nach Wölfflin, Cass. Fel. S. 427, und Sittl, Lok. Versch. S. 97, ceteri alii afrikanisch ist. Urba, Melet. Porph. belegt es aus Porph. schol. in Ep. I 11, 18, Front. S. 50. Cypr. de rebapt. 15, S. 88 ed. Hart; außerdem Arnob. 92, 1. 115, 20. 148, 22. Auch Asyndeta oder Pleonasmen, wie 28, 17, 15 quae facta laedunt pietatem existimationem verecundiam, rechnet Sittl (S. 96) zu den Merkmalen afrikanischer Sprechweise. Ob D. 29, 5, 21, 1 mortem eius interfectam sciens non defenderat hierher gehört, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls verdiente es Erwähnung. Ebenso ream postulare, magis malle, intentio (cf. Ziegler, die lat. Bibelübers. S. 34, 1), instantia, defunctorie (auch Cod. 5, 69, pr.). Als Lieblingsworte Papinians lernen wir durch Kalb refragari und verecundia kennen. Für ersteres ist nachzutragen 28, 5, 9, 14, für letzteres Ulp. 26, 10, 1, 7. Auch adstringere bevorzugte Papinian; von den 28 Stellen, an denen es in den Pandekten begegnet, entfallen auf ihn allein 13.

Beim Callistratus (S. 118—121) hebe ich die schöne Konjektur 47, 9, 7 hervor: si quando navis vel inflicta . . fuerit statt infìcta, wofür man früher infixa schreiben wollte. Die Komparative idoneor und idonior finden eine Analogie an exiguior Paul. 32, 46; Ulp. 32, 75 und öfter.

Das Merkwürdigste, was von Tryphoninus (S. 121—125) angeführt wird, ist wohl die Konstruktion Iuliani sententiam sequendum est 49, 15, 12, 2 wozu einige ähnliche Stellen aus anderen Juristen herangezogen werden. Hier konnte auch Paul. 3, 5, 18, 1 erwähnt werden: Scaevola noster ait putare se, quod Sabinus scribit debere a capite rationem reddendum sic intellegi, ut etc. Daß Tryphoninus von Alexander Severus aus der Verbannung zurückgerufen sei, weil in den Reskripten dieses Kaisers öfters das relative quando begegnet, ist eine jener vielleicht geistreichen und scharfsinnigen, aber doch luftigen Kombinationen Kalbs, für die wir erst eine festere Begründung abwarten, ehe wir uns mit ihnen befreunden können.

Ulpian, der mit seinen Fragmenten den dritten Teil der Digesten ausfüllt, ist etwas kurz abgethan worden (S. 126—135). Vielleicht bekommen wir einmal über ihn eine Monographie vom Verf., welcher die Hoffnung äußert, daß Ulpians Fragmente „zur Rekonstruktion der syrischen(!) Latinität verwendet werden“ könnten, obwohl er das Vorhandensein von Hebraismen oder Semitismen leugnet. In der Ellipse von potius oder magis vor quam einen Semitismus zu sehen, weist er ab. Den bei Schmalz-Landgraf III S. 172 angegebenen Litteraturnachweisen über diesen Gebrauch ist noch hinzuzufügen Urba, Melet. Porphyr. S. 61, Hartel, Patr. Stud. I, 24. An Digestenstellen habe ich nachzutragen Ulp. 36, 1, 6, 5 interesse Sempronii potest ex institutione quam ex substitione hereditatem habere; Paul. 18, 4, 21 potest videri ut negotium eius agam quam hereditatis. Pap. 12, 7, 5, pr. sed recte defendi non turpem causam in proposito quam nullam fuisse. cf. Sav. Ztschr. XI, S. 50. Als eine dem Ulpian eigentümliche Redensart war adquiescere mit dem Dativ zu bezeichnen, das vor ihm nur Scaevola einmal hat (27, 1, 37, 1). Beispiele aus der übrigen Litteratur giebt Rönsch, It. u. Vulg. S. 348, dazu Hartel Arch. III S. 13, Schepss ibid.

S. 318, Iul. Valer. 117, 22; 119, 14; 139, 23, Paucker Add. s. v., Gölzer p. 314, Plin. ap. Pomp. Gramm. K. p. 144, 15, Consultat. 2, 5, August. C. D. 1, 20 Das Verbum artare hat Ulpian allein von allen Pandektenjuristen Gern hätten wir erfahren, ob der Genetivus absolutus, wie ihn Gradenwitz bei Ulpian 36, 1, 4 konstatiert hat, öfter begegnet, ebenso wie es mit anderen Gräzismen steht, z. B. dem Accusativ des Inhalts D. 4, 2, 23, pr. perterritus cognitionem, ferner einiges über den passiven Gebrauch von polliceri D. 14, 1, 1, 18, über quamvis mit dem Superlativ 4, 4, 11, 5 etc.

Am Paulus (S. 135—138) hat Verf. einen bestimmten Sprachcharakter nicht wahrgenommen, vielmehr stellt er ihn als einen vorwiegenden Epitomator und Kommentator hin, sodaß demgemäß auch sein Wortschatz in verschiedenen Farben schillere. Gelegentlich giebt er ihm deshalb das ehrende Beiwort „chamäleonartig“. Ich glaube nicht, daß Paulus unselbständiger ist als z. B. Ulpian. Letzterer war Phönizier, Papinian nach Kalbs Annahme Afrikaner, Callistratus Grieche. Wie, wenn nun Paulus Italiener war, würde das nicht hinreichen, um die Glätte seines Stils zu erklären? Oder sprechen dagegen Solözismen, wie praestavi, das Kalb im Juristenlatein freilich für interpoliert erklärte, das er nun aber wegen des zweimal bei Paulus begegnenden adinvavi aufrecht erhält? Wenn es nur nicht so verzweifelt schwierig wäre, zu entscheiden, ob solche Formen, die sich übrigens aus Paulus sowohl als aus andern Juristen leicht vermehren lassen (cf. Commentationes Woelfflinianae p. 196), dem Autor selbst auf Rechnung zu setzen sind oder dem Schreiber oder dem Interpolator! Höchst auffallend ist es allerdings, daß den beiden adiuvavi bei Paulus, soweit ich sehe, kein einziges adiuvi entgegensteht.

Aus der Besprechung des Marcian, Macer, Modestin, Hermogenian und Arcadius Charisius, welche den Schluß der Schrift bildet (S. 138—146), hebe ich als merkwürdig nur hervor, daß die Sprache des späteren Hermogenian das Gepräge der Klassizität an sich trägt.

Indem wir hoffen, daß es uns gelungen ist, in den Lesern dieser Zeitschrift eine Vorstellung von dem reichen Inhalt und der Bedeutung der Kalbschen Schrift zu erwecken, wollen wir nicht unterlassen, die Sorgfalt auch in äußeren Dingen, wie in der Überwachung des Druckes, rühmend hervorzuheben. Es ist für den Benutzer solcher Arbeiten recht erfreulich, wenn er niemals genötigt ist, infolge von Druckfehlern mit dem Nachschlagen von Citaten Zeit zu vergeuden. Schließlich möchten wir uns aber an den Herrn Verfasser eine Bitte erlauben. Wenn ein Gelehrter, der in der besprochenen Schrift oftmals, wie es dem schriftstellerischen Usus entspricht, einfach mit seinem Namen citiert ist, in der Anmerkung auf S. 91 plötzlich mit allen seinen Titulaturen als „Herr a. o. Professor Dr. iur. Gradenwitz in Berlin“ beehrt wird, so wirkt das eigentümlich. Man merkt Absicht und wird verstimmt! Da wir Herrn Kalb noch öfter auf diesem Felde zu treffen hoffen, so würden wir uns im beiderseitigen Interesse freuen, wenn er in Zukunft den Streit nur sachlich, ohne alle persönlichen Ausfälle, führen wollte. Wozu will er sich sein Schwert unnütz abstumpfen? Er hat es doch wahrhaftig nicht nötig, zu solchen Mitteln zu greifen!

Berlin. B. Kübler.

G. Oehmichen, Über die Anfänge der dramatischen Wettkämpfe in Athen (Sitzungsb. der philos.-philol. u. histor. Klasse der bayer. Akad. der Wiss. 1889. Bd. II. Heft I S. 103—168).

Der Verf. sucht in dieser scharfsinnigen und gründlichen Untersuchung Zeit, Ort und Festordnung der ältesten dramatischen Wettkämpfe Athens festzustellen und behandelt zuerst den Proagon. Er unterscheidet drei Arten von Proagonen, rein gottesdienstliche, eine Hauptprobe vor den großen Dionysien im Odeion, die nur so genannt wurde, einen Ankündigungsproagon im Theater vor dem eigentlichen Agon. Nur eine tüftliche Auslegung der betreffenden Notizen hat zur Unterscheidung des zweiten und dritten Proagon geführt. Äschin. g. Ktes. 67, der Schol. zu dieser Stelle, in welcher die Emendation ἐτύμως über jeden Zweifel erhaben ist, der Schol. zu Aristoph. Wesp. 1109, die Stelle im Leben des Euripides und auch Plat. Symp. 194 A sprechen alle von einem und demselben Proagon, bei welchem die Aufführungen angekündigt wurden oder sich vielmehr Dichter, Chor und Schauspieler dem Publikum vorstellten, ohne Maske und Kostüm, aber bekränzt. Die Bemerkungen, die über Proagon ἐν τῷ ἱερῷ und Proagon im Theater, über κῶμος als Festzug vom Heiligtum ins Theater an das Vorhergehende angeknüpft werden, müssen hiernach auf sich beruhen. Auch die Auslegung von Aristoph. Vö. 789, wo ἐφ' ἡμᾶς nicht im Gegensatz zu τραγῳδῶν stehen, sondern das Publikum bezeichnen soll, halten wir für mißlungen. — Sehr schön dagegen wird im zweiten Abschnitt dargethan, beziehungsweise wahrscheinlich gemacht, daß die Angabe des Hesychius über die Feier der Lenäen

in Limnä aus einer Verderbnis von Λιμναίῳ in Ληναίῳ entstanden ist, und daß, wenn nach Thuk. II 15 das große dionysische Stadtfest nach dem Limnäischen Fest gestiftet ist, diese Stiftung nach dem Mauerbau geschah und erst durch den Mauerbau Limnä außerhalb der Stadt zu liegen kam, daß ferner nach Hesychius ἐπὶ Ληναίῳ ἀγών die scenischen Spiele vor dem Mauerbau im Bezirk des Lenäischen Dionysos, also dem Lenäischen Dionysos zu Ehren, d. h. an den Lenäen stattfanden, daß Limnä und Lenaion nicht das Gleiche bedeuten, während Lenaion und Theaterbezirk zusammenfallen. — Am wichtigsten ist der dritte Abschnitt, in welchem mittels Zeilenberechnung von Bruchstücken der großen dionysischen Siegerliste der Anfang der komischen und tragischen Wettspiele an den großen Dionysien auf das Jahr 472, der Anfang des Schauspielerwettkampfes auf 456 (457) berechnet wird. Die Überschrift lautete nach den Schlußfolgerungen des Verfassers: [ἐπὶ Μένωνος, ἐφ' οὗ τὸ πρῶτ]ον κῶμοι ἦσαν τ[ῷ ἐν ἄστει Διονύσῳ, οἵδε ἐνίκων]. — Der vierte Abschnitt sucht die Ergebnisse des dritten mit Hülfe der Reste der dionysischen und lenäischen Komiker- und Tragikerlisten zu bestätigen und zu ergänzen. Vermutungsweise bringt zum Schluß der Verf. die Neugestaltung der dramatischen Festspiele im J. 472 mit der Vollendung des Theaters in Verbindung.

Die interessanten Ergebnisse der Abhandlung sind geeignet, auch über andere Verhältnisse Licht zu verbreiten, z. B. über die Trilogienfrage. Doch davon anderswo.

München. Wecklein.

Salomon Reinach, Minerva. Introduction à l'étude des classiques scolaires grecs et latins par le Dr. James Gow, ouvrage adapté aux besoins des écoles françaises. 2. Aufl. Paris 1890, Hachette. XX, 396 S. 8.

Der auch bei uns wohlbekannte französische Gelehrte hat sich hier auf praktisch-pädagogischem Gebiete bewährt. Ein kurzer Leitfaden zum Nachschlagen für die Schüler, den der Vorsteher der höheren Schule zu Nottingham, Gow, unter dem Titel: *A companion to school classics* verfaßt hat, erschien Reinach so zweckmäßig in der Beschränkung auf das wirklich Wissenswerte und Notwendige, daß er, der selbst ein großes Handbuch geschrieben hat, es nicht verschmähte, das englische Buch mit zahlreichen Zusätzen und Weglassungen in französische Form zu bringen. Ohne Prätension soll „Minerva" eine Ergänzung zu den spärlich kommentierten Schulausgaben der Klassiker sein.

In 4 großen Gruppen werden behandelt: 1. die Texte. Dabei wird das Wesentliche beigebracht über die Alphabete, das Buchwesen, Handschriftenkunde, die wichtigsten Bibliotheken für die Codices, den kritischen Apparat im allgemeinen und die hauptsächlichsten Grundsätze der philologischen Methode, die berühmten Philologen mit Ausschluß der Lebenden und über Dialekte und Aussprache. 2. Griechenland: Chronologie, Mythologie, kurzer Abriß der athenischen Verfassungsgeschichte, Bevölkerung von Attika, Beamte und beratende Versammlungen, Kriegswesen, Gerichtswesen, Finanzen; Einrichtungen von Sparta, auswärtige Angelegenheiten. 3. Rom: Chronologie, Maß und Gewicht, Verfassungsgeschichte im allgemeinen, im einzelnen Königszeit, Republik, Kaiserzeit, Kriegs- und Finanzwesen, Gesetze und Rechtsprechung. 4. Theater in Griechenland und Rom.

Die gelehrten Thatsachen sind zumeist gut gestützt, werden in knapper, verständlicher Sprache vorgetragen und sind dem Bedürfnis der Schullektüre durchaus entsprechend. „Minerva" unterscheidet sich dadurch nicht unvorteilhaft von manchem, was sich bei uns findet. Trotz der in solchen Dingen im allgemeinen lobenswerten Beschränkung, die nach unseren Begriffen manchmal zu weit geht, z. B. hinsichtlich des römischen Heerwesens, konnte der Verf. mit 56 verschiedenen Anschauungsmitteln, Nachbildungen von Bildwerken, wichtigen Münzen, Faksimiles von Hss, die zumeist den Geschichtswerken von Duruy und dem Nachschlagebuch von Saglio entnommen sind, seine Zusammenstellungen ausstatten lassen. Verschiedene Indices erleichtern den Gebrauch.

Es ist mir kein Zweifel, daß das Büchlein seinen Zweck, die Vorbereitung der Schulklassiker zu unterstützen und den Sinn für die antike Welt zu heben, durchaus erfüllt.

Bensheim. P. Dettweiler.

A. Bloch, Phönicisches Glossar. Berlin 1891, Mayer u. Müller. 64 S. 2 M. 50.

Ein höchst nützliches Handbuch, welches auch den Freunden der klassischen Litteraturen willkommen sein wird. Sind doch die Namen, welche als mehr oder minder entstellte Reproduktionen phönizischer Namen (Hannibal, Hamilcar) oder als Übersetzungen solcher (Διοπείθης = Šama'ba'al) in den alten Litteraturen, bezw. auf Inschriften vorkommen, nicht selten. Hier liegt nun ein Büchlein vor, das befriedigenden Aufschluß giebt. Gewonnen hätte es an Nützlichkeit erheblich, wenn der Verf. griechische und lateinische Indices bei-

gegeben hätte, um das Auffinden der Namensformen in diesen Sprachen unter den betreffenden Artikeln zu erleichtern. Die phönizischen Worte sind in hebräischer Transskription und geordnet nach dem hebräischen Alphabet gegeben. Der Hauptwert der Arbeit liegt in der Vollständigkeit des Materiales. Seit M. A. Levy sein Phönizisches Wörterbuch 1864 herausgegeben und demselben 1870 einen Nachtrag beigefügt hat, ist eine nicht unbedeutende Anzahl teilweise sehr wichtiger Inschriften aufgefunden worden. Dieses Neue ist hier mit dem Alten zu einem übersichtlichen Ganzen vereinigt. Gut einführend in die einschlägige Litteratur, soweit sie nicht in den bekannten Handbüchern (Schroeder, Grammatik der phönizischen Sprache, 1869 u. a.) dargestellt ist, sind die unter „Abkürzungen“ S. 6—8 gegebenen Nachweise. — Wo Verf. aus Eigenem Neues bringt, ist Vorsicht geboten; so gegenüber der neuen Deutung des b d in theophoren Eigennamen S. 19 Anm. 1, welche aus dem Art. des Verf. in „Mitteilungen des Akademisch-Orientalistischen Vereins zu Berlin“ No. 3 1890 S. 51 f. herübergenommen ist.

Berlin. Martin Hartmann.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Revue des Etudes grecques. III, No. 2.

(221) **G. Hirschfeld,** Les inscriptions de Naucratis et l'histoire de l'alphabet ionien. Lettre à M. Salomon Reinach. Die Untersuchung beschäftigt sich, auch die berühmte Felsinschrift von Abu Simbel in ihren Bereich ziehend, hauptsächlich mit der Entwickelung der Buchstaben ⊟ ⊕ ϛ. Die Formen ⊕ und ⊟ seien unbequemer, wenigstens bei Terrakottasachen, als ⊙ und H; in der kleinen Epigraphie verdrängen daher die letzteren bald die ersteren; dennoch sind beide Gruppen chronologisch ziemlich gleichwertig. Der Entwickelungsgang der Alphabete ist überall derselbe; nur ist in den Werken der Kleinkunst der Fortschritt, mit der Tendenz zur größeren Einfachheit, ein rascherer. Was die Inschriften von Naukratis betrifft, so können dieselben bis ins VII. Jahrhundert reichen, die von Abu-Simbul gehören jedoch sicher diesem Jahrhundert an, trotzdem Hr. Gardner dies bestreitet. — (230) **E. Lacoste,** Les Poliorcétiques d'Apollodore de Damas. Die hier mitgeteilte französische Übersetzung ist von Hrn. **Ch. Wescher.** Die Publikation erhält besonderes Interesse, weil sie mit zahlreichen Abbildungen von Kriegsmaschinen aus der griechischen Handschrift des Mynas versehen ist. — (282) **P. Tannery,** Etudes sur les alchimistes grecs. Synesius à Dioscore. Einige Erklärungen zu dem Traktat, welcher uns als „Democriti Physica et Mystica“ erhalten ist. Synesius, der ihm hier benützt, erzählt, daß Demokrit im Tempel von Memphis durch den Priester Ostanes eingeweiht wurde und in der Folge vier alchimistische Bücher: über Färberei, über das Gold (Chrysopoiia), über das Silber (Argyropoiia), über die Steine und über den Purpur verfaßte. Nur die Abschnitte über Gold und Silber sind erhalten, daneben aber auch ein von Synesius nicht gekanntes „fünftes Buch des Demokrit, zugeeignet dem Leukipp“. — (289) **L. Belleli,** Une version grecque du Pentateuch. Interessant für die Geschichte des mittelalterlichen Griechisch. Es ist eine Übersetzung des Pentateuch ins Vulgärgriechische, gedruckt zu Konstantinopel im J. 1547 „en charactères hébraïques“. Es ist die Sprache des gemeinen Konstantinopler Volkes zur angegebenen Zeit, gegen das alte Griechisch ebenso vereinfacht wie die romanischen Sprachen gegen das Lateinische. Die Deklinationsendungen korrespondieren mit dem Artikel, man sprach ὁ γέρος, τοῦ γέρου, οἱ γέροι etc., ebenso ἡ γυναῖκοι. Das Futurum wird mit Hülfe der Konjunktion νά gebildet (νά ἴδῃ = er wird richten.)

Revue de l'instruction publique en Belgique. XXXIV, No. 1

(1) **A. Wagener,** Sur l'interprétation d'un passage de s. Jérome. Die betreffende Stelle lautet: „Ipsaque Roma, orbis domina, in singulis insulis domibusque tutelae simulacrum venerans“, was der berühmte Archäologe De Witte so übersetzt hat, als wäre Rom als Schutzgottheit auf Inseln verehrt worden, während bekanntlich „insula“ im vorliegenden Fall ein römisches Mietshaus bezeichnet. — (4) **J. P. Waltzing,** La critique des textes et l'épigraphie. Über den Namen *Tullus* bei Horaz Od. IV 2 und die diese Namensform konstatierende Inschrift. — (8) **Delboeuf,** A propos d'un passage des Nuées d'Aristophane. Verf. will an der Parabase der „Wolken“ die Systemlosigkeit oder vielmehr das Fehlen jeder regelrechten Syntax in der griechischen Sprache nachweisen. Der Grieche schrieb, wie er wahrscheinlich sprach, d. h. er verband seine Präpositionen lieber durch Subordination, und wenn er einmal diese Redeweise durch ein Relativum oder eine Konjunktion angedeutet hatte, fuhr er fort, als wäre dies Relativum oder diese Konjunktion nicht vorhanden: „en grec, il n'y a pas de syntaxe.“ — Comptes rendus: (17) **Spanoghe,** Emendationes Tullianae; (24) **F. Nève,** Renaissance des lettres en Belgique (Sammlung von Artikeln über Erasmus etc.); **A. Croiset,** Littérature grecque (angezeigt unter dem Titel „Quelques Mots sur la question Homérique“ von H. Francotte).

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 17.

(570) **Van der Vliet**, Studia ecclesiastica; Tertullianus. Wohlwollende Notiz von *C. W . . . n.* — (573) **Th. Reinach**, Mithridate Eupator. 'Richtige und eingehende Schilderung'. *A. H.* — (581) **J. Baunack**, Aus Epidauros; epigraphische Studie. Referat von *A. H.* — (582) **H. Rönsch**, Collectanea. Notiert. — (582) **E. Egger**, Littérature grecque. 'Geistreiche Vergleichung mit modernen Litteraturverhältnissen'. *K. S.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 17.

(619) **J. Schvarcz**, Kritik der Staatsformen des Aristoteles. 'Durch maßlose Übertreibung wird diese Kritik zum Pamphlet'. *R. Pohlmann.* — (620) **Th. Gottlieb**, Über mittelalterliche Bibliotheken. 'Überall unzuverlässig'. *K. Kochendörffer.* — (625) **Lucian Müller**, De Pacuvii fabulis. 'Lehnt sich eng an Ribbecks Werk über die römische Tragödie an'. *M. Rothstein.* — (631) **Fr. Hauser**, Die neuattischen Reliefs. 'Wertvolles, aber schwer durchzuarbeitendes Buch'. *O. Kern.*

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Vgl. diese Wochenschrift 1890, No. 4. 5. 31/32. 33. 34. 35.)

(Fortsetzung aus No. 18.)

16) De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach Nepos, Livius, Curtius zu F. Bleskes Elementarbuche der lateinischen Sprache. 3. Teil: Quarta. Bearbeitet von **Hans Müller**. Hannover 1890, Carl Meyer. X, 128 S. 8. 1 M. 60 Pf.

17) **E. Schäfer**, Nepos-Vokabular. I. Teil. 3. Auflage von **Ortmann**. Leipzig 1890, Teubner. 38 S. 8. 40 Pf.

18) **A. Bähnisch**, Sämtliche Sätze des Cornelius Nepos in vollständiger oder verkürzter Form zusammengestellt und geordnet nach den Regeln der Grammatik. Leipzig 1890, Teubner XII, 119 S. 8.

Hans Müller, dessen Verdienste um die Umgestaltung von Bleskes Elementarbuch ich in dieser Wochenschr. (vgl. zu No. 12) kurz hervorgehoben habe, bekundet mit No. 16 aufs neue große Erfahrung, gutes Geschick und richtigen Blick für die Bedürfnisse der Quartanerlektüre. Indem ich auf meine ausführlichere Anzeige des Buches in der Zeitschrift f. d. Gymn.-Wes. 1891 S. 130—134 verweise, bemerke ich hier kurz folgendes. Wird die Originallektüre des Nepos in Quarta aus irgend einem der oft besprochenen Bedenken nicht gewünscht, so scheint es in der That keinen besseren Ersatz für ihn zu geben als die vorliegenden Vitae des Miltiades, Themist., Aristid., Paus., Cim.; Lysander, Alcib.; Epam., Pelopid., Alex. M.; Camillus, Decii, Pyrrhus; Hamilcar, Hannib., Scip. Afric. maior: das sind frei nach antiken Vorbildern im leichten historischen Stil komponierte und vor allem grammatisch und historisch gesäuberte und berichtigte Lebensbeschreibungen von Helden, deren in das richtige Licht gesetzte Vorzüge und Thaten die Jugend begeistern, den gleichzeitigen Geschichtsunterricht unterstützen und die sprachlichen Kenntnisse in bequemster Weise fördern und sichern müssen, und zwar in einer Weise, wie es durch Nepos selber, ob „plenior", ob „brevior", ob mit diesen oder jenen Hülfsmitteln, nur bei außerordentlichem Geschick des Lehrers und bei gleichmäßig begabten Schülern möglich zu sein scheint. Dem Zweck, der ganzen Klasse Genuß und Vorteil zu gewähren, dienen neben dem lobenswerten Inhalt und gefälligen Stil der Vitae die praktischen und lehrreichen Phrasensammlungen und Vokabeln (S. 98—128).

Wo der Original-Nepos gelesen wird, mag man zur Erleichterung der unleugbar großen Schwierigkeiten No. 17 (zu Praef., Milt., Them., Arist., Paus., Cim., Lys., Alcib., Thrasyb., Con., Dion) mit Vokabeln und Verweisen auf Ellendt-Seyffert den Schülern empfehlen, bzw. zum Vokabellernen in die Hand geben. Dagegen ist No. 18 durchaus kein Buch für Quartaner. Will der Lehrer es benutzen, um die Lektüre zur Einübung der Grammatik zu verwerten, so mag er es thun, vorausgesetzt daß er sich mit den Grundsätzen des übereifrigen Verf. in Auswahl, Fassung und Zusammenstellung der Sätze zu befreunden vermag: dieselben sind nämlich zu subtil und eigenartig, als daß sie hier in Kürze auseinandergesetzt werden könnten. Immerhin wird dem Beobachter des lat. Sprachgebrauchs der Fleiß und die Begeisterung des Verf. von einigem Nutzen sein.

19) **P. R. Müller** und **M. Müller**, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschluß an Cäsars gallischen Krieg I. Teil: Für Untertertia (1.–4. Buch). 3., verbesserte und vermehrte Auflage. Halle a. S. 1890, Max Niemeyer. VI, 110 S. 8. — II. Teil: Für Obertertia (4.–7. Buch). 3., verbesserte und vermehrte Auflage. 117 S. 8.

Trotz mancher Anfeindungen von seiten der Konkurrenz, die sich leider auch auf dem Gebiete der Anfertigung von Schulbüchern oft in ihrer unliebenswürdigsten Seite gezeigt hat, haben sich die Müllerschen, jetzt in zwei Teile zusammengelegten Übungsbücher in kurzer Zeit bis zu einer 3. Auflage hinaufgearbeitet, und das spricht am besten für ihre Brauchbarkeit. Lektüre und Übung sind hier in eine gesunde und natürliche Wechselwirkung gebracht. Der deutsche Stil ist ungekünstelt und dem Latein, wenn auch angepaßt, so doch nicht angezwängt (vgl. auch des Ref. Aufsatz in der Zeitschr. f. d. Gymn.-Wesen 1884, S. 209—219; ebenda 1882, S. 758–762. 1883, S. 450 f. desselben Rezensionen). Mit jedesmaligen Hinweisen auf grammatische Pensen und mit erleichternden Winken auf stilistische Eigentümlichkeiten versehen, leitet das Buch zu einer guten Übersetzung einer einfach historischen Materie an, die zugleich der Vertiefung und Fruchtbarmachung des Cäsar so vorzügliche Dienste leistet, daß sie geradezu als Präparation auf die Lektüre benutzt werden kann. Zu bemerken habe ich noch, daß der eine der Verf. der wohlbekannte Liviusforscher Moritz M. ist, der, neben H. J. Müller, auch als solcher dem Schulunterricht schon so dankenswerte Unterstützung gewährt hat.

20) Römische Elegiker. Eine Auswahl aus Catull, Tibull, Properz und Ovid. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **K. P. Schulze**. 3. Auflage. Berlin 1890, Weidmann. XII, 288 S. 8. 2 M. 40.

Unter den Anthologien römischer Elegiker scheint die vorliegende die am weitesten verbreitete zu sein, und unleugbar hat sie gewisse Vorzüge vor Seyfferts Lesestücken, vor Volz', Brandts und selbst vor Jacobys Sammlungen. Den richtigen Ton und das rechte Maß der Erklärung für Schüler finde ich in Ad. Hemmes Auswahl aus Horaz und den röm. Eleg. (Berlin 1886, Weidmann), aber dieselbe kann für Gymnasien leider nicht in Betracht kommen, für welche sie auch garnicht bestimmt ist. Die Hauptstärke von No. 20 besteht darin, daß der Schüler stetig über Inhalt und Gedankengang in ausreichender Weise beraten und auch sonst in der Einzelerklärung, namentlich auch sprachlicher Hindernisse, meist sicher geführt wird. Die ästhetische und auch die ethische Seite der Interpretation ist leider nicht allzustark, und doch bedarf der Schüler einer geschickten Vermittelung und Leitung, um die ihm von

vorneherein fremdartigen Dichtungen gleich bei der Präparation schon in gewissem Grade nachfühlen und nachempfinden zu können. Wunderlichkeiten des Ausdrucks und der Auffassung sind nicht mehr so häufig wie in der zweiten Auflage; doch führe ich ein Beispiel an, um zu beweisen, daß nicht alles von selber verständlich ist. Zu Ovid. IX (Trist. I, 2) 86 exilem facio per mea vota viam = ich bahne mir den Weg durch die entgegentretenden Hindernisse hindurch; ich bin zwar überzeugt, daß dies nur die Übersetzung von exilem (= brevem) facio viam sein soll, aber muß man nicht stutzen wegen per mea vota, was doch nichts anderes heißen kann als „durch meine Gebete", sc. ich wünsche mir den Weg so kurz wie möglich, um bald bei den Tomiten am äußersten Ende der Welt zu sein. — Die Vorrede ist ganz eigener Art: sie führt nur an, was alles Herausg. aufs neue studiert hat! Unter den Rezensionen vermisse ich die eingehendere von O. Harnecker in dieser Wochenschr. 1884, Sp. 1571 ff., 1600 ff., die doch offenbar auch gut verwertet worden zu sein scheint. Mein allgemeiner Wunsch ist in Rücksicht auf die Schüler: Vereinfachung und Übersichtlichkeit der wissenschaftlichen Einleitung und Vermehrung der Biographien um die des Ovid, wodurch die Anmerkungen zu Trist. IV, 10 sich erheblich einfacher gestalten würden. Im übrigen wird der rührige Herausg. schon selber für Verbesserungen im einzelnen auch ferner Sorge tragen. — Über die Auswahl der Dichtungen ließe sich ja rechten, aber aller Wünsche zu erfüllen ist am wenigsten ein Eklektiker imstande. In neuerer Zeit will man dem „einzig wahren Dichter von Apollos Gnaden" Catull vor den „Dichterlingen" (?) Tibull und Properz größeren Raum geschenkt wissen (vgl. auch das Begeisterung atmende Progr. über Catull von Franz Frèse, Salzwedel 1890). So hat denn auch der feinfühlige Alfred Biese, Römische Elegiker in Auswahl für den Schulgebrauch (Leipzig 1890, Freytag), aus Catull 36 Nummern gegen 26 bei Schulze vorgelegt, dagegen nur 4 aus Tibull gegen 11 bei Sch., 8 aus Properz gegen 32 bei Sch. und 12 aus Ovid gegen 19 bei Sch. Übrigens bekenne ich mich hinsichtlich der Ovidischen Exilgedichte in der Schule mehr oder minder zu J. Gollings Ansicht (Gymn. 1890, Sp. 853 ff.), und ich bin deshalb dem Herausg. auch sehr dankbar, daß schon die zweite Auflage diese berücksichtigte. In Betreff der Tibullschen Auswahl kann ich mich aber durchaus nicht mit I 1, 73 ff., 10, 53 ff. und II 1, 75 ff. (erstere Stelle auch bei Biese) als in einer Schulausgabe nötig und nützlich einverstanden erklären; ich wenigstens habe mich stets hüten zu müssen geglaubt, der Jugend solche Partien voll von Wollust und Sinnenkitzel vorzulegen und zu erklären. Ich glaube auch nicht, daß ein christlicher Lehrer die Stellen als für die Schüler passend im Ernste verteidigen könnte.

Quedlinburg. Franz Müller.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

XLI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (München).

Diese Versammlung, für welche Professor Dr. v. Christ und Gymnasial-Rektor Dr. Arnold als Präsidenten bestimmt sind, findet in der Pfingstwoche, und zwar von Mittwoch den 20. Mai bis einschließlich Sonnabend den 23. Mai zu München statt. Anmeldungen zur Teilnahme sind an Herrn Hofbuchhändler Theodor Ackermann, Promenadeplatz 10, unter Einsendung von 10 Mark zu richten. Zugleich erbietet man Mitteilung darüber, ob die Wohnung vorausbestellt werden soll, ob sie in einem Gasthause oder bei Privatpersonen und in letzterem Falle, ob sie als Freiquartier oder gegen Bezahlung gewünscht wird. Ebenso wird Äußerung über die Teilnahme am Festmahl (das trockene Gedeck 6 Mark) erbeten. Die Zustellung der Mitgliedskarte wird sofort erfolgen. Es liegt im Interesse der Teilnehmer, die Anmeldung möglichst bald zu bethätigen, damit das Wohnungskomitee geäußerten Wünschen rechtzeitig Rechnung tragen kann. Fahrpreisermäßigungen, die nur gegen Vorweis der Mitgliedskarte stattfinden, sind in üblicher Weise gewährt.

Das Programm der Versammlung ist ein außerordentlich reiches und anziehendes, und zwar nicht nur für Fachgenossen, sondern auch für ein weiteres gebildetes Publikum. Man braucht nur die Namen v. Brunn, der über den „Apollo Giustiniani", Iwan v. Müller, der über „Galen als Philologe", Theodor Schreiber, der über „Die Barockelemente der hellenistischen Kunst", Schiller (Mitglied der Berliner Schulenquête), der über „Die pädagogische Vorbildung der Gymnasiallehrer", v. Scala (Insbruck), der über „Isokrates und die Geschichtschreibung" sprechen wird, zu nennen und man erregt keine geringen Erwartungen. Ein ganz hervorragendes Interesse wird die Münchener Versammlung dadurch bekommen, daß eine Reihe von Vorträgen in Verbindung stehen mit darauffolgenden Vorstellungen im k. Hof- und Nationaltheater. So wird dem Vortrage von Erich Schmidt „Aufgaben und Wege der Faustphilologie" die Vorführung von Goethes Faust, dem Votrage Lechners (Nürnberg): „Sophokles auf der modernen Bühne", eine Aufführung von Sophokles' Ödipus auf Kolonos und vielleicht sogar noch der Antigone und des König Ödipus, dem Vortrage Munckers: „Die Dichtung des Lohengrin von Richard Wagner und ihre Quellen", die Vorführung der Oper Lohengrin folgen. Man wird also, abgesehen von den Vortragenden, die nicht nur in der Gelehrtenwelt einen hervorragenden Platz einnehmen, sondern auch durch die Kunst ihres Vortrages in seltener Weise zu fesseln verstehen, Gelegenheit haben, die Münchener Hofbühne von ihrer vorteilhaftesten Seite kennen zu lernen.

Nicht zu übersehen ist auch, daß die K. Hoftheater-Intendanz den Teilnehmern der Versammlung gewisse Begünstigungen gewähren wird. Die antiken Kunstschätze Münchens wird Brunn, die Kleinodien der K. Hof- und Staatsbibliothek Herr Laubmann mit bekannter Liebenswürdigkeit den Gästen erläutern.

Auch an sonstigen Vergnügungen und Unterhaltungen ist das Programm reich. Für einen Ausflug an den Starnberger See ist mit Allerhöchster Genehmigung ein kostenfreier Extrazug zur Verfügung gestellt, ferner ist ein Ausflug nach dem Wendelstein geplant, und auch an einem Kellerfeste wird es in München nicht fehlen. Besonders erfreulich ist es auch, daß aus den hauptstädtischen Künstlerkreisen bewährte Kräfte zur Verschönerung der Festtage ihre Mitwirkung zugesagt haben.

Unter solchen Umständen darf wohl mit Bestimmtheit eine zahlreiche Beteiligung erwartet werden. Daß die Gäste seitens der Bevölkerung der Stadt des liebenswürdigsten Empfanges sicher sein können, dafür bürgt die altbayerische Gemütlichkeit sowie die Geschichte aller ähnlichen Versammlungen in München.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 16. Mai. 1891. № 20.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. **Hausknecht**, früher ord. Lehrer am Falk-realgymn., zum Oberlehrer an der zweiten höheren Bürgerschule zu Berlin.

Auszeichnungen.

Prof. **Jensch**, Oberlehrer a. D. in Magdeburg, und Dir. Dr. **Küsel** in Memel den roten Adlerorden 4. Kl. — Studienlehrer Dr. **Hausleiter** in Erlangen von der dortigen theol. Fakultät zum Doktor theol. honor. causa ernannt. — Die Universität Edinburgh hat den Major **Cl. R. Conder** vom Palestine Explorations Fund und Prof. **Felix Dahn** zu Ehrendoktoren ernannt.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Handelmann** in Kiel, 26. April, 74 J. — Oberlehrer a. D. Dr. **Schumann** in Hildesheim, 20. April, 80 J. — Gymn.-L. **Thiel** in Königsberg.

Nachträgliche Bemerkungen zur Ἀθηναίων πολιτεία.

Ich lasse hier folgen, was ich (außer dem schon in No. 11 der Ph. W. erwähnten), soweit nicht andere dasselbe bemerkt haben, in der Aristotelischen Schrift teils mit Hülfe des Faksimiles geändert wünsche. S. 3, Z. 2 [ἀντὶ] ταύτης? ‖ 6, letzte Z. genügt Jacksons ἀλλήλων. ἦσαν nicht, weil so ὁμοῦ statt ἅμα zu schreiben wäre. Thut man das nicht, dann erwartet man statt ἦσαν vielmehr ἐδίκαζον oder etwas Ähnliches. ‖ 11, 1 ἐλάττω Rutherford wohl richtig, obgleich die Hs wirklich ἐλάττους hat, wie Herr van Leenwen aus Leiden mir schreibt. In Z. 5 steht nach ihm δ' δι . . . . \ τους πρυτανεις [κ'] τους στρατηγ͂ κ' τους ιππαρχ͂ τους ενους [d. h. ἕνους] μεχρι ευ [θυ]νων, wodurch eine Schwierigkeit des unbegreiflichen Satzes gehoben ist. Mir ist eingefallen: τούτους δὲ δι[ατηρεῖν] τοὺς πρυτάνεις κτέ. oder δ' ἔδει [φυγάττειν], wie eine Art Geiseln. ‖ 13, 2 δύο, [ὁ] ζευγίτης? ‖ 13, 7 δεδεμένοι in dieser Verbindung ungriechisch, wird nicht durch S. 3, 6 geschützt. Ich schlage δεδανεισμένοι vor, was, wie v. L. mir schreibt, wirklich in der Hs stehen kann. ‖ 15, 7 ist τἄ[λλ'] unrichtig; ich dachte an τα[ῦτ'], aber v. L. zweifelt, ob πο oder πα in dem Papyrus steht. πόλλ', oder noch lieber πάντ', scheint mir besser. ‖ 24 ἐς τά τε ἄλλα, wofür ich καὶ εἰς τὰ λοιπά erwartete, steht nicht in der Hs. Nach v. L. ist hier eine Lücke von 14—16 Buchstaben, die er mit καὶ εἰς τὰ ἄλλα τὰ πλεῖστα ausfüllen will. ‖ 28, 9 Αἴγυπτον [περὶ κα]νώπου [πολ]ει. Die Konjekturen, welche diesen Stadtnamen beibehalten, sind verfehlt, weil der zehnjährige Aufenthalt in einer (nicht einmal sehr merkwürdigen) Stadt Solons Absicht nicht entspräche, abgesehen von der bei griechischen Schriftstellern ungewöhnlichen Schreibart mit π. Auf meine Nachfrage schreibt mir v. L., daß er im Faksimile findet Αιγυπτ . . . . ανωπου . . . ει. Die wahre Lesung ist noch zu finden. ‖ 34, 2 bezweifelte ich das unattische ἐξηλάσθη, und wirklich hat der Papyrus ἐξηλάθη. ‖ 35, 5 erwartet man die Erwähnung der auch unzufriedenen Armen und ist ἀρχὴν καὶ πρόφασιν befremdend. Hier scheint eine Lücke zu sein: οἱ μὲν ἀρχὴν καὶ <πλείονα ζητοῦντες oder Ähnliches, οἱ δὲ> πρόφασιν κτέ.? ‖ 42, 11, wo

man erwartet ἐφώνει δὲ μικρόν, ist die wahre Lesung noch nicht gefunden, wie auch 43, 9 τοῖς θ[εσμοῖς] wohl kaum richtig ist und ταῖς ὁ[μιλίαις], was mir einfiel, durch die Hs nicht bestätigt wird. Ebenso unsicher bleibt die Verbesserung von 45, 5—8. ‖ 47, 11 μετεργόμενος. Wenn ich mit anderen κατεργόμενος vorschlug, befremdete mich schon das unattische Partizip st. -ιών. Aber der Papyrus hat, wie v. L. mich belehrt, μ[ὲ δ]εχόμενος, d. h. μὲν δεχόμενος, was richtig ist. ‖ 50, 5 ist αἰεὶ vielleicht Dittographem von αἰεί. Vgl. 53, 13. ‖ 52, 2 δεῖ wird geschützt durch 75, 7. Auch wäre nicht δεῖν, was zwei Engländer verlangen, aber δέοντα das gewöhnliche. ‖ 49, 19 l. τοῦ Λακεδαιμονίων βασιλέως ‖ 55, 2 ἀναμίσγεσθαι. Diese sonst unattische Form spricht für Aristoteles als Autor. ‖ 59, 4 συνεξαμάρτανον ist wohl ein Druckfehler. ‖ 64, 9 στρατιάν = στρατείαν. Vgl. Meisterhans, Gr. S. 43 ed. II. ‖ 65, 7 ἐξαπορησάντων τοῖς πράγμασιν ist m. B. vollkommen richtig und wird durch Rutherford mit Unrecht beanstandet. So wird ἑτέρων 78, 5 und 77, 4 v. u. richtig durch Kenyon gegen die Konjekturen ἐσθλῶν (nicht einmal Prosa!) und ἐπιεικῶν geschützt. In 78, 6 ist wohl διωβελίαν zu schreiben. Vgl. Meisterhans S. 18. ‖ 71, 7 l. οἱ st. οὐ, was aber im Papyrus steht. ‖ 80, letzte Z. το[ῦ Προσπαλ]τίου? ‖ 81, 8 συγγράψουσι kaum richtig. Ich erwarte συμβουλεύσουσι. ‖ 81, 14. 15 wohl besser βουλεύσονται. ‖ 87, 12 l. ἐὰν st. ἄν. Denn A. hat dieses alles von den Inschriften, die kein ἄν kennen, kopiert. ‖ 95, 1 nehme ich jetzt lieber eine doppelte Lücke an und schreibe: ἐὰν μὴ μανιῶν ἢ γήρ<ως ἢ φαρμάκ>ων <ἢ νόσου ἕνεκα> ἢ γυναικὶ πιθόμενος; denn gegen die Annahme von einer einzelnen, sodaß eine ganze Zeile von 21 Buchstaben ausgefallen wäre, spricht das sonst in dieser Schrift nicht vorkommende ἕνεκε[ν. In Z. 14 l. st. διαπεσόντος entweder διελθόντος oder mit Jos. Mayor διαλιπόντος. ‖ 98, 12 l. hier und überall Μουνιχία. ‖ 100, 2. Überall sonst findet sich πρὶν c. Inf. ohne ἤ, wie der attische Gebrauch verlangt. Das unsinnige τ' hat Mayor schon gestrichen. In Z. 17 ist Ἀθηναίων, was über die Zeile geschrieben ist, Glossem. ‖ 101, 15. 16 αὐτοχειρίᾳ κτεῖναι ἢ τρῶσαι. ‖ 108, zweitletzte Z. l. καταπάλτην. Vgl. Meisterhans p. 12. ‖ 119, 8 εἷς ἐκ τῆς φυλῆς ohne ἑκάστης, was mit Ähnlichem mehr vorkommt, ist mit Unrecht durch Wyse verdächtigt, und so möchte ich 152, 7 ἕνα <ἐκ> τῆς φυλῆς korrigieren. ‖ 120, 6 τῶν [ἀτίμων] besser Sandys als ich. ‖ 120, 9 τόν τε πρ[ιάμενον καὶ ὑπόσου]? Schon Tyrrell τὸν [πριάμενον καὶ ὁπόσου]. Aber τον τα πρ hat der Papyrus. ‖ 121, 1 f. Der Sinn scheint zu sein: παραδίδωσι τοῖς ἀποδέκταις αὐτὰ ταῦτα καθ' ἕ[καστα. δεῖ δ' ἀπὸ τῶν γραμματείων ὧν <ἂν> ἐν ταύτῃ τῇ ἡμέρᾳ τὰ χρήματα καταβλη[θῇ τὰ ὀνόματα ἀ]παλειφθῆναι· τὰ δ' ἄλλα ἀπόκειται χωρίς, ἵνα μὴ προεξαλ[είφηται]? Aber wie kann aus γραμματείων je ἐπιστυλίων geworden sein? ‖ 125, 1 ἐντὸς ι' σταδίων ist eine glänzende Verbesserung von John Mayor. ‖ 127, 2 v. u. ist Rutherfords ἀπαξομένους m. B. syntaktisch unnötig und diese Form am Ende des 4. Jahrhunderts unwahrscheinlich, st. ἀπαχθησομένους. ‖ 130, 9 τοῖς ἐπὶ τοῖς τῆς φυλῆς—δικάζουσιν. Mit Wyse erwartet man freilich τοῖς τὴν φυλήν; aber vielleicht genügt es, das zweite τοῖς zu streichen. ‖ 135, 3 πολιτείαις ist nicht mit Kenyon von „public measures“ zu verstehen, aber von Verleihung von Bürgerschaftsrechten. Wyse will ἀτελείαις. ‖ 140, 5 ist ἑκάτερος zu behalten und mit v. L. καὶ ὁ βασιλεὺς zu streichen. ‖ 145, 9 scheint mir jetzt Wyses Emendation οὐδ' εἰς τὴν ἀ[γορ]ὰν ἔ[ξεστιν ἐ]μβάλ<λ>ειν αὐτῷ, was auch andere gefunden haben, unzweifelhaft. So muß aber Kenyon unrichtig Δ st. E gelesen haben. Im Ende von Kap. 57 scheint ἐπὶ Πρυτανείῳ ausgefallen zu sein. Vgl. Dem. 23, 75. Auch bleibt ὅταν—λαγχάνει, selbst wenn man mit Wyse μὴ εἰδῇ st. εἴπῃ liest, unklar. ‖ 147, 15 l. πάντα <τὰ> δικαστήρια und in der letzten Zeile ψευδομαρτύρια <τὰ> ἐξ. ‖ 148, 10 ist das zweite ποιοῦνται zu tilgen. ‖ 155, 1 befremdet die Auslassung von ὀβολούς, was viel richtiger in den beiden folgenden Zeilen fehlen könnte. Ist das Zeichen für ὀβολός verloren gegangen? ‖ 157, 5 [δύο τῇ] φυλῇ ἑκάστῃ? ‖ 161, 3 l. ἐπιγε[γραμμένα. ‖ Z. 4 μέχρι [τοῦ κάππα. ‖ Z. 6 ἐφ' οὗ [ἂν] ᾖ. ‖ Z. 7. 8. ἀ[πὸ τῶν ι' πρώ]των στοιχ[είων δια]σείσαντος? ‖ Z. 11 καλεῖ [τοὺς] ε[ἰληχό-τ]ας? Vgl. 162, 10 f. ‖ Z. 12 πινάκια [τὰ ἐκ το]ῦ. ‖ Z. 13 κανονίδα [ἐφ' ἧς τὸ α]ὐτό. ‖ 162, 1 ὅπερ ἐπὶ τοῦ [κιβωτίου]. ‖ Z. 3 κανονίδες [δέκα ἐ]ν ἑκάστῳ? ‖ Z. 8 <ἐν>έβαλλον? Vgl. Z. 4. ‖ Z. 11 ἐπειδὰν δ' [ἐμβάλῃ] τοὺς κύβους. ‖ Z. 17 ὁ δὲ [τοῦτο ἐπειδὰ]ν ἴδῃ? ‖ Z. 18 l. αὐτὸ st. αὐτοῦ. ‖ Z. 24 δσ' ἂν [ἀεὶ μ]έλλῃ. ‖ Z. 26 ὅπερ ἄ[ν ᾖ]τοῦ. ‖ 163, 2. 3 ἔχον δὲ τὸ αὐτὸ γράμμα ὅπερ] ἐν τῇ βαλάνῳ, wie Z. 9. 10? ‖ 164, 8 τοὺς κύ[βους ἐμ]βάλλουσιν.

Utrecht. H. van Herwerden.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 19.)

J. Weisweiler, Der finale genetivus gerundii. Kaiser-Wilhelm-Gymn. zu Köln. 23 S.

Diese Verbaladjektiva auf -ndus, im Genetiv stehend, (z. B. studium rei gerendae) erweisen sich im Gegensatz zu dem Partizip der „actio instans“ und „perfecta“ als „participium actionis futurae,“ als wirklichen „modus rei gerendae“, d. i. als Ausdruck der zu vollziehenden Handlung.

L. Hoff, Die Kenntnis Germaniens im Altertum bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. Gymn. zu Coesfeld. 8. 86 S.

Der karthagische Admiral Himilko hatte Aufzeichnungen seiner um 500 v. Chr. unternommenen Seefahrten nach den ostrymnischen Inseln (Herodots Kassiteriden) gemacht; er dürfte, nach Hoffs Meinung, wohl nicht selbst über die Südküste Britaniens hinausgelangt sein und vom Bernsteinland der Ostsee nur Berichte eingesammelt haben. Himilkos Nachrichten waren den Griechen nicht unbekannt und sind auch vom Dichter Avienus in dessen Ora maritima vielfach benutzt. So ist der alte Periplus in der Ora maritima eins der ältesten Denkmäler der Geschichte unseres Weltteiles und enthält die ältesten Nachrichten über das westliche Europa.

E. Lübeck, Das Seewesen der Griechen und Römer. Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg. I. 55 S.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ἀθηναίων πολιτεία. Aristotle on the constitution of Athens, edited by F. G. Kenyon. Printed by order of the trustees of the British Museum. London 1891. LII, 190 S. 8. 7 sh. 6 d.
(Schluß aus No. 19.)

Aus dem Altertum haben wir, wie Kenyon ausführt, 58 Citate mit dem Titel Ἀθηναίων πολιτεία auf den Namen des Aristoteles; von diesen finden sich 55 in unserem Buche wieder. Allerdings, hat der Herausg. vorsichtig bemerkt, beweist dieser Umstand nichts weiter, als daß das Altertum die Schrift dem Aristoteles zuschrieb, und die Autorität des Altertums bindet nicht. Kenyon schließt: da in dem zweiten Teile des Buches noch nicht 12 Phylen gezählt werden, falle die Abfassungszeit vor 307; da die Salaminia bereits Ammonias heiße, welchen Namen sie erst seit Alexanders Zug zum Zeus Ammon erhalten haben könne, so sei der terminus post quem gegeben. Wenn das Buch zwischen ca. 336 und 307 verfaßt sei, so bleibe die Möglichkeit bestehen, daß das Buch nicht von Aristoteles, sondern von einem seiner Schüler geschrieben sei. Einmal sind aber die Beziehungen Athens zum Zeus Ammon älter, und wann das Schiff umgetauft ist, weiß man nicht; zweitens hat Kenyon zwei andere, nicht eben versteckt liegende Anhaltspunkte übersehen. Wäre das Buch nach 322 geschrieben, so hätte die Verfassungsänderung, welche Antipatros in diesem Jahre veranlaßte, ganz unmöglich unerwähnt bleiben können. Also ist das Buch vor dem Todesjahr des Aristoteles verfaßt Der Terminus post quem ergab sich zunächst schon aus dem Kolonialbesitz Athens, den das Buch erschließen läßt. Athenisch sind nur noch Delos, Imbros, Lemnos, Skyros; das ist der durch den Frieden des Demades geschaffene Zustand; also auf 338—322 hätte der Herausg. das Buch ohne weiteres datieren können. Diese Grenzen sind aber ganz eng zu nähern. Der Wahlmodus, daß die Strategen gleich für einen bestimmten Amtskreis gewählt werden, war 334 nach Ausweis der Inschriften noch nicht eingeführt, wohl aber 325 (Busolt bei Müller, Handb. d. kl. A.-W. IV 2, 162); also fällt die Abfassungszeit nach 334. Es ist notwendig, die Datierung so von oben herab stufenweise zu geben, damit man sehe, daß Kenyons Annahme, das jüngste in dem Buche erwähnte Datum, das Archontat des Kephisophon ol. 112, 4 (329/8), sei nicht ein späterer, nach Abschluß des Buches von dem Verfasser gemachter Zusatz. Da die Indizien bis nach 334 führen, steht nichts mehr im Wege, 329 als terminus post quem anzusetzen. Von 322 rückt die Grenze nach oben durch die Angabe, daß die Athener nur Trieren und Tetreren bauten. Boeckh hat Staatshaush. III 76 aus den Marineurkunden nachgewiesen, daß es ol. 113, 3 noch keine Penteren in den athenischen Werften gab, wohl aber 113, 4 (325/4: Urk. XIV = C. I. A. II 2, 809 d 90); also ist 113, 4 der terminus ante quem. Die Entstehungszeit des Buches fällt demnach in die ersten drei Jahre der 113. Olympiade.

Soweit ist das Resultat reinlich, nun kommt eine gewisse Schwierigkeit. Das weiß jeder Schüler, daß Lykurgos der oberste Finanzbeamte Athens war (ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει); und Lykurgos waltete, wie man mit gutem Rechte annimmt, c. 338—334 seines Amtes. Aristoteles aber erwähnt den höchsten Finanzbeamten gar nicht. Er hat ihn vielleicht vergessen? Nein, er kennt ihn nicht. Wer von den Poleten, Logisten und dem Verwaltungsrat der Theaterkasse, welches Amt nun als ein Kollegium ausdrücklich bezeugt ist, spricht und erwähnt jenen höchsten Finanzbeamten als Beamten nicht, für den war jenes Amt als solches noch nicht vorhanden. Der ἐπὶ τῇ διοικήσει wurde gewählt, nicht erlost: wer die Wahlämter einzeln aufführt, dieses Amt aber nicht nennt, kennt es noch nicht. Also müßte das Buch doch vor 329 verfaßt sein? Wann das Amt des ἐπὶ τῇ διοικήσει eingeführt ist, wissen wir nicht. In der pseudoplutarchischen Vita des Lykurgos ist es uns für die Zeit dieses Mannes, wie es den Anschein hat, bezeugt; der älteste inschriftliche Belag ist die große Mauerbauinschrift, welche den Sohn des Lykurgos, Habron, als Inhaber dieses Amtes nennt. Das Jahr dieser Inschrift kennen wir nicht; die Epoche ist frühestens die Ausgangzeit Alexanders. Auf das Zeugnis des Pseudoplutarch ist gar nichts zu geben, zumal da das Amt bei ihm nicht mit dem offiziellen Titel genannt ist. Wo wir nicht Sicheres wissen, haben wir zu lernen und darnach unser Wissen zu gestalten. Wir lernen also aus Aristoteles, da sonst kein Indicium in dieser Schrift über das Jahr 329 hinaufführt, daß im Jahre 329 das Amt des ἐπὶ τῇ διοικήσει sicher noch nicht als offizielles Amt bestand. Lykurgos mag immerhin die Funktionen des Beamten, der später offiziell diesen Namen führte, ausgeübt haben — man denke an Eubulos —; de facto war er ein solcher Beamter noch nicht. Eine spätere Zeit, welche die Existenz dieser Beamten kannte, hat den Mann, weil er in einer diesen Beamten gleichartigen Machtfülle stand (als ταμίας τῶν στρα-

τιωτικῶν?), zum Beamten gemacht. Wir lernen ferner, daß die große Mauerbauinschrift nach 329 fällt. Mithin hindert nichts, die Zeitgrenzen für die Abfassung des neuen Buches auf ol. 113, 1—3 zu bestimmen. Wenn das Altertum ein Buch als Aristotelisch bezeugt, und wenn dieses Buch nachweislich zu Lebzeiten des Aristoteles entstanden ist, so ist dieses Buch von Aristoteles geschrieben, falls nicht innere Gründe es diesem Autor absprechen. Aber gerade diese bestätigen in jeder Hinsicht die Autorschaft des Aristoteles.

Das des weiteren auszuführen, ist hier nicht der Ort und auch noch nicht an der Zeit. Das Buch ist vom Standpunkte eines aristokratisch denkenden Mannes geschrieben; dem Aristoteles ist die Aristokratie die ἀρίστη πολιτεία. An einzelnen Stellen berührt sich die Aristotelische Politik fast wörtlich mit unserem Buche.[10]) Fragt man, wie der Verf. seine Aufgabe, eine Darstellung der athenischen Verfassung zu geben, gelöst habe, so ist die Antwort: er steht bereits auf dem Standpunkt, den auch wir noch haben; auch wir disponieren solche Materien nach einem historischen und systematischen Teile. Als Geschichtsschreiber der athenischen Verfassung ist er seiner Aufgabe ebenfalls ausgezeichnet gerecht geworden. Musterhaft — für uns allerdings, die wir mehr lernen möchten, bedauerlich musterhaft — ist die Art und Weise, wie er die äußere Geschichte von der Darstellung der inneren Politik fern hält und jene nur insoweit heranzieht, wie sie zum Verständnis dieser notwendig ist. Meisterhaft erscheint ferner, wie scharf die Hauptpunkte dieser Geschichte erfaßt und zum Bewußtsein des Lesers gebracht werden, wobei Einzelheiten gewiß in großer Anzahl unterdrückt wurden. Vorzüglich ist die rein sachliche Darstellung: Thatsachen und Urkunden läßt der Verf. selber sprechen, und doch wird er dabei nicht zu einem stumpfen Kompilator von Einzelheiten, sondern weiß seinen Standpunkt und sein Urteil so diskret und zugleich so faßbar anzudeuten, daß Subjektivismus nirgend die Darstellung trübt, zugleich aber über das Urteil des Verfassers ein Zweifel nicht bestehen kann. Das alles sind Aristotelische Vorzüge; und auch in den Mängeln ist das Buch Aristotelisch. Der klare, schlichte Stil, der das Aristotelische Gepräge an der Stirn trägt, ist nicht unkünstlerisch — das Hiatgesetz wird beobachtet, wenn auch nicht streng durchgeführt —; aber die Periode fehlt, der Wortschatz ist ärmlich und eintönig, der Ausdruck leidet, vorausgesetzt, daß die Lesung an den betreffenden Stellen richtig ist, mehrfach an stark auffallenden Härten, wie jähem Tempuswechsel, gewaltsamen Konstruktionen κατὰ σύνεσιν, Umschlagen der Konstruktionen u. a.; so etwas ist typisch für Aristotelische Schreibweise. Die Sorglosigkeit, welche diese formalen Anstöße zur Folge hatte, hat auch für das Sachliche Mängel verursacht. Die Darstellung der Thatsachen ist keine systematisch vollständige; man vermißt Angaben über gewichtige Institutionen, welche neben der Erwähnung von anderen geringfügigeren Thatsachen — so sollte man meinen — kaum hätten unterbleiben können. Das Material ist ebensowenig wie der Ausdruck gleichmäßig gearbeitet; vor allem vermißt man eine einigermaßen befriedigende Darstellung der Glanzzeit Athens. Allerdings giebt es hier eine Entschuldigung für manches Desideratum. Aristoteles erwähnt gelegentlich Thatsachen oder Persönlichkeiten, von denen er bis zu der betreffenden Stelle nicht gesprochen hat noch auch ferner spricht, gerade als ob er sie schon erwähnt hätte, oder als ob er sie als jedem Leser bekannt voraussetzte. Er spricht bei dem Tode des Theramenes von der Ectioneia; aber bei der Oligarchie der Vierhundert hatte er sie nicht genannt. Er nennt bei einer späteren Erwähnung des Sturzes des Areopags neben dem Namen des Ephialtes den eines Archestratos, als ob er schon vorher dagewesen wäre; aber man sucht diesen Namen sonst vergebens in dem ganzen Buche. In dem Abschnitt über die Regierung der Dreißig werden die von Xenophon erwähnten 1000 Auserwählten nicht ausführlich eingeführt, bei der Konstituierung der Dreitausend aber stillschweigend als bekannt vorausgesetzt. Die Intervention des Pausanias gegen Lysandros wird ganz ebenso behandelt. Das Faktum, daß die Oligarchen nach der Einsetzung der Demokratie in der Stadt sich in Eleusis verschanzen, wird garnicht erwähnt; gleichwohl wird es in dem Vertrage zwischen den beiden Parteien ohne jede Erläuterung hingenommen. Es ist schwerlich zu bezweifeln, daß ein Teil dieser Unebenheiten auf eine schnelle Art der Komposition zurückgeht; für einen anderen Teil muß man jedoch, wie schon angedeutet, annehmen, daß der Verf. absichtlich die erste Erwähnung sich gespart habe, weil er, wie er das für Perikles und die Perikleische Zeit allerdings mit Recht thun durfte, das betreffende Wissen bei seinem Publikum als vorhanden betrachtete. Diese

[10]) Z. B. Respubl. Ath. p. 106, 7 ss., woran sich die Erwähnung des Ekklesiastensoldes schließt, = Polit. 1317b 30—34; Resp. Ath. p. 24 vgl. Polit. 1274a φαίνεται οὐ κατὰ τὴν Σόλωνος γενέσθαι τοῦτο προαίρεσιν, ἀλλὰ μᾶλλον ἀπὸ συμπτώματος κτλ.

Annahme setzt voraus, daß Aristoteles seine Schrift für die Öffentlichkeit bestimmt habe. Ich finde diese Annahme schon durch die Beobachtung des künstlerischen Hiatgesetzes begründet. Beweisender ist mir aber der Umstand, daß die Schrift mit deutlich erkennbarer Rücksicht auf Herodot, Thukydides und Xenophon geschrieben ist, an welche sie sich stellenweise wörtlich anlehnt, obwohl sie nur einmal den Namen des Herodot nennt. Es ist nämlich zu beobachten, daß Aristoteles überall da ausführlicher wird, wo er diese Schriftsteller korrigiert. Ich verweise auf Harmodios und Aristogeiton, auf die Oligarchie der Vierhundert, auf das Regiment der Dreißig. Das Bestreben, zu ergänzen, hat ihn sein sonstiges Prinzip, Thatsachen, die nicht mit der inneren Politik in engerem Zusammenhange stehen, auszuscheiden, auch wohl einmal verletzen lassen. Was hat es mit der inneren Politik zu thun, daß die Lakedaimonier nach der Schlacht bei den Arginusen Frieden auf dem status quo anbieten und Kleitophon ihn hintertreibt? Aber Xenophon hatte diese Thatsache übergangen: darum führte sie Aristoteles gegen seine sonstige Art an. Er setzt also die Kenntnis dieser Schriftsteller bei seinen Lesern voraus. Das ist höchst wichtig sowohl für die Litteraturgeschichte im allgemeinen wie für Aristoteles selbst: Xenophon, den er als Philosophen und Stilisten gering schätzt oder ganz ignoriert, läßt er als Historiker wenigstens gelten. Ich sage nicht, daß Aristoteles mit Rücksicht allein auf diese Schriftsteller geschrieben habe; er hat mit Rücksicht auch auf sie geschrieben, weil der Inhalt ihrer Schriften Gemeingut der Gebildeten der damaligen Zeit war. Nicht den einzelnen Schriftsteller will Aristoteles korrigieren, sondern die in Athen gäng und gebe Überlieferung der athenischen Geschichte, jener glorios gefärbten Geschichte, wie sie die drei großen Schriftsteller zum Teil schon vorfanden, aufnahmen und selbst auch wieder beeinflußten, jene Geschichtsdarstellung, wie sie in den Büchern der Atthidenschreiber schon zu Aristoteles' Tagen mehrfachen Niederschlag gefunden hatte. Darin besteht also für die historische Forschung der besondere Wert des neuen Buches, daß es uns in einer Überlieferung lesen läßt, welche von der attischen Popularhistorie wenigstens nicht in allem abhängig war. Allerdings auch Aristoteles hat sich schon nicht mehr ganz frei von der in Athen herrschenden Auffassung der älteren Geschichte machen können: das beweist sein mangelndes Verständnis für die Bedeutung Drakons und der Darstellung Solons als Begründers der Demokratie. Das ist an sich nur natürlich; denn jeder ist von seinen Quellen abhängig. Aristoteles mußte außer aus den drei großen Historikern aus den damals schon existierenden Atthiden, in welchen er jene Auffassung von Drakon und Solon fand, schöpfen[11]). Daß jene für Aristoteles noch erreichbare ungetrübtere Überlieferung in der Folgezeit fast vollständig verloren ging, dafür hat die panegyrische Rhetorik und die im Bann der Rhetorik stehende Geschichtschreibung gesorgt. Die Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles ist also, da sie die bestehende Geschichtsauffassung zu korrigieren bestimmt war, ein für die Öffentlichkeit geschriebenes Buch, nicht bloß eine Materialiensammlung. Ob Aristoteles allerdings das Buch selbst herausgegeben habe, ist damit nicht entschieden. Die gerügten Unebenheiten könnten die Annahme wahrscheinlich machen, daß das Buch von dem Verfasser nicht mehr den letzten Schliff erhalten habe und erst nach seinem Tode herausgegeben sei.

Ich habe noch nichts über das Äußere des Papyrus, auf welchem diese Schrift des Aristoteles überliefert ist, gesagt. Das Manuskript, über dessen Erwerb in der Vorrede ein beredtes Stillschweigen herrscht, besteht aus vier Papyrusrollen mit einer Gesamtlänge von etwa 18½ engl. Fuß; von der vierten Rolle sind jedoch nur Fragmente erhalten. Der Text ist in 37 Kolumnen von vier verschiedenen Händen mit verschiedener Sorgfalt geschrieben. In der 10. Kolumne bricht der Aristotelestext ab; der Rest dieser wie die ganze folgende Kolumne enthält den Anfang eines Arguments zu Demosthenes' Midiana, ein Umstand, der nicht ganz ohne Bedeutung für die Entstehungssphäre des Papyrus sein möchte. Der Herausg. vermutet, daß die erste Hand die des Besitzers der Handschrift selbst sei, in den anderen Schreiberhände vorlägen. Der Aristotelestext steht auf der Rückseite des Papyrus, auf der Vorderseite befinden sich Rechnungen, welche aus dem 11. Jahre des Vespasian, 78—79 n. Chr., datiert sind; dieses Jahr ist also der terminus post quem für die Beschreibung der Rückseite; der Herausg. setzt die Niederschrift darnach um das Jahr 100 n. Chr. an. Mit diesem Datum stimmt nach der Angabe des Herausgebers der Schriftcharakter. Darüber

[11]) Daß er wirklich von solchen Schriften abhängig ist, ist für die Atthis des Androtion sicher. Allerdings erscheint Aristoteles' Quellenbenutzung dabei nicht im besten Lichte. Die Nachrichten des Androtion über die Solonische Münz- und Maßreform (Plut. Solon 15) sind ihm gänzlich unverständlich gewesen, weshalb er selbst denn für diese Dinge ganz ungereimte Angaben macht.

kann man erst nach Einsicht in das Faksimile, das erst noch erscheinen soll,[12]) urteilen. Paläographisch wichtig ist der Papyrus durch die stenographischen Abkürzungen, die sich in ihm verwendet finden, wie δ' = δὲ, δ' = διὰ, \ = εἶναι, / = ἐστί, // = εἰσί u. s. w. Der Herausg. hat sie vor dem Text in einer Tabelle zusammengestellt. Lesezeichen finden sich nur ganz vereinzelt. Die Orthographie sowie der Worttext zeigen schon alle Verderbnisse, die wir in Handschriften haben: η für αι (z. B. Λακεδήμονος S. 49), ω für ο (z. B. Σωφωνίδου für Σοφ. S. 69) und umgekehrt (z. B. Ἀλκμεονίδαι; der Herausg. hätte wissen sollen, daß das Wort mit ε, nicht mit αι in der zweiten Silbe zu schreiben ist), Iotacismus in starkem Maße, der z. B. S. 64 und 96 den Herausg. zu einem στρατιὰν für στρατείαν verführt hat, gewöhnliche Buchstabenverschreibungen, Überspringen bei Homoioteleuten, Dittographien, Glosseninterpolationen. Schreib-, Lese- oder Druckfehler sind Sachen wie ἡττωθέντες S. 51 — denn an einen Ionismus ist hier nicht zu denken — oder κατασκεύσασι für κατασκευάσασι S. 97. τέσσαρες S. 23 wird dem Ersatz des Zahlzeichens durch das Zahlwort verdankt; auch Θεσσαλῶν S. 51 wird ein durch die spätere Sprache oder richtiger wohl Orthographie verursachtes Schreiberversehen sein. Die spätere Zeit macht sich wohl auch in der Schreibung [οὐ]θέν, wenn sie feststeht, bemerkbar. Aristoteles muß doch auch Κολλυτεύς (nicht Κολυττεύς), -ός S. 59. 41 geschrieben haben; an letzterer Stelle ist ἐκ τοῦ κολυττοῦ sprachlich anstößig: man erwartet ἐκ τοῦ [τῶν] κολλυτέων oder vielleicht richtiger ἐκ κολλυτοῦ. Ein δυοδεκάτῳ kann Aristoteles nicht geschrieben haben, wenn diese Form auch auf einer boiotischen und delischen Inschrift vorkommt. Dagegen ist δυεῖν δραχμαῖς zu halten; diese Form des Zahlwortes und der Dativ gehören zusammen (Meisterhans[2] 162). ἐὰν statt ἂν in οἳ ἂν S. 87, 5 war zu korrigieren. Wer 42, 113 -κλῄζω schreibt, mußte 51 κατακλείσας darnach korrigieren. Daß in εὐδοκιμηκὼς 37 das Argument fehlt, ist falsch; nur Verbalstämme mit dem Anlaut εὐ- bilden ηὐ, nicht die Komposita mit εὐ. Daß λῃτουργέω 75. 141 geschrieben ist, wird den Zweifel, ob diese Schreibung in die Texte des 4. Jahrhunderts einzuführen sei, beseitigen.

Für geringe Partien haben wir in den bekannten Berliner Fragmenten eine zweite Handschrift, die für die Konstituierung des Textes nicht überflüssig ist. Die Berliner Fragmente scheinen sich jetzt, wo das Ganze vorliegt, nicht als Rest einer Handschrift der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles, sondern als Exzerpte zu erweisen, wie U. Wilcken aus technischen Gründen schon in Hermes XXIII 468 wahrscheinlich gemacht hatte. Die Konjekturalkritik hat natürlich noch viel an dem Texte zu bessern; doch entbehrt, solange man das Faksimile nicht heranziehen kann, eine derartige Kritik der Grundlage. Daher nur weniges hier. 52, 6 keine Lücke nach γὰρ. 6, 6 παραχωρησάντων τῶν Κοδ[ριδῶν τῆς βασιλείας] τῷ ἄρχοντι δωρεάν (statt δωρεῶν); 9, 3 vor ἡ γὰρ Lücke; 13, 7 f. ἐπὶ δὲ τοῖς — ὀλίγων ἦν Interpretationsscholien aus cap. 2 zu den folgenden τοιαύτης δὲ τῆς τάξεως κτἑ. 16, 13 ist nicht καὶ προελέσθαι vor ἀμφοτέροις einzuschalten? 25, 6 [ἡσυχάσα]ντας statt [ἀποστά]ντας. 16, 8 nach μηδὲ μεθ' ἑτέρων einzuschieben συστῇ? vgl. S. 28, 19. 28, 10 παρὼν als Glosse zu tilgen. 45, 5 περὶ τῶν τυράννων als Glossen zu tilgen. 45, 7 πρὸς τὴν τυραννίδα statt πρ. τῆς τυραννίδος. 50, 12 οἷον εὐπορήσαντες statt ὅθεν εὐπόρησαν; vgl. Herod. V 62 οἷα δὴ χρημάτων εὖ ἥκοντες. 55, 4 κατὰ δήμους <καταστήσας> τριάκοντα μέρη? 66, 11 fehlt κατὰ zwischen τὴν τῶν. 72 l. Z. πολιτείαν statt πόλιν. 98, 3 θανατοῦν statt θανατοῦντας. 101, 15 die Lücke ist größer als der Herausg. annimmt. 101, 18 καὶ τοὺς δέκα nach Andok. I 90 zu tilgen? Wäre die Angabe des Textes richtig, so hätte Rhinon nicht in den zweiten Zehnerausschuß noch auch sofort zum Strategen gewählt werden können. 103, 10 der Sprachgebrauch fordert die Streichung von τοῦ in der Ortsangabe ἐκ τοῦ Πειραιέως. 111, 5 πόλεως. ἔπειτα συνάγουσιν τὴν βουλὴν mit Tilgung von εἰς vor τὴν. 139, 18 δοκιμασθέντες statt δοκιμασθὲν.

Seit den Tagen des Poggio, Sozomeno, Landriani ist kein solcher Fund gemacht worden wie dieser neueste im Britischen Museum. Es soll am Schluß wiederholt werden: Kenyon gebührt der Dank dafür, daß er die schwierige erste Lesung und Umschrift geleistet hat, eine wirkliche Leistung; den Trustees des Britischen Museums gebührt Dank dafür, daß sie gehandelt haben nach dem schönen Worte, das in des großen Bücherfinders Poggio Briefen zu lesen ist: Absit ut aliquid vellem non esse commune eorum, quae omnibus scripta sunt.

Berlin. Bruno Keil.

Silii Italici Punica. Edidit Lud. Bauer. Volumen prius libros I—X continens. Leipzig 1890, Teubner. XVIII, 240 S. 8. 2 M. 40.

Über des Silius Italicus Punica hat in diesem Jahrhundert ein eigentümlicher Unstern geschwebt,

---

[12]) Ist inzwischen erschienen.

indem mehrere Gelehrte die in Aussicht gestellten neuen Ausgaben nicht zum Abschluß brachten. So zuerst Georg Thilo, der seine vor mehr als drei Jahrzehnten gehegte Absicht aus unbekannten Gründen aufgab, seine reichen Schätze aber mit bekannter Liberalität Hermann Blaß überließ. Dieser wäre ein würdiger Nachfolger geworden. Eifrig ging er an das Werk, das er trotz eines schweren Amtes und oft von Krankheit heimgesuchten Körpers mit einer heutzutage nicht häufigen Begeisterung und Aufopferung pflegte und mehrte. Mit welchem Erfolge — das zeigen besonders seine Emendationen zu Silius, Berlin 1867, und die Abhandlung über die Textesquellen des Sil., Leipzig 1875, Arbeiten, die stets in der Litteratur dieses Dichters mit Ehren dastehen werden. Daneben sammelte er unermüdlich Ergänzungen zu dem Apparat Thilos und was sonst der künftigen, in großem Stil angelegten Ausgabe der Punica zu statten kommen konnte. Allein der Tod überraschte ihn im besten Alter 1881, als erst ein Teil des 1. Buches druckfertig war (vgl. Bauers Praef. p. VI).

Gern hätte ich dem Wunsch des verstorbenen Schulkameraden nachgegeben und mit Benutzung seiner Vorarbeiten, gestützt auf seinen Fleiß und seinen Scharfsinn, des Silius Epos neu gestaltet. Allein dies war, wie der Einblick in den Nachlaß zeigte, nur möglich durch eine ganz selbständige Werkleistung, da, wie bemerkt, Blaß' Kritik nicht entfernt zum Abschluß gelangt war. — Eine solche Aufgabe jedoch lag so weit von meinen damaligen Arbeiten und Plänen, daß ich ihr zu entsprechen nicht imstande war. Ich übergab deshalb das von Blaß hinterlassene handschriftliche Material nach einiger Zeit an unsern gemeinsamen Freund Hermann Genthe, der bei seinem lebhaften Interesse für die Epiker des 1. Jahrh. n. Chr. und seinen gründlichen Studien auf diesem Gebiet besonders geeignet schien, Blaß' unterbrochenes Werk zu würdigem Abschluß zu bringen. Aber zunächst seine gerade in den letzten 5 Jahren seines Lebens besonders stark in Anspruch genommene Amtsthätigkeit, dann ein ebenfalls viel zu früher Tod (1886) ließ auch dieses Projekt scheitern. — Zuletzt gelangte, irren wir nicht, durch Vermittelung der Teubnerschen Buchhandlung, Blaß' Hinterlassenschaft in den Besitz von Herrn L. Bauer zu Augsburg, der sich, wie seine i. J. 1883 erschienene Dissertation über das Verhältnis des Silius zu Livius zeigt, schon lange eingehend mit dem Dichter beschäftigt hatte und nunmehr die Möglichkeit zu der vorliegenden Ausgabe gewann, welche er in dankbarer Anerkennung der Verdienste seines Vorgängers dessen Andenken gewidmet hat.

Neben einer kurzen Praefatio enthält das Buch die ersten zehn Bücher der Punica, unter dem Text einen gedrängten kritischen Apparat.

Wir nehmen eine solche handliche, lange vermißte Ausgabe des Silius mit Dank entgegen, aber unter der Voraussetzung, daß sie für Hrn. Bauer nur die Grundlage zu einer größeren Diorthose sei, die allen Bedürfnissen der gelehrten Welt Genüge leiste. Daß er selbst sich mit einer solchen Aufgabe trägt, sagt er zwar nicht; doch scheint dafür die Fassung der Vorrede und des Textes zu sprechen. Jene giebt nämlich nur ganz summarisch (auf 12 Seiten) eine Darstellung der Arbeiten von Thilo und Blaß, der wichtigsten Handschriften, endlich der Litteratur zu Silius, wobei aber weit überwiegend nur die Schriftstellerei der letzten 30—40 Jahre berücksichtigt ist. Einer späteren Arbeit also bleibt es vorbehalten, über Leben und Dichtung des Silius, auch die Frage, ob er der Verfasser des Auszugs aus der Ilias sei, über das gegenseitige Verhältnis der Haupthandschriften, der vermutlich von Poggio in St. Gallen gefundenen und der von ihr unabhängigen, gleichfalls längst verschwundenen Cölner, die von Carrio und Modius benutzt ward, freilich in einer den heutigen Bedürfnissen keineswegs entsprechenden Weise, ferner der ziemlich zahlreichen Kopien des Sangallensis unter einander, beides in engem Anschluß an Blaß' treffliche, auch von Bauer gebührend anerkannte Abhandlung, endlich über den Wert der ziemlich zahlreichen Ausgaben ausführlich zu berichten. In bezug auf diese reicht der dankenswerte Index der Zweibrückener Ausgabe heutzutage selbstverständlich nicht mehr aus.

Über seine Grundsätze bei Herstellung des Textes spricht sich Hr. Bauer, abgesehen von einigen orthographischen Bemerkungen, nicht aus. Seine Kritik ist jedoch vorwiegend konservativ, und dies kann man für eine Handausgabe der 'Bibliotheca Teubneriana' nur billigen. — Die Mitteilung der handschriftlichen Überlieferung macht den Eindruck der Sorgfalt und Zuverlässigkeit. Auch in bezug auf die Konjekturen der Gelehrten dürfte wenig Wichtiges übergangen sein. Eher könnte man gelegentlich ein Zuviel beanstanden. — So verdiente z. B. I 109 des N. Heinsius Konjektur *velim* wegen des unstatthaften Hiatus (vgl. d. r. m. p. 310) keine Erwähnung, ebensowenig VIII 204 C. Barths *potitura*, die prosodisch un-

möglich ist, mag auch Venantius Fortunatus (Neue, Formenlehre II, 590) das *i* in diesem Participium verkürzt haben. Die Überlieferung *optatum Latii tandem potura cruorem* ist ganz richtig. Die Alten machten mit den Göttern häufig, wie bekannt, wenig Umstände. Zum Ausdruck vgl. Lucan I 39 *Poeni saturentur sanguine manes.* — Beträchtlicher ist natürlich die Zahl solcher Versuche, die, in formeller Hinsicht untadelig, entweder in Ermangelung einer wirklichen Verderbnis überflüssige oder umgekehrten Falles unglückliche, d. h. dem erforderlichen Gedanken nicht entsprechende, resp. von der Überlieferung zu weit abliegende Besserungen bieten. Ohne besondern Nachteil hätte eine ziemliche Zahl solcher Einfälle wegfallen können, wenn es auch gerade hier oft schwer ist, die richtige Mittelstraße zu halten.

Eigene Besserungsvorschläge bringt Hr. Bauer nicht häufig, und sie sind meist besonnen und wohlerwogen. Doch laufen einzelne Irrungen unter; so z. B. durfte I 292 ff. nicht geschrieben werden *misit largo quam (pubem) dives alumno magnanimis regnata viris, clarum Ardea nomen,* statt *nunc Ardea nomen.* Silius vermeldet nämlich die oft in der augusteischen Zeit und nachher wiederholte Thatsache, daß die berühmtesten, in der ältesten Geschichte Latiums gefeiertsten Nachbarstädte Roms zu Schatten herabgesunken seien. Zum Ausdruck vgl. Prop. V 1, 34 *et, qui nunc nulli, maxima turba Gabi*; Ovid Metam. XV 430 *quid Pandioniae restant nisi nomen Athenae?*

Wie schon bemerkt, ist die Kritik im wesentlichen einseitig konservativ und sind eine ziemliche Zahl von Hr. Bauer selbst vermutlich kaum als richtig oder doch erträglich angesehener Lesarten der Hss im Text behalten, gelegentlich auch, wo Prosodie oder Metrik zu kurz kamen. So durfte III 495 nicht geduldet werden die Vulgata *Ossaque cum Pelio,* da sich bis zu Juvenal kein sicheres Beispiel eines in griechischen Worten konsonantisch gebrauchten *i* nachweisen läßt. Die Überlieferung ist *Peleo, Phlegeo*: Heinsius vermutet *Pholoe,* Livinejus *Pindo*; beides ist möglich; für dieses aber spricht Metam. II 225 *Ossaque cum Pindo,* wie ja auch dem Silius in V. 494 *mixtus Athos Tauro* entschieden vorgeschwebt hat a. a. O. 217 *ardet Athos Taurusque Cilix.* — Auch erscheint das spondeische *Chremes* I 403 sehr bedenklich. Vgl. Drakenborchs Ausgabe. — Ebenso war IX 193 *sat vero superque* unstatthaft. Vgl. d. r. m. p. 339. — Um noch eine grammatische Bemerkung anzuknüpfen, es war II 607 mit Dausquejus zu schreiben *effodiunt penitus terra,* nicht mit einem Unbekannten bei Drakenborch *effodiunt penitis terrae* (*terrae* die Hss), da *penitus* als Adjektiv bei Silius undenkbar ist. Vgl. auch Drakenborch z. d. St.

Der Druck ist korrekt, und nur wenig Beispiele des Gegenteils sind uns aufgefallen. So steht II 463 als Konjektur des Heinsius *rurantia* für *rorantia.* Ferner ist IV 481 zu dem Überlieferten *fraternis afflata rotis* als Konjektur van Veenes vermerkt *radiis,* die doch nur möglich ist, wenn dieser Herr, dessen „Quaestiones Silianae", Leyden 1884, mir im Augenblick nicht zur Hand sind, *radiis* vor *afflata* gestellt hat.

Wenn wir Hrn. Bauer manche Winke gaben, welche er nach Vollendung des zweiten Teiles der Stereotypausgabe, für die wir einen recht gründlichen Index der bei Silius, wie bekannt, zahlreichen, kritisch teilweise schwierigen Eigennamen wünschen, bei der dann hoffentlich in Aussicht stehenden größeren Bearbeitung mit Nutzen verwerten kann, so hindert uns dies nicht, noch einmal ihm unsere Anerkennung auszusprechen für den Fleiß und die Sorge, die er auf Silius verwendet, für die Mühwaltung, mit der er den reichen, aber teilweise schwierigen und unbequemen Nachlaß des verewigten Blaß verwertet, endlich überhaupt für die Belesenheit in der Litteratur des Silius, von der seine Ausgabe Zeugnis ablegt.

St. Petersburg. L. Mueller.

Friedrich Marbach, Die Psychologie des Firmianus Lactantius. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie. Halle 1889, C. E. N. Pfeffer (R. Stricker). VII, 80 S. 8. 1 M 50.

Während die katholischen Bearbeiter der Geschichte der christlichen Philosophie, beziehungsweise Theologie die Individualitäten wenig beachten, pflegen die evangelischen in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, indem sie die Schriftsteller isolieren, als ob sie nicht Glieder der „allgemeinen" Kirche gewesen wären. So angebracht dies bei originellen Geistern wie Tertullian und Augustin ist, läßt sich diese Methode für Lactantius, welcher gleich Arnobius nur das Gelernte in flüssigen Sätzen den Gebildeten mundgerecht macht, nicht empfehlen. Der Herr Verfasser hat freilich in seinen Schriften eine ihm eigentümliche dualistische Weltanschauung, die mehr der Zend-Avesta-Religion als dem Christentum verwandt sein soll, zu finden geglaubt. Aber wenn er eine Bibelkonkordanz unter dem Worte κόσμος oder mundus nachschlägt, wird er leicht die Quellen jener Weltanschauung finden.

Von diesen prinzipiellen Bedenken abgesehen, verdient die Schrift Lob wegen der sorgfältigen Ausnützung der Schriften des Lactantius; auch sind uns Mißverständnisse nicht aufgestoßen. Als Philologe muß ich jedoch bedauern, daß die philosophische Terminologie des Lactantius nur im Vorbeigehen behandelt ist, und doch wäre z. B. eine sondernde Untersuchung der Wörter mens, anima und animus eine solide Grundlage für das philosophische Verständnis.

Würzburg. Sittl.

Karl Buresch, Klaros. Untersuchungen zum Orakelwesen des späteren Altertums nebst einem Anhange, das Anekdoton χρησμοὶ τῶν ἑλληνικῶν θεῶν enthaltend. Leipzig 1889, Teubner. 134 S. 3 M. 60.

Es ist eine Freude, dies frisch und froh geschriebene Buch zu lesen, das des Neuen und Anregenden voll ist, besonders für den, dem die Religionsgeschichte des Altertums am Herzen liegt. Der Verf. hat auf einer Reise in Kleinasien in der Nähe von Smyrna (unweit des jetzigen Kassaba) im Jurukenschmutze des öden Gebirgs die Inschrift eines Marmors gelesen und einen wunderbar tönereichen Seherspruch des alten klarischen Gottes entziffert. Ihn hatte das Orakel, als in der Antoninenzeit auch in Asien die Pest wütete, den ratsuchenden Einwohnern von Troketta — denn so heißt die bisher unbekannte Stadt — erteilt, und die hatten ihn in den Sockel eines Standbildes des Ἀπόλλων σωτήρ eingraben lassen. Der obere Block dieses Sockels ist der entdeckte Stein. Dieser glückliche Fund bildet die Grundlage der Untersuchungen, die in weiterem Umkreis das Orakelwesen und das religiöse Getriebe jener Zeit behandeln. Angehängt ist eine Ausgabe einer von Prof. Neumann entdeckten Tübinger Handschrift χρησμοὶ τῶν ἑλληνικῶν θεῶν, eines nicht weniger interessanten Auszuges aus der θεοσοφία eines unbekannten Verfassers, in dem manches ganz Neue zu lesen ist: ein Bruchstück aus der 4. Rhapsodie der orphischen Theogonie, ein neues Euripidesfragment, Heraklitea u. a. Ich will von dem Inhalt des Buches möglichst ein Bild geben und einige Bemerkungen daranknüpfen.

Die Inschrift zu entziffern und zu erklären, war das Erste; denn an Ort und Stelle hat der Verf. nur in Eile die Buchstaben abzeichnen können. Aber glänzender Hülfe hat er sich bei deren Enträtselung zu erfreuen gehabt. Gomperz, Kaibel und v. Wilamowitz haben beigesteuert, sodaß kaum darüber hinaus noch viel Sicheres zu finden sein wird. Es sind drei Bruchstücke, A von der Widmung des Standbildes, vom eigentlichen Orakel B und ein weiteres Bruchstück C. Die Verse von B und C sind in fünf verschiedenen Metren abgefaßt (Hexam., iamb. Tetram., iamb. Trim., anap. Tetram., troch. Tetram.)! In A hätte ich nur zu bemerken, daß das ὑπο[δ]εχομένου τὴν ἐργεπ[ισ]τασίαν Ἑρ[μο]γένους nach dem χαρ[ι]σαμένου τὸ ἀργύριο[ν] — Μειλήτου doch eben nicht möglich ist. Der Verf. hätte den Vorschlag ὑποσχομένου annehmen müssen, gegen den nichts, für den auch noch spricht, daß in der ganzen Inschrift die sehr ungleich langen Linien immer mit einer Silbe oder einem Worte schließen, also ὑποΔ|EXOMENOY gewiß nicht geteilt war. In B 4 f.:

τί [δ]ή νύ περ τεθηπό[τ]ες [β]ηλῷ προσομέεσθε
ἐελ[μ]ένοι νημερτίην ἐς οὔαδας πελάζειν;

erklärt B.: Was eilet ihr in eurer Angst meiner Schwelle zu, verlangend, euch dem Boden (Grunde) der Wahrheit zu nähern? ἐελμένοι soll mit ἐελδόμενοι verwechselt sein. Das kann einem Primaner passieren, aber gewiß nicht einem Manne, der griechisch zu sprechen gewohnt ist, wenn auch noch so unklassisches, und der so kunstreiche Verse machen kann. ἐελμένοι ist ja doch auch eine obendrein ganz häufige Form, die ihre Bedeutung hat: 'gedrängt', 'sich drängend'.*) Kann nicht davon auch πελάζειν abhängen? νημερτίης ferner muß gesetzt werden und ἐς οὔαδας (= οὖδας) νημερτίης wird nur bedeuten können: zur Schwelle (οὐδός und οὖδας sind ja eigentlich dasselbe Wort und die Bedeutung kann in diesem Griechisch recht wohl übergegangen sein) oder zum Hause (Boden für Haus etwa wie Διός ἐν οὔδει) der Wahrheit; zum 'Grunde' der Wahrheit — das wird οὖδας nicht heißen können, das ganz sinnlich den Boden bedeutet, auf den man tritt. Verzweifelt ist der folgende Vers (6): [τ]οῖσιν μεμηλόσιν φάτιν NAT ΕΦΕΒΟΝΕΩ. Da ist alle Mühe bis jetzt umsonst — und doch sollen die Buchstaben zu den deutlichsten der ganzen Inschrift gehören. Wer findet's?

Ein herrliches Bild geben die weiteren Verse der Pestgott springt übers Feld, in der einen Hand das Racheschwert, in der andern die frischgefällten Sterblichen — εἴδωλα νεουτάτων βροτῶν. εἴδωλα ist nicht treffend zu übersetzen; denn ich gebe B. nicht recht, wenn εἴδωλα hier die frischentseelten Körper, die Leichen bedeuten soll. Es stecken doch die ἴδωλα καμόντων dahinter. Die

*) Troketta mag nur ein paar Gesandte geschickt haben; der Gott meint alle, die aus ganz Asien seine Schwelle umlagern.

Leichen läßt ja auch der Pestgott liegen; man muß sich nur die 'Schatten' in lebensgroßer, wenn auch wesenloser Ausdehnung denken (nicht etwa wie die in den Armen der davonfliegenden Harpyien auf dem Xanthosmonnment), um sich das Bild nicht zu verderben. Etwas hat es der Orakelmann durch das Wort verdorben. Der Konjektur von Bruhn in Plut. περὶ σαρκοφαγ. 1, 1 (Gen. Gott. p. 7) καὶ νεκρῶν σωμάτων καὶ ἑώλων (überl. εἰδώλων) προθέμενοι τραπέζας muß ihre Palme bleiben.

Die Herkunft des schönen Bildes hätte sich wohl weiter ermitteln lassen. Man erinnert sich der anklingenden Homerischen Verse (Σ 535 f. = Hes. scut. 156 f.):

ἐν δ' Ἔρις, ἐν δὲ Κυδοιμὸς ὁμίλεον, ἐν δ' ὀλοὴ Κήρ
ἄλλον ζωὸν ἔχουσα νεούτατον, ἄλλον ἄουτον,
ἄλλον τεθνηῶτα κατὰ μόθον ἕλκε ποδοῖιν.

Oft sind solche Gestalten gemalt und gebildet (Baumeister, Denkm. S. 1299). Eine schwebende weibliche Figur, in der Rechten ein Schwert, in der Linken ein Menschenhaupt (auf einem kleinen Marmoraltar; als Agaue gedeutet) finde ich eben (Baumeister, Abb. 1398). Treffenderes wäre ohne Zweifel zu finden (auch auf Vasenbildern); ich muß darauf verzichten.

Zum ersten Teile will ich weiter keine Bemerkungen machen: die schwierige Enträtselung des Textes ist gut gelungen. Ich will nur noch notieren, daß ἐπάναγκος λόγος nicht bloß einmal in pap. Par. v. 2574 vorkommt, sondern auch ebenda 3110: zu ἐπάναγκος konnte man schon vergleichen Bücheler zur lex. Gort. IV 8 und zu der mystischen Verordnung des Wassers von 7 Quellen*) zufügen, daß im Hymnus des pap. Par. 2769 (Abel hymn. mag. III 35) von Hekate gesagt wird ἐπ' ὑδάτων κρατέεις (es geht weiter καὶ γῆς καὶ σκοον ὃν καλέουσι δράκοντα μέγαν, dem zu grunde liegt καὶ γαίης ἠδὲ σκότοιο, ὃν κ. δ. μ.).

Im 2. Teil zeichnet der Verf. mit kühnem Griffel die Umrisse der Geschichte des klarischen Orakelsitzes — Aufkommen, Niedergang, höchste Blüte, Untergang. Auf die Einzelheiten und die Fragen, die in zahlreichen Exkursen gestreift werden, kann ich nicht eingehen — so nutzlos es mir scheint, eine kleine Notiz des Solin auf Columella zurückführen und daraus machen zu wollen, daß dieser neben Plinius und Mela die dtitte Quelle des Ausschreibers sei (schon S. 15 f.), so wenig ich mit der Erörterung des Makrobinssatzes (sat. I 18, 1) S. 34 einverstanden bin, da ich an

*) Zur Bedeutung der Siebenzahl ist viel auch zu finden Kopp, Palaeogr. crit § 244. 246.

den Aristokles glaube (dessen Eigentum geht bis oracula, von sed an dessen Widerlegung: das Ganze aus einem andern, sicher nicht Cornelius Labeo, schwerlich Granius Flaccus), so wenig ich an die Identität des aufgeklärten Epikureers Celsus, der κατὰ μάγων schrieb, des Adressaten des Lucianischen Alexandros*), und des Platonikers, dessen begeisterte Verteidigung alter Mystik den christlichen Eifer des Origenes reizte, so wenig ich daran glauben kann, auch wenn 'ein Philolog nicht zweifeln sollte' (S. 43 Anm. 2), so sehr hat fast alles, was in der Hauptuntersuchung entwickelt, was zur Schilderung der Zeit und des Charakters ähnlicher Litteratur beigetragen wird, so sehr hat — um gleich vom 3. Teil zu sprechen — die Behandlung der gesammelten klarischen Orakel, namentlich des IX. Bruchstückes und die Entscheidung in vielen anderen Nebenfragen (die Behandlung der Tacitusstelle S. 39 Anm., Erklärung der Gemme S. 52, die Behandlung des Oinomaos S. 63 f. u. a.) meinen ungeteilten Beifall.

Die Pestnot, der das Orakel seine Entstehung verdankt, schildert B ausführlich (S. 67 f.). Dazu will ich bemerken, daß kürzlich in den 'historischen Studien aus dem pharmakologischen Institut der Universisät Dorpat' (vgl. die Besprechung von Ilberg in dieser Wochenschr. S. 943 f) von Rud. Kobert die Natur der athenischen Pest erklärt wird, die eine von den Verheerungen des sog. Mutterkorns begleitete Blatternepidemie gewesen sei, die Pest unter den Antoninen aber letztere allein. Die typischen Wirkungen solcher Seuchen in den Beschreibungen der Schriftsteller (wie sie auch in dem Orakel zum Teil angeführt werden) — 1. die Feldfrüchte verdorren, 2. die Herden schwinden dahin, 3. die Weiber gebären fehl — sind danach die charakteristischen Folgen der Mutterkornvergiftung. Wenn B. S. 28 bemerkt, daß sich die athenische Pest auf Menschen beschränkt habe, wenigstens sei bei Thukydides von Viehsterben nichts zu lesen, so ist das ein Versehen: II 50 ist bei ihm ausführlicher davon die Rede.

Zu den χρησμοὶ τῶν ἑλληνικῶν θεῶν, deren Text der Verfasser mit kritischen und einigen erklärenden Anmerkungen begleitet, will ich nun noch einige Notizen zusammendrängen. S. 95, 9 f. wird es heißen müssen: ἐν μὲν οὖν τῷ πρώτῳ βιβλίῳ ὅπερ ἐστὶ πρὸς <τὰ> προάγοντα (oder πρὸς <τὰ ἑπτὰ>

*) In dem bloß deshalb nicht zugleich andere Orakel angegriffen werden (nach B. aus Rücksicht auf den Celsus, der daran glaubt), weil dem Titel gemäß bloß Alexandros verhöhnt wird, gegen den die andern noch ehrlich waren.

προάγοντα) τὸ ὄγδοον (πρὸς προάγοντα Hs, πρὸς <ὀρθὴν πίστιν> προάγον τὸ ὄγδοον Bur.). — S. 95, 22: διὸ καὶ ὁ Χριστὸς—ἔλεγεν, ὅτι ἐσχάτη ὥρα ἐστίν könnte sich auf Ev. Joh. 5, 25 beziehen ἀμὴν ἀμὴν λέγω ὑμῖν ὅτι ἔρχεται ὥρα καὶ νῦν ἐστιν ὅτι οἱ νεκροὶ ἀκούσονται τῆς φωνῆς τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ (dann braucht man dem gewiß bibelkundigen Theosophen keinen Irrtum zuzumuten, s. Nachtr. S. 130). — S. 97, 7 vielleicht ὃν οὐκ ἐγὼ κάτοιδα, πλὴν σέβω μόνον. — S. 97, 2 kann der Aorist συνέταγεν stehen bleiben. — S. 102, 9 wäre wohl besser ὅσσον ἐέλδονται χρυσοῦ πολυτιμέος ἄ<λλοι> (statt ἄ<νδρες>) τόσσον μαντοσύνης ποθέεις τέλος. — S. 108, 9 Ἑβραίων Μωσῆς καὶ Μαζακίων σοφὸς ἀνήρ ὃν ποτε δὴ χθὼν θρέψεν ἀριγνώτοιο Τυήνας. 'Μαζακίων unbelegbar' sagt B. Καππαδοκῶν am Rande. Die Hauptstadt Kappadokiens hieß Mazaka, später erst Kaisareia. 'Der weise Mann der Mazakier' kann also Apollonius von Tyana genannt werden, und das ist so viel als 'der Kappadokier'. — S. 112 § 54 -ἐγὼ γὰρ ἐφετμεύω τρισένα μοῦνον ὑψιμέδοντα θεόν, οὗ λόγος ἄφθιτος ἐν ἀδαεῖ ἔγκυμος ἔσται, ὅστις ὥσπερ τόξον πυρφόρον μέσον διαδραμὼν κόσμον ἅπαντα ζωγρήσας πατρὶ προσάξει δῶρον· αὐτῆς ἔσται δόμος οὗτος· Μυρία δὲ τὸ ὄνομα αὐτῆς. Μυρία der Hs ist zu behalten, so selbstverständlich die Änderung in Μαρία scheinen mochte. Denn das interessante Orakel entstammt demselben Dunstkreis wie die Legende, von der Usener, Religionsgesch. Unters. I S. 33 f., eine Übersetzung giebt; dort heißt es S. 34: 'Tausendschön (Μυρία) aber ist ihr Name, sie, die in ihrem Mutterleibe wie in einem Meere ein Schiff von tausend Lasten trägt' u. s. w. — Zu dem neuen Fragment des Euripideischen Oidipus (S. 124 § 86) κακὸν <γὰρ> ἄνδρα χρὴ κακῶς πράσσειν ἀεὶ vergleiche man außer den angeführten Stellen noch Ion 1621 ff. εἰς τέλος γὰρ οἱ μὲν ἐσθλοὶ τυγχάνουσιν ἀξίων οἱ κακοὶ δ', ὥσπερ πεφύκασ', οὔποτ' εὖ πράξειαν ἄν.

Übrigens bemerkt man, daß die χρησμοί ihren Inhalt zum großen Teil mit denselben paar Gedanken bestreiten wie so viele mystische Hymnen dieser Zeit. Gott ist einer, Anfang und Ende; die Welt ist Gottes Leib, Himmel, Erde u. s. w. seine Glieder; ihm ist nichts verborgen; vor ihm zittert alles — deren Variationen ich jetzt noch viel weiter verfolgen könnte, als ich es in den prolegomena meiner Ausgabe der pap. mag. Lugd. p. 774 f. gethan habe. Wie in den Orakeln Unechtes und Echtes ineinander geht, kann man an dieser Sammlung lernen; man sollte gar nicht so scharf scheiden wollen. Hat der alte Apollo wirklich auf die Frage 'bist Du Gott oder sollen wir eines andern warten?' (εἰ σὺ θεὸς ἢ ἄλλος; § 13) selbstverleugnend wie der Täufer in der Wüste die Frager an den neuen großen Gott gewiesen und sich zu dessen ἄγγελοι gerechnet, die nur μικρὰ μερίς desselben wären (S. 98, 7)? Zu der Zeit, da unzählige Bücher und Gesänge des Glaubens und des Aberglaubens mit den Namen des Orpheus, Hermes, Demokritos und allen möglichen berühmten Titeln sich schmückten, soll man nicht auch dem uralten Orakelgott Verse genug in den Mund gelegt haben? Das war auch einer der Reklametitel, unter denen immer von neuem die gleichen Gedanken permutiert und exportiert wurden. Das ist noch etwas ganz anderes als jüdisch-christliche Fälschung — wo die anfängt, lernt man auch an den χρησμοί. Diese Theosophie gehört nach Ägypten so gut wie die Redaktion der orphischen Hymnen und der meisten orphischen Theogonien — davon will ich an anderem Orte mehr sagen.

Hier sei es genug. Mag Bureschs schöne Schrift allen empfohlen sein! Man wird sie mit Vergnügen lesen; denn auch die Schreibweise des Verf. ist frisch, gewandt, vielleicht zu originell.*) Seltsam ist an ihr eine gewisse Vorliebe für Lessingsche Redewendungen, die sich manchmal recht ältlich ausnehmen. Jedenfalls aber — und das hoffe ich dargethan zu haben — ist das Ganze ein sehr tüchtiges und sehr anregendes Buch.

Cassel. Albrecht Dieterich.

Richard Fisch, Die Walker, oder Leben und Treiben in altrömischen Wäschereien. Berlin 1891, Gärtner. IV, 39 S. 8. 1 M. 20.

Das Material zu dem vorliegenden Schriftchen haben dem Verf. die Zettel geboten, die dem Wölfflinschen Archiv für Lexikographie in Beantwortung der die Nomina personalia auf o, onis betreffenden Fragen zugegangen sind. Der Verf. hatte dadurch alle Stellen, wo fullo in der römischen Litteratur vorkommt, beisammen und hat nun auf grund derselben ein Genrebild entworfen, das in anschaulicher Weise das Leben und Treiben in den römischen Walkereien schildert. Vollständig konnte dasselbe freilich nicht werden; denn abgesehen davon, daß gar manche Stellen vorkommen, in denen auch ohne direkte Nennung des Namens fullo Beziehungen auf Walkerei sich finden (man vergl. polire, lavare, lavatores etc.), kann ein vollständiges Bild auch des römischen Walkerwesens ohne Zuziehung griechischer Quellen doch

---

*) Nicht allen gefällt dieser gezierte Stil! D. R.

nicht gewonnen werden. Immerhin darf dem Verf. zugestanden werden, daß er das ihm vorliegende Material in geschickter Weise zu gruppiren gewußt hat. Er teilt seinen Stoff in die Kapitel: Kundschaft, Werkstatt, Arbeit, Betrieb, Gewerk, Leumund, Name. Freilich muß stellenweise die Phantasie ergänzend in die Lücken unserer Kenntnis eintreten, und namentlich bei der Schilderung des Betriebes ist das ziemlich stark der Fall gewesen. Dabei hat den Verf. das Bestreben, möglichst viel Details aus seinem Material herauszuschlagen und nichts unverwertet zu lassen, zu allerlei Wunderlichkeiten verführt. Wenn in den Digesten als Beispiel eine im Testament begangene Namensverwechselung zweier Sklaven, von denen der eine ein Walker, der andere Bäcker ist, angeführt wird, so wird daraus im Text S. 5 die Bemerkung, die reichen Römer hätten oft ihre fullones nicht gekannt, und das habe zu Mißverständnissen im Testament Veranlassung gegeben; als ob nicht mit dem gleichen Recht dasselbe von allen anderen Sklaven, Bäckern, Köchen, Thürhütern, Gärtnern etc. gesagt werden könnte. Wenn Seneca nat. quaest. I 3, 2 erwähnt, daß man, wenn der Walker die ausgespannten Tücher mit Wasser aus seinem Munde anspritze (wie heut noch vielfach die Tapezierer es thun, wenn sie neue Gardinen aufgemacht haben), die Regenbogenfarben sehe, so wird daraus S. 12 die Bemerkung, „unter Umständen" habe sich ein „witziger" fullo den Spaß gemacht, die Regenbogenfarben „hervorzuzaubern". Wenn uns Grabsteine „belehren", daß ein Walker mit 50, ein anderer mit 70 Jahren gestorben ist, so wird daraus S. 13 der Schluß gezogen, „daß die Walker nachweislich ein nicht unbeträchtliches Alter erreicht haben", als ob dies einerseits überhaupt eines Beleges bedürfte oder andererseits ein einzelner Grabstein eines 70jährigen fullo einen Beweis dafür abgeben könnte. Und wenn nach Macrob. Sat. II 2, 9 die Tochter des Sulla einen Geliebten hatte, der der Sohn eines Walkers war: darf man (S. 26) diesem jungen Manne deswegen nachsagen, er habe „als lüderlicher Sohn schnell wieder durchgebracht, was ein thätiger Vater langsam erworben hatte?" — Es mag ja sein, daß die römischen Walker verrufen waren, sonst hätten sie wohl nicht ein so beliebtes Motiv für die Komödie abgegeben: aber es ist doch entschieden ungerecht, ihnen auch die bei Apuleius met. IX 24 erzählte Anekdote von der ehebrecherischen Frau eines fullo aufs Kerbholz zu schreiben.

Bedenklicher als dergleichen Übertreibungen sind die zweifelhaften oder die direkt falschen Interpretationen von Schriftstellen. Zu ersteren rechne ich z. B. S. 2 Anm. 8, wo der Verf. in dem Vers Plaut. Pseud 781 cras mihi potandus fructus est fullonius anstatt des wahrscheinlich verdorbenen fructus mit Beroaldus fucus lesen will und erklärt, der Puer meine, er werde am nächsten Tage solche Hiebe bekommen, daß er an seinem Leibe aussehen werde wie ein Stück Tuch, wenn es den fucus fullonius eingesogen hat. Aber was ist denn das für ein fucus fullonius? Nach dem Vergleich könnte man doch nur an rote oder blaue Farbe denken; die Walker haben aber bei ihrer Arbeit mit Farbstoffen gar nichts zu thun, nur mit der den Tüchern die nötige Weiße verleihenden Walkererde, die ganz sicher nicht fucus genannt werden kann. Die Heilung dieser Stelle ist aber bisher ebensowenig gefunden wie die richtige Erklärung für die gleich vorher erwähnte Plaut. Asinar. 907. Ganz falsch wird auf S. 15 f. Martial VI 93 angewandt. Der Dichter spricht da von einem Frauenzimmer, das übler riecht als das alte Urinbecken, das einem geizigen Walker (avari, weil er für diesen Zweck zu lange denselben Topf benutzt, der dann infolgedessen mit der Zeit einen penetranten Geruch angenommen hat) mitten auf der Straße zerbrochen ist; wie daraus der Verf. eine Scene konstruieren kann, in der der Sklave einer schönen Dame dem Walker einen Rock derselben zurückbringt, weil er zu stark nach Urin rieche, ist mir unverständlich, da ja der ganze weitere Inhalt des Epigramms lehrt, daß mit den Worten Iam male Thais olet nicht das Gewand der Thais, sondern diese selbst gemeint ist, und daß der Walker nicht als Ursache, sondern nur zum Vergleich des Gestankes herbeigezogen wird. Sicher falsch ist es auch, wenn S. 23 unter Berufung auf Plin. VIII 135 behauptet wird, die Walker hätten sich „nicht ungern" Betrügereien mit aufgekratzten Kleidern erlaubt, während bei Plinius offenbar davon die Rede ist, daß häufig Betrügereien stattfanden mit den zum Aufkratzen der Stoffe verwandten Igelfellen, über die Plinius dort des langen und breiten gehandelt hat, mit dem Bemerken, daß die Qualität derselben häufig durch die Art des Fangens resp. Tötens der Tiere beeinträchtigt wird. Auch daß die Lex Metilia den Walkern eine gewisse Reihenfolge für die einzelnen Teile ihrer Thätigkeit vorgeschrieben habe, scheint mir aus Plin. XXXV, 197 nicht hervorzugehen; dies Gesetz betraf wohl nur die von den Walkern anzuwendenden Materialien. — Höchst wunderlich ist ferner, daß ebd. die Worte des Seren. Sammon. 836 carduus est nondum doctis fullonibus aptus dazu benutzt werden, um zu behaupten, die Walker hätten

sich „mit Eifer nicht zu den Handwerkern, sondern zu den Künstlern gerechnet"; das kann doch unmöglich aus dem Worte doctis, das die Walker lediglich als „geschickt" bezeichnet, hervorgehen?

Die allergrößte Wunderlichkeit aber ist auf S. 24 und im letzten Kapitel zu finden, wo der Verf. mit einem Exkurs „über lautliche Vorgänge auf dem Gebiete des Vulgärlateins" eine Etymologie des Wortes fullo versucht. Hier liegt schon ein Grundirrtum vor. Bei Fest. p. 166, 2 steht naccae appellantur vulgo fullones. Das übersetzt der Verf: „Die naccae werden im Volksmunde fullones genannt", und folgert nun, fullo sei eine vox vulgaris; die feine Sprache hätte die Walker als naccae bezeichnet, sie seien „zuletzt" spottweise „meistens" mit dem Vulgärwort fullo bezeichnet worden, und nacca verhalte sich zu fullo wie etwa bei uns „Kaufmann" zu „Tütendreher"! Nun steht aber bei Festus für jeden, der lesen kann, gerade das Umgekehrte: „die fullones werden im Volksmunde naccae genannt". Daß dem so ist, geht ganz deutlich aus den folgenden Worten hervor, in denen Festus etymologische Deutungsversuche für nacca beibringt; und ferner daraus, daß das angeblich der feineren Redeweise angehörige nacca sich in der uns erhaltenen Litteratur nur noch bei Apuleius findet, also gerade bei einem Vertreter des sermo vulgaris. — Und wie erklärt nun der Verf. das Wort fullo? Fulmino (onis), fulno, fullo — „der Walker wurde demnach im römischen Altertum spottweise der 'Leuchter, der Glänzer' genannt, weil ein fullo, durch sein Gewerbe dazu leicht verführt, oftmals in übertriebener Weise darauf Gewicht legte, seinen Mitmenschen gerade in weißen und weithin leuchtenden Gewändern zu begegnen". So zu lesen auf S. 38, nebst erbaulichen Parallelen, die aber keine sind, aus der deutschen Sprache und einigen Bemerkungen über den Käfer, der fullo hieß und ebenfalls ein fulmino sein soll, weil er nach Plinius XXX 100 albae guttae hatte. Über solche Spielereien braucht man wohl kein Wort zu verlieren.

Der Verf. verspricht im Vorwort, „baldigst" ähnliche Bilder über praedo und latro zu geben. Nach dieser ersten Probe sind wir auf diese „Räuber" nicht gerade sehr neugierig.

Zürich. H. Blümner.

E. Albrecht, De adiectivi attributi in lingua Latina collocatione specimen. Diss. inaug. Marburg 1890, Soemmering (Leipzig, Fock). 104 S. 8. 2 M.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Einzelschriften, die man bei Schmalz Lat. Syntax 2. Aufl. S. 560 verzeichnet findet, befaßt sich mit der Frage der Stellung der einzelnen Teile des Satzes im Lateinischen. Über die Stellung des Adjectivums bei dem Annalisten Cato (mit Ausnahme der Schrift de re rustica) und Sallustius hat zuletzt A. Reckzey in einer 1888 zu Berlin erschienenen Schrift gehandelt, nachdem bereits früher D. Rohde die Frage der Stellung des attributiven Adjectivums bei Cäsar, in Ciceros Reden und bei Sallustius in zwei 1884 und 1887 zu Hamburg erschienenen Abhandlungen einer Untersuchung unterzogen hatte. Der Verfasser unserer Schrift hat zu dem gleichen Zwecke des Cornificius *Rhetorica ad Herennium*, Ciceros Briefe, die in des Petronius *Satirae* vorkommenden Gespräche, dann eine Reihe Gesetze, nämlich die *leges XII tabularum*, die *l. Acilia repetundarum, agraria, Cornelia de XX quaestoribus, Cornelia de sicariis et veneficiis, Antonia de Termessibus, Rubria de Gallia Cisalpina, Iulia municipalis* und endlich noch des Cato Schrift *de re rustica* nach der im Titel angedeuteten Richtung untersucht. Wie man sieht, war es dem Verfasser darum zu thun, einen guten Teil der älteren prosaischen Litteratur bei seiner Untersuchung auszunutzen, und um die ältere poetische Litteratur nicht ganz unbeachtet zu lassen, hat er, wo es ihm passend schien, auch vier Stücke des Plautus, nämlich *Trinummus, Miles gloriosus, Captivi* und *Menaechmi* zum Vergleiche herangezogen, wenn er auch mit Recht auf die poetische Litteratur in dieser Hinsicht kein großes Gewicht legt. Denn nur allzusehr wird die traditionelle Wortfolge durch den Einfluß des Metrums abgeändert. Freilich mögen trotzdem bei Plautus auch hinsichtlich der Stellung des attributiven Adjectivums viele volkstümliche und darum wohl traditionelle Anklänge zu finden sein.

Unsere Schrift giebt zunächst eine Statistik der Pronomina, 1. demonstrative und determinative, 2. possessive, dann der Numeralia (Kardinal- und Ordinalzahlen), endlich der eigentlichen Adjektive. Die an letzter Stelle angeführten Adjektive werden in zwei Hauptunterabteilungen vorgeführt, nämlich solche, welche gewöhnlich nach dem Substantiv stehen, und solche, welche in der Regel vor demselben ihre Stellung einnehmen. Ich kann es füglich wohl unterlassen, die einzelnen Kategorien, nach welchen der Verfasser die attributiven Adjektive aufzählt, hier ausführlich wiederzugeben, zumal ein alphabetischer Index sämtliche in der Schrift aufgeführten Adjektive verzeichnet. Soviel im allgemeinen über den rein statistischen Teil der Arbeit, den ich bei dem leicht begreiflichen Ab-

gang von Sammlungen dieser Art nicht weiter kontrollieren kann. Am interessantesten ist wohl das Ergebnis der Statistik hinsichtlich der Schrift des alten Cato, das ich darum auch ausdrücklich hier mitteile. Nach der Zählung des Verfassers stehen von den 320 Adjektiven, die sich in dieser Schrift finden, 235 immer nach dem Substantive, 32 immer vor demselben. Wenn nun auch nach den Nachweisungen des Verfassers auch bei anderen Schriftstellern das Adjektiv die Stelle hinter dem Substantiv einnimmt, falls es mit demselben zu einem Begriff verwachsen ist (vgl. z. B. *navis longa*, *praetor urbanus*, *ludi circenses* etc.), so muß doch mit Rücksicht auf Cato zugegeben werden, daß dieser originale Kopf auch in stilistischen Dingen seine eigenen Wege gegangen ist und die im großen und ganzen auch im Lateinischen beobachtete indogermanische Regel, derzufolge das attributive Adjektiv seine Stelle vor dem Substantiv haben sollte, völlig auf den Kopf gestellt hat.

Wie in diesem einen Falle unzweifelhaft eine Marotte des Schriftstellers vorliegt, so wird dies auch wohl in anderen angenommen werden müssen. Und daß auch gewiß mitunter der Zufall oder die Mode mit im Spiele gewesen sind, zeigen jene Fälle, in welchen überhaupt ein Grund für die abweichende Stellung des Adjektivs nicht ausfindig zu machen ist. Man vergleiche z. B die Adjektive *magnus* (S. 62), *bonus* (76 ff.), *fortis* (83). War aber einmal in die althergebrachte Gepflogenheit Bresche gelegt, so konnte die neu aufgebrachte Stellung auch ohne tieferen Grund weitere Ausbreitung erlangen. Gewiß aber hat der Verfasser unserer Schrift für eine große Zahl von Fällen die richtige, wenn auch nicht in allen neue Erklärung beigebracht, indem die abweichende Stellung entweder durch rhetorische und stilistische Gründe oder aber durch den inneren Zusammenhang der Gedanken gerechtfertigt wird. In diesen letzteren Ausführungen liegt neben den statistischen Ausweisen der eigentliche wissenschaftliche Wert der Schrift, die unstreitig die Beachtung des Syntaktikers verdient.

Innsbruck. Fr. Stolz.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Westdeutsche Zeitschrift. XI, No. 4.

(315) G. v. **Rössler,** Die Bäder der Grenzkastelle. Mit 2 Tafeln. (Schluß.) Ausführliche architektonische Beschreibung der Thermen auf der Saalburg, vom Marienfels u. a. — (332) **K. Batsch**, Zur Geschichte der Legionen XIII — XX. Nach Mommsen sollen diese höher numerierten Legionen erst während des germanisch-dalmatischen Aufstands im J. 6 n. Chr. und z. Th. noch später errichtet worden sein. Verf. weist (besonders aus Dio Cassius) nach, daß die XX. Legion (und folgerecht auch die anderen) schon lange vor dem J. 6 bestanden habe. Die XX. wurde im J. 10 n. Chr. von Illyrien nach Germanien versetzt; in Illyrien finden sich aber Grabinschriften, welche XXer Legionäre mit 9- und 17 jähriger Dienstzeit nennen, ja es giebt in Dalmatien sogar Inschriften von Veteranen dieser Legion, wobei zu bemerken ist, daß die XX. nach ihrer Versetzung nicht mehr in die Donauländer zurückkehrte. — (339) **A. Riese**, Die Sueben. Erwiderung auf Kosinnas Abhandlung. Riese bleibt dabei, daß Marcomannen und Quaden nicht zu den Sueben gehören; was Tacitus dagegen sage, beruhe auf Irrtum. Der Name der Sueben werde wohl nie sicher erklärt werden können; doch macht Riese auf das Gebirge *Saevo* im germanischen Norden (Plin. IV 96), auf den Ostseefluß Σύηβος (Ptol.) und das Suebicum mare (= Ostsee) des Tacitus aufmerksam. — (344) **H. Keussen**, Die Stadt Köln als Patronin ihrer Hochschule. Die Gründung kam 1388/89 ohne Mitwirkung, aber auch ohne Widerspruch von seiten des Erzbischofs zu stande. Mittelbar vor der Eröffnung flohen fast alle Angehörigen der Heidelberger Universität (deren Stiftungsurkunde nur zwei Jahre älter ist) wegen der ausgebrochenen Pest.

Journal des Savants. Février 1891.

(110 — 124) **Aimé Puech**, Anz. von Priscilliani quod superest, ed. **G. Schepss.** Erster Artikel. Eingehende Darstellung des Priscillianismus, dessen wahre Erkenntnis wir erst dem Funde von Schepß verdanken. — (124—132) **M. Berthelot**, Sur les traces des écrits alchimiques grecs conservés dans les écrits latins et sur la transmission des doctrines alchimiques au moyen âge. Die alchimistischen Traktate des Arnaud de Villeneuve, Raimundus Lullus, Roger Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino und anderer berufen sich im Gegensatz zu den lateinischen Übersetzungen aus dem Arabischen nicht mehr auf bestimmte griechische Gewährsmänner; die Theorien derselben sind ihnen nachweislich nur durch die Vermittelung der Araber bekannt.

Mars 1891.

(162—174) **Jules Girard**, Anz. von G. Schlumberger, Un empereur byzantin au Xe siècle. 2. Artikel. — (174—181) **B. Hauréau**, Anz. vom Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France, t. XIV.

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 18.

(664) **K. Lincke**, De Xenophontis libris Socraticis. 'Nicht überzeugend'. *E. Richter*. — (665) **J. Weisweiler**, Das lateinische Participium futuri passivi. 'Das einleuchtende Verfahren des Verf. ist fast noch imponierender als die Ergebnisse, welche eine Reihe höchst wichtiger grammatischer Fragen definitiv regeln'. *J. H. Schmalz*.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 16.

(425) **A. Otto**, Die Sprichwörter der Römer. 'Zeitgemäßer Beitrag, welchem Dank gebührt'. *O. Crusius*. — (433) **E. Knoll**, Studien zur ältesten Kunst in Griechenland. 'Ungenügend; mit nicht ausreichender Kritik geschrieben'. *A. Milchhöfer*. — (436) Vergil Aeneis, commentato da **A. Monaci**. 'Sehr anspruchslos'. *C. Weyman*. — (437) **G. Cortese**, Vocabulario latino. Tadelnde Anzeige von *J. Stowasser*. — (442) **W. Ribbeck**, Griechische Schulgrammatik. 'Großer Unterschied gegen neuere Grammatiken, die sämtlich den Lehrstoff beschränken wollen'. *J. Sitzler*.

No. 17.

(449) Aristoteles' Schrift vom Staatswesen der Athener, übersetzt von **Kaibel** und **Kiessling**. 'Die Übersetzer geben den Sinn der griechischen Worte freier als wohl nötig und tragen durch eine gewisse Wortfülle etwas von ihrer Begeisterung in die ruhige Erörterung des Aristoteles hinein'. *G. J. Schneider*. — (451) **Lucian Müller**, De Horatii epistulis. Bedenkenreiche Kritik von *O. Weissenfels*. — (452) **G. Koch**, De Iuliani imp. scriptorum auctore. Zustimmend gehaltene Anzeige von *H. Hecker*. — (455) Aus der Anomia. Referat von *Posnansky*. — (458) **H. Gutscher**, Die attischen Grabschriften. 'Gründlich; kaum zu übertreffen'. *G. Hergel*. — (459) **Liebenam**, Zur Geschichte des römischen Vereinswesens. Beginn einer unparteiischen Kritik von *J. Schiess*. — (463) **A. Polaschek**, Partikel ἄν und κέν. Ref. *J. Sitzler* kann den Erklärungen des Verf. in den meisten Fällen nicht beipflichten. — (464) **H. Lattmann**, Gebrauch der Tempora im Lateinischen. Im Einzelnen erscheint dem Berichterstatter *H. Blase* diese Lehre sehr dehnbar und willkürlich. — (467) **Gillhausen**, Lateinische Schulgrammatik, 10. Aufl. 'Trefflich'. *A. Prümers*.

No. 18.

(481) **H. Schliemann**, Bericht über die Ausgrabungen in Troja. 'Ist ein hochherziges Vermächtnis'. *G. J. Schneider*. — (486) **Liebenam**, Zur Geschichte des römischen Vereinswesens. 'Bietet eine sorgfältige und zuverlässige Übersicht, ist geeignet zur Grundlage für weitere ergänzende Forschungen'. *J. Schiess*. — (488) Metrodori fragmenta coll. **A. Körte**. 'Hübscher Nachtrag zu Useners Epicurea'. *C. Häberlin*. — (489) **Hülsen** und **Lindner**, Die Alliaschlacht. 'Mit großer Klarheit geschrieben; enthält kein Wort zu wenig und zu viel'. *H. J. Müller*. — (491) Cicero über das Imperium, von **Richter-Eberhard**. 'Übertrifft die Halm-Laubmannsche Ausgabe in exegetischer Hinsicht, steht ihr nach in kritischer Beziehung'. *H. H.* — (492) **M. Heynacher**, Lehrplan der lateinischen Stilistik, 2. Aufl. 'Noch nützlicher und brauchbarer als die erste Auflage'. *O. Drenckhahn*. — (498) Beitrag von **G. J. Schneider**: Aristoteles 'Ἀθηναίων πολιτεία. Ist eine Anzeige von Kenyons zweiter Ausgabe; dieselbe unterscheide sich wesentlich (durch Einteilung, Setzung der Accente etc.) von der ersten.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

Februarsitzung.

Zur Vorlage kamen: Furtwängler, Die Bronzen und die übrigen kleineren Funde von Olympia; Helbig, Sopra la cosi detta Medusa Ludovisi; Berliner philologische Wochenschrift XI 3—5, darin Belger, Erinnerungen an Heinrich Schliemann; Rendiconti VI 10—12; Viestnik XIII 1; Abhandlungen d. K. sächs. Ges. d. Wissenschaften XII 1.

Herr **Conze** legte den Schluß der Ausgabe des Denkmals von Giöl-Baschi von Benndorf vor, sowie zwei Nekrologe auf Schliemann von Em. Löwy und Gustav Hirschfeld, endlich einen Sonderabdruck aus den Mémoires der k. belgischen Akademie der Wissenschaften: de Celeuneer, Type d'Indien du nouveau monde représenté sur un bronze antique du Louvre.

Herr **Koepp** legte den Aufsatz von O. Benndorf über das Alter des Trojaspiels (aus M. Büdinger, Die römischen Spiele und der Patriciat, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie Band 123) vor und wies besonders auf die darin gegebene überaus glückliche Erklärung der vielbesprochenen Homerverse von dem auf dem Schilde Achills dargestellten χορός (Σ 560 f.) hin.

Herr **Diels** legte die soeben erschienene Ausgabe der 'Ἀθηναίων Πολιτεία von Kenyon vor, gab eine Übersicht über die Disposition und zeigte an einigen Proben den neuen und fesselnden Inhalt des wichtigen Buches. Auch für die Archäologie sei manches darin, z. B. die Erwähnung des ἄγαλμα der Athena c. 47 und die παραδείγματα c. 49, die der Vortragende auf die Vorlagen der Künstler zu den Peplosstickereien der Athena beziehen zu müssen glaubte.

Herr **Immerwahr** sprach über Lapithisches aus der Peloponnes.

Herr **Puchstein** legte den Abdruck eines kleinen, mit Reliefs verzierten Holzplättchens vor, das sich in der ägyptischen Abteilung der königl. Museen zu Berlin befindet. Es ist bereits im Jahre 1842 durch Lepsius zusammen mit anderen, meist aus Sakkara stammenden Altertümern von einem arabischen Händler Masara in Kairo erworben worden. Eine Fundnotiz ist nicht vorhanden. Man hat aber bisher nie daran gezweifelt und kann wegen der guten Erhaltung des Holzes nicht daran zweifeln, daß es wenigstens in Ägypten selbst, wahrscheinlich in einem Grabe, gefunden worden ist.

Von ursprünglich kreisrunder, jetzt durch das Werfen des Holzes etwas oval verzogener Gestalt (br. 60 und 63 mm, d. 2—4 mm), auf der Unterseite glatt, oben flach konvex, ohne Randeinfassung, hat es oben in der Mitte eine runde, von einem niedrigen und schmalen Saum eingefaßte Vertiefung (br. 18 mm), in der vermutlich ein Knopf aufgeleimt war. Der breite Streifen rings um diese Vertiefung ist in vier Felder geteilt; davon enthält das eine einen Löwen, der sich zum Sprunge niedergekauert hat, das zweite zwei liegende, sich nach dem Löwen scheu umblickende Antilopen (unter dem Kopf der vorderen hat der Künstler ein dreieckiges Flickstück einsetzen müssen), das dritte einen langsam schleichenden Greifen, das vierte endlich einen vor ihm fliehenden Steinbock. Diese ganze, durch Bäume und Pflanzen belebte Darstellung läuft von links nach rechts; sie ist in sicherer Zeichnung mit scharfgeschnitzten Umrissen, lebendiger Modellierung und geschickter Reliefbehandlung ausgeführt. Den Greifen hat bereits A. Furtwängler in

Roschers mythologischem Lexikon S. 1745 abgebildet. Er hat dabei zum erstenmal öffentlich auf das schöne und feine Relief aufmerksam gemacht und es als eine ägyptische, im Delta unter syrischem Einflusse entstandene Arbeit bezeichnet Der Stil ist aber, wie man jetzt nach neueren Funden sicher erkennt, nicht ägyptisch, sondern echt mykenisch, und das stellt das kleine, so gut erhaltene und sorgfältig gearbeitete Werk auf eine Stufe mit anderen bewundernswerten Erzeugnissen der mykenischen Industrie, wie den Goldbechern von Vaphio und den berühmten Dolchklingen aus den Schachtgräbern in Mykenae. Es wird ebenso wie die in Ägypten gefundenen Thongefäße derselben Stilgattung von auswärts importiert und wegen seiner Kunst von dem einheimischen Käufer, dem man es ins Grab mitgab, geschätzt worden sein.

Daß die Zeichnung der einzelnen Tiere, namentlich die eigentümliche Perspektive, die bei dem Löwen angewendet worden ist, vollkommen dem mykenischen Stile und nur diesem entspricht, lehrt ein Blick auf die zahlreichen mykenischen Gemmen mit Tierfiguren. Die wellenartig oder krausschuppig verzierten Streifen, die die Feldereinteilung bilden, rings um den Knopfrand in der Mitte laufen und sich am äußeren Rande verbreitern, als wenn sie sich auch hier miteinander hätten verbinden sollen, erweisen sich durch den Vergleich mit den getriebenen Reliefs auf den Goldbechern von Vaphio (Ephemeris arch. 1889 Taf. 9; vgl. die Dolchklinge Taf 7, 2) als Darstellungen des Terrains. Das ganze Bild ist daher als eine von hohem Standpunkt aus ringsum wahrgenommene Landschaft aufzufassen, in der auf rauhem (vom Künstler für das Rund symmetrisch komponiertem) Erdboden Bäume stehen und Raubtiere ihre Beute verfolgen. Mit demselben, in keiner orientalischen Kunst des zweiten Jahrtausends v. Chr. ähnlich ausgebildeten Sinn für die Landschaft ist auch die Darstellung des Stierfangs auf den Goldbechern von Vaphio entworfen; in beiden Bildern herrscht gleichmäßig das auffällige Mißverhältnis zwischen den allzugroßen Tieren und den kleinen Bäumen.

Auf die von mehreren Mitgliedern der Gesellschaft gestellten Fragen, aus was für einem Holze das Relief bestände, ob es einst mit Goldblech überzogen war, oder ob es als Modell für getriebene Reliefs gedient hätte, konnte der Vortragende keine Antwort erteilen. Daß es zum Deckel einer runden Büchse gehört hätte, ließe sich wegen des im Kuppelgrabe von Menidi (s. Taf. VII, 2 S. 27) gefundenen, etwa ebenso großen Elfenbeindeckels vermuten.

(Schluß folgt).

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von
CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 23. Mai. 1891. № 21.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. K. **Zangemeister**, Oberbibliothekar in Heidelberg, zum ord. Prof. an dortiger Universität. — Prof. **A. H. Sayce** ist zum Professor des Assyrischen an der Universität Oxford auf fünf Jahre mit einem Jahresgehalt von 150 £ ernannt worden.

Dr. **Georg Schneider** vom Luisengymn. zu Berlin zum Direktor des Gymn. zu Cottbus. — Dr. **Goldscheider** am Realgymn. in Mühlheim zum Oberlehrer in Elberfeld.

Auszeichnungen.

Dr. **Bethe**, Oberlehrer a. D. in Merseburg, der rote Adlerorden 4. Kl. verliehen. — Prof. Dr. **Lipsius** in Leipzig und Rektor Prof. **Vogel** in Dresden-Neustadt das Ritterkreuz 1. Kl. des Königl. sächs. Verdienstordens.

Todesfälle.

Ferdinand Gregorovius, 1. Mai in München. — Prof. Dr. **Brinkmeier** in Ballenstedt, 6. Mai. — Dr. **Metzke**, Gymnasiallehrer in Neisse, 30. April, 35 J.



Inschrift eines troischen Spinnwirtels.

Vgl. Schliemann-Dörpfeld, Bericht über die Ausgrabungen in Troja i. J. 1890, Leipzig, Brockhaus 1891.

Bei seiner letzten troischen Ausgrabung im Jahre 1890 hat Schliemann „in der Trümmerschicht, in welcher die Vasen des mykenischen Typus zusammen mit der monochromen grauen oder schwarzen einheimischen Topfwaare vorkommen — also in der sechsten Ansiedelung von unten gerechnet —“ einen Wirtel gefunden von brauner Terrakotta mit Schriftzeichen, die eingeritzt worden sind, als der Thon noch feucht war. Beim ersten Anblick der im Kreis das Loch des Wirtels umgebenden fünf Zeichen springt die Ähnlichkeit mit Charakteren des kyprischen Syllabars in die Augen. Früher schon einmal kamen bei den troischen Ausgrabungen Schliemanns auf einer thönernen Patera zwei Zeichen zum Vorschein, die stark an kyprische erinnern (Griech. Dial. Inschr. 150), und wiederholte Anzeichen haben längst zu der Vermutung geführt, daß das kyprische Syllabar aus Kleinasien stamme. Läßt sich nun die Inschrift des troischen Spinnwirtels mit Hilfe des kyprischen Syllabars verstehen? Professor A. H. Sayce in Oxford, dem Schliemann den Wirtel schickte, schrieb ihm

darüber: „Die Inschrift ist eine der besten und deutlichsten, die ich je gesehen habe und ein herrliches Beispiel kyprischer Epigraphie. Die Lesung ist Πα-το-ρι Τυ-ρι. Nach Hesychios gab es ein Wort Πάτορις mit der Bedeutung Eigentümer. Falls daher die Sprache der Inschrift griechisch ist, so müssen wir übersetzen: dem Eigentümer Tyris. Jedoch scheint es mir wahrscheinlicher, daß die Sprache derselben phrygisch ist, und wir können in diesem Falle Πατορι als das Äquivalent des griechischen Πατρί ansehen, denn Tyris ist die Gottheit, von welcher der Name der phrygischen Stadt Tyriaion abstammt. Demgemäß würde die Übersetzung der beiden Worte sein: dem Vater Tyris."

Das Zeichen, von dem Sayce die Inschrift — wie ich glaube, mit Recht — beginnen läßt, stimmt mit dem kyprischen pa völlig überein. Wenn nun das nach rechts folgende Zeichen mit Sayce einem kyprischen to gleich gefunden werden soll, so muß man die Abbildung drehen und annehmen, daß der Schreiber von der Mitte des Wirtels aus die Zeichen strahlenförmig gesetzt hat. Mit dieser Annahme verträgt sich aber nicht Sayces Lesung des vierten Zeichens. Sayce liest es tu; mit einem kyprischen tu hat es aber, von der Mitte des Wirtels aus gesehen, gar keine Ähnlichkeit. Sayces Deutung der Inschrift zwingt vorauszusetzen, daß der Schreiber das erste, dritte und vierte Zeichen vertikal zu der Grundlinie gesetzt hat, die bei der Abbildung des Wirtels in Schliemanns Bericht angenommen ist, das zweite und fünfte Zeichen aber vertikal zu der Grundlinie, die man erhält, wenn man die Abbildung um einen rechten Winkel nach links dreht. Aber auch wenn diese Voraussetzung zugegeben wird, erscheinen die beiden von Sayce als to und tu gedeuteten Charaktere des Wirtels den kyprischen Zeichen to und tu nicht eben gleich; besonders erheblich unterscheidet sich das vermeintliche tu des Wirtels von dem kyprischen tu. Das kyprische Zeichen hat zwei von einer Hasta ausgehende Querstriche, unter dem unteren Querstrich zwei Häkchen, auf dem Wirtel aber gehen von einer geschwungenen Hasta drei Querstriche aus, zwei längere und ein kürzerer. — Mir scheint das auf pa folgende Zeichen einem kyprischen ko zu entsprechen, wobei ich annehme, daß der Schreiber den Wirtel nicht gedreht, sondern das zweite Zeichen ko ebenso wie die folgenden zu derselben Grundlinie vertikal gestellt hat wie das erste. Das dritte gleicht kyprischem ri. Das vierte entspricht am ehesten einem gewissen Typus des kyprischen si. Das fünfte ist, wenn wir es von derselben Grundlinie aus lesen wie die übrigen vier, mit keinem der uns bekannten kyprischen Zeichen zu identificieren; es erinnert an das aus kleinasiatischen Alphabeten bekannte, einem zu beiden Seiten lang geschwänzten T gleichende Zeichen des Zischlauts -σσ-, das seinerseits mit dem kyprischen Zeichen se verwandt ist. Sollte also dieses Zeichen etwa ein kleinasiatisches se sein, dann würde man lesen dürfen:

pa· ko· ri· si· se·

Das könnte ein phrygischer Eigenname sein: Πακό-ρισσις (Πακόρισσις), mit dessen Stamm man vielleicht den armenisch-parthischen Eigennamen Πάκορος, mit dem Suffix die karischen Eigennamen Ἀράσσις, Ἄρλισσις, Πάλκισσις, Ὕσσισσις (Georg Meyer, Die Karier, Bezzenb. Beitr. X 176) vergleichen darf.

Leipzig. Richard Meister.

Zeus Eubuleus.

Otto Kern hat in seiner soeben erschienenen Abhandlung „Eubuleus und Triptolemos" in den Mitteilungen des athenischen Instituts XVI 1 ff. den Beweis angetreten, daß der in Eleusis verehrte Eubuleus eine Gestalt des Zeus sei. Obwohl dieser Beweis vollständig gelungen ist, schneidet er doch nicht jede Hintertür ab, und es wird die Hinzufügung urkundlicher Zeugnisse, welche jeden Zweifel ausschließen dürften, nicht unnütz sein. Sie finden sich in zwei delischen Tempelrechnungen (s. Homolle, Bullet. de corr. hellén. XIV 505 Anm. 4); in der ersten aus dem Jahre 250 v. Chr. werden die zum Feste der Thesmophorien für Opfer geleisteten Ausgaben in folgender Weise aufgeführt: ὗς ἐγκύμων τῆι Δήμητρι ΔΔΓ καὶ ὗστε τῆι Κόρηι ἱερεῖον ΔΔͰͰͰͰ καὶ Διὶ Εὐβουλεῖ ἱερεῖον ΔΓͰ. In der zweiten Inschrift, aus dem Jahre 246, heißt es: τῆι Δήμητρι ὗς ἐγκύμων ΔΔ, δελφάκιον καθαρίου ΔͰͰͰͰ, ἄλλο δελφάκιον τῶι Διὶ τῶι Εὐβουλεῖ ΓͰͰͰͰ.

Für Delos ist also die Trias Demeter, Kore, Zeus Eubuleus sicher, und um Kerns Ansicht zu bestreiten, müßte man sich jetzt zu der Behauptung versteigen, daß Eubuleus in Attika ein anderer gewesen sei, als in dem mit ihm so eng verbundenen Delos, obwohl er auch hier der Kultgenoß der beiden eleusinischen Göttinnen gewesen ist. Die delischen Urkunden bieten völligen Ersatz für den von Kern S. 11 in betracht gezogenen, mit Recht freilich für unerheblich erachteten Mangel, daß sich in den eleusinischen Inschriften bisher nur die auf das Beiwort abgekürzte Bezeichnung des dortigen Zeus Eubuleus gefunden hat.

Bei diesem Anlaß sei zu Kerns Ausführungen (S. 10) weiter nachgetragen, daß Ζεὺς βουλαῖος auch in Pergamon bezeugt ist. Inschriften von Pergamon No. 246, Z 49, und daß zu dieser Stelle (S. 159) die sonstigen Nachweisungen über diesen Gott vervollständigt worden sind.

Berlin. M. Fränkel.

Zum Theater in Megalopolis.

Betreffs der Mitteilung in No. 17, Sp. 515 sendet Herr Penrose folgenden Zusatz: „Im Verkehr mit Hrn. Dr. Dörpfeld drückte ich meine Meinung nur über einen einzigen Punkt der im Hellenic Journal gegebenen Rekonstruktion aus; im allgemeinen aber erklärte ich mich keineswegs, da nach meiner Ansicht die Ausgrabungszeugnisse noch nicht vollständig genug darüber waren. In betreff dessen aber, was ich selbst gesehen hatte, war ich geneigt, jene Rekonstruktion im allgemeinen zu bestätigen. Es ist also nicht ganz richtig, daß ich Hrn. Dr. Dörpfeld darin vollkommen zustimme. Es scheint ein Irrtum vorzuliegen".

Kleine Mitteilungen.

In Lincoln in England, wo vor einiger Zeit sechs Säulen aus römischer Zeit gefunden wurden, sind jetzt vier weitere Säulen mit einem weiteren Zwischenraum für zwei Säulen aufgedeckt worden, sodaß das Gebäude, zu dem diese Säulenhalle gehört, eine Frontausdehnung von 160 Fuß gehabt haben muß. — In Kertsch, dem alten Tauris, ist eine große, altchristliche Grabkammer ausgegraben, deren Wände griechische Inschriften tragen.

In Athen wird mitten durch die Stadt eine Verbindungsbahn gelegt; dabei sind in der Nähe der Demarchie einige alte, aus Ziegeln zusammengesetzte Gräber gefunden worden, welche die Ansetzung der Stadtmauer etwas südlich davon bestätigen.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Hymnus Homericus in Mercurium ab Arthuro Ludwich editus adiectis animadversionibus criticis in Phlegontis oracula Sibyllina. Königsberger Index lectionum für 1890/91. (Königsberg, Koch.) 52 S 4. 2 M.

Seit einer Reihe von Jahren ist A. Ludwich damit beschäftigt, den so schlimm verdorbenen Hermeshymnus zu emendieren: nicht diese Zeitschrift allein, sondern auch das Rheinische Museum und Fleckeisens Jahrbücher haben zahlreiche kritische Beiträge gebracht, und es muß anerkannt werden, daß der Hymnus unter der unermüdlich an ihm arbeitenden Hand des Königsberger Gelehrten an Lesbarkeit beträchtlich gewonnen hat. Obwohl sich Ludwich selbst bewußt ist, bisher keineswegs alle Schwierigkeiten in dem korrumpierten Gedichte aus dem Wege geräumt zu haben, so wünschte er die Arbeit dennoch nunmehr bis zu einem gewissen Grade abzuschließen und veranstaltete daher die vorliegende Ausgabe. In einer kurzen Vorrede bietet er eine gedrängte Übersicht über die Hss, von denen er den Leidensis und Parisinus (bibl. nat. gr. 2763) in Königsberg ganz, den Florentinus bibl. Riccardianae 52 wenigstens bis 253 eingesehen hat, und über die Ausgaben. Die Lesarten der von ihm selbst verglichenen Hss hat er unter seinem Texte vollständig abdrucken lassen, sonst aber, auch von den Vorschlägen der Neueren, nur eine Auswahl gegeben. Daß er die neuere Litteratur ziemlich genau verfolgt hat, bestätigen mir meine eigenen, möglichst sorgfältig vervollständigten Notizen. Auch von mir selbst sind Vermutungen erwähnt: warum nicht auch die im Seehausener Programm vom August 1888 (Festschrift zum 550jährigen Bestehen des Stendaler Gymnasiums) vorgetragene und begründete Emendation zu V. 275: μὴ μὲν ἐγὼ μήτ' αὐτός, ὑπίσχομαι, (cf. 175) αἰτιός εἰμι (st εἶναι), sowie der Vorschlag V. 519 ἢ καὶ Στυγὸς ὄμβριμον ὕδωρ, welchen ich in der Wochenschrift für klass. Phil. 1887 S. 1487 begründet habe? Für ἄμφω δ' ἐς φιλότητα συνήγαγε, was ich ebendaselbst empfohlen und selbständig gefunden habe, kann ich das Recht der Priorität der Veröffentlichung, wie ich sehe, allerdings nicht beanspruchen. Dies gehört Ludwich, mit dem meine eigenen bisher unveröffentlichten Bemerkungen übrigens noch an anderen Stellen (z. B. 159 für μάλ' ὀξύ) übereinstimmen. Solches Zusammentreffen von Vermutungen liegt in der Natur der Sache: der später Kommende sollte wenigstens dann Berücksichtigung finden, wenn er eine schon gemachte Emendation neu begründet. Sollte z. B. Ludwich nicht durch meine Ausführungen in den Jahrbüchern für klass. Philol. 1887, S. 806 mit bestimmt worden sein, V. 427 die Emendation οὐρανόν, auf die ein Hesiodforscher von selbst kommen mußte, nun doch aufzunehmen?

Wie sehr sich L. bemüht hat, durch Konjekturalkritik zu bessern, zeigt schon ein oberflächlicher Einblick in seine Arbeit: neben gewagten finden sich einige vortreffliche Vorschläge (wie 141 παννυχίδος, 280 ἀντιῶνθ' ὡς μῦθον ἀκούων). Daß der Herausg. seinen eigenen Vermutungen oft vor wahrscheinlicheren Vorschlägen anderer den Vorzug gegeben hat, ist entschuldbar, zumal hier so manches dem subjektiven Ermessen überlassen bleiben muß. Beachtenswert ist sicherlich der neue Versuch, den Zusammenhang anstatt durch Athetesen durch Umstellungen wiederherzustellen. Wir begegnen uns, wie ich später anderswo zu zeigen gedenke, auf diesem Wege. Doch kann ich dem neuen Mittel vor dem alten weder eine Prärogative einräumen, noch vermag ich der Gewaltsamkeit meine Zustimmung zu geben, mit welcher L. in die überlieferte Versfolge eingreift. Man übersehe einmal die Reihenfolge der Verse in der neuen Ausgabe: 1—6. 8 7. 9. 12. 10—11. 13—15. 17—19. 21—24. 26—34. 36. 35. 37—51. 25. 52—105. 107. 106. 108—301. 303+302. 302+303. 304—369. 381—382. 370—380. 383—418 [418a]. 419—474. 541—549. 475—502. 513—520. 527—540. 550—568. 521—526. 571+570. 569. 570+571. 572—575. 503—512. 576—580, und man wird fragen: Wo ist die Medea, die solches Unheil an den disiecti membra poetae angerichtet hat? Selbst wenn sich Ludwichs Hymnus an allen Stellen noch so viel besser läse als die Überlieferung, was nicht der Fall ist, — wenn jeder Vers sich nunmehr in einem angemessenen Zusammenhange befände, es würde bei dieser licentia poetica — sit venia verbo — doch das Gefühl berechtigt sein, das Ruhnken hatte, als er Wolfs Prolegomena studierte: dum lego, assentior: cum posui librum, omnis illa assensio elabitur. Ad vocem Ruhnken. Er erkannte, sagt Ludwich zu Vers 25, daß dieser Vers an unpassender Stelle eingeschoben sei, und findet darin eine Stütze, ihn zu beseitigen. Aber der beseitigte Vers mußte nun einmal irgendwo untergebracht werden. Ludwich schien dafür die Stelle geeignet, an welcher die Verfertigung der Leier durch Hermes erzählt wird. Der Gott ist fertig, eben hat er die sieben Saiten aufgespannt:

ἑπτὰ δὲ συμφώνους οἴων ἐτανύσσατο χορδάς.

Die Überlieferung fährt fort vom sofortigen Gebrauch

des eben erfundenen und beschriebenen Instruments zu berichten in zusammenhängender, hübscher Erzählung: Ludwich unterbricht dieselbe durch Einschiebung des abschließenden Verses 25

Ἑρμῆς τοι πρώτιστα χέλυν τεκτήνατ' ἀοιδόν,

um dann fortzufahren:

52 αὐτὰρ ἐπειδὴ τεῦξ' ἐφέπων ἐρατεινὸν ἄθυρμα,
πλήκτρῳ πειρήτιζε κατὰ μέρος· ἡ δ' ὑπὸ χειρὸς
σμερδαλέον κονάβησε· θεὸς δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν
ἐξ αὐτοσχεδίης πειρώμενος.

Für mich ist das eine Verschlechterung der Stelle, und ich würde den eingereihten Vers athetieren, wenn er überliefert wäre. Aber Ruhnken erkannte ja nicht nur, daß V. 25 im überlieferten Zusammenhang eingeschoben sei, sondern auch, woher er stammte. Er sah darin mit vollem Recht ein lemma marginale. Auch V. 111 Ἑρμῆς τοι πρώτιστα πυρήια πῦρ τ' ἀνέδωκε, der ebenso roh den Zusammenhang unterbricht, wurde von ihm ebenso beurteilt: Ludwich, der darauf nicht hinweist, sucht durch die Konjektur Ἑρμῇ zu helfen, aber sie ist ein Notbehelf und der Vers nicht zu retten. Ich vergleiche mit den uns vorliegenden, zusammenfassenden Randbemerkungen die lateinische Marginalbemerkung im Mutinensis: quomodo inventa sit cithara. Konnte ein griechischer Grammatiker nicht eine ähnliche Bemerkung in seiner Sprache an den Rand schreiben? Ist das so gewesen, dann dürfte es auch wahrscheinlich sein, daß V. 24 der unscharfe Ausdruck ἐκτήσατο nur Korrektur aus τεκτήνατο ist, welches verändert wurde, als die Randbemerkung in den Text drang. Wenn Ludwich V. 52 statt des überlieferten — meiner Ansicht nach aus V. 40 eingedrungenen φέρων — ἐφέπων einsetzt, wie vor ihm übrigens schon Lahmeyer konjiziert hat, so schließt sich diese Vermutung zwar mehr den Buchstaben der Überlieferung an als mancher andere Vorschlag; aber der hier vorausgesetzte Gebrauch des Wortes ἐφέπων dürfte nicht zu belegen sein. Die Stelle steht offenbar, wie ich weder bei Baumeister noch bei Gemoll verzeichnet finde, unter dem Einfluß von φ 410 ff.: Δεξιτερῇ δ' ἄρα χειρὶ λαβὼν πειρήσατο νευρῆς· ἡ δ' ὑπὸ καλὸν ἄεισε, und Schmitt hatte also recht, wenn er schrieb

αὐτὰρ ἐπειδὴ τεῦξε (= θ 276 und Σ 609), λαβὼν ἐρατεινὸν ἄθυρμα
πλήκτρῳ ἐπειρήτιζε κατὰ μέρος· ἡ δ' ὑπὸ χειρὸς
σμερδαλέον κονάβησε· θεὸς δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν —

ein neuer Beweis übrigens, wie nötig eine Ausgabe der Hymnen mit Angabe der homerischen Parallelstellen ist. Die vorliegende Ausgabe des Hermeshymnus nimmt auf die letzteren keine Rücksicht; wohl aber ist als Anhang ein dankenswerter index verborum angefügt.

Stralsund. Rudolf Peppmüller.

A. Th. Christ, Homers Ilias in verkürzter Ausgabe. Mit 9 Abbildungen und 2 Karten. Wien 1890, F. Tempsky. 407 S. 8. Geb. 1 fl. 50 kr.

Die Epitome der Ilias von Hochegger-Scheindler, die in Österreich bereits die dritte Auflage erlebt hat, ist von mir in dieser Wochenschrift (1889, No. 46) angezeigt worden. Warum Christ ihr eine zweite an die Seite stellt, sagt er in dem beigegebenen „Begleitwort" nicht, verweist vielmehr zur Erläuterung seiner kritischen Grundsätze auf Hocheggers und Scheindlers Erörterungen. Der Protest gegen derartige Zurechtmachungen eines litterarischen Kunstwerkes kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug ausgesprochen werden. Hier findet sich z. B. ein Gesang Διὸς ἀπάτη überschrieben, in dem Vers 157—361 des Buches Ξ ausgelassen sind, also von der Täuschung des Zeus überhaupt nicht die Rede ist. Glaubt man denn wirklich durch solche altjüngferliche Vorsicht erwachsene junge Menschen vor unreiner Freude an der Vorstellung geschlechtlicher Verhältnisse zu bewahren? Ganz im Gegenteil. Man entzieht ihnen die sittliche Hülfe, die darin liegt, daß dergleichen Dinge bei gegebener Gelegenheit mit ruhigem Ernst erwähnt werden, sodaß sie nicht in Versuchung kommen, ihre Phantasie damit zu kitzeln; und man macht den unsauberen Gesellen, die ein Buch wie die Ilias nach anstößigen Stellen durchsuchen wollen, ihr Geschäft über Gebühr leicht, indem man ihnen durch die Zahlen der weggelassenen Verse die Stellen bezeichnet, die sie in der deutschen Übersetzung aufzuschlagen haben.

Kiel. Paul Cauer.

Emil Thommen, Studien zu Thukydides. Inauguraldissertation. Basel 1889 (Leipzig, Fock). 71 S. 1 M. 20.

Diese Studien enthalten zwei Abhandlungen, 'Thukydides und Brasidas' und 'Thukydides und Nikias', beide verfaßt in der Absicht, zu zeigen, inwieweit die Sympathie des Thuk. für beide Männer seine Darstellung bestimmt habe. Dabei verfolgt bei der ersten Abhandlung der Verfasser zugleich den Zweck, die Meinung seines Lehrers Julius v. Pflugk-Hartung, daß für die erste Abteilung des peloponnesischen Krieges in der Thukydideischen Darstellung neben Autopsie Brasidas die Hauptquelle gewesen sei, näher zu bestätigen. Er geht nun nicht so weit, den Thuk. einer parteiischen

Entstellung des Sachverhaltes zu beschuldigen, meint aber doch, den Einfluß seiner Sympathien in der Gruppierung und Betonung der Thatsachen und in der mehr oder minder ausgeführten Art ihrer Behandlung nachweisen zu können. Es ist gewiß nicht nur berechtigt, sondern auch notwendig, sich bei jedem Geschichtschreiber, der als Quelle historischer Erkenntnis dienen soll, die Frage vorzulegen, inwiefern seine subjektiven Anschauungen und Empfindungen seine Darstellung beeinflußt haben (ist ja jede historische Darstellung in gewissem Maße notwendig durch die darstellende Persönlichkeit bedingt); aber bei einer solchen Untersuchung muß man doch auch selber strenge den objektiven Standpunkt innehalten und nicht Absichten in die Darstellung der Geschichtschreiber hineindeuten, die an sich in ihren Worten nicht enthalten sind, oder diesen eine Tragweite beilegen, die sie an sich nicht besitzen. Das geschieht aber in diesen Studien in reichlichem Maße. Ich will wenigstens einiges anführen. S. 16 wird gesagt, die sorgfältige Erörterung aller den Brasidas bestimmenden Motive lasse uns recht deutlich das ungewöhnlich warme Interesse des Autors für diesen Mann erkennen. Gewiß; aber doch nur das Interesse, welches der Geschichtschreiber für die Wirksamkeit jeder hervorragenden und entscheidenden Persönlichkeit notwendig haben muß, und dies Interesse ist ebensosehr ein sachliches, weil es zur Erklärung und tieferen Begründung dieser Wirksamkeit führt, wie ein persönliches, es ist mit einem Worte das pflichtschuldige Interesse des Geschichtschreibers. Weiterhin meint der Verfasser S. 29, Thuk. sage in vorwurfsvollem Tone, Kleon habe bei Amphipolis den Zuzug nicht abgewartet, um mit völliger Sicherheit, wenn er zum Schlagen genötigt würde, das Übergewicht zu erlangen, sondern in der Absicht, die Stadt durch völlige Einschließung im Sturm zu nehmen (V 7, 3), und knüpft daran die Frage: 'Warum sollte nicht auch dieser Plan, der ein Zeugnis lächerlicher Überhebung und militärischer Unfähigkeit sein soll, einen vernünftigen Gedanken in sich geschlossen haben?' Von lächerlicher Überhebung und militärischer Unfähigkeit ist bei Thuk. kein Wort zu lesen; seine Darstellung besagt nichts weiter, als daß er die Verstärkung lediglich in der Absicht abgewartet habe, um Amphipolis durch Einschließung zu nehmen, und dabei die Eventualität, zu einem Kampfe im offenen Felde genötigt zu werden, nicht in betracht gezogen habe, ein rein sachlicher Bericht, der eine Verurteilung jenes Planes an sich gar nicht enthält. Wenn am Schlusse der Erörterung über Brasidas darauf aufmerksam gemacht wird, wie die Darstellung seiner Thaten in der Chalkidike und an der thrakischen Küste in der ersten Partie des Thukydideischen Geschichtswerkes sich durch ihre völlige Durchbildung und Ausgestaltung abhebe, so liegt das eben in der sachlichen Bedeutung dieser Thaten und des Mannes begründet. Wir haben hier das erste planmäßig durchgeführte, auf den Lebensnerv der athenischen Macht gerichtete Unternehmen der Spartaner, geleitet von dem einzigen zugleich zielbewußten und energischen Feldherrn und Staatsmann, der dem damaligen Sparta zur Verfügung stand, und der entscheidende Erfolg dieses Unternehmens führte zu dem ersten vorläufigen Abschluß des Krieges in dem Frieden des Nikias. Wollte der Geschichtschreiber der Sache gerecht werden, so mußte er gerade auf die Ausführung dieses Teiles ein besonderes Gewicht legen, auch wenn ihn besondere persönliche Sympathien nicht bewegten. Ähnlich verfährt Verfasser in der zweiten Abhandlung. Er weist z. B. darauf hin, daß Thuk. bei der Erzählung von der verhängnisvollen Mondfinsternis zuerst die Bedenklichkeit der Athener überhaupt und dann erst den abergläubischen Entschluß des Nikias erwähne (VII 50, 4), und meint, durch dieses Vorschieben der Gesamtheit werde die Schuld und Verantwortlichkeit des Nikias, die Thuk. nicht unbekannt geblieben, gemildert. Wie wäre es denn, wenn Thuk. die Bedenklichkeit der Athener an zweiter Stelle erwähnt hätte? Könnte man dann nicht ebenso gut sagen, er habe dadurch den Eindruck des abergläubischen Verhaltens des Nikias verwischen und nachträglich abschwächen wollen? Die mildere Bezeichnung jener Bedenklichkeit durch ἐνθύμιον ποιούμενοι und die ungleich schärfere Kennzeichnung des Aberglaubens des Nikias durch ἦν γάρ τι καὶ ἄγαν θειασμῷ τε καὶ τῷ τοιούτῳ προσκείμενος zeigen, daß ihm jede derartige Absicht fern lag. Nicht mehr Bedeutung hat es, wenn Thommen glaubt, durch die ausgedehnte Ermunterungsrede an das versammelte Schiffsvolk, welche dem Nikias in den Mund gelegt werde (VII 61—64), erhalte er ein Übergewicht über seine Kollegen, das der Wirklichkeit nicht entsprechen könne. Die Sache ist einfach diese: Nikias war der leitende Stratege und hat als solcher die Ansprache wirklich gehalten, deren Hauptinhalt uns Thuk. in freier Ausführung wiedergiebt. Überhaupt läßt sich der Auffassung Thommens eine andere mindestens ebenso berechtigte entgegenstellen, und das ist folgende. Wenn Thuk. dem

Brasidas, durch dessen rasche Entschlossenheit er selber in seiner Strategie den bekannten Mißerfolg hatte und in das Unglück der Verbannung geriet, eine solche Würdigung zu teil werden läßt, daß er nichts von dem verschweigt oder auch nur in seiner Darstellung zurücktreten läßt, was geeignet ist, den wahren Wert seiner Thaten und Tugenden ins Licht zu stellen, wenn er bei Nikias, dessen Persönlichkeit ihm wegen ihrer maßvollen politischen Haltung, ihrer vorsichtigen Abneigung gegen ausschweifende Unternehmungen und ihre allgemein anerkannte Rechtlichkeit besonders sympathisch sein mußte, die furchtsame Bedenklichkeit, die Scheu vor dem Volke, welche ihn seine wahre Meinung zurückhalten läßt (VII 48, 3. 50, 3), den Mangel an Entschiedenheit und Thatkraft in gefahrvollen Momenten, die abergläubische Furcht, welche seiner eigenen rationalistischen Anschauungsweise besonders zuwider sein mußte, in seiner Darstellung so hervortreten läßt, wie er es thut, und das Lob, welches er ihm bei seinem Tode spendet, auf jene allgemein anerkannte Rechtlichkeit beschränkt (VII 86, 5), so sind das untrügliche Zeichen eines strengen Gerechtigkeitssinnes, dem wir dasjenige Maß von Objektivität zutrauen müssen, das ernstem menschlichen Bemühen überhaupt erreichbar ist. Und hat nicht auch Thuk. die bedeutenden Eigenschaften anderer Persönlichkeiten ebensosehr wie die jener beiden in der Darstellung ihrer Thaten zu würdigen verstanden? So z. B. den findigen Geist und die rasche und entschiedene Entschlossenheit des Demosthenes. Nach der von Thommen angewendeten Methode könnte man auch hier, und ich glaube noch viel leichter als bei Nikias, Beeinflussung der Darstellung durch persönliche Sympathie auffinden; man braucht das nur zu wollen. Zum Schluß noch ein Wort über den Versuch, den Brasidas oder seine Umgebung als Quelle für die Darstellung seiner Thaten nachzuweisen. Ich halte dergleichen für vergebliches Bemühen. Wir wissen von Thuk. selbst, daß er Gelegenheit gehabt und genommen hat, Informationen von beiden kämpfenden Parteien einzuziehen; das wird er auch hier gethan haben, und bezüglich des thrakischen Feldzugs insbesondere war er dazu durch seine Erlebnisse und persönlichen Verhältnisse in einer besonders günstigen Lage. Darüber hinausgehen und versuchen, bestimmte Personen als seine Gewährsmänner zu ermitteln, das heißt etwas wissen wollen, was wir nicht wissen können. Man kommt dabei über ein Spiel mit Möglichkeiten, denen sich andere ebenso sehr oder ebenso wenig begründete Möglichkeiten entgegenstellen lassen, nicht hinaus: für wirklich wissenschaftliche Erkenntnis ergiebt sich daraus kein Zuwachs. Und in dergleichen Möglichkeiten bewegt sich so ziemlich des Verfassers ganzes Räsonnement. Ein wissenschaftlich begründetes Ergebnis habe ich daraus nicht entnehmen können.

Münster. J. M. Stahl.

Vergils Aeneis. Für den Schulgebrauch herausgeg. von **W. Klouček.** 2. verb. Aufl. Leipzig 1891, Freytag. VIII, 355 S. geb. 2 M. 30

Der Text ist genau derselbe wie in der kritischen Ausgabe des Verfassers v. J. 1886 und in der Schulausgabe (mit ausgew. Stücken aus Buc. und Georg.) v. J. 1890. Für den Unterricht bietet das Buch, abgesehen von seiner in jeder Hinsicht mustergültigen Ausstattung, zwei sehr schätzenswerte Vorzüge: eine deutsche Einleitung und ein Namenverzeichnis mit deutscher Erklärung. In der Einleitung ist zwar die Häufung von Fremdwörtern oft etwas störend; doch giebt sie in lebendiger, leicht faßlicher Darstellung das Wichtigste über die Person Vergils und sein dichterisches Schaffen: lesenswert ist besonders die Anmerkung zu S. VIII über die Nachahmung Homers. Der Index enthält auf 60 Seiten treffliche, knappe Erläuterungen, die dem Schüler die Vorbereitung wesentlich erleichtern. Auf die deutschen Inhaltsangaben der 12 Gesänge dagegen würde ich lieber verzichten. — Die 2. Aufl. ist in der neuen Orthographie gedruckt: das griechische K muß dabei als „varium et mutabile semper" erscheinen, vergl. *C*ilizien neben *K*yklop und *C*hal*k*is. Der Index hat einige sachliche Verbesserungen erhalten. Im Text sind die Verszahlen an 3 Stellen verdruckt.

Nürnberg. Hans Kern.

C. Iulii Caesaris commentarii cum supplementis A. Hirtii et aliorum. Iterum recognovit et adnotationem criticam praemisit **Em. Hoffmann.** Vol. I: comm. de b. Gall. 263 S. 8. 2 M. Vol. II: comm. de b. civ. Alex. Afr. Hisp. 321 S. 8. 2 M. 50. Wien 1889, Gerold. 4 M. 50.

Die neue Auflage — wenn man die im J. 1890 erschienene Ausgabe als solche betrachten will — unterscheidet sich von der früheren (1888) insofern, als jedem Bande ein Vorwort und eine ausführliche adnotatio critica beigegeben ist. In letzterer rechtfertigt und verteidigt der Herausgeber, dem wir seit einigen Decennien für zahlreiche Stellen Emendationen verdanken, zumeist Änderungen und Verbesserungen, die schon in den früheren Aufl. Aufnahme gefunden haben; hie und da entlastet er sein Gewissen, öfters reklamiert er

eine Emendation, die ein anderer sich zugeeignet, z. B. vol. II S. VIII und XX. (Anderseits dürfte b. Alex. 15, 3 cessar*e* dem um diese Schrift verdienten Fleischer zuzuteilen sein, während Hoffm. es sich vindiciert.) — Im Texte selbst finden wir nur sehr wenige Veränderungen gegen die frühere Ausgabe. Im 8. Buche ist die einzige Verschiedenheit 10, 2 eandem für das frühere eadem, ohne daß in der adn. crit. etwas darüber gesagt wäre; notwendig ist diese Änderung nicht. Für 16, 2 wird in der adn. die Vermutung ausgesprochen, Hirtius habe vielleicht geschrieben intrar*e* summ*o* iug*o* flammam, die Konjektur wird aber mit Recht nicht in den Text aufgenommen. Im 6. B. entdeckte ich nur folgende (auf Paul und Meusel zurückzuführende) Änderungen: 35, 6 a Caes. für ab C.; 2, 2 a prox. für ab p.; 21, 3 a parv. für ab p.; 34, 3 a pert. für ab p. Im III. B. des b. civ. beschränken sich die Änderungen (außer orthographischen): auf 8, 4 a Sasonis statt des früheren a Salonis; 18, 1 frigore *et* labore statt ac; 36, 2 afuisset statt abf. Im b. Alex. 17, 6 steht jetzt custodi*a* portus relict*a* reliqui n. ad l. statt custodi*ae* p. relic*ti* reliqui; 33, 3 potuerant statt poterant scheint Druckfehler.

Von Lesarten, die Hoffm. eigentümlich sind, erwähne ich: III 2, 2 ut anguste *vix VII illarum leg.*; 6, 3 Inter Cerauniorum saxa; (9, 6 ist das entschieden falsche nuper maxime beibehalten). 10, 9 Interea *e re publica* esse et i pl.; 10, 10 ubique (Woelffel) statt urbium; 16, 4 *Eis* summam esse statt Suam s. e.; 19, 3 atque *una* visurum *utrumque*, q. statt atq. eundem v., q.; 21, 5 famili*ae* Neapoli missa; 25, 4 sive ad *Apsi ostium* sive ad lit. Apoll. c. d.; 26, 3 etiam . . superari statt se . . superare; 35, 1 praesidiis . . eiectis satt a pr. . . relictis; 36, 1 plerumque in *nova re veri*tatem f. antec.; 40, 4 molem temptavit nat. obi.; 73, 6 fore, uti ad G. contigisset, ut detr. in b. verteret, atque qui ante d. t., u.; 75, 3 ea *demum* spectans; 79, 6 ist hinter profectionem unnötigerweise ein et eingesetzt. (Der Herausg. sagt in der adn., es sei nicht ersichtlich, welchen Zweck hier das Asyndeton habe. Ich habe nachgewiesen, daß ein derartiges Asyndeton nicht bloß in affektvoller Rede stehe, vgl. b. civ. I 24, 2 servos, pastores, I 29, 3. 7, 14 10 und meine Abh. De dissoluti bimembris usu sollemni; freilich ist zuzugeben, daß das Wortasyndeton bei Cäsar verhältnismäßig selten ist, während wir bei seiner sonstigen Schreibweise gerade bei einzelnen Wörtern oft die dissolutio erwarten.) — 105, 5 intacta für in tecto. Zu I 3, 3 sagt die adn., ius comitium sei entstanden aus institium, sodaß der Text gelautet habe: completur urbs ut *per iustitium* tribunis. I 7, 4 verteidigt Hoffm. dona gegen bona, 13, 1 sucht er mit Unrecht, seine Konjektur in posterum civitatis statt posteritatis festzuhalten.

Zur neuen Ausgabe des b. Afr. von Woelfflin-Miodonski hat der Herausg. noch nicht Stellung genommen.

Der Orthographie fehlt eine gesunde Norm und Konsequenz; denn auf die Schreibweise der besten und ältesten Hss zurückgehen zu wollen, führt bei der bekannten Überlieferung von Cäsars Werken zu einem Schwanken, das in solchen Dingen nicht mehr statthaft ist. So lesen wir — fälschlich — reda statt raeda, delectus statt dil., directus statt der., mercenarios statt mercenn. Im b. civ. III 96, 1 steht edera, dagegen 58, 3 harundo und 47, 7; 58 4 hordeum. Ptolomaeus, wie die vorige Ausgabe III 4, 4 hat, ist an allen Stellen in Ptolem. geändert. III 34, 1 steht jetzt Antonii für das frühere Antoni; 36, 4 Cassii für Cassi; 82, 5 dagegen Lucili, 20, 2 Treboni, b. Alex. 53, 5; 62, 1. 2 Cassi, ebenso an allen Stellen Pompei, aber durchweg Antonii, Domitii, Triarii (b. Alex. 72, 2 Triari), Lucii.

III 26, 2 Dyrrachii für Dyrrachi (vor. Ausg.), dagegen 24, 1 und 87, 4 Brundisi. III 4, 3 ses-cenarias, 4, 3, 2 und 5, 2, 2 und 7, 11, 2 ses*c*enta, dagegen sonst fast immer se*x*centi. Für Donnilaus wird richtig Dom*n*. geschrieben, Raucillus statt des besseren Ro*u*c. ist beibehalten. Nur quoti*ens* ist angenommen. Die *H*aedui und Diviciacus haben ihren „Einzug" immer noch nicht gehalten.

Von Druckfehlern sind mir aufgefallen: 8, 24, 1 nonnullus statt nonnullos; III 112, 7 efficiebat statt efficiebant; 109, 4 pervenerent statt pervenerunt; 6, 9, 8 lesen wir satisfactionen (wie in der vor. Ausg.) statt -em; b. Alex. 25, 1 existerent (vielleicht Absicht). Komma fehlt III 15, 7; 43, 4; 110, 2, ist zu tilgen b. Alex. 40, 3; 57, 1.

Für die nächste Auflage wird der Herausg. die Speziallexika sorgsamer benutzen müssen, einerseits um den wissenschaftlichen Wert der Ausg. zu erhöhen, anderseits um die Entscheidung an zahlreichen kritischen Stellen sich zu erleichtern.

Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Regensburg. Siegm. Preuß.

Cornelii Nepotis vitae. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **Andr. Weidner.** Dritte Aufl. Mit Einleitung, Namensverzeichnis und Anhang von **Joh. Schmidt.** Mit 21 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig 1890, Freytag. XIX, 157 S. geh. 1 M., geb. 1 M. 25.

In einem anderen Gewande als die beiden ersten Auflagen tritt die dritte uns entgegen. Während

jene eine lateinisch abgefaßte Einleitung und chronologische Tabelle der in Frage kommenden Ereignisse aufwiesen, Aufl. 1 auch ein Verzeichnis der abweichenden Lesarten bot, enthält diese auf den ersten 19 Seiten ein deutsch geschriebenes Vorwort, eine Darstellung des Lebens und der Schriften der C. N. und Vorbemerkungen zu den einzelnen Lebensbeschreibungen, welche in aller Kürze eine selbständige Übersicht über die betreffende Vita und einige notwendige Ergänzungen über das Leben des behandelten Feldherrn darbieten. Diese Einleitung, ebenso am Schluß das Namensverzeichnis, in dem nur diejenigen Namen Aufnahme gefunden haben, die eine sachliche Erklärung oder eine Quantitätsbezeichnung erfordern, und der Anhang, kurze Darstellungen 1. der Staatsverfassung der röm. Republik, 2. der Staatsverfassung in Sparta, 3. der Wohnung, Kleidung, Bewaffnung und des Geldwesens der Griechen und Römer enthaltend, alles mit geschickt ausgewählten Abbildungen geziert, stammen von dem Prof. Johann Schmidt in Wien. Wir fügen hier den Wunsch an, daß bei Figur 21, dem Weihgeschenk von Platää, eine leicht zu beschaffende Angabe der Höhe der noch erhaltenen Schlangensäule beigegeben würde, da nur dann eine richtige Anschauung von demselben erworben werden kann, sowie etwa die Bemerkung, daß die Namen der verbündeten griechischen Städte noch jetzt auf dem unteren Gewinde zu lesen sind.

In betreff des Textes bemerkt der Herausg., daß wegen Kürze der ihm gewährten Frist eine Umarbeitung, abgesehen von einigen durch seinen Mitarbeiter Schmidt veranlaßten Änderungen, nicht habe stattfinden können und er sich auf eine sorgfältige Revision der Druckbogen habe beschränken müssen. Doch sind uns folgende bemerkenswerteren Abweichungen von Aufl. 1 und 2 aufgefallen: Praef. 5 quae non ad cenam eat mercede conducta (1 u. 2: quae non condicat ad cenam vocata), Them 1, 2 Acarnanam (Acarnaniam), 9, 2 omnium Graiorum (1: Graiorum), Thras. 2, 3 praeceptum (perceptum), 2, 6 prudentia (temperantia), Dion. 9, 6 quoad (quod). Es mögen sich noch einige andere Änderungen finden, die wie die mitgeteilten fast alle in einer Wiederherstellung der alten Lesart der Ausgaben bestehen, aber ihre Zahl kann nur sehr gering sein gegenüber den überaus zahlreichen, oft recht überflüssigen Änderungen in den beiden ersten Auflagen. Einen Fortschritt in textkritischer Beziehung stellt mithin die neue Auflage nicht dar, wogegen sich ja der Verf. selbst von vornherein erklärt; wohl aber gestehen wir gern zu, daß die von Schmidt vollzogenen Neuerungen durchweg Zustimmung verdienen. Dankenswert ist auch die Beigabe der drei Karten, welche das Ägäische Meer, den westlichen und den östlichen Teil des Mittelmeers mit den Küstenlandschaften darstellen.

Berlin. Gemß.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer. Gesammelt und erklärt von **A. Otto.** Leipzig 1890, Teubner. XLV, 436 S. gr. 8. 10 M.

Seinen im Archiv für lateinische Lexikographie veröffentlichten Aufsätzen, in denen das von ihm selbst und anderen Mitarbeitern des Archivs gesammelte Material nach sachlichen Gesichtspunkten behandelt war, hat Herr Otto nunmehr eine sehr praktisch nach Stichworten in alphabetischer Folge geordnete und durch geeignete Verweisungen das rasche Auffinden noch mehr erleichternde Zusammenstellung der römischen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten folgen lassen — eine höchst dankenswerte Leistung, über deren Nutzbarkeit in mehr als einem Betracht es einer Auseinandersetzung wohl nicht bedarf.

In der Einleitung (S. VII — XLV) legt Verf. seine Ansichten über das Wesen des Sprichworts dar, durch welche die von ihm eingehaltenen Grenzen bedingt sind, giebt eine Zusammenstellung der sog. geflügelten Worte, nach welcher 'vorzugsweise Dichterworte und zwar vor allen aus Ennius, Terenz, Horaz und Vergil, dagegen nicht aus Plautus, Ovid u. a. das Glück hatten geflügelt zu werden', sowie der verschiedenen Bezeichnung der Römer für Sprichwort; es folgen dann Bemerkungen über die Stoffe, an welche das Sprichwort anknüpft — ein Verzeichnis nach sachlichen Gesichtspunkten bietet der erste Anhang —, über die äußere Form — S. XXX sind die spärlichen apologischen Sprichwörter der Römer zusammengestellt — und über die Quellen der Sprichwörter — ein nach den Schriftstellern geordnetes Stellenregister als zweiter Anhang giebt einen interessanten Überblick über die Fundstätten —; den Schluß macht die Aufzählung der Sammlungen der Neueren seit Erasmus.

Der Verf. erklärt sich selbst bewußt (s. S. IV f.), daß absolute Vollständigkeit noch nicht erreicht ist und manche Einzelheit noch der Besserung bedürfen wird; mit vollem Recht beruft er sich darauf, daß der Stoff so weit über die ganze Litteratur verbreitet und es daher für einen Einzelnen kaum möglich ist, alles zu übersehen. Gewiß werden ihm für eine neue, hoffentlich bald nötig werdende Auflage von allen Seiten reichliche

Beiträge zufließen; eine kleine Beisteuer von Bemerkungen verstattet sich Ref., hier darzubringen.

Zu streichen ist S. 16 unter alter 4. die falsche Angabe, daß Plaut. Mil. 702 im Ambr. fehlt; ist der Vers übrigens wirklich unecht, so kommt das für die sprichwörtliche Verwendung des Gedankens nicht in Betracht. Wegfallen dürfte wohl S. 57 Anm.*): Ciceros Anführung Clitellae boui sunt impositae ss ergiebt einen nach den Prinzipien der alten Sceniker gebauten troch. Sept.; zu der Umgestaltung in einen iamb. Oktonar liegt kein Grund vor.[1]) — S. 68 Campanus: 22 ist zu streichen. 'Über die Weichlichkeit der Campaner s. auch Trin. 545', da hier von dieser Weichlichkeit nicht die Rede ist; ferner S. 88 Anm.* (denn Stich. 321 bestätigt der Ambr. Hermanns Vermutung quas tu edes colubras st. uides c.); S. 92 Anm.**: 'Sprichwörtliches Kolorit besitzt auch Pl. Epid. 65 hercle detegetur corium de tergo meo. Sinn: die ich liebte, besitzt ein andrer' (ganz gegen den Zusammenhang: der schuldbewußte Epidicus fürchtet einfach für seinen Rücken); S. 132 fames 2. 'Plaut.' vor Pers. (d. i. Persius) 10; S. 163 hereditas die Stelle Truc. 344 (es ist an eine wirkliche Erbschaft gedacht); S. 166 homo 8. Most 725 (die ich weiß nicht von wem herrührende Ergänzung < ut homines sunt ita > morem geras ist ebenso willkürlich wie sinnwidrig); S. 214 mare 2. Most. 852 (die richtige Lesart ist vielmehr Tam placidast [canis] quam feta quaeuis; es handelt sich also um eine ganz andere sprichwörtliche Wendung); S. 230 mu das Fragment aus dem Caecus, v. 33 W. (hier ist mu in eigentlichem Sinne gebraucht); S. 232 mulus 1. Cist IV 2, 11 mulo inscitior (ganz willkürliche Änderung des überlieferten non sum scitior); S. 246 nox 1. Cas. V 2, 8 tenebrae ibi erant tamquam nox (die richtige Lesart ist tamquam in puteo; die Stelle ist also vielleicht unter puteus anzuführen); S. 260 die beiden Stellen Ba 1121, Merc. 524, die, wie der Zusammenhang zeigt, nichts Sprichwörtliches haben, und die Anm.*, da Ritschls Vermutung Pers. 173 cucus st. ouis sicher falsch ist, ebenso wie die S. 222 Anm.** angeführte von Ritschl oder vielmehr Bernays Men. 212 bulimam; S. 360 uadum Rud. 170 (uadum ist hier im eigentlichen Sinne gemeint); 369 ueruex Capt. 820 qui patroni nomen indunt uerueci sectario, einem Schöps (die Stelle hat in ihrer richtigen Fassung nichts Sprichwörtliches: patroni ist Versehen des Verf. statt petroni); S. 380 zona Poen. 1008 tu qui zonam non habes quid in hanc uenistis urbem aut hic quid quaeritis, 'der du keine Geldkatze, d. h. nichts zu verlieren hast' (völlig mißverstanden; die tunicae des Puniers sind durch keinen Gürtel aufgeschürzt, sondern longae, cf. 1298, oder demissiciae, cf. 1303).

[1]) S. XXXIV Z. 2. ist offenbar versehentlich Scabies unius pecudis totam commaculat gregem als iamb. Tetr. bezeichnet; S 310 nimmt Verf. vielmehr einen Senar an: Scabies unius totum commaculat gregem.

Ich lasse einige Stellen folgen, wo ich mit der Erklärung des Verf. nicht einverstanden sein kann. S. 13 aleator Rud. 359 te aleator nullus est sapientior 'du bist schlau wie ein Spieler;' doch vielmehr 'du bist der schlaueste Spieler'. — S. 79 catulus. Das lückenhaft überlieferte Sprichwort Epid. 579 aliter catuli . . . . (hier ist nach Ausweis des Vetus die Lücke) longe olent, aliter suis hat wenigstens nach dem Zusammenhange dieser Stelle kaum die vom Verf. angenommene Bedeutung: 'man erkennt jeden schon an seiner äußeren Erscheinung und unterscheidet ihn seinem Werte nach von anderen', sondern soll hier einfach einen jeden Zweifel ausschließenden Unterschied bezeichnen. — S. 128 faba Die Vermutung des Verf., daß Aul. 818 in faba bedeute 'beim Bohnenspiel' läßt das repperisse völlig außer Acht. — S. 154 gladius 1. Cas II 5, 36 uorsis gladiis 'mit gegeneinander gekehrten Schwertern, dem offenen Kampfe'; Lipsius hat sicher nach Anleitung von Caper richtig erklärt mutatis armis i. e. aliis artibus. Den Zweifel des Verf. an der Sprichwörtlichkeit der Wendung vermag ich nicht zu teilen. — S. 156 graecos 3. Zu graeca mercari fide (d. h. gegen Barzahlung) Asin. 199 bemerkt Verf.: 'Die Redensart ist ein Beweis für das geringe Vertrauen, welches man den Griechen auch im Handelsverkehr zollte'. Läßt sich diese Auffassung rechtfertigen? War nicht die von Lambin u. a. vertretene Deutung 'mit dem bei den Griechen üblichen Kredit' zu erwähnen? — S. 213 manus 24. Die von dem Verf. gegebene Deutung der Plautinischen Redensart alicui adire manum 'von Tieren hergenommen, die man an sich lockt, um sie zu ergreifen' ist unbedingt falsch. Sie besagt nicht von jemand 'getäuscht werden', wie er glaubt (z. B. Aul. 377 illis . . . adii manum übersetzt er 'sie täuschten mich', völlig dem Zusammenhang zuwider), sondern 'jemand täuschen'. In ausreichender Weise hat sie meines Wissens noch niemand erklärt; der Wortsinn ist 'sich jemand an die Hand machen': ist die ursprüngliche etwa 'sich an jemand so nahe heranmachen, daß er die Hand nicht mehr brauchen kann, wehrlos ist, oder 'jemand die Hand streicheln' (vgl. palpare)? — S. 219 mendicus. Die volle Bedeutung des Sprichwortes Trin. 339

de mendico male meretur, qui ei dat quod edit aut bibat lehrt der folgende Vers: nam et illud quod dat perdit et illi prodit vitam ad miseriam. — S. 226 moenia. Stich. 695 efficimus pro opibus nostris moenia, 'wir bauen nach unserm Vermögen, wir leben unsern Verhältnissen entsprechend'. Hier ist doch wohl moenia = munia, vgl. Trin. 687 tua qui toleres moenia. — S. 306 sal 3. Die Stelle Pers. 430 (lingua) nunquam delinget salem ('von geringer Beköstigung') hat Verf. gänzlich miß verstanden, weil er den Zusammenhang nicht beachtet hat: gerade der vorhergehende Vers eodem mihi pretio sal praehibetur quo tibi (ich muß mir das Salz ebenso gut kaufen wie du, bekomme es nicht umsonst) ist das sprichwörtliche Element der Stelle; daran schließt sich die Nutzanwendung nisi me haec (lingua) defendet, nunquam delinget salem. Auch die andere Stelle Curc. 562 hic hodie apud me nunquam delinges salem ist, wie der Zusammenhang zeigt, nicht von 'geringer Beköstigung' zu verstehen, sondern dem Betreffenden wird angekündigt, daß er überhaupt nichts zu essen bekommen werde, während sonst dem peregre adueniens eine cena angeboten wird.

S. 23 vermisse ich die Erwähnung von Amiuula; nach Mil. 648, einer auch von Verrius Flaccus berücksichtigten Stelle, muß zu Plautus' Zeit das bäurische Benehmen dieses apulischen Städtchens wie überhaupt der Apuler sprichwörtlich gewesen sein. — S. 36 arcus: hat nicht Curc. 129 arcus bibit, pluet credo hercle hodie sprichwörtlichen Klang? — S. 55 beneficium 2. vgl. Poen. 633 ff. Pers. 674 f. — S. 81 cervus 2. Wie die hier angeführte erste Hälfte von Poen. 530 vinceretis cervom cursu, ist sicher sprichwörtlich auch die zweite: uel grallatorem gradu (vgl. laufen wie ein Bürstenbinder). S. 86 cloaca ist die Fortsetzung der Worte Curc. 121 age ecfunde hoc cito in barathrum 'propere prolue cloacam' wohl nur aus Versehen fortgelassen. S. 251 oculus 11 Most. 891 oculi dolent war wohl die Begründung quia fumust molestus hinzuzufügen (vgl. Asin. 619). — S. 108 deus 2 fehlt Mil. 117 fit quod di volunt; S. 110 deus 9 vgl. Poen. 452 deis mis iratissumis. Ter. Ph. 74 deo irato meo Appul. Met. S. 120, 26 Eyss. <deo> meo <i> rato. Naev. com. rell 70 deo meo propitio. — S. 141 f. foris war anzuführen die den Gegensatz zu domi oder apud se habere (s. domus 1—3) bildende sprichwörtliche Redensart foris quaerere Asin. 319. Aul. 358. Ba. 648. Cist. II 1, 2. Mil. 347. 638. Cic. Verr. III 210. 212, vgl. Ter. Heaut. 923 (sapere 2). — S. 147 f. frux vgl. Poen. 892 erus si tuos uolt facere frugem. — S. 214 Mars: Poen. 644 f. hunc chlamydatum quem vides ei Mars iratust und Truc. 656 Fuit edepol hodie Mars meo iratus patri ss. lassen m. E. deutlich eine sprichwörtliche Redensart erkennen; auch Cic. Phil. XIV 32 Mars ipse ex acie fortissimum quemque pignerari solet halte ich für ohne Zweifel sprichwörtlich. — S. 229 mortuus 1. vgl. Cas. 427 quid opus est, qui sic mortuus <sim> equidem tamen. S. 230 ib. 2 neben Cist (nicht Cas.) III 16 Pseud. 310 und Truc. 163 ff; unter diesen Artikel scheinen auch zu gehören Pseud. 248 mortuost qui fuit und Bacch. 630 mortuos pluris pretist quam ego sum. — S. 242 Nestor 2. fehlt Men. 935 Nestor nunc quidemst de uerbis, allerdings jedenfalls dem griechischen Original entnommen, wie ib. 745 te simitu noui cum Porthaone, 748 noui cum Calcha simul. — S. 259 os: die Stellen Poen. 759 Calidum prandisti prandium hodie? — Quid iam? — Quia os nunc frigefactas, quom rogas und Rud. 1326 Os calet tibi: nunc id frigefactas erweisen klärlich eine sprichwörtliche Wendung. — S. 262 paenula fehlt Most. 991 libertas paenulast tergo tuo, mihi nisi ut erum metuam et curem nil est qui tergum tegam. — S. 264 par 3. füge hinzu Pseud. 692 par pari aliud autem quod cupiebam contigit. — S. 276 pes 9. Der Gegensatz von pennatis pedibus ist doch wohl pedibus plumbeis Epid. 627, eine vom Verf. S. 282 Anm.** angeführte Stelle, die er trotz des qui perhibetur nicht für sprichwörtlich zu halten scheint. — S. 285 praefica. Außer der angeführten Stelle Truc. 495 ist wohl auch in Betracht zu ziehen der folgende Vers (praefica), Quae alios collaudare, eapse sese vero non potest, wenn er auch als unplautinisch erscheint. — S. 328 solus 1. Gehört soli sumus wirklich hierher, so ist auch Poen. 891 anzuführen. — S. 338 Syrus fehlt die nach Trin. 542 sprichwörtliche patientia der Syrer. — S. 342 tela. Vgl. Pseud. 400. — S. 344 tergum war die durch ihre Wiederkehr (wenn auch in Variationen) als sprichwörtlich erkennbare Redensart mit Prügeln bedrohter Sklaven Pseud. 1325 habeo tergum. Asin. 319 habeo familiarem tergum, ne quaeram foris. Ba. 365 si illi sunt virgae ruri, at mihi tergum domist zu erwähnen. Wir sagen metaphorisch: ich habe einen breiten Rücken. — S. 354 umbilicus. Hat nicht Men. 155 Dies ad umbilicum est dimidiatus mortuos sprichwörtliche Färbung? — Die gleiche Frage möchte ich S. 363 zu venalis betreffs Rud. 584 venalis illic ductitauit quisquis est: non est misericors stellen. — Ib. venire ist auf die unter forum 3. angeführte Stelle Most. 1051 zu verweisen und dieser die

richtige Fassung me video venire in meo foro zu geben. — Die Stelle Poen. 431 ff. hat Verf. nur für stellae in caelo (434 sidus 1. Ausdruck für die unendliche Menge) verwertet: den gleichen Anspruch haben aber wohl auch 431 quantum Acheruntist mortuorum, 432 quantum aquaist in mari, 433 nubes omnes quantumst.

S. 42 asinus 13. wird Poen. 683 f. in der Fassung des Acidalius angeführt: It ad me lucrum. — Illuc quidem quorsum asinus caedit calcibus und erklärt: 'der Gewinn geht rückwärts d. h. geht verloren, wird nicht erreicht'. Ich finde die überlieferte Lesart illud quidem vortrefflich: illud quidem sc. lucrum, quorsum sc., ja wohl, das lucrum, nach dem der Esel ausschlägt, d. h. infortunio mactaberis. — S. 83 ciccum mußte zu Trin. 994 und Rud. 724 gesagt werden, daß hier das Wort nur aus unsicherer Konjektur steht. — S. 141 formica 3. ist (Trin. 408) papaver, mit piper verwechselt, S. 150 fungus 3. dieses Wort mit spongia — S. 218 mel 4. schr. in der Stelle des Truc. 178 orationes: Facta atque corda st. orationes Lacteque: corda. — S. 235 musca wollte Verf. jedenfalls in der Übersetzung der Stelle Truc. 284 musca nulla femina est in aedibus 'keine weibliche Seele'. — S. 297 remigium. Die Stelle Mil. 747 schreiben die neuen Herausgeber jetzt nach dem Ambr. meo remigio rem gerunt. — S. 335 surdus. Die angeführte Ritschlsche Fassung von Mil. 799 ne mi ut surdo verbera aures ist längst beseitigt, vgl. die Ausgaben von Lorenz und Goetz. O. Seyffert.

Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἑταιρίας τοῦ ἔτους 1889. Athen 1890. 71 S. Mit einem Plane. 8.

Aus dem vorliegenden Jahresberichte der griechischen archäologischen Gesellschaft haben wir bereits in unserer No. 15 einen Teil, für uns den interessantesten, über die Quelle Perseia zu Mykenä bearbeitet Außerdem wird noch über fünf andere Ausgrabungen berichtet: Vaphio (das bekannte Kuppelgrab), Lakonien, Eleusis, Megara, Athen In Eleusis wurde noch vergeblich nach dem etwaigen Theater und dem Tempel des Triptolemos gesucht, dabei aber einige sehr alte Gräber gefunden, über welche nunmehr schon in der ἐφημερὶς ἀρχαιολογική berichtet ist. Es wiederholt sich also das von uns schon früher konstatierte Faktum, daß die Berichte der πρακτικά der ἐφημερίς nachhinken; es wäre das Beste, beide zu vereinigen. Auch über die Ausgrabungen in Megara ist bereits in der ἐφημερίς berichtet. Wir weisen nochmals auf diese ganz ausgezeichnet ausgestattete Zeitschrift hin!

Das Heft bringt einen von Kawerau gezeichneten, großen Plan einer Ausgrabung in der Nähe des Olympieions von Athen. Wir sehen in der Mitte einen großen, 40 m langen, 35 m breiten, offenen, von Säulen umgebenen Hof, um den sich rings kleine und größere Zimmer gruppieren. Westlich schließt sich ein säulenumgebener, offener, halbrunder Hof an, dessen Rundung nach Süden gekehrt ist, während der obere Diameter von einem länglichen, oblongen Wasserbassin eingenommen wird. Auch hieran schließen sich kleinste, kleinere und größere Räume. Die Anlage fällt in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und war mit Mosaikfußböden, Marmorinkrustation, eingemauerten Reliefornamenten etc. reichlich verziert. Über die Bestimmung, ob Bad, Palästra oder Gymnasium, wird noch gezweifelt. Chr. B.

Fritz Baumgarten, Italienische Frühlingstage. Freiburg i. B. 1891. 126 S.

Das vorliegende, anziehend geschriebene und elegant ausgestattete kleine Buch ist eine Sammlung von Briefen, welche der Verf. von der ersten Studienreise badischer Gymnasiallehrer nach Italien (1889) in die Heimat schrieb. Sie fanden in ihrer Frische, ihrer lebhaften und doch schlichten Sprache so vielen Beifall, daß der Verf. ermuntert wurde, sie gesammelt herauszugeben. Und. wir können uns nur freuen, daß er dem Rate folgte. Wer in behaglicher Lektüre sich erholen und dabei auch belehren und anregen lassen will, greife zu unserer Schrift: er wird den Verf. von Genua über Florenz nach Corneto begleiten, der Königin der Maremmen, wo nicht weit ab die Nekropolis des alten Tarquinii ihre reichausgemalten, wohlerhaltenen Felsengräber uns eröffnet. Wir sehen weiter das alte und das moderne Rom: besonders scherzhaft zu lesen ist die Schilderung der 'brüllenden' Festvorlesung, welche den Gästen zu Rom in der Universität gehalten wird. Wir besuchen Monte Cassino, Neapel, Pompeji, wo sogar eine kleine Ausgrabung am griechischen Tempel veranstaltet wird. Auf Pompeji konzentriert sich überhaupt das Hauptinteresse unserer Reisenden. Pästum, Salerno, Amalfi machen den Schluß.

Mit mancher kleinen Ungenauigkeit, mancher schnell hingeworfenen Bemerkung, die uns weniger gefällt, rechnen wir nicht: sie haben uns den sehr erfreulichen Eindruck nicht gestört. Rühmend heben wir noch besonders das gute Deutsch hervor. Manche Philologen halten es heutzutage für not-

wendig, das immer schlichte Altertum in gespreizten und gesuchten Wendungen darzustellen. Wo bleibt die stille Größe, wo die edle Einfalt? Goethe und Winckelmann, nicht das Feuilleton etwa Schweiger-Lerchenfelds, müssen die Muster abgeben. Chr. B.

Erwin Rohde, Psyche. Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. I. Freiburg i. B. 1890. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 294 S. 8 M. Gewöhnl. Ausg. 7 M.

Mit Recht begnügt man sich heute nicht mehr damit, die gottesdienstlichen „Altertümer“ der Griechen zu registrieren und zu beschreiben, sondern sucht den Sinn der Gebräuche zu ergründen und der Entstehung und Entwickelung der religiösen Ideen nachzugehen. Es ist ein wichtiges Kapitel griechischer Religionsgeschichte, welches das vorliegende Werk in der angedeuteten Weise behandelt: die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode und, im Zusammenhang hiermit, die Verehrung der Toten, Heroen und chthonischen Gottheiten. Die anziehende Wärme der Darstellung und die wohlgewählte Form des Ausdrucks, welche dem Verfasser eigen sind, machen die Lektüre des Buches zu einem besonderen Genuß.*)

In die älteste Zeit, deren Dunkel durch keinerlei direkte Nachrichten erhellt wird, dringt Verf. an der Hand sinnreicher Rückschlüsse sowie der prähistorischen Funde vor und kommt zu dem Ergebnis, daß die Griechen der vorhomerischen Zeit Toten- und Ahnenkult und die Verehrung chthonischer Gottheiten gekannt haben.**) Mit gewissen Einschränkungen wird diese Ansicht zutreffend sein, obwohl die beigebrachten Beweise im einzelnen nicht einwandsfrei sind. Die aus der mykenischen Kulturperiode herrührenden Kuppelgräber und die Opfergrube, welche über einem der Schachtgräber auf der Burg von Mykenai gefunden wurde*), scheinen allerdings dafür zu sprechen, daß man in jener Zeit den Toten Gaben darbrachte; aber ist es denn endgültig ausgemacht, daß wir es hier mit rein griechischer, von fremden Einflüssen unberührter Kultur zu thun haben? Ferner wäre schärfer zu unterscheiden gewesen zwischen Totenpflege und Totenverehrung.**) Erstere muß die Vorstufe der letzteren gewesen sein, und zwar wird die Totenpflege zunächst nur in einmaligen Bestattungsgaben bestanden haben, d. h. man gab dem Toten seine Habe, ganz oder teilweise, mit (κτέρεα κτερεΐζειν S. 23 f.). Da sich hierauf im wesentlichen der Totenkult im ionischen Epos beschränkt, so betont der Verfasser mit Recht, daß die in den homerischen Gedichten vorgeführte Kultur der Totenverehrung ablehnend gegenübergestanden habe. Die ψυχή habe, so glaubte man, nach dem Verlassen des Körpers kein eigentliches Leben und keine durch irgendwelche Darbringungen zu befriedigende Bedürfnisse. Wenn indes manche Vorgänge und Sitten bei und nach der Bestattung, die im Widerspruch mit dem homerischen „Seelenglauben“ stehen, als Rudimente einer früheren Kulturstufe, die ausgedehnteren Totenkult hatte, aufgefaßt werden, so ist hiergegen grundsätzlich zwar nichts einzuwenden; aber ich möchte glauben, daß auf diesem Wege zum Teil allzuweit gehende Schlüsse gezogen sind. Die Möglichkeit, daß jene Bestattungsgebräuche ebensowohl die ersten Anfänge der Totenpflege sein können, über welche die altionische Religion nicht hinauskam, gelangt nicht zu ihrem Recht, und die „homerische Psychologie“ wird zu sehr als eine für alle Teile der Gedichte gleichmäßig geltende Dogmatik aufgefaßt. Mehr Berücksichtigung hätte jedenfalls der augenfällige Umstand verdient, daß in den jüngeren Partien der homerischen Gedichte Bekanntschaft mit Toten- und Heroenkult deutlich hervortritt. Man kommt hier nicht mit „Rudimenten“ aus, und besonders hält sich der Dichter der Nekyia keineswegs „völlig in den Grenzen homerischen Glaubens“ (S. 50). Die Totenbeschwörung, das Bluttrinken der Schatten, die Weissagung des Teiresias, die den Toten und

---

*) Nur an wenigen Stellen läßt der Ausdruck die nötige Klarheit vermissen, so S. 99, A. 2 Anf.; S. 178, A. 1; S. 218, A. 2, Z. 5 ff.; S. 271, Z. 5 ff.; S. 280 unten u. f. — Druckfehler habe ich nicht viele gefunden: S. 146, Z. 3; S. 226, A. 4, Z. 3 und S. 256, Z. 11 v. u.

**) Das betonte auch A. Furtwängler in seiner Behandlung des griechischen Toten- und Heroenkultes, Sammlung Sabouroff I Einl. S. 15 ff. Da Furtwängler von verwandten Grundanschauungen ausgeht wie der Verfasser, so überrascht es, daß jene Arbeit — von einer Erwähnung bei einem für den Verf. nebensächlichen Punkte (S. 221 A. 1) abgesehen — nirgends berücksichtigt ist.

*) Eine ἐσχάρα ist die mykenische Grube nicht (S. 33). Überhaupt darf m. E. die ἐσχάρα nicht mit dem βόθρος zusammengebracht werden: auf der ἐσχάρα wurden wie auf dem Altar Brandopfer verbrannt, der βόθρος hingegen diente zur Aufnahme von Blutspenden, vielleicht auch von unverbrannten Fleischteilen. S. Roschers Lexikon S. 2498 ff.

**) Daß mit der jetzt so beliebten Bezeichnung „Seelenkult“ etwas gewonnen wäre, vermag Ref. nicht einzusehen.

Teiresias für später gelobten Opfer, das sind unzweideutige Gebräuche eines zur Zeit des Dichters — aber schwerlich in Ionien — ausgeübten Toten- und Heroenkultes. (Weiteres in des Ref. Artikel „Heros" in Roschers Lexikon S. 2452 ff.)

Einzelne bevorzugte Menschen gehen nicht in den finsteren Erebos ein, sondern werden lebend in das „Land der Hingegangenen" entrückt. Daß Sagen wie die von der Entrückung des Menelaos in das Elysium durch einen Kult hervorgerufen sein können, wird von vornherein abgelehnt (S. 75f.). Nun sind es aber gerade diejenigen Heroen, die zuerst in der Überlieferung als Kultwesen hervortreten — der göttlich verehrte Menelaos an der Spitze —, welchen in Sage und Dichtung auch ein höheres Fortleben nach dem Tode zugeschrieben wird. Sollte das Zufall sein? — Nur für Heroen, welche wie Amphiaraos und Trophonios nach der Sage in die Erde entrückt waren, giebt Verf. zu, daß ihre heroische Verehrung auf der Grundlage alten Götterdienstes unter Einwirkung der Sage erwuchs. Der in der idäischen Höhle verehrte Zeus, dessen Kultstätte durch Euhemerus zum Grabe des Gottes wurde, der delphische Python, der unter dem Omphalos begraben lag, Erechtheus und Asklepios sind solche zu Heroen herabgesetzte Höhlengötter. Aber diese Entrückten sind nur „unechte Heroen" (S. 149); von ihnen werden die eigentlichen Heroen, deren Verehrung durch Neubelebung alten Ahnenkultes entstanden sein soll, scharf geschieden. Andrerseits will Verf. auch den Heroenkult als die Verehrung weniger Auserwählter und den allgemeinen Totenkult auseinandergehalten wissen. Ref. kann in dem Kult der chthonischen Götter, der Toten und der Heroen nur parallele, sich gegenseitig befruchtende und unter der gestaltenden Kraft von Mythus und Sage stehende Richtungen jener chthonischen Religion sehen, die in nachhomerischer Zeit so sehr in den Vordergrund tritt. Bei der mangelhaften Überlieferung können wir freilich diese Religion nicht hinreichend deutlich verfolgen; darum wird man aber nicht mit dem Verfasser die Möglichkeit bestreiten, daß einzelne Stämme Träger dieser Bewegung gewesen sind. Für die kleinasiatischen Ionier betont der Verfasser ausdrücklich (S. 37 f. u. ö.), daß sie eine Sonderstellung dem chthonischen Kultus gegenüber eingenommen haben müssen. Dabei wird aber durch das ganze Buch hindurch das „homerische Zeitalter" als eine allgemeine griechische Kulturepoche behandelt, in welcher alte Sitten und Anschauungen abstarben, um erst nach dem Aufhören dieser Epoche sich von neuem zu beleben. Ich sehe nicht ein, wodurch wir zu der Annahme gezwungen sein sollen, daß die Entwickelung der chthonischen Religion irgend einmal eine Unterbrechung erlitten habe. Wie die antichthonische Richtung eine Eigenart der Ionier in Kleinasien war, so wird in anderen Gebieten und Stämmen Griechenlands die chthonische Religion sich entfaltet haben. Daß von der letzteren kein Epos wie das homerische Zeugnis ablegt, darf uns in dieser Annahme nicht irre machen.

Der Wunsch nach einem glückseligen Fortleben im Jenseits zeitigte endlich das Institut der eleusinischen Mysterien. Nicht durch symbolische Darstellungen wurde hier den Eingeweihten Aussicht auf ein besseres Los nach dem Tode eröffnet, sondern unumwunden muß diese, vermutlich am Schluß des Dramas, mitgeteilt worden sein. Daß die Mysterien eine nennenswerte sittliche Einwirkung auf die Teilnehmer gehabt hätten, hält Verf. für undenkbar; auch der Glaube an eine Vergeltung der guten und bösen Thaten im Jenseits sei nicht aus den Mysterien gekommen, ja er sei nicht einmal eine alte Volksanschauung der Griechen gewesen. „Sie waren für die Infektionskrankheit des 'Sündenbewußtseins' in ihren guten Jahrhunderten sehr wenig empfänglich." Es wäre nicht zum Nachteil für sein Buch gewesen, wenn der Verfasser dieses gehässige, die letzte Seite verunzierende Bild unterdrückt hätte. Übrigens, wenn Vorgänge im Epos, die mit der allgemeinen homerischen Anschauung in Widerspruch stehen, als Rudimente alten, andersgearteten Glaubens angesehen werden sollen — warum soll dasselbe Prinzip nicht auch für die „Büßer" in der Nekyia gelten? Warum soll man in diesen Gestalten nicht Rudimente eines irgendwann oder irgendwo weiter verzweigten Vergeltungsglaubens sehen? Eine Antwort geben die Bemerkungen S. 283f. nicht.

Aber nicht mit einem Mißton möchte Ref. schließen. Es drängt ihn vielmehr, anzuerkennen, daß reiche Belehrung und vielseitige Anregung aus dem Buche zu schöpfen ist, und er wünscht demselben zu den zahlreichen Lesern, die es bereits gefunden hat, viele neue hinzu. Wenn manche Punkte andere Auffassungen als die gegebenen zulassen oder fordern, so liegt das weniger an des Verfassers meist sorgfältig abwägender Behandlungsweise als an dem Dunkel, das nun einmal über die Anfänge der griechischen Religion wie über alles Prähistorische ausgebreitet ist.

Berlin. F. Deneken.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Hermes 1891. XXVI. Bd, Heft 1.

(1 ff.) **B. Niese,** Die ältere Geschichte Messeniens. Die gesamte ältere Geschichte Messeniens, wie sie bei Pausanias, Ephoros, Isokrates, Plato und im Kresphontes des Euripides vorliegt, ist erst nach der Wiederherstellung Messeniens i. J. 370 entstanden; alles wird da nach lakedämonischem Muster eingerichtet, die Götterverehrung und die alte Sagengeschichte; auch die Geschichte nach der dorischen Wanderung ist nur eine unselbständige Abzweigung vom spartanischen Gründungsmythos; ebenso sind die geographischen Vorstellungen im spartanischen Sinne gedacht, die Überlieferung über die zwei ersten messenischen Kriege eine rein spartanische. Den Schluß bildet eine Kritik über die Zeitbestimmungen derselben. — (33 ff.) **Joh. Geffken,** Zwei Dramen des Lykophron. Rekonstruktionsversuch des Inhalts des Nauplios und Elephenor, welche beide aus euböischem Lokalpatriotismus hervorgingen. — (43 ff.) **U. Köhler,** Zur Geschichte des amphilochischen Krieges. Mitteilung und Erklärung einer Inschrift von einem Stelenfragment auf der Akropolis in Athen aus der Zeit zwischen 350 und 320 v. Chr. und Kritik der Thukydideischen Nachrichten über den amphilochischen Krieg. — (51 ff.) **K. Wernicke,** Die Polizeiwache auf der Burg von Athen. Die Gründe zu ihrer Errichtung, das Verhältnis der ἱπποτοξόται zu den Epheben der späteren Zeit und den Σκύθαι, die Zahl und Funktionen der Polizisten auf der Burgwache. — (76 ff.) **A. Höck,** Das Odrysenreich in Thrakien im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. Zusammenstellung des gesamten vorhandenen Materials. — (118 ff.) **P. Kretschmer,** Epigraphische Bemerkungen. 1. Zu C. I. A. IV, p. 118. 2. Zur Inschrift im Amer. Journ. of Arch. I, 1885, pl. X. 3. Zur Inschrift im Arch. Jahrb. IV, 1889, S. 93 f. No. 9. — (128 ff.) **B. Keil,** De avium Aristophaneae folio rescripto. Im cod. Laur. plut. LX, 9, enthaltend Arist. av. 1393—1453 in Minuskelschrift aus dem Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrh.; es bietet zwar keine neuen Lesarten, steht aber ebenso wie die erhaltenen Scholien dem Ven. näher als dem Rav. — (137 ff.) **G. Wissowa,** Der Tempel des Quirinus in Rom. Die aedes Quirini lag auf derselben Stelle, wo das alte sacellum Quirini gestanden hatte, in der Nähe des collis Quirinalis, hinter den Gärten des kaiserlichen Palastes, etwa in der Nordostecke der Vierregionenstadt. Zum Schluß Vermutung über die Lage des Salustempels und der porta Salutaris. — (145 ff.) Miszellen. **Th. Mommsen,** Zu dem Senatsbeschluß von Tabae. Erwiderung auf Virecks Ausführungen in Herm. 25, 624 ff. — (148 ff.) **U. Köhler,** Fünf neue Inschriften aus Ambrakia und Larisa. — (150 ff.) **O. Hirschfeld,** Die flamines perpetui in Afrika. Brauchen nicht lebenslänglich gewesen zu sein: der Titel ist aus der Verleihung der Ehrenrechte nach Ableistung des aktiven Priesteramts abzuleiten. — (153 ff.) **M. Rubensohn,** Gegen die Wassertrinker. Das Gedicht Anth. P. IX 406 hat Antipater von Thessalonike zum Verfasser. — (157 ff.) **P. Stengel,** θυήεις, θύελλα θυόεις. Die Wurzel θυ = brause, tobe, opfere, βωμός θυήεις = Brandopferaltar; θύελλαι die Staub und Gischt vor sich herfegenden Stürme; θυόεν νέφος, die wallende Wolke. — (159 f.) **G. H. Müller,** Zur Etymologie der Partikel ἄν. Nachtrag zu Herm. 1890, S. 463. — (160) **P. Stengel,** Nachtrag zu XXV, 321.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. XXXXV, No. 2. 3.

(65) **O. Weissenfels,** Die verlorengegangene Harmonie des Körperlichen und Geistigen. Wendet sich gegen die Exzentrizität bei Körperübungen; nur eine nicht anstrengende Körperübung könne dem ermüdeten Kopfe das erquickende Gefühl der Erleichterung verschaffen. — Lit. Berichte: (84) **P. Cauer,** Staat und Erziehung. Widerspruchsvolle Anzeige von H. Schiller. Andere Schulreformschriften (von M. Hecht, Pindter u. a.) zeigt S. 102 ff. W. Fries an. — (106) **Ellendt-Seyffert,** Lat. Grammatik, 34. Aufl. 'Den noch wünschenswerten Verbesserungen steht eine weit größere Menge von Vorzügen der neuen Bearbeitung entgegen'. H. Eichler. — (117) **Kuhrs,** Lat. Grammatik, 7. Aufl. 'Das Buch ist an nur vier preußischen Realgymnasien eingeführt, verdient aber Beachtung'. Domke. — (119) **Holzweissig,** Lat. Übungsbuch. 'Ausgezeichnet; mustergültig'. Jossupeit. — (121) **Oehler-Schubert-Sturmhöfel,** Lat. Übungsbuch. 'An der Latinität läßt sich manches aussetzen'. Harre. — (123) **K. Schmidt,** Bemerkungen zu Prof. Scheindlers lat. Grammatik. 'Schmidt erhebt (mit Recht) Protest gegen die Reklame, mit welcher Scheindlers Grammatik ihren Einzug gehalten habe'. Harre. — (125) **E. Haupt,** Lat. Formenlehre. Wird von demselben Ref. in Einzelheiten bemängelt. — (126) **Tegge,** Lat. Schulphraseologie. 'Gut'. — (129) **Bleske,** Lat. Elementarbuch. 'Durchaus praktisch'. W. Fries. — (130) **H. Müller,** De viris illustribus, Lesebuch. Empfohlen von Franz Müller. — (134) **Scherer** und **Schnorbusch,** Griech. Übungsbuch, 4. Aufl. 'Viel brauchbarer als früher'. W. Gemoll. — (135) **R. Gropius,** Griech. Vorschule. E. Bachof erhebt Bedenken. — (143) Florilegium Graecum. 'Ansprechend, doch zweifelhaft, ob in der Schulpraxis verwendbar'. E. Briegleb. — (183) Verhandlungen der Direktorenversammlungen, Bd. 31 u. 32, angezeigt von H. Kern. — Jahresberichte: (33 ff.) **Engelmann,** Archäologie.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 18.

(619) **Plutarchi** moralia, III., rec. **Gr. Bernardakis**. 'Vielfach korrekterer, auch durch gute Konjekturen aufgebesserter Text'. — (619) **R. Meister**, Die griechischen Dialekte, II. 'Nicht immer abschließend, aber von wirklichem Abschließen ist überhaupt die griechische Dialektik ungeheuer weit entfernt'. *G. M . . . r.* — (620) **Oehler**, Bilderatlas zu Cäsar. 'Gut getroffene Auswahl; doch sind Tertianer für solche Werke nicht reif genug, denn viele (archaistische) Bilder werden ihnen nur zum Gelächter dienen'. *C. W.* — (621) **H. Hilgenfeld**, Senecae epistulae morales quo ordine scriptae sint. 'Subjektive Auffassung'. *M. P.* — (622) **J. Hartman**, De Phaedri fabulis. 'Echt holländisches Buch; die Hauptfrage nirgends wesentlich gefördert'. *Crusius.*

Neue philologische Rundschau. No. 9.

(129) **Capelle-Seiler**, Wörterbuch zu Homer, 9. Aufl. Durchaus empfehlende Anzeige von *E. Eberhard.* — (136) **K. Zander**, Versus italici antiqui. Dem quantitierenden Prinzip des Verf. stimmt Ref. *C. Pauli* nicht bei, wohl aber seinen sonstigen Auffassungen; der zweite Teil (vindiciae poesis patriae) sei ein Glanzpunkt, eine äußerst feinsinnige Untersuchung, die sich liest wie eine Lessingsche Arbeit in elegantem Latein. — (139) **Ihne**, Römische Geschichte, VII. VIII 'Lesbarer, ruhiger Text'. *J. Jung.* — (140) **J. B. Bury**, History of the later Roman Empire. 'Von Gibbonschem Geist durchdrungen; ein Buch für Leser, welche die Dinge noch nicht kennen'. — (142) **F. Eyssenhart**, Niebuhr. 'Fülle von interessantem Stoff'. *H. Neuling.* — (144) Gnapheus Acolastus, herausgeg. von **J. Bolte**. 'Verdienstlich'. *O. Francke.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 19.

(505) **Gottlieb**, Über mittelalterliche Bibliotheken. 'Verf. ist in den Litteraturdenkmälern des Mittelalters noch nicht recht zuhause'. *L. Traube.* — (508) **O. Kästner**, De aeris Caesaris. 'Für die Datierung der Münzen von Wert'. *P. Habel.* — (509) **Teuffels** Römische Litteraturgeschichte neu bearb. von **L. Schwabe**. 'An Gründlichkeit und Vollständigkeit läßt das Buch nichts zu wünschen übrig'. *F. Harder.* — (511) **U. Höfer**, Konon. Lobende Kritik von *E. Oder*: 'wertvolle Aufarbeitung des Sagenmaterials'. — (519) **H. Hilgenfeld**, Senecae epistulae morales. 'Gründlich und gediegen'. *W. Gemoll.* — (520) **R. Gropius**, Griechische Vorschule (Berlin). 'Die Vorschule wird ihren Zweck (rasche Vorbereitung zu einer frühzeitigen Xenophonlektüre) erfüllen'. *J. Sitzler.* — (521) **Fr. Holzweissig**, Lateinische Grammatik, 2. Aufl. 'Hat eine außerordentliche Fülle von Stoff'. *A. Prümers.* — (529) **G. J. Schneider**, Ἀθηναίων πολιτεία ed. **Kenyon**. Zweiter Artikel.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

Februarsitzung.

(Schluß aus No. 20.)

Herr **Puchstein** trug ferner einige Bemerkungen über den Sarkophag des Mykerinos vor (abgebildet bei Perring, the pyramids of Gizeh pl. V; davon sind alle anderen Abbildungen, z. B. Perrot et Chipiez, Hist. de l'art I S. 509 = Erman, Ägypten S. 245, abhängig). Indem man annimmt, daß zu einer historisch noch sichtbaren Zeit das Nilthal samt dem Delta dicht bewaldet gewesen wäre, und daraus folgert, daß die ältesten Ägypter eine sehr ausgebildete Holzbaukunst gehabt hätten, pflegt man den genannten Granitsarkophag aus der 4. Dynastie für die Nachahmung eines ganz aus Holz gezimmerten Hauses zu erklären. Aber abgesehen davon, daß der schöne Sarkophag des Mentuhotep im Berliner Museum und der ebenda befindliche Sarkophag des Sebek-o (abgebildet P. Q Visconti, Egyptian antiquities in the collection of Giovanni d'Athanasi. London 1837 pl. 1—3), die beide denselben Typus in einer jüngeren, reicher entwickelten Form (aus der 13. Dynastie) aufweisen, trotzdem sie aus Holz bestehen, doch nicht in Zimmerei ausgeführt, sondern in dem vermeintlichen Holzstile des Mykerinossarkophages nur bemalt sind, läßt sich an einfacheren Beispielen desselben Stiles zeigen, daß hier Formen nachgeahmt worden sind, die sich regelmäßig bei Steinbauten finden und darum keineswegs auf eine reine Holzkonstruktion zurückgeführt werden können. So sind die Reliefthüren auf dem sehr einfach verzierten Sarkophage Lepsius Denkm. I, 30 (= Erman, Ägypten S. 246) genaue Abbilder der wirklichen Thür an den steinernen Mastaba des alten Reiches, z. B. der des Merab in Berlin (Lepsius I, 22), und die Reihe von „Stielen" dazwischen, die oben durch den eigentümlichen runden Schaft (Herr Adler benannte ihn zum ersten Male treffend als Spreize) auseinander gehalten werden, Abbilder einer Pfeilerreihe wie der in dem Felsgrabe Lepsius I, 26 Grab 71. Um das Abbilden solcher Bauformen auf den Sarkophagen zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß regelmäßig an den Wänden der Grabkammern des alten Reiches aus religiösen Gründen eine oder mehrere Blendthüren aus Stein angebracht werden und daß auch die aus Stein gemeißelten Totenstelen häufig die Gestalt einer solchen Blendthüre erhalten. Meistens ergab sich bei ihrer Anfertigung die Aufgabe, sie in mehr oder minder hohem Relief darzustellen, und erst das hat die Zeichner und Bildhauer dazu veranlaßt, die Formen der steinernen Grabesthür als Ornament aufzufassen und dann ohne Rücksicht auf die Konstruktion immer reicher und mannigfaltiger auszubilden. Es lag schließlich sehr nahe, das bedeutungsvolle aus einem einfachen konstruktiven Motiv abgeleitete Ornamentsystem auch auf Sarkophage zu setzen und mit ähnlichen ebenfalls dem Steingrabe entnommenen Motiven zu verbinden. Mehr als an den Blendthüren hat in dieser letzten Entwickelungsstufe das Ornament die täuschende Ähnlichkeit mit einer Holzzimmerei oder einem Rahmenwerke erhalten; an den Façaden wirklicher Häuser kann es aber dergleichen nie gegeben haben und mit Hilfe des Mykerinossarkophages ist ein ehemaliger Urwald im Nilthale nicht zu beweisen. Ob die Ausbildung der angeführten Steinkonstruktionen von einer älteren mit vergänglicherem Materiale arbeitenden Bauweise beeinflußt worden sei und ob bei dieser auch das Holz wirklich eine bedeutendere Rolle gespielt habe, wurde von dem Vortragenden nicht weiter verfolgt.

Endlich bezeichnete Herr Puchstein für die Gestalt des altgriechischen Hauses, das den Dichtern der Odyssee bei ihren Schilderungen vorgeschwebt hat, als wichtigste Frage die, wie die Frauenwohnung beschaffen war. Im Palast des Odysseus hält sich Penelope gewöhnlich im Hyperoon auf. Außerdem hat man für sie noch ein besonderes Wohnzimmer im Erdgeschoß angenommen, sei es hinter dem Männersaal, sei es neben ihm an einem eigenen zweiten Hofe. Diese letztere Annahme ist neuerdings durch die Entdeckung des Palastes auf der Burg Tiryns sehr empfohlen worden, da hiernach schon in

vorhomerischer Zeit außer dem Hof mit dem Herrensaal noch ein zweiter, schwer zugänglicher Hof mit einem besonderen Frauensaal üblich war. Es hat sich deshalb W. Dörpfeld sofort bei der Ausgrabung und Beschreibung dieses Palastes dafür entschieden, daß man auch beim homerischen Hause einen Frauenhof und einen Frauensaal daran voraussetzen müßte. Gegen Dörpfeld hat R. C. Jebb (Journal of hellenic studies VII 1886 S. 170) noch einmal den alten wohl zuerst von Voß entworfenen Grundriß verteidigt, in dem unmittelbar an der Rückwand des Herrensaales ein Frauensaal liegt, während A. E. J. Holwerda (Mnemosyne 1887) im wesentlichen mit Dörpfeld einverstanden ist. Iwan Müller (Handbuch der klassischen Altertumswiss. IV, 1 S. 356) will zwar das Frauengemach zu ebener Erde beibehalten, aber ohne einen dazu gehörigen Hof, obwohl doch ein derartiges altgriechisches Wohnzimmer nicht genügend hätte beleuchtet werden können.

Im Gegensatz zu diesen Ansichten meint der Vortragende, daß sich aus der Odyssee die Existenz eines Frauensaales im Erdgeschoß nicht unzweifelhaft beweisen lasse. Bei den von I. Müller als entscheidend angeführten Stellen τ 16. 30, φ 236. 382. 386 handelt es sich um die Räume, in denen die Mägde während des Freiermordes eingeschlossen sind. Nichts zwingt dazu, hierunter einen Frauensaal, ein Wohnzimmer der Herrin, zu verstehen; es werden vielmehr Kammern und Wirtschaftsräume (z. B. die mit den Mühlen) gemeint sein und deshalb wird sich Eurykleia späterhin des Ausdrucks bedient haben, sie hätte mit den Mägden μυχῷ θαλάμων εὐπήκτων gesessen, ψ 41. Müller beruft sich ferner auf δ 718, wo es heißt: Penelope ἐπ' οὐδοῦ ἷζε πολυκμήτου θαλάμοιο; bald darauf begiebt sie sich ins Hyperoon. Aber abgesehen davon, daß man hier an den θάλαμος des Odysseus denken könnte, wird dem späten Bearbeiter des Abschnittes von δ 625 an wahrscheinlich nicht zu viel Unrecht gethan, wenn man annimmt, hier sei einmal der Herrensaal mit θάλαμος bezeichnet worden und die Freier hätten ihn nicht eher betreten sollen, als bis ihn Penelope verlassen hat.

Jebb geht bei der Verteidigung des von ihm gebilligten Grundrisses u. a. von der Meinung aus, daß Penelope bei dem ρ 507 ff. erzählten Vorgang im Frauengemache sitze. Er übersieht aber, daß v. 506 durch die freilich sehr ungeschickten Worte ὁ δ' ἐδείπνεε δῖος Ὀδυσσεύς eine Verlegung der Scene angedeutet worden ist und Penelope, die vorher ἐν θαλάμῳ (d. h. im Hyperoon vgl. δ 802 und 787) gewesen ist, von nun an im Herrensaal selbst sich befindet. Nur unter dieser Voraussetzung ist ihr Gespräch mit Eumaios, die Episode vom Niesen des Telemach und Eumaios Gespräch mit Odysseus verständlich, namentlich das Wort des Eumaios 513 f. und 570 der Vorschlag des Odysseus, daß Penelope bis zum Abend im Herrensaal warte und ihn dann — wenn die Freier fortgegangen sind, ungestört und ohne lästige Zeugen — ausforsche. Auf diesen Vorschlag ist Penelope thatsächlich eingegangen, da sie abends Odysseus nicht in irgend einem θαλάμῳ, sondern im Megaron empfangen hat.

Gegen ein besonderes Wohnzimmer der Frau spricht endlich auch der Umstand, daß, wie oft betont worden ist (vgl. Müller a. a. O.), nach homerischer Anschauung eben das Megaron der eigentliche Familiensaal ist und in ihm am Herde vor allen die Hausfrau ihren Sitz hat. Wenn nun in der Odyssee Penelope nicht im Megaron wohnt, sondern in das Hyperoon verwiesen worden ist, in einen Raum, der weder vor der Abreise noch nach der Rückkehr des Odysseus im Haushalt irgend eine Rolle spielen würde, so beruht das wahrscheinlich darauf, daß sich gerade zu der Zeit, als die Odyssee ihre letzte Fassung erhielt, im täglichen Leben die Scheidung des griechischen Wohnhauses in eine Gynaikonitis und eine Andronitis vollzogen hatte und für die Gynaikonitis das Hyperoon bestimmt worden war; erst viel später wurde dann die Gynaikonitis aus dem Hyperoon in ein besonderes Haus mit einem eigenen Hofe verlegt und dadurch wiederum ein solches Verhältnis geschaffen, wie es schon einmal am Ende der mykenischen Periode auf griechischem Boden bestanden hatte. In der Ilias trifft man dementsprechend die jüngere Anschauung, daß die Frauen im Hyperoon wohnen, nur an solchen Stellen, die man auch aus anderen Gründen nicht für alt und ursprünglich erklärt hat (B 513, Π 184).

Ein ähnliches Eindringen von Anschauungen, die auf eine jüngere Bauweise beruhen, läßt sich auch bei dem homerischen Hofe beobachten. Zwischen dem Hof des späteren griechischen Hauses und dem des tirynthischen Palastes besteht der Unterschied, daß der griechische ringsum von Zimmern umgeben ist, der tirynthische dagegen nur an einer Seite Zimmer oder eigentlich nur den Hauptraum der jedesmaligen Palastabteilung enthält. Das althomerische Haus scheint nun in der Lage des Hofes, des Megaron und der Schlafzimmer und Kammern große Ähnlichkeit mit der tirynthischen Frauenwohnung gehabt zu haben. Denn die Beschreibung des im oder am Hofe gelegenen Schlafzimmers des Telemach α 425 ist, wie man bemerkt hat, durch Nachahmung der auf den Hof des Eumaios gedichteten Verse ξ 5. 6 zustande gekommen, und die Schilderung des trojanischen Palastes mit den ἔνδοθεν αὐλῆς befindlichen θάλαμοι der Söhne und Töchter des Priamos Z 242 gilt als spät. Der Vortragende möchte demnach das althomerische Haus als eine sehr einfache nach dem Muster der mykenischen Baukunst geschaffene Anlage betrachten, dagegen das junghomerische mit dem Hyperoon und den rechts und links an den Hof gebauten Zimmern als völlig übereinstimmend mit dem gemeingriechischen Wohnhause der historischen Zeit. Die Grundrißbildung des letzteren muß schon während der Blütezeit der epischen Poesie im wesentlichen abgeschlossen worden sein.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 30. Mai. 1891. № 22.

Inhalt.

Das Theater im Megalopolis.

In der letzten Nummer des Journal of Hellenic studies wurde ein Plan des Theaters in Megalopolis veröffentlicht, welches gegenwärtig von der Englischen Schule in Athen ausgegraben wird. Man wird sich erinnern, daß das Wichtigste an diesem Plane das Skenengebäude war, ein Bau des IV. Jahrh. v. Chr., welcher bis zu einer gewissen Höhe besonders gut erhalten ist. Die Art, in welcher diese Reste ergänzt werden, ist von der größten Bedeutung für die schwebende Frage, ob in älterer Zeit im griechischen Theater eine über die Orchestra erhobene Bühne (λογεῖον) vorhanden war. Nach der Ergänzung, welche die Leiter der Ausgrabungen gegeben haben, war es eine erhobene Bühne im strengsten Sinne des Wortes, zu welcher sechs Stufen von der Orchestra aus führten, und welche mit der hinter ihr liegenden Halle durch drei Thüren verbunden war. So schien die Frage ein für allemal gelöst. Diese Ergänzung, besonders in bezug auf die erhöhte Bühne, wurde von Herrn Dörpfeld in der Berliner Philol. Wochenschrift vom 11. und 25. April bestritten. Er behauptete, daß die mit Stufen ausgestattete Mauer als hohe Wand oder Säulenstellung, als scaenae frons, ergänzt werden müsse.

Anstatt die Diskussion fortzusetzen, ziehen wir vor, in einer gemeinsamen Erklärung einige Thatsachen zu veröffentlichen, welche zum größten Teil im Verlauf der Ausgrabungen in diesem Frühjahre zu Tage kamen. Die Leiter der englischen Ausgrabungen erkennen dabei an, daß die Bedeutung dieser Thatsachen zuerst von Herrn Dörpfeld bei seinem Besuche in Megalopolis ausgesprochen wurden.

1. Die Mauer mit den drei Thürschwellen muß späteren Datums sein, sowohl wegen der Art ihrer Konstruktion, als wegen der Thatsache, daß in ihre Fundamente Säulenbasen in situ vermauert sind, welche den Basen in der hinteren Säulenhalle entsprechen. Dieser Anhaltspunkt für die Bestimmung der Höhe jenes Stufenbaues fällt demnach weg.

2. Von den der Orchestra zugekehrten Stufen, welche in der Zahl von sechs auf dem provisorischen Plane restauriert sind, wurden die vierte und fünfte jetzt thatsächlich gefunden. Aber offenbar gehören die drei untersten Stufen nicht dem ursprünglichen Bau an, sondern wurden erst hinzugefügt infolge einer Veränderung des Niveaus der Orchestra. Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, wann diese Veränderung stattfand.

3. Auf der obersten, fünften Stufe sind die Standspuren von Säulen erhalten; einige Säulentrommeln liegen in der Nähe, desgleichen einige Blöcke des Architraves und Triglyphenfrieses, welche in ihren Maßen mit den Platten der Treppe übereinstimmen. Dr. Dörpfeld restauriert daher die Stufen als Stylobat, welcher Säulen von etwa 6 m Höhe mit entsprechendem Gebälk trug.

Die Leiter der englischen Ausgrabung wollen alle diese Thatsachen sorgfältig beobachten und noch weitere Untersuchungen anstellen, bevor sie ihre endgültige Meinung aussprechen, sowohl in bezug auf die Details, als auch in bezug auf die chronologische Reihenfolge der verschiedenen Teile. Sie beabsichtigen auch, einen Architekten zu den Untersuchungen an Ort und Stelle vor der endgültigen Publikation heranzuziehen, da der Thatbestand außerordentlich verwickelt und schwierig festzustellen ist. Sie zweifeln nicht daran, daß in Megalopolis das notwendige Material zur Bestimmung der ursprünglichen Gestalt des Skenengebäudes vorhanden ist. In dem Journal of Hellenic studies des laufenden Jahres wird der Thatbestand mit Rücksicht auf unsere beiderseitigen Ansichten sorgfältig erwogen werden.

Ernest A. Gardner
William Loring
Wilhelm Dörpfeld.

Ein neues Symptom für die geistige Bewegung der Neugriechen.

Diese Blätter haben schon mehrfach Kenntnis genommen von den geistigen Bestrebungen auch im modernen Griechenland, sodaß ich bei den Lesern ein gewisses Interesse dafür voraussetzen darf. In der That hat das geistige Leben der heutigen Griechen Anspruch auf Beachtung auch von Seiten derer, die sich mit dem klassischen Altertume beschäftigen. Hängt doch das jetzige Volk mit seiner Vergangenheit auf eine Weise zusammen, daß seine geistigen Fortschritte gar nicht anders können, als auch der Kenntnis der alten Zeit zu Gute kommen, direkt und indirekt: dies letztere dadurch, daß die Mitarbeiterschaft auf dem Gebiete der Forschung, zumal der den Boden betreffenden, nach Umfang und Wert gesteigert wird; direkt dadurch, daß jede historisch-philologische Beschäftigung — im weiten Sinne des Wortes — dort unwillkürlich das Altertum mit einbegreifen muß. Denn unmittelbar an dieses knüpft dort an und muß anknüpfen der heutige Tag, ganz anders als das irgendwo anders, auch in Italien der Fall ist und der Fall zu sein braucht.

Dies auszusprechen, dazu veranlaßt uns im Augenblick ein dicker Band, der uns neulich zu kurzer Einführung von Athen aus übersandt worden ist. Wenn die Leser hören, daß es sich dabei um den ersten Teil eines neugriechischen Konversationslexikons handelt*), so sind sie vielleicht versucht, sich mit derjenigen lächelnden Verachtung abzuwenden, die solcher Litteratur gegenüber bei uns zu Lande gewöhnlich zu den notwendigen Requisiten eines Gelehrten gerechnet wird. Dennoch bitte ich um einen Augenblick Gehör. Zwar daß Griechenland, soviel wir wenigstens wissen, das einzige Land in Europa war, das ein derartiges Werk bisher noch nicht besaß, braucht dem Leser noch nicht weiter zu imponieren; aber sobald er daran erinnert wird, wie dürftig es mit Publikationen in Griechenland noch vor zwei bis drei Jahrzehnten bestellt war, so muß er schon rein äußerlich den Eindruck eines staunenswerten Fortschritts empfangen. Ich erkenne sehr wohl, daß das Werk in Plan und Ausführung an das älteste, das Brockhaussche Conversations-Lexikon sich angeschlossen, die Tafeln und Abbildungen von dessen letzter Auflage einfach erworben hat; aber auch so zeugt das Unternehmen von einem buchhändlerischen Mute, den vor etwa zwanzig Jahren noch niemand in Griechenland gehabt hätte. Beiläufig bemerkt, begreife ich nicht, wie der Herausgeber mit 400 Bogen auskommen will, da der erste Band von Α-Ἀντηρορίτης schon deren 60 umfaßt.

Der Anschluß an fremde Muster, eine so wirksame Hülfe er auch gewähren mag, ist aber doch bei einem solchen Werke nur innerhalb der durch die andersartigen Verhältnisse gezogenen Grenzen möglich; und da glaube ich nun, daß noch vor ziemlich kurzer Zeit in Griechenland die geeigneten Kräfte zur Durchführung nicht vollzählig vorhanden gewesen wären. Jetzt sind sie vorhanden, und nur zwei fremde, deutsche Namen werden unter den Mitarbeitern aufgezählt, Gustav Mayer und Theodor von Heldreich, der freilich den größten Teil seines Lebens im Lande verbracht hat. Von den Griechen haben sich die Besten beteiligt. Ich hebe, ohne den Übrigen nahe treten zu wollen, nur ein paar der auch in Deutschland wohlbekannten Namen hervor, wie Drosinis, Kostis, Sp. Lambros, die Brüder Ant. u. Sp. Miliarakis, Paspatis, Romanos, Klou Stephanu, Philimon, Streit, Chloros u. s. f.; das ist das Schöne an diesen Männern, daß sich keiner von ihnen für zu gut hält, wenn es sich handelt um die Förderung ihrer Stammesgenossen. Nirgends in der Welt scheint mir das Gefühl für die Solidarität der geistigen Interessen aller so stark, so selbstverständlich wie in Griechenland. Viele historische Artikel sind von Sp. Lambros, andre von P. Karolidis, die antiquarischen sind zumeist vom Herausgeber N. G. Politis verfaßt, die kunstarchäologischen von Th. Sophulis; auf die botanischen von Sp. Miliarakis und Th. von Heldreich sei besonders hingewiesen, sie sind durch Verweise auf die Alten einerseits, auf die modernen Namen andererseits auch dem Altertumsforscher von Wert; bis auf Amorgos und Andros, die Ant. Miliarakis behandelt hat, sind die geographischen Beiträge von N. Spathis verfaßt. Wir Deutschen dürfen mit der Beachtung, die unserer Arbeit in erster Linie geschenkt wird, wohl zufrieden sein; bisweilen scheint es mir, als ob die deutschen Vorlagen materiell sogar zu weit geführt hätten; gehören in ein Konversationslexikon für Neugriechen wirklich deutsche Städtchen wie Altdamm in Pommern oder Althaldensleben? Auch hat es, meine ich, wieder kein Verhältnis, wenn auf solche Nester 4—6 Zeilen verwendet und eine Stadt wie Hamburg mit etwas über einer halben Seite abgethan wird. Auch allerlei unbedeutendere Städte des Altertums können künftig mit Nutzen beschnitten werden, ich verweise hier nur auf Amisos, Ammochostos, Amorion. Es ist aber wieder ganz in der Ordnung, wenn auf „Athen" wie auf „Akarnanien" und „Aetolien" mehr als je 2 Bogen verwendet sind.

Wie weit die Berücksichtigung des Altertums geht, zeigt der Töpfer Andokides, und so ist überhaupt das Antiquarische wie ein noch lebendiges Stück Volks- und Heimatskunde überall mit in die Betrachtung gezogen, und wenn auch nicht immer aus gelehrter Tiefe geschöpft — wer erwartet das in einem solchen Werke? —, so wird es doch von hier aus in immer breitere Schichten des Volkes hinausgetragen werden und zu fruchtbarem Samen werden können auch da, wo es bisher nur spärlich keimte. Was aber den fremden Leser noch besonders überrascht und in mehr als einem Sinne interessieren muß, ist der Einblick, den er gerade beim Durchblättern eines so bunten Inhalts von der enormen Lebenskraft und Elastizität der neugriechischen Sprache bekommt! Man bedenke:

(Fortsetzung auf Sp. 701.)

*) Λεξικὸν ἐγκυκλοπαιδικὸν τῇ συμπράξει τῶν κυρίων — folgen etwa 90 Namen — ἐκδιδόμενον ἐπιμελείᾳ Ν. Γ. Πολίτου. Τόμος α Α-Ἀντηρορίτης. — Athen, Barth u. Hirst, Februar 1889 — April 1890. — 955 S. gr. 8. mit Tafeln und Abbildungen im Text.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Sophokles' Aias. Für den Schulgebrauch erklärt von **R. Pähler.** Gotha 1889, Perthes VIII, 112 S. 8. 1 M. 50.

Der Verf. hat sich mit einer sehr gründlichen Untersuchung über Aias 651 und der kühnen Änderung von βαφῇ in βαύνῃ in die Sophokleslitteratur eingeführt. Die vorliegende Ausgabe steht nicht auf gleicher Höhe. Wer darf ἀμενηνόν 890 streichen? Eine solche Tilgung thut ebenso wehe wie der Epodos (zu 199). Die Lesart ἀπείργω 70 wird derjenige nicht aufnehmen, der die Häufigkeit dieses Fehlers kennt, und die Rechtfertigung „des Präsens nach einem auch uns geläufigen Sprachgebrauche statt des Futurums" wird der Grammatiker nicht gelten lassen; vergl. 85. Überhaupt bietet die grammatische Erklärung manches Anstößige, wie zu 136 σὲ μὲν εὖ πράσσοντ' ἐπιχαίρω „der Accus. erklärt sich durch Assimilation an das folgende σέ" oder zu 807 φωτὸς ἠπατημένη „statt des Genet. erwartet man ὑπό c. Gen., doch ist das Partizip substantivisch aufzufassen = ich erkenne, daß ich eine Getäuschte des Mannes bin". Man sollte sich für diese unmögliche Konstruktion nicht immer wieder auf Eur. El. 123 berufen, wo σφαγαῖς für σφαγείς hergestellt ist. Daß alle weiteren Belegstellen anderer Natur sind, ist längst dargethan. Ähnlich verhält es sich mit der Regel, welche zu 921 geboten wird: „Die Auslassung des ἄν (beim Potent.) findet sich nicht bloß bei Homer, sondern (obwohl selten) auch bei den Attikern". Die Auslassung des ἄν findet sich bei den attischen Dichtern nur in Relativsätzen mit οὐκ ἔστιν ὅστις, οὐκ ἔστιν ὅπως u. a. Vergl. meine Note zu Aesch. Ag. 625 f. Die Ergänzung von εἰ bei ὡς ἄξιος 924 ist unnötig und widerstrebt dem Sprachgefühle. Unrichtig ist es, wie der Zusammenhang zeigt, 77 ἀνήρ prägnant aufzufassen. Die Erklärung zu ναῖ μεθεῖναι 250 „sich dem Schiffe preisgeben" ist abstrus. Weder heißt ἑλίσσειν 358 „schwingen" noch wird überhaupt ein Ruder geschwungen. Niemals kann ἁλίσκεται ὅρκος 648 die Bedeutung „der Eid wird gebrochen" haben. Δέος τι καίριον 1084 ist eine „rechtzeitige, heilsame Furcht"; die Erklärung „als etwas Berechtigtes" erscheint als ganz ungehörig. Auch anderweitige Bemerkungen sind öfter zu beanstanden. So darf der Monolog des Aias 646 ff., der eine so feine Beobachtung seelischer Zustände verrät, niemals rätselhaft genannt werden. Beachtung verdient scheinbar die Bemerkung zu 1217 γενοίμαν . . ἄκραν ὑπὸ πλάκα Σουνίου τὰς ἱερὰς ὅπως προσείποιμεν Ἀθάνας: „sobald man von Osten oder Norden kommend die südöstlich ins Meer vorspringende äußerste Kapspitze von Attika erreicht hatte, sah man den auf der Höhe erbauten herrlichen Tempel der Athena, dessen Anblick den Seefahrern sagte, daß ihnen nunmehr der Lieblingssitz der Göttin nahe sei, und in dem frohen Gefühle, die Gefahren der Reise überwunden zu haben, sandten sie der gefeierten Stadt ihre Grüße, obwohl sie von dieser selbst noch nichts wahrnehmen konnten." Es bedürfte dazu nicht einmal des Anblicks des Tempels der Athena, es genügt ja das Gefühl, daß das Schiff nunmehr die direkte Richtung nach Athen einschlägt. Allein bei der Erklärung der bekannten Stelle des Paus. I 28, 2 ταύτης τῆς Ἀθηνᾶς ἡ τοῦ δόρατος αἰχμὴ καὶ ὁ λόφος τοῦ κράνους ἀπὸ Σουνίου προσπλέουσίν ἐστιν ἤδη σύνοπτα „den von Sunion heransegelnden, worin keine genaue Angabe des Zeitpunktes liegt", ist das Wort ἤδη unbeachtet geblieben.

Die in den Kommentar eingestreuten Fragen und Befehle, um die sich der Schüler wenig kümmert, sind bekanntlich dem Lehrer sehr unbequem. Denn stellt er die gleichen Fragen, so scheint er vom Buche abhängig zu sein.

München. Wecklein.

Armin Metlikowitz, De Sophoclis codice Laurentiano plut. 31. Dissert. philol. Vindob. II S. 213—302.

Das Hauptverdienst dieser Abhandlung beruht in der neuen Kollation der Sophokleshandschrift Lb. An zweiter Stelle stellt der Verf. alle Abweichungen von La zusammen, um die Streitfrage zu entscheiden, ob Lb direkt oder indirekt aus La stammt. Da Lb mehrere bemerkenswerte Lesarten mit Par. A gemeinsam hat, z. B. O. T. 1031 ἐν κακοῖς με (La ἐν καιροῖς), 1101 ἢ σέ γέ τις θυγάτηρ (La ἢ σέ γε θυγάτηρ), Ant. 575 γάμους ἔφυ (La γάμους ἐμοί), 1037 τὸν πρὸς σάρδεων (La τα προσάρδεων mit ὸν über τα), an anderen Stellen wieder vom Par. A wesentlich abweicht wie Phil. 220 κ' ἀποίας πάτρας (La κἀκ ποίας πάτρας, Par. A ναυτίλῳ πλάτῃ), so läßt der Verf. Lb aus einer Handschrift stammen, in welche sowohl Lesarten von La wie vom Par. A geflossen. Für Par. A wird ein anderer Archetypus als für La angenommen. Das eben muß noch fraglich bleiben. Es kann Lb ebenso wie Par. A auf eine Handschrift zurückgehen, welche aus La abgeschrieben und von einem byzantinischen Gelehrten korrigiert war. Dieser Annahme steht eigentlich nur der in La nachgetragene Vers O. T. 800 und die vortreffliche

Lesart ναυτίλῳ πλάτῃ Phil. 220 entgegen. Alle anderen Abweichungen von La lassen sich sehr leicht als byzantinische Korrekturen erklären, und wer sicher gehen will, muß sie zunächst als solche betrachten.

München. Wecklein.

Rudolf Schöll, Die Anfänge einer politischen Litteratur bei den Griechen. München 1890, Kgl. bairische Akademie (R. Franz). 37 S. 4. 1 M.

Diese Festrede greift in ihrem Inhalt insofern über das auf dem Titel bezeichnete Thema hinaus, als sie überhaupt die Anfänge des politischen Nachdenkens bei den Griechen zum Gegenstande hat. Nachdem die Kampflieder eines Hesiod, Solon, Theognis kurz charakterisiert sind, wird der reiche Stoff primitiver politischer Beobachtungen, der sich in Herodots Geschichtswerk findet, skizziert, dann der Einfluß betont, den das öffentliche Leben von Athen und die moralphilosophischen Reflexionen der Sophisten auf die Entstehung einer theoretischen Wissenschaft vom Staate hatten. Als erstes Produkt dieser Wissenschaft wird die Schrift vom Staate der Athener eingehend besprochen, der Schöll jeden praktischen Zweck abspricht. Die geistige Verwandtschaft, welche den Verfasser dieser Schrift mit Thukydides vereinigt, leitet zu dem Reichtum politischer Reflexionen über, der sich in den Thukydideischen Reden findet. An Thukydides wird der Zusammenhang der praktischen politischen Erfahrung mit wissenschaftlicher Forschung hervorgehoben, der für ihn wie für jeden Historiker ersten Ranges erforderlich ist. Schnell geht Schöll hinweg über den Niedergang der politischen Reflexion, der sich bei den Rednern des vierten Jahrhunderts, selbst bei Demosthenes kundgiebt, und weist zum Schluß noch hin auf das von der Wirklichkeit abgewandte Staatsideal Platos und auf die auf reiches statistisches Material gegründete Theorie des Aristoteles, welche, obgleich aus den eigentümlichen Bedingungen einer damals bereits abgeschlossenen historischen Periode erwachsen, doch für die politischen Systeme späterer Jahrhunderte maßgebend geworden ist.

Tübingen. Friedrich Cauer.

Joseph Führer, Ein Beitrag zur Felicitasfrage. Programm des Kgl. Lyceums und des Kgl. Gymnasiums zu Freising für das Studienjahr 1889/90. Freising 1890. Leipzig, Fock. 167 S. 8. 1 M. 60.

G. B. de Rossi erkannte zuerst in dem Bulletino di Arch. crist. 1863, p. 1—6, dann in der Roma sotterranea T. I, 1864, p. 194. 251 u. ö. die Crypta quadrata in dem Coemeterium Praetextati zu Rom auf grund einer Sgraffitoinschrift und einer Inschrift des Papstes Damasus (366—384) richtig als die Ruhestätte des Januarius. Da nun aber in der Passio Felicitatis (bei Th. Ruinart, Acta primorum martyrum, ed. II, p. 25 s.) und sonst Januarius als Sohn der Felicitas erscheint, meinte er hier die Grabstätte eines von ihren sieben Söhnen zu finden, und aus der Passio, welche einen Antoninus als nicht allein regierenden Kaiser erwähnt, zog er nach dem Vorgange Cavedonis und Borghesis den Schluß, daß der Märtyrertod der Felicitas und ihrer sieben Söhne geschehen sei 162 unter den beiden Augusti M. Aurelius Antoninus und L. Verus (161—169). Diese Ansicht fand viele Zustimmung, aber auch Widerspruch. B. Aubé (Histoire des persécutions de l'Église, jusqu'à la fin des Antonins, II, 1875, p. 439—465 u. ö.) bezog den Kaiser Antoninus auf Antoninus Caracalla neben Septimius Severus in den Jahren 202 oder 203 und beanstandete bereits die Passio Felicitatis, deren Einleitung und Schluß, später auch der Kern ihm verdächtig erschienen. Für de Rossi traten dann auf Henry Doulcet (Essai sur les rapports de l'Église chrét. avec l'État romain pendant les trois premiers siècles, 1883, p. 187—217), P. Allard (Histoire des persécutions pendant les deux premiers siècles, 1885, p. 341—364) u. a. Nun aber erklärte Emil Egli (Altchristliche Studien, 1887, S. 91—99, und in der Zeitschrift für wiss. Theologie, 1888, IV, S. 394 f.) die ganze Passio Felicitatis für eine ungeschichtliche Darstellung der christlichen Märtyrerkirche nach dem Muster des Martyriums einer Mutter mit sieben Söhnen, 2. Makk. 7. Eben hier setzt Führer ein mit vollständiger Berücksichtigung der Verhandlungen, fast vollständiger Darlegung des ganzen Stoffes und richtigem Urteile, sodaß er zu der Felicitasfrage mehr als einen „Beitrag", nämlich nahezu die Lösung giebt. Die Passio Felicitatis in vorliegender Gestalt ist nicht geschichtlich, aber doch auch nicht aus der Luft gegriffen, sondern, wie überzeugend nachgewiesen wird, eine Verschmelzung von zwei ursprünglich von einander unabhängigen Überlieferungen.

Die Passio Felicitatis, wie sie vorliegt, kann nach Inhalt und Sprache nicht vor dem 5. Jahrhundert verfaßt sein. Weder Petrus Chrysologus, Erzbischof von Ravenna 433—454, noch Gregorius M. bestätigen ihre gegenwärtige Gestalt (S. 55. 85. 95 f.). Ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen als Führer (S. 142). Gregorius M. (Hom. III. super Evv.) führt die Felicitas mit ihren sieben Söhnen ein, 'sicut in gestis eius emenda-

tioribus legitur'. Die Gesta minus, vel non emendata brauchen noch nicht auf unsere Passio bezogen zu werden, sondern können recht gut ältere Gesta bezeichnen, in welchen vielleicht die Verschmelzung noch nicht vollzogen war Schon Egli hat bemerkt, daß in dem ältesten römischen Kalender (dem Calendarium Bucherianum) die Sieben wohl als Märtyrer des 10. Juli, aber noch nicht als Söhne der Felicitas, welche dort ganz fehlt, stehen. Erst in dem Sacramentarium Leonianum (nach 461 verfaßt) findet sich, wie Führer (S. 73 f.) weiter nachweist, die Felicitas als Märtyrerin mit sieben Söhnen, aber am 23. November. Als Märtyrerin des 23. Nov. steht sie auch in dem pseudohieronymianischen Martyrologium, geschieden von den Sieben, welche wohl in einigen Handschriften auch als 'septem germani' bezeichnet, aber noch dem 10. Juli zugewiesen werden (S. 65). In dem wichtigen Papyrus von Monza aus der Zeit Gregors d. Gr. (590—604) sind die sieben Söhne der Felicitas noch verschieden von den sieben Märtyrern des 10. Juli, ebenso in dem Salzburger Itinerarium, wohl 625—638, und in der Einsiedeler Topographie Roms zur Zeit Karls d. Gr. (S. 86 f.).

Wie und wann die Verschmelzung eingetreten ist, läßt sich vielleicht noch etwas genauer ermitteln, als es Führer gelungen ist. Ich beschränke mich hier auf einige Andeutungen. Bei der Felicitas ist außer 2. Makk. 7 nicht zu übersehen die Passio der Symphorosa mit ihren sieben Söhnen (bei Ruinart p. 23 s.), beleuchtet von Franz Görres (Zeitschr. f. wiss. Theol. 1878, I, S. 48—57), welche auch im einzelnen Berührungen darbietet. Ferner sind auch die von Egli (Zeitschr. f. wiss. Theol. 1888, IV, S. 396) mitgeteilten Angaben zu erwägen, daß der 1. August der Gedenktag der makkabäischen Märtyrer und der Felicitas zugleich war (Passio Maccabaeorum et sanctae Felicitatis). Besonderes Gewicht möchte ich auch darauf legen, daß nach der Depositio martyrum in dem Calendarium Bucherianum die Novatianer den Sil(v)anus, einen von den sieben Märtyrern des 10. Juli, geraubt hatten: 'et in (coemeterio) Maximi (depositio) Silani; hunc Silanum martirem Novatiani furati sunt'. Unter Papst Innocentius I. (401—417), welcher den Novatianern in Rom viele Kirchen wegnahm (Sokrates K. G. VII, 9), wird auch Sil(v)anus wieder in den Besitz der Katholiken gekommen sein (S. 138). Diese setzten aber den Sil(v)anus in der Krypta der Felicitas bei, welche 1885 in dem Coemeterium Maximi wieder ausgegraben ist (S. 113 f.). Den Papst Bonifatius I. (418—422) bespricht der Liber pontificalis: 'Hic fecit oratorium in cymiterio sanctae Felicitatis iuxta corpus eius et ornavit sepulchrum sanctae martyris Felicitatis et sancti Silvani'. Diese dem Sil(v)anus mit der Felicitas gemeinsam gewordene Grabstätte hat die Verbindung der Felicitas mit den sieben Märtyrern des 10. Juli mindestens bestärkt.

Zu der uns vorliegenden Passio Felicitatis kommen wir freilich auch im Anfange des 5. Jahrhunderts noch nicht. An derselben hat Führer auch das Sprachliche wohl erörtert in dem II. Exkurse S. 149—153. Das 'namque' im Sinne von 'autem' (S. 25) stimmt zu meinen Nachweisungen von 'nam' = δὲ zuletzt in der Ausgabe des Libellus de aleatoribus, 1889, p. 42.

Jena. Adolf Hilgenfeld.

Siegfr. Lederer, Ist Vergil der Verfasser von Culex und Ciris? Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Hexameters. Mit einer Tabelle. Leipzig, Gustav Fock. 17 S. gr. 8. 1 M.

Die oft ventilierte, meist verneinend beantwortete Frage, ob die Gedichte Culex und Ciris dem Vergil als Verfasser zuzuschreiben sind, sucht S. Lederer in vorliegendem Schriftchen auf statistischem Wege zu lösen. Er untersucht sowohl die anerkannt echten Vergilischen Gedichte (Eklogen, Georgica, Äneis) als auch Culex und Ciris auf eine wichtige Eigentümlichkeit des Versbaus, nämlich auf die Verteilung von Daktylen und Spondeen in den ersten 4 Füßen des Hexameters. Zur Erläuterung des angewandten Verfahrens sind auf einer beigefügten Tafel die in betracht kommenden Zahlen in 17 Tabellen zusammengestellt. Durch seine Untersuchung gelangt Verf. zu dem Ergebnis, daß die Ciris dem Vergil abzusprechen, dagegen der Culex ein Jugendgedicht Vergils, aber von diesem in der Zeit zwischen der Abfassung der Eklogen und der Georgica 'in metrischer Beziehung ausgefeilt sei, indem einzelne Verse nach bereits fortgeschrittenem Ermessen umgemodelt wurden' (S. 14).

Wenn zur Lösung der Frage über Echtheit und Unechtheit der Nachweis genügte, daß nach einer Seite des Versbaus genügende Übereinstimmung herrscht, so könnte man sich mit den Ausführungen des Verfassers einverstanden erklären. Da dieser indessen nur noch gelegentlich die große Verwandtschaft zwischen Culex einerseits und Eklogen und Georgica andrerseits hinsichtlich der Cäsuren (S. 15) betont, dagegen auf sonstige wichtige Momente des Versbaus, wie Behandlung des Versschlusses, Zahl und Art der Elisionen, Gebrauch

gewisser Wörter an bestimmten Versstellen, metrische Lizenzen u. s. w. nicht eingeht, ferner die sprachliche Seite überhaupt nicht, die inneren Gründe höchst oberflächlich berücksichtigt, so kann seiner Untersuchung für die Entscheidung der Echtheitsfrage des Culex ein irgendwie ausschlaggebendes Gewicht nicht beigelegt werden. Bei dieser Gelegenheit erscheint es angezeigt, vor einseitiger Überschätzung jener statistischen Methode, deren bedingter Wert ja nicht zu bezweifeln steht, eindringlich zu warnen. Als einen brauchbaren Beitrag zur Geschichte des lateinischen Hexameters wird man die Ledererschen Schrift immerhin gelten lassen dürfen.

Hildesheim. Konrad Roßberg.

M. J. Hofmann, Kritische und exegetische Bemerkungen zu den Satiren **Juvenals.** (Progr. des kgl. Wilh.-Gymn. in München.) 1890. 38 S.

Zu dem Programm werden im Anschluß an die Ausgabe von Weidner[2] verschiedene Stellen aus den Satiren Juvenals behandelt, hin und wieder auch eigene Vorschläge gemacht Da Weidners Ausgabe in No. 16 der Berl. Philol. Wochenschrift 1890 Sp. 499—508 von Friedlaender ausführlich besprochen ist, so wäre es überflüssig, auf die Art, wie W. in der 2. Auflage mit dem Text der Satiren verfährt, auch nur mit einem Wort einzugehen. Wenn nun auch H. mit vollem Recht die Mehrzahl der willkürlichen Textänderungen Weidners zurückweist, so billigt er doch immer noch zu viele derselben, so VIII 36 seu, VIII 51 hinc, VIII 111 seu, X 84 victis, X 233 qua (man vergleiche X 207 s.), X 295 osque (die Lesart der cod. ω suam ist zu nehmen und doch auf faciem in v. 293 zu beziehen, so auch Friedl. l. c.), X 326 hac, XII 13 sacri (sangnis in Pω = Rasse, iret im Gegensatz zu finitima in h. n. 'käme er daher'), XIII 28 gravior, XIII 237 cum fas (sehr einfach ist zu schreiben quid fas), XIV 138 dum (cum = wenn schon), XV 105 ipsorum, XV 134 casum lugentis. Dagegen werden mit Recht folgende Lesarten Weidners von H. verteidigt: II 168 cuiquam und XV 145 tradendis. Handelte es sich darum, jede Härte wegzuschaffen und leichtes Verständnis für Ungewöhnlicheres einzusetzen, dann wären freilich die oben genannten Änderungen Weidners recht ansprechend.

In ähnlicher Weise erklärt H. den Standpunkt Büchelers in der neuesten Ausgabe (1886) bezüglich der Annahme von interpolierten Versen für allzu konservativ. Und doch glaube ich, daß wir bei diesem konservativen Standpunkt der ursprünglichen Gestalt des Juv. viel näher kommen, als wenn wir jeden matten, zusammenfassenden, genau genommen freilich überflüssigen Vers streichen würden. In diesem Punkt geht H. sogar über W. hinaus. Dahin gehören: III 104, III 281 (poterit ist sogar nötig, damit die Gedanken wieder zur Straßenszene zurückkehren), VII 15 equites Asiani, quos (soll nur den einen Begriff Galatia wiedergeben), VII 181, VIII 194, VIII 202 sed damnat-abscendit (hier ist natürlich et zu schreiben), IX 48 s., IX 120—123 (hier ist causis ut zu lassen), XI 99, XIII 166, XIII 183, 187—189, XIV 117, 229 (natürlich conduplicari), XV 97, 107 (omnia. quaedam zu schreiben). — Es haften ja doch auch nicht angefochtenen Stellen dieselben Mängel an. H. spricht in seinem eigenen Programm in diesem Sinne über V 141 s., VII 138, VIII 13—18, 111—126, IX 79. Hingegen VIII 7 halte ich mit H. für falsch überliefert und bin bei IX 5 auch für Streichung.

Von Hofmanns eigenen Vorschlägen oder Erklärungen halte ich für richtig: III 218 haec, X 322 Catulla als Nom. erklärt, XII 23 quam quando nach Schurtzfleisch, XII 32 incerto nach dem cod. ς (nach ω bin ich noch für cum in v. 33), XV 75 instantibus Ombis nach Mercer, für nicht richtig: I 67 falso (sc. signo; eher wäre ich dafür, falso als Adv. zu fassen), X 327 non für nec (haec in v. 326 = die eine), XII 14 esset statt iret (Pω).

Nördlingen. L. Bergmüller.

Wilhelm Heinr. Roscher, Studien zur griechischen Mythologie und Kulturgeschichte vom vergleichenden Standpunkte. Viertes Heft: Über Selene und Verwandtes. Leipzig 1890, Teubner. XVI, 202 S. 8. 5 Tafeln. 6 M.

In einer Reihe von Einzeluntersuchungen, die seit dem Jahre 1878 in verschiedenen Zwischenräumen erschienen sind, hat W. H. Roscher seine der naturwissenschaftlichen Methode nahe stehende Art der Forschung auf mythologischem Gebiete erprobt und mit Aufwendung eines umfangreichen gelehrten Apparates die einigen Gestalten des Mythus zu grunde liegenden Vorstellungen zu erkennen und nach allen Richtungen hin klar zu legen versucht. In dem neuesten, stattlichen Hefte behandelt er den Mond mit allen auf seine Gestalt, Bewegung und sein Wirken bezüglichen Vorstellungen, indem er zunächst stets die durch die Naturerscheinung im Geiste der Alten hervorgerufene Anschauung möglichst vollständig aufweist und dieser dann die entsprechenden mythologischen Bilder gegenüber stellt. Dabei wird jeder Zug

der Sage im einzelnen daraufhin geprüft, in wie weit er als ein auf das Gebiet des Persönlichen übertragenes Bild des Naturvorgangs oder umgekehrt als etwas aus menschlicher Anschauung und Empfindung in die außermenschliche Natur Hineingetragenes zu betrachten ist, da diese beiden Vorstellungsformen alle Mythenbildung beherrschen. Naturgemäß geht er bei dieser Gegenüberstellung von der unzweifelhaften Mondpersonifikation, der Selene, aus und zeigt an ihr Schritt für Schritt, in welcher Richtung sich die einzelnen aus dem Naturvorgang bei den Alten entwickelten Anschauungen in göttliche, d. h. eigentlich menschliche Eigenschaften und Handlungen umgesetzt haben, um dann an diesem zuverlässigen Prüfstein die übrigen bisher als Mondgottheiten angesehenen Gestalten durch Vergleichung der charakteristischen Züge ihres Wesens und ihrer Sage auf ihre ursprüngliche Bedeutung hin zu erproben. Selbstverständlich werden, soweit irgend erkennbar, die ältesten Vorstellungen, wie sie vor allem in den fast unveränderlichen Kultbräuchen erhalten sind, vorangestellt, während aus dem Mythus selbst nach philologischer Klarstellung der ältesten Form der Überlieferung durch Vergleichung mit den religiösen Bildern anderer Völker die Urbestandteile (Hauptmerkmale) des griechischen Begriffs der einzelnen Göttergestalt in möglichster Reinheit ausgeschieden werden.

Um die auf so mühsame, wenn auch nicht überall ohne weiteres ersichtliche Weise erarbeiteten Grundanschauungen gruppiert der Verfasser dann unter Berücksichtigung der räumlichen und zeitlichen Unterschiede die verwandten Merkmale, sodaß er zugleich eine Entwicklungsgeschichte der Hauptgestalten bietet, die insbesondere bei diesem Selene behandelnden Werke dadurch noch an Interesse gewinnt, daß sie in einem Anhang von dem Hauptvertreter neugriechischer Volkskunde N. G. Politis in Athen durch Darstellung der jetzt in Griechenland lebenden Vorstellungen vom Monde bis auf die Gegenwart fortgeführt wird.

Wie wenig aber der Verfasser von dem hie und da gegen ihn erhobenen Vorwurf der Einseitigkeit wegen Erklärung aller Mythen aus Naturvorgängen getroffen wird, zeigt die hier nebenbei (S. 148 ff.) auftretende Auflösung der Pansage, bei welcher sich ergiebt, daß Pan nur als Verkörperung oder Typus des altgriechischen Schaf- und Ziegenhirten zu verstehen ist. In ähnlicher Weise hat Roscher übrigens vor kurzem auch im Lex. der griech. und röm. Myth. Lief. 18 den Janus als altitalischen Schutzgeist der Hausthüren gedeutet.

Der dargelegten Behandlungsweise entsprechend gliedert sich der Inhalt in folgender Art. Vorangestellt ist eine anderen Bearbeitungen gegenüber wesentlich vervollständigte Aufzählung der Kultstätten der Selene (Kap. 1), aus der hervorgeht, daß den Hauptsitz ihrer Verehrung die Peloponnes, besonders in dem ursprünglich epeiischen Gebiet von Elis und Achaja, auf dem arkadischen Lykaion, in Lakonien (Sparta, Thalamai, Gytheion) und zu Nemea in Argolis, bildet. Sonst finden sich nur Spuren vom Selenekult in Athen, Böotien und Thessalien sowie im Kolonialgebiet zu Alexandreia, auf Rhodos, am Latmos und in Nikomedeia. Zum Vergleich werden dann die Nachrichten über Seleneverehrung bei den Nichtgriechen aufgeführt, und aus der Zusammenstellung der das Altertümliche bekanntlich (abgesehen von ätiologischen Legenden) meist treu bewahrenden Lokalsagen wird als Grundstock ursprünglicher Sagenzüge die Erkenntnis gewonnen, daß Selene häufig mit dem Sonnengott ehelich, daneben aber auch mit Zeus, Endymion und Pan verbunden erscheint. Diese Vereinigung findet, wie sich aus den Kultgebräuchen ergiebt (vgl. Kap. VIII und V, C), in der Zeit des Neumondes statt, sodaß dieser auch geradezu als σύνοδος, d. h. Zusammenkunft oder eheliche Vereinigung von Sonne und Mond bezeichnet wird.

Nach einem Blick auf die Etymologie der verschiedenen Namen der griechischen Mondgöttin (Kap. II) werden die altgriechischen Anschauungen von der Gestalt des Mondes aufgeführt und den entsprechenden Wesensbestimmungen der Selene und dann denen der übrigen Mondgöttinnen gegenüber gestellt (Kap. III). So entsprechen dem Glanze des Mondes: die Fackel, der glänzend goldene Stephanos und der silberne Wagen der Mondgöttin; der scheibenradförmigen Gestalt des ersteren: der Wagen der letzteren; dem Mondhorn: das Stier- oder Kuhgespann der Selene. Der alles erleuchtende Mond wird mit dem alles schauenden Auge verglichen, und deshalb die Göttin als allgegenwärtige Zeugin betrachtet, die Schönheit des Gestirns aber auf diese übertragen.

Die Bewegung des Mondes am Himmel (Kap. IV) wird gewöhnlich als die Fahrt der Göttin auf einem mit weißen Kühen, Stieren oder Rossen bespannten Wagen vorgestellt; doch reitet sie auch auf einem Stier, Pferd, Maultier, Hirsch oder einer Ziege. Wie der Mond scheinbar aus dem Meere auftaucht, so nimmt die Göttin an jedem Tage ein Bad im Okeanos, und wenn jener im Westen wieder hinabsinkt, verbirgt sich diese in einer unterirdischen Grotte, die sich allmählich unter Verschmelzung

mit dem finsteren Westreich jenseits der Sonnen- und Mondbahn zur Unterwelt erweitert zu haben scheint.

Das Wirken des Mondes (Kap. V) trat nach antiker Anschauung zunächst im Taufall (A) sowie in der durch diesen begünstigten Fruchtbarkeit des Bodens und dem Wachstum der Pflanzen hervor; dem entsprechend gilt Ersa, die Personifikation des Taus, als eine Tochter der Selene; Artemis und Hekate (Aphrodite?) aber werden zu Verleiherinnen von Fruchtbarkeit und Nährerinnen der Tiere des Waldes und des Feldes.

Damit steht in unmittelbarer Verbindung die Auffassung der Mondgöttinnen (Selene, Mene, Juno, Hera, Artemis, Aphrodite Kolias) als Schützerinnen der Menstruation und der Entbindung (B), wenn auch die dem Mondwechsel entsprechende Regelmäßigkeit der physiologischen Erscheinung als eigentlicher Grund dieser Beziehung anzusehen ist. In Rücksicht auf sein eigenes Wachsen und Abnehmen aber (C) schrieb man dem Monde seit Urzeiten, wie durch den gleichen Glauben bei Römern, Germanen und Slaven bewiesen wird, einen entsprechenden Einfluß auf alles Wachsende auf Erden zu, sodaß sich die oben bereits erwähnte Beziehung der Mondgöttinnen zu Fruchtbarkeit und Wachstum auch aus dieser Seite ihres Wesens erklärt. Wie deshalb irdische Hochzeiten zur Zeit des Neu- oder zunehmenden Mondes vorgenommen wurden, so feierte man auch die der Hera mit Zeus und die der Juno mit Juppiter an einem Neumondtag. Selene aber, die zugleich als Schützerin der Liebenden galt (E), wurde wahrscheinlich ursprünglich in gleicher Weise mit Helios verbunden, und auch ihr Gemahl (elische Sage) oder Geliebter (karische Sage) Endymion dürfte als ein Vertreter der in die unterirdische Höhle eingegangenen Sonne zu betrachten sein. Von ersterem gebar sie die Horen, d. h. die Jahreszeiten; mit letzterem aber zeugte sie 50 Töchter, die personificierten 50 Monate des olympischen Festcyclus. Dieselbe nahe Beziehung zu Liebe und Ehe zeigen Artemis, Hekate und Aphrodite.

Da die als eine Art Wahnsinn betrachtete Fall- und Mondsucht nach allgemeinem Glauben dem Einflusse des Mondes (D) zugeschrieben wurde, meinte man, daß Selene, Artemis und Hekate Wahnsinn erregen und heilen könnten. Ebenso wirkte nach der Anschauung der Alten der Mond, besonders zur Zeit des Neu- und Vollmondes oder der Verfinsterung, auf den Erfolg von Zaubereien und Beschwörungen (F) ein, Mene, Selene und Hekate aber galten deshalb als zaubermächtig, und die Mondfinsternis selbst hielt man für das Werk von Zauberinnen, die das Gestirn unter Qualen herabzögen. Endlich beruht die Auffassung der Artemis, Hekate, Diana als Jägerinnen (G) wahrscheinlich hauptsächlich auf dem Umstand, daß man besonders im Sommer stets bei Nacht und bei Mondschein zu jagen pflegte.

Die Genealogie der Selene (Kap. VI) sowohl, wie die anderer Mondgöttinnen (Hekate, Kirke) läßt diese immer wieder als Töchter eines Sonnengottes und einer Mondgöttin erscheinen, ein Verhältnis, das offenbar die in den Ausdrücken ἕνη καὶ νέα und νουμηνία enthaltene Vorstellung vom alten und neuen Mond wiederspiegelt, sodaß auch der Selene und des Zeus = (Helios?) Tochter Pandia nur als eine aus einem Beinamen der Selene selbst geschaffene Neubildung zu betrachten ist.

Von den Attributen der Selene (Kap. VII) beruht die Beigabe von Rindern und Ziegen hauptsächlich auf dem Vergleich der Hörner dieser Tiere mit denen des Mondes; Pferd und Maultier erhält sie, weil diese gewöhnlich zu schneller Fahrt verwendet werden; die Päonie aber kam ihr wegen dieser zugeschriebenen nächtlichen Leuchtens zu. Den Hirsch hat sie dagegen jedenfalls von Artemis übernommen, während Löwe (?), Hundskopfaffe, Hahn, Biene und vielleicht auch die Spitzmaus (S. 189) von ursprünglich ungriechischen Mondgottheiten entliehen zu sein scheinen.

In Kap. IX zeigt der Verfasser durch Vergleich mit Selene, daß folgende schon im Altertum mit dieser identifizierten Göttinnen wirklich als Vertreterinnen des Mondes aufzufassen sind: Hekate, Artemis, Britomartis — Diktynna, Bendis, Eileithyia Genetyllis, Diana, Luna. Die Gleichsetzung mit Persephone sucht er durch einen Hinweis auf den Glauben an einen Mondaufenthalt der Seelen zu begründen; doch hätte er daneben das in Kap. IV erwähnte scheinbare Hinabtauchen des Mondes unter die Erde, das sicherlich auf diese Vorstellung wesentlich eingewirkt hat, mehr hervorheben sollen. Abgewiesen wird auch die Verbindung mit Athene und Demeter.

In Kap. X sucht Roscher endlich auf dieselbe Weise sicher zu stellen, welche Heroinen als Hypostasen der Mondgöttinnen zu gelten haben. Er unterscheidet dabei drei Haupttypen, den der Selene (Europa, Pasiphaë, Antiope, Prokris), der Hekate (Medeia) und der Artemis (Kallisto, Atalante, Iphigeneia), wenn auch bei den meisten einzelne Züge wieder aus dem Gebiete der beiden anderen Göttinnen entlehnt sind.

In einem Exkurs (Kap. XI) wird dann noch über das Verhältnis des Pan zu Selene ausführlich

gehandelt, mit der er als göttlicher Typus der altgriechischen Schaf- und Ziegenhirten, die zugleich auch Fischer und Jäger waren, wegen des Hausens in Felsenhöhlen und der Vorliebe der Hirten für taufeuchte, günstige Weide und reiche Jagdbeute versprechende Vollmondnächte verbunden wird.

Aus dem den Mond in dem heutigen Glauben der Hellenen schildernden Anhang von Politis sind die Sagenzüge hervorzuheben, die sich aus dem Altertum erhalten haben. Selten nur erscheint der Mond noch unter dem Namen Selene (Kap. I) als Gattin des Helios, gewöhnlich wird er männlich personifiziert; aber dennoch ist er noch Schützer der Liebenden, auch wird er bei Bereitung von Liebestränken und Ausübung anderen schädlichen Zaubers durch Hexen vom Himmel herabgezogen (Mondfinsternis), wobei er nach besonders thessalischer Anschauung die Gestalt einer Kuh annimmt. Ebenso glaubt man noch an den entsprechenden Einfluß des Zu- und Abnehmens des Mondes auf irdische Dinge (Kap. III), wie das auch anderwärts der Fall ist; besonders aber schreibt man ihm eine bedeutende Einwirkung auf Krankheiten (Wahnsinn, Epilepsie) zu. Die auf die Mondflecken (II) und Mondfinsternisse (IV) bezüglichen Sagen scheinen dagegen jüngeren oder fremden Ursprungs zu sein.

Beigegeben sind fünf schön ausgeführte Tafeln mit 17 für einzelne Selenemythen besonders charakteristischen Bildwerken, zu denen nach einer Mitteilung Imhoof-Blumers besonders noch eine Münze aus Caracallas Zeit (gleich der im Catal. d. Brit. Mus., Thrace S. 159, 63/4, Perinthos, Gordian, abgebildeten) mit einer Darstellung des durch struppiges Haar und Hörnchen deutlich gekennzeichneten Pan und der Selene in einem Zweigespann hinzuzufügen wäre.

Den Schluß des Ganzen bildet ein sehr ausführliches und bei der gewaltigen Masse des zusammengetragenen Stoffes sehr wohl brauchbares Register, in welchem die Aufzählung der sämtlichen Beiworte der Selene von selbständigem Werte ist.

Da der sicherlich richtigen Gesamtauffassung gegenüber eine Ausstellung an einer einzelnen Deutung und bei der Fülle der für die Aufstellungen des Verfassers gebotenen Belegstellen die Hinzufügung eines oder des anderen Citates (z. B. Strabo III 164. XII 557. Plin. h. n. XXXVII 13) belanglos ist, schließe ich diese Anzeige mit dem Wunsche, es möge diese Monographie, die als eine Zusammenfassung und Ergänzung der entsprechenden Einzelartikel in dem „Ausführlichen Lexikon d. griech. u. röm. Mythol." gelten kann, dazu beitragen, für die mythologische Forschung einen sicheren Boden zu schaffen, auf dem diese sowohl vor dem Zerfließen in das Nebelreich phantastischer Kombination als auch vor der Verkümmerung durch einseitig historisierende Behandlung bewahrt bleibt.

Wurzen. H. Steuding.

Sam. Wide, De sacris Troezeniorum, Hermionensium, Epidauriorum commentatio academica. Upsala 1888. 93 S. 8. 2 M.

Vorliegende Schrift behandelt einen Teil der griechischen Religionsgeschichte innerhalb der Grenzen der hellenischen Überlieferung, die vor allem festzustellen ist, ehe die Forschung sich an weiterliegende Fragen wagen darf. Ref. stimmt dem Verfasser gern bei, wenn er es beklagt, daß der von Otfried Müller begonnene Unterbau so bald verlassen und statt dessen gleich das höhere Stockwerk der vergleichenden Mythologie und der Frage nach dem Ursprung der Religion in Angriff genommen ist, ehe der feste Grund durch genaue Erforschung der Mythen und Kulte des griechischen Bodens gelegt war.

Daß hier noch vieles zu leisten ist, zeigt die Widesche Abhandlung, welche die Kulte der drei argolischen Städte zusammenstellt und, zumal durch Berücksichtigung der Beinamen der Gottheiten, ihren Ursprung zu bestimmen sucht. Die dabei geübte Kritik ist verständig und vorsichtig und ergiebt manches Interessante. Die Übersicht zeigt, wie wenig oft gerade die nächste Nachbarschaft auf den Kultus eingewirkt hat. Die drei Städte liegen nur in Entfernungen von 20 bis 30 km von einander; trotzdem werden gerade solche Gottheiten, die in der einen die größte Bedeutung haben, wie geflissentlich in der andern wenig oder garnicht verehrt. Man wird unwillkürlich an die modernen italienischen Kleinstädte erinnert, die ihre Stadtheiligen gegenseitig herabsetzen. — Von auswärtigen, den Kultus jener Städte beeinflussenden Örtlichkeiten kommt vor allem Attika und Lakonien in Betracht. Die aus dem letzteren stammenden Dienste sind schon in vordorischer Zeit nach Trözen gekommen, wie ihre Altertümlichkeit und das fast gänzliche Fehlen des Herakleskults in Trözen beweist.

Daß der uralte Beinamen der Artemis Ὀρθία daher stamme, quod aegrotos homines sublevet et e morbo quasi erigat (S. 55), und sich auf ihre Thätigkeit als Heilgöttin beziehe, ist dem Verfasser nicht zuzugeben. Vielmehr ist er ein Rest eines ursprünglich phallischen Dienstes (Roscher S. 586) und, in seiner ursprünglichen Bedeutung allmählich nicht mehr verstanden, von jener Göttin auf den

mit ihr in Epidaurus gemeinsam verehrten Asklepios Ὄρθιος übertragen worden.

Königsberg i. Pr. M. Lehnerdt.

Salomon Reinach, Antiquités nationales. Description raisonnée du Musée de Saint-Germain-en-Laye. I. Époque des alluvions et des cavernes. Paris 1889, Firmin-Didot XVI, 322 S. mit 1 Heliogravüre und 136 Holzschnitten.

Das Nationalmuseum in Saint-Germain (bei der Begründung im Jahre 1862 vorübergehend „gallo-römisches Museum" genannt) verfolgt den Zweck, vermittels der Denkmäler und Überreste, welche die Industrie und Kunst vergangener Epochen darbieten, eine Geschichte Galliens von den frühesten Zeiten menschlicher Siedelung bis zu den Tagen Karls des Großen dem Beschauer vor Augen zu führen. In dem oben genannten Bande hat nun Salomon Reinach, welcher Assistent an dem Museum ist, zunächst die erste Abteilung der prähistorischen Sammlung, welche die Zeit des „geschlagenen" Steins (die paläolithische Periode) umfaßt, in eingehender Weise behandelt.*) Der Verfasser, in früheren Werken auf dem Gebiete der klassischen Philologie und Archäologie thätig, hat bereits einen summarischen Katalog des Museums geschrieben. In der vom 30. Mai 1889 datierten Widmung seines neuen Werkes, die an den Direktor des Museums, den bekannten Altertumsforscher Alexander Bertrand, gerichtet ist, legt er den Zweck seiner Description raisonnée, seiner erläuternden Beschreibung in folgender Weise dar. Ein Handbuch wolle er geben, das wie die mündliche Erklärung eines Konservators von dem einzelnen Gegenstande zu den allgemeinen Anschauungen leitet und wiederum für die großen Fragen und Untersuchungen der prähistorischen Wissenschaften auf die vorhandenen Beispiele und Belegstücke hinweist. Insbesondere aber verspricht er, in dem Handbuche eine eingehende Bibliographie zu geben, die bisher in Frankreich wie in anderen Ländern fehle. Lebhaft beklagt er, wie wenig man in den verschiedenen Staaten Europas von den Leistungen der Nachbarn wisse, selbst in der Sammlung der Matériaux (einem seit 1864 fast regelmäßig in je einem Bande jährlich erschienenen periodischen Werke „Bulletin des travaux et découvertes concernant l'anthropologie, les temps antéhistoriques" etc.) würden die Arbeiten in deutscher Zunge allzu selten analysiert. Umso erfreulicher ist es, daß R. die einschlagende deutsche Litteratur eifrig benutzt hat.

*) Inzwischen ist von demselben Verfasser erschienen: Catalogue sommaire du musée des antiquités nationales au château de Saint-Germain, deuxième édition, Paris 1891, Librairies-Imprimerie réunies. Dieser kleinere Katalog, der vor ca. 3 Jahren in 1. Auflage erschienen ist und einen Überblick über die ganze Sammlung giebt, wurde für die täglichen Besucher geschrieben, während die oben besprochene, auf sieben Bände berechnete Arbeit für die Fachgenossen bestimmt ist.

Doch sehen wir das Buch selbst an. Nachdem auf S. 1—25 in einer Art Einleitung die erste Aufgabe gelöst, die Geschichte des Museumsgebäudes, welches das alte Schloß von Saint-Germain ist, sowie die allgemeine Organisation geschildert worden ist, wird der Rest des Bandes (S. 26—322) der Ausführung des oben dargelegten Hauptplanes gewidmet. 27 Säle zählt das Museum; nur Saal No. I wird hier behandelt, innerhalb dessen in 25 Glasschränken sowie an den Wänden die reichen Überreste aus der paläolithischen Zeit Galliens zur Aufstellung gelangt sind. In der allgemeinen Betrachtung der époque quaternaire und der verschiedenen Perioden, die man innerhalb derselben anzunehmen geneigt ist, zeigt sich die hervorragende Belesenheit und das umsichtige Urteil des Autors, der z. B. Nehrings Anschauung von der Steppenzeit, die nach der einen Eisperiode eingetreten sein soll, im Anschluß an die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft und der sonstigen deutschen Publikationen darlegt. Schwer ist die Bestimmung — so drückt sich R. weiter mit Vorsicht aus —, in welchem Moment der quaternären Epoche die ersten Spuren des Menschen auf gallischem Boden erscheinen, vor — während — oder nach der Eiszeit? Soviel stellt er fest: die ältesten Spuren des Menschen in Europa finden sich stets außerhalb der Grenzen, die von den Gletschern während ihrer zweiten, geringeren Ausdehnung erreicht sind. Deshalb fehlen paläolithische Gegenstände vollständig in Dänemark und in Schweden. Da ferner Deutschland damals nach des Wiener Geologen Penk Beobachtung um mehr als die Hälfte von Eis bedeckt gewesen sei, Frankreich aber nur zum dreißigsten Teile seines Areals, so erkläre sich daraus der Reichtum paläolithischer Reste in letzterem Lande. Die Tierwelt jener Epoche wird bei der Besprechung durch kleine Holzschnitte erläutert.

Die Beschreibung der Fundgegenstände selbst, welche sich in dem Saale befinden, zerfällt in zwei Hälften, in die der Diluvialfunde*) und in die der

*) Nach deutscher Art der Bezeichnung. Les géologues allemands désignent les alluvions quaternaires sous le nom de „diluvium" et appellent „alluvium" les dépôts fluviatiles récents. p. 37.

reicheren Höhlenfunde. Abbildungen begleiten die Besprechung. Es kann auf Einzelheiten nicht eingegangen werden, nur sei hervorgehoben, daß auch hier die Litteratur in ausgiebiger Weise herangezogen ist. Was die Einteilung der geschlagenen Steinwerkzeuge anbetrifft, so haben bekanntlich die Franzosen, verführt zugleich durch den Reichtum an Objekten wie durch ihre Neigung zum Systematisieren, schon vor Jahren eine Reihenfolge der Gruppen aufzustellen gesucht. Besondere Anerkennung fand Mortillet mit seinen Epochen von Chelles, Moustier, Solutré und la Madelaine. Mit beachtenswerter Vorsicht nimmt der Verfasser diese Namen zwar als Einteilungsmittel (als „Typen") für Frankreich an, billigt sie aber nicht als Bezeichnungen für Perioden und lehnt sie für das übrige Europa ausdrücklich als nicht zutreffend ab. Bei der Schilderung der Höhlen wird natürlich den überraschenden Kunsterzeugnissen ihrer civilisierten Bewohner gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, da sie ja in anthropologischen Kreisen zu so erregten Diskussionen Anlaß gegeben haben. Ein Überblick über die Stätten, die durch des os façonnés, sculptés ou gravés berühmt sind, bringt das Ergebnis, daß sie in Belgien selten, in England nur einmal gefunden wurden; wenig ist in Spanien, Zweifelhaftes in der Schweiz (in Thayngen) festgestellt; zahlreich aber sind die Beispiele in Frankreich und am zahlreichsten in dem Gebiete von Périgord und in den Departements der Pyrenäen. Das Museum hat eine stattliche Reihe berühmter Stücke mit Zeichnungen von Menschen, Renntieren, Auerochsen u. a.

Am Schlusse des Werkes geht der Verfasser auf die schwierige Frage des Überganges aus der Epoche des geschlagenen zu der des geglätteten Steines ein. Indem er die verschiedenen Meinungen besonders der französischen Gelehrten anführt, macht er anschaulich, wie sich diese seit 1867 beinahe von Jahr zu Jahr verändert und modifiziert haben. Man behauptete zuerst einen „Hiatus" zwischen der neolithischen und paläolithischen Zeit Frankreichs, da nur selten geschlagene und geschliffene Steine im alten Gallien neben einander angetroffen sind; dann brach sich die Ansicht Bahn, daß die Lücke in unseren Kenntnissen bestehe. Im allgemeinen stimmt aber die Mehrzahl der Forscher darin überein, daß der geglättete Stein mit einer neuen Bevölkerung nach Centraleuropa gekommen sei. Ob nach dem völligen Verschwinden der Troglodyten, ob unter langsamer oder schneller Verschmelzung mit ihnen, das bleibt noch zweifelhaft. R. weist die Lösung dieser Frage von dem Forum der Anthropologie vor das der Geologie, welche die klimatischen und geologischen Verhältnisse jener „Übergangszeit" klarzulegen habe.

Von einzelnen kleinen Ausstellungen sehe ich hier ab, nur das Fehlen einer archäologischen Karte möchte ich mit Bedauern hervorheben. Das Schlußurteil wird lauten: Der Autor hält in seinem Werke, was er versprochen; sein Handbuch giebt neben der Zusammenstellung des Materials und einem die wichtigen Fragen umfassenden Überblick über das behandelte Gebiet eine reiche und wertvolle Bibliographie. Mit berechtigten Erwartungen darf man der Fortsetzung entgegensehen.

Berlin. Alfred G. Meyer.

Sophus Bugge, Etruskisch und Armenisch. Sprachvergleichende Forschungen. Erste Reihe. Christiania 1890, in Komm. bei Aschehoug & Co. 172 S. 8. 3 M.

Der Verfasser, in seinem Greisenalter von unermüdlicher Lernbegier und Erfindungskraft, hat diesen neuen, an sich nicht allzu fern liegenden Versuch zur Lösung des etruskischen Rätsels mit rücksichtslosem Feuereifer angegriffen. Er beginnt mit etr. *erus* „Sonne" = arm. *arev*, vgl. *arus-eak* „Morgenstern"; es folgen: etr. *lusχnei* „Mond" = vulg. arm. *lusnkay*; etr. *vanϑ* eine Todesgöttin, zu arm. *vand-em* „ich rotte aus"; etr. *tur-ce* „gab", zu arm. *tur* „Gabe"; etr. *tal-ce* „gab", zu arm. *tal* „das Geben"; etr. *ϑueś* „gab" = dial. arm. *tue(a)ç*; etr. *tun* „sie gaben" = v. arm. *e(tun)*; etr. *tan* „sie geben" = arm. *tan*; etr. *cina* „und" = v. arm. *ki na*; etr. *lavtn* „Familie" = arm. *lav-tun* „gutes Haus"; etr. *culśu* eine Todesgöttin = arm. *kul-šun* „verschlingender Hund"; etr. *śec* „Tochter" = arm. *ēg* „Weib"; etr. *ar-ce* „machte", zu arm. *ar-ari*, Aor. von *aṙ-nem* „ich mache"; etr. *ituna* „Gefäss" = arm. *ęnd-unak* „Behälter"; etr. *eepana* „Becher" (?) = arm. *ęmpanak*; etr. *cana* „Skulpturwerk" (?) = arm. *kandak*; etr. *mutana* „Sarg", zu arm. *mut* „Eingang"; etr. *arnϑ* = Aruns, zu arm. *aṙn-* „Mann"; etr. *la(u)r(n)ϑ* = Lars = *lav-arnϑ* (s. *lavtn*); etr. *lar* (Vorname) = arm. *lav-air* „guter Mann"; etr. *snenaϑ* „eine helfende(?) Göttin", zu arm. *snndakan* „nährend"; etr. *tev-araϑ* „Priester", zu arm. *tev-* „geben", *ar-arak* „machend, opfernd"; etr. *ein* „dieser da" = arm. *ain*; etr. *tru* „zur Gabe" (?) = dial. arm. *tru*, Gen. Dat. von *tur* „Gabe"; etr. *tenu* Lokativ, zu arm. *atean* „Ratsversammlung"; etr. *-as* „war" (?) in *ten-ϑ-as* (*tenϑ* Nebenform des Lokativs *tenu*), *marv-as* (*maru* = umbr. *maro*) = v. arm. *a'*; etr. *mul-u* „zur Gabe" (?), zu arm. *mλem* „ich reiche dar"; etr.

mulvannice = *mulu-anni-ce* „er war im Geben", worin *anni-ce* = *am-ce* und *anni* = arm. *ařni* „er wird gemacht, er ist" (s. *arce*); ebenso etr. *mulune* = **mulu-anni*; ein andrer Lokativ ist wieder *muleϑ*: ähnlich *turune* „er giebt" = **turu-anni*; *turunke* = **turu-anni-ce*; in etr. *ture* „er giebt" entspricht -*e* dem arm. -*e*; etr. *verse* „Feuer" (Akk.), zu arm. *vař*; etr. *suϑi* „Grab", zu arm. *soiz* „Grube", *suz-em* „ich tauche unter"; etr *etera* Art Leibeigener = arm. *cařay*; etr. *penϑna* „Grabstein" (?), zu arm. *ɘndan* „fest"; etr. *ϑes*, *tece*, *hece* „er setzte, weihte", zu arm. *dnem* „ich setze", Aor. *edi*; etr. *fras-t* „Höhlung" (?), zu arm. *brac*; etr.-lat. *falandum* „Himmel", zu arm. *barjunk*; etr. *falaś* „Gerüst" = arm. *barj* „Kissen"; etr. *harc* „triff!" (?), zu arm. *harkanem* „ich treffe"; etr. -*ce* Verbalpartikel (s. *ar-ce* u. s. w.) = v. arm. *kẹ-*, -*gẹ*; etr. -*r*, -*er*, -*ar* Pluralpartikel = arm. -*er*, -*ear*, vulg. -*er*, -*ner*, dial. -*ar*, -*nar*; etr. *papals* „Enkel" (?), zu arm. *pap* „Großvater"; etr. *ama* „Gefäß" = arm *aman*; etr. *intem-* „häuslich" (?) = arm. *ẹntani*; etr. *tuśurϑir* „Gatten" aus *tu* = 2 und arm. *kẹord* „Gatte"; etr. *eslz* „dreimal" = arm. *ericṣ*; etr. *nurϑzi* „zum neunten Mal" (?), zu arm: *inn(er)ord* „der neunte"; etr. *maχ* „eins" = arm. *miak* „einzig"; etr. *kurpu* „Bettler" (?), zu arm. *kŕup* „Faustschlag"; etr. *krankru* „Katze" (?), zu arm. *kerakur* „Futter"; etr. *taliϑa* Name eines Mädchens = arm. *talitay* „junges Mädchen"; etr. Suffixe -*sa* = arm. *sa* „dieser"; -*sla* = arm. *sora*, dial. *sra*, Genitiv von *sa*; -*tra*, -*tla* (?) = arm. *dora*, dial. *dra*, Gen. von *da* „jener" = etr. *ta*, -*ϑa* (?); -*sl* = arm. -*sr* in *aisr* u. s. w.; -*a* z. B. im Gen. *larisa* = arm. -*ay*; -*ia* z. B. im Gen. *arnϑia*, *larϑia* = arm. -*eay*; auch im Nom. von Familiennamen wie *vilia* = arm. patronymisch -*eay*; -*l* im Genitiv = arm. -*r* z. B. in vulg. -*oir* neben -*oy*; -*ś* im Gen. = arm. *s* in *s-a* „dieser"; -*aia*, -*eia* weibl. Gen. = arm. -*ay* -*ay*; -ϑ (Lokativ) = arm. -*d* z. B. in *and* „dort". Außerdem stimmt die formelle Einheit von Nom. und Akk. im Etruskischen (?) zum Vulgärarmenischen; der Übergang von *l* in *h* gleicht dem armenischen von λ in neu γ-, dial. *h*; der Ton lag im Etruskischen (?) ursprünglich, wie im Armenischen, auf der Endsilbe u. s. w.

Das Hauptbedenken hierbei ist nun, daß die etruskischen Sprachreste aus der Zeit von 500—100 v. Chr. G. stammen, die verglichenen armenischen Formen aus etwa 500 n. Chr. bis zur Gegenwart, daß also, namentlich wenn man noch hinzurechnet, daß die Trennung vielleicht 1000 v. Chr. gefallen ist, die **Übereinstimmung viel zu groß ist.** Die ähnlich scheinenden Formen haben wohl durchweg einen ganz verschiedenen Laut- und Begriffsprozeß durchlaufen, führen also auf ganz verschiedenen Ursprung. Dazu kommt die durch Fragezeichen angedeutete Unsicherheit der Bedeutung vieler etruskischer Wörter und Formen. Wie bei näherer Betrachtung die Übereinstimmung schwindet, davon nur ein paar Beispiele! Bugge selbst giebt S. 164 zu, daß das im Altarmenischen sehr seltene Pluralsuffix -*r* aus einer nicht indogermanischen kaukasischen Sprache entlehnt ist — wie kann es da mit dem etruskischen -*r* verwandt sein? Das armenische Verbalaffix *kẹ*, angeblich = etr. Aoristsuffix -*ce*, fehlt altarmenisch noch ganz, tritt erst spät vulgär in der Grundform *ku*- als Präfix auf und giebt dem Präsens futurischen, dem Imperfekt konditionalen Sinn. Ebenso sind die Spuren eines -*r* im Armenischen als Genitivsuffix spärlich und unsicher, und nie erscheint es als *l*, wie das etruskische *l* des Genitivs nie als *r*. Etruskisch *lavtn* „Familie" ist höchst wahrscheinlich aus *lautn* entstanden, worin *n* Suffix ist, während arm. *lav* „gut" ein stark verstümmeltes Wort scheint, und *tun* „Haus" aus **tmun* entstanden ist = idg. *dmōnm̥*. Bedenkt man, daß arm. *ẹndunak* „Behälter" zu *ẹnd-un-im* „enthalten" gehört, worin *ẹnd* mit gr. ἀντί, got. *anda* verwandt ist, so schwindet die Ähnlichkeit mit etr. *ituna*, daneben *itun*, das schwerlich zusammengesetzt ist. Armenisch *êg* „Weib", Gen. *igi* wird zurückgeführt auf idg. **séighis* zu altir. *séig* „Milch"; wie paßt dazu die Bedeutung von etr. *śec*, wahrscheinlich älter *śvec*, „Tochter", noch abgesehn von der Erhaltung des *s*? So geht es fast überall bei genauerer Prüfung, und der geistreiche Verfasser wird sich wohl mit seinem Motto trösten müssen: „Man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Mut des Fehlens haben".

Mülhausen i/E. W. Deecke.

G. Hoffmann, Über einige phönikische Inschriften. Aus dem 36. Bande der Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Göttingen 1889, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 59 S. 4. 3 M. 60.

Die behandelten Inschriften sind: 1) die Kranzinschrift vom Piraeus, s. Renan in Revue archéol. III sér. T. 11. 1888 S. 5: 2) die Inschrift von Ma'sûb, s. Clermont-Ganneau in Revue arch. V. 1885, S. 380; 3) die Inschrift Eschmûn'azars, s. C. I. S. No. 3; 4) die Inschrift Tebnêts, s. Renan und Berger in Revue arch. III sér. T. 10. 1887. S. 2; 5) die zweite sidonische Inschrift, s. C. I. S. No. 4. Verf. wollte zunächst das zum Ausdruck bringen, worin er von den

andern Erklärern dieser wichtigen und interessanten Denkmäler abweicht, sodann aber im Anschluß an die Beweise für seine Neuauffassungen eine größere Anzahl sprachlicher und sachlicher Erörterungen vortragen, welche ihm neues Licht über strittige Punkte zu verbreiten oder doch besonders bedeutende Thatsachen scharf hervorzuheben geeignet schienen. Spricht er das auch nicht selbst aus, so ersieht man es sehr bald aus den exkursartigen Ausführungen, welche sich im Text und in ausgedehnten Anmerkungen finden.

Die oft bewiesene, ausgebreitete Gelehrsamkeit des Verf. zeigt sich auch hier wieder im hellsten Licht. Eine Fülle sprachlicher Thatsachen und sachlicher Erläuterungen wird geboten, welche die Arbeit zu einer höchst lehrreichen machen. Als sicher werden aber die daraus gezogenen Schlüsse nicht immer bezeichnet werden können, und ebenso werden einige der neu vorgetragenen Erklärungen noch weiterer Bestätigung bedürfen. Die durchaus wissenschaftliche Methode des Verf. wird einigermaßen beeinträchtigt durch einen Hang zum Grübeln; fast noch mehr leidet der Ausdruck unter der Neigung zu tiefsinniger, dunkler Redeweise, welche die Lektüre recht erschwert, und hinter der sich bei genauem Zusehen Gedanken, welche einen wesentlichen Fortschritt bezeichnen, nicht immer bergen; s. besonders S. 19 die Ausführungen über Ba'al, El, Monismus und Monotheismus und S. 49 die über schem als Namen und numen. — Für die klassischen Philologen werden Inschrift 1) und die von dem Verf. besprochenen sprachlichen Berührungen zwischen dem Phönikischen und Griechischen von besonderem Interesse sein. Jene, 96. v. Chr. von der sidonischen Kolonie in Athen im engen Anschluß an die dazumal üblichen Formen des Griechischen abgefaßt, wird sachlich durch Reinach, Traité d'épigraphie grecque, und Foucart, Assoc. relig. chez les Grecs, erläutert. Der größte Teil ist schon von den ersten Herausgebern richtig verstanden; mit ihnen stimmt H. auch in Bezug auf die Deutung von d r k n m (Z. 3) und d r k m n m (Z. 6) überein: beides soll δραχμαί sein „und zwar an erster Stelle als Goldgewicht, an zweiter als Silberdrachme" (S. 8). Eine nicht unbedenkliche Verkennung der Lautverhältnisse scheint in den Gleichungen rad. ṭ n' = θεῖναι (S. 11) und Tabnit = Τέννης (S. 32) vorzuliegen; denn daß die Aspirata θ je in einer semitischen Sprache durch das emphatische ṭ sollte ausgedrückt worden sein, ist ausgeschlossen, und semitischem nicht emphatischen t, welches in den meisten Dialekten die Aspirata mitvertritt, entspricht meist θ. Auch in rein semitischen Lautdingen finden sich wunderliche Aufstellungen, wie S. 59 „appê = pânim aus afnê"; die Worte haben nichts miteinander zu thun, gehen vielmehr auf verschiedene Wurzeln und verschiedene Anschauungen zurück: appê aus anpê auf rad. anap, anaf, vornsein, vorstehen, pânim auf rad. panah zuwenden. Die geographische Erörterung S. 21 und namentlich das „also" ib. Z. 3 v. u. ist nicht recht verständlich. Die Heranziehung des sheet III der Karte zu Survey of Western Palestine war hier unerläßlich. Der von Renan Miss. Phén. p. 140 bekämpften Verwechselung von Umm el'amad bei Kana mit Umm el'awâmîd wird durch das Citat aus Ritter S. 22 Anm. 1 wieder Vorschub geleistet. — Hübsch ist die Abfertigung der akkadischen Träumereien S. 25: „dieses harmlose Wort (haikâl) sollte freilich auch einmal akkadisch sein".

Berlin. Martin Hartmann.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Rheinisches Museum für Philologie. N. F. XLVI, 2.

(161 ff.) **A. Papadopulos-Kerameus**, Apollodori bibliothecae fragmenta Sabbaitica. Mitteilung beträchtlicher Bruchstücke aus einer Hs der Laura des h. Sabbas in der vom Patriarchen Nikolaus I. in Jerusalem begründeten Hssammlung: γένεσις τῆς Ἑλένης ἐν ἐπιτομῇ καὶ ἁρπαγή καὶ ἅλωσις τῆς Τροίας (bis zu Odysseus' Tode reichend); Ἱστορία περὶ τοῦ Μινωταύρου; Περὶ τῆς διαβολῆς Φαίδρας εἰς Ἱππόλυτον; Κτήτορες τῆς Ἰλίου τε καὶ Τροίας καὶ τῶν ἐποίκων αὐτῶν; Περὶ Ἀσκληπιοῦ; Περὶ Κάδμου; Περὶ Ἀκταίωνος; Περὶ Ζήθου καὶ Ἀμφίονος. — (193 ff.) **K. Buresch**, ΓΕΓΟΝΑΝ und anderes Vulgärgriechisch. Eine Hauptquelle für unsere Kenntnis des alexandrinisch-ägyptischen Dialekts sind die Unzialhss des NT: für denselben sind insbesondere alle außergewöhnlichen Sprachformen in Anspruch zu nehmen, die dem Sin. und A gemeinsam sind. Dazu gehören namentlich die 3. Plur. des Perf. an den Aorist angleichende Formen wie γέγοναν. Eine solche Form ist dem Herodes Atticus nicht zuzutrauen: die XLIV 506 ff. behandelte Inschrift ist daher für eine alte Fälschung zu halten. — (233 ff.) **Fr. Buecheler**, Altes Latein. XVI. Richtige Form ist acieris (nicht acceris), zu acies sich verhaltend wie speres zu spes; das Deminutiv dazu ist acisculus. XVII. terruncius ist die richtige Schreibung, sie bezeugt terr (aus ters) als ältere Form des Zahlenadverbs. XVIII. Das ursprüngliche Zahlzeichen für centum ist O = θ (wie für 1000 Φ, für 50 X). XIX. Bei Prisc. p. 26 H wird höchstens compes com-

petis = compos compotis für die antiqui bezeugt, nicht compos compodis = compes compedis. compes als Nom. existiert überhaupt nicht; erst in augusteischer Zeit ward zu dem substantivierten Adj. Plur. compedeis, compedium ein nach Analogie von ped- gebildeter Sing. nachgeschaffen; die Ausgleichung des Stammes compedi- mit ped- hat auch noch den Geschlechtswandel zur Folge gehabt: ursprünglich Fem. erscheint es als Masc. zuerst in Horaz' Zeit (schol. Iuven. 5, 3). — (244 ff.) **F. Cauer**, Omphale. Omphale ist die Vertreterin der gebietenden Stellung lydischer Frauen, des von den Völkern Kleinasiens teils in Ausübung, teils in der Erinnerung bewahrten Mutterrechts. Die Griechen erkannten in einem lydischen Heros, der als unterthäniger Gatte der Königin große Thaten vollbracht hatte, ihren Herakles. Für das Dienstverhältnis fand man teils eine psychologische, teils eine rechtliche Motivierung (Mordsühne); letztere findet sich erst in späteren Quellen, ebenso der Zusammenhang der Sage mit thessalischen Lokalitäten. — (250 ff.) **J. M. Stahl**, Über athenische Amnestiebeschlüsse. Die sechs sicher bezeugten Amnestiebeschlüsse der Athener sind nach Umfang, Art der Beantragung, Anlaß und Zweck verschieden. — (287 ff.) **C. Hosius**, Symbola ad poetas latinos. Mitteilungen über Hss zu Juvenal, Ovid, Lucan, Claudian, Martial. — (299 ff.) **Th. Kock**, Euripides fragm. 953 Nauck (2. Ausg.). Widerlegung der von v. Wilamowitz gegen die Echtheit geltend gemachten Gründe. — (311 ff.) **O. Rossbach**, Schediasma criticum. Kritische Beiträge zu Petron, Silius Italicus, Frontin, Apuleius, Symmachus, Historia Apollonii. — Miszellen. (319 ff.) **O. Crusius**, Babriana. — (320 ff.) **C. Fr. Mueller**, Ignatii Diaconi acrostichon alphabeticum. — (323 f.) **M. Ihm**, Zu Flavius Iosephus. — (324 ff.) **B. Kuebler**, Ad Dionem Cassium. — (326 f.) **Fr. Susemihl**, Zu Laertius Diogenes VII 54. — (329 ff.) **C. Wachsmuth**, Zur Topographie von Athen. Arist. Ἀθ. πολ. p. 42, 9 ff. Ken. bestätigt den Bericht des Pausanias, nach welchem das Theseion in der Nähe des Anakeion lag. — (329 ff.) **C. Wachsmuth**, Pentadenbände der Hss griechischer Schriftsteller. Erweist, daß diese Art der handschriftlichen Überlieferung für umfassende Geschichtswerke die Regel gewesen zu sein scheint. — (331 ff.) **O. Ribbeck**, Zu Propertius. — (333) **O. Ribbeck**, Reden des Sallust. Bei Sen. contr. 3 praef. 8 handelt es sich nicht um die in Sallusts Geschichtswerke eingefügten, sondern um von Sallust selbst gehaltene Reden. — (334 ff.) **J. Schmidt**, Zur politischen Geographie der afrikanischen Provinzen. Feststellung der Lage des municipium Numiulitanum; das bisher Thimbure genannte municipium hieß vielmehr wahrscheinlich Thimidabure.

Mnemosyne. N. S. XIX, 2.

(129 ff.) **J. van Leeuwen J. f.**, Homerica. XIII. De littera digamma. Bekämpft die Ansicht von Cauer u. a., daß die Mundart, in der Ilias und Odyssee gedichtet sind, das F nicht mehr besaß, daß also die Aufnahme des Lautes in den Homertext unberechtigt ist; ist das Zeichen auch schon früh aus dem Texte geschwunden, so steht der Anwendung des Lautes beim Vortrage der Rhapsoden keinerlei Grund entgegen. Indes hat, wie es scheint, die Homerische Sprache das Digamma nur am Wortanfange erhalten, nicht im Wortinnern. Unbegründet ist die Ansicht, daß das Digamma nach konsonantisch auslautenden Wörtern keine Thesislänge mehr bewirkt habe. — (161 ff.) **H. van Herwerden**, Homerica (Forts. aus XVIII p. 49). — (168) **H. v. H.**, Ad Aristotelem (ath. rep). — (169 ff.) **J. van Leeuwen J. f.**, Ad Aristotelis librum de republica Atheniensium nuper repertum. Kritische und sachliche Bemerkungen. — (191 ff.) **J. S. van Veen**, Notulae criticae ad Silium Italicum (Forts. aus XVIII S. 306). — (199) **J. S. S.**, Cic. Verr. II 2, 29, 71. — (200 ff.) **H. van Herwerden**, Ad Athenaeum. — (221) **H. v. H.**, Emendatur locus Platonis de rep. p. 403 B. — (222 ff.) **H. T. Karsten**, De Catulli carmine XLIIII. Deutung des Gedichtes sowie chronologische Feststellung (nicht lange vor 57 oder wahrscheinlicher 55). — (228) **v. L.**, Etymologicum Magnum.

Blätter für die bayr. Gymnasien. XXVI, No. 5.

(242) **Heinrich Schiller**, Vom Ursprung des bellum Alexandrinum. In diesem einleitenden Teil kommt es dem Verf. auf kritische Sichtung der bisherigen Auffassungen an; eine Entscheidung, ob Hirtius, ob Pollio der Verf., wird noch nicht gegeben. — Rezensionen: (255) **Leuchtenberger**, Die Oden des Horaz disponiert. 'Zweckmäßig'. — (256) Iuvenalis, erklärt von **A. Weidner**. 'Läßt allenthalb zu wünschen übrig'. Weymann. — (261) **Neue's** Lat. Formenlehre, 3. Aufl. von **C. Wagener**, 2. Bd. 'Hier ist geleistet worden, was ein Mann überhaupt zu leisten imstande ist. Die beste Probe giebt eine Vergleichung mit dem nicht minder verdienstvollen Lexikon der lat. Wortformen von **Georges**, welches ein äußerst praktisches Nachschlagebuch ist'. Landgraf. — (263) **Otto Schulz'** Lateinische Aufgaben, 17. Aufl. 'Die neuen Partien sind im allgemeinen wohlgelungen; nicht so der andere, Schulzsche Bestandteil. Es ist unbegreiflich, wie Übungsbücher mit solch heillosem Schund Auflage auf Auflage erleben können'. Gebhard. — (265) Isokrates ausgewählte Reden, von **O. Schneider**; Demosthenes, von **Fr. Blass**. Lobende Anzeigen von H. Ortner. — (286) **J. Fink**, Der Verschluß bei Griechen und Römern. 'Zum Gebrauch bei der Lektüre sehr zu empfehlen'. Melber. — (Dem Heft ist beigefügt: „Bericht über die XVI. Generalversammlung des bayr. Gymnasiallehrervereins zu Würzburg, 9. April 1890, 64 Seiten.)

vor etwa 60 Jahren stieß Griechenland wieder zu Europa, gleichsam ein verirrtes Kind, das die Zeit gänzlich versäumt hatte, in der seine Geschwister auf tausend Wegen der modernen Kultur allmählich zugeführt wurden. Und nun finden wir hier einen Ausdruck und eine sprachlich völlig deckende Ausführung für jedes wissenschaftliche Problem, jeden wissenschaftlichen Stoff, gewonnen durch Erneuerung des alten, gewandte Benutzung des neueren Sprachschatzes und durch Neuschöpfung, der es freilich etwas Vorschub leistete, daß das übrige Europa noch mit Vorliebe, bislang wenigstens, für neue Erfindungen und Entdeckungen technischer und wissenschaftlicher Art nach griechischen Benennungen griff.

Zur Fixierung des neu gewonnenen sprachlichen Reichtums mag in dem Entwickelungsstadium, in welchem Griechenland sich befindet, ein Werk wie das vorliegende nicht wenig beitragen können. Wie es für die Mitarbeiter besonders anziehend, ja erhebend sein muß, aus frisch aufgeschlossenem Sprachgut zu schöpfen und es sinnreich zu vermehren, so muß es für den Philologen eine Freude sein, einmal in solchen Werdeprozeß einer Kultursprache mit eigenen Augen zu blicken!

Königsberg in Pr. Gustav Hirschfeld.

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 13.

An Stelle unserer irrtümlicherweise aufgenommenen Notiz in unserer No. 15 ist zu lesen: **H. Droysen**, Griechische Kriegsaltertümer. Vielfacher Gewinn im einzelnen; wesentlich neue Gesichtspunkte sind indessen nicht gewonnen, und Vollständigkeit ist in den meisten Abschnitten nicht erreicht worden (*Ernst Fabricius*).

No. 19.

(699) **A. Wiedemann**, Religion der Ägypter. 'Im ganzen zur Orientirung auf diesem unendlich schwierigen Gebiet wohl geeignet'. *A. Erman.* — (701) Sammlung der griechischen Dialektinschriften, III, 2—4. Heft. Ref. *W. Dittenberger* bietet eine Reihe von Berichtigungen. — (704) **d'Arbois de Jubainville,** Recherches sur l'origine de la propriété foncière en France. Anerkennende Kritik von *W. Meyer-Lübke.*

No. 20.

(743) **H. Metlikovicz,** De Sophoclis codice Laurentiano. 'Man muß fragen: cui bono?' *S. Mekler.* — (744) **W. v. Hartel**, Patristische Studien, zu Tertullian. 'Hier regnen förmlich die guten Konjekturen'. *B. Kübler.*

Neue philologische Rundschau. No. 10.

(145) Sophoclis tragoediae ex rec. **Wunder-Wecklein**; Trachiniae. 'Dem gegenwärtigen Standpunkt der sophokleischen Studien befriedigend angepaßt'. *Fr. Schubert.* — (147) Thucydides, The fourth book, a revision by **W. G. Rutherford.** 'Willkürliche Kritik nach Art Cobets und Herwerdens'. *J. Sitzler.* — (148) Studien auf dem Gebiet des archaischen Lateins, herausg. von **W. Studemund**, 2. Heft. Referat von *E. Redslob.* — (152) **W. v. Bartel**, Patristische Studien, 1: Tertullian. Lobende Anzeige mit sehr vielen eigenen Besserungsvorschlägen von *E. L.* — (156) **Fr. Skutsch**, De nominibus suffixi-no ope formatis. 'Recht erfreuliche Erscheinung mit geradezu vollkommen sicheren Ergebnissen'. *Fr. Stolz.* — (156) **Lanfranchii** Lexicon poeticum linguae latinae. 'Gleicht in vielen Punkten dem bei uns früher üblichen Gradus ad Parnassum'. — (158) **Steiner-Scheindler,** Lat. Lesebuch. 'Auswahl gelungen'. *F. Spielmann.*

Revue critique No. 15.

(269) **A. Croiset**, Littérature grecque. 'Bietet nichts Neues'. A Hauvette. — (273) **A. Audollent,** Mission épigraphique en Algérie. Nach R. Cagnats Urteil ungenügend. — (275) Horatius ex rec. Orelli ed. **W. Mewes.** Sehr eingehende und besonders die meisterhafte Behandlung der Handschriftenfrage lebhaft anerkennende Kritik.

No. 18.

(344) Aristoteles Schrift vom Staatswesen der Athener, verdeutscht von **Kaibel** und **Kiessling**. 'Ausgezeichnetes Buch; griechische Wörter in deutscher Verkleidung sind durchweg vermieden: die Phyle wird zum Kreise, die Agoranomen heißen Marktmeister; dazu steht immer das betreffende griechische Wort in Klammern. Auch vor einer diskreten Erweiterung des Textes schrecken die Herausgeber im Interesse der Klarheit nicht zurück. Selbst Gelehrte werden aus dem sehr gut geschriebenen Buche Nutzen ziehen'. B. Haussoullier. — (346) **J. Escher,** Triton und seine Bekämpfung durch Herakles. 'Gewissenhafte Untersuchung, äußerst interessant'. **H. L. Urlichs,** Herakles und die Hydra. 'Recht sinnreich'. S. Reinach.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

VIII. IX. 12. Febr. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius.** 1. Hr. **Brunner** las über Comes, Domesticus und Graffio. 2. Hr. **Diels** machte eine Mitteilung über den angeblichen Justin Περὶ ψυχῆς (S. 151 ff.). Die von einem Gelehrten in Athen aufgestellte Hypothese, die verlorene Schrift des Justin Περὶ ψυχῆς sei in einer thessalischen, jetzt in der Nationalbibliothek in Athen befindlichen Hs wiedergefunden, beruht nach der Mitteilung des Bibliothekars Sakkelion nur darauf, daß ein anonymer Traktat περὶ ψυχῆς hinter der Schrift Ἰουστίνου τοῦ θείου φιλοσόφου καὶ μάρτυρος Ἀνατροπὴ δογμάτων τινῶν Ἀριστοτελικῶν stehe. Der doxographische Inhalt der Schrift Justins περὶ ψυχῆς, wie nach der kurzen Charakteristik bei Eusebius h. e. IV 8, 15 vorauszusetzen ist, würde ihrer Wiederauffindung besonderen Wert verleihen, zumal vielleicht Tertullian bei seiner grundgelehrten Abhandlung De anima jenes Buch vor Augen hatte. Aber Sakkelion glaubt vielmehr in dem vermeintlichen Justin byzantinische Exzerpte aus Aristoteles' Psychologie erkennen zu müssen. Eine ähnliche Exzerpths befindet sich in der Hamiltonsammlung der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Auch Buch-, Titel- und Kapiteleinteilung bestätigt die Vermutung, daß der Hamilt. 512. fol. s. XIV. Mart. ein vollständigeres Exemplar der Epitome ist, aus der im athenischen Kodex zwei Bücher erhalten sind. Leider ist der Hamilt. am Anfang verstümmelt. Nach der alten Paginierung fehlen hier 21 Blätter. Der Text beginnt fol. 22r mitten in der Epitome des Organons. Dann folgen zwölf Bücher. Das athenische Exemplar enthält davon das 7. und 8. Buch. Auch die Unterabteilungen in τίτλοι und κεφάλαια entsprechen aufs Haar wie der Text selbst. Leider ist der Name des Verfassers in der Berliner Hs durch den Defekt verloren gegangen; aber die Vergleichung mit der lateinischen Übersetzung des Kompendiums des Pachymeres zeigt, daß wir es mit der beliebten Epitome jenes Polyhistors zu thun haben, der in Poesie und Prosa auf allen

Gebieten der Wissenschaften im 13. Jahrh. ganz hervorragend thätig gewesen ist.

X. 19. Febr. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers**. Hr. **Gerhardt**, korr. Mitgl. der phil.-hist. Klasse, übersandte als Bericht über seine neueren Studien über Leibnizsche Manuskripte in der Bibliothek in Hannover die in dem Hefte abgedruckte Mitteilung: Leibniz in London. Dieselbe enthält nur Mathematisches.

XI. XII. 26. Febr. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. 1. Hr. **Pernice** las über Vermögenswert der obligatorischen Verpflichtung im römischen Recht. 2. Hr. **Mommsen** legte vor das neuerschienene Werk von **Latyschev**, Inscriptiones antiquae orae septentrionalis Ponti Euxini. 3. Hr. U. **Köhler** las Über einige Fragmente zur Diadochengeschichte (S. 207 ff.). Im Anschluß an die Fragmente von Arrians Werk τὰ μετ' Ἀλέξανδρον stellt Verf. ein paar auf die spätere Diadochenzeit bezügliche Exzerpte bei Suidas zusammen. Das erste unter Δημήτριος enthält die Expeditionen des Ptolemaios (308 v. Chr.) und des jugendlichen Demetrios (307) nach Griechenland, um Kassander aus seiner Machtstellung auf der Halbinsel zu verdrängen. Als Einleitung dient der i. J. 311 abgeschlossene Friedensvertrag zwischen Antigonos und den übrigen Machthabern, in welchem die Autonomie der griechischen Staaten deklariert war. Die Frieden schließenden Machthaber erkannten sich in dem Vertrag nach Diod. XIX 105 gegenseitig in dem Besitz ihrer Länder an. Hieraus ist in dem Exzerpt ein Bundesvertrag geworden, welcher in Wirklichkeit nicht abgeschlossen sein kann. Diodors Bericht über die Friedensverhandlungen d. J. 311 ist unvollständig und läßt über wichtige Punkte im Unklaren; auch aus dem Exzerpte ist nichts zu lernen. Da dasselbe Demetrios' Namen an der Spitze trägt, hat der Verf. desselben die Reihenfolge der Ereignisse umgedreht und die Expedition des Demetrios, welche ein Jahr später erfolgte als die des Ptolemaios, vorangestellt. Die Angaben über die erstere stimmen mit Diod. XX 45 f. überein. Bis hierher wäre es möglich, daß das Exzerpt nach Diodors Berichten gemacht sei. Aber diese Möglichkeit wird durch Folgendes ausgeschlossen. Die Angaben über Ptolemaios' Unternehmen werden durch Diod. XX 37 als ungenau erwiesen, letzterer aber wird in einigen Punkten durch das Exzerpt ergänzt. Besonders wichtig ist die Angabe, daß Ptolemaios nach seiner Rückkehr aus Griechenland Kyrene unterwarf. Durch diese Angabe wird die Streitfrage über die Zeit der 50jährigen Herrschaft des von Ptolemaios als Vizekönig in Kyrene eingesetzten Magas erledigt. Thrige und Vahlen haben die Zeit von 308—258, Niebuhr zwischen 301 und 250 angenommen; erstere Annahme wird durch das Exzerpt bestätigt. Allerdings erwähnt es die Einsetzung des Magas als Statthalter nicht; aber Pausanias nennt Magas als denjenigen, welcher im Namen seines Stiefbruders Ptolemaios Kyrene unterwarf. Ist Kyrene 308 von Magas wieder unterworfen worden, so ist es auch von diesem Jahre an von ihm regiert worden. — Auf Ptolemaios' I. Herkunft beziehen sich zwei sich gegenseitig ergänzende Exzerpte, Suid. I, 2, S. 80, Bernh. II, 1, S. 485. Ptolemaios starb i. J. 283, 84 Jahre alt; Philipp II. war zur Zeit der Geburt des Ptolemaios 15 Jahre alt. Die Tradition, welche Ptolemaios I. zum Sohne Philipps II. macht, findet sich außer in dem Exzerpt bei Pausanias I 6, 2. Daß in beiden Quellen die Tradition für eine makedonische ausgegeben wird, läßt auf ein Geschichtswerk als gemeinsame Quelle schließen, welches außerhalb Makedoniens, vermutlich in Alexandrien entstanden ist. Die Aussetzung und wunderbare Erhaltung des Gründers der ägyptischen Dynastie ist nach bekannten Vorbildern erdichtet; eigentümlich ist dieser Version, daß das Kind in einem Schilde ausgesetzt und von einem Adler beschützt wird. Die Legende ist bei Suidas nicht vollständig überliefert, es fehlt der zweite Teil, die Auffindung und Rettung des Knaben. Aber bei Justin (XIII 4, 10) findet sich die auffallende Angabe, Ptolemaios sei gemeiner Soldat gewesen und von Alexander wegen seiner Tapferkeit befördert worden. Nach der zeitgenössischen Überlieferung gehörte Ptolemaios zu den Jugendgenossen Alexanders. Verf. erkennt bei Justin ein Fragment der Aussetzungsgeschichte. Es läßt sich wohl denken, daß nach dieser Geschichte der von Zeus' Vogel beschützte und ernährte Knabe von einem Soldaten aufgefunden wurde und im Heere aufwuchs. Verf. zweifelt nicht, daß die Geschichte von dem Ursprung des Ptolemaios als illegitimen Sohnes Philipps und der Aussetzung in dem im Anfang der Kaiserzeit viel gelesenen Geschichtswerke des Timagenes gestanden habe. Die Kritik der Diadochengeschichte hat damit zu rechnen, daß die zeitgenössische Überlieferung in Alexandrien eine eigentümliche Gestalt erhalten hat. — Droysen hat an mehreren Stellen der Geschichte des Hellenismus darauf hingewiesen, daß in den Zeiten nach Alexander der Begriff des Königtums auf grund des geschichtlich Gewordenen neu formuliert worden ist. In dem Lexikon des Suidas sind (I, S. 956 f. Bernh.) Exzerpte aus einer Darstellung der βασιλεία aus den Zeiten des neuen Königtums überliefert. Der Satz, daß nicht die Geburt und das Erbrecht die Könige mache, sondern die Befähigung, wird mit Beispielen aus der makedonischen Geschichte belegt. Die Frage der Herkunft der Historikerexzerpte bei Suidas wird sich nicht in befriedigender Weise lösen lassen, solange nicht die Reste der Konstantinischen Sammlung aufgenommen und in einer Ausgabe vereinigt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 6. Juni. 1891. № 23.

Inhalt.

Mykenisches aus Mykenä, Thorikos, Pherä und Sizilien.

Das *δελτίον ἀρχαιολ.* vom November und Dezember 1890 meldet aus Mykenä, daß innerhalb der Akropolis Grundmauern aus mykenischer oder nur wenig jüngerer Zeit gefunden wurden. Auch wurde der Weg aufgedeckt, welcher vom Löwenthore nach den höheren Teilen der Burg führt; er bestand aus abwechselnden Lagen großer und kleiner Steine (*ἐξ ἐπαλλήλων στρωμάτων ἐκ μεγάλων ἐναλλὰξ καὶ μικρῶν λίθων συγκειμένων*). Neben diesem ansteigenden Wege wurde eine Cisterne und einige Bronzewerkzeuge gefunden. Vor anderen Funden ist erwähnenswert das Bronzefigürchen eines Mannes (0,105 m hoch), ähnlich dem in Tiryns gefundenen und von Schliemann in Mykenä (S. 64) veröffentlichten. In den obenerwähnten Baulichkeiten wurden verschiedene Bronzegegenstände in einer Reihe gefunden, 5 zweischneidige Äxte, 8 keilartige Werkzeuge, 13 sichelartige Messer und ein eigentümlicher Gegenstand, einem Dolch mit Griff ähnlich, *οὐ ὅμως ἡ λεπὶς εἶνε παχυτάτη, καὶ οὐχὶ αὐχμηρά.*

Außerhalb der Burg wurden zwei Gräber entdeckt; die Parastaden des einen sind bemalt und mit bunten Rosetten geschmückt. Dieses Faktum ist wichtig; denn es bezeugt, daß die bisher als Bronzeschmuck des Kuppelgrabes von Orchomenos und des Atreusgrabes nur vorausgesetzte Rosette wirklich vorhanden war. In dem zweiten der beiden neuentdeckten Gräber wurden drei geschnittene Steine gefunden; der eine zeigt einen Löwen, welcher ein Rind zerfleischt, der zweite eine durch einen Speer verwundete Antilope, der dritte einen Löwen, welcher den Kopf zwischen die Beine steckt. Im Kuppelgrabe der Frau Schliemann soll nach der V. Z. Tsuntas eine Wasserleitung (?) entdeckt haben.

In demselben Hefte des *ἀ. δ.* meldet ein allerdings noch der Ergänzung bedürftiger Bericht den Fund eines den Kuppelgräbern ähnlichen, unterirdischen Bauwerkes in Ostattika bei Thorikos. Dem Berichterstatter Staes ist es dabei entgangen, daß Milchhöfer bereits 1887 in unserer Wochenschrift (No. 24, Sp. 738) und auch im Texte zu den Karten von Attika (Heft III—IV, S. 26) von derselben Baulichkeit, soweit es ohne Ausgrabungen geschehen konnte, eine Beschreibung gegeben hat. Staes schreibt: Auf dem Berge, welcher sich über dem Theater erhebt, verbindet ein 20 m tieferer Sattel den höheren Berg mit einem gegenüberliegenden, kleineren Hügel. Auf diesem Sattel befindet sich eine künstliche Erhöhung, welche von Antikenhändlern geöffnet ist. Wahrscheinlich ist sie ein prähistorisches Grab. Das Innere ist aus kleinen Steinen, ähnlich wie in Menidi, aufgemauert. Der

Dromos hat nicht wie die anderen Kuppelgräber senkrechte Seitenwände, sondern ist durch Vorkragen der Steinschichten spitzbogig bedeckt, das runde Grabgewölbe selbst bildet nicht einen Kreis, sondern eine Ellipse. In der schon ausgeplünderten Höhlung fand Staes mykenische Gefäßscherben, ein Stück einer Bronzelanzenspitze, dazu Knochenreste und dabei Spuren von Feuer und Kohlen. Den Dromos konnte er wegen der Gefahr des Zusammensturzes nicht völlig ausräumen, auch den Tholosraum nicht.

20 Schritt weit davon kam ein rundes, gewölbtes Bauwerk zum Vorschein, einem Kuppelgrabe ähnlich, welchem die Spitze abgeschnitten ist, und das ganz in der Erde steckt. Es ist nur $1^1/_2$ m tief, hat elliptische Form (4 m : $1^1/_2$) und hat am einen Ende eine Art von Thür. An der einen Seite bildet die Mauer eine Ecke, indem sie beiderseitig um einen Meter vorspringt. Dieser Vorsprung liegt nach dem Hügelabhange zu (πρὸς τὴν κατωφέρειαν). Die Beschreibung ist recht undeutlich. Es scheint wie eine oben offene Opfergrube: die 'οἱονεὶ πύλη, das εἶδος θύρας' ist vielleicht eine Art Nische. Das Ganze enthielt eine Menge von schwarzfigurigen Lekythen und archaischen Terrakotten. Staes findet es nun wunderlich, daß keines von den Gefäßen ganz erhalten war, sondern daß alle in Scherben lagen; ein Grab aber könne es nicht gewesen sein, weil keine Knochen gefunden wurden und die Scherben völlig regellos lagen. Gerade das, was dem Berichterstatter παράδοξον erscheint, giebt die Erklärung. Man warf die beim Opfern gebrauchten Gefäße in Scherben in die Grube, absichtlich zerbrochen, damit sie keinem profanen Gebrauch mehr dienen könnten, ähnlich wie dies in den Opfergräben des Hügels von Vurva geschehen ist (vgl. unsere Wochenschrift 1890, Sp. 1516).

Wenn auch noch genauere Nachrichten fehlen, so scheint doch vielleicht Ostattika bestimmt, von der uns historisch datierbar bekannten Zeit und Kultur die nach rückwärts zur mykenischen überleitenden Bindeglieder zu liefern. — Bei Kalamata am messenischen Golf, der Stelle des Homerischen Pherä, soll ein neues Kuppelgrab entdeckt worden sein.

In Sizilien hat Paolo Orsi, über dessen 'Urne funebri cretesi di pinte nello stilo di Micene' Furtwängler in der Januarsitzung der Berl. arch. Ges. berichtete (Wochenschrift 1891, No. 11), in der Nähe von Syrakus eine Reihe von vorgeschichtlichen (sikulischen) Nekropolen gefunden, die zwar leider schon stark geplündert sind, aber dennoch beachtenswerte Funde ergaben. Sie bestehen aus Felsengräbern, durch einen engen Gang erreichbare Zellen, die etwa den deutschen Fenstergräbern entsprechen und sehr viele Skelette enthalten. An Beigaben fanden sich viele prachtvolle Feuersteinmesser, auch Bronzen, so Schwert und Dolch vom Mykenätypus, außerdem eigentümliche längliche, schmale Platten, aus Röhrenknochen gearbeitet und mit ovalen, buckelartigen Erhebungen versehen, wie Ähnliches auch in Troja gefunden ist. Chr. B.

Zu Aristot. de re publica Ath. 41.
(Herakleides ὁ Κλαζομένιος.)

Aus dem Schlusse des Kapitels erfahren wir, daß bezüglich des Ekklesiastensoldes ein gewisser Herakleides ὁ Κλαζομένιος ὁ βασιλεὺς ἐπικαλούμενος das Diobolon eingeführt hat. Dazu bemerkt Kenyon: Nothing seems to be known of this person, und B. Keil in dieser Wochenschr., Sp. 518 nimmt an einer derartigen Thätigkeit eines Mannes aus Klazomenä in Athen solchen Anstoß, daß er vorschlägt für ὁ Κλαζομένιος zu schreiben: ἐκ Λακιαδῶν. Es wird also nicht überflüssig sein, zu erinnern, daß hier derselbe Mann gemeint ist, den Plato (gewiß niemand anders) im Ion 541 D wie auch zwei andere ὑπὸ τοῦ δήμου προαγομένους (Ath. XI 506 A; vgl. Ael. VII 14, 15) verspottet: Ἀπολλόδωρον οὐ γιγνώσκεις τὸν Κυζικηνόν; — — καὶ Φανοσθένη τὸν Ἄνδριον καὶ Ἡρακλείδην τὸν Κλαζομένιον, οὓς ἥδε ἡ πόλις ξένους ὄντας, ἐνδειξαμένους, ὅτι ἄξιοι λόγου εἰσί, καὶ εἰς στρατηγίας καὶ εἰς τὰς ἄλλας ἀρχὰς ἄγει. Der Spitzname Βασιλεύς stimmt dazu nicht übel.

Leipzig. Otto Immisch.

Aquincum.

Die Mitglieder des Wiener Geographentages unternahmen Ostern auch eine Fahrt nach dem Ruinenfelde der altrömischen Militärkolonie Aquincum. Die hier seit 1879 betriebenen Ausgrabungen sind, weil bisher nur in magyarischer Sprache darüber berichtet, im westlichen Europa noch wenig bekannt geworden, haben aber sehr interessante Resultate zu Tage gefördert. Wir haben hier den nordöstlichsten Grenzort des kaiserlichen Römerreiches vor uns und hier am Rande der Barbarei alle die typischen Spuren antiker Hochkultur, das Amphitheater, die weitläufigen Bäder u. s. w. Allenthalben sind nur die Substruktionen erhalten, diese aber mit großer Klarheit. Das Amphitheater erscheint als ein Oval von 40 und 60 M. Achsenlänge; nach seiner Größe schätzt man die Einwohnerzahl von Aquincum auf ca. 40 000. In den Bädern sind mit voller Deutlichkeit die ausgezeichneten Einrichtungen einer unterirdischen Centralheizung größten Maßstabes zu verfolgen; auf dem Forum der Stadt die Fundamente der Verkaufsläden, deren ausgetretene Steinschwellen die Öffnungen für die Thürangeln oder die Rinnen für Schiebethüren zeigen. Die breitgepflasterte Straße weist noch die Radspur auf. In dem Wartezimmer eines Privatbades sah man ein gut erhaltenes Mosaikbild, zwei Ringer in der Palästra mit all ihren Geräten darstellend. Recht interessant war ein kleiner Mithrastempel mit einigen Votivaltärchen und einer bildhauerischen Darstellung des Mithras selbst, der mit Fackel und Dolch einem Felsen entsteigt. In all der Bauarbeit, in der Technik, wie in der Kunst spricht sich übrigens unverkennbar ein sinkender, ja bereits roher Geschmack und trotz aller Nachahmung raffinierter Luxuseinrichtungen eine ziemliche Ärmlichkeit aus.

Es ist das Ruinenfeld von Aquincum für das Verständnis des römischen Grenzlebens, dem gerade die deutsche Wissenschaft heute ein so lebendiges Interesse zuwendet — es sei erinnert an Mommsens fünften Band — gewiß von hohem Werte. (V. Z.)

Programme aus Deutschland 1890.
(Fortsetzung aus No. 20.)

M. Eichner, Über die lateinische Lektüre in Quarta. Gymn. zu Meseritz. 22 S.

Vorschläge, besonders zur „Cornelfrage". Weder dürfe dieser Autor vollständig noch in der korrupten Überlieferung gelesen werden; dieser „Stein" müsse „behauen" werden, sonst sei er zu schwer.

Felix Müller, Historisch-etymologische Studien zur mathematischen Terminologie. Luisen-Gymn. 32 S.

Die Abhandlung umfaßt das ganze Gebiet der Mathematik, vom Fingerabzählen bis zu den Kegelschnitten, nicht bloß die Etymologieen der mathematischen Ausdrücke, sondern auch eine kurze Erfindungsgeschichte der verschiedenen Rechnungsarten und Probleme bietend. Auf das griechische Altertum ist besonderes Augenmerk verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Sophokles Antigone, für den Schulgebrauch herausgegeben von **J. Rappold**. 1. Teil: Einleitung und Text. 2. Teil: Anmerkungen. Wien 1890. 76 u. 60 S. 8. 2 Teile: 1 M. 40.

Das gefällige Äußere und die Zusammenfassung alles dessen, was die Schule braucht, des Litterarhistorischen, Scenischen, Metrischen, Dramatischen sowie die Kürze der Anmerkungen könnten diese Ausgabe zu einem recht brauchbaren Schulbuche machen, wenn sich nicht zu viele Fehler und Irrtümer darin fänden. „Für die Gestaltung des Textes waren die Richtpunkte: möglichster Anschluß an die beste Überlieferung und leichte Lesbarkeit für die Schule". Aber Anschluß an die beste Überlieferung nenne ich es nicht, wenn man 721 das unverständliche ἐπιστήμην πλέων für ἐπιστήμης setzt, und das Streben nach Lesbarkeit darf nicht verleiten, Fehlerhaftes wie οὔτ' ἀάατον 4 oder ἦξεν 112, welches hier transitiv „in Bewegung setzen" stehen soll, in den Text zu bringen. In 361 wird Ἅιδᾳ μόνῳ φεῦξιν mit „vor dem Tod allein" erklärt und mit El. 875 πημάτων ἄρηξιν οἷς („gegen welche") ἴασιν οὐχ ἔνεστ' ἰδεῖν gerechtfertigt, wo doch οἷς von ἔνεστι abhängt. Lesbar kann ich den Text καλῶς σὺ μὲν γ', οὐ σοὶ δ' ἐγὼ 'δόκουν φρονεῖν 557 nicht heißen. Derselbe ist ganz unverständlich, und was der Verf. darin finden will „trefflich freilich thatest du dies und hieltest mich für unvernünftig" hat auch keinen Sinn. Ebenso wird der gute Text verdorben 1156 mit ὅπως ἔτ' ὄντ' ἂν ἀνθρώπου βίον. Der Text ist 23 Ἐτεοκλέα μὲν ὃν λέγουσι σύνδικον, χρησθεὶς δικαίῳ καὶ νόμῳ zwar lesbar; aber welchen Zweck die Worte ὃν λέγουσι σύνδικον („Rechtsanwalt und Verteidiger") haben sollen, verstehe ich nicht. Vor der zwecklosen Änderung ἀπ' ἐλπίδων 221, was „wider Erwarten" erklärt wird, hätte schon die Stelle Thuk. III 45 warnen dürfen. Bei προδῷ δῶμ' ἀνδρός 1166 bleibt der Hauptanstoß bestehen, daß bei natürlicher Auffassung nicht der Mensch der Freude, sondern die Freude dem Menschen untreu wird. — Die Anmerkungen steigen manchmal sehr tief herab, z. B. „mache den Acc. c. Infin. zum Hauptsatze und schieb φασί ein" (7). Manche Auffassung halten wir für schief, z. B. ἴσοι πρὸς ἴσους 141 „ebenbürtig", σαίνει 1214 „dringt an mich heran", λέχος 1308 „Tod". Schief ist jedenfalls die Ausdrucksweise 236 „der Wächter tröstet sich mit der fatalistischen Weltanschauung", 430 „Antigone trug nach griechischer Weise die Kanne auf dem Haupte und besprengte von oben herab den Toten ringsum mit dreifachem Weiheguß". Unrichtig ist die Erklärung zu 551 „mir thut's weh dich zu spotten, wenn das überhaupt ein Spotten ist", zu 735 ὁρᾷς, τόδ' ὡς εἴρηκας ὡς ἄγαν νέος „doppelte Unterordnung wie 2 f. ὅτι . . ὁποῖον", zu 739 „schöne Herrschaft das, über ein Land ohne Bewohner (da ja niemand in einem solchen Lande wohnen möchte und Kreon der einzige Bewohner wäre)". Wenn es zu 390 heißt: „aufgelöst ὅτι ἥξοιμι ἄν", so möchte ich fragen, ob sich jemals ein solcher Potentialis findet. Zu 245 lesen wir: „pfiffigerweise macht der Wächter die logische Nebensache (βέβηκε) grammatisch zur Hauptsache, die Hauptsache (θάψας) zu einem Nebenumstande". Dann sprechen die Griechen immer pfiffig; denn diese Redeweise ist sehr gewöhnlich. — Auch in den übrigen Partien ist allerlei zu beanstanden, wenig zu loben; eine Schulausgabe sollte sorgfältiger gearbeitet sein. In dem Verzeichnis der Druckfehler fehlt καθελόντες für καὶ zu 383, Phaeton zu 1064.

Wecklein.

K. Th. Rodemeyer, Das Präsens historicum bei **Herodot** und **Thukydides.** Inauguraldissertation. Basel (Leipzig, Fock) 1889. 70 S. 1 M. 60.

Der Gebrauch des Präsens historicum im Griechischen bedarf noch einer näheren Untersuchung, und der Verfasser dieser Erstlingsschrift hat darin recht, daß er die bisherigen Bestimmungen desselben für unzulänglich erachtet. Aber auch ihm ist es meines Erachtens nicht gelungen, Bedeutung und Umfang dieses Gebrauches genügend festzustellen. Das Präs. hist. soll nach ihm eine gleichzeitige oder in kurzem Abstande nachfolgende Handlung bezeichnen, und daß diese Handlung in einem vorher genau bezeichneten Zeitpunkte vor sich gehe. Diese Zeitbeziehungen sind aber an manchen Stellen durchaus nicht mit Notwendigkeit zu erkennen, sondern werden vom Verfasser lediglich hineingedeutet; an anderen sind sie offenbar unmöglich, so z. B. Thuk. I 60, 3 καὶ ἀφικνοῦνται τεσσαρακοστῇ ἡμέρᾳ ὕστερον ἐπὶ Θρᾴκης. Dazu kommt, daß in solchen Fällen ebensowohl die anderen historischen Tempora Verwendung finden können und finden. Indem der Verfasser einseitig sein Augenmerk auf die Begründung seiner vorgefaßten Meinung richtet, sind ihm naheliegende Beobachtungen entgangen, wie z. B. daß das Präs. hist. nicht in allgemeinen historischen Schilderungen, sondern nur bei der Erzählung einzelner Vorgänge gebraucht wird. Überhaupt hat er, indem er auf begriffliche Bestimmung ausging, das in der Verwendung dieses Tempus zu Tage tretende psychologische Moment gar nicht beachtet, und darum

gelingt es ihm auch nicht, eine deutliche Erklärung dafür zu geben, daß sich der Gebrauch bei Homer nicht findet. Was den Umfang desselben betrifft, so wäre es für eine genauere Bestimmung nützlich gewesen, die vorkommenden Fälle nach den verschiedenen Satzarten vollständig zu ordnen; auch ersieht man nicht, wie sich in bezug auf die Häufigkeit der Verwendung Herodot zu Thukydides verhält. Die Darstellung läßt, was geordnete Folge, Klarheit und angemessene Bestimmtheit betrifft, zu wünschen übrig. Niemand wird z. B. folgenden Satz für mustergültig halten: 'nachdem ich oben absichtlich jede Angabe eines Datums vermieden habe, in welcher ein Verbum verwendet war, kann diese Schranke jetzt fallen gelassen werden, wo χρόνος u. ä. Subjekt eines gen. abs. ist'. Die Mängel der Form würden noch schärfer hervortreten, wenn die Arbeit, wie es an den meisten deutschen Universitäten bei Dissertationen aus dem Gebiete der klassischen Philologie zu Nutz und Frommen eines gründlichen Sprachstudiums noch gefordert wird, lateinisch hätte geschrieben werden müssen.

C. Clemen, Die religionsphilosophische Bedeutung des stoisch-christlichen Eudämonismus in **Justins** Apologie. Studien und Vorarbeiten. Leipzig 1890, Hinrichssche Buchhandlung. 158 S. gr. 8. 2 M. 50.

Die Abzweckung dieser Schrift ist im letzten Sinne eine praktische, auf die Gestaltung der Theologie der Gegenwart berechnete. „Keine Theologie ohne Metaphysik", diesen Satz sucht der Verf. zunächst spekulativ und historisch zu begründen. Der Selbsterhaltungs- und Vervollkommnungstrieb des Menschen, in den mit allen unseren Vorstellungen verbundenen Gefühlen von Lust und Unlust sich äußernd, ist das Prinzip der Moral. Er führt aber auch zu der Annahme, daß die Welt wirklich auf die Befriedigung auch unseres Lebenstriebes hin angelegt ist und sich entwickelt (S. 24, auch 86). Der Glaube an eine allumfassende Teleologie als Postulat des Selbsterhaltungstriebes und seine verstandesmäßige Begründung muß das Prinzip der Theologie sein. Die Notwendigkeit der Metaphysik für die Theologie sucht der Verf. auch historisch daraus zu erweisen, daß der Trieb zum Philosophieren nicht nur die Weltanschauung der Apologeten beherrscht, bei Justin eben die eudämonistische oder teleologische Betrachtung, „ein alle Kritik überdauerndes Moment" (S. 6), zeitigt, sondern bis ins Judentum zurückreicht, daß im Christentum von vornherein gewisse metaphysische Elemente anzuerkennen sind. Solche Elemente weist Cl. S. 41—54 in der ältesten christlichen Litteratur nach, um dann endlich zu Justins Lehre überzugehen. Cl. weist die fast allgemein angenommene Ansicht, daß Justin in Rücksicht auf die heidnischen Leser die christologischen und soteriologischen Lehren in den Hintergrund gestellt und das Christentum in ein rationalistisches Gewand gehüllt, daß er „nach Bedarf sein Bekenntnis moduliert" habe, als Justins Charakter und eigenen Aussagen widersprechend mit Entschiedenheit zurück. Er meint, daß Justin auch in den apologetischen Schriften die ganze Wahrheit gesagt hat, die er sagen konnte, daß er auch in esoterischen Schriften nicht mehr und nicht anders gelehrt habe. Die Keime zum Intellektualismus und zu einer philosophischen und rationellen Auffassung des Christentums waren schon vor Justin vorhanden, er hat sie auf grund seiner philosophischen Bildung nur weiter entwickelt und ausgestaltet.

Die Ansicht des Verfassers, daß Justins Gottesbegriff über das reine Sein Platos (richtiger der Neuplatoniker) weit hinaus sei, ja als Kritik des Platonischen Gottesbegriffes gemeint sein könne, scheint mir nicht richtig. Wenn er S. 67. 68 Justins Aussagen von der Namenlosigkeit Gottes nicht aus einem platonisch-philonischen Gottesbegriff, sondern daraus ableiten will, daß die Namen Gottes „immer nur partielle Prädikate inadäquat ausdrücken", so hat doch gerade Plotin die Relativität aller Bestimmungen und Namen Gottes hervorgehoben und sie deshalb, wenn er sie auch nicht durchaus missen kann, als unzutreffend bezeichnet (Zeller III 2, 496). Und wenn er in der häufigen Bezeichnung Gottes als Vaters und Schöpfers des Alls einen Gegensatz des biblischen und transzendenten Gottesbegriffes zum philosophischen Emanatismus findet, so übersieht er ganz, daß diese Bezeichnungen Gottes bei Philo, platonisierenden Stoikern, Neupythagoreern, Eklektikern häufig begegnen, wie er auch nicht berücksichtigt, daß Justin seine teleologische Weltanschauung öfters in stoischen Formen vorträgt (so den Gedanken, daß der Mensch Zweck und Mittelpunkt der Schöpfung sei). Überhaupt wird man sich erst ein klareres Bild über den Platonismus, wie er Justin entgegentreten konnte, aus den anderweitigen Quellen bilden müssen — die Einleitung zum Dial. giebt doch nur die allgemeinsten Züge —, ehe man über seine Stellung zu demselben urteilt. Man begegnet, wo vom Einfluß des Platonismus auf die älteren Kirchen-

schriftsteller die Rede ist, recht widersprechenden Vorstellungen über den Platonismus des 1. und 2. Jahrh. selbst, weil meist ein ziemlich unklares Bild aus platonischen, philonischen, neuplatonischen Farben in verschiedener Mischung hergestellt wird. Ohne Justins spezifisch christliche Aussagen herabdrücken zu wollen, habe ich von nochmaliger Lektüre seiner Schriften den Eindruck gewonnen, daß platonische (auch stoische, d. h. solche, welche die persönliche und ethische Seite der Gottheit, abgesehen von stoischer Physik, hervorheben) Bestimmungen und christliche ziemlich unvermittelt neben einander stehen, jene numerisch im Übergewicht sind. Es ist ja gar nicht ohne weiteres vorauszusetzen, daß dem platonischen Gottesbegriff, wie ihn Justin kannte, die ethische Seite ganz fehlte — man denke nur an Maximus von Tyrus oder an die hermetischen Schriften —, und daß diese ethische Seite, wo sie nicht in christlichen Formen und Formeln geschildert wird, schon etwas spezifisch Christliches sei.

Überzeugend zeigt Cl. S. 72 ff., daß Justin den Glauben an die Trinität aus dem Gemeindebekenntnis übernommen hat, daß es ihm aber nicht gelungen ist, die Persönlichkeit des Geistes im Verhältnis zu den anderen Personen der Gottheit fest zu umgrenzen, daß auch der λόγος ein sekundäres und darum mit Widersprüchen behaftetes Element seiner Lehre ist. Christi Werk ist ihm im wesentlichen Offenbarung des Sittengesetzes durch seine Predigt und seinen Wandel. Für die Paulinische Versöhnungslehre, die, wie durch die neueren Forschungen immer mehr zur Anerkennung kommt, für die Folgezeit nur episodische Bedeutung hat und lediglich in einigen nicht im Zusammenhang verstandenen und deshalb meist mißverstandenen Formeln fortwirkt (S. 89 ff.), ist in Justins Lehre kein Raum. Im Anschluß an die nachapostolische Lehrentwickelung setzt er an ihre Stelle eine gesetzliche und moralistische Auffassung des Christentums. Sittliche Läuterung und Reinigung, Selbsterlösung von der Sünde, Erfüllung des Gesetzes, das ist für ihn das Wesen des Christentums. Daher auch die im wesentlichen intellektuelle Auffassung der Sakramente. Dieser Moralismus, der natürlich den freien Willen des Menschen (S. 104—106) besonders betont, findet einen natürlichen Abschluß in der stark ausgebildeten Eschatologie (S. 106—109).

S. 109 ff. zeigt Cl., daß Justin, dessen Bekehrung ja wahrscheinlich in Ephesus erfolgte, die meisten Berührungen mit den in Kleinasien entstandenen neutestamentlichen Schriften aufweist. Das Johannesevangelium braucht er nicht gekannt zu haben (so auch Usener, Religionsgeschichtliche Unters. 130). In der Apostelgeschichte weist der Verf. eine der Justinischen parallel gehende apologetische Lehrbildung nach. Aus dem 3. Kap. hebe ich besonders hervor den Abschnitt über Justins Stellung zur Schrift S. 129 ff., der beachtenswerte Bemerkungen zur Geschichte des Kanons enthält, und die Besprechung von Justins Verhältnis zu den Philosophen S. 141 ff. Als stoisch trage ich noch nach: die Wendung ὑπαγορεύει ὁ λόγος Ap. I 2. 12 und öfters, die Zurückführung des Bösen auf schlechte Erziehung und verderbte Sitten (Clemen S. 103. Ap. I 12. 53. 57), D 1 Ap. I 57 die Lehre von der ἀποκατάστασις (Zeller III 1, 154), Ap. II 7 κακίας καὶ ἀρετῆς δεκτικόν (Archiv f. Gesch. d. Phil. I 511), Ap. II 11 vom Tode τὸ ὄφλημα ἀποδιδόντες, D 3 χρὴ πάντα ἄνθρωπον φιλοσοφεῖν (vgl. Musonius). Ap. II 9 bezieht er sich auf das skeptische Argument von den διάφοροι νόμοι. II 12 tritt recht deutlich die Verwandtschaft des christlichen Predigers mit dem Wander- und Straßenphilosophen hervor. So ließe sich noch vieles anführen, was in der That eine nicht ganz oberflächliche Berührung mit der Philosophie beweist. Nicht überzeugt hat mich die Vermutung S. 149, daß die Einleitung zum Dial. im wesentlichen aus einem früheren, vielleicht vorchristlichen Werke Justins hier wiederholt sei, wenn man auch zugeben muß, daß sie in mancher Hinsicht einen gemachten Schematismus verrät, daß die Rede Kap. 8 im Munde eines philosophisch gebildeten Juden denkbar ist, mit dem sonstigen Standpunkte Tryphons sich nicht recht verträgt.

Das eudämonistische und teleologische Element in Justins Lehre scheint mir überschätzt zu sein. Auch im späteren Stoizismus (Seneca, Epictet) tritt dasselbe im wesentlichen lebendig und im grunde reiner und klarer hervor. Etwas für Justin besonders Charakteristisches kann ich darin nicht erblicken. Auch das Bedenken kann ich nicht unterdrücken, ob nicht der Verf. seine auf die Gestaltung der gegenwärtigen Theologie gerichteten Ansichten besser und wirkungsvoller außerhalb des Rahmens dieser historischen Untersuchung entwickelt hätte. Im übrigen kann die Schrift, die freilich keine leichte Lektüre ist und einige Vertrautheit mit den neueren theologischen Forschungen voraussetzt, warm empfohlen werden.

Berlin. P. Wendland.

C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili. Erkl. von **Fr. Kraner.** Mit 4 Karten. 10. vielfach umgearbeitete Auflage von **Fr. Hofmann.** Berlin 1890, Weidmann. 235 S. 8. 2 M. 25.

Da der Erfolg des Buches — die 4. Aufl. erschien 1868 — für seine Vorzüge spricht, begnügen wir uns, den Unterschied der neuesten Auflage von den vorhergehenden zu besprechen. Der Herausgeber hat (außer Meusels Lexicon Caesar.) Stoffels histoire de Jules César, guerre civile (Paris 1887) „sorgsam“ benutzt, was eine wesentliche Bereicherung der Karten zur Folge hatte, indem neu hinzukam nach Stoffels großen Karten gezeichnet je ein Kärtchen von Afrika, Massilia, Pharsalus und eines, welches die Einschließung des Pompeius durch Cäsar bei Dyrrachium veranschaulicht. Vergleicht man die Karten der neuen Auflage mit den alten, so findet man erhebliche Verbesserungen und Umgestaltungen, z. B. für Cäsars Marsch vom Rubico bis Brundisium, wie auch für die Vereinigung Cäsars mit Antonius und die Lager bei Asparagium. Während ferner Göler und Seldner (Progr. Mannheim 1883) annahmen, daß die Entscheidungsschlacht (bei Pharsalus) am rechten Ufer des Enipeus geschlagen worden sei, auch Mommsen den Pompeius auf dem rechten Ufer lagern ließ (die Schlacht verlegte er allerdings auf das linke Ufer), bestimmte Stoffel, der i. J. 1884 das Schlachtfeld besichtigte, als Schauplatz des Kampfes eine kleine 2—3 km breite und 7 km (von W. nach O.) lange Ebene am linken Ufer des Enipeus; an das westliche Ende der Ebene, an den bis nahe an den Fluß reichenden felsigen Hügel Krindir, verlegt Stoffel das Lager Cäsars, an das östliche Ende und zwar auf die westlichen Vorhöhen des Karadja Ahmet das Lager des Pompeius. Diese Bestimmung überwindet alle bisher geäußerten Bedenken. Die beiden (neuen) Kärtchen von Pharsalus und den Kämpfen bei Dyrrachium bilden einen besonderen Vorzug der neuen Auflage.

Für nicht gerechtfertigt halten wir mit Hofmann, daß man wegen der schlechten Textesüberlieferung die Lektüre des bellum civile der Jugend vorenthalte; doch möge es nur der Lehrer lesen lassen, der das Interesse der Schüler für die Parteizustände Roms zu wecken versteht. Namentlich sei das 3. Buch angelegentlich empfohlen.

Die belehrende Einleitung ist unverändert.

Manche in den Anmerkungen der älteren Auflage als Belege angeführten Beispiele sind mit Recht gestrichen, z. B. III 2, 2; 12, 3. Diese Neuerung dürfte noch weitere Ausdehnung finden, z. B. auf III 15, 4 unus, 36, 2 u. drgl. Auch Bemerkungen wie III 8, 3 über sperare mit inf. fut. und Unterschied zwischen fut. und praes. dürften wegbleiben. Dagegen wären mehr Fingerzeige für die Technik des Übersetzens erwünscht. — Eine erhebliche Bereicherung hat der Kommentar durch historische und sachliche Bemerkungen, die neu hinzukamen, erfahren (z. B. I 43, 1; 3. 45, 4. 48, 5), wie denn in diesen gerade ein Hauptvorzug des Buches besteht.

Der kritische Anhang unterscheidet sich merklich von dem der Vorgängerin. Von Textesänderungen sind als größtenteils auf Übereinstimmung von c. Ursinianus und Florentinus beruhend entschieden zu billigen: I 14, 1 ad pecuniam*que;* 20, 5 *in* eius *potestatem;* 41, 2 relinquit; 45, 7 *augebantur . . copiae*; 51, 1 habeant; 53, 2 *rumor fingebat;* 54, 4 institutum; 61, 6 *muniuntur;* 64, 3 centuriones*que;* 77, 1 Caesar milites advers. qui; 85, 8 *annos.* II 37, 2 omnibus rebus; 40, 1 summittit. III 8, 3 *de*terreri; 44, 1 faciendum non esse statuerat; 49, 4 contine*rent;* 51, 4 non repreh. videtur; 59, 1 *ex* equitum n. und Roucillus; 66, 4 eadem *haec*; 72, 1 *sibi* viderentur; 75, 1 *ac* conquiescere; 77, 3 Pompeius *enim*; 80, 4 *a* Dyrr.; 93, 2 ordines *suos;* 101, 2 *aptae* ad incendia; 110, 4 *quorum* si. Ferner: I 30, 5 omnibus rebus imparatissim*us* (Paul); 31, 3 in terr*a* (Menge); 83, 3 ne committ*eret.* II 9, 4 *in* eminentibus. II 32, 3 *At* sunt. III 79, 3 *cum* (Menge) dies; 110, 1 erant cum A. *eae* copiae.

Empfehlenswert, weil durch die erwähnten Hss allein richtig überliefert, wäre gewesen: I 9, 5 omnes in Italia; 21, 4 *ob*servent, 44, 1 *con*currerent; 48, 5 tempus autem erat; 56, 3 h*aec*; 86, 4 sacramen*to.* II 7, 3 *ad cognoscendum* effudit; 9, 3 *missa* statt immissa; 14, 4 men*sum;* 20, 8 ac statt et; 21, 2 populis statt publicis; 31, 3 concilient statt colligant; 32, 8 non . . non statt nonne . . nonne; 34, 4 tu*m*; 39, 5 homini statt omne. III 30, 5 ubi eum statt atque eum ubi; 55, 3 civita*tium*; 66, 6 quo liberius ac sine periculo; 73, 1 *ab* super; 85, 2 frumentari are; 88, 4 numero milia statt mil.; 92, 1 neque statt neve; 94, 3 oreretur. Ferner wären vorzuziehen gewesen: II 9, 3 infra statt intra. III 25, 5 vacabant, *quae* statt quod oder quom; 41, 5 parv*am* par*tem;* 64, 2 subsidii statt subsidio.

Beachtenswerte Abweichungen der neuen Aufl. (gegen die 9.) sind: I 5, 2 octavo denique mense statt toto denique emenso spatio; 6, 6 ist hinter exspectant eingesetzt das Glossem quod superioribus annis acciderat und 6, 7 quod ante id tempus accidit numquam hinter prof.; 7, 7 convenerant statt venerant; 10, 2 remittunt statt mittunt; 14, 4

und 104, 1 iis statt his; 15, 7 Alba, ex Marsis et P.; 34, 1 in Hisp. gestrichen; 44, 2 reliquisque barbaris barbaro genere; 45, 5 *leni* fast.; 48, 6 et statt ac; 51, 2 liberisque; 64, 7 ablati flumine statt abrepti vi fluminis; 64, 8 ad vadum getilgt; 67, 4 At *luce* multum *posse* pudorem omn. oculis, *metum;* 69, 1 prosequebantur *nostros;* 71, 4 *aequo* loco; 74, 5 quos *illi* evoc.; 81, 6 ad *iter* statt [ad id]; 82, 3 brevita*te* . . victor*ia;* 83, 3 tamen statt tum; 85, 9 etiam hinter in se getilgt; 87, 3 flagitar*entur* und postula*tum est.* II 1, 2 ad *portam*; 1, 3 tribus ex opp. partibus; 9, 3 has *trabes*; 10, 5 struc*to tecto*, *ut trabes* und conte*gitur;* 25, 6 *ex* vestigio ad castra *Cornelia naves tradux*isset; 28, 3 *cum* contumelia; 29, 3 *quia* liceret; 29, 4 *d*iversis p.; 30, 1 *con*vocato; 31, 5 dissimular*e* .. occultar*e* .. confirmar*e*; 33, 1 *dicentem* interp.; 34, 6 Adeo*que*; 37, 2 *vis*urum; 40, 4 *d*educit. III 1, 2 und 2, 3 *eae* statt hae; 15, 7 his statt iis; 6, 3 Cerauniorum statt Germiniorum; 9, 5 *Quare* statt Cui rei; 10, 9 *Interea* . . *oportere, si* statt Id interesse, was mit Recht aufgegeben; 11, 1 omnibus *oppidis* statt [omn. copiis]; 12, 1 Eius statt Cuius; 17, 4 *illi* esse impedimento; 17, 5 Libo statt Ille; 23, 1 tener*e;* 30, 5 castris cont. ohne in; 40, 1 navem statt navim; 44, 3 *in* circuitu; 48, 1 *qui fuerant in vallibus* statt qui vac. ab op.; 49, 4 adgesserat statt adiecerat; 51, 7 deduxerant; 53, 1 ad *duo milia* numero; 53, 5 opera statt ope; 57, 3 compell*are*; 63, 4 munitione vor erat; 65, 4 castra vor secundum eingesetzt; 66, 6 passuum; 67, 5 por*tae;* 72, 3 *ex* concursu; 73, 6 *fore ut* detrim.; 78, 6 Ori*ciaque*; 79, 7 *obiectum* statt opp. oppos.; 82, 4 de *praemiis ac de* sacerd.; 83, 3 fer*ri* statt ferrent; 83, 5 ne*que qu.*; 86, 3 esset statt sit; 87, 7 *tum* statt cum und magna*que* spe; 89, 1 adiunx*erat*; 93, 6 ador*tae;* 96, 2 exercitu*i;* 102, 7 ut vor ex getilgt; 104, 1 in *pro*curatione; 108, 2 suis et regis *inflatum* poll.; 110, 5 expellere *alios*, alios arc.; 111, 3 *quad*riremes omnes statt illae tr. o.; 112, 3 quaeque ibi naves ohne cumque.

Die Interpunktionsänderungen, die sich auf viele Stellen erstrecken, sind zumeist annehmbar, manche scheinen lediglich dem Schüler das Verständnis erleichtern zu sollen, was bei einer „in erster Linie für Schüler bestimmten" Ausgabe nicht zu tadeln. Auch hinsichtlich der Orthographie ist ein Fortschritt bemerkbar: mit Recht wird jetzt geschrieben: seme*s*tris I 9, 2; con*i*titur I 46, 3; ferner ad*u*lescens, *h*edera, *h*ordeum, derecto, d*i*lectus, Maur*e*tania; nur III 98, 1 steht noch planitiem. I 22, 6 dürfte solacio zu schreiben sein. I 20, 4 steht ex*s*istit, III 104, 1 existunt. Während die 9. Aufl. Lucili und Treboni (gen.), dagegen Vibullii und Lucii schreibt, finden wir in der neuesten Aufl. durchweg -ii. Der acc. plur. der 3. Dekl. lautet auf -es, nicht -is. Die Trennungspunkte sind überall weggelassen.

Im geographischen Register sind manche Bestimmungen genauer und ausführlicher, wie z. B. Corfinium, andere präziser, wie z. B. Dyrrachium, Ilerda, Massilia, Nymphaeum, Vibo. Neu hinzu gekommen sind: Paeligni, Phoenice, Rhodanus. Während die älteren Auflagen die Parthini südlich von Dyrrhachium wohnen lassen, versetzt sie die 10. Auflage nördlich davon, ohne daß freilich eine Änderung auf der Karte selbst getroffen wäre. Zu empfehlen ist die Angabe: in der Nähe von Dyrrachium.

Druck und Ausstattung gut.

Regensburg. Siegm. Preuß.

Taciti ab excessu divi Augusti I—III. Rec. **R. Novák.** Prag 1890, Kober. 112 S. 8. 1 M. 40.

Tacitus annals I. Ed. **W. F. Masom** and **C. S. Fearenside.** With introduction, notes, vocabulary and translation. London, Clive & Co. 4 sh. 6.

Beide Bücher sind Schulausgaben und zeigen recht deutlich, in wie verschiedener Weise bei uns und in England das Studium der alten Schriftsteller auf Schulen betrieben wird. Nováks Ausgabe enthält nichts als den Text und eine kurze adnotatio critica. Dem Text ist der der vierten Halmschen Ausgabe zu grunde gelegt; doch hat der Herausgeber an recht zahlreichen Stellen teils von andern vorgeschlagene Lesarten, teils von ihm selbst für nötig befundene Abweichungen von Halm in den Text aufgenommen, von denen nur wenige als Verbesserungen anzuerkennen sein möchten. In der adnotatio critica hat er diese Abweichungen kurz begründet und außerdem eine Anzahl Stellen verzeichnet, an denen teils andere seiner Meinung nach beachtenswerte Konjekturen gemacht haben, teils er selbst die Richtigkeit der Überlieferung anzweifeln zu müssen glaubt. Die adnotatio critica ist, wie man annehmen darf, nur für den Lehrer bestimmt. Mit dem Verständnis des Textes muß der Schüler mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln fertig zu werden versuchen. Diese Arbeit soll ihm weder erspart noch erleichtert werden. Seinem mangelhaften Verständnis nachzuhelfen, seine Irrtümer zu berichtigen, ist die Aufgabe des Unterrichts in der Klasse. — Das englische Buch dagegen scheint bestimmt zu sein, einen mit recht dürftigen Kenntnissen ausgerüsteten Schüler auf die möglichst bequeme Weise für eine

Prüfung vorzubereiten, in welcher er gewiß ist, Stellen aus dem ersten Buch der Annalen zum Übersetzen und auf dasselbe bezügliche Fragen sachlicher und sprachlicher Art zur Beantwortung vorgelegt zu erhalten. Eine dem Buche beigegebene Gebrauchsanweisung fordert ihn auf, zunächst die Einleitung, in der über Leben, Werke und Quellen des Tacitus sowie über die Zustände im römischen Reiche beim Regierungsantritt des Tiberius das Wichtigste mitgeteilt wird, zu lesen und unmittelbar vor der Prüfung alle wichtigen Punkte sorgfältig dem Gedächtnis einzuprägen. Demnächst folgt die Lektüre des nach Dräger konstituierten Textes. Fehlen ihm Vokabeln, so findet er in einem beigefügten Vokabular zu jedem Kapitel, was ihm nötig ist; macht ihm der Inhalt oder die Konstruktion Schwierigkeit, so geben die Anmerkungen und ein historisch-geographischer Index Auskunft. Dort kann er bei cap. 1 finden, daß potestas-official power, ius-rights, valere-be of duration, potentia-personal power, cito-soon, cuncta-all, memorare-to narrate, decorus-brilliant, ingenium-intellect, florere-to flourish, to be alive heißt; die Noten belehren ihn über Konsulat, Diktatur, Dezemvirn etc., über die vorkommenden Personen sowie über die Dative claris scriptoribus und temporibus Augusti dicendis, auch darüber, daß die Worte consilium mihi scil. est zu übersetzen sind: my plan is. Glaubt er mit diesen Hülfen den Text verstanden zu haben, dann soll er zur Kontrole seiner Bemühungen und zur Berichtigung etwaiger Irrtümer die gleichfalls beigegebene englische Übersetzung benutzen. Bei der Lektüre sind eine Reihe von Aufgaben (test-papers) schriftlich zu bearbeiten; teils sollen einzelne Stellen übersetzt, teils Wort- und Sacherklärungen gegeben werden, z. B. Give the meaning of: admodum, quotusquisque, rerum potiri, excubiae; explain the words and phrases: Iulianae partes, princeps iuventutis, in verba Caesaris iurare etc. Solcher test-papers sind zwei Serien vorhanden, deren erste bei der ersten, deren zweite bei den folgenden Lesungen des Textes durchzuarbeiten ist. Daß nun ein Schüler, wenn er das Buch auf diese Weise wiederholt durchgearbeitet hat, für eine Prüfung, die sich darauf beschränkt, den Inhalt dieses Buches abzufragen, wohl ausgerüstet sein wird, ist nicht zu bezweifeln. Ob aber durch eine solche Art von Arbeit, wo ihm das Analysieren selbst der gewöhnlichsten Form erspart wird — denn die Wörter stehen im Vokabular in der Form, in der sie im Text vorkommen, z. B. valuit . . . . . valere, ui, itum be strong, be of duration —, wo ihm für jedes Wort die an dieser Stelle passende Übersetzung gegeben wird, ob, sage ich, auf diese Weise das Vermögen des Schülers, einen lateinischen Text auch ohne dergleichen Eselsbrücken zu verstehen, erhöht, ob sein Verstand geschärft und seine Urteilskraft geübt wird, das möchte wohl mit Grund bezweifelt werden. N.

Emile Egger, La littérature Grecque. Paris 1890, Alphonse Picard. 419 S. gr. 8. 7 fr. 50.

Das Werk des berühmten französischen Gelehrten ist keine zusammenhängende Litteraturgeschichte, sondern besteht aus einer Reihe einzelner, zum Teil früher veröffentlichter Abhandlungen und Vorlesungen, die in der Pariser Faculté des lettres gehalten sind. Die Söhne des Verstorbenen haben, da ihr Vater selbst die Sammlung vorbereitet hatte und nur durch die Blindheit seiner letzten Jahre am Abschluß derselben verhindert war, seinen Wunsch erfüllt und die vorliegende Auswahl getroffen. Sie haben sich indes darauf beschränkt, nur die zur griechischen Litteraturgeschichte gehörenden und selbst in diesen Grenzen nur diejenigen Stücke zusammenzustellen, welche ihres Alters wegen Gefahr liefen, unverdienterweise vergessen zu werden, dabei aber die wichtigsten und für die Erforschung neuer und schwieriger Probleme bezeichnendsten aufgenommen. Diese Abhandlungen sind von ihnen so geordnet, daß die Hauptkapitel der griechischen Litteratur vertreten sind und so gleichsam ein Abriß derselben von ihrem Ursprunge bis zur Zeit der Alexandrinischen Kritiker und späteren Grammatiker hergestellt ist. Nur seltene und sparsame Anmerkungen rühren von den Söhnen selbst her.

Die Artikel behandeln den Hellenismus (1871/72), die griechische Sprache, ihre Dialekte und die homerischen Gedichte (1876/77), eine von Aristoteles anscheinend nicht gekannte Episode der Odyssee (1849), den moralischen Charakter der dramatischen Sagen Griechenlands (1870), das Satyrdrama (1873), die Gegenwart der Frauen bei den Darstellungen der Komödien (1849), die Wolken des Aristophanes und den Prozess des Sokrates (1855/56), die zweite Ausgabe der Wolken (1849), die von den griechischen Historikern benutzten Urkunden (1875), die Wissenschaft und Kunst bei den griechischen Historikern (1874/75), die historische Kritik bei den Griechen (1862), Herodot (1867), Herodot, Thukydides und Xenophon (1873), die offiziellen Historiker und Lobredner der Fürsten (1873), die Litteratur zu Athen während des peloponnesischen Krieges (1870/71), Thukydides' politische Philo-

sophie (1870/71), den sokratischen Dialog (1879), die Cyropaedie Xenophons (1856/57), die Rechtfertigung des politischen Mordes (1866), die Beredsamkeit zu Athen (1877/78), Sprache und Fragmente der attischen Redner (1878), den Text der Staatsreden des Demosthenes (1875), die letzten Tage der Beredsamkeit zu Athen, Demosthenes, Äschines und Hyperides (1868), den Erotikos des Lysias (1871), Longins Abhandlung über das Erhabene (1849) und das technische Wörterverzeichnis der Rhetoren und Grammatiker (1877).

Wie aus obiger Inhaltsangabe erhellt, ist die Sammlung eine interessante Beigabe zu jeder griechischen Litteraturgeschichte, und wer die eigenartig geistvolle, die antiken Verhältnisse fortwährend mit denen der französischen Litteraturgeschichte vergleichende, beredte Vorstellungsart des Verfassers zu schätzen weiß, wird reichen Genuß aus der Lektüre dieses Werkes schöpfen. Selbstverständlich sind manche Aufstellungen von der neueren Forschung überholt und berichtigt. Diese aber hier zu kritisieren, verbietet die Art der Sammlung und die Pietät gegen den Verstorbenen, der sich nicht mehr verteidigen kann. Das Werk sei allen denen bestens empfohlen, welche gern die weniger ausgetretenen Pfade einer Litteraturgeschichte aufsuchen und sich durch den Reiz der Vorstellung eines ebenso gelehrten wie geschmackvollen Forschers fesseln lassen.

Straßburg i. E. Heinr. Mueller.

J. P. Mahaffy, The Greek world under Roman sway from Polybius to Plutarch. London 1890, Macmillan and Co. XIII, 418 S. 8. 10 sh. 6 d.

Der gelehrte Dubliner Hellenist, der seit längerer Zeit jenes Gebiet antiker Geschichte dem Verständnis seiner Landsleute näher führt, welches in seinem ganzen Umfange für die Wissenschaft zu erobern der verewigte Droysen leider nicht mehr die Zeit gefunden hat, giebt jetzt im Anschluß an sein früheres Werk 'Greek life and thought, from the age of Alexander to the Roman conquest' (welches Ref. jedoch leider noch nicht zu Gesicht gekommen ist) eine neue Behandlung der Geschichte der 'Griechischen Welt' unter der Herrschaft der Römer. Die Arbeit, die auf Weiterführung berechnet ist, geht zunächst hinab bis zu der Zeit Trajans und des jüngeren Plinius und ist in 16 Kapitel gegliedert.

Wir müssen ausdrücklich betonen, daß das Buch die Zustände der 'Griechischen Welt' seit der Eroberung von Achaja bis zu den Blütetagen Plutarchs behandeln will. Verf. beschränkt sich keineswegs auf das eigentliche alte Griechenland — dieses Gebiet im weitesten Sinne genommen — oder auf das griechische Volk. Er hat keinen der von dem ägäischen Meere entferntesten Splitter der Hellenen, er hat auch kein Land und keine Dynastie außer Acht gelassen, die in irgend einer Weise von jener Kultur, von jener Civilisation und von jener geistigen Richtung berührt worden sind, die er nach Droysens Vorgange die 'hellenistische' nennt. Es liegt auf der Hand, daß ein Werk dieser Art, wo ein geistvoller und in höchst umfassender Weise mit einer ungeheuer reichen Litteratur aller Art vertrauter Forscher die Feder führt, in hohem Grade interessant sein wird. In der That gehört das neue Buch Mahaffys zu den anziehendsten und belehrendsten über die spätere Geschichte des Altertums, die uns bisher vorgekommen sind. Allerdings stellen sich der Ausführung des Planes, welchen sich der Verf. vorgezeichnet, erhebliche Schwierigkeiten entgegen: sie liegen unseres Erachtens hauptsächlich darin, daß für das Volk, dessen Schicksalen er hier folgen will, gar keine bestimmte geographische Abgrenzung sich aufstellen läßt, daß der Forscher sehr häufig bei seiner Darstellung Gefahr läuft, so zu sagen, ins Uferlose oder Grenzenlose zu geraten. Auch Mahaffy, der nicht (wie Droysen es gethan) die vollständige Geschichte der aus des großen Alexanders Weltreiche heraus entwickelten neuen Staatenwelt in ganzer Ausführlichkeit geben wollte, ist dieser Gefahr nicht entgangen. Während es ihm gelungen ist, die Abschattierung des 'Althellenischen' zum Hellenistischen und die an vielen Stellen bemerkbare Verflüchtigung des hellenistischen Geistes zu den Resten bloßer Civilisation vortrefflich zur Anschauung zu bringen, folgt er den Spuren des Hellenistischen nach Baktrien und Hindostan, nach der Hofburg zu Ktesiphon, nach Ägypten und Spanien und ist — obwohl dabei überall fesselnd und anziehend — dabei wiederholt genötigt, Kreise von unabsehbarer Weite zu ziehen. In entsprechender Weise werden auch solche historische Persönlichkeiten eingehend charakterisiert, die, ohne selbst einen Tropfen griechischen Blutes in ihren Adern zu tragen, doch, je nach der Zeit, im Sinne der hellenistischen oder der 'römisch-griechischen' Kultur mit Erfolg gewirkt haben. In letzterer Hinsicht ist neben der letzten Kleopatra, die sich allerdings noch immer als halbe Griechin gab, namentlich das Charakterbild des kolossalen Herodes d. Gr. vortrefflich gelungen.

Der Verf. verfügt über ein erstaunlich reiches Maß von Gelehrsamkeit. Ersichtlich mit der aus-

gedehnten inschriftlichen Litteratur, mit den vielen, dieses Zeitalter angehenden neuen Entdeckungen der letzten 20 Jahre und mit sehr zahlreichen Arbeiten britischer, französischer und (trotz anscheinender Abneigung gegen das deutsche Wesen) auch deutscher Forscher vortrefflich vertraut, hat er sich nun für seine Darstellung, die nach mehreren Seiten an Finlay erinnert, ein eigentümliches System gebildet. Das Buch hat auf uns den Eindruck gemacht, als sei es aus einer Reihe, zum Teil nicht rasch nach einander abgefaßter sogenannter Essays entstanden. Da die oft spröde und oft lückenhafte Natur des hier zur Verwendung kommenden Quellenmaterials einer in ruhigem Flusse strömenden Darstellung große Schwierigkeiten bereitet, da ferner an vielen Stellen die Geschichte ganz überwiegend den Charakter kulturgeschichtlicher Darlegungen annehmen muß, so sucht der Verf. mit Vorliebe nach Persönlichkeiten, die für bestimmte Epochen den Mittelpunkt abgeben, und mit denen alles in Verbindung gesetzt werden konnte, was über den Zustand der griechischen Welt, was über die Einwirkung der Römer auf die Griechen und die hellenistischen Völker, was endlich über deren Einfluß auf das römische Wesen mitgeteilt werden sollte. In dieser Weise sind Cicero und seine Freunde, sind Männer wie Strabo, Diodor, Dionys von Halikarnaß, Dio von Prusa und Plutarch mit großer Feinheit verwendet worden. Verf. verzichtet allerdings auf volle Ausführlichkeit: die administrative Seite der römischen Herrschaft, das Verfassungsleben in Griechenland, die sogenannten Antiquitäten, die Architektur und die bildenden Künste und manche Einzelheiten, die zu gelehrten Untersuchungen auffordern, werden nur eben gestreift. Dafür entschädigt M. — der ersichtlich auf Leser rechnet, die mit der Geschichte dieses Zeitalters bereits vertraut sind — uns durch Verwendung sehr zahlreicher, oft ziemlich langer Stellen aus den Schriftstellern, die jedesmal in der griechischen Welt den Ton angeben, und die uns von ihm in plastischer Gestalt vorgeführt werden.

In dieser Weise behandelt Verf. in Kap. I die Zustände in der griechischen Welt nach Vollendung der römischen Eroberung bis zum Halys, mit starker Rücksicht auf die Sklavenkriege in den Ländern des Mittelmeeres; in Kap. II die Spuren des Hellenismus zwischen Tigris und Ganges; in Kap. III den Hellenismus in Syrien unter den letzten Seleukiden und den Hasmonäern und in Ägypten; in Kap. IV die 'Akklimatisation' der griechischen Philosophie in Rom seit der Zeit des Ennius und Karneades. In Kap. V wird die tiefe Abneigung der kleinasiatischen und der europäischen Griechen gegen die römische Herrschaft geschildert, die zu ihrer von so heillosen Folgen begleiteten Teilnahme an den Kriegen des Mithradates gegen Rom führte. Kap. VI behandelt den Hellenismus Ciceros und seiner Freunde; VII die Einwirkung der Piraten und der drei Bürgerkriege von Cäsar bis zur Schlacht bei Actium auf die gesamte griechische Welt; VIII die Essener und die Neupythagoreer der älteren römischen Kaiserzeit; IX die Gründungen des Augustus auf griechischem Boden und die Spuren der Griechen in Gallien und Spanien; X endlich die damals noch erhaltenen griechischen Elemente in Unteritalien. Kap. XI giebt die Zustände der griechischen und hellenistischen Bevölkerung in Kleinasien, Syrien und Alexandria während der älteren Kaiserzeit. XII behandelt die Lage Altgriechenlands unter der Kaiserherrschaft von Augustus bis zum Auftreten der Flavier; XIII und XIV Plutarch und das öffentliche wie das private Leben der Griechen während seines Zeitalters; XV die Zustände des griechischen Kleinasiens unter den Flaviern und die erbitterte Rivalität zwischen Griechen und Juden; XVI endlich die Litteratur dieser Zeit.

Der hohen Anerkennung, welche wir diesem höchst wichtigen Werke zollen, fügen wir noch hinzu, daß es sehr reich ist an feinen, geistvollen und treffenden Bemerkungen. Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, daß wir uns überall mit Mahaffy in Übereinstimmung befänden. Im Gegenteil, die Zahl der Einzelheiten ist **nicht** gerade klein, wo wir von seiner Auffassung und von seinem Urteil abweichen müssen. Unter vielem sei jedoch hier nur bemerkt, daß wir der Ausführung auf S. 253 ff. keineswegs zustimmen können; der Vergleich der Griechen des alten Landes in den ersten 60 Jahren der Kaiserzeit mit dem heutigen Mönchsvolke des Athos ist zwar sehr pikant, scheint uns aber doch wenig zutreffend. Wir können auch in der Politik, die Augustus gegenüber den Griechen in Europa befolgte, keinen 'beschränkten und pedantischen Geist' erkennen. Was hätte denn nach Mahaffys Ansicht Augustus, als er aus einem riesigen Trümmerhaufen das römische Reich wiederherstellte, mit Achaja, Thessalien und Makedonien, die seit vielen Jahrzehnten tödlich erschöpft waren, anders anfangen sollen, als was er wirklich gethan hat? Er hat doch thatsächlich einerseits der heilenden Kraft der Natur, d. h. hier des hergestellten Friedens, sehr viel überlassen; er hat durch Kolonisierung von Korinth, Paträ und Nikopolis, mit altbeliebten antiken Mitteln, neues Leben zu er-

wecken gesucht; er hat endlich die Griechen in den Stand gesetzt, jene geistlichen Altertümer, Kulte und Feste, an denen sie so leidenschaftlich hingen, ordnungsmäßig weiterzupflegen, und in derselben Art, wie es in so vielen anderen Provinzen geschehen ist, die Gründung des Landtages zu Argos veranlaßt. Freilich ist M. (S. 315) der Meinung, daß die Olympien, Pythien und Isthmien in jener Zeit nach verschiedenen Seiten mit den Spielen in Oberammergau verglichen werden müßten; freilich geht seine Ansicht dahin, daß (S. 321) die Zähigkeit, mit welcher die Hellenen im alten Lande noch in der Zeit Plutarchs (der ihm freilich auch 'als ein beschränkter und bigotter Hellene' gilt) an ihrer alten Religion mit allen ihren Kulten und Schnörkeln hingen, der wahre Grund gewesen sei, der ihr Land nicht wieder zu ähnlicher Blüte wie Kleinasien habe gelangen lassen. Wir finden diese Auffassung (die nur für das letzte Jahrhundert der Universität Athen durchaus zutrifft) nicht gerecht; uns erscheint diese Zähigkeit vielmehr sehr verwandt mit der zähen Ausdauer, welche die christlichen Griechen der späteren Zeiten befähigt hat, durch fast vier Jahrhunderte osmanischer Herrschaft ihre Religion und ihre Nationalität zu behaupten.

Die sehr abfällige Kritik endlich, die M. an unserer Schilderung der griechischen Sittenzustände dieser Zeit (Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer, II S. 280 ff.) auf S. 300 und 347 ausübt, nötigt uns noch zu einigen Bemerkungen. Wir meinen, so gut wie künftig ein Geschichtsschreiber, der die Sittenzustände in den Kulturländern unserer Zeit behandeln wird, das Studium ihrer belletristischen Litteratur (und gerade auch der weitverbreiteten 'naturalistischen' Romane) nicht wird unterlassen können, ebensowenig schien es uns erlaubt, manche Züge außer Acht zu lassen, die sich in den griechischen und lateinischen Romanen jener Zeit finden. Wir glauben auch, auf diesem Wege nicht zu weit gegangen zu sein; die eigentlichen Räubergeschichten dagegen gebe ich natürlich gern preis. Wenn aber M. die Annahme vieler tiefdunkler Züge in dem Sittenleben der Griechen jener Zeit neben der Trefflichkeit der Kreise Plutarchs und Dios von Prusa für falsch erklärt: nun, stehen nicht heute in allen Kulturländern die schwärzesten Schatten oft unmittelbar neben dem hellsten Licht? Und ist nicht gerade das alte Griechenland zu allen Zeiten ein Land gewesen, auf dessen Boden die schroffsten Gegensätze aller Art oft dicht neben einander standen? — M. will (S. 300) den Griechen besserer Stellung in jenen Tagen die Fähigkeit zu großen Verbrechen und zu großer Leidenschaft absprechen. Und doch kennen wir für Thessalien die entsetzliche Ermordung oder Hinrichtung des verhaßten Peträos, der hier wahrscheinlich eine Rolle spielte wie Eurykles in Lakonien. Und doch erwähnt M. selbst in einer Anmerkung S. 303 jene junge, reiche Witwe Ismenodora in Theben oder Thespiä, die sich ihren jugendlichen Gatten mit offener Gewalt raubte. Den auch bei Plutarch so oft berührten Krebsschaden des griechischen Lebens, die Päderastie, läßt M. dabei ganz außer Acht. Daß uns übrigens die bittere Äußerung Plutarchs über das Verschwinden wahrer und uneigennütziger Bruderliebe unter den Menschen seiner Zeit den Charakter der herben Übertreibung zu tragen scheint, ist in unserem Buche (S. 283) sehr verständlich angedeutet, wie noch zu M. S. 294 bemerkt sein mag.

Wir schließen unsere Kritik mit der Bemerkung, daß M. in sehr feiner Weise durch seine Erörterungen über die Schriften des Neuen Testaments (S. 389 ff.) den Weg sich bahnt zu dem neuen, mit Hadrian beginnenden Zeitalter, wo einerseits für die griechische Welt die Blüte der 'modernen Sophistik' beginnt, wo andererseits die Vertreter der neuen Weltreligion überall bedeutsam in den Vordergrund zu treten anfangen. Im Anhang (S. 399 ff.) giebt Verf. noch einige Nachträge; ganz besonders wichtig ist die bekannte Inschrift von Akräphiä mit der Rede, durch welche Nero die Freiheit von Achaja verkündigte.

Halle a. S. G. Fr. Hertzberg.

J. Overbeck, Griechische Kunstmythologie. Besonderer Teil. Dritter Band. Fünftes Buch: Apollon. Mit 1 lithogr. Tafel, 6 Lichtdrucktafeln (Münzen und Gemmen) und 25 Figuren im Text. Leipzig 1889, Engelmann. VII, 524 S. gr. 8. 7 M.

Dieses Buch teilt so sehr alle charakteristischen Eigenschaften mit den bekannten von demselben Verfasser früher herausgegebenen Bänden der griechischen Kunstmythologie, daß es überflüssig erscheinen dürfte, dieselben einzeln hervorzuheben. Disposition und Behandlung des Stoffes sind durchaus dieselben wie dort. Auch hier ist es nicht die Absicht des Verfassers, eine Geschichte der künstlerischen Darstellung des Apollon zu geben — nur für die altertümliche Kunst wird dies im 1. Kapitel versucht —, sondern das Material zu einer solchen geordnet nach der Denkmälergattung (Statuen, Köpfe, Reliefe, Vasen, Münzen u. s. f.) vorzulegen.

Indes in einem Punkte hat dieser Band einen ganz besonderen Vorzug vor den früheren: das

gerade für Apollon sehr reiche Material, welches die Münzen bieten, ist von sachkundigster Seite, von Imhoof-Blumer in Winterthur, zusammengestellt und in einer reichen Auswahl auf fünf gelungenen Lichtdrucktafeln publiziert. Besonders schön und auch für kunstgeschichtliche Betrachtungen wertvoll ist Tafel II mit der Zusammenstellung von 75 Apolloköpfen, die vom Anfang des fünften Jahrhunderts bis zur römischen Zeit datieren.

Am Schlusse der Behandlungen der Einzeldarstellungen des Apollon folgt die der Mythen, des Kampfes mit der Schlange, mit Tityos, der Wettstreit mit Marsyas u. s. w.

Bei dem überaus reichen Inhalte des Werkes müssen wir verzichten, auf einzelnes näher einzugehen. Nur einen Punkt, der mich persönlich betrifft, kann ich nicht ganz umgehen; es ist die Stellung, welche der Verfasser zu meinem in Roschers Lexikon erschienenen Versuche einer Geschichte der Apollonbildung einnimmt. Zwar daß er denselben häufig benutzt, ohne mich zu nennen, will ich nicht rügen, da dies dem Inhalt des Buches weiter keinen Nachteil bringt; aber wenn er meine Annahmen häufig gar nicht berücksichtigt oder sie in der abfälligsten Weise zurückweist — beliebte Bezeichnungen derselben sind dann „ganz bodenlos" oder „um keines Haares Breite minder verkehrt als . ." —, so kann ich nicht finden, daß dies dem Buche zum Schmucke oder Vorteil gereiche. Ja wenn ich auch nur das erste Kapitel näher ansehe, finde ich schon Beispiele, welche mir zu zeigen scheinen, daß der Verfasser durch eine etwas wohlwollendere Beachtung meiner Arbeit sich nicht geschadet hätte. Er würde es z. B. vielleicht vermieden haben, S. 10 die Nachbildung einer Statue des strengeren Stiles des 5. Jahrh. mit entlastetem Fuße auf einer Münze von Chalkis (Münztaf. 1, 10) unter den „ältesten ikonischen Agalmata" aufzuführen; er würde vielleicht unter den archaischen Statuen, wie ich es gethan, die Motive geschieden und wenigstens die Figuren, welche schon Entlastung des einen Beines zeigen, ausgesondert haben; er würde dann wohl auch das Gesetz der älteren Apollonbildung beachtet haben, daß der Gott als Musiker mit Leier oder Kithara niemals nackt erscheint. Der Verfasser glaubt (vgl. S. 38. 75), sich ganz darüber wegsetzen zu können, ohne doch irgend ein sicheres Beispiel dagegen anzuführen; die bekannte knieende nackte Figur mit Leier und Blüte auf den ältesten Münzen von Tarent (Münztaf. III 1; vgl. S. 75) kann unmöglich als solches gelten; denn ihre Deutung als Apollon ist ja schon durch das Motiv des Knieens und durch die Blume sehr unwahrscheinlich. Der Typus kommt, wenn man von den mangelnden Flügeln absieht, ganz mit dem des Eros in der archaischen Kunst (vgl. in Roschers Lexikon I Sp. 1350 f.) überein. Zur Deutung der Tarentiner Figur hat der Duc de Luynes sicherlich durch seinen Hinweis auf den Kultus des Hyakinthos in Tarent den richtigen Weg gewiesen (vgl. jetzt auch Evans, Horsemen of Tarentum, p. 186). Nur darf man sie nicht als Apollon Hyakinthios bezeichnen, sondern muß Hyakinthos selbst erkennen. Nicht für den großen Gott, wohl aber für den Dämon und Heros paßt das Motiv des Knielaufs vortrefflich.

Indessen liegt es mir ganz fern, diesem großen Werke des Verfassers, das ein schönes Zeugnis deutscher Beharrlichkeit und eine Arbeit sorgsamsten Fleißes ist, die vollste Anerkennung zu versagen. Es wird dasselbe auf lange hinaus die Grundlage aller kunstmythologischen Untersuchungen über Apollon bilden, und jeder, der archäologisch arbeitet, wird unzählige Male in der Lage sein, sich gegen dieses Werk und die gewissenhafte Sorgfalt seines Verfassers zu aufrichtigstem Danke verpflichtet zu fühlen.

A. Furtwängler.

W. Schultz, Die Harmonie in der Baukunst. Nachweisung der Proportionalität in den Bauwerken des griechischen Altertums. I. (Mathematische Grundlagen des angewendeten Proportionierungs-Systems.) Hannover-Linden 1891, Manz. Mit 60 Holzschnitten. VIII, 124 S. 4. 10 M.

Der vorliegende Band, welcher die Einleitung zu einer Reihe von Untersuchungen über die Harmonie in der Baukunst bilden soll, enthält manches, was in die Gebiete der Archäologie und der Geschichte der alten Mathematik eingreift. Es ist daher eine Besprechung in der Philologischen Wochenschrift wohl am Platze; nur glaubt der Unterz. von vorn herein es aussprechen zu sollen, daß er sich auf die Hervorhebung einiger Hauptpunkte, die für die Altertumsforschung in betracht kommen, beschränken wird.

Am Schlusse seiner Anzeige von M. Cantors Vorlesungen über Geschichte der alten Mathematik in den Jahrbüchern für class. Philologie (Leipzig, Teubner) 1881 S. 585 ff. hatte der Unterz., anknüpfend an die bei alten Mathematikern vorkommenden Näherungsformeln für $\sqrt{3}$, andere Näherungswerte, die mit einfachen Dreieckskonstruktionen in Verbindung stehen, behandelt und ferner es versucht, einige Grundzüge zur

Harmonie der alten Tempelbauten zu entwerfen. Unter Bezugnahme auf die Betrachtungen über die Eurhythmie der Tempelbauten im XXXIX. Jahrgange der archäologischen Zeitung S. 122 ff. war damals auf die gegenseitige Bedingtheit der architektonischen Verhältnisse und besonders auf die Gebundenheit der Proportionen, d. i. Quotienten, durch additive Elemente hingewiesen worden. Wie nun die alten Baumeister durch geometrische Konstruktionen solche Verhältnisse dargestellt und die Hauptdimensionen ihrer Bauten in harmonische Verbindung gebracht haben, läßt sich nur entfernt ahnen; schwerlich aber wird man je vollständig es ergründen können. Der Verf. des vorliegenden Werkes behandelt hauptsächlich die Verhältnisse zwischen Länge und Breite des Unterbaues und der Höhe eines Tempels und wählt als Beispiele für die Darlegung seines Systems den Stadttempel zu Selinus, den Theseustempel zu Athen, den Concordiatempel zu Agrigent, den kleinen Tempel zu Pästum, endlich den Burgtempel zu Selinus. In das Rechteck, das durch Länge und Breite des Tempels gebildet wird, zeichnet er die Höhe ein und entwickelt nun, indem er Diagonalen durch das ganze, bz. durch das halbe Rechteck des Unterbaues zieht, gewisse Verhältnisse zwischen den drei obenerwähnten Hauptabmessungen. Von dem durch Länge und Breite gebildeten Grundrechteck verlangt er, daß es ein „harmonisches“ sei, d. h. daß seine beiden Seiten in einer gesetzlichen Beziehung zu einander stehen (S. 15). Um diese Beziehungen zu erkennen, hat er vorher die von Pappos im 3. Buche seiner συναγωγή aufgeführten 10 Analogien (μεσότητες) behandelt und damit die Proportion des goldenen Schnittes in Verbindung gebracht (S. 5 ff.). Indem er nun die Differenz der größeren und kleineren Seite mit der kleineren Seite selbst vergleicht und von dem Falle absieht, daß diese Differenz gleich der kleineren Seite ist, setzt er als die beiden Hauptfälle, daß die Differenz der größeren und kleineren Seite größer, oder daß sie kleiner als die kleinere sei, und gewinnt nun, indem er unter beiden Voraussetzungen die 10 Analogien ausrechnet, 9 verschiedene harmonische Rechtecke (einschließlich des Quadrates), in denen er nahe Beziehungen zum regelmäßigen Zehneck und Achteck sowie zum goldenen Schnitte erkennt (S. 17—20). Daraus entwickelt er nun weiter ganze Reihen hypothetischer Konstruktionen, die im einzelnen zu verfolgen sehr schwierig ist. Wenn man auch zugeben mag, daß durch die beigefügten, zum Teil recht komplizierten Figuren manches Verhältnis, das für die Harmonie der Tempelbauten vielleicht maßgebend gewesen ist, veranschaulicht und auf streng mathematische Formeln zurückgeführt wird, so bleibt doch im ganzen das Bedenken, daß die alten Architekten schwerlich so verschlungene Wege eingeschlagen haben, um die Hauptverhältnisse ihrer Bauten festzustellen. Hoffen wir, daß es dem Verf. gelingen werde, wenn er später die übrigen Abmessungen der von ihm ausgewählten Tempel behandelt, von dem unendlich Vielen, was zu setzen möglich ist, das Allerwahrscheinlichste auszuwählen und durch die thunlichste Vereinfachung seine Hypothese annehmbarer zu machen.

Auch die Frage, welches Längenmaß den hier behandelten Tempelbauten zu grunde gelegen habe, ist vom Verf. berücksichtigt worden. Er entscheidet sich für den Fuß von 0,308 Meter, der früher der attische genannt wurde. Bekanntlich hat W. Dörpfeld in den Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts zu Athen im J. 1882 einen Fuß von 0,296 m, dagegen im J. 1890 einen solchen von 0,326 bis 0,328 m aus athenischen Bauwerken abgeleitet. Ob nun eines von diesen beiden Maßen oder der früher sogenannte attische Fuß für Athen gelten sollen, muß noch weiteren Erörterungen auch im Zusammenhange mit der Stadionfrage vorbehalten bleiben. Daß der Verf., nachdem er mit dem römischen Fuß von 0,297 m zu keinem befriedigenden Ergebnisse gelangt ist (S. 55), für das Maß von 0,308 m eintritt, mag bei künftiger Behandlung der Kontroverse mit in betracht kommen; doch werden die Vertreter der gegnerischen Ansicht geltend machen, daß erstens der strikte Beweis, daß letzterer Fuß bei den mehrerwähnten Bauten angewendet worden sei, noch nicht erbracht ist, noch weniger aber erwiesen ist, daß kein anderes Längenmaß für dieselben Bauten in Anspruch genommen werden könne.

Gemäß seinen Voraussetzungen scheint der Verf. keinen Anlaß gehabt zu haben, auf F. X. Pfeifer, Der goldene Schnitt, Augsburg 1885, S. 192 ff., Rücksicht zu nehmen. Über die Näherungswerte, welche in der Praxis an Stelle der irrationalen Verhältniszahlen des goldenen Schnittes treten, ist dort vieles Beachtliche gesammelt.

Dresden-Striesen. Friedrich Hultsch.

M. T. Zanardelli, L'Étrusque, l'Ombrien et l'Osque dans quelques-uns de leurs rapports intimes avec l'Italien. Extrait du bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles, VIII, 1889—90.

Die Schrift ist wertlos, da der Verfasser durchaus nicht die nötige Kenntnis besitzt und z. B.

fürs Etruskische die Arbeiten von Taylor, mir, Pauli, Schaeffer, Bugge u. s. w. garnicht kennt, sondern mit den längst nachgewiesenen Irrtümern Corssens operiert. Seine Vergleichungen sind ganz oberflächlich und bewegen sich auf dem allgemeinen Gebiet vulgärer Lautschwächungen ohne Aufdeckung irgend welcher besonderer Beziehungen.

Mülhausen i/E. W. Deecke.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Historische Zeitschrift. N. F. Bd. 29.

H. 3. (465–468) **H. Delbrück,** Neues aus Marathon. In seiner Schrift „Perser- und Burgunderkriege" hatte Verf. den „Soros" als ungenügend beglaubigt aus dem Spiel gelassen, ebenso Hauptmann Eschenburg in einem Vortrage über die Marathonschlacht, die er in den nördlichen Teil der Ebene verlegte. Durch die Aufdeckung des Grabhügels im südlichen Teil ist diese Hypothese unmöglich gemacht. Daß Eschenberg trotz der Unangreifbarkeit seiner Vordersätze zu einem unrichtigen Resultate gekommen ist, liegt an zwei falschen Voraussetzungen: es war noch nicht der spezifische Unterschied der persischen und griechischen Taktik erkannt, und man glaubte noch an die numerische Größe des Perserheeres. Beide Heere waren numerisch etwa gleich stark, und die persische Taktik beruhte auf einer Kombination von Bogenschützen und Reitern ohne feste taktische Körper. Die Griechen schlugen eine Defensiv-Offensiv-Schlacht mit Anlehnung ans Gebirge. Als die Athener ihre Gefallenen zusammentrugen, brachten sie sie schwerlich dahin, wo die ersten, vom Pfeile getöteten, gefallen waren. Auch die Mitte der Linie, wo die Griechen die Perser zuerst erreicht und das Nahgefecht begonnen hatten, wählten sie nicht; denn hier waren die Athener anfänglich gewichen. Der gegebene Punkt war vielmehr die Stelle, wo die letzten Leichen lagen, wo der Sieg vollendet gewesen war. Zurückgeschafft bis zu diesem Punkt wurden nur die Leichen der bei dem zweiten Akt der Schlacht, dem Kampf an den Schiffen, Gefallenen. Auch aus Rücksicht auf diese eignete sich der mehr vorwärts gelegene Punkt besser zu dem Massengrab und Schlachtdenkmal als etwa die Stelle des Zusammenstoßes mit dem Spieß. Die Defensiv-Offensiv-Schlacht mit Anlehnung ans Gebirge ist also mit der Lage des „Soros" gut zu vereinigen.

Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift. X, No. 2. 3.

(59) **A. v. Domaszewski,** Zur Geschichte der Legionen XIII–XX. Verf. verteidigt die Ansicht Mommsens, daß diese Legionen erst nach dem Jahre 6 n. Chr. errichtet wurden, gegen Patsch (Westd. Zeitschrift IX S. 322), welcher in ihnen alte Heeresteile sieht. Das sich in Dalmatien Grabsteine von alten XXern finden, erkläre sich leicht: beim Beginn des dalmatischen Aufstandes wurden zahlreiche altgediente Leute aus den älteren Legionen ausgelesen, um den Kern der neuen Formationen zu bilden, und so könne man aus Inschriften welche Veteranen oder Soldaten langer Dienstzeit in der XXer aus Augusteischer Zeit nennen, keinen Schluß ziehen, daß diese Legion vor dem Jahre 6 bestanden. Nach den schlimmen Erfahrungen der Varusschlacht sei es wohl begreiflich, daß man solche altgediente Soldaten gerade nach der Rheinarmee führte und sie über die gesetzliche Zeit hinaus unter der Fahne behielt.

Journal de l'imprimerie et de la Librairie. Paris, 1891 No. 9.

(51) Abbé **Requin,** Origines de l'imprimerie en France. Die Forschungen des Verfassers haben in überraschender Weise festgestellt, daß die französische Buchdruckergeschichte ein weit höheres Alter hat als bisher angenommen. Prokop Waldvogel aus Prag muß sich schon bald nach 1440 in Avignon als Buchdrucker, Schriftgießer und Silberschmied niedergelassen haben. Vom 4. Juli 1444 existiert ein notarielles Dokument, in welchem Waldvogel sein geschäftliches Inventar bekennt: zwei A B C (Schriften oder Matrizen), 2 eiserne Formen, 48 „Formen" aus Zinn und verschiedene andere „Formen", die zum „künstlichen Schreiben" notwendig sind. Ein anderer Kontrakt ist datiert Avignon 10. März 1446; in demselben handelt es sich um Waldvogels Lehrling, einen Juden namens Darim de Caderousse, der bei ihm seit zwei Jahren die geheime Kunst lernt, „d'écrire artificiellement". Aus dem Jahre 1444 werden finanzielle Streitigkeiten zwischen Waldvogel und seinen Gesellen und Lehrlingen gemeldet; er hatte vier oder fünf von Anfang an; sie mußten ihm beträchtliches Lehrgeld in Form von Darleihen geben. Mit zwei seiner Schüler macht Waldvogel 1446 einen Kontrakt: er verpflichtet sich, ihnen die Einrichtung einer Buchdruckerei zu liefern: „omnia instrumenta sive artificia scribendi tam de ferro, de callibe, de cupro, de lethano, de plumbo, de stagno et de fuste". Die Kontrahenten müssen auf das Evangelium schwören, „daß die ars scribendi artificialiter eine wahre Kunst sei, eine sehr wahre". Daß in allem diesen nur von der richtigen Buchdruckerkunst, von Guttenbergs Erfindung, die Rede ist, kann, wie Abbé Requin meint, doch kaum bezweifelt werden. (Wie kommt es aber, daß von so alten Avignoner Drucken nicht die leiseste Spur vorhanden ist, auch niemals vorhanden war?)

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 19.

(641) **H. Brugsch**, Die biblischen sieben Jahre der Hungersnot nach einer altägyptischen Felseninschrift. 'Der Titel ist eine Lockspeise für Leichtgläubige; die „altägyptische" Inschrift kann nach des Verf. eigener Meinung aus christlicher Zeit stammen. Das höchst flüchtig geschriebene Werk läuft auf eine Täuschung des Publikums hinaus'. *E. R.* — (659) **H. Swoboda**, Die griechischen Volksbeschlüsse. 'Unentbehrlich für griechische Altertumskunde'. *A. H.*

No. 20.

(673) **J. Paulson**, Symbolae ad Chrysostomum. 'Die Schrift ist eine Fundgrube für Paläographie'. *Schm.* — (676) **A. Sakellarios**, Κυπριακά. 'Nicht lesbar; im trockensten Chronistenton geschrieben'. — (684) Aristoteles Ethica Nicomachea, ed. **J. Bywater**. 'Im Gegensatz zu Susemiehls' divinatorischer Kritik mehr zurückhaltend'. *Wohlrab.* — (684) Diophontis Schrift über die Diogonalzahlen, übersetzt von **G. Wertheim**. 'Bestens zu empfehlen'. — (686) **Gottlieb**, Über mittelalterliche Bibliotheken. 'Flüchtig zusammengeschrieben'. *S—n.*

No. 21.

(723) Apuleius, Amor und Psyche, von **C. Weyman**. 'Herausgeber verteidigt an zahlreichen Stellen die angefochtene Überlieferung'. *E. W.* — (723) Iuvenalis satira septima; avec commentaire par **J. A. Hild**. 'Sehr wohl geeignet, junge Philologen in das Verständnis des schwierigen Satirikers einzuführen'. *M. P.* — (725) **G. Görres**, Studien zur griechischen Mythologie, 2. Folge. Abwehrende Kritik von *Crusius*.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 21.

(782) **Th. Gomperz**, Die Apologie der Heilkunst. 'Der Beweis, daß Protagoras selber der Verfasser der Rede sei, beruht auf Indicien, die nur zum Teil einwandfrei sind'. *E. Maass.* — (783) **A. Fröhde**, De Nonio Marcello et Verrio Flacco. 'Für die Vergleichung beider Schriften von Wert'. *H. Keil.* — (786) **J. Kirschner**, Prosopographiae Atticae specimen. 'Verspricht für Geschichte und Altertümer Attikas ein wichtiges Hilfsmittel zu werden'. *W. Dittenberger.* — (788) **D. G. Hogarth**, Devia Cypria. 'Die archäologische Forschung wird aus dem Buch mancherlei Nutzen ziehen können'. *P. Herrmann.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 20.

(537) **F. Posnansky**, Nemesis und Adrasteia. 'Das fleißig und sehr klar geschriebene Buch verdient die Aufmerksamkeit aller Altertumsforscher, ja es bietet selbst eine für jeden Gebildeten interessante Lektüre'. *P. Weizsäcker.* — (539) **Therelanos**, Ἀδαμάντιος Κοραῆς. 'In erster Linie für Griechen geschrieben; aber auch kein Deutscher wird es bereuen, sich in die Lektüre des Buches vertieft zu haben'. *M. Seibel.* — (542) **Fr. Skutsch**, De nominibus suffixi -no ope formatis. 'Anregend'. *Bersu.* — (544) **J. Schvarcz**, Aristoteles und die Ἀθηναίων πολιτεία (Auszug). 'Verf. verlange der Sensation gegenüber, welche die Schrift überall hervorrief, eine ruhige Prüfung. Hat sie wirklich den Aristoteles zum Verfasser? Das ganze Werk dient dem Verf. der „Demokratie" aber zum Beweise für die Richtigkeit seiner Auffassungen betreffs der sinkenden Ehrenhaftigkeit der Griechen in den Zeiten des Konon'. *G. J. Schneider.* — (545) **P. Uhle**, Plutarchs Lebensbeschreibungen als eine Geschichte der Griechen und Römer. 'Höchst geschmackvolle Übersetzung, gut lesbar, Plutarchischer Ton getroffen; freilich ist der Parallelismus Plutarchs zerstört'. *C. Häberlin.* — (548) Livius, lib. I et II, ed. **R. Novak**. 'Novak ändert zu viel singuläre Ausdrucksweisen des Livius'. *Ad. Schmidt.* — (549) **M. Flegl**, Des Gratius Faliscus Cynegetier. 'Schlimm'. *G. Hergel.* — (549) **M. Wohlrab**, Die altklassischen Realien im Gymnasium. 'Entspricht im allgemeinen, jedoch etwas flüchtig'. *H. Belling.* — (551) **H. Weber**, Lateinische Elementargrammatik. Tadelreiche Anzeige von *A. Prümers.*

No. 21.

(561) **E. Knoll**, Studien zur ältesten Kunst in Griechenland. 'Sehr zu empfehlen'. *P. W.* — (564) **A. Fick**, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 4. Aufl. 'Dem Werke gebührt ein hoher Ehrenplatz'. *W. Prellwitz.* (567) **O. Gruppe**, Die rhapsodische Theogonie. Angezeigt von *C. Häberlin.* — (571) **F. Kunz**, Die älteste römische Epik in ihrem Verhältnis zu Homer. 'Jedenfalls lesenswert; geht vielleicht etwas zu weit'. *G. Hergel.* — (572) **W. Kalb**, Roms Juristen nach ihrer Sprache. 'Viele Resultate sind gewiß recht schön, manche aber auch recht fraglich'. *E. Grupe.* — (575) Plauti Amphitruo ed. **A. Palmer**. Zeugt von nicht ausreichender Sachkenntnis. — (577) Seneca ad Lucilium epistulae, von **G. Hess**. 'Verf. will durch Senecas Briefe Ciceros philosophische Schriften von der Schule verdrängen. Einem solchen Unternehmen steht Ref. *W. Gemoll* durchaus freundlich gegenüber'.

Academy. No. 978. 31. Jan. 1891.

(107—108) **D. Bikelas**, Seven essays on Christian Greece transl. by the Marquess of **Bute** (**H. F. Tozer**). Drei Essays über den Charakter des Byzantinischen Reichs und vier über das heutige Griechenland; die Übersetzung liest sich wie ein Original. — (109) **R. R. Cherry**, Lectures on the growth of criminal law in ancient communities (**G. P. Macdonell**). Im Anschlusse an die Studien H. Maines über die Entwickelung des Rechtsbegriffes giebt der Verf. einen Überblick über den Begriff des Strafrechts bei den verschiedensten Volksstämmen und weist auf die übereinstimmende Grundlage im Bewußtsein derselben hin. — (110—111) Some classical translations: **R. Y. Tyrrell**, Dublin translations in greek and latin verse. Meisterhafte Übersetzungen moderner englischer Gedichte in das Griechische und Lateinische von verschiedenen Professoren Dublins; ein Beweis, daß diese Kunst in England nicht ausstirbt. — Fifty poems of **Meleager** with translation by **W. Headlam**. Das Griechische erscheint doch formvollendeter als das Englische. — **C. H. Bousfield**, Latin verse. Die Auswahl der ins Lateinische übersetzten englischen Gedichte ist nicht gut; die Übersetzungen nicht frei von Fehlern. — **Flavius Josephus**, **Whiston's** translation revised by **A. R. Shilleto** (Vols 4. 5). Wie die Bearbeitung der früheren Bände nicht tadelfrei. — **Tacitus**, the reign of Tiberius transl. by **Th. Gordon**. Lobenswert. — **Aristotle's** Ethics by **Chase**. 'Veraltet'.

Revue critique. No. 19.

(365) **W. H. Roscher**, Über Selene und Verwandtes; **O. Bie**, Kampfgruppe und Kämpfertypen; **B. Schmidt**, Korkyräische Studien. 'Die Arbeiten des Prof. Roscher zeichnen sich durch besonders gelungene übersichtliche Einteilung aus; die Untersuchung schreitet in die Einzelheiten vor, ohne jemals in Konfusion zu geraten. Das Buch von Bie enthält, bei etwas schwerer Lesbarkeit, vortreff-

liche Beobachtungen. Auch der topographische Essai von B. Schmidt verdient Aufmerksamkeit'. S. Reinach.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 22.)

Carl Schmidt, Über die in koptischer Sprache erhaltenen gnostischen Originalwerke. (215 ff.) Die erste Kunde von mehreren in koptischer Sprache erhaltenen gnostischen Originalwerken verdanken wir Woide (i. J. 1778). Er gab Mitteilungen aus dem Cod. Askewianus und Brucianus, und bezeichnete die in jenem Kodex enthaltene Schrift als ein Werk des Gnostikers Valentin. 1848 ging G. Schwartze zur Untersuchung und Herausgabe beider Hss nach England und nahm eine Abschrift. Die von ihm unvollendete Ausgabe der im Cod. Ask. enthaltenen Schrift wurde 1851 von Petermann publiziert, sodann von Koestlin bearbeitet. Beide reihten die Schrift, die keine chronologischen Daten bietet, auf grund innerer Merkmale in die ophitischen Systeme ein, während andere bei Valentin und der Valentinianischen Schule verharrten. Erst durch Untersuchungen von Amélineau über den Cod. Bruc. wurde das Interesse auch für diesen Papyrus wieder erneuert. Verf., dem Schwartzes Abschrift zur Verfügung steht, und der den Papyrus in Oxford selbst einer genauen Prüfung unterzog, wird die Ergebnisse dieser Untersuchungen, die an fast allen wichtigen Punkten von Amélineau abweichen, in einer Ausgabe des Cod. Bruc. vorlegen. Hier giebt er nach einer Beschreibung der Hs nur einige Beobachtungen, welche die Möglichkeit gewähren, die gesamte gnostische Litteratur, wie sie uns in beiden Hss erhalten ist, sachlich und chronologisch zu bestimmen. Der Cod. Bruc. befindet sich jetzt in dem traurigsten Zustande: nicht wenige Blätter sind hoffnungslos beschädigt, andere zerfallen und abhanden gekommen, sodaß sie für uns nur noch in den Abschriften von Woide und Schwartze vorhanden sind. Aus diesen erkennt man, daß die Hs schon beim Kauf aus 78 unzusammenhängenden, bunt durcheinander gewürfelten Fragmenten bestand, die erst geordnet werden mußten. Dabei zeigte sich, daß der Kodex zwei Hss umfaßt, die zwei zeitlich und inhaltlich verschiedene gnostische Werke überliefern. Ursprünglich gesondert, sind sie jetzt in einander geschoben. Der erste Papyrus enthält wiederum zwei Bücher. Das erste Buch zeigt ein Titelblatt mit dem christlichen Monogramm des Kreuzes und einem Generaltitel: „Dies ist das Buch der Gnosis des unsichtbaren Gottes", während sich am Schluß der Abhandlung der Spezialtitel: „Das Buch vom großen λόγος κατὰ μυστήριον" findet. Das zweite Buch entbehrt des Titels, da uns der Schluß nicht erhalten ist. Beide Bücher sind dem Verfasser der Pistis-Sophia unter der Aufschrift: „Die beiden Bücher Jeû" bekannt gewesen. Damit ist die Zusammengehörigkeit der in den Codd. Brucianus und Askewianus erhaltenen gnostischen Litteratur erwiesen. Sicher fixiert wird diese Litteratur erst durch das zweite im Cod. Bruc. enthaltene Werk. Es umfaßt 31 Blätter, Anfang und Schluß fehlen, eine genaue Bestimmung des Verlorenen ist nicht mehr möglich. Doch bilden die erhaltenen Blätter ein fast lückenloses Ganze, welches sich von der ersten Schrift sehr vorteilhaft unterscheidet. Es steht in enger Beziehung zu den von Plotin bekämpften Herätikern, der Verfasser ist ausgerüstet mit der vollen Kenntnis griechischer Philosophie und innerlich erfaßt von der Platonischen Ideenlehre. Aber er ist zugleich ein Christ und darum Vertreter einer besonderen Ansicht über die Entstehung der Materie. Die Arbeit stammt aus der Blütezeit des Gnostizismus.

XIII. 5. März. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers**. Zu Vorarbeiten zu der von der Akademie beabsichtigten Herausgabe eines „Corpus Patrum Graecorum Antenicaenorum" hat das vorgeordnete Kgl. Ministerium eine außerordentliche Bewilligung zugesichert, und zwar zur Remunerierung eines Hülfsarbeiters auf zwei Jahre je 1800 M. und zur Herausgabe der Werke Hippolyts 3000 M.

XIV. XV. 12. März. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. 1. Hr. **J. Schmidt** las über Assimilation von ε an folgende α-Laute im Griechischen. 2. Hr. **Dillmann** legte Sinaitische Inschriften von Julius Euting vor.

XVI. 19. März. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers**. 1. Hr. **Mommsen** legte eine Abhandlung des Hrn. Prof. **Zimmer** in Greifswald vor: Über die frühesten Berührungen der Iren mit den Nordgermanen (Gedruckt auf S. 265 ff.). 2. Die philos.-hist. Klasse hat folgende Bewilligungen für wissenschaftliche Unternehmungen gemacht: von 3000 M. für Hrn. Dr. **H. Finke** in Münster zur Sammlung von Urkunden zur Geschichte des Kostnitzer Konzils in den Bibliotheken von England, Spanien, Italien u. s. w., und von 1000 M. für Hrn. Dr. **L. Cohn** in Breslau zu einer Reise nach England zum Zweck der Prüfung und Vergleichung von Hss des Philon. 3. Das auswärtige Mitglied der phil.-hist. Klasse Hr. **Franz von Miklosich** in Wien ist am 7. März gestorben.

XVII. XVIII. 2. April. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. 1. Hr. **Diels** sprach über Epimenides von Kreta. Die Veröffentlichung wird später in den Sitzungsberichten erfolgen. 2. Sodann legte derselbe die Arbeit des Hrn. **M. Wallies** vor: Die griechischen Ausleger der Aristotelischen Topik. Programm des Sophiengymn. zu Berlin. Ostern 1891.

(Schluß folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnemente nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 13. Juni. 1891. № 24.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

An Gymnasien etc.: Dr. **Helbig**, Oberlehrer in Bautzen und Dr. **Ebert**, Oberlehrer in Dresden, zu Professoren. — Als ord. Lehrer angestellt Dr. **Gutjahr** in Berlin (Sophiengymn.), Dr. **Kuhl** in Frankfurt a. M. (Adlerflychtschule) und Dr. **Klein** in Trier.

Todesfälle.

Gymn.-Dir. **Dittmar** in Kottbus; Prof. **Fittbogen** in Jauer, 18. Mai; Prof. **Brinckmeier** in Ballenstedt, 6. Mai.; Dr. **P. Habrucker**, Kustos der Univ.-Bibl. zu Marburg, 24. April, 40 J.

Ohnefalsch-Richters Ausgrabungen in Kypern.

Herr **Ohnefalsch-Richter***) sprach in der Maisitzung der Berliner Archäologischen Gesellschaft über seine seit mehr als zehn Jahren auf Kypern angestellten umfangreichen Ausgrabungen und insbesondere über Tamassos, wo er wiederholt Forschungen angestellt und 1889 für die Kgl. Berliner Museen wichtige Funde gemacht hatte. An der Hand zahlreicher ausgestellter Photographien, Zeichnungen und Aquarelle sowie unter Vorzeigung von Altertümern selbst führte der Vortragende ein Gesamtbild der kyprischen Kultur und Kunst im Altertume vor. Ihm ist es gelungen, zuerst zwei große Hauptperioden festzustellen. Da Eisen in den Gräbern der älteren Periode nicht vorkommt, nennt er diese Kupfer-Bronzezeit. Außer den wenigen Edelmetallgegenständen sind alle Metallsachen aus reinem Kupfer oder aus schwachzinnhaltiger Bronze. In der zweiten großen Periode tritt neben Bronze Eisen auf. Auch ist in der ersten Hauptperiode irgend welcher orientalischphönikischer oder gräkophönikischer Einfluß nicht nachweisbar, weshalb wohl der gräkophönikischen Eisenzeit die vorgräkophönikische Kupfer-Bronzezeit voranzustellen ist.

*) Herr Ohnefalsch-Richter ist den Lesern unserer Wochenschrift wohlbekannt, namentlich durch die Zusendungen wichtiger kyprischer Inschriften, welche durch Deecke und Meister bei uns kommentiert wurden, sowie durch die von ihm herausgegebene Owl und das Journal of Cyprian Studies. Er hat um die kyprische Altertumskunde das größte Verdienst. Denn nur seiner unermüdlichen, durch nichts zu ermüdenden Energie ist es zu verdanken, daß jetzt für das kyprische Altertum von den ältesten Zeiten bis in die späthellenischen hinab ein außerordentlich reiches Material vorliegt. Das Berliner Museum hat eine große Zahl von Gegenständen in Bronze, Thon, Eisen, Gold durch ihn erworben, welche ganze Kulturschichten repräsentieren. Wir erwarten von einer ins einzelne gehenden Vergleichung der kyprischen und trojanischen Altertümer noch vieles. Wir werden auch fernerhin seinen Arbeiten folgen. D. R.

Wie in der Eisenzeit so in der Kupfer-Bronzezeit eine Menge verschiedener Gruppen und Untergruppen und Übergänge aus dem einen Abschnitt in den andern. Auch hat der Vortragende zuerst die interessanten Übergänge aus der Bronzezeit zur Eisenzeit konstatiert und wertvolles Belegmaterial dafür auch an das Antiquarium in Berlin abgeben können. Die Kupfer-Bronzezeit gliedert sich wieder in zwei große Abschnitte. Im ältesten, wo die Kunst, Ornamente aufzumalen, dem Töpfer noch unbekannt war, ist überhaupt gar kein semitischer Einfluß nachweisbar. Hier fanden sich die größten Ähnlichkeiten mit Troja-Hissarlik, mit der Kupferzeit Ungarns und mit einer frühen Kultur, die am Ende der neolithischen Periode während der Kupferzeit und zu Anfang der ältesten Bronzezeit quer durch Europa, also auch durch Österreich und Deutschland geht. Im zweiten Abschnitt der Kupfer-Bronzezeit mit dem Auftauchen der gemalten Vasenornamente macht sich ein direkter semitischer Einfluß, der von Mesopotamien kommt, durch das Auftreten babylonisch-assyrischer Keilschriftcylinder bemerkbar. Sie reichen hinauf bis zu Naram-Sin und dessen Vater Sargon I. von Accad. Da sie vorher und nachher fehlen, geben sie wichtige Zeitkriterien ab. In einer anderen Gruppe dieses zweiten Abschnittes werden gleichzeitig zwei weitere Einflüsse rege, einer von Griechenland und Mykenä und einer von Ägypten. Es scheint dies hauptsächlich die Zeit von Thutmes III. bis Ramses III. zu sein. Hethitische Einflüsse scheinen am Ende hier zu beginnen, die dann aber weiter fortlaufen bis in die gräkophönikische Eisenzeit hinein. — Treten in den frühesten und frühen Kupfer-Bronzezeitschichten überhaupt Idole auf, sind sie stets bekleidet und brettförmig. Das älteste, allerdings teilweise oder ganz nackte Rundidol in der zweiten Hälfte und am Ende der Bronzezeit hat aber auch noch nichts mit den Phönikiern zu thun. Es ist das von Mesopotamien mit Keilschriftcylindern kommende Nana-Istarbild. Neben den großen Verwandtschaften sind doch die Unterschiede in Kypern und Schliemanns Troja zu große, um die von Dümmler ausgesprochene Identität der Bevölkerung an beiden Plätzen zu rechtfertigen. Auch kann von einer semitischen Binnenbevölkerung Kyperns als Urbevölkerung keine Rede sein. Alle Funde deuten vielmehr auf eine nichtsemitische Urbevölkerung hin.

Die gräkophönikische Eisenzeitkultur, die vielleicht um das Jahr 1200 beginnt und um das Jahr 1000 die frühere Bronzezeitkultur verdrängt haben dürfte, gliedert sich wieder in drei Abschnitte. Der älteste davon führt die Bronzefibula, die vorher und nachher fehlt. Zugleich für Tamassos die Hauptblütezeit kyprisch-gräkophönikischer Keramik mit Wasservögeln, aber auch primitiven menschlichen Figuren neben den geometrischen Mustern. Der zweite Abschnitt weist in der Keramik von Tamassos schon einen Stillstand auf im Gegensatz zu der Keramik von Marion-Arsinoë (Poli tis Chrysoku). — Dagegen erheben sich zu Tamassos im sechsten Jahrhundert die Architektur, die Metalltechnik, die Steinskulptur und Thonbildnerei zu der höchsten, nachher kaum hier mehr erreichten Blüte. In diese Zeit fallen die vom Vortragenden ausgegrabenen, hochinteressanten steinernen Königsgräber, noch nie in diesem Reichtum der Einzelheiten irgendwo gefundene Nachahmungen antiker Holzhäuser. Ebendahin gehören die teilweise in diesen Steingräbern oder doch in Erdgräbern derselben Fundschicht gefundenen Waffen, eiserne Schwerter im Typus von Mykenä und Dipylon, bronzene Panzerstücke mit eingravierten Darstellungen, ein Helm mit kompliziertem Visier, eine Silberschale mit einem Pferde in Relief, große Bronzekessel, Kandelaber, geschnittene Steine, silberne und goldene Drehringe. Eine 1889 im Pidiasflusse bei Tamassos ausgegrabene, bereits im Antiquarium aufgestellte archaische Bronzefigur, Thonkolosse und große Steinstatuen vom inschriftlich beglaubigten Apollon-Rassaf-Heiligtum zu Frangissa bei Tamassos, von Ohnefalsch-Richter 1885 gefunden, rücken ebenfalls in diesen Kreis. — Der dritte Abschnitt bedeutet in den Nekropolen von Tamassos den Verfall der gräkophönikischen Kunst. Nur in den Heiligtümern wurden Bildwerke ausgegraben, die von einer griechisch-kyprischen Kunst des vierten Jahrhunderts zeugen. Eine der μήτηρ θεῶν gewidmete Weihinschrift leitet durch die Form der Buchstaben wie durch den Stil der Bildwerke in die hellenistische Zeit hinüber. Durch seine wichtigen bilinguen phönikisch-kyprisch-griechischen Inschriftfunde von Frangissa wies Ohnefalsch-Richter auch geschichtlich nach, was die Gräberfunde darthaten. Tamassos hörte schon Anfang des vierten Jahrhunderts oder früher auf, als Hauptstadt eines unabhängigen Königreiches zu existieren. Die wenigen hellenistischen Funde in unmittelbarer Nähe von Tamassos sind durch die politischen Verhältnisse begründet. Immerhin fand der Ausgräber Ohnefalsch-Richter auch 1889 sehr schönen späthellenistischen Goldschmuck, der leider bei der Teilung nicht Eigentum des Berliner Museums werden konnte, sondern dem kyprischen Museum zu Nicosia zufiel. Ausgesprochen römische und byzantinische Funde leiten auch zu Tamassos ins Christentum hinüber. Selten, ja vielleicht nie findet man auf Kypern an einem Platze alle Kulturepochen so schön und dicht beieinander als in Tamassos, wohl eine Folge der ausgedehnten Kupferbergwerke der Gegend und deren früher Erschließung.

Moschopulos' Kommentar zur Batrachomyomachia.

Angelo Mai giebt in seinem berühmten Buche 'Iliadis fragmenta antiquissima' ein Verzeichnis der in der Bibliotheca Ambrosiana Mailands befindlichen Homerhandschriften. Neun Codices enthalten die Batrachomyomachia. Unter diesen ist H 22 part. sup. (15. Jahrh.) dadurch bemerkenswert, daß er auch einen fortlaufenden Kommentar zu der Dichtung bringt, über dessen Verfasser sich Mai folgendermaßen äußert: „Iam ipsa enarratio nullum auctoris nomen prae se fert; verum in graeco codicis indice auctor eius dicitur Constantinus: videtur autem intelligendus Constantinus Lascaris, cuius alia opuscula idem hic codex Ambrosianus continet . . . Sed enim et Constantini Hermoniaci metaphrasis in Homerum extitit olim in Vulcanii codicibus (lege Fabricii gr. bibliothecam ed. nov. tom. I p. 407)". Allein der Kommentar gehört keinem der Genannten, sondern dem Moschopulos. Davon wird sich leicht überzeugen, wer den bei Mai S. LII abgedruckten Anfang jenes Kommentars mit demjenigen vergleicht, den ich unter dem Titel 'Moschopuli in Batrachomyomachiam commentarii pars I' in einem Programm unserer Universität (1890 II) herausgegeben habe. Näheres kann ich vorläufig über den Cod. Ambrosianus nicht berichten, auch nicht darüber, ob der Name Constantinus in sein Inhaltsverzeichnis bloß dadurch hineingekommen sein mag, daß 'alia opuscula' des Constantinus Lascaris in dem Kodex stehen. Ich hoffe in kurzem weitere Auskunft hierüber sowie über die sonstige Beschaffenheit des Kodex geben zu können.

Königsberg. Arthur Ludwich.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Homeri Ilias. Tironum in usum edidit et commentariis instruxit **Theoph. Stier.** Fascic. VII (T—Φ); particula prior, contextum continens. Gotha 1890. Perthes. (S. 333—375.) 8.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von **Gottl. Stier.** Siebentes Heft (T—Φ). Gotha 1890, Perthes. (S. 651—733) 1 M. 50.

Homeri Odyssea. Recensuit textuique emendando operam dedit **Ferd. Weck.** Fascic. VIII (χ—ω). Gotha 1890, Perthes. (S. 301—340.) 8.

Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von **Ferd. Weck.** Achtes Heft (χ—ω). Gotha 1890, Perthes. (S. 643—753.) 1 M. 20.

Über Stiers Iliasausgabe ist in dieser Wochenschrift (1890 No. 6) kurz berichtet worden; das neue Heft zeigt dieselben Vorzüge und Schwächen wie die damals vorliegenden. — Über Wecks etymologisches Verfahren habe ich früher (Jahresbericht des philol. Vereins zu Berlin X [1884] S. 329 ff. 349 f.) meine Ansicht ausgesprochen, an der nichts zu ändern ist. Danach kann auch mein Urteil über seine Textrezension nur ein ablehnendes sein: eine Ausgabe, in der Einfälle wie ἔπε' ἀπτερόεντα, ὀπόποι („sehe einer") statt ὢ πόποι, θεῶν ἔν γ' οὔνασι κεῖται („es liegt im Bereich der unverantwortlichen Vorstellungen, der von den Göttern gesandten Träume") in den Text aufgenommen sind, bietet für Verständigung oder Polemik keine Anhaltspunkte. Eher verdient der Kommentar Beachtung, in dem der Herausgeber mit Eifer und nicht ohne Erfolg bemüht ist, den Leser zur lebhaften Vergegenwärtigung des Dargestellten, namentlich der mitgeteilten Gespräche, zu führen, wiewohl sich die psychologische Analyse manchmal ins Spitzfindige und Karikierte verläuft.

Kiel. Paul Cauer.

Richard Bethge, De Septem adversus Thebas fabulae Aeschyleae episodio altero. Progr. d. 4. städt. höheren Bürgerschule zu Berlin. Berlin 1890, Gärtner. 23 S. 4. 1 M.

Der Verfasser beschäftigt sich mit der vielbehandelten Frage der Symmetrie der sieben Redenpaare. Der einzige bemerkenswerte Gedanke in der Abhandlung ist die Annahme einer Lücke nach 363, wo zwei Verse des Eteokles ausgefallen sein sollen. Diese Annahme ist unnötig, weil, wie schon längst bemerkt worden ist, den einleitenden zwei Versen 362 f. zwei zu dem folgenden Gespräche überleitende Verse 662 f. entsprechen. Der Verf. besitzt keine ausreichende Kenntnis der einschlägigen Litteratur, wie er z. B. nicht weiß, daß gegen die Echtheit des V. 433 μεσημβρινοῖσιν θάλπεσιν τοῖς ἡλίου neuerdings gewichtige Gründe vorgebracht worden sind. Auch hätten ihn die Zahlen, die er zustande bringt: 20, 15, 15, 15, 24, 29, 24, auf den Gedanken bringen müssen, daß, wie die zweite Partie (24, 29, 24) eine eigene symmetrische Gruppe bildet, ebenso die erste eine solche gebildet haben muß, wenn er dieses Gesetz der Gliederung, welches bei Äschylos nachgewiesen worden ist, gekannt hätte. Überhaupt ist die Kritik, welche der Verf. entwickelt, eine ziemlich schwache. So wird von 503 f. πρὸς τῶν κρατούντων δ' ἐσμέν, οἱ δ' ἡσσωμένων, εἰ Ζεύς γε Τυφῶ καρτερώτερος μάχῃ der zweite V., der einen Zweifel an der Macht des Zeus enthalten soll, als das infame Machwerk eines Christen hinweggeworfen. In 460 wird καὶ δὴ πέπεμπται, κόμπον ἐν χεροῖν ἔχων mit καὶ δὴ δέδεγμαι· τίς δέ μοι τιμὴ μένει; Eum 895 gerechtfertigt, obwohl hier καὶ δὴ ebenso wie Eur. Med. 386 καὶ δὴ τεθνᾶσι· τίς με δέξεται πόλις; steht. Die V. 534—536 werden wieder nach 524 umgestellt, obwohl nach πύργοις ἀπειλεῖ τοῖσδ' ἃ μὴ κραίνοι θεός der V. οὐ μὴν ἀκόμπαστός γ' ἐφίσταται πύλαις als zwecklos erscheint, da die Drohungen auch Prahlereien sind.

München. Wecklein.

Αἰσχίνου κατὰ Κτησιφῶντος ed. with notes and indices by **T. Gwatkin** and **E. S. Shuckburgh.** London 1890, Macmillan and Co. LII, 282 S. 5 sh.

Die vorliegende Ausgabe enthält nach einem kurzen Vorworte (S. V—VII), in welchem der zweitgenannte Herausg. von der Ausgabe selbst und den vorwiegend benutzten Hülfsmitteln Auskunft giebt, zunächst eine Einleitung (S. IX—LII), dann folgen der Text (S. 1—91), Anmerkungen (S. 93—249), 3 Anhänge (S. 250—68) und zum Schluß ein Verzeichnis der Eigennamen (S. 269—72) und ein Register zu den Anmerkungen (S. 273—82). Von dem erstgenannten Herausg. rühren die Festsetzung des Textes und die Anmerkungen zu den ersten 160 Paragraphen her, während Hr. S. nächst einer letzten Durchsicht dieser letzteren für die Anmerkungen zu den letzten 100 Paragraphen sowohl als auch für die kritischen und für die Einleitung, Anhänge und Indices die Verantwortung trägt.

In der Einleitung giebt derselbe in Kürze ein klares, anschauliches Bild von dem Leben und der Zeit des Äschines nebst einer Kritik und einem ausführlicheren Entwurfe unserer Rede und am Schlusse eine Zeittafel. Der Text selbst bietet auf Grundlage der Züricher Ausgabe eine selbständige Revision und stimmt in seinen Abweichungen meist

mit der Ausgabe von Franke, seltener mit anderen neueren Ausgaben überein. In einem kritischen Anhange (3) hat Hr. S. die abweichenden Lesarten der beiden Gruppen A (Ah) und B, soweit dieselben für die Feststellung des Textes eine bestimmte Bedeutung haben, hin und wieder die anderer Hss verzeichnet, Abweichungen von der Züricher, seltener auch von anderen Ausgaben angegeben und, wiewohl er sie oft für gewaltsam und unnötig hält und dieser selbst sie zum Teil in seiner letzten Ausgabe (1878) zurückgenommen habe, die Emendationen A. Weidners, weil sie ohne Zweifel beträchtlichen Wert haben und in jedem Falle beachtenswert seien, alle (?) angeführt, nur vereinzelt die anderer Gelehrten, einzelne Stellen auch besprochen und selbst einige Emendationen gegeben. Nämlich § 7, wo einige Hss haben εἰς τήνδε τ. ἡ., würde er lieber für Weidners ὄντες (aus εἰς) emendieren εἶναι mit Vergleichung von ἀπέδειξεν εἶναι bei Herodot (z. B. V 25), und § 160 schlägt er, wiewohl zweifelnd, vor εὐαγγέλια θῦσαι. Die Anmerkungen enthalten an geeigneten Stellen kurze Inhaltsangaben und eine Fülle sachlicher und sprachlicher Erklärungen. Sie erläutern nicht nur den inneren Zusammenhang der Perioden, die Bedeutung der einzelnen Sätze und Wörter und deren grammatische Konstruktion, dies meist unter Anführung einer Grammatik oder grammatischer Schriften, bringen auch gelegentlich ein paar sprachwissenschaftliche Notizen wie einige kurze Andeutungen über sprachliche und rhetorische Eigentümlichkeiten unseres Redners und besprechen kritisch eine Anzahl Stellen mit Angabe zweier Besserungsvorschläge der Herausg (§ 104 ἐλάχιστα χ. δέοιτο für ἐλαχίστου χ. οὐδὲν δέοιτο und § 166 στέρνα für στενά), sondern geben auch die nötigen historischen, geographischen und antiquarischen Bemerkungen, meist unter Hinweis auf neuere Schriften der Art und bei den letzteren zum Teil unter Anführung alter Lexikographen. Zwei Anhänge ferner handeln kurz von den Gesetzen über die Verkündigung des Kranzes (§ 32—48) und von den Worten: Δελφῶν ὅσοι ἐπὶ διέτες ἡβῶσιν (§ 122).

Die Herausg. zeigen sich mit der einschlägigen Litteratur im ganzen gut vertraut und haben große Betriebsamkeit und viel Geschick bei dieser Arbeit bewiesen. Die Ausgabe kann nach meiner Überzeugung den deutschen Schulausgaben dieser Gattung sich getrost an die Seite stellen. Hoffentlich wird es uns vergönnt sein, den beiden Herausg. wie schon früher so auch künftig auf diesem Gebiete noch oft zu begegnen.

Zum Schluß merke ich noch zwei leichte Versehen an: S. 230, § 233 Z. 5 l. Bake und S. 259, § 74 l. Markland für Martel.

Stendal. **Wilh. Graßhoff.**

P. Vergilii Maronis Aeneis. Edidit Geyza Némethy. Budapest 1889, Lampel. 306 S. 8. 80 Kr.

N. Pulvermacher, De Georgicis a Vergilio retractatis. Berlin 1890, Heinrich & Kemke. 118 S. 8. 2 M.

Némethy, welcher in der praefatio seine Ausgabe als eine Schulausgabe im strengeren Sinne des Wortes kennzeichnet, betont für seine Textesgestaltung möglichst konsequenten Anschluß an die konservativere Richtung, hält die Überlieferung der alten Handschriften des 4. und 5. Jahrhunderts im wesentlichen für genügend, den ursprünglichen Text herzustellen, und will dabei, was die cod. M und P betrifft, weder den einen noch den andern prinzipiell bevorzugen, sondern bei leichteren Abweichungen der Majorität der alten Überlieferungsquellen folgen, bei bedeutenderen einen auf besonnener Überlegung beruhenden Eklektizismus anwenden. Als vereinzelte Fälle, wo er von diesem Grundprinzipe des möglichsten Anschlusses an die alten Handschriften abgehen mußte, werden im Vorwort S. 2 ff. zwanzig Anlehnungen an Zeugnisse alter Grammatiker, namentlich des Servius, hervorgehoben (die aber zum Teil wenigstens auch durch jüngere Handschriften überliefert sind), ferner elf Lesarten jüngerer Codices und 6 Konjekturen Neuerer. Versumstellungen erlaubte er sich nur zweimal, wobei er VI 601, 616—620 an Havet sich anschloß.

Im ganzen und großen wird man durchdachte Wahrung des angenommenen Standpunktes anerkennen müssen. Einige Einzelheiten können dazwischen freilich doch den Eindruck kleiner Ungleichmäßigkeit machen. Wenn z. B. VI 20 gegenüber den meisten neueren Herausgebern die übereinstimmende alte Überlieferung Androgei, wozu auch II 392 verglichen werden kann, gehalten wird, so sticht es anderseits von dem oben angegebenen Grundsatze wohl einigermaßen ab, wenn VI 132 das von der Majorität jener Überlieferung gebotene und von Ribbeck im Text behaltene *Cocytusque* dem *Cocytosque* des einzigen M geopfert wird; ähnlich treffen wir VI 452 mit M *per umbram* gegenüber dem von der alten Majorität überlieferten und von mehreren neuesten Herausgebern geschützten *per umbras* bevorzugt, oder VI 553 *ferro* gegenüber *bello* u. dgl. Auch unter den notierten Abweichungen von der Überlieferung der alten Handschriften, welche nach dem

Gesagten natürlich meist doppelt vorsichtig und in Übereinstimmung mit mehreren oder gar allen neueren Herausgebern gewählt sind, finden sich dazwischen doch wieder ein paar Beispiele der oben bezeichneten Art. So war II 69 kaum ein zwingender Grund vorhanden, im Anschluß an Peerlkamp das *quae me* des Citates bei Quintilian dem von den Vergilhandschriften einstimmig überlieferten *quae nunc* zu opfern, zumal da letzteres in ähnlichen Formeln überhaupt öfter auftritt. Ebenso dürfte hier VII 664 die Aufnahme der Peerlkampschen Konjektur *manus* statt *mānu* auffallen, zu der in der praef. p. 3 auch gar nicht bemerkt ist, daß Peerlkamp weiter *Sabello* in *Sabellae* änderte, oder XI 574 *oneravit* mit jüngeren Handschriften und Servius gegenüber dem gut haltbaren und seit Wagner wohl von allen Herausgebern gehaltenen *armavit* der besten Überlieferung. Es stechen eben derartige Einzelheiten, wie angedeutet, doch gewiß ab vom sonstigen Bestreben des Herausgebers, für welches wir schließlich noch ein hübsches Beispiel anfügen wollen: wenn er III 475 mit P[1] Anchise herstellte, worin ihm Kloucek vorausgegangen war und Deuticke unabhängig folgte, so kann Ref. dafür, wie auch das Anchisae in M[1] zunächst auf jene Lesart führt, nur auf seine zahlreichen diesbezüglichen Mitteilungen aus alten Handschriften in den Hilariusstudien (Wien 1885) S. 13 verweisen.

Pulvermacher zeigt sich mit der älteren und neueren Litteratur auf dem schwierigen und vielbehandelten Gebiete der Georgicafrage gut vertraut; nur van Wageningens, vom Ref. in dieser Zeitschrift 1889 Sp. 1490 f. besprochene Schrift kam ihm, wie er schließlich S. 118 mit Anerkennung mehrerer Punkte derselben selbst hervorhebt, erst während des Druckes der seinigen zu Gesicht. Obwohl nun aber hier alle wesentlicheren zur Frage gehörigen Punkte neuerdings im Zusammenhange erörtert werden, so bildet doch, wie der Verf. selbst wiederholt andeutet (z. B. S. 6; 30), den eigentlichen Kernpunkt der Abhandlung der Versuch einer eingehenden Begründung jener Ansicht, welche die Richtigkeit des Berichtes über die Umarbeitung der Georgica und alles daran sich Knüpfende — hier weicht P. auch von seinem unmittelbaren Vorgänger v. W. ab — in Zweifel zieht und den Grundstock des Ganzen, als welchen sich eigentlich nur die Servianische Erzählung darstellt, in das Reich der Fabelei verweist. So schlüpfrig auch dieser ganze, so viel betretene Boden ist, wird doch zugestanden werden müssen, daß diese Untersuchungen mit guter Kombinationsgabe geführt und mehrfach beachtenswert sind, daß ferner der Verf. seinen Weg meist ruhig ohne neue oder aufdringliche Hypothesenhascherei verfolgt, was sich z. B. auch bei der vorsichtigen Art der Erörterung über den etwaigen Ursprung jener Erzählung des Servius, resp. über das derselben zu grunde liegende Mißverständnis S. 41 ff. bemerklich macht. Als Gesamtresultat wird wiederholt betont, daß die Georgica zwischen 36 und 30 geschrieben, 29 dem Augustus vorgelesen und bald veröffentlicht wurden, und daß diese Ausgabe, in der nichts weiter geändert wurde, uns vorliege (vgl. S. 6 u. 118). Man sieht, daß diese erneute eingehende Durchprüfung im wesentlichen mehrfach Thilos Ansichten zu gute kommt, wie sich denn auch in einigen Einzelheiten des Nachweises Berührungen mit demselben, teilweise auch mit Wang zeigen (z. B. S. 36—37; 39). Hie und da findet sich eine kleine Neigung zu gewisser Breite mit Wiederholungen, vgl. z. B. die fast wörtlichen S. 35 und 40. Der Druck ist meist korrekt; S. 38 fiel *ex hic* st. *ex his* auf.

Schließlich mag, da in diesen Besprechungen öfter Servius genannt werden mußte, bei dieser Gelegenheit kurz erwähnt werden, daß unter den von unserem Bibliothekar Dr. v. Hörmann gemachten neuen Innsbrucker Funden, woraus Ref. in der Neuen phil. Rundschau 1890 S. 70 einiges zu Ovid mitteilte, zwei Pergamentstreifen auch kleine Reste einer wohl noch aus dem 10. Jahrh. stammenden Handschrift des Servianischen Kommentares (aus Comm. in Aen. IX u. X) aufwiesen, welche im ganzen am meisten Ähnlichkeit mit L bei Thilo-Hagen verraten; vgl. zu IX 625 (II p. 365, 6 Thilo-Hagen) *creatumque*; IX 651 (p. 368, 16 Th. H.) *aduersentur*; IX 813 (p. 380, 23) *ratio nunc ab hoc*; X 174 (p. 408, 2 ff.) *nunc est una*; *tunc in aliis; uacuae* mit Auslassung des *sint; sublate; uarro et alii dicunt.* Doch an der letzten Stelle 2 anderseits in Übereinstimmung mit R *nam plinius.* Von eigentümlichen Lesarten seien, abgesehen von Versehen (wie X 92 *meruit amerito;* X, 184 *intellegas sine tempore*), hier notiert: X 92 (p. 397, 12 Th. H.) *solicita* (sic); X 8 (p. 382, 18) *unde in primo.*

Innsbruck. Anton Zingerle.

Mythology and Monuments of Ancient Athens; being a translation of a portion of the „Attica" of Pausanias by **Margaret de G. Verrall.** With introductory essay and archaeological commentary by **Jane E. Harrison.** Illustrated. London 1890, Macmillan u. Co., and New York. 635 S. 8. 16 sh.

Ein englischer „Breton"! denkt man zunächst beim Durchblättern des von 250 und mehr Illu-

stratiönchen begleiteten Textes. Dann wieder scheint die Einrichtung des Buches, ein fortlaufender Kommentar zu Pausanias, an Leakes Topographie erinnern zu wollen, wie es ja auch auf dem Plane der Stadt, S. 5, mit der Einkreisung des Areopags durch Marktanlagen auf seinen Standpunkt zurückzukehren beginnt. Schließlich glaubt man noch als Vorbild für die ausführlichen Plaudereien über Sagen, Gottesdienst und Kunst die geistreichen und poetischen Ausführungen Wordsworths (in „Attica and Athens") zu erkennen.

Nun ist Miss Harrison allerdings von selbstständigeren Studien gerade auf letzterem Gebiete, dem der *Mythology*, ausgegangen und augenscheinlich dadurch zum Plane des ganzen Werkes gelangt. So wollen wir denn gleich anerkennen, daß sich die Verfasserin hier stets als sachkundige und verständige Interpretin bewährt. Sie beabsichtigt wohl selber nur mitzuteilen und anzuregen, nicht irgend eine Frage wissenschaftlich zu erschöpfen. Eine bevorzugte Rolle spielt dabei die ätiologisch-religiöse Deutung der Mythen, ihre Herleitung aus gottesdienstlichen Gebräuchen, deren ursprünglicher Sinn vielfach vergessen und mißverstanden sei. Uns will scheinen, als ob dieser, seit K. O. Müller auch in Deutschland keineswegs vernachlässigte Gesichtspunkt hier und da denn doch etwas zu einseitig hervortritt. So in bezug auf den Ursprung der Tauschwestersage (S. XXXIII) oder des kretischen Tributs (S. CXXXVI). Neben dem „ritual misunderstood" tritt gelegentlich auch das „ornament misunderstood" als sagenbildendes Motiv auf, wie sich z. B. die Erzählung vom Ariadnefaden aus einer dekorativen Spirale auf archaischen Kunstwerken entwickelt haben soll (CXXIII f.).

Einer anderen Lieblingsidee der Miss H. zufolge wäre die Typik so mancher Bildwerke, z. B. der Theseusthaten (S. CXVII), aus der Sitte mimischer Darstellungen solcher Scenen zu erklären. Man sieht nicht recht, wie gerade eine so bewegte Kunst auf feste bildliche Schemata hinübergeführt haben soll. Ebenso nahe liegt es jedenfalls, zu untersuchen, wieweit nicht etwa umgekehrt bildliche Tradition auf scenische Gruppierungen eingewirkt hat. Unsere „Passionsspiele" und unsere „lebenden Bilder" liefern dafür beachtenswerte Analogien. Um diesen Gedanken hier wenigstens durch ein Beispiel zu erläutern, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß die auf dem Theater dargestellte Wegtragung der Leiche Memnons durch Eos (Poll. IV, 130) sich nach dem Muster alter bildlicher Typik vollzogen haben wird.

Doch sind es nicht die mythologisch-künstlerischen Partien des Buches, welche uns zu dieser Besprechung veranlassen konnten. Vielmehr beruht unser Hauptinteresse auf dem topographischen Teile, soweit dieser unter dem maßgebenden Einfluß und gelegentlicher Mitwirkung Dörpfelds zu stande gekommen ist. Sehen wir doch hier zum erstenmal die seit Jahren aufgespeicherten, an Ort und Stelle so oft und so freigiebig mitgeteilten Ideen und Beobachtungen dieses durch seltenen Scharfblick, reiches Wissen und Können ausgezeichneten Forschers zu einem Gesamtbilde Athens verarbeitet. An diese „modernsten" Bestandteile wünsche ich anzuknüpfen, mehr zum Zwecke der Aufklärung als der Kritik. Denn immerhin haben wir hier nur Angaben aus zweiter Hand vor uns: es fragt sich, ob ihre Begründung im Sinne des Urhebers durchweg zutreffend und erschöpfend genannt werden darf. Ich hebe deshalb nur eine Anzahl solcher Aufstellungen hervor, die mir nicht hinlänglich gestützt erscheinen, oder denen gegenüber sich bestimmter Widerspruch regen will.

Der Inschriftstein: ὅρος Κεραμεικοῦ (S. 7 n. 14) beim Dipylon wird als Grenzbezeichnung zwischen innerem und äußerem Kerameikos verwertet. Eine solche Unterscheidung hat aber offiziell niemals existiert. Es ist nur die Annahme möglich, daß bereits von Südwesten her ein anderer Demos in die Stadt hineinragte. Der Umstand ist wichtig, weil es dann nur auf grund einer wunderlichen Demengeometrie möglich wäre, noch den „Theseionhügel" oder gar das Gebiet westlich vom Areopag dem Kerameikos einverleibt zu denken. Und doch soll dort ein Teil der Agora im Kerameikos gelegen haben! Vielmehr ergiebt sich für diesen eine weiter östliche und südöstliche Ausdehnung, als gewöhnlich angenommen wird. Der angeblich gefundene zweite „Grenz"stein nordöstlich an derselben Mauer ist ganz apokryph und ohne Bedeutung; jedenfalls war er inschriftlos.

Zu S. 13 und 21 (vgl. den Plan zu S. 5). Wie ist es möglich, die Gegend Limnai mit dem Dionysion in der Nähe des Dipylon zu suchen? Welche Kunst der Deutelei müßte aufgebracht werden, um die klare Angabe des Thukydides (II 15), nach welchem dieses Heiligtum, wie Olympieion, Pythion, Enneakrunos, von der Burg aus πρὸς νότον μάλιστα gelegen war, zu entwerten oder zu verrücken? In Wirklichkeit finde ich dieses klassische Zeugnis an keiner Stelle des Buches auch nur zu näherer Diskussion gebracht!

S. 21 (*Addenda*) stellt Dörpfeld die Existenz einer städtischen Mauer vor des Themistokles Zeiten

in Abrede. Er wird sich (von anderem abgesehen) ebenfalls mit Thukydides auseinanderzusetzen haben, welcher (VI 57) in seinem Berichte über die Ermordung des Hipparchos von dem Kerameikos „außerhalb" der Stadt und sodann direkt von „dem Thore" spricht. Ist das etwa bloßer Anachronismus?

S. 40 f. beginnen die Auseinandersetzungen, welche zu der „revolutionären" Theorie über die Örtlichkeit der bei Pausanias aufgezählten Marktanlagen führen. Darnach zögen sich dieselben, nordwestlich der Attalosstoa beginnend, am Ostrande des Theseionhügels zur Westseite des Areopags und wieder nach dem Hagia-Marina-Hügel herüber, just in Form eines umgekehrten Fragezeichens (wie ein Blick auf das Kärtchen zu S. 5 lehrt). Der schönste Platz in jener Mulde, welche vom Theseionhügel, Areopag, Westende der Burg und dem Anstieg zum Marktthor und Turm der Winde umschlossen wird, bliebe im Süden und Osten von größeren Bauten völlig frei. Und weshalb? Weil (S. 41 und öfter) der heutige Fahrweg zur Burg westlich um den Areopag herumführte; nun standen die Bildsäulen der von Pausanias in der Mitte etwa seiner Marktperiegese genannten Tyrannenmörder nach Arrian an dem Wege: ᾗ ἄνιμεν ἐς πόλιν, — also hätte sich dieser Teil der Agora westlich vom Areshügel befunden.

Es ist nicht einmal richtig, daß der heutige Fahrweg zum Akropolisaufgange von Westen kommt. Derselbe führt vielmehr aus dem modernsten Teile Athens, der Gegend des Schlosses, von Osten um den Südabhang der Burg herum, schon weil er naturgemäß das Häusergewirre der Altstadt am Nordabhange vermeiden mußte. Die wenig belebte Kunststraße, welche dann als Fortsetzung zwischen Pnyx und Areopag hindurchführt, sucht nur den Anschluß nach der großen Piräusstraße zu erreichen. Aber, und vor allem, spricht denn Arrian von einem Fahrwege? „ἐν Κεραμεικῷ — ᾗ ἄνιμεν ἐς πόλιν" lautet's ganz allgemein; das ist doch die Stelle des Marktes, von der sich der gewöhnliche Weg zur Burg abzweigte. Wer wird nun, um vom ganzen Norden der Stadt zu schweigen, vom Dipylon oder selbst vom „Theseion", vom Piräusthor aus auf dem Wege zur Akropolis erst den Areopag umkreisen? Weit gefehlt, daß jenes Argument eine Verschiebung der Agora nach Westen begünstigte, müßte der Standort der Tyrannenmörder in der Nähe des „Boulevards" (wo übrigens sicher nicht mehr „Kerameikos" war; s. oben) schon sehr fest begründet sein, ehe wir uns entschließen könnten, von ihnen aus den Weg zur Burg um die Südseite des Areopags zu legen. (Judeich, in seiner Anzeige von Wachsmuths „Athen" II 1 [Jahrbuch f. klass. Phil. 1890 S. 721 fg.], welcher sonst doch die auch von Nord und Nordwest zur Burg führenden Aufgänge richtig betont, hält um der Athanasiosterrasse willen an einem weit westlichen Standpunkt der Tyrannenmörder fest. Um einer natürlichen, kleinen, halbkreisförmigen Felsterrasse willen, deren Ähnlichkeit mit einer Orchestra der alten Zeit mir völlig entgeht! Die Beziehung des nach Arrian benachbarten Altars der Eudanemoi zum Eleusinion, welches er übereinstimmend mit Lolling und mir [Wochenschr. f. klass. Phil. 1890, Anzeige von Wachsmuth] am Nordwestabhange der Akropolis ansetzt, müßte nun völlig aufgegeben werden.) Thatsächlich ist jene Arrianstelle noch der einzige nennenswerte Beleg, welchen Miss Harrison für ihre Südwestagora anführt. Allerdings stellt sie (unter B. und C.) noch andere Erwägungen an. Die letztere (S. 43) enthält einfach eine petitio principii: „if we adopt this new view —", so ist der Weg des Pausanias „a perfectly simple and natural one". Wir wenigstens können uns eine weit einfachere Periegese denken als die wunderlichen Hakensprünge, welche Miss H. den Pausanias auf ihrem Kärtchen (zu S. 5.) beschreiben läßt.

Unter B. (S. 42) werden noch zwei Schriftstellen verwertet: bei Lucian, Bis accusatus 9 und Aeschin. c. Timarch. § 60 f. Aus ersterer folgt nur die bekannte Thatsache, daß der Areopag von Süden her am zugänglichsten ist; deshalb soll Dike nach dem Pnyxgebiet schauen. (Unverständlich bleibt mir, wie Miss H. herausliest, daß Hermes das Volk „from the agora to the Pnyx" versammle.) Bei Äschines schart sich das Volk um den Schutzflehenden am Altar der Göttermutter auf der Agora zusammen, wie das in solchen Fällen ganz natürlich ist (οἷον εἴωθε γίγνεσθαι), nicht etwa weil der Weg zur Pnyx notwendig daran vorbeiführte. Denn die spätere Parenthese (ἐπῄει δὲ ἐκκλησία) erklärt ja nur die Besorgnis, daß jener frische Vorgang sich in einer Volksversammlung leicht herumsprechen und durch die ganze Stadt verbreiten könnte.

S. 87 f. Die vielverhandelte „Enneakrunosepisode" des Pausanias existiert nach Miss H. überhaupt nicht. Bekanntlich führt Pausanias nach den Tyrannenmördern eine unter sich, nicht aber dem Vorhergehenden und Nachfolgenden als benachbart gekennzeichnete Gruppe von Anlagen auf (I 8,6—14,5): das Odeion, die Enneakrunos,

zwei Tempel der eleusinischen Gottheiten und einen der Artemis Eukleia. Die Lage der Enneakrunos-Kallirrhoe südlich der Burg am Ilissos ist uns durch Thukydides und andere vollkommen zuverlässig und unantastbar bezeugt. Die Logik verlangt, daß wir auch die übrigen Stiftungen eben dort ansetzen, und wir finden eine weitere Bestätigung darin, daß sich am Ilissos thatsächlich Mysterienheiligtümer befanden, und daß auch ein Odeion dort, in der Nähe des Pythion, den angemessensten Platz fände.

Was spricht dagegen? Doch ausschließlich der Wunsch, den örtlichen Zusammenhang dieser Gruppe mit der Marktbeschreibung des Pausanias herzustellen! Diesen Wunsch hegten auch die (von Miss H. mit einiger Ironie behandelten) Gelehrten, welche von einer „Episode" sprachen, nur daß sie glaubten, ihn vor der Logik der Thatsachen zurücktreten lassen zu müssen. Miss H. nimmt ihn zum Ausgangspunkt der Deduktion (S. 88 f. what is for me personally, not a demonstration, but that surer thing, a conviction): weil sich jene Anlagen in der Marktperiegese des Pausanias vorfinden, sind sie auch am Markte zu suchen. Die Last des Beweises für die Abschweifung, meint sie, liege denen ob, welche sie behaupten. Aber ist denn nicht das eine Faktum, die Enneakrunos am Ilissos, schon Beweis genug? Oder meint Miss H., es genüge nicht, dieses Faktum festzustellen, man müsse den Widerspruch auch erklären? Darauf ist zu antworten, daß eine Thatsache doch nicht aufhört, Thatsache zu sein, selbst wenn wir außer stande sein sollten, das Befremdliche wegzudeuten.

Miss H. verwirft alle vorgebrachten Erklärungsversuche (welche sich noch vermehren ließen), ohne sie zu widerlegen. In der That kann jeder derselben ebensowenig widerlegt wie als einzig zutreffend erwiesen werden: sie alle sind, wenn nicht gleich wahrscheinlich, so doch denkbar, während es den „Unitariern" geradezu obläge, die Unmöglichkeit darzuthun, daß im Texte unseres Pausanias der topographische Zusammenhang jemals absichtlich oder zufällig aufgehoben sein könne.

Nun verweist Miss H. freilich auf Löschcke, welcher (Dorpat. Progr. 1883) im Anschluß an Unger eine Kallirrhoe am Areopag von der beim Ilissos gelegenen unterscheiden will. Letztere Quelle hätte den Namen gewissermaßen geerbt, seitdem die erstere durch Peisistratos in eine Enneakrunos umgewandelt worden wäre. Wir entnehmen diesem Versuch zunächst das wertvolle Zugeständnis eines so hervorragenden Gelehrten, daß Pausanias allein gegen die Autorität eines Thukydides, Plato und anderer nicht wohl aufkommen kann. Aber Miss H. übersah, daß die Einsicht in das Mißliche einer solchen Verdoppelungstheorie diesen ihren geistvollen Vertreter selber bewogen hat, sie wieder in Zweifel zu ziehen (Dorpat. Progr. 1884 S. 22 Anmerkung). Außer dem, was Löschcke selber vorbringt, läßt sich noch manches dagegen sagen. Daß Peisistratos ein Quellhaus an der Agora eingerichtet habe, ist nicht nur unbezeugt, die Bewässerungsanlagen im Kerameikos sind vielmehr erst auf Kimon und Meton zurückzuführen. Auch läge ja die ältere Kallirrhoe-Enneakrunos dann immer noch nicht (wie Thukydides will) πρὸς νότον der Burg.

So bliebe denn schließlich als letzter Ausweg ein Vermittelungsvorschlag Lollings übrig (zuletzt Handb. d. klass. Alt. S. 310), den Miss H. freilich verwirft (S. 173 not. 157 als Ansicht von „Dr. J. Müller"!), Löschcke aber als durchaus zulässig bezeichnet: nämlich, daß Pausanias „die Enneakrunos irrtümlich von den kleinen Mysterienheiligtümern zu den großen versetzt habe" (oder daß er sich irgend einen Quellbrunnen am Markte für die Enneakrunos [wohlgemerkt, die altberühmte des Peisistratos!] habe aufschwatzen lassen, wie Judeich a. a. O. S. 746 meint). Die Annahme eines so groben Irrtums ist doch weit radikaler als alle früheren Erklärungsversuche der „Episode". Wäre es dann nicht noch einfacher, anzunehmen, Pausanias habe die Mysterienheiligtümer selber mitsamt ihrer Umgebung vertauscht? Ja, wir bedürften nicht einmal der Annahme einer Konfusion. Erklärt doch Pausanias, während er von zwei eleusinischen Heiligtümern spricht, das Ἀθήνῃσιν ἱερόν, καλούμενον δὲ Ἐλευσίνιον, nicht beschreiben zu wollen. Wie also, wenn der Perieget gerade an der Stelle, wo er vor dem Eleusinion stand (d. h. in der Nähe der Tyrannenmörder am Nordwestabhange der Burg) eine Schilderung der anderen Mysterienheiligtümer am Ilissos und der ihnen benachbarten Denkwürdigkeiten einschob? Daß ein Pausanias diese sollte übergangen haben, ist an sich schon wenig wahrscheinlich (auch der noch von Stuart gesehene ionische Tempel über dem Ilissos kommt in Betracht), und doch bricht die den Ilissos abwärts gehende Besprechung beim Stadion ab.

Die Identifizierung des Odeion mit dem von der einzigen Quelle, Philostratos, als θέατρον bezeichneten Agrippeion im (äußeren oder inneren?) Kerameikos, darin rhetorische Vorträge stattfanden

schwebt natürlich völlig in der Luft. Wie das Museion des Julian kann es ein für engere Kreise bestimmter Musik- und Hörsaal gewesen sein. Im Innern des Odeion stand nach Pausanias ein Dionysos θέας ἄξιος, also gewiß ein Werk aus vorrömischer Zeit. Und die Standbilder der alexandrinischen Fürsten πρὸ τῆς ἐσόδου? (Das heißt doch nicht: an der vorüberführenden Straße!) Was hätten diese mit Agrippa zu thun?

Löschckes Versuch (Dorpat. Progr. 1883), die von Andokides (I, 38) berichteten Vorgänge an die Agora zu verlegen, hat meines Wissens niemand überzeugt. Die Angabe des Erzählers, daß er sich auf dem Wege nach Laurion befand, will ja eben seine nächtliche Anwesenheit in jener Gegend südöstlich der Burg motivieren, wo die Sunionstraße thatsächlich (wie heute noch) vorüberführte, und wo thatsächlich ein Dionysion, ein Odeion, eine Orchestra beisammen lagen.

Nicht minder künstlich war das Bestreben, die von Pausanias den Mysterienheiligtümern zunächst erwähnte Eukleia zur Marktgöttin zu stempeln. Wenn Artemis Eukleia in Lokris und Böotien Marktgöttin war, kann das für Athen beweisend sein? Nun ist aber die athenische Eukleia nicht einmal Artemis, sondern eine, allen Urkunden zufolge, mit Eunomia engverbundene, heroisierte Personifikation, gleich der Basile!

S. 113 fg. tritt bei Miss Harrison das Hephaisteion (d. i. der Name, welchen Pervanoglu, Lolling und Dörpfeld dem dorischen Tempel über dem Markte, dem sogen. „Theseion" geben) bereits als „fixed point" in die athenische Topographie ein; es wird als ein Glück bezeichnet, daß dem besterhaltenen Tempel des Altertums nun endlich ein sicherer Name beigelegt werden könne!

Diese Zuversichtlichkeit scheint lediglich dem sonstigen Ortsbilde der alten Stadt entnommen, welches die Urheber dieser Bezeichnung sich angeeignet haben. Insbesondere hängt die Fixierung des Hephaisteion mit der Frage nach dem Kolonos Agoraios zusammen, welche ich nicht beabsichtige hier wieder aufzurollen (vgl. zuletzt meine Anzeige von Wachsmuth, Athen II, 1, Wochenschrift f. klass. Phil. 1890 No. 45 S. 1223 f.). Meine Vorstellung vom einstigen Athen gestattet mir nicht, an der unbequemen Höhe des „Theseion" im Westen der Stadt einen Brennpunkt des Marktgetriebes und die Nachbarschaft des Schmiedegewerkes anzunehmen. Die Bauzeit des Heiligtums entscheidet nach keiner Seite hin; die Bildwerke aber sprechen gegen Hephaistos: nicht bloß im allgemeinen der wenig friedfertige, vielmehr nur auf Sieg und Niederlage gestimmte Ton der Friese und Metopen, sondern im besonderen noch die Darstellung des Ostfrieses. Hier, wenn irgendwo, darf man eine nähere Beziehung auf den Inhaber des Tempels voraussetzen, namentlich in der so stark hervorgehobenen, die Mitte einnehmenden Figur des schlanken, ungerüsteten Vorkämpfers. Mit magischer Kraft wirft er eine ganze Kette wilder Angreifer zurück, deren Steinblöcke machtlos an ihm abprallen. Hier scheint mir ein Gott unverkennbar: Apollo Πατρῷος ὁ καὶ Πύθιος, welcher sein delphisches Heiligtum gegen die gigantenhaften Phlegyer schützen hilft. Und des Apollo Patroos Tempel haben bereits aus topographischen Gründen seit Ross wieder Köhler und Löschcke in diesem Bau vermutet.

Das Ptolemaion (S. 144 f.) ist bei Miss H. (und Judeich) in ganz unmöglicher Weise zwischen Attalos- und Hadrianstoa eingeklemmt. Unbeachtet blieben übrigens bei jener Ansetzung auch die Reste einer römischen Halle, welche zwischen Marktthor und Südende der Attalosstoa zum Vorschein kamen (S. Karten v. Attika, Text I. S. 9,5. Bull. de corr. hell. III S. 472).

Auf die übrigen, vom Markte entfernteren Teile der Unterstadt gehe ich hier nicht näher ein. Die befremdliche Hinaufrückung des Lykeion an den Lykabettosabhang, in die Nähe des Hadrianischen Wasserreservoirs, scheint hier zunächst nur durch den Wunsch motiviert, es den „Quellen des Eridanos" zu nähern. Doch hat Dörpfeld die weitere Begründung dafür in Aussicht gestellt. — Das Kynosarges so dicht vor dem Ostthore Athens anzunehmen, wie die Verfasserin will, verbietet doch die wohlbezeugte Nachbarschaft dieses Gymnasiums mit dem 11—12 Stadien von der Stadtmauer entfernten Demos Alopeke.

Für die Burgbeschreibung konnte Miss H. aus einer Fülle neuen Materiales schöpfen, womit uns Dörpfelds divinatorische Beobachtungen und die jüngsten Ausgrabungen bereichert haben.

Hier ereignet sich auch der einzige Fall, in welchem Miss H. zu ihrem lebhaften und wiederholt (schon in der Einleitung) geäußerten Bedauern von Dörpfeld abweichen zu müssen glaubt. Im Grunde jedoch liegt der Widerspruch ja nur in einer etwas veränderten Motivierung, durch welche sie eine Dörpfeldsche These auch hier fester zu stützen sucht. Es handelt sich um den von ihm behaupteten Fortbestand des vorpersischen Hekatompedon bis auf Pausanias. Nur habe ihn der Perieget nicht, wie D. will, in der bekannten Lücke erwähnt, welche auf die Besprechung der Athena

als Ergane folgt, sondern im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Erechtheion wirklich beschrieben und zwar von XXVII 1 ab als ναὸς τῆς Πολιάδος bezw. ν. τ. Ἀθηνᾶς. Also das „allerheiligste Bildwerk der Athene" (τὸ ἁγιώτατον ἐν κοινῷ — Ἀθηνᾶς ἄγαλμα) mit der „ewigen Lampe" des Kallimachos hätte nicht im Tempel der Athena selber, sondern nur in „a sort of Museum" (S. 506, vgl. 510) als Rarität gestanden? Das glaube, wer kann!

Überhaupt heben, soviel ich sehe, alle die Versuche, ein Weiterbestehen des von D. entdeckten Tempels über die Perserzeit herab zu erweisen, sich gegenseitig auf; sie können nur in der Annahme des Gegenteils bestärken. So läßt jetzt Lolling (Zeitschrift Ἀθηνᾶ II S. 627 f.) das alte Hekatompedon mindestens bis ins dritte vorchristliche Jahrhundert fortexistieren, während es nicht bloß für Pausanias, sondern bereits zu Strabos Zeit mitsamt einem reichen Kultbilde auf höchst kostbar verzierter Basis spurlos verschwunden sein müßte. Man braucht nur diese letzten Konsequenzen zu ergreifen, um das ganze Gewebe von rückwärts aufzutrennen.

Aus den Schlußkapiteln des Buches (S. 535 f.) hebe ich noch hervor, daß mir die Ausdehnung des Pelasgikon über die Kimonische Südmauer der Burg (und gar über das choregische Monument des Nikias) hinaus mit dem örtlichen Befunde, zumal nach den neuesten Ausgrabungen, unvereinbar erscheint, während gerade der Nord- und Nordwestabhang, wo jene ältesten Mauerreste allein unzweideutig bezeugt sind, zu kurz kommt.

Die hier teils angedeuteten, teils näher begründeten Zweifel und Bedenken bringen mich hoffentlich nicht in den Verdacht eines starren, konservativen Standpunktes. Niemand wünscht eifriger eine Verständigung, welche bei dem allseitigen, eifrigen Bestreben, die Sache selbst zu fördern, auch garnicht ausbleiben kann. Endgültige Entscheidungen aber hoffen wir zuversichtlich von gründlichen Aufräumungsarbeiten des nördlichen Akropolisabhanges, soweit diese Gegend dem Spaten des Archäologen noch irgend zugänglich ist.

Münster i/W. A. Milchhoefer.

R. Engelmann, Bilderatlas zum Homer. I. Ilias. 10 S., 20 Tafeln. 1889. II. Odyssee. 11 S., 16 Tafeln. 1889. 3 M. 60. — **Ders.,** Bilderatlas zu Ovids Metamorphosen. 13 S., 26 Tafeln. Leipzig 1890, Verlag des litterar. Jahresberichts. Querfol. 2 M. 10.

Wenn ich diese Bilderhefte lediglich vom archäologischen Standpunkte betrachte, so sind sie mir ganz willkommen, indem sie als ein Nachtrag und eine Erweiterung von Overbecks Atlas der Heroengallerie dienen können. Sie enthalten außer Reproduktionen zerstreut publizierter Bildwerke auch einige Inedita. So Ovid 25 ein hübsches pompejanisches Wandgemälde, welches die Entführung der Europa in dem strengeren, sog. dritten Stile darstellt. Ferner Ilias 12 ein sehr interessantes Vasenbild der Sammlung Jatta, dessen Erklärung freilich noch nicht gefunden ist; sicher ist nur, daß die im Texte gegebene Deutung auf Chryses falsch ist: Chryses kann unmöglich auf demselben Bilde zweifach, einmal als Mann und einmal als Greis, erscheinen. Am Halse derselben Jattaschen Vase ist der Kampf des Herakles mit Acheloos in Stiergestalt und auf der Rückseite des Bauches Herakles bei den Hesperiden gebildet. Dies führt darauf, daß auch jenes Bild sich auf Herakles beziehe. Vielleicht ist das hochzeitliche Festopfer nach Besiegung des Acheloos dargestellt. Herakles im Festgewande stände am Altare; ihm naht sich Deianira; der Vater Oineus (der Greis) fleht zu Apollon. Die Gegenwart von Aphrodite erklärte sich von selbst.

Indes diese Hefte wenden sich ja nicht an den Fachgelehrten, sondern an die weiten Kreise des Gymnasiums. In dieser Beziehung begrüße ich sie als ein willkommenes Zeichen dafür, daß sich das Bedürfnis endlich regt, bei dem klassischen Unterrichte die Kunst nicht völlig beiseite zu lassen und sie zur Belebung der Anschauungen vom klassischen Altertum mit zu verwenden. So sehr dieses Streben vollsten Beifall verdient, so wenig kann ich doch mit dem Wege einverstanden sein, welchen der Herausgeber hier eingeschlagen hat.

Die Schule soll, wenn ich mir erlauben darf, hierüber als Nichtfachmann meine Ansicht zu äußern, ohne Ausnahme alles, was sie dem Schüler entgegenbringt, in bestimmtem, festgeordnetem Zusammenhange geben. Zusammenhanglose Eindrücke bestürmen den Einzelnen außerhalb der Schule nur allzuviele, besonders in einer Großstadt. Die Schule soll in die verworrenen Begriffe Klarheit und Ordnung bringen. Sie soll aus der bunten Welt der Erscheinungen nur das aufnehmen, was sie in geordnetem Zusammenhange vorlegen kann.

Welchen Begriff von der antiken Kunst müssen aber die Schüler aus diesen Bilderheften empfangen? Gewiß einen ganz zufälligen, verwirrten und falschen. In buntem Durcheinander wechseln hier die den verschiedensten Anschauungen und Bedingungen entsprungenen Kunstprodukte meist handwerklicher Art. Wenn diese überhaupt in die Schule eingeführt werden, so dürfen sie es nur so, daß sie auch wirklich verstanden werden können, d. h. nur in historischem Zusammenhange.

Ich bin allerdings der Überzeugung, daß die Gymnasien, welche die Jugend mit dem Besten der antiken Kultur vertraut machen sollen, auch die Pflicht haben, ihr die Kunst der Alten nahe zu bringen. Es kann dies aber nur dann fruchtbringend geschehen, wenn die Kunstbetrachtung dem Unterrichte in der alten Geschichte auf den oberen Klassen angegliedert wird. Nur die historische Kunstbetrachtung hat ein Recht, in der Schule vertreten zu sein; nur sie kann dem Schüler klare, geordnete Begriffe mitgeben, nach denen er das zu beurteilen verstehen wird, was ihm die Umgebung und der Zufall oder eigenes Aufsuchen an alten Bildwerken entgegenbringen mögen. Die Grundzüge der Entwicklung der alten Kunst, die Scheidung der Hauptstilgattungen und der verschiedenen erhaltenen Denkmälerarten sind Dinge, die, wie mir scheinen will, im Anschlusse an die alte Geschichte durch einen gründlich vorgebildeten Lehrer und mit Unterstützung bildlicher Vorlagen recht wohl lehrbar sind.

Indes, vielleicht ist der Herausgeber der hier besprochenen Bilderhefte ganz meiner Ansicht und hält nur die Zeit dafür noch nicht gekommen. Vielleicht will er nur einstweilen eine gewisse Kenntnis der alten Kunst dadurch in die Schule einschmuggeln, daß er sie zur bildlichen Illustration der gelesenen Autoren heranzieht.

Aber gerade dieses Verfahren kann ich nicht billigen. Illustrationen zu den von den Dichtern geschilderten Vorgängen gehören überhaupt nicht in die Schule, mögen sie nun neuer oder alter Zeit angehören. Jene Vorgänge sollen in der Phantasie lebendig werden. Diese aber kann durch den Bilderatlas nur beschränkt und irregeleitet werden.

Der Schüler, der Homer und Ovid liest, steht nicht mehr auf dem Standpunkte des Kindes, dem jedes Bild, das es erwischen kann, recht ist, und das zwischen der unbeholfensten und vollendetsten Darstellung noch kaum einen Unterschied macht. Der Schüler hat schon höhere Ansprüche. Über die meisten Bilder im „Bilderatlas“ wird er sich lustig machen, sie werden ihm fremdartig und lächerlich vorkommen, solange sie ihm in dieser Weise als Illustrationen der Dichterwerke und nicht eingeordnet in einen historischen Zusammenhang als national und zeitlich bedingte Werke vorgeführt werden.

Der illustrierende Bilderatlas ist also ohne bildenden Wert; er dient nur der Unterhaltung der Schüler.

Daß man aber überhaupt auf ihn verfallen konnte, das scheint mir mit einer Richtung in Beziehung zu stehen, die neuerdings vielfach umgestaltend auf den Unterricht in den alten Sprachen gewirkt hat und noch wirkt; der Richtung, welche bei der Behandlung der alten Schriftsteller die genaue grammatische Worterklärung hinter einer rascheren, flüchtigeren Lektüre zurückstehen läßt, welche das Ziel haben soll, dem Schüler den Genuß der alten Dichtung in der Klasse zu verschaffen. Mich dünkt aber, daß der Boden der Schule ein zu harter ist und bleibt, als daß das zarte Pflänzchen poetischen Genusses darauf gedeihen könnte, und es scheint mir, daß die Schule nur die Mittel dazu verschaffen soll; die Ausführung, das wirklich mit Genuß empfindende Lesen, muß dem Einzelnen überlassen bleiben; er soll nur den Sporn dazu erhalten. Wie oft werden aber durch jenes verkehrte Streben dem Schüler die Alten nur verleidet.

Ebenso ist es mit der Kunst. Die Schule wird niemals direkt Kunstgenuß hervorbringen sollen. Wohl aber soll sie dem Schüler die Mittel geben, zu einem Genuß der antiken Kunstwerke zu gelangen, dadurch daß sie ihn mit den Grundzügen ihrer Entwicklung und mit den Haupteigentümlichkeiten der Denkmälerarten bekannt macht. Das Vergnügen an den Bildchen eines illustrierenden Tafelwerkes, das doch eine Art Kunstgenuß vorstellen soll, gehört nicht in die Schule.

Etwas ganz anderes sind Bildersammlungen, welche rein antiquarische Zwecke verfolgen; diese sind notwendiges Material zur Erklärung der Schriftsteller. Aber ein Begriff von den antiken Geräten, den Formen ihrer Waffen u. dgl. ist noch lange kein Begriff von ihrer Kunst.

Und gerade dieser letztere Begriff sollte auch in den Gymnasien verbreitet werden. Die besprochenen Bilderatlanten sind als ein Versuch dazu sehr anerkennenswert, wenn sie auch den rechten Weg nicht getroffen haben.

Die erste Bedingung zu dem, was ich verlangen möchte, wäre natürlich, daß die Kenntnis der Entwicklung der antiken Kunst zu den bei den Schulamtsprüfungen geforderten Dingen gehörte. Hoffen wir, daß dies Verlangen sich bald erfülle; es kann den Gymnasien sicherlich nur zum Heile gereichen.

A. Furtwängler.

F. E. Peiser, Babylonische Verträge des Berliner Museums in Autographie, Transkription und Übersetzung herausgegeben und kommentiert. Nebst einem juristischen Exkurs von **J. Kohler.** Berlin 1890, Peisers Verlag. XLIX, 351 u. 56 Seiten autographischer Keilschrifttexte. 8. 28 M.

J. Kohler und F. E. Peiser, Aus dem Babylonischen Rechtsleben. I. Leipzig 1890, Pfeiffer. IV, 36 S. 8. 2 M.

Von den zahllosen Urkunden in Keilschrift, welche in den Museen lagern oder alljährlich nach

Europa kommen, besteht eine beträchtliche Anzahl aus Urkunden über Geschäfte und Rechtsstreitigkeiten aus dem bürgerlichen Leben. Mit Ausnahme einiger weniger, welche aus Assyrien stammen und große Verschiedenheiten zeigen, sind die meisten neubabylonische, d. h. sie gehören in die Zeit des neubabylonischen oder chaldäischen Reiches der Dynastie Nabopolassars (626—539) und des Perserreiches. Nur einige wenige sind etwas älter und entstammen der Zeit der assyrischen Oberhoheit (seit Assarhaddon 681). Außer diesen sind in den letzten Jahren viele Tafeln mit altbabylonischer Schrift in europäische Museen gekommen, welche der Zeit der sogenannten ersten babylonischen Dynastie (etwa 2400—2100) angehören und sich schon äußerlich wesentlich von den neubabylonischen unterscheiden.

Während die letzteren bis jetzt noch keinen Bearbeiter gefunden haben, hatte schon seit etwa 15 Jahren sich um die Erforschung der ersteren Oppert verdient gemacht (Documents juridiques. Paris 1877); ein umfassenderes und eindringendes Studium war aber nicht möglich gewesen, weil das veröffentlichte Material im Verhältnis zu dem vorhandenen ein verschwindend geringes war. Erst durch die umfassenden Textveröffentlichungen von Strassmaier (Babylonische Texte. Leipzig 1889 ff.) wurde dieses Gebiet der Forschung eröffnet, und es zeigte sich sofort, daß allgemein das Interesse der Keilschriftforscher sich diesen für die Kenntnis des Handels- und Rechtslebens der Babylonier und damit für die vergleichende Rechtsgeschichte wichtigen Texten zuwandte.

Der erste, der mit den neuen Mitteln ausgerüstet, die schwierige Erklärung dieser fast allen Fachgenossen bis dahin dunkeln Urkunden unternahm, war Peiser, welcher in seinem 1888 erschienenen Werke „Keilschriftliche Aktenstücke aus Babylonischen Städten" eine Anzahl von Urkunden, welche Grundbesitzverhältnisse betreffen, erklärte. Dem läßt er jetzt in den „Babylonischen Verträgen" die Bearbeitung von 155 Urkunden sehr verschiedenartigen Inhalts folgen, welche, aus dem Archive einer babylonischen Familie herrührend, über Geschäfte und Vermögensangelegenheiten verschiedener Angehöriger dieser Familie aus den Jahren 570—493 handeln.

Soweit diese Texte Aufschlüsse über innere babylonische Verhältnisse geben, hat Peiser in einer Einleitung das Wichtigste zusammengestellt, während in dem Exkurs von Kohler eine Zusammenfassung des Juristisch-Sachlichen gegeben wird. Als ein Beispiel, wie genaue Einblicke wir schon aus diesen — im Verhältnis zu den vorhandenen wenig zahlreichen — Urkunden in den Verlauf einzelner Geschäfte erhalten, führen wir die von Kohler auf S. XLVI—XLIX zusammengestellte, sich wie eine „juristisch-historische Novelle" lesende Geschichte an, wie der Erzgauner Shellibi das Fräulein Kabtâ dadurch, daß er sie zu allerhand „gewinnbringenden Geschäften" verführt, um eine Summe bringt, die schließlich auf „rechtlichem Wege" in seinen eigenen Besitz übergeht. „Auf diese Weise verfuhr man zur Zeit des Darius", bemerkt Kohler dazu.

Während die „Babylonischen Verträge" hauptsächlich für den Spezialforscher bestimmt sind, haben in dem „Babylonischen Rechtsleben" sich beide Verfasser verbunden, um eine allgemeinverständliche Zusammenstellung des sachlich Wichtigen und Interessanten, das sich aus dem gesamten bisher veröffentlichten Materiale ergiebt, zu liefern. In dem ersten Hefte werden besprochen: das Sklavenwesen (jeder Sklave hat sein peculium, wovon er eine bestimmte Abgabe zahlt), die Ehe (auch Frauenkauf bisweilen noch, aber selten, vorkommend, genaue Regelung der Mitgiftfrage in zahlreichen Urkunden), die Adoption, die Geschäftsvermittlung (entwickeltes Kommissionärwesen), der Garantievertrag (ein Schuldner tritt für den andern ein), Schuldscheine, Pfänder (antichretisches Pfand; der Gläubiger erhält eine Sache als Pfand und ihren Nießnutz statt der Zinsen, darf z. B. ein ihm verpfändetes Haus mietsfrei bewohnen; der Gläubiger kann auch das Pfand weiter verpfänden), Beweisverträge (die streitenden Parteien verabreden die Erledigung des Streites durch Zeugenaussagen zu einem bestimmten Termine; wer nicht erscheint, verliert). Die Darstellungsweise des letzteren Werkes ist so einfach und allgemeinverständlich, daß keine Vorkenntnisse, weder assyriologische noch juristische, nötig sind, um den Inhalt voll und ganz zu verstehen; es kann daher jedermann, der Interesse für das Rechtsleben des Altertums hat, an der Hand dieses Buches sich eine Anschauung von dem reich entwickelten babylonischen Rechts- und Geschäftsleben bilden.

Berlin. Hugo Winckler.

E. R. Wharton, Etyma Latina. An etymological lexicon of classical Latin. London 1890, Rivingtons. XXXIV, 152 S. 8. 7 sh. 6 d.

Einer Vorrede von 14 Seiten folgt zuerst eine „Note on hidden quantities", dann „Abbreviations", „Select list of authorities", „Contents", darauf auf Seite XXV die „Introduction", welche mit

S. XXXIV ihr Ende erreicht. Den Hauptgegenstand des Buches enthalten die folgenden 118 Seiten „Etyma Latina“ von 3055 selbständigen Wörtern, welche bei 16 Hauptschriftstellern von Plautus bis Juvenal vorkommen. Am Ende des Werkes findet sich unter dem Titel „Comparative Etymology“ eine vergleichende Zusammenstellung der lateinischen Laute mit denen der Ursprache sowie der anderen Einzelsprachen.

Nichts kann dem klassischen Philologen erwünschter sein, als wenn ihm die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft zur Verwertung für das Studium des Griechischen und Lateinischen in leicht zu benutzender Übersicht geboten werden. Nach der Vorrede ist das Buch von Wharton zu diesem Zwecke bestimmt. Daß es aber die Ansprüche, welche wir an ein solches Werk stellen müssen, voll befriedigt, muß bezweifelt werden.

Durch die mit peinlichster Sorgfalt durchgeführte Anordnung hat der Verf. einen umfangreichen Stoff auf knappen Raum zusammengedrängt; Abkürzungen und typographische Zeichen ersetzen manche weitläufige Erörterung. Aber hier ist der Verf. auf allen Punkten zu weit gegangen. Der Philologe verlangt nicht nur zu sehen, was dem Verf. als sprachliche Thatsache gilt; er ist gewohnt, daß ihm durch litterarische Verweisungen die Mittel an die Hand gegeben werden, selbst nachzuprüfen. Das Werk von Vaniček, welches merkwürdigerweise in der Vorrede garnicht erwähnt wird (es steht erst unter der „Select list of authorities“ S XXII), thut in dieser Hinsicht immer noch seine Dienste. Gerade am einzelnen Punkte wünscht man zu erfahren, auf wessen Autorität sich die gebotene Erklärung stützt. Fehlt dieser Hinweis, so erscheint etwas, was vielleicht nur subjektive Annahme eines Forschers ist, leicht als die feststehende Ansicht der Wissenschaft, ein Irrtum, welcher für alle der Sache ferner stehenden sehr nachteilig werden kann. Dies macht schon gegen die Anlage der lautlichen Übersichten in diesem Buche bedenklich; es ist geradezu verhängnisvoll für die Worterklärungen, bei denen denn doch außer lautlichen Konstruktionen eine Menge geistiger Momente vorsichtig in betracht gezogen werden sollen. Der Verf. sagt S. VII, er habe für mehrere gleichlautende Wörter wie *praestō stringō, ruō* wegen ihres verschiedenen Ursprungs eine getrennte Aufzählung vorgenommen. Für *praestō* wird auch bei Vaniček und Bréal ein doppelter Ursprung angesetzt, wenn auch das transitive Wort etymologisch von jedem wieder in eigener Art gedeutet wird; bei Georges wird noch versucht, die transitive und intransitive Bedeutung an einem Kompositum von *sto* und *prae* gemeinschaftlich zu entwickeln. Das hier also ein Punkt vorliegt, in welchem ernste Forscher höchst verschiedener Ansicht sind, kann doch in einem etymologischen Wörterbuch nicht ohne jede Andeutung übergangen werden. Eine solche Auseinandersetzung war aber erst recht notwendig, wo der Verf. wie bei *ruo* und *stringo* selbständig mit neuen Annahmen vorging. — Das Wort *officium* stellt uns vor die Frage, wie die Bedeutung „Dienst, Pflicht“ mit dem anscheinend verwandten *officere* zusammenzubringen sei. Bréal, von dessen sehr nützlichem Buche Wharton S. V sagt: „the etymological element in it is avowedly secondary“, hat sich durch sorgfältige Erwägungen veranlaßt gefunden, keine der bislang versuchten Deutungen als gesichert anzusehen. Wharton begnügt sich mit den rätselhaften Worten: „*officina* workship, *officium* observance: fr. *ob* around + *facio*, 'complete doing'“. — Am allerbedenklichsten erscheint die lakonische Kürze des Verf. bei den 360 Wörtern, für welche er selbst neue Etymologien entdeckt hat. Wenn unbedingt zuzugeben ist, was V. Henry in bezug auf diese sagt (Revue crit. 1890, 36/7): „la plupart sont discutables — on ne fait plus rien d'original qu'à ce prix“, so war doch eben von dem Verf. zu fordern, daß er mit Gründen die früheren Etymologien widerlegte und mit Gründen die seinigen sprachlich und sachlich rechtfertigte. Daß das nicht auch noch in den 118 kleinen Oktavseiten dieses Buches geschehen konnte, ist richtig. Aber wir meinen eben, daß man so schwierige Rätsel, wie sie uns die Etymologie aufgiebt, nicht mit einer hingeworfenen Behauptung lösen kann. Es genügt durchaus nicht, für die Form einen Anschluß in derselben oder verwandten Sprachen gefunden zu haben. Die Philologie wird nie von der Forderung abgehen, daß unter genauer Prüfung des Sprachgebrauches der Einzelsprache die Entwickelung der Bedeutung vor allen Dingen klar gelegt werde. Der Verf. sagt im ersten Satze der Vorrede: „a lexicographer cannot fairly be expected to be also an etymologist“. Gewiß nicht; aber der Satz gilt eher in der Umkehr: von dem Etymologen ist zu erwarten, daß er die Ergebnisse der Lexikographie in jedem Falle gegenwärtig habe und sorgfältig abwägend berücksichtige, wenn er vor einseitiger Anschauung bewahrt sein will.

Kiel. A. Funck.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Bd. 141 und 142. Jahrg. 1890. Heft 11.

I. (721 ff.) **W. Judeich**, Anzeige von C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Altertum, II, 1. — (759 ff.) **P. Weck**, θεῶν ἐν γ' οὔνασι κεῖται. Rechtfertigt nach Erweis der Unhaltbarkeit der Vulgatlesart (γούνασι) seine Konjektur: θεῶν ἐν γ' οὔνασι κεῖται, „das liegt noch bei den göttlichen Träumen", d. i. es kann so und so, es kann anders kommen, als nach menschlicher Berechnung erwartet wird. ἐριούνιος hängt ebenfalls mit ὄναρ zusammen, „der Traumreiche, Traumbringer"; ebenso weist auf Hermes' Eigenschaft als Traumgott der Beiname ἀκάκητα, „Vorspiegler, Gaukler" (vgl. ἀκκώ, ἀκκίζομαι), hin. — (770) **A. Scotland**, Zur Odyssee 26—43. — (771 ff.) **F. Harder**, e und ex vor Konsonanten in den Fragmenten der älteren römischen Poesie. — (777 ff.) **P. Meyer** und **M. C. P. Schmidt**, Über ne quidem. Ersterer bestreitet die von Schmidt S. 299 dargelegte Auffassung durch abweichende Deutung der sechs Belegstellen, letzterer bringt neue Belege bei. — (781 f.) **F. van Hoffs** und **Th. Plüss**, Zu Horatius ep. 3 und c. II 20. — (785 ff.) **M. Mertens**, Zu Ausonius. — (790 ff.) **D. Volkmann**, Zu Julius Valerius. — (800) **E. Goebel**, Zu Vergilius I 196. — II. (545 ff.) **E. Masius**, Die pädagogischen Ansichten Montaignes. — (571 ff.) **R. Grosser**, Über den didaktischen Wert des griechischen Übungsbuches von Kohl. Nach Plan, Inhalt und methodischer Anordnung des Stoffes hat das Buch Anspruch auf Beachtung, kann aber in seiner gegenwärtigen Gestalt noch nicht für voll geeignet zur Verwendung im Schulunterricht angesehen werden. — (586 f.) **H. Kothe**, Nochmals ἐπιούσιος. Erklärt ἄρτος ἐπιούσιος als die Übersetzung von panis secundus, dem Gerstenbrot der ärmeren Volksklassen. — (588 ff.) **A. Rieder**, Ein kurzes Wort über Repetitionen der Schüler vor dem Abiturientenexamen und über Memorierübungen auf der Schule.

Bd. 141 und 142. Jahrg. 1890. Heft 12.

I. (801 ff.) **H. Hude**, Anz. von Rutherford, Θουκυδίδου τετάρτη. Zurückweisung der zahlreichen Athetesen und Konjekturen im einzelnen; 'es ist bei weitem nicht genug Scharfsinn und Fleiß aufgewendet worden, um die Methode zu rechtfertigen'. — (820 ff.) **F. Susemihl**, Zu den orphischen Theogonien. Behandelt einige Partien, in denen Gruppe, der in dieser Frage durchweg auf des Verf. Seite steht, abweicht. — (826 ff.) **E. Goebel**, Zu Nikandros. — (829 ff.) **E. Dittrich**, Zu Kallimachos. — (833 ff.) **Th. Büttner-Wobst**, Beiträge zu Polybios. III. Nachweis, daß Pol. bei ἤ (oder, als) jeden Hiatus vermeidet, und Behandlung einzelner Stellen. — (849 ff.) **F. Seiler** und **B. Nake**, Die Katastrophe in Soph. Antig. Fortsetzung der Polemik. — (859) **A. Kunze**, Zu Cäsar de b. G. — (860 ff.) **M. C. P. Schmidt**, Kleine Beobachtungen zum lateinischen Sprachgebrauch. 3—5. Invenire, experiri, perspicere mit acc. c. inf., 6. praestare mit acc. c. inf. und mit ut oder ne, 7—8. praescribere, urgere mit ut, 9. pugnare mit ut oder ne, 10. indicare mit acc. c. inf. — II. (593 ff.) **Vollert**, Über Schulausflüge. — (606 ff.) **A. Grossmann**, Die Chöre in der Schule. — (611 ff.) **M. Hertz**, Zur Erinnerung an K. L. v. Urlichs. — (633 ff.) **F. Stein**, Bericht über die 27. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner. — (644 ff.) **F. Muche**, Erwiderung auf die Anz. seiner lateinischen Synonymik durch P. Mahn. — (648 ff.) **L. Reinhardt**, Anz. von F. Aly, Das Wesen des Gymnasiums.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XLII, No. 1.

(1) **A. Bauer**, Der Todestag Alexanders des Großen. Es lasse sich nachweisen, daß in Plutarchs Bericht über die letzten Tage Alexanders ein Tag übersprungen sei; dies berücksichtigt, ist der 29. Daisios, nicht der 28., als Todestag anzunehmen. — (13) **J. Lengsteiner**, Horaz III 30. Behandelt wird die Aufforderung an die Muse: „Sume superbiam" etc. Im Sinne von: „Fasse Du hohes Selbstgefühl" wirkt die Stelle unerträglich arrogant; es liegt vielmehr eine Bitte um Entschuldigung darin: „Nimm mein zu hoch getriebenes Selbstgefühl als ein solches hin, wozu ich mir die Berechtigung erstrebt habe". — Literarische Anzeigen: (17) Demosthenis orationes selectae, ed. **F. Slameczka.** 'Der konservative Standpunkt hat den Herausgeber nicht gehindert, zu den Konjekturen anderer zu greifen, auch selbst Verbesserungen (darunter beachtenswerte) vorzunehmen'. L. Cohn. — (28) **E. Thommen,** Studien zu Thukydides. 'Ist keine Leistung ersten Ranges, hat aber gelungene Partien'. H. Swoboda. — (30) **J. Töpffer**, Attische Genealogie. 'Verdient vollste Zustimmung'. H. Swoboda. — (32) **W. Studemund,** Plauti reliquiae Ambrosianae. 'Monumental'. Hartel. — (35) **Nägelsbachs** Lateinische Stilistik, 8 Aufl. von **Iwan Müller.** 'Das Buch hat jetzt ein wahrhaft klassisches Gepräge von unschätzbarem Werte gewonnen'. Wrobel. — (36) **Fr. Sigismund,** Lateinisches Lesebuch für Sexta. Es wird Beseitigung gewisser formeller Unzukömmlichkeiten gewünscht. — (42) **Wesener,** Lateinisches Elementarbuch, **Lutsch**, Lateinisches Lehrbuch. A. Koziol empfiehlt diese Bücher; auch auf **Lattmanns** Schrift, Über den in Quinta zu beginnenden lateinischen Unterricht, wird lobend aufmerksam gemacht. — (47) **A. v. Gutschmid,** Kleine Schriften I. Die Ergebnisse der Assyriologie hat Gutschmid mit steigendem Mißtrauen verfolgt. J. Krall. — Didaktische Abteilung: **J. Loos**, Zur Gymnasialreform in Deutschland. Besprechung von zahlreichen neuen Reformschriften.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (19.—23. Mai).

Die diesjährige Philologenversammlung zu München war nach dem „Tageblatte" der Versammlung am 19. Mai von 580 Teilnehmern besucht. Da der ausführliche Bericht über dieselbe wie bisher im Verlage von Teubner bald erscheinen wird, beschränken wir uns auf eine kurze Übersicht an der Hand der Berichte, welche autographisch von der Leitung an die Redaktionen verschickt wurden. Die Eröffnungsrede von Prof. **W. v. Christ** wurde bereits in der Münchener Allgem. Zeitung vom 21. Mai (Beilage), ebenso Prof. Dr. **Erich Schmids** Vortrag über Aufgaben und Ziele der Faustphilologie an derselben Stelle (25. Mai) im Wortlaut veröffentlicht. In dieser ersten allgemeinen Sitzung sprach schließlich Herr **Ohlenschläger** über die Ergebnisse der römisch-archäologischen Forschung der letzten fünfundzwanzig Jahre in Bayern. Er gab schließlich dem Bedauern Ausdruck, daß in Bayern keine Sammlung bestehe, in welcher die Hauptergebnisse der römisch-archäologischen Untersuchungen in Bayern, sei es im Original, sei es in Nachbildung, zu finden wären.

In der zweiten allgemeinen Sitzung (21. Mai) sprach **v. Brunn** über 'Apollo Giustiniani'. Der Redner ging von der Voraussetzung aus, daß die griechischen Götterideale nicht Bildungen einer subjektiven Phantasie, sondern künstlerische Schöpfungen seien, die, aus einer inneren Notwendigkeit erwachsen, ihre Berechtigung in sich selbst tragen. Frei seien allerdings die Künstler gewesen in der Wahl und der Begrenzung der Ideen nicht der Gottheit überhaupt, sondern der besonderen Gottheit nach den verschiedenen Seiten ihres Wesens, das sich zuweilen sogar in bestimmten Gegensätzen entwickele. Das sei der Fall bei Apollo, an dem die Gestalt des thatkräftigen, helfenden wie strafenden Fernhintreffers gegenübertrete dem von dichterischer Begeisterung getragenen Gotte des Gesanges und Führer der Musen. Als Vertreter dieser beiden entgegengesetzten Pole im Wesen des Gottes wurden die in Abgüssen ausgestellten beiden Köpfe des belvederischen und des im britischen Museum befindlichen Giustinianischen Apollo bezeichnet, und durch eine analytische Betrachtung ihrer Formen wurde dargelegt, wie in der Gesamtanlage der Massen und ihrer äußeren Anordnung das Gemeinsame, die ideelle Einheit als eine unverkennbare Einheit, eine enge Verwandtschaft zu Tage trete, andererseits aber in der Verteilung oder richtiger in der Verschiebung der Massen, in der veränderten Stellung des Kopfes zum Halse und zum Nacken, der Gegensatz der beiden Köpfe zur Anschauung gelange, sodaß man den Belvederischen, gewissermaßen als das Activum, den Giustinianischen als das Passivum des gleichen Grundbegriffes bezeichnen könne. Was die Alten unter dichterischem Wahnsinn verstanden, sei wohl nie schärfer zum Ausdruck gebracht worden als in diesem letzteren, sodaß es fast scheinen möchte, der Künstler sei wenigstens bis hart an die Grenze gegangen, über welche hinaus das Ideal eines griechischen, auf den lichten und heiteren Höhen des Olympes wohnenden Gottes nicht gedacht werden dürfe. Hier aber diente dem Redner die Vergleichung des Kopfes eines Triton, in welchem es gestattet war, die elementare Naturkraft des Meeres als erregt von wilder, sinnlicher Leidenschaft, ungezügelt von sittlicher Selbstbeherrschung zur Darstellung zu bringen, um auf die weise Mäßigung und Zurückhaltung hinzuweisen, durch die es dem Künstler gelungen ist, den olympischen Gott zu erfassen als frei von Leidenschaft und momentaner Erregung, nur als erfüllt und durchdrungen von einem Pathos, einem Leiden, von einem geistigen Affekt, der tief begründet in der inneren Natur des Gottes ihm selbst zur anderen Natur geworden ist.

Prof. **Conze** sprach über die archäologischen Ferienkurse für Lehrer. Prof. **v. Brunn** wies darauf hin, daß von dem großen Denkmälerwerke (Brunn-Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur) eine engere Auswahl von 100—120 zu billigerem Preise veranstaltet werde.

Prof. Dr. **Schiller** (Gießen) sprach sodann über die pädagogische Vorbildung der Gymnasiallehrer und trat dabei wiederum für die pädagogischen Seminarien ein, welche den Gymnasien anzugliedern seien.

Prof. Dr. **Muncker** (München) sprach über die Dichtung des Lohengrin.

(Fortsetzung folgt.)

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Schluß aus No. 23.)

XIX. 9. April. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers**. 1. Hr. **Sachau** las: Über den Fellîhîdialekt von Mosul. 2. Die phil.-hist. Klasse hat zu den Herstellungskosten des Werkes von Hrn. Prof. **Hübner**: „Monumenta linguae Ibericae" einen Zuschuß von 1850 M. bewilligt.

XX. XXI. 16. April. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. Hr. **Harnack** las über die pseudoclementinischen Briefe de virginitate und die Entstehung des Mönchtums. Die Mitteilung erfolgt in dem Hefte auf S. 361 ff. Das Heft enthält ferner S. 387 ff.: **H. Diels**, Über Epimenides von Kreta. Die kritische Sonderung der Nachrichten über Epimenides zeigt, daß es zwei unvereinbare Ansätze im Altertume gab. Nach dem einen, durch Platon vertreten, hat Epimenides i. J. 500 in Athen zur Abwendung der Persergefahr Opfer dargebracht, nach anderen, als deren Primärquelle bisher der unkritische alexandrinische Sammler Hermippos erschien, hat er zur Zeit Solons und der sieben Weisen, also etwa 100 Jahre früher gelebt. Aber schon in der neugefundenen πολιτεία Ἀθηναίων wird er um 600 angesetzt, sodaß sich jetzt nicht mehr Platon und Hermippos, sondern Platon und Aristoteles gegenüberstehen. Wir lernen aus der hier gegebenen eingehenden Schilderung des Drakontischen und vordrakontischen Staatswesens zum erstenmal die altattische Geschichte genauer kennen. Hinter dem kräftig sich hebenden Adel versinkt allmählich das patriarchalische Königtum, bis der Handel das Bürgertum in die Höhe hebt und nun der grimmig geführte Kampf zwischen Feudalstaat und modernem Verfassungsstaate beginnt, der vom Staatsstreich des Kylon bis Kleisthenes in wechselndem Ringen durchgefochten worden ist. Daß die herrschende Adelsfamilie der Alkmeoniden es nicht nur wagen konnte, die Gegner an den Altären niederzumetzeln, sondern auch eine Zeit lang unbehelligt weiter regierte, ist gegenüber der religiösen Auffassung des folgenden Jahrhunderts unbegreiflich. Doch ist anzunehmen, daß damals noch in den regierenden Kreisen jene religiöse Aufklärung herrschend war, wie sie in dem Homerischen Ritterepos so deutlich hervortritt. Gestützt auf ihre Abstammung von Zeus, trotzt diese ritterliche Gesellschaft den dunklen Mächten der Erde

und glaubt sich vom Morde befreit, wenn die Verwandten mit Geld abgefunden sind. Dagegen die Kleinbauern und Demiurgen wußten noch aus der alten grauen „pelasgischen“ Zeit, daß da unten fürchterliche Mächte hausen, daß, wer den Zorn dieser Grimmen nicht durch Opfer besänftigt, an Leib und Gut gestraft wird. Indem diese unteren Schichten im 7. Jahrh. in Attika wie anderswo Einfluß gewannen, stieg zugleich die altgriechische Bauernreligion wieder in ihrer herben Strenge empor. So wurde auch die Mordsühne mit ganz anderem Ceremoniell umgeben als früher. Es ist daher leicht begreiflich, daß gegen Ende des 7. Jahrh. die allgemeine Verwirrung des Staates nach altgriechischer Anschauung als Folge des ungesühnten Frevels aufgefaßt wurde. Kylons Verwandte, wieder zu Ansehen gekommen, vereinigten ihren Ruf nach Rache mit der Stimme des Volkes, eine außerordentliche Sühne mußte stattfinden. Die Ausweisung der Alkmeoniden, die Exhumierung der befleckten Toten genügten nicht; die ganze Stadt erheischte einer gründlichen Reinigung. Es war nun ein häufig befolgter Grundsatz der alten Zeit, in solchen Fällen den gottgefälligen Führer aus dem Auslande kommen zu lassen. Daher ist durchaus glaublich, daß damals in Athen ein berühmter Sühnepriester, der überdies den bedeutsamen Namen des altattischen Buzygenheros Epimenides trug, aus Kreta verschrieben wurde. Mag auch seine Gestalt noch so dicht von der Sage umwoben sein, so dürfen wir dennoch nicht seine Sendung und Persönlichkeit zum Mythus gestalten (wie Niese u. a.) Der kurze Bericht des Aristoteles genügt, seine Gestalt für historisch zu halten, wenn auch die chronologisch unbestimmte Art, wie sein Auftreten an den Prozeß gegen die Alkmeoniden angeknüpft wird, zeigt, daß ihm kein genaueres Datum zuverlässig überliefert war. Es ist daher begreiflich, daß die alexandrinische Chronologie Epimenides, den sakralen Neugründer Athens, mit der politischen Neugründung Athens, der Gesetzgebung Solons, in Verbindung gebracht hat. Nach Platon ist aber Epimenides 10 Jahre vor den Perserkriegen, also um 500, infolge delphischen Orakels nach Athen gekommen, habe dort die vom Gotte befohlenen Opfer gebracht und die tröstliche Kunde verbreitet, die Perser würden nicht vor 10 Jahren kommen und dann mehr Leid erfahren als anrichten. Diese Nachricht hat Löschcke als allein historisch nachzuweisen gesucht. Er hält namentlich den ersten Teil der Biographie des Epimenides bei Laertios, den er aus Theopomp ableitet, für geflossen aus demselben alten Chronikberichte, der Platon vorgelegen habe. Aber es ist verlorene Mühe, aus dem Bericht des Laertios zusammenhängende Quellenberichte ermitteln zu wollen. Was Theopomp über Epimenides zu berichten hatte, läßt sich anderweitig mit genügender Sicherheit feststellen. Wir besitzen darüber vor allem das Exzerpt in Apollonios' Mirabilien (c. I, 43. Keller). Aber alle die dort aufgezählten Wundermänner sind aufgefaßt als Vorläufer des Pythagoras. Die ganze Galerie ist bei ihrem durchaus romantischen, märchenhaften Charakter ohne chronologischen Wert. Selbst die Platonische Stelle könnte, von diesem Standpunkte aus betrachtet, als unhistorisch bezeichnet werden; denn Theopomp ist ja nur der Fortsetzer jener mythologischen Romantik. Trotzdem wird man hiergegen Bedenken tragen. Die Episode, die Platon aus der Zeit der Perserkriege erzählt, sieht nicht wie erfunden aus, vielmehr liegt hier eine bestimmte, auch sonst nachweisbare Tradition vor. Platon hält sich nicht an den Epimenides der Geschichte, sondern an den der Litteratur. Kern hat nachgewiesen, daß letzterer kurz vor den Perserkriegen anzusetzen ist, mit Bezug auf die ihm zugeschriebene Theogonie. Sie verrät Kenntnis der orphischen Theogonie, ist also mit Aristoteles unvereinbar, während sie zu Platon stimmt. Noch deutlicher tritt dieser orphische Charakter hervor in den καθαρμοί des Epimenides. Sollen wir infolge dieser Schriftstellerei in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. an Aristoteles irre werden oder den Epimenides in die Reihe der religiösen Sänger verweisen, deren historische Existenz Aristoteles zuerst geleugnet hat? Beide Anschauungen lassen sich vereinigen. Es gab um die Wende des 7. Jahrh. wirklich einen berühmten Katharten Epimenides aus Kreta, der Athen entsühnte, und 100 Jahre später wurde dieser verdiente Name zu orphischen Fälschungen mißbraucht, von den Fälschern, die unter den Peisistratiden die orphische Litteratur zum Teil geschaffen haben. Platons Zeitbestimmung hat sich aus den Angaben dieser Pseudepigrapha gebildet, und die Orakel, welche unter Epimenides' Namen umliefen, sind ebenso auf die Thätigkeit jener „litterarischen Kommission“ der Peisistratiden zurückzuführen. Durch Fiktion von Orakeln ex eventu wollte man die Glaubwürdigkeit der auf die Zukunft bezüglichen neuen verbürgen. Verf. glaubt, daß Onomakritos eine ganze Reihe von Ereignissen der jüngsten Zeit in Epimenideischen Orakeln dargestellt und natürlich auch auf den Ausgang des ersten Perserkrieges wahrheitsgetreu hingedeutet hat. In Athen sollte dadurch der Glaube erweckt werden, daß es den Peisistratiden verheißen sei, wiederum in die Stadt zurückzukehren. Jedoch darf man bei diesen Sprüchen nicht an die delphischen Orakel denken, in denen die Seherin selbst durchaus zurücktritt. Vielmehr muß in jenen Privatorakeln die Persönlichkeit des Epimenides weit mehr hervorgetreten sein. Man kann sie in Parallele stellen zur römischen Sibylle. Ist dadurch die Entstehung der Epimenideischen Orakelpoesie etwas verständlicher geworden, so wird man auch den langen Schlaf des Sehers nicht als irgendwie angeflogene mythische Legende, sondern als absichtliche Fiktion betrachten, die der sogenannte Epimenides in seiner Orakelsammlung selber verkündet hat. Denn ein solcher Seher muß wie die Sibylle eigentlich unsterblich oder jedenfalls langlebig sein. Der lange Wunderschlaf wird seine Stelle in dem Orakelgedicht gehabt haben, und man begreift leicht, daß dieser Epimenides redivivus sich als erwacht aus langem Schlaf und nun mit wundersamer Weissagekunst behaftet ausgiebt. Eine solche Figur mußte wie Pythagoras die Spottlust des Xenophanes reizen. Weshalb aber haben die Orakelfälscher den Entsühner des Kylonischen Frevels nach mehr denn 100 Jahren wieder aus der Grabesruhe aufgestört? Durch die Verbannung der Alkmeoniden und die Reinigung des Epimenides war der Kylonische Frevel gesühnt. Sie kehren im 6. Jahrh. wieder zurück. Von dem ἄγος hören wir erst wieder, als nach der Vertreibung der Peisistratiden Kleisthenes, der Alkmeonide, das Staatsruder ergreift. Sofort lebt unter dem Einfluß der Peisistratidischen Partei die alte Schuld wieder auf. Wiederum ist eine Vertreibung des Geschlechtes notwendig. Kleomenes erscheint in Athen, Kleisthenes flieht, und der spartanische König reinigt 700 Feuerstellen. In dieser Zeit muß das Andenken des Epimenides wieder aufgetaucht, seine Person namentlich von der reaktionären Partei gegen den religiösen Neuerer und „behafteten“ Alkmeoniden ausgespielt worden sein.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. | 20. Juni. | 1891. | № 25.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. **R. Hochegger**, bisher Privatdozent in Innsbruck, zum a. o. Prof. an der Univ. Czernowitz.

Dr. **Zenzes**, Oberlehrer in Posen, zum Direktor des Gymnasiums in Wongrowitz. — Die Oberlehrer DDr. **Pfeiffer** und **Clausen** in Berlin (Leibnitz-Gymn.) zu Professoren. — Dr. **Reckzey** und **Kamieth** am Luisenstädt. Gymn. in Berlin und Dr. **Perlewitz** am städt. Realgymn. in Berlin zu Oberlehrern.

Auszeichnungen.

Dem Rektor **Block** in Merseburg wurde der Kronenorden 4. Klasse verliehen. — Dr. **Brambach**, Oberbibliothekar in Karlsruhe, zum Hofrat ernannt.

Emeritierungen.

In den Ruhestand sind getreten die Oberlehrer DDr. **Grosse** in Aschersleben, **Hennes** in Neuß, **Knobloch** in Breslau und **Gödecke** in Hildesheim.

Todesfälle.

Prof. **Heraeus**, Konrektor des Gymn. in Hamm, 10. Mai, 73 J. — Prof. **Dinse**, Oberlehrer em. vom Grauen Kloster in Berlin, 24. Mai, 61 J. — Dr. **G. Kinkel**, Privatdozent in Zürich, 46 J. — Geh. Hofrat Dr. **Springer**, Prof. der Kunstgeschichte in Leipzig, 31. Mai, 66 J.

Neuer archäologischer Fund in Serres*).

Auf dem südöstlichen Abhange der alten Akropolis der Stadt, welcher vermutlich die alte makedonisch-römische Totenstätte verbirgt, ist am 10. März d. J. in einer Tiefe von 4 m eine interessante ἀναθηματικὴ στήλη (1 m. lang, 0,50 breit, 0,10 dick) gefunden, welche in 36 Zeilen eine lange Reihe von Namen aufzählt. Als Datum steht Z. 34 das Jahr ΖΗΡ, wohl makedonisch zu rechnen = 187—146 = 41 n. Chr. (Corp. II No. 1970 und Duchesne, mém. sur une miss. au mont Athos p. 21 f.), und der Monat Δαίσιος (Juni). Die Säule trägt auf der oberen, schmäleren und der hinteren, der Inschrift entsprechenden, Seite Löcher in denen noch Reste des alten Bleivergusses erhalten sind.

ΤΟΡΚΟΥΑΤΟϹΒΕΙΘΥΕ//// ‖ ΑΝΤΙΓΟΝΟϹ ΔΙΟϹΚΟΥΡΙΔΟΥ ‖ ΤΟΡΚΟΥΑΑϹ ΤΟΡΚΟΥ ‖ ΤΟΡΚΟΥϹ ΚΛΑΥΔΙΑϹ ‖ 5. ΘΕΟΠΟΜΠΟϹ ΔΗΜΟϹΘΕΝΟΥϹ ‖ ΓΑΙΟϹ ΜΑΡΚΟΥ ‖ ΤΟΡΚΟΥΑΤΟϹ ΜΩΜΩϹ ‖ ΔΙΟϹ-

*) Bald werden wir vielleicht alle in Serres erhaltenen Inschriften veröffentlichen.

ΚΟΥΡΙΔΗϹ ΒΟΥΡΕΙΛΑ ‖ ΤΟΡΚΟΥϹ ΤΟΡΚΟΥ ‖ ΗΡΟΔΟΤΟϹ ΠΟΥΠΛΑ ‖ ΙΟΥΛΙΑΝΟϹ ΒΟΥ-ΡΕΙΛΑ ‖ ΔΙΟϹΚΟΥΡΙΔΗϹ ΔΙΟΝΥϹΙΟΥ ‖ ΑΠΟΛΛΟ-ΦΑΝΗϹ ΤΟΡΚΟΥΛΑ ΦΙΛΟΦΡΩΝ ΗΡΟΔΟΤΟΥ ‖ ΙϹΙΔΩΡΟϹ ΓΑΙΟΥ ‖ ΑΓΙϹ ΠΟΛΥΚΑΡΠΟΥ ‖ ΤΟΡΚΟΥΑΤΟϹΔΙΟϹΚΟΥΡΙΔΟΥ ‖ ΛΟΥΚΙΟϹ ΛΟΥΠ-ΠΟΥ ‖ ΚΟΠΡΥΛΛΟϹ ΖΩΠΥΡΟΥ ‖ ΤΟΡΚΟΥ-ΠΑΙΒΗϹΔΙΟϹΚΟΥΡΙΔΟΥ ‖ ΠΡΟΚΛΟϹ ΤΟΡΚΟΥ-ΑΤΟΥ ‖ ΤΟΡΚΟΥΠΑΙΒΗϹΔΙΟϹΚΟΥΡΙΔΟΥ ‖ ΤΟΡ-ΚΟΥΑΤΟϹ ΜΟΥΚΙΑΝΟΥ ‖ ΦΙΛΗΤΟϹΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ ΤΟΥΤΕΙΜΟΘΕΟΥ ‖ ΔΙΟΓΕΝΗϹ ΓΛΥΚΩΝΟϹ ‖ ΜΟΥΚΚΩΝ ΜΟΥΚΚΩΝΟϹ ‖ ΑΛΕΞΑΝΔΡΟϹ ΔΙΟϹΟ-ΚΟΥΡΙΔΟΥ ‖ ΕΥΤΥΧΟϹ ΜΟΥΚΙΑΝΟΥ ‖ ΠΑΡΑΜΟΝΟϹ ΖΩΙΛΟΥ ‖ ΤΟΥΡΠΙΛΛΙΟϹ ΣΥΤΥΧΟϹ ‖ ΖΩϹΙΛ-ΜΟϹΔΙΟϹΚΟΥΡΙΔΟΥΤΟΡΚΟϹΖΩϹΑ ‖ ΘΕΟΚΛΗϹ-ϹΩϹΙΠΟΥ ⁝ΔΙΟϹΚΟΥϹΤΟΡΚΟΥ ‖ ΗΡΑΚΛΕΩΝ-ΔΡΕΠΑΛΑ ‖ ΕΓΕΝΕΤΟΕΤΟΥϹ ΖΠΡ ΔΑΙϹΙΟΥ ‖ ΕΥΤΥΧΕΙΤΕ ‖ ΜΕΝΑΝΔΡΟϹ

Zeile 1: ist wohl Βείθυος zu schreiben, wie denn noch eine zweite Serraische Inschrift· „Τοκρουᾶτος Βείθυος“ anfängt. Vgl. Pape u. d. W. Βεῖθυς. — Z. 3: Τόρνος (4, 9, 31, 32) ist wohl Verkürzung von Τορκουᾶτος; Τοκνούλας (13) wiederum nach turculus gebildet. — Z 4: zu bemerken Nomin. Τόρκους (9), nach torques, und Κλαυδίας statt Κλαύδιος. — Z. 7: Μώμως st. Μῶμος und 31 Ζώσιλμος st. Ζώσιμος sind Fehler des Schreibers. — Z 8: Βουρείλας (11) etwa von burrus? cf. Πυρρίας von πυρρός. — Z. 10: Πούπλας neu: bekannt sind Πούπλιος und Ποῦπλις. — Z. 19: Κοπρύλλος neu: bekannt Κοπρεὺς und Κοπρίας. — Z. 20 (22): Τορκουπαίβης ist mir ein Rätsel. Ist παίβης barbarischer Zusatz? — Z. 26: Μούκκων etwa von muccus? cf. Μύξων. — Z. 31: Ζωσᾶς bekannt, wie auch 32 Σώσιπ<π>ος. — Z. 32: Διόσκους Nomin. aus Διόσκουρος oder vielmehr Διοσκουρίδης. — Z. 33: Δρεπάλας neu.

Serres. Peter N. Papageorg.

Inschriften aus Thessalonike.

Die 4 in No. 18 erwähnten Grabinschriften lauten nach der ἑστία:*)

1) ΔΗΜΑΡΧΗΝΕΙΚΑ ‖ ΝΟΡΟΣΘΕΑΝΩ ‖ ΤΗΙΔΙΑ-ΘΥΓΑΤΡΙ ‖ ΜΝΕΙΑΣΧΑΡΙΝ ‖ ΚΑΙΕΑΥΤΗΙΖΩΣΑ. 2) ΓΟΥΕΤΗ ‖ ΔΙΟΣΓΛΑΥ ‖ ΚΟΣΜΑΞΗ ‖ ΜΑΤΗ ‖ ΣΥ-ΜΒΙΩ ‖ ΜΝΗΜΗΣ ‖ ΧΑΡΙΝ. — 3) ΑΙΘΑΛΗϹ ‖ ΛΥΔΗ ‖ ΓΗ ΣΥΝΒΙΩ — 4) ΤΟΝΜΕΚΑΤΑΦΘΙ ‖ ΜΕΝΟΝΠΑ-ΝΑΩ ‖ ΡΙΑΤΗΔΕΚΟΥ ‖ ΑΡΤΟΣΘΑΨΕΝ ‖ ΕΣΩ ΓΑΙΗ-ϹΩΓΥ ‖ ΓΙΩΝ ΛΑΓΟΝΩΝ ‖ ΕΠΙΓΟΝΟΝΤΕΥ ‖ . . ΕΝΔΕ-ΕΣΣΥ ‖ . . . ΩΟΙΣΙΝΟΗΣΑ ‖ . . . ΗΛΗΝΟΙΧΟ ‖ . . ΝΟΥΚΑΙΧΑ ‖ ΡΙΝΥΣΤΑΤΗΗΝ ‖ ΚΟΥΑΡΤΟΣ ΕΠΙ ‖ ΓΟΝΗΖΩΣΗΚΑΙΕ ‖ ΠΙΓΟΝΩΜΝΕΙΑΣΧΑ ‖ ΡΙΝ. In No. 4 sind leicht 2 Distichen und die Nachschrift zu lesen. Mitgeteilt sind die Notizen von Asteriades.

*) Wir können nicht verschweigen, daß die Titelvignette dieser besten neugriechischen Zeitschrift mit einer gänzlich verfehlten Ansicht der Westfront der Athenischen Akropolis — verunziert ist. Das schickt sich doch nicht für eine griechische, in Athen erscheinende Zeitung!

Antwort.

Erst jüngst von einem längeren Aufenthalte in Italien heimgekehrt, lese ich jetzt erst die von Herrn Prof. Fr. Stolz in No 16 dieser Wochenschrift veröffentlichte 'Erklärung'. Seine Voraussetzungen sind nach beiden Seiten hin unzutreffend: weder habe ich das seiner Odysseeepitome beigegebene Heft 'Kritische und erläuternde Bemerkungen zu meiner Odysseeepitome' erhalten, noch würde mich dasselbe (ich habe mir anderweitig Einsicht darin verschafft) irgendwie mit meinem Tadel 'zurückhaltender' gemacht haben. Änderungen wie die Verdoppelung der θεῶν ἀγορα und alle ähnlichen von ebenso zweifelhafter Natur gehören meines Erachtens nun einmal nicht in eine Ausgabe, die 'für Schulzwecke' bestimmt ist.

Königsberg. Arthur Ludwich.

Berichtigung.

R. Peppmüller sagt oben No. 21 in seiner Besprechung meiner Ausgabe des homerischen Hermes-Hymnus, daß ich von den vorhandenen Handschriften „den Leidensis und Parisinus (bibl. nat. gr. 2763) in Königsberg ganz, den Florentinus bibl. Riccardianae 52 wenigstens bis 253 eingesehen“ habe. Ich würde es schwerlich gewagt haben, auf so ungenügender handschriftlicher Grundlage eine neue Ausgabe aufzubauen. In Wirklichkeit habe ich denn auch, wie in meinem Vorwort zu lesen steht, nicht allein jene drei, sondern im Ganzen acht Handschriften des Hymnus selbständig verglichen (nicht bloß 'eingesehen'), darunter die besten, die wir überhaupt besitzen. Wie dies dem Herrn Referenten hat entgehen können, ist mir ein Rätsel.

Königsberg i. Pr. Arthur Ludwich.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 23.)

K. Schirlitz, Beiträge zur Erklärung der Rede des Sokrates in Platons Symposion. Festschrift des Gymn. zu Neustettin. 8. 61 S.

A. Martini, Die Politik des älteren Dionys. Realgymn. zu Coblenz. 31 S.

Die Abhandlung verfolgt den Zweck einer Ehrenrettung der „Tyrannis des Dionys“. Dionys, der „Tyrann“, wollte das Hellenentum gegenüber den Karthagern hochhalten. Sein Geschick erinnert an König Philipp von Makedonien. Auch dieser wurde als Unterdrücker der Freiheit angesehen, aber auch ihn wird die Geschichte ob seiner Taten nicht tadeln; denn allen den Kämpfen des Makedoniers lag der große Gedanke der Hellenisierung des Orients zu grunde. Philipp hat einen noch größeren Nachfolger gehabt, der den Beweis erbrachte, daß der Vater Alexanders recht gethan. Aber Dionys hatte keinen Nachfolger, der sein Werk weiter führte; seine Schöpfung ging wieder unter. Die Hellenen waren nicht berufen, die Karthager aus dem Westen zu vertreiben. Aber das eine Verdienst bleibt ihm ungeschmälert, daß er zur Zeit der größten Machtentfaltung der Karthager auf der Warte gestanden und die hellenische Kultur gerettet hat, was ohne den Syrakusaner nicht gelungen wäre. Die Karthager sind nie von den Hellenen besiegt worden, aber es war ihnen durch Dionys Einhalt gethan bis zur Ankunft der Römer.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

P. Versmeeten, Isocratis Admonitio ad Nicoclem. Leyden 1890, E. J. Brill. (Dissert.) VIII, 76 S. gr. 8.

Gleichsam als Prolegomena handelt der Verfasser der vorliegenden Schrift im ersten Kapitel (S. 1—10) von dem Leben und dem Charakter des Nikokles und hierbei auch von der Unechtheit der 3., Νικοκλῆς überschriebenen Rede. Die in derselben über Nikokles enthaltenen Nachrichten widersprechen den Schilderungen, die Theopompos und Anaximenes von seinem Leben geben. Die Versuche von Blaß und Keil, diese Widersprüche auszugleichen, erscheinen ihm verfehlt und im Gegenteil nur die Ansicht derjenigen Gelehrten annehmbar, welche diese Rede dem Isokrates absprechen. Hier schließt er sich besonders den Gründen an, welche jüngst Sittl in seiner Geschichte der griechischen Litteratur gegen die Echtheit geltend gemacht hat, und fügt diesen noch folgenden neuen hinzu. In der dritten Rede finde sich § 5—9 eine Lobpreisung der Beredsamkeit, die wörtlich in der Antidosis § 253—7 wiederkehre. Allerdings begegnen ziemlich oft bei unserem Redner dieselben Gedanken und dieselben Beweisgründe; doch niemals wiederhole derselbe Früheres wörtlich, ausgenommen wo er, wie mehrfach in der Antidosis, die Beschaffenheit seiner früheren Schriften an Beispielen zeigen wolle, und dann nur in der Weise, daß er jedesmal die Rede angebe, aus welcher er solches genommen. Da nun dies aber bei der genannten Stelle nicht der Fall sei, so glaube er mit Wahrscheinlichkeit schließen zu können, daß der Verfasser der dritten Rede jene Lobpreisung der Beredsamkeit aus der Antidosis genommen habe, und daß jene Rede nicht von Isokrates verfaßt sei. Indessen sind alle diese Gründe nicht überzeugend. In einem zweiten Kapitel (S 11—29) ferner sucht er nach dem Vorgange Benselers und anderer Gelehrten, welche jener Ansicht zustimmen, in unserer Rede eine Anzahl Stellen, welche mit Ausnahme von § 29 μηδεμίαν—ἀλλ' sämtlich schon in Benselers Ausgabe (Leipzig, Teubner) als unecht eingeklammert sind, als Interpolationen zu erweisen, und zwar teilweise besonders aus dem Grunde, weil sie in der Antidosis fehlen und den Zusammenhang stören, hält außerdem noch auch die Worte § 37 μὴ περιίδῃς — § 39 τῶν μεγάλων λέγοντας für verdächtig, die vielleicht schon vor den Worten § 39 σοφοὺς — ἐπισταμένους in den Text eingefügt seien, sodaß § 39 nur die Worte χρῶ — τούτου echt wären, und fügt am Ende die Disposition unserer Rede nach Keil an. In einem dritten Kapitel schließlich (S. 30—33) handelt er von den Hss unserer Rede und von der Weise seiner Textgestaltung. Dann folgt der Text (S. 34—69) und unter demselben eine Annotatio critica und Anmerkungen. Derselbe bietet meist die Lesarten von Γ, seltener die anderer Hss und Konjekturen und stimmt, abgesehen von der Einklammerung jener im zweiten Kapitel besprochenen Stellen, von der Anfügung des ν ἐφελκυστικόν und orthographischen Änderungen, im allgemeinen mit dem der Ausgabe von Blaß überein. Ich gebe im Folgenden kurz die hauptsächlichsten Abweichungen an: § 8 μόνους f. μόνον, § 11 βασιλεῦσιν f. βασιλεύουσιν, § 13 ἀνταγωνιστήν f. ἀγωνιστήν, § 14 und 38 σαυτοῦ f. αὑτοῦ, § 24 σεαυτόν f. ἑαυτόν, § 21 δαπανωμένους f. δαπανῶντας, § 25 μέλλει f. μέλλοι, § 32 τοῖς φαύλοις f. φαυλοις, § 34 πραγμάτων f. προσταγμάτων, § 37 τοῦ σώματος und τὴν μνήμην f. σώμ. und μνή., § 45 θέλομεν f. ἐθέλοιμεν, § 47 ληροῦντας f. λοιδοροῦντας, § 54 ἃς f. αἷς; eingeklammert § 1 αὐτά, § 2 ἐπιτηδευμάτων, § 10 μηδ' ἀμελεῖν, § 15 οὐδ' ἀνδρῶν, § 20 εἶναι und ohne Klammern § 20 τῶν φίλων. In der Annotatio critica giebt der Verfasser die abweichenden Lesarten der andern Hss und der Ausgabe von Blaß, Citate alter Schriftsteller, meist nach Blaß, und einzelne Konjekturen. In den Anmerkungen endlich bespricht er vorwiegend kritische Punkte und bringt hierbei viele Einzelheiten des Isokrateischen Sprachgebrauchs mit reichlichen Belegen aus seinen Reden, daneben auch manche erklärende Bemerkung einzelner Stellen.

Der Verfasser zeigt sich mit der Litteratur über Isokrates hinreichend vertraut und neben großer Belesenheit ein besonnenes, klares und verständiges Urteil und führt sich durch die vorliegende hübsche Arbeit als ein tüchtiger Mitarbeiter auf dem Felde der Attischen Redner ein. Möge ihm sein künftiger Beruf genügende Muße gewähren, dasselbe mit rüstiger Kraft in ersprießlicher Weise weiter zu bebauen.

Stendal. Wilh. Graßhoff.

Apollonii Pergaei quae Graece exstant cum commentariis antiquis. Edidit et Latine interpretatus est **J. L. Heiberg**. I. Leipzig 1891, Teubner, XII, 451 S. 8. 4 M.

Auf die Elemente des Euklid und die Werke des Archimedes hat Herr Heiberg nun auch die Konika des Apollonios von Perga folgen lassen,

deren erster Band uns vorliegt. Griechische mathematische Texte können überhaupt nur auf ein kleines Publikum rechnen. Am häufigsten noch wird Euklid nachgeschlagen werden, dann auch Archimedes hin und wieder, am seltensten gewiß von den dreien Apollonios. Und doch war eine kritisch gesicherte und allgemein zugängliche Ausgabe des griechischen Textes dringend zu wünschen. Denn nicht weniger als 180 Jahre sind seit dem Erscheinen von Halleys Ausgabe verflossen, und so trefflich diese auch zu ihrer Zeit war, so konnte sie doch den heutigen Ansprüchen nicht mehr voll genügen. Dazu kam als Hauptübelstand ihre Seltenheit, die eine Anschaffung selbst zu den höchsten Preisen fast gänzlich ausschließt.

Der Herausg. ist bei seinem Apollonios mit derselben Umsicht und Sorgfalt verfahren, die er bei seinen früheren kritischen Arbeiten bethätigt hat. Die Stätten, an denen maßgebende Handschriften der Konika aufbewahrt werden, sind Rom, Paris und Konstantinopel. Die älteste und offenbar auch beste Handschrift, der Vaticanus 206 saec. XII—XIII, ist von dem Herausg. an Ort und Stelle verglichen worden, der Parisinus 2342 und eine Handschrift des alten Serail in Konstantinopel konnten in Kopenhagen benutzt werden. In der Anmerkung unter dem Texte sind die Abweichungen der ältesten Handschrift vollständig, die der übrigen, unter denen noch Vaticanus 203 und Parisinus 2356 erwähnt werden, nur insoweit, als sie etwas zur Herstellung der richtigen Lesart beitragen, aufgeführt worden; der übrige kritische Apparat soll im zweiten Bande seinen Platz finden.

Die Feststellung des Textes wird erleichtert durch die strenge Regelmäßigkeit des Sprachgebrauches und die zweifellosen Schlußfolgerungen in der Beweisführung, nicht zum mindesten aber auch durch die Zuverlässigkeit der Überlieferung. Denn wenn auch der Vaticanus 206 an Alter weit zurücksteht hinter den Haupthandschriften des Euklid, so zeigt sich sein Text doch nahezu fehlerfrei. Einige orthographische Eigentümlichkeiten (ich möchte kaum sagen Versehen), wie πεποιείσθω statt πεποιήσθω, συμπίπτει statt συμπίπτῃ oder umgekehrt συμπίπτῃ statt συμπίπτει, kleinere Fehler wie δέ statt δή, προσεκβαλῆται statt προσεκβάλληται, προποριςθεῖσαν statt προσποριςθεῖσαν, προσβληθεῖσα statt προσεκβληθεῖσα, auch hin und wieder unbedeutende Versehen in der Niederschrift der geometrischen Buchstaben kommen vor; seltener aber sind tiefer gehende Fehler, die zum Teil schon in den jüngeren Handschriften, zum Teil von neueren Gelehrten berichtigt worden sind.

Heiberg fand daher im ganzen nur wenig zu verbessern, und je größere Vorsicht er bei der Aufnahme eigener Vermutungen angewendet hat, desto sicherer kann man sein, daß das, was er dennoch geändert hat, auch zu ändern notwendig war. Wir stimmen also bei den bereits erwähnten Verbesserungen δή S. 24, 27. 276, 23 (vergl. S. 186, 19 188, 15. 284, 8 u. ö.), προσεκβληθεῖσα S. 92, 21, προσποριςθεῖσαν S. 154, 23, ferner der Einschließung der Worte κατὰ κορυφήν als eines Glossems S. 18, 27, der Änderung ποιείτω (nämlich τὸ ἐπίπεδον) statt ποιείτωσαν (verschrieben im Hinblick auf das vorhergehende τετμήσθωσαν) S. 54, 3. Mit Recht ist auch nach der ältesten Überlieferung S. 48, 16 πρὸς ταῖς τοῦ τριγώνου εὐθείαις mit Halley geschrieben worden statt des γωνίαις der jüngeren Handschriften, ferner ebenfalls auf grund der Überlieferung wieder beseitigt worden das von Halley S. 80, 2 hinzugefügte ἐκτός (denn es handelt sich hier nur darum, daß die Geraden ZΔ BA sich schneiden, und erst nachher wird noch nachgewiesen, daß der Schnittpunkt A außerhalb der Parabel oder Hyperbel liegt). Sehr wahrscheinlich ist endlich die Vermutung, daß S. 110, 14 in den Worten ἐπὶ μὲν τῆς ὑπερβολῆς ἐροῦμεν hinter μὲν ein οὖν ausgefallen sei; doch da es immerhin nicht ausgeschlossen bleibt, daß Apollonios hier ein Asyndeton bevorzugt hat, verdient die Enthaltsamkeit des Herausgebers, der dieses οὖν nur in der Anmerkung empfahl, nicht in den Text einfügte, vollen Beifall.

In der Formel des συνημμένος λόγος, d. i. der Multiplikation von Proportionen, kehren mehrmals laut handschriftlicher Überlieferung die Worte ἐξ οὗ ὃν ἔχει wieder, die der Herausgeber durch ἐκ τοῦ u. s. w. ersetzt hat. Daß die den griechischen Geometern eigentümliche Beweisführung durch lange Ketten von Proportionen ungemein umständlich ist und die Übersichtlichkeit der Beweise vielfach verdunkelt, ist schon oft von neuern Gelehrten bemerkt worden. Am allerschwerfälligsten aber ist die Ausdrucksweise, wenn Proportionen mit einander multipliziert werden sollen. Bei Pappos werden dazu Fügungen mit προσκεῖσθαι, προσλαμβάνειν, συγκεῖσθαι und besonders mit συνάπτειν verwendet. Die durch Multiplikation entstandene Proportion wird also als eine zusammengesetzte aufgefaßt, und die griechische Formel muß hinter der Präposition ἐκ zwei Genitive enthalten. Der einfachste und zugleich grammatisch genaueste Ausdruck findet sich nun bei Pappos, z. B. S. 240, 29: λόγον ἔχει τὸν συγκείμενον ἔκ τε τοῦ ἀπὸ τῆς AB πρὸς τὸ ἀπὸ τῆς ZB καὶ ἐκ τοῦ τῆς AB πρὸς BZ, 710, 18: ὁ συν-

ημμένος ἔκ τε τοῦ τῆς ΓΑ πρὸς ΖΕ καὶ ἐκ τοῦ τῆς ΓΑ πρὸς ΗΕ, oder mit nnr einmaliger Setzung von ἐκ 868, 6: (ὁ λόγος) συνῆπται ἔκ τε του τῆς ΑΒ πρὸς τὴν ΒΕ καὶ τοῦ τῆς ΕΘ πρὸς τὴν ΘΗ, und ähnlich 710, 20—25 (dreimal). 872, 12. 874, 11. 22. 890, 17 u. ö. Letztere Fügung haben schon Archimedes, z. B. über Kugel und Cylinder S. 214, 8 (ὁ λόγος) συνῆπται ἔκ τε τοῦ τῆς ΒΖ πρὸς ΖΧ καὶ τοῦ τῆς ΖΧ πρὸς ΖΘ, und Apollonios Kon. 1 S. 52, 1: λόγος σύγκειται ἔκ τε τοῦ τῆς ΕΜ πρὸς ΜΗ καὶ τοῦ τῆς ΔΜ πρὸς ΜΡ, und ähnlich 3 S. 448, 11—450, 21 (sechsmal). Es kann aber auch im zweiten Gliede nicht bloß ἐκ, sondern auch τοῦ weggelassen werden, z. B. bei Archimedes ebenda 242, 24: ὁ συνημμένος ἐκ τοῦ τῆς ΗΘ πρὸς ΘΓ καὶ τῆς ΑΘ πρὸς ΘΓ, bei Pappos 874, 4: συνῆπται λόγος — ἔκ τε τοῦ τῆς ΒΓ πρὸς ΚΝ καὶ τῆς ΚΝ πρὸς ΚΜ. Ähnliche Schwankungen sind zn beobachten, wenn die Proportionen durch einen Relativsatz mit dem Verbum ἔχειν ausgedrückt sind. Den vollständigen Ausdruck bietet z. B. Pappos 712, 25: ὁ συνημμένος λόγος ἔκ τε τοῦ ὃν ἔχει ἡ ΓΕ πρὸς ΕΔ καὶ ἐκ τοῦ ὃν ἔχει ἡ ΓΒ πρὸς ΒΔ, oder es fehlt ἐκ im zweiten Gliede, wie bei Apollonios Kon. 1 S. 124, 19: τὸν συγκείμενον ἔχει λόγον ἔκ τε τοῦ ὃν ἔχει ἡ ΑΕ πρὸς ΕΖ καὶ τοῦ ὃν ἔχει ἡ ὀρθία πρὸς τὴν πλαγίαν, und ähnlich 342, 3, ferner bei Pappos 712, 22: συνῆπται λόγος ἔκ τε τοῦ ὃν ἔχει ἡ ΓΑ πρὸς ΔΗ, τουτέστιν ἡ ΓΕ πρὸς ΕΔ, καὶ τοῦ ὃν ἔχει ἡ ΓΑ πρὸς ΖΔ, und ähnlich 872, 6. 10. 894, 5, oder es ist die ganze Wendung ἐκ τοῦ ὃν ἔχει im zweiten Gliede zu ergänzen, wie bei Archimedes üb. Kug. n. Cyl. 212, 19: συνῆπται ἔκ τε τοῦ ὃν ἔχει ἡ ΡΑ πρὸς ΑΔ καὶ ἡ ΔΑ πρὸς ΑΧ, und ähnlich 212, 23. 214, 6. 242, 14, Eutokios zu Archim. 142, 24. 148, 13 (Heiberg). Apollonios Kon. 1 S. 52, 3, Pappos 704, 24. 868, 8—12. Statt ἐκ τοῦ ὃν ἔχει kann schon im ersten Gliede die Attraktion eintreten, wie bei Pappos 680, 23: λόγος ὁ συνημμένος ἐξ οὗ ἔχει μία κατηγμένη πρὸς μίαν καὶ ἑτέρα πρὸς ἑτέραν, oder es folgt auf ein vorangehendes ἔκ τε τοῦ ὃν ἔχει im zweiten Gliede ein καὶ ἐξ οὗ ohne ἔχει, wie bei Pappos 704, 27: ὁ συνημμένος ἔκ τε τοῦ ὃν ἔχει ἡ ΒΔ πρὸς ΔΓ καὶ ἐξ οὗ ἡ ΓΔ πρὸς ΔΕ. Man hat aber auch im zweiten Gliede ein καὶ ἐξ οὗ ὃν ἔχει folgen lassen, mithin sowohl die Attraktion angewendet als ὃν noch beigefügt. Das ist eine grammatische Unregelmäßigkeit, allein sie kehrt beim συνημμένος λόγος so häufig wieder, daß sie als eine gewohnheitsmäßige Formel anzuerkennen ist. Aus Pappos ist dieses καὶ ἐξ οὗ ὃν ἔχει zu belegen in Verbindung mit συνῆπται 890, 12. 15, mit συνημμένος 704, 23. 26. 926, 28, mit συγκείμενος 240, 19. Apollonios schreibt, soviel ich aus den hier vorliegenden ersten drei Büchern der Konika habe entnehmen können, im zweiten Gliede entweder καὶ τοῦ ὃν ἔχει (wie vor kurzem angeführt wurde) oder καὶ ἐξ οὗ ὃν ἔχει, denn so ist gleichmäßig im Vaticanus 206 überliefert S. 114, 17. 20. 23. 120, 19. 122, 7. 13. 21. 124, 8. 23. 25. 27. 174, 5. 340, 24. Halley hat dies an einigen Stellen beibehalten, an anderen aber καὶ ἐκ τοῦ u. s. w. bevorzugt, und dies letztere hat der neueste Herausgeber auch an den Stellen gesetzt, wo Halley noch οὗ im Texte gelassen hatte. Es ist aber gewiß überall der ältesten Überlieferung zu folgen und καὶ ἐξ οὗ ὃν ἔχει als echt Apollonische Formel anzuerkennen.

Überliefert ist im Vaticanus 206 S. 4, 13 auch συνείδαμεν. Der Herausg. schreibt mit dem Vaticanus 203 nnd mit Halley συνείδομεν, deutet jedoch in der Anmerkung an, daß συνείδαμεν vielleicht richtig sei. Der Bindevokal α ist in die Formation des starken Aorists bekanntlich am frühesten bei εἶπα und ἤνεγκα eingedrungen. Nicht viel später als Apollonios schrieb Polybios ἀπελίπαμεν VI 57, 1, εἵλαντο XXXVIII 4, 4, προείλαντο II 61, 10, παρείλαντο IV 51, 6. XXXVII 1, 10, ἐπανείλατο VIII 14, 2, ἀντέπεσαν III 19, 5, ἐνέπεσαν XXXIII 17, 1, nicht zn gedenken der vielen Formen der Art, die in der Septuaginta sich finden. Es hätte daher συνείδαμεν wohl unbedenklich in den Text des Apollonios aufgenommen werden können.

Die Ausstattung des Buches durch die Verlagsbuchhandlung verdient alle Anerkennung; die zum Teil recht komplizierten Figuren erscheinen scharf und deutlich, trotzdem daß sie entsprechend dem Format der Ausgabe in viel kleinerem Maßstabe gezeichnet sind als jene in dem Halleyschen Folianten. Der Druck ist korrekt, die Anmerkungen sind in übersichtlicher Anordnung unter dem Texte beigefügt. Zu S. 24, 1 fehlt bei dem Lemma τοῦ ein Hinweis, daß das erste, nicht das zweite der oben in der Texteszeile stehenden τοῦ gemeint ist; sonst ist dem Ref. keine Undeutlichkeit in den Beziehungen zwischen Text und Anmerkung aufgefallen. Für den zweiten Band, in welchem vollständigere Angaben über die Abweichungen der jüngeren Handschriften folgen sollen, ist die Aufnahme auch der Varianten des Halleyschen Textes als wünschenswert zu bezeichnen.

Dresden-Striesen. Friedrich Hultsch.

M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sestio. Scholarum in usum edidit **Aloisius Kornitzer.** Wien 1890, Gerold. 127 S. Kl. 8. 90 Pf.

Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von **Fr. Richter** und **Alfred Eberhard.** 4. umgearbeitete Auflage. Leipzig 1890, Teubner. 80 S. 8 60 Pf.

M. Tullio Cicerone. L'orazione per il ritorno di M. Cl. Marcello. Riveduta e commentata da **Riccardo Cornali.** Torino 1890, Loescher. XVII, 27 S. 8. 0,80 L.

No. 1 ist die Probe einer Ausgabe von Ciceronis orationes selectae, die in schneller Aufeinanderfolge von demselben Herausg. besorgt worden sind. Das äußere Gewand, namentlich der schöne und große Druck, empfiehlt die Ausgabe zum Schulgebrauch nicht minder als die innere Einrichtung. Der Text ist möglichst lesbar im Anschluß an C. F. W. Müller hergestellt; über wenige Abweichungen von demselben belehrt eine beigegebene discrepentia scripturae. Ein Argumentum und ein Index nominum (S. 83—127) in faßlichem Latein erklärt Persönliches und Sachliches, bes. Antiquarisches, in so hinreichender Weise, daß der Schüler für die Präparation zunächst keiner weiteren Hülfe bedarf. — § 15 lautet *ruebat ille annus iam in rem publicam* nach Eberhard; ist nicht Köchly der Urheber dieser Konjektur? § 72 *ex deserto Gaviorum oliveti area* nach Koch und Eberhard. § 78 *sed iure laesisset*, wo bereits Wunder und Madvig *rem publicam* tilgten. § 107 nimmt Herausg. die Konjektur *professus est populo Romano* statt *populo Romano praebuit*, Madvig, auch für sich in Anspruch, da er sie ganz unabhängig von Koch nach Pis. § 80 . . . *sed etiam supplicem pro me profiteretur* gefunden habe. § 118 heißt nach G. Löwe „*Spéctatores ém videte póstprincipia atque éxitus Vitiósae vitae*"; die unsichere Stelle lautet bei Müller † *huic tite tua postpr.*, nach Halm-Laubmann, dem auch Bouterwek folgt „*Huic, Tite, Tua póst principia atque éxitus vitiósae vitae —!*" = diesem (deinem) Lasterleben wird nach deinen Anfängen ein entsprechender Ausgang zu teil.

No. 2 hat angesichts der zahlreichen Bearbeitungen der Pompeiana und der Verbesserungsvorschläge zu den unsicheren Stellen eine sehr erwünschte Erweiterung erfahren: der Kommentar ist um drei Seiten, der kritische Anhang um fast eine Seite gewachsen. Zum Privatstudium empfiehlt sich ersterer, zumal auch wegen der ungemein häufigen Citate und Verweise auf Grammatik und Stilistik, ganz besonders; für die Schule selbst ist er fast zu unübersichtlich. Textliche Änderungen an schwierigen Stellen, wie § 15 und 18, sind mir wenigstens nicht aufgefallen. Für den Philologen am wertvollsten ist die Vermehrung der Litteratur im kritischen Anhang.

No. 3 gehört einer Collezione di classici greci e latini con note italiane an, die in dieser Wochenschr., zuerst von uns 1885, No. 31/32, öfter Erwähnung gefunden hat. Die Einleitung über das Konsulat des Marcellus und die vorliegende Rede zeugt von liebevollem Eingehen auf den Gegenstand und eifrigem Streben nach historischer Wahrheit. Der Kommentar bietet in seinen Erläuterungen manche wörtliche Übersetzung und scheint deshalb sowie auch wegen der elementar-grammatischen Bemerkungen und wegen der Verweise auf die allereinfachsten Regeln bei Ellendt-Seyffert und Ferd. Schultz nur geringe sprachliche Kenntnisse der Leser vorauszusetzen. Das Ganze aber atmet Lust und Begeisterung, wovon auch Citate aus Dante u. a. zeugen. Der Text lehnt sich an C. F. W. Müller, Baiter und Kayser, Richter und Eberhard und Fumagalli an, außerdem an eine Kollation des Med.-Laur. § 11 für *florescet* war bereits *florescat* bevorzugt, dsgl. § 21 *superfuerunt* anerkannt worden; § 26 *gloriam magnam* vor *relinquemus* ohne Klammer; § 32 findet sich *non sapientiae modo sed etiam sanitatis* statt *non solum sap., sed san.*

Quedlinburg. Fr. Müller.

Cypriani Galli poetae heptateuchos, accedunt incertorum de Sodoma et Iona et ad senatorem carmina et Hilarii quae feruntur in Genesin, de Maccabaeis atque de euangelio. Rec. **Rud. Peiper** (Corp. script. eccl. Lat. XXIII). Wien 1891, Tempsky. XXXIX, 348 S. 8. 10 M.

Die poetische Bearbeitung des alten Testaments, welche Kardinal Pitra stückweise und nach ihm Mayor zuerst als Ganzes herausgegeben hatte, wird in den Handschriften einem Cyprianus zugeschrieben. Peiper hält den Namen für echt und vermutet in dem Verfasser einen Gallier, der vor Cl. Marius Victor, also in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, gelebt habe. Ersteres kann richtig sein; aber die Zeitbestimmung des Dichters hängt davon ab, ob man mit Peiper und Schenkl annimmt, daß Victor ihn benutzt habe. Ich bin eher geneigt, das Gegenteil für richtig zu halten und Cyprianus nach Victor anzusetzen, weil er ungleich mehr metrische und prosodische Freiheiten aufweist als der letztere. Erhalten ist nur die Bearbeitung der ersten sieben Bücher des alten Bundes und auch diese nicht vollständig. Bruchstücke der übrigen reichen bis Paralip. I; denn daß auch der einzige ohne Namen aus Job citierte Vers diesem Werke angehöre, ist eine

höchst unsichere Vermutung. Wie der Archetypus ohne Zweifel schon stark mitgenommen war, so sind auch die drei vorhandenen Haupthandschriften, zwei Laudunenses, A aus dem Anfang, B aus dem Ende des neunten Jahrhunderts, und ein Cantabrigiensis s. XI (C) lückenhaft; für die Genesis kommt noch ein Corbeiensis s. IX (G) in betracht. Der Text hat durch den Herausgeber eine sehr sorgfältige Bearbeitung erfahren, die sich von vorschnellen Vermutungen ebenso fern hält wie von einer Überschätzung der zum Teil recht verderbten, stellenweise aber wieder ganz guten Überlieferung. Unterstützt wurde er dabei durch Mayor, von dem die Vorrede eine ganze Reihe großenteils gelungener Besserungen mitteilt, die nicht mehr in den Text gesetzt werden konnten. Nur selten ist die Überlieferung der Handschriften und besonders der ältesten A mit Unrecht fallen gelassen worden. So ist Gen. 16 die Konj. figit unnötig und mit A C fingit zu lesen. Gen. 342 ist dicit (A) richtig, ebenso 351 und Ex. 1048; vgl. Gen. 1230. Auch Gen. 409 war mit A ducit zu schreiben. Gen. 768 ist ebenso camellis zu lesen wie 1163 camellos. Gen. 1128 ziehe ich serviret dem inserviret von C G vor. Ex. 649 ist lactanda in A eine leichte und auch sonst (vgl. 673 iecta für lecta) vorkommende Verschreibung des richtigen iactanda. Ex. 737 hat P. das überlieferte manere überflüssigerweise zu minare geändert, da in mit dem Acc. statt mit dem Abl. wiederholt vorkommt, z. B. Deut. 191, Jes. 26. — Ex. 887 war nach A ac aufzunehmen, 901 recursat; vgl. 991 und Jud. 124. — Ex. 899 liegt kein Grund vor, silvam in stipulam zu ändern. Ex. 941 ist ne festina agere (A) dem ne festinus age des C vorzuziehen, 1019 longaevos dem aufgenommenen longinquos. Ex. 1032 läßt sich din, wofür P. cluens (!) schreibt, halten, wenn man verbindet terram carentem humano cultore din. Lev. 33 ist ore milvus obunco (A) entschieden besser als die Vermutung ore miluus unco. Num. 8 lesen A B C grandior aevum, P. aber schreibt grandior aetas. Leichter wäre grandior aevus, wenn überhaupt zu ändern ist. Num. 54 ist capesset nach A (capisset) richtig; vgl. 58 und 60. Num. 255 ist faciles iras zu verstehen als „leicht zu besänftigender Zorn"; vgl. Jud. 268. — Num. 496 ist meditans zwar eine sehr leichte Änderung für medicans, aber doch nicht nötig; vgl. 542 ff. — Deut. 78 war vertere nach A B beizubehalten, da das Simplex sehr häufig im Sinne von evertere steht. Jes. 162 ist es ganz gleichgültig, ob man comitante oder comitata liest; aber letzteres hat die bessere Gewähr durch A. — Anschließend an diese Bemerkungen schlage ich einige Verbesserungen vor. Gen. 1192 ist tam für iam, 1342 abeuntibus für obeuntibus zu lesen (doch können an beiden Stellen bloß Druckfehler vorliegen). Gen. 1360 war nach A (se nec non) zu verbessern prosequitur Iudas: *sine eo* non posse reverti proclamat. Ex. 32 entspricht Peipers mais zwar dem obstetricibus der Bibel, doch erregt das Glossenwort Bedenken und A bietet manibus; der Dichter schrieb *anibus*. Ex. 52 f. wird zu schreiben sein inpositum mittit *lintri* (tristis A; vgl. 60), quo rauca fluenta in pronum deferre *queant*, cum remige *caret*. Ex. 161 ist zu lesen ac ne praetrepidus coepto *referaris ab* actu (cepta referam sub A); vgl. 638. — Ex. 310 f. heißt es vom Hagelwetter rotat frigentia tela, quae densa de caute volant. Dies könnte zur Not verstanden werden „die in dicht gedrängten Klumpen niederfallen". Da aber Paulin. Petricord. vom gewitterdrohenden Himmel sagt (V, 749) umida nigrantem praetexunt vellera cratem, liegt es nahe, auch hier caute in *crate* zu ändern. Ex. 317 schreibt P. modo stravit für monstravit; warum nicht lieber *constravit*? Ex. 479 vermute ich nach desectare in A *disiectare*; vgl. Ex. 14, 16 u. 21. — Ex. 603 ist per munere überliefert, P. schreibt pro munere; ich ziehe per munera vor. Ex. 698 vermute ich *sciscitat* nach A (discitat). Lev. 40 heißt es octavus, quo sollemne est truncare pudenda; doch A C bieten qui, A sol nitet, C sole nitet. Das Richtige ist qui *sollicitet*. Num. 98 verstehe ich das Epitheton serus bei adulter nicht und vermute saevus (seruus serus A). Num. 597 ist aus emensus mit Mayor herzustellen *emissus*: vgl. 637 mit Num. 22, 35. — Num. 652 ist terraeque indicit opimae seltsam; man erwartet addicit, doch ist wohl *inducit* das Richtige. Der Dativ des Zieles findet sich noch Gen. 1264 amisso rediisse loco. — Die Orthographie hat der Herausgeber einheitlich gestaltet, wenn auch dabei einzelne Versehen vorgekommen sind, wie mehrmals adspicere gegen das überlieferte aspicere, während letzteres Ex. 1152 und 1269 aufgenommen ist. Doch war mit der besseren Überlieferung überall quicquid und quicquam, dann Ex. 819, 1013, Deut. 66 dissicit zu schreiben. Die Handschriften haben oft Nominative auf -is statt -es, die geändert werden. Auffallend ist nur, daß an allen (mehr als 60) Stellen bis auf zwei (Gen. 1328, Ex. 457) einhellig vatis überliefert ist; es kann dies kaum ein Zufall sein.

Von den kleineren Dichtungen waren de Sodoma, de Iona und ad senatorem schon von

Hartel im Anhang zu Cyprianus, dem sie von den Handschriften zugewiesen werden, herausgegeben worden. Peiper hat neues und besseres Handschriftenmaterial benutzt; doch bleibt bei der dunklen Sprache des Autors, der, wenn es überhaupt ein und derselbe ist, auf keinen Fall mit dem Gallier Cyprianus identisch sein kann, noch gar manches unverständlich. Eine einfachere Schreibart herrscht in den einem unbekannten Hilarius zugeschriebenen Gedichten, die wenige Stellen abgerechnet sich glatt lesen lassen. Im carmen de martyrio Maccabaeorum ist 120 wohl sed hic, 177 generique accede, 184 id est zu lesen.

Der Band ist mit einem vierfachen Inhaltsverzeichnis ausgestattet. Den Anfang macht ein reichhaltiges Register der auctores und imitatores; daran schließt sich der index nominum mit zahlreichen und sehr nützlichen Verweisungen auf die Septuaginta, welche der Verfasser des Heptateuch benutzte. Im index verborum et locutionum vermißte ich dimittere = relinquere Gen. 927, sollicitudo = cura Deut. 144. Der index metricus läßt die außerordentlich große Zahl der prosodischen Freiheiten im Heptateuchos deutlich ersehen, während sie in den kleineren Dichtungen fast verschwinden. Lob verdient die Beisetzung der Kapitel- und Verszahlen der Bibel zu den entsprechenden Versen des Heptateuchos, da hierdurch das Lesen sehr erleichtert wird. Weniger angenehm berührt die bedeutende Menge der Addenda und Corrigenda, in denen zudem durchaus nicht alle Fehler verzeichnet sind; solche finden sich sogar in den Addenda selbst. Die Ausstattung ist im ganzen gut; doch hat der Verleger mit dem Wechsel des Druckers keinen glücklichen Griff gethan. Dies beweisen die nicht seltenen Spuren von halb oder ganz zerstörten Typen; namentlich die Kommata sind sehr häufig so undeutlich, daß sie als Punkte erscheinen, was außerordentlich störend ist.

Graz. M. Petschenig.

Otto Puchstein, Pseudohethitische Kunst, ein Vortrag. Berlin 1890, Dietrich Reimer. 22 S. 8. 1 M.

Puchstein sucht in seiner Habilitationsvorlesung eine Klasse orientalischer Skulpturen chronologisch und ethnologisch zu bestimmen, zu deren Kenntnis er selbst durch seine Reisen erheblich beigetragen hat, und von welcher interessante Proben neuerdings auch durch die erfolgreichen Ausgrabungen des deutschen Orientkomités bei dem syrischen Dorfe Sendjirli nach Berlin gelangt sind. Die seit Sayces Forschungen übliche Benennung dieser Denkmäler, welche sich von Nordsyrien über den Taurus herüber bis in die Nähe Smyrnas erstrecken, nach dem Volke der Hethiter hält P. aus chronologischen Gründen für unrichtig. Die namentlich auf Sayces Kombinationen beruhende Hypothese über das Reich der Hethiter stützt sich zum Teil auf ägyptische und babylonische Inschriften, teils auf alttestamentliche Nachrichten, zum teil endlich auf Schlüsse aus unsern Denkmälern, welche vielfach Bustrophedoninschriften in noch nicht entzifferten Hieroglyphen tragen, sodaß nicht einmal feststeht, ob sie alle in derselben Sprache abgefaßt sind. Diese Schlüsse seien nicht haltbar, da man die Denkmäler ohne nähere Prüfung zu alt ansetzte.

Aus den ägyptischen und babylonischen Inschriften geht hervor, daß sich im 15. Jahrhundert vor Chr. am oberen Orontes ein großes Reich bildete mit der Hauptstadt Qadesch am Orontes und einem zweiten Vorort Karkemisch am Euphrat. Die Bewohner dieses Reiches, von den Ägyptern Cheta genannt, führen im 14. und 13. Jahrhundert mit diesen mannigfache Kriege, jedenfalls ohne vernichtende Niederlagen zu erleiden; im 12. Jahrhundert verschwinden sie aus der ägyptischen Überlieferung infolge derselben Völkerwanderung asiatischer Stämme, welche den Ramessiden zu thun machte. Die Stadt Karkemisch wird als Hauptstadt der Hatti noch in jüngeren assyrischen Inschriften erwähnt, namentlich ihre Eroberung durch Sargon 717 v. Chr. Die Denkmäler, welche einesteils durch die Inschriften, anderesteils durch den Stil zusammengehalten zu werden scheinen, faßte Sayce als Dokumente einer hethitischen Herrschaft, welche sich im 13. bis 12. Jahrhundert über Kleinasien erstreckt habe.

Richtig unterschied man unter den Skulpturen in rein „hethitischem“ Stile gearbeitete und assyrisch beeinflußte. Letztere, von welchen die Löwenjagd aus Saktschegösü in Berlin ein hervorragendes Beispiel ist, sind chronologisch mit Sicherheit bestimmbar. Der assyrische Stil, welcher hier eingewirkt hat, ist der unter Sargon ausgebildete, welcher 708 v. Chr. jene Gegend unterwarf. Erst damals wird die assyrische Kunstweise in Nordsyrien eingeführt worden sein. Zu dieser Annahme stimmen auch die Funde von Sendjirli; man fand ein Festungsthor mit rein hethitischen Skulpturen und in demselben Gebäude eine Siegesstele Assarhaddons, welche etwa 670 v. Chr. errichtet sein wird. Die Skulpturen des Thores kann man, weil der Stil gar keine assyrischen Einflüsse zeigt, unbedenklich vor 708 ansetzen.

Schwieriger ist die Frage, wie viel sie älter sein können. Puchstein glaubt hier, gestützt auf Furtwänglers verdienstliche Arbeit in Roschers mythologischem Lexikon (Gryps), aus dem auf jenen Reliefs vorkommenden Greifentypus schließen zu können, daß sie wahrscheinlich im 8., frühestens im 9. Jahrhundert entstanden seien. Der Greif von Sendjirli zeige nämlich bereits den Typus (mit einem knopfartigen Aufsatz auf dem Kopf), welchen Furtwängler für die griechische Kunst in Anspruch nimmt und für jünger hält als den assyrischen Typus des neunten Jahrhunderts. Aber gerade die Ausgrabungen von Sendjirli zeigen ja, daß jener Typus nicht ausschließlich griechisch ist, und allgemein griechisch ist er auch nicht. Um ihn zu chronologischen Schlüssen zu verwenden, müßte wenigstens feststehen, daß er aus dem assyrischen Typus abgeleitet ist. Aber die Arbeit Furtwänglers bedarf überhaupt einer durchgreifenden und zusammenhängenden Revision: für den ägyptischen Greifentypus hat das Puchstein kürzlich selbst gezeigt (Jahrbuch VI S. 41) an einem Beispiel, bei welchem man allerdings nicht stehen bleiben darf. Wenn Puchstein auf dieser Fabelgestalt anderes aufbauen wollte, so hätte er auch die sogenannten hethitischen Cylinder, wenn auch ablehnend, in den Kreis seiner Untersuchung ziehen müssen. Beschränkung des Materials und der Litteratur auf das Notwendigste und dogmatische Haltung ist ja durch die Entstehung der Schrift als Vortrag gerechtfertigt; aber es ist zu hoffen, daß P. eingehender auf diese Fragen zurückkommt. Zum Glück steht Puchsteins Zeitbestimmung nicht allein auf den Füßen der Greifen. Jene Skulpturen sind in anderen Gestalten (Sphinx, löwenköpfiger Dämon) stofflich bereits von assyrischen Vorbildern abhängig, ein Umstand, welcher verbietet, bis in das zweite Jahrtausend zurückzugehen. Stilistisch dringt die assyrische Kunst erst gegen 708 durch, wahrscheinlich ziemlich plötzlich, weshalb man sich hüten muß, aus bedeutenden stilistischen Unterschieden auf ebensolche chronologische zu schließen.

Rein hethitische Skulpturen von einem zweiten Thore des Bauwerks bei Sendjirli sind stilistisch altertümlicher; P. möchte sie etwa 2—3 Generationen früher und den Beginn der altkommagenischen Plastik überhaupt etwa um 950 setzen. Dieser Ansatz ist allerdings nicht ganz sicher, wenn sich nicht auch hier die stoffliche Abhängigkeit von datierten assyrischen Vorbildern erweisen läßt, was aus Puchsteins Ausführungen nicht hervorgeht.

Die nordsyrischen Hieroglyphen sind nach P. ebenso wie der Kunststil, vollständig selbständig; sie erscheinen erst auf den jüngeren Denkmälern des 8. bis 7. Jahrhunderts in ausgedehnterer Verwendung.

Die für die kommagenischen Denkmäler angenommenen Daten sind auf die stilistisch übereinstimmenden kleinasiatischen zu übertragen, welche nur in Äußerlichkeiten wie Tracht u. ä. Besonderheiten zeigten. Am ältesten sind hier die Reliefs von dem Festungsthore bei Hüjük in Kappadokien, doch schwerlich älter als jene von Sendjirli. Der stoffliche Einfluß Assyriens nimmt mit der Entfernung ab; doch zeigen ihn noch stark die Götterdarstellungen von Boghasköi einige Meilen von Hüjük, stilistisch sind sie jünger als die dortigen Skulpturen, aber jedenfalls älter als der Untergang Assyriens durch die Meder um 600. In das 7. Jahrhundert möchte P. auch das Felsrelief von Jbris an der kilikisch-lykaonischen Grenze setzen, in die Zeit um 800 die beiden Figuren bei Nymphi zwischen Sardes und Ephesos, welche Herodot als Siegesdenkmäler des Sesostris gezeigt wurden, und welche P. mit Recht einem lydischen Herakliden oder älteren Mermnaden zuschreibt. Ein Anzeichen dafür, daß die „hethitische" Plastik über das 10. Jahrhundert zurückgehe, giebt es auch in Kleinasien nicht.

Diese chronologischen Thatsachen sind mit Sayces Konstruktion unvereinbar, welcher nach seiner Hypothese (d. h. nach den ägyptisch-babylonischen Inschriften) das Alter der Skulpturen von Hüjük und Boghasköi falsch bestimmte. Von den ägyptischen Cheta, deren Blüte 500 Jahre früher fällt, können jene Denkmäler nicht herrühren. Die Herrschaft der Hatti in Karkemisch dauert ja allerdings bis zum Ende des 8. Jahrhunderts; aber sowohl Qadesch wie Karkemisch liegen außerhalb des Verbreitungskreises unserer Denkmäler. Diese fallen in die Jahre 1000—600 und vergleichen sich mit den primitiven Anfängen der gleichzeitigen griechischen Kunst; daß die Hethiter lange, nachdem sie in lebhaften Beziehungen zu Babylon und Ägypten gestanden hatten und politisch vernichtet waren, eine primitive nationale Kunst sollen ausgebildet haben, ist nach P. durchaus unwahrscheinlich.

Diesem kritischen Hauptteil der Puchsteinschen Auseinandersetzungen wird man die Zustimmung nicht versagen können. Seine neue Hypothese, daß jene Skulpturen von den durch Ramses III. 1170 zurückgeschlagenen Nordvölkern herrühre, von deren zersprengten Scharen man auch die Philister hat ableiten wollen, hat wenigstens das für sich, daß sie chronologisch möglich ist und die stilistische Unschuld jener Kunstwerke gut erklärt.

Um sie zu einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben, wären freilich eingehende Vergleichungen der „pseudohethitischen" Denkmäler mit den ägyptischen Darstellungen jener Kämpfe sowie der Hethiterdarstellungen erforderlich. Ob z. B. die trachtgeschichtlichen Momente Puchsteins Vermutung günstig sind, ist mir zweifelhaft. Über die Nationalität würde erst die Entzifferung der Inschriften ein Urteil gestatten, welche indessen, da sie in bildlichen Zeichen geschrieben sind, auch ohne Verständnis der Sprache oder der Sprachen rein formell von größerer Wichtigkeit sind, als aus Puchsteins Ausführungen ersichtlich ist. Eine Prüfung ihres Verhältnisses zu den ägyptischen Hieroglyphen, sowohl im Prinzip des Schreibens wie in den einzelnen Zeichenformen, ist jedenfalls für die Bestimmung der Kulturzusammenhänge und damit auch der Geschichte und Nationalität jenes Volkes in erster Linie wichtig; soviel scheint man aus den Denkmälern schließen zu können, daß nach dem 10. Jahrhundert die Bevölkerung nicht mehr gewechselt hat. Schlüsse aus den mutmaßlichen Götterdarstellungen auf den Götterglauben und von diesem auf Nationalitätunterschiede sind natürlich ein Notbehelf; P. meint, daß in Nordsyrien erst nach der assyrischen Eroberung assyrische Göttertypen, namentlich die auf Tieren stehenden Gestalten eingedrungen seien, daß mithin die Göttervorstellungen jenes Volkes ursprünglich von denen der Assyrer abgewichen seien und auch von jenen der Hethiter, wenn nämlich die auf einem Löwen stehende Göttin Quedesch, welche auf ägyptischen Denkmälern der 19. und 20. Dynastie vorkomme, wie wahrscheinlich sei, aus Qadesch stamme.

In Kleinasien zeigen die Skulpturen von Üjük, welche allerdings nur wenige Götter darstellen, noch keinen sicheren assyrischen Einfluß, dagegen die von Boghasköi weitgehende Übereinstimmung mit den assyrischen Planetengöttern von Malthaï; sie lassen sich auch mit den nach griechisch-römischen Quellen in Kappadokien verehrten Göttern in Übereinstimmung bringen. Auch diese Übereinstimmung würde gegen eine Zurückführung der kappadokischen Skulpturen auf die rätselhaften Hethiter sprechen.

Die chronologische Bestimmung jener Denkmäler scheint in der Hauptsache gesichert und ist wertvoll. Hoffentlich beteiligt sich Puchstein auch an ihrer historischen und kunstgeschichtlichen Verwertung innerhalb größerer Zusammenhänge.

Basel. Ferdinand Dümmler.

Keilinschriftliche Bibliothek. Sammlung von assyrischen und babylonischen Texten in Umschrift und Übersetzung. In Verbindung mit L. Abel, C. Bezold, P. Jensen, F. E. Peiser, H. Winckler herausgegeben von **Eberhard Schrader.** Band II. Mit chronolog. Beigaben des Herausgebers und einer Karte von H. Kiepert. Berlin 1890, H. Reuther. 12 M.

Dem ersten Band dieser Sammlung, welchen wir in No. 25 und No. 26 des Jahrgangs 1889 dieser Wochenschrift besprochen haben, ist schnell der zweite gefolgt. Er enthält die historischen Texte des neuassyrischen Reiches von *Tiglatpileser III.* bis auf *[Sin-šar(?)-]iškun.*

Was wir über die Zuverlässigkeit der in Umschrift gebotenen Texte, die Lesung, die Richtigkeit und Geläufigkeit der Übersetzung beim ersten Bande hervorheben konnten, gilt in demselben Maße auch für den vorliegenden Band. Hinsichtlich der äußeren Anordnung sind gemäß den von verschiedenen Seiten gemachten Vorschlägen mehrfache Verbesserungen zu verzeichnen.

Von den Inschriften *Tiglatpilesers (Tuklat-abil-ešarra)* des Dritten — so muß, seit Entdeckung eines mit dem großen Tiglatpileser I. nicht identischen früheren Herrschers dieses Namens, der bis vor kurzem allgemein als der Zweite bezeichnete König benannt werden — sind die wichtigsten, die Annalen, zum größeren Teil in einem Zustande trauriger Verstümmelung auf uns gekommen. Der Sargonide *Asarhaddon* behandelte den unvollendeten Palast seines Vorgängers, der wahrscheinlich als Usurpator und illegitimer Herrscher betrachtet wurde, als Steinbruch bei der Erbauung des eigenen neuen Palastes (des Südwestpalastes in Nimrud-Kalah). Es ist Eb. Schraders Verdienst, zuerst Zusammenhang und Ordnung in die verstümmelten Überreste der Annalen gebracht und eine zusammenhängende Ausgabe vorbereitet zu haben. Dieselbe wird uns nun von Schraders Hand in Umschrift und Übersetzung gleichzeitig mit der Prunkinschrift und der Thontafelinschrift desselben Königs geboten, und wir haben vollen Grund, für diese Bereicherung der assyrischen Litteratur besonders dankbar zu sein.

Die Inschriften *Sargons II.* aus dem Palast zu Khorsabad, der Stätte, an welcher zuerst durch Bottas Ausgrabungen ein Einblick in das assyrische Altertum gewonnen wurde, sind vor kurzem von Winckler herausgegeben und übersetzt. Die Umschrift und Übersetzung im vorliegenden Bande dagegen rührt von Peiser her. Ist es auch natürlich nicht zu erwarten, daß dieselbe von Wincklers Arbeiten ganz unbeeinflußt geblieben sei, so wird doch namentlich für Fernerstehende die Möglich-

kelt, diese wichtigen und inhaltreichen Texte in zwei selbständigen, fast gleichzeitigen Bearbeitungen benutzen zu können, von Wert sein. Ein Vergleich der beiden Ausgaben wird lehren, daß im wesentlichen durchgehends Übereinstimmung in der Auffassung herrscht, daß es **Peiser** aber gelungen ist, einerseits die Übersetzung vielfach flüssiger zu gestalten, ohne daß größere Abweichungen von dem Wortlaut des assyrischen Textes nötig geworden wären, während er andererseits an einigen lexikalisch und sachlich schwierigen Stellen einer plausiblen Erklärung näher gekommen ist als Winckler, so z. B. in Z. 10 ff. des Eingangs der großen Prunkinschrift. Da übrigens die größten und wichtigsten der Inschriften König *Sargons*, die sogen. Annalen, in die „Keilinschriftliche Bibliothek" nicht aufgenommen sind, so bleibt für den Historiker die Benutzung der Wincklerschen Ausgabe auch fernerhin unumgänglich.

Der Bearbeitung der Inschriften *Sanheribs* durch C. **Bezold** ist es zu gute gekommen, daß sie in London angesichts der inschriftlichen Schätze des britischen Museum vorgenommen werden konnte. **Bezold** hat dieselben mit gewohnter Sorgfalt und Umsicht zur Herstellung eines zuverlässigen Textes aus möglichst vielen Duplikaten und Paralleltexten und zur Angabe zahlreicher Varianten benutzt. Auch tritt, was wir hervorzuheben nicht versäumen wollen, gerade bei **Bezold** das erfolgreiche Bestreben, Wörtlichkeit der Übersetzung mit guter deutscher Diktion zu verbinden, besonders erfreulich hervor.

Bezolds Auffassung des assyrischen Textes können wir uns allerdings verschiedentlich nicht zu eigen machen. So sind — um einiges Wichtige herauszuheben — die Könige, die als *ašib parakke* (Col. I 12 S. 82) bezeichnet werden, nicht, wie es **Bezold** im Anschluß an **Delitzsch** thut, als „Bewohner eines Throngemaches" zu betrachten, sondern als solche, „die auf Thronen sitzen". Desgleichen, wenn von der Entführung der Götterbilder besiegter Staaten *ina parakke-šunu* die Rede ist, so bedeutet das nicht „in ihren Schreinen" (Col. IV 23 S. 100), sondern „auf ihren (heiligen) Sitzen oder Thronen". Die bab.-ass. Götter wurden vielfach, wie uns die einheimischen Darstellungen zeigen, sitzend gebildet auf niedrigen Sesseln, die im Assyrischen durch *parakku*, ein Lehnwort aus dem Sumerischen, bezeichnet werden (s. des Ref. Dissertation *De inscriptionibus cuneatis* etc. p. 21 l. 19 und sein demnächst erscheinendes Buch *Šamaššumukîn* [*Samass.*] Th. I S. 121 f.). Im übrigen standen sie allem Anscheine nach in der Regel frei. Wird bei den Gottheiten fremder Völkerschaften ein den Assyrern geläufiger Ausdruck verwendet, so wird er auch dasselbe bezeichnen wie im Assyrischen.

Ferner hat *Sanherib*, so erbittert er gegen den König von Elam gewesen sein mochte, gewiß nicht haben berichten wollen, daß er „ihn samt und sonders vernichtet habe", wie **Bezold** die Worte *uparrir puhuršu* übersetzt, sondern der Passus (Col. IV 42; S. 103) besagt: („ich warf seine Heeresmacht (?) nieder und) zersprengte sein Aufgebot" (wörtl: „seine Versammlung"). — Auffällig mißverstanden ist Col. V Z. 62 f. Nach **Bezold** tritt *Sanherib* den rebellischen babylonischen Truppen „wie Silber (?) und das Tageslicht (glänzend?)" gegenüber, womit die Worte *zarbiš ûmiš alsâ* wiedergegeben sein sollen. Die beiden letzten Worte bedeuten aber sicher: „ich schrie auf, brüllte" (*alsâ* mit bekanntem Lautwandel für *aššâ* von *šasû* „schreien") „wie ein Löwe (*ûmu*); — „und brüllte wie der Sturmgott", so geht der Text im Parallelismus membrorum bestätigend weiter. Derselbe Vergleich in anderen Worten 8 Zeilen vorher und bei *Sargon*, Prunkinschr. Z. 40 S. 58/59, *labbiš annadir* „ich ergrimmte gleich einem Löwen". *Zarbiš* (nicht als *şarpiš* zu fassen) hängt wohl (**Jensen**) mit *zarâbu*, „bedrängen", zusammen, also etwa: „in der Bedrängnis", „wie ein Bedrängter" (?). Col. V Z. 66 *irat-sun anî'-ma sukhurta-šunu aškun*, nicht: „ich traf ihre Brust und bewirkte ihre Verminderung", sondern: „ich engte ihre Brust ein (benahm ihnen den Atem?) und umzingelte sie", (*Samass.* Th. I S. 142): *sukhurtu* von *saharu* „sich wenden, umkreisen", nicht etwa *şukhurtu*, das mit *sihru* „klein" zusammenhinge.

In die Inschriften *Asarhaddons* haben sich **Winckler** und **Abel** geteilt. In dem Text der Prismen A und C Z. 43 (S. 141) übersetzt **Abel** *nummur kabatti* durch „Glanz des Gemütes", einen Ausdruck, den wir doch in einer, wie immer wörtlichen, Übersetzung nicht angewandt wissen möchten. „Heiterkeit" ist deutsch und ein mindestens ebenso gutes Äquivalent für das assyrische *nummur* „Helle". — Prisma Col. I 2 S. 141 bleibt **Winckler** bei der alten Übersetzung: „es schrie mein Herz" für *işarih kabatti*, während **Jensen** in der Annaleninschrift Asurbanabals Col. I Z. 64 (S. 159) die von ihm (Zeitschrift f. Assyriologie I S. 451) vertretene und zweifellos richtigere Übersetzung: „es erregte sich mein Inneres" (eigentlich: „es erglühte (?) meine Leber") anwendet.

In Col. I Z. 25 f. der Inschrift des zerbrochenen Prismas Asarhaddons hat **Winckler**

ein und denselben Satz zweimal hintereinander übersetzt. Die nachsichtige Beurteilung eines solchen, an sich ja leicht erklärlichen Versehens wird in diesem Falle dadurch etwas erschwert, daß der zweiten, minderwertigen Übersetzung anmerkungsweise eine Frage hinzugefügt wird, deren Beantwortung bereits durch die erste, richtigere Fassung gegeben war. Es ist von einer Schlacht die Rede, in welcher Asarhaddon das Kriegsglück günstig ist Übersetzt man: *ina puhri-šunu ikbû annû šarrâni ina kibitiša sirti idâ-aia ittanasharû*, wie bei Winckler zuerst geschehen: „in ihrem Heere sprach man: 'dieses ist unser König' und wandte sich auf ihren (der Göttin Istar) erhabenen Befehl mir zu", so kann kein Zweifel bestehen, daß unter denen, die sich zuwandten (oder geradezu „überliefen", vgl. Sanh. Prism. IV 40 S. 102/3) die feindlichen Truppen, nicht etwa, wie es Winckler für möglich hält, die Götter zu verstehen sind, und ebenso ist der Ausruf: *annû šarranî*, „dieser ist unser König", anders als im Munde der bisherigen Gegner des Königs nicht denkbar. Anerkennung und Unterstützung des Königtums durch die Götter wird im Assyrischen anders ausgedrückt, wofür gerade im besprochenen Bande Beispiele genug vorliegen. Vgl. Z. 9 ders. Col. dieser Inschrift mit dem Orakelspruch an Asarhaddon (IV R. 68, 16b ff.), und besonders die Botschaft des Gyges von Lydien an *Asurbanabal* (Col. II 123 S. 177): *atta šarru ša ilu-šu idû*, „Du bist der König von Gottes Gnaden" (wörtlich: „von dem [ein] Gott wissen will").

Den größten Beitrag — und jedenfalls auch einen der wertvollsten — hat Jensen mit den Inschriften *Asurbanipals* (richtiger *Asurbanabals*) geliefert. Er bringt zunächst die Annaleninschrift des *Rassam*-Cylinders, dann die Parallelstellen aus den übrigen Inschriften. Unter die letzteren hätten füglich auch die Textstellen verwiesen werden sollen, die den fast unentwirrbaren Knäuel von Anmerkungen auf S. 180/181 bilden.

Der Verfasser der „Kosmologie der Babylonier", der sich bisher zumeist auf dem Gebiet der assyrischen und sumerischen Grammatik, Lexikographie und Kulturgeschichte bewegt hat, tritt hier zum ersten Male mit der Bearbeitung einer historischen Inschrift hervor. Man kann ihm im ganzen das Zeugnis nicht versagen, daß er seinem Gegenstande vollauf gerecht geworden ist und namentlich in lexikalischer Beziehung das Verständnis dieser wichtigen und zum Teil recht schwierigen Inschriften vielfach gefördert hat. Indessen sind ihm, und zwar gerade an geschichtlich und staatsrechtlich bedeutsamen Stellen, mehrfach Irrtümer begegnet. Referent beschränkt sich auf eine kurze Richtigstellung derselben, da die betreffenden Stellen und einschlägigen Fragen ausführlich in seinem *Šamaššumukîn* behandelt sind, dessen hier in Betracht kommende Abschnitte bereits vor Erscheinen des besprochenen Bandes durch die Presse geführt waren.

Asurbanabal (Col. I 2 S. 152 f.) nennt sich *maršarru rabû ša Bîtridûti*. Jensen übersetzt „ältester Königssohn aus dem Frauenhause". Der *maršarru* (Lesung übrigens unsicher) ist aber nur derjenige von den legitimen Söhnen des Königs, der durch einen feierlichen Akt zur Thronfolge erwählt und bestimmt ist (*Šamass.* T. I, S. 34—39). Daß es der älteste unter ihnen sein muß, versteht sich nicht ohne weiteres; in Asurbanabals Fall sind sogar bestimmte Anzeichen vorhanden, die gegen eine solche Annahme sprechen (*Šamass.* S. 35 u. Anm. 4).

Ferner, um gleich bei dem Familienrecht des Herrscherhauses und der Thronfolge stehen zu bleiben, berichtet in der *Arbela*-Inschrift (S. 262/3) Asurbanabal über die Würden, mit denen er seine Brüder bekleidet habe. Den *Šamaššumukîn*, der König von Babylonien wird, nennt er *ahu talimu*. Die beiden anderen Brüder, die sich mit hohen priesterlichen Würden begnügen müssen, bezeichnet er resp. als *ahu ṣihru* und *ahu kuddinnu*. Jensen übersetzt *talimu* mit „Bruder und Genosse", *kuddinnu* mit „jüngerer Bruder" und bemerkt zum ersteren zunächst mit Recht, daß *talimu* nicht „Bruder" schlechthin bedeuten könne. Er meint dann aber weiter, daß es nicht gleich Stiefbruder, beweise neben anderen Belegstellen der vorliegende Text; „*Asurbanaplu*," sagt Jensen, „konnte doch kaum seinen Stiefbruder mit der Königswürde belehnen und seine leiblichen Brüder leer ausgehen lassen", und da der *talimu* vor dem jüngeren Bruder erwähnt werde, aber kaum Zwillingsbruder sei, so vermutet Jensen, „daß *ahu talimu* einen Bruder bezeichne, der zusammen mit einem anderen aufgewachsen ist."

Diese etwas oberflächliche Argumentation hat mehrfache Irrtümer gezeitigt. *Šamaššumukîn* ist allerdings Stiefbruder, *consanguineus*, des *Asurbanabal*, aber ein ebenbürtiger, das heißt, er ist Sohn einer anderen, ebenbürtigen oder als ebenbürtig betrachteten Frau; das ist höchst wahrscheinlich die Bedeutung von *talimu* (*Šamass.* S. 28—33). *Kuddinnu* dagegen bezeichnet sicher nicht den jüngeren, sondern den unebenbürtigen Sohn oder Bruder (νόθος), assyr. Synonym *lakûnu*. Daß *Asurbanabal* nach dem Aus-

bruch der von *Šamaššumukîn* angezettelten Empörung diesen als *ahu la kînu*, als illegitimen (und ungerechten?) Bruder, bezeichnet, ist nur eine Bestätigung für unsere Ansicht (*Samass.* S. 33 u. 42). Zudem führte *Asurbanabal* mit dieser Ämterverteilung, wie er von allen vorhandenen Zeugnissen gerade in dieser Inschrift am deutlichsten ausspricht (Z. 10 f.), nur eine Verfügung seines Vaters Asarhaddon aus, sodaß auch in dieser Beziehung Jensens Argumentation nicht Stich hält.

Augenfälliger als alles vorstehend Berührte ist aber der Irrtum, welcher Jensen (S. 259) in der Übersetzung der sogenannten Urkunde über die Bestallung *Šamaššumukîns* durch *Asurbanabal* begegnet ist, an der Stelle (Z. 7 ff.), die er übersetzt: „Der große Herr Marduk, der [mich] unter der Regierung des ehemaligen Königs vor dem Vater, meinem Erzeuger, nach Assur berufen — zur Zeit meiner Regierung zog ich mit Jauchzen in Tintir ein.“ Es muß heißen: „Der große Herr Marduk, der unter der Regierung eines früheren Königs (nämlich Sanheribs) sich vor dem Vater, seinem Erzeuger, niedergelassen hatte (*ušibu*, nicht *utambu*), zog während meiner Regierung jauchzend (resp. unter dem Jauchzen [der Bevölkerung]) in (Tintir =) Babylon ein.“ Das Bild des Gottes *Merodach* war von Sanherib aus Babylon weggeführt worden und im Tempel des *Bêl von Assur*, den die *Assyrer* als den Vater des *Bêl-Marduk* betrachten, niedergesetzt worden. Von dort aus führt ihn *Asurbanabal* (zusammen mit *Šamaššumukîn*) nach Babylon zurück; auf die Rückkehr dieses Götterbildes bezieht sich die Stelle. Die Inschrift ist an dieser Stelle zwar verstümmelt, aber die Ergänzung nach parallelen Inschriften, die nahezu als Duplikate zu betrachten sind, und die richtige Übersetzung waren vom Referenten bereits in seiner Dissertation (1886) gegeben, auf welche auch Jensen verweist. Da ferner sowohl Winckler (Zeitschr. f. Assyr. II S. 307 f.) wie Referent in seiner Sp. 789 citierten Diss. sich über dieses historisch und staatsrechtlich besonders wichtige Ereignis (s. jetzt *Samass.* S. 43—53) mehrfach geäußert hatten, so muß dieses Mißverständnis befremdlich erscheinen.

Auch hat das Assyrische es zwar zu einer bemerkenswerten Entwickelung und gleichzeitig großen Freiheit des Periodenbaues gebracht: aber mit der Annahme eines solchen Anakoluths, wie es Jensen in dieser seiner Übersetzung voraussetzt, würde man den assyrischen Schriftgelehrten unrecht thun. Überhaupt ist eine größere Aufmerksamkeit auf Syntax und Periodenbau der Inschriften wiederholt als eine dringende Aufgabe der Assyriologie zu bezeichnen, speziell auch im Hinblick auf die richtige Auffassung und Verwertung der historischen Angaben der Inschriften. Die Inschriften *Asurbanabals*, die sich in Stil und Diktion vor den übrigen Königsinschriften vorteilhaft auszeichnen — der König war selbst der Schreibkunst kundig —, fordern solches Eingehen besonders. So dürfte Jensen dem Anfang der Annaleninschrift in dieser Beziehung nicht völlig gerecht geworden sein. Col. I Z. 1—40 ist keinesfalls in so viele einzelne Hauptsätze zu zerlegen, vielleicht sogar als eine große Periode zu fassen (*Samass.* S. 37).

Die Inschriften von zwei der letzten Könige, des *Ašur-etil-il(ân)i* und des [*Sin-šar-*]*iškun*, von Winckler bearbeitet, machen den Beschluß. In letzterer wird Z. 2 S. 271 der Name der Göttin *Ṣarpanît*, nicht *Zarpanit* zu schreiben sein: *fem.* einer Form *fa'alânu* von *ṣarâpu* „rein sein, glänzen“, causat „läutern“ (*Samass.* Teil II, Kommentar zur Bilinguis Z. 8).

Der Anhang bietet die babylonischen Chroniken (von Winckler) und chronologische Beigaben vom Herausgeber. In der Konkordanz des ptolemäischen Kanons, der Königsliste, des Berossus und der babylonischen Chronik giebt Schrader in letzterer für die Zeit vom Jahre 688, welche Ptolemäus als (ἔτη) ἀβασιλεύτα δεύτερ(α), als „zweites Interregnum“, bezeichnet, an: *Hummahaldašu* von *Elam* und *Sin-ahî-irbâ* von *Aššur*. Die Chronik erwähnt jedoch nur, daß Hummahaldas 8 Jahre über *Elam* geherrscht hat. Babylonien war von *Sanherib* zur assyrischen Provinz gemacht und sein Königtum vernichtet worden (*Samass.* S. 47); also hat Ptolemäus mit seinem Interregnum Recht. Höchstens kann man den Namen des Sanherib als des faktischen Oberherrn der Provinz zur Ausfüllung der Lücke benutzen, wie das die babylonische Königsliste thut. Die Gründe, mit welchen Schrader (Sitzungsber. Berl. Ak. d. W. 1887 XXXI S. 20 ff.) seine Einführung des Elamiterkönigs zu stützen versucht, hat Referent, *Samass.* S. 47 f., zu widerlegen sich bemüht; er trifft in diesem seinem Urteil, wie Zeitschr. f. Assyr. V S. 300 zeigt, mit Tiele zusammen. — So viel im einzelnen. Einige wenige Druckfehler und *lapsus calami* wird jeder Leser leicht verbessern.

Die Karte von H. Kieperts Hand bietet ein höchst erfreuliches Hülfsmittel bei dem Studium der Inschriften.

Das Werk nimmt seinen rüstigen Fortgang. Die zweite Abteilung des dritten Bandes, welcher die Inschriften des neubabylonischen Reiches enthält, also chronologisch die direkte Fortsetzung

zum zweiten Bande bildet, ist bereits erschienen und wird demnächst, wie seinerzeit des dritten Bandes erste Abteilung und der vierte Band, an dieser Stelle seine Würdigung finden.

Im Interesse erhöhten Wertes der Publikation sprechen wir den Wunsch und die Hoffnung aus, daß uns mit dem vierten Bande, oder im Anschluß an denselben, ein vollständiges Glossar zu den behandelten Inschriften und ein genaues Namenregister geboten werde.

Berlin. C. F. Lehmann.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Arch.-epigraphische Mitteilungen aus Österreich. Jahrg. XIV.

(1) **E. Bormann**, Bleigewichte aus der Dobrudscha. Mit Abb. Diese Stücke haben die Gestalt eines gleichseitigen ca. 6 cm hohen Dreiecks, auf der Vorderseite mit dem Bilde des Hermes und der Gewichtsangabe τρίτη ⅓ Mine = etwa 161 Gramm, oder τετάρτη = 129 Gramm. Andere sind quadratisch. — (6) **Klein**, Der Enkrinomenos des Alkamenes. Plinius erwähnt viele Statuen griechischer Künstler, wobei er die griechischen Benennungen der Kunstwerke angiebt: den Apoxyomenos des Lysipp, den Diadumenos Polyklets, den „pentathlum qui vocatur encrinomenos“. Klein korrigiert: qui vocatur enchriomenos, was ein nicht recht passendes Synonym für den fachgemäßen Ausdruck Enaleiphomenos sei. — (10) **G. Tocilescu**, Inschriften aus der Dobrudscha. Darunter eine 65 Zeilen lange Tafel aus Küstendsche, nach welcher wegen wiederholter Einfälle karischer Seeräuber die Bestellung zweier Führer verfügt wird, die 40 Mann zur Bewachung der Stadtthore und zu Streifereien in der Stadt auswählen sollten; die Maßregel war wohl weniger gegen die Seeräuber als gegen die ängstlichen Stadtbewohner gerichtet, deren Massenflucht die Wachen verhindern sollten. — (118) **J. Szanto**, Themistokles und der alte Athenetempel. Der Beitrag erörtert die „Virtuosität des Themistokles in der Behandlung der Volksmenge durch Benutzung ihres Aberglaubens“. Die Athene des „alten Tempels“ hieß ἡ τῶν Ἀθηνῶν μεδέουσα und wurde so genannt zur Unterscheidung von der Polias im Erechtheion. — (126) **W. Gurlitt**, Θρασυμήδης Ἀριγνώτου Πάριος. Die τύποι in der großen Bauinschrift von Epidauros können nicht, wie J. Baunack will, Metopenreliefs sein, sondern sind zweifellos Zeichnungen oder vielmehr Modelle für den gesamten plastischen Schmuck des Tempels. Der Verfertiger derselben, Thrasymedes, gehört in die Mitte des 4. Jahrhunderts. — (136) **W. Kubitschek**, Der Gebrauch der Tribusnamen Arnensius und Aniensis. Die Tribusnamen (Volsinia, etc.) stehen gewöhnlich im Ablativ, nur „Aniensis“ und „Arnensis“ machen eine Ausnahme. Das wird wie folgt erklärt. Beide Namen der 3. Deklination schienen mit Voltiniensis, Papiniensis auf einer Bildungsstufe zu stehen, und das sicherte ihnen die Fortdauer ihrer adjektivischen Verwendung, während die Tribusnamen auf -a selbständige Bedeutung gewannen und durchaus als Substantiva anerkannt wurden. Bei Arnensis und Aniensis hinderte eben nichts, daß durch sie sowohl die Tribus selber als die Zugehörigkeit zu derselben bezeichnet wurde. — (162) **A. Hauser**, Ausgrabungen in Carnuntum. Mit Plan des Amphitheaters. Die Arena ist beinahe vollständig aufgedeckt. — Im weitern enthält das Heft die übliche, sehr inhaltreiche Registrierung neuer epigraphischer Funde aus dem Donaugebiet.

Bullettino della Commissione archeologica di Roma. XVIII, No. 8.

(231) **W. Klein**, Di una testa di Persio. Mit Taf. XIII. Der in sehr edlem Stil gearbeitete Kopf ist eine Replik zu der bekannten Perseusbüste im British Museum, nur weniger archaistisch. Beide sind nach Kleins Annahme Nachbildungen eines Kunstwerkes des Bildhauers Myron. — (235) **L. Cantarelli**, La lex de imperio Vespasiani (Schluß). Cantarelli sieht in der genannten Lex eine einfache, aber autoritative Aufzählung (oder Rekapitulation) aller dem Imperator zukommenden Rechte und Gewalten, also eine Art Verfassungsurkunde des Römischen Reichs, die sich keineswegs bloß auf den Kaiser Vespasian beschränkte.

Zeitschrift für Gymnasialwesen. XXXXV, No. 5.

(264) **R. Schenk**, Das Bildungsziel des Gymnasiums und die Privatlektüre. 'Die Reform des Gymnasiums muß eine Reaktion auf Wesen und Ziel des alten Gymnasiums sein: das Gymnasium muß wieder gymnasialer werden. Ein Tag in der Woche soll zu freier Beschäftigung für Privatlektüre freigegeben werden'. — Litterarische Anzeigen: (283) **Müllers** Handbuch der Altertumswissenschaft, 14. und 15. Hlbbd. Die römische Litteraturgeschichte von **Schanz** wird von O. Weissenfels sehr eingehend gewürdigt; mit ausgezeichneter Wärme und mit vollem Recht werde Lucretius behandelt; durchaus im Widerspruch befindet sich Ref. mit dem Kapitel über Cicero: auch hier sei die Beurteilung jene in Deutschland üblich gewordene einseitige; nichts wirke erheiternder, als wenn Gelehrte heute in ihrem Latein an Ciceros Latein herummäkeln. — (290) **C. Stegmann**, Lat. Schulgrammatik, 5. Aufl. Aufzählung der Änderungen, von H. Eichler. — (293) **M. Heynacher**, **Lat.** Stilistik, 2. Aufl. 'Extrakt des Extraktes'. F. Becher. — (295) **L. Krauss**, Griech. Stilübungen. 'Zeichnet sich vorteilhaft aus'. G. Stier. — Jahresberichte des Berliner philol. Vereins: (129) Homer, von **E. Naumann**; (160) Livius, von **G. J. Müller**.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 23.

(791) Apollonii Pergaei quae extant, ed. **J. Heiberg**. Rühmende Anzeige (von *B.*) — (792) **W. Kalb**, Roms Juristen nach ihrer Sprache. 'Die Ausbeute ist zwar gering, allein es ergeben sich manche neue Gesichtspunkte'. *E. Sch.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 22.

(811) *E. v. Sallwürk* referiert über sieben neuere Schulreformschriften von **Eucken**, **v. Treitschke**, **W. Krumme**, **O Perthes** u. a. — (814) **A Steinthal**, Geschichte der Sprachwissenschaft, 2. Aufl., 1. Bd. 'Mit Interesse zu begrüßen'. *L. Tobler.* — (814) **A Otto**, Die Sprichwörter der Römer. 'Man kann der Arbeit die vollste Zustimmung nicht versagen'. *E. Hübner.*

No. 23.

(844) **Gustav Meyer**, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. 'Material so vollständig als nur möglich'. *J. Jarnik.* — (844) Metrodori fragmenta coll. **A. Körte** 'Zeugt von Scharfsinn und guter Kenntnis des Epikureischen Systems'. *H. v. Arnim.*

Neue philologische Rundschau. No. 11.

(161) **J. Haury**, Quibus fontibus Aelius Aristides usus sit in componenda declamatione quae inscribitur Παναθηναϊκός. 'Liebevolle Beschäftigung mit einem vielleicht unterschätzten Schriftsteller'. *H. Zimmerer.* — (164) Cicero, Somnium Scipionis; Paradoxa, von **H. Anz**. 'Genügend'. *J. Degenhart.* — (167) Cornelius Nepos, rec. **M. Gitlbauer**. 'Kein großer Fortschritt'; Vitae selectae, ed. **R. Bitschofsky**, 'Hauptsache war ein handlicher Schultext'. *E. Köhler.* — (171) **F. G. Hubert**, Römische Staatsaltertümer. 'Nicht zu empfehlen'. *R. Bruncke.* — (174) Vergils Aeneis, ed. **W. Kloucek**, 2. Aufl. 'Ausgabe ohne Kommentar; äußere Ausstattung sehr schön'. — (175) Horaz in deutscher Übersetzung von **L. Behrendt**. 'Antike Metra mit modernem Reim erschweren die Aufgabe viel zu sehr'.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 23.

(617) Aristoteles Metaphysik, übersetzt von **H. Bonitz**. 'Nur Wiedergabe des Textes in der herkömmlichen Anordnung, ohne Darlegung der Disposition etc'. *A. Döring.* — (619) **F. Neubner**, Apologi Graeci historia critica. 'Mit spärlichem und nicht entfernt vollständigem Material wagt sich Verf. an die kühnsten litterarhistorischen Luftschlösser'. *O. Crusius.* — (626) **F. Fügner**, Livius XXI—XXIII grammatisch untersucht. Herausgeber sucht die Sprache des Livius dem in der Schule herrschenden Ciceronianismus gegenüber zu Ehre zu bringen; Berichterstatter *W. Heraeus* wäre mit diesem pädagogischen Tausche ganz einverstanden. — (627) **A. M. Schmidt**, Beiträge zur Livianischen Lexikographie. Angezeigt von *W. Heraeus.* — (629) **Oehler**, Bilderatlas zu Cäsar. 'Außerordentlich geschickte Zusammenstellung'. *Heller.*

No. 24.

(649) **H. Kiepert**, Wandkarte von Alt-Kleinasien. 'Die Fülle des Gebotenen ist erstaunlich. Die Ausstattung macht die Karte auch ganz besonders für höhere Schulen verwendbar'. *L. Bürchner.* — (651) **G. Görres**, Studien zur griechischen Mythologie II. 'Die Praxis des Verf. steht mit seinen theoretischen Grundsätzen in kontradiktorischem Widerspruch. Bei Görres' Polemik muß man an das Juvenalische „quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes" denken'. *J. Mähly.* — (657) Apollonii Pergaei quae exstant, ed. **J. Heiberg**. 'Geeignet, um dem Studium der antiken Geometrie den so wünschenswerten neuen Aufschwung zu geben'. *S. Günther.* — (658) Acta ss. Nerei et Achillei, ed. **A. Wirth**. 'Verständig'. *J. Dräseke.* — (660) **F. Fügner**, Lexicon Livianum, 1. Lief. 'Hochbedeutsam; monumental angelegt'. *W. Heraeus.* — (661) **E. Altenburg**, Observationes in Italici Iliad. lat. et Silii Italici Punic. 'Verf. hat die Unhaltbarkeit der Döringschen Ansicht (von der Identität beider Dichter) endgültig dargethan'. *S. van Veen.* — (663) **O. Drenckhahn**, Leitfaden zur lateinischen Stilistik. 'Die Zeit der Schulstilistiken ist vorbei. Ref. *J. H. Schmalz* unterrichtet seit 21 Jahren in Prima Latein und hat noch nie seinen Schülern eine Stilistik in die Hand gegeben, und es sei noch immer gut gegangen. Wer aber für seine Schüler eine Stilistik brauche, der greife nach Drenckhahns Leitfaden'. *J. H. Schmalz.* — (664) **Berger**, Lateinische Grammatik, 12. Aufl. 'Allerdings nicht modernen Zuschnitts'. *C. Stegmann.*

'Εστία. No. 47. 48. 25. Nov. 2. Dez. (7.—14. Dez.) 1890.

47. (*Παράρτημα.*) **G. Meyer**, Griechische Volkslieder (Δροσίνης). Glückliche Wiedergabe der von Passow, Jannarakis, Lilikos, Arabantinos und Chasiotis gesammelten Lieder und Auswahl solcher aus Süditalien; die Übersetzungen erinnern an Originale von Goethe und Heine. 48 (*Παράρτημα.*) Α 'Ε Κοντολέων, 'Επιγραφὴ Μαγνησίας. Nach einer Mitteilung von K. Batusis in Aidinion ist bei Magnesia ein Altar mit einer Inschrift gefunden worden, welche eine Marmortafel von 1,10 m Höhe, 57 cm Breite und 20 cm Dicke bedeckt. Die Inschrift ist eine Weihinschrift des Dionysos seitens des Volkes von Megara in Hexametern.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (19.—23. Mai).

(Schluß aus No. 24.)

In der dritten allgemeinen Sitzung (22. Mai) sprach Prof. Dr. **Theodor Schreiber** über die Barockelemente der hellenistischen Kunst. Er begann mit einem Hinweis auf die Wichtigkeit der Frage, wann das antike Barock entstanden sei. Nach der gewöhnlichen Auffassung ein Produkt der römischen Kunst, ist es nach Meinung des Redners bereits in der ersten hellenistischen Zeit, in der Epoche Alexander des Großen und seiner Nachfolger, entstanden. Alexandrien bezeichnet er als den Ort, wo mit der Gründung des mächtigen Serapeions bereits alle Denkmale des Barockstils auftauchen. Die neue Kunstrichtung erklärt sich einmal aus den herrschenden Einflüssen der Fürstenhöfe auf die bildende Kunst, ferner aus der wachsenden Intensität des Privatlebens, welche zum Entstehen einer genrehaften, für das Wohnhaus arbeitenden Kunst führt und endlich aus einer mächtig wachsenden Naturfreude, einem unserem modernen Empfinden ganz verwandten sentimentalen Interesse an der Schönheit der freien Natur, an dem Wald, an dem Hirten- und Schäferleben. Diese drei Gesichtspunkte wurden ausführlicher erörtert, besonders die Bauleidenschaft der hellenistischen Fürsten und ihre mit dem feinsten künstlerischen Verständnis einheitlich durchgeführten Städtegründungen besprochen. In dieser Weise hellenistische Musteranlagen sind die Städte Alexandria, Antiochia am Orontes, Caesarea augusta, Gerasa, Philadelphia u. d. Es entwickelt sich in dieser Städtebaukunst eine eigenartige Raumpoesie, die darauf ausgeht, in den prächtigen

Perspektiven breiter Feststraßen den im Hintergrund auf gewaltigem Unterbau emporragenden Hauptgebäuden in Gartenanlagen, Hafenbauten u. s. w. malerische Städtebilder zu schaffen. Charakteristisch ist ferner die dem antiken und modernen Barock eigentümliche Materialkünstelei, ein Verwenden kostbarster Stoffe von Edelmetall, Edelsteinen und von Glas und Elfenbein für die Wanddekoration ebenso wie für die Bildhauerei, die sich bis zur Anfertigung ganzer Statuen aus Edelsteinen und selbst aus farblosem Crystall verstieg. — Die Einkehr der Kunst in das Volkstum, die Darstellung von Scenen aus dem Alltagsleben, die jetzt erblühende Genremalerei sind ein weiteres Moment der Barockkunst, die freilich auch vereinzelt monumentale Leistungen von der Mächtigkeit des pergamenischen Altarfrieses schaffen kann (das Werk eines wahrhaft genialen antiken Bernini). Der dritte den Stilumschwung der hellenischen Kunst wesentlich mitbedingende Hauptfaktor, die immer stärker und allgemeiner werdende Naturfreude führt in der Dichtung zur Entstehung des Idylls und des Romans, in der bildenden Kunst zur Landschaftsmalerei, zum Reliefbild und einer besonderen Gattung landschaftlicher Rundplastik, welche allerlei Figuren zur Gartenausschmückung geschaffen hat. — Das wichtigste Material für diese geschichtlichen Forschungen, die Reste der am besten und zahlreichsten in Syrien erhaltenen Städtegründungen berührte der Vortragende am Schlusse mit dem Hinweis auf die drohende Gefahr schneller und radikaler Vernichtung dieser Trümmer, welche bei dem Mangel an Interesse seitens der türkischen Regierung unvermeidlich scheint. Der Redner schloß mit dem Wunsch, daß es gelingen möge, noch rechtzeitig soviel von diesem Material für die Wissenschaft zu retten, als möglich sei.

Darauf sprach Prof. **Iwan von Müller** über Galen als Philologen. Der Vortragende gab zunächst einen kulturhistorischen Überblick über die Regierungsperiode des Kaisers Mark Aurel, über die Richtungen und Gegensätze, welche das geistige Leben in den Kulturländern des Weltreichs unter dem Philosophen auf dem Thron beherrschten und den besonderen Charakter jener Kulturperiode bestimmten. Es war ein eigentümliches, aber erklärbares Zusammentreffen, daß damals auf drei verschiedenen Gebieten des Wissens Gelehrte auftraten, welche eine mehr als tausendjährige Autorität auf die mittelalterliche Welt und die neuere Zeit ausübten: Apollonios Dyskolos und sein Sohn Herodian auf dem Gebiet der griechischen Sprachwissenschaft, Claudius Ptolemäus auf dem der Astronomie und Geographie, Galen auf dem der medizinischen Wissenschaft, dessen unbedingtes Ansehen erst mit der Entdeckung des Blutumlaufs durch Harwey im 17. Jahrhundert gebrochen wurde. Aber derselbe Mann, der an Vielseitigkeit des Wissens und litterarischer Betriebsamkeit seines Gleichen suchte, verdient auch als Mitarbeiter am Bau der philologischen Wissenschaft in Forschung und Methode von einer Versammlung von Philologen gewürdigt zu werden. Seine philologische Thätigkeit war eine doppelte, eine sprachwissenschaftliche und eine exegetische. Die Werke der ersteren Art hatten den Zweck, die richtige Bedeutung der antik attischen Wörter gegenüber der mißbräuchlichen Anwendung derselben festzustellen, dabei aber für die Rechte des Gemeingriechischen im Gebrauche der Gegenwart gegenüber den Bestrebungen, das Altattische zur alleinigen Litteratur- und Konversationssprache der Gebildeten zu machen, mit Entschiedenheit in die Schranken zu treten. Die Kommentare Galens hatten die logischen Schriften des Aristoteles und einiger Peripatetiker, den Timäus des Plato, insbesondere die Sammlung der unter dem Namen des Hippokrates auf seine Zeit gekommenen Schriften zum Gegenstand. An der Hand der von Galen selbst aufgestellten Grundsätze der Exegese wies der Vortragende nach, in welcher Weise Galen in den noch erhaltenen Kommentaren zu Hippokrates die damals theoretisch geschiedenen Aufgaben der eigentlichen Auslegung und der Beurteilung des Wahrheitsgehaltes der ausgelegten Stellen vereinigte, wie er mit der Exegese Textkritik und höhere Kritik zu verbinden und an die beurteilende Betrachtung der Lehrmeinungen der Koischen Schule und ihres Meisters den Ausbau seines eigenen Systems zu knüpfen wußte. Diese Zwecke hätte er nicht erreichen können, wenn er nicht mit naturwissenschaftlicher Erkenntnis und Forschungsart philologische Gelehrsamkeit und Methode verbunden hätte. In Galen, schloß der Vortragende, zeigt sich das unleugbar vorhandene Band zwischen Natur- und Geisteswissenschaft gleichsam verkörpert, und darauf hinzuweisen dürfte gerade in unserer Gegenwart ein nicht ungerechtfertigter Versuch genannt werden.

Schließlich sprach Gymnasialdirektor **Max Lechner** (Nürnberg) über Sophokles auf der modernen Bühne.

In der vierten, letzten allgemeinen Sitzung (23. Mai) sprach Privatdozent Dr. **Rudolf von Scala** (Innsbruck) über Isokrates und die Geschichtsschreibung. Der Vortragende geht von der Darstellungsweise der vergangenen Ereignisse durch erzählende Dichtung, Geschichtsschreibung und Beredsamkeit aus, weist darauf hin, daß alle drei Richtungen im griechischen Leben versucht haben, die Vergangenheit zur Wiedergabe zu bringen und stellt an die Spitze der dritten Richtung Isokrates und seine Schule. — Isokrates leidet, so thöricht auch seine Rolle gegenüber Platon sein mag, unter der Größe seines Gegners, und man überträgt den Eindruck des mangelhaften Dialektikers nur zu leicht auf die Gesammtpersönlichkeit. Diese auf philosophischem Gebiete nicht ganz unbewanderte Persönlichkeit — Redner weist die Bekanntschaft mit Xenophanes nach — die auf historischem Gebiete sich zum guten Teil in — von Gorgias überkommenen — Redewendungen bewegt, erscheint auf politischem Gebiete doch weit bedeutender. Nachdem der Redner die Lage Griechenlands in wenigen Strichen skizzirt hatte, zeigt er die Stellung des Isokrates gegenüber Königs Philipp von Makedonien. Die Ratschläge sind von ihm und seinem Sohne so genau ausgeführt worden, daß sie fast wie eine Weissagung aus dem Erfolge aussehen. Diese scharf umschriebene Stellung des Isokrates hat auf die nachfolgende Geschichtsschreibung so stark gewirkt, daß sie die Zeitgeschichte des Isokrates auch mit den Augen des Isokrates ansieht. Der Vortragende weist dies an Beispielen aus den Werken seiner Schüler Ephoros und Theopompos, sowie der Alexandergeschichtsschreibung nach, verfolgt die Einwirkung bis auf Polybios und streift die weitere Nachwirkung bis in die späte Stoa. Nach einem Hinweis auf die hier noch der Lösung harrenden Fragen schließt der Redner mit Worten aus dem letzten Brief des Isokrates, der kurz vor seinem Tode geschrieben, jegliches politisches Verdienst ablehnt und so mit dem sonst so eitlen Manne versöhne.

Über die Thätigkeit der Sektionen und alles Genauere im Einzelnen verweisen wir auf den Teubnerschen Bericht. Als nächster Versammlungsort ist Wien bestimmt worden.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

[redacted]

BERLINER PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 27. Juni. 1891. № 26.

Inhalt.

Zu Aristot. de republ. Ath.

Es giebt noch ein merkwürdiges Zeugnis von Herakleides aus Klazomenä (vgl. diese Wochenschr. No. 23, Sp. 707), nämlich eine bis jetzt schwer zu deutende Glosse von Hesychius. Unter Κλαζομένιος sagt Hesychius: οὗτος Ἡρακλείδης ὁ Κλαζομένιος ὁ καὶ ὁ βοῦς καλούμενος. Über ihn sagt Bergk PLGr.[4] S. 695: fortasse βοῦς dictus, id est χύων. Es fragt sich jetzt, ob nicht statt βοῦς zu lesen ist βασιλεύς.

Eine andere Stelle von Aristot. S. 122, 9 v. u. kann leicht aus Hesychius (u. a.) Ἵππου τροχός· τοῖς γεγηρακόσιν ἵπποις ἐχάραττον ἐπὶ τὴν γνάθον σημεῖον, τροχοῦ σχῆμα ἔχον, emendiert und ergänzt werden. Zu lesen ist: κἂν μέν τις καλῶς ἔχων κακῶς δοκῇ τρέχειν (st. τρέφειν), ζημιοῖ τῷ σίτῳ, τοῖς δὲ μὴ δυναμένοις τρέχειν (st. τρέφειν) ἢ μὴ θέλουσι σημεῖον ἐπιβάλλουσι τροχὸν ἐπὶ τὴν γνάθον. Die Athener waren doch nicht so inhuman, daß sie dem Pferde ein τροχός einzubrennen pflegten, wenn der Ritter nicht im stande war oder nicht den guten Willen besaß, das Pferd zu füttern. Σημεῖον wurde σημῖον geschrieben und veranlaßte die anderen Fehler. — Seite 24, 8 l. ἐπεστάτει γάρ st. ἐς τά τε ἄλλα cf. S. 105, 11 τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς ἐπιστατούσης. ‖ S. 30, 2 v. u. ἐγὼ χρεῶν μὲν οὕνεκ' ἐξαγάγημον! δῆμόν τι τούτων πρὶν τυχεῖν ἐρρυσάμην (ἐρρυσάμην schon v. Herwerden). ‖ S. 42, 11, l. τὴν δὲ φωνὴν κατέκλασεν μικρόν. ‖ S. 43, 9 l. ἤθεσι st. θ[εσμοῖς φι]λάνθρωπος, cf. 44, 6 v. u. δημοτικὸν εἶναι τῷ ἤθει καὶ φιλάνθρωπον. ‖ S. 44, 6 sagt der Herausgeber von κοτταλ.φ: the word is very doubtful, except the first two letters. Statt κα lies πρ und ergänze πρεσβύτην und ebenso in der folgenden Zeile, cf. Zenob. IV 76.

Leeuwarden. E. O. Houtsma.

Die Skulpturen von Sendjirli im Berliner Museum.

I.

Das Berliner Museum ist durch die Bemühungen des Orientkomités in die Lage gekommen, höchst merkwürdige Skulpturen einer uns bisher fast unbekannten Kultur erwerben zu können. Welches Volk sie geschaffen, bleibt vor der Hand einigermaßen dunkel; die 'Hittiter' sind uns einstweilen noch nicht recht greifbar, schattenhaft, jedoch mit den Skulpturen sind auch Inschriften in aramäischer Sprache, also einem dem Hebräischen verwandten Idiom, gefunden worden; diese Verwandtschaft ist wirklich sicher. Alles andere bleibt noch zweifelhaft und künftiger Forschung überlassen. Geht man an der innersten Spitze des Winkels, welchen die Südküste von Kleinasien mit Syrien bildet, von Iskenderun nordöstlich landeinwärts, so gelangt man, erst lange am Gebirge nordwärts hin, auf einer ca. 120 Kilometer langen Reise über das Gebirge weg nach dem Ruinenhügel Sendjirli. Dort lag ums Jahr 900 eine feste Burg, umgeben von einer doppelt ummauerten Unterstadt. Die Skulpturen sind meist in der Akropolis gefunden. Unsere anspruchslosen Bemerkungen sollen nur vorläufig orientieren.

Scharf zu scheiden sind unter den neuerworbenen Skulpturen die von der einheimischen Kunst hervor-

Mit dieser Nummer wird für die Jahresabonnenten das erste Heft der Bibliotheca philologica classica pro 1891 (Januar-März) ausgegeben.

gebrachten von den direkt importierten assyrischen Kunstwerken. Der König Assarhaddon von Assyrien (681—668 v. Chr.) eroberte ganz Syrien und erweiterte die Grenzen seines Reiches bis an den Nil. Er hat in Sendjirli eine große, prächtig erhaltene Siegessäule in der bekannten Stelenform errichten lassen. Man denke sich einen niedrigen Obelisken, dessen Spitze abgerundet ist, während die breite Vorderseite mit einem Relief und scharf geschnittener Keilschrift bedeckt ist. In riesiger, übermenschlicher Gestalt steht der König da, im Profil nach rechts schauend; seine Linke faßt einen Strick, an welchen zwergenhaft klein, ihm etwa bis ans Knie reichend, der überwundene König von Ägypten und noch kleiner der Syrerfürst angebunden sind. Demütig bittend schauen sie zu dem Sieger hinauf. Sie sind übel gefesselt; denn der Ägypter trägt Fußschellen, der Syrer Handschellen; der Strick aber, an welchem sie der gewaltige Eroberer hält, geht durch ihre Lippen. Die Inschrift berichtet von der Eroberung Ägyptens. Die betreffende Stelle lautet übersetzt (nach dem vortrefflichen Kataloge der Vorderasiatischen Altertümer): „Tarku, den König von Ägypten und Äthiopien, schlug ich von Is-chupri bis Memphis, seiner Hauptstadt, einen Weg von 15 Tagen, täglich und unaufhörlich. Ihn selbst verwundete ich fünfmal mit der Spitze der Lanze. Seine Hauptstadt Memphis nahm ich in einem halben Tage mit Sturm ein, zerstörte, verwüstete und verbrannte sie. Seine Frau, Sklavinnen, Söhne, Töchter, seine Schätze, Pferde, Rinder und Schafe schleppte ich nach Assyrien. Eine Gedenktafel mit einer Inschrift ließ ich anfertigen“. Atmet diese Inschrift und das Bild die ganze Kraft echt orientalischen Hasses, so setzen diese Stimmung fort die ganz neuerdings erst aufgestellten, resp. in der Aufstellung begriffenen einheimischen Bildwerke.

Auch sie aber, wiewohl von einem ganz eigentümlichen, von den assyrischen Skulpturen verschiedenem Typus, stehen doch in mancher Hinsicht unter ihrem Einfluß, namentlich in der gesamten äußeren Haltung. Unter den Gypsabgüssen nach den assyrischen Skulpturen ist ein kolossaler geflügelter Löwe zu sehen, welcher mit noch einem Exemplare, seinem Gegenstücke, ein Thor flankierte: wer das Thor von außen betritt, sieht die Vorderansicht zweier in voller Rundskulptur gearbeiteter Löwen vor sich; tritt er in das Thor ein, so sieht er zur Rechten und Linken die Langseite des Löwen in Hochrelief dargestellt. Ebenso flankierten Löwenpaare zu Sendjirli die Thore. Zwei Exemplare, ein roheres und ein besseres, werden jetzt, ähnlich wie an ihrem ursprünglichen Standplatze, zu beiden Seiten der Treppe aufgestellt, welche von der ägyptischen Abteilung her zum Kaulbachschen Treppenhause hinaufführt. Es sind zwei kolossale Tiere, die durch ein Gemisch von strenger, fast starrer Stilisierung und einem kräftigen Naturalismus einen gewaltigen Eindruck machen. Die strenge, starre Haltung läßt uns fühlen, daß auch die Löwen Teile einer geschlossenen Architektur, nicht freierfundene Kunstwerke sind, und dieses Gefühl giebt den Tieren etwas wahrhaft Monumentales. Die naturalistische Ausführung der Köpfe aber legt von der Kraft und Kühnheit der Burgbewohner Zeugnis ab: nicht ruhig, sondern in gereiztem Zustande schauen die Bestien auf den Ankömmling; das Tier hat einen Feind gesehen und stößt ein grimmiges Gebrüll aus. Nase und Oberlefze sind in Falten gezogen, die schiefen Augen halb geschlossen, die Ohren zurückgelegt wie bei der gereizten Katze, der Rachen selbst aber ist weit geöffnet; wir unterscheiden deutlich Zahnfleisch, Eck- und Backenzähne, auch die Zunge; der Rachen ist so weit offen, daß die kolossalen Eckzähne gerade noch aufeinander beißen. Kurz, wir bekommen den vollen Eindruck des gereizten Tieres, welches seinem Unmute durch ein zorniges Brüllen Ausdruck giebt. Dies ist der erste Gruß, welchen der Herr von Sendjirli einem Feinde bei der Annäherung an seinen Palast entgegensendet. Treten wir zwischen die beiden Thorpfeiler, so geht die Löwenfigur, die uns außen in voller Gestalt entgegentrat, genau so wie in Kujundschik in Hochrelief über; während jedoch in Assyrien die Reliefseite vier Beine zeigt, stehen hier richtiger nur drei.

Trotz dieser äußerlichen Ähnlichkeit in der Gesamtanordnung ist doch der Löwenkopf selbst von einem so besonderen Typus, wie wir ihn an assyrischen Löwenköpfen nicht gesehen haben. Eine Verwandtschaft zeigt allerdings der Kopf des tötlich verwundeten Löwen aus Nimrud (NW.-Palast), welcher sich mit dem ganzen, unvergleichlichen Schatze jener assyrischen Ausgrabungen in London befindet. Zwei Pfeile stecken ihm im Kopfe, einer in der Flanke: man sieht, daß das gewaltige Tier mit dem Tode kämpft. Nase und Oberlefze aber verzieht er in seiner ohnmächtigen Wut genau so in parallel über einander lagernden Falten, wie der Löwe von Sendjirli (Layard, Niniveh, deutsche Ausgabe von Meißner, 1854, Figur 18). Die Details aber, Hautfalten, Haare, sind bei den Löwen von Sendjirli, wenn ich so sagen darf, von außen in den Block linienmäßig eingraviert, während die assyrischen ein volles, von innen herauswachsendes Relief zeigen.

Von diesem vollendeten Typus sind zwei Exemplare vorhanden: daneben giebt es noch ein beträchtlich roheres Exemplar, wenn auch im Ganzen von derselben Auffassung, so doch in der ganzen Ausführung bedeutend zurückstehend. Nun zeigt sich das Merkwürdige: unter dem rechten Hinterfuße der besseren zwei Löwen sieht man deutlich, daß der Stein nachträglich abgearbeitet worden ist, ja es hat sich noch ein viel roherer Fuß eines Löwen darunter erhalten; wir dürfen also schließen, daß in früherer Zeit die ganze Löwenfigur etwas größer war, aber von jenem roheren Typus, von welchem wir bereits ein Reliefexemplar von der früheren Campagne her besitzen. Später ist der ganze Löwe vielleicht ringsum etwa um einen Zoll verkleinert, aber in jeder Einzelheit verfeinert worden.

Nach diesen Löwenfiguren, welche, soweit jetzt zu beurteilen, den Höhepunkt der Kunst von Sendjirli darstellen, nehmen unser Interesse zwei Weihestatuen aus einem ganz anderen Grunde in Anspruch. Als Kunstleistungen auf einer außerordentlich niedrigen Stufe stehend, haben sie doch einen außerordentlich hohen Wert im Archiv der Weltgeschichte. Wie auf der Drechselbank gedrehte Cylinder sind die langbekleideten Leiber gebildet; aber diese cylindrischen Körper sind an der Vorderseite mit wenigstens teilweise sehr gut erhaltenen aramäischen Weihinschriften bedeckt: für uns nächst der Stele des Königs Mesa von Moab die ältesten Zeugen des Alphabetes, aus welchem das griechische entstanden ist. Wer nicht genau zusieht, kann auf den ersten Blick denken, er habe eine der ältesten griechischen Inschriften vor sich, so deutlich tritt uns das schiefliegende Epsilon mit der nach unten verlängerten Hasta, das schiefstrichige Alpha und noch mancher andere Buchstabe entgegen. Die Schrift ist ganz flott, von langer Entwicklung zeugend und merkwürdigerweise erhaben, nicht eingraviert, ein Umstand, welcher ihrer Erhaltung sehr ungünstig war. Wir besaßen bereits aus der ersten Campagne eine solche Statue, den Panammu, König von Sam'al, einem Zeitgenossen Tiglatpilesers III. von Assyrien,

(Fortsetzung auf Sp. 829)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Alois Rzach, Kritische Studien zu den Sibyllinischen Orakeln. (Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse, Band XXXVIII.) Wien 1890, F. Tempsky. 134 S. 4. 6 M. 80.

Das Gebiet, auf welches diese kritischen Studien uns versetzen, scheint auf den ersten Blick nichts Verlockendes an sich zu haben, und so wird es denn auch selbst von solchen Philologen, die sich wacker auf dem weiten Felde der antiken Litteratur umgethan haben, vielfach noch mit einer gewissen Scheu gemieden. Aber wenn ich mich nicht täusche, ist bereits die Zeit sehr nahe gerückt, wo auch diese Unterlassungssünde gesühnt sein wird. Wenigstens haben sich letzthin die Anzeichen dafür in erfreulichem Maße gesteigert, daß auch für die dunkleren und dunkelsten Seiten des antiken Kulturlebens sich allmählich das Interesse bedeutend zu heben beginnt. Ich brauche hier nur an die 'Zauberpapyri', welche das unerschöpfliche Wunderland Ägypten in überreicher Fülle hergegeben hat, zu erinnern, um gleich wenigstens ein dahin gehöriges Arbeitsfeld anzudeuten, dem man sich jetzt mit sichtlich wachsendem Eifer und mit größerer Hingebung als ehedem zuzuwenden beflissen zeigt. Rührig wird hier Baustein auf Baustein gesammelt und der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht. Schon ist manches erhellende Licht in die Dunkelheiten längst bekannter, aber noch bei weitem nicht genügend durchforschter und aufgeklärter apokryphischer Produkte gefallen, namentlich in die der Orakel und der damit in engster Verbindung stehenden astrologischen Lehrbücher, und es steht zu hoffen, daß unser Verständnis dieser seltsamen Hinterlassenschaft des Altertums gar nicht lange mehr ein solches Stückwerk bleiben wird wie gegenwärtig. Wer freilich diese Erzeugnisse lediglich mit dem ästhetischen Maßstabe mißt, dem wird bald die Lust vergehen, sich überhaupt mit ihnen zu befassen. Aber in der Wissenschaft hat solche Einseitigkeit keinerlei Berechtigung, und vom kulturhistorischen Standpunkte aus wäre es gewiß tief zu beklagen, wenn das Schicksal es mit den Sibyllenorakeln und all' der übrigen Afterweisheit minder gut gemeint und sie samt und sonders dem Untergange geweiht hätte. Jetzt bilden sie einen breiten und unverrückbaren Bestandteil der uns aus dem Altertum übriggebliebenen Litteratur, und soviel Beachtung und methodische Behandlung, als sie verdienen, muß ihnen werden, mögen sie unserem Geschmacke oder unserer Bildung auch noch so sehr entfremdet sein.

Demnach kann ich die vorliegende Arbeit eines in der epischen Litteratur der Griechen außerordentlich bewanderten und um ihre wissenschaftliche Behandlung sehr verdienten Mannes nur mit Freuden willkommen heißen. Bringt sie uns doch zugleich die Gewißheit, daß wir aus denselben geschickten Händen demnächst eine vollständige Ausgabe der Sibyllinischen Orakel empfangen werden, welche einem von philologischer Seite schon längst schwer empfundenen und zuletzt immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse ohne Zweifel mit Glück abhelfen wird.

Von Halbbarbaren ausgegangen, nach altem Orakelherkommen geflissentlich mit Dunkelheiten umgeben und noch dazu sehr schlecht weiter überliefert, stellen die Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί ganz unverhältnismäßig hohe Ansprüche an das Wissen, die Geduld, den kritischen Scharfblick und den richtigen Takt ihres Herausgebers. Es ist also wohl begreiflich und verzeihlich, wenn sie noch keinen gefunden haben, der alle jene Eigenschaften in vollstem Maße in sich vereinigte. Selbst der Franzose C. Alexandre, der sich zweifelsohne noch die größten Verdienste um ihre Wiederherstellung und Interpretation erwarb, hat die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht siegreich zu überwinden vermocht. Die Arbeit mußte ganz von vorn begonnen werden. Das hat auch Rzach gefühlt und daher zunächst eine neue Vergleichung der Handschriften vorgenommen. Die Ergebnisse derselben werden gleich zu Anfang der 'Studien' kurz mitgeteilt. Darnach zerfallen die Handschriften in drei nach ihrem absteigenden Werte so zu ordnende Gruppen: 1) Ω = Vatican. 1120, Ambrosian. E 64 super., Vatican. 743 und Monacens. 312, leider nur Buch IV, VI, XI—XIV und Stücke aus VIII enthaltend, 2) Φ = Monacens. 351, Vindobon. 96, 6, Bodleian. und Scorialensis II Σ 7, die Bücher I bis VIII umfassend, und 3) Ψ = Laurent. XI 17, Parisin. 2850 und 2851, welche dieselben Bücher wie die zweite Gruppe bietet, aber in noch mehr zerrütteter Fassung. (Die Bücher IX und X fehlen bekanntlich überhaupt.) Keine dieser Handschriften geht über das 14. Jahrhundert hinaus; die meisten gehören dem 15. an; interpoliert oder sonst schwer geschädigt sind sie alle ohne Ausnahme.

„An einer Anzahl von Stellen kommen der Kritik die bei den Kirchenvätern (besonders die bei Lactantius) vorliegenden Citate zu Hilfe. Indes, solange nicht irgendwo eine Handschrift auftaucht, die einen reineren Text vermittelt, als die uns

bisher bekannten, wird jeder, der sich mit den Sibyllinen beschäftigt, in gar vielen Fällen zur Konjekturalkritik seine Zuflucht nehmen müssen. Von dieser ist, wenn sich jener Wunsch nicht erfüllt, allein noch eine Besserung des so mannigfach zerstörten Textes zu erhoffen". Mit diesen Worten, die ich vollständig unterschreibe, leitet der Verf. eine lange Reihe von Konjekturen ein, welche er, immer ausgehend von der durch ihn genau kontrollierten Überlieferung, jedesmal auf das sorgfältigste zu begründen bestrebt ist. Es kann hier unmöglich meine Aufgabe sein, ihn Schritt für Schritt auf diesem weiten und mühevollen Wege zu begleiten, um jede Einzelheit mit meinem 'placet' oder auch mit einer widersprechenden Bemerkung zu versehen. Dies nur will ich versichern, daß ich ihm an vielen Stellen nachgegangen und kaum jemals ohne Belehrung von ihm geschieden bin. Die Zahl der evidenten Besserungen ist groß, noch größer die der wahrscheinlichen. Daß es auch an solchen nicht fehlt, die nach dieser oder jener Seite hin Bedenken erregen, liegt in der Natur der Sache, und niemand wird es anders erwartet haben: denn die Verderbungen sind oft zu arg, als daß an solchen Stellen bloße Konjekturen, mögen sie selbst vielleicht wirklich das Richtige treffen, einigermaßen überzeugend wirken könnten.

Was ich bei meinen gelegentlichen Streifereien auf diesem Gebiete nächst einem besseren und zuverlässigeren kritischen Apparate, den wir ja nun durch Rzachs Bemühungen erhalten werden, immer besonders schmerzlich vermißt habe, ist eine genaue Analyse der Prosodie, Metrik und Grammatik sowie ein vollständiges Wörterverzeichnis der Sibyllina — Arbeiten, die ordentlich allerdings nur von demjenigen geleistet werden können, der über das ganze kritische Rüstzeng, das dazu gehört, gebietet. Und, ich will es nur gestehen, beim Studium von Rzachs kritischen Bemerkungen hat jenes schmerzliche Gefühl bei mir eher zu- als abgenommen. Wie die Dinge augenblicklich liegen, bin ich meinerseits ganz außer stande sicher zu beurteilen, ob der Verf. recht daran thut, wenn er (S. 3) das Versungetüm I 57 αὔξεσθε πληθύνεσθ' ἐργάζεσθ' ἐπὶ γαίης in Schutz nimmt oder (S. 6) den allerdings nicht schönen Hiatus I 225 πᾶσα ἀπειρέσιος verwirft. Das sind nur zwei Beispiele aus einer sehr großen Menge ähnlicher; ja, man darf wohl behaupten, daß die überwiegende Mehrzahl der Konjekturen in diesen Orakeln nicht durch innere sachliche, sondern durch rein äußere sprachliche oder technische Schwierigkeiten hervorgerufen worden ist. Wo nun aber so wie hier die Sprache nebst der ganzen äußeren Technik auf das alleraugenscheinlichste und stärkste von der gewöhnlichen, uns aus den übrigen Epikern bekannten **abweicht**, da befinden wir uns fortwährend in der übeln Lage, nicht zu wissen, ob diese Abweichungen von den Autoren selbst oder vielmehr von unzuverlässigen Trägern der Überlieferung herrühren. Aber auch diese Lücke unseres Wissens wird der rührige Verf., wenn ich seine gelegentlichen Andeutungen recht verstanden habe, wohl nicht mehr lange unausgefüllt lassen. Vielleicht erhalten wir dann auch nähere Auskunft über das seltsam gemessene ἀγήρατον III 418 und XI 140, bei dem ich mir längst ἀγήραντον als mutmaßliche Verbesserung beigeschrieben habe, während Rzach S. 91 anstandslos die überlieferte Form giebt.

Festeren Boden fühlt man gleich unter den Füßen, wenn man etwa auf solche Verderbungen stößt wie XIV 33. Mit dem vorausgehenden Verse lautet diese Stelle in fast allen Handschriften so:

Ῥώμη δ' οὐκέτ' ἐστὶν ἔτι οὐδ' ἔστ' ἀκοῦσαι,
οἵαν περ πρώτην εἶδεν τοίαν παροδίτης.

Möglich, daß der erste Vers korrigiert werden muß, wie Rzach meint:

Ῥώμην δ' οὐκέτ' ἄρ' ἔστιν ἰδεῖν οὐδ' ἔστιν ἀκοῦσαι.

Die Korruptel des zweiten aber, die ohne alle Frage in οἵαν — τοίαν liegt, hat er wohl kaum glücklich gehoben durch

οἵην περ πρώτην εἶδεν ἄλλος παροδίτης

oder διερὸς παροδίτης. Viel näher, glaube ich, kommen wir der ursprünglichen Fassung, wenn wir eine einfache Umstellung vornehmen:

τοίην, οἵην περ πρώτην εἶδεν παροδίτης.

Doch ich behalte mir wohl die Erörterung solcher kontroverser Stellen besser für eine andere Gelegenheit vor, wobei ich dann auch auf die kürzlich im 12. Bande der Wiener Studien veröffentlichten 'Sibyllinischen Analekta' des Verf., die eine neue Reihe von Konjekturen bringen, einzugehen gedenke. Was mich hindert, dies gleich zu thun, ist nur ein Zufall und zwar ein sehr erfreulicher: gerade nämlich, während ich dabei bin, meine Randnotizen durchzusehen, um noch einige derselben dieser Anzeige beizufügen, erscheint die angekündigte kritische Ausgabe Rzachs — ein stattliches und bedeutendes Werk, welches ein längeres Studium erfordert, und dem ich verdientermaßen ein eigenes Referat widmen will.

Königsberg i. Pr. **Arthur Ludwich.**

Isokrates' Panegyrikos. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Bruno Keil.** Mit einem Titelbild. Leipzig 1890, G. Freytag. XXV, 69 S. kl. 8. 75 Pf.

Die vorliegende Ausgabe gehört zu jener bekannten Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller, welche seit mehreren Jahren bei dem rührigen Verlagsbuchhändler Freytag erscheinen und vorwiegend für den Schulgebrauch bestimmt sind. In Ausgaben dieser Art ist vor allem erforderlich, dem Schüler einen lesbaren und leicht verständlichen Text zu liefern. Dies ist für unseren Redner bei der Güte der handschriftlichen Überlieferung nicht schwer. Demgemäß hat der Herausg. bei seiner Gestaltung des Textes (S. 1—53) sich möglichst eng an den Urbinas (Γ) angeschlossen und an einer größeren Anzahl Stellen teils zuerst (§ 57 ἧττους αὐτῶν ἤ, § 82 a. E. περὶ für πρὸς, § 108 τοὺς μάλ. εὐδοκ ὅτι und § 122 παύσονται) teils nach dem Vorgange anderer Herausgeber die Lesarten desselben in den Text eingesetzt, seltener Lesarten anderer Hss (z. B. § 174 ἑταιρείας E) und eigene (§ 72 πολὺ, § 151 ὡς ἂν-διαφθείρειαν vor εἰς μὲν κ. τ. λ. gestellt) oder fremde Konjekturen (z. B. § 44 ἐφ' οἷς ἂν, doch vgl. Gebauer im Lysias von Frohberger I² S. 318; § 168 ἄλλων [Cobet]) neu aufgenommen, Orthographica gebessert, das ν ἐφελκυστικόν nach der Schulregel behandelt, jedoch, wie schon vorher Schneider und teilweise Blaß, am Ende der Kola angefügt, wo es zur Erzielung eines vollständigen Homoioteleutons nötig war, zumal es, außer an vier Stellen (§ 1. 47 (2). 154), auch in Γ sich findet. Andererseits aber hält er, zum Teil in Übereinstimmung mit den Ansichten anderer Gelehrten, eine große Anzahl von Wörtern für Glossen und Einschiebsel (z. B. § 4 πώποτε, § 38 τροφὴν — εὑρεῖν, § 49 καὶ vor τοὺς λόγῳ, § 98 πρὸς ἡμᾶς vor οὕτως, § 173 τοὺς Ἕλληνας nach ὁμονοῆσαι) und hat diese, gemäß den Zwecken der Ausgabe, einfach gestrichen. Soweit diese Änderungen Neuerungen gegenüber vorhandenen Ausgaben sind, hat der Herausg. sie in textkritischen Anmerkungen (S. 68—69) kurz besprochen. In einer dem Texte voraufgehenden Einleitung (S. VII—XXV) hat er unter Erwähnung seiner hauptsächlichsten Schriften eine Skizze von dem Leben und dem Bildungsgange des Isokrates gegeben, sodann von dem Zwecke, den unser Redner mit Herausgabe des Panegyrikos verfolgte, gesprochen und am Schlusse eine kurze, nach großen Abschnitten entworfene Disposition der Rede beigefügt. Die zum Verständnis nötigen geschichtlichen Erläuterungen hat er teils in die Einleitung verflochten, teils in das nach dem Texte gegebene ausführliche Namensverzeichnis (S. 54—67) aufgenommen.

Nimmt diese Ausgabe auch selbst für sich keinen höheren kritischen Wert in Anspruch, so hilft sie, da sie meines Wissens die einzige neuere separate Textausgabe unserer Rede ist, ohne Zweifel einem mehrfach gefühlten Bedürfnisse ab und empfiehlt sich besonders für den Gebrauch in solchen Anstalten, die für den Unterricht nur Textausgaben gestatten. Doch mache ich hier noch auf zwei Inkonsequenzen aufmerksam, die in einer Schulausgabe nicht vorkommen dürfen: § 89 schreibt der Herausg. ἐξεῦρε, dagegen § 47 συνεξηῦρε und § 167 προσεξηυρήκαμεν; ferner findet, während vor jedem Interpunktionszeichen der Akut der Oxytona beibehalten ist, sich, soweit ich es angemerkt, § 15 ἀρχὴν, ὅθεν; § 110 συμφορὰς, περὶ und § 167 παρεληλυθὼς, ἐν. Weniger ins Gewicht fallen Versehen, die ich nur beiläufig erwähne, wie § 47 πρὸς τε für πρός τε und S. 57 Εὔβοια, ας, u. für ἡ.

Stendal. Wilh. Graßhoff.

J. Rendel Harris, The Diatessaron of Tatian, a preliminary study. London 1890, C. J. Clay and Sons. 68 S. 8.

Tatians Diatessaron, diese alte Evangelienharmonie, hat Theodor Zahn (1881) grundlegend hergestellt und bearbeitet hauptsächlich nach Ephräms Evangelii concordantis expositio (ed. G. Moesinger, Venet. 1876) und nach des Aphraates Homilien (ed. W. Wright, 1869). Von einem arabischen Tatiani Diatessaron im Vatikan, welches J. S. Assemani (Bibl. or. I 619) erwähnt, hatte er noch keine genauere Kunde (S. 294 f.). Jetzt kennen wir dasselbe besser, als wir erwarten durften. Zu der vatikanischen Hs (A) aus dem 12.—14. Jahrhundert ist nämlich hinzugekommen eine 1886 dem Museum Borgianum geschenkte Hs (B) aus dem 14. Jahrhundert. Durch Vorwort und Schlußbemerkung erfahren wir, daß diese Hs eine von Abulfaraj Abdullah Ben-at-tib († 1043) verfaßte Übersetzung aus der syrischen Hs eines Schülers des bekannten Abu Zaid Honain ben Ichaq († 873) ist. Vgl. Tatiani evangeliorum harmoniae arabice. Nunc primum e duplici codice edidit et translatione latina donavit Augustinus Ciasca, Romae 1888. So erst haben wir einen zusammenhängenden Text des Diatessaron, freilich im einzelnen von den bisher bekannten Quellen abweichend.

Diese arabische, aus dem Syrischen geflossene Übersetzung von Tatians Diatessaron hat der gelehrte Professor der biblischen Sprachen am Haver-

ford College in Pennsylvanien zuerst zu verwerten unternommen. Überzeugend weist er (S. 6 f.) nach, daß B im allgemeinen den Vorrang vor A verdient. Die Abweichung des Arabischen von Ephräm und Aphraates erklärt er aus einer Umarbeitung, welche erstlich die Übereinstimmung des ursprünglichen Textes mit dem Syrus Curetoni der Evangelien (Sc.) großenteils durch Annäherung an die Peschitta, zweitens die ursprünglichen apokryphischen Zuthaten zum Teil getilgt habe. Das Arabische enthält jedoch manche anderen apokryphischen Zuthaten, welche mitunter auch anderwärts vorkommen. Da ist es doch sehr gewagt, solche Berührungen als ursprüngliche Tatianismen anzusehen, überhaupt den Einfluß von Tatians Diatessaron so weit auszudehnen, wie es hier geschieht, vollends gar auf einen 'Pre-Tatian' zurückzuschließen, eine schon syrisch geschriebene Evangelienharmonie der Leidensgeschichte, welche bereits Tatians Lehrer Justinus benutzt habe (S. 55 f.), ein nur für die theologische Richtung des Verf. bezeichnendes Ergebnis.

Das im Morgenlande viel gebrauchte Diatessaron, dessen Name gar nicht nach einer syrischen Urschrift lautet, hat, wie die arabische Übersetzung bestätigt, ähnliche Textveränderungen durchgemacht, wie die griechischen Evangelien des Kanons. Und so verdienstlich auch die Ausgabe des Neuen Testaments von Westcott und Hort ist, so haben sie den ursprünglichen Text der Evangelien nicht hergestellt, daß alles, was sie hergestellt haben, als „Western non-interpolations", als dem Abendlande fremdes Einschiebsel zu bezeichnen wäre, und daß solche vermeintlichen Einschiebsel, als zum Teil schon dem Tatianus bekannt, das weit höhere Alter der Evangelien, namentlich des Johannesevangeliums, beweisen sollten (S. 50 f.).

Der arabische Text hat einige Zuthaten allein. Die γυνὴ ἑλληνίς, Συροφοινίκισσα τῷ γένει Mark. 7, 26, welche Clem. Hom. II 19 Ἰούστα nennt, erscheint bei dem Araber als ein heidnisches Weib 'ex urbe Hemesen (Emesa) Syriae'. Aus solchen Benennungen des Weibes und ihrer Stadt irgend etwas für Tatianus selbst zu erschließen (S. 36), ist doch gar zu kühn. Matth. 26,47 bietet Ar. allein: „Und mit ihnen war dort ein Mann von den Römern". Das ist wieder ein Zusatz, dessen Herkunft von Tatianus (S. 57) unerweislich ist.

Auch was der arabische Text aus Tatians Diatessaron bewahrt hat, ist mitunter arg entstellt. Matth. 18,7 lautete nach Aphraates: „Das Gute muß geschehen, und Heil dem, durch welchen es geschieht; und das Böse muß geschehen, aber wehe dem, durch welchen es geschieht". Ein bedeutsames Zusammentreffen mit Clem. Hom. XII 29: ὁ τῆς ἀληθείας προφήτης ἔφη· Τὰ ἀγαθὰ ἐλθεῖν δεῖ, μακάριος δέ, φησίν, δι' οὗ ἔρχεται· ὁμοίως καὶ τὰ κακὰ ἀνάγκη ἐλθεῖν, οὐαὶ δὲ δι' οὗ ἔρχεται. Daß dieses Zusammentreffen aus einem älteren unkanonischen Evangelium stamme, erkennt auch Rendel Harris, dessen „Ur-Tatian" erst in der Leidensgeschichte beginnt, wenigstens als möglich an. Auch kann er es nicht leugnen, daß der Araber eine recht ungeschickte Änderung bietet: „Wehe der Welt wegen der Ärgernisse; aber wehe dem Menschen, durch welchen das Ärgernis kommt".

Umsomehr werden wir es auf den etwas wandelbaren Text des Diatessaron, in welches mit der Zeit allerlei Lesarten eindrangen, zurückführen dürfen, daß Mark. 7,33 (ἔλαβεν τοὺς δακτύλους αὐτοῦ εἰς τὰ ὦτα αὐτοῦ καὶ πτύσας ἥψατο τῆς γλώσσης αὐτοῦ) bei dem Araber lautet: „und speiend auf seine Finger legte er sie in die Ohren des Tauben und berührte seine Zunge". Das ist ein Text, welchen Cod. W^d aus dem 9. Jahrhundert (aber keineswegs als Tatianisch) bezeugt: ἔπτυσεν εἰς τοὺς δακτύλους αὐτοῦ καὶ ἔβαλεν εἰς τὰ ὦτα τοῦ κωφοῦ καὶ ἥψατο τῆς γλώσσης τοῦ μογιλάλου.

Für die Leidensgeschichte bringt R. H. schließlich (S. 50 f.) einen 'Pre-Tatian' heraus, welcher an dem Spinnegewebe der „Western non-interpolations" und eines für den fehlenden Diatessaron-Tatian eintretenden Syrus Curetoni als 'Syrus vetus' hängt. Wo der Araber und der „alte Syrer" zusammentreffen, sollen wir gewiß sein, den ursprünglichen Text Tatians zu haben. So Luk. 24,3 τοῦ κυρίου Ἰησοῦ, wo Syr. vet. und Tat. arab. τοῦ Ἰησοῦ bieten, und Luk. 24,6 οὐκ ἔστιν ὧδε ἀλλὰ ἠγέρθη, was beide Zeugen bieten. Was folgt daraus anders, als daß die abendländische Auslassung der Worte umso weniger zu bedeuten hat? Wer die ganze verwickelte Ausführung eingehend prüft, wird wirklich nichts Überzeugendes finden. Luk. 24,36 hat der Araber überdies 'ego sum, nolite timere', wie Matth. 14,27, Mark. 6,50, Joh. 6,14, also abweichend von dem kanonischen Texte jener Stelle und Joh. 20,19.

Man muß dem Herrn Verf. ja dankbar sein für seine erstmalige Benutzung des arabischen Tatianus und seine Sorgfalt anerkennen; aber seine Behandlung kann man nicht vorurteilsfrei und unbefangen ganz finden.

Jena. Adolf Hilgenfeld.

S. Hilarii episcopi Pictaviensis tractatus super psalmos. Rec. A. Zingerle (Corp. script. eccles. Lat. vol. XXII). Wien 1891, Tempsky. XXII, 888 S. 8. 24 M.

'Hilarius Gallicano cothurno attollitur et longis interdum periodis involvitur et a lectione simplicium fratrum procul est' urteilt Hieronymus. Dies trifft namentlich für den vorliegenden Psalmenkommentar zu, der an Weitschweifigkeit und Wortmacherei leidet und darum nie beliebt geworden ist, wie die geringe Zahl der erhaltenen Handschriften beweist. Ja selbst unter diesen wenigen ist keine vollständig, und alle zusammen enthalten auch nicht das ganze Werk, sondern nur einen erheblichen Teil davon. Den besten Text bieten die Reste eines Sangallensis rescriptus s. VI—VII (G), doch beginnen sie erst mit dem Ps. 119. Noch älter, aus s. VI, ist der Veronensis (V), der jedoch mit mancherlei Lücken nur bis Ps. 132 reicht. Diese Handschrift ist nur in der Überlieferung der Bibelstellen zuverlässig; der Text des Hilarius selbst ist hingegen teils verkürzt, teils in arger Weise interpoliert; zudem ist sie recht liederlich geschrieben. Am vollständigsten und noch von erheblicher Zuverlässigkeit ist R(eginensis) s. X, minder gut sind ein P(arisinus) s. IX—X und ein T(uronensis) s. X—XI. Für den Traktat über Ps. 118 allein, der allerdings fast ein Viertel des Gesamtumfangs ausmacht, kommt noch ein C(oloniensis) s. IX in Betracht. Die übrigen, sämtlich jüngeren Quellen werden nur dort zur Aushülfe verwendet, wo die Haupthandschriften Lücken haben. Dieser Handschriftenbestand ist nun für die Herstellung des Textes in der Art verwertet, daß im allgemeinen für den ersten Teil die Übereinstimmung von VRPT, für den zweiten G zu grunde liegt; wo VRPT auseinandergehen, ist in der Regel jene Lesart vorgezogen, die auch R giebt. Neben den Handschriften hat der Herausgeber auch die Ausgaben verglichen und ihre Lesarten regelmäßig verzeichnet, obwohl sie nur selten Besseres bieten. Mehr Wert haben Zingerles Beobachtungen über den Sprachgebrauch, die nur leider an zu vielen Orten zerstreut sind, und die hier in Betracht kommende neuere grammatische und biblische Litteratur, vor allem Sabatiers bekanntes Werk, dessen Heranziehung dem Texte der Psalmen selbst außerordentlich zustatten gekommen ist. So hat Zingerle mit einem Fleiße, der die vollste Anerkennung verdient, eine Ausgabe hergestellt, die sich mit den besten in dieser Sammlung messen kann. Diesem Urteile widersprechen die Einwendungen, die ich zu machen genötigt bin, in keiner Weise, da sie gegen die Menge der wirklichen Verbesserungen des Textes nahezu verschwinden. Zudem handelt es sich an den meisten hier in Betracht kommenden Stellen nur um den Wert des V, den Zingerle gegen R offenbar etwas unterschätzt hat. Die Handschrift mag immerhin alle erdenklichen Fehler aufweisen; daß sie aber bei ihrem hohen Alter rücksichtlich der Formen die anderen, außer G, weit überragt, steht für mich außer Zweifel und wird auch von Zingerle selbst teilweise zugegeben, nur daß er nicht alle notwendigen Folgerungen daraus zieht. Überall meine abweichende Ansicht eingehend zu begründen, geht nicht an; doch hoffe ich auch dort, wo dies nicht geschieht, keinem Mißverständnis zu begegnen. S. 4, 14 steht in R repperiatur, und so ist repperire in GVR weitaus öfter überliefert als reperire; Hilarius schrieb wie Cassian u. a. repperire, aber repertus. — 5, 16 war nach R antequam nascitur aufzunehmen, desgleichen 753, 24 antequam res est; vgl. 38, 10. — 7, 17 ist per haec „dadurch“ mit Unrecht zu haec geändert; vgl. ob haec 493, 1. — 11, 10 und noch an zahlreichen Stellen hat V den Genetiv fili, oft auch die gleiche Pluralform. Da Zingerle dieselbe 621, 5 nach GV und 675, 21 aufnahm, hätte er dies folgerichtig überall thun sollen. — 18, 8 ist in diapsalma (V) richtig. — 19, 3 steht in V aperiundi; vgl. 554, 28 potiundi. — 20, 8 bietet V videlicet, Z. aber liest mit R scilicet. Ersteres war als die weitaus seltenere Form vorzuziehen; vgl. 90, 15. 284, 20. 651, 8. 778, 5. — 27, 20 und 665, 1 steht in V richtig noctu diuque, Z. jedoch schreibt an der ersten Stelle noctu dieque, an der zweiten nocte dieque. Man lese auch 84, 24 mit V die ac noctu. — 28, 23 und 24 war rationabile aus V aufzunehmen, da rationabilis neben rationalis oft vorkommt. — 29, 8 bieten VR[1] richtig sapientiam qui Christus est. — 30, 18 ist mit V conforme corporis zu lesen; vgl. 131, 5. 600, 9. — 30, 21 war nach VR absorta zu schreiben. — 31, 26 sollte es nach V heißen adcorporata (nämlich spiritalia) non mutilentur. Der Sinn ist ganz klar: „Wenn auch die irdischen Sinnbilder die göttlichen Geheimnisse nicht voll und ganz ausdrücken, so wird doch das Übersinnliche durch die Ankörperung nicht verunstaltet“. — 37, 23 schreibt Z. mit R actibus apostolorum, V bietet richtig actis; vgl. 40, 23. 42, 1. 3, 14. — 39, 3 steht in V hebraeicae. Diese Schreibung, nicht hebreicus, war überall aufzunehmen, wo sie erscheint, ebenso 104, 1 Iudaeicam, 214, 25 Iudaeicae; vgl. Chaldaeicae bei Cassian Coll. 12, 11, 5. — 39, 8 haben VR, 572, 11 hat

V den Abl. Moysi; vgl. meinen Index zu Cassian. — 40, 5 gehört ipsis (psalmis) . . . observatis zum vorhergehenden Satz, mit quibus beginnt der neue, in dem nichts zu ändern war. — 41, 2 kann in unum id ipsum nicht richtig sein. Es sind zwei Übersetzungen des griechischen ἐπὶ τὸ αὐτό, nämlich in unum und in id ipsum, vereinigt; unum ist zu streichen. — 50, 9 und so überall war nach V magnianimus aufzunehmen, ebenso 282, 18 unianimis, 512, 16 unianimitate. — 51, 10 lese man mit VR Gomorrae. — 65, 25 ist inpertit (V) richtig: vgl. 79, 31. 121, 16. 149, 1. 255, 14. — 73, 2 u. s. w. ist illum (= illud) nach V zu schreiben. Z. hat die überlieferte Form nur 316, 18 berücksichtigt, dagegen 284, 20 sogar nach eigener Vermutung illum desertum geschrieben. — 92, 18 war publicanus, das sich aus der Bibelstelle leicht ergänzt, mit VR wegzulassen. — 107, 10 ist tum cum (VPT) besser überliefert als tunc cum und kommt auch sonst häufig vor. — 111, 16 bieten VPT die Nominativform Iordanis: vgl. 520, 8 und Iohannis 52, 26. 132, 6 (V). — 145, 4 hat V quisque für quisquis. Diese minder gewöhnliche und daher leichter der Änderung ausgesetzte Form war noch aufzunehmen 360, 6 (VC). 420, 2. 463, 7 (VCp). 494, 10 (VCp). Dasselbe gilt vom femin. plur. haec 149, 18 (VR). 211, 5. 594, 7 (GR). 750, 13. — 152, 12 wird das besser bezeugte degravatus durch 164, 28 bestätigt. — 153, 10 bieten VP clodus: vgl. 508, 13. — 158, 13 war das häufig vorkommende usque in (VPTb) vorzuziehen. — 168, 3 ist absorbet (RP) die richtige Futurform, herzuleiten von absorbēre, das auch 834, 11 durch absorbunt in R sichergestellt ist; Hilarius hat ja auch inridēre. — 201, 24 und 306, 15 erscheint in V der Abl. Hierusale: dieselbe Form steht als Dativ 643, 6 und 670, 20. Sie verdiente ebenso Berücksichtigung wie der häufige Genetiv Hierusales, den Z. nur dort gelten läßt, wo ihn G bietet, und wie der Abl. Bethle 672, 12. — 205, 9 liest man protectionem misericordiae dei sub velamento alarum divinus sermo significat, de quo quia superioribus tractatum est, superfluus nunc et otiosus erit sermo. Da nun superioribus sich nicht auf denselben Psalm, sondern nur auf die früheren beziehen kann, ist mit VPT sup. psalmis zu lesen; vgl. 636, 17. 646, 16. — 207, 10 bieten dieselben Handschriften dominus ita locutus est, während Z. mit R ita wegläßt, obschon es auch sonst sehr häufig vor der Anführung einer Bibelstelle gesetzt wird. — 210, 16 ist relicum (V) richtig; vgl. 715, 9. — 213, 26 war reccidentes, 322, 6 reccidit mit V zu schreiben. — 275, 1 war das so oft vernachlässigte instrumentale in nach VPT beizubehalten; dasselbe gilt von mannam (V) 285, 3, welche Form jüngere Handschriften gern zu manna verändern. — 295, 21 hat V allein das häufig vorkommende id ipsum bewahrt, die übrigen lesen ipsum: ebenso war mit V 416, 1 quod (quo V) id ipsum zu schreiben. — 321, 23 war Belzebul nach V (belzibul) aufzunehmen; vgl. 779, 23. — 337, 3 erscheint genum = genu als Akkus., 662, 22 als Nom. in V: vgl. Kühner I, S. 242 und das von Z. aufgenommene cornum. — 349, 16, 19 und 21 bietet V grabattum, welche Schreibung u. a. der Florentinus F des Apuleius hat. — 354, 25 ist die Wortstellung apostolus Paulus (VCp) durch mehrere Stellen gesichert. — 361, 4 war mit V derigantur, 368, 16 derectione zu schreiben. — 363, 5 ist offers (VR) ebenso richtig wie 388, 1 und 25 aufers. — 364, 23 ist auffallenderweise die durch VC gewährleistete persönliche Konstruktion von oportere unbeachtet geblieben, ebenso 517, 20 (V), während dieselbe 721, 23 und 745, 6 im Texte erscheint. — 373, 5 wird mit R occultasse geschrieben, wärend VCp occuluisse bieten; vgl. 374, 14. 382, 21 und 24. 475, 15 und 21. 512, 11. — 379, 20 ist abstulit (R) eine augenfällige Interpolation für avexit (VC). — 384, 24 war einfach exaudita für et audita zu schreiben; Zingerles est ist überflüssig. — 425, 13 ist das in VCp überlieferte reiectis weit bezeichnender als relictis (R): vgl. 22 renuntiemus und 426, 1 respuamus. — 455, 18 war nicht sed für et zu schreiben, da et auch sonst an Stelle einer Adversativpartikel erscheint; vgl. 628, 19. 662, 11. — 460, 24 ist die Form fluvidae (V) richtig. — 462, 18 u. s. w. war mit V forsitam zu schreiben. — 473, 9 und 706, 2 führt die beste Überlieferung auf hebens, während Z. hebes vorzieht; doch vgl. Cassian Coll. 23, 6, 1. — 481, 4 wird dem korrupten esse in R zu Liebe esse se in den Text gesetzt; warum nicht vielmehr die Lesart von VCp? — 483, 10 war nach der Überlieferung zu schreiben *do*, aut cum gloriam viduitatis et continentiam laudat non inhibita potestate nubendi, sed meritum caelibatus praedicator; meritum ist = meritorum. — 497, 1 ist amicitiae concordia richtig, weil lauter Abstrakta folgen. — 520, 22 war nach V disparsi zu schreiben; vgl. 677, 9. 762, 8. 848, 18; auch contractare 660, 19 ist übersehen. — 522, 2 war deo . . . audituro zu schreiben; audiatur in VR erklärt sich ähnlich wie 523, 8 moriatura statt moritura und 567, 5 uigilatur statt uigilatura. — 524, 15 und 525, 1 ist in maturitate (Ps. 118, 147) mit Unrecht zu inmaturitate geändert. Zunächst

kann nach dem griechischen ἐν ἀωρίᾳ in nicht fehlen. Da ferner maturus dem griechischen ἄωρος entspricht, ist die Übersetzung von ἀωρία durch maturitas ganz folgerichtig. Außerdem halte ich 525, 2 clamare für richtig. — 525, 11 schreibe ich discamus modestiam ex dictis prophetae *post* (tot R) superiorem clamorem cordis u. s. w.; vgl. 588, 16 post superiores quas commemoravimus insectationes regum, 792, 21 post fidei clamorem ... consummari se quoque officio cordis orat. — 575, 25 war mit V Ninevitae zu schreiben. — 586, 21 heißt es cum Christum deum praedicamus cruciatum, religionem Iudaeus et omnis ex gentibus persecutor exprobrat. Überliefert ist cruciari; dies war als Genetiv von cruciarius „der Gekreuzigte" zu belassen und nur das Komma hinter praedicamus zu setzen. — 605, 25 war nach G, 651, 1 nach VP deleramenta zu schreiben. — 615, 24 ist civitate eadem ... diruenda nach Tb richtig. Solche nachhinkende absolute Ablative sind bei Hilarius häufig; vgl. 730, 12 und die schon besprochenen Stellen 40, 5. 522, 2. Es war demnach auch 184, 9 mit VPT calumnia non reperienda zu lesen. — 673, 10 bieten VPT uno in loco, R allein in uno loco; vgl. 686, 6 alio in loco. Ebenso ist 682, 4 deinde nach R gegen dehinc in VPT mit Unrecht aufgenommen worden. Denn zu Anfang der Kapitel findet sich die Übergangsformel dehinc sequitur weitaus am öftesten, ziemlich häufig ist auch sequitur deinde. Dagegen fand ich deinde sequitur nur 385, 17. 420, 11. 437, 18; aber die letzte Stelle entfällt, da dort mit V dehinc zu schreiben ist. — 683, 8 ist Danielum (VRT) der Lesart von GP Danielem vorzuziehen. — 694, 20 war zu verbessern callens (calens codd.) ad cognitionem dei auditor. — 728, 17 schreibt Z. ab terrenis nach der zweifelhaften Lesart von G ut oder at, während RPT a bieten. Doch das t in G ist sicher nur Dittographie, wie denn diese Handschrift auch 827, 13 aut temere für aut emere hat. — 742, 15 ist a, 779, 22 die Änderung reis unnötig. — 814, 6 bieten GR cum sint neque ... addiderunt, was beizubehalten war, da 391, 8 ähnlich gesagt ist vel quia ... commoremur uel quia ... sumus. Moduswechsel nach derselben Konjunktion zeigt sich auch in der Überlieferung des Augustinus; die früheren Herausgeber gingen einfach darüber hinweg.

Der Druck des umfangreichen Bandes ist mit großer Sorgfalt überwacht worden. An Fehlern bemerkte ich nur 50, 20 psa statt ipsa, 437, 4 cordo statt corde, 500, 1 contemplanti statt contemplandi, 618, 21 im Apparat constinenda statt continenda, 713, 27 humanitati statt humanitatis. Wirklich störend ist keiner. So kann denn diese Ausgabe als eine in jeder Hinsicht gewissenhafte, gediegene und gründliche Leistung bezeichnet werden.

Graz. M. Petschenig.

Karl Baumann, Römische Denksteine und Inschriften der Vereinigten Altertums-Sammlungen in Mannheim. Programm des Mannheimer Gymnasiums. Mannheim 1890. 66 S. 4. und 2 Tafeln.

Die Arbeit schließt sich eng an F. Haugs Schrift über die „römischen Denksteine des Großherzoglichen Antiquariums zu Mannheim" an. (Mannheimer Programm für die Schuljahre 1875/77. Konstanz 1877). Die in der letzteren Publikation behandelten Steindenkmäler und Inschriften sind daher unberücksichtigt gelassen, sodaß der Titel eigentlich nur für beide Arbeiten zusammen paßt, wie auch eine gemeinsame Benutzung beider vorausgesetzt wird. Daß zu den 97 Nummern des Antiquariums Baumann 72 gleichartige Erwerbungen des Mannheimer Altertumsvereins hinzufügen konnte, dessen Sammlungen seit 1882 mit den Schätzen des Antiquariums vereinigt sind, legt rühmliches Zeugnis ab für die Leistungsfähigkeit des genannten Vereins, dessen erst 30jährige Geschichte in der Einleitung dargestellt ist, ebenso wie Haug s. Z. die Schilderung der Schicksale des Großherzoglichen Antiquariums der Beschreibung der Denksteine vorausgeschickt hatte. Der zweite Teil der Baumannschen Arbeit bietet die Zusammenstellung der „Inschriften auf Kleinaltertümern", d. h. Legions- und Kohorten- sowie Töpferstempel, Aufschriften auf Gegenständen von Stein, Thon, Glas und Metall, von beiden vereinigten Sammlungen, nach sachlichen Kategorien geordnet, während im ersten Teil nach Haugs Vorgang die auf geographischer Grundlage beruhende Anordnung der Sammlungen beibehalten ist. Zweckmäßig eingerichtete Indices erleichtern die Übersicht. Die Brauchbarkeit der Arbeit, durch welche zugleich der Wert der Haugschen Publikation vermehrt wird, bedarf für den Kenner keiner besonderen Erwähnung. Nur auf einige Punkte möchten wir etwas näher eingehen. S. 11, No. 12—15 werden die im Jahre 1881 in den „Grundmauern eines römischen Bauwerks" bei Neckarburken „an der Außenseite ohne bestimmte Ordnung eingemauert" gefundenen Gegenstände beschrieben: „ein Säulenkapitäl und 3 auf der Vorderseite mit Reliefs versehene Quader von 89,77 und 63 cm Länge, 16,20 und 20 cm Höhe, 23,27 und 20 cm Dicke". Die Beschreibung wie die bei-

gegebene Zeichnung lassen es kaum zweifelhaft erscheinen, daß wir in ihnen nicht selbständige Reliefs, wie Baumann meint, sondern die Seitenflächen von Opferaltären mit den allbekannten Darstellungen der Opfergeräte und bei 13 des Blitzbündels zu erkennen haben, wie es sich so oft an dieser Stelle bei Altären des Iuppiter (auch I. Dolichenus) findet. Die Mauern gehörten also einem spätrömischen (wenn der römische Ursprung sicher verbürgt ist) Gebäude an, in dem alte Skulpturen als Baumaterial verwendet und zu diesem Zweck behauen wurden, eine Arbeit, die wie gewöhnlich die vorstehenden Sockel und Kapitäle, hier aber leider auch die Inschriften der Vorderseite vernichtete. Von den Truppenstempeln haben nur diejenigen besonderen Wert, deren Fundorte genau bestimmt sind. Leider ist dies nur bei 29 von 69 der Fall, und auch hier dürften sich noch einige Irrtümer eingeschlichen haben, so wenn bei No. 96, 109. 110, 123 und 124 Nidda als Fundort genannt ist. Gemeint ist zweifellos die bekannte Römerstätte Nied bei Höchst an der Mündung der Nidda, nicht zu verwechseln mit Nidda am oberen Laufe dieses Flüßchens, außerhalb des nichtrömischen Gebietes.

Die beiden Tafeln enthalten die lithographische Wiedergabe des Wochengöttersteins von Neckarelz, des Viergöttersteins von Iggelheim, der Iuppiterstatuette von Ladenburg und einer fragmentarischen Säule von demselben Orte mit der Reliefdarstellung des Kampfes zwischen Pan und Eros.

Frankfurt a/M. Georg Wolff.

Ernst Riess, Nechepsonis et Pesoridis fragmenta magica. Diss. Bonn 1890. 32 S.

Diese tüchtige Abhandlung sucht die Kunde, die uns über die etwas mystischen Ägypter Nechepso und Petosiris, die Größen des Aberglaubens, überkommen ist, bestimmter zu umschreiben. Im ersten Kapitel läßt sich freilich kaum feststellen, ob sie wirkliches Leben gehabt haben (Nechepso wird jedoch immer als König ausgegeben); im zweiten aber wird an der Hand der Suidasangabe über die Werke des Petosiris mehr ermittelt. Freilich von den vier Titeln ist eigentlich nur über die Ἀστρολογούμενα nach anderweitigen Notizen mehr festzustellen: Zahl der Bücher S. 12 f., etwaiger Inhalt, Form (Verse und Prosa S. 14 f.); Verfasser waren Nechepso und Petosiris. Um die Abfassungszeit des Werkes zu finden, wird weiter zusammengestellt, wo es citiert und benutzt wird. S. 15 ff. werden ganz besonders interessante Mitteilungen über das noch ungedruckte astrologische Werk eines Vettius Valens gemacht, seine Zeit und seine Lebensumstände; einige dafür wichtige Stellen werden abgedruckt. Hier wie in manchem hat sich Verf. der sachkundigsten Hülfe, der Useners, zu erfreuen gehabt. Die weiteren Citate des N. und P., namentlich bei Plinius und Sueton, für dessen Quelle R. hierin Nigidius Figulus hält, und die Erwägung, daß Cicero sie in de divinatione noch nicht erwähnt, dem sie doch, wenn sie vorhanden gewesen, der solcher Weisheit begierige Posidonius an die Hand gegeben hätte, umgrenzen dem Verfasser als Abfassungszeit des Buches 80—60 v. Chr. In Alexandria ist es ans Licht gekommen. Die libri iatromathematici werden dem Nechepso stets allein zugeschrieben und waren ein Werk für sich. Auch für Chemisches (Alchymistisches) wird derselbe citiert, und beiden wird noch sonst mancherlei zugeschrieben: 'suppositis supposita'. Die testimonia werden dann zusammengestellt S. 30 ff., und die eigentlichen Fragmente — astrologia, medicina, liber περὶ θεῶν und supposita — sollen im Philologus herausgegeben werden.

Das etwa der Inhalt des interessanten Schriftchens. Nur ein paar Bemerkungen seien gestattet. Darum, daß Nechepso immer König genannt wird, braucht er durchaus keiner gewesen zu sein; es ist in dieser ganzen Litteratur die beliebteste Form, irgend einen Priester, Philosophen oder dergl. an einen König schreiben zu lassen, und die Namen werden gegriffen, wie's kommt. Da heißt's βασιλεῖ Ὀστάνῃ Πίτυς χαίρειν (p. Paris. 2006) — Ostanes ist sonst auch nicht König —, dann wieder Πίτυος βασιλέως ἀγωγή (p. Paris. 1928), Θρὴ ἱερογραμματεὺς ἐν τῇ πρὸς Ὦχον βασιλέα (p. Leid. W. 22, 9): eine Fülle dergleichen Titel bietet die collection des alchimistes grecs von Berthelot. Später finden sich auch allerlei wirkliche Namen der römischen Kaiser*). Ganz die typische Form ist es hier auch (Riess S. 8): Πετοσίρου μαθηματικοῦ πρὸς Νεχεψὼ τὸν βασιλέα. Natürlich ist Nechepso irgend ein alter berühmter Name, und Πετόσιρις d. i. zu Osiris gehörig (pet oder peten bedeutet ägyptisch: zu etwas gehörig) ist der rechte Name für den Osirispriester und dann eben für den Verfasser von allerlei 'göttlicher' und Sternenweisheit. Im Anecd. Oxon. III S. 171 (Riess S. 32) tritt ja neben Νεχεψώ geradezu Ὄσιρις, der auch höchstselbst allerlei Alchymistisches und Ähnliches geschriftstellert hat. So kann auch schon Aristophanes in dem Danaiden-

*) Mehr über diese Litteratur in der Einleitung zu meiner papyrus magica. Fleckeis. Jahrb. Suppl. XVI S. 758 f.

fragment den uralten ägyptischen Priesternamen nennen (κύλλαστις ebenda 'gesäuertes Brot' hat gewiß auch rituelle Bedeutung). Und es wird gar manches kleine und größere Buch mit allerlei mystischer Weisheit lange Zeit hindurch mit Vorliebe mit diesen Namen geschmückt worden sein, so gut wie all die andern von Salomon, Moses, Zoroaster, Ostanes, chemische, magische, astrologische und alle möglichen Bücher, die existiert oder auch nicht existiert haben, zum Teil aber noch existieren, geschrieben sein sollen. Ich muß eben an die Anschauung solcher Brocken, wie sie bei Berthelot in Menge gedruckt sind, oder des '8. Buches Mosis' in dem einen Leidener Papyrus verweisen, wenn ich vor zu bestimmtem Vorgehen in dieser Sorte von Litteratur warne. Es ist müßig, zwei Titel bei Suidas durch ἢ verbinden zu wollen (Riess S. 10), und daß für Ansätze, wie z. B. den S. 24 der als ein großes Buch betrachteten Ἀστρολογούμενα in diesem Sumpfe kein Boden ist, zeigt sich schon, wenn weder die Citate des Campestris (S. 21) noch die des Firmicus (S. 25f.)*) dazu passen wollen, noch die Angabe des Manetho, er habe, was P. ἐπιτροχάδην geschrieben, in Verse gebracht — P. sei ihm πολὺ φίλτατος ἀνήρ —, irgend eine Bestätigung findet. Nigidius als Quelle des Plinius in diesen Angaben wäre gewiß sehr passend: er lebte ganz in diesen Dingen, hielt sogar 'spiritistische' Konventikel in Rom und kam mit der Polizei in Konflikt; aber sonst weisen doch alle Citate auf das Bekanntwerden jener schattenhaften Größen in der ersten Zeit nach Christus — Plinius, Sueton, Lucillius, Juvenal u. s. w. Mit dem Argument ex silentio Ciceros oder des Posidonius in de divinatione ist es überhaupt nichts. Anmerken will ich noch, daß der Anubius bei Firmicus (Riess S. 25) wohl Nectanubius, d. h. mit dem Nectanebus identisch ist, der die verschiedensten Namensformen führt, so gut wie der Ἀνεβώ in dem Briefe des Porphyrius an ihn in anderer Überlieferung Νεχτανεβώ heißt — der ist auch hier und da βασιλεύς und gehört in die gleiche Gesellschaft dieser chamäleonartigen Berühmtheiten.

Dies Wenige soll nur das Interesse an der Untersuchung bekunden und die Spannung erhöhen, mit der wir der Ausgabe der wirklichen Fragmente entgegensehen. Es kann ja nicht schaden, wenn diesen Fragmenten mit etwas zu festem Griff und zu bestimmter Vorstellung zu Leibe gegangen wird. Das wird den Blick nicht trüben, der uns hier wieder eröffnet wird in die Mischung, die in jenem Hexenkessel des Glaubens und Aberglaubens brodelte, dessen dichter Dunst die Geburt des Christentums umrauchte.

Cassel. **Albrecht Dieterich.**

---

*) Ein störender Druckfehler ist S. 26 erste Zeile mago für imago.

K. Baedeker, Ägypten. Handbuch für Reisende. Zweiter Teil: Oberägypten und Nubien bis zum zweiten Katarakt. Leipzig 1891. Mit 11 Karten und 26 Plänen und Grundrissen. XL, 400 S. 8. 10 M.

Lange genug haben wir auf dieses Buch warten müssen, und wenn es jetzt endlich, vierzehn Jahre nach dem ursprünglich angenommenen Termine, erscheint, so ist es uns dadurch nur umso willkommener geworden. Es muß eine wahre Freude sein, jetzt Oberägypten zu durchreisen; denn dieser neue Führer gewährt ungleich bessere Hülfe als Murrays allzu knappes Handbuch mit seinen wenigen Plänen und Karten. Und auch der, dem dieses Glück nicht zuteil wird, kann sich des neuen „Baedekers“ freuen; denn er giebt das bequemste Nachschlagebuch ab für alle topographischen und geographischen Fragen, die Ägypten betreffen. Die trefflichen Karten und Grundrisse, mit denen die Verlagsbuchhandlung, ihrem alten Ruhme getreu, auch diesen Band ausgestattet hat, findet auch der Fachmann nirgends so handlich vor wie hier.

Die Schwierigkeiten, die die Verfasser des Buches zu überwinden gehabt haben, sind sehr groß. Ein solches Buch soll erklären und belehren; aber es soll auch rein praktische Bedürfnisse befriedigen. Es soll dem Laien dienen; aber es soll doch auch für den Gelehrten benutzbar sein. Es soll anregend wirken, und doch darf es nicht den Charakter eines „Handbuches“ verlieren. Wer derartige Arbeiten aus eigener Erfahrung kennt, weiß, daß sie nur allmählich, im Laufe der Jahre und der Auflagen, diesem Ziele nahekommen können — ganz zu erreichen ist es ja nie. Als Beitrag zu dieser Entwickelung des wichtigen Buches trägt Ref. hier seine persönlichen Wünsche vor. Er möchte das Buch noch kürzer und objektiver gestaltet sehen. Kürzer — denn einzelne Beschreibungen und Bemerkungen gehen denn doch in ein Detail ein, das wenige Touristen (und für die soll doch in erster Linie gesorgt sein) zu lesen sich veranlaßt fühlen werden; auch die eingestreuten ägyptischen Worte in Hieroglyphen dürften, soweit sie nicht Namen u. a. enthalten, besser fortbleiben. Objektiver möchte Ref. das Buch gehalten sehen; denn er empfindet es an den anderen Handbüchern

Baedekers als besonderen Vorzug, daß sie völlig unpersönlich, ich möchte sagen „amtlich“ auftreten; hier dagegen wird öfters noch ein persönlicher Verfasser sichtbar, mit eigenen Ansichten und Empfindungen.

Die eigentümliche Entstehung des Buches, das 1877 im wesentlichen schon abgeschlossen war, und an dem drei Verfasser, die Herren Dümichen, Ebers und Eisenlohr, gearbeitet haben, hat es mit sich gebracht, daß nicht Weniges stehen geblieben ist, was dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht entspricht; so z. B. der Hohepriester Pischem (S. 21), die Übersetzung „König von Judah“ (140), die „Teukrer“ (206), die Verwechselung der Königin Titi mit der berühmten Tii, der Gemahlin Amenophis III. (210), das „Mameisi“ und „tati“ (256, 282), die Erklärung des Namens Memnonien aus einem ägyptischen Wort (61), Arasa = Assyrien (198) u. a. m. Auch die Druckfehler, an denen das Buch leider sehr reich ist, erklären sich wohl aus der Geschichte seiner Herstellung.

Berlin. Adolf Erman.

J. Lattmann, Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens. Göttingen 1890, Vandenhoeck u. Ruprecht. 20 S. 8. 60 Pf.

O Perthes, Die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umgestaltung unseres Schulwesens. Eine Antwort auf Oskar Jägers Schrift: Das humanistische Gymnasium. Gotha 1890, Perthes. 50 S. 8.

Juling, Das Gymnasium mit zehnjährigem Kursus. Hannover 1890, Carl Meyer (Gustav Prior). 74 S. (Siebentes Heft der Schriften des deutschen Einheitsschulvereins.) 1 M. 80 Pf.

Seit dem Erscheinen vorgenannter Schriften ist inzwischen die Berliner Schulreform-Konferenz mit bestimmten Vorschlägen an die Öffentlichkeit getreten. Haben dieselben auch noch in Einzelberatungen eine genauere Prüfung zu passieren, und fehlt ihnen auch noch die gesetzliche Kraft, so ist doch darüber kein Zweifel, daß sie in der Hauptsache zur Ein- und Durchführung gelangen werden. Der Zeit der Gährung und Unruhe ist bei den einen eine gewisse Befriedigung, bei den anderen zur Versöhnung neigender Mißmut, bei noch anderen eine hoffentlich vorübergehende Apathie gefolgt. Die einen verarbeiten die Schulfragen mit ungestörtem, vielleicht noch erhöhtem Eifer weiter; die anderen legen sie ad acta, um vom 1. April 1892 ab entweder sich geduldig zu fügen oder alsdann die Agitation für neue Reformpläne ins Werk zu setzen. Manche auch, das ist keine Frage, werden allen Neuerungen ein beschleunigteres otium cum dignitate entgegensetzen und anderen die Freude und den Schmerz der Jugenderziehung überlassen. Wie nun diese anderen ihre Aufgabe in Zukunft erfassen und erfüllen werden, wird nicht sowohl von den gesetzlichen Unterrichtsbestimmungen abhängen, als, wie immer bisher, von dem den Lehrer beseelenden Geiste, von seiner Stellung zu Religion, Staat, Politik, insonderheit zu den die heutige Welt bewegenden sozialen Fragen, kurz von der Person, von der durchgebildeten Persönlichkeit des Lehrers, wie sie keine Verordnung an sich zu zeugen imstande ist. Zu dieser seiner völligen Durchbildung ist u. a. auch eine eingehendere Beschäftigung mit der Schulreform-Litteratur und eine Stellungnahme zu derselben nötig. Nun braucht er durchaus nicht alle jene 344 oder mehr Reformvorschläge zu studieren; aber er muß doch genau wissen, was denn eigentlich dieses laute und lange Notgeschrei und Hülfegeruf, gleichviel ob gerechtfertigt oder nicht, hervorgebracht hat. Am besten belehren darüber die beiden ersten Schriften.

Lattmann, der kenntnisreiche, scharfblickende Philologe, ein Nestor unter den Schulmännern, eine unbestrittene Autorität auf dem Gebiete altsprachlicher Schullitteratur, selber seit Jahren ein glücklicher „Reformer“ mit zahllosem Anhang, — Lattmann verweist, um eine durchgreifende innerliche Änderung der ganzen Anlage des Unterrichts ausfindig zu machen, welche eine gewisse Einschränkung vertragen kann, ohne an dem Wesentlichen des Zieles Eintrag zu erleiden, auf eine Betrachtung der Zeiten, in denen das Gymnasium besonders geblüht hat. Das Resultat seiner Untersuchung ist kurz dieses. Zwei Gattungen der höheren Schulen thun uns not, „Gymnasien“ und „Höhere Bürgerschulen“, auf allgemein gleichartigen Grundlagen in angemessenen Abstufungen, doch jede in ihrer Art mit einer eigenen, besonderen Organisation! Hochinteressant ist der Nachweis von den dringenden Forderungen unserer Zeit, von „dem unsere Gesellschaft von den höchsten bis zu den untersten Stufen fortreißenden Drange, die Gedanken auf die praktischen Fragen des öffentlichen Lebens zu richten“, dem gegenüber „die besten Beweise von dem hohen Werte der alten Sprachen für logische und ästhetische, für ideale Bildung“ wirkungslos seien. In Erfüllung gegangen ist, was er voraussieht S. 5: „Es ist eine sehr gefährliche Selbsttäuschung, wenn man meint, daß das starre Festhalten an dem Gymnasium, wie es ist, sich auch jetzt noch auf den bevorzugenden staatlichen Schutz verlassen dürfe; auch unser König-

tum schenkt der Stimme des Volkes Gehör, wenn es auch die wilden Ausbrüche der Leidenschaft zügelt". So ist denn mit dem Verf. zu hoffen, daß das Gymnasium wiederum festeren Boden in der allgemeinen Meinung gewinnen werde dadurch, daß es in eine engere Beziehung zu den herrschenden Lebens- und Bildungselementen der gegenwärtigen Zeit tritt.

Nicht mit gleicher Ruhe und nicht auf grund so reicher Erfahrungen, wie sie einem Lattmann zu Gebote stehen, geht Perthes vor, über dessen Forderungen wir in dieser Wochenschr. 1890, Sp. 1089 ff. bereits berichtet haben. Hier nimmt er, beseelt von dem Wunsche, des Volkes Not zu heilen, als ein warmer Verfechter der Gesetze der Natur, der Menschlichkeit, des Christentums in etwas ungestümer Weise den Kampf hauptsächlich mit Oskar Jäger auf, „der ein vortrefflicher Lehrer, ein ausgezeichneter Direktor und Verfasser der klassischen Schrift 'Aus der Praxis' sei und dennoch der notwendigsten Sachkenntnis zur Beurteilung der tiefen Schäden unseres Schulwesens ermangele". Doch, wie Perthes selber anerkennt, hat Jäger die Reformbedürftigkeit des Gymnasiums ja keineswegs geleugnet. Aber die Kluft zwischen ihm und Jäger samt dessen Gesinnungsgenossen, wie Schrader und Willmann, scheint ihm zu gewaltig, als daß er ein Wort besonnener Vermittelung fände. „Wer von solchen Fachmännern ... die Heilung der Schäden erwarten will, der mag bis ans Ende der Tage warten!" Agitation für eine gute Sache ist gewiß nötig und unter Umständen auch von großem Erfolg; aber sie birgt wie immer so auch in diesem Falle sehr viele Gefahren in sich — doch auch Perthes wird nun die Freude haben, daß es u. a. auch mit der „Philologie auf Gymnasien" anders werden soll. „Hoffnungen und Befürchtungen bei der Rede Sr. Majestät u. s. w." lautet der Titel seiner neuesten Schrift, in der er, wie es in der Ankündigung heißt, seiner Freude Ausdruck giebt, für die Ziele der höheren Bürgerschule eingetreten zu sein, und nun warm die Verdienste seiner Berufsgenossen um die Anerziehung nationaler Ideale und Grundsätze hervorhebt.

Julings Abhandlung kann, weil an Citaten überreich, zum Einblick in die verschiedenen Strömungen der Reformbewegung empfohlen werden. Die Vorschläge selber im einzelnen zu reproduzieren, läßt die Kompliziertheit derselben nicht zu. In aller Kürze folgendes. Er wünscht Höhere Bürgerschulen (mit 6 jährigem Kursus, 6 J. Engl., 4 J. Französ., Berechtigung zum einj. Militärdienst), Realschulen (mit 7 jähr. K., außer Engl. und Franz. 3 J. Lat., Berechtigung außerdem zu den mittleren Karrieren), Ober-Realschulen (= Real-Gymn., 9 jähr. K., wie Realsch., aber 5 J. Lat.; alle Berechtigungen, nur nicht für Universität), Gymnasien (10 jähr. K., 10 J. Franz., 8 J. Lat., 6 J. Griech.; alle Berechtigungen; in den 4 letzten Kursen bleibt den Schülern für zwei Stunden die Wahl zwischen klass. Sprachen, Hebräisch, Engl. u. Zeichnen). Das sind 4 Anstalten mit gemeinsamem Unterbau: „Jede Stadt hat zunächst für eine höhere Bürgerschule, jedes Städtchen, jeder Flecken für den Anfang einer solchen zu sorgen". Etwas einfacher, als hier gewünscht, wird sich die Reform zum Glück nun doch vollziehen. Übrigens erklärt sich der Deutsche Einheitsschulverein nur für den allgemeinen Gedanken, nicht für die Einzelheiten der in seinen Schriften veröffentlichten Aufsätze, als Ganzes verantwortlich.

Quedlinburg. Franz Müller.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Bd. 143 und 144. Jahrg. 1891. Heft 1.

I. (1 ff.) **F. Blass**, Ein Epigramm aus Kreta. Behandlung der zu Phaistos gefundenen Inschrift bei Halbherr, Mus. Ital. III p. 2. 3, 559 ff. — (6 ff.) **E. Kurtz**, Zu Michael Apostolios. — (9 ff.) **H. Blümner**, Die Metapher bei Herodotos. Resultat der eingehenden Zusammenstellung: abgesehen von den Metaphern, die zur Zeit Herodots Gemeingut der Sprache waren, treffen wir eine zwar nicht große, aber im Verhältnis zu späterer Prosa immerhin nicht unbeträchtliche Anzahl poetischer, zumal Homerischer Metaphern, namentlich in den eingeflochtenen Reden. — (53 ff.) **Fr. Rühl**, Die Überlieferung von Xenophons Hipparchikos. Zwei Zweige der Überlieferung (der eine vertreten durch die wieder aufgefundene Hs des Couvier, Vatic. gr. 989), zwischen denen ein eklektisches Verfahren von Stelle zu Stelle zu befolgen ist. — (65 ff.) **A. Faust**, Der neue Stern vom Jahre 134 v. Chr. Avis bei Julius Obsequens c. 27 ist in der Bed. „Stern" zu fassen. — (67 ff.) **L. Mendelssohn**, Analecta Tulliana. Zu den Episteln des Cicero. — II. (1 ff.) **Th. Vogel**, Die Nachahmung Ciceros auf unseren Gymnasien. Verlangt unter möglichster Beschränkung derselben Vertiefung und Erweiterung der Lektüre, namentlich der Historiker. — (3 ff.) **P. Dörwald**, Einige Fragen zur Reform des Gymnasialunterrichts. Behandelt die Vertiefung des grammatischen Unterrichts und die griechische Lektüre

in O II. — (20 ff.) **G. Völcker**, Zum späteren Beginn des lateinischen Unterrichts. Zustimmend.

Archiv für Geschichte der Philosophie. Band IV, Heft 2.

(189 ff.) **E. Zeller,** Die Abfassungszeit des Platonischen Theätet. Z. verteidigt seine früheren Untersuchungen (Sitzungsber. d. Berliner Akad. d. W. 1886 u. 1887) gegen E. Rohdes Angriffe (Philol. XLIX, 2) unter Berichtigung und Ergänzung einzelner Punkte. Der korinthische Krieg, auf welchen der Eingang des Theät. sich bezieht, kann nur der von 394 ff., nicht der von 368 sein. Die Art aber, wie 142 A von Ereignissen dieses Krieges als etwas Allbekanntem gesprochen wird, ist nur dann erklärlich, wenn die Abfassung des Dialoges in die Zeit dieser Vorgänge selbst oder in die nächstfolgende fällt. Die Vergleichung 165 D enthält eine unverkennbare Anspielung auf Iphikrates und seine Peltasten, und ihre Anwendung an dieser Stelle wird uns nur unter der Voraussetzung verständlich, daß Pl. auf kürzlich eingetretene Ereignisse Bezug nimmt. Der Gegenbeweis, den Rohde aus Theät. 174 E ff. gegen Zellers Ansatz zu führen sucht, ist mißlungen. Der Heraklide mit den 25 Ahnen kann weder Agesilaos noch dessen Sohn Archidamos gewesen sein. Auch hat man bei den πρόγονοι nach griechischem Sprachgebrauch keineswegs nur an die unmittelbaren Vorfahren zu denken, sondern es können auch solche, die zur Seitenverwandtschaft der Stammväter gehören, mit darunter verstanden werden, und es fielen in den alten spartanischen Königsverzeichnissen wahrscheinlich die Voreltern mit den Vorgängern auf dem Throne zusammen. Der König, den Pl. im Auge gehabt hat, könnte sehr wohl Agesipolis I sein, für welchen auch der Umstand spricht, daß er neben Agesilaos der einzige spartanische König aus der Zeit des korinthischen Krieges von 394 ff. ist. Aus diesen und anderen Gründen (Entwickelung der Platon. Lehre, Verhältnis zu anderu Dialogen, Platons Stellung zu Euklides und Antisthenes) ist der Theät. zwischen 392 u 390, am wahrscheinlichsten 391 anzusetzen. — (215 ff.) **P. Seliger,** Platons Phaidros. Die Bonitzsche Auffassung, welche den Hauptnachdruck auf den zweiten Teil des Dialoges legt und den Reden des ersten Teils jede selbständige Bedeutung abspricht, erscheint schon deshalb bedenklich, weil sie inhaltliche Beziehungen nur zwischen der dritten Rede und den im zweiten Teil entwickelten Hauptsätzen über Rhetorik anerkennt, die ersten beiden Reden dagegen unberücksichtigt läßt, obwohl sie doch denselben Gegenstand behandeln wie die dritte, die Liebe. Aus 266 A f. geht hervor, daß die erste Sokratische Rede eine notwendige Ergänzung zu der zweiten bildet, und eine genaue Vergleichung des Inhalts beider führt zu demselben Ergebnis. Ein ähnliches Verhältnis findet zwischen der Lysianischen und der ersten Sokratischen Rede statt. Alle drei Reden sind durchaus nicht bloße Beispiele zu den Lehren des zweiten Teils. Im ersten Teile behandelt Pl. zunächst den philosophischen Trieb im Menschen, den er als die Sehnsucht der Seele nach den von ihr in ihrem vorweltlichen Dasein geschauten Ideen faßt und unter dem Bilde der Liebe darstellt. Die Ideenschau führt ihn dann auf das vorweltliche Dasein der Seele überhaupt und damit auf die Unsterblichkeit. Diese Gegenstände bespricht er deshalb so ausführlich, weil er damit seine Art, philosophische Fragen zu erörtern, zeigen will (programmatischer Zweck). Es folgt dann im zweiten Teile die Darstellung der dialektischen Methode. Die Rhetorik würde sich hiernach zur Dialektik ähnlich verhalten, wie die Liebe der ersten beiden Reden zu der der dritten, und das ganze Gespräch nach Inhalt und Form einen Grundriß der Platonischen Philosophie darstellen. — (239 ff.) **H. Hoffmann,** Der Platonische Philebus und die Ideenlehre. Im Philebus giebt Pl. seiner Ideenlehre eine gänzlich neue Gestalt; er wird seinem idealistischen Standpunkt untreu und wendet sich einer realistischen Weltanschauung zu, indem er die Idee des Guten, die Sonne der Ideenwelt nach der Republik, aus einem Zusammenwirken der beiden Faktoren des Begrenzenden und Unbegrenzten entstehen läßt und sie so als Produkt eines Kompromisses hinstellt, dem er nicht einmal eine οὐσία zuzuschreiben wagt. Der Dialog leitet jene letzte, realistische Phase des Platonischen Denkens ein, die in den Gesetzen gipfelt und abschließt. — (243 ff.) **J. Dräseke,** Zwei Bestreiter des Proklos. Wie der Verf. in der Zeitschr. f. Kirchengesch. IX dargelegt hat, wird die von Leo Allatius und Fabricius aus einigen Versen des Nikephoros Blemmides (1198—1272) erschlossene Existenz zweier Bischöfe von Methone namens Nikolaos durch eine handschriftliche Mitteilung des Hieromonachos Stephanos, welche wir Simonides verdanken, bestätigt. Danach war der jüngere Nikolaos († 1257) Zeitgenosse des Nikephoros. In dem Verzeichnis der Werke dieses Nik. findet sich eines mit der Aufschrift: Συζητήσεις περὶ θεολογικῶν θεσμῶν τοῦ Πλατωνικοῦ φιλοσόφου Πρόκλου βιβλία ιξ, welches von der bekannten, von Vömel herausgegebenen „Widerlegung des Proklos" verschieden gewesen sein muß. Letztere hat unzweifelhaft den älteren Nik. zum Verfasser und ist wahrscheinlich im Anfang der dreißiger Jahre des 12. Jahrhunderts geschrieben worden. — (251 ff.) **E. Wolff,** Über neuere Beiträge für Geschichte der Poetik. — (260 ff.) **W. Dilthey,** Thomas Carlyle. — Jahresbericht. (289 ff.) **B. Erdmann,** Die neuere Philosophie bis auf Kant 1888 u. 1889. — (333 ff.) **F. Tocco,** Delle opere pubblicate in Italia sulla filosofia medievale e moderna negli anni 1888—1889. — (357 ff.) **W. Dilthey,** Bericht von deutschen Arbeiten über die auswärtige nachkantische Philosophie 1887—1889.

---

von seinem Sohne geweiht. Sie gehört nach Sachau ins 8. Jahrh. v. Chr. Jetzt kommt noch eine zweite hinzu, welche sich durch ziemlich gute Erhaltung des Kopfes auszeichnet.

Der Bart ist in assyrischer Weise wohlfrisiert. Der Schnurrbart ist ausrasiert, aber Backen- und Kinnbart in zierliche Löckchen geordnet. Der Kopf trägt eine runde Kappe, deren Oberdecke lädiert ist, an beiden Seiten aber ragen über den Ohren je zwei in Relief ausgeführte, die Spitzen nach vorn kehrende Hörner hervor. Auch dies hat in Assyrien seine Analogien. Fast alle die Götter- oder Dämonengestalten der assyrischen Reliefs im Berliner Museum tragen die mit Hörnern verzierte Kopfbedeckung; Dr. Steindorff hat daher die Vermutung ausgesprochen, daß auch unsere Figur einen Gott darstelle. Ähnlichen Hörnerschmuck am Kopfe selbst zeigen Münzen Alexanders des Großen mit dem Ammonshorn und der Demetrius Poliorketes mit dem Stierhorn. Göttliche Abkunft Kraft und Stärke soll bezeichnet werden.

Der Aufstellung harren noch in ihren Kisten große Steinbasen, auf welchen hölzerne Säulen gestanden haben. Vieles liegt noch in Sendjirli unter der Erde; ein definitives Urteil also läßt sich noch nicht fällen: sicher sehen wir im 8. Jahrh. ein Volk, welches selbst aramäisch spricht und schreibt, unter dem Einflusse assyrischer Kunst steht, wenn auch nur in Äußerlichkeiten und später von den Assyrern unterjocht wird.

Chr. B.

Zur Aufklärung.

Die in No. 23, Sp. 718 ff. besprochene Ausgabe von Tac. Ann. I von W. F. Masom und C. S. Fearenside darf keineswegs als maßgehend für die Methode, wie das Studium der alten Schriftsteller auf englischen Schulen betrieben wird, betrachtet werden. Das Buch gehört zu einer Sammlung, welche ausschließlich dazu bestimmt ist, Kandidaten ohne Lehrer für die Prüfungen an der Londoner University vorzubereiten. In englischen Schulen werden solche Ausgaben von den Zöglingen schlechterdings nicht benutzt.

Birmingham. E. A. Sonnenschein.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 24.

(824) **H. Brugsch**, Thesaurus inscriptionum Aegyptiacarum. Hoch gerühmt von *G. Ebers*. — (826) **U. Wilcken**, Tafeln zur älteren (griechischen) Paläographie. Nicht günstig beurteilt von *V. G.* — (827) Demosthenes ausgewählte Reden, erklärt von **Rehdantz** und **Blass**; Rede vom Kranz. 'Im Text zuweilen etwas rasche Kritik. In der Erklärung erscheint insbesondere die rhetorische Seite gefördert' *D.*. — (830) **S. Reinach**, Peintures de vases, recueillies par Millin et Millingen. 'Verdient alles Lob; die Art der Verjüngung der Großfoliotafeln der Originalwerke auf das bequeme Quart ist überaus zweckmäßig' *A. M . . . r.*

Revue critique. No. 20.

(381) **T. Zanardelli**, L'Etrusque, l'Ombrien et l'Osque. 'Richtiger Grundgedanke, aber voll Irrtümer im Detail'. P. Duvau. — (382) **Hülsen** und **Lindner**, Die Alliaschlacht. Zustimmende Notiz von S. Reinach. — (383) **W. Hörschelmann**, De Catulli carmine LXII. 'Unannehmbares Resultat'. A. Cartault.

No. 21.

(402) Aelii Dionysii et Pausaniae atticistarum fragmenta coll. **E. Schwabe**. 'Läßt zu wünschen übrig; mit merkwürdiger Nachlässigkeit gearbeitet'. My. — (404) Vergils Bucolica, herausgeg. von **F. Hermes**. 'Übertriebener Widerspruchsgeist, der nur geeignet ist, eine berechtigte Konjekturalkritik zu diskreditieren'. A. Cartault.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Académie des Inscriptions. Paris.

(12. Dez.) Hr. **E. Babelon** beendet seine Vorlesung über die Münzen und die Dynastie der Könige von Sidon. Charakteristisches Münzbild ist die sidonische Galeere auf dem Avers, der König im Streitwagen auf dem Revers; die Legende besteht in der Regel aus zwei phönikischen Buchstaben (Initialen der betreffenden Fürsten) und einer Ziffer. Nach diesen Merkmalen konnte Hr. Babelon folgende Herrscherliste rekonstruieren: 1) Ungenannter König, gestorben 374 v. Chr.; 2) Strabo I, 374—362; 3) Tennes, 362—350; 4) Interregnum 350—349; 5) Evagoras, 349—346; 6) Strabo II, 346—332. Dann kam Alexander und machte der sidonischen Herrschaft ein Ende.

(2. Jan.) Nach Verlesung einiger Mitteilungen des Hrn. **Delattre** über den Fortgang der karthagischen Ausgrabungen berichtet Hr. **Le Blant** über den bei Velletri erfolgten Fund eines Sklavenhalsringes mit folgender Inschrift: *Asellus, servus Prajecti officialis praefecti annonis, foras murum exivi. Tene me, quia fugi, reduc me ad Flor. ad tonsores.* Man müsse lesen: *ad Floram*, d. h. die Gegend beim Floratempel auf dem Quirinal. — Hr. **Geffroy** macht die Versammlung brieflich auf die Arbeiten des Prof. **Pigorini** über die Terramaren der Emilia aufmerksam; die Anlage dieser prähistorischen Niederlassungen zeige viel Ähnlichkeit mit der ältesten „Roma quadrata“, man findet in den Terramaren den viereckigen Grundplan wieder, ebenso den Agger, den Dekumanus und den Cardo, auch die aller Eisenbestandteile bare heilige Brücke.

(23. Jan.) Über die Acta s. Perpetuae et Felicitatis verliest Abbé **Duchesne** eine Abhandlung. Die neuesten Herausgeber Harris und Gifford haben den griechischen Codex für das Original, den lateinischen Text für die Übersetzung gehalten, Hr. Duchesne ist entgegengesetzter Meinung, besonders auf Grund augenfälliger falscher Übertragungen aus dem Lateinischen. — Zur Erhärtung seiner Restauration der Venus von Milo weist Hr. **Ravaisson** auf einen neuen Fund von Lokris, Großgriechenland, hin: ein Basrelief aus der Zeit des Phidias, mit Darstellung der Göttin, die sich auf die Schulter einer dem borghesischen Mars ähnlichen Figur stützt. — Hr. **Maspero** berichtet über einen Fund, der wichtig sei für die Ergänzung der ägyptischen Königslisten: eine Schreibtafel mit dem Namensschild des Königs Merikari, und eine Vase mit dem Namen des Königs Mirebri Khiti. Die Gegenstände sollen aus den Gräbern von Siout stammen. Den letztgenannten König setzt das Turiner Königsbuch in die zehnte Dynastie; Merikari wird auch in den Inschriften von Siout genannt. Diese alten herakleopolitanischen Dynastien waren lange Zeit unfindbar in der Tiefe der Erde verborgen; der Vortragende schreibt ihnen die schönen Gräber von Siout zu.

(6. Febr.) Hr. **H. Weil** meldet die Entdeckung von neuen Euripides-Bruchstücken, gefunden von Flinders Petrie im Fayum und entziffert von Sayce und Mahaffy. Nach den anderen daneben gefundenen Papieren zu schließen, dürften die Verse gegen das Jahr 230 v. Chr. abgeschrieben worden sein. Sie ge-

hören dem Schluße der verloren gegangenen „Antiope“ an und gewähren ernsthaftes Interesse: Die beiden Söhne des Zeus und der Antiope beanspruchen die Herrschaft über Theben, wo König Lykos regiert. In Zeus' Auftrag stiftet Hermes Frieden, Lykos tritt zurück, und beim folgenden Wettkampfe der beiden Brüder kündigt Hermes an, daß auf den Klang von Amphions Leyer die Felsblöcke sich von selbst zur Mauer Thebens gestalten werden.

(13. Febr.) Hr. **Haussoullier** berichtet über den Fund der Ἀθηναίων Πολιτεία. — Hr. **Héron de Villefosse** berichtet über epigraphische Funde von Volubilis in Tingitana (Marokko). In der Dedikation (datiert 158) einer Brüderschaft (cultores domus Aug.) wird ein neuer Statthalter der tingitanischen Provinz genannt: Q. Aeronius Monianus. Eine andere lateinische Inschrift (Grabstein) ist in der Art der punischen Epitaphe von rechts nach links geschrieben. — Zu Mavilly (Côte-d'Or) sind mehrere Basreliefs mit keltischen Göttergestalten gefunden worden; auch eine chirurgische Operation ist dargestellt. Unter den Götterfiguren erkennt man den keltischen Apollo als Kind (Maponus, bonus puer).

(20. Febr.) Von Hrn. **Geffroy** sind Meldungen über römische Ausgrabungen eingetroffen: Lanciani hat beim Palast Sforza-Cesarini die berühmte Stätte des Terentum oder Tarentum gefunden, wo die Säcularfeier abgehalten wurde; demselben ist es ferner gelungen, die sullanische Mauer von Aricia nächst Rom zu entdecken. — Hr. **Breal** erörtert verschiedene Punkte der Linguistik. Bei Cicero (im Brutus) kommen einige Wendungen vor, die wie technische Schulausdrücke klingen, z. B. umbratilis exercitatio; dies könnte eine Übertragung von σκιομαχία sein, also „Streit mit einem Schatten“ bedeuten, wonach umbratilis exercitatio etwa so viel wäre wie eine Schuldeklamation über ein erdichtetes Thema. (Hr. **Boissier** wendet dagegen ein, daß „umbratilia studia“ von den schattigen, dunklen Studierzimmern der Dichter und Gelehrten herkomme, im Gegensatz zu den rhetorischen Leistungen, die im „Lichte“ des Forums erfolgen.) Zu der angeblich etruskischen Inschrift von Lemnos erinnert Hr. Breal an eine homerische Stelle (Odyss. VIII 294), nach welcher die Bewohner von Lemnos, die Sintier, ein barbarisches Idiom sprechen (Σίντιας ἀγριοφώνους). Den deutschen Wörtern Krone und Kranz vindiciert Hr. Breal lateinische Abstammung: Krone natürlich von corona, Kranz aber von coronatus. Hierzu bemerkt Hr. **d'Arbois de Jubainville**, daß man zunächst an eine romanische Zwischenstufe denken müsse, in welcher der erste Vokal von corona und coronatus ausgefallen war; denn sonst hätten die Deutschen nach Analogie von Colonia-Köln und Moguntia-Mainz nicht verfehlt, den Accent auf den ersten Vokal zu übertragen.

(10. April.) Hr. **Menant** bringt neue Details zur Entzifferung der hittitischen Schrift. Er hofft, das Wort für „König“ entdeckt zu haben. Dies hittitische Zeichen hierfür war zwar bereits mit ziemlicher Sicherheit bekannt, nicht aber die Aussprache. Hr. Menant hat nun zwei Textformeln gefunden, die gleiche Charaktere zeigten, bis auf das Wort für „König“, welches in der einen Formel durch eine Hieroglyphe bezeichnet war, die bestimmt den phonetischen Wert „saru“ hat, wie aus anderen mit derselben Hieroglyphe geschriebenen Eigennamen hervorgeht. „König“ heißt daher in hittitischer Sprache „saru“.

(17. April.) In dem gebirgigen Grenzland zwischen dem alten Babylonien und Medien hat ein Kapitän L. Berger ein uraltes Felsenrelief entdeckt, von welchem Hr. **Heuzey** der Versammlung Abdrücke vorzeigt. Das Relief ist in vorassyrischem (chaldäischem) Stil und erinnert an ägyptische Kunst; es stellt einen bartlosen, mit der kissitischen Mitra bedeckten Mann vor. — Die Photographie einer lieblichen, jüngst zu Myrina gefundenen Terracotte präsentiert Hr. **S. Reinach**; sie stellt Venus dar, den vor ihr knieenden Amor mit einer Sandale züchtigend; eine andere Gruppe, ebenfalls aus Myrina, besteht aus einem geflügelten Jüngling, sich mit einem Mädchen unterhaltend, welches auf der Schulter einen kleinen Amor trägt.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

/5

BERLINER PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 4. Juli. 1891. № 27.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Koldewey**, Direktor des Realgymn. in Braunschweig, zum Direktor des dortigen Gymnasiums Martino-Carolinum. — Prof. Dr. **Dahl** zum Direktor des Realgymn. in Braunschweig. — Zu Oberlehrern befördert die ord. Lehrer DDr. **Tiedke**, **Weldig**, **Kindel** und **Meder** in Berlin, sowie Dr. **Wattendorff** in Kolberg.

Emeritierungen.

Prof. Dr. **Vollmöller** in Göttingen (Univ.), Prof. Dr. **Steudener** in Roßleben. — Prof. Dr. **Schröer** in Perleberg. — Dr. **Weiss**, Oberlehrer in Prenzlau.

Auszeichnungen.

Sir **Austin H. Layard** hat den preußischen Orden pour le mérite erhalten. — Zu Ehrendoktoren englischer Universitäten sind ernannt: zu Doktoren des Rechts (D. C. L.) der Universität Oxford der Herzog von **Aumale**, Prof. **Jebb**; zu Doktoren der Philosophie (D. L. L.) der Universität Cambridge Prof. **R. v. Gneist**, **Hippolyte Taine**, **W. E. H. Lecky**; zum Magister der Kunst (M. A.) der Universität Oxford Dr. **J. Wright**, der Nachfolger von Sayce, als Prof. der vergl. Sprachkunde.

Das Urteil des M. Cicero über Lukrez.

Ich will keine neue Konjektur über die viel besprochenen Worte in des M. Cicero Brief an seinen Bruder Quintus (II 11) hier vorbringen, auch die vorgebrachten zum Teil sehr gewaltsamen Konjekturen hier nicht widerlegen: wohl aber versuchen, die überlieferten Worte auf eine für mich und vielleicht auch für andere befriedigendere Weise zu deuten, als dies bisher geschehen ist. Der Brief schließt in der Orellischen Ausgabe mit folgenden Worten: Pridie Id. neque tibi neque Pomponio deero. Lucretii poemata ut scribis ita sunt: *non* multis luminibus ingenii, multae tamen artis. Sed cum ueneris, uirum te putabo, si Salustii Empedoclea legeris; hominem non putabo. Die Einschiebung der Negation rührt von Ernesti her, paläographisch gewiß die leichteste Änderung, dem Sinne nach die beste: an dem überlieferten multae tamen artis wird niemand rütteln, der bedenkt, daß Cicero über Dichter nach Art des Ennius anders urteilt wie Horaz oder Ovid. Aber auch an dem Ausdruck *cum ueneris* hätte man neuerdings nicht wieder rütteln sollen, nachdem besonders darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß sich derselbe oft in Ciceros Briefen findet: so kurz vorher am Schluß des 8. Briefes und sonst, synonym dem *coram*. Aber wenn auch die Worte alle echt und gut sind, ein richtiges Gefühl hat die doch geleitet, welche die überlieferte Fassung nicht befriedigt. Ein so knapp und pointiert ausgedrückter Gedanke, wie er in den Worten *uirum te putabo si Salustii Empodoclea legeris*, *hominem non putabo* ausgesprochen ist, muß als allgemein geltend hingestellt werden, darf nicht an die Bedingung geknüpft werden, die in den Worten liegt *cum ueneris*: ebenso wenig, als etwa heute ein

Litterat in Berlin an seinen für den Augenblick im Harz weilenden Bruder schreiben würde: 'Die Gedichte Hallers sind wie Du schreibst: nicht gerade voll großer Gedanken, aber voll von Poesie. Aber bist Du hier, so will ich Deine Ausdauer bewundern, wenn Du Klopstocks Messiade hast durchlesen können: Dein Geschmack kann mir dann aber leid thun'. Derartige Urteile sind der Natur des Gedankens entsprechend allgemein abzugeben, nicht geknüpft an die Bedingung einer zukünftig eintretenden Zeit, in der sie erst Geltung haben sollen. Damit ist das Urteil über die Zugehörigkeit der Worte *sed cum ueneris* gesprochen: sie drücken zudem den Gegensatz des Vorhergehenden zum Folgenden auf die möglichst unlogischste Weise aus. Ich glaube, zur Erklärung dieser Stelle ist nicht das emendare des Grammatikers von nöten, sondern das distinguere: die Worte Sed, cum ueneris bilden einen Satz für sich, mit dem die weitere Besprechung über den Nachlaß des Dichters auf die Zeit von Quintus' Rückkehr verschoben wird: sie schließen passend die Verhandlung über Lukrez ganz ab, bevor zu dem neuen Kapitel über Salust übergegangen wird. Die Kritik der Ciceronianischen Briefe wird uns sehr erschwert durch die Menge der in denselben sich vorfindenden Ellipsen: daß diese gehäufte Anwendung von Ellipsen eine 'widerliche Manier' sei, werden wenige mit Dräger histor. Synt.[2] I S. 201 mitempfinden, es gehört dies eben zu den Eigentümlichkeiten kurzer und eiliger Briefe. Bekannt ist, daß gerade bei Sätzen mit *sed* diese Ellipsen häufig zur Anwendung kommen, wie in sed illa, cum poteris Brut. 5, 20; in den Briefen besonders gegen Schluß, wie epist. IV 8 sed plura quam statueram: coram enim; — ad Att. II 7, 2 Sed, ut ad rem und dgl. m. Unserer Stelle kommt am nächsten der Schluß von ad Att. XIII 29 Sed si poteris., von 41 Si uero etiam Brutus aliquid afferet, nulla dubitatio est. Sed coram: magna enim res et multae cautionis. Ebenso 40, 1 Sed coram, ut scribis. XVI 10 Schluß: Quod censueris, faciam. Sed quam primum. Avide exspecto tuas litteras u. a. m. Demnach wird die Stelle zu lesen sein: Lucretii poemata ut scribis ita sunt: *non* multis luminibus ingenii, multae tamen artis. Sed, cum ueneris. Virum te putabo, si Salustii Empedoclea legeris, hominem non putabo. Was zu ergänzen ist, ist wohl ohne weiteres klar: wer ein Werk herausgiebt, dem ist eine ausführlichere und eingehendere Besprechung desselben im einzelnen gewiß ein Bedürfnis, zum mindesten sehr erwünscht.

Greifswald. Friedrich Marx.

Programme aus Deutschland 1890.
(Fortsetzung aus No. 25.)

Th. Beyer, Geschichte des Königl. Gymnasiums zu Neustettin, 1640—1890. Festschrift. 8. 92 S.

Das Gymnasium ist eine Stiftung der zu frommen Werken überaus geneigten Herzogin Hedwig von Pommern. Der Stiftungsbrief wird abgedruckt und hierbei ein merkwürdiges Vorkommnis aus neuester Zeit mitgeteilt. Nachdem nämlich vor einigen Jahren eine Revision der Neustettiner Stipendien und Stiftungskasse stattgefunden, verlangte die Oberrechnungskammer in Potsdam, daß die Überschüsse der Kasse an die Staatskasse abgeführt werden sollten. Da legte man der Behörde das Testament der Herzogin Hedwig vor, nach welchem, falls die Gelder nicht nach dem letzten Willen der Erblasserin verwendet würden, das Haus Braunschweig das Kapital fordern könnte; infolge dieser Erklärung stand die Oberrechnungskammer von ihrer Forderung ab.

E. Funk, De Thebanorum ab a. 378 usque ad a. 362 actis. Margarethenschule zu Berlin. 15 S.

Bei der Betrachtung der Quellenschriften betont Verf., wie Xenophon an vielen Stellen der 'Ἑλληνικά seinen Neid und Haß gegen die Thebaner freien Ausdruck giebt. Dem Diodor gesteht Funk große Autorität besonders bei den maritimen Unternehmungen Thebens zu, da gerade diese von Xenophon vernachlässigt werden; dabei dürfe man freilich nicht die Fehler Diodors außer acht lassen. Plutarch, als Sittenschilderer, könne nur etwa dort in betracht kommen, wo die anderen Quellen im Stiche lassen. Von diesen Gesichtspunkten geleitet, schildert Verf. in pragmatischer Weise die Vorfälle während der thebanischen Hegemonie, besonders die See-Expeditionen berücksichtigend.

Max Schmidt, Zur Geschichte der geographischen Litteratur der Griechen und Römer. Askan. Gymn. zu Berlin. 27 S.

Diese kritisierende Litteraturübersicht beginnt mit den beiden Karthagern Hanno und Himilco, woran sich die Griechen von Skylax an anschließen. Dem Hekatäus wird ein ausführlicher Abschnitt gewidmet: Anaximander sei der erste Kartograph der Griechen gewesen, Hekatäus aber ihr erster Geograph und der zweite Kartograph. Bei Herodorus sind die Bemerkungen über die Basken (Iberer), über die Geierheimat und über die Mondbewohner hervorzuheben. Herodorus war der erste, welcher ausdrücklich die Bewohntheit des Mondes behauptet; nach ihm legen die Weiber dort oben Eier, ihre Sprößlinge sind fünfzehnmal so groß als die irdischen Menschen. — Hellanicus ist Historiker mit vielen geographischen Bemerkungen; sein Interesse wendet sich dem Osten zu; wenn er „Vitalien" und Rom nennt, so geschieht es in Verbindung mit den Sagen von Aeneas und Herakles. Interessant ist, daß er Moses und die Juden nennt. — Eine Studie über Herodot als Geographen beschließt die Abhandlung.

Wagler, Die Eiche in alter und neuer Zeit. I. Gymn. zu Wurzen. 41 S.

Verf. erörtert vorerst die griechischen Bezeichnungen der Eiche, wobei er die Verwandtschaft des Namens der Eiche δρῦς mit δένδρον und sansk. *drus* = Holz und *drumas* = Baum hervorhebt; die Grundbedeutung von δρῦς sei auch ursprünglich eine weitere gewesen, nämlich = Baum. Die deutsche Wortform „Eiche" erscheint zuerst bei Luther; althochdeutsch hieß es *eih*. Hierauf geht Verf. zu den Eigenschaften der einzelnen Eichenarten über und bespricht den mannigfachen Aberglauben, der vom Altertum bis auf unsere Tage mit der Eiche zusammenhängt.

A. Otto, Die geflügelten Worte bei den Römern. Matthias-Gymn. zu Breslau. 14 S.

Hauptquelle für Citate (zu unterscheiden von Sprichwörtern) war bei den Römern gleichwie bei den Griechen Homer, und am meisten citiert wurden wohl Achilles als Ausdruck der Stärke und Schönheit, sowie Nestor als Sinnbild hohen Alters. Im Vergleich zu Homer treten die übrigen griechischen Dichter weit zurück. Kaum ein zweites Dichterwort hatte aber größeren Eindruck auf die Römer gemacht, als der Ausruf im „Atreus" des Attius: oderint, dum metuant; Tiberius hatte den Spruch ins Gegenteil gewandt, indem er sagte: oderint, dum probent. Auch Ciceros oft wiederholter Ausruf: o tempora, o mores! wird später nicht vergessen, ebensowenig wie das, was Cicero in der Rede für Milo sagte: silent enim leges inter arma.

(Schluß folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Karl Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (527—1453). (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung, herausgegeben von Iwan von Müller, IX. Band 1. Abteilung). München 1891, C. H. Beck. X, 494 S. gr. 8. 8 M. 50.

„Ich brauche hier nicht, wie es sonst in Vorreden hergebracht ist, mein Verhältniß zu Vorgängern darzulegen — denn ich habe keine": mit dieser Bemerkung des Vorworts ist der Wert der Leistung vollkommen richtig charakterisiert. Der Verf. hat etwas völlig Neues geleistet; vielfach tritt er als Pfadfinder in bisher noch unerschlossenen Gebieten auf, und diese schwierige, häufig auch sehr entsagungsvolle Aufgabe hat er in einer Weise gelöst, daß ihm alle Mitarbeiter auf diesem abgelegenen und oft so stiefmütterlich behandelten Gebiete aufs höchste verpflichtet sind. Wenn er daher bescheiden bemerkt, daß innerhalb einer absehbaren Zeit eine gleichmäßige Durcharbeitung des ganzen, mannigfaltigen und schwer zu sichtenden Stoffes nicht möglich gewesen sei, so wird gewiß jeder Leser nicht auf die mit einem solchen ersten Wurfe notwendig verbundenen Mängel und Unebenheiten das Hauptgewicht legen, sondern im Gegenteil für die Fülle des gebotenen, wohlgeordneten Materials sich zum lebhaftesten Danke veranlaßt fühlen und überhaupt die großen Schwierigkeiten nicht außer acht lassen, mit welchen die Bearbeitung einer Geschichte der byzantinischen Litteratur notwendig verbunden ist. Auf der einen Seite steht diese Litteratur, soweit sie der kunstmäßigen Gattung angehört, im allerengsten Zusammenhang mit der altgriechischen, und dem Bearbeiter erwächst die Doppelaufgabe, „sowohl den alten Originalen, als den mittelgriechischen Reflexen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden." Andererseits, wo wie auf dem vulgärgriechischen Gebiete ganz Neues oder doch dem Altgriechischen vollkommen Fremdes geschaffen wird, gilt es, den vielfachen Beziehungen zu den gleichzeitigen occidentalischen und orientalischen Quellen nachzuspüren und dieselben festzustellen. Der verlockenden Aufgabe, die litterargeschichtlichen Thatsachen auf dem Grunde reicher kulturgeschichtlicher Schilderungen unsrem Verständnisse nahe zu bringen, mußte der Verf. schon mit Rücksicht auf den Charakter des Gesamtunternehmens entsagen, von dem sein Werk einen Teil ausmacht. Zahlreiche gelegentliche Bemerkungen und Winke erweisen aber, wie sehr der Verf. auch in dieser Hinsicht den Stoff beherrscht. In dem geistvollen Abschnitte „internationale Kulturbeziehungen" hat er es trefflich verstanden, auf den reichen geistigen Zusammenhang hinzuweisen, in dessen Mittelpunkt Byzanz und seine Litteratur stehen. Wenn er auch hier nur die Hauptströmungen der Kultur kurz skizzieren kann: die ungeheure Einwirkung, welche das Abendland gegen das Ende des Mittelalters durch die gewonnene Kenntnis der griechischen Sprache empfangen hat, die engen Wechselbeziehungen zu den benachbarten orientalischen Völkern, wo Byzanz ebensosehr empfangend als gebend erscheint, und endlich den bis heute andauernden, nachhaltigen Einfluß, welchen Neurom auf die Kulturentwicklung der slavischen Völker ausgeübt hat, so werden diese Andeutungen durch vielfache über das ganze Werk zerstreute Bemerkungen und Ausführungen ergänzt und näher beleuchtet, so in dem Abschnitte über die Grammatiker und Rhetoren, wo er im Anschluß an neuere Forschungen Männer wie Triklinios und Planudes als die wahren Vorläufer der spätern italienischen Renaissance charakterisiert, oder es werden verborgene Kulturzusammenhänge aufgedeckt, wie der mit Indien bei der Besprechung der Geschichte von Barlaam und Joasaph. Die vulgärgriechische Litteratur giebt reichen Anlaß, die litterarischen Beziehungen zwischen dem griechischen Volke und seinen neuen Herren, „den fränkischen Barbaren", klarzulegen. Gerade hier zeigt es sich, wie das einst so abgeschlossene und so spröde Romäervolk wenigstens in den späteren Jahrhunderten durch innigen Kulturaustausch auch mit dem Abendlande verbunden ward. Den gewaltigen Stoff hat der Verf. in drei größere Abschnitte gegliedert: 1. Prosaische Litteratur, 2. Poetische Litteratur, 3. Vulgärgriechische Litteratur. Wie billig, beginnt er den ersten Abschnitt mit der Charakterisierung der historischen Litteratur; voran gehen die kunstmäßigen Historiker, die Geschichtschreiber im antiken Sinne. „In keiner andern Litteraturgattung außer in der Kirchenpoesie hat das byzantinische Vermögen so reiche und so gediegene Früchte hervorgebracht." Getrennt von ihnen werden die Chronisten betrachtet; sie sind für die allgemeine Kultur des Mittelalters noch wichtiger als die auf den engsten Kreis der litterarisch Gebildeten beschränkten, kunstvollen Geschichtswerke; hat doch ihre kirchlich populäre Tendenz ihnen früh zu großer Verbreitung im Abendlande wie bei den slavischen Völkern verholfen. Es entspricht durchaus der hohen Bedeutung der byzantinischen historischen Litteratur, daß ihre Darstellung nahe-

zu die Hälfte des der Prosa zugewiesenen Raumes einnimmt. Dagegen werden die sehr mäßigen Leistungen der Byzantiner auf geographischem Gebiete nur kurz behandelt. Ganz kurz ist auch der Abschnitt über die Philosophie; es hängt das mit dem Plane des Werkes zusammen, welches erst mit Justinian seinen Anfang nimmt; daher werden die Ausläufer des Neuplatonismus und die Aristoteleskommentatoren des V. und beginnenden VI. Jahrhunderts nicht mehr in betracht gezogen. Um so eindringendere Würdigung finden dann die Rhetorik und die von den Byzantinern zu allen Zeiten mit Vorliebe gepflegte Epistolographie.

Unter dem allgemeinen Titel: „Altertumswissenschaft“ werden die Polyhistoren, Scholiasten, Grammatiker, Lexikographen u. s. f. zusammengefaßt, kurz der Teil der byzantinischen Litteratur, welcher seine Existenz lediglich dem griechischen Altertum verdankt und deshalb auch von Seiten der klassischen Philologen von jeher der Berücksichtigung wert geachtet worden ist. Auf die treffenden Bemerkungen über richtige Beurteilung und Bedeutung auch dieser Männer S. 214ff. kann ich hier nur verweisen.

Den Abschnitt über die poetische Litteratur eröffnet die Kirchenpoesie. Hier betreten wir ein völlig neues, erst in den letzten Dezennien angebautes Gebiet, auf welchem der Verf. selbst uns noch überaus wertvolle eigene Leistungen in Aussicht stellt. Lichtvoll wird die mit der Sprachgeschichte aufs engste zusammenhängende Entwicklung der rhythmischen Poesie dargestellt und den Glanzpunkt bildet die eingehende Schilderung ihres größten Vertreters, Romanos, den der Verf. mit Homer und Dante in Parallele setzt: „es handelt sich um die gerechte Würdigung eines der größten, aber verborgensten Dichter, ja geradezu um die erste Einführung desselben in die griechische Litteraturgeschichte.“ Interessant ist auch, daß ein von der orthodoxen Kirche mit dem Fluche beladener Mann, der Patriarch Sergios, durch seinen Hymnus, den Akathistos, bis heute seinen Platz in den Menäen und der gottesdienstlichen Liturgie des Ostens behauptet hat. Es zeigt sich hier dieselbe Weitherzigkeit (oder Nachlässigkeit?), welche den beiden großen Schriftinterpreten Origenes und Severos von Antiochien trotz ihres von der allgemeinen Kirche verurteilten dogmatischen Standpunktes einen hervorragenden Platz in den Catenen gesichert hat. Begreiflicherweise kann neben den glänzenden Leistungen der kirchlichen Dichtung die Profanpoesie trotz zum Teil so interessanter und vielseitiger Vertreter wie Theodoros Prodromos doch nur ein mehr sekundäres Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Kulturgeschichtlich vielleicht die interessanteste ist die dritte Abteilung, in welcher die vulgärgriechische Litteratur charakterisiert wird. Hier hat der Verf. vielfach völlig aus dem Rohen herausarbeiten müssen. Man braucht nur einige der Überschriften des ersten Abschnitts: „Poetische Litteratur“ hervorzuheben: Sagenhafte und historische Dichtungen auf nationaler Grundlage; Romantische Dichtungen über antike Stoffe; Romantische Dichtungen über mittelalterliche, zum Teil abendländische Stoffe u. s. f., um zu sehen, welche Fülle der wichtigsten und anregendsten Gesichtspunkte uns hier wieder entgegentreten. Keiner wird mit dem Verf. rechten, wenn er sich nicht immer pedantisch an das Fachwerk seiner Einteilung gehalten hat. Viele der hervorragenden litterarischen Persönlichkeiten unter den Byzantinern haben sich auf ganz heterogenen Gebieten versucht. Statt nun die verschiedenen Zweige der Schaffensthätigkeit eines solchen Schriftstellers reinlich in der jedesmal dem Schematismus entsprechenden Rubrik unterzubringen und demgemäß seine Persönlichkeit in eine Reihe von Bruchstücken und Atomen aufzulösen, hat er mit Recht es vorgezogen, uns abgerundete Gesamtbilder zu geben; er charakterisiert demgemäß die gesamte litterarische Thätigkeit dieser vielseitigen Männer in dem Fache, welches ihre Hauptbedeutung ausmacht, so den Psellos bei den Philosophen, den Photios bei den Polyhistoren u. s. f. In ähnlicher Weise hat er aus Gründen des innern Zusammenhangs in den letzten, der vulgärgriechischen Prosalitteratur gewidmeten Abschnitt auch die in der Kunstsprache abgefaßten Geschichten Barlaam und Joasaph und Stephanites und Ichnelates aufgenommen. Bei dem überreichen Inhalte des trefflichen Buches, wovon dieser rapide Überblick auch nicht annähernd eine Vorstellung zu geben vermag, erscheint es fast ungerecht, ein Desideratum geltend zu machen, und doch wird mancher Benutzer ungern den bewährten Führer in den Fächern der theologischen und hagiographischen Litteratur entbehren, zumal gerade diese litterarischen Erzeugnisse bei der bekannten Richtung der Byzantiner eine vielfach dominierende Stellung in ihrem Geistesleben einnehmen. Die Gründe, womit der Verf. sein Verfahren im Vorworte rechtfertigt, verdienen ja zweifellos Berücksichtigung; auch hat er einen gewissen Ersatz geschaffen, indem er eine ganze Anzahl der bedeutendsten Theologen in anderen Rubriken untergebracht hat, so Johannes

von Damaskos unter den Philosophen, Theophylaktos von Achrida, Euthymios Zigabenos und Michael Akominatos unter den Rhetoren, Photios und Arethas unter den Polyhistoren u. s. f. Bei den zahlreichen auf grammatischen und verwandten Gebieten thätigen geistlichen Würdenträgern wird wenigstens beiläufig auch ihrer litterarischen Erzeugnisse im theologischen Fache gedacht Indessen einige kommen hier doch etwas zu kurz; so wird eine im byzantinischen Geistesleben so bedeutsame und für die Entwicklung der Folgezeit so einflußreiche Gestalt wie der heilige Maximos nur als Sentenzensammler gewürdigt. Auch was über Gregorios Palamas gesagt wird, genügt nicht; der Leser erhält keine Vorstellung von dem gewaltigen Geisteskampfe, welcher damals das byzantinische Reich aufwühlte, und in welchem der Metropolit von Thessalonike eine so hervorragende Stellung behauptete. Allerdings ist der Verf. bei der Charakterisierung seines Hauptgegners, des Nikephoros Gregoras, schon ausführlich auf diese Verhältnisse eingegangen; indessen auch dort erfährt man im Grunde nicht, warum sich der ganze Streit dreht: „wir können diesen Kämpfen, die trotz des ungeheuern Aufwandes von Scharfsinn, Fleiß und Begeisterung weder der Menschheit, noch der griechischen Nation einen erkennbaren Nutzen gebracht haben, keine sympathische Seite abgewinnen.“ So wenig erfreulich sonst auch der Byzantinismus der Paläologenzeit ist, man wird ihm nicht gerecht, wenn man in den Gegensätzen der Hesychasten und ihrer Widersacher lediglich steriles Wortgezänk erkennen will. Es handelt sich um den Kampf zwischen einer mystischen und einer mehr vernunftmäßigen Richtung, welcher so alt ist wie die Kirche selbst. Das Eigentümliche und von dem bisherigen Herkommen Abweichende ist aber, daß Dogma und Scholastik diesmal für die Mystik eintreten. Mögen auch allerlei äußere Beweggründe: Einflüsse des Hofes, Antipathie gegen Rom u. s. f. mitgewirkt haben, jedenfalls muß die Persönlichkeit, welche in erster Linie die Entscheidung in diesem Sinne herbeigeführt hat, eine ganz außerordentliche gewesen sein.

Wünschenswert wäre auch gewesen, daß eine durch ihren Einfluß auf die spätern Jahrhunderte und namentlich auf die slavischen Völker so hochbedeutsame Litteraturgattung wie die πατερικά wenigstens in einigen ihrer Hauptvertreter Berücksichtigung gefunden hätte. Palladios fällt allerdings außerhalb des Rahmens des Handbuches; aber Kyrillos von Skythopolis wird nur gelegentlich (S. 467) erwähnt. Auch Johannes Moschos' vielgelesenes Mönchsbuch hätte Erwähnung verdient. Pratum spirituale, iter ad Paradisum und ähnliche Elaborate orientalischer Askese orientieren uns am besten über den geistigen Gesichtskreis des VI. und der folgenden Jahrhunderte. Wir sehen, wie weite Kreise in einer völlig passiven Kontemplation aufgehen; die christliche Welt versinkt förmlich in den Buddhismus, und so versteht man leicht, daß auf einem derartig präparierten Boden schließlich die echt indische Legende vom Königssohn von Kapilavastu in ganz durchsichtiger christlicher Hülle eines der populärsten Kloster- und Volksbücher werden konnte.

(Schluß folgt.)

Johannes Paulson, Index Hesiodeus. Lund 1890, Hjalmar Möller. IV, 94 S. gr. 8. 2 Kr. 50.

Daß das bisher gebrauchte Hesiodische Wortregister der Ausgabe von Göttling-Flach ungenügend und fehlerhaft ist, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen; auch ist es nicht meine Schuld, wenn meine Ausgabe eines verbesserten Index entbehrt. Der durch eine Arbeit über die Hesiodische Metrik bekannte Verfasser hat die Aufgabe, welche er sich gestellt, soweit ich sehe, mit großer Pünktlichkeit erfüllt; wir werden also in Zukunft seine Arbeit statt der Göttlingschen benützen müssen. Es fragt sich nur, ob die Grenzen für ein gesondert erscheinendes Buch nicht zu enge gesteckt sind. Von den Varianten, welche bei Hesiod so zahlreich und erheblich auftreten, wird nur eine beschränkte Anzahl berücksichtigt, für deren Auswahl Rzachs Rezension maßgebend gewesen zu sein scheint; Lenneps Ausgaben sind garnicht berücksichtigt. Die wiederholten Verse und Versteile werden nicht gekennzeichnet, sondern wie verschiedene Stellen neben einander aufgeführt. Noch weniger ersieht man die Imitation Homerischer Phrasen und Stellen. Zu einer Sonderung der Bedeutungen wird selten ein schwacher Versuch (z. B. bei καί und δέ) gemacht. Das Unhomerische ist als einheitliche Masse ohne Aussonderung der hesiodischen Eigentümlichkeiten gefaßt. Alles in allem genommen, eine solide Arbeit von unmodern schlichtem Zuschnitt.

Würzburg. Sittl.

Sophokles' König Oidipus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Friedrich Schubert.** Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1890, Freytag. XVI, 76 S. Mit 7 Abbildungen. 8. 60 Pf.

Abgesehen von der Vorbemerkung zum König Oidipus, in welcher der Gebrauch des Wortes

Peripetie zu beanstanden ist, besteht diese sog. zweite Auflage aus einem Abdruck des an manchen Stellen geänderten Textes der früheren Textausgabe und einem Abdruck der Beigaben, welche die ebenso ausgestattete Schulausgabe der Antigone erhalten hat. Im Text finden sich bedenkliche Konjekturen 374 διαστρέφει, 493 ὃ τοῦ, 579 ταῦθ' ἅ γ'ἐστὶ σοί, 640 κακὸν ἀποκρίνας δυοῖν, 853 δίκης ἐς ὀρθόν, 1167 στέγης ἄπο, 1267 δὴ ἦν, 1464 ἂν ἐν u. a. Die Umstellung von 1424—1428 nach 1412 hat bereits Enger vorgeschlagen; der outrierte Gedanke verrät den Interpolator. Mit οὐδ' ἐὰν τρίτης ἐγὼ 'κ, wie der Verf. 1062 für οὐδ' ἂν ἐκ τρίτης ἐγώ schreibt, wird ἐκ gut gerettet: gewöhnlich nimmt man die Emendation von Hermann οὐδ' ἐὰν τρίτης ἐγώ auf.

München. Wecklein.

The history of Herodotus translated by G. C. Macaulay in two vol. London 1890, Macmillan. 780 S. 8. 18 sh.

Macaulay hat den Erzählungston des Vaters der Geschichte gut getroffen; seine Übersetzung liest sich leicht und glatt und verdient nach dieser Seite hin vor Rawlinsons auch in Deutschland wohlbekannter Übersetzung den Vorzug. Von letzterer unterscheidet sich Macaulays Übertragung vornehmlich in dem Punkte, daß, während Rawlinson seiner Übersetzung eine sehr ausführliche Sacherklärung beigegeben hat (namentlich in den ägyptischen und persischen Geschichten), aus welcher der Leser oft reiche Belehrung schöpft, Macaulay auf Sacherklärung fast ganz verzichtet; dagegen hat M. jedem Buche kritische Angaben beigefügt oder doch die Lesarten angeführt, welche seiner Übersetzung zu grunde liegen. Allerdings lässt sich bezüglich der von ihm bevorzugten Lesarten gar oft mit ihm streiten, da er in der Wahl derselben nach des Ref. Meinung mehrfach wenig glücklich gewesen ist. Denn wenn auch seine kritischen Grundsätze, welche er in der Vorrede darlegt, mit den zur Zeit als richtig anerkannten übereinstimmen — er hält die italische Handschriftenklasse, an ihrer Spitze den Mediceus, für die ursprünglichere und bessere —, so ist doch seiner Übersetzung bezüglich der Lesbarkeit und Verständlichkeit daraus ein Nachteil erwachsen, daß sich M. allzu ängstlich an die Überlieferung hält, selbst da, wo sie offenbar verderben ist. Daß sich M. im ersten und zweiten Buch nicht an seinen Landsmann Woods angeschlossen hat, welcher in seiner Ausgabe dieser beiden Bücher (London 1873) den von Gronov mitgeteilten Lesarten des Mediceus in sehr vielen Fällen den Vorzug gab vor der Steinschen Vergleichung dieser Handschrift, kann rückhaltlos gebilligt werden. Ebenso verdient Anerkennung, daß M. auch selbst handschriftliche Vergleichungen angestellt hat; es ist der Florentinus (F, bei Stein C) für das ganze dritte Buch von ihm verglichen und auch an mehreren Stellen anderer Bücher von ihm eingesehen, freilich, ohne daß diese Vergleichung für die Kritik Herodots irgendwelches nennenswerte Ergebnis geliefert hat.

Besonderen Wert legt M. dem von ihm bearbeiteten Verzeichnis der Eigennamen bei, wenn er in der Vorrede schreibt: The index of proper names will, it is hoped, be found more complet and accurate than those hitherto published. The best with which I was acquainted I found to have so many errors and omissions that I was compelled to do the work again from the beginning. For example in the index of proper names attached to Steins annotated edition (Berlin 1882), to wich I am under obligation, having checked my own by it, I find that. I have marked upwards of two hundred mistakes or oversights.

Leider kann Ref. seinerseits nicht bestätigen, daß sich Macaulays Namensverzeichnis durch größere Vollständigkeit vor anderen Namensverzeichnissen, wie sie den neueren deutschen Herodotausgaben meist beigegeben sind, irgendwie auszeichne, muß vielmehr annehmen, daß beispielsweise die beiden Indices, welche sich der bei Tauchnitz erschienenen Textausgabe des Ref. (Leipzig 1869) anschließen, Macaulay völlig unbekannt geblieben zu sein scheinen. Wenn Ref. auch gern anerkennt, daß der eine der beiden von M. bearbeiteten Indices, das Verzeichnis der Eigennamen, namentlich in der Angabe der Belegstellen auf Zuverlässigkeit Anspruch machen kann, so muß er doch andererseits bedauern, daß der zweite Index, das Sachregister, unvollständig und recht dürftig ist; jeder, der dasselbe beispielsweise mit dem Sachregister vergleicht, welches der oben erwähnten Tauchnitzer Herodotausgabe beigegeben ist, wird dies lediglich bestätigen müssen.

Oels. K. Abicht.

Dexippi in Aristotelis Categorias commentaria. Edidit Ad. Busse, (Commentaria in Aristotelem Graeca edita consilio et auctoritate Academiae litterarum regiae Borussicae. Vol. IV pars II). Berlin 1888, Reimer. VII, 105. gr. 8. 4 M. 80.

Des Dexippus Kommentar (oder genauer ἀπορίαι καὶ λύσεις) zu den Kategorien ist zuerst von L. Spengel 1859 in den Monum. saecul. der bayr.

Akademie nach zwei Pariser Handschriften (Paris. 1942, nicht 1941, wie Sp. angiebt, und Coisl. 332) herausgegeben worden, nachdem schon Brandis 1836 im Scholienbande der großen Aristotelesausgabe einzelne Abschnitte desselben aus dem Coisl. 332 veröffentlicht hatte. Letztere Hs ist in der neuen Ausgabe von A. Busse mit Recht unberücksichtigt gelassen worden, da sie auf den Laur. LXXI 33 (A) zurückzuführen ist, wie die p. VI n. 2 vorgelegten Proben zur Genüge beweisen. Dagegen ist der Paris. 1942 (R), die älteste und beste der erhaltenen Hss, von Busse nach einer nochmaligen, Spengels Angaben mehrfach berichtigenden Kollation (von Diels und Omont) benutzt worden. Außerdem sind für die vorliegende Ausgabe vollständig verglichen worden Laurentianus LXXII 21 (C) und Matritensis 76 (M); ersterer bildet mit R die bessere, letzterer mit A die geringere Handschriftenklasse. Von der Benutzung der übrigen Hss — es sind außer den schon erwähnten noch vier — hat B. Abstand genommen; ihre Wertlosigkeit wird teils durch die im Supplem. Praef. mitgeteilten Proben erwiesen, teils aus ihrem späten Ursprung (16. Jahrh.) erschlossen. Auch von den übrigen Handschriften reicht keine über das 14. Jahrh. hinaus. Sie sind alle aus einem, wohl nicht viel älteren, unvollständigen Archetypus geflossen, welcher nur die beiden ersten Bücher und einen Teil des dritten und zwar, wie die erhaltene Inhaltsangabe lehrt, den kleineren d. i. noch nicht einmal die Hälfte des ganzen Kommentars umfaßte. Der Konjekturalkritik läßt diese Art der Überlieferung natürlich einen weiten Spielraum; vielfachen Anhalt bietet glücklicherweise der Kommentar des Simplicius, dessen Übereinstimmung mit Dexippus aber weniger auf Abhängigkeit von diesem als von einer gemeinsamen Quelle, Porphyrius und Iamblichus, beruht. Wie in der ein Jahr früher erschienenen Ausgabe des Porphyrius ist B. auch hier außerordentlich vorsichtig und zurückhaltend in der Aufnahme fremder wie eigener Konjekturen gewesen. Das der Aufnahme Gewürdigte wird fast ausnahmslos auf allgemeine Zustimmung rechnen können. Viele treffliche, zum Teil gleichfalls evidente Verbesserungsvorschläge sind auch hier im Apparat gelassen worden. Zu Ausstellungen bietet mir die vom Herausgeber geübte Textkritik nur an wenigen Stellen Gelegenheit. P. 8, 4 hat R zu den Worten ἔπειτα ἄλλο μέν ἐστι τὸ περὶ πράγματος λέγειν καὶ ποιεῖν περὶ αὐτοῦ ἀληθῆ ἢ ψευδῆ λόγον, νῦν δὲ ζητοῦμεν τίνα ἐστὶ τὰ λεγόμενα am Rande den Zusatz: ἄλλο δέ ἐστιν αὐτὸ τὸ πρᾶγμα λέγειν· οὐ γὰρ ποιεῖ τοῦτο ἀληθῆ ἢ ψευδῆ λόγον. Ohne diese Worte ist der Gedanke unvollständig und müßte nach λόγον das Zeichen der Lücke gesetzt werden; ich wüßte aber keine passendere und zugleich den Ausfall leichter erklärende Ergänzung vorzuschlagen, als was R in der Marginalnotiz bietet; ich kann daher in derselben kein Randscholion sehen wie z. B. p. 4, 14 oder 11, 7, sondern glaube, daß die Worte ἄλλο δέ—λόγον hinter λόγον einzureihen sind. p. 15, 8 hat Usener, welchem B. folgt, τὸ αὐτό mit Unrecht getilgt: zu den vorangehenden Worten χρῶμα γὰρ ἑκάτερον giebt es allerdings keinen Sinn; es gehört zu den folgenden Worten καὶ ἐπὶ τῶν λοιπῶν, welche sonst gar nicht zu verstehen sind. Das Asyndeton ist ganz ohne Anstoß und findet sich gerade in dieser Verbindung sehr häufig. P. 24, 8 ist die Einschaltung von ἀλλ' nicht ausreichend, da außerdem der ganze Nachsatz zu 7. 8 διότι δὲ—ἐν αὐτῷ ἐστιν fehlt. Nach des Herausgebers Interpunktion sind allerdings auch die Worte 4. 5 διότι μὲν κτλ. ohne Nachsatz; doch ist diese Interpunktion, wie schon die Verbindung τῆς πρώτης ὕλης ἐστὶν ἐν ὑποκειμένῳ zeigt, nicht richtig, sondern ἐν ὑποκειμένῳ, zu welchem wohl ἔσται aus dem Folgenden zu ergänzen ist, bildet den Nachsatz. P. 67, 14 τὰ μὲν γὰρ εἴδη οὐ συναναιρεῖ ἄλληλα, οὐδενὸς δ' εἴδους ἀναίρεσις ἀναιρεῖ τὸ γένος schlägt B. τ' für δ' vor; ich glaube vielmehr, daß dafür das so oft damit verwechselte γὰρ einzusetzen ist: die εἴδη heben einander nicht auf, denn die Aufhebung eines εἶδος hebt das γένος nicht auf, was der Fall sein würde, wenn ersteres einträte. P. 70, 8 scheint mir die Nichtaufnahme der Spengelschen Konjektur ἂν εἴποιμεν für ἀντείποιμεν nur deshalb gerechtfertigt, weil <ἂν> ἀντείποιμεν ebenso nahe liegt. — Zum Schluß sei noch auf den umfangreichen (p. 75—102), mit der die ganze Ausgabe auszeichnenden Sorgfalt angelegten Index verborum verwiesen. Den Addend. et Corrig. hätte ich nur p. 20, 11 ὁμώνυμων und 22, 31 αὐτά, hinzuzufügen.

Berlin. M. Wallies.

Aug. Kraemer, De Manilii qui fertur astronomicis. Inest de imperatoribus Romanis in siderum numerum relatis disputatio. Diss. inaug. Marburg 1890. 71 S. gr. 8.

Der Verf. vorliegender Dissertation beschäftigt sich mit der Frage nach der Abfassungszeit der Astronomica des sog. Manilius und führt zunächst die bisherigen Ansichten vor. Bekanntlich dreht sich der Streit darum, ob die Astronomica ganz unter Augustus oder ganz unter Tiberius oder teilweise unter jenem und unter diesem Kaiser verfaßt, bez. herausgegeben sind. In neuerer Zeit

ist die Lachmannsche Ansicht (welcher Bernhardy folgte), daß alle Bücher der Astron. erst nach Augustus' Tode verfaßt seien, von B. Freier in seiner Dissertation De Manilii . . astronomicon aetate (Gött. 1880) wieder aufgenommen und durch neue Gründe gestützt worden. Indem Kraemer nun die bisher vorgetragenen Ansichten prüft, wendet er sich hauptsächlich gegen Freier und sucht dessen Aufstellungen meist mit Glück zu entkräften. Das Resultat, zu welchem er selbst gelangt, deckt sich im großen und ganzen mit der von den älteren Gelehrten (Scaliger, Bentley, Pingré) vertretenen Annahme, nach welcher das ganze Werk unter Augustus verfaßt ist, nur daß er (der Meinung von Jacob, Merkel, Woltjer, Lauson sich nähernd) die Möglichkeit einräumt, daß das 5. Buch beim Tode des Augustus noch nicht vollendet gewesen sei. Der Verf. sucht sogar die Abfassungszeit der einzelnen Bücher näher zu bestimmen und findet das Jahr 10 oder Anfang 11 n. Chr. für Buch I, welchem die übrigen Bücher in jährlichen Zwischenräumen folgten, sodaß im Todesjahr des Augustus das Ganze so ziemlich vollendet war.

Die Methode, durch welche Kraemer seine Resultate ermittelt, darf auf Anerkennung Anspruch erheben. Als Hülfsmittel für die Bestimmung der Abfassungszeit dienen ihm 1. die einschlägigen Stellen der Astronomica selbst, 2. die Beziehungen zwischen Manilius und den übrigen Augusteern, besonders Ovid und Germanicus' Aratea.

Nachdem Kr. zunächst festgestellt, wie weit die in den Astron. erwähnten Personen und Thatsachen herabreichen, unter Prüfung von IV 57 ff., I 750 ff., I 906—926, I 898 (wo der Verf. liest extremas modo per gentes ut foedere rupto, ohne Parenthese, und erklärt: 'wie z. B. jüngst in fernsten Landen, als Germanien den Varus dahinraffte, überall am Himmel drohende Kometen aufleuchteten', sodaß also modo nicht in Korrelation zu etiam v. 906 steht), schreitet er zu eingehender Behandlung des Proömium von Buch I. Er schickt hier den von jedem Unbefangenen zu billigenden Grundsatz voran, daß, wenn die an sich unbestimmten Bezeichnungen Augustus und Cäsar an gewissen Stellen der Astron. nur von einer bestimmten Person verstanden werden können, sie auch an den übrigen Stellen auf dieselbe Persönlichkeit bezogen werden müssen. Da nun aber I 913 f. und II 509 unter Augustus unfraglich Octavian zu verstehen ist, und ebenso (wie S. 24 ff. erwiesen wird) IV 766 unter Cäsar, so müssen diese Namen auch an den übrigen Stellen den Octavian bezeichnen, zumal da ohnehin Tiberius durch sie nur höchst ungenau und mißverständlich gekennzeichnet wäre. Übrigens springt dem unbefangenen Leser jenes Proömiums die Beziehung auf Octavian sofort in die Augen, während gar manches direkt gegen Tiberius spricht, so z. B. die (v. 925 wiederkehrende) Bezeichnung pater patriae, die sich Tiberius geradezu verbeten hatte; ferner würden die Worte qui regis Augustis legibus orbem, an Tiberius gerichtet, kein Lob enthalten. V. 9 kann nur von Julius Cäsar und Octavian verstanden werden. Sonstige Einwände gegen einzelne Ausdrücke, wie z. B. v. 13 hoc sub pace vacat, werden mit treffenden Gründen zurückgewiesen. Kurz, das Proömium ist an Octavian gerichtet. — IV 934 f. werden gegen Lachmann und Freier, welche darin eine Apotheose des schon gestorbenen Augustus erblicken, mit Jacob als eine Apotheose des lebenden Augustus erklärt. — IV 764 ff., welche Freier abgeschmackterweise auf den vorübergehenden Aufenthalt des Germanicus in Rhodos deutet, werden mit Recht, wie von allen Früheren, auf Tiberius, den designierten Thronfolger, bezogen und enthalten in den Worten quom caperet lumen magni sub Caesare mundi zwar eine captatio benevolentiae für Tiberius, zugleich aber in den eng zu verbindenden magni sub Caesare mundi ein viel höheres Lob des Augustus. Hieraus geht hervor, daß die ersten 4 Bücher unter Augustus verfaßt sind. Es bedürfen aber noch einige andere Stellen der Erörterung, nämlich I 899, 922, 800, 385, 916. Im Verfolg dieser Stellen erweist der Verf. (gegen Freier) die Berechtigung des invictus v. 925 für Augustus, erklärt die Worte desselben Verfassers sit Roma sub illo unter engstem Anschluß an das vorhergehende = sit R. invicta sub illo, und versteht die Worte des v. 926 mit Lauson: 'Ne Roma, licet iam caelo dederit Augustum, illum tanquam amissum quaerat in terris'. Ich würde folgende Erklärung vorziehen: 'da das röm. Volk in Augustus sogar dem Himmel einen Gott geschenkt hat (durch Versetzung des lebenden Augustus unter die Zahl der Götter), so dürfte es auf Erden nicht vergeblich sich nach ihm (d. h. seiner Hülfe und seinem Schutze) umsehen'. — Die Schwierigkeit der Verse I 384 ff. löst Verf. so, daß er konstruiert: quod (weil) Caesar nostro orbi sidus contigit, qui nunc terris maximus auctor est et postea caelo erit. — Die Wiedergabe der Erklärung von I 800 würde hier zu viel Raum beanspruchen, man lese sie selbst nach auf S. 33—37. Zur Stütze derselben schließt der Verf. die auf dem Titel der

Schrift angekündigte disputatio de imperatoribus Romanis in siderum numerum relatis an (S. 37—53), in welcher er vieles Material zusammenträgt, aus welchem die Vergötterung der Kaiser und ihre Versetzung unter die Sterne (bei Lebzeiten) hervorgehen soll. Ich muß gestehen, daß ich hier mancherlei Bedenken im einzelnen habe. Soviel aber scheint mir immerhin durch das gesammelte Material zur Genüge erhärtet zu werden, daß Manilius recht wohl vom lebenden Augustus sagen konnte: caelum, quod regit Augustus socio per signa Tonante. — Daß auch das 5. Buch noch unter Augustus verfaßt sein kann, wird durch richtige Interpretation von V 513 ff. nachgewiesen.

In dem nun folgenden Versuche, die einzelnen Bücher bestimmten Jahren zuzuweisen, verwertet der Verf. die Benutzung der verschiedenen Ovidischen Schriften durch Manilius, indem er zu zeigen sucht, daß in den ersten 3 Büchern nur frühere Schriften Ovids benutzt, dagegen Nachahmungen aus den epist. ex Ponto erst im 4. und 5. Buche nachweisbar sind. Hierdurch gewinnt er das anfangs von mir erwähnte Resultat.

Auch über die Herausgabe äußert sich der Verf. gegen Ende seiner Schrift. Wenn ich ihn recht verstehe, so meint er, daß Manilius bei Abfassung seines Werkes vom Tode überrascht sei, sodaß es der letzten Feile entbehrt und nicht von ihm selbst herausgegeben wurde. — Endlich sucht Verf. in einer Appendix de Manilii patria die Auffassung zu widerlegen, als sei der Verfasser der Astronomica ein Ausländer gewesen; er hält ihn für einen Römer oder wenigstens in Rom lebenden Italer.

Wie man sieht, ist der Inhalt der Kraemerschen Dissertation ein sehr reichhaltiger. Dieselbe darf, wenn auch nicht alles in ihr Zustimmung finden wird, als ein wertvoller Beitrag zur Lösung der schwebenden Fragen angesehen werden. Das Latein des Verfassers ist flott, doch nicht überall klassisch.

Hildesheim. Konrad Roßberg.

C. Iuli Caesaris belli Gallici libri VII cum A. Hirti libro octavo. In usum scholarum recognovit **H. Cocchia.** Firenze 1890, Sansoni. 216 S. 8. 80 Pf.

Diese Textausgabe von Cäsars gallischem Kriege bildet ein Glied der Sammlung, welche unter der Leitung der Professoren Girolamo Vitelli und Pietro Cavazza in Florenz erscheint. Sie ist ein wundersames Werk. Dem Text ist auf 7 Seiten vorausgeschickt eine adnotatio critica, deren erster Teil aus einem Hinweis auf die große Ausgabe Nipperdeys und die zweite Ausgabe von Dinter besteht. Darauf kommt als erster lateinischer Satz folgendes: Ex omnibus libris manu scriptis, quibus commentarii de rebus a C. Iulio Caesare in Gallia gestis continentur, praestantissimus est, qui Amstelodami in publica bibliotheca servatur et a Iacobo Bongarsio acceptum primus Gruterus *Bongarsiani* nomine donavit. Auch das übrige Latein ist nicht viel besser. Von dem Bongarsianus behauptet der Herausgeber nun, er könne mit Recht der Archetypus genannt werden, und will deshalb diese Hs möglichst genau zum Abdruck bringen. Damit das Bild derselben um so deutlicher hervortrete, will er die abweichenden Lesarten, die er aufgenommen hat, studiose angeben.

Ein interessanter Versuch! dachte ich. Der Bongarsianus oder Amstelodamensis steht ja auch sonst in hohem Ansehen bei allen Kritikern. Sein reinliches Bild einmal zu erschauen, wäre so übel nicht. Vielleicht stellt sich wirklich heraus, daß wir infolge unsrer künstlichen Kritik die so einfache Wahrheit nicht gesehen haben. Nicht ohne hohe Erwartung ging ich an die eigentliche Arbeit heran; denn, dachte ich, es kann einer ein recht guter Kritiker sein, wenn er auch nicht gut Latein schreibt. Zwei Bücher habe ich verglichen; dann glaubte ich aufhören zu dürfen. Zunächst scheint der Herausgeber die Überlieferung im Bongarsianus gar nicht zu kennen, oder unsere kritischen Ausgaben, auch die so sorgfältige Frigells, sind unzuverlässig. Während uns der Herausgeber alles angeben will, worin sein Text von der Überlieferung im Bongarsianus verschieden ist, fehlen in den ersten 12 Kapiteln folgende Abweichungen: I 1, 4 Helvitii (auch sonst); 1, 5 Garunna (auch sonst), Oceanum st. Oceano; 3, 4 Catamantaloedis; 5, 4 his st. iis; 6, 2 alterum iter st. alterum; 7, 3 Verucletius; principum st. principem; 9, 2 poterant st. possent; 9, 4 inter se st. inter sese; 10, 4 Graiocaeli; 10, 5 iis st. his; Sebusianos; 11, 4 cum depopulatis. (Dagegen 12, 1 giebt er an, daß die Hs statt fluat biete influat, während die kritischen Ausgaben uns berichten, daß dieser offenbare Schreibfehler in der Hs verbessert ist.) Wenn er solche Abweichungen nicht berücksichtigt, dann kann er freilich die Meinung hegen, daß der Bongarsianus einfach als Archetypus zu betrachten und die Heranziehung weiterer Hss fast überflüssig ist.

Von wem die Lesarten herrühren, die er im Widerspruch zu seiner Hs aufgenommen hat, darüber befindet sich der Herausgeber in auffallender Unkenntnis. Wer die 'ceteri editores' sind, von denen er zuweilen spricht, ist dunkel. Er schiebt denselben mancherlei Ungereimtheiten in die Schuhe.

So erzählt er uns zu II 17, 4 er habe „non modo [non]“ mit den 'ceteris editoribus' geschrieben. Nun steht aber das zweite non unangefochten bei Kraner, Nipperdey, Dübner, Hoffmann, Prammer und ebenso in den Schulausgaben von Kraner-Dittenberger und mir. Beim Abfassen der annotatio critica hat der Herausgeber dann eingesehen, daß er einen Irrtum begangen hat bei Streichung des 'non'. Nun, das kann jedem begegnen. Das Auffällige ist nur die hinzugefügte Bemerkung „nam servari posse (nämlich das zweite non) apertissime ostendunt, quae de hac re disserui in Sintassi latina esposta scientificamente etc. Ein Verfasser einer wissenschaftlichen lateinischen Grammatik hätte doch an dem zweiten 'non' keinen Anstoß nehmen sollen, zumal es außer dem Bongarsianus alle andern beachtenswerten Hss überliefern. — I 2, 2 rührt 'Pupio' nicht von Dinter her, sondern von Holder; 11, 4 geht die Streichung von 'Aedui' (warum schreibt er nicht mit seiner Hs 'Haedui', was Meusel doch als richtig erwiesen hat?) nicht auf Schneider, sondern auf Dinter zurück. 28, 3 steht 'frugibus' in etlichen Hss und ist zuerst von Frigell, nicht von Dinter in den Text aufgenommen worden. 40, 8 steht 'moveret' zwar im Bongarsianus, ist aber umkorrigiert in *commoveret*, das alle Hss bieten, sodaß also Dinter diese Lesart nicht erst zu erfinden brauchte. 45, 1 hat 'et' bereits Frigell getilgt. Über alle solche Dinge muß ja eine Schulausgabe keine Auskunft geben, wenn sie es aber thun will, dann muß der Herausgeber auch die gehörigen Studien machen. — Mit eignen Vermutungen will der Herausgeber sparsam sein; aber eigene Entscheidungen zu treffen hat er den Mut. So steht zu I 47, 1 geschrieben: 'legatis' Kraner omisit (vor diesem schon Davis, nach ihm Dinter und Holder; die meisten lesen 'legatum'), ego servavi insequentis loci auctoritate nisus 'legatum e suis'. Nun ist es aber doch klar, daß, wenn es an erster Stelle hieße: 'e suis legatis aliquem ad se mitteret', das Wort 'legatis' nur in dem Sinne von 'Legat' gefaßt werden könnte, während an der folgenden Stelle 'legatum e suis sese magno cum periculo . . missurum' ohne Zweifel von einem 'Abgesandten' die Rede ist; also kann doch diese zweite Stelle unmöglich eine Stütze geben für die Richtigkeit der Lesart 'legatis' an erster Stelle.

Das genügt wohl, um mein Urteil als begründet erscheinen zu lassen, daß die Kritik aus diesem Buche nichts lernen kann; als Schulausgabe kommt es für uns überhaupt nicht in betracht.

Halle a. d. Saale. Rud. Menge.

Felice Ramorino, Letteratura Romana. III Ed. Milano 1891, Hoepli. IV, 319 S. kl. 8.

Dieses Buch gehört in die Sammlung der „Manuali Hoepli“, welche den Zweck hat, „die Prinzipien der Wissenschaften und Künste zu popularisieren“, und welche bereits eine Reihe von über 200 Bänden umfaßt. Hiernach ist nicht zu erwarten, daß das vorliegende Manuale viel Neues enthalte, und in der That ist demselben sichtlich die Litteraturgeschichte von Teuffel-Schwabe zu grunde gelegt; der Verf. scheint dies auch als selbstverständlich vorausgesetzt zu haben, weshalb er es weder in einem Vorwort noch sonstwo ausgesprochen hat. Bei dieser Anlehnung an das deutsche Werk ist es nun wohl zu begreifen, daß die Angaben des Buches im wesentlichen richtig sind und den Resultaten der Forschung entsprechen; es hat diese Anlehnung aber auch die Folge gehabt, daß eine Menge Namen und Notizen aufgenommen worden ist, welche für ein populäres Handbuch kaum oder garnicht notwendig wären, während es wünschenswert wäre, daß gerade für das weitere Publikum über die Hauptwerke da und dort ausführlichere Belehrung gegeben würde: so wäre es für die der Wissenschaft Fernerstehenden z. B. gewiß erwünschter, über den wesentlichen Inhalt der philosophischen Schriften Ciceros etwas Genaueres zu erfahren, als eine Menge von Angaben aus der späteren Zeit zu lesen, welche hier keinen sonderlichen Wert haben. Auf Ausgaben der Schriftsteller ist vielfach verwiesen, sowohl auf italienische als deutsche; aber wenigstens hinsichtlich der letzteren verfährt Verf. nicht konsequent: manche fehlen, die angeführt sein sollten, wenn man überhaupt einmal Ausgaben nennt. Im einzelnen machen wir folgende Bemerkungen. S. 94 ist nicht klar, wie sich Verf. die Entstehung des Edictum perpetuum als eines Ganzen denkt: vgl. Teuffel-Schwabe § 350. Wenn sodann S. 95 von einer Entwicklung des Kriminalrechts die Rede ist, so hätte nicht bloß die lex Cornelia de sicariis erwähnt werden sollen. Bei der Aufzählung der Gesetze S. 96 A. 1 sollten auch die Quellen (wie die Fontes I. R. von Bruns-Mommsen oder die Remnants of Early Latin von Allen) genannt sein. — S. 108. Die Satire des Lucilius ist von der des Ennius doch nicht bloß durch „il nuovo scopo“ verschieden. — Das Geburtsjahr des Lucretius ist S. 114 ungefähr 99 gegen Hieronymus; des letzteren Notiz über den Selbstmord des Dichters hält Verf. nicht für sehr glaublich: bei T.-Schw. Ausg. V S. 402 wird sie, allerdings im Gegensatz zu den früheren Ausgaben, nicht verworfen und psychologisch mo-

tiviert. — S. 118 Catullus: hier sollte erwähnt sein, daß die Identität der Lesbia mit Clodia doch nicht über allen Zweifel erhaben ist; auch würde man über die alexandrinischen Gedichte etwas mehr wünschen: von Catull weiß Verf., daß er „si abbandonò senza ritegno alla vita dissoluta“ der Hauptstadt. — S. 125 die Hypothese, daß Asinius Pollio der Verfasser des bellum Africanum sei, wird als sehr unwahrscheinlich bezeichnet. — S. 127 wird zweifelhaft gelassen, ob die Vitae von Corn. Nepos sind, was doch genauer motiviert sein sollte. — S. 128. Es läßt sich doch nicht sagen, daß Sallust geschrieben habe „mit wesentlich moralischer Tendenz“: der politische Gesichtspunkt ist der herrschende, auch für den moralischen Standpunkt maßgebende. — Die Angabe S. 134, daß „Cicero bei Pompeius gewesen sei, als die Schlacht bei Pharsalus sich ereignete“, könnte die Vorstellung erregen, daß Cicero die Schlacht mitgemacht habe. Cicero wird übrigens im ganzen billig und wahrheitsgemäß charakterisiert. Bei seinen Briefen sollte die Verschiedenheit des Stils je nach der Person und Stellung der Adressaten hervorgehoben sein; man kann doch nicht ohne weiteres sagen, daß „die Sprache der Briefe wimmle von griechischen Wörtern und Wendungen“; von der Sammlung ad Brutum genügt es nicht zu sagen, daß „nicht ohne gute Gründe ihre Authenticität bezweifelt werde“. — S. 178 ist Horaz nicht genügend gewürdigt, wenn bemerkt wird, er sei „einer der merkwürdigsten Menschen seiner Zeit gewesen und habe besser als irgend einer die Tendenzen, die Mängel und Vorzüge derselben in sich vereinigt“. Auch die angeblichen „Widersprüche“ in seinem Wesen sind nicht gebührend erklärt, wenn nur gesagt wird, er sei eben „nicht besser gewesen als seine Zeit“. Als die gelungensten Oden werden nach Teuffel III 9. 29. bezeichnet. — S. 200. Livius wird im ganzen richtig beurteilt, nur sollte bestimmter gesagt sein, in welchen Partien (wie z. B. in der Schilderung des Ständekampfes) seine Schwächen am meisten hervortreten. Die Charakteristik von Vell. Paterculus und Valer. Max. scheint weniger gelungen. S. 248f. wird über die Tendenz der Germania des Tac. nichts bemerkt; wenn auch nichts Bestimmtes sich behaupten läßt, so wären doch die Hypothesen kurz anzuführen. Warum die G. dem Agricola vorangestellt wird, ist nicht einzusehen. Hinsichtlich der Annalen, speziell lib. 1—6, sollte doch über die Berechtigung der psychologischen Methode des Tac. etwas gesagt sein. — So läßt sich ja wohl im einzelnen manches bemerken; aber im ganzen bietet die Schrift aus dem oben angegebenen Grund und mit dem oben angeführten Vorbehalt eine korrekte Darstellung in angenehmem Stil.

Ulm. H. Bender.

Robert Behla, Die vorgeschichtlichen Ringwälle im östlichen Deutschland. Berlin 1888, Asher & Co. 210 S. gr. 8. Mit einer Karte. 6 M. 50.

Oscar Vug, Schlesische Schanzen, ihre Erbauer und die Handelsstraßen der Alten. Grottkau 1890. (Berlin, Calvary.) 504 S. 8. 2 Bände mit 118 Abbildungen und 2 Karten. 10 M.

Es ist das Verdienst Virchows und der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, die Ringwallfrage für den Osten Deutschlands wieder in Fluß gebracht und eine Reihe von solchen Werken der Vorzeit untersucht zu haben. Auf diesen Schultern steht Dr. R. Behla, der verdienstvolle Verfasser der „Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus“, Luckau 1882. Während Schusters bekannte Schrift nur 350 Wälle erwähnt, beläuft sich die Anzahl der bei Behla genannten Wälle auf 1100. Gesammelt hat B. sein Material aus den zahlreichen Schriften der historischen und archäologischen Vereine im Osten Deutschlands, z. T. jedoch beruhen seine Zusammenstellungen — so besonders für die Lausitz — auf Autopsie. B. geht bei seiner Zusammenstellung, wobei die einzelnen Fundplätze von litterarischen Notizen über Größe, Funde, Sagen u. s. w. begleitet sind, vom Königreich Sachsen aus, dann folgen die beiden Mecklenburg, dann Preußen und zwar zuerst Brandenburg, dann Pommern mit Rügen, Posen, Sachsen, Schlesien, Ostpreußen, Westpreußen. Eine Übersichtskarte und alphabetische Verzeichnisse der Sachen und Orte erleichtern die Benutzung der Sammelschrift. Im allgemeinen Teil (S. 1—80) behandelt der Verf. zuerst die Namen dieser Rundwälle. „Kiebitzberge“ geht entschieden auf eine slavische Wurzel zurück; Berchel ist Burgwall; dieser Name lautet in der oberen Altmühlgegend: Burschel oder Burchel. Das zweite Kapitel handelt von Form und Größe; der Umfang schwankt von 70—1000 Schritten. Dann wird geographische Verbreitung und Dichtigkeit (vgl. Karte), Lage und Untergrund, Bauart, Funde im Wallraum und im Walle besprochen. Bei letzterem Kapitel sind die vorslavischen und slavischen Gefäßreste von besonderer Wichtigkeit. Bronzen entstammen fast nur vorslavischen Wällen. Die Fundstätten außerhalb des Walles berücksichtigt ein weiteres Kapitel; Pfahlbauten, Urnenfelder, Schalensteine sind hier von besonderer Wichtigkeit. Sagen und historische Quellen be-

handeln etwas zu kurz und unvollständig die nächsten zwei Abschnitte. Die spätere Benutzung wird in Kapitel 11 nachgewiesen.

Von den Erbauern spricht Behla im Kap. XII. Der Verf. geht hierbei wie Virchow u. a. von der Qualität der Gefäße aus; diese bilden für ihn das Material der Diagnose. Er teilt hiernach die Wälle in drei Kategorien ein, in 1. reinslavische, 2. germanisch-slavische, 3. rein-germanische. Betreffs der Provenienz der Schlackenwälle will B. weitere Forschungen abgewartet wissen. Die Chronologie der Wälle richtet sich nach obigen Erwägungen. Eine zweite Hauptfrage bei diesen Ringwällen bildet der Zweck derselben; auch hierüber herrscht wie über ihre Erbauer große Uneinigkeit unter den Fachmännern. Während jedoch für den Westen Deutschlands die Forscher sich ziemlich geeinigt haben und vor allem die Schutzfrage in erste Linie gestellt wird, sind hierüber Forscher wie Preusker, Haupt, Giesebrecht, Pencker, Schuster, Friedel durchaus uneinig. Man kann zwei Hauptansichten unterscheiden. Die einen, wie Peucker, Schuster, betrachten diese Werke vom rein militärischen, die anderen, wie Haupt, Födisch, vom religiösen Standpunkte. Friedel hat aber ganz Recht, den wendischen Burgwällen verschiedene Zwecke zu vindizieren! — Behla neigt sich auf Grund von topographischen und historischen Erwägungen, wozu die verhältnismäßig schwachen Einzelfunde kommen, dazu, daß die Rundwälle weder als Zufluchts- noch als Verteidigungsplätze aufzufassen, sondern als Kultusstätten zu betrachten seien. Dafür sprechen ihre Größe und die Lage (planlos meistens!) der Wallbrücken, ferner Totenfelder, Schalensteine, Sagen, welche mit den Ringwällen vielfach in inniger Beziehung stehen. Diese seine Behauptung sucht Behla dann des weiteren durch Beweismittel aus den germanischen und slavischen (Arkona und Garz) Kultusgebräuchen und Kultusstätten zu stützen. Auf allgemeine Zustimmung wird wohl B. in diesem Hauptpunkte nicht rechnen können; die Burgwälle selbst bieten so viel Anhaltspunkte für eine militärische Bedeutung derselben, daß eine so einseitige Auffassung derselben nicht gerechtfertigt werden kann. Auch müßte diese Hypothese doch auch für den Westen und das Rheinland stimmen, was in keiner Weise der Fall ist. Eine Verbindung jedoch von militärischem und religiösem Charakter hat der Ref. bei manchem rheinischen Ringwall gefunden, und dies mag auch im Osten vielfach der Fall sein! Eine weitere Vergleichung des Materials wird in das noch vorhandene Dunkel sicherlich mehr Licht bringen. Den Schluß des „allgemeinen Teiles“ bildet ein Abschnitt über Methode der Ringwallforschung, wobei Behla mit Recht systematische Ausgrabungen in erste Linie gestellt haben will. Die Schrift Behlas ist ebenso reich an gesichtetem Material wie an sachlichen Anregungen. Möge sie im Osten und Westen des Reiches den Mitforschern zu neuen Untersuchungen auf diesem dankbaren Gebiete deutscher Denkmäler zielbewußte Anregung geben!

Eine gewisse Ergänzung zu Behlas Sammelschrift bilden die Einzelforschungen von Oscar Vug. Man darf diese zweite Schrift nicht mit dem kritischen Auge des Fachmannes betrachten, man muß dem fleißigen und strebsamen Dilettanten, der die alten Schanzwerke und Ringwälle von Mittelschlesien rastlosen Fußes durchwandert hat, manche sonderbare Ansicht über deutsches Altertum und archäologische Funde zu gute halten, wenn man das Facit aus seinen Lokalforschungen ziehen will. Als Arbeitsgebiet hat sich Vug, der schon früher die Schanzen in Hessen durchforscht hat, das Gebiet in Schlesien erwählt, welches von der deutschen Landesgrenze im Südwesten bis zur Oder im Norden reicht, im Osten von Hotzenplotz über Friedland, Falkenberg, Schurgast reicht, im Westen von Landeck, Camenz, Frankenstein, Schweidnitz begrenzt wird. Es ist das alte Kulturland auf beiden Seiten der Glatzer Neiße bis zu ihrer Einmündung in die Oder oberhalb Brieg. Auf diesem Gebiete und im Norden noch weiter bis Breslau hat Vug alle Schanzen, Wälle, Burgen, festen Plätze, welche noch bestehen oder bestanden haben, besucht und nach archivalischen und sonstigen Quellen beschrieben. Während er jedoch in archivalischer und historischer Beziehung gute Quellen benutzt und, wie es dem Ref. erscheint, ein im ganzen richtiges Urteil abgiebt, sind seine archäologischen Kenntnisse und Forschungen beschränkter Natur. Besonders geht ihm der Sinn für keramische Unterscheidungen und strenge archäologische Diagnose fast vollständig ab, sodaß seine Aufstellungen in dieser Hinsicht fast völlig wertlos erscheinen.

Auch Vug giebt wie Behla einen allgemeinen Teil. Hierin sind besonders beachtenswert die Abschnitte über Form und Gattung der Schanzen. Die archäologischen Abschnitte: Hünengräber, Steinzeitalter, Bronze- und Eisenzeit, Bronzeringe, Bestattung, Urnen (Dadsisas, Nimmidas!) verraten den reinen Dilettanten und sind ohne Belang. Untermischt mit vielen Seitensprüngen, Exkursionen

aller Art kommt dann von S. 64 an die Spezialbetrachtung der mittelschlesischen Befestigungsanlagen, die von der ältesten germanischen Zeit an, in der slavischen Epoche, in der Tatarenzeit und in neueren Perioden (Schwedenkrieg!) gebaut, zerstört und wiedergebaut wurden. Im I. Abschnitt werden Schanzen behandelt, welche zum Schutze der Straßen und Stammesgrenzen dienten. Aus ihrem Zug und ihrer Lage glaubt Vug auf die altgermanischen Stammesgrenzen schließen zu dürfen, was dem Ref. sehr problematisch erscheint. Im II. Abschnitte betrachtet der Verf. die an den Übergängen über die untere Neiße gelegenen Schanzwerke, die meist dem 13.—14. Jahrhundert angehören. Es folgt ein III. Abschnitt über alte Straßenzüge in seinem Spezialgebiete. Dieser Abschnitt, welcher die alten Handelswege von Prag nach Warschau, von Mähren nach Breslau, von Böhmen zum kurischen Haff u. a. ausführlich und zwar sowohl auf grund von allgemeinen topographischen Erwägungen wie von Lokalforschungen behandelt, scheint uns die Hauptstärke und die Hauptleistung des Verf. zu bilden. Ohne Zweifel waren diese Haupthandelswege, welche im Mittelalter Namen wie „Bischofssteig", „Katzensteig", „Töpferweg" führen, von der ältesten Zeit ihrer Entstehung an von Befestigungen, Signaltürmen, Brückenköpfen, Rückzugsplätzen u. s. w. begleitet, welche den Handelskarawanen Schutz und Schirm in Notfällen gewährten. Diese verschiedenen Anlagen längs der Straßenzüge werden vom Verf. im einzelnen geschildert und die Geschichte derselben angeführt, wobei wir jedoch stets eine sichere archäologische Diagnose vermissen. Ohne Zweifel giebt dieser Teil den Lokalforschern wichtiges Material an die Hand und wird dieselben zu weiteren, ergänzenden Forschungen veranlassen. Als Ergänzung hierzu dient eine Übersichtskarte sowie zahlreiche Detailaufnahmen. Letztere sind meist im Maßstabe von 1 : 4000 etwas kunstlos dargestellt; jedoch genügen sie zur Vergleichung. Schlußabschnitte der Schrift bilden Ausführungen über „die Entwicklung der Schanzen" mit recht ansprechenden Vermutungen, „verschwundene Ortschaften", „Dämme als Straßen und Teiche", „Eisenhüttenleute und Bergbau in vorchristlicher Zeit". Beim letzten Abschnitte fehlt jede Rücksicht auf die Litteratur über vorhistorischen Bergbau; auch inhaltlich verfällt hier der Verf. in eine zerflossene Behandlung von Fragen, welche Konzentration der Untersuchung verlangen. Gewissermaßen als Anhang dienen zwei Schlußkapitel: „die Schiffahrt der Urzeit", „der Handel, die Völkerwanderung, die Verfassung der deutschen Urzeit, der Einfluß der Juden, die Stellung der deutschen Frau von der Ur- bis zur Karolingerzeit", „Armin, Segest, Inguiomar und Marbod". Diese Betrachtungen passen wenig oder garnicht zum Thema: besser hätte sie der Verf. ganz weggelassen; denn ihre oberflächlichen, fast nur auf die Edda bezogenen Ausführungen können in manchem Kritiker nur den Gedanken erwecken, Schlüsse daraus auf den Hauptteil des Werkes zu ziehen. Diese Ausführungen, ebenso wie des Markomannen Marbod Ehrenrettung hätte der fleißige Schanzenforscher, dem wir noch manchen ergiebigen Wandertag wünschen, weislicher in einer eigenen Schrift oder garnicht untergebracht.

Dürkheim. C. Mehlis.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Babylonian and Oriental Record. IV 6. Mai 1890.

(121 — 130) **Ph. Colinet**, Puramdhi *is* the goddess of abundance in the Rig-Veda. — (131—135) **Th. G. Pinches**, A Babylonian tablet dated in the reign of Aspasinê. Beschluß zu gunsten eines verarmten Priesters unter der Herrschaft Vespasians. — (136 — 144) **Terrien de Lacouperie**, Hyspaosines, Kharacenian King of Babylon on a Babylonian tablet dated 127 a. C. and the Arsacian era 248 a. C Nachweis, daß Aspasinê nicht Vespasian, sondern Hyspaosines (Spasines) ein arsacidischer Herrscher von Babylon war, welcher die Stadt ungefähr 129 v. Chr. erobert, aber schon 127 v. Chr. wieder an Phraates II. verloren hatte. — (144) **W. St. C. B.**, Note. A daughter of Nabonidus. In Straßmaiers Inschrift No. 1043 ist der Name einer Tochter des Nabonidus: Bit Saggil; der letzte Teil des Namens ist wegen eines Sprunges in dem Ziegel nicht ganz klar.

IV 7. Juni 1890

(145 — 152) **L. C. Casartelli**, Astôdans and Avestic funeral prescriptions. — (153—163) **J. Imbert**, Pharnabazus and Tissaphernes mentioned on the great stela of Xanthus. Deecke wies in B Phil. Wochenschr. 1888 (30. Juni) Sp. 828 nach, daß auf der in lykischer Schrift geschriebenen Ehrensäule von Xanthos die bekannten Statthalter des Darius Pharnabazus und Tissaphernes erwähnt sind; hier wird weiter ausgeführt, daß Tissaphernes der Sohn des Pharnaces ist, daß ferner in der Inschrift noch Hieramenes erwähnt ist. — (164—168) **C. de Harlez**, A Buddhist repertory (Forts.).

IV 8. Juli 1890.

(169—175) **E. Bonavia**, Bananas and melons as dessert fruits of Assyrian monarchs and

courtiers. Versuch, aus Abbildungen das Alter der Bananen und Melonen festzustellen. — (176) **Terrien de Lacouperie**, On eastern names of the banana. Die Banane wurde in China kurz vor der christlichen Ära eingeführt und verbreitete sich von dort zu den übrigen mongolischen Volksstämmen. — (176—181) **W. Arkwright**, On a Lycian inscription. Die Inschrift Pinara 2, welche nach Deecke (Lyk. Studien IV 4) als Grabinschrift gedeutet wird, als eine geographische erklärt. — (181—187) **Terrien de Lacouperie**, An unknown king of Lagash from a lost inscription of 6000 years ago. — (188—192) **C. de Harlez**, A Buddhist repertory (Forts.).

IV 10. Sept. 1890.

(217—231) **Terrien de Lacouperie**, The Calendar plant of China, the Cosmic tree and the Date-Palm of Babylonia. Nachträge zu II p. 149—159. Aus den neueren Veröffentlichungen wird erwiesen, daß die göttliche Verehrung der Hauptnahrungspflanzen bei den Babyloniern eine allgemeine war. — (231—238) **R. Brown jr.**, The Yenissei inscriptions. Part. I. Versuch einer sprachlichen Einordnung der Inschriften vom Yenissei in das allgemeine Schrifttum. — (233—240) **C. de Harlez**, A Buddhist repertory (Schluß).

IV 11. 12. Oct. Nov. 1890.

(241—245) **W. H. Ward**, Sir Henry Peeks oriental cylinders. Mit 3 Abb. In der von Th. G. Pinches herausgegebene Sammlung 'Babylonian and Assyrian Cylinder-seals and Signets in the possession of Sir Henry Peek, Bart. London 1890. 4°. 17 p. and plate' findet man die erste Darstellung der Sonne (etwa 2000 v. Chr.), auf einem anderen Siegel finden sich Büffel und Stier zusammen. — (246—251) **Terrien de Lacouperie**, The Calendar-plant of China, the cosmic tree and the Date-palm of Babylonia (Schluß). — (251—255) **W. St. C. Boscawen**, The Babylonian legend of the Serpent-temple. Vergleich der babylonisch-assyrischen Sage mit der biblischen Überlieferung. — (256) **Ders.**, Oriental explorations. Aufforderung zu Beiträgen für Ausgrabungen im alten Judäa. — (256—264) **Terrien de Lacouperie**, The onomastic similarity of Nai Hwang-Ti of China and Nakhunto of Susiana. — (264) **Th. G. Pinches**, Exit Gistubar! Der bisher als Gisdubar (Isdubar) oder Namrout bezeichnete assyrische Heros ist in einer Inschrift als Gilgamus festgestellt. — (265—270) **L. C. Casartelli**, The dog and death. Die Fernsichtigkeit des Hundes hat ihn in Zusammenhang mit der Geisterwelt gebracht; der Glaube, daß der Hund die Geister sehen und abhalten kann, ist weitverbreitet, daher stammt auch die Annahme, daß der Hund beim Anblick des Todesengels heule. — (271—290) **Terrien de Lacouperie**, The Silk-Goddess of China. I.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. B. 143. 144. Jahrg. 1891. Heft 2.

I. (82 ff.) **O. Rossbach**, Epica. Textkritische und litterarhistorische Bemerkungen zu den nachhomerischen Epikern. — (102 ff.) **O. Crusius**, θεῶν ἐν γούνασι κεῖται. Gegen Wecks (Jahrg. 1890 S. 759) Vermutung θ. ἐν γ'οὔνασι κ. — (107 ff.) **H. v. Kleist**, Der eingeschobene Genitiv des Ganzen bei Thuc. Erweist die bezüglichen Fälle als attributiv auffaßbar. — (114 ff.) **E. Weissenborn**, Zu Xenophons Apomnem. — (119) **E. Dittrich**, Zu Lykophrons Alex. — (120) **E. Dittrich**, Zu Antimachos' Theb. — (121 ff.) **O. E. Schmidt**, M. Tullius Cicero beim Ausbruch des Bürgerkrieges. Sucht Cic. von den erhobenen Vorwürfen zu reinigen und stellt ihn hin als den Vertreter einer friedlichen Reichsreform auf dem Gebiete der Verwaltung, als Vertreter des bereits bestehenden Duumvirats im Gegensatz zu einer halbradikal aristokratischen, halb absolutistischen Revolution. — (130 ff.) **Körner**, M. Tullius Tiros Freilassung. Setzt dieselbe in das Jahr 53. — (133 ff.) **M. Kiderlin**, Zum 7. B. des Quintil. — (137 ff.) **F. Schröder**, Zu Catullus. — (138) **Ders**, Zu Tac. Ann. — (139 ff.) **H. Probst**, Zu Tac. Hist. — (144) **J. H. Schmalz**, Multi = complures. Auch bei Cicero nachgewiesen. — II. (65 ff.) **Hermann**, Das daktyloepitritische Versmaß bei Pindar und die neuere rhythmologische Theorie. — (77 ff.) **Stoewer**, Über gymnastische, musikalische und deklamatorische Schulfeierlichkeiten (Schluß). Behandelt die Aufführung antiker Tragödien. — (87 ff.) **G. Lothholz**, Anz. von Varrentrapp, Johannes Schulze etc.

Westdeutsche Zeitschrift. X, No. 1.

(9) **Haug**, Die Viergöttersteine. Versuch einer vollständigen Katalogisierung der rheinischen Viergöttersteine, deren Zahl eine viel größere als die der Wochengöttersteine ist. Beigegeben sind drei Tafeln. — (62) **H. Keussen**, Die Stadt Köln als Patronin ihrer Hochschule, II. Darstellung der Privilegienverhältnisse; da die Studenten bei Privatklagen stark bevorrechtet waren (geistliches Gericht), ließen sich häufig Handwerker und Kaufleute immatrikulieren, da sie so ihre Forderungen leichter beizutreiben gedachten. — (104) **G. Kossinna**, Nochmals die Sweben. Eine Antwort auf Rieses Entgegnung. „Schwab“ sei ursprünglich ein Spottname und bedeute „die Schläfrigen“; auch die Ostgermanen scheinen ihre „Sweben“ gehabt zu haben, nur hießen sie bei diesen anders, nämlich Gepiden = „Gaffer, Gähner“. Auf das „mare Suebicum“ des Tacitus sei nichts zu geben, das war nur ein Verlegenheitsname der Ostsee, für die den Römern kein anderer Name bekannt sein konnte, weil die Germanen selbst keinen solchen besaßen. Mare Suebicum ist eine Erfindung des Tacitus.

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No 24.

(877) Aristoteles Schrift vom Staate der Athener, verdeutscht von **Kaibel** und **Kiessling**. 'Ungemein wohlgelungene Leistung'. Doch erhebt Ref. *Th. Gomperz* Bedenken gegen manche Ausdrücke in der Übersetzung. — (878) **Fr. Cauer**, Hat die Schrift vom Staate der Athener Aristoteles zum Verfasser? Energisch abgewehrt von *H. Diels*: 'unglaubliche Dürftigkeit der Begründung; das Fundament des Gebäudes gänzlich morsch; die Hypothese war tot, noch ehe sie geboren'. — (882) **E. Freeman**, History of Sicily. 'Sehr besonnene Kritik, echt englischer Ton'. *A. Holm.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 25.

(673) **W. Roscher**, Mythologische Studien; IV: Über Selene. 'Vortreffliche Zusammenstellung, sehr interessant für Jedermann'. *Stender.* — (675) Diodori bibliotheca recc. **Bekker-Vogel**, II. 'Verdient wegen der größeren Schwierigkeit noch höhere Anerkennung als der erste Teil'. *G. J. Schneider.* — (680) Cicero, Philippicae, ed. **C. Nohl.** 'Zahlreiche Textesveränderungen, die meist Verbesserungen genannt werden können'. *H. Deiter.* — (678) Aristophanes Wespen, übersetzt von **R. Lang**. 'Korrekter Gang der Verse, aber eins ist zu kurz gekommen: die Poesie; ganze Partien lesen sich wie unverfälschte Prosa. Der in allerlei Nöten ächzende Übersetzer hat auch nicht alles leisten können'. *O. Kähler.* — (680) Festi de verborum significatio ed. **Thewrewk de Ponor**. 'Berichtigt an manchen Stellen den Müllerschen Text'. *Ch. Hülsen.* — (683) **O. Cuntz**, Agrippa und Augustus als Quellen des Plinius. Im ganzen beistimmende Kritik von *E. Schroeder.* — (686) **M. Bonnet**, Le Latin de Grégoire de Tours. 'Sehr gutes Buch, ganz aus erster Hand; in seinem Gebiete ein Buch, dem auch in Deutschland kaum ein anderes an die Seite zu stellen ist'. *L. Traube.*

Academy. No. 979. 7. Februar 1891.

(137) **J. E. Sandys**, Aristotle on the constitution of Athens. Verf. schlägt folgende Emendationen vor: p. 16 *τὰ πράγματα νοσοῦντα μετεχειρίσατο* (st. *μετεκρούσατο*); p. 36 *ἐποίησαν διαψηφισμόν* (st. *διαψηφισμόν*); p. 116 *ποιοῦσι δὲ καὶ ἀρχαιρεσίας στρατηγῶν* (st. *δεκαρχαιρεσίας*); p. 120 *καὶ τῶν [ἀτίμων ἐναντίον τῆς β]ουλῆς πωλοῦσιν*; p. 145 *δικάζο[υσιν σκοτ]αῖ[ο]ι καὶ ὑπαίθριοι.* — (138) **A. H. Sayce**, Southern Palestine in the fifteenth century B. C. Geographische Ergebnisse der Berliner Tafeln von Tel-el-Amarna. — (139) **L. Dowdall**, Euripides or Menander. Das Citat Paul. ad Cor. I 15, 33 ist dem Menander zuzuschreiben. — (140) **Plautus'** Miles gloriosus ed. **Goetz** (**W. M. Lindsay**). 'Unentbehrlich'.

No. 980. 14. Febr. 1891.

(163—164) **J. Bywater, H. Richards, J. A. Smith**, Aristotle on the constitution of Athens. Konjekturen. — (164) **W. W. Skeat**, Chaucer's references to Almansor, Hermes and Ptolemy. — (164—165) **H. G. Tomkins**, Tunis and the land of Naharina. — (165) **Is. Taylor**, Why was the horse driven before it was ridden? Auch neuerdings gefundene Bildwerke in Ägypten bestätigen die Kleinheit der Pferde. — (165—167) **Aristotle** on the constitution of Athens (**F. T. Richards**). Der Wert der Schrift ist unschätzbar, wiewohl es nicht zu erweisen ist, ob sie wirklich von Aristoteles ist; denn alle inneren Anzeichen für die Echtheit fehlen; die Ausgabe zeichnet sich soweit aus, als sie die historischen Bemerkungen betrifft; der kritische Teil ist zu tadeln. — (168) **A. H. Sayce**, The progress of Egypt in the destruction of its ancient monuments. Auf einer Reise nach dem oberen Nil fanden sich viele Denkmäler vernichtet. — (168—169) **J. L. W. Page**, The ancient inscribed stone on Winsford Hill, Exmoor. Die Herstellung als Carataci Nepus ist erwiesen.

Athenaeum. No. 3297. 3. Jan. 1891.

(15—16) The acts of the martyrdom of Perpetua and Felicitas by **J. A. Harris** and **S. K. Gifford.** Ref. ist der Ansicht, daß hier kein griechisches Original vorliegt, sondern eine Übersetzung aus dem Lateinischen in einer neuen Bearbeitung. — (16) **A. Harnack**, Der pseudocyprianische Tractat de aleatoribus. Der Kommentar ist, wiewohl ein Zeugnis der weiten Kenntnis des Herausgebers, doch zu breit. — (16) **P. Kötschau**, Die Textüberlieferung der Bücher des Origenes gegen Celsus. 'Zeugnis einer innigen Vertrautheit mit seinem Gegenstande'. — (19—20) The Head Masters conference at Oxford. Die Jahresversammlung der englischen 'Gymnasialdirektoren' beriet die Aufhebung des obligatorischen Examen im Griechischen für die höhere Universitätslaufbahn; obwohl von den Hauptschulen unterstützt, wurde der Antrag nicht angenommen. — (21) Photography at the Bodlejan Library. Die berühmte Universitätsbibliothek in Oxford hat den Anfang gemacht, Photographien ihrer Handschriften (und Druckwerke) allgemein zugänglich zu machen; mit Zustimmung des Bibliothekars werden Photographien zu folgenden Preisen geliefert: Ein 10"×8" Negativ für 3 sh.; ein Silberdruck der Negativplatte, unaufgezogen 4 d.; ein Platinadruck 10 d. (wobei der Vorbehalt gemacht wird, daß nach der Verschiedenheit des Papierpreises der Preis erhöht werden kann); ein Kohlendruck 10 d.; 20 Abdrücke mit Rand 5 sh. 6 d.; 50 Abdrücke 9 sh.; 100 Abdrücke 12 sh.; wegen größeren Formats und einer größeren Anzahl von Abdrücken bleibt eine Vereinbarung vorbehalten; auch ist der Vorbehalt gemacht, daß die Aufnahme der Photographie keine besonderen Schwierigkeiten machen darf. — (22—23) **E. Cartailhac**, La France préhistorique d'après les sépultures et les monuments. Der Verf. ist von seinen früheren Ansichten über das Alter der Menschen weit zurückgegangen und nimmt das Vorkommen lebender Menschen erst in der neolithischen Zeit an; er sucht nach den vorhandenen Resten ein Lebensbild dieses vorgeschichtlichen Zeitraums zu geben. — (23) **J. N. Strassmaier** und **J. Epping**, Astronomisches aus Babylon. 'Das erste wissenschaftliche Werk über die Sternkunde bei den Babyloniern'. — (27—28) **J. P. Mahaffy**, Dr. Henry Schliemann. 'Schliemann war ein Genie'.

No. 3298. 10. Jan. 1891.

(53) **H. N. Stevens**, Photography at the Bodlejan library. Schon der Vater des Verf. hat die Vorzüge der Photographie für bibliographische Zwecke erkannt. — **C. Bindall**, Platonic teaching in ancient India. Nicht nur im Jâtaka, wie Weber nachgewiesen, sondern auch in einem Paliwerke finden sich Stellen aus Plato.

Revue critique. No. 23.

(443) **F. Chavannes**, De Palladii raptu. 'Verf. nehme an, daß die Geschichte vom Raub des Palladium mit der argolischen Lokalsage von Diomedes zusammenhänge; eine abschließende Lösung könne bei dergleichen dunklen Fragen nicht erwartet werden'. S. Reinach. — (444) **Th. Gomperz,** Apologie der Heilkunst. 'Die behaupteten Koincidenzen zwischen

Protagoras und dem Verf. der Apologie könnten immerhin nur Zufall sein'; My. — (446) Fragmenta Vaticana (Collectio librorum iuris Antejustiniani) edd. **Mommsen** et **Krüger**. 'Steht weit über der Ausgabe von Hänel'. P. Girard.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

Märzsitzung.

Vorgelegt wurden: M. Hertz, Zur Erinnerung an K. L. von Urlichs; Curtius, Berlin, Athen und Rom (Rede zu Kaisers Geburtstag); Abhandlungen der K. Sächs. Ges. d. Wissenschaften XII 21 Reinach, Victoire de Samothrace; W. Judeich, Anzeige von Wachsmuth, Stadt Athen II; G. Hirschfeld, Anzeige von K. Graf Lanckoroński, Städte Pamphyliens und Pisidiens; Rendiconti VII 1; Bullettino Dalmato XIII 12, XIV 1.

Herr **Diels** legte die neu gefundenen Fragmente der Euripideischen Antiope vor und besprach im Anschluß daran die Fabricinssche Karte von Theben. Herr **B. Graef** sprach unter Vorlegung von Photographien der in Selinun neugefundenen Metope und einzelner Köpfe aus den Metopen des Tempels E über den Zusammenhang zwischen der selinuntischen und aeginetischen Kunst, welchen die Übereinstimmung in Bewegung, Körperbildung, Tracht und Stil bezeugt. Die gemeinsame Wurzel beider Gruppen ist vielleicht in der altsikyonischen Schule zu suchen. Herr **O. Rossbach-Kiel,** als Gast anwesend, sprach über Portraits aus hellenistischer Zeit und deutete einen Marmorkopf aus Herkulaneum (Comparetti und Petra XX 5) mit Hilfe von Münzen (Imhoof-Blumer, Portraitköpfe VI 25) auf Seleukos Nikator, eine in Rom gefundene Bronzestatue (Antike Denkmäler I 5) auf Alexander Balas und ein Marmorrelief des britischen Museums aus Agrigent (Ancient marbles X Taf. 32) auf Gelon II und seine Gemahlin. — Herr **Curtius** wies aus Aristoteles Verfassungsgeschichte nach, wie dieser im Einverständnis mit Thukydides aus den Festgebräuchen der Athesterien die südliche Lage der alten Stadt und die Nachbarschaft zwischen dem Dionysosheiligtum und dem Königlichen Amthause gefolgert habe. Aus Aristoteles erhelle jetzt auch die Geschichte der attischen Grabgesetze, denn die Mittelstation zwischen Salon und Demetrios bilde der Areopag. Von Inschriften besprach der Vortragende den Volksbeschluß, der für die Zeit der großen Burgbauten, in welcher arge Diebstähle vorgekommen sein müssen, den raschen Bau einer Thorwache anordne, und die auf ritterliche Spiele am Eleusinion bezüglichen Urkunden, in denen sich bis in die Römerzeit Erinnerungen an die Turniere erhalten haben, welche um die Ringmauer der Akropolis auf dem über 900 m langen Peripatos gehalten worden sind. — Herr **Furtwängler** legte zunächst Photographien einer zusammengehörigen Reihe von Trinkschalen der Sammlung Branteghem und einer Marmorstatue des Herrn Jakobsen-Kopenhagen — ein eilendes Mädchen mit segelartig sich bauschendem Gewande aus der Epoche des Phidias — vor und entwickelte dann eine neue Deutung des Westgiebels des Parthenon. Als Grundlage dient lediglich die Zeichnung Carreys, da die des sogen. Nointelschen Anonymus nur eine schlechte und fehlerhafte Kopie nach dieser ist. Nach der Figur A (bei Michaelis) ist eine Lücke, wahrscheinlich für eine Frau (A 1); nach U ist ebenfalls eine Lücke, wahrscheinlich für einen Mann (U 1), der B entsprach. Auf beiden Seiten befanden sich demnach hinter den Wagenlenkerinnen je drei Frauen nebst einem Jüngling, am Ende je ein Mann. Die einzig sicher zu benennende Figur ist B als Kekrops wegen der Schlange. Die Flußgötter und Quellnymphen in den Ecken sind nicht nur völlig unsicher, sondern auch höchst unwahrscheinlich; der einzige Grund, der für sie angeführt werden kann, die Analogie des olympischen Ostgiebels, ist unhaltbar, da die spätantike Deutung der olympischen Figuren als Flußgötter vor unserer Kenntnis der Typik des 5. Jahrhunderts weichen muß (vgl. Walz, Maulbronner Progr. 1887). Von dem einzig sicheren Kekrops (B) ausgehend erklärt Vortr. mit Petersen die drei Frauen nebst dem Jüngling links als seine Kinder. Der einzig passende, ja fast einzig mögliche Name des verlorenen Gegenstücks zu Kekrops, U 1, ist nun aber Erechtheus, der ebenso eng mit Poseidon verknüpft ist, wie Kekrops mit Athena. Die drei Frauen der rechten Seite müssen dann seine Töchter sein, das ζεῦγος τριπάρθενον, und zwar ist Q die von Boreas entführte Oreithyia mit ihren beiden kleinen Kindern Zetes und Kalais, als Kinder noch ungeflügelt gebildet (Ovid Met. VI 713 ff.); ihr erhaltener Unterkörper zeigt jene bisher unerklärten wirren winddurchwehten Falten. T ist Kreusa und der Jüngling auf ihrem Schooße Jon, der in der Grotte des Akropolisfelsens gezeugte. Mit U, die sich zum Vater hinneigte wie C zu B, wird die geopferte Tochter gemeint sein, deren Name in der Überlieferung schwankt. Auf dieser Grundlage ergiebt sich auch die Erklärung der Eckfiguren; V ist Butes und W seine Gattin; A ist Buzyges und A 1 dessen Frau. Butes hat eben so enge Beziehungen zu Erechtheus und Poseidon, wie Buzyges zu Athena. Alle diese Personen waren für jeden Athener aufs Innigste verwachsen mit dem Schauplatze der Handlung, der Akropolis und mit dem Kulte der beiden Gottheiten Athena und Poseidon. Sie sind es, die das nächste und lebendigste Interesse an dem Wettstreite jener beiden Götter auf der Burg haben. Sie sind nicht als Richter versammelt, sondern nur als teilnehmende Zeugen der im Wetteifer der beiden Gottheiten geschehenden Erschaffung der heiligen Wahrzeichen auf der Burg. Dies allein, und nicht ein vernichtender Kampf, selbst nicht eine Niederlage der einen der beiden im Kulte ja friedlich geeinigten Gottheiten war in der Mitte dargestellt. Auch bringen Hermes und Iris (N ist sicher = I des Ostgiebels) keine höhere Entscheidung; sie sind künstlerisch Nebenfiguren und sollen nur die Gespanne geleiten. Hinter den beiden Lenkerinnen (O ist wohl als Nereide, nicht als Amphitrite zu bezeichnen) folgen nun nicht diese oder jene willkürlich und beliebig ausgewählte Gottheiten, die hier nichts zu suchen haben, folgen nicht Figuren, welche die Geographie Attikas oder die archäologische Topographie Athens symbolisieren, sondern Personen von Fleisch und Blut, die den dargestellten Vorgang mit innigster Teilnahme begleiten, weil er sie zunächst angeht. — Wie der Westgiebel sich auf den engsten Kreis der mit der Burg verwachsenen Personen beschränkt, so stellte im Gegensatse hierzu der Ostgiebel dar, wie Athena für die weite Welt geboren wird, die Helios und Selene umkreisen: hier haben die speziell attischen Figuren keine Stelle; die alte Deutung der sog. Tauschwestern auf die Moiren ist wohl die richtige, da sie der hier vorauszusetzenden weiten Anschauung entspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 11. Juli. 1891. № 28.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Domvikar **Kummer** in Bautzen zum Direktor der dortigen Domschule. — Zu ord. Lehrern ernannt die Kandidaten DDr. **Wartenberg**, **Steinhäuser** und **Fischer** in Berlin.

Auszeichnungen.

Die Professoren Geh. Oberschulrat Dr. **Schiller** in Gießen und Direktor Dr. **Uhlig** in Heidelberg erhielten den Kronenorden 3. Kl.

Todesfälle.

Geh. Rat Dr. **Hasner v. Artha**, früher österr. Unterrichtsminister und Prof. an der Univ. Prag, 5. Juni zu Ischl, 73 J. — Prof. Dr. **Gloël** von der Univ. Erlangen, 18. Juni, 34 J. — Rektor **Carstädt** in Breslau, 19. Juni, 50 J. — Dr. **Koch**, Oberlehrer an der Nicolaischule in Leipzig, 7. Juni, 37 J.

Mykenisches.

In dem soeben erschienenen Deltion (vom März 1891) wird über die von uns bereits in No. 23 (Sp. 706) Ausgrabungen am 'Schatzhaus der Frau Schliemann' Genaueres berichtet. Vor dem Eingang wurden Fragmente der Fassadenbekleidung gefunden, bemerkenswert ist darunter die kanellierte Basis einer Halbsäule in situ (Durchmesser 0,39), ein Bruchstück der Halbsäule (1,25 m hoch), welches ebenso kanelliert ist. Innerhalb des Kuppelgrabes selbst aber wurde 0,60 m unter dem Estrich eine stark konstruierte (στερεώτατον) Wasserleitung gefunden, welche, wie es scheint, durch die ganze Länge des Dromos geht. — Das neue Kuppelgrab liegt nicht bei Kalamate selbst, sondern südlich davon, bei Abia (im Flecken Κάμπος, dem δῆμος 'Αβίας, der ἐπαρχία Οἰτύλου zugehörig). Die Spitze des Gewölbes ist eingestürzt, das Innere ganz voll von Schutt, sodaß wir hoffen dürfen, es ungeplündert zu finden.

Entgegnung.

Hr. Wecklein hat in No. 23 vom 6. Juni 1891 S. 709 f. meine Ausgabe der Antigone des Sophokles besprochen. Den Vorwurf, daß dieselbe nicht sorgfältig gearbeitet sei, muß ich entschieden zurückweisen und kann es umso leichter, als die vorgebrachten 21 Einzelbemerkungen — die Pauschalbemerkung über die „übrigen Partien" ist unkontrolierbar — ein solches Urteil nicht begründen, selbst wenn alle richtig wären. Es sind aber durchaus nicht alle Einwendungen richtig, wie hier an einigen nachgewiesen werden soll. In 721 liegt ein Druckfehler vor, was doch unschwer zu erkennen war; damit entfällt auch die darauf fußende Konklusion. Gerade das vom Hrn. Rez. beanstandete λόγος 1308 hätte als Beleg, wie eng ich mich an die Überlieferung halte, angeführt werden können, ebenso die Stelle 361, wo ich trotz des Einwandes die angeführte Parallelstelle El. 875 für zutreffend halte. Hinsichtlich der Stelle 141 frage ich, was man im Deutschen unter „ebenbürtigen" Gegnern versteht; doch wohl nicht solche, die an

Geburtsadel einander gleich sind, sondern pares, also ἴσοι. Die als „schief“ bezeichnete Auffassung von σαίνει 1214 teile ich z. B. mit Genthe und mit dem Hrn. Rezensenten selbst (in seiner Ausgabe). Mehrere der Einwände lassen sich dahin charakterisieren, daß an cruces philologorum die neuen Heilungsversuche verworfen (so 4, 557, 1166), oder daß mit einer auffälligen Sicherheit Stellen wie 1156, 221, wo auch andere Herausgeber Verderbnisse annehmen, für gesund erklärt worden. Schließlich kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich von einem Sophoklesgelehrten erwartet hätte, er werde dem gerecht werden, was die Ausgabe Neues für die Textgestaltung, die Erklärung und die „Zusammenfassung“ bietet.

Wien. J. Rappold.

Auf das Vorstehende brauche ich nichts zu erwidern, wenigstens für den, welcher meine Besprechung gelesen hat. Ich bemerke nur das eine, daß, was über σαίνει gesagt ist, wieder als schief erscheint; denn „dringt an mich heran“ und „schmeichelt sich an mich heran“ (berührt mich traut) ist nicht dasselbe.

München. Wecklein.

Zur Etymologie von pontifex und der ursprünglichen Bedeutung des Kollegiums.

In Hinsicht auf die in No. 10 (Spalte 319) dieser Wochenschrift angezeigte Abhandlung Bechmanns („Über die richterliche Thätigkeit der Pontifices im altrömischen Civilprozeß“, Sitzungsber. der phil.-philol. Klasse der Akademie zu München 1890, Bd. II. Heft II) dürfte es nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daß überhaupt alle Amtsthätigkeit der Pontifices für die älteste Zeit im Vergleich mit späteren Zeiten mit Bestimmtheit als eine ziemlich unbedeutende angesehen werden muß. Ihre Erhöhung zur nachmaligen Bedeutung kann sicherlich nur allmählich und erst in der republikanischen Zeit zu stande gekommen sein und zwar, soviel man sieht, auf Kosten der reges sacrorum (vgl. die Beziehung der „regia“ als Amtslokal). Daß die spätere hohe Stellung des Kollegiums in der Organisation der römisch-patrizischen Kirche nicht als eine ursprüngliche, sondern als eine mit der Zeit gewordene zu betrachten ist, dafür spricht einerseits der Umstand, daß die hierarchische Rangklasse selbst eines pontifex maximus viel geringer war als des rex sacrificulus oder des flamen Dialis, welche beide doch von ihm ernannt wurden, unter seiner Disziplinargewalt standen, und andererseits schon die Benennung der pontifices, welche doch wohl nur von pons und facere abgeleitet werden kann und daher irgend einmal eine reelle Grundlage gehabt haben muß, und zwar eine möglichst allgemeine. Freilich bei pons (und das verdient wieder einmal betont zu werden) braucht nicht speziell die Bedeutung „Brücke“ verstanden zu werden, da eine ältere Bedeutnng dieses Wortes „Weg“ gewesen sein muß, wie z. B. aus dem kirch.-slav. pontĭ „Weg“ (vgl. lat. ponti-um ponti-bus), russ. putj „Weg“, deutsch Pfad, griech. πάτος, πατέω und auch wohl πόντος (verhält sich zu πάτος wie πέπονθα zu ἔπαθον) zu ersehen ist. Diese Bedeutung „Weg“ scheint sich auch im Lat. selbst erhalten zu haben in der Benennung der Ausgänge aus den saepta, an denen die Stimmtäfelchen abgegeben wurden. Wenn man hier das Wort pons in der Bedeutung „Brücke“ nehmen wollte, so müßte man allenfalls annehmen, daß die für die Gruppierung der Abstimmungskörper eingerichtete Umzäunung außerdem noch durch einen Graben abgegrenzt war, über den wirkliche Brückenübergänge angebracht waren, was aber denn doch wenig annehmbar ist, da man wenigstens am Forum bei den jeweiligen Tributkomitien ohne einen solchen Graben auskommen mußte. An eine rein metonymische Übertragung des Wortes pons = „Brücke“ ohne jede Ähnlichkeit mit wirklichen Brücken kann aber füglich gar nicht gedacht werden. Mit Rücksicht auf diese ältere Bedeutung von pons = „Weg“ könnten die Pontifices ursprünglich recht wohl ein weltliches Kollegium gewesen sein, welchem eben das obliegen mochte, was in der Benennung enthalten ist, d. h. die Fürsorge für die Zurechtlegung der Wege in der Stadt und ihre Erhaltung im guten Zustande. Als nun auch über den Tiberfluß ein auf hölzernen Pfählen erbauter „Weg“ hergerichtet wurde, da kam auch dieser neue „Weg“ naturgemäß unter die Botmäßigkeit des „Wege“-Kollegiums. Dabei ist aber sehr charakteristisch die Ständigkeit der Bezeichnung pons sublicius, welche ein Unterscheidungsmerkmal involvieren muß, das eben in sublicius steckt. Und da der pons sublicius, so viel wir wissen, die älteste Brücke Roms ist, so kann diese konstante Bezeichnung als sublicius sicherlich nicht erklärt werden auf grund einer Unterscheidung von andern Brücken, die nicht auf Pfählen erbaut gewesen wären, sondern nur auf Grund einer Unterscheidung von gewöhnlichen pontes d. i. „Wegen“, zu deren Errichtung keine Pfähle nötig waren. Wer die Bezeichnung pons sublicius aus einem jüngeren Gegensatz zu andern neuen Brücken erklären wollte, der müßte dafür logisch die Benennung „hölzerne Brücke“ und nicht „Pfahlbrücke“ erwarten, mit Rücksicht auf den steinernen Brückenbau der Folgezeit. Also spricht auch der Ausdruck pons sublicius für die Bedeutung „Weg“ von pons wenigstens für die Zeit, als der pons sublicius zum erstenmal errichtet wurde. Der Übergang des „Wege“-Kollegiums zu seiner späteren kirchlichen Bedeutung könnte in der Wichtigkeit der öffentlichen Wege und ihres guten Zustandes (besonders in den feuchten, niedrig gelegenen Teilen der Stadt) für die unzähligen religiösen Prozessionen gesucht werden. Aus dieser offiziellen und wahrlich nicht unrichtigen Beziehung der Pontifices zu den kirchlichen Umzügen in der Stadt mußte sich von selbst eben in diesem „Wege“-Kollegium, das etwas wie ein Centralorgan für die öffentlichen Prozessionen vorstellte, eine detaillierte Kenntnis des kirchlichen Kalenders herausbilden, die überhaupt als der Kernpunkt zu betrachten ist, um den sich die übrigen historischen Befugnisse der Pontifices gruppierten oder herausbildeten. Andererseits mußte sich in demselben Zusammenhang mit den religiösen Umzügen eine Art Oberaufsicht des Kollegiums über dieselben entwickeln und folgerichtig weiter auch eine Aufsicht über die Pünktlichkeit derjenigen Priester, welche diese Umzüge an bestimmten Tagen abzuhalten hatten. Und in diesen zwei Punkten (der Aufsicht über den Prozessionskalender und die pünktliche Abhaltung der Prozessionen selbst) liegen, wie man sieht, schon die Ansätze zu allen nachherigen Rechten und Obliegenheiten der Pontifices. Die Abirrung der späteren Funktionen von der ursprünglichen, in der Benennung angedeuteten Thätigkeit ist hier nicht größer als z. B. bei den Quästoren oder bei den Prätoren. Was speziell die Rechtskenntnis des Kollegiums anbetrifft, so müßte dieselbe freilich als eine relativ späte Funktion angesehen werden, anknüpfend an die ursprüngliche Unteilbarkeit des kirchlichen und weltlichen Rechtes. Somit dürfte die richterliche Thätigkeit der Pontifices für die Königszeit äußerst fraglich erscheinen.

Charkow. J. Netušil.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Karl Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (527—1453). (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung, herausgegeben von Iwan von Müller, IX. Band 1. Abteilung). München 1891, C. H. Beck. X, 494 S. gr. 8. 8 M. 50.

(Schluß aus No. 27.)

Wer sich so intensiv wie der Verf. mit dem byzantinischen Schrifttum beschäftigt hat, tritt als warmer Freund der Spätrömer den herrschenden Vorurteilen über ihr Wesen entgegen. In markiger, entschiedener Sprache erhebt darum die einleitende Charakteristik Protest gegen die landläufigen, vielfach auf mangelhafter Kenntnis beruhenden Verachtungsphrasen von der geistigen Verknöcherung der Kirche, der Verschwommenheit und sklavischen Imitation der Byzantiner u. s. f. Bisweilen scheint der Eifer des Apologeten über das Ziel hinauszugehen. Wenigstens ist Licht und Schatten etwas ungleichmäßig verteilt, wenn „dem galanten Schmutz mitteleuropäischer Höfe" die glänzendsten Gestalten der byzantinischen Herrscherreihe, Nikephoros Phokas und Johannes Tzimiskes, gegenübergestellt werden. Auch wird man kaum in der Abhängigkeit des Kaisers vom Willen der Massen, den blutigen Aufständen der hauptstädtischen Bevölkerung und ähnlichen „demokratischen Zügen" eine Parallele zu dem modernen Frankreich finden wollen. Solche Vorgänge gehören vielmehr zu der stehenden Staffage der orientalischen Despotien.

Daß das Zeitalter Justinians zum Ausgangspunkt der Darstellung genommen wird, beruht lediglich auf einem äußern Grunde; das Werk bildet leider die Fortsetzung von Christs Litteraturgeschichte. Man wird dem Verf. nur zustimmen, wenn er ausführt, daß diese Epoche weder in den allgemeinen Kulturverhältnissen, noch in der nationalen Bildung und der Kunstgeschichte einen Abschnitt bezeichne. Er setzt vielmehr die Grenze zwischen der antiken und der byzantinischen Periode in das langandauernde Zeitalter geistiger Verödung, welches sich von der Mitte des VII. bis zum Beginn des IX. Jahrhunderts erstreckt, und so trifft er im wesentlichen mit Finlay und Zachariae von Lingenthal zusammen, welche von historischen und staats- und civilrechtlichen Gesichtspunkten aus eine neue Epoche mit den Isauriern beginnen. Wenn er aber schließlich die Hoffnung ausspricht, „das bisher anerkannte Grenzmal den beiderseitigen Rechtsansprüchen gemäß verrücken zu können", so wünschen wir jedenfalls, daß das nicht etwa späterhin auf eine Neubearbeitung seiner Litteraturgeschichte Anwendung finde. Es tritt sonst schließlich die Gefahr ein, daß die in mancher Beziehung auch für das Zeitalter des ausgebildeten Byzantinismus grundlegende Übergangsperiode von 400—600 sowohl von klassischer, als von byzantinischer Seite einer gleichmäßigen Vernachlässigung anheimfalle. Es ist nicht anders; alle solche Grenzbestimmungen haben stets etwas doktrinär schematisierendes an sich. Der lebendige Strom der Geschichte hält sich nicht innerhalb solcher künstlicher, von Menschenhänden aufgebauter Schranken. So, um nur eines anzuführen, die vom Verf. erst als gleichberechtigtes Fach in die Litteraturgeschichte eingeführte rhythmische Kirchenpoesie wurzelt durchaus in der vorbyzantinischen Periode; denn gerade der vom Verf. in ein so glänzendes Licht gestellte Romanos gehört nach seinen Ausführungen dem Justinianeischen Zeitalter an, müßte also bei einer ganz reinlichen Scheidung an das klassische Altertum abgegeben werden. Sollte deshalb der Verf. späterhin Zeit und Muße zu einer nicht durch den äußern Zwang des Handbuches beengten Neubearbeitung seiner Litteraturgeschichte finden, so sprechen wir gleich den Wunsch aus, er möge seiner Darstellung auch die litteraturgeschichtliche Entwickelung des V. Jahrhunderts einverleiben, ohne welche uns vielfach das Verständnis der Folgezeit mangelt.

Für die treibenden Kräfte und die ganz verschiedenen geistigen Strömungen, welche in den einzelnen Jahrhunderten dominieren, zeigt der Verf. ein außerordentlich feines, nur durch liebevolle Versenkung in den Gegenstand zu gewinnendes Verständnis. Ich verweise, um nur ein Beispiel anzuführen, auf die schönen Bemerkungen über die Stellung der verschiedenen Zeitalter zum Heldentum. Johannes von Damaskos ist noch ganz erfüllt von dem alten Hasse der Kirchenväter gegen „das heidnische Wesen" und „ihre satanischen Irrlehren". Ganz objektiv und indifferent stehen ihm die Spätern gegenüber. Unter den Komnenen wird das Verhältnis zum Altertum rein antiquarisch; unter den Paläologen beginnt in Byzanz die Zeit des „Humanismus" (vgl. S. 70, 172). Die eingehende Beschäftigung mit Lucian und die Nachahmung desselben erzeugt selbst in Byzanz eine höchst merkwürdige freigeistige Richtung (vgl. S. 188, 194), wie ja auch ähnlich selbst das fromme angelsächsische Abendland der frühesten Epoche sehr freie Äußerungen über die Schriftstellerei eines Augustinus und Hieronymus oder die mosaische Kosmogonie aufzuweisen hat. Eine ganz

besondere Sorgfalt wird endlich auch der Entwickelung der Sprache zugewandt. Die Kluft zwischen Schrift- und Umgangssprache hätte, wie der Verf. urteilt, vermieden werden können, „wenn die Schrifsteller des 11. und 12. Jahrhunderts das von Malalas, Theophanes und Konstantin Porphyrogennetos vorgebildete System einer temperierten Umgangssprache beibehalten und in ähnlicher Weise fortgebildet hätten, wie es in den romanischen Litteraturen geschah". Das wäre aber nur möglich gewesen, wenn der Bruch mit der antiken Tradition und Kultur ebenso nachhaltig und gründlich wie im Westen sich vollzogen hätte, wenn also die vom Verf. oft beklagte Barbarei des Bildersturms völlig siegreich gewesen wäre. Dadurch aber, daß die folgenden Jahrhunderte die Byzanz mit der alten Gesittung verbindenden Fäden wieder aufs festeste knüpften, ist vor allem auch die altklassische Sprache wieder dominierend geworden, und so krankt Byzanz an dieser sprachlichen Zwiespaltigkeit. Neben der mumienhaft konservierten Schriftsprache vermag die lebendige Sprache litterarisch nie recht aufzukommen.

Wenn ich zum Schluss einige Einzelbemerkungen anreihe, so beschränke ich mich auf das mir näher liegende historische Gebiet. Mit Recht erklärt auch der Verf. die Autorschaft Prokops bezüglich der Anekdota durch sachliche und stilistische Gründe für völlig erwiesen. Immerhin hätte er unter den Gegnern der Echtheit auch Bury (A history of the later Roman Empire, I S. 359 ff.) anführen können, welcher in einer besondern Appendix: on the „secret history" attributed to Procopius im entgegengesetzten Sinne, wenn auch nicht mit ausschlaggebenden Gründen, sich ausspricht. Wenn er den Georgios Akropolites ein Opfer des schismatischen Fanatismus nennt, wenn er dem Georgios Pachymeres oder dem Ephraimios schismatische Tendenzen zuschreibt, so ist diese Ausdrucksweise der früheren konfessionellen Polemik nicht eben glücklich zu nennen. Jeder patriotisch denkende Grieche war damals „schismatisch". Den byzantinischen Menschen sind unsere Begriffe Nationalität und Vaterland nicht geläufig; darum werden sie auf eine kirchliche Formel gebracht; so hat noch 1872 die orthodoxe Kirche die ganz neue Ketzerei des Phyletismos erfunden, um ihren nationalhellenischen Gefühlen und ihrer Antipathie gegen die emanzipationslustigen Bulgaren Ausdruck zu geben. Ganz ebenso birgt sich zur Paläologenzeit unter dem fanatischen Festhalten an den teilweise lächerlich geringfügigen dogmatischen oder disziplinaren Besonderheiten das Nationalbewußtsein der Griechen und zwar so, daß Patriotismus und Lateinerhaß identische Begriffe wurden, wie ganz ähnlich unter Justinian der Rassenhaß der Ägypter und Syrer in der monophysitischen Lehre das Mittel gefunden hatte, sich durch kirchliche Lostrennung von den verabscheuten Griechen national selbständig zu organisieren. Darum sind auch die Unionsfreunde meist moralisch zweifelhafte oder abhängige Leute, welche entweder aus Zweckmäßigkeitsgründen diese Gesinnung nur vorgeben, oder welche, wie Dukas, in abendländischer Klientel stehen. Johannes Bekkos, der einzige wirklich überzeugte Anhänger der Union, bestätigt als Ausnahme die Regel.

Die genauen Personalbeschreibungen der römischen Kaiser, welche sich in der Chronik des Malalas finden, vergleicht der Verf. treffend mit denen der troischen Helden bei Dares, Sisyphos u. s. f. Die volkstümlichen Chroniken jener Epoche waren, wie die sog. Excerpta Barbara zeigen, teilweise reich illustriert. So mögen auch diese Beschreibungen der Kaiserbildnisse einer Bilderchronik ihren Ursprung verdanken, wie ganz ähnlich Hamza von Ispahan seine ausführlichen Schilderungen der Kostüme der sâsânidischen Großkönige dem „Buche der Bildnisse" entlehnt hat.

S. 119 wird Georgios Synkellos als Quelle für Georgios Monachos und Spätere genannt. Jedenfalls haben diese nur äußerst beschränkten Gebrauch von der Benutzung des gelehrten Chronographen gemacht. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig Spuren dieses Werkes bei Späteren noch angetroffen werden. Das Werk, welches noch das reiche Wissen der Alexandriner des V. Jahrhunderts repräsentiert, entsprach dem an Malalas und ähnliche Produkte gewöhnten Zeitgeschmack nicht mehr. Nur eine Chronographie verdient ihm wegen ihrer erlesenen Gelehrsamkeit gewissermaßen an die Seite gestellt zu werden, die leider nur als Fragment erhaltene Ἐκλογὴ ἱστοριῶν. Sie hätte darum eine etwas ausführlichere Besprechung verdient, als ihr S. 154 zuteil geworden ist.

Mit Recht weist der Verf. die völlig in der Luft schwebende Kombination des Grammatikers Leon mit Leon dem Asiaten zurück; möglicherweise ist mit dem Chronographen identisch der Erzbischof von Kalabrien Leon Grammatikos, welcher von dem ihn um ein kirchenrechtliches Responsum angehenden Presbyter Johannes auch als καθηγητὴς τῶν καθηγητῶν bezeichnet wird (Cotelerius, Eccles. Gr. mon. III p. 463). Die Sache

ist aber unsicher; denn 879 erscheint auf dem oecumenicum VIII des Photios ein Λέων Ῥηγίου, es könnte auch dieser der Respondent des Johannes sein. Litterarisch eine recht schattenhafte Persönlichkeit ist Συμεὼν μαγίστρος καὶ λογοθέτης. Man beruft sich für ihn gewöhnlich auf Parisinus 1712. Indessen diese Handschrift enthält nur den Eingang seiner Chronik, welche schon fol. 12 v. plötzlich abbricht; die nach einigen kleinen Zwischenstücken fol. 18 v. anhebende Chronik mit den zwei Versen an der Spitze ist anonym und hat mit Symeon nichts zu thun. Wenigstens der Vindobonensis 61 (Kollar Suppl. 127) des Symeon ist eine total verschiedene Chronik. Sie reicht allerdings nur bis zur Zeit Dareios' I.; der Text stimmt fast überall wörtlich mit der von Muralt publizierten Überarbeitung des Georgios Monachos; eine Anzahl Zusätze kehren bei Leon Grammatikos und verwandten Chronisten wieder. Ich glaube nicht, daß durch seine Publikation irgend ein ungedrucktes Stück zum Vorschein käme. Endlich der Marcianus 608 giebt nur einen ganz mageren Auszug der ursprünglichen Chronik.

Das Verzeichnis der Bischöfe von Byzanz kann nicht erst, wie Le Quien annahm, der nachphotianischen Epoche angehören; die ganze unter Dorotheos' Namen gehende Schriftstellerei ist bereits im V. Jahrhundert entstanden und genoß in Neurom unter Justinian offizielles Ansehen.

Zu den Resten chronistischer Litteratur kommt jetzt auch das interessante χρονογραφεῖον ἀφ' ἧς ἦλθον οἱ Σαρακινοὶ ἐν Σικελ<ίᾳ>, welches P. Batiffol in den Comptes rendus der Academie des Inscr. et belles-lettres 1890 S. 395 ff. veröffentlicht hat. Auch hätten die Bruchstücke einer konstantinopolitanischen Kaiser- und Stadtchronik Erwähnung verdient, welche hinter den Exzerpten aus Theodoros Anagnostes und Johannes Diakrinomenos von Valois und Cramer publiziert worden sind, und der ganz ähnliche μέγας χρονογράφος, von dem Stücke an den Rand des Vaticanus der Osterchronik geschrieben sind, und welchen A. Freund veröffentlicht hat. Die Chronik Michaels des Syrers ist armenisch 1870 zu Jerusalem und in französischer Übersetzung 1868 von V. Langlois zu Venedig herausgegeben worden. Außerordentlich wertvoll ist die vom Verf. beigegebene reiche byzantinische Bibliographie; namentlich dankenswert ist, daß er, teilweise von G. Destunis unterstützt, auch auf die massenhaften und wichtigen russischen Publikationen aufmerksam macht. Wie die armenischen Quellen für die ältere Epoche der byzantinischen Geschichte so sind die slavischen Quellen und Bearbeitungen für die spätere unentbehrlich, aber auch in doppelter Weise unzugänglich.

Ein sehr sorgfältiges und reichhaltiges Register erleichtert die Benutzung des Buches in hohem Grade. Von Druckfehlern sind mir aufgefallen S. 133 Z. 5 v. u. Melite statt Melitene und S. 169 Z. 5 v. u., S. 326 Z. 14 v. u. Blastarnes statt Blastares.

Wichtige fernere Beiträge auf dem von ihm mit so großem Erfolge angebauten Wissensgebiete stellt uns der Verf. für die Folgezeit in Aussicht. Wir sehen denselben mit Spannung entgegen und scheiden von ihm mit dem Ausdruck des aufrichtigsten Dankes für seine glänzende Leistung.

H. Gelzer.

Curt Fulda, Der zweite Kommos der Elektra des Sophokles. Programm des Gymnasiums zu Herford 1890. 32 S.

Der Verfasser behandelt nur wenige Verse der Tragödie; aber er thut dies in erschöpfender Weise. Er geht dabei von der Überzeugung aus, daß „in zahlreichen Fällen die vorgenommenen Änderungen der Überlieferung entweder unnötig oder sogar eine Verschlechterung des Textes sind". Er verteidigt daher den letzteren, und zwar, wie man zugestehen wird, mit großem Scharfsinn und mit Gründen, die überzeugend sind. Auch da, wo Änderungen unumgänglich sind, wird man seinen Ausführungen, die stets eingehend begründet werden, zustimmen dürfen.

Für die Textgeschichte interessant ist auch z. B. die Erörterung, die er an Kvičalas Verbesserung des unverständlichen 'ἀγχαίων' in 'ἄγ' αἰών' knüpft; da 'ἀγχαίων' die Lesart des Parisinus A ist, während der Laurentianus 'ἀγχέων' bietet, so vermutet Fulda hier, wie uns scheint, mit Recht eine jener Stellen, welche die alleinige Autorität des Laurentianus erschüttern. Bekanntlich mehren sich die Stimmen, welche sowohl für Äschylus wie für Sophokles neben der letzteren Handschrift einigen der codd. „minores" ihr Recht verschaffen wollen.

An den Stellen endlich, für die der Verfasser eine ganz neue Erklärung giebt, scheint er uns gleichfalls das Richtige zu treffen. Nur möchte ich bezweifeln, ob das „φεῦ" in v. 842 in der That als Ausruf der Befriedigung und nicht vielmehr doch — trotzdem oder vielleicht gerade weil es sich auf „πάμψυχος ἀνάσσει" bezieht — als Ausdruck des Schmerzes zu fassen sei. Der Sinn würde alsdann sein: „Ach, Amphiaraos lebt; aber Agamemnon ist für immer tot". Der scharfe Kontrast, der nach Elektras Ansicht zwischen dem

Geschicke der beiden besteht, läßt sie eben diesen Ruf ausstoßen. Elektra wollte hier fortfahren, wie sie es später wirklich thut: . . „ἐφάνη γὰρ μελέτωρ ἀμφὶ τὸν ἐν πένθει, ἐμοὶ δ' οὔτις ἔτ' ἔσθ' . ." Der Chor fällt ihr aber ins Wort und, um seinen Gedankengang zu Ende zu führen, knüpft er an das 'φεῦ' der Elektra an: „Ach ja, die Ruchlose" . . . Nun nimmt Elektra ihrerseits ihm das Wort aus dem Munde: . . . „wurde bezwungen", und sobald der Chor dies bestätigt hat, gelangt sie endlich — die Worte „ich weiß, ich weiß" kennzeichnen ihre Ungeduld — zur Begründung ihrer Ansicht, die der Chor ihr nicht hat nehmen können: „Amphiaraos erschien ein Rächer, ich aber habe keinen mehr".

Der Verfasser hat offenbar eine gründliche logische Schulung durchgemacht. Das verleitet ihn dazu, etwas zu sehr zu schematisieren. Auch lassen sich „Text" und „Sinn" nicht immer trennen, da doch der letztere den ersteren bedingt. Von dieser Äußerlichkeit abgesehen, die für den Leser, wie uns dünkt, ein wenig störend wirkt, glauben wir die besprochene Abhandlung der Beachtung der Sophokleskritiker warm empfehlen zu dürfen.

X.

Wolfg. Meyer, De codice Plutarcheo Seitenstettensi eiusque asseclis. **Diss. Leipzig 1890. 78 S. 8.**

Nach Sintenis' Ausgaben der βίοι παράλληλοι des Plutarch sind bekanntlich verschiedene Handschriften aufgefunden worden, die von großem Werte für die Herstellung eines reineren Textes derselben zu werden versprechen. Dieselben sind aber bisher nur in einzelnen Lesarten, die ihre Güte beweisen sollten, bekannt gemacht oder nur für Ausgaben einzelner vitae als Grundlage der Rezension benutzt, ohne daß der Versuch gemacht ist, in einer alles zusammenfassenden Untersuchung ihr Verhältnis zu einander und den schon früher bekannten festzustellen.

Diese Aufgabe stellt sich für den Seitenstettensis und die mit ihm zusammenhängenden Handschriften die vorliegende Dissertation. Der Verf. liefert als notwendige Grundlage dazu auf S. 63—78 eine neue vollständige Kollation der Handschrift für 15 von den 16 vitae, welche aus ihr in betracht kommen. Warum er das Leben des Perikles ausschließt, ist mit keinem Worte angedeutet. Falls es etwa aus dem Grunde geschah, weil zu den Angaben von K. Fuhr (in der Bearbeitung der kommentierten Ausgabe von Sintenis, Berlin 1880) nichts hinzuzufügen war, so konnte das doch ebenso wie bei der vita Themistoclis ausdrücklich gesagt werden. Auch ist vom Verf. darin gefehlt worden, daß er für seine Kollation nicht durchweg die zweite Ausgabe von Sintenis, Leipzig 1857 ff. ('iterum recognovit', später mehrfach wiederabgedruckt) zu grunde gelegt, sondern für den 2. und 3. Teil die erste (jetzt wohl nur wenigen zugängliche) Ausgabe vom J. 1853 benutzt und dadurch die Verwertung der Kollation erschwert hat. Daher rühren denn auch die falschen Angaben auf S. 46 und 48, wo zu III 56, 20; 192, 2; 200, 29 Lesarten als bis jetzt von keinem Herausgeber aufgenommen mit dem Zeichen + versehen werden, während sie alle im Texte der 2. Ausgabe von Sintenis bereits stehen.*)

Für die anderen Handschriften hat sich der Verf. nicht um neues Material bemüht.

Im übrigen ist die Charakteristik und Wertschätzung der sicher zu unterscheidenden und auch schon früher unterschiedenen zwei Handschriftenfamilien nach ihren Vorzügen und Mängeln mit allem Fleiß durchgeführt und begründet; verdienstlich auch die Aufzählung und Beleuchtung der 'unzweifelhaft guten' Lesarten, welche der Seitenstettensis allein (S. 15—23) oder seine Sippe (S. 35—48) bietet, obschon in einzelnen Fällen, wie z. B. I 227, 23; II 194, 24 und III 183, 30, die Vorzüglichkeit der empfohlenen Lesart doch sehr zweifelhaft bleibt.

In der Frage nach dem Verhältnis des Seitenstettensis zu den übrigen Handschriften derselben Klasse kehrt der Verf. zu R. Herchers Ansicht zurück, daß S. nicht die Vorlage der übrigen gewesen, sondern ein gemeinsamer Archetypus anzunehmen sei, und widerlegt mit guten Gründen die abweichende Ansicht von K. Th. Michaelis.

Riga. Ed. Kurtz.

Athenaei Naucratitae dipnosophistarum libri XV. Rec. **G. Kaibel.** Vol. III: libri XI—XV et indices. **Leipzig 1890, Teubner. 8. XII, 810 S. 7 M. 50.**

Auch der 3. Band des Athenäus zeigt, daß die Herausgabe dieses πανεπιστημεῖον keiner besseren Hand anvertraut werden konnte. Kaibel hat auch in den letzten Büchern des Athenäus an ungezählten Stellen mit staunenswerter Schärfe des Urteils und mit richtigem Sprachgefühl Klötze und Wacken aus dem Wege geräumt, welche bis dahin das Verständnis dieses unentbehrlichen Buches erschwert hatten. Jeder Kenner des Athenäus weiß, daß es trotzdem der Zukunft vorbehalten bleibt, noch manchen Stein des Anstoßes zu beseitigen. Der

*) Umgekehrt ist zu III 193, 29 das Zeichen fälschlich nicht gesetzt.

Herausgeber selber sagt in der Vorrede zu diesem Bande bescheiden genug: satis hinc apparet maximam fere et gravissimam officii partem aliis relictam esse, qui facile sine dubio multa aliquando rectius et intellegere et corrigere poterunt, quae nunc desperanda esse videntur. Unentbehrlich für die Benutzung des ganzen Werkes sind die indices, welche K. mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit angefertigt hat. Besonders dankenswert erscheint der index glossarum, an dessen Beendigung selbst der Fleiß eines Schweighäuser verzagte. Nur wenige Bemerkungen sollen hier ihre Stelle finden.

XIII $607^{e.f}$ Ζήνων ὁ Κιτιεὺς Περσαίου παρὰ πότον αὐλητρίδιον πριαμένου καὶ διοκνοῦντος εἰσαγαγεῖν πρὸς αὑτὸν διὰ τὸ τὴν αὐτὴν οἰκεῖν οἰκίαν, συναισθόμενος συνείλκυσε τὴν παιδίσκην καὶ συγκατέκλεισε τῷ Περσαίῳ. Hierzu bemerkte Meineke 'pro συνείλκυσε scribendum εἵλκυσε. aberravit scriba ad praecedens συναισθόμενος vel quod sequitur συγκατέκλεισε'. Kaibel schreibt εἰσείλκυσε und bemerkt in der Note 'fortasse αἰσθόμενος'. Daß der Schreiber aus Versehen συναισθόμενος statt αἰσθόμενος schrieb, ist möglich: aber die Lesart συνείλκυσε ist beizubehalten, da συνελκύειν oft einfach 'ziehen' bedeutet, wie Aristoph. pax 417 ξύλλαβε ἡμῖν προθύμως τήνδε καὶ ξυνέλκυσον. Xen. Ages. II 15 ξυνελκύσαντες τοὺς νεκροὺς εἴσω φάλαγγος. — XIV 640^{a} θύοντας Διὶ Πελωρίῳ τραπέζας τε λαμπρῶς κοσμοῦντας προτιθέναι. Kaibel schrieb nach Meinekes Vorgang παρατιθέναι, doch ist προτιθέναι in der Bedeutung 'vorsetzen' vielfach bezeugt, z. B. III 110^{b} προτιθέασιν ἐσθίειν τῷ βουλομένῳ. XII 549^{c} τοῖς βουλομένοις προτιθέμενος κιβωτὸν τοῦ σώματος. 72^{b} ῥίζας δ' ἐν θοίνῃσιν ἀφεψήσας προτίθημι. Herodot I 207 τραπέζας προτίθεντο. — XI 467^{c} ὅταν εἰσίῃ ὁ βασιλεὺς εἰς τὴν πόλιν, συναντᾶν οἴνου πλήρη φιάλαν ἔχοντά τινα, τὸν δὲ λαβόντα σπένδειν. Kaibel schreibt ὑπαντᾶν, und doch ist συναντᾶν in der Bedeutung von obviam ire bezeugt, z. B. V 212^{d} συνήντησαν δ' αὐτῷ καὶ οἱ περὶ τὸν Διόνυσον τεχνῖται. Auch hier hat K. nach Meinekes Vorgang ohne zwingenden Grund ὑπήντησαν geschrieben: zu vergleichen ist Polyb. I 52, 6 καὶ προσλαβὼν τὰ συνηντηκότα τῶν πλοίων ἀπό τε τοῦ στρατοπέδου καὶ τῆς ἄλλης Σικελίας, παρεκομίσθη κατὰ σπουδὴν εἰς τὰς Συρακούσας assumptis navibus, quae ipsi ex castris et ex reliqua Sicilia obviam ibant, Syracusas contendit. — XII 534^{c} εἰς τοσοῦτον αὐτὸν περιέστησεν ὁ περὶ ἡδονὴν βίος ὥστε . . . Meineke setzte ἀπορίας hinter αὐτόν ein, Kaibel stimmt in der Note dieser Änderung zu; aber περιιστάναι heißt oft 'ändern, in schlechte Lage bringen', z. B. bei Äschin. p. 65, 24 εἰς τοῦτο φέρων περιέστησε τὰ πράγματα, ebenso intransitiv Lucian. Eunuch 5 τὸ τέλος τῆς δίκης εἰς τοῦτο περιέστη. Isocrat. 156^{c} εἰς τοῦτο περιέστηκε τὰ πράγματα. — XIII 679^{a} βοτάνης ἧς ὁ Ἀνθηδόνιος ἐκεῖνος δαίμων ἐμφορηθεὶς πάλιν ητις γέγονε. πάλιν scheint verderbt aus πελάγιος. θεοὶ πελάγιοι ist bezeugt bei Plut. mor. 161^{c}, Ἀφροδίτη πελαγία bei Artemidor. II 37. Zwischen η und τις ist wahrscheinlich θεός ausgefallen; denn Glaukos wurde vielfach auch als Gott gedacht, z. B. Euripid. Or. 362 Γλαῦκος θεός. Bei Theophrast fr. 149 heißt Glaukos dagegen δαίμων οὐ θεός. — XIV 647^{b} πειράσομαι πλείω περιθεῖναι λόγον. Kaibel wollte παραθεῖναι oder προθεῖναι schreiben; doch ist die Überlieferung richtig, vgl. Lucian Somn. 11 σοὶ περιθήσω τὰ γνωρίσματα.

Daß bei einem so großen Werke sich Druckfehler eingeschlichen haben, ist nicht auffällig. Einige mögen hier angeführt werden. Es muß heißen: Bd. III S. 628 Z. 16 v. o. XIV (st. XV), 660 c. d., Z. 28 H 86 (st. 26), und dementsprechend auch im Text Bd I S. 95 Z. 15 v. o; III S. 629 Z. 4 v. o. N 736 (st. 376), ebenso I S. 41 Z. 11 v. o.; III S. 629 Z. 16 v. o. Ψ 270 (st. Φ), ebenso III S. 30 Z. 3 v. o.; III S. 629 Z. 21 v. o. XI 501 c. (st. b). Im Index fehlen folgende im Text erwähnte Homerstellen: E (340) VI 251a. Υ (84) I 11a. α (326) I 14d. δ (215) I 12a. θ (267) I 14c. μ (251) I 13b. ο (312) XI 478e. υ (299) I 17f. Mit der Aufzählung von Versehen mag es hiermit genug sein. Die vorliegende Ausgabe, ein μέγα ἔργον im rechten Sinne des Wortes, reiht sich würdig den besten Arbeiten an, welche den Ruhm deutschen Fleißes in alle Welt hinausgetragen haben.

Gumbinnen. K. Ohlert.

Richard Klotz, Grundzüge altrömischer Metrik. Leipzig 1890, Teubner. X, 590 S. gr. 8. 12 M.

Als die besondere Aufgabe dieser 'Grundzüge' — der Titel ist 'in dem Sinn gemeint, daß hier kein vollständig durch- und ausgearbeitetes System vorliegt' (Vorrede S. VI) — bezeichnet Verf. die Darlegung 'einer von den römischen Scenikern durch alle verschiedenen Versarten streng durchgeführten Einheitlichkeit der metrischen Technik im Gegensatz zu der 'Zwiespältigkeit, die man durch Unterscheidung zwischen zahmen und wilden Rhythmen in das römische Drama hat hineinbringen wollen', und den Nachweis, daß die 'Kunstform des römischen Dramas gegenüber den griechischen Vorbildern im allgemeinen durchaus kein Rückschritt war, sondern eine natürliche Entwickelung',

zugleich aber auch, daß das römische Drama in seiner Verstechnik nicht bloß durch das griechische Vorbild, sondern ebensosehr durch die einheimische saturnische Poesie beeinflußt war. In der That eine große Aufgabe, über deren Umfang dem Verf. leider die Sorgsamkeit für das Einzelne vielfach abhanden gekommen ist. Denn als so verdienstlich und anregend auch das Unternehmen bezeichnet werden muß, darf dem Verf. doch der Vorwurf nicht erspart werden, daß er die Pflicht philologischer Akribie in einer über Gebühr großen Zahl von Fällen verabsäumt hat. Ein Verzeichnis der falschen Zahlen, irrigen Angaben und anderweitigen größeren und kleineren Versehen würde einen nicht unbeträchtlichen Raum beanspruchen. Auch ist das Material, über welches Verf. verfügt, keineswegs überall ein so vollständiges, daß sich daraus Schlüsse ziehen lassen, wie er sie mehrfach gezogen hat. Wer das Buch ohne Schaden gebrauchen will, darf sich der Mühe nicht entschlagen, fort und fort die Angaben des Verf. auf ihre Zuverlässigkeit und Vollständigkeit aufs genaueste zu prüfen.

Von dem 'Prosodie' betitelten ersten Teile (S. 39—183) behandelt der erste Abschnitt hauptsächlich das metrische Kürzungsgesetz. Während Verf. nicht umhin kann, die Verkürzung einer Reihe von Wörtern wie ille, iste, ecquis, omnis, nempe etc. als ein Zugeständnis an die gewöhnliche Umgangssprache anzuerkennen — die Behandlung dieses Gegenstandes ist zumal bei der unsäglichen Unordentlichkeit, in der das Material geboten wird, in keiner Weise befriedigend —, bestreitet er andererseits die Erklärung der Positionsvernachlässigung in Fällen wie student, senex etc. aus der damaligen Umgangssprache, aber mit Gründen, die schwerlich jemand überzeugen können, und ohne selbst eine ausreichende Erklärung zu geben. — Eine richtige Bemerkung ist S. 56, daß die Kürzung iambischer Wörter in den inneren Senkungen iambischer und trochäischer Verse (d. h. den geraden bei ersteren, den ungeraden bei letzteren) sichtlich gemieden worden ist — aber doch nicht in dem Maße, als es Verf. erschienen ist. Schon die von ihm selbst beigebrachten, keineswegs vollständigen Belege sind nach Zahl und Art für sich ausreichend, um den Versuch, allein auf grund dieser Beobachtung die Überlieferung anzuzweifeln oder gar anzutasten, als unstatthaft zu erweisen. — Bekanntlich erhalten bei den Scenikern zwei einsilbige, zusammen einen Iambus bildende Wörter, wenn sie eine Hebung oder Senkung ausmachen, ganz wie wirklich iambische Wörter den Wert eines Pyrrhichius. Werden wie außer der Komposition so auch in der Zusammensetzung Präpositionen bei vorhergehender einsilbiger Kürze unter der gleichen Bedingung gekürzt, so begründet das Verf. mit einer gewissen metrischen Selbständigkeit, welche die Präpositionen in der Zusammensetzung gewahrt haben. Daraus erklärt er auch Kürzungen wie umquam und ergo (aus erogo?): man fühlte die Zusammensetzung der beiden Adverbien noch. Andere Verkürzungen mehrsilbiger Wörter erklärt er als Analogiebildung, z. B. séd ŏptume (nach optinere), ita ăncilla ('mochte wohl mit ancisus zusammengestellt werden'), quod ărgentum (nach arbitror, arcesso); doch muß er einräumen, daß die Überlieferung auch über diese angeblichen Analogiebildungen hinaus Verkürzungen langer Anfangssilben bietet, z. B. nóuo ŏrnatu, per ănnónam, quod hŏstica (Capt. 246 von ihm geändert mit falscher Angabe der Überlieferung) und ŭxor an einer größeren Zahl von Stellen, von denen er nur vier anführt, Cas. 227, Merc. 244, Rud. 895, Ter. Phorm. 776, um auch von diesen die drei letzten grundlos zu verdächtigen. Faßt man die auf diese Weise willkürlich auseinander gerissenen Erscheinungen zusammen, so ergiebt sich das einheitliche Gesetz, daß nach einem kurzen Einsilbler eine darauf folgende positions- oder (was das Seltenere ist) naturlange Silbe mit vokalischem Anlaut, gleichviel ob sie ein besonderes Wort oder den Anfang eines zwei- oder mehrsilbigen Wortes bildet, gekürzt werden kann. — Daß Wortformen wie uoluptatem in und außer der Elision die zweite Silbe verkürzen können, wenn dieselbe außerhalb des Versaccentes steht, also bei den Versbetonungen uóluptatém und uoluptátem, ist allbekannte Thatsache und auch vom Verf. anerkannt; dagegen vermag er die Kürzung des anlautenden Iambus bei Wörten wie simillumae, satellites, áuonculus nicht anzuerkennen, weil eine hochtonige Silbe ohne besondere Gründe nicht verkürzt werden könne, und empfiehlt daher für die beiden ersten Fälle eine sprachliche Erklärung (é mouillé), für den letzten die Einsetzung der Form auonclus, die freilich an den vier betreffenden Stellen der Aul. zweimal (779 und 799, nicht einmal, wie er angiebt) eine Änderung der Überlieferung erheischt. Daher läßt er auch die durch die Plautinische Überlieferung mehrfach bezeugte Verkürzung dreisilbiger Wörter außer der Elision wie prófecto Mil. 290, Pseud. 201, dédisti Curc. 345, bibisti Stich. 721, dédisse Amph. 761, águndis Poen. 1189, sénecta Most. 217, ságitta Aul. 395, Pers 25, Trin. 725, molestaé Mil. 699

(irrig als bloße Vermutung Studemunds bezeichnet) u. a. nicht gelten, während er sie im Falle der Elision (prófecto Mil. 185ᵇ, Poen. 907, dédisti Men. 689, bíbendum Stich. 713, sénecta Cas. 240, scelestae haé Most. 504, érile Aul. 599) anerkennt auf grund der Analogie wirklich iambischer, mit enklitischem que oder ue zusammengesetzter Wörter. Für Einzelfälle weiß er besondere Entschuldigungsgründe beizubringen: so soll das mehrfach vorkommende uoluptás mea infolge der enklitischen Natur des mea einem uoluptátis, dedístin Trin. 127. 129 infolge der Nachwirkung der vollen Form einem uoluptát(em) gleichwertig sein, das einmalige talĕntúm Mil. 1061 (gegenüber vielfachem taléntum) sich daraus erklären, daß das Wort seinen griechischen Accent auf der ersten Silbe behält und daher mit seinen unbetonten Mittelsilben der Kürzung anheimfiel u. s. w. Eine Begründung der Behauptung, daß eine eigentlich hochtonige Silbe bei Verrückung des Versaccentes nicht verkürzt werden könne, wird nicht gegeben. Verf. macht gegenüber dem in unseren Hss allein bezeugten fénestra ganz unbefangen die Nebenform festra geltend: woraus ist diese denn anders entstanden als aus fénestra (vgl. monstrum, mostrum aus mónestrum)? Poen. 1045 wird doch wohl auch er messen Siquidem Antidamai quaéris ádoptaticium, nicht quaéris adópt.: also auch ein sicherer Beleg für die Verkürzung einer hochtonigen Silbe bei Verrückung des Versaccentes. Kurzum, auch für die iambisch anlautenden drei- und mehrsilbigen Wörter besteht ein einheitliches Gesetz: der iambische Anlaut erhält den Wert eines Pyrrhichius, wenn der metrische Accent auf die erste oder dritte Silbe fällt. — Verdienstlich ist in diesem Abschnitte die Darlegung, daß die sogenannten Freiheiten der Anapästen nur aus dem Wesen dieses Metrums sich ergebende Erweiterungen der für die anderen Metra geltenden prosodischen Gesetze sind, und der Nachweis der daktylischen Messung kretischer Wörter im ersten und fünften Fuße iambischer Kola.

Der zweite Abschnitt dieses Teiles behandelt den Hiatus, einen schwierigen Gegenstand, der mit besonderer Sorgfalt für das Einzelne hätte behandelt werden müssen, was keineswegs geschehen ist. Verf. unterscheidet drei Arten von Hiatus, den logischen, den prosodischen und den metrischen. Zur ersten rechnet er alle die Fälle, wo der Hiat auf rein sprachlichen und logischen Verhältnissen beruht: bei Anaphora, in Gegensätzen, in der Sinnespause, bei Aufzählungen, ferner bei Eigennamen und bei Personenwechsel. Den Hiat bei Personennamen erklärt er seltsamerweise aus dem Bestreben, die an sich wenig verständlichen, meist griechischen Eigennamen von den anderen Wörtern abzutrennen und so deutlich ohne Silbenverschleifung zum Vortrag zu bringen. Wenn er betreffs des Hiatus bei Sinnespause, in Aufzählung, in Gegensätzen hinterher zugesteht (S. 117), daß er hier zu viel für möglich gehalten habe, so war es seine Pflicht, im Interesse der Sache mit allen gebotenen Mitteln eine scharfe Sichtung vorzunehmen. Den prosodischen Hiat, welcher entsteht, wenn beim Zusammentreffen langvokalischen Wortausganges mit vokalischem Anlaut nicht Elision, sondern Kürzung der auslautenden Silbe eintritt, glaubt Verf. mit Sicherheit als Entlehnung aus dem Griechischen annehmen zu dürfen, wei die Saturnierpoesie, d. h. die Trümmerreste derselben, kein Beispiel darbieten. Unbestritten ist derselbe in den bekannten Fällen sí amas in allen Versgattungen und sĭ amás in Anapästen. Nach Analogie griechischer Anapästen hält Verf. diesen Hiat zulässig auch für die zweite Senkung anapästischer Verse nach einsilbigen, iambischen und kretischen Wörtern, ferner für die aufgelöste Hebung, wenn sie von einem iambischen Worte oder der betonten Endsilbe eines spondeischen und einer folgenden Kürze gebildet ist. Die überaus schwachen Spuren solcher Hiate — von den für alle diese Fälle beigebrachten Belegen bleiben nach Ausscheidung alles Unsicheren und Falschen (wie z. B. Pers. 498) aus einer recht beträchtlichen Zahl anapästischer Verse bei Plautus nur sechs (Mil. 1067; 1036; 1040; 1049; Pseud. 592; Ba. 1193) übrig — sind für den Verf. ausreichend, um daraus für andere Versmaße, wo gerade das griechische Vorbild keine Analogie bietet, insbesondere iambische und trochäische, das Vorkommen einer Anzahl mehr oder minder sicherer Hiate bei Plautus zu rechtfertigen, wie des auch meiner Ansicht nach unbestreitbaren, ziemlich häufigen Hiatus nach einem die aufgelöste Hebung bildenden Iambus: nachdem solche Hiate in den Anapästen nach griechischer Analogie zugelassen waren, seien sie nach dem grundsätzlichen Verfahren der römischen Dramatiker, die verschiedenen ῥυθμοί und μέτρα nach ganz einheitlicher Technik zu gestalten, auch in die übrigen Versgattungen eingeführt worden. — Für den metrischen Hiat in der Cäsur giebt das griechische Drama keinen Anhalt; Verf. führt ihn auf das Vorbild der Saturnierdichtung zurück und erkennt ihn bei Plautus außer in der Diärese iambischer, trochäischer, anapästischer, kretischer und bakchischer Tetra-

meter auf grund von fünf Stellen auch in der Nebencäsur des troch. Sept. nach der Hebung des vierten Fußes an, weiß sogar für diese Erscheinung eine historisch-rationelle Erklärung beizubringen. Von diesen fünf Stellen fällt Amph. 860 ohne weiteres fort, da von Naucratēs der Abl. Naucratē lautet; zweifelhaft ist Capt. 534, da hier ein wie nicht selten in den Hss zu einem Verse verbundenes Paar von dim. troch. cat. vorliegen kann: Núnc enim uero ego óccidi Éunt ad te hostes Týndare, die Stelle ist ja lyrisch; ebenso auch Pers. 191 und daher die Versteilung des A nicht schlechthin zu übersehen (190 ist zu messen: Séd ita uolo te cúrrere | Vt domi sis, quom ego te ésse illi cénseam), überdies ließe sich nach des Verf. eigenen Ansätzen auch messen domúm uti und so auch Pers. 274 molestiám ut opinor, falls Plautus wirklich nicht wie anderwärts zur Vermeidung eines Hiats ut <ego> opinor geschrieben hat; gegen Bacch. 736 läßt sich an sich nichts einwenden, nur bestreite ich, daß der Vers durch die naheliegende Einsetzung von <de>fraudauerim entschieden verliert. Jedenfalls ist dieser Hiatus erheblich schwächer bezeugt als der in der Diärese iambischer Tetrameter bei Terenz, den Verf. mittels eines mindestens anfechtbaren Verfahrens zu beseitigen sucht. Den Hiat in der Cäsur der Senare verwirft Verf. prinzipiell mit aller Entschiedenheit, erkennt aber andererseits an, daß nach Abzug alles irgendwie Zweifelhaften eine bedeutende Zahl von Stellen ohne das geringste Zeichen von Verderbnis bleibt, man also hier 'kein bloßes Werk des Zufalls sehen kann, sondern sich mit einem gut beglaubigten Vorgange abzufinden hat'. Woher also diese Hiate? 'Sie sind die Geschöpfe einer anderen, erheblich späteren Zeit (etwa des 2. Jahrh. n. Chr.), wo eine andere Verstechnik herrschte, welcher das Verständnis für die Plautinische, in Elision getrübte Cäsur fehlte, ja jede Elision in der Cäsur für verpönt galt'. Beweis: 'Abgesehen von drei Stellen — Stich. 502, Rud. 534, Poen. 791 —, alles Stellen, wo es sich um Noniuscitate handelt [soll das etwa besagen, daß diese Übereinstimmung mit unserer Überlieferung zufällige Folge der grenzenlosen Liederlichkeit und Verderbnis des Nonius ist?], findet sich, daß sonst keiner dieser Hiate durch Grammatikercitate bestätigt wird. Im Gegenteil, die Citate bei Festus, Nonius (s. o.), Servius und Charisius weisen nie hiatlose Verse auf'. Als Belege dienen fünf Stellen, von denen Ba. 95, Truc. 956 als troch. Sept. garnicht hierher gehören, Aul. 354 und Curc. 3 in unseren Hss offenbar durch Wortausfall Schaden gelitten haben. Eine besondere Bewandnis hat es dagegen mit Aul. 399; Verf. hält diese Stelle für besonders zur Klärung der Sache geeignet (S. 171): auf grund des Zeugnisses des Nonius wissen wir genau, daß die Fassung der Hss ihren Wortlaut durch eine spätere Änderung erhalten hat, S. 173 heißt es sogar, daß der Hiatus hier nachweislich erst lange nach Plautus' Zeit in den Text gekommen ist. Von einem 'nachweislich' kann gar nicht die Rede sein. Bekanntlich citiert Nonius bald nach der Rezension der Pall, bald nach der des Ambr. — beide weichen wie in anderen Stücken so auch darin bisweilen von einander ab, daß die eine Hiat bietet, wo die andere ihn beseitigt —, sogar unverkennbare Spuren einer dritten Rezension finden sich bei ihm. Wie er hier einer den Hiat beseitigenden Rezension gefolgt ist, so Asin. 76 im Gegensatz zu denselben Pall. einer mit dem Hiat behafteten. Aber auch sonst giebt es Stellen, wo die Grammatiker denselben Hiat wie unsere Überlieferung bieten: so Fest. Cas. 347 (Pers. 392 ist leider bei Fest. lückenhaft), Non. Men. 19. 89, Poen. 89, Porph. Truc. 52; andere Stellen nimmt Verf. für den logischen Hiat in Anspruch, ob mit Recht, bleibe dahingestellt, so Amph. 978. Asin. 778 (Non.), Curc. 389 (Serv.), Poen. 1113 (Gell.), Stich. 233 (Prisc.); Bacch. 6 (in unseren Hss verloren) giebt Char. mit dem Hiat; wenn Verf. fragm. 251 W. (Fest.) für unvollständig erklärt, so läßt sich freilich nichts einwenden. Ich muß die Beweisführung des Verf. als jeder Überzeugungskraft entbehrend bezeichnen; wir stehen in dieser wichtigen Frage durchaus auf demselben Fleck wie bisher. Manches ließe sich über die Mittel sagen, die Verf. zur Beseitigung dieses Hiats gutheißt oder selbst vorschlägt.

(Schluß folgt).

Albrecht Köhler, Über die Sprache der Briefe des P. Cornelius Lentulus Spinther (Cicero ep. ad. fam. XII, 14 und 15). Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Nürnberg. Nürnberg 1890. 43 S. 8.

Vorliegende Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte: I. Formenlehre, II. Syntax, III. Wörter und Redensarten. Voraus geht eine Einleitung, in welcher der Verfasser zunächst, im wesentlichen nach Drumann und Ihne, Charakter und Bildungsgang des Lentulus bespricht, sodann eine allgemeine Charakteristik der Sprache desselben entwirft, wie sie sich aus der grammatisch-stilistischen Analyse der Briefe ergiebt. Diese selbst ist, wie von einem so vertrauten Kenner des Latein nicht

anders zu erwarten war, trefflich durchgeführt; nichts Wesentliches ist übersehen, jede Seite legt Zeugnis ab von der vollständigen Beherrschung der einschlägigen Litteratur und der ausgedehnten Belesenheit des Verfassers; den Cäsarforscher erkennen wir aus S. 18, 21, 22, 25 und öfter. Besonders hervorzuheben ist der Abschnitt über die Tempora und Modi S. 28 ff., welcher zugleich zeigt, wie eindringende Betrachtung so manche von einer voreilig uniformierenden Kritik angefochtene Stelle zu schützen vermag. Im einzelnen habe ich wenig zu bemerken. Derselbe Grund, den Verf. S. 18 für Zulassung der vollen Formen des Verbums anstatt der synkopierten geltend macht, Einfluß der littera canina, scheint auch zur Bildung magis vera XII 15, 3 an Stelle des Komparatives geführt zu haben (s. Wölfflin, Komparation S. 32 und Archiv I S. 100). Zu erwähnen war der genet. qualitat. mit Auslassung des quam XII 15, 2 naves onerarias, quarum minor nulla erat duum milium amphorum, der seine Analogie hat an der bekannten juristischen Formel minor XXX annorum u. ähnl., über welche vergl. Wölfflin Archiv VII S. 118 und W. Kalb 'Roms Juristen nach ihrer Spruche dargestellt', Leipzig 1890, S. 37. Ferner hätten Erwähnung verdient die durchgehende Auslassung von esse beim infinit. fut. (nicht so beim infinit. perf. pass.), s. Schmalz, Asin. Pollio 2. Aufl. S. 31, die Phrase tantum abest ut-ut etiam XII 15, 2, wobei sich etiam auf den ganzen Satz bezieht, nach Anton, Stud. z. lat. Grammatik u. Stilistik, 3. Heft S. 184 f. (wo vorliegende Stelle noch dem Cicero zugeschrieben wird), vielleicht auch der Gebrauch von valde XII 14, 3 u. 5 (Wölfflin Komparat. S. 9 f.). Sehr selten bei Cicero, gar nicht belegt bei Cäsar ist die Verbindung ea (qua) mente XII 14, 1 und 15, 4; mit folgendem ut, wie an der ersten Stelle, kennt sie Dahl 'Die Partikel ut' S. 289 nur aus Livius XXVII 39, 3. Weder bei Cicero noch bei Cäsar findet sich idcirco zur Verbindung beigeordneter Sätze (Schmalz, Synt., 2. Aufl. S. 468), wie wir es XII 15, 2 lesen. Genauer zu fassen wäre das S. 36 über non aliter nisi Gesagte nach Anton a. a. O. S. 33. — Druckfehler sind selten und leicht zu verbessern, z. B. S. 24 unt. 15, 8 statt 15, 3.

Tauberbischofsheim. F. Burg.

Otto Liermann, Analecta epigraphica et agonistica. (Dissertationes philologae Halenses X.) Halle 1889, Niemeyer. 41 S. gr. 8.

Der Inhalt des vorliegenden Buches entspricht nicht der allgemeinen Fassung seines Titels; denn aus letzterem verrät dem Leser nichts, daß der Verfasser die gymnischen und agonistischen Institutionen der kleinasiatischen Stadt Aphrodisias zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat. Das Material für die Arbeit liefert eine lange Reihe wohlerhaltener Steinurkunden, die auf dem Boden der lykisch-phrygischen Stadt Aphrodisias zum Vorschein gekommen sind. Durch diese Steine lernen wir das öffentliche Festspielwesen der Aphrodisier so genau, als sich nur wünschen läßt, kennen. Die von Liermann gesammelten und kommentierten Urkunden umfassen die Zeit vom Ausgange der römischen Republik bis zum Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. Klägliche Inhaltsleere und betäubender Wortschwall sind für sie alle charakteristisch, und auch der historische Ertrag, den sie liefern, ist nicht groß. Denn sie illustrieren im allgemeinen nur die bekannte Thatsache, daß Kleinasien in dieser Zeit 'das gelobte Land der munizipalen Eitelkeit' ist. Aber gerade weil die Resultate solcher Arbeiten naturgemäß im umgekehrten Verhältnis zu dem auf sie verwandten Arbeitsaufwande stehen, verdienen die Verfasser derselben Lob und Dank; denn sie bereiten durch ihre mühevollen Einzeluntersuchungen das Fundament, auf dem sich die großen staats- und kulturgeschichtlichen Werke nach dem Muster des fünften Bandes von Mommsens römischer Geschichte erheben können. — Was die äußere Anordnung des Stoffes betrifft, so kann ich wenigstens in einem Punkt der Arbeit Liermanns nicht meinen Beifall zollen: es hat sich oft und längst als unpraktisch erwiesen, in wissenschaftlichen Büchern die Anmerkungen nicht unter dem Text abzudrucken, sondern dieselben erst am Schluß des Werkes oder, wie hier, eines inhaltlich zusammenhängenden Abschnittes nachfolgen zu lassen. Die Autoren sollten bedenken, daß der kritische Leser nicht selten mit den Noten intimere Fühlung als mit dem Text hat, und sollten daher darauf bedacht sein, die Kriterien für das, was im Text geboten wird, nicht allzusehr dem nachprüfenden Blick zu entrücken.

Berlin. Johannes Toepffer.

Fünfzigstes Programm zum Winckelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin (Carl Robert, Franz Winter, Adolf Furtwängler). Berlin 1890, G. Reimer. 164 S. 4. 5 Lichtdrucktafeln, 37 Zinkographien im Text.

Am 9. Dezember vorigen Jahres beging die Archäologische Gesellschaft zu Berlin zum fünfzigstenmal ihr Winckelmannsfest. Zum fünf-

zigstenmal beschenkt sie nun auch die archäologisch interessierte Welt mit einem ihrer rühmlichst bekannten Programme. Es lag nahe, dieses Jubiläumsprogramm auch äußerlich als solches zu kennzeichnen, und in der That überragt es an Umfang und Ausstattung seine Vorgänger um ein Beträchtliches: nicht als Heft, sondern als stattlicher Band tritt es uns diesmal entgegen und zeugt so handgreiflich vom Flor der Gesellschaft. Es setzt sich aus den Beiträgen dreier namhafter Archäologen zusammen. Den Reigen eröffnet C. Robert mit einer sehr eingehenden Abhandlung über „Homerische Becher". Es sind dies halbkugelförmige Schalen, aus rötlichem Thon gepreßt, denen man durch Brennen oder Firnißüberzug ein metallartiges Aussehen zu geben versuchte. Die Darstellungen der Außenseite, welche fast ausschließlich dem epischen Sagenkreis entnommen sind, wurden bei sechs von diesen Schalen mit besonderen Stempeln der Form oder auch dem fertigen Gefäße aufgedrückt, die Beischriften mit einem trichterförmigen Instrument nach Art des heutigen Zuckergusses aufgetragen, ein Verfahren, das der Willkür des Arbeiters den größten Spielraum ließ. Das war nicht der Fall bei der andern, weitaus zahlreicheren Klasse dieser Becher; die Formen, aus denen diese letzteren gepreßt wurden, waren offenbar Abdrücke vollständig ausgeführter Modelle, und R. weiß wahrscheinlich zu machen, daß diese Modelle in Silber ausgeführte Originalarbeiten griechischer Toreuten des dritten Jahrhunderts waren, unsere Becher also etwa wie Gipsabgüsse jener Silbergefäße anzusehen sind. Das verleiht ihnen natürlich eine größere Bedeutung, als sie an und für sich zu verdienen scheinen. Die Darstellungen auf diesen Bechern lassen sich am ehesten mit den tabulae Iliacae vergleichen: sie wollen vor allem erzählen, belehren, erst in zweiter Linie dekorieren. Bis ins Kleinste genau halten sie sich vielfach an die Dichterworte, welche sie illustrieren sollen; bei einigen sind die betreffenden Homerverse geradezu beigeschrieben. Die Toreuten arbeiteten also nicht bloß nach Hypotheseis wie die Verfertiger der ilischen Tafeln, sondern aus eigener Kenntnis der epischen Gedichte selbst, und ihre Bilder versprechen, wenn erst völlig erklärt, für die Rekonstruktion der verlorenen Epen von Nutzen zu werden. Bisher haben sie nach dieser Richtung noch nicht gerade viel ausgegeben; die Bilder selbst und vor allem die Beischriften sind eben leider zum Teil erschrecklich zerrieben. Selbst ein Kenner wie R., der in die Sagenwelt des epischen Cyklus so sehr eingelebt ist, daß er ordentlich stilgerecht darin fortdichten kann (vgl. u. a. S. 92 A. 6), selbst er muß vielfach zu einem schmerzlichen non liquet sich bequemen. Doch ohne Resultat ist die aufgewandte Mühe keineswegs geblieben. Um nur einiges hervorzuheben, so ergab sich der Becher E als das älteste Zeugnis, welches (also schon im 3. Jahrhundert) den Lesches als Verfasser der kleinen Ilias nennt. Der Becher D aber ist das älteste Denkmal für die enge Aneinanderreihung von Ilias und Äthiopis, vor der Aristarch später sich bekreuzigte, die aber, wie R. wahrscheinlich macht, einem Zenodot vielleicht geläufig war. Der von Aristarch dem Zenodot entlehnte horizontale Strich (—), den ersterer als ὀβελός zur Athetese verwendete, erscheint auf den Bechern als Anführungszeichen und hat vielleicht auch bei Zenodot als solches gedient. Der gestempelte Becher c, welcher ausnahmsweise eine Sage des thebanischen Kreises behandelt, und zwar die Auffindung des Ödipus am Strand bei Korinth, giebt eine willkommene Ergänzung zu der Inhaltsangabe, welche von dem Euripideischen Οἰδίπους in Hygins fab. 66 enthalten ist: wir ersehen nämlich aus dem Becherbild, daß Hermes es war, welchen Euripides das im Kithäron ausgesetzte Kind in einem Korb ans korinthische Gestade bringen ließ. Weniger überzeugend dürfte die Art erscheinen, wie der andere Euripides illustrierende Becher L dazu benutzt wird, um die kritisch beanstandeten Verse Eurip. Iphig. Aul. 621—26 zu stützen: bloß weil überhaupt der kleine Orest auf dem Becher (NB. in einer ganz anderen Situation als bei Euripides) neben ΚΛΥΤΑΙΜΗΣΤΡΑ (sic) vorkommt, soll der Toreut die betreffenden Verse gekannt haben „müssen". Etwas kühn ist es auch, wenn R. daraus, daß auf dem zu Anthedon gefundenen Becher e die seit Matris kanonische Zwölfzahl der Heraklesthaten sich findet, folgern möchte, daß dieses Redners (vielleicht) zu Theben gehaltene Deklamationen auf jenen böotischen Toreuten von Einwirkung gewesen sein könnten. Ich denke, diese Proben zeigen, wie energisch R. es erstrebt, und wie glücklich er z. T. es vermocht hat, diese „homerischen Becher" für die Litteraturgeschichte auszubeuten. Für die Lösung der noch bleibenden Rätsel legt er ein trefflich verarbeitetes Material vor.

An Robert schließt sich Franz Winter mit seiner Studie über ein Vorbild neu-attischer Reliefs an. Er macht es höchst wahrscheinlich, daß eine 1875 auf dem Esquilin gefundene und seitdem im Conservatorenpalast aufbewahrte Relief-

platte mit der Darstellung einer Mänade das griechische Original zu den vielen römischen Repliken der sog. Chimärophonos ist. Er weist des weiteren nach, daß dies Relief nur einen Teil eines umfangreichen Rundwerkes, etwa einer choregischen Dreifußbasis, bildet, das zum Zweck bequemeren Transportes zersägt worden war. Wie Vasenbilder zeigen, waren dereinst acht Mänaden dargestellt, die in zwei Gliedern sich auf Altar und Bildstock des Dionysos zubewegten. Noch vier der zugehörigen Mänaden hat W., freilich in sehr überarbeitetem Zustand, in Madrid zu ermitteln vermocht. Die Vorbilder dieser wie der meisten Relieffiguren sind vermutlich statuarische Werke gewesen. Sehr glücklich macht W. auf die große Ähnlichkeit der einen Madrider Mänade mit der sogenannten Venus Genetrix aufmerksam. Wenn er aber die Mänaden mit ihren raffinierten Stellungsmotiven und ihrem schon etwas entarteten Faltengewoge und Kleidergewedel zeitlich vor die Nikebalustrade setzen möchte und die Venus Genetrix gar dem Kalamis zuschreibt, so dürfte das wenige Anhänger finden. Wohl haben uns die jüngsten Funde auf der Akropolis belehrt, daß wir vom Können der Vorgänger des Phidias bisher eine viel zu geringe Meinung hatten; aber man darf nun auch mit dem Hinaufdatieren der Kunstwerke nicht zu weit gehen. Zum Schluß zieht W. einige überraschend ähnliche Reliefs des Renaissancemeisters Agostino d'Antonio di Duccio (1418–81), die sich in Perugia befinden, zum Vergleich heran.

Adolf Furtwängler unterwirft eine kleine argivische Bronze des Berliner Museums einer eingehenden Untersuchung. Die zu Epidauros gefundene, fein ciselierte Figur von spezifisch argivischem Bronzeglanz stellt einen Jüngling in derjenigen Haltung dar, in welcher der Mensch am längsten zu beharren vermag. F. sieht darin „ein wahrhaftes Bild des vorpolykletischen Kanons einer ruhigstehenden Jünglingsfigur". Sie gehört nach seiner Meinung derselben Schule an, wie die berühmte Stephanosfigur und ein halbes Dutzend anderer Werke, einer Schule, als deren Haupt er sich am liebsten den Hagelaides, den argivischen Vorgänger des Polyklet und seines Kanons, denken möchte. Dies Resultat wird durch eine gründliche Erörterung der stilistischen Eigentümlichkeiten des Bronzefigürchens gewonnen. Wie schwankend noch immer der Boden unter unseren Füßen ist, sobald es sich um stilistische Würdigung selbst der bedeutendsten Künstler und Kunstschulen handelt, wird uns bei diesem Anlaß (S. 151) wieder einmal recht zum Bewußtsein gebracht; denn dieselben Statuen, welche Studniczka für verwandt erklärt, stehen nach Furtwängler im schärfsten Gegensatz zueinander. Die zwei Systeme von Gesichtsproportionen aber, welche Franz Winter soeben erst (vgl. Athen. Mitt. 1890 S. 13 ff.) an den archaischen Werken ermittelt haben wollte, sind nach F. utopisch: er nimmt statt der Haargrenze den Haaransatz als Meßpunkt, und die „attischen" Gesichter zeigen dieselben Proportionen wie die „olympischen". Gegen Winter betont er, daß die alten Meister schwerlich mit dem Zollstab die Verhältnisse bestimmt, vielmehr aus den Körperteilen ihrer Statue selbst sich die Moduli entlehnt haben dürften. Und so kommt noch mancherlei Stilistisches von allgemeinerer Bedeutung gelegentlich zur Sprache.

Furtwängler führt uns endlich als würdigen Abschluß des Programmbandes eine zu Gela gefundene attische Vase des fünften Jahrhunderts vor, welche den Orpheus inmitten thrakischer Zuhörer darstellt. Der Maler dieses Vasenbildes verfügte über ein ungewöhnliches Können; abgesehen von dem verzeichneten Arm bei einem der Thraker verdient seine Darstellung in hohem Maß das Prädikat Καλός, das er selbst in berechtigtem Künstlerstolz zweimal beigeschrieben hat. Aber nicht nur schön gezeichnet ist das Bild, es ist auch psychologisch interessant und außerordentlich stimmungsvoll. Die verschiedene Stärke, mit welcher das Lied die vier Thraker ergreift, kommt sehr fein zur Darstellung; der eine, en face gestellte, ist sichtlich zerflossen in Wehmut und in Lust. Orpheus aber auf seinem Felsen ist ganz versunken in sein Spiel, scheint alles um sich her zu vergessen und gänzlich in den höheren Regionen zu weilen, denen seine Augen zugewandt sind. So ist ein Hauch modernster Sentimentalität über das Bild des attischen Meisters ausgegossen.

Offenburg i. B. Fritz Baumgarten.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Archiv für Geschichte der Philosophie IV. Band, 3. Heft.

(369 ff.) **A. Chiappelli**, Nuove Ricerche sul Naturalismo di Socrate. Aristophanes verspottete in der ersten Fassung der Wolken nur die physikalischen Ansichten des Sokr. und erhob erst in der Umarbeitung, die weder vollendet noch je aufgeführt wurde und daher Platon und Xenophon unbekannt blieb, den Vorwurf der moralischen Verführung der Jugend. Dieser Verschiedenheit der Aristophanischen

Darstellung entsprach eine thatsächliche Umbildung der philosophischen Bestrebungen des Sokr., von welcher Xenophon und Platon, die ihn nur als Greis kannten, nichts wußten. Bevor Sokr. die neue, der Naturforschung abgewandte Methode einschlug, war er durch die Schule der Naturphilosophen gegangen. Er war Schüler des Archelaos gewesen und hatte in seiner Jugend die Schrift des Anaxagoras gelesen. Die Erzählung Phaedon 96 A ff. weist auf eine bestimmte Thatsache im Leben des Sokr. hin. Bei Xen. Mem. I 4 und IV 3 werden Anschauungen entwickelt, die sich nahe berühren mit denen des Anaxagoras und seiner Nachfolger, besonders des Diogenes von Apollonia. Auch von den in den ersten Wolken dem Sokr. in den Mund gelegten Naturerklärungen, die fast durchweg auf zeitgenössische oder ältere Physiologen zurückgehen, finden sich mehrfache Spuren in den Memorabilien und im Phäd. l. c. Selbst auf die Gestaltung der ihm eigentümlichen Lehre sind seine philosophischen Vorgänger nicht ohne Einfluß geblieben. Demokrit hat ihm sowohl in der Methode der Begriffserklärung wie in der Grundlegung der Ethik vorgearbeitet, und mit Heraklit hat er mannigfache Berührungspunkte. — (414 ff.) **G. Süpfle**, Zur Geschichte der cynischen Sekte. 1. Teil. I. Antisthenes' Verhältnis zu Xenophon. Die Behauptung Dümmlers in seinen Akademika, Xenophon stehe auf dem Boden kynischer Lehre, und seine Darstellung der sokratischen Lehre sei für den historischen Sokrates nicht zu verwerten, wird widerlegt. II. Ist der Cyniker Teles mit Recht als der älteste Vorfahr des geistlichen Redners bezeichnet worden? Diese von U. v. Wilamowitz herstammende Bezeichnung ist falsch. Teles gehörte zwar zur kynischen Schule, ist aber in seinen Lehren ganz unselbständig und dabei ohne Begeisterung für das sittliche Wohl seiner Mitmenschen. Vielmehr gebührt dem Krates aus Theben der Ruhm, ein Vorfahr der geistlichen Redner genannt zu werden. III. Ist Cercidas aus Megalopolis ein Cyniker? Nein. Kaibel hat dies fälschlich aus Athen. 8, 357 d. f. geschlossen. — (424 ff.) **A. Gercke**, Ursprung der aristotelischen Kategorieen. Die an bedeutenden Mängeln leidende Kategorienlehre ist nicht von Aristoteles erfunden, sondern ihren wesentlichen Bestandteilen nach aus der Akademie als ein bequemes Fachwerk übernommen worden. Bei Platon ist bereits eine größere Zahl von Kategorien nachweisbar, aus denen Aristoteles (zuerst in der Topik, die noch in der Akademie verfaßt wurde) eine Auswahl getroffen und, um die Zehnzahl vollzumachen, das unglücklich gewählte, später von ihm selbst weggelassene Paar: ἔχειν und κεῖσθαι hinzugefügt hat. Er hat diese Lehre dann in der Nikom. Ethik I 4 benutzt, um mit ihrer Hülfe die Ideenlehre zu widerlegen. Eine ausführliche Begründung der Lehre hat Arist. nicht versucht. Die Schrift κατηγορίαι ist aus äußeren und inneren Gründen als unecht zu betrachten und stammt vermutlich aus dem Peripatos, dem die sechs letzten Kapitel, welche die Postprädikamente enthalten, sicher angehören. — (442 ff.) **P. Tannery**, Neuf lettres inédites de Descartes à Mersenne. Préambule. — (450 ff.) **J. Freudenthal**, Beiträge zur Geschichte der englischen Philosophie. — (478 ff.) **H. Diels**, Zwei Funde. I. Ἀθηναίων πολιτεία. Philosophische Ausblicke und Kunstausdrücke sucht man in dieser Schrift vergeblich: nur in c. 9 erinnert der Gebrauch des καθόλου und der ganze Gedanke an die Philosophie des Aristoteles (vgl. Politik B 8. 1268b 39). Die Beurteilung der athenischen Politie ist lediglich vom Augenpunkte des praktischen Staatsmannes aus genommen. Daher mannigfache Berührung mit Δ E der Politik. Der milde, liebenswürdige, philanthrope Charakter des Athenertums tritt hier noch deutlicher hervor als in der Politik. II. Beim Turm der Winde in Athen hat sich neuerlich eine lat.-griech. Inschrift aus dem J. 121 n. Chr. gefunden, welche enthält: 1) ein Bittschreiben der Kaiserin Plotina an ihren Sohn Hadrian: es möge dem zeitigen Diadochen der Epikureischen Schule in Athen gestattet werden, die Bestimmung der Nachfolge nach griechischer Testamentsordnung aufzusetzen und seinen Nachfolger aus den Peregrinen zu ernennen. 2) Die die Bitte gewährende Antwort des Kaisers. 3) Den Brief der Plotina an die Schule in Athen, worin sie den günstigen Bescheid mitteilt. Die Inschrift wirft ein grelles Schlaglicht auf die uns noch sehr unbekannten Schulverhältnisse der Kaiserzeit. — Jahresbericht. (495 ff.) **L. Stein** und **P. Wendland**: Bericht über die nacharistotelische Philosophie der Griechen und die römische Philosophie 1887—1890. I. Die ältere Stoa von L. Stein. — (519 ff.) **A. Müller**, Bericht über semitisch-griechische Philosophie 1887—1890.

Leipziger Studien. XIII. Band, 2. Heft.

(249) **G. Ettig**, Acheruntica sive descensuum apud veteres ennaratio. Verfasser sammelt alle Testimonia über den Orcus und den Abstieg zu demselben, erörtert die philosophischen Ansichten der Alten über die Unterwelt, wobei er besonders die Lehren der Platoniker und den Lucianischen Menippus genau analysiert, sodaß ein möglichst vollständiges, gewissermaßen dogmatisches Gesamtbild des Unterweltsmythus erzielt wird. Die neuere Litteratur wird gebührend herangezogen. — (411) **J. H. Lipsius**, Attischer Volksbeschluß. Das 1888 veröffentlichte Psephisma bezieht sich auf das Bürgerrecht der Samier nach der Schlacht von Aigospotamoi. — (417) **H. Lolling**, Erklärung gegen eine epigraphische Kritik des Hrn. Dittmar im 1. Heft des 13. Bandes der Leipziger Studien; der Referent habe seine sonst so umsichtige Abhandlung durch vorschnelle Behauptungen entstellt.

Wochenschriften.

Neue philologische Rundschau. No. 12.

(177) **H. Lattmann**, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora. Überaus eingehende Kritik von *E. Zimmermann*, mit manchen Widerlegungen. Jedenfalls können von der bedeutsamen Schrift Wissenschaft wie Schule nur Vorteil ziehen. — (186) **A. Rabe**, Redaktion der Aeschineischen Rede gegen Ktesiphon. 'Versuch, die nachträglichen Bestandteile der Rede nachzuweisen. Beweisführung überzeugt nicht; im ganzen ist die Schrift jedoch besonnen und verständig'. — (191) Aristophanes' Wespen, in den Versmaßen der Urschrift übersetzt von **R. Lang**. 'Fleißiges Bemühen'.

No. 13.

(193) Sophocles, The plays, with notes by **R. C. Jebb**. 'Gründlich gelehrte und den Philologen wegen der paläographischen Angaben höchst willkommene Ausgabe'. *H. Müller.* — (196) Juvenci evangeliorum libri quattuor rec. **J. Huemer**. 'Unleugbar wesentlicher Fortschritt gegen die erste Ausgabe von Marold 1886; durchaus zuverlässige Grundlage für alle weiteren Studien'. *B. Mohr.* — (200) **R. Leijds**, De ordine rerum Olymp. 107 gestarum. Diese chronologische Untersuchung findet durchaus die Beistimmung des Ref. *W. Fox.* — (202) **J. Baunack**, Aus Epidauros. 'Die schwierige Arbeit ist ein erheblicher Gewinn für die Kenntnis des griechischen Bauwesens'. *Meisterhans.* — (204) **K. Krumbacher**, Geschichte der byzantinischen Litteratur. 'Man wird sich künftig daran gewöhnen müssen, in der byzantinischen Litteratur nicht mehr eine Periode rettungslosen Verfalls, sondern folgerichtige Entwickelung mit regelmäßigen Vorstößen und Rückflutungen als Produkt des Zusammentreffens einer absterbenden Kultur mit neuen, lebenskräftigen Elementen zu erblicken'. *Oster.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 26.

(705) Aristoteles, Ethica Nicomachea rec. **J. Bywater**. 'Die Ausgabe bedeutet eine Neuerung und einen gewissen Fortschritt in der Aristotelischen Litteratur'. *J. Lugert.* — (707) Dio Cassius, Historia Romana ex rec. Dindorfii rec. **J. Melber**, I. 'Das Verdienst der Ausgabe besteht in der wesentlichen Änderung der Anordnung der Fragmente'. *A. Breitung.* — (711) Valerius Maximus rec. **C. Kempf**. 'Höchst genaue Kollation des maßgebenden Bernensis, wobei sich herausgestellt hat, daß Halms Kollation in vielen Punkten ungenau war'. — (713) **G. Sixt**, Die lyrischen Gedichte des Prudentius. Ref. *H. Br.* ist mit der Argumentation des Verf. (bezüglich vita et scripta des Prudentius) keineswegs einverstanden. — (715) **K. Th. Rodemeyer**, Präsens historicum bei Herodot 'Die Auffassung des Verf. läßt sich schwerlich begründen'. *Frenzel.* — (716) **M. Wetzel**, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora. Nach *H. Blases* Urteil scheint die Arbeit von vornherein verfehlt. — (718) **H. Kluge**, Plan der Iliaslektüre. 'Höchst beachtenswert'. *G. Vogrinz.* — (719) **P. Harre**, Kleine lateinische Schulgrammatik. Recht lobende Anzeige von *W. Nitsche*: wissenschaftliche Zuverlässigkeit, Gedrängtheit der Darstellung, vieles (auch Klassisches) einfach über Bord geworfen.

Academy. No. 981. 21. Febr. 1891.

(186—187) **W. Wyse** und **W. Ridgeway**, Aristotle on the constitution of Athens. Besserungsvorschläge. — (187) **A. H. Sayce**, The parentage of Queen Teie: ancient towns in Palestine. Nach einer Keilschrifttafel aus Tel-el-Amarna in Berlin scheint Teie aus Babylonien zu stammen, ihren Namen aber in Ägypten vertauscht zu haben. Aus denselben Tafeln ergeben sich eine Anzahl neuer Städtenamen in Palästina. — (187—188) **H. H. Howorth** und **T. K. Cheyne**, Tunis and the land of Nabarina. — (189) **B. Bosanquet**, A reference wanted to Plotinos. In Schasler, Geschichte der Ästhetik I 246 (und Ed. Müller, Theorie der Kunst II 315), ist als Ansicht des Plotinus angegeben, daß der Maler den Ausdruck des Auges beachten müsse; wo findet sich diese Stelle? — (189—190) **Horace** by **E. C. Wickham**. Vol. II. (**A. S. Wilkins**.) Der seit 1874 erwartete Schlußband der großen Horazausgabe von Wickham steht hinter den Forderungen zurück; so anerkennenswert der ästhetische Standpunkt des Herausgebers ist, so wenig kann man der kritischen Forschung zustimmen. — (190) **W. Sanday**, στρατεία, στρατιά, στρατιά. Nach Handschriften der Septuaginta scheint die Form στρατία die richtigste. — (192—193) **T. Ely**, Manuel of Archaeology (**J. Taylor**). Das Buch kann nicht den Anspruch erheben, ein Handbuch der Altertumskunde zu sein, höchstens entspricht es einer Einführung in das Studium der griechischen Skulptur.

Athenaeum. No. 3299. 17. Jan. 1891.

(83—84) **J. P. Mahaffy**, The greek world under Roman sway. 'Klar, unterhaltend und anregend'. — (94—95) **Sp. P. Lambros**, Heinrich Schliemann. Schilderung des Begräbnisses. — Notes from Egypt. Inhaltsangabe von Wilbours Sammlung von Inschriften vom ersten Katarakt.

Revue critique. No. 25.

(492) **Fustel de Coulanges**, Histoire de la Gaule romaine, III. Der Eindruck, welchen man aus Hrn. d'Arbois de Jubainvilles sehr ausführlicher Kritik erhält, ist, daß das Buch, besonders in den Kapiteln über die fränkischen Barbaren, noch einen älteren Standpunkt, etwa der 70er Jahre, vertritt. — (498) **A. Lasson**, Sint ut sunt; für das alte Gymnasium. 'Plaidoyer convaincant et éloquent'. Ch. L.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

Aprilsitzung.

(Fortsetzung aus No. 27.)

Zur Vorlage kamen: Collection Julien Gréau (Terres cuites grecques, vases peints et marbres antiques), Paris 1891; Back, Römische Spuren und Überreste im oberen Nahgebiete I (Programm des Gymnasiums in Birkenfeld); Förster, Die Sieger in den olympischen Spielen bis zum Ende des IV. Jahrh. v. Chr.; E. A. Gardner, The processes of greek sculpture as shown by some unfinished Statues in Athens (Journal of hel. st. XI); Buresch, Die Ergebnisse der neueren Forschung über die alte Triere (Wochenschrift f. klass. Phil.); Rendiconti VII 2, 3, 4, 6; Bullettino Dalmato XIV 2; Viestnik XIII 2. Herr Conze fügte den Vorlagen hinzu den Ergänzungsband der antiken Denkmäler und das erste Heft des Jahrbuches 1891.

Unter Hinweis auf die Ausstellung von einigen achtzig Tafeln in Kupferstich und Lichtdruck besprach Herr **Adler** die architektonischen Ergebnisse der Ausgrabungen von Olympia und ihre bevorstehende Veröffentlichung im Verlage von Asher & Co. Das von 40 Hochbauten und fast ebenso vielen Tiefbauten stammende Material ist auf zwei Bände — jeder rund

70 Tafeln enthaltend — verteilt worden. Soweit es irgend möglich war, wurden einheitliche Maßstäbe zu grunde gelegt und von den wichtigsten oder hinreichend gut erhaltenen Gebäuden Restaurationsversuche beigefügt.

Der im Stiche und auch im Texte nahezu vollendete erste Band bringt 25 Bauwerke zur Anschauung, nämlich die Tempel, die Schatzhäuser, die Thore, die Verwaltungsgebäude, die Wandelhallen, die Laufbahn, das Priesterhaus mit dem Heroon, die byzantinische Kirche und das Leonidaion. Der in Vorbereitung begriffene zweite Band wird enthalten: das Gymnasium nebst Palästra, das Philippeion, die Exedra, eine der Thermen, ferner die Mosaiken, die polychromen Reste, die dorischen und ionischen Details, die reiche Sammlung von Terrakotten, die Dachziegel, Wasserleitungen und Brunnen, Basen und Altäre. Nach einer Anzahl von Terrainprofilen sollen acht größere perspektivische Rekonstruktionen den Schluß bilden; sie sind bestimmt, von der Erscheinung der Altis in Pausanias' Zeit eine angenähert sichere Vorstellung zu geben.

Der Vortragende betonte den trotz mancher beklagenswerten Lücken außerordentlichen Wert der Funde für die genauere Erkenntnis der griechischen Baukunst. Einige ihrer Gattungen, welche bisher nur aus der Litteratur bekannt waren, sind hier zuerst wieder zu Tage getreten und zwar zum Teil so vollständig, daß zuverlässige graphische Wiederherstellungen möglich sind. Dahin gehören die Schatzhäuser, das Buleuterion und das durch seine einfache, aber rationelle Anlage besonders wichtige Gymnasion. In baugeschichtlicher Beziehung nimmt unter allen bisher bekannt gewordenen Tempeln das Heraion den ersten Rang ein, weil an seinen Resten der sichere Beweis von der allmählichen Überführung uralter schlichter Bauweisen (Luftziegelmauern mit Holzstützen) in den monumentalen Steinbau geführt werden konnte. Ein ähnlicher Ruhm haftet an dem Schatzhause von Gela; da der Nachweis gelang, daß sein steinernes Kranzgesims noch mit polychromen Terrakotten bekleidet gewesen ist, wurde es möglich, die gleiche eigenartige Technik auch an sizilischen und unteritalischen Tempeln nachzuweisen und damit eine neue und wichtige Grundlage für die Beurteilung der Baukunst des sechsten Jahrhunderts zu erhalten.

Was bisher nur in den kampanischen Städten und zwar aus verhältnismäßig später Zeit möglich war, die sichere zeichnerische Wiedergewinnung der ursprünglichen Balkenlagen, Holzdecken und Ziegeldächer, gilt auch für namhafte ältere Bauten in Olympia. Besonders wichtige Ergänzungen sowohl in konstruktivem wie künstlerischem Sinne erhielt die Epoche der hellenistischen Baukunst, und das Gleiche gilt für die antike Metrologie durch die absolut genaue Maßbestimmung des olympischen Fußes, welche die Aufdeckung des Stadions lieferte. Endlich hat die genauere Durchforschung der zur Beurteilung antiker Festplätze so wichtigen, aber bisher fast immer übersehenen oder vernachlässigten Be- und Entwässerungsanlagen nebst den Brunnen eine Fülle von Thatsachen ergeben, welche zunächst für die Geschichte und Topographie der Altis ihre Verwertung finden soll und noch später für die Geschichte des Tiefbauwesens in Griechenland von bleibendem Werte sein wird.

Herr **Belger** sprach über das bekannte Gräberund innerhalb der Akropolis von Mykenä und suchte zu erklären, wie Schliemann zu einem ganz unglaublich klingenden und irreführenden Ausgrabungsberichte bei Beginn seiner Grabungen gekommen war. Jetzt, nach Vollendung der Ausgrabungen sehen wir das Gräberrund von einer Doppelreihe aufrechtstehender, paralleler Steinplatten umgeben, welche durch wagerecht daraufgelegte Steinplatten bedeckt war. Besonders am Eingange waren zwischen den vorspringenden Ecken noch senkrechte Querplatten aufgestellt, um dem sonst zerbrechlichen Baue größere Festigkeit zu geben, ähnlich wie im Schiffe die Querbalken, welche von einer Schiffswand zur anderen gehen. Als noch eine hohe Schuttdecke das Ganze verhüllte, begann Schliemann gerade an jenem Punkte zu graben und scheint zuerst auf den Eingang gestoßen zu sein. Nun berichtet er (Mykenä S. 89, S. 173), daß er eine Wasserleitung gefunden habe, „welche auf dem Schutt ruhte; da die unbehauenen Steine ohne irgend ein Bindemittel zusammengelegt sind, so ist es wirklich wunderbar, wie je das Wasser hindurchströmen konnte, ohne sich durch die Zwischenräume zu verlieren. Unmittelbar neben der kyklopischen Wasserleitung sind 12 grabförmige Behälter, bestehend aus großen Platten von hartem Kalkstein, die mit kleinen Platten zugedeckt sind“. Diese 12 „Wasserbehälter“, wie er sie S. 173 nennt, sind weder auf Schliemanns Plänen, noch auf Steffens Karte zu finden. S. 173 giebt uns aber einen Fingerzeig: „Die Einfassung der Agora wird von jenen 12 Wasserbehältern gebildet, rechts und links geht der doppelte Plattenkreis weiter“. Schliemann stieß also auf den Eingang, fand den durch innere Querplatten verstärkten doppelten Plattenkreis, hielt aber die durch die Querplatten entstandenen inneren Abschnitte für isolierte, selbständige Anlagen, und ging frisch mit der gänzlich unverständlichen Benennung von Wasserbehältern vor. Ob es nun gerade 12 waren, ist kaum noch zu konstatieren; denn Schliemann hat die Deckplatten abgehoben. In den beiden Seitenmauern des Einganges befanden sich wahrscheinlich 6 durch 4 Querplatten gebildete innere Abschnitte. Vielleicht zählte er die nächsten 6 Deckplatten links und rechts vom Eingange, wo der Plattenring besonders gut erhalten war, mit dazu. Somit ist wenigstens begreiflich, wie Schliemann durch vorschnelle Deutung des zuerst nur unvollständigen Fundes zu seinem falschen Berichte kam.

Der Bericht führt irre, weil man ohne obige Deutung leicht annehmen könnte, Schliemann hätte 12 Opfergruben gefunden, deren Charakteristikum es gerade ist, daß sie keinen ausgemauerten Boden haben. Was bei einem Wasserbehälter unmöglich ist, ist für eine Opfergrube notwendig. Des weiteren wies der Vortragende Schuchhardts Deutung einer innerhalb des Atreusgrabes gefundenen kleinen runden Höhlung als Stelle des Grabes zurück und erklärte das von Schliemann Altar genannte Bauwerk über dem vierten Grabe für eine Opfergrube.

Endlich konstatierte der Vortragende an der Hand der πρακτικὰ τῆς ἀρχαιολογικῆς ἑταιρίας von 1890, daß die Quelle Perseia niemals in die Burg selbst hineingeleitet worden war. Die Mykenäer hatten vielmehr durch die Nordmauer hindurch und noch 40 m außerhalb derselben einen überdeckten, unterirdischen Gang angelegt, welcher zu einem Reservoir führte, in dem sich die Gewässer kleinerer Quellen, vielleicht auch das der Perseia sammelte, und hatten sich so einen auch im Kriegsfalle sicheren Weg zum Wasser geschaffen (das Genauere s. diese Wochenschrift 1891, No. 15).

(Schluß folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 18. Juli. 1891. № 29/30.

Inhalt.

Zur Topographie von Athen.

Das τέμενος τοῦ δήμου καὶ τῶν χαρίτων nahe dem Markte. Die Basis des Bryaxis.

Wohl auf keinem Gebiete der Altertumskunde wird aufrichtigeren Sinnes gewünscht: δός μοι ποῦ στῶ als bei den Studien über die ἀγορά von Athen. Ist doch der Boden so unsicher, daß sogar über ihre Lage nicht völlige Einigkeit herrscht, geschweige denn über die wichtigen, sie umgebenden öffentlichen Gebäude. Das einzige Bauwerk aber, welches offen vor uns liegt und benannt ist, die Halle des Königs Attalos, wird wiederum bei Pausanias nicht erwähnt, und der am besten erhaltene Tempel des Altertums ist immer noch namenlos. Nur das erscheint jetzt sicher, namentlich nach der neuen πολιτεία des Aristoteles, daß er nicht das Theseion war An Ausgrabungen aber schien in dem dichtbewohnten Stadtviertel nicht zu denken.

Mit Freuden wurde darum die Nachricht begrüßt, welche Dörpfeld in den Mitteilungen des deutschen Archäologischen Instituts 1890, Sp. 444 f. brachte. Die älteste Eisenbahn Griechenlands, welche Athen mit dem Piräus verbindet und jetzt beim Bahnhofe nördlich vom sog. Theseion endigt, soll quer durch die Stadt bis zum Eintrachtsplatze weitergeführt werden. In einem offenen Einschnitt, dessen Sohle tief unter dem jetzigen Boden liegt, wird sie vom alten Bahnhofe bis zum Nordende der Attalosstoa und zum Kloster der Panagia und weiter in einem Tunnel unter der Athenastraße zum Dimarchion führen. Da hierbei der zwischen dem Theseion und der Attalosstoa liegende Stadtteil etwa 4 m tief durchschnitten wird, so darf man auf zahlreiche Funde rechnen. Auch die antike Straße, welche vom Dipylon bis zum Markte führte, muß durchschnitten werden. Wenn also von dieser Straße noch etwas erhalten ist, so muß es in dem Graben zu Tage treten.

Nach langem Warten kommt endlich jetzt die Nachricht von einem Funde, der zwar wiederum nicht bei Pausanias erwähnt wird und darum nicht sofort in vollem Maße für die Rekonstruktion des Ganzen ver-

Die nächste Nummer erscheint am 1. August.

wertbar ist, aber doch unsere Kenntnis des Sachverhaltes schon jetzt erweitert. In dem soeben erschienenen Hefte des ἀρχαιολ. δελτίον (Mai) veröffentlicht Lolling eine Anzahl von Ehreninschriften, welche in situ gefunden wurden (κατὰ χώραν S. 27, S. 40), und alle besagen, daß die Statuen der Geehrten im τέμενος τοῦ δήμου καὶ τῶν Χαρίτων aufgestellt sind. Wir kennen also nunmehr die Lage dieses inschriftlich wohlbekannten τέμενος. Zieht man (nach Lolling) eine gerade Linie in der Axe des Dipylons nach dem Nordfuße des Theseionhügels, so trifft dieselbe, wie es scheint, die Nordgrenze des genannten τέμενος. Lolling vermutet, daß es an der oben erwähnten Hallenstraße lag: στοαὶ δέ εἰσιν ἀπὸ τῶν πυλῶν εἰς τὸν Κεραμεικόν, καὶ εἰκόνες πρὸ αὐτῶν χαλκαῖ καὶ γυναικῶν καὶ ἀνδρῶν, ὅσοις τι ὑπῆρχεν εἰς δόξαν (Paus.). Dies würde mit den Fundnotizen stimmen. Hätte nur Pausanias dies τέμενος erwähnt, so wären wir einen großen Schritt weiter! — Es ist wohl zu hoffen, daß nunmehr die Ausgrabungen fortgesetzt werden. Auf den reichen Inhalt von Lollings Abhandlung und die Inschriften selbst können wir heute nicht eingehen; es wird gewiß Gelegenheit sich bieten, darauf zurückzukommen. Die wichtigste Stele ist von pentelischem Marmor, 1,35 m hoch, und trägt drei Psephismata zu Ehren desselben Mannes.

Bei denselben Ausgrabungen wurde am Nordostfuß des Theseionhügels in situ eine viereckige Basis parischen Marmors gefunden, 0,325 hoch, 0,74 lang; die Vorderseite trägt eine Inschrift, die drei anderen Seiten sind mit Reiterreliefs geschmückt. Die Oberfläche trägt eine kreisrunde Erhöhung mit einem Loche in der Mitte, vielleicht die Basis eines Dreifußes. Die Inschrift lautet:

Φυλαρχοῦντες ἐνίκων ἀνθιππασίᾳ
Δημαίνετος Δημέο Παιανιεύς,
Δημέας Δημαινέτο Παιανιεύς,
Δημοσθένης Δημαινέτο Παιανιεύς.
Βρύαξις ἐπόησεν.

Lolling setzt die Inschrift ca. 350 v. Chr.; die Basis wurde nach ihm etwa 40 m östlich von dem τέμενος τοῦ δήμου καὶ τῶν Χαρίτων gefunden und lag wahrscheinlich auch in der Nähe des Marktes, wo nach dem von Lolling citierten Komiker Mnesimachos die Phylarchen die junge Mannschaft übten:

στεῖχ' εἰς ἀγορὸν
πρὸς τοὺς Ἑρμᾶς,
οὗ προσφοιτῶσ' οἱ φύλαρχοι,
τούς τε μαθητὰς τοὺς ὡραίους,
οὓς ἀναβαίνειν ἐπὶ τοὺς ἵππους
μελετᾷ Φείδων καὶ καταβαίνειν.

Noch mancherlei Mauerzüge kamen zum Vorschein, die aber erst im weiteren Verfolge der Grabungen ihre Deutung erhalten werden. Wir werden auch ferner über die Funde berichten.

Antwort.

A. Ludwich macht mir Sp. 772 den Vorwurf, es sei mir bei Besprechung seiner Ausgabe des homerischen Hermeshymnus 'rätselhafter Weise entgangen', daß er 8 Hss des Gedichtes — die er ja aufzählt — vollständig verglichen habe. Aber wenn ich sage: „In einer kurzen Vorrede bietet L. eine gedrängte Übersicht der Handschriften, von denen er den Leidensis und Parisinus (bibl. nat. gr. 2763) in Königsberg ganz, den Florentinus bibl. Riccardianae 52 wenigstens bis 253 eingesehen hat", so habe ich damit durchaus nicht geleugnet, daß L. auch noch andere Hss, wie ja bekannt ist, „verglichen" hat; es sollte nebenbei nur erwähnt werden, daß die beiden zuerst genannten Hss L. in Königsberg zur Verfügung gestanden haben, und somit ein Hinweis auf die 'liberalitas' und 'humanitas' der Leidener und Pariser Bibliotheksverwaltung gegeben werden. Die Bemerkung aber über den Flor. 52 entstammt lediglich der Angabe Ludwichs 'quem usque ad 253 contuli'. Darum kann auch der Sinn des Wortes 'eingestehen', das ich gebraucht habe, nicht zweifelhaft sein. Die Verdienste Ludwichs — auch nur κατὰ τὸ σιωπώμενον — zu schmälern, liegt mir wahrlich ganz fern.

Stralsund. Rudolf Peppmüller.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 27.)

J. Kirchner, Prosopographiae Atticae specimen. Friedrich-Wilhelm-Gymn. zu Berlin. 41 S.

Dieses aus den Inschriften gezogene Verzeichnis von Personennamen mit Demenbezeichnung beschränkt sich auf die attischen Demen Kephissos, Paeania und Melite, der Zeit nach auf die vorchristliche Epoche. Zuweilen gelingt es hierbei, einen Stammbaum bekannter Familien zu stellen, z. B. bei Ἀθηναγόρας Ἀθηναγόρου Μελιτεύς. (Vgl. unsere Wochenschrift 1890, No. 15.)

Schlenger, Erklärende Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge zu einigen Stellen unserer Schulklassiker. Gymn. zu Mainz. 19 S.

Vor allem versucht sich Verf. an der schwierigen Stelle in Sophokles' Aias 650, wo von dem Eintauchen des Stahls in ein Ölbad (βαφῇ σίδηρος) die Rede ist. Denselben Gegenstand hat auch Direktor Pähler-Wiesbaden sehr eingehend behandelt, dabei eine Textänderung vorschlagend, da experimental nachzuweisen sei, daß ein Eintauchen des glühenden Stahls in Öl den letzteren nicht verbessere. Nach Schlengers Ansicht müßte man der Autorität des Sophokles trauen; es werde sich um eine verlorengegangene Kunst (man denke an die Enkaustik!) handeln.

W. Hamelbeck, Die rhythmischen Verhältnisse in den lyrischen und chorischen Dichtungen der Griechen. I. Progymn. zu Oberehnheim. 34 S.

Im vorliegenden Teile untersucht Verf. die Rhythmik in den daktylischen Partien der Chorlieder des Äschylus. Größere daktylische Partien finden sich bei Äschylus nur an zwei Stellen: in den Persern 852—907 und im Agamemnon 104—159. Beide Gesänge analysiert Verf. durch überaus kunstreich ausgeführte Schemata.

A. Jordan, Die Subskription des Clarkianus 39. Gymn. zu Lemgo. 2 S.

Diese berühmte Handschrift enthält bekanntlich die Mehrzahl der Platonischen Dialoge in reinster Gestalt. Die zweite Subkription derselben lautet nach alter und unbestrittener Lesung: ἐδόθη ὑπογραφῆς νομίσματα ιε, ἀμήν. Das sei falsch, die letzte Zeile bietet vielmehr Folgendes: ἐδόθη ὑπὲρ γραφῆς νομίσματα ιε, ὑπὲρ περγαμηνῶν νομίσματα ια. Denn was sollte auch „Amen" hinter einem Zahlungsvermerk? Für das Schreiben der Handschrift wurden also 15 Goldsolidi (72 νομίσματα = 1 Pf. Gold) gezahlt, für das Pergament 11 Solidi, die fertige Handschrift kostete demnach 24 Goldstücke.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Erster Band (Aba—Hysiris) Leipzig 1884—1890, Teubner. VIII, 3024 Spalten, gr. 8. Mit über 500 Abbildungen und einer genealogischen Tafel. 34 M.

Ob gegenwärtig für eine encyklopädische Behandlung der griechisch-römischen Mythologie der richtige Zeitpunkt sei, ist eine Frage, für die sich in utramque partem manches vorbringen läßt, deren Erörterung aber den Rahmen dieser Besprechung überschreiten würde. Ist doch auch durch die Vielheit der Verfasser dafür gesorgt, daß die gegenwärtig herrschenden Strömungen möglichst zu ihrem Rechte kommen, wenn dadurch auch die Benutzung des Lexikons für den nicht anderweitig Orientierten erheblich erschwert wird. Daß die Beschäftigung mit Mythologie etwas Berauschendes hat, ist bekannt und verständlich, und der Mythenforscher wird stets bis zu gewissem Grade theogonischer Dichter sein müssen; aber es ist auch unausbleiblich, daß die subjektive Überzeugung hier häufig in umgekehrtem Verhältnis zur objektiven Wahrscheinlichkeit steht. Je wärmer diese Überzeugung vorgetragen wird, desto besser für die Forschung; aber für ein Lexikon wäre etwas Entsagung am Platz. Zwar sind abweichende Ansichten häufig richtig und in genügender Ausführlichkeit mitgeteilt; doch hätten sich die Herren Mitarbeiter über eine gleichmäßiger und planvoller referierende Anlage einigen sollen, um dem Benutzer die Bildung eines selbständigen Urteils zu erleichtern. Mir ist namentlich an den Artikeln des Herrn Herausgebers aufgefallen, daß sie mehr oder weniger Wiederholungen seiner früheren mythologischen Forschungen sind; das ist ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Ergebnisse ein redaktioneller Fehler. Die in der Vorrede verheißene Übersicht über die mythologischen Theorien der neueren Zeit ist daher sehr wünschenswert, nur wäre sie besser vorangeschickt worden.

Daß das Lexikon an Vollständigkeit und Reichhaltigkeit alle früheren Arbeiten übertrifft, ist keine Frage. Vermißt habe ich die Artikel Alektrona, Anesidora, Eiresione, über welche unter Apollon nicht genügend gehandelt ist, und Erichtho. Wie weit der Begriff des Mythischen auf quasihistorische Personen auszudehnen sei, kann ja streitig sein; doch ist es besser, hier zu viel zu thun als zu wenig. Jedenfalls hätten Namen wie Androklos, Andropompos, Geres und andere Koloniegründer in das Lexikon gehört; andere solche Gestalten sind zwar behandelt, aber unvollständig. Unter Alkandros fehlt der Gegner des Lykurgos, der diesem ein Auge ausschlägt, ein offenbar mythischer Zug; unter Althaimenes der Temenide, über dessen Verhältnis zu dem Kreter Rohde Rhein. Mus. 36 S. 433 zu citieren war, auch die Form Althemenes war besonders anzuführen und die Ἀλθαιμενεῖς zu erwähnen. Unter Boros hätte auf die Βωρεῖς in Ephesos, Kyzikos und Perinthos hingewiesen werden müssen; zu Chthonia hätte Pherekydes von Syros angeführt werden müssen; bei Daidale ist die angebliche Zeusbraut des platäischen Festes nicht erwähnt; unter Hektor fehlt der Heros von Chios. Derartige Versäumnisse werden sich noch zahlreiche nachweisen lassen und sind entschuldbar: sie lassen sich durch sorgfältige Nachträge gutmachen. Daß namentlich im ersten Teil einige der kleineren Artikel recht dürftig geraten sind, wird in der Vorrede zugestanden. Einige erinnern bedenklich an Pape-Benseler, z. B. Erigone, andere nicht einmal das. So fehlen unter Antandros fast sämtliche Stellen. Daß Vaseninschriften fleißig berücksichtigt sind, ist lobenswert, weniger, daß sie mit Vorliebe nach dem C. I. G. citiert werden; wo solche Namen auf den Vasen bestimmter Meister vorkommen, hätten auch diese genannt werden müssen, z. B. bei Andromachos. Die Namensform Eurytios von der korinthischen Vase mon. d. I. VI 33 ist weder unter Eurytios noch unter Eurytos erwähnt.

Von den größeren Artikeln sind eine Anzahl der wichtigsten vom Herrn Herausgeber selbst bearbeitet, so Aphrodite, Apollon, Athena, Gorgonen, Hera und Hermes Dankenswert sind bei Hera und Hermes die topographischen Zusammenstellungen über die Verbreitung des Kultes, welche leider bei Apollon und Athena fehlen Nur wäre eine Untersuchung über Ursprung und Ausbreitung der Kulte in weit größerer Ausdehnung, als sie angestellt wird, wünschenswert H. D. Müllers Stammesmythologie war eine Paradoxie; aber sie hatte berechtigte Grundlagen, deren Beachtung Roscher vor gräko-italischen Irrtümern hätte schützen können. Roscher ist sich der historischen Entwicklung der griechischen Göttergestalten — denn um diese handelt es sich in diesem Bande — wohl bewußt; aber sie erscheinen bei ihm doch vorwiegend als panhellenische, aus deren allgemeinster Eigenschaft die übrigen abgeleitet werden, als ob die allgemeinste Eigenschaft auch immer die ursprünglichste wäre, aus welcher sich die anderen wie durch einen logischen Prozeß ent-

wickelt hätten. Daß aber das Exempel möglichst ohne Rest aufgeht, ist in der Mythologie keineswegs immer ein Beweis seiner Richtigkeit. So wird Apollon als Sonnengott, Hera als Mondgöttin, Hermes als Windgott entwickelt. Die Grundlagen, auf welche diese Deutungen sich stützen, sind zum Teil sehr unsicher. Wenn eine Gottheit jemals Hauptgott oder Hauptgöttin oder Gemahlin des Hauptgottes eines Volkes oder Stammes war, was von vielen Olympiern wahrscheinlich ist, so wird eine ursprüngliche einfache Naturbedeutung, auch wenn sie immer vorauszusetzen wäre, mit unseren Mitteln in den seltensten Fällen nachweisbar sein, da eine solche Gottheit die Funktionen anderer Götter zu attrahieren pflegt wie der Prinzipat die republikanischen Ämter. Kommen nun weiter mehrere solche Göttergestalten in einem größeren Götterstaate zusammen, so sind Kompromisse notwendig: der zu anderen schon herrschenden neu aufgenommene Gott wird Seiten seines Wesens opfern müssen und häufig gerade die wichtigsten, weil diese bereits in festem und unbestrittenem Besitz sind, oder weil sie der allgemeinen Religionsrichtung des aufnehmenden Volkes widerstreiten. An den Stätten seines Kultes kann ein solcher Gott seine ursprügliche Macht und Geltung fester bewahren, wie Demeter oder Amphiaraos; er kann aber auch als Eindringling durch den Ruhm seiner Kultstätte aufs neue ein fast monarchisches Ansehen gewinnen, wie der delphische Apoll, welches seiner ursprünglichen Stellung nahe kommen mag, mit ihr aber nichts zu thun hat. Klarlegung des Ursprünglichen und seiner Verzweigung ist aber für jede Vergleichung unerläßliche Vorbedingung. Am wenigsten helfen zur Feststellung des Ursprünglichen Etymologien, welche bei Götternamen naturgemäß teils wegen ihres Alters, teils wegen der Vorliebe der Griechen für fremde Götter am unsichersten sein müssen. (Die Ableitung der Beinamen des Apollon Φοῖβος von Ι'φαF und Λύκιος von einer Lichtwurzel sind beide bestreitbar oder wenigstens nicht zwingend und durften nicht am Anfang der Argumentation stehen.) Zwei Vorfragen werden sich in den seltensten Fällen entscheiden lassen, erstlich die, ob ein Gott überhaupt ursprünglich Naturbedeutung gehabt hat, und dann die, ob er an einen bestimmten Naturkörper oder Naturvorgang gebunden war. Neben der Erklärung der Götter als φύσεως ὑποστάσεις καὶ στοιχείων διακοσμήσεις steht z. B. ihre Herleitung aus dem Ahnenkultus. Ich bin weit entfernt davon, in diesem die alleinige Wurzel der Göttergestalten zu erkennen; aber daß er bei einigen Völkern auch für die höhere Mythologie eine wichtige Rolle gespielt haben kann, läßt sich nicht bestreiten. Setzen wir den Fall, Apollon sei ursprünglich Ahnengeist der Lykier gewesen. Als solcher wurde er naturgemäß zum Kriegsgott und Sühngott, und auch die Übertragung der Eigenschaften eines Lichtgottes auf ihn läßt sich wohl begreifen. Ich glaube nicht, daß dies der ursprüngliche Prozeß ist; aber daß Apollon ursprünglich griechischer Sonnengott sei, läßt sich ebenso wenig beweisen. Wichtiger ist die andere Frage nach der ursprünglichen Ausdehnung des Wirkungskreises eines Gottes. Die älteste Urkunde über griechische Religion ist das Homerische Epos. Diese Religion ist dualistisch, sie setzt eine feste Schranke zwischen Leben und Tod, Mächte des Lichtes und der Finsternis. Das Epos hat dabei eine ausgesprochene Abneigung gegen Tod und Finsternis, fast einen Widerwillen, von diesen Dingen zu reden. So spielt im Homerischen Olymp das Lichte die Hauptrolle und verleitet zur Überschätzung der Bedeutung atmosphärischer Erscheinungen für die Ursprünge des griechischen Götterglaubens. Daß aber diese Religion eine Kulturerrungenschaft ist und kein Erzeugnis eines bewußtlos schaffenden Volksgeistes, ist aus Homer selbst überall ersichtlich. Eine ältere universellere Bedeutung der Göttergestalten hat sich in den Kulten vielfach bewahrt, hier sind die Götter Repräsentanten des gesamten Naturlebens, licht und dunkel zugleich, in den meisten Mysterienkulten ist diese Doppelseitigkeit fortgebildet zu der sich stets wiederholenden Tragödie einer Götterfamilie. Hier ist es nicht möglich, die leidende, wieder versöhnte Götterkönigin mit einem Himmelskörper zu identifizieren. Der Versuch Roschers z. B., Hera als ursprüngliche Mondgöttin zu erweisen, kann nicht als gelungen bezeichnet werden. Das Wenige, was für die Mondbedeutung der Hera von Argos spricht, war bereits von Usener angeführt worden. Daß diese Züge aber die ursprüngliche Bedeutung der Hera bewahrt haben, bleibt zu beweisen. Vor allem wäre hier die Verbreitung des Kultus zu untersuchen und dann Hera in Bezug auf ihren anerkannt wichtigsten Mythos, die Hochzeit mit Zeus, mit verwandten Göttinnen auf griechischem Boden zu vergleichen gewesen. Keine andere Gottheit verdankt in dem Grade dem Epos ihren Ruhm als Hera. Es ist klar, daß sie in das Epos aus Argos gelangt ist. Daß aber Argos der erste Sitz ihres Kultus sei, ist sehr unwahrscheinlich. Überblicken wir die Stätten mit altem Herakult, so weisen alle Spuren nach Mittelgriechenland

als dem Ausgangspunkt des Kultes, auf die ursprünglichen Sitze der Dryoper und Abanten. Samos wurde vom nordöstlichen Peloponnes aus besiedelt, dort hat ein Hauptsitz des Herakultes, Hermione, nach guter Überlieferung dryopische Bevölkerung; hoch altertümliche Herafeste treffen wir in Platää und dem benachbarten Euböa. Hera ist also von einer lokal verhältnismäßig beschränkten Verehrung aus durch das Epos zu panhellenischer Geltung gelangt. Im Kultus hat sie die parallelen Gestaltungen nicht zu verdrängen vermocht. In Attika herrscht Demeter, in Kreta Europa unbestritten fort. Die Sagen aller dieser Göttinnen gipfeln, wie die der Hera, in der Hochzeit mit dem höchsten Gotte und waren also in erster Linie zu vergleichen, oder es war nachzuweisen, daß diese Seite im Wesen der Hera sekundär ist, was Roscher allerdings anzunehmen scheint, was aber wahrscheinlich zu machen ganz unmöglich ist. In allen diesen Sagen und Kulten nun erscheint die Götterkönigin wenigstens zur Hälfte chthonisch, womit nicht gesagt ist, daß sie eine Personifikation der Erde sei; aber sie zu einer Mondgöttin zu machen, ist noch viel unmöglicher. Entschieden chthonisch faßt Hera der Hesiodische Dichter des Apollonhymnus auf, der sie den Typhaon gebären läßt. Diese Auffassung wird Sp. 2105 nur ganz kurz erwähnt als nachhomerisch, womit nichts oder etwas Falsches gesagt ist; ebenso wird kurz darauf für den Mythos der Fesselung Heras durch Hephaistos nur auf 'Hephaistos' verwiesen, obwohl die dort von Rapp nach Jahn wiederholte Deutung auf die Mondgöttin schlecht paßt. Unzureichend ist auch die Behandlung der uns gut bekannten Daidala in Platää wie überhaupt des ἱερὸς γάμος. Hier waren die Mittel, welche Mannhardts grundlegende Forschungen an die Hand geben, zu verwenden; Roscher scheint diese zwar zu schätzen, aber ohne die nötigen Folgerungen für seine eigenen Arbeiten zu ziehen.*) Während so die wichtigste Überlieferung nur ungenügend ausgebeutet ist, sind die Grundlagen für die Mondgöttin Hera die denkbar baufälligsten. Ein Hauptargument bildet ein Vasenbild (das übrigens keineswegs so alt ist, wie R. zu meinen scheint), auf welchem ein angebliches Heraidol die Attribute der Mond- und Geburtgöttinnen, Fackel und Bogen, in der Hand hält. Aber selbst wenn erwiesen wäre, daß für diesen Typus der Iodarstellungen das Heraidol integrierend war, folgt nicht notwendig, daß der Vasenmaler sich dessen bewußt war, und wenn er auch beabsichtigte, ein archaisches Heraidol darzustellen, so folgt nicht, daß ein solches, wie er es malte, existierte; es genügte ein dunkles Bewußtsein, daß archaische Idole viele Attribute zu halten pflegen. Ferner wird Gewicht gelegt auf das Zeugnis des Apollodoros, daß Dione der epirotische Name der Hera gewesen sei. Daß die dodonäische Zeusgemahlin Dione hieß, ist bekannt, und weiter besagt auch im Grunde Apollodor nichts. Aber das Zeugnis Apollodors, Hera sei mit Dione 'identisch', muß urgiert werden; denn Dione ist wieder lautlich mit Juno 'identisch', und Juno ist sicher Mondgöttin, also ist Hera Mondgöttin. Wer auf die Identifikationen antiker Theologen Gewicht legt, der kann aus Aischylos und den Orphikern beweisen, daß Zeus mit den anderen Göttern identisch ist und die griechische Religion ursprünglich henotheistisch.*) Was heißt überhaupt, Hera und Dione sind identisch? Gewiß, sie haben dieselben Funktionen, wenigstens zum Teil, die mythische Anschauung, welche sich für die einen in Hera verkörpert, findet bei den andern in Dione ihre Vertretung, man kann also mit viel mehr Recht behaupten, Hera und Dione schließen sich aus. Oder man muß auch die Identität mit Demeter, Semele, Europa und anderen gelten lassen, die leider weder Mondgöttinnen noch mit Juno etymologisch identisch sind. Wie soll man sich nun die gräko-italische Identität der Hera und Juno denken? Wie hat diese Göttin geheißen? Im Griechischen könnte ihr doch nur Dione entsprechen, also wäre Hera eine jüngere, nach der Trennung entstandene Ausprägung desselben Begriffs, die sich von lokaler Geltung aus panhellenisches Ansehen verschafft hätte, also nicht identisch mit Juno? Denn daß die panhellenische Geltung jung und im Kulte niemals durchgedrungen

*) So ist es schwer begreiflich, wie man Berührungen allgemeiner Art zwischen Aphrodite und semitischen Naturgöttinnen zum Beweis der orientalischen Herkunft der Aphrodite benutzen kann, nachdem Mannhardt selbst einen so befremdlichen Teil des Kultus wie die Prostitution als aus arischen Anschauungen verständlich nachgewiesen hat. Dies muß bemerkt werden, da Roscher für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, zuerst orientalische und griechische Elemente in der Gestalt der Aphrodite klar geschieden zu haben. Daß orientalische Elemente in dieser Göttin vorhanden sein können, soll nicht geleugnet werden; aber sie nachzuweisen, erfordert ganz andere Mittel als die von R. angewendeten.

*) Daß die Mondgöttin Hera-Juno zur Himmelskönigin geworden sein soll, weil der Mond auch regina siderum genannt wird, würde man lieber verschweigen, wenn Roscher es nicht zweimal hätte drucken lassen.

ist, läßt sich nachweisen. Oder ist Hera uralt und hat bei den Italikern Serva geheißen, bevor sie Juno hieß, sind alle ihre Nebenbuhlerinnen junge Bildungen, die erst später wieder von ihr verdrängt wurden? Dafür liegt auch nicht der Schatten eines Beweises vor. Die Sprachvergleichung hat zwischen griechischer und italischer Mythologie sehr geringe Übereinstimmungen nachweisen können. Dem gegenüber geht Roscher darauf aus, die Wesensverwandtschaft einer Anzahl griechischer und römischer Göttergestalten zu erweisen. Diese spricht für Verwandtschaft der religiösen Bedürfnisse und Anschauungen beider Völker, aber keineswegs für ursprüngliche Identität der betreffenden Götter. Es ist das der Standpunkt der römischen Theologen, der für uns doch lediglich historische Bedeutung haben darf. Ich mußte meine methodischen Bedenken an Beispielen entwickeln, weil Roscher häufig Einnehmendes von seiner Methode sagt*), und weil die scheinbare Abgeschlossenheit der Resultate leicht irreführt. Eine eingehendere Berücksichtigung der religionsgeschichtlichen Momente, der langen und komplizierten Entwicklung, welche der griechische Götterglaube bereits in vorhomerischer Zeit durchgemacht hat, wird häufig auf abgeschlossene Resultate verzichten lehren und vor einer Vergleichung der fertigen Göttergestalt mit solchen bei fremden Völkern warnen, bevor die Elemente aller Parallelbildungen auf gleichem Boden hinreichend analysiert sind. Daß die Roscherschen Artikel überall gründliche Kenntnis der Überlieferung und der Litteratur bekunden, soll ausdrücklich anerkannt werden; doch könnte letztere mitunter ausführlicher besprochen werden.

In sehr verschiedener Weise sind die sonstigen Hauptgottheiten der Griechen bearbeitet. Der Artikel Artemis von Schreiber verzichtet auf mythologische Spekulation und giebt ein übersichtliches Bild der Überlieferung, wobei auch die landschaftlichen Besonderheiten genügend berücksichtigt werden. Sehr anerkennenswert ist der Artikel Asklepios von Thrämer wegen genauer Kenntnis und kritischer Sichtung des Materials. Ein beachtenswerter Versuch, Mannhardtsche Gesichtspunkte fruchtbar zu machen, ist von F. A. Voigt in dem Artikel Dionysos gemacht worden. Ich halte die Tendenz für richtig, wenn auch eine ausreichende Begründung in dem Rahmen des Lexikons nicht gegeben ist und nicht gut gegeben werden konnte. Ein Irrtum ist es, wenn Sp. 1045 angenommen wird, Zeus sei den Thrakern, von welchen Dionysos richtig hergeleitet wird, fremd gewesen und die Verbindung beider Götter erst eine Folge der Adoption des Dionysos durch die Griechen.*) Daß gleich darauf die Schenkelgeburt des Dionysos mit der Couvade in Zusammenhang gebracht wird, ist eine Geschmacksverirrung; Sp. 1053 war aus Plut. quaest. gr. 38 die Form Αἰολεῖαι statt Ὀλεῖαι anzuführen, es macht den Eindruck, als halte der Herr Verfasser die (thörichte) antike Etymologie (= ὀλοαί) für richtig. Der Artikel Geryoneus desselben Verfassers ist archäologisch nicht ausreichend, die Typen sind nicht genügend auseinandergehalten, auch philologisch ist die Bemerkung falsch, τρικέφαλον bei Hesiod widerspreche dem Metrum. Vgl. die Ausgabe von Rzach zu der Stelle. Die besten Artikel sind meines Erachtens die von O. Crusius, namentlich Erysichthon, Harpalyke und Hyperboreer. Hier zeigt sich eine ebenso fruchtbare wie vorsichtige Anwendung der Mannhardtschen Gesichtspunkte vereinigt mit einer genauen Kenntnis und kritischen Beurteilung der antiken Überlieferung, welche Mannhardt infolge seines Bildungsganges abging. In dieser Richtung bleibt den klassischen Philologen noch viel zu thun. Befremdlich von der Redaktion ist es, daß die Verbindung zwischen den Artikeln Apollon und Hyperboreer nicht hergestellt ist: unter Apollon wird die meines Erachtens falsche Etymologie ὑπερϜόρειοι von Curtius befolgt ohne Verweisung auf die überzeugende Auseinandersetzung von Crusius. Hervorgehoben zu werden verdient noch der schwierige Artikel Heros von Friedrich Deneken. Er zeichnet sich durch Reichhaltigkeit, Urteil und Übersichtlichkeit aus. Unter den Denkmälern sind etwas einseitig die Reliefs berücksichtigt und die Terrakotten vernachlässigt.

Einzelne Versehen und Versäumnisse, welche nicht selten sind, anzuführen, ist hier nicht der Ort, nur einige typische Fehler müssen noch zur Sprache kommen. So ist es falsch, wenn man persönliche, sehr unsichere Vermutungen in einem Lexikon zur Geltung bringen will: sie werden dadurch, wenn unrichtig, gemeingefährlich. Derart ist der Versuch Kuhnerts, die Typhoeusdarstellungen auf archaischen Vasen für schlangenbeinige Giganten in Anspruch zu nehmen. Wenn er an der scheinbaren Harmlosigkeit der Schlangenfüßler Anstoß nimmt, so verkennt er die Formensprache der archaischen Kunst, und es würde doch dasselbe

*) Vgl. den Umschlag des ersten Halbbandes.

*) Vgl. jetzt den Aufsatz von Kretschmer über Semele und Dionysos in 'Aus der Anomia' S. 17 f.

Bedenken auf die Giganten Anwendung finden. (Vgl. M. Mayer, Tit. u. Gig. S. 276.) Als Beispiel für methodische Unsicherheit diene der Artikel Harpyien von Engelmann. Als Naturbedeutung der Harpyien wird hier die der Sturmwolken angegeben. Diese kann doch nur aus der sekundären Verflechtung der Harpyien mit den Boreaden in der Argonautensage abgeleitet sein, welche für ihre ursprüngliche Bedeutung nichts beweisen kann. Schon aus der aktiven Namensform ergiebt sich die Bedeutung der dahinraffenden Winddämonen, daß ἅρπυιαι mit θύελλαι ganz synonym gebraucht wird, ist vollständig ignoriert. Auch die Behauptung Sp. 1846, daß die Harpyien als Todesdämonen vorwiegend in Vogelgestalt dargestellt worden seien, ist unrichtig; übersehen ist hier wie in einer früheren Arbeit des Herrn Verfassers der altgriechische Spiegel aus Präneste mon. d. d. IX 56. Kürze ist ein Vorzug lexikalischer Artikel. Die Artikel von Sybels sind meist von monumentaler Kürze (vgl. Dione): aber diese dürfte nicht auf Kosten der Vollständigkeit erkauft sein. Unter Dike erfahren wir nichts über die Rolle, welche diese Göttin in der orphischen Theologie und in Abhängigkeit von dieser bei Euripides und Platon gespielt hat, auch die unter Euripides' Einfluß stehenden Vasenbilder (Pelops, Unterwelt) hätten erwähnt werden müssen. Stilistische Unschönheiten infolge der lexikalischen Gedrängtheit finden sich auch in anderen Artikeln vielfach und sind entschuldbar. Einzelnes würde sich allerdings schwer entschuldigen lassen, wenn es nicht erheiternd wirkte; so, was Sp. 950 von den Danaiden erzählt wird: „So wurden sie an einheimische Jünglinge vermählt und durch diese Mütter der Danaer, der bisherigen Pelasger, Hyg. 34, 10 ff. Eur. fr. 230". Steht das wirklich schon bei Euripides? Daß auch Helden des Epos aufgenommen sind, deren mythischer Charakter nicht unbestritten ist, ist löblich, nur sind die über sie handelnden Artikel zum Teil mehr ethnographische wie mythologische (Achilleus, Hektor) und lassen leider philologische Schulung oft vermissen.

Die römische Mythologie ist in guten Händen, namentlich die Arbeiten von Birt (Ceres, Diana, Dea dia, Genius), Peter (Bona dea, Epona, Hercules) und Wissowa sind als gründlich und kritisch hervorzuheben. Wissowa ignoriert Mannhardts mythologische Forschungen; doch sind die Verweise von Roscher nachgetragen. Besonders dankenswert sind die Arbeiten Eduard Meyers über ägyptische und orientalische Gottheiten sowie die numismatischen Beiträge Drexlers.

Daß die Kunstmythologie der wichtigsten Göttergestalten besonderer Bearbeitung vorbehalten blieb, ist sehr zweckmäßig. Die wichtigsten Artikel rühren hier von A. Furtwängler her und enthalten eine Fülle des Materials und guter Gedanken, wie man es bei diesem Forscher gewohnt ist. Freilich werden auch hier mitunter persönliche Überzeugungen mit allzugroßer Sicherheit vorgetragen; indes würde der Nachweis im einzelnen einen zu großen Raum erfordern, auch ist eine ausführliche Besprechung wenigstens der ersten Artikel bereits von anderer Seite erfolgt.*) Unter Gryps Sp. 1760 ist man auf die Gründe gespannt, welche F. veranlassen, den Stil der gravierten Straußeneier aus Vulai und verwandter Denkmäler auf phokäischen Einfluß zurückzuführen. Daß dieser Stil griechisch ist, war wohl nicht neu. Im Artikel Eros rührt auch der mythologische Teil von F. her: er ist kurz gehalten, aber recht verständig. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Kunstmythologie des Herakles, welche auch für die philologische Forschung bereits fruchtbar geworden ist (von Wilamowitz, Euripides Herakles I S 258 ff.**) Zu den Aktorionen konnte vermutungsweise noch die Vase bei Gerhard Apul. Vasen II 8—10 gezogen werden, wo Herakles gegen einen zweileibigen Gegner kämpft (Berlin 3258; vgl. Klein, Euphronios[2] S. 60 Anm. 1). Sehr zweifelhaft ist Deutung und Lokalisierung der auf Sp. 2221, 5 erwähnten Vase, da diese Vasenklasse wahrscheinlich ostgriechisch ist. Zu Asklepios und Dionysos hat Thrämer den kunsthistorischen Teil in anerkennenswertester Weise geliefert.

Die Abbildungen sind im ganzen zweckentsprechend ausgewählt und genügen auch technisch dem Zweck des Lexikons. Sehr anerkennenswert ist, daß manche bisher unpublizierte Denkmäler geboten werden. Für bescheidene Ansprüche nicht genügend ist die Abbildung des Apollon von Tenea und des Herakleskopfes aus Aequum. Auch von den Vasenbildern machen einige den Eindruck schülerhafter Tintebausen auf schlechtem Ölpapier. Da einmal neben den notwendigen auch ornamentale Abbildungen zugelassen sind, so würde man unter Euphorbos gern den bisher wenig zugänglichen Teller aus Rhodos abgebildet sehen, der sich neuerdings auch in Baumeisters Denkmälern I. S. 730 findet. Vielleicht läßt er sich unter Menelaos nachholen, von welchem doch nicht viel zu sagen

*) Zeitschr. für d. österr. Gymnasien 1886 S. 677 ff. (Studniczka).

**) S. 265 Anm. 9 mit Recht gegen die Schlüsse, die F. aus der Dreifußgemme Sp. 2212 zieht.

ist. Wenig verbreitete und kostspielige Publikationen sollten überhaupt in solchen Werken, die auf weite Verbreitung berechnet sind, nach Möglichkeit gebrandschatzt werden, während die Wiederholung von Abbildungen aus Gerhards A. V. oder gar Overbecks Troischem Sagenkreis ohne Schaden beschränkt werden könnte. Unter Adonis vermisse ich die Abbildung des etruskischen Spiegels archaisch-griechischen Stiles mon. d. J. VI, VII 69 Gerhard, Etr. Spiegel 115 der meines Erachtens eine von der gewöhnlichen Sage abweichende Version voraussetzt.

Wenn die an dem ersten Bande gemachten Erfahrungen dem zweiten zu gute kommen, so wird das Lexikon jedenfalls ein brauchbares Nachschlagewerk werden.

Basel. Ferdinand Dümmler.

Otto Gruppe, Die rhapsodische Theogonie und ihre Bedeutung innerhalb der orphischen Litteratur. (Siebzehnter Supplementband der Jahrbücher für klassische Philologie S. 689—747). Leipzig 1890, Teubner. 1 M. 60.

Die orphischen „Rhapsodien“, aus welchen die Neuplatoniker ihre Bemerkungen über die orphische Götterlehre zogen, wurden seit Schuster für nachplatonisch erklärt; in neuerer Zeit aber haben O. Gruppe und Kern nachgewiesen, daß der Inhalt jenes Buches in hohes Altertum zurückreicht. Daraus schien sich die Konsequenz zu ergeben, daß Plato doch das Gedicht gelesen haben müsse, und so folgerte in der That Kern. Dagegen wendet sich jedoch der Verfasser der hier zu besprechenden Schrift, welche mit Susemihls „Dissertatio de theogoniae Orphicae forma antiquissima“, (Greifswald 1890) größtenteils zusammentrifft. Das Ergebnis ist, daß in älterer Zeit bereits mehrere Theogonien neben einander existierten und Plato unter diesen eine von den Rhapsodien wesentlich verschiedene benützte.

Die Abhandlung ist durch treffliche Methode und ungesuchte Schlußfolgerung ausgezeichnet, und ich stehe nicht an, die Resultate rückhaltlos anzunehmen. Es sind nur Nebensachen, in welchen mir nicht das Richtige getroffen, beziehungsweise die Sache nicht erschöpft scheint, so (S. 693) bezüglich der Stelle des Philebos p. 66 c. Hier war zu bemerken, daß Sokrates γενεά nicht als Generation, sondern als Gattung faßt, wie er es schon p. 66 b gethan hatte: über die fünf erlaubten Gattungen hinaus sind die Vergnügungen unziemlich. Was das Citat des Plutarch (S. 694) anlangt, so scheint mir kaum zweifelhaft, daß θυμὸν ἀοιδῆς verderbt ist aus οἶμον ἀοιδῆς, welches man, die bukolische Cäsur nicht beachtend, wegen des scheinbaren Hiatus beanstandete. S. 696 läßt sich der Verfasser durch unsere falsche Übersetzung von γάμος als „Ehe“ irreführen. In diesem Worte liegt nichts von Legitimität; bei Proklos zu Tim. 293 c steht dazu folglich nicht die „unregelmäßige Zeugung“ im Gegensatz, sondern die vaterlose, welche z. B. Hesiod für Erebos und Nyx (Theog. 123) sowie die älteren Kinder der Gaia (126—8) annimmt. Dike als Hesiodischer Horenname kann nicht Rest der alten Verbindung von Dike und Helios sein (S. 708), weil die Hesiodischen Horen ethisch, nicht physisch sind. Hesiod ist überhaupt ein wenig vernachlässigt, z. B. S. 719, 1 „die Worte οἱ δέ könnten sich auf die vorhergenannten Homer und Hesiod zurückbeziehen“. Nein, sie müssen sich, außer auf Υ 308, auf Hes. E. 285 ἀνδρὸς δ' εὐόρκου γενεὴ μετόπισθεν ἀμείνων beziehen.

Zu dem Hauptergebnis kommt S. 728 f. eine sehr geschickte und vollkommen zutreffende Polemik gegen Kern, welcher im Hermes 24, 498 ff. behauptet hatte, die orphischen Hymnen enthielten bloß durch Interpolation einige orphische Lehren; eigentlich seien sie stoisch.

Endlich folgen einige allgemeine Erwägungen über die orphische Litteratur.*) Auch dieser Abschnitt enthält vieles Richtige, nur hätte ausdrücklich gesagt werden können, daß die orphische Litteratur sich nicht in eine Litteraturgeschichte einfügen will, weil sie religiös ist und mit einem andern Maßstabe als ein Litteraturwerk gemessen werden will. Von der rhapsodischen Theogonie wird gesagt: „Sie will die gesamte vor ihr liegende orphische Überlieferung, soweit sie sich äußerlich vereinigen läßt, zusammentragen“. Das ist wohl richtig, aber nicht ihr eigentümlich; das Entsprechende findet ja bei der Hesiodischen Theogonie statt.

Unter den drei Exkursen erörtert der zweite eine Differenz von Susemihl. Während dieser nämlich eine materielle Übereinstimmung der platonischen und rhapsodischen Theogonie zugiebt, läugnet Gruppe sogar diese. Hier ist ihm jedoch der Erweis der Wahrscheinlichkeit nicht ganz geglückt. Seine Indizien sind eigentlich alle indirekt; positive Kraft hätte nur die Philebosstelle, welche wir bereits erwähnten, wenn sie nur wirklich das besagte, was der Verf. in sie hineinlegt.

Würzburg. Sittl.

*) Der Name 'Ερικάπαιος erinnert an Παντικάπαιον.

Theod. Reinach, De Archia poeta. Thèse. Paris 1890, Leroux. 65 S. gr. 8.

Der erste Teil der Schrift behandelt das Leben des Archias, seine Abstammnng, Reisen, das Verhältnis des Dichters zu den römischen Gönnern, seinen Prozeß. In gefälliger Darstellung bringt der Verf. meist Bekanntes, nicht viel Neues, das auf einige Sicherheit Anspruch machen kann: solches läßt sich auf diesem Gebiet auch kaum gewinnen. Archias hat, um einiges aus diesen Kapiteln mitzuteilen, in jungen Jahren möglicherweise den Dichter, den er am getreulichsten in seinen Epigrammen nachahmt, den Antipater aus Sidon persönlich kennen gelernt. Jener Lucullus, mit dem Archias nach Sizilien reist, ist nicht L. Ponticns, sondern der Vater Lncius, der während des Sklavenkrieges in amtlicher Eigenschaft nach Sizilien ging. Die Anklage des Gratius ist gehässig und ein Angriff auf Lucull, als gesetzwidrig kann man sie nicht bezeichnen; denn wenig beweist das Zeugnis der Griechen aus Heraclea, nicht eben viel die Prätorliste (des Metellus) gegenüber den Censorlisten, in welchen Archias' Name nicht erscheint, und was zur Erklärung dieses Umstandes von Cicero angeführt wird, befriedigt nicht.

Von den Dichtungen des Antiocheners handelt der zweite Teil; es sind vor allem vier Epen: ein Cimbricum, Mithridaticum, Tullianum, Caecilianum. Beendigt hat Archias das Epos auf Lucull, die drei andern nur begonnen: 'passato il pericolo, gabbato il santo'. Die 'Caeciliana fabula', das im Jahre 61 geschriebene oder begonnene Heldengedicht auf einen der Meteller, verherrlichte nicht den Q. Metellns Numidicus, nicht dessen Sohn Q. Pius, sondern den Q. Metellus Creticns: die beiden ersten sind lange vor 61 gestorben: Creticus aber hielt seinen Triumph in dem gleichen Jahre, in welchem der Prozeß des Archias spielte. Das Mithridaticum, eine Quelle der Plutarchischen Darstellung im Lncullus, bestand gleich den Argonautica des Apollonius aus 4 Büchern. Der Inhalt und Umfang jedes einzelnen Buches läßt sich aus der Cicerostelle pro Arch. IX 21 annähernd bestimmen. Ich weiß nicht, was mit derartigen Vermutungen, selbst wenn man ihnen eine gewisse Wahrscheinlichkeit einräumen wollte, gewonnen ist. Forschungen, welche die Archiasepigramme zum Gegenstand nehmen, sind meines Erachtens ersprießlicher und notwendiger. Die Anthologie enthält, wie bekannt, Epigramme des Makedoniers, Mitylenäers, Byzantiers Archias, des jüngeren Archias, des Grammatikers Archias, neben solchen, die das einfache Autorlemma 'Αρχίου tragen. Diese letzteren, 21 an der Zahl, weist Reinach ohne viel Bedenken dem Antiochener zu: es ist dies eine bequeme Auffassung, bei welcher sich Reinach jede eingehendere Untersuchung über die homonymen Dichter erspart. Ferner betrachtet der Verf. als erwiesen, daß von den Epigrammen des Antiocheners, also von jenen 21 Gedichten sich keines in der Sammlung des Meleager, keines in dem Kranze des Philippos befand: auch diese Anschauung hilft über manche Schwierigkeiten weg, nur schade, daß ihr gewichtige Bedenken entgegenstehen. Reinachs Sammlung der Archiasepigramme beginnt mit VII 68: dem Verf. ist wohl unbekannt, daß Ad. Menk in den Epigrammen auf Diogenes VII 63—68 ein Meleagerfragment erkennt. Man mag diese Annahme Menks beanstanden, das zweite Archiasepigramm (VII 191) eröffnet jedenfalls eine Epigrammenreihe, die aus dem Kranze des Meleager stammt; über den Ursprung der Epigramme VII 192—203 konnte Reinach in Weißhäupls Schrift über die Grabgedichte Belehrung finden. Es bilden aber VII 191—193 und VII 194—203, wie sich aus der alphabetischen Anordnung der Meleagersammlung ergiebt, zwei Fragmente: von diesen beginnt das erste mit dem Archiasepigramm, auf das ein Epigramm des Mnasalkas folgt; umgekehrt geht ein Mnasalkasepigramm (VII 212) den beiden nächsten Archiasepigrammen (VII 213 und 214) voran, welche mit VII 215 nach Menk ein Meleagerfragment bilden. So finden sich z. B. auch die Archiasepigramme VI 16 und VI 207 im Anschluß an Meleagerreihen; und wenn sich nun erweisen läßt, daß der Mitylenäer Archias zum Meleagerkranze beisteuerte, wird man dann nicht versucht sein, bei dem einen oder dem andern der bezeichneten Epigramme sich vielmehr ein Μιτυληναίου zu denken (das sich bei Archiasepigrammen findet) als ein 'Αντιοχέως (das keinem dieser Epigramme beigefügt ist)? Damit will ich keineswegs sagen, daß weitere Kombinationen betreffs der Autorschaft jener Gedichte ausgeschlossen seien; vergleicht man z. B. VII 213 (ἐπεὶ καὶ κοίρανος ὕμνων Μαιονίδας γρίφοις ἰχθυβόλων ἔθανεν) mit VII 1 (ἡρώων τὸν ἀοιδὸν — ἐκ Μοιρέων γρῖφον ὑφηνάμενοι), so möchte man bei dem Cikadenepigramm am ersten an eine Änderung von 'Αρχίου in 'Αλκαίου denken: der Messenier Alcäus ist vertreten im Kranze des Meleager, und manche Wendungen in seinen Gedichten erinnern an Ausdrücke, die sich in VII 213 finden. Will man die Frage nach Verteilung der Epigramme an die homonymen Dichter beantworten, so muß man

selbstverständlich Sprache und Metrik der verschiedenen Epigramme untersuchen: was in dieser Beziehung von Reinach geboten wird, ist ziemlich wertlos; seine wichtigste Beobachtung auf metrischem Gebiet betrifft das Vorwiegen der weiblichen Hauptcäsur vor der Penthemimeres. 'De dactylorum et spondeorum numero ac ratione iis disserendum relinquo, qui capillos quadrifariam dividere laetantur' lauten des Verf. Worte, bezeichnend für die Grenzen, welche er in diesem Punkt und in andern seinen Untersuchungen gezogen hat. Daß die 6 Epigramme IX 345—348, IX 351. 354 von Planudes irrtümlich dem Archias zugeschrieben worden, bedarf keines Beweises; gegen die Palatinische Autorüberlieferung (Λεωνίδου) hat der Verf. bei vier von jenen Epigrammen (IX 345—347, 354) einiges Bedenken darum, weil die Isopsephie mangele. Für IX 346 habe ich bereits, was wohl dem Verf. entgangen, durch eine Textänderung, die der Sinn erfordert, die Isopsephie hergestellt; bei den 3 andern Epigrammen ist sie darum bis jetzt nicht nachweisbar gewesen, weil man Textverderbnisse nicht erkannt oder nicht beseitigt hat; die vermißte Isopsephie ist gewonnen mit der Emendation des Textes, welche ich hier für eines der 3 Gedichte mitteilen will. Das Medeaepigramm (IX 345) ist folgendermaßen zu schreiben:

Οὐ τόσον ἄρ' Ἀθάμας ἐπιμήνατο παιδὶ Λεάρχῳ
  ὅσσον ὁ Μηδείης θυμὸς ἐτεκνοφόνει·*)
ζῆλος ἐπεὶ μανίης μεῖζον κακόν. εἰ δὲ φονεύοι
  μήτηρ, ἐν τίνι που πίστις ἔτ' ἐστὶ τέκνων;

Οὐ τόσον Ἀθάμας ist Lesart des Palatinus und des Marc. 481; mit der Stephaniana schreibt man gewöhnlich οὐ τόσον οὐδ' Ἀθάμας (so auch Dilthey); nach meiner Meinung ist vielmehr ΑΡ vor ΑΘ ausgefallen, und ἄρα (ergo) ist passend bei Angabe des Eindruckes, den der Anblick von Timomachos' Gemälde auf den Zuschauer macht. Ich habe außerdem τίνι που für τίνι νῦν und ἐπιμήνατο für ἐπεμήνατο geschrieben; daß diese Änderungen berechtigt sind, zeigt folgende Rechnung. Für den ersten Hexameter ergeben sich die Zahlen 470 (οὐ) + 690 (τόσον) + 101 (ἄρ') + 252 (Ἀθάμας) + 564 (ἐπιμήνατο) + 105 (παιδὶ) + 1546 (Λεάρχῳ), d. i. die Summe 3728; für den ersten Pentameter die Zahlen 590 (ὅσσον) + 345 (ὁ Μηδείης) + 719 (θυμὸς) + 1085 (ἐτεκνοφόνει), zusammen 2739. Der zweite Hexameter enthält 315 (ζῆλος) + 100 (ἐπεὶ) + 309 (μανίης) + 182 (μεῖζον) + 161 (κακόν) + 19 (εἰ δὲ) + 1105 (φονεύοι) = 2191, der zweite Pentameter 456 (μήτηρ) + 425 (ἐν τίνι) + 550 (που) + 800 (πίστις) + 820 (ἔτ' ἐστὶ) + 1225 (τέκνων), zusammen 4276. Für das erste Distichon erhält man 3728 + 2739 = 6467, für das zweite Distichon 2191 + 4276 = 6467. Das Epigramm gehört also zu den ἰσόψηφα, ist von dem Alexandriner, und weder darf τέκνων (Dilthey τεκέων) noch ἐτεκνοφόνει geändert werden.

Als Appendix giebt Reinach die 21 Epigramme, die nach seiner Meinung der Antiochener verfaßt hat. Mit dieser Sammlung ist dem, welcher ein mehr als flüchtiges Interesse den Archiasepigrammen zuwendet, wenig gedient. Handschriftliche Mitteilungen fehlen, die Schreiber der Autorlemmata werden von dem Verf. nicht angegeben; für die Fragen aber, welche von Reinach behandelt oder gestreift werden, ist es doch wohl von einiger Wichtigkeit, zu wissen, ob die Autorüberlieferung von dem ersten Schreiber, von dem Lemmatisten oder von dem Korrektor stammt. Dürftig sind die erklärenden Noten, die meist nur Quelle und Nachahmung der einzelnen Epigramme festzustellen suchen und kaum etwas Neues bieten, das von Belang wäre. Beachtung verdient Reinachs Schreibung von VI 181, 2: ἄλλος ἀπ' ἀλλοίας σοι λίνα, Πάν, ἔθεσαν; unbrauchbar aber ist die Vermutung zu VII 214, 8 πολυφαυστούς (für πολυψάμμους; möglicherweise schrieb der Dichter: χῶμα πολυψάμμους ὦσέ σ' ἐπὶ σπιλάδας). XV 51, 6 ist wohl εἰ λογάδα στρατιὴν ὤλεσεν ἠιθέων (nicht ἡμιθέων) zu schreiben. VII 147, 7 heißt es auch bei Reinach: εἰ δέ σε μὴ τεύχεσσιν Ἀχιλλέος ὥπλισεν Ἑλλάς; dies ὥπλισεν ist aber bei folgendem ὅπλα πορούσα (innerhalb desselben Satzes) durchaus unwahrscheinlich; der Verf. des Gedichtes schrieb wohl ἠγλάϊσ' oder ἐστόλισ' Ἑλλάς.

Sehr dankenswert wäre eine gründliche Untersuchung der Archiasepigramme: sie müßte für jedes Epigramm die Stelle prüfen, welche ihm in der Anthologie des Kephalas zugewiesen ist, sein Verhältnis zu Meleagrischen oder Philippischen Fragmenten feststellen; über Diktion, Dialekt und Metrik der verschiedenen Gedichte, über Art und Umfang der Imitation müßte unter Berücksichtigung verwandter Anthologiedichter eingehend gehandelt werden; auf diesem Wege würde man, meine ich, zu dem Ziele gelangen, für manche der Archiasepigramme die Frage über Echtheit oder Unechtheit,

*) Das Gedicht wird von mir nebst IX 345 und 347 anderwärts besprochen; es ist zuletzt behandelt im Rhein Mus. B. XXVII S. 300 von Dilthey. Die auch daselbst vorgeschlagene Änderung von ἐτεκνοφόνει in ὁ τεκνοφόνου ist unzulässig, weil sie, wenn man es mit der Interpretation genau nimmt, den Dichter das Ungereimte sagen läßt, daß Learch auch der Gegenstand rasender Verfolgung Medeas gewesen sei.

die Frage nach dem wirklichen Verfasser befriedigend zu beantworten.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Joh. Paulson, Symbolae ad **Chrysostomum Patrem.** I. De codice Lincopensi (accedit tabula palaeographica). 88 S. 4. II. De libro Holmensi. V, 96 + V S. 4. Lund 1890. 2 Kr. 75.

Joh. Paulson, Notice sur un manuscrit de **Saint Jean Chrysostome** utilisé par Érasme et conservé à la bibliothèque royale de Stockholm. Lund 1890, Hjalmar Köller. 65 S. 8. 1 Kr.

Der Verfasser, welcher in diesen drei Schriften zwei kurze, zufällig nach Schweden verschlagene Bruchstücke von Handschriften des heil. Chrysostomus behandelt, spricht die Absicht aus, in derselben Weise allmählich die übrigen Handschriften dieses Kirchenvaters zu veröffentlichen, wodurch unsere Bibliotheken um eine erhebliche Reihe von Quartbänden bereichert werden dürften. Denn Paulson verzeichnet alles, was sich verzeichnen läßt, und besonders, wie es scheint, in der Absicht, den Einwirkungen des Neugriechisch auf die einzelnen Schreiber nachzuspüren, jede Kleinigkeit in der Orthographie in sachlich geordneten Tabellen, jedes ι für ει oder η, jede Verwechslung von ο und ω, jeden falschen Spiritus oder Accent und vergißt nicht, in zwei besonderen Registern mitzuteilen, wo das N ἐφελκυστικόν vor Konsonanten durch Rasur und wo es durch einen übergesetzten Punkt getilgt ist. Mit derselben peinlichen Genauigkeit werden die Abkürzungen aufgezählt und der Leser ausführlich belehrt, daß nicht nur ἄνθρωπος, θεός u. dergl., sondern auch die übrigen Deklinationsformen dieser Wörter in der allbekannten Weise geschrieben sind. Dem gegenüber treten die eigentlichen Varianten (rationes legendi) etwas zurück; über sie zu urteilen vermeidet der Verfasser, da die handschriftliche Grundlage des Textes noch zu wenig bekannt sei. Wo er trotzdem in den Anmerkungen Vermutungen ausspricht, handelt es sich meist darum, ein offenkundiges Glossem oder eine arge Verderbnis in seinen Handschriften durch die Worte zu verteidigen, „vielleicht hatte der Archetypus . . . .“ In keinem dieser Fälle vermag ich beizustimmen.

Sehen wir nun diese Handschriften selbst an, um zu beurteilen, wie weit sie einen so ungemeinen Fleiß verdienen.

Der Cod. Lincopensis, welchem die erste Schrift gewidmet ist, besteht aus 58 Blättern einer Papierhandschrift der Homilien zum ersten Corintherbrief, welche im 17. Jahrhundert ein Begleiter des Grafen Königsmark als Tütenpapier für Gewürze aus Griechenland mitbrachte. Paulson setzt sie in den Anfang des zwölften Jahrhunderts; mir scheint nach der beigegebenen vorzüglichen Tafel die Handschrift frühstens dem Ende des dreizehnten, eher dem vierzehnten Jahrhundert zuzuweisen — falls nicht eine noch spätere Nachahmung älterer Schriftzüge anzunehmen ist. Der Schreiber ist, wie man auf fast zwei Dutzend Quartseiten Paulsons mit Seufzen erfährt, in orthographischen Dingen recht nachlässig; der kritische Wert der Handschrift scheint sehr gering.

Interessanter ist jedenfalls der Stockholmer Codex, von dem leider kein Faksimile gegeben ist; Paulson datiert diese Pergamenthandschrift ums Jahr 1000. Es sind 148 Blätter, in sich nicht zusammenhängende Trümmer einer großen Homiliensammlung, welche früher aus mehreren Bänden bestand. Bei dem Ordnen der falsch zusammengebundenen Bruchstücke, welche den Homilien *cum Saturninus et Aurelius acti essent in exilium*, *in Eutropium*, *de Anna II—V*, *in parabolam de decem milium talentorum debitore*, *de Davide et Saule I—III*, *in Psalmum XCV*, *de gloria in tributationibus*, *cum presbyter fuit ordinatus*, *Salutate Priscillam et Aquilam*, *Habentes eundem spiritum fidei I—III*, *Vidi dominum*, *Laus Maximi*, und im Berechnen des weiteren Inhalts der Handschrift zeigt Paulson großen Scharfsinn. Nur ist der Catalogus Augustanus (Migne XIII S. 141) zumal bei den starken Abweichungen von unserer Handschrift dafür eine sehr ungenügende Grundlage.

Der sehr sorgfältig geschriebene Codex weicht von dem Text Monfaucons stark ab und zeigt deutliche Interpolationen, daneben aber eine Anzahl vorzüglicher Lesungen, sodaß er, falls nicht etwa seine Vorlage noch gefunden wird, das günstige Urteil Paulsons S. 77 rechtfertigt.

In der dritten Schrift sucht der Verfasser zu erweisen, daß dieser Codex Holmensis in weniger verstümmeltem Zustand von Erasmus von Rotterdam zu seiner im Jahre 1533 erschienenen Übersetzung von 8 Homilien benutzt worden ist. Der Beweis gründet sich zunächst darauf, daß in der von Erasmus benutzten Handschrift die erste Homilie über Anna bis auf den Schluß fehlte, im Cod. Holmensis aber jetzt die erste ganz sowie ein Stück vom Anfang der zweiten, ferner daß eine Lücke, welche Erasmus in dem im Holmensis verlorenen Anfang der zweiten dieser Reden in seiner Handschrift fand, genau dem Umfang eines Blattes im Cod. Holmensis entspricht. Der Verf. vergleicht nun die Übersetzung des Erasmus mit dem Text des Holmensis, soweit derselbe von der

Vulgata (Migne) abweicht: in der That stimmen beide sehr oft überein; doch zählt Paulson selbst mehr als 20 Stellen auf, in denen die Übersetzung des Erasmus von den Lesungen des Holmensis abweicht und mit der Vulgata übereinstimmt, auch wo die Lesungen der letzteren nicht leicht durch Konjektur zu finden waren. Sollte Erasmus wirklich den Holmensis benutzt haben, so muß man wohl annehmen, daß er, ohne es anzugeben, daneben noch eine andere Handschrift heranzog. Die Frage ist noch nicht zu entscheiden, weil weder Paulson noch ich die übrigen Handschriften, in welchen diese Homilien überliefert sind, kennen. Durchaus verfehlt scheint mir die Behauptung, daß auch Gesenius in seiner Übersetzung den Holmensis benutzt hat.

Hoffentlich findet Herr Paulson Gelegenheit, wenigstens für einzelne Teile des Chrysostomus die ältesten Handschriften sämtlich zu prüfen und das Resultat zusammenfassend und nicht mehr nach Schreibarten und Lesarten der einzelnen gesondert vorzulegen.

Rostock. R. Reitzenstein.

M. Tullii Ciceronis paradoxa ad M. Brutum, erklärt von **M. Schneider.** Leipzig 1891, Tauchnitz. 84 S. 8. 1 M.

Nach einem kurzen Vorworte bespricht der Herausg. in der Einleitung (S. 7—16) die Abfassungszeit, den Zweck, Namen, Inhalt sowie die Widmung der Schrift und stellt dann die Handschriften und Ausgaben zusammen. Hieran schließt sich der Text mit erklärenden Anmerkungen (17—75), denen ein kritischer Anhang folgt. Von dem handschriftlichen Material hat Schneider mein Programm (De codicibus Vossianis 84 et 86 denuo excussis, Aurich 1885. 86) nicht benutzt, obgleich er es S. 83 bei den Lesarten von § 43 citiert.

Als Grundlage für den Text dient mit Recht die Ausgabe von C. F. W. Müller. Als Abweichungen notiere ich § 11 ascendit für escendit, 18 diuturnum sit [futurum] für diuturnum sit futurum, ebend. suspirare für suspirare libere, 21 sapienti für sapiente, 22 huic addi für huc addi, 26 quidquid peccatur für quidquid peccetur, 31 iubeant non eris tu exul? Exul non appelletur is, qui cum telo fuerit? für iubeant ... + appellet inimicus, qui cum telo fuerit? 44 non arca appellari potest für non arca, quae appellari potest, ebend. si, ut aiunt, Danaum für si, ut aiunt + Danaum, 48 ditissimus für divitissimus.

An vier Stellen stimme ich Schneider bei und schreibe mit also ihm § 18 suspirare, 21 sapienti (zumal auch der codex Vossianus 86 sapienti nach meinem Programm S. 63 überliefert), 44 non arca appellari und ut aiunt Danaum, wo nach Schneider habuisse aus dem vorhergehenden habet zu ergänzen ist. § 31 wird schwerlich mit dem bis jetzt benutzten handschriftlichen Material geheilt werden. An den übrigen Stellen verteidige ich Müllers Lesarten. § 12 müssen wir ohne Zweifel Africanus maior, quid? minor lesen, wie die beiden Vossiani überliefern. Schneiders Bemerkung S. 77 „quid? minor scheint in den besseren codd. zu fehlen" ist also nicht richtig. Außerdem klammere ich § 17 mit Anz, dessen Ausgabe der paradoxa ich in dieser Wochenschrift (XI 239) angezeigt habe, das zweite durch die maßgebenden codd. überlieferte non in den Worten non modo non repugnanti nicht ein, wie Müller und Schneider thun. Auch an der u. a. von dem Herausg. zur Rechtfertigung angeführten Stelle (de off. III 29, 105) halte ich mit Sabbadini (vergl. dessen Ausgabe, Turin 1889, Loescher) die Worte non modo non für richtig, weil diese sich in den besten codd. finden. Im Widerspruche mit allen Herausgebern streiche ich § 29 das nicht überlieferte ut. Denn dieses dürfte hier nur dann eingeschoben werden, wenn Cicero nicht in Wirklichkeit als civis optumus, sondern nur zum Schein empfohlen wäre. Endlich muß § 43 gegen Halm, Baiter, Müller, Anz und Schneider die durch die beiden Vossiani überlieferte Lesart früherer Ausgaben exspectas aut ne exspectas quidem wieder hergestellt werden.

Die Anmerkungen sind sorgfältig zusammengestellt, hätten jedoch kürzer und weniger zahlreich sein können. Die Ausstattung des Buches verdient lobende Anerkennung.

Aurich. H. Deiter.

C. Sallusti Crispi bellum Catilinae, historiarum orationes et epistulae. Scholarum in usum recognovit **Rob. Novák.** Accedunt incertae originis opuscula Sallustiana. Prag 1891, Storch Sohn. 95 S. 8.

Als ich die vorliegende Ausgabe Sallusts jüngst zur Hand nahm, hatte ich gerade die Besprechung der Leistungen Nováks auf dem Gebiete der Liviuskritik gelesen, wie sie H. J. Müller im Jahresbericht 1891 S. 161 ff. und S. 178 f. veröffentlicht hat. Die Durchnahme der Verbesserungsvorschläge Nováks zum b. Catilinae bestätigte mir die Richtigkeit des Urteiles von Müller auch für die Sallustkritik Nováks: überall bekommt man den Eindruck, daß sich der Herausgeber in den Sallust gründlich eingelesen hat und den Sprach-

gebrauch desselben genau kennt, ferner daß er wohl an manchen Stellen das Richtige vermutet, daß man aber auf diese Weise der Streichung und der Ersetzung des Überlieferten durch das vermutlich Richtige den Boden einer besonnenen Kritik verläßt.

Alte Probleme der Sallustkritik treffen wir hier in der adnotatio critica aufs neue behandelt, so ob Cat. 3, 2 actorem oder auctorem zu lesen sei (die für auctorem citierte Stelle Vell. II 12, 6 habe ich nicht finden können), ferner ob Cat. 6, 7 possem oder possum angenommen werden müsse: die Zurückweisung von possem durch Hinweis auf fuderit und ceperit kann ich nicht anerkennen: denn der Irrealis der Gegenwart hat die Consecutio eines Präsens, z. B. Cic. Fam. 10, 25, 3 illud utinam ne vere *scriberem* ea te re publica carere, in qua neminem prudentem hominem res ulla *delectet* (natürlich kann auch Attraktion stattfinden. vgl. Schmalz-Wagener Lat. Schulgramm. § 258 Anm.); die Konstruktion 18, 2 coniuravere, de qua geht nach Nováks Ansicht selbst über die Kühnheit eines Sallust hinaus, und deshalb schiebt der Herausgeber coniuratione ein: das geminierte iamiam in Iug. 14, 22 wird mit Rücksicht auf Sallusts Sprachgebrauch verworfen, ja der Gedanke verlange einfaches iam: und Wölfflin hat in seiner Abhandlung über die Gemination S. 470 doch nachgewiesen, daß, wenn irgendwo, iam iam hier am Platze sei!

Die Zahl der wirklich angenommenen und der vermuteten Interpolationen ist sehr groß. So finden wir namentlich viele Stellen, wo der Herausgeber Zusätze erkennt. die aus einer andern Schrift Sallusts entnommen seien, z B. 36, 5 sei morbi atque uti tabes aus Iug. 32,4 hervorgegangen; 30, 4 quibus omnia mos erat aus Iug. 80, 5 hinübergenommen.

Verbesserungsversuche, welche bisher in den Schulausgaben Eingang gefunden, werden zurückgewiesen und die Überlieferung bevorzugt. So hält Novák Cat. 33, 1 plerique patriae sed omnes für echt, während Eussner, Jacobs-Wirz, meine Ausgabe und die Bearbeitung meiner Ausgabe für die nordamerikanischen Schulen durch Herbermann (Boston und New-York 1891) plerique patriae sedis, omnes fama vorziehen.

Ich muß es mir versagen, auf alle Einzelheiten einzugehen und meinen Widerspruch gegen eine große Anzahl der vorgenommenen oder doch wenigstens vorgeschlagenen Änderungen geltend zu machen; dies soll einer andern Zeit vorbehalten bleiben. Immerhin wird man dem Herrn Herausgeber dankbar sein müssen, daß er uns seine Bedenken über die allerdings vielfach bedenkliche Überlieferung nicht vorenthalten hat: in der Abänderung selbst wird man ihm freilich selten folgen können.

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

Paul Hirt, Über die Substantivierung des Adjektivums bei **Quintilian.** Berlin 1890, Progr. des Sophien-Gymnasiums. 28 S. 4.

Es ist kaum zu glauben, daß wir bei der vielen Sorgfalt und Mühe, welche auf die Kritik Quintilians verwendet wird, noch keine genügende Darstellung der Sprache desselben besitzen. Der erste Versuch, ein Bild der Sprache Quintilians zu entwerfen, stammt aus dem Jahre 1858 (Törnebladh, De elocutione Quintiliani. Upsalae 1858); die Abhandlung, so interessant sie ihrer Zeit war (vgl. meine Syntax² S. 394 No. 52), kann heute nicht mehr entsprechen, auch ist sie nicht mehr zu bekommen, und doch wird sie nicht durch eine neue zeitgemäße ersetzt! Da müssen wir denn Arbeiten begrüßen wie die vorliegende, welche eine erschöpfende Behandlung des Quintilianischen Sprachgebrauchs in nahe Aussicht stellen. Der Verfasser ist offenbar im Besitze umfassender Sammlungen, er hat seine Beobachtungen nicht allein auf das engumgrenzte Thema beschränkt, welches er monographisch behandelt, sondern ein offenes Auge für alle wichtigen Fragen gehabt, er hat schließlich die erforderliche Kenntnis der Litteratur, um zu wissen, worauf die Beobachtung sich besonders zu erstrecken hat. Wir möchten daher wünschen, daß Verf. vorliegender Arbeit, wie er hier die Untersuchungen des ebenso quintilian- wie grammatikkundigen Direktors Becher von Aurich*) weiter ausgeführt hat, so sich mit seinem Vorgänger auf diesem Gebiet zu einer erschöpfenden Darstellung der Sprache Quintilians verbinden möge; der lateinischen Sprachwissenschaft wäre damit ein großer Dienst geleistet!

Hirts Programm bietet in der Hauptaufgabe eine eingehende Behandlung der Substantivierung der Adjektiva und Partizipien. Zu grunde gelegt sind (wie auch in §§ 3 u. 4 meiner Stilistik) die Untersuchungen und Sammlungen von Ott im Programm von Rottweil 1874; die Einteilung beruht auf Nägelsbachs Disposition, welche sich wegen ihrer Übersichtlichkeit bewährt hat. Verf. hat es zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen; aber es geht aus seinen Einzelergebnissen hervor,

*) Vgl. dessen Quaestiones grammaticae, Progr. Ilfeld 1889.

daß auch auf diesem Gebiete Quintilian den klassischen Gebrauch zu wahren sucht, dabei aber unwillkürlich als Kind seiner Zeit in den abwärtsführenden Strom hineingerät. Dies zeigt sich in der Verbindung des substantivierten Neutrum Plurale mit einem Genetiv. Wenn auch Quintilian z. B. IX 4, 74 *ultima versuum* sagt, so sind doch solche Beispiele ganz selten bei ihm zu finden (9 im ganzen), während Livius, Tacitus u. a. sie in Menge bieten, vgl. z. B. Schönfeld, De Taciti studiis Sallustianis, Leipzig 1884, der S. 31 sagt: hunc usum genetivi sensu partitivo neutris adiectivorum additi amplificavit Sallustius, excoluit Livius, effuse adhibuit Tacitus. Aus den Beispielen, welche Schönfeld aus Cicero anführt, geht hervor, daß Quintil. etwas, aber nicht sehr viel, über den klassischen Gebrauch hinausgegangen ist.

Fast so wertvoll als die Ausführungen der eigentlichen Abhandlung sind einige Exkurse. So erfahren wir über die Stellung der attributiven Adjektiva, Numeralia und Pronomina vor oder nach dem Substantivum einiges, was die Wahrnehmungen von Rohde, Reckzey, Preis, Albrecht ergänzen kann. Mit Recht wird betont, daß Quintilian — wohl auch andere Autoren! — bei der Wortstellung auch auf den Wohlklang Rücksicht genommen, namentlich den Hiatus bei langen Silben mit demselben Vokale zu vermeiden gesucht habe. Während daher z. B. futurus gewöhnlich voransteht, sagt Quintil. doch nur oratori futuro, um dem schlimmen Hiatus in futuro oratori auszuweichen. Ferner erfahren wir zur Ergänzung der Beobachtungen von Meusel, Hansleiter u. a., daß Quintil. vor Konsonanten überhaupt nur a, nicht ab gebraucht hat, sowie interessantes Detail über das Vorkommen von e und ex, z. B. nur ex tempore, aber nur e regione etc. Schließlich giebt Verf. genauen Einblick in den Gebrauch der Partizipien; auch hier sucht Quintil. den klassischen Standpunkt zu wahren, indem er z. B. von Part. fut. act. nur futurus adjektivisch gebraucht, folgt aber der Übung seiner Zeit, wenn er das Part. fut. act. ohne esse umfänglich zum Ausdruck adverbialer Verhältnisse beizieht.

Für den Antibarbarus habe ich reichen Nutzen aus der vorliegenden Abhandlung gezogen. So ist z. B. *ex integro*, das ich erst aus Suet. und Justin zu belegen wußte, jetzt durch vier Stellen aus Quintil. in ein besseres Licht gekommen; *diversus*, das mir aus Tac., Juristen und Kirchenschriftstellern in der Bedeutung gegnerisch, z. B. pars diversa, bekannt war (vgl. Neue Jahrb. 1891 S. 224), kenne ich nun auch in diesem Sinne aus Quintil.; Kraners Behauptung, daß post paulum sich häufig bei Quintil. finde, ist als übertrieben zurückgewiesen, u. s. w. Auch die §§ 3, 4 und 45 meiner Stilistik sowie die Lehre vom Partizip und von den Präpositionen in der historischen Syntax sind durch die Resultate Hirts genauer geworden.

Wir wünschen zum Schluss nochmals, daß der Monographie bald eine umfassende Darstellung der Gesamtsyntax und Stilistik Quintilians folgen werde, wie wir es oben bereits ausgesprochen haben!

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

Richard Klotz, Grundzüge altrömischer Metrik. Leipzig 1890, Teubner. X, 590 S. gr. 8. 12 M.
(Schluß aus No. 28.)

Von dem zweiten, 'Metrik' betitelten Teile behandelt der erste Abschnitt die Bildung der Cäsuren und Schlüsse, der zweite die Bildung der Hebungen und Senkungen. Zu den letzteren verstatte ich mir an dieser Stelle nur einige Bemerkungen. Nach dem Verf. hat Plautus im zweiten Fuß der anapästischen Dipodie den Daktylus unter folgenden Bedingungen zugelassen: 1) entsprechend der griechischen Praxis, wenn auch die Hebung des ersten Fußes aufgelöst ist, 2) ganz abweichend von dem Griechischen, wenn nach der zweiten Senkung Wortschluß eintritt, und wenn die zweite Hebung von den mittleren, natürlich betonten Kürzen eines viersilbigen Wortes gebildet wird. Schon die für den zweiten Fall angeführten, noch einer Vermehrung fähigen Belege kommen den ersteren an Zahl fast gleich; sie überwiegen ganz bedeutend, wenn man diejenigen Stellen dort als neutral aussondert, wo bei Auflösung der ersten Hebung nach der zweiten Senkung Wortschluß stattfindet oder ein choriambisches Wort in Elision seine natürliche Betonung behält, wie Pseud. 910, Stich. 28 neben Pseud. 911, 1329. Dann bleibt nur eine nicht erhebliche Zahl von Stellen übrig, wo die aufgelöste erste Hebung ein auf der paenultima betontes daktylisches resp. daktylisch auslautendes Wort oder ein auf der ultima betontes trochäisches Wort mit folgender Kürze den zweiten Fuß bildet. Aber auch die wenigen Fälle letzterer Art, wie Pseud. 1190 (wenn hier wirklich die Messung essĕ sciam statthaft ist) und Poen. 1178 verstatten nach der Darlegung des Verf. S. 295 noch eine andere Auffassung. Für die daktylischen Wortformen 'giebt es von diesem Gesetze nach unserer Überlieferung nur drei Ausnahmen, eine wirklich auffällige, Pseud. 947 et intér pocúla, und zwei zulässige', Pers. 781 Ita me Toxilus perfabricauit

(entschuldigt durch den Eigennamen und die Fortführung des Daktylus in der nächsten Dipodie) und Poen. 1187 per quem uiuimus uitalem aeuom, wo aber nach Analogie von obli(ui)scor, di(ui)tiae u. a. zweisilbige Aussprache beabsichtigt sein soll. Mir sind noch folgende Ausnahmen bekannt: Cas. 822 nir te uestiat, Stich. 16 Facit iniurias immerito, Truc. 110 de praedonibus praedam capere, Pseud. 1295 quid tu malum in os igitur mi ebrius irructas (so A, die Pall. ergo in os, offenbar verstellt statt os ergo), ferner, wenn Pseud. 603 nuntium vor der Diärese und Rud. 961 amplius am Dimeterschluß in einem System wirklich statthaft ist, Ba. 1198 censes sumére, Triu. 828 iam ante auribus; Cist. II 1, 3 supero atque antideo cruciabilitatibus animi liegt die Vermutung sehr nahe, daß atque interpoliert und zu lesen ist: supero ántideo cruciábilitatibus áuimi und Stich. 45 entzieht sich wegen der Verderbnis des Versanfanges der Beurteilung. Nicht eben viel größer ist die Zahl der Belege, auf die sich das Gesetz des Verf. gründet, zumal wenn man, abgesehen von Unsicherem und Irrtümlichem (wie Pers. 797 manus additast st. m. aditast), noch die Stellen in Abzug bringt, wo die angenommene Messung nicht unbedingt notwendig ist, wie Aul. 722 (dĭēs), Ba. 1182 (nĭhĭl st. nil), Curc. 140 (tŭŏ), Stich. 43 (sĭ ĭlli). Es ist daher sehr die Frage, ob Poen. 1179 das Arabús murrinus des Ambr. (Arabius m. die Pall.) unrichtig ist, ib. 1183 die Schreibung Quod pol cetéris den Rhythmus zerstört, und ob es nicht statthaft ist, Pseud. 177 zu messen multa hnc ab amatóribus conueniant. — Die streitige Frage nach der Zulassung daktylischer Füße, welche entweder von einem daktylischen Worte oder einem trochäischen und der ersten Kürze des folgenden Wortes gebildet werden, im Anlaut trochäischer Verse behandelt Verf. S. 308 ff. sehr oben hin. Ich sehe zunächst von allen den Stellen ab, wo er andere Messung geltend macht, wie ómnibus etc. Nach ihm kommt es schließlich auf zwei Stellen hinaus: Men. 386 Accipe dum hoc, Ep. 3 Respice uero Thesprio; denn Truc. 262 erscheint ihm das Réprime sis des Sacerdos richtiger als das klar durch den Sinn geforderte Comprime sis unserer Hss (nicht bloß das A, wie Verf. falsch angiebt), wiewohl es sich durch den enklitischen Charakter von sis rechtfertigen ließe. In beiden Fällen macht er Enklisis des folgenden Wortes geltend, die er für uero damit begründet, daß enimuero geschrieben wird. Ist es aber wirklich wahr, daß es sich nur um diese Stellen handelt? Wie steht es mit Poen. 512 Sícine opórtet, Stich. 135 Vósne latrónes im Versanfang und im Anlaut der zweiten Vershälfte mit Mil. 1370 ésse fidélem, Pers. 663 númmus abésse, um von Stellen wie Epid. 573 und Rud. 1121 abzusehen, wo Verf. wie Triu. 880 Multa simúl andere Messung geltend machen könnte? Für die Verwendung daktylischer Wörter im Anlaut der zweiten Vershälfte giebt es mehrere Belege: Cist. V 1, 4 amplius, Ba. 411 perdidit, Mil. 721 ebrius, Pers. 14 Toxilus, Trin. 1127. Vid. fr. V 3 aedibus; für den Versanfang sind mir nur folgende bekannt: Most. 842 Latius demumst, Aul. 781 Noscere, Ba. 981 Optumus: denn bei diesen beiden Stellen braucht sich die Verderbnis der zweiten Vershälfte keineswegs auch auf die erste zu erstrecken. — Während Verf. den Gebrauch anapästischer Iamben oder daktylischer Trochäen in den inneren Senkungen nach Analogie der griechischen Komödie als ganz gerechtfertigt anerkannt, bestreitet er die Ansicht von W. Meyer, daß der Ordner der altlateinischen Iamben und Trochäen keinen Unterschied zwischen spondeischen und anapästischen Wortschlüssen machte, und behauptet, daß die Behandlung des Anapästs und des Spondeus in den iambischen und trochäischen Metren eine verschiedene sei: zwar haben die römischen Sceniker unter dem Zwange des Sprachmaterials Spondeen auch in den inneren Senkungen zugelassen, aber diese Senkungen von den allerschwersten Längen (oxytonierten spondeischen und spondeisch auslautenden Wörtern) rein zu bewahren gesucht. Den Beweis für diese Behauptung, der sich nur durch eine vollständige, die entsprechenden Fälle neben einander behandelnde Sammlung des Materials führen läßt, hat Verf. unterlassen. Übersehe ich meine, wie ich glaube, leidlich vollständige Sammlung oxytonierter spondeischer und anapästischer Wörter resp. Wortausgänge z. B. im vierten Fuße des iambischen Senars bei Plautus, so finde ich, daß in bezug auf die Zahl von einem eigentlichen Unterschiede nicht die Rede sein kann. Auch in bezug auf die Beschaffenheit der folgenden Dipodie zeigt sich darin Übereinstimmung, daß sie vorzugsweise durch ein mehrsilbiges Wort ausgefüllt wird. Ein Unterschied macht sich nur darin bemerkbar, daß, wo dies nicht der Fall ist, auf ein anapästisches Wort häufiger wieder ein anapästisches oder ein spondeisches folgt, als es nach einem spondeischen geschieht. Ist darin ein entscheidendes Moment zu sehen? Nach dem Verf. freilich ist der Fall, daß nach einem spondeischen resp. spondeisch auslautenden Worte in der vorletzten Dipodie des Senars und des trochäischen Septenars der Versschluß nicht durch ein langes Wort

gebildet wird, nur legal, wenn die dem Spondeus vorhergehende Hebung aufgelöst ist und so durch ihre größere Lebhaftigkeit ein Gegengewicht bildet, und er hält sich ohne weiteres für berechtigt, Auflösungen auch da anzunehmen, wo dieselben an sich fraglich sind. Leider hat er es nicht für geboten erachtet, dem Leser das eigene Urteil durch vollständige und übersichtliche Zusammenstellung der Abweichungen von dieser Norm zu erleichtern, sondern dieselben in ganz merkwürdiger Weise verzettelt. An drei verschiedenen Orten führt er folgende Stellen an, wo auf einen Spondeus ein anderer folgt: Merc. 6 Mercator Macci Titi ('wegen des Eigennamens gewagt'), Pers. 408 inlex labes popli, Rud. 1132 <ex proclivi pla>nam tibi ('nur Ergänzung'; aber jedenfalls sichere), Cas. 447 protollo mortem mihi, Men. 294 non nosti nomen meum, 484 quid multis uerbis <opust> ('höchst unsicher'; nein, ganz sichere Ergänzung; Poen. 1105 wird allerdings durch A beseitigt) 'und einige andere'. Ich füge noch hinzu Amph. 103 uxorem fecit suam, Merc. 752 quos inter index datu's, Mil. 1095 nam nullo pacto potest, Vid. fr. III 63 duces tecum simul. Wer diese Stellen unbefangen betrachtet, dem wird es mindestens zweifelhaft sein, ob Cist. II 3, 72 quăm uxorem duxit domum gemessen werden muß, oder Poen. 287 si ĕūm sumptus sequitur scio neben Men. 648 pallam inquam periit domo u. a. Ebenso verzettelt sind die Stellen, wo die letzte Dipodie in anderer Weise aus einzelnen Wörtern gebildet ist: Aul. 375 porcinam caram omnia, Most. 595 non debet. Ne gry quidem, Rud. 1075 hic noster nos non solet (durch Enklisis von nos entschuldigt), Truc. 64 scortorum plus est fere, Mil. 502 nigrarum de te datur (wegen einer Rasur in B für zweifelhaft erklärt), 820 quom stertas quasi sorbeas. Auch schon diese Belege allein werden erweisen, daß es nicht erforderlich ist, z. B. Aul. 594 quŏ ĭncumbat eo impellere, Truc. 482 mĕŭs pugnas dum praedicem zu messen oder Curc. 649 zu schreiben neque uiuam neque mortuam (st. nec). Auch für die erste Dipodie der trochäischen Septenare erweisen sich diese Erscheinungen, wenn man das vollständige Material im Zusammenhange übersicht, keineswegs so vereinzelt, daß z. B. Stich 130 Nám aŭt olim, Truc. 305 Nĭhĭl mirum gemessen und hier die Lesart der Pall. Non mirum geradezu als unrhythmisch erklärt werden muß.

Es ist dies nur eine Auswahl von Punkten, wo ich die Darlegungen des Verf. nicht für ausreichend begründet halten kann; allein trotz allen im einzelnen zu erhebenden Widerspruches erscheint doch seine Hypothese von der durch alle Rhythmengattungen in Prosodie und Metrik durchgeführten einheitlichen Technik im altrömischen Drama gegenüber der abweichenden Behandlung der verschiedenen Stilarten im Griechischen als im wesentlichen erwiesen.

Der dritte Abschnitt 'die Rhythmik' behandelt eine Reihe ebenso wichtiger wie schwieriger Fragen: Vortrag der Cantica und Deverbia, Symmetrie und Eurhythmie, die strenge und die freie Art der ununterbrochenen Taktfolge (Systembildung und sogen. continuatio numeri), katalektische Bildungen, Gebrauch und Ethos der einzelnen Rhythmengattungen, die rhythmische Metabole. Der Boden, auf dem sich hier die Untersuchung bewegt, ist ja überaus unsicher, und die Forschung steht in der That 'hier noch im Anfange'. Umso verdienstlicher ist der Versuch, einmal die verschiedenen Probleme im Zusammenhange zu behandeln, und die vielseitige Anregung, die Verf. gegeben, wird sicher ihre Früchte tragen. Hoffentlich läßt er es bei diesen Grundzügen nicht bewenden, sondern geht selbst bald, je eher je besser, an eine wirklich systematische Darstellung, zu der er durch seine eingehende Kenntnis der griechischen Technik wie wenige berufen ist. Eine nicht geringe Zahl seiner jetzigen Aufstellungen wird er bei näherer Betrachtung selbst ohne weiteres aufgeben, zumal eine ganze Reihe von offenbaren Irrtümern und Mißgriffen zu beseitigen haben. Wenn er z. B. unter den Belegen für μεταβολὴ κατ' ἀντίθεσιν anführt Amph. 253 und 259, durch welche er 'zwei wichtige Momente, den langwierigen Kampf und die allgemeine Unterwerfung der Feinde, nicht unwirksam hervorgehoben' findet, so beruht die Fassung von 253 als troch. Sept. Haéc illi est pugnáta pugna úsque a mani ad uésperum keineswegs 'auf richtig verstandener Überlieferung', die vielmehr den Vers als einen iambischen Tetrameter wie die umgebenden kennzeichnet: Haec illic (so BDJ, Non. mit leichter Verderbnis illis; die Lesart von E illi kann gegenüber den übrigen Zeugnissen für den, der die Stellung dieser Hs kennt, gar nicht in betracht kommen) est ss., und die troch. Messung von 259 In dicionem atque in ărbitratum ss. ist geradezu willkürlich. Amph. 649 giebt nicht A, in dem bekanntlich von diesem Stücke nichts erhalten ist, uirtus omnis res anteit, sondern vermutet A. Spengel. Die Fassung von Pers. 42 (S. 548) Qui ipsús sitiat. Sitiásne hoc te mihi fácere. Quid faciám? Rogás? ist durch die irrtümliche Annahme veranlaßt, daß die Hss Qui ipsus sitiat siciare (oder sitiare) hoc ss. geben,

während die überlieferte Lesart Qui ipsus siciare (oder sitiare) sicine hoc ss. ist. Pers. 30 ist sicut et tibi nicht die Lesart der Hss, sondern allein des B (sit ut tibi CD), und ob diese Lesart wirklich die 'richtige' ist, erscheint mindestens zweifelhaft, wenigstens vermag ich nicht dem sicut einen Sinn abzugewinnen, und et für etiam in solcher Weise gebraucht ist sehr fraglich; der Sinn verlangt unbedingt si tute oder si tu tibi. Ein schwerer Verstoß gegen die Grammatik liegt Most. 321 Visne ego ted ac tú mĕ ámplectere? (S. 539): gleichviel, ob die von Prisc. bezeugte Aktivform amplecto begründet ist oder nicht, hier fordert die Grammatik entweder Visne me te ac te me amplecti oder aber Visne ego te ac tu me amplectare (resp. amplexere) oder amplectamur. Was im vorigen Verse Sémper istóc modo móra tu es: túte debébas der Sinn sein soll, bekenne ich nicht zu begreifen. Von den zahlreichen gegründeten Bedenken, welche sich gegen die S. 426 ff. Bacch. 1150—1206 angenommene Responsion geltend machen lassen, sei hier nur eins hervorgehoben. Die Auffassung von Bacch. 1191 Age iam id ntut est, etsist dedecori, patiar, facere inducam animum 'Auf, einmal angenommen, ich wollte es geschehen lassen etc.' ist für den, der den Plautinischen Gebrauch von age übersieht, völlig unstatthaft; der Sinn kann nur sein: 'Wohlan, ich will es mir gefallen lassen', und bei diesem Sinne stört der Vers den Zusammenhang, was auch P. Weise zu seiner Rechtfertigung sagen mag. Auch in metrischer Beziehung erheben sich allerlei Bedenken. Kann z. B. Amph. 163ᵇ Coegit me qui hoc nóctis ein acat. bakch. Dimeter sein (S. 487) und Ba. 1137 Solaé liberé ein katal. bakch. Dimeter? Und ist es andererseits wirklich erwiesen, daß die kretischen Verse selbst im Anlaut keine zweisilbige Senkung vertragen und daher Epid. 85 ff die mit troch. Sept. abwechselnden Kurzverse nicht kretische Dimeter sein können, sondern katalektische trochäische Monometer oder vielmehr dikatalektische Dimeter sein müssen? Verf. selbst wenigstens führt wiederholt den Ennianischen Vers Aúxilio <aut> éxili aút fugae fréta sim ohne weiteres als katal. Tetrameter an.

Noch eine lange Reihe derartiger Anstöße und Bedenken ließe sich anführen, die zum nicht geringen Teil auf Rechnung einer gewissen Eilfertigkeit zu setzen sind, mit der das Buch abgefaßt ist. Immerhin aber ist es ein Werk, das als Ganzes alle Beachtung verdient und schon dadurch Nutzen stiften wird, daß es zu erneuter, sorgfältiger Prüfung der zahlreichen Probleme herausfordert, welche die römischen Sceniker in Prosodie, Metrik und Rhythmik darbieten. Ich wiederhole zum Schluß die Erwartung und den Wunsch, daß Verf. uns über kurz oder lang mit einem vollständig durch- und ausgearbeiteten System beschenkt, was ihm bei der erstaunlichen Arbeitskraft, die es ihm ermöglicht hat, neben einer angestrengten amtlichen Thätigkeit in Jahresfrist ein solches Buch fertig zu stellen, nicht schwer fallen kann, zumal ja jetzt das Apographum des Ambros. vorliegt und der Abschluß der Ritschlschen Plautusausgabe ins Absehbare gerückt ist.

O. Seyffert.

Georg Wissowa, De feriis anni Romanorum vetustissimi observationes selectae. **Marburger Index lectionum Sommer 1891. Marburg 1891. 15 S. 4.**

Wissowa klagt mit Recht darüber, daß der Wert der inschriftlich erhaltenen, von Mommsen im C. I. L. I edierten Fasten noch immer nicht genügend hochgehalten würde, und daß noch zu oft auf die durchaus vagen Angaben der Grammatiker und Ovids bei einer Feststellung des älteren römischen Religionswesens Bedeutung gelegt werde. Selbst für die Erkenntnis der historischen Zustände kämen fast allein die Fastenfragmente in Betracht. Von diesen Grundsätzen ausgehend prüft W. mehrere Probleme der Religionsaltertümer. Vorzugsweise bespricht er die Bedeutung der Göttin Ops und ihre Beziehung zu Saturn, das Verhältnis mehrerer durch ein Intervall von drei Tagen getrennter Feste zu einander, die Opferung des Oktoberrosses und die Volcanalien.

Vor allen Dingen verdient Beifall, daß W. die fälschlich angenommenen Beziehungen zwischen Saturnus und Ops beseitigt hat. Zweifellos stehen die am 25. Aug. und 19. Dez. gefeierten Opalia mit den jedesmal vier Tage früher gefeierten Consualia in Zusammenhang, wie das auch (S. VI) die richtige Interpretation der Opeconsivia zeigt. Weiter sind von W. einige andre Feste kombiniert besprochen, welche gleichfalls diesen viertägigen Abstand zeigen. So die Fordicidia 15. April und die Cerialia 19. April, erstere der Tellus, diese der mit ihr eng verbundenen Ceres geweiht.

Die ebenfalls durch dasselbe Intervall getrennten Quinquatrus 19. März und Tubilustrium 23. März waren beide dem Mars geweihte Tage, und als entsprechende Marsfeiern nimmt W. auch im Okt. (nach Schluß des Krieges!) die Armilustrien (19. Okt.) an, denen dann die vier Tage früheren Idus als Vorfeier mit der Opferung des Oktoberpferdes ent-

sprochen haben müßten. Treffend weist wenigstens W. auch auf die jenem Pferdeopfer des Oktobers entsprechenden Equirrien am 14. März hin.

Dagegen kann ihm nicht beigestimmt werden in dem, was er über feriae publicae zu Ehren der Anna Perenna p. XI s. vorgebracht hat. Die Idus Martiae waren vor Cäsar, zumal als früherer Antrittstag der Konsuln, sicherlich ein dies fastus. Und mit gleicher Sicherheit werden auch die Idus Octobres zu den vorcäsarischen dies fasti zu rechnen sein. Die Opferung des Oktoberrosses fand zwar bei einem volkstümlichen Feste statt; aber ein offizielles Opfer, das sacerdotes publici darbrachten, war es nicht.

Hier wie bei den feriierten Kalendae Martiae und bei den nefasten Kalendae Octobres hätte W. die von Mommsen aufgestellte und von mir bis ins Einzelste hinein nachgewiesene Regel über die Verteilung der dies fasti besser beachten und nicht verschiedene Ausnahmen statuieren sollen zu gunsten von sakralen Feiern, die nichts weniger als feriae publicae waren. Es ist eben hier die Fleckeisen Jahrb. 1888 S. 837 festgestellte Regel zu beachten, daß alle Kalendae Nonae Idus sowie ihre Nachtage (die dies postriduani) dies fasti waren, soweit sie nicht in die längeren Bußzeiten des Februar (1—15) und des April (4—20), in die kürzeren des Juni (5—14) und Juli (1—9) fielen. Die wenigen Ausnahmen sind ebendaselbst S. 838 erklärt. Die Kalendae Martiae auszunehmen lag kein Grund vor. Die Matronalia waren zwar ein volkstümliches Fest, schwerlich jedoch feriae publicae (vgl. die Definition derselben in meiner Röm. Chronologie. S. 112).

Im übrigen ist zu wünschen, daß uns auf dem von W. eingeschlagenen Wege noch recht viele ähnliche Spezialuntersuchungen geboten werden.

Zabern i/Elsass. W. Soltau.

S. Linde, De Iano summo Romanorum deo (Separatabdr. aus „Lunds Univ. Årsskrift". Tom. XXVII). Lund 1891. 54 S. 4.

Der Verf. dieser in leicht verständlichem, aber vielfach fehlerhaftem Latein*) geschriebenen Abhandlung giebt darin wiederholt seiner festen Überzeugung Ausdruck, daß es ihm gelungen sei, Janus als den höchsten Gott der ältesten Italiker, und zwar als deren Himmelsgott, zu erweisen. Die Gründe, die L. für diese Deutung anführt, sind kurz folgende:

1) Die Stellung des Janus an der Spitze oder am Anfange der italischen Theogonie erinnert an die gleiche Stellung des griechischen Uranos (S. 1 ff.);

2) Der Name Janus ist auf die Wurzel *div* (vgl. Iuppiter, Ζεύς u. s. w.) zurückzuführen;

3) Die Bezeichnung des Janus als „deus deorum" und „cerus manus" (= creator bonus) im Salierliede sowie seine stehende Anrufung beim Beginne aller Opfer und Gebete läßt sich nur aus seiner Geltung als höchster Himmelsgott erklären;

4) Die Verehrung des Janus als eines segnenden Schutzgeistes aller Eingänge (iannae, iani) und Anfänge (initia) ist nach Lindes Meinung erst verhältnismäßig spät entstanden, als man einer thörichten Volksetymologie zuliebe den alten Himmelsgott Dianus (?) mit dem ursprünglich garnicht damit verwandten Appellativum ianus (ianua) identifizierte;

5) Die eigentümliche Gestalt der Janustempel (iani, Janusbögen) erklärt sich nicht aus seiner Bedeutung als Gott aller iani und iannae, sondern vielmehr „aus der uralten Vergleichung des Himmelsgewölbes mit einem ianus" (arcus oder fornix).

Ich halte alle diese mit unverkennbarem Selbstbewußtsein vorgetragenen Behauptungen für höchst anfechtbar und zwar auf grund folgender Erwägungen:

1) Die an der Spitze der theogonischen Systeme oder einzelner Göttergenealogien stehenden Gottheiten sind nachweislich in vielen Fällen erheblich jünger als ihre angeblichen Nachkommen. Dies gilt vor allen Dingen vom griechischen Uranos, der ganz entschieden wesentlich jünger als Zeus ist und lediglich theogonischen oder kosmogonischen Spekulationen sein Dasein verdankt,*) ferner von Hyperion und Theia, den Eltern des Helios und der Selene, die nachweislich erst aus bekannten Beinamen ihrer Kinder gebildet sind, u. s. w. (vgl. Max. Mayer, Giganten und Titanen S. 50 und 54. Roscher, Selene und Verwandtes S. 95). Die (spätere) Auffassung des Janus als Urgott läßt daher an sich keineswegs mit Notwendigkeit auf ein höheres Alter seines Kultus schließen, sondern kann sich sehr wohl auch aus seiner Bedeutung als Gott aller initia erklären.

*) Vgl. z. B. S. 4 unten: „non satis dignum est majestati dei illius summ*ae*". S 5: „origin*i* dispares". S. 8: „du*pp*lex; ebenso S. 35. S. 9: „Quo [Relat.] igitur". S. 11: „quae ullius sint momenti". S. 15: „oculus Varun*i* et Mithr*i*". S. 35: „ips*ae* naturae oboediamus". S. 50: „patent*em* caelum" u. s. w.

*) Bekanntlich hat Uranos kaum einen Kult im Gegensatz zu Zeus, der seit urältester Zeit an vielen Orten verehrt wurde.

2) Die Ableitung des Namens Janus von Wurzel *div* ist zwar etymologisch denkbar, aber deshalb sehr unwahrscheinlich, weil durch sie der Name Janus von den Appellativen ianus und ianua ganz willkürlich geschieden wird. Ferner ist absolut keine Beziehung des Janus zu Diana nachweisbar, deren Name ja doch, wenn wirklich Janus = Dianus und von der Wurzel *div* abzuleiten wäre, das feminine Korrelat zu Janus darstellen müßte (vgl. z. B. Juppiter und Juno, Ζεύς [Stamm Δι] und Διώνη). Endlich vermißt man für Janus jene Beziehung zu Blitz und Donner, welche bekanntlich alle übrigen indogermanischen Himmelsgötter (Indra, Zeus, Juppiter, Thor, Perkunas u. s. w.) besitzen.*)

3) Die Bezeichnung des Janus als „deus deorum“ und „cerus manus“ läßt ebensowenig notwendig wie sein Prinzipat bei allen Opfern und Gebeten auf einen obersten Himmelsgott schließen, weil jene beiden Epitheta schon aus seiner Bedeutung als Gott aller Anfänge leicht erklärbar sind, und weil z. B. die von den Griechen stets an erster Stelle angerufene Hestia entschieden nicht eine göttliche Personifikation des Himmels sondern vielmehr des häuslichen Herdes und seines Feuers ist. Überhaupt ist es ganz unwahrscheinlich, daß Janus jemals als „summus deorum“ verehrt wurde, da Varro (bei August. de civ. d. VII 9) ausdrücklich erklärt: „penes Ianum sunt prima, penes Iovem summa“, ein Zeugnis, dessen erdrückendes Gewicht Linde (S. 20) vergeblich von sich abzuwälzen sucht.

4) Es ist überaus kühn, die das ganze Altertum (seit Numa!) beherrschende Anschauung, daß Janus der Gott aller ianuae und iani und ein göttlicher ianitor sei, für einen späteren, nur auf thörichter Volksetymologie beruhenden Gedanken zu erklären.

5) Schon die ganz eigentümliche und uralte Gestalt der Janusheiligtümer, die sich in keinem andern Kultus, am wenigsten in dem der anerkannten Himmelsgötter, wiederfindet, deutet mit voller Sicherheit auf einen uralten Gott der Thüren, Thore und Eingänge. Die nur bei Ennius nachweisbare Anschauung des Himmels als eines einfachen Bogens (ianus, arcus, fornix) ist niemals volkstümlich gewesen.

Überhaupt muß die weitverbreitete Annahme, daß Janus ein Naturgott sei, einstweilen als höchst zweifelhaft bezeichnet werden. Soweit wir seine Bedeutung rückwärts verfolgen können, ist er nie ein 'summus deus', sondern immer nur ein Gott des Eingangs und Anfangs gewesen, aus welcher Bedeutung sich mit Leichtigkeit alle Einzelfunktionen ableiten lassen (vgl. das Ausf. Lexikon d. griech. u. röm. Myth. unter Ianus). Wenn Linde S. 5 (vgl. S. 50) sagt: „deum, quem summum fuisse multis causis probare [??] licet, e re adeo vili atque vulgari quam ianua nomen duxisse plane est incredibile“, so beweist er mit dieser Äußerung nur mangelhafte Kenntnis der Religionswissenschaft im allgemeinen*) und der italischen Religion im besonderen. Oder spielen etwa Vesta und Hestia als Göttinnen des häuslichen Feuerherdes eine untergeordnetere Rolle als Lindes angeblicher Himmelsgott Janus? Gerade die merkwürdige uralte Beziehung des Janus zu Vesta, die im Kultus so deutlich hervortritt (vgl. Ausf. Lex. a. a. O. II. S. 19 und 34), ihre beiderseitige Geltung als Penaten u. s. w. lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß beide Gottheiten ihrem innern Wesen nach nahe verwandt waren, oder mit andern Worten, daß Janus ebenso ein hütender und segnender Genius des Eingangs wie Vesta die göttliche Hüterin des Hausinnern, insbesondere des Herdes und seines Feuers, gewesen ist.

Neues, bisher noch unverwertetes Quellenmaterial habe ich in Lindes Schrift beim besten Willen nicht entdecken können.

Wurzen. W. H. Roscher.

Karl Ludwig Roth, Griechische Geschichte, nach den Quellen erzählt. 4. Aufl. bearbeitet von A. Westermayer. München 1891, Beck. XVI, 535 S. 8. Mit 40 Abbildgn. und 2 Karten.

Ein Buch, das bereits in 4. Auflage an die Öffentlichkeit kommt, beweist schon dadurch allein, daß es seinen Leserkreis gefunden hat, und bedarf darum wenig Worte der Empfehlung. Die mit Klarheit und Frische geschriebenen Darstellungen aus der griechischen Geschichte, wie sie Roth im

*) Auch sonst zeigt Janus wenig Ähnlichkeit mit Göttern wie Juppiter, Zeus u. s. w. Wenn Linde S. 10 den ganz vereinzelt stehenden Iuppiter Dianus einer Inschrift von Aquileia (C. I. L. 5, 783) nicht für einen Juppiter sondern für einen Janus-Himmelsgott hält, so widerstreitet dies allen Regeln lateinischer Wortstellung.

*) Ich empfehle dem Verf. dringend die Lektüre von Tylor, Die Anfänge der Kultur etc. II. S. 161—168 der deutschen Übersetzung, wo nachgewiesen wird, daß in früheren Religionsepochen sogar rohe Klötze und Steine, also noch viel unbedeutendere Dinge als Thüren und Feuerherde, Gegenstände der Verehrung sind, sobald sie als Sitze mächtiger numina gelten, und daß selbst hochbegabte Völker wie die Griechen und Semiten diesem „Fetischismus“ vielfach gehuldigt haben (vgl. übrigens hinsichtlich der religiösen Bedeutung der Eingänge oder Thüren das Ausf. Lex. a. a. O. Sp. 29 ff.).

engen Anschluß an die antiken Geschichtschreiber giebt, werden auf jugendliche Leser ihre Einwirkung nie verfehlen, und in unserm Zeitalter der „kritischen Geschichtschreibung" wird ja derart gar wenig geboten. Die von dem Herausgeber der 3. und 4. Auflage hinzugefügten einleitenden Abschnitte wollen allerdings in Ton und Haltung nicht recht sich den Schilderungen Roths anpassen. In dem geographischen Abschnitt der Einleitung kommt die Vielgestaltigkeit des griechischen Landes kaum zur Geltung, und noch weniger, wie das Land aussieht in seiner Vegetation, und was es produziert, kurz diejenige Seite, welche dem Leser erst ein anschauliches Bild des Landes machen würde. Der folgende Abschnitt der Urgeschichte gedenkt natürlich auch der Funde der mykenischen Periode; aber nur durch eine Hereinziehung der homerischen Schilderungen könnte die Bedeutung dieser Funde dem Leser klar gemacht werden. Besser geraten sind die Abschnitte über Litteratur und Kunst. — Die Illustrationen sind sorgsam ausgewählt, und es ist dabei verhütet, daß das Buch dem Geschick so mancher anderen Erscheinungen des heutigen Büchermarkts verfallen wäre, zum bloßen Bilderbuch zu werden. Sehr dankenswert sind eine Anzahl Restaurationen, die auf Fr. Thiersch zurückgehen; dieser hat die farbige Restauration einer Ecke des Parthenongebälkes geliefert, ferner die Darstellungen von Pergamum, der athenischen Burgtempel und das Gesammtbild der Akropolis. Daß auf dem zuletzt genannten Blatt der Rundtempel der Roma erscheint, der alte Athenatempel dagegen nicht sichtbar ist, rührt daher, daß Thiersch seine Restauration entwarf zu einer Zeit, in der allerdings die zu Tag liegenden Reste des alten Tempels als solche noch nicht erkannt waren. Übrigens wäre es eine lohnende Aufgabe, wenn einer unserer Architekten einmal den Versuch machen wollte, das Erechtheion samt der Horenhalle und links davon den alten Tempel in der Ansicht von Osten her zur Darstellung zu bringen; denn es steht außer Zweifel, daß durch eine solche Restauration eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, über welche die Forschung heute kühn hinweggesetzt, deutlich zur Anschauung gebracht würden.

Berlin. R. Weil.

Paul Guiraud, La vie privée et la vie publique des Grecs. (Lectures historiques rédigées conformément aux programmes du 28. (22.) janvier 1890 pour la classe de cinquième). Paris 1890, Hachette. XIII, 500 S. 8. 5 fr.

Dieses Buch stellt sich uns dar als ein wertvoller Teil der Lehrmittel, wie sie in jüngster Zeit in Frankreich für den „höheren Unterricht" vorbereitet werden. Nach den Mitteilungen, die Herr 'Repetent' Guiraud selbst uns in der Vorrede giebt, soll dasselbe die notwendige Ergänzung abgeben für einen in der Klasse 'de cinquième' (die etwa der Tertia unserer Gymnasien entsprechen wird) eingeführten historisch-antiquarischen Grundriß, soweit dabei die Geschichte der alten Griechenwelt in betracht kommt. Nach dem Standpunkt der mittleren Klassen des Gymnasiums bemessen, sollen auf diesem Wege den Schülern eine Menge von Kenntnissen zugeführt werden, wie man sie bei uns aus dem Studium der Handbücher der sogen. griechischen Antiquitäten zu gewinnen pflegt. Es handelt sich dabei um eine Menge wichtiger Züge des antiken Lebens, die in dem eigentlichen historischen Unterricht in der Regel mehr nur gestreift oder berührt werden können. Doch ist G. noch etwas weiter gegangen. Er behandelt in 8 Kapiteln zuerst eine Reihe allgemeiner Verhältnisse (mit Einschluß der Art der Zeitrechnung, Maß, Münze und Gewicht), die Familie, die Erziehung, das Privatleben, die Sklaverei, „Arbeit und Reichtum", das gesellige Leben, die Religion bei den Griechen. Dann aber folgen noch sieben andere Kapitel, über die Regierungsart, die Rechtspflege, die Steuern, militärische Verhältnisse und internationale Beziehungen; das letzte Kapitel gilt den Zuständen im persischen Reiche.

Das Buch ist nun nicht etwa in Gestalt einer durchlaufenden Schilderung oder Erzählung gehalten, sondern besteht aus einer ungemein reichhaltigen Auslese von 'lectures', von einzelnen Aufsätzen, die zum größten Teil aus antiken und modernen Schriftstellern entnommen sind; nur einen Teil derselben hat G. selbst verfaßt. Die Mehrzahl gehört teils den Alten an (Herodot, Thukydides, Xenophon, die attischen Redner von Lysias bis Demosthenes und die Sammlungen der Inschriften sind besonders viel benutzt worden), teils den Neueren — unter den Deutschen sind es namentlich Curtius, K. Fr. Hermann, Schoemann, Meier, Gilbert, Preller, Rüstow und Köchly, Dittenberger, Guhl und Koner, Böckh und Büchsenschütz, unter den Engländern wesentlich Grote, neben den Werken sehr zahlreicher namhafter französischer Gelehrten, welche das hier verwendete Material geliefert haben, doch so, daß G. die von ihm übersetzten Abschnitte wiederholt gekürzt oder nur im Auszuge gegeben hat. Im ganzen geht das Buch über die Zeit Alexanders d. Gr. nicht hinaus.

Die Auswahl ist im ganzen mit gutem, richtigem Blick und feiner Hand getroffen worden.

Da uns der Grundriß, zu welchem das Buch als Ergänzung sich verhält, nicht vorliegt, ist es allerdings schwer zu sagen, wieviel und an welchen Stellen der mit dem historischen Unterricht betraute Lehrer allemal die Aufgabe haben wird, die je nach Befinden private Lektüre dieses Buches zur Anwendung kommen zu lassen, oder aber zum besseren Verständnis desselben noch eine ausgedehnte historische Einleitung zu geben. Von einigen Ausstellungen abgesehen (wäre es u. a. nicht besser gewesen, für die Charakteristik der Thebaner eine Stelle aus einem früheren Schriftsteller als aus Dikäarchos heranzuziehen?), ist uns nach dieser Seite namentlich das neunte Kapitel ('Le gouvernement') als mancher Ergänzung bedürftig erschienen. Nach unserer deutschen Art müßte hier noch ein Abschnitt über die Entwickelung des griechischen Verfassungslebens von der Monarchie bis zu der Zersetzung des Griechentums in Oligarchie, radikale Demokratie und neuere Tyrannis und über den Unterbau unfreier Schichten in mehreren griechischen Staaten vorangehen. Auch fehlt ein selbständiger Absatz über die Tyrannis: Nabis allein kann doch nicht wohl als Vertreter der griechischen Tyrannen aufgeführt werden — Gelon, Kleisthenes von Sikyon, Polykrates, die Peisistratiden, die späteren Tyrannen von Syrakus mußten doch wenigstens erwähnt werden. Bei der Behandlung des Kriegswesens (Kap. XII) fehlt die Schilderung der Schlacht bei Leuktra und später die einer der Alexanderschlachten: das wäre doch für die Entwickelung der griechischen Taktik sehr wichtig gewesen. Die großartige griechische Kolonisation ist mit wenigen Seiten abgefunden und in Kap. XIII (internationale Beziehungen) untergebracht worden. Hier hätte endlich noch neben dem delischen Bunde der Athener und dem der Achäer ein Hinweis auf den alten peloponnesischen Bund der Spartaner nicht fehlen dürfen.

Wir stimmen natürlich keineswegs mit den historischen Auffassungen überall überein, welche in den verschiedenen hier zusammengestellten Aufsätzen so vieler Gelehrten uns begegnen; aber es wäre zwecklos, ja ungehörig, hier auf Erörterungen über manche streitige Punkte einzugehen. Nur einige wenige Punkte mögen hier berührt werden, wo einige Irrtümer stehen geblieben sind. Unhaltbar ist die Behauptung (S. 2), gerade im westlichen Arkadien habe sich bis auf unsere Zeit die Reinheit des hellenischen Blutes so gut wie ungetrübt zu erhalten vermocht. Die antiquierte Auffassung von den Gründen der Verbannung des Aristeides aus Athen (S. 348) hätte nicht wiederholt werden sollen. Die Angabe, die Reiterei habe in der makedonischen Armee so gut wie nichts zu bedeuten gehabt (S. 422), ist für die Zeit, wo wir dieselbe wirklich kennen, durchaus falsch.

Der fleißigen Arbeit sind 58, teils aus Duruys griechischer Geschichte, teils aus Darembergs und Saglios Dictionnaire des antiquités entnommene Abbildungen zugefügt.

Halle a. S. G. F. Hertzberg.

J. V. Prášek, Medien und das Haus des Kyaxares. (Berliner Studien für klassische Philologie und Archäologie. XI. Drittes Heft.) Berlin 1890, S. Calvary u. Co. 110 S. 8. 3 M. 50.

Der Verfasser, bereits durch eine czechisch geschriebene kritische Schrift über Kambyses und den Usurpator Gaumata (Kambyses a podání starověké. Prag 1885) u. a. vorteilhaft bekannt, hat in der vorliegenden Schrift mit Glück versucht, die medische Geschichte, namentlich die Zeitdauer der einzelnen Regierungen, aufzuhellen. Mit großem Scharfsinn hat er die Überlieferung unserer Quellen, welche sich vielfach widersprechen, indem z. B. Herodot persische, medische (von Persern ihm zugekommene) und lydische Berichte, zum Teil sagenhaft oder nach gewissen Gesichtspunkten verändert, benutzte, abgewogen und das geschichtlich Sichere zu ermitteln gesucht, und die bekannte Schrift Delattres, in welcher das Vertrauen auf späte und geschichtlich wertlose Quellen zu manchen Irrtümern geführt hat, in verschiedenen Punkten berichtigt. Einige der ktesianischen Könige hat er mit den herodotischen identifiziert, so den Artynes mit Phraortes (646—625), den er zugleich für einen ersten Astyages hält, gestützt auf die aus Berossos stammende Stelle über die Amytis, Tochter des Astyages, Gattin des Sohnes Nabopalassars, wo Niebuhr Kyaxares statt Astyages verbesserte, Gutschmid Astibares (d. i. Kyaxares) statt Astyages las — die Amytis müßte, wenn sie selbst im letzten Jahre ihres Vaters (625) geboren wäre, bereits 20 Jahre gezählt haben, als sie mit Nebukadnezar gelegentlich der Eroberung von Ninive (606 oder 605) verlobt wurde, für eine orientalische Prinzessin nicht mehr jung —; diese Identifikation, welche bereits Unger und Floigl gemacht haben, hat der Verf. mit neuen Gründen gestützt, und er nimmt an, daß Phraortes der Eigenname, Astyages der Thronname dieses Herrschers sei. Ferner identifiziert er den ktesianischen Astibaras (Wakistara der Inschriften) mit Kyaxares (624—585), den Aspadas mit

Astyages II., wie schon von andern geschehen ist. Den Dejokes, einen offenbar mit Zügen des Djemschid ausgestatteten Heros, hält er für den inschriftlichen Mamitiarschu und ist der Ansicht, daß der Name des mannäischen Dajaukku, welcher mit den Assyrern, freilich erfolglos kämpfte, gefangen, aber dann wieder in seine Herrschaft eingesetzt wurde, den Namen des andern verdrängt habe, daß aber Mamitiarschu wahrscheinlich Nachfolger des Dajaukku war, von welchem in einer Nebenlinie Harpagos abstammte, dessen Familientradition, von den harpagidischen Statthaltern Lykiens mit der Absicht, ihren Ahnherrn von dem Verrat, den er an Astyages begangen, zu entlasten, umgestaltet, dem Herodot einen Teil seiner medischen Erzählungen lieferte. Über die andern ktesianischen Könige, Arbakes, Mandaukes, Sosarmos, Artykas, Arbianes, Artaios, spricht der Verf. sich nicht aus, sodaß nicht ersichtlich ist, ob er sie, wie neuerdings vermutet worden ist, für gleichzeitige medische Fürsten hält. Die Dauer des medischen Reiches berechnet er auf 128 Jahre (677—550) nach der persischen Überlieferung, den Fall Ninives nach längerer Belagerung setzt er ins Jahr 606.

Marburg. Ferd. Justi.

Fr. Ohlenschlager, Prähistorische Karte von Bayern. Letzte Lieferung. München 1891, Th. Riedel. 4. à 5 M.

Mit dieser letzten Lieferung ist das Ziel erreicht, welches sich der Verf. beim Erscheinen der ersten Lieferung in der Einleitung (1879) gestellt hat. Die sämtlichen aus Bayern bekannten vorgeschichtlichen Funde (Steinzeit, Bronzezeit, Hallstatt-, la-Tène-Periode) sind vom Verf. festgestellt und in den Blättern der südwestdeutschen Übersichtskarte veröffentlicht worden (1 : 250 000). Nicht nur die einheimischen Sammlungen wurden dabei in Rücksicht gezogen, sondern auch das Museum Monbijou in Berlin, das Museum in Hannover, das römisch-germanische Museum zu Mainz und mehrere englische Sammlungen. So machen diese kartographischen Übersichten, welche von sorgfältigen Repertorien begleitet sind, auf die höchsten Grade der Genauigkeit vollberechtigten Anspruch, und niemand, der die archäologischen Verhältnisse Bayerns studieren will, kann sich ihrer Durchsicht und ihrer Angabe entziehen. An fünfzehn volle Jahre Arbeit hat der Verf. auf die Herstellung der Karte verwendet. — Nach dem „Nachwort“ (S. 88) beabsichtigt der Verf., als Ergänzung zu diesem Kartenwerk eine kritische Bearbeitung der „Fundberichte“ zu liefern und „ihr Ergebnis mit den Fundstücken in den Sammlungen möglichst in Einklang zu bringen“. Diese kritische Sichtung erscheint um so notwendiger, als die Fundberichte vielfach von Dilettanten herrühren, welche von der Bedeutung der Einzelfunde, oft von den archäologischen Formen der Gegenstände ja wenig Ahnung hatten. Um so eher dürfte der Staat Bayern jetzt bei seinen günstigen Finanzverhältnissen in letzter Stunde Veranlassung nehmen, das Versäumte nachzuholen und sowohl auf die staatliche Sammlung prähistorischer Altertümer mehr Mittel als bisher verwenden, als auch ihre Erhaltung nicht mehr dem günstigen Zufall, sondern technischen Kräften zu überantworten. In dieser Beziehung sehe man nach Preussen, nach Frankreich, den nordischen Staaten und anderen „ärmeren“ Ländern! — Die letzte Lieferung bietet die Blätter Nürnberg, Traunstein und das Titelblatt mit drei Übersichtskärtchen, dazu entsprechenden Text. — Die Übersichtskärtchen stellen dar: 1. Verbreitung der Steinfunde in Bayern, 2. Verbreitung der Hallstattfunde in Bayern, 3. Verbreitung der la-Tène-Funde in Bayern. Im Vergleiche mit den entsprechenden Karten von E. von Trölsch: „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete“, Stuttgart 1884, ist besonders die Ohlenschlagersche Hallstattkarte bedeutend reicher an Funden. Diese Zunahme wird im besonderen erklärt durch die Ausgrabungen der vom Referenten ins Leben gerufenen anthropologischen Sektion zu Nürnberg (Funde von Beckerslohe, vgl. diese Zeitschrift Jahrgang 1889). Auch die Thätigkeit von Naue kommt in dieser Beziehung für Oberbayern in Betracht. — Was die Bronzefunde bei beiden Autoren betrifft, so erklärt sich das Plus bei Ohlernschlager durch die Zurechnung sämtlicher glatter Bronzeringe in diesen Zeitraum. Nach des Referenten Erfahrung in den Mittelrheinlanden kommen jedoch solche Bronzeringe auch in der Hallstattperiode in Tumuli vor (vgl. von Tröltsch a. O. Fig. 50, 65, 66, 67). Eine weitere Behandlung dieser gemeinsamen Fundgegenstände müßte ihre Verteilung auf obige zwei Perioden veranlassen. — Blatt Nürnberg läßt besonders die zahlreichen Tumuli zwischen Feschheim und Baireuth klar hervortreten. Anzufügen wären noch folgende Bronzezeitfunde: 1. Tuisbrunn — Bronzekelt, 2. Schönberg — Bronzekelt, 3. Langenzenn — Bronzekeule, 4. Schwaig — Grabhügel (z. T. geöffnet), 5. Laufamholz — Grabhügel (uneröffnet). — Blatt Traunstein enthält die Hauptfundgruppen am Rande der Seen, be-

sonders des Chiemsees, des Hallstattsees und des Mondsees und dann längs den Gestaden der Salzach und ihrer Nebenflüsse. Bemerkenswert sind die vielen Reihengräber zwischen Chiemsee und Salzburg. Das südlichste derselben ist das von Chlingensberg-Berg zu Reichenhall aufgedeckte, dessen Ausbente sich aber nicht zu München, wie jüngst erst von Lübke bedauerte, sondern zu Berlin befindet. Nach der „Beilage zur M. Allgem. Zeitung" 1891 Nr. 32 sind bei Reichenhall im Jahre 1890 noch aufgedeckt worden: 1. ein größeres Urnenfeld, 2. ein Hallstatt-Grabhügel. — Im übrigen kann jeder Altertumsforscher Ohlenschlagers vortreffliche Karten leicht selbst evident erhalten durch eigene Einträge. — Der Text zu den vorliegenden Blättern ist, wie stets, korrekt gehalten. — Zum Schlusse sei bemerkt, daß die archäologischen Funde des linksrheinischen Bayern, der Pfalz, der Referent kartographisch bearbeitet hat (Duncker & Humblot, Leipzig 1886), sodaß das Königreich Bayern vollständig bearbeitet vorliegt.

Dürkheim. C. Mehlis.

Alfred von Gutschmid, Kleine Schriften. Herausgegeben von **Franz Rühl.** II. Schriften zur Geschichte und Litteratur der semitischen Völker und zur älteren Kirchengeschichte Leipzig 1890, Teubner. VIII, 794 S. 8. 24 M.

Dieser zweite Band der kleinen Schriften, unter denen sich jedoch auch Abhandlungen von beträchtlichem Umfange finden, bringt die kritischen Besprechungen von Werken über semitische Religionsgeschichte, über die Geschichte von Babel und Assur, über biblisch-jüdische Altertümer, ältere Kirchengeschichte und Geschichte des Islam. Es ist bekannt, wie gehaltreich diese Besprechungen sind, haben sie doch meist die eigene Beschäftigung mit dem betreffenden Gegenstand zum Hintergrund, wie die selbständigen größern Arbeiten über das Königreich Osroëne (in den Mémoires der Petersb. Akad.), über die Apokalypse des Ezra (Zeitschr. f. histor. Theologie), die Abhandlungen im Rheinischen Museum und in den Jahrbüchern f. klass. Philologie erkennen lassen. Der vorliegende Band enthält als sehr willkommene Gabe die ausführliche deutsche Niederschrift des Artikels Phoenicia in der Encyclopaedia britannica, eine ihrer Verwendung entsprechend bündig zusammengefaßte Darstellung der Geschichte und der Verdienste der Phönizier um die Bildung der Menschheit, durchaus nicht, wie manche Arbeiten des Verstorbenen, von einer prodigiosen Menge geschichtlicher Notizen beladen. Wir besitzen nunmehr seit kurzem zwei ausgezeichnete Darstellungen der phönizischen Geschichte und Bildung, die von Gutschmidsche, welche bezüglich der Geographie Phöniziens und der phönizischen Kunst durch Socins Artikel in derselben Encyclopaedia ergänzt wird, und die in der Onckenschen Sammlung erschienene, mit vollkommener Beherrschung des Gegenstandes und ausgezeichneter Darstellungsgabe verfaßte Geschichte Phöniziens von R. Pietschmann. Die Königsnamen in den apokryphen Apostelgeschichten (aus dem Rhein. Mus.) und noch mehr das Verzeichnis der alexandrinischen Patriarchen, welches hier zum erstenmal, von Lipsius nach von Gutschmids Manuskript herausgegeben, erscheint, sind Gegenstände, an denen die Eigenart von Gutschmids, das eminente historische Gedächtnis und die Handhabung der historischen Hülfsmittel der sehr komplizierten Zeitrechnung und Quellenkritik, glänzend zum Ausdruck kommt. Die letztere Arbeit giebt nach einer kritischen Aufzählung der Quellen (griechisch-römischer, melchitischer, jakobitischer) und der neueren Hülfsmittel eine Auseinandersetzung des Verfahrens bei der Herstellung der Liste; denn die Widersprüche der bisherigen Listen beruhen besonders auf dem Umstand, daß man sich einer oberflächlichen Art von harmonistischer Methode bediente, wobei die Listen als verläßlich galten, bis ein chronologisch bestimmtes Ereignis in irgend einer sonstigen Quelle berichtet wurde, das entweder mit den Bestimmungen der Liste harmonierte oder Veranlassung gab, Differenzen durch willkürliches Abschneiden und Zulegen von Jahren auszugleichen. Sodann folgt die Liste der Patriarchen mit genauer, womöglich bis auf den Tag bestimmter Zeitdauer ihrer Amtsjahre, und eine Menge zur Sache gehöriger geschichtlicher Bemerkungen.

An einigen Punkten dürfte wohl der Verstorbene, wenn er die Herausgabe seiner kleineren Arbeiten hätte ahnen können, Verbesserungen angebracht haben. Die Anzeigen von Brandis und Niebuhr über die alten mesopotamischen Dynastien enthielten vieles, was heute gegenstandslos ist, zumal inzwischen nicht nur viel neue geschichtliche Funde überhaupt gemacht sind, sondern sogar ein Teil der Originallisten des Berosos zum Vorschein gekommen ist; auch die Bemerkung, die Griechen von Kypros hätten sich die Mühe genommen, ein griechisches Keilalphabet dem assyrischen nachzubilden, und bewiesen damit, daß die Verbindung der Insel mit Phönizien durchaus nicht so alt und ununterbrochen gewesen sei, als man annehme, ist

ein vom Alphabet hergenommenes Argument, welches deshalb hinfällig ist, weil die von den Hellenen (die nicht vor dem 8. Jahrh. auf die Insel kamen) inschriftlich verwendete kyprische Silbenschrift nicht eine assyrische ist, sondern auf die Bilderschrift der Hethiter zurückgeht, welche zur Zeit der Blüte dieses Volkes über Kleinasien und die Inseln verbreitet gewesen zu sein scheint. — Die Namen in den besprochenen christlichen Legenden sind noch keineswegs sicher erklärt; merkwürdig ist, daß von Gutschmid zu dem Namen Ἀστρήγης (al. Ἀστυάγης) S. 353 die Bemerkung Tischendorfs in der Note S. 258 nicht verwertet hat, welcher Sanatruk vermutete; daß Astreges nicht für Artasyes stehen kann (wie von Gutschmid wollte), wohl aber für Sanatruges, zeigt eine Nebeneinanderstellung beider Formen in syrischer Schrift (astrgs und sntrgs): Sanatruk aber wird von den Armeniern ausdrücklich als derjenige bezeichnet, unter welchem St. Bartholomäus hingerichtet ward (Labubna bei Mose Choren. II, 34. Tschamtschean, Patmuthiun Hayots I, 298, 4). Die Namen der 12 Magier hätte von Gutschmid erfolgreicher verbessern können, wenn er nicht die Liste des Salomo von Basrah (bei Assemani III 1, 316ª) übersehen hätte. Über den Ursprung der Thomaslegende aus Indien dürfte eine teilweise Berichtigung durch R. Schröter (Zeitschr. d. Morgenl. Gesellsch. 25, 326) für den Leser nicht ohne Interesse sein. Die Auseinandersetzungen über ΑΘΔΑ, Λαβδάνης, Orthomasdes, S. 336—340 sind durch die Münzforschung berichtigt, was der Verstorbene sicherlich ebenso gut gewußt hat als Referent.

Marburg. Ferd. Justi.

Siegfried Szamatólski, Ulrichs von Hutten deutsche Schriften. Untersuchungen nebst einer Nachlese. (Hft. 67 der „Quellen u. Forschungen zur Sprach- u. Kulturgeschichte der germanischen Völker“). Straßburg 1891, Trübner. 179 S. 8.

Wir besitzen über keinen deutschen Humanisten eine schönere und umfangreichere Ausgabe als über Ulrich von Hutten. Als Eduard Böcking seine einzigartige Ausgabe von Hutteni opera, für die er fast sein ganzes Leben gesammelt und gesucht hatte, abschloß, da war die allgemeine Meinung, daß alle weiteren Bemühungen um Hutteniana anecdota ziemlich aussichtslos sein dürften.

Aber in diesem Falle kann man wieder einmal sehen, wie bei geschichtlichen Arbeiten jeder Abschluß nur ein relativer ist, wie selbst der größte Sammelfleiß, auch wenn er lange Jahre unermüdet arbeitet, den Nachfolgern doch noch immer etwas zu thun übrig läßt.

Siegfried Szamatólski setzte da ein, wo Böcking Halt gemacht hatte, und sein redliches Suchen war von überraschenden Erfolgen belohnt. Es gelang ihm, in dem Huttenschen Familienarchiv zu Steinbach und in dem gräflich Ortenburgschen Archiv zu Birkenfeld höchst belangreiche Funde zu machen.

Wir erhalten in der „Nachlese“ zunächst eine Anzahl deutscher Briefe von, an und über Hutten. Die deutschen Briefe von Hutten selbst sind umso wertvoller, als wir solche bisher nicht besaßen; denn die von Böcking ihm zugeschriebenen rühren nicht von ihm her.

Noch wichtiger aber als diese Briefe erscheint das letzte Stück der „Nachlese“: ein Ausschreiben Huttens gegen den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, von dem Szamatólski annimmt, daß es die bisher für verloren geglaubte letzte Schrift Huttens, der Libellus in tyrannos sei (vgl. Strauß, Hutten, 2. Aufl. S. 529), eine Hypothese, die sehr ansprechend ist, wenn der volle Beweis auch noch nicht erbracht scheint.

Für seine Untersuchung der deutschen Schriften Huttens benutzt der Verfasser auch eine von Ulrich Varnbüler herrührende Übersetzung des Huttenschen Vadiscus. Zunächst läßt sich die Angabe des Crusius II 238 über die Immatrikulation der beiden Varnbüler in Tübingen (S. 5) aus Roth (Urkunden zur Gesch. d. Universität Tübingen S. 658) dahin verbessern, daß die beiden Wormser Varnbüler zugleich mit ihrem Lindauer Vetter den 11. März 1535 immatrikuliert wurden. Der Eintrag lautet: „Joh. Jac. Varnbiller ex Lindouw. — Ulricus Varnbieller Wormacensis. — Franciscus Varnbiller Wormacensis“. — Ehe die beiden Wormser nach Tübingen kamen, hatten sie in Heidelberg studiert, woselbst sie nebst ihrem Hofmeister den 26. Juli 1531 in die Matrikel eingetragen wurden (vgl. G. Töpke, Matrikel der Universität Heidelberg I 549).

Szamatólski ist geneigt, in dem als Wormacensis bezeichneten Hans Ulrich oder Ulrich den Übersetzer zu sehen. Dies wird schließlich auch das Richtige sein. Aber eine Schwierigkeit erhebt sich daraus, daß der Tübinger Professor Niklaus Varnbüler auch einen Bruder hat, der Hans Ulrich heißt. Die auf S. 4 und 5 mitgeteilte Stelle aus Stumpf ist darnach vermutlich zu verbessern. Dieser andere Hans Ulrich Varnbüler wird nämlich unzweifelhaft durch lateinische Briefe nachgewiesen, welche J. Mähly veröffentlicht hat (Epistolae

Amerbachiorum et Varnbueleri. Baseler Festschrift 1877, S. 30. 56. 57. 60). Nachforschungen in den Baseler Archiven werden hier wahrscheinlich den gewünschten Aufschluß ergeben.

Heidelberg. Karl Hartfelder.

Adolf Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock. II, 1. Mich. 1499— Ost. 1563. Rostock 1890, Stiller. 148 S. 4 10 M.

Es ist erfreulich, daß schon nach Jahresfrist dem ersten Band der Rostocker Matrikel die erste Hälfte des zweiten Bandes gefolgt ist. Der Schluß des zweiten Bandes wird für den Herbst 1891 in Aussicht gestellt.

Gerade die Jahre 1499 ff. sind von besonderer Wichtigkeit, da in diesem Zeitraum die Hochschule Rostock die Einwirkung des Humanismus und der Reformation erfahren hat. Freilich hat die geistige Bewegung der Renaissance die entlegene Ostsee-Universität nicht mit gleicher Stärke ergriffen wie viele ihrer im Binnenland gelegenen Schwestern, wie Ingolstadt, Wien, Heidelberg, Erfurt u. a. Umso wichtiger sollte aber die Reformation für Rostock werden. Nachdem die Hochschule in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts zuerst in ihren Grundvesten erschüttert worden (es kommen Semester vor, in denen nur noch vier bis sechs Studenten immatrikuliert wurden), erlebt sodann die Hochschule einen Wiederaufbau durch eine Schar begabter Schüler, die der große Praeceptor Germaniae in Wittenberg herangebildet hatte. Beispielsweise seien von diesen Männern genannt: David Chytraeus, Aurifaber, Heßhusius, Burenius, Caselius u. a.

Aus dieser Matrikelpublikation kann man wieder einmal mit der größten Deutlichkeit ersehen, wie das Fehlen eines Namens in der Matrikel noch kein Beweis dafür ist, daß die betreffende Persönlichkeit nicht lehrend oder lernend der Hochschule angehört hat, daß also das Argumentum e silentio hier unzulässig ist. So wissen wir z. B., daß im Jahre 1500 Hermann van dem Busche, der bekannte „Apostel des Humanismus" (vgl. Liessem, H. v. d. Busche I [Köln 1884] S. 9) und später der berühmte Ulrich von Hutten 1509 (vgl. D. Fr. Strauß, Ulrich von Hutten, 2. Aufl. S. 47) nach Rostock gekommen sind. Trotzdem fehlen ihre Namen in der Matrikel.

Wenn wir aber auf S. 77 zum 15. Juli 1520 den Eintrag finden: „Georgius Sibutus poeta laureatus", so ist das eine sehr dankenswerte Bereicherung zur Biographie dieses Humanisten (vgl. den Index biographic. et onomost. in Böckings Ausgabe von Hutteni opp. suppl. II, 1, 469).

Ein charakteristisches Zeugnis, wie gering die Verbreitung der griechischen Sprachkenntnis noch um 1520 in Norddeutschland war, ist der Eintrag zum 19. November dieses Jahres: „Mgr. Petrus Hircius Warnensis honoratus quia Graecus" (p. 78), dh. diesem Magister wurden die Gebühren bei der Immatrikulation erlassen, weil er Griechisch verstand.

Für das Leben anderer Gräzisten gewinnen wir einige feste biographische Daten, so z. B. für Johann Possel aus Parchim, den Herausgeber Platonischer und Euripideischer Schriften, welcher lange in Rostock gelehrt hat. Derselbe wurde im Mai 1551 als „Joannes Posseel Parchimensis" (S. 120) immatrikuliert und schon im April 1552 zum Baccalaureus promoviert.*) Ebenso dankenswert sind die Angaben über den Gräzisten David Chytraeus, der nach der Matrikel nicht aus Ingelfingen war, wie bei Pöckel steht, sondern aus Menzingen, und über den Latinisten Nathan Chytraeus (vgl. S. 120, 121, 131 u. s. w.), über die Philologen Arnold Burenius (S. 92 und 98), Hegendorphinus (S. 100) und noch manche andere.

Die späteren Jahrgänge der Matrikel zeigen, wie die Verbindung mit Wittenberg immer fester sich gestaltet, ja wie es fast Übung wird, einen Teil der Studienzeit in Wittenberg zu verbringen. So zahlreich sind die Studenten, welche sich in Wittenberg den Baccalaureats- oder Magistertitel geholt haben.

Indem wir Hofmeister im Namen derer, welche sich mit Gelehrten- und Schulgeschichte beschäftigen, für seine Mühwaltung bestens danken, wiederholen wir die schon früher ausgesprochene Bitte, uns dereinst, wenn der Druck der Matrikel zu Ende geführt ist, auch ein zuverlässiges Personen- und Ortsregister zu schenken. Erst dadurch wird das wertvolle Material solcher Aufzeichnungen wahrhaft zugänglich.

Heidelberg. Karl Hartfelder.

Ἀντώνιος Μομφερράτος, Κληρονομικὸν δίκαιον τῶν κληρικῶν καὶ μοναχῶν ἐν Ἑλλάδι καὶ Τουρκίᾳ. Athen 1890, Ἀδελφοὶ Περρῆ. 300 S. gr. 8. 4 M

Eine eingehende geschichtliche Darstellung der Erbrechtsverhältnisse der Geistlichen und Mönche in Griechenland und der Türkei von den ersten Anfängen der Christenheit bis zu unseren Tagen,

*) Sollte er auch am gleichen Tage Magister artium geworden sein? Vgl. S. 124.

wobei auch interessantere Fragen, wie die rechtliche Stellung der Geistlichen überhaupt, die Verfassung und Verwaltung der kirchlichen Gemeinden und Klöster Gegenstand der Erörterung werden. Den Kernpunkt des Werkes bildet natürlich die bezügliche byzantinische Gesetzgebung, bei deren Behandlung der Verf. sich als außerordentlich scharfsinnigen Jurist zeigt. Der Charakter dieser Zeitschrift verbietet uns leider diese stärkste Seite des Werkes eingehender zu besprechen. Durch eine reiche Fülle von Anmerkungen und Citaten erweist sich der Verf. als in der maßgebenden ausländischen, besonders in der deutschen Litteratur sehr gut bewandert (Döllinger, Hergenröther u. s. w.); die Quellen werden aber auch dabei reichlich verwendet (ed. Migne, Pitra). Das Buch hat für Griechenland einen eminent praktischen Wert; es fixiert aus den in verschiedenen Zeiten erlassenen, sich vielfach widersprechenden erbrechtlichen Verordnungen die jetzt gültigen heraus und hilft somit einem längst gefühlten Bedürfnis in der griechischen Jurisdiktion ab: es ist wohl berufen, bei den jetzt ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen der hohen Pforte und dem griechischen Patriarchat über das Erbrecht der Geistlichen in der Türkei eine Rolle zu spielen. Geschrieben ist dasselbe in der allgemein in Griechenland üblichen gemachten Gelehrtensprache, die aber in diesem Werke frei von den bei anderen Juristen unvermeidlichen Byzantinismen, sachlich fast trocken, aber klar und bündig ist.

Das Buch wurde übrigens in Athen von einer Preisstiftungskommission mit dem ersten Preis bedacht, und der Verfasser zählt zu den angesehensten und litterarisch gebildetsten Juristen in Griechenland.

München. El. Pantasopulos.

Königliche Museen zu Berlin. Verzeichnis der vorderasiatischen Altertümer und Gypsabgüsse. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin 1889, W. Spemann. 132 S. Mit einer Karte und einer Schrifttafel. 50 Pf.

Etwas spät, aber heute gerade zur rechten Zeit weisen wir auf ein sehr anspruchslos auftretendes, aber sehr inhaltreiches und nützliches Büchlein hin, welches den neu erwachten Interessen für Vorderasien aufs beste entgegenkommt.

Die Generalverwaltung der Kgl. Museen ist erfolgreich bemüht, sowohl für die Gesamtheit der Sammlungen, als auch für die einzelnen Abteilungen billige Spezialführer herausgegeben, welche dem Besucher das Nachschlagen zahlreicher, zum Teil schwer zugänglicher Bücher ersparen. So ist hier dem eigentlichen Kataloge der vorhandenen Kunstwerke eine historische Einleitung vorausgeschickt, welche dem Beschauer erst die Möglichkeit des Verständnisses giebt, indem sie ihm die Kunstwerke als Glieder einer historischen Entwicklung zeigt. Ein ähnlicher, außerordentlich praktischer, mit Karten und Plänen ausgestatteter Führer existiert für Pergamon.

Das vorliegende Verzeichnis, zumeist eine Arbeit Dr. Steindorffs, giebt in einer Vorbemerkung die Geschichte der noch jungen Sammlung. Daran folgt ein Abriß der alten Geschichte Vorderasiens (Babylonien, Assyrien, Armenien, Elam, Persien, die Euphratländer und die Hittiter, Phönikien und seine Kolonien Cypern und Karthago, Palmyra). Dazu bietet eine Kartenskizze eine Übersicht sämtlicher erwähnter Länder, namentlich dankenswert durch die Aufzeichnung aller der schwer aufzufindenden türkischen und arabischen Namen der Orte, wo neuere Funde gemacht sind. Da wir die alten Namen zumeist nicht kennen, so ist die Hülfe sehr dankenswert: Sendschirly, Saktschegözy, Boghasköi in den gewöhnlichen Atlanten zu finden, sollte dem Betrachter sonst gehörige Mühe machen. Wir vermissen Kujundschik.

Auf die geographisch geschichtliche Übersicht folgt ein Verzeichnis der Schriftarten des alten Vorderasiens (Keilschrift, hittitische Bilderschrift, semitische Buchstabenschrift); auch hierzu giebt eine Schrifttafel die anschauliche Erläuterung. Wir kennen kein gangbares Handbuch der Geschichte, welches die Resultate der heutigen Wissenschaft so bequem und genau darstellte. Besonders dankenswert ist, daß wichtige Inschriften, z. B. die des Mesa von Moab, des Asarhaddon, des Sargon in Übersetzung mitgeteilt werden.

Das Verzeichnis selbst führt uns eine große Reihe bedeutender Gegenstände vor. Das Berliner Museum nimmt, abgesehen von dem nicht mehr einzuholenden Britischen Museum, namentlich seit 1870, dem Epochenjahre auch für die Museen, hinsichtlich vorderasiatischer Altertümer eine ehrenvolle Stelle ein. Vor dieses Jahr fällt die Erwerbung einer beträchtlichen Anzahl assyrischer Skulpturen besten Stiles, die aber bis vor kurzem nicht oder doch nur schwierig zu besichtigen waren. Gypsabgüsse nach den besten Stücken der Londoner Sammlung ergänzen die unsrige. Hier erhalten auch die von uns beschriebenen Skulpturen von Sendschirli ihren Platz. Ein praktisches Nummernverzeichnis (mit Angabe der Seitenzahl), ein Namenregister und ein Verzeichnis der auf der Karte genannten Orte schließt das nützliche, handliche Buch. Ein Verzeichnis der ägyptischen Altertümer ist in Arbeit. Es wird bei der Reichhaltigkeit unserer

Sammlung an Denkmälern auch des alten Reiches von besonderem Interesse sein. Chr. B.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Mitteilungen des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abteilung. XV, 4.

(355—419) **Das Kabirenheiligtum bei Theben.** IV. **P. Wolters**, Die Terrakotten, V. **Botho Graef**, Gegenstände aus Bronze und Blei (Tafel XIV und 12 Zinkographien), VI. **P. Wolters**, Verschiedene Einzelfunde, VII. **E. Szanto**, Inschriften, 12 auf Stein, 23 auf bronzenen Weihgeschenken, Auswahl (110 Nummern) der formelhaften sich wiederholenden Vaseninschriften. — (420—439) **W. Dörpfeld**, Der alte Athenatempel auf der Akropolis. Ausführliche Polemik gegen Lollings Annahme, daß der von den Persern verbrannte, später wieder restaurierte Tempel auch nach dem Perserbrande den offiziellen Namen Hekatompedon führte. Dörpfeld nennt Hekatompedon wie früher als Teil des neuen Parthenon (Die von Lolling publizierte Inschrift, an welche die Abhandlung anknüpft, haben wir 1890, No. 51, Sp. 1611 mitgeteilt). — Miszellen, Litteratur, Funde.

XVI, 1.

(1—29) **O. Kern**, Eubuleus und Triptolemos (Tafel I und II und 4 Zinkographien). Der orphische Eubuleus ist keine feste und klare mythologische Figur: ein ewiges Schwanken und eine merkwürdige Unsicherheit spricht sich in seiner Gestalt aus. In Eleusis ist er aber Zeus, der Wohlberater (vgl. unsere Wochenschrift No. 21, Sp. 643). Die römische Hermeninschrift Εὐβουλεὺς Πραξιτέλους bezieht sich nicht auf den eleusinischen Marmorkopf; die Ähnlichkeit mit dem Hermes von Olympia ist gering und mehr Gemeingut der Kunst am Ende des 4. Jahrh. als einem bestimmten Künstler angehörig. Der sogenannte Eubuleus ist vielmehr ein Triptolemos. Zu den römischen Kopien kommen noch zwei Repliken aus Eleusis. — (30—45) **E. Szanto**, Zum Gerichtswesen der attischen Bundesgenossen. Zwei Verträge aus dem 4. Jahrh. betreffs der Rechtsprechung 1) zwischen Arkesine (Amorgos) und Athen, 2) zwischen Naxos und Athen. — (46—58) **P. Wolters**, Marmorkopf aus Amorgos (mit 25 Zinkographien). Abstoßend häßlicher Kopf von einem besonders großen Exemplare der primitiven Marmorfiguren, die vor allem von den Kykladen bekannt sind (29 cm hoch). Weitere Mitteilungen über ähnliche Marmorfigürchen von Amorgos, Euböa, sogar Attika. Sie waren wahrscheinlich alle bemalt. Der große Kopf stellt einen Tättowierten oder im Gesichte Bemalten dar. — (59—94) **B. Sauer**, Untersuchungen über die Giebelgruppen des Parthenon (Tafel III). Neue Aufnahme der Standspuren der einstigen Giebelgruppen (Antike Denkmäler I, Tafel 58 a b 1 : 15, hier 1 : 50). Allen Rekonstruktionsversuchen wird damit eine bestimmte Basis und Grenze durch technische Thatsache gegeben. Vorrichtungen zum Versetzen der Figuren (namentlich wichtig die Leeren, der nur wenig vertiefte Platz, den jede Figur einnehmen sollte), Befestigungsspuren, Neubildungen im Giebelraum (z. B. Marmorpatina). Genaue Beschreibung der Tafeln, ursprünglicher Bestand und Anordnung; Komposition der Giebelgruppen: die Übereinstimmung von Ost- und Westgruppe ist größer, als man bisher annehmen konnte. In der Mitte dominiert nicht wie in Ägina und Olympia eine Mittelfigur, sondern zwei Hauptfiguren gruppieren sich genau über dem Mittelinterkolumnium um die Axe des Giebels. — (95—106) **F. Hiller von Gärtringen** und **Th. Mommsen**, Das Denkmal Chäremons von Nysa. Zwei Schreiben des Königs Mithridates vom Jahre 88 gegen den Römerfreund Chäremon und seine Söhne: κήρυγμα ἐποίησα, ὅπως ἐάν τις ζῶντας ἐπάγῃ Χαιρήμονα ἢ Πυθόδωρον ἢ Πυθίωνα, λάβῃ τάλαντα τεσσαράκοντα, ἐὰμ μόνον τὴν κεφαλήν τινος τούτων ἐνέγκῃ, λάβῃ τάλαντα εἴκοσι. — (107—126) **S. Selivanow**, Inscriptiones Rhodiae ineditae. 1. Drei hochaltertümliche Inschriften. a) Ἶμας [Σ]αώλα, Σ[α]μία[ς] Ἀπολ(λ)ωνίδα (5. Jahrh.); b) Εὐθυ[τ]ίδα ἠμὶ Λέσχα τῶ Πραξσίω, Διοτῶ Ὑφ[ά]γω τῶ Ὑφυλίδα; c) Bustrophedon, auf jeder Seite des Steines ein Hexameter: Σᾶμα τὸ Fιδαμενεὺς ποίησα, ἵνα κλέος εἴη· | [F]εῦ δέ νιν ὅστις σημαίνοι, λεί[ον] λήθειν (7. Jahrh.). Die Buchstabenform der Inschrift von Abusimbel ähnlich. Chronologische Tabelle über die Verbreitung der Alphabete auf Rhodus. Dazu drei jüngere Inschriften. — (127—129) **Ferd Dümmler**, Inschrift aus Itanos. Bustrophedon, Felsinschrift. D. ergänzt und teilt ab: Μὰ Τῆνα κ' Ἀθάναν ‖ Ἀ πτόλις εὖ εἴη ‖ Ἰτανίων παισὶν ‖ ὅπερ κά τὸ λῆ ἐν ‖ Εἰράνᾳ εὖ τελῆμ βίον τε. Vorepisches Metrum, eine Art von Stadtgebet. — (130—132) **A. Wilhelm**, Inschriften aus Lesbos 2. Chellestyen, Siegerinschrift. — (133—135) **A. E. Kontoleon**, Ἀφροδίτη Στρατονικίς. Inschrift von Smyrna. — (135—152) Litteratur, Funde (Inschriften von Kyzikos, Laodikea am Lykos, Apamea in Phrygien), Sitzungsprotokolle.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XLII, No. 2.

(97) **H. Müller**-Straßburg, Zwei Oden des Horaz. 'Die Postumus-Ode (II 14) erhält ihre rechte Beleuchtung durch die vorhergehende und ist ein Gegenstück zu derselben. Die Schlußode des 2. Buches gilt besonders wegen der „geflügelten Wesen" in der 3. Strophe als Rätsel; der Dichter hat die Sirenen im Sinne gehabt, sich mit einer Sirene verglichen. Der Gedanke des ganzen Gedichts ist: Ich werde unsterblich sein, wenn auch nicht im neidischen Rom, so doch bei den Barbaren. — Literarische Anzeigen: Demosthenes Rede für die Megalopoliten,

von **W. Fox**. 'Meisterhafter Kommentar'. F. Slameczka. — (113) **L. Sternbach**, Anthologiae Planudeae appendix. Lobende Anzeige von W. Weinberger. — (117) Virgiliana von **Ernault** (1886), **M. Hertz** (1888), **Stowasser** (Stolones) und **Th. Stangl**, angezeigt von J. Huemer. Die Arbeit Ernaults habe originellen Wert; Stowassers Schrift nicht ganz überzeugend; Stangls Konjekturen mit großer Vorsicht aufzunehmen. — (124) **J. Weisweiler**, Das lateinische Participium futuri passivi. 'Die Hauptprobleme sind der Lösung wesentlich genähert'. J. Golling. — (128) **Putsche-Schottmüller**, Lateinische Grammatik, 23. Auflage. 'Die Formenlehre gut, die Umgestaltung der Syntax fraglich'. H. Koziol. — (131) **P. Wesener**, Lateinisches Elementarbuch; **Geyer-Mewes**, Lateinisches Übungsbuch; **E. Berger**, Anleitung zum Übersetzen ins Lateinische; **O. Drenkhahn**, Lateinische Aufgaben; **R. Bouterwek**, Lateinische Stilistik. Empfehlende Anzeigen von H. Koziol. — (138) **Capellanus**, Sprechen Sie lateinisch? Die Bedürfnisfrage wird von Koziol verneint. — (143) **H. Nettleship**, Contributions to Latin lexicography. 'Steuert eine erhebliche Zahl neuer, bisher in die Lexika noch nicht aufgenommener Wörter bei'. — (149) **Joh. Schmidt**, Pluralbildungen der indogermanischen Neutra. 'Das Buch steht geradezu einzig da. Noch niemals ist eine linguistische Spezialuntersuchung so eindringend und umfassend ausgeführt worden'. R. Meringer. — (161) **R. Schubert**, Herodots Darstellung der Cyrussage. 'Mechanische Behandlung der Aussetzungssagen'. A. Bauer.

Sendschirli.*)

II.

Wir haben in No. 26 (Sp. 802 f.) einen orientierenden Bericht über die neuen Erwerbungen unseres Museums aus Sendschirli gegeben und tragen nunmehr die sonstigen topographisch-archäologischen Notizen nach 1882 bereits war Dr. Puchstein, von dessen erfolgreichen Bemühungen um die Kunst Vorderasiens wir schon mehrfach berichtet haben (vgl. No. 25, Sp 783 f.), auf einer Expedition nach dem Nimrud-dagh die Kunde von Altertümern in Sendschirli geworden (vgl. Humann-Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berlin 1890, D. Reimer, S. 380). 1883 suchte und besuchte er das bis dahin so gut wie unbekannte Sendschirli (vgl. unsere No. 26, Sp. 802, und die Karte 1 in dem oben citierten Werke) und fand dort eine bereits von Hamdy-Bey, dem türkischen Oberaufseher aller Altertümer, freigelegte Reliefreihe. Er gab darauf in dem genannten Werke ausführlichen Bericht über das Gefundene. Seitdem konstituierte sich in Berlin ein 'Orientkomité', welches die Gelder vorschoß, um gerade in Syrien und Mesopotamien zu graben. Die Herren Humann, v. Luschan, Winter und Koldewey leiteten die Ausgrabungen an Ort und Stelle. Über ihre Thätigkeit in drei Kampagnen wurde am 10. Juni 1891 zu Berlin im Museum für Völkerkunde vor einem eingeladenen Publikum unter Vorlage zahlreicher Photographien und Pläne Bericht erstattet. Dem Volke der Hittiter galten die Expeditionen; sie brachten, wie gewöhnlich bei Ausgrabungen, völlig Neues und anderes, als gedacht, — mehr und weniger, aber das erstere vorwiegend. Über die geographische Lage haben wir bereits berichtet; wir fügen nur hinzu, daß Issus, bekannt durch Alexanders Sieg, beinahe unter demselben Breitengrade liegt (Issus c. 37°, Sendschirli c. 37,10), in der Luftlinie 50 K. von Sendschirli entfernt. Ein wenig südwest von S. liegt Nikopolis. Unser Bericht ist nach den verschiedenen Vorträgen und einigen eigenen Beobachtungen zusammengestellt.

*) Die Schreibung 'Sendschirli' wird jetzt der früheren 'Sendjirli' vorgezogen.

Das Stadtbild.

Den Kern der ganzen Anlage bildet ein Hügel, welcher sich von SW nach NO steil erhebt; sein Flächeninhalt ist nicht größer als etwa die doppelte Größe des Berliner Schlosses. Auf ihm aber erbauten sich die Herren des Landes ihre Paläste, wiederum echt orientalisch, die verschiedenen Regenten ihre eigenen, mit Überbauung und Benutzung der Vorgänger. Die Thore der Umfassungsmauer dieses Hügels liegen an der gefährdeten Südseite, wo derselbe in die Ebene verlief. Dort führte der Weg zunächst durch das alte Hauptthor; wer eingetreten war, sah sich bald wieder vor einer turmbewehrten, den Hügel quer übersetzenden Abschnittsmauer mit einem zweiten Thore. Beide waren an ihrem unteren Teile mit Skulpturen geschmückt: von der Basis der Wände, den aufrechtstehenden Orthostatensteinen, welche etwa mannshoch vom Fußboden aufragten, stammen die Reliefs, von denen die eine Hälfte nach Konstantinopel, die andere nach Berlin gekommen ist. Von den Leibungen des zweiten Thores stammen die oben beschriebenen Löwen. Vielleicht zog noch um die Spitze des Hügels eine zweite Abschnittsmauer mit einem dritten Thore; sie ist aber noch nicht völlig ausgegraben. Auf der so stark verteidigten Oberfläche der Burg standen einige Paläste; die älteste Anlage lag an der höchsten Stelle im Nordosten. Die jüngste gehört etwa ins Jahr 730 v. Chr.

In einem Abstande von 200—250 m zog sich um den Burghügel wie um das Centrum eines Kreises die Stadtmauer — oder besser die Stadtmauern hin; denn es sind zwei völlig parallele, mit geringem Zwischenraume dahinziehende Kreise. Mathematisch genau, wie mit dem Zirkel gezogen, umgeben zwei konzentrische Mauerkreise, wirkliche Ringmauern die untere Stadt. Der Durchmesser des äußeren Kreises beträgt 700 Meter. Diese beiden Mauerringe sind durch je wohlgezählte 100 pfeilerartige Vorsprünge verstärkt; ich schwankte erst, ob das Wort 'Turm' hier wohl anwendbar und nicht vielmehr die Bezeichnung Strebepfeiler vorzuziehen sei, bis ich mich durch die Betrachtung der zahlreichen Stadtpläne und Städtebelagerungen in Layards Niniveh für Türme entschied.

In Layards Niniveh sehen wir zunächst das ganz genaue Analogon des kreisrunden Stadtplanes. In den Monuments of Niniveh, Serie 1, Tafel 30 ist eine kleinere Anlage in der Weise abgebildet, wie sie auch in Ägypten gebräuchlich war, Grundriß und Ansicht zugleich: wir sehen die völlig kreisrunde Stadt, in welcher unter Zelten die Bewohner friedliche Beschäftigungen treiben. Die Mauer mit den vielen, nahe aneinander stehenden Türmen ist so abgebildet, als wäre sie nach außen zu platt auf die Erde gelegt. Auch Tafel 77 zeigt eine fast kreisrunde Stadt mit einem Königsthron in der Mitte. Ovale Städte oder Parallelogramme mit abgerundeten Ecken kommen in der zweiten Serie des Werkes noch häufig vor. Oft genug ist die Belagerung einer solchen Stadt

(nicht im Grundriß, sondern nur von einer Seite) abgebildet. Diese Darstellungen lassen uns unseren Plan erst recht verstehen und geben wohl einen Fingerzeig für seine Rekonstruktion. Wir sehen fast regelmäßig zwei turm- und zinnenbewehrte Mauern hintereinander; die vordere, äußere, ist nur halb so hoch wie die hintere, innere; ebenso sind die Türme der äußeren niedriger als die der inneren. Über dem Ganzen ragen noch mehrfach in der Mitte besonders hohe Türme hervor, welche wohl einem in der Mitte des Ganzen, wie in Sendschirli, liegenden Kastell angehören.

Der obere Teil der Türme, welche zackige Zinnen wie die Zähne einer groben Säge tragen, scheint von Holz gewesen zu sein. Wir sehen wenigstens auf der einen Darstellung, wie ein solcher Oberturm mit den Pfeilen der Belagerer, welche haften geblieben sind, gespickt ist. Da nun diese Städte meist ziemlich klein sind, und da die Mauer sehr viele nahe hintereinanderstehende Türme trägt, so können diese letzteren auch nur geringe Grundrißfläche haben. Darum sehen wir auch auf ihnen stets nur sehr wenige Verteidiger; häufig nur einen Bogenschützen, welcher aber vielleicht nur eine Art von illustrativer Abbreviatur für mehrere ist. Mehr als fünf Bogenschützen erinnere ich mich nicht gesehen zu haben.

Die Analogie mit Sendschirli ist schlagend; vielleicht war auch hier die äußere Mauer niedriger. Die Streitfrage scheint mir aber auch entschieden, ob die pfeilerartigen Vorsprünge von Hissarlik Türme oder nur zur Mauerverstärkung dienende Pfeiler waren. Wir werden nach diesen Analogien unbedenklich auf Dörpfelds Seite treten, welcher in ihnen wirkliche, zur Verteidigung bestimmte Türme sieht. Freilich ist die Burganlage zu Hissarlik nur eine sehr stark verkleinerte Analogie unserer assyrischen Anlagen.

In die zwischen Ringmauern und befestigtem Berghügel liegende Unterstadt von Sendschirli hinein führten drei Thore, jedes von 2 starken, vorspringenden Türmen flankiert, sodaß auf die Thore im ganzen 6, auf die Stadtmauern selbst je 94 kommen. Das eine Thor liegt direkt südlich vom Burghügel, die beiden anderen rechts und links davon in ungefähr gleichen Abständen: zwischen Südthor und Westthor stehen 25, zwischen Südthor und Nordostthor 32, zwischen den West- und Nordostthor oben 37 Türme.

Da die Stadtmauer eine doppelte ist, so sind natürlich auch die Thore Doppelthore; bei der Anlage flankierte man den Thoreingang durch zwei außen vorgelegte Türme, wiederholte sie an der Innenmauer und sicherte ihn dann noch nach innen zu durch einen vorgelegten rechteckigen Hof, dessen Rückmauer dann nochmals durch einen Thoreingang geöffnet werden mußte. Das Hauptthor war das Südthor, durch welches der Weg direkt nach den Thoren der Burg führte. Dies zeigt die ganze Anlage durch Verdoppelung verstärkt, hat also 4 Thüren hintereinander.

Mit diesen Darlegungen ist auch die Frage nach dem Ursprunge dieser ganzen Bauweise gelöst. Wir dürfen sie nicht in gebirgigen Ländern wie Griechenland suchen; denn dort erlaubt das coupierte Terrain nicht den Gedanken einer so völlig vom Boden abgelösten, rein nach menschlicher Phantasie sich richtenden Gestaltung des Stadtplanes. Wir werden vielmehr in ein Land mit weiten Ebenen gewiesen, wo es eine natürliche Sicherheit nicht giebt, sondern nur eine künstliche. Das Land der künstlichen Berge, der aufgeschütteten und aufgemauerten Plateaus, auf denen dann Städte gebaut werden, ist die Euphratebene. Wir verweisen hier auf Hirschfelds vortreffliche Abhandlung über die Gestaltung des Stadtbildes, von welcher wir in unserer No. 50 (1890) einen Auszug gegeben haben.

Das Technische, der Mauerbau, die Grundrissbildung.

Sämtliche Mauern sind nach Koldeweys Vortrage aus ungebrannten Lehmziegeln errichtet auf einem Fundament aus Handsteinen; die Sicherung gegen Längsrisse innerhalb der Mauern ist durch einen Rost von quer zu den Fundamenten gelegten Hölzern erreicht.

Bei der regelmäßigen Schichtenpackung des Fundaments werden die größeren Steine an die Außenkanten, etwas kleinere in den Innenraum gelegt und diese Schicht oben durch Ausfüllung mit kleinen Steinen und viel Thonerde abgeglichen, worauf wieder eine Schicht derselben Art beginnt. Daraus folgt, daß die äußeren Schichten eine reihenweise Lagerung haben, welche, wenn man sich ihre Durchbildung in Haustein vorstellen würde, nie den Charakter eines polygonalen, sondern nur denjenigen von mehr oder weniger regelmäßigem Quaderbau annehmen könnte. Das Fundament reicht bis zur Terrainhöhe, und auf dasselbe wird der Querrichtung nach der hölzerne Rost gelegt, und zwar: bei den großen 3—6 Meter dicken Festungsmauern fußstarke Balken in fußweiter Entfernung von einander, bei Mauern von geringerer Bedeutung dünnere Rundhölzer, deren Entfernungen von einander ebenfalls so groß ist, wie die Hölzer dick sind, und bei kleineren, bis zu ein Meter breiten Mauern Bretter eng aneinander. Die Zwischenräume zwischen den Balken sind mit kleinen Steinen und Erde ausgefüllt, sodaß beim Abgraben lauter quer zur Mauer laufende Kanäle zu Tage kommen, in denen hier und da verkohlte Reste des Rostes stecken. — Die ungebrannten Ziegel sind von sehr verschiedenen Maßen, etwa 30—40 cm im Quadrat und 10—15 cm dick — unregelmäßig und nur mit dem Bestreben, das Aufeinandertreffen von Fuge auf Fuge zu vermeiden, in etwa fingerdicken Lehmmörtel verlegt. Die Mauern sind überall verputzt mit fingerdickem Thon oder Kalk- resp. Gipsputz. — Als Schutz gegen den gerade in den unteren Schichten wirkenden zerstörenden Einfluß der Witterung tragen bei wichtigeren Bauten die unteren Schichten der Mauern eine Verbrämung aus aufrecht gestellten Steinblöcken — Orthostaten —, die auf einer Schicht von flachgelegten „Läufern" ruhen und die Träger des im alten Orient allgemein üblichen Reliefschmucks geworden sind.

Was im übrigen von monumentalem Steinschmuck gefunden ist, bezieht sich auf Säulen, von denen zwei Basen am 'oberen Palast' (NO) noch stehen und die Vorhalle zu den dahinter liegenden verschließbaren Räumen bezeichnen. Die Art der Anordnung dieser beiden parallel zueinander liegenden Räume ist ein Hauptcharakteristikum der Bauweise von Sendschirli und zunächst deutlich ersichtlich an dem oberen Palast, dem jüngsten von den vier größeren Bauten auf der Burg. Hier liegen um einen viereckigen Hof auf zwei Seiten je ein untergeordnetes kleines Gebäu, auf dem anderen je eine offene, einsäulige Vorhalle, dahinter parallel mit der Vorhalle der verschließbare Hauptraum und daranstoßend einige Nebenräume. Die Art der offenen, an den Hof grenzenden Vorhalle ist noch jetzt im ganzen Orient, namentlich auch in Syrien üblich und wird als Liwan bezeichnet. Nordwestlich vom oberen Palast liegt ein kleineres Gebäude, das ebenfalls hinter dem Hof die Vorhalle und hinter dieser mit derselben parallel den Hauptraum, zu beiden Seiten aber die Nebenräume enthält.

Dieselbe Anlage hat der westliche Palast, von welchem aber bisher nur ein Teil des Hofes, der

westlich an diesen stoßende Baukomplex und der Liwaneingang zu einem nördlichen Komplex aufgedeckt ist. Die Anlage gehört der Zeit Tiglat-Pilesars III. an.

Wiederum denselben Grundriß bemerkt man an einem älteren, vom 'oberen Palast' später überbauten und zerstörten Bau, der durch die Kolossalität seiner Mauern im Verhältnis zu den Räumen auffällt. Der vordere Raum wurde von zwei ca. 17 Meter im Quadrat haltenden Türmen eingeschlossen. Das Ganze muß man für ein sakralen Zwecken dienendes Gebäude halten.

Geschichtliches, Kleinfunde, Gräber, Sprachliches.

Über die Ziele und Wege des Orientkomités sowie über das Volk der Hittiter sprach der Vorsitzende des Orientkomités, Herr Prof. von Kaufmann. Über die Geschichte der Stadt und die Kleinfunde sprach Dr. v. Luschan etwa folgendes: Die Stadt und die Burg wurden ungefähr um 550 v. Chr. zerstört, vielleicht von dem Volke einer fremden, unbekannten Rasse, das anderthalb Stunden von Sendschirli auf einer Klippe eine Burg aus Kyklopenmauerwerk erbaut hat, die völlig mit allen orientalischen Traditionen bricht. Auf den Ruinen von Sendschirli haben seither fast ununterbrochen, wie die Funde beweisen, menschliche Ansiedelungen, aber wohl nur kleine Dörfer, bestanden. Kleinfunde wurden in der Zahl von 3000 gemacht; davon finden manche Anschluß an trojanische, andere an solche, die bei uns als vorgeschichtliche bezeichnet werden. Eine metalllose Zeit gab es dort nicht. Besonders reich sind die Funde an Gewichten, darunter solche, die ein Dezimalsystem ergeben. Außerdem fanden sich Siegel, Schmuck, Waffen, Lampen, Gußformen, Spindelsteine, Perlen, Fibeln, Nadeln, Thongefäße eigener Fabrikation und fremden, wohl cyprischen*), Imports. Von Gräbern wurden nur fünf entdeckt, die Nekropole lag wohl außerhalb der Ummauerungen. Die Leichen waren in kauernder Stellung in Thonwannen gebettet. Eine allerdings leere, aus gewaltigen Doleritquadern gefügte Totenkammer lieferte ein höchst bedeutungsvolles Relief. Es ist zu erwarten, daß weitere Ausgrabungen die Zwischenstufen zwischen der hamatenischen Bilder- und der aramäischen Buchstabenschrift liefern. Die gefundenen altsemitischen Inschriften scheinen dafür zu sprechen, daß die Hittiter Semiten waren; Dr. v. Luschan glaubt aber, daß die gemachten Ausgrabungen darthun, daß die Hittiter vorsemitischen Ursprungs sind wie die Sumerer und Akkader in Südbabylonien.

Wie Prof. Schrader mitteilte, kann die Zeit der Aufstellung der Stele des Asarhaddon (vgl. unsere No. 26, Sp. 803) auf die Jahre von 670—668 v. Chr. festgestellt werden. Die lebhaften Beziehungen zu Assyrien, welche die in Sendschirli gefundenen assyrischen Inschriften und Siegel bekunden, nehmen mit dem Fall Ninives im Jahre 607 ein jähes Ende; die sicher zu datierenden Denkmäler gehören der assyrischen Blütezeit im 7. bis 9. Jahrhundert v. Chr. an. Was früher ist, läßt sich bis jetzt nicht mit Bestimmtheit ansetzen.

Die oben (Sp. 829) erwähnte Inschrift auf der Bildsäule des Fürsten Panammu hat Prof. Sachau entziffert. Der durch die altsemitischen Schriftzeichen P-n-m-u wiedergegebene Name wurde mit Hülfe ähnlicher assyrischer Namen entziffert; der Name Panammu findet sich auch in Keilinschriften des Königs Tiglat Pileser III. (745—727). Nun hat sich auch der Name Tiglat Pileser in der altsemitischen Schrift gefunden, sodaß Sicherheit für die Richtigkeit der Lesung geboten ist. Tiglat Pileser steht an der Wende zweier wichtiger Epochen: des Verfalls der vielen orientalischen Kleinstaaten und der Begründung eines mächtigen Weltreichs durch ihn selbst. Somit steht auch Pannamu an der Scheide dieser Epoche; seine Macht ist ein Rest der alten Zeit, 723 war sein Reich unzweifelhaft von Assyrien annektiert, die Inschrift, die zweitälteste in altsemitischer Buchstabenschrift, dürfte aus dem Jahre 730 datieren, ist also um etwa 120 Jahre jünger als die Inschrift des Mesa von Moab. Das in den altsemitischen Inschriften aus Sendschirli vorliegende Material ist so neu, das es auf Generationen hinaus die Sprachforscher beschäftigen wird. Diese altaramäische Sprache ist mit der aramäischen Sprache, welche durch einzelne aus dem 2. und 3. Jahrhundert v. Chr. stammende Teile der Bibel erhalten ist, so nahe verwandt wie Niederfränkisch und Niedersächsisch. Abraham hat aramäisch gesprochen, ehe er in Kanaan einwanderte, auch Christus' Sprache war das Aramäische. Diese Schriftfunde, die es ermöglichen werden, das Aramäisch der älteren Zeit zu rekonstruieren, geben der Bibel einen hochbedeutsamen Hintergrund. —

Wenn wir das Ganze überblicken, so scheint uns namentlich wertvoll das Licht, welches diesmal von außen auf das altehrwürdige alte Testament und seine vielen kleinen „Könige" fällt; und das giebt uns die Hoffnung, daß alle, welche sich für die Bibel und die alte Geschichte des jüdischen Volkes und seiner Nachbarn interessieren, diese ihre Neigung auch dem Unternehmen des Orientkomités zuwenden werden. Die Engländer haben längst ihren Palästina-Exploration-fund; es wäre zu wünchen, daß auch bei unseren reichen Leuten das Interesse an solchen Forschungen sich nicht nur in gelegentlichen Vorschüssen, sondern auch in dauernden Zuschüssen geltend machte. Vor allem aber scheint es Pflicht und zugleich Ehrensache der bisher an der Untersuchung von Sendschirli beteiligten Personen und Körperschaften und dann also wohl auch der Königlichen Regierung zu sein, die jetzt mit so guten Erfolgen begonnene Ausgrabung von Sendschirli nicht vor der Zeit abzuschließen, sondern mit allem Nachdruck zu Ende zu führen. Eine 7—8 monatliche Kampagne scheint hierzu zu genügen und wird sicher durch neue Ergebnisse belohnt sein, vielleicht auch, wenn die Erwartungen Dr. v. Luschans in Erfüllung gehen, endlich durch eine größere Bilinguis das Verständnis der hamatenischen Hieroglyphen erschließen. Dem Orientkomité aber würden weite Kreise zu Dank verpflichtet sein, wenn es bald über das bereits Geborgene einen vorläufigen Bericht mit einem guten Plane der Stadt erscheinen ließe. Er ließe sich leicht in einem kleinen Hefte in der Form des vortrefflichen Verzeichnisses der vorderasiatischen Altertümer oder der reichhaltig ausgestatteten Beschreibung von Pergamon geben, vielleicht wie diese in direktem Anschlusse an das bereits in Berlin Vorhandene. Vor allem zeitgemäß wäre ein guter Stadtplan mit den Details der Thorbauten, der Burg etc.. Wollte man vor völliger Beendigung der Ausgrabungen nichts mitteilen, so ließ sich dies rechtfertigen; da nun aber alle Zeitungen Berichte, freilich großenteils wunderbarer Art, über jene Sitzung gebracht haben, so sind viele Gründe vorhanden, das bereits Mitgeteilte nun auch in einer zuverlässigen Form zu geben. Insbesondere verdienen die aramäischen Inschriften eine baldige Publikation. Chr. B.

*) Auf mancherlei Analogien zwischen den Kleinfunden von Cypern und Sendschirli hat Ohnefalsch-Richter in der 'Nation', No. 39 hingewiesen.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 27.

(914) **Fr. Zarncke**, Causa Nicolai Winter (Leipzig). Der Leipziger Student Winter war 1443 auf Zahlung von Stoff zu einer Jacke verklagt worden und hatte eingewendet, den Stoff von der Frau des Klägers geschenkt erhalten zu haben. Diese Bagatellsache ging an das Universitätsgericht, an den Bischofssitz, an das Baseler Konzil, an den Papst, ans Fehmgericht, an den Kurfürsten von Sachsen; das Ende ist nicht bekannt geworden. — (920) **M. Wetzel**, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora im Lateinischen (Paderborn). 'Nicht zuträglicher Standpunkt'. *K. S.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 27.

(984) **E. Abel**, Scholia recentiora in Pindari epinicia (Budapest und Berlin) 'Die ganzen Scholien sind vollkommen wertlos'. *Wilamowitz-Möllendorff.* — (990) **H. Klövekorn**, Die Kämpfe Cäsars gegen die Helvetier (Leipzig). 'Alles unwahrscheinlich; mit der neueren Litteratur ist Verf. gänzlich unbekannt'. — (993) **O. Bie**, Kampfesgruppe (Berlin). 'Verdienstlich und mit Sorgfalt gearbeitet'.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 27.

(729) **J. Baunack**, Aus Epidauros. 'Sehr willkommen und nutzbar'. *P. Kretschmer.* — (733) **R. Beer**, Heilige Höhen (Wien). Angezeigt von *H. Steuding.* — (737) **H. van Herwerden**, Studia in Anthologiam (Leiden). 'Ein Cobet sogar würde sich noch im Grabe umdrehen über diese unerwartete Leistung eines Epigonen, über welche die Wissenschaft zur Tagesordnung übergeht'. *C. Häberlin.* — (744) **A. Wiedemann**, Herodots zweites Buch sachlich erklärt (Leipzig). 'Enthält viel Interessantes und Neues'. *P. Jensen.* — (746) Averrois paraphrasis ed. **Fr. Heidenhain** (Leipzig). 'Kein erheblicher Gewinn'. *A. Döring.*

Academy. No. 982. 28. Febr. 1891.

(210) **R. T. Tyrrell**, Aristotle on the constitution of Athens. Besserungsvorschläge. Eine Anmerkung des Herausgebers der Zeitschrift findet die zweite Ausgabe des Buches verfrüht, da der Text fast unverändert geblieben sei. — (211—212) Commentationes Woelfflinianae (**R. Ellis**). Inhaltsangabe. — (213) **H. B. Swete** und **G. A. Simcox**, στρατεία, στρατία, στρατιά. — (213—215) Annual general meeting of the Egypt Exploration Fund. — (216) **A. H. Sayce** und **E. Taylor**, Notes from Egypt. Die Entdeckungen von Dehr-el-Bahri. — (216—217) **T. Ely**, A manuel of archaeology. Selbstvertheidigung gegen die Besprechung Taylors in No. 981.

No. 983. 7. März 1891.

(234—235) **Aristotle** on the constitution of Athens. Konjekturen von **J. B. Bury, Tyrell, J. A. Stewart.** — (236) **H. G. Tomkins**, Tunis and Naharina. — **C. D. Cobham**, The bibliography of Cyprus. Sakellarios hat in Κυπριακα lediglich die 1889 vom Verf. herausgegebene Bibliographie abgedruckt. — (236—237) **Euripides**' Ion by **A. W. Verrall** (**H. F. Wilson**). Die Einleitung ist fast absurd, die Übersetzung meisterhaft, die Anmerkungen meist trefflich. — (237) **S. Bugge**, Etruskisch und Armenisch. Die Erneuerung dieser Hypothese von R. Ellis ist fruchtlos. — **Th. Curti**, Die Sprachschöpfung. Gut und anregend geschrieben. — (238) **A. Timmermanns**, Traité de l'onomatopée. Veraltet. — (239—240) The discovery at Thebes. Mitteilung von **Grébaut** über seine Entdeckung der Grabkammern der Ammonpriester. — (240) **H. Wallis**, The ancient monuments of Egypt. Die von der ägyptischen Regierung getroffenen Schutzmaßregeln erweisen sich als unpraktisch und nutzlos.

Athenaeum. No. 3300. 24. Jan. 1891.

(123) **C. Torr**, The Dictionary of antiquities. Die neue Auflage des bekannten Handbuchs steht in bezug auf das Schriftwesen nicht auf der Höhe der heutigen Bildung.

No. 3301. 31. Jan. 1891.

(146) **H. F. Brown**, The Venetian printing press. 'Höchst interessant und wertvoll', deckt sich nicht mit Castellanis Schrift; beide ergänzen einander. — (150) **R. Harries**, Biblical fragments in Mount Sinai. Ergänzt in vieler Beziehung Gardthausens Katalog der Handschriften in Wien. — (151—152) The British Museum Papyri. Neben dem Aristoteles besitzt das Museum folgende Papyri: Homer Il. II 101—IV 40; Homer Il. III IV. (Fragmente); Homer Il. XXIII. XIV. (Fragmente). Die erste Hälfte der fünften Epistel des Demosthenes; Schluß einer unbekannten Rede (wahrscheinlich des Hyperides gegen Philippides); Isocrates de Pace; sieben Gedichte eines Herodas.

No. 3302 7. Febr. 1891.

(180—181) **E. Hatch**, The influence of Greek ideas and usages upon the Christian church. Hatchs nachgelassenes Werk ist in nicht gewöhnlichem Grade anregend; es sucht den Beweis zu führen, daß sich das Christentum aus der praktischen Religion der Bergpredigt bis zur metaphysischen Anschauung des Glaubensbekenntnisses von Nicäa unter dem Einflusse griechischen Volksbewußtseins und griechischer Philosophie entwickelt hat. Leider ermangelt es einer letzten Durcharbeitung, sodaß es zahlreiche Ungenauigkeiten und Fehler aufweist. — (114) **Teuffel's** History of Roman litterature transl. by **Warr.** Verbesserung von W. Wagners Übersetzung. — (185) **C. Torr**, The date of the 'constitution of Athens'. Der Herausgeber glaubt, daß der Name der heiligen Trireme Salaminia in Ammonias umgeändert worden sei; dies ist irrtümlich; es gab zu verschiedenen Zeiten zwei Schiffe des Namens Salaminia; diese gehörten nicht zu den heiligen Triremen, und Ammonias war ein anderes Schiff; der Traktat ist zwischen 328 und 325 v. Chr. geschrieben. — (186—187) **W. A. Clouston**, A 'Barlaam and Joasaph' parable in the 'Mahabharata'. — (192) The roman wall and ditch of London. Bei Aldersgate Street sind beim Aufdecken von Grundmauern Reste der altrömischen Befestigung gefunden.

No. 3303. 14. Febr. 1891.

(217—218) **W. Wyse**, The fragment of the Athenian constitution. Besserungsvorschläge.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

Aprilsitzung.

(Schluß aus No. 28.)

Herr **Winnefeld** sprach über die Villa des Hadrian bei Tivoli, die einzige römische Villa größeren Maßstabes, deren Ruinen noch einigermaßen ein Bild des einstigen Zustandes gewähren, und von der zugleich die Zeit der Anlage und die Person des Erbauers genau bekannt sind. Das die bis in die Mitte

des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf zu verfolgende Benennung der Trümmerstätte in diesem Falle ausnahmsweise das Richtige trifft, beweisen die dort gemachten inschriftlichen Funde, welche neben manchem anderen auf Hadrian Bezüglichen zahlreiche Grabschriften von Freigelassenen desselben umfassen, darunter auch die von T. Aelius Aug. l. Euhodion tabularius villae Tiburtis seinem Sohne und von Aelius Irenaeus comme(ntariensis) villae Tiburtis seinem Mitfreigelassenen Aelius Probus gesetzte (CIL. XIV 3635, 3636). Den tiefeinschneidenden Gegensatz, der zwischen der in den Trümmern noch mit aller wünschenswerten Klarheit erkennbaren Anlage dieser Villa und den Vorstellungen besteht, die man auf grund der spärlichen Angaben des Vitruv (VI 8, 9) und der Anschauung der pompeianischen Stadthäuser über das Aussehen einer römischen Villa sich bilden zu müssen glaubte, hat man aus der persönlichen Laune und dem unmittelbaren Eingreifen des ja selbst künstlerisch thätigen Bauherrn zu erklären gesucht, darin bestärkt durch die Nachricht des Spartian über diese Villa, welche allerdings ein stark persönliches Element bezeugt; „Tiburtinam villam mire aedificavit ita, ut in ea et provinciarum et locorum celeberrima nomina insciiberet velut Lycium, Academiam, Prytanium, Canopum, Picilen, Tempe vocaret: et ut nihil praetermitteret etiam Inferos finxit“ (vit. Hadr. c. 26). Merkwürdigerweise hat man die Villa des Hadrian nie mit den litterarisch so gut bekannten Villen des jüngeren Plinius bei Laurentum und Tifernum Tiberinum verglichen, die jener doch auch zeitlich nahe stehen: nur ein paar den Plinianischen Beschreibungen (Ep. II 17, V 6) entnommene Benennungen werden seit Piranesi einzelnen Ruinen der hadrianischen Villa beigelegt ohne jedes tiefere Eingehen auf die Anlage als Ganzes. Die Schuld daran mögen die alten Rekonstruktionen dieser Villen von Scamozzi und Marquez tragen, die allerdings jeden Gedanken an Verwandtschaft mit der Hadrianischen im Keim zu ersticken geeignet sind. Eine unbefangene Prüfung der beiden Briefe des Plinius zeigt aber in der Anlage seiner Villen, zumal der in der Art der Lage der Hadrianischen einigermaßen entsprechenden tuskischen, ganz dieselben Grundzüge, die natürlich in sehr viel großartigeren Verhältnissen aus der Villa Hadrians bekannt sind und als deren Eigenart betrachtet zu werden pflegen: Verzicht auf Symmetrie, auf Zusammenhang und architektonische Gesammtwirkung, vor allem auf die centrale Anlage um Höfe und die Beleuchtung der Räume von diesen aus; dafür Auflösung in eine Menge einzelner Gebäude und lose aneinander gereihter Gemächer, welche mit Thüren und Fenstern sich nach dem Freien öffnend die größte mögliche Ausnützung der Schönheit der Gärten und der landschaftlichen Umgebung gestatteten und in ihrer verschiedenen Richtung den klimatischen Ansprüchen jeder Jahreszeit, ja jeder Tageszeit gerecht wurden. Wenn hierin die kaiserliche Villa mit den fünfundzwanzig Jahre früher entstandenen Villen eines Privatmanns übereinstimmt, so ist darin eben der allgemeine Charakter der Villenbaukunst jener Zeit, die von den Vorschriften Vitruvs durch mehr als hundert Jahre getrennt ist, und nicht ein Ausfluß der merkwürdigen Individualität des Bauherrn zu erkennen, deren Spuren man nur in der Gestaltung und Ausschmückung einzelner Gebäude wird suchen dürfen, und auch das schwerlich in dem Maße, in welchem man es gemeinhin thut, indem man aus dem „vocaret“ des Spartian ohne weiteres auf archäologisch getreue Nachbildung schließt.

Maisitzung.

Zur Vorlage kamen: Beut, Discoveries in Cilicia; Heller, De Cariae Lydiaeque sacerdotibus; Milchhöfer, Eine römische Bronzefigur aus der Gegend von Meppen; R. Dareste, B. Haussoullier, Th. Reinach, Recueil des inscriptions juridiques grecques; Weizsäcker, Über die Bedeutung der Archäologie für das Gymnasium; Cavallari, Appendice alla topografia archeologica di Siracusa; Pervanoglu, Delle dee vergine madri; Rendiconti 5, 7; Bullettino Dalmato. Herr **Conze** fügte den Vorlagen hinzu: Antike Denkmäler des Archäologischen Instituts I 5; Athenische Mitteilungen 1889 I; Heliogravüre einer Mumie mit gemaltem Porträtkopf in der Grafschen Sammlung in Wien.

Herr **Ohnefalsch-Richter**, als Gast anwesend, sprach über seine seit mehr als 10 Jahren angestellten umfangreichen Ausgrabungen auf Cypern. Vgl. unsere No. 25. Sp. 738.

Herr **Oehler** legte als Probe aus seinem Bilderatlas zu T. Livius eine topographische Studie über die Belagerung von Sagunt durch Hannibal vor. Einleitend sprach er über die mit der Topographie von Sagunt sich beschäftigenden Bücher, wobei er die umfassende Monographie des Saguntiner Arztes, D. Antonio Chabret: Sagunto, su historia y sus monumentos (2 Bde., Barcelona, 1888) hervorhob. Dann suchte er die Pläne der Stadt zu klassifizieren, indem er zeigte, daß abgesehen von dem Labordeschen Plan, dessen falsche Orientierung und Zeichnung er nachwies, dieselben auf zwei zurückgehen; ein für den Archäologen brauchbarer Plan existiere noch nicht, sei aber zu erwarten. Dann ging der Vortragende über zu der Belagerung von Sagunt, teilte sehr interessante Notizen des Herrn Baurats Dr. O. Mothes in Zwickau über das Alter einiger Teile der iberischen Mauern von Sagunt mit und faßte endlich die Ergebnisse seiner Untersuchung in folgende Sätze zusammen: 1) Lag die von Hannibal angegriffene Stadt nur auf der Höhe, was sich aus dem Zuge der iberischen Mauern sowohl wie aus den Worten des Livius ergiebt, so kann der eigentliche Angriff mit Widder und Turm nur auf einer Seite, im Westen der Stadt erfolgt sein; die beiden anderen von Livius genannten Heeresabteilungen beschränkten sich vorläufig auf eine Einschließung der Stadt im Süden und Norden mittels einer Kontravallationslinie, was aus Appian und Silius Italicus hervorgeht, von Livius aber nur angedeutet wird. 2) Die topographischen Bedingungen lassen eine so lange Dauer der Belagerung, wie Livius Polybius u. a. angeben, als möglich erscheinen; die Stadt ist wohl in erster Linie durch Hunger bezwungen worden. 3) Die von Livius erwähnte arx kann nur auf der Stelle der heutigen Citadelle, die von Hannibal erbaute arx nur auf der Stelle der bateria Dós de Mayo gestanden haben; das von Livius erwähnte forum ist dann im Osten des Forts, vielleicht auf der plaza de armas zu suchen. 4) An zwei Stellen (XXI 8, 2 und 5; 11, 11) hat sich Livius, wie aus topographischen Gründen erwiesen wurde, rhetorische Übertreibungen zu Schulden kommen lassen, die davon zeugen, daß er oder der Autor, aus dem er schöpfte, Sagunt nicht selbst gesehen hat. Der Vortrag wurde durch Vorlegung von sechs Plänen und einer Reihe von Photographien von Sagunt und Tarragona erläutert; letztere verdankte der Vortragende der Freundlichkeit des Herrn Professor E. Hübner.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)

BERLINER PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 1. August. 1891. № 31/32.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin sind zu korrespondierenden Mitgliedern erwählt die Professoren Geh. Rat Dr. **Usener** in Bonn, Dr. **Wachsmuth** in Leipzig, Dr. **v. Wilamowitz-Möllendorff** in Göttingen und Dr. **Kaibel** in Straßburg. — Dr. **Kübler** habilitierte sich als Privatdozent für klass. Philologie an der Univ. Berlin. — **P. Giles** zum Prof. der vergl. Sprachforschung in Cambridge. — Prof. **T. G. Tucker** in Victoria zum D. L. hon. causa in Cambridge. — Prof. **Mahaffy** zum Ehrenrektor der Musik in Dublin.

Prof. Dr. **Rothmanner** in München zum Studienrektor in Landshut. — Dr. **Birklein** in Bamberg zum Professor an der Studienanstalt in Amberg. — Prof. **Ebrard** von Speyer nach Nürnberg versetzt. — Dr. **Middendorf** in Osnabrück, Dr. **Jacobi** in Emden und Dr. **Wünsche**, Oberlehrer in Zwickau, zu Professoren. — Dr. **Callenberg** in Essen zum Oberlehrer. — Als ord. Lehrer wurden angestellt: DDr. **Schallmeyer** und **Schwabe** in Halle, Dr. **Wohlauer** in Breslau.

Auszeichnungen.

Dem Prof. Dr **Gustav Meyer** ist für sein Etymologisches Wörterbuch des Albanesischen vom Institut de France der Volney-Preis erteilt worden.

Emeritierungen.

A. Hundsmann, Rektor in Landshut.

Todesfälle.

Prof. **Kotthoff** in Paderborn. — Dr. **Th. Kramer**, Rektor des Lyceums St. Stephan in Augsburg. — Prof. Dr. **Hermann Kern**, früher Direktor des Friedrich-Wilhelms Gymn. zu Berlin, 4. Juli zu Brunneck, Tirol, 67 J.

Ein heiliger Hügel der Aphrodite auf Cypern.

Für den auf Cypern im Altertume viel verbreiteten Höhenkultus, der mit anderen primitiven, Stein-, Altar-, Baum- und Hainkulten von den Kanaanäern und Hebräern Syriens nach der Insel kam, bin ich heute im stande einen interessanten Beleg zu bringen. Derselbe illustriert eine Stelle bei Strabon IV, 682: *ἄκρα Πηδάλιον, ᾗ ὑπέρκειται λόφος τραχὺς ὑψηλὸς τραπεζοειδής, ἱερὸς Ἀφροδίτης.* Die Lage des Vorgebirges Pedalion ist bekannt. Es liegt südlich von Salamis und Famagusta, östlich von Kition-Larnaka. Daselbst entdeckten Herr W. Dörpfeld und ich 1890 unter der schroffen äußersten Spitze die Reste eines ehemaligen Hügelkultus. Über dem langgestreckten, plateauartig abgedachten Hügelrücken steigt dicht am Kap, das die Dörfler „To Kao“ nennen (auf der Karte Cap Graeco), eine aus Korallenkalk bestehende zackige Felsmasse

Die nächste Nummer erscheint am 15. August.

auf. Nach der Seeseite geht dann der ganze Bergrücken in Felsen über und fällt steil ab. Nach der Landseite zu, wo das Terrain einen Sattel bildet, und wo eine Erdschicht aufzuliegen beginnt, war ein reich mit steinernen Bildwerken bis zu Lebensgröße und darüber geziertes Temenos angelegt worden. Wir fanden Mengen von zertrümmerten Statuen und Reste primitiver Mauern. Nach meinen in zahlreichen Ausgrabungen gesammelten Erfahrungen weiß ich, daß letztere zu Peribolosmauern gehört haben dürften, durch welche die heiligen Bergwälder und Bezirke, die λόφοι, ἄλση, βωμοί, τεμένη, abgegrenzt wurden, wie es Jahwe dem Moses auf dem Berge Sinai empfahl: „Und mache dem Volk ein Gehege umher und sprich zu ihnen: Hütet euch, daß ihr nicht auf den Berg steiget, noch sein Ende anrühret; denn wer den Berg anrühret, soll des Todes sterben".

Engel (Kypros I, 98) nimmt als wahrscheinlich an, daß der idalische Bergwald sich bis zum Vorgebirge Pedalion erstreckt habe. Dem ist nicht so. Die Entfernung von Idalion bei Pedaliou ist viel zu groß; auch liegen zwischen beiden Orten viele Ebenen, Flüsse und Hügelländer. Die Möglichkeit, daß die wie die paphische berühmtgewordene idalische Aphrodite auf dem heiligen Berge zu Pedalion verehrt worden wäre, ist nicht ausgeschlossen. Cyprische Inschriftfunde, teils cyprisch-griechische, teils phönizische, teils bilingue, haben z. B. den Kultus der Paphia in Chytroi, den des Apollon Hylates bei Kurion und in der Nähe von Arsinoe-Marion und Neapaphos, den Kultus des Apollon Amyklaios-Rassaf-Mikal in Idalion, den des Baal Libanon im cyprischen Troodosgebirge nachgewiesen. Warum nicht auch der Kultus der idalischen Aphrodite auf dem Vorgebirge Pedalion, wodurch die Stelle bei Lukan (Pharsal. VIII 716) „ab Idalio Cingraeae littore" eine bessere Erklärung fände? Weder braucht man dabei den Bergwald der Aphrodite in Idalion selbst, den ich auch zuerst 1889 nachwies, bis nach Idalion reichen lassen, noch das idalische Königreich. Beides ist ausgeschlossen. Das idalische Gestade für eine Abkürzung des der idalischen Aphrodite, der „Idalia" geweihten Gestades zu nehmen, stände im Einklange mit Strabon, Lukan und den Fundnachrichten. M. O—R.

Fragmente des Xenophanes und Hippon.

In den Sitzungsberichten der Berliner Akademie d. W. 1891 (18. Juni) spricht Diels über Fragmente des Xenophanes und Hippon, welche in den Scholien des Genfer Iliaskodex sich finden (vgl. Les scolies Genevoises de l'Iliade par J. Nicole. Genf 1891). In dem Buche Φ sprudelt nach Diels eine mit erlesenster alexandrinischer Gelehrsamkeit erfüllte Quelle auf. Hier erscheint unter anderen neuen Dichterfragmenten zu Homer Φ 195 ff. folgendes Citat:

Ξενοφάνης ἐν τῷ Περὶ φύσεως:
πηγὴ δ᾽ ἐστὶ θάλασσ᾽ ὕδατος, πηγὴ δ᾽ ἀνέμοιο·
οὔτε γὰρ ἐν νέφεσιν . . . .
. . . . . . ἔσωθεν ἄνευ πόντου μεγάλοιο
οὔτε ῥοαὶ ποταμῶν οὔτ᾽ αἰθέρος ὄμβριον ὕδωρ,
ἀλλὰ μέγας πόντος γενέτωρ νεφέων ἀνέμων τε
καὶ ποταμῶν

Diels schlägt für 2. 3. folgende Fassung vor:

2. οὔτε γὰρ ἐν νέφεσιν <πνοιαί κ᾽ ἀνέμοιο φύοιντο
3. ἐκπνείοντος> ἔσωθεν ἄνευ πόντου μεγάλοιο.

„Vielleicht meinte Xen. auch, daß das Innere der Erde von zahlreichen Wasseradern durchzogen sei, und daß dafür die Berge Zeugnis ablegten, die in ihren Höhlungen stets nur Wasser hielten (vgl. οἷον ἐνὶ σπείεσσιν ἐοῖς καταλείβεται ὕδωρ). Damit hängt zusammen das Fragment des Hippon, welches der Genfer Kodex unter Nennung des Gewährsmannes, Krates von Mallos, citiert, als das erste und einzige bisher vorhandene: εἶπε (Homer) δέ, <ἐν> τῷ Φ φησιν (Krates), ὅ τι καὶ οἱ μετὰ ταῦτα φυσικοὶ συνεφώνησαν, τὸ περιέχον τὴν γῆν κατὰ τὸ πλεῖστον μέρος ὕδωρ Ὠκεανὸν εἶναι ἐξ οὗπερ <καὶ> τὸ πότιμον. Als Beweis dafür citiert Krates den Hippon: Ἵππων· ‛τὰ γὰρ ὕδατα πινόμενα πάντα ἐκ τῆς θαλάσσης ἐστί· οὐ γὰρ δήπου <εἰ> τὰ φρέατα βαθύτερα ἦν, θαλασσά ἐστιν ἐξ ἧς πίνομεν· οὕτω γὰρ οὐκ <ἂν> ἐκ τῆς θαλάσσης τὸ ὕδωρ εἴη, ἀλλ᾽ ἄλλοθέν ποθεν. νῦν δὲ ἡ θάλαττα βαθυτέρα ἐστὶ τῶν ὑδάτων. ὅσα οὖν καθύπερθεν τῆς θαλάσσης ἐστί, πάντα ἀπ᾽ αὐτῆς ἐστιν᾽. οὕτως τὰ αὐτὰ εἴρηκεν ‛Ομήρῳ". Für die Erklärung weist Diels darauf hin, daß Thales die Erde als flache Scheibe auf dem großen Wasser schwimmen ließ; daher war es leicht anzunehmen, daß das Meerwasser auch von unten durch alle Poren in die Höhe steige und alle Becken und Höhlungen ausfülle.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 29/30.)

C. von Jan, Die Eisagoge des Bacchius. Lyceum zu Straßburg. 32 S.

Von dieser Einführung in die Musikgeschichte wird hier der Text mit nebenstehender Übersetzung und untergesetztem kritischen Apparat gegeben. Eine „Erklärung" soll im nächsten Programm folgen. Herausg. stützt sich hierbei auf Vorarbeiten und Handschriftenvergleichungen, welche ihm W. Studemund übermittelt hatte.

T. Schmidt, Florilegium Palatinum sententias continens ex poetis collectas. Gymn. zu Heidelberg. 30 S.

Diese γνωμικά, auf fol. 143—155 des Palatinischen Codex saec. XIV numero 356 stehend, sind größtenteils schon von Orelli u. a. veröffentlicht. Verf. verarbeitet sie nochmals kritisch, mit Konstatierung der betreffenden Schriftstellerstellen, z. B.: Ἀλλὰ κέρδει καὶ σοφία δέδεται (Pind. Pyth III 54).

E. Baumann, Quaestionum Terentianarum liber prior. Real-Gymn. zu Mannheim.

Über die Ellipsen beim Gebrauch des Substantivs.

E. Holzer, Varroniana. Gymn. zu Ulm. 19 S.

Die Abhandlung beschränkt sich wesentlich auf die zur Musik gehörigen Fragmente des Varro. Eine Charakteristik des ganzen Mannes geht voran: „stockrömisch und attisch, nüchtern und barok, plump und zierlich, altbacken biderb und kühn freidenkerisch. Sein Talent ist kerngesund und rotwangig, nichts Gespreiztes ist an dem Mann, nichts Geschwollenes, wie bei Vergil. Er ist zweigestaltig allerdings; rückwärts und vorwärts schauend (Bimarcus), aber fest im Boden seiner Zeit wurzelnd, sich voll auslebend, ein Kernrömer".

W. Höhler, Scholia Iuvenaliana inedita. Gymn. zu Ettenheim. 28 S.

Mitgeteilt wird der Kommentar (nebst vita Iuvenalis) des Cornutus, aus einem Pergamentband der Freiburger Bibliothek, Oktav, saec. XV. Mit dieser Handschrift stimmt zum Teil überein der Laurentianus saec. XV: „Cornuti commentum in Iuvenalem et Persium" und die Foliohandschrift des Vatikan „Expositio Cornuti".

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Comicorum Atticorum fragmenta ed. **Th. Kock.** Vol. III. Leipzig 1888, Teubner. XIX, 756 S. 8. 16 M.

Mit diesem Bande ist das große Werk, das der Verf. selbst als sein Lebenswerk bezeichnet, abgeschlossen. Nicht eigener Wille, sondern ungünstige Verhältnisse haben es verschuldet, daß ich jetzt erst den Lesern dieser Zeitschrift darüber Bericht erstatte. Ich verbinde damit den Bericht über einen Aufsatz von H. Weil, welcher im Anschluß an eine Anzeige des Kockschen Buches kritische Beiträge zu einer Anzahl von Fragmenten Menanders bringt.*)

Da Kock mit Fielitz die herkömmliche Einteilung der attischen Komödie in eine alte, mittlere und neuere als unberechtigt ansieht und nur eine Scheidung von alter und neuer, in welch letztere er die gewöhnlich mittlere genannte mit einrechnet, gelten läßt**), so hat er von den Dichtern, die herkömmlich zur neueren Komödie gerechnet werden, die Fragmente des Philemon und Diphilus schon im 2. Bande mit den Fragmenten der mittleren Komödie zusammen gebracht; es bleiben also für den 3. Band die Fragmente der übrigen Dichter der neueren Komödie (S. 1—366), unter denen natürlich die des Menander den Löwenanteil beanspruchen (S. 1—272), darauf folgen die Fragmente der Dichter, deren Zeit unsicher ist (S. 369—394), und dann Ἀδέσποτα in 5 Abteilungen: 1. Fragmente, die sicher oder wahrscheinlich der alten Komödie angehören, 2. die mit demselben Grade von Sicherheit zur neueren Komödie zu rechnenden, 3. de quorum genere non constat, 4. fragmenta dubia et perperam comoediae tributa (ἀμφισβητήσιμα καὶ παρέγγραφα), endlich 5. καταλογάδην μετεσχηματισμένα. Das Ganze beschließen ein Index poetarum, ein Index fabularum und Supplemente, Nachträge namentlich zu Band 1 und 2 enthaltend, in denen Kock sich auch mit seinen Kritikern auseinandersetzt.

Daß Kocks Werk eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges ist, wird allgemein anerkannt und braucht von mir nicht noch besonders ausgesprochen zu werden. Je länger und eingehender ich mich mit demselben beschäftigt habe, von umso größerer Bewunderung bin ich erfüllt worden vor der Gelehrsamkeit, dem Fleiß, dem Scharfsinn und vor allem der eminenten Kongenialität mit seinem Stoffe, die Verf. fortwährend an den Tag legt. Trotzdem haften dem Buch auch Mängel an, welche den Wert desselben und namentlich seine praktische Brauchbarkeit nicht unerheblich beeinträchtigen. Diese Mängel scheinen mir sämtlich auf eine Grundursache zurückzuführen, auf eine Charaktereigenschaft des Verf., welche denselben andererseits gerade als ganz besonders für die von ihm gewählte Aufgabe geeignet erscheinen läßt, und der wir gerade das Beste in dem Werke zu verdanken haben: nämlich eine starke poetische Veranlagung, eine stets regsame und behende Phantasie, welche ihn befähigt, dem Dichter nachzudichten, seine verderbten Worte durch glänzende Konjekturen herzustellen, noch nicht bekannte Dichterfragmente aufzuspüren und zu rekonstruieren, welche aber den nüchternen Verstand nicht immer genügend zur Geltung kommen läßt und es verschuldet, daß Kock über dem, was ihn besonders lebhaft interessiert, leicht vergißt, für das praktische Bedürfnis der Leser zu sorgen, daß er in Sachen, welche rein objektiv behandelt werden mußten, subjektives Ermessen hineinträgt, konsequent und methodisch sein will, aber bald übertreibt, bald inkonsequent wird. So ist das Buch ungleichmäßig geworden, für die Benutzer häufig recht unbequem, und hat seinen Gegenstand nicht in der abschließenden Weise behandelt, den man von einem solchen Werke fordern durfte.

Dies zeigt sich schon hinsichtlich des *Bestandes* der Sammlung. Kock hat nämlich die Spruchsammlungen, welche unter dem Namen γνῶμαι Μενάνδρου καὶ Φιλιστίωνος und γνῶμαι Μενάνδρου μονόστιχοι überliefert sind, und die Meineke hinter den Fragmenten Menanders abgedruckt hat, *weggelassen*; dagegen hat er die Verse, welche in der Μενάνδρου καὶ Φιλιστίωνος σύγκρισις genannten Sammlung überliefert sind (herausgegeben von W. Studemund im Index lection. Vratisl. aest. 1887), und die mit diesen zusammen in den Hss überlieferten gleichfalls dem Menander und Philistion zugeschriebenen Distichen (ebenda von Studemund herausgegeben S. 35 ff. und Disticha Parisina genannt) ebenso wie Meineke *aufgenommen* und unter Menander und Philemon*)

*) Henri Weil, *Observations sur les fragments de Ménandre à propos d'une nouvelle édition des fragments des comiques Grecs.* (Revue des Études Grecques, 1888, S. 381—396.)

**) Dagegen vergl. O. Crusius, Philologus XLVI 606 und Gött. Gel. Anz. 1889, No. 5, S. 183 f.

*) Denn er ist, wie Meineke und andere vor ihm, der Ansicht, daß die Sammlung ursprünglich in der That eine Sammlung von Sentenzen des Menander und *Philemon* gewesen sei. Wenn er aber dafür das Zeugnis des *Chorikios* als ausschlaggebend be-

verteilt. Weshalb so verschiedene Behandlung von Sammlungen, die doch ziemlich gleichartig sind? Zwar Kock behauptet in der Praef. S. IV, „longe alia quam monostichorum ratio est Comparationis quae dicitur Menandri et Philistionis“, und sucht diese Meinung zu begründen. Indes, zugegeben auch, daß der Prozentsatz der nachweisbar aus klassischen Dichtern entnommenen Verse in der Comparatio etwas größer ist als in den Monosticha (25 pCt. gegen 17), daß die Monosticha neben Komikerversen auch sehr viel Tragikerverse, namentlich Euripideische (43) enthalten, so sind es doch auch in der Comparatio nur 18 Verse, die auch anderweitig dem Menander allein zugeschrieben werden, während 17 bei Stobäus unter dem Namen Philetas überliefert sind, 14 unter verschiedenen Dichtern streitig sind: Menander und Philetas, Menander und Philistion, Philemon und Philetas, Philistion und Euripides. Ob man hier ein Recht hat, alles unter Menander und Philemon zu verteilen und überall für Philetas und Philistion den Namen Philemon einzusetzen, ist denn doch sehr fraglich: findet sich doch in der Comparatio auch ein Vers, den Stobäus unter Chäremon hat (v. 22), und zwei (49. 50) sind sicher Euripideisch. Vergl. Studemund a. a. O. S. 13 Anm. 2. Die Zusammensetzung der Comparatio erscheint also buntscheckig genug. Dazu ist der ursprüngliche Wortlaut der erwähnten Verse hier zum Teil sehr willkürlich umgeformt, und damit erweist sich die Comparatio wiederum als ein den Monosticha gleichwertiges Machwerk. Denn diese enthalten, wie Kock im Rhein. Mus. 41 S. 85 ff. nachgewiesen hat, sehr viele zu bestimmten Zwecken oder in bestimmter Tendenz willkürlich und absichtlich geänderte Verse älterer Dichter. Was aber die herrenlosen Verse betrifft, so ist nicht einzusehen, weshalb bezüglich dieser die Comparatio vor den Monosticha bevorzugt sein soll. Daß unter letzteren sich sehr viel spätes Machwerk aus christlicher Zeit und

---

trachtet (Praef. S. IV), so wird ihm darin niemand beipflichten können, der es der Mühe für wert gehalten hat, sich mit den Geistesprodukten dieses eitlen und faden Schwätzers bekannt zu machen. Es scheint mir von einigem Interesse, die Frage noch einmal zu beleuchten.

Chorikios, Rhetor in Gaza um 520 n. Chr., sagt in der von Ch. Graux aufgefundenen und herausgegebenen Apologia Mimorum XVIII 2 folgendes: φασὶ τὸν εὑρηκότα τὴν ὑπὲρ ἧς ἀγωνίζομαι τέχνην (und als die Leute für deren τέχνη er ἀγωνίζεται, bezeichnet er wiederholt die μῖμοι) .... ἐκεῖνον δὴ λέγουσι καὶ τὸν παῖδα τὸν Διοπείθους (d. h. den Menander) ἡλικιώτας τ᾽ ἄμφω καὶ φίλους ὅτι μάλιστ᾽ εἶναι, συνάπτοντος καθ᾽ Ὅμηρον τοῦ θεοῦ τοὺς ὁμοίους τὸν τρόπον, καὶ γνώμας ἐμμέτρους ἀλλήλοις ἀντιτεθέναι καὶ μὴ χείρονα Μενάνδρου δόξαι τὸν ἕτερον. Nun haben wir handschriftlich überliefert einen Wettstreit des Menander und Philistion (der letztere Name bezeugt durch Vers 8 der Einleitung: ἔχων ἀγῶνα πρὸς Φιλιστίωνα νῦν) in γνῶμαι ἔμμετροι; Philistion wird als Erfinder des Mimus ausdrücklich von Cassiodor genannt, war als Mimograph bis in späte Zeit berühmt und wurde in byzantinischer Zeit allgemein als Zeitgenosse des Menander betrachtet und häufig mit Philemon verwechselt (die Belege bei Studemund Ind. lect. Vrat. aest. 1887, S. 8 ff.). Daraus ergiebt sich doch mit zwingender Evidenz der Schluß, den Studemund gezogen hat, daß Chorikios auf die uns überlieferte σύγκρισις Μενάνδρου καὶ Φιλιστίωνος (vielleicht in etwas älterer Fassung) anspielt, und daß ihm als Antagonist des Menander nicht Philemon, sondern Philistion galt. Dem hält Kock entgegen: „Cum Philistio aequalis et amicus Menandri haberi non potuerit nisi ab homine prorsus inperito et inlitterato, Choricius autem, ut scripta eius testantur, et litterarum graecorum rerumque gestarum fuerit peritissimus et scriptorum Atticorum, inprimis autem Menandri cognitione haud mediocriter imbutus .... mihi quidem fieri omnino non posse videtur ut tam foedi erroris cum aliqua probabilitate insimuletur“. Auf mich hat die, allerdings nur durch diesen Zweck veranlaßte, Lektüre des Chorikios einen ganz anderen Eindruck gemacht: ich hatte sehr bald das Gefühl, daß diese so aufdringlich zur Schau getragene Gelehrsamkeit nicht weit her und ihr Umfang ein recht beschränkter sei: dieser Eindruck wurde mir bestätigt durch die dieses Thema speziell behandelnde Dissertation von Jo. Malchin, De Choricii Gazaei veterum graecorum scriptorum studiis, Kiel 1884, auf die mich mein Kollege Förster freundlichst aufmerksam gemacht hat. Es ist in der That interessant zu sehen, mit wie wenigem dieser seinerzeit berühmte Mann Haus hält und zu glänzen versteht. Gut bekannt sind ihm eigentlich nur Demosthenes, Äschines, Plato, Herodot, Thukydides und von Dichtern Homer, Hesiod, Pindar, Euripides; von Isokrates kennt er nur drei Reden, von Lysias nur κατ᾽ Ἐρατοσθένους, von anderen attischen Rednern nichts; von Xenophon nur die Cyropädie; Kenntnis des Äschylus ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen; von Sophokles kannte er nur die drei sogenannten byzantinischen Stücke, Ai., El., OR; von Aristophanes etwas mehr. Von einer Kenntnis Menanders legt nur eine Stelle Zeugnis ab, Apol. Mim. IX, 3, aus der im besten Falle hervorgeht, daß er drei Stücke Menanders kannte; doch sind Smikrines und Knemon, die er dort erwähnt, stehende, aus der Komödie entlehnte Typen der sophistischen Litteratur, und daß Chorikios vieles seiner Gelehrsamkeit aus abgeleiteten Quellen ge-

von mönchischer Hand befindet, hat Kock a. a. O. überzeugend dargelegt; aber nicht minder zwingend ist der Beweis, den Studemund a. a. O. S. 11 ff. auf grund einer eingehenden metrischen Untersuchung geführt hat, daß von den Versen der Comparatio ein großer Teil erst gegen Anfang des 6. Jahrhunderts entstanden sein kann, und Kock selbst muß gestehen (Praef. p. V), daß multa in Comparatione semibarbara sane videntur et ab antiqua sermonis attici elegantia longe remota. Kock beruft sich endlich darauf, daß die Monosticha erst von Doxopater im 11. Jahrhundert citiert werden, die Comparatio schon von Chorikios im 6.; aber gesetzt auch, was nicht erwiesen ist, die Monosticha seien erst im 10. Jahrhundert entstanden: hört eine Fälschung darum auf Fälschung zu sein, weil sie fünfhundert Jahre vor einer anderen stattgefunden hat?

Es ist also ganz klar, daß ein innerer Grund, die beiden Gnomensammlungen verschieden zu behandeln, nicht vorhanden ist. Entweder mußten beide weggelassen werden (natürlich mit Ausnahme der durch andere Zeugnisse als Menandreisch etc. belegten Verse), oder beide ganz aufgenommen, und wie mir scheint, war das letztere das Richtige. Denn in einem Monumentalwerk wie diesem, einem Corpus, welches für viele Dezennien vorhalten soll, kann man verlangen alles gesammelt vorzufinden, was unter dem Namen der Komödie überliefert ist, solange nicht mit Sicherheit erwiesen ist, daß die Firma vollständig erlogen sei.

Eben darum aber, weil vieles davon erlogen ist und eine Absonderung des Echten und des Gefälschten kaum möglich erscheint, war der Bestand der Gnomensammlungen in anderer Weise aufzunehmen, als es Kock mit der Comparatio gethan hat, indem er, wie schon Meineke vor ihm, alle dort dem Menander und Philistion zugeschriebenen Verse unter die Fragmente des Menander und Philemon nach Maßgabe der sonst von ihm befolgten Prinzipien der Anordnung einreihte. Kock sagt darüber Praef. V: „non defuturos intellego qui me inconstantiae accusent, quod non ea certe, quae Menandreae aetatis esse vix possint, inter dubia fragmenta rettulerim: sed cum vera et genuina a suppositiciis discernere in his reliquiis nequaquam ubique certum sit et facile, omnia ut erant coniuncta sed eodem quo cetera incertarum fabularum fragmenta ordine suo quodque loco recensere satins duxi". Aber dadurch wird nur für alle Nichteingeweihten der Sachverhalt verschleiert, für die Kenner aber die Benutzung erschwert. Das einzig Richtige war es, diese Gnomensammlungen jede für sich als solche in extenso an einer besonderen Stelle des Buches zum Abdruck zu bringen, wie es Meineke mit den Monosticha gemacht hat.

Kock bringt aber noch einen äußeren Grund vor, weshalb er die Monosticha ausgeschlossen habe: „Cum enim codicum haud paucorum, in quibus sententiae illae aliis fere scriptis adpendicis instar adduntur, cognitionem neque Meinekius habuerit ullo modo certam et commendabilem neque hodie quisquam quod sciam habeat praeter Guil. Meyerum . . . is autem suo iure totum corpus integrum edere malit quam partem alteri committere, nihil reliquum erat nisi ut Meinekianae editionis repetendae consilium in tanta verae scripturae ignoratione novis codicum subsidiis destitutus prorsus abicerem". Ich weiß nicht, ob man diesen Grund als triftig gelten lassen kann. Meiner Meinung nach hätte zunächst der Versuch gemacht werden

---

schöpft hat, ist unzweifelhaft. [Neuerdings glaubt Förster in einer von ihm im Ind. lect. aest. Vrat. 1891 herausgegebenen Rede des Chorikios an einer Stelle, S. 16 § 13, das Argumentum einer Komödie zu erkennen; mir erscheint die Erzählung zu dürftig, um auf eigene Benutzung einer Komödie durch Chorikios schließen zu dürfen.] Wie es aber mit seinen litterarhistorischen Kenntnissen steht, dafür ist charakteristisch, daß er mit größter Harmlosigkeit den Isokrates als αὐτοῦ τοῦ Δημοσθένους τὸν παιδευτήν bezeichnet (Apol. Mim. VIII 9). Einem solchen Menschen wäre es also nicht zuzutrauen, daß er ebenso wie der Verfasser der Gnomensammlung selbst, der, wie es scheint, sein Zeitgenosse und Landsmann war (Graux, Oeuvres II S. 74 Anm. 5; Studemund a. a. O. S. 18), in den landläufigen Fehler verfiel, Philemon und Philistion zu verwechseln und diesen für Zeitgenossen des Menander zu halten? Wenn er aber, wie Kock annimmt, wirklich den Philemon gemeint hätte, so würde er damit einen nicht minder großen Schnitzer begangen haben, indem er denselben als Erfinder der μῖμοι hinstellt. Kocks Einwand, Philemon habe vielleicht auch Mimen geschrieben, nur daß wir davon nichts wüßten, ist schwächlich; eher läßt sich das andere hören, was er sagt, daß infolge der inneren Verwandtschaft des Mimus mit der sogenannten neuen Komödie der älteste Dichter dieser, Philemon, als der Erfinder der ganzen Gattung und so auch des Mimus habe angesehen werden können: sicher hat dies auch zu der Verwechselung mit Philistion geführt; aber für die fragliche Gnomensammlung und ihre Citierung durch Chorikios bleibt doch ausschlaggebend, daß in ihr selbst, durch das Metrum gesichert, ausdrücklich Philistion als Gegner des Menander bezeichnet wird, und daß dieser Zeit auch sonst Philistion als Mimograph κατ' ἐξοχήν gilt.

müssen, Herrn Meyer als Mitarbeiter für diesen Teil des Werkes zu gewinnen, d. h. ihn zu bestimmen, daß er seine Bearbeitung des ganzen Corpus nicht als Separatpublikation, sondern als Teil des Kockschen Werkes (aber unter eigenem Namen) erscheinen ließe; war dies nicht zu erreichen, so hatte Kock die Verpflichtung, diese Monosticha so gut, als es eben die ihm zu Gebote stehenden Mittel erlaubten, selbst herauszugeben.

Ist der Bestand der Sammlung durch Weglassung der Monosticha verringert, so hat er andrerseits reichen Zuwachs erhalten, und zwar hauptsächlich durch Kocks eigene Bemühungen. Von anderem sind zu erwähnen die Tischendorfschen Fragmente (Men. fr. 530. adesp. 105. 114), das von Weil herausgegebene Papyrusfragment (adesp. 104), das von Hirzel erkannte Argument einer Komödie bei Numenius (adesp. 103), die aus den von Köhler herausgegebenen didaskalischen Inschriften bekannt gewordenen Dichternamen und Komödientitel (Paramonos, Sogenes, Philemon νεώτερος, Biottos, Timoxenos, Philokles, Chairion; Timostratos hat infolge dieser Inschriften eine bestimmte Stellung unter den Dichtern der jüngeren Komödie erhalten). Kock selbst hat sehr viel Kleineres aus Grammatikern und Parömiographen zusammengelesen*); den Hauptzuwachs aber hat die Fragmentsammlung erhalten durch eine von ihm vorgenommene systematische Durcharbeitung der christlichen Apologeten und heidnischen Sophisten der ersten Jahrhunderte. Über die Gesichtspunkte, welche ihn dabei geleitet, und die Methode die er dabei verfolgt, hat er Bericht erstattet in zwei höchst interessanten Aufsätzen im Hermes XXI 372 ff. und Rhein. Mus. XLIII 29 ff. Er hat dort an einer Reihe von Beispielen gezeigt, wie diese Schriftsteller nicht nur fortwährend Reminiszenzen aus den attischen Dichtern und speziell der Komödie verwenden, sondern auch „ihre Fabrikate mosaikartig oft fast ganz aus bunten Steinen der verschiedensten Herkunft so plump zusammensetzen, daß die zerbrochene erste Fassung durch die neue Bearbeitung noch deutlich wahrnehmbar, wenn auch nur im Umriß, hindurchschimmert", und in welcher Weise es möglich ist, diese erste Fassung wiederherzustellen. Der ganze Ertrag seiner hierauf gerichteten Arbeit kommt nun den Fragmenta Comicorum zu gute. Aus Alciphron und Aristänetus, aus Lucian und Libanius, aus Aristides und Plutarch, aus Eusebius, Clemens Alexandrinus, Procopius, Theophylactus Simocatta u. a. gewinnt er gegen 200 kleinere, aus 1—4 Versen bestehende Nummern, die er unter die adespota aufnimmt, und etwa ebensoviel größere zusammenhängende Stücke, deren ursprüngliche metrische Form sich durch geringe Änderungen fast ganz wiederherstellen läßt, und die er unter der Aufschrift Ἐκλογαὶ καταλογάδην μετεσχηματισμέναι in einem besonderen Abschnitt des Buches (S. 641—683) zusammenfaßt. Es ist eine Riesenarbeit gewesen, der wir diese neu gehobenen Schätze verdanken; es hätte sie aber wohl auch kein anderer heben können als Kock mit seiner durch Jahrzehnte lange liebevolle und eingehende Beschäftigung gewonnenen intimen Kenntnis der Komödie, seinem feinen Gefühl für das ihr Eigentümliche und seiner wahrhaft künstlerischen Befähigung zum Nachempfinden und Nachschaffen. Man könnte vielleicht fürchten, daß eben diese Leichtigkeit eigner Komposition den Verfasser auch da habe Verse entdecken lassen, wo nie welche vorhanden gewesen sind; man kann mit Weil (S. 394) fragen: „Est-ce à dire que l'auteur se soit toujours conformé aux sages principes formulés par lui-même, sans jamais s'écarter de la prudence qu'il recommande avec tant de raison? Quand on fait d'immenses lectures avec l'unique préoccupation de découvrir des fragments de comédies perdues, on est naturellement encliné à en voir un peu partout, même où il n'y en a point: on aime à trouver ce que l'on cherche". Indessen Kock hat Herm. XXI 395 selbst darauf hingewiesen, daß er seine Erfolge einer subjectiven Geschicklichkeit nicht zu verdanken haben könne, da dieselbe Geschicklichkeit trotz hartnäckigsten Bemühens im Stiche gelassen habe gerade bei Stücken, welche sicher den Inhalt von Dramen wiedergeben, wie der Paraphrase des Euripideischen Philoktet bei Dio Chrysostomus 59, der Inhaltsangabe einer Komödie bei Numenius (adesp. fr. 103 K), der auf dem Dyskolos Menanders beruhenden Melete des Libanius IV 134 ff., aus denen sich mit einiger Sicherheit nur wenige einzelne und zusammenhangslose Verse hätten herausschälen lassen. Die Verschiedenheit des Erfolges habe also objektive Gründe, nämlich daß die Schriftsteller bei Benutzung von Komödien in verschiedener Weise verfuhren, bald

*) Hierauf bezieht sich die (doch wohl zu herbe) Kritik von O. Crusius in den Gött. Gel. Anz. 1889, No. 5. Gestützt auf eine Kenntnis der Grammatiker- und speziell Parömiographenlitteratur, wie sie außer ihm kaum ein anderer hat, weist Crusius nach, daß Kock eine ganze Menge sprüchwörtlicher Redensarten der Komödie fälschlich vindiziert hat. Der Aufsatz von Crusius wird ein unentbehrliches Supplement zu Kock bleiben.

die Ausdrucksweise des Originals in der Hauptsache beibehielten und nur, um das Metrum zu zerstören, leicht änderten, bald aber, nur auf den Inhalt gerichtet, sich im Ausdruck von der Vorlage möglichst zu emanzipieren suchten. (Vgl. Kocks Ausführungen Hermes XXI 372 f.) Wir werden somit annehmen dürfen, daß Kock in den meisten Fällen richtig ursprüngliche Verse erkannt hat, und daß dieselben wohl auch meistenteils der neuen Komödie entnommen sind. Freilich wird man, namentlich bei den Einzelversen, doch in dieser Beziehung etwas vorsichtig und mißtrauisch sein müssen. So weist Weil nach, daß fr. adesp. 113 K die Worte χαίροντας εὐφημοῦντας ἐκπέμπειν δόμων aus Euripides' Kresphontes stammen (fr. 452 Nauck; immerhin wäre es möglich, daß der Vers in der Komödie ein Citat war, was ja bei Menander nicht selten ist); daß fr. 624 τρίτωνος ἢ μαλαψεκάρχαρος κύων (wozu Kock bemerkt: „(sic). quae quomodo emendanda sint dubito“) ein Vers aus Lycophrons Alexandra ist (V. 34 ὅν ποτε γνάθοις Τρίτωνος ἠμάλαψε κάρχαρος κύων); und so mag sich noch bei manchem Vers ergeben, daß er von Kock mit Unrecht der Komödie zugewiesen ist. Dadurch wird aber das große Verdienst, welches Kock sich durch seine Arbeit erworben hat, nicht geschmälert.

Die Anordnung der Fragmente ist eine von Meineke zum Teil (namentlich bei den ἄδηλα und ἀδέσποτα) stark abweichende. Die für diese Neuordnung maßgebenden allgemeinen Gesichtspunkte hat Kock in der Praefatio des I. Bandes angedeutet: doch scheinen außerdem noch andere subjektive mit gespielt zu haben, über deren Berechtigung man streiten kann. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen; aber eins empfindet der Benutzer bei dieser Verschiedenheit der Anordnung in den beiden Sammlungen schmerzlich, daß er nämlich zwar durch einen Conspectus numerorum in den Stand gesetzt ist, zu sehen, welche Kockschen Zahlen den fortlaufenden Meinekeschen entsprechen, ein zweiter Index aber, in welchem die Kockschen laufenden Zahlen vorangestellt und die Meinekeschen daneben gesetzt wären, fehlt, und es auch nicht auf andere Weise (etwa durch Beisetzung der Meinekeschen Zahl am Rande neben jedem Fragment) erleichtert ist, das Kocksche Fragment bei Meineke wiederzufinden. Wie schwer dies jetzt ist, mögen einige Beispiele zeigen. Den laufenden Nummern Menand. 590–610 entsprechen bei Meineke folgende: 581, 583, 584, 560, 561, 1001, 1007, 558, 559, 532, 839, 316, 381, 628, 589, 590, 1002, 725, 591, 655, 652. Oder: laufende Nummern Kock 740–760 = Mein. 732, 740, V p. CCXCIII, 743, 709, 716, 717, 724, 726, 710, 987, 1010, 706, V p. CCXCII, 1028, 653, 737, 735, 729, 721, Monost. 168. Der hervorgehobene Übelstand wird deswegen sich empfindlich bemerkbar machen (wie er denn auch schon in anderen Rezensionen des Buches gerügt worden ist), weil die Meinekesche Fragmentensammlung durch die Kocksche keineswegs überflüssig gemacht worden ist, sondern stete Berücksichtigung neben Kock nicht nur verdient, sondern verlangt.

Kocks Ausgabe hat vor der Meinekes (abgesehen von der größeren Vollständigkeit) den großen Vorzug, daß der Text der Fragmente auf sichere handschriftliche Grundlagen gestellt ist durch Benutzung nicht nur der neueren diesbezüglichen Litteratur, (wie z. B. der Athenäusausgabe Kaibels, der Forschungen Wachsmuths und Henses), sondern auch vielfach privater Mitteilungen. Auf diesen handschriftlichen Grundlagen hat Kock, entsprechend den Anforderungen, welche heute an eine kritische Ausgabe gestellt zu werden pflegen, die Textkonstitution in äußerst konservativer Weise gehandhabt, von den Textbesserungen, die Meineke aufgenommen hatte, viele wieder entfernt und häufig bei Fragmenten, die ihm zu stark verderbt schienen, um eine sichere Besserung zuzulassen, nur die handschriftliche Überlieferung in den Text gesetzt und alle Emendationsversuche der Adnotatio critica aufbewahrt. Das ist gewiß sehr methodisch; aber man kann auch die Methode übertreiben, und dies scheint mir Kock gethan zu haben. Freilich ist es sehr Sache subjektiven Ermessens, die Grenze zu bestimmen, wo die Wahrscheinlichkeit der Emendationsbedürftigkeit beginnt und der Emendationsfähigkeit aufhört: es ist also auch von mir nur ein subjektives Urteil, daß mir Kock in seinem Konservativismus zu weit gegangen zu sein scheint; jedenfalls hat er dadurch die Benutzung seines Werkes vielfach ziemlich unbequem gemacht. Beispielsweise kann von den Tischendorfschen Fragmenten adesp. 105, 114 ein großer Teil mit ziemlicher Sicherheit oder doch Wahrscheinlichkeit hergestellt werden: es war also nicht nötig, dem Leser zuzumuten, daß er aus dem diplomatischen Abdruck der Überlieferung und der darauf folgenden adnotatio critica sich die Verse erst mühsam rekonstruiere; zum mindesten wäre es wünschenswert gewesen, wenn Kock auch hier wie bei fr. Menand. 530 am Ende der adnotatio eine vollständige Rekonstruktion beispielsweise gegeben hätte.

Zu geringe Rücksichtnahme auf das Bedürfnis und die Bequemlichkeit des Lesers — das ist auch

der Hauptvorwurf, den wir dem Kockschen Kommentar machen müssen, und der Hauptgrund, weshalb Meineke neben ihm immer noch benutzt werden muß. Wiederum ist es einerseits Subjektivismus und Inkonsequenz, andererseits Überspannung eines Prinzips, was den Fehler verursacht hat. „Consulto per totam editionem“, sagt Kock in der Praefatio S. VI, „quantum commode fieri posse videbatur, brevitati studui“. Der Begriff commode ist aber dehnbar: vielen Benutzern des Buches wird es, wie mir, scheinen, daß Kock ihn etwas sehr weit gespannt hat, sodaß er in den von Horaz gerügten Fehler verfällt „brevis esse laboro, obscurus fio“. Die zur Erleichterung des Verständnisses bestimmten Citate und Verweisungen sind von einer Knappheit, daß sie häufig entweder nur denen verständlich sind, welche mit der Litteratur der Komikerfragmente ebenso vertraut sind wie Kock selbst, oder daß sie überhaupt nur durch Nachschlagen verständlich werden, und auch das Nachschlagen ist häufig durch die Art des Citierens erschwert. So werden Plutarchs Moralia ohne Angabe des Titels der einzelnen Schrift nur nach den Seitenzahlen der Graecolatina citiert, die bekanntlich in den gebrauchtesten Ausgaben nicht beigedruckt sind. Das Citat in den Vorbemerkungen zu Menanders Δακτύλιος S. 31: „U. Köhler I. A. n 992 Δακτ[ύ]-[λιος]“ nützt nur denjenigen sofort, welche Spezialisten für Komikerfragmente oder für attische Inschriften sind, allen anderen nur dann, wenn sie das CIA bequem zum Nachschlagen zur Hand haben, und wie viel Benutzer des Buches haben das? Wie einfach war es, mit wenigen Worten zu sagen: „Δακτ[ύ-λιος] in catalogo librorum lapidi inciso CIA n. 992“! Zu fr. 134 heißt es: „τούτῳ etiam Suidas, quod moneo propter Meinekii errorem“; welches aber der error Meinekii sei, wird nicht gesagt, man muß also erst nachschlagen, um zu finden, daß nach Meineke Suidas „τούτῳ omittit“ (er könnte ja auch behauptet haben, daß bei Suidas τοῦτον oder sonst etwas stehe). Zu fr. 160: „nihil agit Herwerd. Nov. add. crit. 39“. Ja was sagt denn Herwerden da? Entweder war das anzuführen oder die Notiz ganz wegzulassen. Oder zu fr. 530, 3 „fallitur Fritzschius“. Der Leser sehe also im ind. lect. Rostoch. 1877 nach, was Fritzsche gesagt hat. Dies einige Beispiele für die „brevitas“: durch etwas ausführlichere Fassung solcher Notizen würde das Buch an praktischer Brauchbarkeit sehr gewonnen und an Umfang sehr wenig zugenommen haben. Ähnliche unpraktische Sparsamkeit zeigt sich sehr oft in dem Ausschreiben der für das Verständnis des Fragments meist so wichtigen Worte des Autors, der es citiert, in den einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Stücken (z. B. zu Menanders Thais und Thesauros) und in dem erklärenden Kommentar, namentlich was die Erklärung des Gedankenganges betrifft.*) Auch in die Adnotatio critica, welche eine Auswahl der bisherigen Emendationsvorschläge enthält, hätte man gern manches aufgenommen gesehen, was Kock als unwert erachtet hat.

Andrerseits erscheint manches als überflüssig. So die schon erwähnte Bemerkung von Herwerden zu Men. fr. 160.**) Oder die Bemerkung zu fr. 135: „ex cod. Vatic. et Marc. primus Cobetus ed p. 291 Geel“ (die übrigens einfach aus Mein. V 1 S. CCXLIII übernommen ist). Denn wer kümmert sich heute, da wir Dindorfs Ausgabe der Euripidesscholien haben und die Schwartzsche im Erscheinen begriffen ist, um jenen Abdruck von Scholien hinter Geels Phönissen? Oder die Bemerkungen über λαυροστάται und κωφὰ πρόσωπα zu Men. fr. 165, das sich doch offenbar auf lyrische Chöre bezieht u. dgl. m.

---

*) Warum ist z. B. nicht zu Men. fr. 129 die Interpretation von Ribbeck, Agroikos S. 14, verwertet? Übrigens scheint Kock dies Fragment gänzlich mißverstanden zu haben, da er statt οἱ δὲ in V. 5 konjiciert ἔτι δέ. Es ist überliefert:

ὡς θύουσι δ' οἱ τοιχωρύχοι
κοίτας φέροντες, σταμνί', οὐχὶ τῶν θεῶν
ἕνεκ', ἀλλ' ἑαυτῶν. ὁ λιβανωτὸς εὐσεβὲς
καὶ τὸ πόπανον· τοῦτ' ἔλαβεν ἐπὶ τὸ πῦρ
ἅπαν ἐπιτεθέν. οἱ δὲ τὴν ὀσφῦν ἄκραν
καὶ τὴν χολὴν ὀστᾶ τ' ἄβρωτα τοῖς θεοῖς
ἐπιθέντες αὐτοὶ τἄλλα καταπίνουσ' ἀεί.

Die Scene ist, wie Ribbeck gesehen hat, die, daß der δύσκολος ein Opfer bringt und sich dabei „verächtlich gegen den unsinnigen Aufwand ausspricht, welchen nichtsnutzige Verschwender beim Opfer mit Wein und Braten treiben“. Also die Worte etwa so zu übersetzen: „Die Bande (mit Bezug offenbar auf bestimmte Leute) schleppt Körbe voll Speisen und ganze Fässer Wein herbei, aber nur ihrer selbst wegen. Dieser Weihrauch und Kuchen, den ich opfere, wird ganz verbrannt: das ist fromm; die aber geben dem Gott nur die Knochen ab, das Andere essen sie selbst“.

**) Denn die Konjektur Herwerdens τὸ σὸν ὂν ταπεινόν taugt allerdings nichts. Dagegen ist seine Bemerkung richtig, daß nemo mortalium τὸ ταπεινὸν potest ποιεῖν ταπεινόν, und deswegen hätte Kock die alte Emendation eines Anonymus ταπεινὸν αὐτόν, die mir (in Verbindung mit dem überlieferten σεμνόν) auch jetzt noch das Richtige zu treffen scheint, wenigstens erwähnen müssen.

Meistens allerdings wird man, wenn Kock an einem Fragment so viel Interesse nimmt, um den Kommentar ausführlicher zu gestalten, und das geschieht immerhin oft genug, ihm dafür nur Dank wissen. Überhaupt aber muß anerkannt werden, daß Kock das Verständnis sehr vieler Fragmente wesentlich gefördert hat, sei es durch Erklärung, sei es durch Emendation. Die Zahl der eigenen Konjekturen, die er in der adnotatio mitteilt, ist wiederum sehr beträchtlich, darunter viele vortreffliche und glänzende. Das Hauptverdienst der Ausgabe liegt überhaupt auf dem Gebiet der Textkritik.

Henri Weil geht in seinem oben erwähnten Aufsatz von dem Sentenzenreichtum Menanders aus und meint, daß es vornehmlich eine bestimmte Gattung von Personen sei, denen diese Betrachtungen in den Mund gelegt werden. „On croit entrevoir que le poète aimait à mettre sur le second plan un interlocuteur moins passioné, un homme impartial et sensé qui faisait entendre le langage de la raison, un Ariste enfin". Er belegt diesen Zug der Menandrischen Komödie durch eine Reihe von Beispielen und nimmt dabei Gelegenheit, eine Anzahl Fragmente zu emendieren oder zu erläutern. In fr. 325, 8. 9 nimmt er mit Recht Anstoß an dem Überlieferten ἀλλ' ἔνεστί τι ἀγαθὸν ἀπ' αὐτῆς, παῖδες und ändert sehr schön ἀλλ' εἴ γ' ἔστί τι ἀγαθὸν ἀπ' αὐτῆς, παράθες. Weniger ansprechend ist die Vermutung zu fr. 402, 1 ἐπ' ἀμφοτέραν ῥῖν' (ἐπ αμφοτερανιν oder ἐπαμφοτέραν ἵνα die Hss; ἐπ' ἀμφότερον οὖς Cobet). Vortrefflich ist aber wiederum die Herstellung von fr. 482: παύσασθε νοῦν ἔχοντες (λέγοντες Kock), οὐδὲν γὰρ πλέον ἀνθρώπινος (ἀνθρώπινος Mein. Kock) <οἷς> νοῦς ἐστιν, ἀλλὰ (ἀλλ' ὁ codd.) τῆς τύχης εἴτ' ἐστί πού τι (ἐστὶ τοῦτο codd.) πνεῦμα θεῖον εἴτε νοῦς, τοῦτ' ἔστι τὸ κυβερνῶν ἅπαντα κτλ. Darauf beschäftigt sich Weil mit dem mutmaßlichen Inhalt des Γεωργός, weist die von Meineke vermutete Beziehung Lucians Dial. meretr. 8, 1 zurück, zieht dagegen eine Stelle bei Seneca Quaest. orat. IV praef herbei und äußert die Vermutung, daß auch fr. incert. 579 und adesp. 353, 627 dem menschenfeindlichen Gorgias dieser Komödie gehören mögen. Dann kommt er zu dem Tischendorfschen Fragment 530 K. In V. 1 bezweifelt er mit Recht, daß ὅταν ἀγρυπνεῖν εἴπῃς bedeuten könne „wenn Du sagst, daß Du nicht schlafen könnest"; denn das müßte heißen φῇς. Aber was er selbst vorschlägt ὅταν δ' ἀγρυπνεῖν εἴπῃς τί σε ποιεῖν, ist unklar und matt. Im folgenden verwirft Weil mit Recht Kocks Annahme, daß diätetische Ratschläge gegeben würden, vielmehr wird die bisherige Lebensweise des sich Beklagenden als Ursache der Schlaflosigkeit vorgeführt. In V. 4, 5 ergänzt er hübsch πάλιν ἀναστ[ὰς κατεκλίνης] πρὸς ἡδονήν· ὕπνος αὐτὸς ὁ β[ίος ἐστί σοι]. Für V. 10—12 schlägt er folgende Ergänzung und Personenverteilung vor: ὑπὸ τῶν ἀγαθῶν, εὖ ἴσθι. — B. μὴ [λέγ' ὦ φίλε] (εἰκαῖα). — A. τἀληθῆ λέγω, νὴ τοὺς θε[ούς.] τοῦτ' ἔστι τἀρρώστημα. — B. καὶ μή[ν, ὦγαθέ] κτλ. Die Personenverteilung ist annehmbar, für die Worte im einzelnen will Weil selbst nicht garantieren. Probabel ist ferner seine Herstellung von V. 14, 15: [A. φιλό]νικόν ἐστι τἀνόητο[ν· εἴξομεν· φαῦλο]ν πάνυ γὰρ ταῦτ' εἰ λελ[ογίσμεθ', ἐξελεῖν]. Endlich schlägt er in V. 19 vor, statt κενὸν εὕρηκα τὸ φάρμακον zu lesen κενὸν εὑρὲ καὶ τὸ φάρμακον, entschieden besser als Cobets von Kock rezipiertes κενὸν ἄρα καὶ τὸ φ. Weniger ansprechend sind die Vermutungen zu fr. 541, 553 und 560. Zum Schluß unterzieht Weil Kocks Methode, neue Fragmente zu eruieren, einer Kritik, auf die ich schon oben hingewiesen habe, und äußert die Meinung, Kock habe zu oft Verse zu sehen geglaubt, wo nur der übliche iambische Rythmus der Prosa vorliegt, und von den wirklichen Versen könnten viele ebenso gut aus der Tragödie stammen. Dies sei namentlich bei den aus Dio Chrysostomus von Kock erschlossenen Stücken (fr. 1383—1391 K.) der Fall. Auch in fr. adesp. 619 liege kein Vers vor, sondern nur eine Reminiszenz des Thomas Magister aus Diogenes Laertius.

Breslau. Konrad Zacher.

R. Reitzenstein, Inedita poetarum Graecorum fragmenta. Rostocker Index lectionum 1890/91. 18 S. 4.

Τὸ ζητούμενον ἁλωτόν. Bei der Vorbereitung seiner Ausgabe des „echten ἐτυμολογικὸν μέγα", welches von dem Verf. des bisher allein benutzten *Etymologicum Magnum* in einen Auszug gebracht und aus anderen Quellen erweitert worden ist, hat Reitzenstein eine nicht unbedeutende Anzahl von Bruchstücken griechischer Dichter entdeckt. Die meisten derselben stammen aus den beiden von R. benutzten Handschriften des echten Et. M. Von diesen war die eine, der Laurentianus S. Marci 304 (B), bereits von E. Miller eingesehen worden; die andere, den Vat. 1818 (A), hat R. selbst gefunden: gerade diese Handschrift aber ist durch Vollständigkeit der Citate, aus denen die Fragmente bestehen, ausgezeichnet. Daneben kommt als Quelle Reitzensteins das Glossar des Cyrillus in betracht, oder vielmehr die demselben in etlichen Handschriften

am Anfang des 16 Jahrhunderts beigeschriebenen Scholien, welche nach den ausdrücklichen Angaben des Schreibers hauptsächlich auf das Lexikon Diogenians und die Schrift des Timotheos von Gaza über Orthographie zurückgehen.

Es ist eine schöne Ausbeute von bisher unbekannten Dichterstellen, welche uns hier geboten wird: sie betrifft nicht nur Epiker, Lyriker, Tragiker, Komiker der klassischen Zeit, sondern berührt ebenso das alexandrinische Zeitalter. Auch zur Sicherstellung und genaueren Unterbringung bereits bekannter Fragmente leisten die neuen Funde gute Dienste.

Bei Alkman Fr. 74 A Bgk. = 41 Hiller ist nunmehr sicher σιοῖσι (oder θιοῖσι) κἀνθρώποισιν αἰδοιέστατον zu lesen. Auch kann es nach der Ausführung Reitzensteins p. 6, wodurch Miller Misc. 60 berichtigt wird, nicht mehr zweifelhaft sein, daß der Cod. Flor. des Et. uns, woran Bergk Frg. 26 nicht glauben wollte, in den Worten ἄβαλε καὶ νοέοντα in der That ein besonderes Bruchstück Alkmans erhalten hat. Aus Cyrillus (cod. Coislin. 394) ersehen wir, daß dieser Dichter — vermutlich wegen des eigentümlichen Ziehens der Töne — ὁλκάς für ἀηδών gebraucht hat.*) Alkaios gehört (Et. Gen. s. v. Ἀπατήνορα. p. 15 s.) das neue Fragment: ἐνδὺς σίσυρναν (p. 16). Hipponax 33 (30 H.) ist aus dem Et. Gen um einen Choliambus vermehrt und die Überlieferung ἔψησε (p. 7) gesichert: Τίς ὀμφαλητόμος σε τόν διοπλῆγα Ἔψησε κἀπέλουσεν ἀσκαρίζοντα. Herodas Fr. 8 aber muß nunmehr lauten: ∪ — ∪ — ἄγ' αὐτὸν εἰς τὸ ζήτρειον. Die Thebais des Antimachos hat als Zuwachs den Vers erhalten: ἀρπεδόεσσα (sc. ὁδὸς) δ' ἐλαυνομέναις καὶ πρόχνυ τέτυκται: aus demselben Dichter werden im Et. M. die Worte καὶ ἀσταχύων τέμνου überliefert, deren Verderbnis nicht durch die Vorschläge τέμνουσι oder τέμνουσα, sondern, wie mir scheint, durch — ∪ (ἔσκε) καὶ ἀσταχύων τέμενος („Ährenfeld“) gehoben werden dürfte. Von den Äschyleischen Fragmenten kann nunmehr 354^2 (344^1) N. aus den incert. fab. frg. ausgeschieden werden: es gehört den Perraibides oder dem Laios. Hinzugekommen ist zu den Überbleibseln der inc. fab. νοῦν ἀσαλὴς θεόθεν μανία (nach Reitzensteins wahrscheinlicher Herstellung); außerdem: ἐν Φινεῖ· ἄνησις δ' οὐκ ἀποστατεῖ γόος. Vollständiger lernen wir durch das Et. Gen. aus den Heliaden, von deren Thränen die Rede zu sein scheint, 1 Frg. 69 N. kennen: (ὤρουσε) κρήνης ἀφθονέστερον λιβάς. Aus den Kabiren endlich wird durch Cyrill (Diog. Lex.) der Gebrauch von ξυμφορά *in bonam partem* bezeugt. Für Sophokles wird aus dem Phineus durch dieselbe Quelle (cod. Messan.) ὅμαυλον im Sinn von ὁμόκοιτον nachgewiesen. Von Eupolis citiert das Et. Gen. ὅσον Γένοιτ' ἂν αὐτῇ βελτίω τὰ πράγματα und die Reste zweier iambischer Tetrameter: εἴ τις ἀποτέτιλται Αὐτῶν ὁ πέμπτος ὥσπερ εἰς ζήτρειον ἐμπεσών ∪̲: Cyrill aber weist aus den Κόλακες den Gebrauch von ζειαί nach. Dem Komiker Theopomp fallen die Reste dreier iambischer Trimeter zu: ὥς σοι δοκεῖν Εἶναι τὸ πρόθυρον τοῦτο βασανιστήριον, Τὴν δ' οἰκίαν ζήτρειον ἢ κακὸν μέγα. Von Menander lernen wir die Reste von 4 bisher unbekannten Trimetern kennen: καὶ τῶν Ἀλησι χωρίων Κεκτημένος κάλλιστον εἶ, νὴ τὸν Δία, Ἐν τοῖς τρισίν (γε) καὶ τὸ μακαριώτατον Ἄστικτον**) und außerdem das Citat: Μένανδρος Φανίῳ· πότων τε καὶ κώμων ἅπαντες ἤδεμεν. Unsere Kenntnis des Gedichtes Thrax von Euphorion aus Chalkis, das uns bisher nur durch einige Verse bei Stephanus Byz. bekannt war, vermehrt das Et. Gen. durch Mitteilung des Hexameters: Ἀνέρος ἀρράτοιο φόως δ' ἀνα Κέρβερον ἄξων. Für das Fragment eines anonymen Dichters s. v. ἀνὰ δρυμά· σεῦ γὰρ διειρήνη Πολύβοια καὶ ἀνδράσι νήπιος ἐὼν πιλναμένης κτλ. hat R. eine ihm vollkommen befriedigende Form nicht gefunden: indem ich annehme, daß δι aus CI verdorben ist und die irrige Einsetzung der Präposition Verwirrung gestiftet hat, vermute ich, daß die Stelle im Hymnus des Anonymus so lautete: σὺ γὰρ (ἐσ)σι, Εἰρήνη Πολύβοια, καὶ ἀνδράσιν ἤπιος αἰ(εί)***) Πιλναμένη, καὶ θῆρες ἀνὰ δρυμὰ πρηΰνονται oder Εἰρήνη, πολύβοια καὶ . .

Ref. muß es sich versagen, auch den zweiten Teil des hochinteressanten Programms mit gleicher Ausführlichkeit zu besprechen. Derselbe gilt wesent-

---

*) Freilich ist die Glosse: ὁλκας· πλοῖον καὶ παρὰ Ἀλκμᾶνι αειδὼν καὶ εἰρήνη. καὶ εἶδος πλοίου schwerlich richtig überliefert, obwohl sich der Hauptanstoß: ὁλκάς· πλοῖον. ναῦς φορτηγός. ἀηδών. εἰρήνη. δυνατάς auch bei Hesychius findet. Denn es ist nicht einzusehen, wie ὁλκάς zur Bedeutung εἰρήνη kommen soll: auch δυνατάς ist sinnlos. Nun steht aber kurz vorher bei Hesychius die Glosse: ὁλκαῖον· λακάνη. νιπτήρ. κρατήρ. Sollte also εἰρήνη nicht aus κρατήρ verdorben sein, ὁλκάς also u. a. auch eine tüchtige „Schleifkanne“ bezeichnet haben? Dann wäre zu schreiben bei Hesychius: ὁλκάς· πλοῖον, ναῦς φορτηγός. ἀηδών. κρατὴρ δυνατός und bei Cyrillus: ὁλκάς· [πλοῖον καὶ] παρὰ Ἀλκμᾶνι ἀηδών. καὶ κρατήρ. καὶ εἶδος πλοίου.

**) Daß die Stelle mit Fr. 140 K. zu verbinden und dem Heautontimorumenos zuzuweisen sei, läßt sich freilich durch die viel allgemeiner gehaltenen Verse 61 ff. des gleichnamigen Terenzianischen Lustspiels nicht mit Sicherheit darthun.

***) Vgl. Hesiod Th. 406.

lich dem Kallimachos. Aus den Αἴτια werden vier Fragmente teils neu nachgewiesen teils näher bestimmt. S. 13—16 sind der Hekale gewidmet: ihr wird die Stelle <βόες> ᾗχι γέγειαι Ἄνθεα μήκωνός τε καὶ ἤνοπα πυρὸν ἔδουσι zugeschrieben: diesem Gedichte gehören aber auch die bisher unbekannten, allein im cod. A des Et. Gen. erhaltenen Verse: Ἀλλὰ Διωνύσου Ἀπατήνορος, ὅς ῥα μελαίνης Ὤπασε Κεκροπίδαις ἱερῆς δείκηλα σισύρνης.

Auf den letzten Seiten der reichhaltigen Schrift deutet R. den Beweis an, daß die Sophoklesscholien hauptsächlich aus zwei Kommentaren stammen, von denen Pius den einen und Sallustius mit Benutzung des Pius den andern abgefaßt hat.

Stralsund. Rudolf Peppmüller.

P. Vergili Maronis Aeneis. Erklärende Schulausgabe, begründet von **O. Brosin,** nach seinem Tode zu Ende geführt von **L. Heitkamp.** V. Bändchen: B. X—XII. Gotha 1890, Perthes. VI, 196 S. 8. 1 M. 80.

Einem Schüler Brosins, des verdienten, feinsinnigen Vergilerklärers, blieb es vorbehalten, die Feder des Lehrers, die derselbe ahnungslos unmittelbar vor dem für ihn prophetisch gewordenen Wort deficit — XI 231 — für immer niedergelegt hatte, wieder aufzunehmen und den im Jahre 1883 begonnenen, nunmehr zu einem stattlichen Band von fast 1000 Seiten angewachsenen Kommentar zum Abschluß zu bringen. — Den Text, wie er in dem letzten Bändchen vorliegt, vermochte der verewigte Brosin noch selbst festzustellen. Das schon in den früheren Büchern hervorgetretene Bestreben, die Lesarten des Mediceus noch mehr zur Geltung zu bringen, als dies die neueren Herausgeber thun, zeigt sich auch diesmal. So liest Br. X 15 placidum st. placitum, 83 classes (wie Güthling) st. classem, 179 Alphea ab or. st. Alpheae [ab] or., 194 aequali classe . . . catervas, wie schon Kloučk vermutete, st. aequalis cl. . . . catervas, 237 horrentes (so s. Z. auch Wagner) st. ardentes, 323 clamantis st. clamanti, 432 addensant (wie Deuticke) st. addensent, 477 clip. est molita st. clip. molita, 640 gressumque st. gressusque, 673 quosque, das schon Thilo als wahrscheinlich annahm, st. quosne, 763 campum st. campo, 769 *hunc* contra st. huic contra, 801 perturbant st. proturbant, XI 145 iungunt st. iungit, 168 iuvaret st. iuvabit, 224 simul st. virum, 230 petendam st. petendum, XII 221 pubentesque, von Heitkamp mit Recht aufgenommen, st. tabentesque. Danach muß es andererseits befremden, daß X 291 sperat (P R) st. spirant, XI 247 arvis (det.) st. agris, 742 offert (R) st. infert, 768 Cybelae (det.) st. Cybelo, 839 multatam (det.) st. mulcatam, XII 47 institit (P R) st. incipit, 130 telluri (R) st. tellure, 170 saetigerae (edit.) st. saetigeri im Widerspruch mit M bevorzugt worden ist. An Konjekturen habe ich nur die von Maurer zu X 186 Ricina und die von Bentley X 710 pascit gefunden. Interpunktionsänderungen hat Br. X 322 und 386 vorgenommen; Heitk. hat dazu noch zwei andere, XII 96 und 161 hinzugefügt. Als unecht sind gegenüber den andern Ausgaben nur X 772^{b} und XI 773, letzteres von Heitk., bezeichnet; bei X 278 sind wohl nur durch ein Druckversehen die Klammern weggeblieben. Die vv. X 714—718 sind nicht in der üblichen Weise umgestellt, indem tergum v. 718 = scutum genommen wird. Da indes der *sing.* tergum in dieser Bedeutung, abgesehen von IX 412 (cf. Lexikon), wo es indes Brosin selbst = Rücken übersetzt, in der ganzen Litteratur, die Neulateiner eingeschlossen, nicht nachzuweisen ist, auch die von Erythraeus im Index s. h. v. angedeutete Beziehung zwischen ital. targa [Tartsche!] und lat. tergum den phonetischen Gesetzen widerspricht, wird man dabei stehen bleiben müssen, daß v. 717 und 718 im Original das Gleichnis abgeschlossen haben. Ob die XI 264—269 mit Ribbeck u. a. vorgenommene — übrigens durch den Druck nicht hervorgehobene — Umstellung notwendig ist, darf man mit Sabbadini, Studi critici p. 41, billig bezweifeln.

In dem Kommentar ist Brosins Grundsatz, die Gedanken des Dichters nicht bloß sinngemäß und sprachrichtig zu übertragen, sondern auch in eine mustergültige Form umzugießen, ein Grundsatz, wie er bei den Reformbestrebungen der Neuzeit mit Recht besonders stark betont wird, auch unter der Hand des neuen Herausgebers zur vollen Geltung gekommen. Ref. muß es sich leider versagen, durch Beispiele nachzuweisen, welch reiche Ausbeute die Durchforschung „der Schatzkammern der deutschen Sprache nach dem Gold eines edlen und klangvollen Ausdrucks“ auch für das vorliegende Bändchen ergeben hat. Dabei hat Heitkamp von der Heranziehung geeigneter Parallelen aus deutschen Klassikern, sowohl was die Zahl der Stellen als auch was den Kreis der betreffenden Dichter anlangt, einen durchaus verständigen und maßvollen Gebrauch gemacht. In der Darreichung von Übersetzungen und Erklärungen freilich, welche Brosin nur nötigenfalls und nur dann eintreten lassen wollte, wenn dem Schüler „eigenes Nachdenken und die verständige Benutzung seines Handwörterbuchs“ (s. Vorwort p. V) nicht auf die rechte Spur zu helfen vermöge, wäre entschieden

größere Beschränkung wünschenswert gewesen. Die massenhaften Verweisungen von einer Stelle zur andern und auf die „Allg. Bemerk.“, gelegentlich auch auf Ovid und Cäsar, belasten den Kommentar ohnedies in einer Weise, daß beispielsweise im X. Buch durchschnittlich auf jeden Vers (über 900) eine Zahl trifft. Wenn sich daneben die Übersetzungsangaben (vgl. namentlich clamor, manus, diversus, ingens, ire, sonare u. a.) häufen (zu Buch XII allein über 500) und die sachliche Erklärung, insbesondere die Nachweisung des Zusammenhangs, trotz des geschmackvollen Gewandes, in welches diese Ausführungen stets gekleidet sind, häufig in Weitschweifigkeit verfällt, so muß die Warnung μηδὲν ἄγαν gewiß als berechtigt erscheinen. Der Schüler wird es selbst verwunderlich finden, z. B. im XI. Buch folgende Winke zu erhalten: 97 salve mihi sei mir gegrüßt, 445 rebus Lage, 455 magnus clamor nicht 'großes'!, 489 nudus bloß, 549 parans er schickt sich an, 551 sententia sedit stand bei ihm fest, 563 infelix C. arme C., 642 deicit wirft nieder, 706 comminus zum Nahkampf, 710 paribus in armis in gleicher Wehr, 755 haud minus darum nicht minder, 762 qua . . . cuuque durch die Zerlegung wird der Begriff noch mehr hervorgehoben, 855 inquit nicht 'sagte sie'! 897 nuntius Kunde, 910 in armis in seiner Rüstung. Für lunatis 663 und eviscerat 723 macht das Lexikon eine besondere Note überflüssig. — Zum Schluß möchte ich dem Herausg. einen Teil der Stellen namhaft machen, wo die Erklärung einer Revision bedarf. X 59 wird cineres supremos örtlich = die Asche zu oberst der Trümmer, die Aschendecke erklärt; abgesehen davon, daß das Wort im Sinne von summus in der Äneis sonst nirgends vorkommt, legt auch II 431 und V 787 die zeitliche Bedeutung = extremus nahe. v. 126 ist die Verbindung von Lycia ab alta mit germani sehr gezwungen. v. 147 soll media zu nocte gezogen werden; es gehört vielmehr zu freta vgl. unten v. 440: medium secat agmen. v. 186 ist die Notiz: 'Ricina zu verbinden mit paucis als Abl. originis' unverständlich. v. 268 hat puppis, wie in v. 297 und 302, die allgemeine Bedeutung von navis, sodaß die künstliche, von Heitk. gewählte Interpretation überflüssig wird. An der schwierigen Stelle v. 366 wird quando = aliquando gefaßt, wie schon von Schaper; nun findet sich aber quando so bei Vergil nur nach vorausgehendem si gebraucht; an 13 anderen Stellen, darunter dreimal am Ende des Verses, wie hier, vertritt es das kausale siquidem. Nach Sabbadini, Studi critici p. 36, hätte Verg. mit der relativen Struktur begonnen und wäre in die kausale übergegangen. Ich halte die Annahme eines so ungewöhnlichen Anakoluths für zu gewagt; ob nicht ursprünglich an der Stelle von quis *eis* gestanden hat, das dann durch das darunter stehende *equos* verderbt worden ist? v. 499 multo auro soll heißen: durch zahlreiche Goldplatten; warum nicht: in reichem Goldschmuck? (Vergl. multo lumine, multa morte und Schaper z. III 372.) v. 515 gliedert sich caede nova viel ungezwungener an superbum an. Daß in dem Gleichnis v. 707 f. das Wort Laurentia 'falsch überliefert' sein soll, will mir nicht einleuchten: das Wildschwein hat sein Gehege im Dickicht des Vesulusgebirges oder in den sumpfigen Niederungen von Laurentum. Verg. hat also v. 709 entweder wirklich multosve (P) geschrieben, oder multosque ist, wie sehr häufig, im Sinne eines multosve zu nehmen. (Im übrigen siehe ü. d. St. oben.) v. 766 soll summis *refercns* annosam montibus ornum heißen: indem er (in seinem Äußeren) wiedergiebt d. h. erinnert an des Urwalds Esche hoch auf den Bergen. Da nun aber bei referre in dieser Bedeutung an den 3 anderen in Betracht kommenden Stellen der Äneis die genauere Bestimmung der Ähnlichkeit mit angegeben ist (nomine avum oder nomen avi, te ore ref.), so liegt es näher daran zu denken, daß der Dichter mit den Worten die mächtige Lanze oder Keule (χερσὶν ἔχων ῥόπαλον Hom. Od. XI 575) schildert, die sich der Riese Arion von den Bergeshöhen herabholt. Vergl. auch Ecl. VI 71 und Aen. IV 491 mit dem nämlichen Versschluß und zu referre c. abl. Aen. V 409. v. 802 heißt tectus tenet se nicht: er hält gedeckt an sich, bis der schlimmste Sturm ausgetobt hat, sondern, wie das Folgende beweist (tuta latet arce . . nubem belli sustinet): er hält sich d. h. hält stand; zu dieser Bedeutung vgl. u. a. Liv. VIII 30, 2. v. 817 ist arma nicht Nominativ, sondern Akkusativ, als Apposition zu parmam gehörig, und dementsprechend minacis zu Lausus, dem mutvoll trotzenden Helden (exsultat demens v. 813), zu ziehen. — XI 93 will H. omnes nicht auf das vorangehende Tyrrheni, sondern auf das nachfolgende Arcades bezogen wissen: wie stimmt dazu v. 171 Tyrrhenum exercitus omnis? v. 141 betrachte ich Latio entweder als abl. loci zu victorem (gerade das Wort Latium kommt bei Verg. ziemlich häufig ohne die Präp. in vor) oder als abl. separ., abhängig von ferebat = referebat. v. 340 verwischt die Übersetzung: 'mächtig in Zeiten des Aufruhrs' den in den Worten liegenden Sinn; der Gegensatz frigida bello dextera zeigt im Zusammenhalt mit lingua melior, daß Drances als

ein Intrigant — 'seine Stärke besteht im Aufwiegeln' abl. instr. — geschildert werden soll. v. 341 wäre ferebat präziser zu geben gewesen: zweifelhaft war die Abstammung, die er von seinem Vater mitbrachte, von ihm herleitete. v. 365 übersetzt H. nil moror mit: 'ich mache kein Hehl daraus'; richtiger erklärt Duvaux: tu me crois ton ennemi, et je ne m'en défends pas; deutsch: 'ich habe nichts dagegen einzuwenden, ich bin's zufrieden'. Zu der Bemerkung v. 373 sternamus campis vergl. Ov. met. X 716 und fast. IV 654. v. 456 ist alto in luco, im Widerspruch mit VII 95 und XI 740, in dem Sinne von summus = in den Wipfeln des Haines gefaßt. Wie mir scheint, bedeutet es an allen 3 Stellen (auch G. III 393 läßt sich herbeiziehen) entweder 'hochstämmig' oder 'tief'; für die letztere Bedeutung spricht die Stelle aus dem VII. Buch. v. 627 soll sich die Angabe 'zurückrollend' wohl auf resorbens beziehen; sie wäre passender für revoluta: die Flut zieht mit sich die zurückrollenden Steine. v. 688 ist redarguerit Fut. exactum; dieser Gebrauch ist bei Verg. bekanntlich nicht selten und paßt gerade a. d. St. recht gut, um den bestimmt eintretenden Erfolg zu kennzeichnen. Zu v. 901 saeva numina verweise ich auf Sabbadini a. a. O. p. 44: queste parole non sono dette . . in persona del poeta, ma di Turno, di cui esse esprimono il pensiero. — Die Ausgabe ist sehr sauber und sorgfältig gedruckt. Abgesehen von kleineren Versehen, welche sich von selbst korrigieren, notiere ich nur zwei: X 836 steht eine Bemerkung über qui, die sich aus v. 840 hierher verirrt hat; ferner ist XI 117 das Citat zu verbessern.

Ref. schließt mit der Überzeugung, daß die fleißige und gründliche Arbeit des neuen Herausgebers ebenso wie ihre Vorgänger 'die Vertiefung in den gedankenreichen römischen Dichter befördern wird'.

Nürnberg. Hans Kern.

---

1. **Ad. Dick,** De **Martiano Capella** emendando. Berner Doktordissertation. 1885. 59 S. 8.
2. **Ad. Dick,** Commentationis philologicae de **Martiano Capella** emendando altera pars. Programm der Kantonschule zu St. Gallen. 1889. 25 S. 4.

Selten ist wohl eine Handschrift von Anfang an so verkannt und hinterher so glänzend rehabilitiert worden als die Berner Martianushandschrift No. 56 b. Auf Veranlassung seines Lehrers, H. Hagen, hat A. Dick den Kodex genau untersucht und ihn mit der Bamberger Handschrift verglichen, die Eyssenhardt seiner Ausgabe vor allem zu grunde gelegt hat. Die Ergebnisse dieser Untersuchung hat Dick in seiner Dissertation dargelegt und dabei eine große Anzahl von Stellen teils auf grund der Berner Handschrift, teils nach eigener Vermutung verbessert. In dem St. Galler Programm von 1889 werden die Emendationen fortgesetzt.

1. Die Berner Bibliothek besitzt zwei Martianushandschriften. Die eine, No. 331, aus dem elften Jahrhundert ist unvollständig und ohne Bedeutung. Sie enthält den Kommentar des Remigius Antisiodorensis, die andere ist der oben erwähnte Kodex, No. 56 b. Sie gehört, wie man bisher angenommen hat, dem zehnten Jahrhundert an; Dick will sie in den Anfang des zehnten oder auch in das neunte Jahrhundert setzen. Auch sie hat den Kommentar des Remigius; er ist auf dem Rande der Hs rings um den Text des Martianus geschrieben; doch ist er nicht vollständig. Die Hs ist in Folio und enthält 178 Blätter. In dem Text des Martianus lassen sich drei Hände unterscheiden. Die erste Hand hat den Text vollständig geschrieben, aber auch, wie es scheint, einige Korrekturen vorgenommen. Andere Verbesserungen rühren von der zweiten, ziemlich gleichzeitigen Hand her. Die dritte gehört einem späteren Jahrhundert an und nimmt gleichfalls Korrekturen vor.

Zur Vergleichung der Berner Hs (=β) mit der Bamberger hat D. zunächst diejenigen Lesarten ausgewählt, bei denen der Bambergensis und die ihm nahestehenden Reichenauer und Darmstädter Hss versagen, sodaß sich schon Eyssenhardt genötigt sah, den Lesarten der editio princeps öfters den Vorzug zu geben und sie statt der handschriftlichen in den Text zu setzen. Der erste Herausgeber des Martianus, Vitalis Bodianus, hat, wie er selber sagt, an mehr als zweitausend Stellen den Text geändert. Doch wußte man bisher nicht, welche Änderungen von ihm herrührten. Aus der von Dick angestellten Vergleichung ergiebt sich nun, daß die meisten Lesarten der editio princeps, welche Besseres bieten als der Bambergensis, mit β übereinstimmen, und daß somit β, soweit diese Lesarten in Betracht kommen, höher steht als die Bamberger Handschrift. Sodann (S. 18—42) werden aus sämtlichen neun Büchern des Martianus Stellen behandelt. Aus ihnen ergiebt sich gleichfalls die Superiorität der Berner Handschrift. Dabei bekundet D. eine eingehende Kenntnis des oft wunderlichen Sprachgebrauches seines Autors. In einem dritten Abschnitt (S. 42—57) werden einige unsichere Stellen

besprochen und vielfach im Anschluß an β rekonstruiert. Hier erlaube ich mir zu p. 320,8 Eyssenh. einen Vorschlag zu machen. Der Bernensis bestätigt hier nicht die von Eyssenhardt vorgeschlagene Streichung der Worte: *cum quod sit*. Vielleicht ist die Stellen so zu lesen: quam (sc. lunam) quidem menstruum habere lumen physicorum assertione persuasum *est cumque id sit*, semper pleni orbis esse non dubium est. — Die fließende Latinität des Verfassers wird selten durch eine Inkorrektheit entstellt, wie z. B. S. 28 is sum, qui — *neget* vel — *tentet*. Auch *sermo est*, was sich hier und öfters findet, wird im klassischen Latein nicht wie *agitur* gebraucht. Einige Citate sind nicht genau: so muß es S. 7 Z. 8 v. u. heißen pag. XXVII, S. 19 Z. 4 v. o. 289. 20, S. 53 Z. 13 v. o. 10—14. Auch muß man S. 9 Z. 9 v. o. *iterumque* lesen.

2. In dem St. Galler Programm werden die Emendationen, wie schon bemerkt, fortgesetzt. Die Vorschläge zur Textverbesserung werden durchweg eingehend begründet und können mit Recht als ein Gewinn für den Text des Martianus bezeichnet werden. Bei der Besprechung von p. 191,6 Eyssenh., wo Dick nicht ohne Grund διανοίας statt *dianoeas* schreiben will, ist mir die Bemerkung aufgefallen: '*dianoea' dici non potest latine*. Warum denn nicht? Zu so alten Fremdwörtern, wie *poeta, poesis, poema* kann man *dianoea* doch nicht rechnen. Dagegen gebraucht Cicero *Pronoea* und Ausonius *Metanoea*. Daher ist vielleicht auch p. 3, 28 bei Martianus *Pronoea* statt *Pronoae* zu schreiben. Eine andere Stelle ist, wie mir scheint, noch nicht ganz geheilt. Martianus führt p. 152, 9 ff. Eyssenh. folgendes Beispiel für die Zweideutigkeit ex nominum distinctione per syllabam an: *quidam habuit propinquos duos, unum Lesium nomine aliumque Milesium. heredemque constituens sic locutus est:* HERES ESTO MILESI. *qua distinctionis ambage certamen exortum, dum heres 'esto mi' distinguit, qui Lesius dicebatur, alius uero continua nominis iugitate 'Milesium' dicit heredem.* Dick meint nun mit Recht, die Zweideutigkeit trete nicht genug hervor, wenn man mit Halm und Eyssenhardt die Worte getrennt lese, man müsse daher schreiben: HERESESTOMILESI. Aber auch so ist die Sache noch nicht in Ordnung. Ich glaube nämlich, daß Martian geschrieben hat: HERESESTOMILESIVS. Wenn man so wie die bisherigen Herausgeber liest, so muß man entweder auflösen: *heres esto mi* (= *mihi*), *Lesi* (oder auch *heres esto, mi Lesi!*) oder *heres esto, Milesi*. Man hat demnach immer eine Anrede. Dann ist aber der Vokativ *Milesi* sehr bedenklich, da man doch *Milesie* erwartet. Aus den eigenen dürftigen Angaben Martians p. 84, 12 ff. Eyssenh. könnte man freilich schließen, daß er selbst *Milesi* hätte schreiben können. Doch sagt er p. 11,16 *Delie*.

Aber wenn man auch *Milesi* seiner Form nach gelten lassen wollte, so ist doch die Einsetzung eines Erben in der Form einer Anrede gegen allen Gebrauch. Gaius, institut. II 117, bemerkt ausdrücklich: *sollemnis autem institutio haec est*: TITIVS HERES ESTO. Nur im Anschluß erst an diese Formel findet sich hin und wieder die zweite Person, wie bei der *cretio* (Gai. II 165) und der *substitutio* (Gai. II 174). Wenn aber Martian die institutio heredis durch *locutus est* einführt, so ist das soviel als *dictauit*. Fortunatianus, rhet. Lat. ed. Halm I p. 99, 26 ff., der dasselbe Beispiel anführt, sagt bloß: *testamento ita cauit: amicus meus heres esto Milesi*. Ferner ist auch an eine Unterredung zwischen dem Erblasser und seinen zu Erben ausersehenen Freunden nicht zu denken; dem widerspricht die ganze Fassung. Die Martianushandschriften haben ohne Variante *Milesi*. Bei Fortunatianus schwanken die besten zwischen *milesi* und *milesii*. Die letztere Lesart ist vielleicht aus dem *Milesius* des Archetypus entstanden. Liest man nun: HERESESTOMILESIVS, so wird man auflösen: *heres esto mi Lesius* und *heres esto Milesius*.

Zum Schluß wird aus dem fünften Buch ein Abschnitt p. 168, 11—171, 27 Eyssenh. als Probe einer neuen Ausgabe mitgeteilt. Hier möchte ich jedoch gegen die Art, wie D. die Varianten angiebt, Einspruch erheben. Die Lesart des Textes muß zuerst mit ihrer Quelle in der Anmerkung notiert und dann erst die abweichende Lesart angegeben werden. Die Methode, welche das Stichwort in der Anmerkung fortläßt und nur die Varianten giebt — und diese befolgt D. —, ist nicht als praktisch zu empfehlen. Denn sie ist nicht übersichtlich und beim Vergleichen sehr zeitraubend. Ein paarmal hat selbst D die Stichwörter angegeben, wie S. 23 zu Z. 6. u. 30.

Durch die beiden Schriften Dicks ist der hohe Wert der Berner Handschrift in vollem Maße nachgewiesen. Diese Handschrift hat den Anspruch auf die erste Stelle unter den glaubwürdigsten Zeugnissen der Überlieferung. Eine Ausgabe, die auf ihr beruht, wird sicher einen geläuterten Text schaffen und sich den Dank aller derer erwerben, die in die Lage kommen, sich durch das dichtverwachsene Gestrüpp einer schwülstigen Sprache hindurcharbeiten zu müssen.

um an dem Hochzeitsfest der Philologie und seinen etwas zweifelhaften Genüssen teil zu nehmen.

Erfurt. A. Breysig.

Hermann Usener, Der heilige Theodosios. Schriften des Theodoros und Kyrillos. Leipzig 1890, Teubner. XXIV, 210 S. 8. 4 M.

Eine neue Frucht von des Philologen H. Usener Beschäftigung mit christlich-kirchlichen Stoffen, für welche ihm wohl zunächst die Theologen, aber auch die klassischen Philologen zu danken haben.

Eine bedeutende Gestalt des morgenländischen Mönchtums, Theodosios, dessen Leben man bisher nur durch Symeon Metaphrastes (griechisch erst in Mignes Patrolog. gr. b. CXIV, p. 469 s.) näher kannte, wird von seinem Zöglinge Theodoros, gestorben als Bischof von Petrae, recht panegyrisch und ausführlich dargestellt, schlichter und kürzer von Kyrillos aus Skythopolis. Beide Lebensbeschreibungen sind enthalten in einer Hs der Laurentiana zu Florenz pl. XI 9 aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts, fol. 147—163. Sie werden von Usener sorgfältig herausgegeben mit einer lehrreichen Einleitung, sprachlichen und sachlichen Anmerkungen, auch einem deutschen und einem griechischen Register.

Theodoros hatte eine gründliche grammatische und rhetorische Schule durchlaufen, bevor er in das von Theodosios in der Palästinischen Wüste gegründete Kloster eintrat. Der Archimandrit Sophronios, des Begründers Nachfolger, trug dem Theodoros die Gedächtnisrede auf Theodosios auf, wohl zur ersten Jahresfeier des Todestages am 11. Januar 530. So, wie sie ursprünglich gehalten ward, liegt die Rede aber nicht mehr vor. Die Einleitung (p. 3—4, 22) hat Theodoros neu ausgearbeitet. Auch die Rede selbst bezieht sich mitunter auf etwas spätere Zeiten, setzt p. 69, 19 s. bereits den Agapetos als römischen Papst (von Juni 535 bis April 536) voraus, p. 97, 2 s. den Tod des Petrus, Patriarchen von Jerusalem (524—547). Usener meint auch, daß die für mündlichen Vortrag weniger geeigneten Auszüge aus dem Briefwechsel des Theodosius mit dem Kaiser Anastasios I. (491—518) und die christologischen Erörterungen (p. 56—70, 12) von Theodoros erst später eingeschaltet seien. Über die Haltung der Darstellung urteilt er: „Diese Rhetorik des Wüstenklosters ist ein eigenartiges Gewächs, das genauer kennen zu lernen sich wohl verlohnt . . . . Der Fluch der Schönrednerei, an dem das Mark des Griechentums verdorrte, liegt auch auf dieser Leistung . . . . Der Kern der Frucht ist vom Wurm zernagt . . . . Der Sinn für geschichtliche Treue ist auf ein Nichts zusammengeschrumpft, und die Panegyrik wuchert, genährt von Wundersucht . . . . Mit und in deren Schwächen ist die Rede ein vollendetes, typisches Denkmal ihrer Zeit und der damaligen Beredtsamkeit".

Von ganz anderem Korn sind die wenigen Seiten, welche Kyrillos demselben Helden gewidmet hat. Kyrillos schreibt wohl (p. 111, 1 s.), daß Theodoros das Leben des Theodosios σαφῶς καὶ ἀκριβῶς beschrieben habe, läßt aber doch manches gar zu Wunderbare beiseite und scheint an seines Vorgängers Erzählung „eine zwar verdeckte und bescheidene, aber unverkennbare Kritik" auszuüben. Usener nennt ihn berufen zum Geschichtschreiber der Wüste. Wohl bietet auch Kyrillos Wundergeschichten und Märchen. Aber Usener bemerkt richtig, daß wir den Wunderglauben als eine wesentliche Eigenschaft der Zeit und Gesellschaft hinzunehmen haben, und daß diese Wüsteneien eine ganze Fülle von „Jagdgeschichten" gezeitigt haben. Immer haben wir hier Geschichtsquellen nicht bloß für den Geschmack der Zeit, sondern auch für wirkliche Ereignisse und erhalten durch Theodoros (p. 56, 19—61, 25) namentlich Kenntnis von dem Briefwechsel des Theodosios mit dem Kaiser Anastasios.

Theodosios, geboren etwa 423 in einem kappadokischen Flecken Megarissos (Garissos), wird zuerst Psalmensänger in Komana, zog dann noch unter Kaiser Marcianus (450–457) nach Jerusalem, wo ihn der alte Landsmann Longinus zunächst abhält, in die Wüste zu ziehen, und bei der Hikelia, der Erfinderin der Kerzenprozession an Lichtmeß (p. 106, 9 s.), unterbringt zu kirchlichen Diensten an der Muttergotteskirche, welche sie in dem alten Κάθισμα (halbwegs zwischen Jerusalem und Bethlehem) erbaut. Als Hikelia und auch der Vorsteher dieser Kirche gestorben ist, will man den Theodosios zum Vorsteher machen. Aber dieser läßt sich nicht mehr halten, sondern zieht in die Wüste, um sich von dem Anachoreten Marinus und dem Abte Lukas von Metopa in dem asketischen Leben, diesem φιλοσοφεῖν (p. 12, 10), schulen zu lassen. Dann findet er eine Berghöhle 6 Millien von Jerusalem nach dem toten Meere zu, bildet selbst Asketen aus und erbaut ein Kloster, welches zu hoher Blüte kommt. Das Kloster bietet nicht bloß den eigenen Mönchen Wohnung, fremden Mönchen Herberge, sondern auch Kranken Heilung, Armen Zuflucht, ist aber auch eine Burg strengster Rechtgläubigkeit, wie denn dem Theodosios vor allem verhaßt ist Ori-

genes (p. 70, 7 s.). Er starb 105 Jahre alt am 11. Januar 529.

Beide Schriften, welche Usener ebenso sorgfältig herausgegeben als erklärt hat, sind besonders ergiebig für die Kirchengeschichte. Aber auch der Philologe erhält manche sprachliche Belehrung, welche das deutsche Register zusammenstellt. Z. 94, 10 τοῖς συνιοῦσι wird wohl zu schreiben sein τοῖς συνίουσι, wie Lachmann Matth. 13, 13 οὐδὲ συνίουσιν, Röm. 3, 11 οὐκ ἔστιν συνίων schreibt. Vgl. den Imperativ σύνιε bei Herm. Mand. V 1, 2, 3. 6. Sim. IX 12, 1 σύνιε. Eigentliche Druckfehler finden sich nicht.

Jena. Adolf Hilgenfeld.

Heinrich Swoboda, Die griechischen Volksbeschlüsse. Epigraphische Untersuchungen. Leipzig 1890, Teubner. X, 320 S. 8. 8 M.

Der Verfasser dieses Buches hat sich zum Ziel gesetzt, die Untersuchungen, die Prof. W. Hartel in bezug auf die attischen Psephismen inauguriert hat, auf das allgemeinere Gebiet der griechischen Volksbeschlüsse auszudehnen, und es ist ihm gelungen, ein Werk zu veröffentlichen, welches nicht nur die kurzen und teilweise oberflächlichen Bemerkungen von Hinrichs und S. Reinach in ihren bekannten Handbüchern der griechischen Epigraphik in den Schatten stellt, sondern auch auf diesem Gebiete grundlegend und für jeden Forscher, der sich mit griechischem Staatsrecht und Urkundenwesen beschäftigt, unentbehrlich sein wird. Überzeugt von der großen Wichtigkeit des vorliegenden Buches, erlaube ich mir ausführlich sowohl seine Vorzüge hervorzuheben, als auch auf gewisse Mängel hinzuweisen. Worauf man bei einer Arbeit dieser Art das Hauptgewicht legen muß, ist die möglichst vollständige Heranziehung und Beherrschung des urkundlichen Materials, in diesem Falle der Psephismen, speziell ihrer Präskripte und Formeln: selbst wenn die aus ihnen gezogenen Schlüsse falsch wären, hätte sich doch der Verf. durch ihre gewissenhafte Zusammenstellung großen Anspruch auf unseren Dank erworben. In dieser Beziehung muß ich zugestehen, daß mir trotz sorgfältiger Nachprüfung mehrerer wichtiger Inschriftensammlungen nicht gelungen ist, irgend etwas Wesentliches zur Bereicherung des vom Verf. gesammelten Materiales beizutragen: freilich habe ich mich dabei nur auf die mir bequem zugänglichen Sammlungen beschränkt, das Corp. Inscr. Graec., das Bull. de Corr. Hell., Ἀθήναιον, die „Sylloge" von Dittenberger und die Sammlungen von Dialektinschriften von Collitz und Cauer sowie meine eigenen Exzerpte aus den „Mitteilungen d. deutsch. arch. Inst.", die nicht vollständig genügen, während das Werk von Le Bas-Foucart-Waddington, die Inschriften des Brit. Mus. und die Ἐφημ. Ἀρχαιολ. mir an meinem Aufenthaltsort unzugänglich waren: da aber ein großer Teil der im französischen Werke enthaltenen Inschriften in den Sammlungen von Dittenberger, Collitz, Cauer sich wiederfindet (und Verf. hat mit dankenswertem Fleiß die korrespondierenden Nummern stets angegeben), die Britische Museumsausgabe aber sowie das griechische Journal nur für gewisse Gegenden reiches Material enthält, so wird es mir wohl auf grund dieser teilweisen Nachprüfung erlaubt sein, mein Urteil zu verallgemeinern und zu sagen, der Verf. habe mit größtem Fleiß und peinlicher Gewissenhaftigkeit alles irgendwie schätzenswerte Material gesammelt und verwertet. Selbst Fehler in Seiten- und Nummernangaben kommen äußerst selten vor, (z. B. S. 7: Bull. V. 363 st. 303; S. 11 ist unter Halikarnaß nachzutragen: Bull. XIV, 97). Wirklich vermißt habe ich nur ein in seiner Sanktionsformel ganz eigentümliches Dekret aus Megara, publiziert von S. Kumanudis im Ἀθήναιον II s. 481—82 (ἔδ[οξε τοῖ]ς ἄρχουσι καὶ συνέδροις τοῖς ἐκ πάντω[ν τ]ῶν ἐτέων καὶ τῶι δάμ[ωι]); da aber der Verf. selbst bedauert, nicht imstande gewesen zu sein, die griechischen Zeitschriften älterer Zeit nachzuschlagen, so kann ihm dies nicht als Nachlässigkeit angerechnet werden. Auf S. 92 ist, was über den Prostates in Dyme gesagt ist, zu berichtigen nach Collitz No 1614 z. 26—27.

Wenn also die Materialsammlung fast so gut wie nichts zu wünschen übrig läßt, so kann man wohl nicht ganz dasselbe von der Disposition sagen. Das Buch von Swoboda liest sich nicht leicht — das wäre an sich noch kein Mangel, wenn es eben nicht zu umgehen wäre bei der Natur der behandelten Fragen; aber würde es nicht möglich gewesen sein, dem Leser wenigstens in etwas die Arbeit zu erleichtern? Ich will nicht mit dem Verf. rechten wegen des allgemeinen Aufbaues des Werkes, ich will auch nicht zu sehr betonen, daß bei ihm zuweilen sehr nahe Zusammengehöriges auseinandergerissen ist (z. B. Cap. VII beginnt mit der „Vorberatung der Magistrate", geht dann zur Behandlung der „Synarchien" d. h. „vereinigten Magistratskollegien" über und schließt mit detaillierter Behandlung der Inschrift von Akraiphia und Bemerkungen über die Verfassung dieser Stadt, Kap. VIII im Anfang kehrt wieder zurück zum „Vorsitz der Magistrate") und, was damit zusammenhängt, größere Exkurse öfters ziemlich lose ein-

geschoben sind (so über den „Ratsvorstand“ am Schluß des IV. Kap., so über „den Schreiber als einen der ersten Würdenträger“ im IX.) — alles dies läßt sich vielleicht entschuldigen mit Hinweis auf den besonderen Charakter des benutzten Materials und auf die Vielfältigkeit und Verschiedenheit der einschlagenden Fragen. Aber als einen sehr empfindlichen Mangel muß man bezeichnen, daß der Verf. beständig solche Städte und Staaten hineinzieht, von denen wir nur ein paar, häufig nur eine einzige Urkunde besitzen: Neues können sie uns nichts sicheres lehren, ja sogar zur Bekräftigung anderweitig bekannter Resultate nur mit größter Vorsicht angewandt werden — wer bürgt uns dafür, daß wir in ihnen gerade Vertreter der in dem betreffenden Staate geläufigsten Urkundenform besitzen und nicht Anomalien? Und wenn nun gar diese paar Dokumente noch unter sich wichtige Abweichungen zeigen, welche Sicherheit können dann unsere darauf gebauten Schlüsse beanspruchen? Und doch nehmen sie nicht nur viel Raum ein, sondern lassen uns noch dazu beständig den Hauptfaden der Untersuchung verlieren, da der Verf. konsequenterweise auf ihre Erklärung genauer eingehen muß — zwei verschiedenartige Dokumente einer Stadt beanspruchen genauere Behandlung als zehn gleichlautende, und, wie gesagt, der Gewinn ist viel problematischer. Wenn der Verf. sich hauptsächlich auf diejenigen Staaten beschränkt hätte, von denen wir eine größere Anzahl Urkunden besitzen, die übrigen aber, besonders die, welche er mit einem Stern bezeichnet (wo nur ein Dekret vorhanden), nur in Anmerkungen oder in einem Anhang am Schluß der einzelnen Kapitel berücksichtigt hätte, so hätte er seinen Text dadurch von vielem unnützen Ballast befreit, und sein Buch hätte nicht nur an Bequemlichkeit für den Leser, sondern sogar an Sicherheit der Ergebnisse bedeutend gewonnen.

Damit sind wir an den dritten Punkt, welcher bei Beurteilung des vorliegenden Buches in betracht kommt, gelangt, nämlich an die Sicherheit der Schlüsse des Verf. und an den Reichtum an Ergebnissen der Arbeit. Daß das Werk an Ergebnissen reich sei, habe ich schon oben ausgesprochen; daß aber die Schlüsse, welche der Verf. zieht, und der Weg, auf dem er zu denselben gelangt, überall sicher und fehlerfrei seien, wird er wohl kaum selbst zu behaupten wagen. Ich glaube, für den Leser vorliegender Rezension wird es am vorteilhaftesten sein, wenn die Hauptsätze, zu denen Swoboda gelangt, ihm der Reihe nach vorgelegt werden, wodurch er die Möglichkeit gewinnt, über den Reichtum des Werkes sich selbst ein Urteil zu bilden, sowie auch über die etwaigen Einwände, welche ich hie und da zu erheben mich gezwungen sehe.

Einleitung: über die Grundlage für die Formulierung der griechischen Psephismen und die „Bescheidenheitsformel“. Verf betont gegen Gilbert (Jahrbb. f. class. Phil. 1879 S. 226 ff) die Stetigkeit des urkundlichen Stiles, welche die Annahme von Schreiberwillkür in der Abfassung der Dokumente ausschließe. Mir scheint doch, diese Behauptung könne nur cum grano salis angenommen werden: ein gesetzlich fixiertes Formular für die Abfassung der Psephismen wird wohl auch der Verf. nicht für wahrscheinlich halten, und der gewohnheitsmäßige Usus, so stark er auch auf den Schreiber wirken mochte, kann doch nicht einem Gesetze gleichgestellt werden, welches bestimmen würde, nur die nach gewissem Formular verfaßten Urkunden seien gültig; ja in verschiedenen Städten mochte sich dieser Usus bei weitem nicht gleichartig gelten machen, z. B. in dem wortkargen Sparta viel weniger als in dem schreibelustigen Athen; darum ist selbst in letzterem, wo sich das Psephismenformular am vollständigsten und stetigsten entwickelt hat, eine gewisse Willkür des jeweiligen Schreibers nicht ausgeschlossen, und darum halte ich es für gefährlich, aus jeder zufälligen Abweichung in den Formeln gleich staatsrechtliche Schlüsse zu ziehen. — Als Grundlage der Steinurkunden sind nach dem Verf. nicht die Protokolle des Rats und Volks (mit Hartel, Hug, Miller) anzunehmen:, dieselben „sind vom Standpunkt des Antrags oder Antragstellers konzipiert“ und stellen, „wenn sie nicht einfach dem Antrag entsprachen, ein Kompromiß zw. mehreren Akten und eine Verbindung verschiedener Bestandteile dar“. Hier liegt nicht nur eine Unklarheit vor, sondern m. A. auch ein offener Widerspruch. Wenn der Beschluß nicht vollkommen dem Antrag entsprach, war er eine Verbindung verschiedener Bestandteile: woher stammten letztere aber, wenn nicht aus den Protokollen? Und wenn der Antrag in allen seinen Teilen durchging, was war denn natürlicher, als daß der Schreiber ihn bei Abfassung des Protokolles zugrunde legte, ja einfach in denselben aufnahm? Wo liegt denn der Unterschied zwischen dem Verf. und Hartel? Ja der Verf geht noch weiter als letzterer, indem er behauptet, daß die Psephismen in der auf uns gekommenen Form im Staatsarchiv aufbewahrt wurden „als spezielle Aktenstücke“. Hartel und

andere meinten nur, die Steinurkunden seien auf grund der Protokolle zusammengestellt; Verf. nimmt an, daß sie sich untereinander deckten! Oder sollen etwa die im Staatsarchiv aufbewahrten „speziellen Aktenstücke“ etwas von den Protokollen Verschiedenes gewesen sein? Wie dem auch sei, können wir doch selbst bei unserer mangelhaften Kenntnis der Einrichtungen eines antiken Staatsarchives nachweisen, daß die Ansicht Swobodas falsch sei. Als vollgültiger Beweis dafür, daß die Steinurkunden nicht einfach eine Abschrift der Aktenstücke des Archivs seien, dienen die bei Schriftstellern erhaltenen Psephismen, die auf das athenische Staatsarchiv zurückzuführen sind: so die Urkunde über den Prozeß des Antiphon und Genossen (s. Plut. V. X Orat. p. 833 F), so das Ehrendekret für den Staatsmann Lykurgos (ibid. p. 852), welche gerade im Formular bedeutsame Abweichungen von unseren Steinurkunden bieten. Vielleicht aber könnte sich hier Swoboda auf die Nachlässigkeit der Abschreiber berufen. Dieser Entschuldigungsgrund gilt aber nicht für diejenigen Steinurkunden, welche nach allgemeiner Annahme der Gelehrten auf private Aufzeichnung zurückgehen und gerade infolgedessen wesentliche Abweichungen von den offiziellen Denkmälern zeigen. Ich führe nur zwei Dokumente dieser Art an, welche sich ohne weiteres als Abschriften der Protokolle im Staatsarchiv answeisen: der Rats- und Volksbeschluß in betreff der Kitienser (C. I. A. II, 168) und die Ehrendekrete für Herakleides aus dem kyprischen Salamis (Mitt. des Deutsch. Arch. Inst. VIII, S. 211). — Zum Schluß der Einleitung bespricht Verf. einige Zusätze formeller und materieller Art in den Psephismen, welche ihm zu gunsten seiner Ansicht über den Charakter der Steinurkunden zu sprechen scheinen: die Zusammenstellung ist dankenswert (obgleich hier nicht ganz vollständig); das Resultat muß ich nach dem vorher Gesagten als verfehlt bezeichnen. Nicht übereinstimmen kann ich auch mit seiner Auffassung der Formel: εἶναι τὸ ψήφισμα εἰς πόλεως σωτηρίαν und ähnliche, welche er dem Segenswunsch ἀγαθῇ τύχῃ dem Sinne nach gleichstellt: sie war auch in späterer Zeit ebenso prägnant gemeint wie auch früher, nur daß das Staatsleben der Hellenen sich furchtbar verflacht hatte und sie ganz lächerlich-minime Dinge als Haupt- und Staatsaktionen auffaßten, von denen Wohl und Wehe der Stadt abhänge.

Kapitel I. Das Präskript und die einfache Sanktionsformel. Die älteste Sanktionsformel — ἔδοξε (τῇ βουλῇ καὶ) τῷ δήμῳ — ohne Antragsteller kommt in Athen nur einmal vor, außerhalb Attikas aber viel häufiger: hier muß man unterscheiden zwischen den Städten, wo dies nur älterer Stil ist (später durch die Formel mit Antragsteller verdrängt), und denjenigen, wo diese Formulierung als Lokaleigentümlichkeit erscheint, wie im größten Teile Nordgriechenlands, einigen Städten der Peloponnes und Unteritaliens, — bei letzteren scheint mir das Material doch zu dürftig zu solchen allgemeinen Schlüssen. Häufig besonders ist die einfache Sanktionsformel bei Bünden.

Kapitel II. Der Antragsteller. Nachahmung der attischen Dekrete. Die Einführung des Antragstellers (als der für das gesetzmäßige Zustandekommen des Dekretes verantwortlichen Person) in das Präskript geschieht meist in der Form ὁ δεῖνα (zuw. Vatersname und Volksabteilung) εἶπε. In Athen sind die Ausnahmen selten, ebenso in dessen Kleruchien und in Kyzikos; weiter stellt der Verf. die Städte zusammen, wo der Antragsteller beständig genannt wird. Hier knüpft der Verf. eine Untersuchung an über die Präskripte in den Psephismen der böotischen Städte, bei denen er drei gleichzeitig gebrauchte Formeln unterscheidet: 1) ὁ δεῖνα ἔλεξε δεδόχθη τῶ δάμυ; 2) ὁ δ. ἔλεξε δεδόχθη τῦς συνέδρυς καὶ τῶ δάμυ; 3) ὁ δ. ἔλεξε προβεβωλευμένον εἶμεν αὐτῶ ποτὶ τὸν δᾶμον. Nach seiner Meinung bezeichnet die Fassung 3 und wohl auch 2 diese Dekrete als sog. probuleumatische im Gegensatz zu den Volksdekreten in der Form 1. Ganz überzeugend sind seine Ausführungen nicht: abgesehen davon, daß mir das zweite Formular dem ersten näher zu stehen scheint als dem dritten, finde ich, daß er sich mit der nicht seltenen Variante προβεβουλευμένον — πρὸς τὴν βουλὴν καὶ τὸν δῆμον — zu leicht abfindet, welche doch, wenn man sie nicht der von Swoboda selbst verpönten „Schreiberwillkür“ zurechnet, seine Aufstellungen über die probuleumatischen Dekrete sehr ins Schwanken bringt. Dazu muß ich eingestehen, daß ich diese ganze zusammenhanglose Episode viel besser im folgenden Kapitel untergebracht halten würde, wo speziell die Frage über die probuleumatischen Dekrete behandelt wird. — Weiter sucht der Verf. den Einfluß Athens auf die Ausbildung des Präskriptes festzustellen und findet (die Kleruchien ausgenommen) nur in einem Dekrete von Kyzikos eine genaue Nachahmung, gewisse Ähnlichkeit in der allgemeinen Gliederung des Präskriptes in einigen Städten des Ägäischen Meeres und Kleinasiens. Größeren Einfluß hatte Athen auf die Stilisierung des Urkundentextes selbst, wie man besonders an den Ehreninschriften ersieht. Die älteste Form

derselben war auch in Athen: ἀναγράψαι τὸν δεῖνα πρόξενον und noch kürzer sind die Inschriften in vielen anderen Städten (besonders Nordgriechenlands), wo statt des Dekretes nur die verliehenen Ehren aufgezeichnet wurden, was Swoboda „abgekürzte Dekrete“ nennt. Das jüngere Formular in Athen ist (stehend s. M. d. IV. Jahrh.): ἐπειδή (Motivierung) — ὅπως ἂν οὖν καὶ ὁ δῆμος φαίνηται etc. — δεδόχθαι — ἐπαινέσαι etc. Dieses (dreiteilige) Formular ist mit seltener Konsequenz früher oder später, z. Th. schon im IV. Jahrh. von den meisten Städten des griechischen Ostens adoptiert worden in direkter Nachahmung Athens, während die Städte Nordgriechenlands und des Peloponnes vorwiegend das ältere Formular beibehielten. Im ganzen stimme ich den Ausführungen Swobodas bei, nur mit seinen „abgekürzten Dekreten“ bin ich nicht einverstanden: sonst müßten wir auch die Unterschrift unter den Ehrenstatuen, z. B. ὁ δῆμος ὁ Δηλίων Ἄδμητον Βόκρου als „Dekret“ auffassen; denn sie vertritt ein solches und setzt es ebenso voraus wie ein beliebiges „abgekürztes Dekret“ Swobodas.

Kapitel III. Scheidung der Sanktionsformel. Die in Athen durchgeführte Scheidung der probuleumatischen und Volksdekrete im Präskript ist außerhalb Athens sehr selten, und der Verf. kann, abgesehen von den im vorigen Kapitel vorweggenommenen Städten Böotiens, nur wenige Beispiele dafür auffinden. Ebenso ist es ihm nur aus wenigen Städten gelungen, Ratsbeschlüsse nachzuweisen: ich muß hinzufügen, daß auch von diesen mehrere starken Zweifeln ausgesetzt sind, ob sie nicht als Ausdruck des Volkswillens gelten sollten bei aristokratischer Verfassung, oder in ihnen nur aus Nachlässigkeit die Erwähnung des Volkes ausgelassen ist (so Aigiale: Bull. VIII, 45; Akraiphia: ibid. XIV p. 187 No. 20, vgl. ibid. p. 8. No. 9; Alabanda: Bull. X. p. 299; Elis: Cauer No. 264; Thessalonich: Bull. X p. 124).

(Schluß folgt).

D. G. Hogarth, Devia Cypria. Notes of an Archaeological Journey in Cyprus in 1888. London 1889, Henry Frowde. 124 S. gr. 8. 2 sh. 6.

Das schön illustrierte und mit einer Karte des Carpass*) versehene Büchlein behandelt hauptsächlich die bisher von Archäologen wenig beschriebenen Inselteile, nämlich den Paphodistrikt im Westen und den Carpass im Osten. Die im ganzen mageren Erfolge der archäologischen Studienreise hat der Verfasser durch eingestreute Schilderungen von Volk und Landschaft und durch das Heranziehen der Beschreibung und Illustrierung von Resten späterer Epochen glücklich zu bereichern gewußt. Aus der Litteratur ist manches Interessante, das bisher wenig oder nicht bekannt war, angezogen. Unter den 36 mitgeteilten meist unedierten Inschriften sind einige von Bedeutung.

An vielen Punkten jedoch machen offenbare Unrichtigkeiten eine baldige Berichtigung umso wünschenswerter, als bei zukünftigen Forschungen Hogarths Arbeit vielfach verwirren und von der Ausgrabung geeigneter Plätze abhalten könnte. Schade ist, daß Herrn Hogarth die gediegene, von Plänen und Karten begleitete Studie eines älteren um Cypern höchst verdienten Gelehrten ganz entgangen zu sein scheint. Hätte Hogarth Dr. Paul Schröders Arbeit (Meine zweite Reise auf Cypern im Frühjahr 1873. Aus Briefen an Prof. Heinrich Kiepert. Globus. Braunschweig 1878. S. 135—186) gekannt, so würde er sein Buch entweder garnicht oder wesentlich anders geschrieben haben. Hogarth ist überzeugt, den zukünftigen Ausgräbern des Cyprus Exploration Fund die lohnenden und nicht lohnenden Plätze für Ausgrabungen richtig angegeben zu haben. Er hat dieses sich selbst gesteckte Ziel jedoch nicht erreicht, wie ich gleich zeigen werde. S. 5. In Neupaphos birgt der jetzt vom Volke Σαράντα Κολόνναις genannte Platz, soweit er heute sichtbar, keine sicher nachweisbare antike Anlage, wie Hogarth meint, sondern höchst wahrscheinlich eine mittelalterliche. Es sind vielleicht die Reste eines Schlosses oder ähnlichen Baues, um den möglicherweise ein Graben gezogen war. Antike Säulen waren mit verbaut. Ich besuchte den Platz wieder Februar 1889 mit Herrn W. Dörpfeld. — S. 24—28 verbreitet sich der Verf. ausführlich über die cyprischen Kulte im Altertum und hauptsächlich über den Apollonkultus. Hier ist er in den meisten Beziehungen im Irrtum. Solche schwierige Fragen können nur durch Massenbeobachtungen von denen gelöst werden, die jahrelang ausgruben und am Platze lebten. Ich verfüge auf diesem Gebiete über eine Menge in zwölfjährigen Forschungen auf der Insel zusammengetragenen, zum großen Teile bisher absichtlich von mir reservierten und unpublizierten Materials. Trotzdem habe ich doch schon einiges über cyprische Kulte veröffentlicht, von dem ich das hauptsächlichste anführe. In The Owl, Jahrgang 1888—89. S. 39 u. 40, The wandering of art and religion in the Mediterranean, ebenda S. 41—47,

---

*) Ich behalte der Einfachheit halber in dieser Erörterung Hogarths Orthographie der cyprischen Ortsnamen in den meisten Fällen bei.

54—56, 57—64. Idalion. S. ferner über den Artemisbezirk zu Achna im 10. und 11. Heft der Owl. Außerdem berichteten ja über cyprische Kulte auf grund meiner Mitteilungen wiederholt S. Reinach in der Revue Archéologique, A. Furtwängler und P. Herrmann in Vorträgen vor der Berl. Archäologischen Gesellschaft, über welche auch diese Wochenschrift stets Referate brachte. Daselbst findet man vieles von Hogarth als neu Hingestelltes bereits ausgesprochen, manches andere widerlegt, so z. B. auch die Behauptung, als sei der Apollonkultus auf Cypern nie bedeutend gewesen. Wie aber Hogarth S. 27 Anmerk. 1 zu der Meinung kommt, daß ich Apollon und Tammuz identifiziere, weiß ich nicht.

S. 60—62 spricht Hogarth über Salamis. Daselbst werden Ausgrabungen empfohlen. Auch ältere Ausgrabungen wie die A. Palma di Cesnolas werden genannt. Aber die von mir für Sir Charles Newton erfolgreich angestellten bleiben unerwähnt. Ebensowenig werden meine Aufsätze in den athenischen Mitteilungen (1883), noch die im Repertorium für Kunstwissenschaft (1886), die über meine Ausgrabungen und Ausgrabungsvorschläge in Salamis handeln, citiert. Auch was S Reinach in seiner Chronique d'Orient*) über Salamis auf grund meiner Mitteilungen sagt, wird übergangen. Dagegen empfiehlt Hogarth scheinbar als etwas Neues, gerade jenen Teil von Salamis auszugraben, den ich in Briefen an Sir Charles Newton, Sir Frederic Leighton, an Beamte der Berliner Museen in den Jahren 1881—1883 erfolgessicher aufs wärmste anempfahl und worüber ich dann 1886 ausführlich im Repertorium publiziert habe.

Auf den Seiten 72—76 bespricht Hogarth zwei sehr interessante Grabanlagen und teilt deren leider nur ungefähr durch Abschreiten gemessene Pläne mit. Ich habe bei meiner Carpaßreise nur das kleinere der zwei offenbar römischen Gräber, das von Galinoporni, besucht und einige Maße und Details nachkontrolliert. Dabei hat sich herausgestellt, daß der von Schröder im Globus 1878 S. 184 mitgeteilte Grundplan sowohl in den Hauptmaßen wie in verschiedenen Details ungleich richtiger ist als der in Hogarths Devia Cypria von 1889. So zeichnet z. B. Hogarth gewisse viereckige Vertiefungen ohne Zusammenhang mit den großen Nischen als Brunnen (Wells) ein. Bei Schröder sind diese Vertiefungen richtig als kleine Seitennischen eingezeichnet und beschrieben. Schröder giebt die richtige Orientierung des Grabes auf grund einer Kompaßmessung, Hogarth nicht. Schröder, der gewandte Terrainzeichner, der im Auftrage H. Kieperts reiste, giebt ein anschauliches Kärtchen der Gegend, mit dem ich sofort das Grab wiederfand. Bei Hogarth nichts. Schröder teilt den von den Dörflern der Gegend für das Grab gebrauchten Namen „Kale" mit, Hogarth nicht.

S. 85—88 bei Hogarth, S. 153—154 bei Schröder. Die von Hogarth versuchte Identifizierung der Stadt Urania ist unrichtig und unmöglich; die Schrödersche dagegen ist die allein richtige. Bei Diodor landet Demetrius 306 mit seiner Flotte in der Nähe von Karpasia (nach Schröder bei Hagios Philos oder bei Aphendrika, nach Hogarth bei Rizokarpaso) und zieht von da nach Salamis. Zuvor muß er erst Karpasia und dann Urania erobern, und deshalb paßt darauf vortrefflich die zuerst von Schröder entdeckte, von mir zuerst wieder nach ihm genauer untersuchte antike Bergfestung etwa reichlich eine englische Meile südöstlich von von Rizo-Karpaso Selbige heißt sogar noch heute, wie Schröder richtig mittheilt, im Volksmunde to Rani (Abkürzung für τὸ Οὐράνιον) und der Bach in der Schlucht ποτάμι τοῦ Ῥανίου. Hogarth, obwohl er sich in Rizo-Karpaso aufhielt, hat nichts davon. Er läßt den Demetrius zuerst Karpasia bei Rizo-Karpaso erobern, dann nach den Schiffen zurückkehren (sic!), dann eine zweite Landung machen und bei Aphendrika weiter östlich das dort angesetzte Urania nehmen. Auch giebt Hogarth den Plan einer an sich interessanten Ruine von Aphendrika, die er für die Festung Urania oder einen Palast hält. Sicher lag bei Aphendrika auch eine antike Niederlassung, vielleicht die Stadt Karpasia, die aber ebensogut bei Hagios Philos liegen konnte.

Auch verschiedene andere von Hogarth versuchte Identifizierungen antiker Orte sind teils unsicher, teils unrichtig und besser bei Schröder. Der letztere hat auch da viel richtiger und viel mehr beobachtet. S. 153 im Globus 1878 zählt Schröder nicht weniger als 13 Plätze mit antiken Ruinen zwischen Kerynia und Kap Andrea auf. Einzelne davon und darunter sehr wichtige sind Hogarth ganz entgangen.

S. 93—96. Hogarth sagt S. 93, er habe bei Gialousa keine antiken Reste gesehen, welche die Theorie stützen würden, daselbst die Ἀχαιῶν Ἀκτή anzunehmen. Er verlegt dieselbe weiter westlich nach dem Galonnia genannten Ruinenfelde östlich vom Dorfe Davlo, wo Sakellarios Aphrodisium annahm. Aphrodisium rückt bei Hogarth weiter

* Revue Archéologique 1886. Fouilles et découvertes à Chypre depuis l'occupation anglaise.

westlich nach dem Ruinenfelde, welches nördlich von dem heutigen Dorfe Aganthou in geringer Entfernung liegt. Makaria endlich soll nach Hogarth weiter westlich von Aganthou zu suchen sein, dort, wo eine weitere mit antiken Resten besetzte Stelle beim Volke heute Moulos heißt. Ohne weitere Funde sind heute viele dieser Fragen noch nicht so spruchreif, wie es Dank Schröders Forschungen mit Urania geglückt ist.

Das, was nun Hogarth über Gialousa sagt, wird sich nicht halten lassen. Er ist der Ansicht, all die Reste, die er in und bei Gialousa und von da nach Platanisso zu sah, seien mittelalterliche. Schröder erwähnt viele Felsengrabkammern, Säulen und Architekturreste in der Küstenebene unterhalb Gialousa, Spuren von Hafenbauten am Meere, alte Trümmer, große Quadersteine, zerbrochene Säulenschafte bei den verfallenen Kapellen H. Georgios H. Jannis, ein großes korinthisches Säulenkapitäl, reich mit Akanthusblättern verziert, bei der Kirche Archangelos. Es gelang mir nicht nur, Schröders Angaben Wort für Wort zu bestätigen, sondern auch eine Reihe weiterer Daten zu sammeln, aus denen aufs klarste hervorgeht, daß die Gegend im Altertum stark bevölkert war und eine bedeutende Stadt trug, die schon hoch in der graekophönikischen Eisenzeit, sicher schon in der Zeit vom 9. bis 6. vorchristlichen Jahrhundert blühte. Die megalithischen Bauwerke und Felsarbeiten zusammen mit den daranstoßenden Nekropolen und deren Inhalt sowie die in den Händen der Bauern befindlichen Gelegenheitsfunde liefern die besten Zeitkriterien.

S. 98. Bei der Kirche Pergaminiotissa, reichlich drei englische Meilen westlich vom Dorfe Phlamoudi an der Nordküste, zählt Hogarth unter seinen Entdeckungen auf: „a tiny subterranean church cut in the rock. It is devided by a rock-cut iconastasis and measures only $16^1/_2\times13$ ft.“ Es ist nur keine byzantinische Felskirche, sondern ein sehr interessantes antikes Felsenhaus mit Viehstall. Was Hogarth für den Ikonast nahm, ist der Stand der sauber ausgehauenen Futterkrippen. Noch heute zeigen viele cyprische Bauernhäuser ganz entsprechende, wenn auch meist oberirdische Einrichtungen. Schon im nächsten Dorfe Phlamoudi hätte sie Hogarth in großer Anzahl finden können.

Wenn irgendwo, bedauere ich hier, daß Hogarth Schröders mustergültige Beschreibung des Ruinenfeldes bei der Kirche Pergaminiotissa nicht gekannt hat. Ich exzerpiere von Schröder nur kurze Bruchstücke der wichtigsten Sätze und die möglichst in Schröders eigenen Worten. „Diese Trümmerstätte ist eine der ausgedehntesten der ganzen Nordküste“. — „Jedenfalls muß hier im Altertume eine bedeutende Stadt gestanden haben; Sakellarios vermutet Urania“. S. 154 des Globus (1878) schildert dann Schröder ausführlich die zahlreichen antiken Reste, die große Felsgräberstadt, die Form der Gräber, die mit Quadersteinen, Säulenschriften und Sarkophagdeckeln besäte Gegend, die Grundmauern eines Quaderbaues mit Eingang, einen tiefen Felsbrunnen etc. Ja er erkannte den Mittelpunkt der einstigen Stadt auf einer vom Volke Epsilou genannten Anhöhe einige Minuten nordöstlich von dem Hügel der Panagia, die mit riesigen Steinblöcken bedeckt ist. Der Felsboden ist vielfach rechtwinklig zugehauen, und es waren auf diese Weise künstliche Wände hergestellt (eine z. B. auch von mir in Neupaphos, von Hogarth selbst in Aphendrika nachgewiesene Bausitte). — Ebenda ist eine vortreffliche Terrainskizze Schröders wiedergegeben, welche die Ausdehnung der antiken Reste um die Kirche Pergamitissa (so bei Schröder, Pergaminiotissa bei Hogarth) wahrheitsgetreu veranschaulicht. Bei Hogarth nichts. Letzterer kommt dann S. 98 seines Buches zu der Schlußfolgerung, daß die betreffende Stelle eine byzantinische Gründung sei und ganz sicher nicht Aphrodisium.

Die zuerst von Schröder aufgefundenen, von mir wieder untersuchten Felstreppengräber sind sicher hellenistische.

S. 100 bei Hogarth. Der Autor hat das Verdienst, zuerst die interessante, in den Fels gehauene Grabanlage bei Phlamoudi entdeckt zu haben, die vorher allen auf Cypern reisenden Archäologen entgangen war. Aber seine Beschreibung und sein Grundriß des nie benutzten und nie fertig ausgehauenen Grabes sind mangelhaft. Ich habe dasselbe genau vermessen, gezeichnet und photographiert. Hogarth hat nicht gesehen, daß der Erbauer der für viele Leichen bestimmten Gruft in seiner Arbeit unterbrochen wurde und daß eine ringsherum laufende, viereckige dorische Säulenhalle beabsichtigt war.

S. 103 kommt Hogarth bei Beschreibung von Statuenfragmenten an dem Platze Moulos, an den er ohne genügende Beweise die antike Stadt Makaria setzt, auf die von mir 1883 zu Voni gefundenen Bildwerke des Apollonheiligtums, jetzt im Cyprus-Museum, zu sprechen und erklärt sie rundweg für römische, was ein großer Irrtum ist. Obwohl ich auch römische Stücke fand, so gehören doch eine ganze Reihe in vorrömische Zeitabschnitte. Als ich 1884 in England dem Sir

Charles Newton Photographien der Funde vorlegte, bedauerte er, daß so interessante Werk der griechischen Kunst des 4. vorchristlichen Jahrhunderts nicht ins Britische Museum gekommen seien. Außerdem fand ich daselbst noch ältere, gräkophönikische.

Kapitel III. Miscellanea. S 104—108. Hier bespricht Hogarth seine Forschungen nach der antiken Stadt Marion, die er auf Anregung von C. D. Cobham, Commissioner von Larnaca, im Süden der Insel bei den Dörfern Maroni und Mari anstellte. Ich wünschte, die sämtlichen sonstigen Versuche, Hogarths antike cyprische Städte zu identifizieren, wären so sicher wie Marion, von dem er sagt: „No point in Cyprian topography is more uncertain than the situation of Marium“. Am Schlusse seiner Untersuchungen neigt sich schließlich Hogarth doch mehr zu der allein richtigen Ansetzung Marions im Westen der Insel, wo ich zuerst Marion bei Poli tis Choysokhou 1885 und 1886 durch ausgedehnte Ausgrabungen nachwies.

Der erste, der meines Wissens Marion an die richtige Stelle setzte, ist wiederum P. Schröder gewesen; danach Kiepert, Perrot u. a. So irrt denn auch Hogarth S. 112 u. S. 113 betreffs der Erforschungen der Umgebungen von Lapithos und Soli, zwei der bedeutendsten cyprischen Königreiche. Hogarth ist überzeugt (I convinced myself), daß in beiden Lokalitäten die Ausgrabungen sich garnicht lohnen würden. Von Lapithos sagt er: „excavations would never repay a large outlay“ und von Soli: „no more worth exploration than that of Lapethus“.

Ich habe wiederholt erfolgreich in der Nähe der antiken Stadt Soli bei den verlassenen Kupferminen im Thale, das heute noch vom Volke „Soliäs“ genannt wird, ausgegraben. Ich grub 1883 daselbst für das Cyprus-Museum, für Sir Robert Biddulph, Col. Warren u. a. aus, 1885 auf eigene Rechnung. Auch bei Karavostasi, wo die Stadt Soli lag, öffnete ich 1883 erfolgreich Gräber. Eine gräkophönikische Vase von dort heute auch im Cyprus-Museum.

Ich konstatierte in jener Gegend die verschiedensten Perioden von der Kupfer-Bronzezeit an. Der Inhalt von sechs sehr interessanten Gräbern aus dem Thale Soliäs bei den heutigen Dörfern Katydata-Linu, die der Übergangszeit von der Bronzezeit zur Eisenzeit angehören und ums Jahr 1000 v. Chr. fallen, befindet sich heute im Antiquarium der Königl. Museen zu Berlin. Das Allermeiste bleibt in Soli noch auszugraben.

Auch sind Soli und Umgebungen, Karavostasi, Katydata-Linu als von mir durchforscht in der von S. Reinach publizierten Karte der Revue Archéologique eingetragen und liegen mehrere Publikationen verschiedener Autoren über den Platz und meine Entdeckungen vor.

Dasselbe gilt von Lapithos, wo ich auch schon 1883 gegraben, und welches ich verschiedene Male, ohne selbst weiter nachzugraben, sorgfältig durchforscht habe. Erst im Jahre 1888, gerade in demselben Jahre, in dem Hogarth Lapithos besuchte, entdeckte ich daselbst die Kupfer-Bronzezeit. Eine unabsehbare Menge von Gräbern harren von den bisher nachweisbar ältesten Schichten angefangen bis hinab in die byzantinische Schicht der glücklichen Hand des Ausgräbers.

Trotz mancher interessanten Mitteilung also, welche Hogarth gegeben hat, müssen wir doch bedauern, daß sein Buch infolge nicht genügender Benutzung seiner Vorgänger nicht den Grad der Genauigkeit besitzt, welchen es mit derselben haben könnte.

Berlin. Max Ohnefalsch-Richter.

Otto Benndorf und **George Niemann,** Das Heroon von Gjölbaschi-Trysa. Zweiter (Schluß-) Teil. Wien 1890, Holzhausen. S. 159—262.

Des vorliegenden Werkes erster Teil, mit welchem zugleich die vollständige Mappe von 34 Tafeln ausgegeben wurde, ist in diesen Blättern ausführlich besprochen worden (1889 No. 45 und 46 vom 9. und 16. November). Es sei nur daran erinnert, daß der umfangreiche, etwa 20 : 24 Meter große Peribolos an seinen zwei oberen Steinlagen mit Reliefs verziert war, welche an der südlichen, der Eingangsseite außen und innen, an den übrigen nur innen sich hinzogen, und daß diese Doppelreihe ursprünglich die ansehnliche Ausdehnung von etwa 109 Metern hatte, von welchen ungefähr sechs Siebentel erhalten sind, die jetzt in Wien aufbewahrt werden.

Der zuerst erschienene Teil behandelte die Verzierungen des Thores, die innen, links daran stoßende Südwand mit dem Freiermord und der Meleagerjagd, sowie die Westwand, auf welcher Benndorf inmitten die Bestürmung Trojas erkannte, links flankiert von der Feldschlacht zwischen dem Schiffslager und der Stadt, rechts vom Amazonenkampf. Indem wir ausdrücklich zugestanden, daß diese Darstellung wohl an bestimmte malerische Vorbilder sich angeschlossen habe, die in der That eben jenen Inhalt hatten, warfen wir im Hinblick auf manche Besonderheiten doch die Frage auf, einmal, ob denn hier in Lykien nicht andere, einheimische Sagen gemeint sein

könnten, und dann — oder eigentlich als Vorfrage — ob hier ein Zusammenhang zwischen den drei Bildern notwendig angenommen werden müsse, und nicht vielmehr ein solcher durch ein paar Trennungszeichen — ein wirkliches und ein gedachtes — aufgehoben sei. Verbindet doch kein innerer Zusammenhang, soweit wir bis jetzt sehen können (vergl. Benndorf S. 250 oben), auch die übrigen Darstellungen, die vielmehr wie mit sorgloser Hand über das Denkmal ausgestreut erscheinen, nur mit allermeist zutreffender Raumberechnung und mit oft augenfällig gutem kompositionellen Verhältnis der gerade über einander befindlichen Reihen. Indessen gebe ich zu, daß eben deswegen auch kein triftiger Einwand dagegen erhoben werden kann, es handele sich in der Mitte der Westwand um Troja. Nur das möchte ich neuerdings aussprechen, daß gerade die Berennung und Verteidigung von Mauern mir für die Belagerung Trojas nicht typisch, jedenfalls durch das Epos nicht gegeben zu sein scheint.

Die Beurteilung des Peribolos von Trysa und seiner Reliefs wird dadurch einigermaßen erschwert, daß er unter den übrigen lykischen Grabdenkmälern nach unserer bisherigen Kenntnis und Auffassung geradezu einzig dasteht; wie sehr diese das Allgemeine und Menschliche — fast mit Ausschluß des Mythischen — bevorzugen, ist offenbar, und es ist von Petersen im zweiten Bande der Reisen S. 195 ff. im einzelnen ausgeführt worden. Daß dies in Trysa anders ist, beweist der vorliegende Text noch weiter, der zunächst die Darstellungen der Nordwand, die am meisten geschädigte Ostwand, den daran stoßenden inneren Teil der Südwand und endlich die Außenseite eben dieser Wand, der Front, beschreibt und erklärt: und dies mit jenem unermüdlichen Eingehen zugleich in das Einzelne wie in das Ganze, welches schon den ersten Teil auszeichnete und beiden ebenso sehr nach gewissen Seiten hin einen abschließenden Charakter verleiht, wie es sie zu Mustern erhebt in methodischer Beziehung. Die Bewunderung vor diesen Eigenschaften wächst, wenn man sich erinnert, daß sie gleich mit der ersten Herausgabe eines großen Denkmals verbunden sind.

Auf den jetzt beschriebenen Wänden sind sicher mythische Vorwürfe mit ebenso sicher nicht mythischen unbefangen vereinigt; die letzteren gehören zu den in Lykien besonders beliebten Themen, Jagd und Gelage. Während jene das ritterliche Vergnügen angeht, das den Lebenden erfreute, knüpft das Gelage wohl in engerem Sinne an die Gewohnheit der Totenfeier an, wie es hier in Trysa schon räumlich so angebracht war, daß es einst innerhalb jener Einbauten sich hinzog, in denen derartige Feste stattgefunden zu haben scheinen (vergl. Text S. 39); ein interessantes Beispiel für die Verbindung von Kunst und Wirklichkeit oder, wenn man will, eine Verewigung, eine Monumentalisierung des vorübergehenden irdischen Vorganges, wie er z. B. auch in der Ausmeißelung von Rosetten an Grabstelen ausgesprochen liegt. Die Nordwand führt in ihrer linken, kleineren Hälfte auf beiden Steinreihen den Leukippidenraub vor, bemerkenswert und anziehend durch Komposition und Auffassung: ein perspektivisch gezeichneter Tempel, der beide Steinreihen durchragt, bildet den Mittelpunkt; links brausen die Viergespanne der Dioskuren mit dem Raube hinweg, verfolgt von Reitern und Fußvolk; rechts unten ist eine anmutige Mädchenschar bunt bewegt, auch bestürzt; darüber gehen die Vorbereitungen zum Opfer und der gestörten Hochzeitsfeier noch ruhig fort, gewaltige Tiere werden sachverständig ausgeweidet, große Gefäße und Geräte stehen umher, andere werden eilfertig hinzugetragen, ein mit ersichtlichem Behagen entworfenes Bild, nach Form und Inhalt ein Gegengewicht gegen den bewegten Vorgang des Raubes auf der andern Seite und wie die darunter befindlichen Mädchengruppen charakteristisch für eine Kunst, welche auch die mythische Handlung wie auf dem Boden des täglichen Lebens sich entwickeln läßt. Ähnlich scheint das Petersen zu fassen, der darin einen Grundzug griechischer, „ganz besonders vielleicht ionischer Kunst“ sehen möchte (Reisen II S. 16). Dies mag zutreffen, wenn es auch dann wohl noch zeitlich zu begrenzen sein wird.

Die größere Hälfte der Nordwand hat oben eine Jagd, ausgeführt von zehn Jägern zu Pferde, acht zu Fuß; Steinböcke, pantherartige Tiere, Bär und Eber werden gestellt. Ebenso gedehnt, zugleich etwas „skizzenhaft und situationslos“ ist die darunter befindliche Kentaurenschlacht, die auch auf der anstoßenden Ostseite fortgesetzt war. Diese ist bekanntlich lückenhaft: acht Steine zeigen da noch mehrere Thaten des Theseus — Auffindung der Gnorismata, schon in der bekannten Fassung, Minotaur, Skiron, Pityokamptes — und, wie es scheint, Perseus enteilend mit dem Gorgonenhaupte. Vielleicht die Hälfte der ganzen Ostwand mag aber schon durch das Gelage eingenommen gewesen sein, von dem nur zwei Steine übrig sind, das dann aber auf der anstoßenden Innenseite der Süd(Eingangs)wand sich fortsetzt.

In der oberen Reihe stehen da sieben Lager, auf deren jedem ein Paar von Männern sich niedergelassen hat; die unumgängliche Eintönigkeit solcher feierlichen Aufreihung hat der Künstler zu beleben sich bemüht durch Wendungen, Zurechtrücken der Kissen, verschiedene Haltung der Trinkgefäße und Armbewegung; in der Reihe darunter tanzende Frauen und Knaben, auch eine musizierende Gestalt, ein Schänktisch und Diener.

Den Abschluß der Beschreibungen macht die Eingangsfront, deren Figürliches am ärgsten verwittert ist, und wo die Beschreibung nicht selten zur Entzifferung wird. Links ein zweiter Amazonenkampf und ein zweiter Kentaurenkampf, diesmal mit den typischen Zügen der berühmten Schlacht; mit Recht weist der Herausgeber auf einen gewissen Parallelismus in der Komposition beider Reihen hin. Ein gegensätzlicher Aufbau ist auf der andern Seite der Front erkennbar. Strömen zu einem Mittelpunkt in der unteren Reihe, Auseinandergehen von einem solchen in der oberen; hier ist der Kampf der Sieben gegen Theben von Petersen, die Landungsschlacht des Trojanischen Krieges von R. von Schneider erkannt, beide Deutungen aber vom Herausgeber aufgenommen und durch schriftliche und monumentale Zeugnisse hindurch bis hinein in den „kunstgeschichtlichen Humus etruskischer Urnenreliefs“ mit einem Scharfsinn und einer Meisterschaft begründet worden, die unbedingte Bewunderung selbst dann fordert, wenn man der auf den Reliefs erbauten Rekonstruktion eines Stückes der Thebais im ersten, der Kyprien im zweiten Falle auch nur etwas furchtsam zu folgen vermag. Aber methodisch richtig und lehrreich ist diese innige Verwebung jeder Art von Überlieferung jedenfalls, und unter allen Umständen ist es wahr, daß im Heroon von Gjölbaschi „ein epischer Cyklus von einer Größe sich anschließt, an die kein zweites Denkmal unserer Überlieferung heranreicht“ (S. 249).

Nach der Beschreibung des Heroons hat der Herausgeber erst diejenigen der übrigen Grabdenkmäler von Gjölbaschi eingefügt, die manche Besonderheit haben, und unter denen die freistehenden Grabhäuser im Holzbaustil sehr richtig als ein Mittelglied zwischen Haus- und Sarkophaggestalt bezeichnet werden. Den wirklichen Häusern näher scheinen mir allerdings jene häufigen Fassaden zu stehen, über deren lang gezogenem Thürrahmenwerk noch eine, auch zwei Reihen niedriger umrahmter Quadrate ausgemeißelt sind; sie sind gerade nicht in Gjölbaschi, wohl aber sonst vielfach in Xanthos, Phellos, Tlos, Hoiran, Pinara (Lykien I Taf. XXV, XXXVII, XLI, XLIII, S. 32 f. 51) und anderwärts vertreten. Benndorf faßt die obere Reihe als Etage, in der etwa die Wohn- und Schlafräume gelegen hätten, unten der Stall (a. O. S. 98); aber sollte dieser wirklich stets um so viel stattlicher und in vielen Fällen einzig und allein vorhanden gewesen sein? Seit ich durch die Güte des Herrn Ohnefalsch Richter das Grab von Tamassos sowie heutige Vorrichtungen der Cyprioten — ebenfalls in Holz — kennen gelernt habe, ist es mir unzweifelhaft, daß jene oberen „Etagen“ verschließbare Licht- und Luftöffnungen waren; und ich sehe aus einem Citat Benndorfs (Reisen I S. 99, 1), daß auch Viollet-le-Duc sie als „Fenster“ aufgefaßt hat (Histoire de l'habitation humaine S. 178 f.).

Sarkophagreste, innerhalb und außerhalb des Heroons aufgelesen, lassen trotz starker Zerstörung doch noch zum Teil die üblichen Themen, Gelage, Tanzende u. s. f. erkennen. Für den großen spitzbogigen Sarkophag, der jetzt in Wien ist, bemerke ich, daß, wenn das Alpha der Inschrift des Dereimis und Aischylos wirklich einen gebrochenen Querstrich hat, diese Form selbst für den griechischen Osten bisher nicht vor der letzten Hälfte des III. Jahrhunderts nachgewiesen ist (s. meine Bemerkungen in der Österr. Zeitschr. f. Gymnasialw. 1882 S. 165 ff.); der Herausgeber hat auch selber schon die Eventualität eines späteren Besitzwechsels ins Auge gefaßt. Zur zeitlichen Bestimmung hat er auf die Verhängung des Dreifußes unter dem Krater hingewiesen, eine Mode, die durchaus dem vierten Jahrhundert anzugehören scheine (S. 227; das Beispiel aus Theben „aber von pentelischem Marmor und rein attische Arbeit“ bei Sabnroff I Taf. XXX = Berlin 827 ist wohl nur durch ein Versehen ausgefallen). Ich möchte hinzufügen, daß die beiden Viergespanne an die Münzen des Euainetos und Kimon und damit an die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts gemahnen.

Die letzen zwanzig Seiten sind der wichtigen Frage nach Zeit und Stil des Heroons gewidmet. Die erstere wird zunächst durch sorgfältige Einzelbetrachtung der Gefässe und Geräte, der Kleidung und Bewaffnung, der Wagen, Gespanne, Terraingestaltung sowie der menschlichen Formen zu erschließen gesucht. Darnach hält der Herausgeber es für etwas älter als das Nereidenmonument von Xanthos, das bekanntlich zuerst Furtwängler in eines der zwei letzten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts gesetzt hat (Archaeol. Ztg. 1882 XL S. 358 ff.). Glücklicherweise hat mit dieser Bestimmung, die für einen wahren Ge-

winn der Kunstgeschichte gelten muß, die nach meiner Überzeugung unbegründete Voraussetzung nichts zu thun, als ob mit der belagerten Stadt des Xanthischen Frieses Telmessos gemeint sei (Arch. Ztg. a O.). Aber muß das Heroon wirklich älter sein als das Nereidendenkmal? Müssen die Unterschiede durchaus als zeitliche aufgefaßt werden? Auch Benndorf hat in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt gelassen, daß die Meister des letzteren in der günstigen Lage waren, sich in Marmor aussprechen zu können (S 242); dann aber auch gewiß welch ein Abstand der Mittel eines Fürsten in Xanthos und in dem Felsenneste Trysa! Es ist richtig, daß es sich am meisten empfiehlt, die nämlichen Vorwürfe zu vergleichen; aber gerade da kann ich Benndorf nicht beipflichten: ich finde, daß in Trysa die belagerte Stadt „Troja" — deren altertümlich spitzbogige Thore die altfränkische Wirklichkeit nahe legen mochte — innen wie außen die Xanthische Darstellung ganz entschieden überragt. Hier eine, man kann sagen orientalisch prosaische, beinahe ganz gleichmäßige Ausstaffierung der Zinnen mit Köpfen — in Trysa lebhaft bewegte Verteidiger; dann der wundervoll unbefangene Vortrag dessen, was im Innern vor sich geht, von dem betenden Feldherrn und den Thronenden bis zu den abwärts marschierenden Kolonnen, deren dröhnenden Schritt man zu vernehmen meint; und draußen die klug und sparsam verteilten Stürmenden, die doch das Bild eines großen Ansturmes geben, während es in Xanthos unterhalb der Mauer der einen Stadt ganz still und leer ist, und an der andern Stelle der ordnungsmäßige Sturm mit der Leiter auch nicht entfernt die poetische Kraft des in Trysa vorgestellten hat. Diesem allen gegenüber wird es mir schwer, die von Benndorf mit Recht hervorgehobenen Einzelunterschiede einfach in einen zeitlichen umzuprägen. Ich möchte zunächst glauben, daß es auch in Lykien, wie anderwärts so vielfach, nur immer relativ kurze Zeiträume gegeben hat, in welchen man an einer bestimmten Ausstattung der Grabmäler — und nicht nur dieser — Gefallen fand. Und ich entnehme ferner aus der Durchführung keinen Anlaß, das Heroon irgendwie erheblich älter zu setzen als das Nereidenmonument.

Es ist richtig, daß die am Heroon gewählten Vorwürfe nach Form und Inhalt ihre Analogie vorzüglich in denjenigen roten Vasenmalereien finden, welche — im ganzen — etwa zwischen dem strengen und schönen Stile stehen: ich verweise da z. B. auf den Freiermord, Meleagerjagd, Amazonenschlacht, Leukippidenraub, Theseusthaten, Gelage. Auch dies Material hat der Herausgeber mit großer Sorgfalt vorgelegt, ebenso auf manche Berührungen mit Friesreliefs in Griechenland hingewiesen, die sich vermehren ließen, und unter denen das Beispiel von Phigalia (S. 114) besonders schlagend ist. Solche Vergleiche beruhen ja im Grunde auf der Voraussetzung der Einheitlichkeit der griechischen Kunst; und es ist ja in der That erstaunlich, wie weit diese in gewissem Sinne wirklich bestand, wie lebhaft — um ganz konkret zu reden — der Austausch und die Mitteilung neu gefundener Ausdrucksweisen und Schemata gewesen ist. Aus diesem Grunde trugen wir auch oben kein Bedenken, für den Dereimissarkophag an syrakusische Münzen zu erinnern. Aber auch hieraus braucht man, glaube ich, für das Heroon kein höheres Datum abzuleiten; und so scheint es mir auf der andern Seite mit der griechischen Kunst des fünften Jahrhunderts doch nicht zu stehen, daß wir den Stil eines in Lykien gearbeiteten Frieses ohne weiteres in ein zeitliches Verhältnis zum Parthenonfriese setzen dürften (S. 245).

Statt von Lykien allein sollte ich aber wohl eher von ostgriechischer Kunst überhaupt sprechen — und hier befinde ich mich wieder in voller Übereinstimmung mit Benndorf, wobei es zunächst wohl noch unentschieden bleiben muß, ob und welche besondere Stellung die ionische Kunst innerhalb jenes größeren Gebietes gehabt hat. Daß wir nicht von einer speziell „lykischen" Plastik reden dürfen, das beweist, wie mir scheint, jeder neue Fund nur noch mehr. Schon die ältere Gruppe der Xanthischen Reliefs, die wir jetzt in Brunns „Denkmälern" so schön vor Augen haben, bezeugt eine solche nicht. Dabei mag ruhig bestehen bleiben, daß die prozessionsmäßige Darstellung bei Brunn Taf. 102 uns „orientalisch anmutet" (Friedrichs-Wolters zu no. 131—135). Auch ist es richtig, daß die Stirnhaare der Pferde auf assyrische Art aufgebunden sind; denn nur von diesen, nicht von der „Tracht" der Tiere (Fried.-Wolt. a. O.) spricht Fellows in den Discoveries S. 173. Er konnte auch die Aufbindung der Schwanzenden dazu rechnen; nur ist es vielleicht nützlich zu bemerken, was mir nicht beachtet zu sein scheint, daß beide Eigentümlichkeiten auch an den Gespannen der Götter auf der Françoisvase wiederkehren. Dem Stile des Harpyiendenkmals hat zuerst Brunn (Münch. Sitzungsber. 1870 S. 205 ff.) die Statuen von der Branchidenstraße, also Erzeugnisse der ionischen Kunst verglichen, und gewiß auch

mit Absicht neuerdings das allzu lange vernachläßigte Relief von Milet mit dem Frauenreigen (Brit. Mus.) in das gleiche Heft aufgenommen wie die Reste von Xanthos. Je fester ich davon überzeugt bin, daß wir auch mit dem ältesten Stücke dieser xanthischen Gruppe nicht über das Jahr 500 hinaufzugehen haben, desto mehr scheint mir ein ansehnlicher Abstand nötig bis zu der zweiten Gruppe, deren Hauptvertreter eben das Heroon und das Nereidenmonument jetzt für uns sind. In diesen meine ich eine dreifache Art des Vortrages zu erkennen, die fast durchaus mit der Verschiedenheit der Vorwürfe zusammenfällt: in den Kämpfen die uns von Griechenlands Plastik her geläufige; eine zweite abweichende in den Belagerungen, auch im Leukippidenraube; und eine dritte in dem, was unbedingt dem Leben entnommen ist, den Gelagen, den Jagd- und Opferscenen, deren vielfache Leere, ja Dürftigkeit augenfällig zeigt, daß es den Ausführenden an Mustern, d. h. dem Stoffe an Durcharbeitung gebrach. Mutatis mutandis mag man vergleichen, wie es sich ausnimmt, wenn in den so viel späteren kampanischen Wandgemälden einmal ein einheimischer Stoff behandelt wird, während die sonst etwa herangezogenen südrussischen Funde doch wohl anders zu beurteilen sind.

Nennen wir die erste Vortragsweise erfahrungsmäßig „plastisch", so dürfen wir die zweite als „malerisch" bezeichnen; dies ist mehrfach und zwar in ausdrücklicher Erinnerung an die ionische Malerei geschehen, wenn auch nicht in dieser scharfen Abgrenzung. Und doch scheint mir gerade diese für die Beurteilung der „Vorlagen" recht wichtig zu sein: an der Westwand z. B. sind, meine ich, die Kämpfe in der ersten, die Stadtereignisse in der zweiten Art geschildert. Oder sollte dieser Eindruck von zwei Vortragsweisen, von einer starken Beimischung attischer Plastik im Grunde doch irrig sein und etwa darauf zurückgehen, daß auch diese Plastik in ihrer Ausdrucksweise der ionischen Malerei des fünften Jahrhunderts eng sich angeschlossen habe? Diese Vorfrage hat schon Furtwängler bejaht (Arch. Ztg. 1882 S. 360), und wir müssen uns ihm anschließen,*) so auffällig wir übrigens das gänzliche Fehlen jenes „malerischen" Elementes in der attischen Plastik dann auch finden. Es gehört wohl diese Thatsache zu denen, welche Benndorf zu dem Ausspruche veranlaßten, daß die — von ihm näher charakterisierte — ionische Malerei „der harmonischen attischen Art nicht völlig zusagte", und „die Friese von Gjölbaschi lassen in ein dem Parthenon stilistisch vorangehendes gährendes Entwickelungsstadium monumentaler Kompositionen blicken und lassen begreifen, wie aus ihm heraus einerseits unter dem Ferment gewaltiger technischer Erfindungen . . . wirkliche Malerei sich abklärte, andererseits bei aller Herübernahme congenialer Motive in bewußter Ablehnung und Vereinfachung das vollendete Relief hervorging" (S. 245).

Erschließt sich uns so mittelbar, daß die Vortragsweise der Friese von Gjölbaschi von der gleichzeitigen Malerei abhängig ist, so ist auch unter allen Umständen richtig und trotz aller Lücken der Überlieferung direkt erkennbar, daß ein starker Zusammenhang auch in Vorwürfen und Anordnung besteht, und wir müssen Benndorf durchaus beipflichten, wenn er eben aus den Verzierungen des Heroons auch auf eine friesartige Doppelreihung in der Malerei zurückgeschlossen hat. Spezifisch Lykisches also tritt auch von dieser Seite her uns nicht entgegen; auch die Anklänge an die Dekorationsweise des Orients (S. 243f.) sind es nicht. Unzweifelhaft ist es nur ein Zufall, daß die starke Architekturstaffage oder -darstellung bisher nur in Lykien gefunden ist; zu Gjölbaschi und dem Nereidenmonument kommt das Grab von Pinara (Reisen I S. 54 Fig. 36, 37) und das von Tlos (I S. 144 No. 86 vgl. S. 140), das leider arg mitgenommen ist, aber durch seine Schilderung der zur Bergfeste zerstreut empor stürmenden Krieger (?) einem Gemälde am allernächsten steht. Ich verkenne in diesen Bildern nicht einzelne rein lykische Elemente, wie die da eingestreuten Grabdenkmäler; aber die Art der Darstellung, wie sie uns in den verschiedenen Orten und wohl auch etwas verschiedenen Zeiten entgegentritt, hat unbedingt etwas Typisches, was diesen Bildern als den einzigen griechischen Städtegemälden, die wir besitzen, einen recht großen, noch nicht gewürdigten Wert verleiht; einen umso größeren, als sie uns Gesamtansichten aus einer Epoche geben, für die wir auch aus Ruinen noch keine so deutliche Vorstellung gewinnen können.

Mit den letzten Ausführungen haben wir die Beantwortung der am Schluß von Benndorf aufgeworfenen Frage nach der Herkunft der Künstler eigentlich schon vorweggenommen, soweit überhaupt von einer Beantwortung die Rede sein kann.

*) Wenigstens in einer Anmerkung sei aber doch auf die Thatsache hingewiesen, daß die Theseusthaten nicht bloß in der aus Attika geläufigen Weise behandelt, sondern ja ein speziell attisches Thema sind.

Der Herausgeber möchte die ganze Frage noch ruhen lassen, „bis sie durch neues Material ein anderes Fundament erhält“. Mir scheint die ganze Frage vor dem großen Zusammenhange, in welchen die lykischen Werke jetzt eingeordnet werden können, etwas in den Hintergrund zu treten, und es scheint mir etwas zu vorsichtig ausgedrückt, daß „jedenfalls der Grundstock der mythologischen Kompositionen nicht in Lykien erwachsen sei“.

Es mag übrigens schließlich noch hervorgehoben werden, daß die Bewaffnung der Lykier, wie sie Herodot VII 92 beschreibt, in den Werken nicht oder kaum vorkommt, und ich glaube nicht, daß dies als ein Zeitunterschied zu verstehen ist.

Ob in Lykien ansässig oder nur vorübergehend — die Künstler standen im Strome einer Kunstübung, der nicht im Lande entsprungen, vielleicht nicht einmal ein Seitenbächlein aus ihm empfing, sondern von der asiatischen Westküste ausgehend und von andern Seiten mannigfach gespeist hinflutete durch den ganzen Osten der griechischen Welt. Seinen Lauf, seine Einflüsse und Ausflüsse zu erkennen, das ist es, was wir vom Geschick erwarten, umso zuversichtlicher, ein je kostbareres Unterpfand seiner Gunst es uns im Heroon von Gjölbaschi schon verliehen, und je würdiger des Schatzes diejenigen sich gezeigt haben, die ihn heben durften.

Königsberg Pr. Gustav Hirschfeld.

Luigi Cantarelli, I motaci Spartani (Estratto dalla Rivista di Filologia e d'Istruzione Classica. Anno XVIII, fasc. 10—12, p. 465—484).

Verf. gelangt zu folgenden Resultaten: 1. Die Mothakes sind zu unterscheiden von den Mothones: letztere sind vernae, also Sklaven, erstere freie Leute; 2. die Mothakes sind nicht zu verwechseln mit den νόθοι, mit welchen sie nur die spartanische ἀγωγή (wie auch mit den Bürgerkindern) gemein hatten: die νόθοι waren übrigens sehr wenig zahlreich in Sparta. 3. Die Mothakes können also nur Periökenfamilien entstammt sein. 4. Ihre Erhebung in den Bürgerstand war nur fakultativ (wegen besonderer Verdienste), nicht obligatorisch. Verf. führt diese Sätze mit großer Sachkenntnis und bestechendem Scharfsinn aus; dennoch kann ich einige Zweifel nicht unterdrücken, welche mich hindern, ihm unbedingt zu folgen. Abgesehen davon, daß es äußerst mißlich ist, für zwei so ähnliche Wörter, wie Μόθων und Μόθαξ es sind, zwei ganz unvereinbare Bedeutungen anzunehmen, muß man nicht vergessen, daß uns sicher nur ein spartanischer Ausdruck für einen spezifisch spartanischen Begriff bezeugt ist — μόθαξ: was die Schol. Arist. (ad Equit. 634, Plut. 279 Dübn.) über μόθων beibringen (und darauf gehen auch die Lexx. zurück), hat absolut keinen Wert, da es ja augenscheinlich das Stammeln eines sich keinen Rat und Ausweg findenden Erklärers ist, der in seiner Verlegenheit sich eines ähnlichen spartanischen Wortes erinnert (μόθαξ) und es, so gut es gehen will, dem Aristophanischen μόθων adaptiert. Ist es denn glaublich, daß der Wursthändler an einer Stelle, wo er Begriffe und Wörter der niedrigsten Hefe des athenischen Volkes geflissentlich sammelt, sich eines spartanischen Ausdruckes bedienen sollte? Nur eine Erklärung paßt: μόθων ist ein unzüchtiger Tanz (Poll. IV 101, nach wahrsch. Konjektur von Stephanus bei Eurip. Bacch. 1060) und von Aristophanes in gleich anständiger Gesellschaft zum Gott gestempelt (vgl. Curtius, Griech. Etym. S. 336[5] unter μόθος). Aber selbst zugegeben, daß in Sparta beide Formen (μόθαξ und μόθων) im Gebrauch gewesen seien, so kann man aus den Scholien beim besten Willen keinen Unterschied zwischen denselben feststellen, indem man mit dem Verf. durch Vergleichung der Scholien mit Hesychios und durch ihre gegenseitige Ausgleichung folgende ursprüngliche Fassung konstruiert: a) μόθακας μὲν οἱ Λάκωνες τοὺς παρατρεφομένους τοῖς υἱοῖς (?) παῖδας (Kinder) καλοῦσιν, b) μόθωνας δὲ ἐκάλουν τοὺς παρεπομένους τοῖς ἐλευθέροις παῖδας (Sklaven) οἱ Λάκωνες, und indem man unter letzteren versteht „una specie di servi pedisequi“. Der Verf. hat nämlich nicht beachtet, daß die Strenge der spartanischen Zucht, welche sich zum Ziel setzte, alle, selbst die niedrigsten Verrichtungen von den Kindern selbst ausführen zu lassen, für diese pedisequi keinen Raum ließ, und was noch schlagender — daß die Kinder nicht vom Hause aus die Gymnasien besuchten, also auch die Μόθωνες nicht „accompagnare i πολιτικοὶ παῖδες ai pubblici ginnasi“ konnten, sondern allenfalls nur mit ihnen dort zusammenleben — συντρέφεσθαι: damit fällt die vom Verf. mühsam aufgestellte Distinktion in sich zusammen. Viel annehmbarer ist die Trennung, welche der Verf. zwischen den μόθακες und den νόθοι macht, wenn man nur seine Meinung so modifiziert: μόθ. und νόθ. waren zwei von verschiedenen Gesichtspunkten aufgestellte Begriffe (des Staats- und des Privatrechts), welche sich decken konnten, aber nicht brauchten und es nicht immer thaten.

Wenn der Verf. in der Xenophonstelle (Hell. V 3, 9): ἠκολούθουν καὶ ξένοι τῶν τροφίμων καλουμένων καὶ νόθοι τῶν Σπαρτιατῶν, μάλα εὐειδεῖς τε καὶ τῶν ἐν τῇ πόλει καλῶν οὐκ ἄπειροι, die gesperrten Worte deutet: „die Fremdlinge aus der

Klasse der sog. τρόφιμοι" und letztere mit den συντρεφόμενοι des Phylarch, Plutarch, der Scholien und Lexika, also mit den Mothaken identifiziert, so kann ich ihm nur beipflichten, ebenso wenn er behauptet, die Zahl dieser ξένοι τρόφιμοι sei nur gering gewesen und würde von Xenophon nur deshalb erwähnt, weil seine Söhne in ihrer Zahl sich befunden hätten; wenn er aber weiter folgert, daß auch die νόθοι zu der Klasse der Mothakes nur ein geringes Kontingent stellten (daß wenigstens ein Teil derselben zu der spartanischen ἀγωγή zugelassen wurde, läßt sich nicht leugnen, mag man unter τῶν ἐν τῇ πόλει καλῶν mit Hermann-Thumser, S. 175 Anm. 5 iura civium verstehen oder richtiger m. A. nach mit dem Verf. diese ἀγωγή selbst), folglich also, da zwei Klassen der M. (die ξένοι und die νόθοι) geringzählig waren, die bei weitem größere Masse derselben aus Periökenkindern bestand, so kann ich ihm beim besten Willen nicht folgen. Nur beiläufig weise ich darauf hin, daß überhaupt in allen Staaten, wo ein starker Leibeigenenstand vorhanden ist, dieser Umstand stark auf die Sittenverhältnisse einwirkt (vgl. Friedländer, Sittengesch. Roms I, S. 479b) und sehr leicht zum starken Anwachsen der Zahl unehelicher Kinder führt: wenn schon in Athen solche Verhältnisse zwischen Herren und Sklavinnen keine Seltenheit waren (vgl. neben den Spöttereien des Aristophanes z. B. Lys. de caed. Eratosthen. 12), so desto mehr wohl in Sparta, wo die Männer viel später heirateten (selten vor dem 30. Jahre) und manche jüngere Söhne, die keinen eigenen Kleros hatten, wohl nie dazu kamen, einen Hausstand zu gründen (sehr bezeichnend dafür ist das Beispiel: der Heraklide Aristokritos ist ein armer Mann und sein Sohn Lysander — kein Vollbürger, ein μόθαξ und höchst wahrscheinlich ein νόθος); andere gesetzlich nicht anerkannte Verbindungen z. B. mit Ausländerinnen, auf die Verf. hinweist, werden gerade in Sparta äußerst selten gewesen sein und kommen dagegen nicht in betracht. Wichtiger als dieser Einwand ist derjenige, den schon C. O. Müller gegen die Meinung, die Moth. seien dem Periökenstande entsprossen, gemacht hat, nämlich daß wir von einer Aufnahme von Periöken in den Bürgerverband nichts wissen: der Gegenbeweis des Verfassers bewegt sich im Kreise — entscheidend ist das Zeugnis Phylarchs, der nicht von den Moth. sagen würde, ἐλεύθεροι μέν, οὐ μὴν Λακεδαιμόνιοί γέ εἰσιν, wenn er sie hätte kürzer als Periöken bezeichnen können, ja richtiger; denn „Lakedämonier" sind auch die Periöken. Wenn also die M. es **nicht** sind, dann —? Endlich, und das entscheidet: wie kam Xenophon in der oben citierten Stelle dazu, gerade zwei „geringzählige" Klassen der Mothaken hervorzuheben, die keine „parte essenziale dell' istituzione dei motaci" bildeten, und gerade diejenige auszulassen, die nach Zahl und Bedeutung den Kern- und Ausgangspunkt der Einrichtung (wenn wir Verf glauben) darstellten, die Periöken-Mothaken? Die Stelle ist nur verständlich, wenn man annimmt, daß Xen. die Moth. gerade a potiori νόθοι nennt und neben letzteren von den übrigen geringzähligen Bestandteilen des Mothakenkorps die ξένοι (seiner Söhne wegen) erwähnt, etwaige andere als unbedeutend übergeht. Also: die Mothakes rekrutierten sich größtenteils aus den νόθοι: aber nicht jeder νόθος war eo ipso auch μόθαξ, und in das Korps der letzteren konnten sowohl einzelne Fremde, als auch (vielleicht!!) Periöken aufgenommen werden, die jedoch stets in verschwindender Minderzahl blieben.*) Daß die M. nicht notwendigerweise, sondern nur durch besondere Vergünstigung in den Bürgerstand aufgenommen wurden, hat der Verf. überzeugend nachgewiesen.

Moskau. Valerian von Schoeffer.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen von E. Kuhn und J. Schmidt. XXXI, 3. Gütersloh 1891, Bertelsmann.

(325 ff.) **P. Kretschmer**, Indogermanische Accent- und Lautstudien. I. Progressive Accentwirkung im Indogermanischen. Auch die der Tonsilbe folgenden Vokale, nicht nur die ihr voraufgehenden Silben, sind Schwächungen ausgesetzt, besonders ist dies der Fall bei unbetonten auslautenden Silben im Indog.; Beweis, daß die Tonsilbe ihnen vorausgegangen, der Accent mithin progressiv gewirkt hat. Dies wird an 12 verschiedenen Fällen untersucht: 1. Der Nom. Acc. Sing. der Stämme auf *i* und *u*; unter anderem werden hier die Betonung von εὖ, auf früheres *ἦυ hinweisend, ferner griechische Wörter auf -ύς und ῦς, die Vokalverhältnisse der hierher gehörigen Wurzelsilben nebst ihrer Betonung, alsdann die *i* Stämme berührt. 2. Die *nt*-Stämme, wo die Neubildung φυγάς, *φυγατος einbezogen wird.

*) Auf die Deutung des Sosibiosfragments (Müller, Fragm. Hist. Graec. II, 626. fr. 4) will ich nicht eingehen: sie sticht zu unvorteilhaft von der übrigen Abhandlung ab; der Verf. wird sie sicherlich nicht aufrecht erhalten wollen.

3. *n*-Stämme. 4. *r*-Stämme mit zahlreichen griech. und lat. Vertretern. 5. Komparative, besonders die als Adverb verwendete Form des Acc. Sing. neutr., öfters reduziert auf *-is* (*magis*, *nimis*, *satis*, *plus* aus **plo-is*). 6. Neutra auf *i* (z. B. lat. *lacte*, *mare*). 7. Komposita. 8. Der Gen. Sing. 9. Der Voc. Sing.; hier wird das Accentverhältnis in Ζεῦ besprochen. 10. Das Zahlwort „zehn“; δέκα, decem aus ursprachl. **dek'om* mit Vokalreduktion nach dem Ton. 11. Der Optat. Praes. Act. der thematischen Verba. 12. Enclitica (gr. γα, encl. *u* in πάνυ und οὗτος, vgl. lat. *ne-ve*, *si-ve*, *neu*, *seu*, gr. ἠέ aus *ἠ-Fέ, gr. κεν, wozu κα schwache Form, lat. *-pote* (*-pte*). — II. Zum indogermanischen Vokalismus. (366 ff.) 1. Der Ablaut *e : o* ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, durch die verschiedene Accentstellung bedingt; der an bestimmte Fälle gebundene Ablaut mag vielmehr, wie schon J. Grimm fand, eine dynamische Bedeutung haben. 2. Vokalabstufung in unbetonten Silben, u. a. Wechsel von ι mit ε, υ mit ο im Griech., vgl. πίτνημι: πετάννυμι u. ä., ὄνομα : ἀνώνυμος u. a., ferner Abstufung von *ī* und *ū* (in 11 verschiedenen Fällen), die nicht alle nach einem Gesichtspunkte zu beurteilen sind, endlich ein Blick auf die kurzen Vokale in unbetonten Silben mit liquida sonans; ein Teil der griech. Formen mit αρ im Inlaut, sicher aber die Partikel ἄρ geht auf betontes *r̥* zurück. Es folgt die Vokalabstufung in den sog. Udāttawurzeln mit zahlreichen für das Griechische und Lateinische wichtigen Ausführungen. — III. Zum indogermanischen Konsonantismus. (412 ff.) Hier werden zunächst die anlautenden Verbindungen von Labialen mit Gutturalen und Dentalen, welchen Wandel besonders anlautendes *ks*, *ps* (ξ, ψ), *kt*, *bd*, *pt* (φθ, χθ) in den einzelnen Sprachen erfahren hat, geprüft: der Abfall des ersten Konsonanten ging hier gleichmäßig vor sich. Bemerkenswert ist hier u. a. das Verhältnis von ξύν und σύν (415 f.), lat. *super* aus **ks-uper* vgl. gr. ἐξ-ύπερ[θε, die Betrachtung der Sechszahl, Verhältnis von πόλεμος, πόλις zu πτόλεμος, πτόλις und die davon gebildeten Eigennamen: Ἀμφικτύονες ist nicht mit Ἀμφικτίονες lautlich gleich. In einem weiteren Abschnitte wird die indog. u-Epenthese behandelt, auf sie werden Fälle wie ταῦρος, αὐλός, lat. *clunis* (= κλόνις) zurückgeführt, das Schwanken von Διόσκοροι und Διόσκουροι, οὐρανός aus ὀFορανός erklärt. Ein Exkurs über *ōu* im Lat. (451 ff.) zeigt hier die lat. Vertretung von ōu durch ō, vgl. *bōs*, *nōnus*, *tōtus*, *sōl*, *duo*, *ambo*, *octo*, *rūbus*, *rūfus*: *rōbigo*; *gloria* aus *clōves-ia*, *ōmen* aus **ōvismen?* Auch der scheinbare Übergang von ō in ū wird behandelt. Neu ist besonders S. 463 f., daß die Part. auf *-turus* nicht mehr an die Nomina agentis auf *-tor* angelehnt, sondern an das Supinum angeschlossen und durch dessen Erweiterung mit *r* erklärt werden. Diese Hypothese hat schon darum viel für sich, weil die Bedeutung der Formen auf *-urus* (vgl. *natura*, *pictura* u. a.) ursprünglich keinen Hinweis auf die Zukunft hatte. S. 465 ff. folgen Bemerkungen und Nachträge. — (472 ff.) **Fel. Solmsen**, Das Pronomen *enos*, *onos* in den indogermanischen Sprachen. Seine Stammgestalt mit *e* zeigt lat. *enim*, gr. ἔνη = der dritte Tag, ursprünglich = jener Tag; weitere Reste von *ἔνος in ἐκεῖνος und in ὁ δεῖνα, das so befriedigender erklärt wird, als es durch J. Baunack Stud. I 46 ff. geschah; ταδεῖνα = τάδε + ἔνα „dies und jenes“ ist die Basis; auch deutsch *jener* erinnert an das hier besprochene Pronomen. — (479 ff.) **Osk. Wiedemann**, Der Dativus Sing. der germanischen Sprachen.

Colberg. H. Ziemer.

Historische Zeitschrift. N. F. Bd. XXX.

H. 1. Enthält nichts auf klassische Philologie Bezügliches. — **H. 2. J. B. v. Weiss**, Weltgeschichte. 3. Aufl. II. Hellas und Rom. Für unstudierte Leute viel zuviel verschiedenartiges Material; die anderen werden lieber zu den Werken der Meister und der Kenner greifen (*Neumann*). — **M. Schilling**, Quellenlektüre und Geschichtsunterricht. Erbringt höchstens der Beweis, daß für die Zwecke des geschichtlichen Unterrichtes die Beschäftigung mit den Quellen sehr fördersam, aber keineswegs daß sie unerläßlich ist (*G. Stöckert*). — **Ed. Krähe**, Jüdische Geschichte I. Führt nicht in den Gang und Stand der Forschung ein, sondern giebt die angeblichen Ergebnisse der Forschung, die man auf Treu und Glaube annehmen muß (*Wellhausen*). — **J. V. Prášek**, Medien und das Haus des Kyaxares. Mit großer Kenntnis der Quellen geschrieben (*F. Spiegel*) — **K. Wachsmuth**, Die Stadt Athen im Altertum II, 1. Zeigt die gleichen Vorzüge wie B. I, dieselbe umfassende, selten erreichte Gelehrsamkeit und Vollständigkeit bei der Sammlung, die gleiche Sorgfalt und klare, nüchterne Erwägung bei der Verarbeitung des gewaltigen Quellenmaterials (*W. Judeich*). — **J. W. Kubitschek**, Imperium Romanum tributim descriptum. Mit gelehrtem Fleiß angefertigt; ein wertvolles Hülfsmittel für die verschiedensten Untersuchungen auf dem Gebiete des röm. Altertums (*E. Klebs*). — **F. Berger**, Über die Heerstraßen des röm. Reiches II; Die Septimerstraße. Beide Arbeiten verfolgen mit viel Glück den Zweck, gegenüber den vielen unkritischen Hypothesen über den Gang röm. Heerstraßen sichere Merkmale festzustellen, nach denen sich die Grundzüge des röm. Straßennetzes rekonstruieren lassen (*Fr. Cauer*). — **Diels**, Sibyllinische Blätter. Ein vortrefflicher Beitrag zur Aufhellung dieses dunklen Gebietes der antiken Religionsgeschichte (*G. Wissowa*). — **R. v. Scala**, Die Studien des Polybios I. Fleißig, gelehrt und nützlich, aber nicht erquicklich, bei aller Fülle des Stoffes fehlt das einigende, geistige Band und die sichtende, zerteilende Kritik (*G. Wissowa*). — **Fr. Fröhlich**, Das Kriegswesen Caesars. II Ausbildung und Erhaltung der Kriegsmittel III, 1. Der erste

Teil führt die Ergebnisse früherer Forschungen selbstständig fort; der zweite beschränkt sich im allgemeinen auf Aneinanderreihung der quellenmäßigen Thatsachen, ohne diese Einzelheiten zu einem organischen Ganzen zu verbinden (*Fr. Cauer*). — **H. Koch,** De Iuliano imperatore scriptorum, qui res in Gallia ab eo gestas enarrarunt, auctore disputatio. Die im Anschluß an Hecker gegebene Lösung ist unzureichend (*E. Klebs*). — Corp. Script. eccles. lat. Vol XIX Lactanti opera omnia rec. Brandt I; Vol XXIV Iuvenci evangeliorum libri IV. ex rec. Huemer. Die Lactanzausgabe ist mit peinlicher Sorgfalt gearbeitet; bei der Juvencusausgabe machen Prolegomena und Index nicht den Eindruck, daß wir sorgfältige Arbeit vor uns haben (*A. Jülicher*). — **Stähelin,** Die gnostischen Quellen Hippolyts in seiner Hauptschrift gegen die Häretiker. Sehr sorgfältige Untersuchung (*L.*). — **Achelis,** Die Canones Hippolyti. Etwas weitschweifig gehalten, aber scharfsinnige und umsichtige Beweisführung (*L.*). — **Nöldechen,** Tertullian. Die reife Frucht langjähriger Studien eines der besten Kenner (*L.*)

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. XXXXV, No. 6.

(321) **R. Tieffenbach**, Verteilung des geschichtlichen Lehrstoffs; **A. Baldamus**, Stoffverteilung im geschichtlichen Unterricht. Im Interesse der vaterländischen Geschichte ist nach Tieffenbach eine Zusammendrängung der alten Geschichte notwendig; das Jahr 133 v. Chr. soll hierbei die Grenzscheide zwischen Unter- und Obersekunda bilden. Die Unterprima habe das Reformationszeitalter zu bewältigen, aber nicht von 1517 an, sondern von 1400—1648; dem 2. Semester gehört die Epoche 1648—1786, der Oberprima das folgende. Baldamus stellt den sächsischen Geschichtslehrplan als denjenigen hin, der eine ganze Reihe der neueren Klagen völlig gegenstandslos mache (für Mittelalter und Neuzeit bleibt in Sachsen die doppelte Zeit als in Preußen). — Litterarische Berichte: (337) **G. Schiller**-Gießen zeigt Reformschriften an von **Krey, Kalckstein, Cauer, Eulenburg** und **Nohl**; ebensolche Schriften von **P. de Lagarde** und **Ohlert** rezensiert Direktor **W. Fries**, und die anonymen „Bescheidenen Vorschläge" (Antwort auf Güßfeldts Brochüre) finden an Oberschulrat **G. Wendt** einen Kritiker, der sich indessen für diesen „aller Konzentration entbehrenden Lehrplan" nicht erwärmen kann. — (352) **H. Lattmann**, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora. 'Von großer Bedeutung; für die Schule allerdings schwer faßlich'. C. Stegmann. — (358) Florilegium Graecum collectum a philologis Afranis, fasc. VII—X. 'Hübsche Sammlung, die auch höher hinauf Verwendung finden wird'. E. Briegleb. — (360) **O. Kohl**, Griechisches Übungsbuch für Sekunda. 'Ein ausgiebiger Gebrauch dieses Buches dürfte sich gar nicht ermöglichen lassen'. G. Sachse. — (361) **Chr. Herwig**, Griechisches Lesebuch; Vokabularium; Vorbemerkungen. 'Eigenartig und interessant, in den Forderungen aber zu hochgespannt'. *W. Gemoll.* — Jahresberichte des Berliner philologischen Vereins: (161) Livius, von **H. J. Müller**; (192) Herodot, von **H. Kallenberg**.

Journal des Savants. 1891. Avril.

(197—214) **H. Weil**, Anzeige von Ἀθηναίων πολιτεία. Aristotle, On the constitution of Athens. Edited by F. G. Kenyon. Berichtet eingehend über den aus dem ersten historischen Teile sich ergebenden Gewinn für unsere Kenntnis der Entwickelung der athenischen Verfassung. — (226—236) **J. Girard**, Dritter Artikel über Schlumberger, Un empereur byzantin au X. siècle. Schließt den Bericht über diese ausgezeichnete Leistung mit dem dringenden Wunsche, daß Verf. bald noch weiteres von seinen Studien über die byzantinische Welt veröffentlichen möge. — (243—254) **Aimé Puech**, Zweiter Artikel über Priscilliani quod superest, ed. G. Schepss.

Mai.

(257—273) **R. Dareste**, Anzeige von Ἀθηναίων πολιτεία. Edited by F. G. Kenyon. Bericht über den Gewinn für die athenische Verfassungsgeschichte. — (274—285) **Ch. Lévêque**, Anzeige von Chaignet, Histoire de la psychologie des Grecs, II. III. — (307—318) **A. Puech**, Dritter Artikel über Priscilliani quod superest, ed. G. Schepss.

Babylonian and Oriental Record. V 1. 1891.

(1—3) **J. Oppert**, The Chaldean Perseus. Älian N. A. XII 21 hat Gilgamus, den Istubar der zweisprachigen Tafel des Britischen Museums, als den Perseus der Chaldäer bezeichnet. — (3—4) **J. Imbert**, The Lydian legend on four coins of Alyathes. Der auf Münzen sich findende Name FAΛFEIATEΣ läßt die Lesart Ἀλυάττης falsch erscheinen; sie sollte vielmehr Ἀλυείτης lauten. — (13—17) **H. W. Mengedoht**, Tablet of Mentusa. (Dyn. XII.) Hieroglyphische Inschrift auf Tafel 828 des Britischen Museum, welche die Chronologie der Könige der zwölften Dynastie bestimmt.

V 2. Febr. 1891.

(25—30) **J. Abercrombie**, Note on the Yenesei inscription. — (30—31) **Th. G. Pinches**, Sir Henry Peek's Oriental cylinders. Die Sammlung Peeks ist klein, bietet aber an Typen eine reiche Auswahl. — (32—44) **Terrien de Lacouperie**, From ancient Chaldea and Elam to early China: a historical loan of culture. I. — (45—48) **De Harlez**, The antiquity of the ancient Chinese sacred books. I.

Wochenschriften.

Academy. No. 984. 14. März 1891.

(254—256) Some books on ancient history. **E. Reich**, Graeco-Roman institutions. Wiedergabe von vier Vorlesungen des ungarischen Professors in Oxford, sowohl sprachlich wie inhaltlich von Interesse. — (256) **Schürer**, Geschichte des jüdischen Volkes. I. 2. A. Die Darlegung der Verhältnisse von Juden zu den Römern ist anerkennenswert, weniger die der Juden zu den Griechen. — **A. Wiedemann**, Die Religion der alten Ägypter. Klar und von gesunden Ansichten; Verf hält sich mehr an Maspero als an Brugsch. — **Th. Reinach**, Mithridate Eupator. Erschöpfend, freilich mit zu großer Vorliebe für seinen Helden. — **R. v. Scala**, Die Studien des Polybios. I. Der Versuch, den Autor als abhängig von Vorgängern und Mitgenossen darzustellen, führt schließlich dahin, ihn jeder Eigentümlichkeit zu entkleiden. — **H. Diels**, Sibyllinische Blätter. Inhaltsangabe. — **H. Posnansky**, Nemesis und Adrasteia. Als encyklopädische Materialsammlung anerkennenwert. — (259) **Aristotle** on the constitution of Athens. **A. W. Benn** bestreitet die Annahme Kenyons, daß der Angriff des Areopags durch Themistokles 452 geschehen sei. — **J. Adam** nimmt eine Konjektur für sich in Anspruch, die er schon 1888 gemacht habe. — **A. E. Housman**, The new fragment of Euripides. L. 18 Fragm. C. muß heißen διαφορουμένη. — (260) **A. Neubauer**, Tunis. — (264) Proposed excavations of Chester. Aufforderung zur Unterstützung von Ausgrabungen in dem römischen Diva.

No. 985. 21. März 1891.

(276—277) **H. C. Barkley**, A ride through Asia Minor and Armenia (**J. B. Pinker**). 'Durchaus veraltet und wertlos'. — (283) **L. Campbell**, The new fragment of Euripides. Konjekturen. — (284) **H. G. Tomkins**, Tunis and Dinbaba. — **K. Kohler**, The eagle of Etan-Gilgamos and his kindred in folklore. — (285—286) **Plauti** Rudens by **E. A. Sonnenschein** (**A. S. Wilkins**). 'Eine ausgezeichnete Ausgabe, welche Sonnenscheins hohen Ruf unter den englischen Forschern der altlateinischen Komödie noch steigert'.

No. 986. 28. März 1891.

(300—302) Classical school books. Anerkennende Besprechungen englischer Schulausgaben sowie eine kurze Notiz über neue Bände der Tempsky-Freytagschen Sammlung und von Öhlers Atlas zu Cäsar. — (304) **J. B. Mayor** und **A. W. Benn**, Aristotle on the constitution of Athens — (305) **A. E. Housman**, The fragment of Euripides.

'Εστία. No. 1. 6. (18.) Jan. 1891.*)

(16) **Ch. Diehl**, Excursions archéologiques en Grèce (Σ.). 'Sehr schön und sehr angenehm zu lesen'.

No. 6. 10. (22.) Febr. 1891.

(95—96) M. T. Γεδεών, Πατριαρχικοὶ πίνακες. Anz. von (Σ.). Ein Buch, welches dem Vaterlande zur Ehre gereicht.

No. 12. 24. März (5. April) 1891.

(184—187) Ὁ σύλλογος Παρνασσός. Im Jahr 1865 trat in Athen eine Anzahl junger Leute, welche das Bestreben nach höherer Bildung und der Trieb, den leidigen politischen Streitigkeiten zu entfliehen, verband, zu einer Gesellschaft 'Parnaß' zusammen, die in Vorträgen, der Gründung einer Bibliothek und der Unterstützung von Schulen sich einen bestimmten Zweck schuf. Aus den kleinen Anfängen hat sich im Laufe der fünfundzwanzig Jahre eine Akademie entwickelt, die heute im geistigen Leben des griechischen Volkes bestimmend ist und alle Männer, die sich zur guten Gesellschaft rechnen, zu ihren Mitgliedern zählt. Der Parnaß hat sich jetzt auch ein eigenes Heim geschaffen, ein Gebäude, das wie die hier gegebene Abbildung zeigt, in der reinsten Form italienischer Renaissance aus edlem Material errichtet ist.

*) Diese Zeitschrift erscheint fortan illustriert und bringt Beiträge der bedeutendsten lebenden griechischen Schriftsteller. Die erste Nummer enthält Beiträge des Erbprinzen von Meiningen, von Argyra Ephthaliotis, A Kokkides, Kostos Palamas u. A. Der Jahrespreis ist 24 Mark für Deutschland.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Vierter Bericht, 23. Mai 1891.

Dem Vortrag von **O. Jäger** (Cöln) über „Das Vergängliche und Bleibende am humanistischen Gymnasium“ waren folgende Thesen zu grunde gelegt: 1. Das humanistische Gymnasium kann seine Aufgabe als Vorbereitungsanstalt für akademische Studien nur dann lösen, wenn in seinem Lehrplan ein centraler Unterrichtsgegenstand, auf allen Klassenstufen mit überwiegender Stundenzahl ausgestattet, vorhanden ist. 2. Die Gefahr, durch ein Vielerlei nebeneinander hergehender Unterrichtsgegenstände die geistige Kraft der Schüler zu zersplittern und dadurch zu schwächen, ist für das humanistische Gymnasium in hohem Grade vorhanden. Sie ist durch die gegenwärtigen Reformbewegungen auch durch einzelne Beschlüsse der Berliner Dezemberkonferenz erheblich gewachsen. 3. Eine Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden wird den nationalen Geist ebenso wenig stärken als Vermehrung der Religionsunterrichtsstunden den religiösen, oder Vermehrung der Geschichtsunterrichtsstunden den historischen Sinn stärken würden. 4. Der Betrieb des Lateinischen und Griechischen auf den deutschen Gymnasien unserer Tage leistet der Jugend mehr und Besseres, als er den Generationen früherer Jahrhunderte geleistet hat: dieses Studium bindet die verschiedenen Unterrichtsfächer zusammen, indem es für ihren wissenschaftlichen Betrieb die historische Grundlage und die psychologischen Voraussetzungen schafft. 5. Kenntnis des Französischen, Englischen, naturwissenschaftliche Kenntnisse sind jederzeit und für alle Kreise sehr wichtig gewesen und sind es heute nicht in höherem, aber in gleichem Grade wie zu Goethes oder Lessings Zeit. Aber selbst wenn sie es in höherem Grade wären, so würde daraus nicht folgen, daß sie für die Vorbereitung zum akademischen Studium Knaben und Jünglingen vom 9. bis zum 18. Lebensjahre das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur ersetzen könnten. — Nach lebhafter Debatte erklärte man sich fast einstimmig für diese Thesen.

Weiter berichtete in dieser Sektion **K. Kehrbach** (Berlin) über den gegenwärtigen Stand der Editionsarbeiten der Monumenta Germaniae Paedagogica. Von diesem großen Unternehmen, das im Verlaufe der Philologenversammlung mehrfach in ehrenvollster Weise erwähnt wurde, sind bis jetzt zehn Bände erschienen. Unter den zunächst erscheinenden Publikationen wird sich eine umfassende Arbeit über Prinzen- und Prinzessinnen-Erziehung im

Wittelsbacher Regentenhause befinden, deren Verfasser, Herr Prof Schmidt, in dem der Philologenversammlung gewidmeten ersten Hefte der Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte interessante Auszüge aus dem Werke giebt.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.

(11. März.) Die Kirchenväter-Kommission legt zur Veröffentlichung in den Sitzungsberichten die Abhandlung: 'Handschriftenschätze Spaniens. Bericht über eine im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1886—1888 durchgeführte Forschungsreise', von Herrn Dr. Rudolf Beer, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek in Wien, vor. Der Verfasser hat im Auftrage der Kais. Akademie behufs Ergänzung der von G. Loewe angelegten und von dem w. M. Wilhelm R. v. Hartel als ersten Band der Bibliotheca patrum latinorum Hispaniensis veröffentlichten Hssbeschreibungen eine längere Forschungsreise durch Spanien unternommen. Im Laufe der erneuten Untersuchungen, welche sich auf circa 2000 Hss in nahezu 80 Bibliotheken und Archiven erstreckten, ergab sich die Notwendigkeit, über Geschichte und Bestand sämtlicher Hsssammlungen Spaniens einen Überblick zu gewinnen. Dieser Notwendigkeit sucht die vorliegende Arbeit zu genügen. Den Hauptteil derselben bildet eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung von mehr als 500 derartigen Kollektionen im Mittelalter und in der Neuzeit. Für die älteren Büchereien wurden die erhaltenen Kataloge ausgenützt, für die noch heute bestehenden Bibliotheken die betreffende Litteratur möglichst vollständig verzeichnet. Diese Zusammenstellung bietet die Möglichkeit, sich über die Geschichte jeder einzelnen Sammlung zu orientieren und über die Kataloge jener Bücherstätten, welche die Bibl. p. lat. Hisp. nicht behandelt, verläßliche Kunde zu gewinnen. Die bloße Vergleichung der bis jetzt über die spanischen Hsssammlungen vorhandenen bibliographischen Übersichten — das offizielle Anuario del Cuerpo facultativo de Archiveros, Bibliotecarios y Anticuarios, Madrid 1880—1881, nicht ausgenommen — mit der nunmehr vorgelegten dürfte lehren, daß bis jetzt nur ein Teil der zahlreichen, verdienstlichen Arbeiten über die Hss Spaniens bekannt gemacht worden war. Da die meisten der neu benützten Schriften infolge der Zustände des spanischen Buchhandels kaum erhältlich und durch den Mangel von Indices einer raschen Benützung verschlossen sind, so hat Verf. es für nötig erachtet, überall, wo Kataloge geschlossener Sammlungen fehlen, die oft weit verstreuten Notizen früherer Forscher über die Hss in möglichst weitem Umfang zu sammeln und auf diese Weise die Anlage eines *Corpus codicum manu scriptorum Hispaniensium medii aevi* vorzubereiten. Es ist demnach der eingereichte Bericht eine notwendige Ergänzung zu der Bibliotheca patrum latinorum Hispaniensis, deren zweite Abteilung unmittelbar nach dem Erscheinen desselben der Öffentlichkeit übergeben werden soll.

(15. April.) Dr. **K. Wessely** legt eine Abhandlung 'Über eine Nachricht Varros über Personalexekution im Lagidenreiche' vor. Varro hat gelegentlich die Nachricht überliefert, daß zu seiner Zeit im Lagidenreiche die Personalexekution gegen Schuldner in der Form der Retention der Person sich erhalten hatte. Diese Angabe mit den sonstigen Nachrichten zusammengehalten, ergiebt für den ersten Augenblick die größten Widersprüche. Aber die Sonderung von zweierlei Recht, dem der ägyptischen und dem der griechischen Nationalität des Landes, trägt zur Lösung der Schwierigkeit bei. Weiter wird der griechische Darlehnskontrakt in Ägypten besprochen und die wichtige Rolle, welche der Exekutionsklausel in demselben zukommt; sie ist es, welche dem Gläubiger Garantien wie keine andere bot. Es stellt sich also heraus, daß das Retentionsrecht bei den in Ägypten lebenden Griechen im Gebrauche war.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft
(Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 15. August. 1891. № 33.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. **Swoboda**, Privatdozent an der deutschen Univ. Prag, zum a. o. Prof. für alte Geschichte. — Prof. **F. Haag**, Studienlehrer in Burgdorf, zum a. o. Prof. der klass. Phil. an der Univ. Bern. — Prof. **Latyschew** in Kasan, Archäologe und Epigraphiker, zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. — Dr. **A. Roquette**, Assistent der Königl. Bibliothek in Berlin, zum Kustos in Göttingen; Kustos Dr. **Kochendörffer** von Kiel nach Marburg und Kustos Dr. **Seelmann** von Breslau nach Halle versetzt. — Prof. **R. Förster** zum Rektor der Univ. Berlin. — Prof. Dr. **W. Christ** zum Rektor der Univ. München. — Dr. **Gundermann**, Privatdozent an der phil. Fakultät der Univ. Jena, zum a. o. Prof. — Dr. **v. Gebhardt**, Bibliothekar an der Königl. Bibliothek zu Berlin, zum Abteilungsdirektor ernannt. — Rev. **W. D. Macray**, seit mehr als fünfzig Jahren Unterbibliothekar der Bodleiana und Verfasser einer Geschichte der Bibliothek, ist zum Mitgliede des Magdalen College in Oxford ernannt worden.

Dr. **P. Wendland** zum ord. Lehrer am Kölln. Gymn. zu Berlin ernannt. Ferner sind als ord. Lehrer angestellt: Dr. **Schumacher** in Coblenz, **Floeck** in Düsseldorf und Dr. **Schuster** (früher in Schneidemühl) in Posen. — Prof. Dr. **Jarz**, Gymnasialdirektor in Znaim, zum Schulinspektor für Steiermark. — Prof. Dr. **F. Wenig** in Leitomischl zum Direktor des Gymn. in Pilsen. — Zu Oberlehrern befördert die DDr. **Cramer** in Ratibor, **Bechstein** in Roßleben und **Reuss** in Frankfurt a. M. — Versetzt die Gymnasiallehrer **Loof** von Quedlinburg nach Salzwedel, **Finke** von Strehlen nach Breslau, **Schrader** von Insterburg nach Hannover und **Ingenbleek** von Sigmaringen nach Coblenz. — Am Bedford College in London ist Prof. **Talfourd Ely** zum Prof. des Griechischen, Fräulein **Mabel M Taylor** zur Prof. der alten Geschichte erwählt worden.

Auszeichnungen.

Prof. Dr. **Weber**, Rektor der Univ. Marburg, den rothen Adlerorden 4. Kl.

Emeritierungen.

Dr. **Bästlein**, Gymnasiallehrer in Schleusingen.

Todesfälle.

Dr. **Bobrik** in Hersfeld. — Dr. **Berndt**, Oberlehrer in Plauen i. V., 15. Juli, 46 J. — Dr. **Rosachatius**, Kustos an der Univ.-Bibl. in Berlin. — Prof. **Lucht**, früher Direktor des Christianeums zu Altona, 2. Juli.

Nochmals das Theater in Megalopolis.

Nach der gemeinsamen Erklärung, welche die Herren Gardner und Loring und der Unterzeichnete in No. 22 dieser Zeitschrift veröffentlicht haben, wird jedermann die öffentliche Diskussion über das Theater in Megalopolis für vorläufig abgeschlossen gehalten haben. Man war zu dieser Annahme berechtigt, weil in jener Erklärung ausdrücklich gesagt ist, daß sie erfolge, um eine weitere Diskussion zu vermeiden.

Wenn ich trotzdem alsbald nochmals das Wort nehme, so sehe ich mich dazu leider gezwungen durch einen Artikel, welchen jene beiden Herren ohne mein Wissen in dem Athenaeum vom 27. Juni, also einen Monat nach der gemeinsamen Erklärung, über das Theater veröffentlicht haben, einen Artikel, welcher

Mit dieser Nummer wird für die Jahresabonnenten das zweite Heft der Bibliotheca philologica classica pro 1891 (April—Juni) ausgegeben.

hauptsächlich gegen mich gerichtet ist und die Ergebnisse unserer gemeinsamen Untersuchung in Megalopolis in ganz anderer Weise darstellt, als es in jener Erklärung geschehen ist. Was die Herren zu einem solchen, mir unbegreiflichen Schritt veranlaßt hat, weiß ich nicht, da keiner von ihnen es für nötig gehalten hat, mir auch nur ein Wort der Aufklärung zukommen lassen. Ich habe daher nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, diesen Artikel öffentlich zu beantworten.

Man wird es gewiß billigen, wenn ich auf die Einzelheiten des Streites hier nicht nochmals eingehe: sie sind für die wissenschaftliche Frage, um die es sich handelt, ohne jede Bedeutung. Nur die Hauptfrage, auf die es ankommt und deren Beantwortung für jeden von Interesse ist, möchte ich besprechen, nämlich die: Ist in Megalopolis wirklich eine griechische Bühne [Logeion] gefunden worden?

Die Herren Gardner und Loring hatten die Auffindung derselben mündlich und schriftlich behauptet. Ich hatte dagegen auf grund der veröffentlichten Pläne protestiert und erklärt, daß die Vorderwand der vermeintlichen Bühne der Unterbau der Fassade des Skenengebäudes, der scaenae frons des Vitruv, sein müsse.

Im April bin ich nun auf einer Reise, welche ich mit etwa 20 Archäologen durch den Peloponnes machte, mit den englischen Archäologen in Megalopolis zusammengekommen, um das Theater gemeinsam zu untersuchen. Nach kurzer Besichtigung ergab sich schon, wie zahlreiche Zeugen bestätigen können, daß die veröffentlichten Pläne fehlerhaft und die vorgeschlagene Rekonstruktion des Skenengebäudes unrichtig war. Ein Logeion mit sechs Stufen ringsherum hatte überhaupt niemals existiert; die Mauer, welche man als solches ergänzt hatte, trug vielmehr ehemals eine etwa 8 m hohe Säulenstellung und besaß ursprünglich nur zwei Stufen. Erst später, als die Orchestra aus irgend einem Grunde vertieft wurde, sind an der Vorderfront noch drei Stufen hinzugefügt worden.

Die ehemalige Existenz dieser Säulenhalle ergiebt sich nicht nur aus der Dicke der Mauer und ihrer Konstruktion, sondern vor allem aus dem Vorhandensein der Stylobatquadern, der Säulen und des Gebälkes. Stylobatplatten mit den Dübellöchern für die dorischen Säulen, mehrere Säulentrommeln mit den gleichen Dübellöchern, Architrave und Triglyphen, welche dieselbe Axweite zeigen wie die Stufen- und Stylobatplatten, alle diese Stücke liegen noch jetzt auf und neben der Mauer herum. Es ist daher schlechterdings unzulässig, die Existenz der Säulenstellung in Zweifel zu ziehen. Man würde mit dem selben Recht behaupten können, daß z. B. die Echo halle in Olympia und die Attalosstoa in Athen keine Säulen gehabt hätten.

Eine so glänzende Bestätigung meiner Behauptung hatte weder ich, noch irgend einer meiner Reisegefährten erwartet. Die englischen Archäologen waren ihrerseits von dem Resultat unserer Untersuchung so überrascht, daß sie an Ort und Stelle nichts mehr zu entgegnen wußten.

Ich hätte das Ergebnis unseres Besuches in Megalopolis damals ohne weiteres veröffentlichen können, um jedermann zu zeigen, wie berechtigt meine Warnung gewesen war. Ich verzichtete jedoch darauf und machte vielmehr selbst Herrn Gardner den Vorschlag, einen gemeinsamen Bericht über den wirklichen Thatbestand zu veröffentlichen.

Nachdem wir wieder in Athen eingetroffen waren, brachte mir Herr Gardner eine solche von ihm verfaßte Erklärung. Ich unterschrieb dieselbe, obwohl ich den Inhalt nicht ganz billigte. Mir schien nämlich ein Zweifel an der Existenz der Säulenhalle, wie er in der Erklärung enthalten war, nicht mehr berechtigt. Da mir aber Herr Gardner erklärte, daß er die architektonischen Beweise nicht genügend beurteilen könne und darum noch das Gutachten eines englischen Architekten einholen möchte, gab ich zu, daß er seinem eigenen Zweifel in der Erklärung Ausdruck verlieh. Ich durfte dieses Zugeständnis machen, weil ich überzeugt war und auch noch bin, daß jeder englische Architekt, welcher meine Argumente an Ort und Stelle prüft, das Vorhandensein der Säulenstellung sofort zugeben wird.

Trotz dieses Entgegenkommens haben die beiden Herren jetzt den neuen Artikel in dem Athenaeum publiziert, in welchem sie unsere Diskussion und unsere Untersuchung so darstellen, als ob i c h und nicht s i e durch die Thatsachen widerlegt worden wären. Sie erklären, daß ich durch meinen Besuch in Megalopolis gezwungen worden wäre, meine Ansichten in weitem Maße zurückzuziehen [views which he has been obliged in a large measure to retract] und meine Position zu verändern [to modify his position], während sie selbst nur hätten zugeben müssen, daß ihre Publikation verfrüht [premature] gewesen sei! Eine solche Verdrehung der Thatsachen ist nicht nur mir, sondern auch meinen Reisegefährten, soweit ich ihnen davon Mitteilung gemacht habe, ganz unbegreiflich.

Es versteht sich doch von selbst, daß ich vor der Besichtigung der Ruinen nicht positiv angeben konnte, wie das Skenengebäude ausgesehen habe; aus den Plänen konnte ich nur die Unrichtigkeit der Rekonstruktion erkennen und einige Hypothesen über seine ehemalige Gestalt aussprechen. Von diesen Sätzen brauche ich keinen einzigen zurückzuziehen. Die englischen Archäologen hatten dagegen der Welt verkündet, daß sie eine griechische Bühne mit sechs Stufen ringsherum gefunden hätten, und daß demnach die Hypothese, es habe eine griechische Bühne überhaupt niemals gegeben, widerlegt sei. Die Richtigkeit dieser Behauptung zu untersuchen, war unsere Aufgabe in Megalopolis. Ihre Publikation hat sich dabei nicht als „verfrüht", sondern als vollkommen unrichtig herausgestellt. Ein griechisches Logeion ist thatsächlich nicht gefunden worden; die Mauer, welche man irrtümlich für ein solches gehalten hat, trug sicher eine mehrere Meter hohe Säulenhalle.

Wenn die Herren Gardner und Loring die Existenz dieser Säulenstellung auch jetzt noch in Zweifel ziehen und z. B. schüchtern andeuten, die Säulen könnten vielleicht aus späterer Zeit stammen als die Stufen, so kann ich ihnen nur empfehlen, die Untersuchung des englischen Architekten abzuwarten, bevor sie solche willkürlichen Theorien aussprechen. So sicher die Säulen des Parthenon mit den Stufen desselben gleichzeitig sind, ebenso sicher gehören die Säulen der Skene zu den beiden oberen Stufen.

Nachdem sich herausgestellt hat, daß die Stufen an der Front vierzehn dorische Säulen von etwa 1 m Durchmesser getragen haben, ist die Möglichkeit vollkommen ausgeschlossen, in diesem Stufenbau ein Logeion, eine erhöhte Bühne zu sehen. Denn man konnte weder oben a u f den Säulen, noch z w i s c h e n denselben spielen. Nur v o r dieser Halle können die Schauspieler ihren Standplatz gehabt haben; die Säulenstellung bildete den Hintergrund des Spiels, sie stellte einen Tempel oder ein Haus dar, aus dem die Schauspieler herauskamen, und in das sie sich zurückbegaben.

Athen, 12. Juli 1891. **Wilhelm Dörpfeld.**

I. Rezensionen und Anzeigen.

Philonis de aeternitate mundi. Edidit et prolegomenis instruxit **Fr. Cumont**. Berlin 1891, Reimer. XXIX, 76 S. gr. 8. 4 M.

In Philos schriftstellerischer Thätigkeit nehmen eine besondere Stellung mehrere Schriften ein, die, wahrscheinlich seiner ersten schriftstellerischen Periode angehörig, einen auffallend engen Anschluß an die griechische Philosophie und ein nicht minder auffälliges, fast völliges Zurücktreten des jüdischen Standpunktes verraten, — Schriften, die, im einzelnen verglichen mit seinen späteren Werken, zu denen, wie ich glaube, die Ζητήσεις καὶ λύσεις den Übergang bilden, in manchen Punkten eine interessante Fortentwickelung und Abänderung seiner Ansichten werden erkennen lassen. Außer den politischen Schriften rechne ich hierher Περὶ τοῦ πάντα σπουδαῖον εἶναι ἐλεύθερον, Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου und die nur armenisch erhaltenen Περὶ προνοίας und Ἀλέξανδρος ἢ περὶ τοῦ λόγον ἔχειν τὰ ἄλογα ζῷα. Ausgehend von der hergebrachten Auffassung Philos, welche manche dieser Schriften fast garnicht berücksichtigte, und die so nahe liegende Möglichkeit einer Entwickelung Philos, wie sie beim Vergleich der Quaest. mit dem großen allegorischen Kommentare in so vielen Punkten hervortritt, garnicht beachtend, hat man neuerdings die meisten dieser Schriften angefochten. Ausfeld spricht nach älteren Vorgängern Περὶ τοῦ πάντα etc. und auch De prov. Philo ab, und Bernays, der, wenn ich mich recht entsinne, in einer Anmerkung der 'Gesammelten Abhandlungen' auch die beiden politischen Schriften verwirft, behauptet den nicht-jüdischen Ursprung von Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου. Die Unhaltbarkeit dieser Ansicht ist durch Zeller, Hermes XV, nachgewiesen, der einen jüdischen Bearbeiter einer älteren Quelle (aber nicht Philo) als Verfasser annimmt. Nur wer in der Bibel eine göttliche Offenbarung sah, konnte in der That philosophische Theorien so gezwungen in die Schrift hineindeuten; und, hält man die Schrift für nicht-jüdisch, ist es dann wohl wahrscheinlich, daß ein heidnischer Verfasser Philonische Schriften benutzte? Aber doch hielt man auf Bernays' Autorität die Schrift allgemein für unecht, trotzdem auch der Kommentar von Bernays die von Diels, Doxographie S. 107, für nötig erachtete genauere Begründung nicht brachte. Schon auf den äußeren Umstand möchte man wohl Gewicht legen, daß jetzt Jessen (dieser freilich noch mit Bedenken) und Cumont unabhängig von einander zur Überzeugung von der Echtheit gelangt sind, und ich darf wohl hinzufügen, daß ich seit Jahren derselben Ansicht bin und Material zum Beweis derselben gesammelt habe.

Cumont geht in seinen Prolegomena aus vom Vergleich unserer Schrift mit den oben erwähnten verwandten Schriften, die auch mir mit ihr zu stehen und zu fallen scheinen, schließt sich meinen Gründen (Arch. f. Gesch. d. Phil. I.) für die Echtheit von Περὶ τοῦ πάντα etc an und erweist dann mit durchschlagenden Gründen die Authentie von De prov. lib. II. Die übrigens schon von Richter, Philo und die Halacha S. 9, verwertete Stelle II 107 von seiner Reise nach Jerusalem macht es nämlich sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser ein alexandrinischer Jude war, und eine Fülle von Berührungen in Sprache und Gedanken der griechischen Stücke mit den echten Schriften stellt Philos Autorschaft sicher. Auch auf die Citate aus der Schrift in Florilegien konnte hingewiesen werden (Harris, Fragments S. 76; ein größeres Citat kann ich nachtragen). Der Schrift De prov. nahe verwandt, vielleicht nicht einmal so hellenisierend, ist nun unser Werk De aet. mundi. Den Beweisen für den jüdischen Ursprung desselben möchte ich hinzufügen, daß die Berufung auf Mose S. 6, 18 im Sinne des Autors den Gedanken involviert, daß Plato und Hesiod diesem ihre Ansicht von der Entstehung und Unvergänglichkeit der Welt verdanken — ein Gedanke, der, weil ein christlicher Autor ausgeschlossen ist, nur jüdisch sein kann —, daß die dann folgende geschraubte Deduktion der ἀφθαρσία aus Genes. 5, 22 nur einem Autor zuzutrauen ist, der eine ihm anderweitig feststehende Wahrheit auch in der Bibel finden wollte und durch sie zu begründen sich verpflichtet fühlte. Für die Äußerungen unserer Schrift über Göttlichkeit der Welt und der Sterne, die Bernays anstößig waren, werden schlagende Parallelen aus den andern Schriften angeführt. Der Hauptanstoß für Bernays und seine Nachfolger aber war, daß unser Autor die Weltewigkeit mit Aristoteles annehme. Hier kann ich nicht mit Cumont zusammen gehen. Denn diese Voraussetzung scheint mir nicht ganz richtig. Freilich den S. XI Anm. 3 angeführten Stellen ließen sich noch andere und, wie ich meine, zum Teil beweiskräftigere (9, 17. 16, 20. 23, 2) anreihen. Aber es ist doch zu beachten, daß die Abschnitte, denen sie entnommen sind, Auszüge aus älteren Quellenschriften und zum Teil als solche deutlich charakterisiert sind. Von Arnim, Quellenstudien zu Philo S. 52, sagt sehr richtig, daß unser Autor mehr zu der nach seiner Meinung Plato und Mose gemeinsamen Ansicht neigt. Und hält man einen Juden für den Ver-

fasser, so muß man doch um so mehr seine wahre Meinung S. 6, 18 suchen, die auch S. 5, 15. 18 klar hervortritt. Lediglich dem Ungeschick und dem Mangel eines festen philosophischen Standpunktes, vielleicht auch dem momentanen Eindruck des Gewichtes der peripatetischen Gründe schreibe ich es zu, daß der Kompilator nicht die Herrschaft über seinen Stoff gewinnt, seinen eigenen Standpunkt unter der erdrückenden Masse der Exzerpte nicht klar hervortreten läßt. Der Autor hatte es auf die ἀφθαρσία abgesehen; aber durch seine peripatetischen Quellen ließ er sich fortreißen (v. Arnim S. 3. 4). Und sein Standpunkt wird doch wohl auch dadurch bezeichnet, daß er einmal das ἀΐδιος seiner peripatetischen Quelle durch ἄφθαρτος ersetzt (v. Arnim S. 10; über S. 9, 6 ff. urteile ich anders als Arnim S. 5. 6). S. 4, 14 scheint er mir eine Ansicht, die er selbst nicht völlig teilt, damit entschuldigen zu wollen (μήποτε), daß sie wenigstens einem frommen Motive entsprungen sei. S. 7, 6 beweist nichts, da ἕνεκα . . . αἰδοῦς gegen Bernays zu κατασκευάζοντας zu ziehen, das Komma bei Cumont zu streichen ist nach De confus. 34 p. 431. So wie S. 13, 10 redet man auch nicht von Leuten, mit denen man in einer Reihe geht. Ein großes Schwanken und Unklarheit des Standpunktes mag man bei unserem Autor finden, aber nicht ein offenes Bekenntnis zur Aristotelischen Weltewigkeit. Und könnte ich dies darin finden, so würde ich lieber (früher dachte ich, nicht sehr wahrscheinlich, daran, daß vielleicht die dialogische Einkleidung unseres erhaltenen Teiles, nach der etwa Alexander redete, zerstört sei) einen Übergang Philos von einer fast paganisierenden Weltanschauung zum alten jüdischen Glauben annehmen als die Echtheit der Schrift preisgeben. Cumont ist vielmehr der vermittelnden Ansicht, daß Philo die ewige Schöpfung der Welt angenommen habe. Damit, daß man dies als notwendige Konsequenz anderer Sätze ansieht, ist aber noch nicht gesagt, daß Philo diese Konsequenz gezogen habe. Auf De prov. I 7 darf man, da der Urtext fehlt, das Buch dazu stark überarbeitet ist, kein großes Gewicht legen. Die Stelle könnte ebenso gut für die stoische Lehre von ἐκπύρωσις und παλιγγενεσία sprechen. Die S. XIV Anm. 5 beigebrachten Stellen passen nicht. Eine so fundamentale Lehre müßte Spuren in den sonstigen Schriften zurückgelassen haben. Sie tritt aber meines Wissens erst im Neuplatonismus und in der häretischen wie innerkirchlichen Gnosis auf. Aus der uns verlorenen Fortsetzung unseres Buches hat sie Zacharias von Mytilene sicher nicht geschöpft.

Einen Beweis für die Echtheit hat C. wohl unterschätzt. Von Arnim zeigt S. 44 ff., daß De prov. I 5—19 (was C. S. XIV Anm. 5 über De prov. I 6 sagt, ist unerweislich und unwahrscheinlich) sich sehr nahe mit den vier Beweisen berührt, die am Schluß von Π. ἀφθ. widerlegt werden. Ist Philo Autor beider Schriften, so erklärt sich das aufs natürlichste, sehr künstlich nur durch die Hypothese von Arnims, daß Philos Doppelgänger dieselbe Quelle benutzt hat wie der echte Philo.

Ausschlaggebend für die Echtheit sind die sprachlichen Untersuchungen des Verfassers. Lieblingsausdrücke Philos, ihm eigentümliche Wortbedeutungen, poetische Wörter, Platonische Floskeln, viele syntaktische Eigentümlichkeiten, die C. im Anschluß an die Beobachtungen Cohns zu De opif. mundi aufweist, kehren in Π. ἀφθ. wieder. Reiche Sammlungen in dieser Hinsicht, die sich natürlich noch ergänzen ließen, geben auch die unter dem Text verzeichneten Parallelen und der Index S. 46—76, in dem zu dem Sprachschatze unserer Schrift Parallelen aus andern Philonischen angeführt werden.

Die Untersuchungen von Jessen über die Vermeidung des Hiats führt C. weiter und zeigt, daß dieselben Gesetze in unserer Schrift wie in den echt Philonischen beobachtet werden. Manche Citate und Reminiszenzen in späteren Schriften weisen noch auf dieselben Quellen, die in Π. ἀφθ. exzerpiert sind. Rührte unsere Schrift von einem Fälscher her, so wäre sie ein merkwürdiges Beispiel eines Eingehens in fremde Gedanken, einer bewußten Reproduktion und Nachbildung fremder Ideen, ja einer fremden Sprache bis in ihre feinsten Eigenheiten, für die ich nichts Ähnliches aus dem Altertum anzuführen wüßte, und die mit der rohen Kompilation der Quellen in merkwürdigem Widerspruch stünde. Und was für einen Zweck sollte ein Fälscher — denn nur von einer beabsichtigten Fälschung könnte die Rede sein — gehabt haben, seinen Exzerpten ein durchaus Philonisches Sprachgepräge aufzudrücken, um seinem Elaborate den Namen Philons vorsetzen zu können? Hoffentlich ist dieser Doppelgänger Philons durch die gründlichen Erörterungen von Cumont für immer aus der Welt geschafft.

Daß Eusebius' Index unsere Schrift nicht kennt, bedeutet bei der Beschaffenheit desselben nicht viel. Wichtig ist, daß, wie ich nachgewiesen (S. XV), Ambrosius sie kennt. Bei der sonstigen Abhängigkeit desselben von Philo (s. jetzt darüber meine „Neu entdeckten Fragmente Philos", Berlin,

Reimer 1891) darf man daraus schließen, daß Ambr. die Schrift als Philonisch kannte. Die handschriftliche Bezeugung ist eine gute. Es ist nicht richtig, wenn Schürer, Gesch. d. jüd. Volkes II 864, behauptet, daß diese der Echtheit ungünstig sei. Ich könnte eine ganze Reihe nie bezweifelter Schriften aufführen, die sehr viel schlechter bezeugt sind. Über die Hss handelt der Her. S. XXV—XXIX. In erster Linie kommt in betracht Laur. X 20 (L), den Bernays zu grunde legte, aber überschätzte (Klasse m). Petropolitanus XX A a 1, von dessen Existenz ich durch v. Wilamowitz hörte, und der mir durch Naucks freundliche Vermittelung nach Berlin geschickt wurde, und Ven. 40 (M) gehören der Klasse b an. In der Mitte steht der Text von Vat. 381 (V). Außerdem kommt nur noch in betracht der überwiegend mit P M stimmende Laur. LXXXV 10 (F), den C. nicht benutzt hat. (Über ihn vgl. meine angeführte Schrift.) Für L M V benutzte C. Kollationen von Schwartz, für P eine Kollation von Diels. Die Varianten von 3 Hss der Exzerpte in Περὶ κόσμου (E) teilte ich dem Verfasser mit. Zu bedauern ist, daß für L M nicht lieber die Siglen von Cohn beibehalten wurden. Daß alle Hss auf einen Archetypus zurückgehen, beweisen außer der von Bernays erkannten Blätterverlegung viele gemeinsame Korruptelen. Über die Ausgabe von Turnebus mußte S. XXVIII ausführlicher gehandelt werden. Denn so viel war doch klar, daß dieser eine von den Hss Cumonts unabhängige Quelle benutzt hat. Die dem Turnebus eigentümlichen Lesarten finden sich nun fast alle in F. Turnebus und F geben allein die richtige Lesung S. 4, 2 πρότερον; 5, 9. 14 (also benutzte Turn. nicht den Platotext); 6, 11 (auch E) 12 (auch E); 8, 2; 12, 1. 19 (διεφύλαττεν); 14, 22; 20, 8; 24, 16; 25, 1. 20; 26, 17; 27, 24; 28, 25; 33, 17. 18; 34, 17. 18; 35, 5 (auch E). 10; 36, 11. 22; 39, 4. 6 (denn Turn. liest mit E F οὐδ' αἱ δεδεγμέναι); 40, 4; 44, 10. Falsche Lesungen giebt F in Übereinstimmung mit Turnebus 2, 28; 3, 19; 4, 1. 19; 5, 2; 6; 5. 6. 10; 2. 9. 10; 10, 10; 12, 19 (πάντα om.); 14, 8; 17, 16; 21, 1. 17 (τρεφ. statt σώμασι, der Apparat bei Cumont ist hier unklar); 24, 8. 20 (και ποσιδώνιος); 25, 6; 28, 1 (τροφῇ Turn. τροφή F); 28, 17; 30, 9; 31, 22. 23; 32, 28; 36, 20 (παῖδες ἤ, Irrtum bei Cumont); 37, 10 (διαλύσεται, C. und Bern. giebt falsch διαλύεται als Lesart von Turn.); 38, 8; 40, 11. 14. 16. 17 (πρὸς fehlt bei Turn. F, Irrtum von Cumont); 41, 18; 42, 8 (auch τῆς fehlt bei Turn. F); 44, 18 (vielleicht richtig). Die übrig bleibenden Differenzen sind sehr unerheblich. Einzelne, zum Teil schon bemerkte beruhen auf irrtümlicher Angabe bei Cumont, der leider Turn. selbst nicht verglichen zu haben scheint. Ich erfreue mich des Besitzes dieser Ausgabe wie der seltenen Ausgaben einzelner Schriften von Christophorson und Höschel. Auch S. 8, 4 lesen Turn. und F αὐτόν, 36, 19 θεοτίμητε. 36, 15 liegt ein Druckfehler bei Turn vor. Nichts bedeutet 12, 8; 15, 11 (Druckfehler im Apparate); 16, 6 die Differenz im Spiritus. Es bleiben 21, 8; 33, 12 (wo ἀπαθανατίζεται sicher aufzunehmen ist, weil es Philo wie auch Josephus braucht und die Präposition eher ausfallen als zugesetzt werden konnte); 43, 12 (τίς F τί falsch Turn.). An den beiden ersten Stellen könnte ein Irrtum in meiner Kollation vorliegen. Es ist also wohl klar, daß Turn. F oder einen vollkommenen gemellus benutzte. Denn wenn auch die ed. princeps Philos 1552 erschien, der 2. Teil von F aber dem 16. Jahrh. (aber wahrscheinlich der 1. Hälfte) angehört, wird niemand F von der Ausgabe abhängen lassen, wer nicht Turn. einen unvergleichlichen Scharfsinn im Emendieren zuschreiben will. Denn es kommt noch hinzu eine Anzahl bisher übergangener Stellen, an denen die von Cumont unter den Text gesetzte Lesung durch F bestätigt wird und jedenfalls in den Text zu setzen ist. Ich lese nämlich mit Turn. F S. 8, 6 ἀποδρᾶσα, 14, 5 μήτ' αὖ, 15, 13 καὶ προκατασκευάσας, 19, 17 οὔπω, da ἀλλά zu einer vorhergehenden Frage nicht paßt, 29, 10 ἀγνοείτω nach einer auch sonst bei Philo vorkommenden Konstruktion, 37, 11 οὐ μυδῶσιν οὐ (ὡς PM) σήπονται, κατὰ . . ., 37, 14 ἔτι δ' (beliebte Anknüpfung in unserer Schrift), 40, 7 οὔτε τι νέον τῶν λεγομένων (nur daraus erklärt sich die Lesart der andern Hss), 44, 12 Πρώτων ἤ γε μόνων. Daß Turn. F benutzte, beweist auch der Umstand, auf den Cohn mich hinweist, daß das versprengte Stück bei Turn. S. 734, das dieser nicht als aus De ebr. 15 Schluß ff. geschöpft erkannte, sich so in F und nur in F findet.

Die Ausgabe von Cumont bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt über Bernays auch durch eine Reihe überzeugender Emendationen (manche von Diels), die zum Teil sich auf die Beobachtung des Philonischen Sprachgebrauches gründen, wie denn der Nachweis der Echtheit für die Textkritik von großer Bedeutung ist. Manche früher aufgestellte Konjekturen werden durch Philonische Parallelen widerlegt. Aber öfters scheint mir noch größere Vorsicht geboten. Für unnötig halte ich die Konjekturen zu 3, 4 (gleiche Wiederholungen z. B. 31, 25. 33, 16), 3, 6, wo das positive τὶ aus

dem οὐδὲν stillschweigend zu denken ist (Heindorf zu Hor. Sat. I 1, 3), nach griechischem Sprachgebrauche auch das οὐδὲν gedacht werden kann, 10, 5. 11, 2 (die κεφαλὴ ist das γεωδέστατον), 13, 16 (die οὐ βραχεῖα ἐρεύνη wird der kurzen Abweisung der ersten Möglichkeit entgegengesetzt), 28, 20. 35, 1 (wo es sich um eine Thatsache der Erfahrung handelt, das beliebte Futurum der Unmöglichkeit unpassend ist). 37, 3. 38, 4. 5. 40, 20. Auch 41, 10 möchte ich ἱστορίαν ἀγνοεῖτε τὸ παλαιὸν ἠπείρῳ Ἰταλίᾳ Σικελίαν συνάπτουσαν: ἱστ. συνάπτει „läßt zusammenhängen" ist bekannte Brachylogie (vgl. 5, 1), der Hiat durch Pause entschuldigt oder durch Konjektur (ἤπειρον Ἰταλίαν Σικελίᾳ) zu beseitigen.

2, 6 ziehe ich ἀνευρίσκωμεν (auch F) vor, solange nicht ἀγαπᾶν c. inf. bei Philo nachgewiesen ist. 2, 10 lies δηλοῦται. 2, 9 giebt Bernays' Konjektur (vgl. 3, 2) einen guten Sinn. 3, 13 ist eine Konjunktion unentbehrlich. 18, 8 lies τὸ . . . ὁλκόν. 24, 3 würde ich vermuten ἧττον ἂν ἐδόκουν . . . ἀνευπροφάσιστα λέγειν, wenn sich dies Adj. nachweisen ließe (vgl. ἀνευένδοτος bei Philo). 34, 14 lies εἰς τὸ (Turn. F καὶ τὸ), 40, 12 ἐπειγόμενον (vgl. 40, 17), 35, 9 ἅτε μήτε. Bei den Parallelen unter dem Text vermisse ich zu 2, 12 und 17, 1 die bekannten Zeugnisse über die stoischen Definitionen des κόσμος und χρόνος. Zu der seltsamen Geschichte S. 38 konnte auf De anima verwiesen werden, wo ähnliche Albernheiten, wie man sie auch in der paradoxographischen Litteratur, bei Plin., Älian, Plut. findet, massenhaft zusammengetragen sind. An einer ganz analogen Schilderung kann man sich De anima § 52 erfreuen.

Berlin. P. Wendland.

C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili. Recensione e note di **Eusebio Garizio.** Torino 1891, Paravia. 186 S. 8. 1 l. 80.

Besondere Vorzüge sind dieser Ausgabe nicht nachzurühmen. Schon die Wahl des ritratto di Giulio Cesare erweckt keinen günstigen Eindruck. Die Ausgabe bringt ein Bild von Cäsar, nach welchem sich der Schüler wenigstens nur eine ganz falsche Vorstellung von dem Gesichtsausdruck des großen Römers machen kann. Vorzuziehen war (in Ermangelung von anderen) etwa das von Rubens nach Antiken gezeichnete Bild.

Die neuere Litteratur scheint ziemlich unbeachtet geblieben zu sein, wie auch der Text von starrer Anhänglichkeit an die von Nipperdey herrührende Gestaltung zeugt. Von Pauls Änderungen haben wir keine gefunden, was sicherlich zu beklagen ist.

III 9,6 ist die handschriftliche Lesart quos nuper *maximi* aufgenommen, die kaum zu halten ist: entweder ist maximi überhaupt zu streichen oder wenigstens maxime zu lesen. 19,6 wird mit Terpstra und Dinter gelesen sed *missa* oratione de pace loqui *elate*, Paul sed *is omissa* or.; 21,5 familia Neapoli visa (mit Dinter), quae proditionem oppidi appararet (mit Dübner und Hug); 25,2 saevioribus ventis exspectabant mit Wölffel und Dinter; 36,1 in novitate *rei* fama antecedit mit Dinter (Madvig fama *antecellit*, was Hug anzweifelt); 48,1 convaluerant ex vulneribus mit Dinter. Lesarten, die längst aufgegeben, finden sich auch III 63,6; 69,4; 73,6; 79,7. Ganz falsch interpungiert ist III 70,2, wo das Komma hinter res zu stehen hat.

Die ziemlich spärlichen Anmerkungen berücksichtigen ganz verschiedene Altersstufen und enthalten trotzdem manches Überflüssige.

Die Ausgabe bietet außer einer 7 Seiten umfassenden historischen Einleitung noch Bemerkungen über das Leben und die anderen Werke Cäsars, die 18 Seiten einnehmen. Den einzelnen Büchern gehen kurze Inhaltsangaben voraus. Der historische und geographische Index zeichnet sich nicht durch besondere Reichhaltigkeit des Inhalts aus, und doch greift er wieder über das historische und geographische Gebiet hinaus. Während z. B vallum erwähnt wird, ist über vallus nichts gesagt.

Die geographische Karte und eine Sammlung von Redensarten, welche nach dem Titelblatt die Ausgabe enthalten soll, werden in einem am Schlusse des Buches stehenden avviso als erst im Laufe des Schuljahres erscheinend in Aussicht gestellt.

An Druckfehlern wie an Inkonsequenz fehlt es dem Buch auch nicht. Im Index steht richtig Dyrrachium, im Text überall Dyrrhachium, III 62,3 sogar Dyrrahachium; III 79,7 und 80,3 Tessaliae, sonst Thess.; III 69,1 und 70,1 und 80,5 und 93,1 adpropinquo, 13,2 und 24,2 und 65,1 approp. Ebenso wechselt aggredior (II 38,4) mit adgr., submitto mit summ. III 34,2 steht Tironum statt tir., 64,3 vivos statt vivus, 65,3 aditus statt aditum. III 45,3 wird getrennt circumie-ctis.

In jeder Beziehung also läßt die Ausgabe zu wünschen übrig.

Regensburg. Siegm. Preuss.

Titi Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit **G. Weissenborn.** Editio altera, quam curavit **M. Müller.** Pars IV. Fasc. II. Lib. XXXVI–XXXVIII. Leipzig 1890, Teubner. XV, 171 S. 8. 60 Pf.

Was wir über die fleißigen Bestrebungen M. Müllers für die neue Auflage der Weißenbornschen Textausgabe des Livius schon wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatten, das gilt auch von diesem Bändchen. M. Müller zeigt sich auch da ebenso als guter Kenner des Livianischen Sprachgebrauches wie der neueren Litteratur mit den daran sich knüpfenden Fragen. Eine spezielle Vorarbeit zu diesem Teile hatte er jüngst noch im J. 1888 in der Festschrift des Gymnasiums zu Stendal veröffentlicht, worauf hier in der praefatio critica stets kurz verwiesen wird. Daß Ref. das Streben des Herausgebers, die Lesarten B möglichst zu würdigen und durch den Sprachgebrauch zu begründen, nur billigen kann, braucht er nach den Auseinandersetzungen in seiner Ausgabe der Bücher 31—35 p. VI kaum mehr ausdrücklich hervorzuheben; ja er hofft, im Laufe der nächsten Zeit auch für die hier in Rede stehenden Bücher dieser Dekade in einer Vorarbeit zum betreffenden Teile seiner Ausgabe noch ein paar Einzelheiten in dieser Beziehung näher beleuchten zu können. M. Müller hat auch bei der Auswahl von Konjekturen mehrfach diesen Standpunkt trefflich gewahrt, so z. B. XXXVII 41, 9, wo die von Fügner geratene Umstellung *haud ignarus, quam anceps esset pugnae et auxilii genus* auch teilweise durch B empfohlen wird. Für die gleichzeitige feine Beobachtung des Sprachgebrauches mögen beispielshalber Stellen erwähnt werden wie XXXVI 23, 7 *ex spatio temporis*, was durch Hinweis auf XXVII, 15, 17 mit verwandter Situation und durch die größere Annäherung an die Schriftzeichen B (*expectatio temporis*) sich zweifellos sicherer darstellt als das bisherige *ex ratione temporis* nach der Konjektur des Gelenius;*) oder XXXVII 36, 2 <est> pollicitus, wofür die Nachweise zu XXXI 25, 4 zu vergleichen sind; oder XXXVII 26, 13 *instare et* [*dicere*], wofür praef. p. VIII eine Reihe von Beispielen für *et* mit Auslassung des verbum dicendi angeführt und so den bisherigen Zweifeln über diese Stelle wohl am besten abgeholfen wird; oder XXXVIII 39, 17 *integra <res>*, welche Stellung der Einfügung allerdings auch schon früher von Drakenborch bis Weißenborn meist sich fand und erst von Hertz, bekanntlich aus paläographischen Gründen, hinunter vor *reicitur* verlegt wurde; von beiden Gesichtspunkten könnte sich hier vielleicht am besten <*res*> integra nahe legen, da diese Stellung bei *Livius* auch belegbar ist (z. B. XXVII 25, 2) und so der Ausfall nach dem unmittelbar vorhergehenden *est* doch auch noch paläographisch leichter erklärlich wäre.

*) Daß auf dieselbe Emendation unabhängig auch Novák verfiel, wird nach einer Bemerkung H. I. Müllers, im Jahresbericht 1889 S. 25, im Apparat p. IV gewissenhaft notiert.

Auch bei Ergänzungen von wahrscheinlichen, zum Teil schon früher vermuteten größeren Lücken zeigt sich das genannte Bestreben hier und dort in hübscher Weise, so z. B. XXXVII 10, 11 *ipse ad Panhormum mansit*, was vor bisherigen Versuchen nicht nur größere paläographische Wahrscheinlichkeft, sondern auch wieder eine Berufung auf XLIII 21, 8 für sich hat (vgl. Progr. Stendal 1888 S. 12). Manchmal indessen wird gerade bei Lückenausfüllungen resp. derartigen Annahmen wohl auch etwas zu weit gegangen, was wir schon bei anderer Gelegenheit bemerkt haben; doch muß gewissenhaft notiert werden, daß derartiges hier meist nur in der praefatio der Überlegung empfohlen wird. Im Texte selbst ist der Herausgeber im ganzen recht vorsichtig zu Werke gegangen und zwar so, daß ein paar besonders schwierige Stellen sogar auch einfach mit dem Sternchen als bisher ungeheilt bezeichnet wurden. Darunter befindet sich die vielbesprochene XXXVII 41, 2 über welche im Apparat kurz bemerkt ist, daß die bisherigen Konjekturen nicht überzeugen. Den zu erwartenden Gedanken hat wohl Weißenborn in der Anmerkung der erklärenden Ausgabe am besten angedeutet, wozu aber die daneben gestellte Vermutung *velut imber* oder *imbre* doch auch nicht so ganz paßt; sollte, um noch eine Vermutung zu wagen, bei Berücksichtigung der im folgenden geschilderten Wirkung des erwähnten *umor* und einer XXII, 2 11 allerdings in anderem Zusammenhang begegnenden Verbindung dieses Wortes, (*umor epalustrique caelo*) etwa mehr an eine derartige Ergänzung gedacht werden können wie: *umor inde ab austro velut <palustri caelo> perfudit omnia* (über die Erklärung „Sumpfluft“ vgl. Weißenborn und Wölfflin z. St.)? Die Angaben des Apparates sind im ganzen mit sichtlicher Sorgfalt bearbeitet; einige Ungenauigkeiten haben sich freilich dennoch eingeschlichen. So wird z. B. XXXVII 58, 8 die aufgenommene Lesart *ab ultimis Orientis finibus* auf codd. dett. und Gronov zurückgeführt, während diese Angabe doch wohl nur für die hier nicht genannte Lesart *ab ultimis Orientis partibus* gelten kann: *finibus* rührt von Weißenborn her, vgl.

dessen erklärende Ausgabe S. 396. Beim Hinweis auf Madvigs Konjektur *ab ultimi Orientis sinu* wäre jetzt die 2. Aufl. der Emend. (S. 537) zu citieren gewesen. Bedenkt man, daß B *ab ultimi Orientis in* bietet, so läge vielleicht auch der Gedanke an *ab ultimis Orientis terminis* nicht zu ferne, was man ebenso XXXV 48, 8 liest. Doch über derartige Einzelheiten nächstens, wie gesagt, anderswo; hier genüge es, schließlich ausdrücklich zu konstatieren, daß durch M. Müllers Ausgabe auch dieser Teil des Livianischen Werkes, der dem Kritiker oft ganz besondere Schwierigkeiten bietet, wesentlich gefördert wurde, und daß dieselbe von jedem Forscher auf diesem Gebiete berücksichtigt werden muß.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Fourrière, La mythologie expliquée d'après la Bible. Paris 1890, Roger et Chernoviez. 87 S. 1 fr.

Der Verfasser, Pfarrverweser von Oresmaux, hat schon früher eine ähnliche Brochüre unter dem Titel „Les emprunts d'Homère au Livre de Judith" veröffentlicht, die in der Revue des Religions die verdiente Zurückweisung erfahren hat. Eine Antwort auf die dort erschienenen Besprechungen enthält der Anfang des vorliegenden Heftes. Zur Charakteristik für die Art der Beweisführung mögen einige Beispiele angeführt werden. Durch folgende Zusammenstellung meint der Verfasser Homer unwiderleglich als Plagiator erwiesen zu haben (S. 4 f.). Die herrschende Idee im 14. Buch der Ilias ist die Überlistung des Zeus durch Hera; ebenso bildet den Hauptinhalt des Buches Judith die Täuschung des Holofernes. Auch stimmen beide Bücher in der Beschreibung der Toilette der Hauptpersonen überein: denn beide waschen sich, kämmen sich, ziehen Kleider und Schuhe an und schmücken sich mit Ohrgehängen. Zuletzt erhält Hera den Gürtel der Aphrodite, und der Judith verleiht Gott neue Schönheit. — Natürlich wird die Zeitbestimmung beider Bücher dem entsprechend behandelt.

S. 13 werden die Pelasger als Juden erwiesen; denn — Pelasgos war ein Sohn der Erde, und Adam war aus Erde gebildet. Die Kabiren (S. 14) sind die drei Engel, die Sodom verbrannten; denn — nach Welcker bedeutet ihr Name „die Brenner". Abraham, der jene bewirtete, ist Kasmilos; da er aber seinen Sohn opfern wollte, so ist er auch mit Lykaon identisch. — Unter Helios ist eigentlich Jakob zu verstehen; denn 1. wird bei der Auslegung von Josephs Traum Jakob der Sonne gleichgesetzt, 2. wurde nach Hom. Il. III 104 dem Helios einmal ein schwarzes Schaf (??) geopfert, die mehrfarbigen Schafe aber fielen bei der Teilung zwischen Laban und Jakob dem letzteren zu (S. 16 f.). Ganz ebenso werden dann noch Hesiod, Pindar, die Tragiker als bibelkundig und die Hyperboreer als Juden erwiesen.

Wurzen. H. Steuding.

Heinrich Swoboda, Die griechischen Volksbeschlüsse. Epigraphische Untersuchungen. Leipzig 1890, Teubner. X, 320 S. 8. 8 M.

(Schluß aus No. 31/32.)

Kapitel IV. Fortbildung des Antragstellers, probuleumatische und Volksdekrete. Während in Athen der Antragsteller fast nur mit ὁ δεῖνα εἶπεν bezeichnet wurde, begegnet in andern Städten eine weitere Fortbildung, welche nach der Meinung Swobodas zur Unterscheidung der probuleumatischen und Volksdekrete verwendet wurde. Verf. geht aus von den Dekreten von Kalymnos, wo er zwei Formeln unterscheidet: 1) ἔδοξε τ. βουλ. κ. τ. δαμ. γνώμα προστατᾶν ἐπειδὴ — δεδόχθαι etc. und 2) st. γνώμα προστ., ὁ δεῖνα εἶπεν. Zur Erklärung dieses Unterschiedes zieht er die Ehreninschriften, besonders Bürgerrechtsdiplome hinzu, welche die erste Fassung in der Form enthalten: Ἔδ. τ. βωλ. κ. τ. δαμ. γνώμα προστατᾶν ἐπειδὴ ὁ δεῖνα (Inländer) ἐπελθὼν ἐπὶ τὰν βωλὰν — καὶ τὸν δᾶμον ἐμφανίζει τὸν δεῖνα (Ausländer) εὔνουν ἦμεν τῷ δάμῳ — δεδόχθαι. Daraus schließt Verf., daß die Nichtbulenten kein Recht hatten, von sich aus Anträge zu stellen, sondern sich zuerst an Rat und Prostaten desselben wenden mußten. Damit wird man sich wohl einverstanden erklären können. Weiter aber sagt der Verf.: „Unter den mit γνώμα προστατᾶν beurkundeten Dekreten können nur solche verstanden werden, welche im Namen und auf Antrag des Rates von dessen Präsidium der Volksversammlung vorgelegt wurden, für ὁ δεῖνα εἶπεν ergiebt sich demnach als Gegensatz ein Beschluß, der einen Nichtbulenten (sic!) zum Urheber hatte. Wir sind also dazu gekommen, daß . . . mit γνώμα προστατᾶν die probuleumatischen Dekrete bezeichnet werden, d. h. diejenigen, welchen ein meritorisches Probuleuma des Rates zu grunde lag, während ὁ δεῖνα εἶπεν ein Volksdekret bedeutet, wo der Rat sich auf die verfassungsmäßige Einbringung beschränkt hatte". Ich mußte die Deduktionen des Verfassers wörtlich ausschreiben, damit jeder sich ein Urteil darüber selbst bilden könne. Zuerst berührt uns seltsam, daß alle probuleumatischen Dekrete mit γνώμα προστατᾶν signiert sein sollen, diese also dafür die Verant-

wortlichkeit auf sich nahmen — selbst in dem Falle also, wenn der Rat das Probuleuma gegen ihre Meinung und trotz ihres Widerspruches angenommen hatte? Dann sind wenigstens alle mit γνώμα προστατᾶν signierten Bürgerrechtsdekrete sicher von Nichtbuleuten beantragt (davon ging ja der Verf. aus) und die mit ὁ δεῖνα εἶπεν bezeichneten haben auch — „einen Nichtbulenten zum Urheber“! Wo bleiben denn die Buleuten? Haben sie denn und ihr Vorstand — die Prostaten — nie ein Dekret beantragt? Also das Gesetz gestattet nur den Buleuten, persönlich Anträge zu stellen, und sie gerade benutzen dies Recht nie, nur von Nichtbuleuten besitzen wir Dekrete — das wäre doch die verkehrte Welt! In dem Streben, durchaus probuleumatische Dekrete überall aufzufinden, hat der Verf. eigenwillig die Augen geschlossen gegen die natürlichste Erklärung oben angeführter Formeln, welche folgendermaßen lauten muß: die mit ὁ δεῖνα εἶπεν bezeichneten Dekrete sind solche, welche von buleuten (die dazu das gesetzliche Recht besaßen) beantragt und durchgebracht waren auf ihre eigene Verantwortung natürlich; die mit γνώμα προστατᾶν signierten Beschlüsse waren eingebracht worden von den Prostaten teils aus eigener Initiative (wozu sie als geschäftsführender Vorstand natürlich häufiger Gelegenheit hatten als jeder andere einzelne Buleut), teils auf Verwendung von Privatpersonen, die zur persönlichen Einbringung von Anträgen gesetzlich kein Recht hatten — da selbstverständlich es vom Gutdünken der Prostaten abhing, ob sie einen solchen Privatantrag auf die Tagesordnung setzten oder kurzweg ablehnten, so waren sie auch in diesem Falle vor dem Gesetz die verantwortlichen Antragsteller, obgleich sie nur einen fremden Antrag sich angeeignet und ihn vertreten hatten. Also von einer Unterscheidung von probuleumatischen und Volksdekreten kann ich nicht die geringste Spur finden. Ich kann dabei nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß die obligatorische Einbringung von Ratsprobuleumata bei jedem Psephisma uns nur für Athen bezeugt ist (wo es auch nicht an Fällen der Umgehung dieses Gesetzes gemangelt hat), und zu betonen, daß wir absolut kein Recht haben, dies spezifisch-athenische Gesetz auf andere Städte und Staaten Griechenlands mit ihren wechselnden Verfassungen auszudehnen. — Auf denselben (falschen) Deduktionen sind des Verfassers Schlüsse über probuleumatische Dekrete aufgebaut für Iasos, Samos, Eretria, Kos, Halikarnaß und andere Städte und sind also ebenso hinfällig wie die von mir beleuchtete Erklärung der Dekretsformulare in Kalymnos. Dabei muß ich noch bemerken, daß in seine Besprechung der Psephismen von Syros sich ein sehr seltsamer Satz eingeschlichen hat: „Von einem Volksdekret kann man in diesem Fall nicht sprechen, da der Rat durch die Zustimmung zu dem Antrage demselben die verfassungsmäßige Geltung eines Probuleuma verliehen hatte; aber andererseits unterscheidet sich diese Gattung auch wesentlich von den probuleumatischen Decreten in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes“. Also wenn dem Vorschlag des Antragstellers der Rat beistimmte und ihn weiter zur Genehmigung der Volksversammlung unterbreitete, so entsteht daraus kein eigentliches probuleumatisches Dekret! Danach ist doch wohl zu fragen gestattet, was sich denn der Verf. unter einem solchen Dekrete denkt? — Zum Schluß des Kapitels giebt der Verf. eine Zusammenstellung von Notizen über den Ratsvorstand, welchen er nach zwei Kategorien einteilt: wechselnder Ratsausschuß und Magistrate als Ratsvorstand. Ich will nicht über einzelne Fälle streiten, obgleich manche mir zweifelhaft erscheinen, muß aber im allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß das Einteilungsprinzip des Verfassers wohl kaum vom Standpunkt der antiken Staatsrechte für berechtigt angesehen werden kann: wenn schon die Stellung eines jeden Buleuten als ἀρχή bezeichnet wird (im Gegensatz zum ἰδιώτης), so ist desto mehr jeder Vorsitzender des Rats eo ipso Magistrat — ἄρχων, wie er auch in der bekannten Formel bezeichnet wird: ἐάν τις . . . ἐπιψηφίσῃ . . . ἄρχων; eine Scheidung also zwischen Magistraten und „wechselndem Ratsausschuss“ = Magistratskollegium ist nicht wohl möglich.

Kapitel V. Stellung der Nichtbuleuten. Bewerbung um Auszeichnungen. In diesem Kapitel stellt Sw. weitere Fälle zusammen, wo Private πρόσοδον ποιησάμενοι oder ἐπελθόντες ἐπὶ τὴν βουλὴν Vorschläge machen, meistens um Ehren für sich oder andere zu erlangen, wobei die im Amt befindlichen Magistrate keinen Vorzug vor anderen haben. Weiter folgen Beispiele, wo Ausländer selbst für sich Ehren ausbitten; endlich werden einige Beispiele erwähnt, wo fremde Gesandschaften Zutritt bekommen und auf grund ihres Vortrages ein Beschluß gefaßt wird. — Hier wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, die Fälle anzuführen, wo einzelnen Personen oder Staaten verliehen wird πρόσοδος πρὸς τὴν βουλὴν καὶ τὸν δῆμον. — Zum Schluß widmet Sw. einen besonderen Abschnitt den Dekreten der Stadt Kyzikos. Seinen Schlüssen kann ich bei weitem nicht in allem zustimmen, finde aber überhaupt unter den einzelnen Dekreten zu viele bedeutende Abweichungen, als daß man

es wagen könnte, endgültige Schlüsse darauf zu bauen.

Kapitel VI. Anträge von Magistraten. Die Magistrate hatten das Recht, wie jeder Privatmann durch Vermittelung des Rates Anträge an das Volk zu stellen. Dabei aber sind die Fälle zu unterscheiden, wo der oder die Magistrate persönlich sich an Rat und Volk wenden, und diejenigen, wo sie nur die Anregung gaben zur Beschlußfassung durch Vermittelung der Prytanen: letzteres war z. B. in Iasos der Fall (πρυτάνεων γνώμη, περὶ ὧν ἐπῆλθον προστάται καὶ στρατηγοί), ersteres steht z. B. für die Strategen und Syngrapheis in Athen fest (Swoboda im Rhein. Mus. XLV S. 299 ff). Dies Antragsrecht gewisser Magistrate belegt Sw. für Eretria, Kyzikos, Samothrake, Anaphe, Tegea (??), Elis. Aus Ephesos und Priene besitzen wir Dekrete, die auf Antrag von Magistraten vom Volk angenommen sind ohne Mitwirkung des Rates: in diesen Fällen meint Sw., habe sich der Rat mit einem „formellen Probuleuma begnügt". Ich muß sagen, daß ich vollkommen der Meinung Lenschaus beistimme, der annimmt, in diesen Fällen hätten die Magistrate sine senatus consulto direkt mit dem Volke verhandelt.

Kapitel VII. Ständiges Referat der Magistrate. Synarchien. Hier behandelt Sw. die Fälle (von großer Wichtigkeit für die Geschichte der griechischen Staatseinrichtungen), wo den Magistraten — meist zu größeren Gesamtkollegien vereinigt — die Pflicht des ständigen Referats an Rat und Volk übertragen war. Diese Gesamtkollegien der Magistrate oder wenigstens die zu einer Körperschaft vereinigten höheren Magistrate nennt Swoboda συναρχίαι mit einem staatsrechtlichen terminus technicus, der sich in diesem Sinne fast nur bei dem Achäischen Bunde belegen läßt. Das Kapitel, welches eine äußerst wichtige Frage des griechischen Staatsrechts behandelt, ist sehr reich an dankenswerten Einzelheiten, leidet aber sehr an Unübersichtlichkeit: so sind im Anfang Beispiele von Synarchien aus Erythrä und Olbia angeführt, dann erst wird der Begriff der Synarchien präzisiert, dann folgen weitere Beispiele derselben aus Städten des Achäer- und Magnetenbundes; dann geht der Verf. garnicht auf die Untersuchung ein, in wie weit diese Synarchien das ausschließliche Recht der Antragstellung besaßen, und seit welcher Zeit sie in Griechenland nachweisbar sind (soweit ich das Material übersehen kann, läßt sich keine Spur von ihnen vor der zweiten Hälfte des III. Jahrh. nachweisen, und das scheint auch die Meinung des Verf. zu sein); endlich macht sich hier die unterschiedslose Berücksichtigung sowohl solcher Städte, welche eine ganze Reihe von Dokumenten bieten, und solcher, die nur durch ein einziges vertreten sind, besonders fühlbar. Zum Schluß dieses Kapitels bespricht Verf. die Dekrete der böotischen Stadt Akraiphia (publiziert im XIV B. des Bull. de Corr. Hell.); ich muß aber sagen, daß die Resultate, zu denen er gelangt, mir viel weniger haltbar erscheinen als die Schlüsse des französischen Herausgebers Holleaux, gegen die der Verf. polemisiert, ohne eine Veränderung der Verfassung in aristokratischem Sinne in Abrede stellen zu können.

Cap. VIII. Vorsitz der Magistrate in Rat und Volksversammlung. Während im vorigen Kapitel der Verfasser die Synarchien untersuchte, bespricht er in diesem die Staaten, in denen Einzelmagistrate oder Einzelkollegien derselben (was häufiger) den Vorsitz in Rat und Volksversammlung hatten und somit auch das Recht, an dieselbe zu referieren und als Antragsteller zu fungieren. Auch hier hat Sw. wieder ein ungemein reiches Material gesammelt, welches aber weder überall gleichwertig ist (für Lete, Histiaia, Adramyttion, Lampsakos nur je ein Dokument, wo die Magistrate als Antragsteller vorgeführt werden, für die meisten ist nur der Vorsitz derselben bezeugt), noch aus derselben Zeit stammt: für Sparta (wo wir urkundliche Dokumente nicht besitzen) beruft sich Verf. auf das Zeugnis des Thukydides und Xenophon, für Pergamon zieht er Dekrete aus der Zeit der Könige heran (die doch zu irgend welchen Schlüssen überhaupt nicht berechtigen, da die ganze Beschlußfassung doch ein reines Possenspiel war); aus Lete wird ein Psephisma uns vorgeführt aus der Zeit, als Makedonien römische Provinz war. Einzelne Versehen will ich unberücksichtigt lassen. So z. B. werden für einige Städte Siziliens die Prostaten angeführt als Beamte, nicht als wechselnde Vorsitzende des Rates, was sie meiner Ansicht nach sind. Wichtiger ist bei weitem der Irrtum des Verf., welcher keinen strengen Unterschied macht zwischen dem Vorsitz resp. Referat der Magistrate in Rat und Volksversammlung und dem ihnen verliehenen mehr oder minder exklusiven Recht, Anträge zu stellen: ersteres ist überall und zu jeder Zeit in Hellas unveräußerliches Recht eines bestimmten Beamten oder Beamtenkollegiums (ob dies ein Ratsausschuß war oder ein spezielles Magistratskollegium, ist meiner Meinung nach ziemlich irrelevant); letzteres — das Recht, Anträge zu stellen — ist in allen Demokratien jedem Privatmann zugestanden, folglich auch den Beamten als Bürgern des

Staates, und enthält nur dann für letztere eine Prärogative, wenn es als Reservatrecht auftritt mit Ausschluß aller Nichtmagistrate oder gar aller niederen Magistrate. Nun hat aber das „ausschließliche Verhandlungsrecht der Magistrate mit dem Volke, etwa wie sie es in Rom besaßen, in Griechenland wenig Analogien", wie Verf. zugestehen muß, also bleibt den Magistraten oder (gewissen Kollegien derselben) nur der Vorsitz in der Volksversammlung (denn für den Rat besitzen wir fast gar kein Zeugnis, daß Nicht-Buleuten darin den Vorsitz gehabt hätten), was natürlich die Stellung betreffender Beamten im Staate erhöhte, worin ich aber keineswegs eine prinzipielle Einschränkung der Demokratie sehen kann.

Kap. IX. Veränderungen unter dem Einflusse der Römer. Zuerst stellt hier der Verf. aus den Schriftstellern die dürftigen Nachrichten zusammen über die Verfassungsänderungen in Griechenland unter den Römern und kommt zum Schlusse, daß durchgreifende Änderungen meist der Kaiserzeit angehören und nicht für eine ganze Provinz durch einmaligen Akt verfügt wurden, sondern meist gelegentlich, nach Ort und Zeit verschieden. In den weiteren Erörterungen beschränkt er sich hauptsächlich auf das Verhältnis der Magistrate zu Rat und Volk. Sein Hauptresultat ist: in den meisten Fällen hatten die Magistrate das ausschließliche Antragsrecht (Privatanträge konnten nur nach ihrer Genehmigung und durch ihre Vermittelun geingebracht werden); stets waren es nicht Einzelmagistrate, sondern Synarchien, die dies Recht besaßen; auch der Vorsitz in Rat und Volk war meistens auf die Magistrate übertragen. Es sind aber auch Ausnahmen zu konstatieren von der Regel, daß die Magistrate allein das Verhandlungsrecht besaßen, und daß sie das Präsidium bildeten. Das Präsidium finden wir in Händen von Nichtmagistraten in Athen, Kyzikos, Tenos (?), Tyros, in manchen Städten — ἐπιψηφισαμένου τοῦ δεῖνος ohne Vermerk, daß dies ein Magistrat sei. Wo der Antrag eines Privaten der Vorberatung durch ein Magistratskollegium unterlag, heißt es gewöhnlich: γνώμη στρατηγῶν oder dergl. εἰσηγησαμένου τοῦ δεῖνος (eigentlicher Antragsteller); aber in manchen Städten findet sich Nennung des Antragstellers ohne Erwähnung der Magistrate. Es könnten wohl auch hier die Antragsteller Magistrate sein, die nur nicht als solche bezeichnet wären; aber Sw. hält es für wahrscheinlicher (worin ich ihm vollkommen zustimme), daß es Private gewesen, ebenso wie mit ἐπιψηφισαμένου τοῦ δεῖνος ein Nichtmagistrat gemeint sei. Die Erörterungen und Schlüsse des Verf. in diesem Kapitel sind vollkommen überzeugend und werden wohl allgemeine Billigung finden. Nur in einer Einzelheit kann ich meine Bedenken nicht unterdrücken, in Betreff der Formel γνώμη στρατηγῶν εἰσηγησαμένου τοῦ δεῖνος: ich will nicht behaupten, daß der Verf. in seiner Deutung unrecht habe; aber zwingend ist sie nicht, möglich immerhin wäre die Erklärung: „Antrag der Strategen, referiert von (Name des Vorsitzenden)". Klarheit und Sicherheit können hier nur neugefundene Dokumente schaffen. — Weiter teilt der Verf. einige Notizen darüber mit, inwieweit die Römer auch in formeller Hinsicht auf den Stil der griechischen Psephismen eingewirkt haben. Dieser Einfluß weist sich als sehr gering aus; ob hier das Material in nötiger Vollständigkeit gesammelt ist, kann ich nicht beurteilen. Zum Schluß knüpft Sw. Bemerkungen an über die allmähliche Ausartung des Urkundenstiles (Eindringen der direkten Rede und der protokollarischen Form in die Dokumente; besonders charakteristisch für letztere zwei Dekrete aus Chalkis und Arkesine) und über die Rolle, welche Ῥωμαίων οἱ κατοικοῦντες im Verhältnis zu den griechischen Bürgerschaften spielten: als mitbeschließend werden sie mit den Faktoren der Staatsgewalt — Rat und Volk — zusammen nur in zwei Dekreten der Stadt Assos genannt. Im übrigen ist es ihm (sowenig wie mir bei meinen Untersuchungen über Delos und die dort ansässigen Römer) gelungen, die staatsrechtliche Stellung dieses fremden, aber einflußreichen Elementes im Leben der hellenischen Städte zu ergründen.

Kap. X. Gliederung des Präskriptes. Postskript. Formulierung der Gesetze, Kontrakte, Verträge. Zwei Bestandteile des Präskriptes — Sanktionsformel und Name des Antragstellers (oder wenigstens eines derselben) — sind fast immer angeführt, ihr Fehlen gehört zu den Ausnahmen. Die übrigen Bestandteile (Vorsitzender und Art der Versammlung; Eponyme und Monatstag; Schreiber) wechseln nach Zeit und Ort und treten mit einander in die verschiedenartigsten Verbindungen ein. Am vollständigsten ist das Präskript in Athen seit der Mitte des IV. Jahrh. entwickelt. Alle übrigen mannigfaltigen Kombinationen lassen sich schwer ordnen: 18 verschiedene Modifikationen stellt Sw. zusammen mit Verzeichnung der Städte, wo sie vorkommen. — Interessant ist, daß zuweilen manche Teile oder das ganze Präskript am Schluß des Dekretes steht, was Sw. Postskript nennt. In

manchen Städten wechseln Postskript und Präskript — hier dient es nur zur Datierung. Zweifelhaft sind die Fälle, wo das Postskript verbunden ist mit der Nennung von ἔγγυοι (Zeugen bei Proxeniedekreten); aber auch hier meint Sw. dasselbe annehmen zu müssen, teils weil auch in diesen Städten Post- und Präskript wechseln, teils weil die Magistrate im Genitiv, die Bürgen im Nominativ genannt sind, wie in vielen Fällen letztere allein am Schluß angeführt werden. Die meisten dieser Fälle betreffen Städte Nord- und Mittelgriechenlands, für deren Dekrete Sw. einen Lokalstil annimmt. Wichtiger sind die Fälle, in denen das Postskript als Subskription auftritt, d. h. als beglaubigende Unterschrift des oder der Magistrate. — Zuletzt behandelt Sw. eine Klasse von Dokumenten, die zweifelsohne auf dem gewöhnlichen verfassungsmäßigen Wege zustande gekommen sind, aber des Präskriptes oder Postskriptes völlig entbehren. Meistens sind es Gesetze. Zwischen νόμος und ψήφισμα bestand in Athen bekanntlich ein Unterschied in der Art des Zustandekommens infolge des Instituts der Nomothesie. Diese Nomothesie oder Nomographie bestand als stehendes Institut auch in anderen Städten: Sw. geht ihren schwachen Spuren mit dankeswerter Sorgfalt nach und zeigt, daß dieses Institut sich nicht vor Ende des IV. Jahrh. nachweisen läßt, also wohl auf den Einfluß Athens zurückzuführen sei. „Die Trennung zwischen νόμος und ψήφισμα ist ein Erzeugnis der späteren Entwicklung", und die Nomothesie ist auch in Athen nicht vor dem IV. Jahrh. aufgekommen: dieser letzte Satz kann nicht als gesichert gelten, aber würde zu seiner Erörterung mehr Raum fordern, als ich an dieser Stelle beanspruchen darf. Wenn also die Gesetze meist ohne Präskript erscheinen, so sieht Sw. den Grund davon nicht in der besonderen Art ihrer Entstehung, sondern in der Festhaltung älterer Formen (wie in den sog. „abgekürzten" Proxeniedekreten), welche ehrwürdiger und der Wichtigkeit des Gegenstandes mehr entsprechend erschienen — für diese Art Urkunden besitzen wir auch die ältesten Denkmäler. Ähnlich steht es auch mit den Kontrakten, wobei nicht sowohl die eigentlichen Verträge zwischen Staat und Privaten in betracht kommen, als vielmehr die Bedingungen, die der Staat im voraus dafür feststellte (für Bauten, Pachtungen etc.). Auch die Verträge zwischen Staaten kommen sowohl mit Auslassung des Präskriptes vor als in der Form eines gewöhnlichen Dekretes: letzteres kommt in Athen häufiger vor, für das erstere ist das letzte nachweisbare Beispiel das Bündnis mit Kerkyra aus d. J. 375. Also auch in diesem Falle war die kürzere Form die ursprüngliche und wurde als solche für solenner gehalten; außerdem bestand jede Vertragschließung aus zwei Akten, aus der Vereinbarung der Bündnisurkunde und ihrer Genehmigung durch Volksdekret:*) es konnte sowohl dieses als jenes Dokument in Stein verewigt werden. Neben Athen kommen beide Arten von Vertragsurkunden auch in anderen Städten vor, deren Übersicht von Sw. gegeben wird. In diesem Teil im allgemeinen dem Verf. zustimmend, erlaube ich mir, einen Einwand zu erheben gegen die Lesung der ältesten Vertragsurkunde aus Elis: Ἀ Fράτρα τοῖς Fαλείοις καὶ τοῖς εὐFαοίοις: die bedeutendsten Forscher stimmen jetzt überein in der Lesung Ἐρ Fαοίοις und, für dieselbe scheint mir entscheidend die Legende auf der ältesten Eisenmünze der Stadt Heräa in Arkadien (vergl. Mitteil. d. Deutsch. Inst. VII, S. 377 ff.).

Kap. XI. Verzeichnis der Präskripte und Postskripte. Hier giebt der Verf. ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis derselben nach den Städten, wobei nur die Städte derselben Gegend unter einer gemeinsamen Überschrift vereinigt erscheinen, z. B. Boiotien, Thessalien; Athen ist ausgeschlossen. Zum Schluß folgt eine Zusammenstellung der verschiedenen Bezeichnungen, die statt βουλή und δῆμος gebraucht werden. Hier sei mir eine persönliche Erklärung gestattet: in meiner Arbeit über Delos habe ich die Dekrete dieser Gemeinde nach gewissen Abweichungen in der Sanktionsformel in zwei Gruppen geteilt, zwischen denen ich einen zeitlichen Unterschied annahm: Sw. schloß sich zuerst (S. 35) meiner Ansicht an, verwarf sie aber später (S. 268) auf grund neu veröffentlichter delischer Inschriften — ich kann mich nur vollständig einverstanden damit erklären.

Um die Resultate meines ausführlichen Referates über Swobodas Arbeit zusammenzufassen, meine ich, daß dadurch mein zuerst ausgesprochenes Urteil bestätigt werde, daß dieselbe ebenso gediegen in der Materialsammlung sei als in der Disposition nicht einwandsfrei. Was die Resultate betrifft, zu denen Verf. gelangt, so sind sie nicht überall annehmbar und zuweilen nicht zu ihrem Vorteil beeinflußt teils durch vorgefaßte Ansichten desselben, teils durch ungehörige Be-

*) Diese Vereinigung beider Dokumente finden wir in dem Waffenstillstandsvertrag zwischen Athen und Sparta (Thuc. IV 118).

rücksichtigung von Einzeldokumenten, die keine Beweiskraft haben. Im ganzen kann das Werk zwar nicht als abschließende Arbeit über die griechischen Volksdekrete bezeichnet werden, wohl aber als äußerst nützliche und ungemein fleißige, in manchen Abschnitten vorzügliche Leistung.

Moskau. Val. von Schoeffer.

G. Landgraf, Lateinische Schulgrammatik. Bamberg 1891, Buchner. 246 S. gr. 8. 3 M. 80. Dazu: Litteraturnachweise und Bemerkungen zur Lateinischen Schulgrammatik. 56 S. gr. 8. 80 Pf.

Der knappe Raum, der mir gemäß den eigentlichen Zwecken dieser Blätter zur Besprechung einer Schulgrammatik gewährt ist, nötigt mich, mein Urteil nur im großen und ganzen auszusprechen und namentlich die Begründung des pädagogischen und didaktischen Wertes, den man dem Buche beizulegen hat, Fachzeitschriften zu überlassen. Im besonderen wäre es ja eine gerade jetzt, gegenüber einer m. E. mit Recht geforderten zeitgemäßen Beschränkung des grammatischen Unterrichts auf die Bedürfnisse der Lektüre, höchst interessante und lohnende Aufgabe, das Buch daraufhin zu prüfen, inwieweit es diesen veränderten Zielen Rechnung trägt. Indessen möge der Hinweis genügen, daß wohl in keiner Zeit alles, was in der eingeführten Grammatik steht, auch zur Einübung kam. Der Eigentümlichkeit des Lehrers, der Schule, des Landes, mag es überlassen bleiben, das jedesmal ex ingenio suo cuique notwendig und wünschenswert Erscheinende hervorzuheben. Und im übrigen wollen wir von vornherein aussprechen, daß Landgrafs Grammatik entschieden sich bemüht, den Lehrstoff zu sichten und zu kürzen.

Landgraf sollte ursprünglich die in Bayern gebrauchte lateinische Grammatik von Englmann umarbeiten; es entstand jedoch schließlich ein eigenes, neues Werk. Der Vorzug desselben liegt unstreitig darin, daß der Verf., wie es bei einem so tüchtigen Grammatiker und Cicerokenner nicht anders zu erwarten war, in ganz hervorragendem Maße die reiche neuere Litteratur über lateinische Grammatik beherrscht. Der Kundige wird auf diesem Gebiete eine Reihe von Neuerungen finden, die erhebliche Besserungen im wissenschaftlichen und pädagogischen Sinne bedeuten. Hierhin rechne ich namentlich die durch die Untersuchungen von William Gardner Hale beeinflußte Behandlung der cum- Sätze, von quin, des aus der Conj. periphr. act. hervorgegangenen Irrealis u. a. Sehr häufig konnten die neueren Untersuchungen eine Beschränkung im Gefolge haben, die der Vereinfachung zu gute kommt. So wird bei der oratio obliqua der Gebrauch von *hic* und *nunc*, der sich bei guten Schriftstellern sehr häufig findet, nicht mehr verboten. Die spitzfindigen Regeln über die consecutio temporum, welche der Schüler seither zwar lernen mußte, die er aber bei seinen eigenen Schulschriftstellern nicht beachtet sah, sind auf ein vernünftiges Maß beschränkt. Hat doch auch die beste Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes, von M. Wetzel, nur das Ergebnis gehabt, daß wir eigentlich zu keiner schulgerechten, allgemeinen und dogmatischen Fassung dieses Gebietes gelangen können. Ebenso konnte die Verwertung wissenschaftlicher Untersuchungen in der Auffassung und Erklärung grammatischer Erscheinungen vielfach dem Grundsatz dienlich sein, daß der Schüler nicht bloß die Erscheinung als solche zu kennen, sondern auch ihr Wesen und ihre Entstehung zu erkennen habe, und so eminent das fördern, was man sonst auch wohl empirisches oder spekulatives Interesse nennen mag. Dies gilt namentlich hinsichtlich der Regeln über die Modi in Nebensätzen, welche zugleich zeigen, wie die Hypotaxe sich aus der ursprünglichen Parataxe entwickelt hat. Bei *opus est* ist die Erklärung Wölfflins *opis est* „es ist geholfen mit“ ein gutes Hülfsmittel für den sonst ganz unverständlichen Gebrauch dieser Phrase.

Bei den Sätzen, welche eine wiederholte Handlung bezeichnen, vermisse ich einen Hinweis, daß Historiker, welche einen großen Teil der Schullektüre bilden, Tacitus und Livius, in der Vergangenheit vorzugsweise den aus dem Griechischen eingedrungenen iterativen Konjunktiv setzen. Ich halte also diesen Sprachgebrauch im Einverständnis mit den sonstigen Grundsätzen der Grammatik für zulässig.

In einem besonderen Abschnitte werden grammatisch-stilistische Eigentümlichkeiten im Gebrauch der Redeteile behandelt und nach den einzelnen Klassen abgegrenzt. Auch dieser Abschnitt bietet positiv nur Gutes, wenn man auch gerade hierin noch am weitesten entfernt sein mag von einer Übereinstimmung im einzelnen. So sind wir z. B. der Meinung, und können diese durch eine reiche Erfahrung stützen, daß die überreiche Fülle von Beobachtungen, welche M. Seyfferts Scholae latinae bieten, entschieden eine stärkere Berücksichtigung bei jedem, der lateinischen Stil lehrt, finden sollte. Denn jene Beobachtungen sind nicht nur, wie es scheint, für den lateinischen Aufsatz zugeschnitten, sondern geradezu unentbehr-

lich für ein rechtes Verständnis des Zusammenhangs in allen Ciceronischen Schriften, namentlich in allen Reden. § 277 des vorliegenden Buches müßte z. B. gleich darnach eine wesentliche Erweiterung erfahren. Wir empfehlen denjenigen Kollegen, welche der mangelnde lateinische Aufsatz seither offenbar von dem Studium des Seyffertschen Buches abgehalten hat, dieses Vorurteil aufzugeben. Die Ergebnisse sind zum Teil nicht mehr immer richtig, wie ich mich durch zahlreiche Sammlungen überzeugt habe; allein sie bieten immer noch eine Fundgrube für jeden auf Zusammenhänge achtenden Lateinlehrer und Anregung für neue Arbeiten. Ich vermute, daß Landgrafs Bemerkung zu § 193 „nach Meißner und Menge ist bemerkt, daß nach accedebat und accepit ut folgt“ auf dieses Vorurteil gegen die Scholae latinae zurückzuführen ist. Denn aus ihnen haben Meißner und Menge wohl erst ihre Beobachtung geschöpft. Vgl. daselbst S. 40 in der 4. Auflage.

Um endlich noch selbst einen kleinen Beitrag zu liefern, bemerke ich zu § 270, daß auch *ceteroqui* klassisch ist für unser „sonst“, vgl. Cic. ad. Att. XVI 4, 1. Hinsichtlich *et* = „in der That, wirklich“ halte ich es für ganz unumstößlich, daß diese Bedeutung, wie auch Landgraf glaubt, zwar nicht in der Konjunktion liegt, sondern daß sie, was ich betonen möchte, in der besonderen Betonung des Verbums, das deshalb auch meist signifikant an den Anfang gestellt ist, begründet ist.

Die Litteraturnachweise sind mustergültig und für den Lehrer unschätzbar.

Ausstattung, Druck, Hervorhebung durch graphische Mittel sind ausgezeichnet.

Kurz, ich bin der Ansicht, daß unter den neuen Schulgrammatiken die von Landgraf wegen ihrer ganzen, auf den besten wissenschaftlichen Untersuchungen beruhenden Anordnung und Auffassung, ihrer Beschränkung und doch Vertiefung einen sehr hervorragenden Platz einzunehmen verdient. Der Verf. hat es verstanden, wissenschaftliche Kleinarbeit in den praktischen Dienst der Schule zu stellen.

Bensheim. P. Dettweiler.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Revue des études grecques III, No. 12.

(339) **H. Weil,** Sur quelques fragments de Sophocle. Von allen Bruchstücken des Sophokles erscheint dem Verf. das unter No. 598 erhaltene als schönstes; es ist die Klage eines jungen Mädchens um ihr langes Haupthaar, welches sie einer bösen Schwiegermutter zum Opfer bringen mußte; das Mädchen vergleicht sich mit einer Stute, die, zum Bache tretend, den Verlust ihrer wallenden Mähne gewahrt. In der letzten Hälfte des Fragments ist nichts in guter Ordnung; Hr. Weil ändert ὑπό in ὑγρόν, κουραῖς in κουράς und hofft dadurch den Sinn klargestellt zu haben. Das schwer verdorbene Fragment 864, an welchem sich so viele Philologen vergeblich bemüht haben, ändert Verf. so, daß folgender Sinn herauskommt: ‘Greisentum giebt es nicht für Weise, deren Verstand durch lange Erfahrung gereift ist’; wobei nur γραίᾳ für das überlieferte θείᾳ zu setzen, das vielfach beanstandete ἡμέρᾳ jedoch zu belassen wäre. — (349) **S. Reinach,** Oracle de la Pythie de Delphes adressé à la ville de Magnésie du Méandre. Mit Faksimiletafel. Text, Umschrift, Übersetzung dieser berühmt gewordenen Inschrift, welche bekanntlich den wunderbaren Fund eines Dionysosbildes im Inneren einer vom Sturm gefällten Platane behandelt und den aus dieser Veranlassung eingeholten Orakelspruch der Pythia (welche die Einrichtung eines Dionysoskults empfiehlt) enthält. Zu bemerken ist übrigens, daß der Stein nur eine alte Stadtgeschichte erzählt; die Inschrift kann vielleicht dem 2. vorchristlichen Jahrhundert angehören, der Orakelspruch jedoch und die sich anschließende Erzählung von der Gründung des neuen Gottesdienstes mit seinen drei Mänaden Kosko, Baubo und Thettale (= Thessalierin) tragen alle Anzeichen eines sehr hohen Alters. Hr. Reinach macht nebenbei auf die zahlreichen Itazismen der Inschrift aufmerksam. — (364) **Th. Reinach,** La dynastie de Commagène. Mit Abbildung des Philopapposdenkmals zu Athen. Philopappos, römischer Konsul, „allectus inter praetorios“, war der letzte Sprosse der Königsfamilie von Kommagene, des kleinen Ländchens zwischen den Grenzen Syriens und Armeniens. Von dieser Dynastie wußte man bisher nur sehr Lückenhaftes; Hrn. Reinach ist es mit Hülfe der Texte und Münzen gelungen, den Stammbaum des Geschlechts über Seleukos Nikator bis auf Darius, Sohn des Hystaspes zu verfolgen. Die Geschichte dieses Hauses umfaßt demnach einen Zeitraum von nahezu sieben Jahrhunderten: „peu de familles pouvaient exhiber d'aussi vénérables parchemins“. — (392) **C. Bellaigue,** Trois leçons de M. Bourgault Ducoudray sur la musique antique. Verf. stellt die musikalische Kunst der alten Griechen überaus hoch; er verknüpft sie am Schluß mit Wagners Nibelungentrilogie; Wagners so revolutionär scheinende Musik könne am Ende ein Werk der Konservierung und Fortsetzung des Alten sein, und Hand in Hand mit den großen Griechen schreite der Meister von Baireuth zur Unsterblichkeit.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 28.

(937) **Fr. Paret**, Priscillianus; Commentar (Würzburg). 'Diese erste Arbeit über Schepß' Fund greift die Frage gleich im großen Stil an'. *G. Kr.* — (955) Porphyrii quaestionum homericarum reliquias coll. **H. Schrader** (Leipzig). 'Mit Genauigkeit und richtigem Urteil durchgeführte Arbeit'. — (956) **R. Schöll**, Anfänge einer politischen Litteratur bei den Griechen (München). 'Lichtvolle Darstellung voll scharfsichtiger Urteile und feiner Charakteristiken'.

No. 29.

(971) **Hülsen** und **Lindner**, Die Alliaschlacht (Rom). 'Die Verf., welche Livius verwerfen und Diodor folgen, scheinen die glaubwürdigste Hypothese gefunden zu haben'. *P. H—l.* — (984) Averrois paraphrasis in Aristotelis poeticam ed. **Fr. Heidenhain** (Leipzig). 'Neue Gesichtspunkte scheinen sich nicht ergeben zu haben'. *Wohlrab.* — (984) **Studemund**, Studien auf dem Gebiete des archaistischen Lateins, II (Berlin). Notiert von *C. Weyman.* — (985) **G. Landgraf**, Des Asinius Pollio Bericht über die spanischen Unruhen (Erlangen). 'Recht ansprechende Erklärung'. *C. W.* — (985) **H. Keil**, Commentarius in Varronis rerum rusticarum libros (Leipzig). 'Das Buch ist eine reiche Fundgrube sowohl für die Sprache des Varro als für die der älteren Zeit überhaupt'. *C. W.* — (986) **Haigh**, The Attic theatre (Oxford). Besprochen von *Crusius.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 28.

(1019) **Posnanski**, Nemesis und Adrasteia (Breslau). 'Verf. kommt selten über das hinaus, was bereits von andern gesagt worden ist; jedoch als Materialsammlung von Wert'. *J. Töpffer.* — (1019) **L. Wattendorff**, Die Schul- und Universitätsordnung Kurfürst Augusts von Sachsen (Paderborn). Nach *Kaufmanns* Urteil mehr subjektiv als historisch. — (1023) **J. Hayter**, Engravings from the Herculean fragments (Oxford). Anerkennende Notiz von *H. Diels.* — (1023) Iuvencus, rec. **J. Huemer** (Wien und Leipzig). In der Handschriftenfrage weicht Ref. *K. Marold* von Huemers Grundsätzen ab.

No. 29.

(1054) **H. D. Müller**, Zur Entwickelungsgeschichte des indogermanischen Verbalbaues (Göttingen). Ablehnende Anzeige von *F. Hartmann.* — (1055) Sophocles, ed. by **R. C. Jebb**, IV. Die (übrigens wenig zahlreichen) eigenen Änderungen des Herausgebers scheinen dem Ref. *G. Kaibel* nicht gelungen. — (1056) Asinii Polionis de bello Africo commentarii, recc. **Wölfflin** et **Miodonski** (Leipzig); **G. Landgraf**, Der Bericht des Asinius Pollio über die spanischen Unruhen, b. Alex. (Erlangen). 'Landgrafs Ausführungen haben das große Verdienst, energisch auf die hier zu lösenden Probleme hingewirkt zu haben; eine wertvolle Frucht dieser Arbeit ist die Wölfflin-Miodonskische Ausgabe des bellum africum'. *W. Dittenberger.*

Neue philologische Rundschau. No. 14.

(209) Anthologia lyrica post Bergkium quartum ed. **E. Hiller** (Leipzig). Neben manchem Lob erteilt *J. Sitzler* in Bezug auf Anordnung und Konjekturen nicht wenig Tadel. — (218) Sallustii opera von **A. Scheindler** (Wien). 'Nicht ganz zufriedenstellend'. *Brancke.* — (218) Livius, partes selectae ed. **Grysar-Bitschofsky**. 'Gut'. *Brancke.* — (219) **F. Fröhlich**, Kriegswesen Cäsars, 3 Teile (Zürich). 'Unentbehrliches Hilfsmittel; kann nicht dringend genug empfohlen werden'. *Brancke.* — (220) **J. Kirchner**, Prosopographiae atticae specimen (Berlin). 'Verf. plant ein großes Werk, das mindestens 2000 Quartseiten füllen wird; dieser Umfang könne auf die Hälfte reduziert werden, wenn die keine nennenswerten Vorteile bietende Einteilung nach Demen fallen gelassen würde'. *Meisterhans.* — (221) **J. Herzer**, Dichterklänge aus dem Altertum. 'Möglichst befriedigend'. — (222) **A. Hauser**, Säulenordnungen (Wien). 'Trefflich; gut gewählt und sehr zu empfehlen'.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 28.

(761) **Fr. Cauer**, Hat Aristoteles die Schrift vom Staate der Athener geschrieben? (Stuttgart.) Ruhige Widerlegung von *E. Szanto*; diejenigen Forscher, welche diesem begrenzten Gebiet ferner stehen und gern der so menschlichen wie verzeihlichen Zweifelsucht nachgeben möchten, sollen vor Cauers Schrift gewarnt werden. — (767) **J. Paulson**, Index Hesiodeus (Lund). 'Übertrifft an Brauchbarkeit weit die bisherigen Verzeichnisse'. *C. Häberlin.* — (768) Demosthenes ὑπὲρ Κτησιφῶντος (Athen). 'Schöne Ausgabe'. *E. Rosenberg.* — (769) **M. Zöller**, Grundriß der römischen Litteratur (Münster). 'Im ganzen zweckmäßige Orientierung'. *F. Harder.* — (772) **G. Landgraf**, Lateinische Schulgrammatik (Bamberg). 'Tüchtiges Buch'. *C. Stegmann.*

Revue critique. No. 28.

(21) **Ch. Huit**, Études sur le Banquet de Platon. 'Man findet hier alles beisammen, was zum Verständnis des Textes notwendig ist. Nur die Bezugnahme auf moderne Verhältnisse scheint nicht gut angebracht. Was kann Plato zur Lösung der modernen Probleme beitragen'? C. Picavet. — (22) **A. Elter**, De forma urbis Romae, I et II (Bonn). Referat von R. Cagnat; Verf. gelange zum Schluß, daß die Gewohnheit, den Süden als oberen Teil des Kartenbildes zu nehmen, in der Kaiserzeit allgemein war. — (34) Aeschylus Tragödien verdeutscht von **B. Todt** (Wien). 'Geschmackvoll, trotz der gelehrten Appendices'. A. Hauvette.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.

(22. April) Von Prof. **C. v. Holzinger** wurden 'Exegetische und kritische Bemerkungen zu Euripides Alkestis' eingesendet. Bekanntlich kommt diesem Stücke eine ganz singuläre Geltung zu, insoferne es nicht sowohl eine reine Tragödie als vielmehr eine Kombination eines Alkestis-Rührstückes mit einer Herakles-Burleske genannt werden muß. Der erste Teil des Stückes bewegt sich hierbei innerhalb einer einzigen Situation, welche durch den Prolog angekündigt, sodann durch Chorlieder und Botenberichte vorbereitet und schließlich auf der Bühne dargestellt wird (Abschied der sterbenden Alkestis). Es ist als eine Meisterleistung des Euripides aufzufassen, daß er das Charakterbild der Alkestis auf das reichste auszugestalten und den Leser über die Einförmigkeit der Situation hinwegzutäuschen versteht. Der Kritiker des alten Textes sieht sich nun vor die Aufgabe gestellt, der feinen psychologischen Zeichnung in allen ihren einzelnen Zügen nachzugehen und einer wohlbegründeten Exegese gegenüber der Konjekturalkritik zu ihrem

Rechte zu verhelfen. Auf diesem konservativen Standpunkte stehend, hat Verf. zahlreiche Schwierigkeiten verschiedenster Art einer neuen Lösung zugeführt. — Prof. **Th. Gomperz** hält einen Vortrag über das neuentdeckte Werk des Aristoteles und die Verdächtiger seiner Echtheit. Ein Kreis englischer Gelehrter hat es unternommen, der Ἀθηναίων πολιτεία gegenüber die Rolle des Teufelsanwalts zu spielen. Der Gedanke an eine moderne Fälschung wird freilich nur gelegentlich gestreift; aber der nichtaristotelische Ursprung des Buches wird mit größerer oder geringerer Zuversicht behauptet. Man beliebt, dem neuentdeckten Werke gegenüber eine Methode einzuhalten, welche auf verwandten Forschungsgebieten längst als unstichhaltig erkannt worden ist. Man behandelt das Zeugnis des gesammten Altertums als null und nichtig. Man thut, als fiele die Last des Beweises denjenigen zu, welche die Echtheit behaupten, und nicht denen, welche sie leugnen. Die Herren Mayor, Newman, Platt und Richards haben sich veranlaßt gesehen, das schwere Geschütz der Sprachstatistik aufzufahren. 'Unaristotelische Worte und Wendungen' (Unaristotelian words and phrases) werden zusammengetragen und sollen den Eindruck unterstützen helfen, daß der Verfasser der Ἀθηναίων πολιτεία ein anderer als Aristoteles sei. Außerdem werden syntaktische Eigentümlichkeiten namhaft gemacht und in demselben Sinne verwertet. Wem braucht es gesagt zu werden, daß eine mit so kleinen Zahlen operierende vergleichende Sprachstatistik beweiskräftige Ergebnisse unmöglich zu liefern vermag? Die 'unaristotelischen Worte und Wendungen' zerfallen in zwei Kategorien: in Bestandteile des griechischen Sprachschatzes, welche bisher aus Aristoteles nicht nachgewiesen sind, deren Vorkommen in einer neuauftauchenden Schrift desselben uns aber nicht im mindesten befremden kann, und in solche, bei welchen das letztere in größerem oder geringerem Maße der Fall ist. Daß technische, auf den speziellen Gegenstand des Buches, das Verfassungsleben Athens, bezügliche Worte in die erste dieser Kategorien gehören, dies wird selbst von einem jener Ankläger bereitwillig zugestanden. Was kann es daher bedeuten, wenn Worte wie προεδρικός, ζευγίσιον, ὀστρακοφορία als solche angemerkt werden, die nur in der Ἀθηναίων πολιτεία vorkommen? Durch welchen Denkprozeß man ferner dazu gelangen kann, die ἅπαξ λεγόμενα gerade gegen den Aristotelischen Ursprung ins Treffen zu führen, ist unerfindlich. Wie man über die Wörter zu urteilen habe, kann uns ein Blick in Bonitzens Index lehren. Die Seiten 262—263 z. B. bieten unter 35 Worten 18 Aristotelische ἅπαξ λεγόμενα, die Seiten 722—723 unter 46 Worten deren 21 dar. In Betreff der Ἀθηναίων πολιτεία aber kommen noch besondere Momente in betracht. Es ist die erste der populären Schriften des Aristoteles, die uns durch mehr als spärliche Überreste bekannt wird. Verschiedenheiten des Wortschatzes und des Stils sind daher zwischen diesem Werke und der Gesammtheit der Lehrschriften zu erwarten. Und da der Autor hier weit mehr als sonst nach Eleganz und somit auch nach Mannigfaltigkeit des Ausdrucks strebt, so muß das Verhältnis der nur einmal oder selten gebrauchten Worte zu den häufiger verwendeten ein für die ersteren noch günstigeres sein. Einen Beleg für die Richtigkeit dieses Schlusses liefert der Dialog Eudemos, dessen erste 23 Zeilen nicht weniger als 4 oder 5 Aristotelische ἅπαξ λεγόμενα liefern. Vielleicht genügen diese Hinweise, um manche von der Verfolgung dieser ungesunden Forschungsrichtung abzuhalten.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 22. August. 1891. № 34.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. **A. Bauer**, a. o. Prof. in Graz, zum Prof. für alte Geschichte. — Dr. **Miadonski**, Privatdozent in Krakau, zum ord. Prof. für klass. Philologie an der Univ Freiburg, Schweiz.

Dr. **Corssen**, Gymnasiallehrer in Jever, ans Gymn. in Schöneberg versetzt. — Kandidat Dr. **Mauss** als ord. Lehrer in Wesel angestellt.

Emeritierungen.

Dr. **Giers**, Oberlehrer in Münstereifel.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Schäfer** in Schrimm. — Dr. **Brandis**, Lehrer an der Guerickeschule zu Magdeburg, 30. Juli. — Dr. **Richter**, Seminardirektor in Kreuzburg, 30. Juli, 64 J. — Prof. Dr. **König** vom Realgymn. in Leipzig.

Berichtigung.

In No. 29/30 Sp. 909 Zeile 13 von unten ist statt 'ethnographisches' zu lesen 'ethographisches'.

Zu No. 29/30. Sp. 901 ff.

Selbstverständlich liegt es mir völlig fern, mich mit F. Dümmler über die Prinzipien mythol. Forschung an diesem Orte verständigen zu wollen — ein Unternehmen, das bei der grundsätzlichen Verschiedenheit unserer Standpunkte voraussichtlich zu keinem Resultate führen würde — nur darauf möchte ich diejenigen Leser der Dümmlerschen Anzeige (Sp. 901 ff.), denen an einem tieferen Eindringen in die fraglichen Probleme gelegen ist, aufmerksam machen, daß man meinen mythol. Arbeiten m. E. nicht gerecht wird, wenn man sie nur nach den sehr summarisch gehaltenen Artikeln im Lexikon d. Mythol. beurteilt. Ich bitte daher alle, denen an einer gründlichen Beurteilung meiner übrigens auch von andern (z. B. Usener, Rh. Mus. 23 (1868) geteilten Ansicht über die Grundbedeutung der Hera gelegen ist, meine Untersuchung über „Juno und Hera" (Leipzig 1875) und vor allem meine kürzlich erschienene Schrift „Selene und Verwandtes" (Leipzig 1890) zu prüfen, wo die Deutung der Hera als Mondgöttin in größerem Zusammenhang, und weit eingehender begründet ist, als es im Lexikon geschehen konnte.

Wurzen. W. H. Roscher.

Zum Kuppelgrabe von Thorikos.

Herr Maximilian Mayer schreibt uns zu unserer No. 23 (Mykenisches) folgendes:

„Was Herr Staïs ausgegraben hat, ist 1) das von Milchhöfer bei seiner Reise 1887 gesehene kleine Kuppelgrab in der Einsattelung zwischen dem Berg und dem Hügel, welches in den letzten Zeiten geöffnet und geleert worden bis auf einige mykenische Vasenschalen, die ich auflas, und jene von Staïs erwähnten Gegenstände; 2) eine nahe dabei belegene Grube unbestimmten Charakters, in welcher

sich der viele Schutt aus dem 6.—5. Jahrhundert fand. Dasjenige Grab, auf welches ich im Herbst vorigen Jahres die Aufmerksamkeit der Ephorie lenkte und um dessenwillen besonders Herr Staïs nach Thorikos ging, wurde leider nicht wieder-aufgefunden. Es lag — wie ich auch den Ephoren angegeben — eine gute Strecke*) von jener Einsattelung entfernt, an dem Berge selbst, und war damals noch ziemlich intakt. Der Umkreis des Hügels, dessen Mitte eingesunken war, war deutlich erkennbar, ebenso wie wenige Schritte davon die Decke**) des Dromos, welche mit ihren schräg zusammenstoßenden Steinen an ihrer höchsten Stelle aus dem Erdreich hervorragte. Aufzeichnungen zu machen unterließ ich, teils um das Interesse der sich ansammelnden Umwohner für diesen Punkt nicht irgendwie zu verstärken, teils in der Hoffnung, daß es mir gelingen würde, eine baldige Ausgrabung dieses noch unbekannten Grabes zu veranlassen. Herr Staïs beabsichtigt nunmehr die Sache noch einmal in Angriff zu nehmen. Wahrscheinlich werden sich dann auch noch weitere Kuppelgräber hinzufinden. Aber allzu große Hoffnung würde ich auf die Qualität der Funde nicht setzen."

Wie sehr ich auch wünschte, daß Herr Mayer Recht hätte mit seiner Hoffnung auf noch andere Kuppelgräber zu Thorikos, als das von Milchhöfer gefundene, so bezweifle ich doch sehr, daß sie sich erfüllen wird. Gruppen von Kuppelgräbern sind bisher nur an dem Centrum der mykenischen Kultur, in Mykene selbst, gefunden worden. Nur an den Stätten größter Macht und größten Reichtums können wir mehrere solcher kostspieligen Anlagen voraussetzen.

Chr. B.

Programme aus Deutschland 1890.

(Fortsetzung aus No. 31/32.)

J. H. Schmalz, Erläuterungen zu meiner lateinischen Schulgrammatik. Gymn. zu Tauberbischofsheim. 32 S.

Der Herr Verf. begründet die allgemeinen Gesichtspunkte, die bei Abfassung seiner Grammatik maßgebend waren; kurze Grammatiken verlange unsere Zeit; doch die Kürzung dürfe keine prinziplose sein, dürfe aber auch nicht ausschließlich auf dem statistischen Prinzip beruhen. Psychologische Auffassung der Spracherscheinung heiße ein zweites Postulat, wissenschaftlicher Charakter ein drittes, doch im Mittelpunkt des ganzen Unterrichts stehe die Lektüre; ihr diene die Grammatik.

Th. Ingenbleek, In welchem Zusammenhang steht Platons Lehre von der ἀνάμνησις mit seiner Ideentheorie? Gymn. zu Sigmaringen. 9 S.

Plato läßt bekanntlich den Sokrates die Behauptung aufstellen, daß gewisse ethische Begriffe und sonstige Erkenntnisse implicite in der Menschenseele liegen; sie treten hervor, wenn die Seele sich ihrer erinnert. Im „Menon" beweist Sokrates diese Theorie durch ein drastisches Beispiel, indem er einen ungebildeten Sklaven durch bloßes Fragen (Erinnern) dahin bringt, aus sich selber ein Quadrat zu konstruieren, welches doppelt so groß ist, als ein gegebenes. Die Art des Zusammenhangs dieser ἀνάμνησις mit der Ideentheorie Platons formuliert Verf. in folgendem Satze: „Wie die Ideentheorie der Schlußstein und das Resultat der platonischen Erkenntnistheorie ist, so ist die Lehre von der Anamnesis der Grundstein und das Fundament derselben. Erkennen ist das Bewußtwerden der Ideen durch Wiedererinnerung".

F. Weck, Die epische Zerdehnung. Ein neuer Versuch, diese noch ungelöste Frage zu lösen. Lyceum zu Metz. 43 S.

Des Verf. Anschauung vom Digamma, als des springenden Punktes in der ganzen Frage, wirft die bisherige so ziemlich über den Haufen. Für das Schwinden des F giebt ihm die Aussprache des englischen w einen Anhalt: der Mund schwenkte demnach auf halbem Wege in die w-Stellung zur Bildung des folgenden Vokals ab, so daß statt eines vollständig ausgeprägten w nur ein halber Vokal als Ansatz dazu hervorkam, z. B. εἴκοσι und ἐείκοσι (= viginti), wo die zweite Form unbedenklich für die ältere zu halten ist, indem das ἐ- der halbe Vokal ist, der für den verkümmerten w-Laut herauskam. In der ersten Epoche wird dieser Laut mehr wie u geklungen haben, und so ist denn in einzelnen Fällen ein ὀ- hartnäckig haften geblieben (ὀ-ῖνος, ὀ-ῖκος = vinum, vicus; Ὀϊλεύς mit Nebenform Ἰλεύς).

E. Bernhardt, Zur Geschichte des Gymnasiums zu Weilburg. Festschrift zur Feier des 350jähr. Bestehens der Anstalt. Weilburg. 67 S.

Die Geschichte beschränkt sich auf die Zeit seit der Reorganisation des nassauischen Schulwesens im J. 1817. Damals besaß die Anstalt, als oberste Landesschule, eine bevorzugte Stellung, es war wie ein gymnasium illustre, eine Art Hochschule, in welcher schon in Sekunda Philosophie, Rhetorik, Altertumskunde etc. gelehrt wurde und das studentische Treiben zuweilen so überschäumte, daß disziplinshalber eine eigene Schulkommission, in welcher auch ein Hauptmann der Garnison Platz hatte, errichtet wurde. Wie hoch damals (in den 20er und 30er Jahren) die Ansprüche an die Schüler gestellt wurden, geht aus folgender Äußerung des Direktors Friedemann (1828—1840) hervor: „Die erste Klasse eines wohl eingerichteten Gymnasiums muß mit der Kritik bekannt werden, muß die Kommentare der Gelehrten verstehen und sich selbst helfen lernen". Als im J. 1844 zwei neue Gymnasien, zu Wiesbaden und zu Hadamar, eingerichtet wurden, begann die Anstalt allmählich zurückzugehen.

(Schluß folgt).

Entgegnung.

An R. Peppmüller's Anzeige meiner Ausgabe des Homerischen Hermeshymnus (s. No. 2, Sp. 645 dieser Wochenschrift) ist mir von vornherein selbstverständlich nicht sowohl das rätselhaft erschienen, warum er den kleineren Teil meiner Kollationsthätigkeit erwähnt, sondern vielmehr das, warum er den weit größeren Teil derselben gar keiner Erwähnung wert gehalten hat. Ob seine Antwort in No. 29/30 dieses Rätsel löst, mögen andere beurteilen.

Königsberg. Arthur Ludwich.

*) Schade, daß Herr Mayer nicht die Entfernung in Schritten abgezählt und die Himmelsgegend nicht angegeben hat! Das würde die Auffindung erleichtert haben. B.

**) Bisher war der von Milchhöfer entdeckte Bau der einzige, welcher einen nach oben zu dachartig sich zusammenneigenden Dromos hatte. Sonst ist von einer Decke des Dromos nirgends eine Spur vorhanden. Sollte wirklich ein zweites Exemplar in Thorikos vorhanden sein, so wird es ja auf die Dauer nicht verborgen bleiben können. B.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Homeri Ilias. Scholarum in usum edidit **Paulus Cauer.** Pars II; carm. XIII — XXIV. Leipzig 1891, Freytag. Editio maior: 404 S. 8. 3 M. 50 — Editio minor 351 S. 8. 1 M. 50.

Rasch ist auf die, Sp. 1 ff. dieses Jahrgangs angezeigte erste Hälfte der neuen Iliasausgabe die zweite gefolgt, welche wie die zweite Hälfte der Odyssee hinter dem Text noch Addenda und Corrigenda sowie einen Index nominum enthält. Die Corrigenda bieten auch eine Anzahl Verbesserungen zum Text und zur Praefatio der Odyssee. Der Index ist noch ausführlicher als der zur Odyssee und nimmt, da er auch entsprechend der für die Iliasausgabe überhaupt gewählten größeren Schrift viel splendider gedruckt ist, mehr als dreimal soviel Seiten ein als der Index zur Odyssee.

Es kann sich für uns hier nicht darum handeln, eine allgemeine Würdigung der Methode und der Leistungen Cauers an das Erscheinen dieses zweiten Teils anzuknüpfen. Ich verweise hierfür auf die oben angeführte Besprechung des ersten Teils. Wohl aber wird es gestattet sein, ein paar Einzelheiten zu erörtern, die mir beim Durchblättern der Ausgabe aufgestoßen sind, solche namentlich, die Cauers Stellung zur Überlieferung kennzeichnen. Ich beginne mit einer Bemerkung der Corrigenda.

Cauer hatte ω 28 πρῶϊ properispomeniert, Θ 530 πρωΐ oxytoniert geschrieben; im vorliegenden Bändchen kommt er für die dritte und vierte homerische Belegstelle Σ 277 und Σ 303 wieder auf πρῶϊ zurück und bemerkt in den Corrigenda: Θ 530 legendum πρῶι. Sicher mit Unrecht. Denn die Oxytonierung des attischen πρῴ fordert auch ein oxytoniertes πρωΐ, und dazu stimmt durchaus die wirkliche Überlieferung. Wohl sagt das Etymol. magnum 692,12 πρωΐ ὅπερ οἱ μὲν ποιηταὶ βαρύνουσιν οἷον πρῶϊ δ' ὑπῆοι — οἱ δὲ κοινοὶ καὶ Ἀττικοὶ καὶ Ἀθηναῖοι ὀξύνουσιν (vergl. 607,21 καὶ τὸ πρωΐ ἀναλογώτερόν ἐστι παρὰ τῷ ποιητῇ βαρυνόμενον), und auch Eustath sagt zu Σ 277 (S. 1142,55) τὸ πρωΐ πρῶϊ μάλιστά φασι οἱ παλαιοὶ τεχνικοί. Aber Herodian weiß von einer properispomenierten Form nichts. Und woher die betr. Nachrichten der Spätern stammen, und welchen Grad von Autorität sie besitzen, zeigt Apollon. de adv. 573,7 τούτῳ γὰρ τῷ λόγῳ (daß alle Adverbien auf -ι außer denen auf -τί zu barytonieren seien) καί τινες ἀνέγνωσαν τὸ πρῶϊ δ' ὑπηοῖοι ἐν βαρείᾳ τάσει. Der Circumflex beruht also lediglich auf Konjektur, und Cauer hätte hier wie anderswo wohl gethan, sich von der Autorität der andern neuern Herausgeber loszumachen und auf die echte Überlieferung zurückzugehen.

Auch sonst scheint mir Cauer zu viel unter dem Bann der Vulgata zu stehen. Der doch selbstverständliche Grundsatz, daß, wo der Aristarcheische oder auch nur der Herodianeische Text feststeht, dieser für uns durchaus Basis sein muß und die abweichenden Lesarten der Handschriften ihm gegenüber in der Regel zurückstehen müssen, scheint für Cauer nicht zu gelten. In einer beträchtlichen Zahl von Fällen findet man tadellose Schreibungen Aristarchs ohne Grund mißachtet. N 399 bietet Cauer αὐτὰρ ὅ γ' ἀσθμαίνων εὐεργέος ἔκπεσε δίφρου ohne Didymus' Anmerkung zu diesem Verse (Ἀρίσταρχος χωρὶς τοῦ γ „αὐτὰρ ὁ ἀσθμαίνων") auch nur der Erwähnung in der Adnotatio critica wert zu halten, obwohl auch Nauck das γ' bereits ausgeschieden hat. Cauer hat A 333. B 105. 107. Γ 379 αὐτὰρ ὁ vor folgendem vokalischem Anlaut ruhig stehen laßen. Warum nimmt er hier an dem sich bei der Aristarcheischen Lesung ergebenden Hiatus Anstoß? (Übrigens bin ich überzeugt, daß der ganz gesetzmäßige Hiatus hinter ὁ, speziell hinter αὐτὰρ ὁ, im ursprünglichen Homertext noch viel häufiger war, was ich hier nicht ausführen kann. Hiatisches ὁ wird ja auch durch ὤριστος Ω 384 = ὁ ἄριστος vorausgesetzt, während ich die Krasisform ωὑτὸς ἀνήρ E 396 wegen des unhomerischen Gebrauchs von ὁ αὐτός als falsch betrachten und die Schreibung οὗτος ἀνήρ, die dem Zusammenhang ganz angemessen ist, vorschlagen zu müssen glaube.)

Ebenso ist die Aristarcheische Lesart ohne zwingenden Grund verlassen z. B. N 358 in τοί für Aristarchs οἱ, N 367 in ἀπωσέμεν für Aristarchs ἀνωσέμεν, N 384 in ἦλθεν ἀμύντωρ für Aristarchs ἦλθ' ἐπαμύντωρ, Π 50 in ἥν τινα für Aristarchs εἴ τινα.

Herodians Autorität ist beiseite gesetzt mit der Schreibung νίσσομαι, in welcher Cauer freilich alle mir bekannten Herausgeber zu Genossen hat. Denn daß Herodian νίσομαι mit einfachem σ schrieb, geht aus Lentz 2,554 f. nebst der Anmerkung unwiderleglich hervor. Dazu kommt, daß der Venetus jedenfalls N 186. O 577. Σ 566. Ψ 76 und die Codices F. G. P. an sämtlichen Belegstellen der Odyssee einfaches σ geben. Auch andere gute Handschriften stimmen für einfaches σ, wie der Laurentianus des Sophokles, der Antigone 129 προσνισομένους, Oed. Col. 689 ἐπινίσεται schreibt, an welch beiden Stellen -νισσ- dann von den jüngern Handschriften in den Text eingeführt

wird. Dieses νισσ- der spätern Grammatiker, deren betr. Vota La Roche, Homerische Textkritik S. 316 ff., und Ebeling s. v. zusammengestellt haben, beruht wie dessen Bevorzugung durch die Neuern auf einer unwissenschaftlichen Abneigung gegen singuläre Formen. Wann wird man endlich dazu kommen, auch eigenartige Sprachthatsachen willig anzuerkennen? (Vgl. Bekker, Homerische Blätter 2,49.) Wer nicht blind sein wollte, mußte übrigens sehen, daß unser Verbum vermöge seiner Zugehörigkeit zu νέομαι νόστος ursprüngliches σ hat, also mit den Verben auf -σσω im grunde garnicht zusammenpaßt; νίσομαι steht für *νίνσομαι, das sich zu νεσ- gerade so verhält wie γίγνομαι zu γεν-.

Analoges gilt für εὐτείχεα Π 57, wo die meisten Handschriften, darunter A, εὐτείχεα, drei andere εὐτείχεον bieten, Cauer nach Thierschs und Naucks Vorgang εὐτειχέα schreibt. Und doch bezeugt Herodian nicht nur ganz ausdrücklich, daß ἡ τετριμμένη ἀνάγνωσις προπαροξύνει τὸ εὐτείχεα, sondern giebt sich auch, weit entfernt an der Überlieferung zu rütteln, redlich Mühe, die τετριμμένη βαρεῖα τάσις auf einen bestimmten Grund zurückzuführen. Warum sollten wir an εὐτείχης Anstoß nehmen, da es doch genug den Akzent zurückwerfende Komposita auf -ης giebt?

Besonderer Art ist Ν 10. Ξ 135 (Vgl. Κ 515. θ 285) das berufene ἀλαοσκοπίην. Cauers kritisches Verfahren liegt da besonders klar zu Tage. Er bevorzugt die handschriftliche Lesart ἀλαο- vor den beiden alexandrinischen Lesarten ἀλαός und ἀλαόν, und bei jener wiederum die schlechter bezeugte Paroxytonese -σκοπίην vor der besser bezeugten Oxytonese -σκοπιήν. Nun aber sind solche Attributivkomposita, deren erstes Glied ohne Schmälerung des Sinnes auch in selbständiger Adjektivform stehen könnte, bei Homer außerordentlich selten und die Kompositionsweise offenbar noch ganz in ihren Anfängen liegend. Zenodots ἀλαὸν σκοπιήν ist evident richtig. Es ist der einzige zutreffende Ausdruck, und die andern Lesungen lassen sich leicht daraus herleiten: bei engem Zusammensprechen mußte ἀλαὸνσκοπιήν ebenso gut zu ἀλαοσκοπιήν werden wie bei Homer *ἔνσπετε zu ἔσπετε, bei den Attikern συν-σκευάζειν zu συσκευάζειν und inschriftlich ἐν Σκαμβωνιδῶν zu ἐ Σκαμβωνιδῶν; das von Aristarch gewählte ἀλαοσσκοπιήν aber enthält in Wahrheit nicht, wie natürlich Aristarch selbst meinte, einen Nominativ ἀλαός, sondern steht mit attischem ἐσστήλῃ aus ἐν στήλῃ auf gleicher Linie. Und so erweist sich auch die von Bekker ausgemerzte Oxytonierung von ἀλαοσκοπιήν, die allerdings bei einem Kompositum unzulässig wäre, für uns als ein wertvoller Rest des Ursprünglichen.

Einer blinden Anbetung Aristarchs will ich somit nicht das Wort reden, am wenigsten da, wo seine Lesung dem Verdacht unterliegt, auf Verschlimmbesserung einer naturwüchsigen Korruptel zu beruhen. Ω 241 ist Aristarchs ὀνόσασθ' sicher falsch, da der Begriff „Tadel" hier absolut nicht zu brauchen ist, während die Variante οὔνεσθ', so ungeheuerlich diese Form ist, doch sich dadurch empfiehlt, daß sie das dem Sinn nach trefflich passende Medium von ὀνίνημι andeutet. Zudem konnte aus ὀνόσασθ' die Lesung οὔνεσθ' unmöglich entstehen, wohl aber einer, dem οὔνεσθε unverständlich war, auf das wenigstens verständliche ὀνόσασθε geraten. Fick hat erkannt, daß mit οὔνεσθ' d. i. ΟΝΕΣΘ nichts anderes als ὄνησθ' gemeint sei.

Ν 570 schreiben die Handschriften ὁ δ' ἑσπόμενος περὶ δουρὶ ἤσπαιρ' ὡς ὅτε βοῦς; Herodian zu Κ 246 bezeugt ὁ δὲ σπόμενος; endlich erwähnt Didymus die Variante ὁ δὲ σχόμενος, eine Angabe die durch Apollon. Soph. S. 148,13 σχόμενος περὶ δουρί· κατασχεθεὶς ἐπὶ τῷ δόρατι bestätigt wird. Soviel ich sehe, sind die neuern Herausgeber in der Bevorzugung von ἑσπόμενος, richtiger σπόμενος, einstimmig. Und doch verstehe ich nicht, was ἕπεσθαι hier soll, während σχόμενος περὶ δουρί durchaus ansprechend ist. Allerdings, wenn die Variante σχόμενος auch für Μ 395 f. ὁ δὲ σπόμενος πέσε δουρὶ πρηνής bezeugt wäre, wie Cauer z. d. St. behauptet, so verdiente dieselbe gar keinen Glauben, da wir hier die Bedeutung „folgend" notwendig brauchen. Aber die von Cauer angeführte Hesychglosse σχόμενος· περὶ δουρί· κατασχεθεὶς καὶ συλληφθεὶς ὑπὸ τοῦ δόρατος (die oben angeführte Glosse des Apollonius wird von ihm eigentümlicher Weise unerwähnt gelassen) geht, wie das περὶ (nicht πέσε!) doch deutlich zeigt, ausschließlich auf No. 570.

Nun sind freilich die beiden Stellen, ὁ δὲ σπόμενος πέσε δουρὶ πρηνής in Μ und ὁ δὲ σχόμενος περὶ δουρὶ ἤσπαιρ' ὡς ὅτε βοῦς in Ν, nicht unabhängig von einander entstanden, sondern die eine (ich will nicht entscheiden, welche) das Original der andern. Aber daraus folgt nicht, daß an beiden Stellen das gleiche participium medii stehen müsse. Bei der freien Umbildung der die Vorlage bildenden Stelle, die sich der Nachahmer auch im übrigen gestattet hat, konnte er gar wohl gemäß dem geforderten Zusammenhang an dem Partizip eine Änderung vornehmen. Gerade solche Ersetzungen einzelner Buchstaben, wodurch der Sinn modifiziert, der Klang festgehalten wird, finden sich bei den

homerischen Wiederholungen öfters. Man vergleiche, wie ζ 122 ὥστε με κουράων ἀμφήλυθε θῆλυς ἀυτή umgestaltet ist in καὶ τότε με κνίσης ἀμφήλυθεν ἡδὺς ἀυτμή μ 369, wo das femininale ἡδύς den Pfuscher bekundet. Man vergleiche auch θεῶν Θ 10 aus νεῶν O 348, νήσοισιν α 245 aus νήεσσιν K 214 u. s. w. — Die Ähnlichkeit der beiden Stellen hat dann später dazu geführt, daß σπόμενος auch X 570 Eingang fand und das richtige σχόμενος aus einem Teil der Überlieferung verdrängte.

Auf eine ausführliche Besprechung solcher Stellen, wo es sich nicht um die Wahl zwischen Varianten, sondern um die Frage handelt, ob überhaupt die Überlieferung festzuhalten sei oder nicht, will ich mich hier nicht einlassen. Ich bemerke nur, daß die willkürliche Ersetzung des überlieferten υ durch υι im Optativ von ἔδυν, δαίνυμαι λέλυμαι u. s. w., die Cauer auf Bekkers Autorität hin vorgenommen hat, aus einer zweiten Ausgabe wird weichen müssen, da man kein Recht hat, dem ältesten Griechisch die Kontraktion von derartigem, nicht einst durch einen Zwischenkonsonanten geschiedenen υι in υ abzustreiten. Ferner ist αὐταί Ψ 480 „eaedem“ festzuhalten und die in der Anmerkung fragweis vorgeschlagene Schreibung αὖ ταί verkehrt. Was Π 271 ὡς statt ὅς soll, verstehe ich nicht. Umgekehrt hätte P 216. Φ 209 die, wie mir scheint, sichere Verbesserung Θηρσίλοχος für Θερσίλοχος (Herwerden, Revue de philologie 2,196) Eingang finden sollen; denn bloß jene Namensform ist verständlich („qui feris insidiatur“), diese nicht. Auch durfte P 16 der häßliche Hiatus τῷ με ἔα κλέος ἐσθλόν nicht stehen bleiben. Und bei einem Herausgeber, der sich um die grammatische Durchforschung der attischen Inschriften verdient gemacht hat, ist es schwer zu begreifen, daß er noch immer das hellenistische οἰκτείρω statt des für die ältere Zeit allein in betracht kommenden οἰκτίρω und ὀλίζονες statt ὀλείζονες schreiben mag. Endlich wäre statt ἀμός das richtige ἄμμος auch aus pädagogischen Rücksichten zu empfehlen, da ἀμός ganz isoliert dasteht, dagegen ἄμμος sich schön zu ἄμμιν, ἄμμε gesellt.

Störendere Druckfehler sind mir in diesem Teil nicht aufgestoßen (in der Anm. zu Λ 191 lies Πηλείωνος). Aber aus der ersten Hälfte sei noch die Anmerkung zu I 278 genannt, wo ἐπήρατον statt des richtigen ἐπηράτου irre leitet.

Basel. Jakob Wackernagel.

J. Vahlen, In Platonis Phaedri locos quosdam quaestiunculae grammaticae. Berliner Lektionsverzeichnis für das Wintersemester 1890—1891. Berlin 1890, Akademie. 15 S. 4.

Der Außenstehende, der einen Blick auf unser philologisches Treiben wirft, dürfte sich gewissen Erscheinungen gegenüber vielleicht an die Geschichte von den beiden Archivaren erinnert fühlen, denen man nachsagte, sie hätten sich in die Archivarbeit derartig geteilt, daß der eine die Urkunden versteckte, der andere sie durch redliches Suchen wieder zu Tage förderte. Denn etwas von diesem Verstecken und Wiederfinden tritt uns, jetzt vielleicht noch mehr als früher, in der kritischen Behandlung der Texte entgegen und zwar nicht am wenigsten des Platonischen Textes, dem die vorliegenden trefflichen Bemerkungen Vahlens gelten. Gestützt auf die unleugbare Thatsache, daß der Platonische Text von Interpolationen nicht völlig frei ist, hat man durch Aussonderung von Worten und Sätzen dem Plato sein Eigentum öfter verkürzt, als ihn von wirklich fremder Zuthat befreit. Die Arbeit, das Versteckte wieder hervorzuziehen, ist in der Regel schwerer als die des Versteckens; sie so schlagend durchzuführen, wie es hier geschieht, wird nicht immer gelingen. Es ist die Stelle Phaedrus 260 E, die, nach Schleiermachers u. a. Vorgang von Schanz um zwei ganze Zeilen ärmer gemacht, von Vahlen wieder in ihr altes Eigentumsrecht eingesetzt wird. Daß dies mit umsichtiger Beachtung aller in Betracht kommenden Beziehungen geschieht, und daß auch die Kunst feiner und treffender Sprachbeobachtung daran ihren Anteil hat, daran hat uns der Verf. zu sehr gewöhnt, als daß es eines längeren Hinweises bedürfte. In letzterer Beziehung sei nur erwähnt, daß es sich namentlich um den Gebrauch von etwas auffällig eingeschobenen Wendungen mit φησί, wie hier φησὶν ὁ Λάκων, handelt, für die der Verf. zahlreiche treffende Beispiele beibringt.

Nicht minder dankenswert sind die Bemerkungen über die Homercitate im Protagoras 315 C ff, die mit nüchterner Auffassung des Gegebenen und von Plato Beabsichtigten mancherlei Deutungen zurückweisen, die in mehr oder minder geistreicher Weise mehr oder minder weitgehende Nebenbeziehungen in diesen sehr harmlosen Citaten erblicken.

Weimar. Otto Apelt.

Platons Gorgias. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **A. Th. Christ.** Wien und Prag 1890 Tempsky XXIV, 163 S. 8. 1 M.

Eine die üblichen Punkte besprechende Einleitung, ein deutlich und gut gedruckter Text mit einigen Abweichungen von dem Schanzischen und eine im Wesentlichen an Bonitz sich anlehnende Übersicht der Gliederung des Dialogs, wozu als Zugabe ein Stich der Porträtherme des Platon aus dem vatikanischen Museum kommt, das sind die Bestandteile dieser Ausgabe, die in der Schule ihre Dienste gleich manchen Vorgängerinnen leisten kann.

Weimar. Otto Apelt.

Sermonen des Q. Horatius Flaccus. Deutsch von **C. Bardt.** I. Teil. Zwölf Satiren. Das Buch von der Dichtkunst. Bielefeld u. Leipzig 1891, Velhagen u. Klasing. 125 S. 8. 1 M. 60.

Der zweite Teil der Bardtschen Horazübersetzung, die Episteln enthaltend, erschien bereits im Jahre 1886. Der Beifall, den dieser seitens der Kritik gefunden, wird auch dem vorliegenden Bändchen nicht versagt werden. Obschon es viel schwerer erscheinen muß, die Satiren des Horaz dem modernen Geschmack mundrecht zu machen als die Episteln, so hat sich doch auch an diesem spröden Stoffe die Kunst des Übersetzers vortrefflich bewährt. Die Sprache fließt leicht und glatt und entfernt sich im ganzen nicht zu weit vom Wortlaute der Vorlage. Der auf das sorgfältigste gefeilte, fein gebildete Ausdruck ist wohlgeeignet, uns von der vielgerühmten Urbanität im Plaudertone des Dichters eine richtige Vorstellung zu machen. Trotzdem ist er von Geziertheit frei und scheut sich nicht, gelegentlich auch eine Derbheit seines Originals wiederzugeben. Mit Ausnahme der fünften des ersten Buches (die Reise nach Brundisium), die in freieren Versen mit vier Hebungen geschrieben ist, zeigen alle Dichtungen den fünffüßigen, mit gepaarten Reimen versehenen Iambus, der auch mir für die Übertragung der Horazischen Sermonen viel geeigneter scheint als der Hexameter. Zweifelhaft kann es erscheinen, ob die Tendenz der Modernisierung nicht ab und zu den Übersetzer über die erlaubten Grenzen hinaus führt. Verse wie 'Doch fiel's ihm ein, so sang er sein Juchhe Vom großen bis zum zweigestrichenen C, Das erste Lied, wenn man zu Tisch sich setzte, Und beim Dessert noch lange nicht das letzte' scheinen mir die Einheit des Kolorits zu beeinträchtigen, zumal wenn man wenige Verse später liest: 'Toilette macht er, daß die Leute sagen: 'Im Dorfe lernt man nicht die Toga tragen; Nie kann er in den Faltenwurf sich finden, Noch Sohlenbänder ordentlich sich binden.' Doch dergleichen Disharmonien sind selten und stören wenig im Genuß des Ganzen. Ref. steht nicht an, die Bardtsche Horazübersetzung dem Besten beizuzählen, was die deutsche Übersetzungslitteratur bietet.

Berlin. W. Mewes.

M. Tullius Ciceros erste, vierte und vierzehnte Philippische Rede. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **E. R. Gast.** Leipzig 1891, Teubner. IV, 50 S. 8. 60 Pf.

Die 1. und 2. Philippische Rede sind oftmals zusammen, so von Koch-Eberhard, von Halm-Laubmann für die Schule bearbeitet herausgegeben und, wenn nicht gar die 2. allein bevorzugt wurde, am häufigsten unter den Philippischen Reden den Schülern als Lektüre vorgelegt worden. Die neueste Ciceroausgabe von A. Kornitzer hat bisher nur die 2. Rede gebracht; H. Nohl hat nur die 1., 2. und 3. „scholarum in usum“ textlich bearbeitet. Auch die 14. Rede fand sich schon in K. Fr. Süpfles oratt. select. (Karlsruhe 1853), und in C. F. W. Müllers, Eberhards, Hirschfelders und R. Klotz' oratt. sel. ist sie neben 1. und 2. zum Abdruck gekommen. Wenn Gast aber die in alter und neuer Zeit vielbewunderte 2. Rede von der Schullektüre ausgeschlossen zu sehen wünscht, so können wir ihm vollkommen recht geben; denn diese Schrift ist trotz der Vorzüge „hinsichtlich ihrer Form und Mache“ wegen ihres Charakters als Schmähschrift, wegen ihrer inneren Unwahrheit und wegen ihrer geschichtlichen Unwichtigkeit, da sie nur vom Bruch zwischen Cicero und Antonius, nichts vom Verlauf des Kampfes berichtet, nicht geeignet, dem Schüler erklärt zu werden, und erfordert mit ihrer Länge von 46 Kap. zu viele Zeit, die einem wichtigeren Stoffe gewidmet werden sollte. Sogar Fr. Aly, der neuste besonnene Verteidiger und maßvolle Panegyriker Ciceros (Cicero, sein Leben und seine Schriften. Berlin 1891, Gärtner) giebt nicht allzuviel auf den Wert dieser Rede und urteilt schließlich: „Ohne Zweifel gewährt die zweite Rede keine Befriedigung, wenn wir auch dem Temperament des Italieners und dem Groll des Gekränkten manches zu gute halten. Hätte Cicero sich mit dieser Scheltrede begnügt, so würden wir mit Bedauern von ihm scheiden. Er hat aber mehr gethan, er ist von Worten zu Thaten

übergegangen und hat an seinem Teile zu verwirklichen gesucht, was er gedroht hatte." Daher hat denn auch Herausg. gut daran gethan, nach der ersten Philippica solche Reden zu wählen, die dem Schüler den Cicero als den thatkräftigen Gegner des Antonius vor Augen führen bis zu dem Punkte, wo seine Beredsamkeit den Senat vermochte, den Antonius für einen Staatsfeind zu erklären und zu ächten. Man muß dem Herausg. zugestehen, daß die 4. Rede der 3. vorzuziehen ist, und daß alle Reden zwischen der 4. und 14. teils nur Schritte auf dem Wege zum Ziele, teils vergebliche Versuche, dahinzugelangen, bezeichnen. Unter diesen aber würde die 7. Rede noch sehr gut für die Schule sich eignen, „weil in keiner Rede Cicero seinem Vorbilde Demosthenes vielleicht näher gekommen ist, als in dieser so kurzen, aber so inhaltreichen und wuchtigen Ansprache" (Aly).

In textlicher Hinsicht bietet Gasts Ausgabe nichts Neues; sie ist wesentlich nach der Teubnerschen Textausgabe zu stande gekommen unter Benutzung auch anderweitiger Lesarten und unter Weglassung unverständlicher, sonst eingeklammerter Wörter an etlichen verderbten Stellen.

Was mir besonders an der Ausgabe gefällt, sind die zeitgemäßen kurzen Einleitungen und die meist sachlichen Anmerkungen, welche den Leser über Disposition, Gang und Zusammenhang der Reden und über das Historische und Antiquarische beraten, aber auch gebotenen Falls das Sprachliche und Stilistische berücksichtigen; freilich geschieht dies nicht in der sonst leider wohl noch üblichen Weise, wonach mit philologischer Akribie oder besser gesagt Mikrologie unter dem Texte zumeist alles andere weit eher gelehrt wird, als daß das Verständnis des Inhalts und der Absichten des Schriftstellers auch nur irgendwie gefördert und unterstützt wird, worauf doch Schulausgaben in erster Reihe Bedacht nehmen sollten.

Quedlinburg. Franz Müller.

Franz Fröhlich, Das Kriegswesen Cäsars. II. Teil. Ausbildung und Erhaltung der Kriegsmittel. 36 S. III. Teil, Gebrauch und Führung der Kriegsmittel. 136 S. Zürich 1890, F. Schultheß. 8. cplt. 4. M. 60.

Diese beiden Teile enthalten Fortsetzung und Schluß des von uns in dieser Zeitschrift 1890, Sp. 272 f. angezeigten und empfohlenen Werkes. Sie verdienen dieselbe Anerkennung wie der erste Teil, da sie gründliche Durcharbeitung der antiken Quellen sowie der modernen Litteratur, vorsichtige Abwägung bei Widerspruch der Meinungen und unverhüllte Offenheit in all den Fällen zeigen, wo sich nichts Bestimmtes behaupten läßt. Leider sind deren ziemlich viele, da Cäsar bekanntlich das, was seinen Zeitgenossen geläufig war, nicht erwähnt. Der zweite Teil, betitelt Ausbildung und Erhaltung der Kriegsmittel, enthält folgende Kapitel: 1. die Ausbildung der Mannschaften, 2. der Offiziere, 3. des kriegerischen Geistes, 4. die Ausbildung und Leistungsfähigkeit des Materiellen, 5. die Verpflegung der Truppen, 6. das Sanitätswesen, 7. die Ergänzung der Truppen, 8. die Erhaltung und Ergänzung der Tiere und des Materiellen. Der dritte Teil, welcher Gebrauch und Führung der Kriegsmittel behandelt, ist so gegliedert: 1. die Gefechtstaktik der Kohorte, 2. der Legionen, 3. besondere Gefechtsformationen der Legionsinfanterie, 4. die Taktik und Gefechtsthätigkeit der Hilfsvölker zu Fuß, 5. der Reiterei, 6. die Gefechtsleitung, 7. die Offensiv- und Defensivschlacht, 8. die Seeschlacht, 9. die Märsche, 10. die Flußübergänge, 11. das Lager, 12. die Feldbefestigungen, 13. der Festungskrieg, 14. die Grundzüge der Strategie. Besonders gefallen mir einige zusammenfassende Abschnitte wie „die Ausbildung des kriegerischen Geistes", „die Gefechtsleitung", „die Grundzüge der Strategie", die uns in anschaulicher Weise schildern, wie Cäsar in seine Aufgabe hineinwächst und sein Heer mit ihm. Abbildungen sind leider auch jetzt noch nicht beigegeben. Da inzwischen Oehlers Bilderatlas zu Cäsars Büchern de bello Gallico erschienen ist, so ist ja dieser Mangel weniger empfindlich; immerhin nehmen wir gern Notiz von der Schlußbemerkung, daß Verfasser und Verleger nicht abgeneigt sind, einen kleinen Atlas mit ausgewählten Illustrationen folgen zu lassen.

In den vorliegenden zwei Heften ist so manche Streitfrage erörtert worden. Es ist das stets rein sachlich geschehen, und, soweit ich über die einzelnen Punkte ein eigenes Urteil habe, in glücklicher Weise. So entscheidet sich Fröhlich gewiß mit vollem Recht für das Nebeneinander der drei Manipeln im Kohortenverbande und das Hintereinander der zwei Centurien desselben Manipels; die acies triplex versteht er mit Rüstow von drei Treffen hintereinander. Die dieser Auffassung anscheinend widersprechenden Stellen bei Frontin weiß er gut anders zu deuten. Er nimmt ferner mit Delbrück an, daß eine Gefechtstaktik mit Intervallen zwischen den Kohorten in derselben Reihe unmöglich gewesen sei, ist aber geneigt, Intervalle zwischen den Legionen anzusetzen. Über

die vielbesprochene Ablösung äußert er sich S. 165 so: „Wenn sich die Reihen des ersten Treffens einer Legion im hartnäckigen Kampfe lichteten, rückte das zweite Treffen vor und stopfte mit den einzelnen Leuten seiner drei Kohorten die Lücken der vier Kohorten des ersten Treffens, wo es nötig war . . . : wer fiel, wurde entfernt; gänzlich Ermattete und Leichtverwundete traten zurück, an deren Stelle sprangen frische Leute vor". „Massenablösungen", wie sie Giesing als denkbar geschildert hatte, hält er wohl mit Recht für ausgeschlossen. Wenn es S. 176 heißt „Größere Reitergefechte kommen nicht vor", so ist das bis zu einem gewissen Grade zutreffend; aber es hätte doch des Reitergefechtes VIII 17—19 an dieser Stelle gedacht werden können, das später unter einem andern Gesichtspunkte erwähnt wird. Das bekannte Manöver bei Ruspina wird einfach und anschaulich dargestellt. Vom Cäsarischen Lager wird, im Widerspruch zu Rüstow, gesagt, daß es der quadratischen Form näher kommt als dem Rechteck. Die Ausgrabungen bestätigen dies. Dann ist auch die Dreiteilung des Lagers aufzugeben. Die „Belagerung" schildert er mit gutem Grunde nach Stoffel, der auf diesem Gebiete mit manchem Aberglauben aufgeräumt hat. „Der Hauptzweck des förmlichen Angriffs", heißt es S. 247, „war das Herstellen einer Bresche". „Die notwendige glatte Bahn bot der Damm (agger), welcher nicht gegen die Mauerhöhe geführt wurde, damit die Sturmkolonne darauf vordringe, sondern gegen den unteren Mauerrand, um dort den Sturmbock wirken zu lassen."

Die Ausstellungen und Zusätze, welche ich zu machen habe, sind sehr geringfügig. S. 103 spricht Fr. richtig von „Sommerstunden", ohne freilich deren Länge auszurechnen; S. 234 behauptet er aber, daß die Nacht von abends 6 Uhr bis morgens 6 Uhr in vier vigiliae eingeteilt gewesen sei, während er von der Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang hätte reden sollen. S. 120 vertritt er die Lesart cippi=Spitzsäulen, Leichensteine, die mir trotz Rud. Schneiders Verteidigung nicht richtig zu sein scheint; ich lese mit Kraner cirri= Krausköpfe (vgl. Phil. Rundschau II 688). Daß 'ad equum rescribere' thatsächlich bedeute „unter die Reiter versetzen" läßt sich wohl nicht nachweisen. — 'intercepta pila remittere' erklärt er S. 121 so: 'Daß die Pilen vor dem Eindringen in den Schild oder Körper von gewandten Gegnern aufgefangen und sofort wieder zurückgeworfen wurden'. Sollte das möglich sein? Sie sind doch wohl bloß mit dem Schilde aufgefangen worden. — Daß Afranius und Petrejus (S. 127) für 22 Tage Getreide mitnehmen, ist allerdings nicht wahrscheinlich. Ich schreibe an der Stelle XVII statt XXII und erreiche so die Zahl von Tagen, welche auch von Fröhlich als die gewöhnliche für das „Brotfassen" bezeichnet wird. — Wenn es S. 135 heißt: „Menge setzt den jährlichen Abgang für die Normallegion (wegen absolvierter Dienstzeit) zu 300 Mann an", so muß ich doch hinzufügen, daß das bloß Ergebnis einfacher Berechnung ist; denn an historischen Unterlagen scheint es durchaus zu fehlen. — Das Bild, welches er (S. 211) nach Rud. Schneider vom Übergang über den Sikoris giebt, ist wohl nicht zutreffend. Ich glaube, Schneider hat selbst seine Darstellung gegenüber der neueren bei Stoffel zurückgezogen (vgl. Berl. Gym. Zeitschr. 1890, 87). — Die Rheinbrücke wird nach meiner Darlegung im Philologus XLIV, 279—290 behandelt; nur, daß quantum . . distabat sich auf die Entfernung vom obern Pfahlende bis zu dem ersten Querriegel bezieht, hat Fr. nicht angenommen. Das Hinterthor heißt bei Cäsar stets decumana porta, nicht umgekehrt (229), und entsprechend ist von praetoria porta zu reden. praesidium (235) läßt sich oft mit „Schutztruppe" verdeutschen.

Das Buch ist gefällig ausgestattet und übersichtlich gegliedert, sodaß man es gern zur Hand nehmen mag und sich leicht darin zurecht finden kann. Vielleicht ließe sich auf einer leer gebliebenen halben Seite noch eine Übersicht der Stellen geben, welche ausführlich behandelt worden sind.

Halle a/S. Rud. Menge.

Commentationes Fleckeisenianae. „Alfredo Fleckeiseno natalicia septuagesima gratulantur collegae Dresdenses". (Mit dem Bildnis Fleckeisens in Lichtdruck.) Leipzig 1890, Teubner. VI, 300 S. gr. 8. 6 M.

Unter den jetzt lebenden deutschen Philologen zählen wohl wenige einen so ausgebreiteten Kreis von persönlichen Freunden und Verehrern wie Alfred Fleckeisen. Als Autorität auf dem Gebiete des alten Latein längst anerkannt, als langjähriger und musterhafter Herausgeber einer der verbreitetsten philologischen Zeitschriften keinem Fachgenossen fremd, ist er doch in seiner seltenen Eigenart nur denen vertraut, die das Glück hatten, mit ihm in persönliche Berührung zu treten. Wer je den stets heiteren Greis im langen Silberhaar, mit den durchfurchten Zügen, den klug und freundlich blitzenden Augen aufgesucht und unter

seinen hochgetürmten Bücherschätzen zwanglos plaudernd ihm zur Seite gesessen, wer seine anspruchslose und uneigennützige Hingabe an die Wissenschaft, seinen lauteren und milden Sinn kennen lernte und dabei doch das φιλοκαλεῖν ἄνευ μαλακίας in seinem Urteil beobachtete, wie es das unparteiische Amt des Kritikers und Redaktors erfordert, der fühlt sich immer aufs neue zu ihm hingezogen und ehrt ihn aus Überzeugung mit den Worten des Widmungsgedichtes, das der von uns anzuzeigenden Sammelschrift vorgesetzt ist:

amicis,
Quo non orbis habet fideliorem,
Quem patrem veluti colunt minores,
Aequales redamant habentque carum,
Quis unquam licuit revisere illum,
Omnes undique quem petunt amici
Noti nominis angulum hospitalem.

Am 29. Sept. v. J. feierte Fleckeisen seinen siebzigsten Geburtstag. Achtzehn Dresdner Philologen hatten sich vereinigt, ihm an diesem ersten Geburtstag, den er in der Muße des Ruhestandes verlebte, ein Denkmal ihrer Verehrung zu stiften. Wie er selbst einst, der treue Freund Ritschls, in trefflicher Weise die *Symbola philologorum Bonnensium* redigiert hat, eines der hervorragendsten Werke unter den im Laufe der Zeit zahlreich gewordenen Jubiläumsschriften, so erfreute man ihn nunmehr mit ähnlicher Gabe, die natürlich einen weit größeren Umfang angenommen hätte, wäre man nicht genötigt gewesen, den Kreis der Beisteuernden abzugrenzen und ihn auf die in Fleckeisens Wohnsitz vereinigten älteren und jüngeren Freunde zu beschränken.

Das reichhaltige Bändchen legt wie von der aufrichtigen und allseitigen Sympathie, die der Gefeierte im Kreise der ehemaligen Amtsgenossen genießt, so auch von der eifrigen Pflege philologischer Studien in Sachsens herrlicher Hauptstadt ein schönes Zeugnis ab. Das Palladium der Antike wird in Elbflorenz treu gehütet zum Heile der Wissenschaft und der Jugendbildung: es giebt in ganz Deutschland keine universitätslose Stadt, in der sich eine so stattliche Schar selbständig und erfolgreich forschender Philologen zusammen findet wie in Dresden. Es ist heute an der Zeit, inmitten der ringsum widerhallenden Kassandrarufe über Unbrauchbarkeit und Verfall der Altertumswissenschaft eine so erfreuliche Thatsache hervorzuheben. Hier bestätigen sich die pessimistischen und zum großen Teil einsichtslosen Behauptungen nicht, die neulich sogar in einer Gießener Rektoratsrede: „Über den philologischen Unterricht" vor dem versammelten Lehrkörper einer Universität ausposaunt worden sind.

Zweck dieser kurzen Anzeige kann es nicht sein, auf den Inhalt der siebzehn Aufsätze näher einzugehen. Er ist sehr verschiedenartig. Auf das Gratulationsgedicht von O. Stange in zierlichen Hendekasyllaben folgen kritische Bemerkungen zu Äschylus' Agamemnon von W. Gilbert (S. 1—8). F. Giesing handelt über den Ausgang des Sophokleischen „König Ödipus" und die Aristotelische Katharsis (S. 9—36). F. Polle giebt Besserungs- und Erklärungsversuche zu Euripides (S. 37—58), M. Wohlrab Bemerkungen über die handschriftliche Überlieferung des Platonischen Theätet (S. 59—65), H. Uhle Exegetisches und Kritisches zu Platons Symposion (S. 67—79), F. Hultsch Coniectanea zu Polybius (S. 81—92). Daran schließen sich Abhandlungen von K. Manitius über Inhalt und Darstellung der Isagoge des Geminos (S. 93—119) und von Th. Büttner-Wobst über die Abhängigkeit des Geschichtsschreibers Zonaras von den erhaltenen Quellen (S. 121—170). Th. Hasper steuert Marginalien zum Miles des Plautus bei (S. 171—186); E. Lincke bespricht Ciceros Beweisführung in der Rede pro Roscio Amerino (S. 187—198); Th. Opitz erörtert Stellen aus Frontin (S. 199—203); H. Dunger aus Dictys-Septimius (S. 205—209), F. Rudolph handelt über Larensius, den Wirt bei Athenäus (S. 211—219), O. E. Schmidt liefert nach Ciceros Briefen an Atticus eine Studie über Faberius, einen Parteigänger Cäsars (S. 221—245). Es folgen Besprechungen des „Theaters" in Olympia von F. Poland (S. 247—256), des „Schönen Vorgebirges" in den karthagisch-römischen Verträgen von O. Meltzer (S. 257—270); den Schluß des Sammelbandes bildet: In Ponerolycon, die Ausgabe eines unveröffentlichten lateinischen Schmähgedichtes des Tito Vespasiano Strozza, von R. Albrecht (S. 271—294).

Leipzig. J. Ilberg.

M. Zöller, Grundriß der Geschichte der römischen Litteratur. Münster 1891, Schöningh. XII, 343 S. 8. 3 M. 60.

Dieser Grundriß bildet einen Teil der „Sammlung von Kompendien für das Studium und die Praxis", welche im Schöninghschen Verlag erscheint, und hat daher die Aufgabe, „die wissenschaftlichen Ergebnisse in einem praktisch brauchbaren Kompendium zusammenzufassen", — „in möglichster Vollständigkeit und zugleich in klarer und knapper

Form"; die Darstellung wird also eine gewisse Mitte zwischen einer eigentlich wissenschaftlichen Litteraturgeschichte und einem praktischen, für einen weiteren Kreis bestimmten Handbuch einnehmen. Hierbei kommt es nun besonders darauf an, was als „zur möglichsten Vollständigkeit" gehörig angesehen wird; es wird sich hier ein gewisses subjektives Belieben in der Auswahl des Stoffes nicht vermeiden lassen, und so wird denn auch mancher Leser dieses für überflüssig halten, jenes vermissen. Für beides mögen einige Beispiele angeführt werden. S. 26 wäre in erster Linie der Mangel der Römer an poetischer Begabung hervorzuheben, die Bemerkungen über die römischen Eroberungen wären zu entbehren, wie auch S. 27 der Satz über die wachsende Sittenlosigkeit. S. 31 f. würde man einige Überreste von Liv. Andr. lieber sehen als verschiedene der dastehenden Notizen. S. 38 dürfte auch etwas von den Zeugnissen Späterer, besonders Ciceros, über Ennius gesagt sein. S. 97 ff. und 107 ff. ist eine breite Erzählung des Lebens und der politischen Laufbahn Ciceros gegeben, welche füglich entbehrt werden könnte, während man z. B. S. 56 eine Notiz über die argumenta des Sulpicius Apoll., S. 65 über die Sprache des Pacuvius vermißt. Auch an schiefen oder unrichtigen Angaben fehlt es nicht; doch ist zuzugeben, daß in solchen Dingen mitunter auch der individuelle Geschmack mitspricht. S. 30 sollte es heißen: „nur das ernste Drama" u. s. w., nicht Drama überhaupt; S. 40 fehlt eine scharfe Trennung von togata und palliata; S. 42 ist die Vergleichung des Prologs und der Parabase nicht zutreffend, auch fehlt hier eine Bemerkung über die Einteilung der Stücke in Scenen. S. 67: „allen dreien (Epos, Lehrgedicht und Satire) ist die Beschäftigung mit dem Leben und den Zuständen der Gegenwart oder unmittelbaren Vergangenheit eigentümlich" — auch dem Epos? S. 72: „Das Charakteristische an den Satiren des Lucilius ist die Kritik der öffentlichen Zustände" ist zum mindesten mißverständlich. S. 81 wird von dem Urteil Ciceros über Sisenna nur der günstige, nicht aber der ungünstige Teil angeführt. S. 83 könnten über Antonius und Crassus noch andere, wichtigere Momente beigebracht werden aus Cic. de Or. Daß die Rede de imperio Gn. Pompei wirklich „die nach Disposition, Ausführung und Darstellung hervorragendste unter den Ciceronischen Reden ist" (S. 114), dürfte nicht allgemein zugegeben werden, selbst wenn man bloß die Form ins Auge faßte. Kann man von Phil. II sagen, sie habe „auf die Massen gewirkt" S. 122, wenn sie doch nur ein schriftliches Produkt war? S. 144 wird als charakteristisch für die Geschichtschreibung eines Cäsar, Sallust u. a. „das rhetorische Gepräge" genannt: paßt das auf Cäsars Stil omni ornatu velut veste detracta? Daß Sallust das Verdienst Ciceros zu sehr zurücktreten lasse S. 154, kann man doch wohl nicht sagen; auch ist es schief, als Zweck von Sall. Cat. die Vorführung „des sittlichen Verderbens der römischen Welt" zu bezeichnen. Wenn S. 201 bemerkt wird, „Horaz sei gleich Vergil von Augustus für die Idee gewonnen worden, zur Wiederbelebung des altrömischen Geistes durch seine Dichtungen beizutragen", so ist dem Dichter doch die eigene innerliche Beteiligung zu sehr abgesprochen; überhaupt ist das Urteil: „Horazens Lyrik ist selten der Gegenstand innerlichster Empfindung" ungerecht; beweisen läßt sich hier freilich nicht immer, jedenfalls hat aber die Lyrik des Horaz verschiedene Töne und verschiedene Stufen der Entwicklung. Bei Ovid wird die gewöhnliche Rüge wiederholt, daß er sein Exil „unmännlich und würdelos" ertragen habe: man schicke doch einmal einen so gestrengen Censor auf acht Jahre nach Jakutsk, und man dürfte begierig sein, wie seine Tristia lauten. Daß aber auf die Lebensführung des Dichters gerade aus seinen erotischen Gedichten sich nicht schließen lasse, ist doch wieder eine gar zu milde Auffassung. Bei Livius S. 229 sollte doch über das mangelhafte Verständnis mancher Sachen wie namentlich des Ständekampfs etwas bemerkt sein. Man könnte noch manches derart anführen und dürfte also wohl sagen: der Verf. giebt vieles, mitunter auch zuviel; aber etwas mehr kritische Sichtung wäre nicht vom Übel. Die Anführung der Handschriften ist erwünscht; sonst aber herrscht in den bibliographischen Angaben und Citaten keine Gleichmäßigkeit: sie sind bald mehr, bald weniger vollständig. Daß Teuffel, Ribbeck u. a. so sehr oft citiert werden, wäre auch nicht gerade nötig; so brauchte z. B. S. 95 für die Angabe, daß Corn. Nepos u. a. aus Oberitalien stammten, der Teuffel nicht beschworen zu werden: man weiß ohnedies gewöhnlich, woher die Angaben rühren. Daß aber Verf. solche Autoritäten stets berücksichtigt, soll natürlich kein Tadel sein, das ist selbstverständlich. — Man kann sich überhaupt aus dem Buch über das Meiste in genügender Weise belehren, und Lesern, denen der Gegenstand nicht fremd ist, wird dasselbe gute Dienste leisten; doch wäre eine sorgfältige Überarbeitung bei einer zweiten Auflage zu empfehlen. Auch an Druckfehlern u. dgl. fehlt es nicht. S. 19 Thurcysen st. Thur-

neysen; 56 Publicus st. Publius; 26 soll Fescenninenscherz eine Konsequenz der Etymologie sein? 28 Statius, Caecilius st. Statius Caecilius, ohne Komma! 72 comedia; 80 Licinus Macer; 91 „die kulturellen Verhältnisse“ — wohl st. „kulturelle“, was S. 120 steht, aber nicht viel besser ist; 93 „Hellentum“; 133 Sullust; 134 Cicero; 154 Johns st. John; 198 „Jakob, Horaz und seine Feinde“; 209 „Teuffel, Charakteristik des Horaz 1861“; vielmehr 1842 und 1864; 210 Bender st. Binder, Österlin st. Österlen; 247 Mützel st. Mützell u. a. Die Orthographie ist nicht immer korrekt, z. B. Jupiter, scena.

Ulm. H. Bender.

Emil Reisch, Griechische Weihgeschenke. (Abhandlungen des archäol.-epigraphisch. Seminars d. Universität Wien, herausgeg. von O. Benndorf und R. Bormann. VIII). Wien 1890, Tempsky. Mit 14 Abb. im Text, 8. 7 M. 80.

Der Zweck, für welchen ein Künstler arbeitet, die Anschauungen, in denen er lebt, oder denen er sich unterwerfen muß, die Sitte, an welche er gebunden ist, bedingen und beschränken mannigfach die Entfaltung der individuellen schöpferischen Kraft. Es ist daher für das richtige Verständnis der Erzeugnisse griechischer Kunst, für die richtige Verwertung der monumentalen Überreste und der litterarischen Quellen von größter Wichtigkeit, die allgemeinen Verhältnisse und speziellen Bedingungen festzustellen, unter welchen die Entstehung der verschiedenen Kunstschöpfungen zu denken ist. Eine zusammenfassende Betrachtung größerer Gruppen von solchen ist dabei von vornherein selbstverständlich.

In der vorliegenden Schrift ist der Anfang gemacht für eine solche Gruppe von Erzeugnissen griechischer Kunst und griechischen Kunsthandwerks, für die Weihgeschenke, durch planmäßige Darlegung der Bedingungen, unter welchen sie entstanden sind, die wissenschaftliche Forschung auf eine neue gesicherte Grundlage zu stellen. In dem einleitenden Abschnitt behandelt der Verfasser den Ursprung des Weihgeschenkes bei den Griechen, entwirft eine kurze Geschichte seiner Entwickelung bis zu dem Höhepunkt im fünften Jahrhundert, wo die vollkommene Harmonie zwischen religiösem Gehalt und äußerer Form gefunden war, des weiteren Ausbaues zu immer größerer Mannigfaltigkeit sowie des allmählichen Verfalles bis zum gänzlichen Erstarren der Form in der Zeit, wo das Weihgeschenk fast allein noch der Selbstverherrlichung des Stifters unter religiösem Scheine diente. Nach Erörterung der dem Gebrauche, den Göttern Weihgeschenke darzubringen, zugrunde liegenden anthropomorphischen Anschauungen von der Gottheit zeigt der Verfasser, wie die verschiedenen Vorstellungen der Stifter in der Wahl der Weihgeschenke zum Ausdruck gelangen, wie man allmählich vom Wertanathem, dem Anteil, welchen der Weihende von dem ihm zu teil gewordenen Gewinn der Gottheit als schuldigen Dank, aber zugleich mit der Bitte um Gewähr neuen Gewinnes darbringt, zu Anathemen ideellen Gehaltes fortschreitet, wie mit der Ausbildung höherer Begriffe von dem Wesen der Gottheit der ideelle Wert den materiellen mehr und mehr überwiegt. Für die Wahl der Weihgeschenke ist damit ein weites Gebiet eröffnet, auf welchem die individuelle Denkweise des Stifters und des Künstlers freien Spielraum hat. Bald sind es Abbilder des Gottes selbst, Darstellungen seiner Thaten, seiner Lieblingstiere und Attribute, Darstellungen von Kulthandlungen irgend welcher Art, bald liefern die Ereignisse, welche die Weihung veranlaßt haben, den Stoff zum Anathem in mehr oder minder deutlichen Symbolen, bald dienen endlich die Gegenstände, mit denen der Gewinn errungen ist, die Waffen des Siegers, die Werkzeuge des Handwerkers, das Gerät des Agonisten, als Weihgeschenke. Bei ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit und Ungewißheit hat der Verfasser es mit Recht vermieden, diese Beziehungen zwischen dem Vorstellungskreis des Weihenden und der Wahl des Weihgeschenkes zum Einteilungsprinzip zu machen, sondern eine rein gegenständliche Gruppierung vorgezogen (Darstellungen der Gottheit und alles, was mit ihr im Zusammenhang steht, Darstellungen aus dem menschlichen Leben und Darstellungen von Gegenständen menschlichen Besitzes), welche sich in der Anwendung, wie mir scheint, recht gut bewährt hat.

In den Behandlungen des Einzelnen hat der Verfasser sich auf die grosse Gruppe der agonistischen Anatheme beschränkt, um an ihnen darzulegen, „wie unter dem Einfluß einer gleichartigen Veranlassung jene allgemeinen Ideen und Formen verwendet und verwandelt werden.“ Bei Besprechung der agonistischen Anatheme aus der ersten Klasse, der Darstellungen aus dem göttlichen Kreis, sind den sogenannten kitharödischen und Ikariosreliefs eingehende Betrachtungen gewidmet. Die Vorbilder der ersteren hält der Verfasser für Anatheme musischer Sieger in den pythischen Agonen in Delphi. Die letzteren nach Ausscheidung des bekannten Reliefs im Louvre (Verquickung mit dem Totenmahl) für Anatheme siegreicher Dichter. Unter den Anathemen der

zweiten Klasse nehmen die Siegerstatuen die erste Stelle ein. Mit Nachdruck wird der anathematische Charakter der olympischen Siegerstatuen betont, worin ich dem Verfasser durchaus beistimme. Nachdem man anfangs nur Motive ganz allgemeiner Geltung zu Siegerstatuen verwendet hat, wird weiterhin charakteristisches Beiwerk hinzugefügt und schließlich mit Benutzung der Bewegungsmotive jene Fülle lebensvoller Gestalten geschaffen, deren Mannigfaltigkeit die monumentale und litterarische Überlieferung mehr ahnen als überschauen läßt. Innerhalb der dritten Klasse erscheinen vor allem die von agonistischen Siegern so oft geweihten Siegespreise, daneben, sei es im Urbild, sei es in Nachbildung, alles, was zur Erreichung des Sieges gedient hat, die Wagen und Rosse, die Disken und Halteren, die Masken und Musikinstrumente.

Bei der Betrachtung der agonistischen Weihgeschenke mußte der Verfasser sich auf die Erwähnung der wichtigsten Typen und einzelner charakteristischer Beispiele, die recht geschickt ausgewählt sind, beschränken. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, wenigstens das Hauptbeispiel für einen Typus, die Preisdreifüße der attischen Phylenchöre, wie im 3. Abschnitt geschieht, einer genauen Betrachtung zu unterziehen. Ausgehend von der Geschichte der dithyrambischen Choraufführungen in Athen werden die feststehende Form und die ebenso feststehende Größe der vom Staate gelieferten choregischen Dreifüße des fünften und vierten Jahrhunderts bestimmt, die späteren Veränderungen erörtert und gezeigt, wie der Ehrgeiz der zur Weihung ihrer Preisdreifüße offiziell verpflichteten siegreichen Choregen darauf gerichtet war, dieselben möglichst glänzend aufzustellen und prächtig auszuschmücken. Mit Sicherheit läßt sich verfolgen, wie man von der einfachsten, schlichtesten Art der Aufstellung stufenweise zu immer anspruchsvolleren Formen gelangt ist. An die Stelle der schmucklosen niedrigen Steinbasis treten mit Reliefs verzierte dreiseitige Bathra, von denen eine Anzahl, die im Original oder in Kopien erhalten sind, nachgewiesen werden, und seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts jene tempelartigen Bauwerke, deren schönstes und berühmtestes Beispiel das Lysikratesmonument ist.

Als Seitenstück zu diesem Abschnitt bietet endlich das vierte Kapitel eine Untersuchung über die Weihgeschenke der scenischen Choregen, die frei von offiziellem Zwang volle Freiheit in der Wahl ihrer Anatheme hatten und demgemäß Malerei, Plastik und Architektur nach- und nebeneinander in Dienst nahmen. So kehren denn hier alle jene Typen wieder, welche bei agonistischen Weihungen allgemein Verwendung gefunden haben. Aber gerade hier lag es für den Choregen, den Dichter und den Künstler nahe, in dem Weihgeschenk das veranlassende Ereignis durch Andeutung des siegreichen Stückes unmittelbar zum Ausdruck zu bringen. Nach der Anschauung des Verfassers — und mir scheint der Gedanke außerordentlich glücklich — vollzieht sich unter dem Einfluß des Anathems scenischer Sieger in der Zeit der großen Tragiker der Umschwung in der griechischen Malerei, die ehedem ihre Vorwürfe dem Epos entlehnt und nunmehr dramatischen Scenen den Vorzug giebt. Auch die Plastik tritt in den Dienst der dramatischen Sieger, und der Verfasser hat in scharfsinniger Erörterung einleuchtend nachgewiesen, daß die berühmten Werke attischer Bildhauerkunst des fünften Jahrhunderts, das Orpheusrelief, das Peliadenrelief und das Relief Torlonia (Herakles, Theseus, Peirithoos) choregischen Weihungen aus der Blütezeit der attischen Tragödie ihre Entstehung verdanken. In diesem Abschnitt teilt der Verfasser auch einige bisher unveröffentlichte Monumente nach Zeichnungen Gilliérons mit, ein Relief aus Koropi in Attika, auf welchem der Choreg mit seinen 15 Choreuten beim Epinikienopfer vor Dionysos dargestellt ist, also ein der ersten Klasse nach Reischs Einteilung angehöriges Werk, und zwei Maskenreliefs aus dem athenischen Theater, die als Nachbildungen des Werkzeuges in der dritten Klasse aufgeführt werden.

Diese Übersicht wird genügen, eine Vorstellung von dem reichen Inhalt der vortrefflichen Schrift zu gewähren. Ich will offen gestehen, daß ich das Referat über dieselbe, einem besonderen Interesse zu lieb, in der Voraussetzung übernommen hatte, dem Titel gemäß in dem Buche eine gleichmäßige Behandlung aller griechischen Weihgeschenke, insbesondere also auch der großen Gruppe der aus Anlaß politischer Vorgänge von ganzen Gemeinden oder einzelnen Personen gestifteten Anatheme zu finden. Aber wenn ich mich auch in dieser Hoffnung getäuscht habe, so bin ich doch durch die auf das agonistische Gebiet beschränkten Untersuchungen des Verfassers ganz und gar nicht enttäuscht. Sie beruhen auf fleißiger, sorgfältiger Sammlung des Materials, gründlicher Kenntnis der Monumente; der Verfasser beherrscht seinen Stoff, ist zu vollkommener Klarheit durchgedrungen, hat kühne Hypothesen und willkürliches Herbeiziehen nicht zugehöriger Dinge glücklich vermieden. Die Dar-

stellung endlich läßt nichts zu wünschen übrig: sie ist durchaus nicht eintönig, was besonders anerkannt werden muß, weil der Verfasser lange Übersichten über Typenreihen zu geben hatte und nur stellenweise, wie in dem schönen Abschnitt über die drei attischen Reliefs, die Untersuchung in der Form logisch gegliederter Diskussion führen konnte. Wir können die Schrift allen Fachgenossen zu gründlichem Studium empfehlen und hoffen, daß entweder der Verfasser selbst seine Studien fortsetzen wird, oder daß sich andere dem gegebenen Beispiel anschließen werden.

Freiburg i. B. Ernst Fabricius.

Wilhelm von Hartel, Über Aufgabe und Ziele der klassischen Philologie. Inaugurationsrede (13. Oktober 1890). 2. Aufl. Wien 1890, Tempsky. 36 S. 8. 75 Pf.

Diese von einem Österreicher verfaßte Rede ist ein erfreuliches Zeichen dafür, wie aufrichtig und warm unsere deutschen Bundesgenossen an der Donau die wissenschaftlichen Leistungen Deutschlands auf dem Felde der klassischen Philologie anerkennen.

Der Verfasser geht von der Reorganisation der österreichischen Hochschulen aus, wie sie sich im Jahre 1848 unter dem Ministerium des hochsinnigen Grafen Leo Thun vollzog, dem dabei Exner und Bonitz Berater waren. „Das Prinzip, nur das unmittelbar Nützliche in kärglichem Ausmaß zu lehren, das wie Mehltau das Leben der österreichischen Universitäten entkräftet hatte, war der Sonne einer neuen Zeit gewichen.“ Die bereits erprobten Einrichtungen der deutschen Hochschulen gaben die Muster für die Neuordnung der österreichischen ab. Bald trug die Aussaat reichliche Früchte, und Österreich konnte seinen Bedarf an Lehrern für Hochschulen und Gymnasien aus eigenen Mitteln decken.

Für Österreich, das an dem großen Aufschwunge des Kulturlebens seit c. 1750, wie ihn Deutschland erlebt hatte, nicht teil genommen, begann die klassische Philologie in der Gestalt, wie sie sich durch den Kampf der Formalisten und Realisten, der Schulen G. Hermanns und A. Böckhs, in der Mitte unseres Jahrhunderts gestaltet hatte. In Österreich hat es zwar nicht an warmen Verehrern des Altertums gefehlt; aber es besaß weder einen Herder, noch Wilhelm von Humboldt. „Es war nicht, wie in Deutschland, in breitere Schichten des Volkes die Überzeugung gedrungen, daß durch verständnisvolle Aneignung alles Großen und Schönen, das die alte Welt gedacht und geschaffen, der Kulturschatz der Nation zu erhalten, zu sichern, zu mehren sei.“

Trotzdem kann Hartel auch für Österreich jetzt auf solche bedeutungsvolle Ergebnisse hinweisen. Die Österreicher haben an dem Klein- und Großbetrieb der klassischen Philologie erfolgreichen Anteil genommen. Es sei nur kurz erinnert an die Herausgabe der lateinischen Kirchenväter, die Expeditionen nach Samothrake und Lykien, an das Corpus der attischen Grabreliefs, die Durchforschung der wichtigsten Städte Pamphyliens und Pisidiens etc.

Als Aufgaben der Zukunft werden bezeichnet eine systematische Ausgrabung der Altertümer von Wien, Salona und anderen österreichischen Orten sowie die würdige Bergung der eventuellen Funde, sodann die Schaffung einer großen Bibliothek mit ausreichenden Mitteln nach dem Vorbild von England, Italien und Deutschland.

Möchten diese Aufgaben recht bald in einer Weise in Angriff genommen werden, wie es der Größe der Sache und des Staates, dem Hartel dient, entspricht.

X.

Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Lassberg, herausgegeben von **R. Ehwald.** Gotha 1891, Perthes. XII, 169 S. kl. 4. Mit Porträt.

Das elegante kleine Buch zeigt uns den späteren Leiter des Archäologischen Instituts zu Rom noch als strebenden jungen Mann voll allgemeiner Begeisterung, aber noch ohne feste Ziele. Wir fragen uns: was wird er werden? und seine besten Freunde fragten es auch: namentlich der alte Lassberg sucht ihn manchmal zu einer Entscheidung zu bringen; doch dann fühlt er sich unangenehm berührt und weicht aus. Daß er sich der Archäologie einmal zuwenden würde, ahnt man kaum. Dies unselbständige Schwanken macht trotz aller Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit, mit welcher der jugendliche Schreiber der Briefe den verehrten Männern entgegenkommt, doch die Lektüre dieser gutgemeinten Schrift zu keiner ganz erfreulichen. Braun ist eifrig bemüht, namentlich durch Abschreiben altdeutscher Handschriften (Eckens Ausfahrt, Ulrich von Liechtenstein), durch allerlei Besorgungen sich um seine Gönner verdient zu machen; seine Briefe an sie sind ein Gemisch von Devotion und von Selbstbewußtsein; doch klingt auch ein Ton warmer Herzlichkeit zuweilen hindurch, und Wilhelm Grimm erkennt dies auch an, wenn er (1829) schreibt: „Wenn man das Leben einigermaßen kennt, lernt man bald freundliche und liebevolle Gesinnung als den besten und schönsten Gewinn betrachten.“

Charakteristisch ist für den schwankenden jungen Mann seine Antwort, als ihn Lassberg einmal gefragt hat, wo er hinauswolle (S. 62): „Was ich kann und weiß, ist blutwenig; was mit mir anzufangen ist und ob was mit mir anzufangen ist? wissen Sie's, so sagen Sie's. Ihr Wille ist mein Wille. Mit Kunst und Poesie beschäftige ich mich am liebsten, mit künstlerischem Sinn betrachte ich gern die ganze Welt; mit Politik mag ich nicht gern was zu thun haben — ich verstehe nicht viel davon. — Mein Brot möcht' ich nirgend und niemals umsonst essen; zu verdienen wirds einem auch sauer, doch hat man's dann verdient und bleibt ein ehrlicher Mann. Basta."

Der Briefwechsel mit den Grimms geht von 1830 bis 1833, mit Laßberg von 1830 bis 1836. Der letzte Brief von Braun ist von Rom datiert und zeigt wirkliche Herzlichkeit: er übersendet dem Alten eine Zeichnung von dem Grabmal des Theodorich in Ravenna. Den biederen und ehrlichen „Meister Seppi" lernen wir in sehr erfreulicher Weise kennen. Der Herausgeber hat sehr sorgfältige Anmerkungen den Briefen zugefügt, wir bedauern nur, daß er nicht eine, wenn auch noch so kurze, Biographie von Braun beigefügt hat: denn aus den Briefen selbst ist nicht ersichtlich, ob ein Germanist, Gräzist, Homöopath oder Archäolog sich schließlich entwickeln wird. Ich war selbst eine Zeitlang zweifelhaft, ob wirklich der als Archäolog bekannte Emil Braun gemeint sei.

Chr. B.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XLII, No. 4.

(294) **E. Holzner**, Zu Euripides. Wortänderungen. — (296) **K. Wotke**, Wie verfuhr man beim Abschreiben der Handschriften im Mittelalter? Verf. kann aus einer Handschrift des IX. Jahrhunderts den Beweis liefern, daß es in jener Zeit üblich war, die abzuschreibende Handschrift in mehrere Stücke (etwa neun Folien) zu zerteilen und diese dann mehreren Abschreibern zu gleicher Zeit zum Kopieren zu übergeben (wegen des Wechsels der Schriftzüge). — Litterarische Anzeigen: (298) Demosthenes, Auswahl von **A. Westermann**, III. 'Entspricht dem jetzigen Stande der Wissenschaft'. F. Slameczka. — (300) Plauti Menaechmi rec. **Fr. Schöll**. 'Von dem ganzen Gefüge der Bearbeitung Ritschls hat Schöll keinen Stein auf dem andern gelassen. Herausg. ist (im Gegensatz zu Vahlen) ein energischer Vorkämpfer der ratio, ein reicher und oft glücklicher Konjekturalkritiker'. J. Stowasser. — (305) Caesar b. g. von **Kraner-Dittenberger**. Das Referat von A. Polaschek enthält zahlreiche Besserungsvorschläge. Die beigegebene Karte von Kiepert befriedigt ihn nicht vollständig. — (310) **H. Swoboda**, Die griechischen Volksbeschlüsse. 'Sehr förderliche epigraphische Studie'. V. Thumser. — (315) **H. Posnansky**, Nemesis und Adrasteia. 'Eine trefflich belegte Monographie. Alles zeugt von dem Streben nach Vollständigkeit und von guter Methode'. A. Zingerle. — (319) **W. Freund**, Wanderungen auf klassischem Boden, II. III. 'Das vorgesteckte Ziel ist nicht erreicht'. F. Hanna.

Mélanges d'archéologie. XI, No. 1. 2.

(1) **Ch. Diehl**, Monuments byzantins de l'Italie méridionale. Beschreibung der Einsiedlerhöhlen und unterirdischen Kapellen im Bezirk von Tarent. Durch die Basilianermönche wurde echt griechisches Einsiedlertum nach Süditalien verpflanzt. Wie auf dem Berge Athos trifft man in der Gegend von Tarent Behausungen von Mönchen, bestehend aus einzelnen Zellen oder Grotten, die um das Hauptkloster oder eine gewöhnlich unterirdische Kapelle (die Laura) herum zerstreut sind. Die Kapellen sind mit Gemälden geschmückt, welche bei byzantinischem Stil lateinischen Typus aufweisen. — (53) **A. Delattre**, Marques de vases trouvées à Carthage. Vom folgenden Muster (No. 1): *Opus doliare ex figulinis Genianianis, Ceionius Crescens fecit.* — (81) **J. Toutain**, Trois inscriptions de Thabraca. Die erste davon ist dem *Deo Plutone Variccalae* gewidmet. Das letzte Wort ist neu; es ist wahrscheinlich eine Latinisierung des neupunischen *Barigbal*, und der neue Titel würde übersetzt werden können mit „Pluto frugifer". — (92) **G. Lafaye**, Une anthologie latine du XV. siècle. Der betreffende Sammelband in der Lyoner Stadtbibliothek enthält zumeist Briefe und Opuscula aus den Schriften Petrarcas, Poggios u. a., ferner Auszüge aus Cicero, endlich eine Epigrammsammlung, welche sicher aus der sog. Oktavianischen, in Afrika ums J. 532 entstandenen gezogen ist (Epitaphe des Ovid, des Terenz, des Seneca. etc.) — (106) **E. Michon**, Inscriptions inédites de la Corse. Die angefochtene Behauptung Mommsens, daß Korsika ein unergiebiges Feld für die Epigraphik sei, wird von Hrn. Michon pure bestätigt: „les remarques de M. Mommsen restent et risquent de rester toujours vraies." Des Verf. neueste Ausbeute besteht aus 10 Nummern, einschließlich Ziegelstempel. — (133) **H. de Geymüller**, Trois albums de dessins de Fra Giocondo: Aufgeklebte Zeichnungen aus dem 16. Jahrhundert zur römischen Topographie. — (189) Bibliographie, Anzeigen von **Gsell**, Nécropole de Vulci, **Boissier**, Fin du paganisme, u. a.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 30.

(1017) Cleomedis de motu circulari libri, ed. **H. Ziegler** (Leipzig). Verf. setzt des Cleomedes Lebenszeit reichlich nach der des Ptolemäus, was der Ref. (*z-r*) nicht zugeben kann; für den Ref. lebte Cleomedes zwischen Posidonius und Ptolemäus in Rom. — (1021) **Fr. Bruckmann**, Griechische und römische Porträts (München). 'Die Sammlung wird reichen Gewinn für die kunstgeschichtliche Forschung ergeben'. *T. Schreiber.*

No. 31.

(1050) **O. Bie**, Kampfgruppe und Kämpfertypen (Berlin). 'Bald nur skizzenhaft ausgeführt, bald an unerträglichem Wortschwall leidend'. *H.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 30.

(1092) **F. Peiser,** Babylonische Verträge (Berlin). *Schrader* rühmt besonders die gewissenhafte und nüchterne Exegese. — (1095) Plauti Rudens, by **E. Sonnenschein** (Oxford). 'Die Überlieferung wird möglichst zäh festgehalten, was der Ausgabe bei der heute herrschenden konservativen Strömung eine gute Aufnahme sichern dürfte'. *G. Götz.* — (1098) **J. Beloch**, Storia greca, I (Rom). 'Beloch hat mit den früher als unumstößlich geltenden Anschauungen über die älteste Zeit (dorische Wanderung etc.) gründlich aufgeräumt, aber auf die Frage, was dafür an die Stelle zu setzen sei, weiß er keine befriedigende Antwort'. *S. Bruck.*

Neue philologische Rundschau. No. 15.

(225) Homers Ilias von **P. Cauer** (Leipzig). 'Die Sorgfalt ist anzuerkennen, die meisten Abweichungen sind zu verwerfen'. *H. Kluge.* — (226) Vergils Aeneis von **Brosin-Heitkamp** (Gotha). 'Nimmt einen hervorragenden Platz ein'. *O. Wackernagel.* — (228) Cicero über das Imperium, von **A. Deuerling,** 2. Aufl. (Gotha). 'Trefflich'. *E. R. Schulze.* — (231) Livius IX. X, von **Weissenborn-Müller** (Berlin). 'Mit ca. 120 geänderten Stellen, wirklichen Verbesserungen. In erster Stelle sind Madvigs Emendationen ausgenutzt. Hauptverdienst der Ausgabe liegt in der Erklärung'. — (233) Commentationes phil. Jenenses, IV (Leipzig). Eingehende Besprechung von *A. Nieschke.* — (239) Collectanea phil. von **H. Rönsch**, herausg. von **C. Wagener.** 'Für biblische Latinität unentbehrlich'. ξ. — (240) Odyssee, verkürzt von **A. Th. Christ**. 'Nichts für deutsche Gymnasien'.

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Fortsetzung aus No. 19.)

21) **Emil Römer**, Kurzgefaßte griechische Formenlehre. 2. Auflage. Leipzig 1890, Teubner, VIII, 111 S. 8. 1 M. 20.

22) **Woldemar Ribbeck**, Griechische Schulgrammatik. Formenlehre der attischen Prosa nebst Casus- und Modus-Regeln. Berlin 1891, Leonhard Simion. VIII, 272 S. 8.

23) **Hermann Menge**, Griechische Syntax für die obersten Klassen der Gymnasien. Wolfenbüttel 1890, Zwißler. IV, 71 S. 8.

Römers Formenlehre, ursprünglich für den Gebrauch am Gymnasium in Frankfurt a. M. bestimmt, scheint wegen der übersichtlichen Darstellung eines auf das notwendigste Maß beschränkten Stoffes auch außerhalb der Heimat vielfach Verbreitung gefunden zu haben. Eine solche verdient das Büchlein jetzt noch mehr als bisher, nachdem es eine rationelle, praktisch durchführbare Verballehre erhalten, auch sonst mancherlei Verbesserungen erfahren hat. In der Auswahl des Stoffes hätte Verf sich mehr an Kaegi halten sollen. § 19, unregelmäßige Substantiva der 3. Deklination, vermißt man mindestens ὕδωρ, γόνυ und δόρυ; § 22 dagegen bei der Komparation ist überflüssig ὄψιος, ὀψιαίτερος, ὀψιαίτατος und [πρῷος], πρῳαίτερος, πρῳαίτατος, entsprechend der Anmerkung des Verf. Übrigens steckt in den Fußnoten manche kurzgefaßte Belehrung, namentlich auch eine Propädeutik der Syntax. Die beiden Anhänge über Präpositionen und über Homerische Vers- und Formenlehre sind wohl brauchbar, nur ist in letzterer die Knappheit leicht irreführend, da sie nicht gleich erkennen läßt, was eigentlich als regulär neben dem Irregulären bestehen bleibt. Mit dem zweiten Anhange wird die Frage nahe gelegt, bis in welche Klasse denn das Büchelchen ausreichen soll. Für Tertia bringt es zuviel, für Sekunda zu wenig, sodaß in den oberen Klassen ein neues Lehrbuch notwendig wird. An diesem Mißstande der Unzulänglichkeit leidet auch No. 22, die neue Schulgrammatik von Ribbeck, insofern sie die Syntax unvollständig oder in ungleichmäßiger Ausdehnung lehrt. Der Titel des Buches spricht von Formenlehre und Casus- und Modusregeln, d. h doch wohl einzelnen, das Vorwort von einem der Formenlehre hinzugefügten Abschnitt über den Gebrauch der Casus obliqui und über Infinitiv und Participium, während es „andere syntaktische Bemerkungen, so z. B. Genaueres über den Artikel dem Unterricht überläßt“. In Wahrheit folgen auf die 187 Seiten umfassende Formenlehre eine sehr ausführliche Casuslehre (S. 188—228), sehr kurze Bemerkungen über die Modi (228—231), eine völlig ausreichende Behandlung des Infinitivs (S. 232—242), des Particips (S. 242—247), Weniges über Negationen (S. 248 f.), zur Not Genügendes über hypothetische Sätze (S. 249—252) und über oratio obliqua (S. 252—254) und äußerst Dürftiges über Präpositionen (S. 254—256). Einen solchen Eklektizismus verstehe ich wenigstens nicht, erst recht auch dann nicht, wenn der Verf. versichert, daß das vorliegende Buch für die Lektüre der attischen Prosaiker und die im griechischen Unterricht auf unsern Schulen bisher noch geforderten Schreibübungen ein Hülfsmittel sein soll. Zweifelsohne ist die Formenlehre trefflich gelungen, bes. in der Verballehre, die so einfach und klar ist, und enthält unter Ausschluß des Poetischen und erst bei Späteren Vorkommenden alles, ja oft weit mehr als das, was aus Thukydides, Xenophon, Plato und aus den Rednern im Gymnasialunterricht vorkommt — im Gegensatz zu dem jetzt so beliebten abgekürzten Verfahren. In der copia vocabulorum herrscht offenbar ein überflüssiger Reichtum, nicht zum mindesten auch in der sonst mit didaktischem Takt ungekünstelt und übersichtlich entwickelten Casuslehre; gerade die kleingedruckten Abschnitte bergen in sich eine solche Unmasse von Ausdrücken, deren Vorkommen in der Schullektüre doch recht fraglich erscheinen muß. Ref. wenigstens, der fast 2 Dezennien griechische Lektüre in allen Klassen betrieben hat, kann wohl behaupten, daß ein großer Teil geradezu als unnötiger Ballast mitgeführt wird. Übrigens zeichnet sich die Syntax durch eine große Reichhaltigkeit möglichst kurzer Beispiele aus. Würde sich der Verf. entschließen, alle Seiten der Syntax gleichmäßig zu berücksichtigen, gewiß würde seine

Grammatik alsdann von großem Nutzen sein und bei der Frische und sozusagen praktischen Wissenschaftlichkeit, die ihr nicht abzusprechen sind, vor anderen den Vorzug sich verdienen können.

An kurzgefaßten Sonderlernbüchern der griechischen Syntax haben wir durchaus keinen Mangel. Und doch glaubte H. Menge (No. 23) uns einen Auszug aus seinem viel gebrauchten Repetitorium der griechischen Syntax in einer „von Kargheit“ freien Kürze und Knappheit nicht vorenthalten zu dürfen. Was dieser höchst praktische, unaufhaltsam für die Bedürfnisse der Schule sorgende Philologe (vgl. No. 11) hier zusammengestellt hat, ist nicht schlechter als die Leistungen der Vorgänger, wohl aber in mancher Beziehung besser. Übersichtlichkeit und Bestimmtheit des Lehrtons geben dem Büchlein, in welchem übrigens der Genetiv ähnlich wie in der H. D. Müllerschen Syntax behandelt wird, den Vorzug z. B. vor der weitverbreiteten v. Bambergschen Syntax, mit welcher es aber leider die zu kleinen griechischen Typen z. T. gemein hat. Man vergleiche nur die weitschweifige Darstellung der Konstruktion der Verba des Fürchtens bei v. B. § 101 c. mit der ausreichenden Knappheit bei M. § 85 β mit Anm. 4 und 5, oder die Partikel πρίν bei v. B. § 119, 1. 2. 3 und bei M. § 89, 4!

24) **G. A. Weiske,** Die griechischen anomalen Verba für den Zweck schriftlicher Übungen in der Schule bearbeitet. 10., verbesserte Auflage. Halle a. S. 1890, Waisenhaus. 40 S. 8.

Diese seit Jahren viel gebrauchte Zusammenstellung der unregelmäßigen Verba ist von Auflage zu Auflage wertvoller geworden und bewahrt gegenüber allen neueren Verbalübersichten ihre eigenartige Bedeutsamkeit besonders auch für den Lehrer durch die Fülle der Beigaben zu den einzelnen Verben. Mögen diese nun syntaktischer, synonymischer, phraseologischer Art sein oder in die Wortbildungslehre, die Semasiologie oder gar in die grammatische Statistik gehören, überall sind sie lehrreich und interessant, beruhen sie doch auf weitgehenden Studien und auf unausgesetzter grammatischer Durchforschung der Schullektüre, hauptsächlich der Anabasis.

25) **F. J. Scherer** und **H. A. Schnorbusch,** Übungsbuch nebst Grammatik für den griechischen Unterricht in Tertia. 4., verbesserte Auflage. Paderborn 1890, Schöningh. IV, 346 S. 8.

26) **Richard Gropius,** Griechische Vorschule. Berlin 1890, Winckelmann & Söhne. 144 S. 8.

Übungsbuch und Grammatik zugleich bieten die beiden vorstehenden Nummern, aber in verschiedener Weise. No. 25, längst im Unterricht bewährt, ist im grammatischen Teile jetzt völlig unabhängig von der Sprachlehre ihrer beiden Verfasser und genügt, nachdem auch der besondere syntaktische Teil durch syntaktische Bemerkungen in Fußnoten Ersatz gefunden hat, mehr noch als zuvor den Bedürfnissen der Tertia, ja mitunter bringt sie an Vokabeln und analog gebildeten Formen fast zu viel. Das Übungsbuch hat einen Zuwachs an zusammenhängenden Stücken erhalten, deren es nur noch mehr bringen sollte. Gegenüber diesem Buche nach herkömmlichem Zuschnitt hat sich Gropius in No. 26 eine ziemlich schwere Aufgabe gestellt: er will, worüber ein gleichzeitig erschienenes besonderes Vorwort ausführlichere Auskunft giebt, die Schüler mit einem Jahre gründlich grammatisch vorbilden und für die Anabasislektüre vorbereiten. Nicht als ob das nicht schon vor ihm andere versucht hätten, nur der Weg, der hier eingeschlagen wird, ist zum Teil neu und schwierig. In dem Leitfaden für den Unterricht in der Formenlehre (S. 1—64) wird bereits vor der o- und a-Deklination und den Adj. auf ος und Pron. Poss. der Ind. Präs. Akt. von παιδεύω eingeübt; darnach kommt Ind. Fut., Impf., Aor., Perf., Plusqpf. Akt. von παιδεύω und Ind. und Impf. Präs. von εἰμί an die Reihe, und so geht es weiter mit den Einschaltungen, bis endlich hinter dem Rest der Pronomina mit Verb. liquid. und Verb. auf μι in einem Zuge die regelmäßige Verbal- und somit die Elementar-Formenlehre abgeschlossen wird. Wie mag es nun wohl in den Köpfen der armen Schüler aussehen, wenn sie wirklich so stückweise heute mit dieser, morgen mit jener grammatischen Nahrung gepflegt werden? Daß Zusammengehöriges nicht einheitlich beisammen ist, das schon betrachte ich als einen großen Fehler, ja als einen größeren, als wenn, was ja auch sonst (vgl. No. 27 und 31, angestrebt wird, Deklination und Konjugation neben einander geübt werden. Der Schüler muß in seiner Grammatik diese beiden wichtigen Gebiete als gesonderte Ganze überschauen und die Entwickelung von Anfang bis zu Ende ungestört durch Fremdartiges verfolgen können. Bei der hier beliebten lokalen Trennung verliert er Übersicht und Zusammenhalt, und die Einprägung des rein Formellen wird unnötig erschwert. Alles Unregelmäßige und Außergewöhnliche soll vermieden werden, und doch führt Verf. noch genug auf, was der Schüler für die Lektüre nicht gebraucht, am wenigsten für die des Xenophon, während manches andere, sobald die letztere begonnen hat, erst gelehrt werden muß. S. 65—104 folgen Übungsstücke in genauem Anschluß an die grammatischen Pensen; leider sind es nur griechische Einzelsätze von großer Kürze mit oftmals zweifelhaftem Sinn und wertlosem Inhalt; nur im Anhang giebts wenige zusammenhängende Stücke. Ich weiß nicht, ob das die rechte Vorbereitung auf die Lektüre eines Schriftstellers ist, zumal wenn ein allmähliches Gewöhnen an schwierigere Satz-Analysen garnicht in Betracht kommt. Auch der Vokabelschatz hat keine allzu enge Anlehnung an die Anabasis I infolge zahlreicher Auslassungen von Notwendigem und infolge der Mitführung von Unnötigem. S. 105—118 findet sich eine größere Zahl syntaktischer Regeln zu den Sätzen, wo sie das erste Mal vorkommen. Weniger als Auswahl und Darstellung in diesem Abschnitte kann S. 119—144 das nach grammatischen Gesichtspunkten geordnete Wörterverzeichnis befriedigen: der Schüler, welcher hiernach zu präparieren hat, ist zu bedauren, weil er zu einem und demselben Satze oft an den verschiedensten Stellen sich Rats erholen muß; dem Anfänger erwächst daraus gewiß manche bittere Qual. Wenn Verf. auch mit großem Fleiß und gutem Willen gearbeitet hat, so ist er doch offenbar zu wenig bedächtig und umsichtig gewesen, als daß man seinen Versuch als gelungen bezeichnen könnte. Jedenfalls hat der nach demselben auf die Anabasislektüre gleichermaßen wie auf Einübung der Formenlehre hinarbeitende Lehrer noch ein gut Stück Arbeit nebenher zu überwinden, zu welcher er hier nicht angeleitet wird, sondern selber erst Mittel und Wege finden muß.

Die folgende Leistung leidet, was die Einübung des Verbums anbetrifft, an einem ähnlichen Fehler wie No. 26, nur daß hier keine buntscheckige Grammatik beigegeben ist, sondern ein Lernbuch gewöhnlichen Schlages, wie es scheint, vorausgesetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 29. August. 1891. № 35.

Inhalt.

Programme aus Deutschland 1890.

(Schluß aus No. 34.)

W. Butz, Beiträge zur Geschichte der Albinusschule. Lauenburg. 8. 48 S.

Den Namen trägt das Lauenburger Realprogymnasium von dem 1837 verstorbenen Elbzollgegenschreiber und Justizrat Albinus, welcher sein ganzes Vermögen zur Stiftung einer Unterrichtsanstalt („Lauenburgs gemeinnützige Stiftung") bestimmte. Verbunden mit der Stiftungsschule war die Lauenburgsche Sparkasse. Begonnen mit der Gründung der Schule wurde 1865, und zwar vorläufig als einer Gewerbeschule, die sich indes bald den Titel Realschule beilegte und sich 1882 gemäß den neuen Lehrplänen in ein Realprogymnasium umwandelte.

Marseille, Beschreibung der ägyptischen Altertümer des Gymnasiums. Bismarck-Gymn. zu Pyritz. 14 S. mit 1 Tafel.

Diese Sammlung wurde dem Gymnasium von einem früheren Schüler, dem Pastor Rahn in Amsterdam, geschenkt. Das wertvollste Stück bildet das „Marmorgerät des Neferhotep", ein aus dunklem Marmor gearbeiteter kelchförmiger Gegenstand mit Inschrift, den Namen des Königs Nefer-hotep aus der 13. Dynastie enthaltend. Das Stück soll ein Bettpfosten oder ein Stuhlbein gewesen sein.

J. Neff, Udalricus Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein. I. Gymn. zu Freiburg. 35 S.

Das Charakterbild schildert den berühmten Juristen vorzugsweise als begeisterten Vaterlandsfreund und Bekämpfer alles gallischen Wesens. Hinter der politischen Seite treten die Beziehungen zur klassischen Gelehrsamkeit doch beträchtlich zurück.

Oster, Gymnasialdirektor August Scherm. Ein Lebensbild. Gymn. zu Rastatt. 16 S.

Als Sohn eines Kupferstechers 1810 in Freiburg geboren, 1840 „Professor" am Constanzer Gymnasium, 1847 nach Freiburg versetzt, seit 1865 Vorstand des Gymnasiums (Lyceums) in Rastatt, 1874 in den Ruhestand versetzt, gestorben 21. Januar 1888. Seine schriftstellerische Wirksamkeit beschränkte sich auf zwei Programmabhandlungen über die Antigone des Sophokles und zwei ebensolche zur Geschichte des Bruchsaler Gymnasiums. — Verf. hebt hervor, daß Scherm für seine Schüler wie für die ihm untergestellten Lehrer eine hochsympathische Persönlichkeit war.

Brägelmann, Die Geschichte der Seeschiffahrt. Gymn. zu Vechta 8. 43 S.

„Das erste Fahrzeug war ja ohne allen Zweifel die Arche Noahs . . . .", und so weiter.

Programme aus Bayern, 1890.

M. Lechner, De pleonasmis Homericis. III. Neues Gymn. zu Nürnberg. 22 S.

Zweierlei pleonastische Erscheinungen werden untersucht: erstens die gegensätzliche Negation (auch negativer Parallelismus genannt); zweitens die im

Wortlaut verschiedene, dem Sinne nach aber gleiche Wiederholung in den beiden Hälften desselben Verses.

Fr. Kraus, Utrum Sophoclis an Euripidis Electra aetate prior sit quaeritur. Gymn. zu Passau. 86 S.

Nachdem Verf. die Meinungen der bedeutendsten Philologen über die Prioritätsfrage zusammengestellt, entwickelt er sein eigenes Urteil, daß Euripides' Elektra im bewußten Gegensatz zu der Sophokleischen Tragödie geschrieben wurde, und daß Euripides namentlich die Tendenz im Stücke seines älteren Kollegen, Entschuldigung des Muttermordes, zu widerlegen versuchte. Aus den Versen 1347—1356 der Euripideischen Elektra erhelle, daß sie im J. 413 aufgeführt worden sei; die Anspielungen in Sophokles' Elektra deuten aber auf ein früheres Datum, und jedenfalls müsse sie vor dem J. 413 abgefaßt sein.

J. Gröbl. Die ältesten Hypotheseis zu Aristophanes. Studienanstalt zu Dillingen. 94 S.

Zu den erhaltenen 11 Komödien des Aristophanes, giebt es im ganzen 30 Hypotheseis, verfaßt von den alexandrinischen Bibliothekaren. Zehn weitere in Versen geschriebene Hypotheseis schließt Verf. als unecht (d. h. nicht-alexandrinisch) von seiner Untersuchung aus. Aber auch von den 30 prosaischen Argumenten bezeichnet Verf. etwa die Hälfte als Zusammengeschreibsel redeseliger Byzantiner. Die unzweifelhaftesten Hypotheseis sind jene, welche neben der Inhaltsangabe auch noch Aufführungsberichte (Didaskalien) enthalten, welche erkennbar aus des Aristoteles' Διδασκαλίας stammen, der sie wiederum aus den alten amtlichen Theaterprotokollen entnommen hatte. Zu Aristophanes zählt Verf. 11 erhaltene Aufführungsberichte auf, darunter die wichtigste und interessanteste in der Plutos-Hypothesis enthaltene.

(Fortsetzung folgt.)

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Fortsetzung aus No. 34.)

27—29) **Chr. Herwig**, Griechisches Lese- und Übungsbuch für Tertia. Bielefeld und Leipzig 1891, Velhagen und Klasing. 118 S. 8. — Derselbe, Vokabularium und Regelverzeichnis zu dem griech. Lese- und Übungsbuche für Tertia. Ebenda. 161 S. 8. — Dazu: Derselbe, Vorbemerkungen u. s. w. Ebenda. 14 S. 8.

Auch hier wird das Verbum neben dem Nomen verlangt. Vor der Komparation der Adj. und Adverb., vor den Zahlwörtern und den Pronom. (soweit sie noch nicht dagewesen!) müssen die Grundformen des Verbums auf ω überwunden sein; darnach beziehen sich die Lesestücke auf „die übrigen Formen“ des regelmäßigen Verbums auf ω, Verba auf μι und die unregelmäßigen Verba auf ω. Erfahrungsmäßig (?) soll die Konjugation dem Anfänger nicht soviel Schwierigkeiten bereiten wie die Deklination mit ihrer so mannigfach wechselnden Betonung. Nimmt man die Hauptformen des regelmäßigen Verbums auf ω allmählich hinzu, so ist für angemessene Abwechselung gesorgt und zugleich die Möglichkeit zusammenhängender Übungsstücke gegeben, wie Verf. meint. Ausschließlich solche bietet denn auch der Verf., der, beeinflußt von Perthesschen Grundsätzen, dem Anfänger gleichzeitig mit der Formenlehre die Fähigkeit beibringen möchte, den ersten griechischen Schriftsteller, den man ihm in Obertertia vorlegt, in seinen leichteren und mittelschweren Teilen ohne wesentliche Schwierigkeit zu bewältigen. Dabei dringt Verf. gar nicht so sehr darauf, daß gleich zu Anfang des zweiten Jahres sofort mit der Anabasis begonnen werde, vielmehr hat er für dieses noch die Stücke 76—104 ausersehen und möchte wohl erst nach (?) ihrer Lektüre an den Originalautor herangehen. Also von Anfang an zusammenhängende Stücke, zunächst 1—32 ohne Anlehnung an griechische Autoren; für 33—75 ist Herodot die Quelle, nur für 40-42 und 43—45 Xenoph. Mem. II 1, 21—33, für 76—104 Pausanias. Dazwischen giebt er Bruchstücke aus Tyrtaios und anderswoher genommene Verse, die alle recht geschickt den Erzählungen einverleibt sind. Wie Gropius (No. 26) erklärt sich auch Herwig gegen die Notwendigkeit besonders zu gebender deutscher Stücke; um aber abweichenden Anschauungen entgegenzukommen, hat er S. 77—118 deren 65 meist nach Herodot zusammengestellt. Es läßt sich nicht leugnen, daß sowohl das Lese- als auch das Übungsbuch große Vorzüge aufweist durch Auswahl und Beschränkung des grammatischen und lexikalischen Stoffes, durch stete Rücksichtnahme auf Befestigung und Repetition, ferner durch stilistische Korrektheit und Gefälligkeit des Inhalts; aber ohne Ausführlichkeit des beigegebenen Vokabulariums (S. 1—142) und des Regelverzeichnisses (S. 142—161) wäre die Benutzung auch gar nicht denkbar. Diese Zugaben zeugen von ausgezeichneter Sorgfalt; aber sie setzen nur strebsame und einsichtsvolle Schüler voraus, für die überhaupt das ganze Werk berechnet ist, während mittelmäßig begabte Schüler wenig Nutzen davon haben können, wenn sie sich nicht außergewöhnlich fleißig und lernbegierig von Anfang an zeigen und, was auch hier die Hauptsache ist, vom Lehrer ungemein geschickt geleitet und geradezu gefesselt werden. Mit einem Worte: Herwigs Buch gehört zu den Erzeugnissen der Schullitteratur, die methodische Kunstwerke oder Prunkstücke genannt zu werden verdienen, die, weil zu ideal geplant, zu weit über den Boden der Wirklichkeit sich erheben und den thatsächlichen Verhältnissen wenigstens des jetzigen Gymnasiums zu wenig Rechnung tragen.

30) **W. Hensell**, Griechisches Übungsbuch im Anschluß an die Schulgrammatiken von Curtius-v. Hartel und Gerth auf Grund der 18. Auflage des griechischen Elementarbuches von **Karl Schenkl** bearbeitet. II. Teil. Verba auf μι und unregelmäßige Verba. Syntax. Leipzig 1891, Freytag. 187 S. 8. Geb. 1. M. 85.

Über den ersten Teil des umgearbeiteten Schenklschen Übungsbuches vgl. diese Wochenschr. 1890, Sp. 1025 f. Was dort gesagt wurde, gilt auch von No. 30. Die erste Abteilung bringt 1) Einzelsätze, griechische wie deutsche, zur Einübung der Verba auf μι und der unregelmäßigen Verba, 2) zu gleichem Zwecke zusammenhängende deutsche Stücke nach Xenoph. Anab. I: beiden Teilen folgt eine trefflich eingerichtete Wortkunde und mit vorangesetzten Musterbeispielen eine Auswahl kurzgefaßter und doch äußerst verständlicher Syntaxregeln. — In der zweiten Abteilung (S. 80—121) bieten sich nus zur systematischen Einübung der Syntax nach Curtius und Gerth wiederum 1. Einzelsätze, 2. zusammenhängende Stücke (von S. 108 ab) nach Xenophon u. a. Den Schluß (S. 122—187) bildet ein griechisch-deutsches Wörterverzeichnis. Das Ganze, fern von methodischem Kunstbau, hat, so zu sagen, Hand und Fuß und zeugt von gesunden praktischen Kenntnissen des Bearbeiters. In den nach Polybius bearbeiteten Stücken (S. 118 ff.) scheint mir Verf. hier und da in der Herübernahme solcher Ausdrücke und Phrasen etwas zuweitgegangen zu sein, welche die Grenze des rein Attischen hinter sich lassen.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Thucydidis historiarum libri VI—VIII. Ad optimos codices denuo collatos recensuit Carolus Hude. Kopenhagen 1890, Gyldendal (Leipzig, Brockhaus). XV, 219 S. 8. 5 M.

Der junge dänische Gelehrte Hude ist in kurzen Zwischenräumen auf dem Gebiete Thukydideischer Forschung als äußerst rührig und produktiv hervorgetreten. Im Jahre 1888 gab er heraus 'Commentarii critici ad Thuc. pertinentes' (Hauniae, Gyldendal. 171 S. 8), eine Dissertation der Kopenhagener Universität. Einzelne Proben dieser Erstlingsarbeit habe ich im Jahresbericht von Bursian-v. Müller LVIII 1889 I. von S. 214 an mitgeteilt. Daselbst, S. 195 u. ö., konnte ich auch noch verweisen auf Hudes 'Adnotationes Thuc.' in Nordisk Tidskrift for Filologie 1889. IX 3. S. 211—223 mit Vorschlägen zu Buch V und VI und einige daraus anführen; das daselbst X S. 160—176 veröffentlichte 'Spicilegium Thuc.' bringt zu Buch VI—VIII und II Beiträge. Diese Arbeiten muß man zur Hand haben, um Hudes zahlreiche Textänderungen und Konjekturen auch in ihrer Begründung kennen zu lernen, da diese in dem kritischen Apparat der vorliegenden Ausgabe fehlt. Als weitere Thukydidesarbeiten Hudes sind mir bekannt geworden zwei Beiträge in den N. Jhrb. f. Phil. I 1890, S. 829 f. 'Der Thesaurus der Egestaier auf dem Eryx und der Bericht des Thuk. VI 46' und S. 801 f. eine für die vorliegende Ausgabe indirekt wichtige, weil mit Recht abweisende, Rezension von W. G. Ruthfords 'The fourth book of Thuc.' Hudes Verdienst ist es, die beiden wichtigsten der in Frage kommenden Thukydidescodices Vatic. B und Laur. C aufs neue kollationiert und dadurch die Aufmerksamkeit besonders auf letzteren gelenkt zu haben, wie es A. Schöne hinsichtlich der Bücher I und II gethan hat. Daß es Hude ebensowenig wie diesem Gelehrten, zumal Classen gegenüber, gelungen sei, den Vat. B in Mißkredit zu bringen und dem Laur. C die unbedingte Superiorität zu verschaffen, das möchte wohl mancher in Abrede stellen, auch derjenige, welcher in dem Texte des Vatic. nicht diejenige Autorität findet, daß er besonders für B. VII und VIII vor weitgehenden Abweichungen von der Überlieferung nicht zurückschrecken zu müssen glaubt, wie neuerdings der so besonnen prüfende Bearbeiter der Böhmeschen Schulausgabe, S. Widmann. Hude selber scheint allmählich etwas ruhiger geworden zu sein (vgl. Praefatio S. I und IV), wenngleich seine Lesarten dem Laur. gewaltig mehr verdanken als dem Vatic. und seine Charakteristik dieser beiden Hauptcodices (S. III) noch also lautet: 'Laur. ut vetustate ipsa ceteros antecellenti commendatur, ita verba Thucydidis maiore quadam sinceritate exhibet, quo fit ut eo gravissimo teste utamur; quae tamen praestantia ea re aliquatenus imminuitur, quod vitiis quae errori, non consilio tribuenda sunt, magnopere infectus est. Vatic. autem in hac ipsa re aliquanto melior est, sed haud raro correcturae suspicionem habet, ut in eo adhibendo summa cautio diligentiaque adesse debeat'. Namentlich für den Text von VI 92—VIII incl. gilt selbstredend Vatic. dem Herausg. als ein Sündenbock, 'simul sagacitate arteque quadam mendis compluribus liberatus, simul audacia libidineque aliquanto maiore ad iudicium diasceuastae correctus', obwohl er ursprünglich an sich nicht schlechter war als der Laur. Am allerwenigsten darf man die Arbeit des Korrektors derart auffassen, daß, wo sich das Bessere im Vatic. findet, es überhaupt durch jene erst hineingekommen sei, und daß, wo die ursprüngliche Lesart des Vatic. einen vernünftigen Sinn giebt, diese deshalb verworfen werden müsse, weil nachträgliche Korrektur im Text oder Randschrift der Lesart des Laur. oder anderer Codd. entspricht oder ihr wenigstens näher kommt. Die offenbaren Schwächen des Laur., seine vielen Schreibfehler und Auslassungen, werden immer zu wenig betont; ebenso findet der Umstand zu wenig Beachtung, daß die Differenzen zwischen Vatic., bzw. Cisalpinus (Italus), und Augustanus, bzw. Palatinus, einerseits und Laur., bzw. Monacensis, anderseits — denn so glaubt Hude das Stemma aufstellen zu müssen — schon in Undeutlichkeiten, Schreibfehlern und andern Versehen des Archetypon selber ihre gemeinsame Quelle haben können. Eine Untersuchung, zu der Stahl mit den Worten mahnte 'necesse erat demonstrare magis et frequentius quam reliquos bonos libros Vaticanum coniecturis aut calami vitiis infectum esse', wird immer nur als nach subjektivem Ermessen zustande gekommen gelten müssen, sobald nicht gleichzeitig ein wahrheitsgetreues Abbild der „Sünden des Laur." daneben gestellt wird, was ich als von Hude in seinen Comment. crit. S. 85—88 unterlassen mit S. Widmann auf das lebhafteste bedaure. Widmann führte (Wochenschr. f. kl. Phil. 1889 No. 15) als erstes Beispiel unmotivierter Bevorzugung des Laur. und Verdächtigung des Vatic. von seiten Hudes VIII 25, 3 an: ersterer bietet hier προεξάρξαντες, letzterer προεξαΐξαντες mit übergeschriebenem ά über αΐ, wonach im Texte προεξάξαντες (das Verbum so auch Herod. IX 62, 2) zu finden ist bei Classen, Böhme-Widmann (4. Aufl. 1891), Stahl, während Cisalpinus,

Pal., Aug., Britannicus προεξάξαντες haben (Verbum προεξάγειν hier durchaus unstatthaft): billigte Hude nach Lobeck ad Phrynich. p. 287 das alleinige προεξάρξαντες des Laur. in den Comment. crit. als 'de uno exercitus cornu ante ceteros pugnam incipiente commodissime positum' und rechnete er ebenda S. 88 diese Lesart, jedenfalls eine Korrektur aus der richtigen des Vatic., noch unter diejenigen 'Loci quibus Laur. solus vel paene solus veram scripturam praebet', so hat er sich nun eines Besseren besonnen und προεξάξαντες in den Text genommen, dagegen aber das nachfolgende καὶ καταφρονήσαντες mit Cobet eingeklammert trotz IV 34, 1 καταφρονήσαντες καὶ ἐμβοήσαντες ἀθρόοι ὥρμησαν ἐπ' αὐτούς. Unwichtiger, aber eben bezeichnend für die Vorliebe Hudes für Laur. ist z. B. VIII 63, 3 das haltbare κατελύετο gegen κατελέλυτο der übrigen Codd.; ebenda § 3 steht προυτρέψαντο des Vatic. gegen Vulgata προτρεψάντων (προυτρεψάντων), was nur Krüger unter Änderung des nachfolgenden Partiz. schützt: wohl citiert Hude das unsinnige προτρέψαντος des Laur. im kritischen Apparat; aber weshalb verschweigt er hier, wie an so vielen Stellen, daß die einzig richtige Lesart dem Vatic. zu verdanken sei? Anderseits verstehe ich nicht, welchen Zweck die Unterlassung der Angabe des Laur. bei vielen Stellen hat. Da Herausg. eigene Änderungen und Korrekturen als solche anzumerken pflegt, kann somit der Schein, es handle sich um seine eigene Thätigkeit, garnicht aufkommen, und doch sollte der kritische Apparat so eingerichtet sein, daß jeder, ohne erst sämtliche Hülfsmittel zur Hand zu nehmen oder aufs Raten angewiesen zu sein, erkenne, woher wenigstens die im Texte respektierte und rezipierte Lesart stammt, wenn sie andern gegenübergestellt wird. Z. B. VIII 66, 3 erfährt man nicht die Herkunft des αὐτό aus Laur., wohl aber die des αὐτοί aus sechs Codd.: dieser locus conclamatus lautet bei H. . . καὶ ἐξευρεῖν αὐτὸ (sc. τὸ ξυνεστηκός) ἀδύνατοι ὄντες διὰ . . . ἀγνωσίαν, οὐκ εἶχον. κατὰ δέ κτλ. Will man das im Vat. und andern Codd. hinter οὐκ εἶχον ausgefallene αὐτοὶ ἐξευρεῖν auch mit Böhme-Widmann streichen, oder ist man geneigt, dafür etwas anderes einzusetzen, wie außer (Poppo-) Stahl Hude samt seinem Freunde Gertz (καταπαύειν), in beiden Fällen ist klar, daß, wenn u. a. im Vat. hinter οὐκ εἶχον sich fand αὐτοὶ ἐξευρεῖν, mag dies Redaktion von des Thuk. oder eines andern Hand sein, an erster Stelle ein αὐτοὶ eher als ein αὐτὸ gestanden haben wird, und daß, wer hinter οὐκ εἶχον etwas vermißt, dem dahinter nichts bietenden Laur. eher als dem etwas bietenden Vatic. einen Vorwurf machen müßte. VIII 91, 1 wird πλείονος aus Vat. notiert, wo Laur. und die übrigen Codd. dazu das interpretamentum χρόνου mit sich führen; weshalb wird das allein im Vat. gebotene τέ nicht als solches kenntlich gemacht, das doch hier von von großem Werte ist? Weshalb nicht VIII 12, 1 das allein richtige πιστότερος des Vat. gegen πιστότεροι des Laur. und πιστότερον der übrigen Codd.? Wird doch ebenda gewissenhaft notiert das verkehrte τῶν Ἀθηναίων des Vat. für τῶν νεῶν, was Classen beibehält, während dieser, Böhme-Widmann und Stahl ὅτι, ἢν προσβάλῃ —, πείσει des Vat. mit Recht gegen die von Hude bevorzugte Vulgata ὅταν — πείσειν (als solche von ihm aber wieder nicht notiert!) behalten. Wie übrigens im Vat. τὴν τῶν Ἀθηναίων aus τὴν τῶν νεῶν verschrieben sein konnte, habe ich im Jahresbericht S. 222 unter Hinweis auf VIII 67, 2 bemerkt, an welcher letzteren Stelle ich gleichfalls ein Verschreiben, nämlich von ἀζήμιον εἰπεῖν (v. Wilamowitz) in Ἀθηναίων ἀνειπεῖν, annahm, während Hude sich zu Sauppes Ἀθηναίων ἀνατεὶ εἰπεῖν (ἀνατρέπειν Laur.) bekennt. VII 28, 2 giebt Vat. οἱ μὲν ἐφ' ὅπλοις που, als γρ ποιούμενοι der übrigen Codd., wofür Laur. πλοιούμενοι mit radiertem λ hat; Vat., von Poppo-Stahl, Classen, Böhme-Widmann, v. Herwerden angenommen, giebt als die einzig richtige Lesart einen vorzüglichen Sinn und macht Konjekturen wie πονούμενοι, πολούμενοι, κοιμώμενοι überflüssig: indes Hude kann sich nicht dazu bekennen und schreibt οἱ μὲν ἐφ' ὅπλοις † ποιούμενοι, läßt also die Stelle ungeheilt. VIII 1, 1 οὕτω γε ἂν πανσυδὶ διεφθάρθαι, ἄγαν ist sicher nach Vatic.; weil aber Vatic. statt πανσυδί im Text πᾶν (und nur γρ πανσυδί) hat, während ἂν als γρ daneben steht, so muß das ἄγαν eine Korrektur aus ἂν der Vulgata sein, „Vatic. γρ cum Laur. consentit". VIII 5, 3 zweifelte H. früher, ob εὐθύς des Vat. oder αὐτός der Vulg. richtiger sei; inzwischen hat er sich dazu bequemt, αὐτὸς εὐθύς neben einander zu schreiben: mindestens ist also hier der Vat. nicht geringer als Laur., nach Classen und Böhme-Widmann sogar wertvoller; denn auf das εὐθύς, das überall sofortige, Respekt einflößende Erscheinen des Agis kommt es an, das persönliche Handeln versteht sich von selbst, „auch wenn die Anordnungen von Sparta ausgingen". VIII 8, 4 ὕστερον ἐπιδιαφερομένας, H. kennzeichnet nicht das ἐπιδ. als aus Vat. gegenüber dem διαφερομένας der Vulg.: damit nun Vat. nicht allein das Richtige habe, wird ὕστερον (auch in der Vulg. zu lesen, aber als solches wieder nicht notiert) gestrichen („abundantia molesta, praepositio in Vatic. addita esse

videtur*); das Glossem ὕστερον hat in den übrigen Codd. die Präpos. vertrieben(!?). VIII 14, 2 hat Vat. das einzig richtige γενομένων gegenüber der Vulg. λεγομένων. Warum aber wird Vat. wieder nicht genannt? In Hudes Comm. geschieht es doch. Wer soll es hier raten?

Doch genug der Beispiele einer gewissen Animosität gegen den Vatic. Zu bedauern ist, daß der kritische Apparat oft eine so undeutliche Sprache führt, am meisten zu Ungunsten des Vatic., durch welche der Kundige zu zeitraubendem Aufenthalt gezwungen, der Unkundige zu irrigen Vorstellungen verführt wird. Ich füge hinzu, daß der Apparat sich wenig übersichtlich im Druck präsentiert, und daß die angewandte Zeichensprache sehr unbequem, ja oft rätselhaft ist, während doch deren allseitige Erklärung S. XIII f. mit Leichtigkeit hätte gegeben werden können. Für bekannt gewordene Konjekturen und Vorschläge ist der Apparat nicht erschöpfend und will es auch nicht sein. K. W. Krüger steht bei Hude in besonderem Ansehen, ihm unter den Neueren folgt er gar oft. Gegen die holländische Mache verwahrt er sich ausdrücklich, verschließt sich aber natürlich nicht gegen das Gute eines Cobet, von Herwerden u. a., und das ist ihm hoch anzurechnen. Viele interessante Vorschläge bringt er nach mündlichen Mitteilungen von M. Cl. Gertz. Seine eigenen Änderungen, zum Teil mit bescheidener Zurückhaltung nur unter dem Text mitgeteilt, sind sehr zahlreich und doch in der Mehrzahl Zeichen guter Divinationsgabe, gesunden Urteils und ernstesten Strebens. Wenn nun auch fern von Gewalt, zum Teil ohne Wissen ihres Urhebers in Übereinstimmung mit den Resultaten anderer Heilversuche hervorgebracht werden, können sie doch nicht durchweg auf Anerkennung, geschweige denn auf Aufnahme in den Text durch andere rechnen: zu unberechtigtes Mißtrauen gegen Vatic., Überschätzung des Laur., noch nicht allumfassende Kenntnis älterer Thukydideslitteratur und ein gewisses Selbstvertrauen müssen den Herausg. selbst auf ernsteren Widerspruch sich gefaßt machen lassen. Aber immerhin glaube ich durch Hudes eifriges Arbeiten die Thukydidesforschung ein gutes Stück gefördert, und da er offenbar auf sichererem Wege wandelt als die Holländer und ihr Anhang, was sich auch schon in der maßvolleren Auffindung von Glossemen und unechten Zusätzen kund giebt, so kann man auch der Ausgabe von Buch I—V mit guter Hoffnung entgegensehen.

Ich kann im folgenden nur noch eine Auslese aus Hudes eigenen Änderungen beibringen, d. h. solche. die er anstandslos in den Text gesetzt hat. VI 7, 1 ἀπεκομίσαντο; § 4 die Umsetzung τῷ πολέμῳ ἐτελεύτα τῷδε, desgl. II 70, 5. VIII 60, 3 nach II 103, 2. III 25, 2 u. s. w. bis VIII 6, 5, weil VII 18, 4 ἐτελεύτα τῷ π. τ. Vatic. allein, VIII 60, 3 alle Codd. außer Vatic. haben, so sei der Irrtum der Librarii offenkundig. 9, 1 εἰ καὶ ἄμεινόν ἐστιν; § 3 τά γε ὑπάρχοντα. 18, 2 ἡσυχάζοιμεν — φυλοκρινοῖμεν, wo ich die 3. Person (Vulgata) zum Ausdruck des allgemeinen Gedankens, während die Anwendung desselben auf den vorliegenden besondern Fall der Athener in κινδυνεύοιμεν durch die 1. Person geschieht, sehr angemessen und effektvoll finde. 31, 1 <ἐν>τῇ ὄψει. 34, 5 ἐπὶ ναυμαχίᾳ <μιᾷ>, mir unklar. 38, 5 μετὰ <τῶν> πολλῶν nach Schol.; es ist hier aber nur Gegensatz von wenigen und vielen. 40, 2 εἰ καί für καὶ εἰ. 53, 1 τῶν <μὲν> μετ᾽αὐτοῦ, nicht unbedingt nötig zu τῶν δέ. 62, 4 τά τ᾽ἄλλα für τἆλλα (?). 65, 3 προσελάσαντες [ἐς] τῇ Κατάνῃ für ἐς τὴν Κατάνην: weshalb setzt H. denn das ἐς noch in den Text? 68, 1 ἐπὶ τοιοῦτον ἀγῶνα: ich halte τὸν αὐτόν für höchst notwendig = wir alle zu einem und demselben Kampfe erschienen! 69, 3 ξυγκαταστρεψάμενον (vermutet aus ξυγκαταστρεψόμενοι des Palatinus) — ὑπακούσεται, dem Sprachgebrauch nach (VI 60, 4. 61, 2 Wechsel zwischen Sing. collativ. und Plur.) in demselben Sinne wie Stahls ξυγκαταστρεψάμενοι -- ὑπακούσονται (letzteres Wort nur nach dem Schol.): soll der Sing. der Codd. ὑπακούσεται gerettet werden, dann scheint mir Badhams von v. Herwerden angenommene Änderung εἴ τις ἄλλους ξυγκαταστρεψάμενος ῥᾷον αὐτὸς ὑπακούσεται trotz ihrer Vielseitigkeit noch passender, oder aber man schreibe getrost ξυγκαταστρεψάμενοι (erklärlich aus τὸ δ᾽ὑπήκοον τῶν ξυμμάχων — εἶχον) ὑπακούσεται (nach 61, 2 στρατιὰ Λακεδαιμονίων — ἔτυχε — πράσσοντες): so wäre die Sprachweise zwar härter, aber (οἱ ξύμμαχοι) ξυγκαταστρεψάμενοι, sc. τοῖς Ἀθηναίοις, wäre dann zu αὐτοῖς, sc. τοῖς Ἀθηναίοις, in schärferen persönlichen Gegensatz gerückt, und wir hätten eine Art wirkungsvollen numeralen Chiasmus τὸ δ᾽ὑπήκοον (Sing.) — εἶχον (Plur.) ✕ ξυγκαταστρεψάμενοι (Plur.) — ὑπακούσεται (Sing.), der unverstanden (und allerdings schwer verständlich!) den Dativ ξυγκαταστρεψαμένοις des Laur. erzeugt haben könnte. 82, 3 αὐτόνομοι für αὐτοί nach III 39, 2. 86, 1 ἐλέγξει für ἐλέγχει. 89, 6 ὅσῳ κἂν λοιδορήσαιμι für [ὅσῳ καί**], vorher δημοκρατίας γε καταγιγνώσκομεν — für δημοκρατίαν γε καὶ ἐγιγνώσκομεν, letzteres nicht ohne graphische Wahrscheinlichkeit, auch sinnentsprechend, jedenfalls nicht übel, manchem vielleicht eine sogen.

palmaria coniectura, aber bei völliger Klarheit des Sinnes der Vulg. unnötig, während der zweite Teil dann lauten würde: καὶ αὐτὸς οὐδενὸς ἂν χεῖρον καταγιγνώσκοιμι, sc. τῆς δημοκρατίας, ὅσῳ κἂν λοιδορήσαιμι = et ego ipse non minus quam alius quisquam contemnam, sc. populare imperium, ut qui etiam obiurgem; grammatisch zulässig, aber entgegen dem Schol. ὅσῳ καὶ μέγιστα ὑπ' αὐτῆς ἠδίκημαι; vgl. Sitzler in seiner Ausgabe: καὶ αὐτὸς οὐδενὸς ἂν χεῖρον, ὅσῳ καὶ <οὐδενὸς ἧσσον ἠδίκημαι>, λοιδορήσαιμι. Ich halte die Lücke ὅσῳ καί** einstweilen aufrecht und möchte eher an den Ausfall eines der Form ΛΟΙΔΟΡΗΣΑΙΜΙ graphisch ähnlicheren Verbums (wie ΤΑΛΑΙΠΩΡΟΥΜΑΙ) denken. 91, 7 † διαφορουμένης (etwa ἂν φορουμένης; Gertz: δὴ ἀποισομένης). — VII 7, 3 ὅπωσοῦν προχωρῇ für ὅπως ἂν πρ., ohne vorherige Einklammerung. 19, 2 [οὐ πολλῷ πλέον], weil καί davor nur Vat. hat (?); § 4 [καὶ] ἄρχοντα, nicht ohne Berechtigung. 25, 1 möchte H. für πυνθανόμεναι den Gen. abs. -ων setzen; ich schrieb -οι wie 22, 1.; § 6 zu ἀνέκλων wird Widmanns ἀνεῖλον angeführt, sollte wohl heißen ἀνεῖλκον, wie W. thatsächlich jetzt schreibt. 28, 3 τῆς τῶν Ἀθην. 34, 1 ἐπὶ ναυμαχίαν. 36, 3 προσέχοντες τοῖς ἐμβόλοις nach handschriftlichem παρέχοντες, auch des Laur., gegen unanfechtbares παίοντες τ. ἐ. des Vat.: es wäre ebenso gut eine Verschreibung von παίοντες in παρέχοντες möglich als von παρέχοντες, letzteres von προσέχ. 44, 4 ἀδύνατα <δ'> (Laur. ἦν) gegen das treffliche ἀδύνατον ὄν (Acc. abs.) des Vat. 49, 1 ἐθάρσει <καὶ> κρατηθείς nach Gertz, vgl. meinen Jahresber. (Böhme-Widmann μᾶλλον θαρσήσας ἢ πρότερον κρατηθείς). 53, 2 ἐκβάλλουσιν. 69, 2 [καὶ] νομίσας. 71, 2 διὰ τὸ** ἀνώμαλον (Konjektur διότι), mit Recht ungeheilt gelassen (vgl. Jahresber.); § 3 ἐπί τι ἡσσώμενον für Vulg. τὸ ἡσσ. (= τοὺς ἡσσωμένους) wegen ἀντίπαλόν τι (Stellung nach 77, 6 του φιλίου χωρίου,) unnötig, 75, 5 [κατὰ τὸ] χρήσιμον, ganz richtig weil κατὰ τό Vat. γρ ist, aber ohne Respektierung der Vulg. ἕκαστος; ebenda § 4 † ὀλίγων (Konj. ὠμῶν = atrocium), ich klammere ὀλίγων ein, da keine Konjektur, auch die neuste λιγέων von Kothe (nach Aeschyl. Pers. 332; vgl. N. Jhrb. 1889 I, S. 167 f.) nicht, Ersatz giebt; vgl. Jhrb. auch über § 6, wo die vielbesprochene Stelle bei H. lautet: καὶ μὴν ἡ ἄλλη αἰκία, καὶ [ἡ] ἰσομοιρίᾳ τῶν κακῶν ἔχουσά τινα ὅμως [τὸ μετὰ πολλῶν] κούφισιν (vgl. auch den Anhang meiner Ausgabe S. 208). — VIII 5, 3 [ἢ] τῶν ἐν τῇ πόλει. 9, 3 οἱ δὲ ὀλίγοι <οἱ> ξυνειδότες; Vat. καὶ ξυν., „quod praeferendum est“; aber da die Vulg. καί nicht hat, soll καί als Ersatz für ein hinter ὀλίγοι leicht ausgefallenes οἱ eingesetzt worden sein. 14, 1 αὐτοῦ [μὲν] προξυγγενόμενοι, weil αὐτοὶ μέν der Vulg. nicht sofort den Gegensatz οἱ δὲ Χῖοι hat? Vgl. Classen. 28, 2 ἄλλ' ἢ statt ἀλλ' ἤ, doch vgl. V 60, 1. 29, 1 [ἔφη] δώσειν, gegen das sichere δώσειν ἔφη des Vat.; § 2 ὅσαι πλείους für ὅσῳ. 34 ὥσπερ εἶδον. 41, 1 ξυμπαρακομισθῆναι für -κομίσαι, nach 39, 1. 42, 2 [τὰς ἀπὸ τῆς Καύνου]. 45, 3 ἐδίδαξε [ὥστε], beides unnötig. 46, 3 [μὴ] ἐξελάσωσι. 48, 7 [καὶ] ἐν τῷ παρόντι, Valla hat καί nicht übersetzt, weil überflüssig? 51, 2 παραδέδοται (Laur. — δίδοται), Vat. u. a. προδίδοται. 52 καὶ ὁ μὲν δή, weil Laur. καὶ μὲν δὴ ὁ hat. 54, 3 παρέλυσαν τῆς ἀρχῆς statt παρέλυσεν ὁ δῆμος, weil im Laur. ὁ δῆμος fehlt, in Übereinstimmung mit ἀντέπεμψαν. 62, 1 παρελθόντος, statt παρεξελθόντος, = per oram progressus (nicht = praetervectus vel elapsus). 76, 5 καὶ <ὅτι> νῦν, was schon Böhme hinter νῦν vermutete; besser ist immer noch die Annahme einer Lücke hinter νῦν mit Stahl und Haase, vgl. Jahresber. 81, 2 ἐς ἐλπίδας τε statt γε. 82, 1 διὰ <τοὺς> αὐτίκα τότε παρόντας πολεμίους ἐκ τῶν λεχθέντων καταφρονεῖν (ohne καί des Vat.) πλεῖν (sc. ἑτοῖμοι ἦσαν) ἐπὶ τὸν Πειραιᾶ, diese Korrektur mit Hülfe des sonst verworfenen διὰ τὸ αὐτίκα des Vat. ist nicht ungeschickt, aber hart durch das Zusammentreffen der beiden Inf. -εῖν, welches indes auch die Vulg. in καταφρονεῖν πλεῖν τε hat. 84, 2 weil ἐλεύθεροι (Vat. und andere Codd.) im Laur. ‘vestigium genuinae scripturae ἐλεύθερον exhibet’ (!), schreibt H., unter Benutzung von Haacke [οἱ ναῦται], ἐλεύθερον ἦν (für ἦσαν) τὸ πλῆθος, sonst nicht übel. 98, 4 λειφθεῖσαν, für ληφθεῖσαν, wegen κατέλαβον (Reiske κατέβαλον), zweifelhaft, da doch mit τούτῳ μὲν τῷ τρόπῳ — ληφθεῖσαν gesagt werden soll, daß gerade durch die List des Aristarchos Oinoe gewonnen ward, um dann von den Boiotern besetzt werden zu können. 99 [ὅτε — παρῄει], weil vom Schol. nicht gelesen (?). Ebenda πω ἧκον für τέως που ἧκον 109 τὰ ἐν τῇ Μιλήτῳ für τό.

Die Praefatio giebt S. VII ff. über die von Hude befolgten Grundsätze der Orthographie, seine Anlehnungen und Abweichungen an und von Herodian (ed. Lentz), Meisterhans und Stahl und eigene Neuerungen Aufschluß. Bemerkenswert ist die konsequente Fortlassung des ν paragogicum in εἴκοσι, während H. sonst der gewöhnlichen Regel über dasselbe folgt, auf grund des Codd. Cisalp., Laur., Pal. und Aug. und der Inschriften nach Hedde Massen (Stud. Lips. IV, S. 34).

Quedlinburg. Franz Müller.

Platonis Euthyphro, with introduction and notes by **J. Adam.** Cambridge 1890. XXXIV, 114 S. 8. 2 sh. 6.

Der Verf. hat die deutschen Arbeiten von Schanz, Fritzsche, Wohlrab u. a. gewissenhaft benutzt, ohne darauf zu verzichten, auch mit eigenen Augen zu sehen. Seine Ausgabe wird ihrem Zweck, als Hülfsmittel der Platolektüre in England zu dienen, gewiß entsprechen. In demselben Geiste gehalten wie die früheren in dieser Zeitschrift besprochenen Ausgaben desselben Verfassers, macht sie eben deshalb eine eingehendere Besprechung unnötig.

Weimar. Otto Apelt.

Hermann Leppermann, De correptione uocabulorum iambicorum, quae apud Plautum in senariis atque septenariis iambicis et trochaicis inuenitur. Doktordissertation. Münster (Leipzig, Fock) 1890. 84 S. 8. 1 M. 50.

Die Plautinische Prosodie und Metrik bietet noch eine ziemliche Reihe von dunklen Punkten, die sich nur durch sorgsamste Einzeluntersuchungen aufhellen lassen. Eine solche Untersuchung ist die vorliegende fleißige und trotz ihrer Beschränkung auf ein abgezweigtes Gebiet nützliche Arbeit eines Schülers des um Plautus hochverdienten P. Langen. Sie hat den Zweck, festzustellen, welche Gattungen iambischer Wörter mit naturlanger Endsilbe hauptsächlich in den Senaren und in den iambischen und trochäischen Septenaren Verkürzung erleiden, und in welchem Zahlenverhältnisse die Fälle der Verkürzung zu denen stehen, wo die ursprüngliche Quantität gewahrt ist. Zu bedauern ist, daß Verf. nicht wenigstens noch die iambischen und trochäischen Oktonare in Betracht gezogen hat; der Platz hätte sich durch eine etwas andere Einrichtung wohl beschaffen lassen.

Die Hauptergebnisse der Untersuchung sind kurz folgende. Die Verkürzung findet sich seltener in den iambischen Septenaren als in den beiden anderen Versgattungen, was aus der Eigenart jenes Metrums erklärt wird. Auf dem Deklinationsgebiet überwiegt bei ego, mihi, tibi, sibi bei weitem die Verkürzung und ist die ursprüngliche Messung verhältnismäßig sehr selten; selten ist die Verkürzung bei den übrigen Deklinationsformen, zumal bei den Wörtern, die auf einen Diphthongen oder s auslauten, abgesehen von denjenigen, wo der Endung ein Vokal vorhergeht (tuā, suā, eā, meā, niā, die, duo, tuo, suo, eo, meo, deo — dies, sues, duas, suas, eas, meas, tuas, eos, meos, tuos, suos — duae, tuae, suae, eae, meae): bei diesen hat im Gegenteil die Verwendung an Stelle einer Arsis oder Thesis bei weitem das Übergewicht. Verf. erklärt diese auffallende Erscheinung durch die Annahme, daß solche Wörter nicht pyrrhichisch, sondern vielmehr durch Synizesis einsilbig gesprochen worden sind, und in der That ist diese Beobachtung als ein beachtenswertes Moment zur Entscheidung dieser streitigen Frage anzuerkennen, zumal bei Annahme der Synizesis eine ganze Anzahl harter Proceleusmatiker wegfallen. Bei den Konjugationsformen ist, wenn man ego, mihi, tibi, sibi und die Fälle, wo Synizesis angenommen werden kann, außer Rechnung läßt, die Verkürzung im Verhältnis häufiger als bei den Deklinationsformen, am häufigsten bei den vokalisch, am seltensten, wie in der Deklination, bei den auf s auslautenden. Für die Annahme einer Synizesis bei solchen Verbalformen, wo der Endung ein Vokal vorhergeht, spricht das Zahlenverhältnis nicht, wohl aber die Analogie der Deklinationsformen; ob aber wirklich neben sciat, fuit, fuat, scies, scias, eas, fuas auch an einsilbiges creat und beat gedacht werden kann, wie Verf. zu glauben scheint, erscheint mindestens zweifelhaft. Bei den Partikeln resp. Adverbien ist, abgesehen von ubi, ibi, wo die pyrrhichische Messung die Regel ist, die Verkürzung häufig, häufiger als die iambische Messung bei diu und eo, daher Verf. mit Wahrscheinlichkeit auch für diese Synizesis annimmt.

Der Schlußsatz der Abhandlung: 'quo rarior uocabuli generis correptio est, eo maior in constituendo aut emendando uersu cautio erit adhibenda' hat im allgemeinen seine volle Berechtigung; für sich allein aber kann die größere Seltenheit der Verkürzung nicht in der Weise den Ausschlag geben, wie es Verf. mehrfach annimmt, z. B. wenn er S. 55 Merc. 588 mißt Sumne ego homó miser st. Sumne ego hómo miser, 'quia ueterum poetarum scaenicorum arti metricae pro fundamento fuit quantitatis obseruatio et correptio nominum iambicorum tam rara est, ut nisi grauissimis causis cogamur, statuenda non sit'. Im Nominalgebiet ist am seltensten die Verkürzung auf s auslautender Formen; aber darum ist an sich die trochäische Messung von capt. 529, bei der salus verkürzt werden muß, nicht unwahrscheinlicher als die iambische, für die sich Verf. S. 51 entscheidet: die Enscheidung hängt vielmehr davon ab, ob der folgende Vers wirklich, wie er überliefert ist, ein Senar oder aber, was ja möglich ist, ein verstümmelter Septenar ist. Nach den Ermittlungen des Verfassers ist unter den Nominalformen die Verkürzung der auf r auslautenden relativ am

häufigsten; trotzdem hat Plautus nach dem einstimmigen Zeugnis der Hss cap. 196 lábos erit, nicht lábor erit geschrieben.

Wünschenswert wäre gewesen, daß Verf. sein Material noch nach anderen Gesichtspunkten verwertet hätte, z. B. ob die in der Regel gekürzten Wörter wie ego, mihi, tibi, sibi, ubi, ibi, quasi, nisi bei iambischer Messung den ersten Fuß eines Senars oder iambischen Septenars bilden können, und an welchen Versstellen Verkürzungen mit Vorliebe angewendet oder sichtlich gemieden werden. Zu letzterer Beobachtung hätte ihm die richtige Bemerkung von R. Klotz in seinen Grundzügen altrömischer Metrik, einem Buche, das er noch vor Abschluß seiner Arbeit in Händen gehabt hat, Anregung geben sollen, daß nämlich solche Verkürzungen in den inneren Senkungen verhältnismäßig selten zugelassen sind. Ohne große Mühe hätte er durch erneute Durchmusterung seines Stellenmaterials feststellen können, welche Arten von Verkürzungen sich hier finden, und ob Klotz berechtigt ist, diese an sich richtige Bemerkung zur Verdächtigung der Überlieferung, wie er mehrfach versucht hat, zu verwerten. Zu wünschen wäre, daß Verf. sich entschlösse, seine Untersuchung über sämtliche Metren bei Plautus auszudehnen und in dieselbe auch die Verkürzung positionslanger iambischer Wörter hineinzuziehen. Es würden ihm dabei sicher noch andere Gesichtspunkte aufstoßen; z. B. erscheint es als keine ganz müßige Frage, ob sich nicht vielleicht in den verschiedenen Lebensaltern des Dichters angehörigen Stücken in dieser Beziehung ein verschiedenes Verfahren beobachten ließe.

O. Seyffert.

Emilio Costa, Il diritto privato romano nelle comedie di Plauto. Torino 1890, Fratelli Bocca. 553 S. 8. 10 L.

Der juristische Stoff in den Komödien des Plautus, bereits früher wiederholt behandelt, erfährt in dem obigen Werke seine umfassendste wie umfänglichste Darstellung, wobei der Stoff in zwei, nach der Darstellungsmethode sich scheidende Abteilungen zerlegt ist.

Und zwar die erste Abteilung (S. 17—43) bespricht nach einem Hinweise auf die hohe Bedeutung des Plautus als rechtshistorischer Quelle die maßgebenden allgemeinen Vorfragen. In § 3—6 wird die Kardinalfrage erörtert, ob die von demselben angezogenen oder vorgeführten Rechtsordnungen und -verhältnisse dem attischen oder römischen Rechte zu überweisen seien. Die Wichtigkeit dieses Punktes rechtfertigt dessen eingehende wie zugleich einleuchtende Behandlung, wenn immer auch weder die neueren Bearbeiter des griechischen Rechtes irgend welche Bezüglichkeit auf das letztere bei Plautus zu entdecken vermocht haben, noch auch eine unbefangene Prüfung vom Standpunkte des römischen Rechtes aus irgend welchen Zweifel daran aufkommen läßt, daß ausschließlich das letztere von Plautus wie gekannt so auch angezogen oder zu grunde gelegt ist. Endlich wird in § 7 die vom Verfasser zu befolgende Methode für die Detailbearbeitung seines Stoffes dargelegt und in § 8 eine Übersicht der Abfassungszeiten der einzelnen Komödien wie der Orte, wo deren Handlung spielte, gegeben.

Sodann die zweite Abteilung ordnet, wie angemessen, den Stoff nach Abschnitten, die auf die Systematik des römischen Rechts gestützt sind: allgemeine Rechtsbegriffe, Rechtssubjekt, Freiheit und Sklaverei, Bürgerschaft, Familie, Ehe, väterliche Gewalt, Agnation, Kognation, Affinität, Tutel und cura, Erbrecht, dingliche Rechte und Besitz, Eigentum, Servitut und Pfandrecht, Obligation, Kontrakte wie Delikte und endlich Civilprozeß, wobei die einschlagenden Stellen des Plautus in wörtlicher Wiedergabe eingeordnet, wie jeder einzelne Abschnitt von einer orientierenden summarischen Darstellung des einschlagenden Rechtsstoffes begleitet werden. Endlich wird mit einer kurzen Retrospektive über das aus den Komödien des Plautus sich ergebende Gesamtbild des römischen Rechts und mit zwei Registern über die behandelten Materien wie über die angezogenen Plautusstellen das Werk abgeschlossen.

An dieser ganzen Arbeit aber verdient volle Anerkennung ebenso die Sorgfalt, mit der ein so reiches Material zusammengebracht, wie die Einsicht und das Geschick, mit der es gruppiert und so ein Werk geschaffen ist, welches ermöglicht, rasch, sicher und bequem den Überblick über ein äußerst wichtiges, aber sehr zerstreutes Material zu gewinnen.

Leipzig. M. Voigt.

Titi Livi ab urbe condita libri I et II. Scholarum in usum rec. **Rob. Novák. Prag** 1890, Otto. Desgl. libri XXI et XXII, ebenda 1891.

R. Novák hat dem Livius schon seit einem Jahrzehnt seine Aufmerksamkeit zugewandt und eine beträchtliche Menge Konjekturen zu dem Autor namentlich in den czechischen „Philol. Blättern“ mitgeteilt. Es kann nicht auffallen, wenn man diesen zahlreichen Vorschlägen, die zumeist ohne eingehende Begründung ausgesprochen

sind, sehr verschiedenartigen Wert beigelegt hat, und daß nur wenige bisher Aufnahme gefunden haben. Läßt sich doch dem Vorgehen Nováks, ich möchte sagen, etwas Jungczechisches nicht absprechen: es bekundet wenig Respekt vor der Überlieferung. Hier und da hat man wohl auch das Gefühl, daß die Schwierigkeiten nach berühmten Mustern magis vi quam consilio beseitigt werden. Die sehr zahlreichen subjektivistischen Ausdrücke, die meistens eines Grundes entraten, wie „videtur inrepsisse, movent suspicionem, desidero, redundat, exspectes", etc. schrecken den Leser etwas ab, in die ernste Erwägung der Nováksehen Vorschläge einzutreten. Die erstaunte Frage muß doch erlaubt sein, ob die angestrengte Bemühung zahlreicher tüchtiger Gelehrter seit vier Jahrhunderten unseren Tagen noch so viel zu thun übrig gelassen haben sollte. Nichtsdestoweniger trage ich großes Bedenken, Nováks Konjekturen als im allgemeinen wertlos zu verwerfen. Der czechische Gelehrte hat, wie neuerdings erst wieder einer seiner Aufsätze über Livius in der Zeitschrift f. d. Österr. Gymn. (1890, 965—973) bewiesen hat, die Sprache des Geschichtsschreibers mit Fleiß und Scharfsinn studiert und darf deshalb sorgfältige Prüfung seiner Vorschläge mit Fug erwarten. Des Ref. Arbeit am Lexicon Livianum bringt es mit sich, daß er fast keinen Tag sine Livio zubringt. Bei solcher Beschäftigung drängen sich Gedanken über die Beschaffenheit des überlieferten Textes auf, die, vom dunklen Gefühle veranlaßt, mit der Zeit immer festere Gestalt gewinnen, aber zur wissenschaftlichen Klarheit und Sicherheit erst mit dem Abschluß des ganzen Werkes durchdringen dürften. Zu solchen Gedanken gehört die Vermutung, daß die erste Dekade des Livius in einer Gestalt auf uns gekommen ist, wie sie vom Schriftsteller nicht geschrieben ist. Die bedeutende Verschiedenheit der beiden Rezensionen im Veronensis und den Nicomachiani muß ja diesen Gedanken nahelegen, und in diesem speziellen Punkte z. B. ist die herrschende Ansicht von der Minderwertigkeit des Ver. für mich noch kein Axiom geworden. Vielmehr neige ich zu der Annahme, daß der Text der Nicom. ziemlich stark überarbeitet und insbesondere durch Zusätze entstellt ist; deshalb darf man auch der Ansicht zuneigen, daß den Mängeln der Überlieferung manches von dem zugeschrieben werden sollte, was man bisher mit Eigentümlichkeiten des Livianischen Stils in der ersten Dekade und seiner Unfertigkeit erklärt hat.

Läßt sich nun auch ein einigermaßen sicheres Urteil hierüber zur Zeit noch nicht fällen, so erscheint doch das Vorgehen Nováks damit durchaus nicht gerechtfertigt. In einer ganzen Reihe von Fällen werden die meisten keinen zwingenden Grund zu Änderungen erblicken können; man wird ihm z. B. schwerlich beistimmen, wenn er I 4, 4 divinitus streicht, weil es aus XXXIV 8, 9 herübergenommen sei, oder wenn er ebenda ad iusti cursum und amnis streicht, oder I 10, 4 duce hostium occiso tilgt, weil es Vorwegnahme von den ähnlichen Wendungen in § 5 und 6 sei u. v. a. Auch seinen Berufungen auf den usus Livianus darf man nicht ohne weiteres beitreten: II 47, 6 streicht er z. B. in, weil invadere meistens mit dem bloßen Akk. verbunden erscheint, aber die Präp. findet sich doch XXVII 42, 6 und XXVIII 29, 3, und ähnlich will er II 63, 7 in tilgen, während ingredi in wenigstens 7mal bei Livius vorkommt. Manches ist auch vor ihm schon von anderen vorgeschlagen, was er für sich in Anspruch nimmt. So dachte schon Ml (H. I. Müller) I 8, 5 an ad laevam und 54, 5 an sibi, hat 26, 6 schon die ed. Mediol. 1480 arbore, tilgte 32, 5 schon Cobet quo res repetuntur und II 23, 12 senatus, dachte 26, 2 schon Weinkauff 1866 an ex Etruscis, hat schon Mg im Texte II 48, 6 moturos, klammerte schon Gruter I 30, 1 die Worte ibique habitavit ein, ebenso I 53, 8 Gronov se vor inde. Ungenau sind die Angaben nicht oft: I 20, 7 schrieb Gr. ac procurarentur, danach Harant (nicht atque); I 32, 11 wollte Hachtmann tum is nuntius, während tum nuntius Vorschlag von Ml ist. II 15, 7 hat Ussing, nicht Mg ita gestrichen. 25, 6 Romam desgl. Crévier, 27, 2 ut desgl. schon Gr., derselbe 34, 3 quaesitum, 59, 3 ist alia von Crévier geschrieben. Versehen und Druckfehler im Anhang: I 17, 1 provenerat statt pervenerat; 25, 2 intendunt statt intenduntur; I 49, 3 finde ich donec — fuerit nicht; 2 Zeilen weiter fehlt die Paragraphenzahl 9; ebenso II 46, 7 vor duo; II 56, 7 muß es consulum heißen.

Trotzdem bleibt eine Reihe Änderungen übrig, über die sich nicht so leicht hinweggehen läßt. Der Raum zwingt zur kurzen Auswahl. I 5, 6 wird wohl mit N. eo für eodem zu schreiben sein. I 7, 14 ist virtute parta vielleicht in der That ein Einschiebsel; desgl. 8, 3 hoc genus, 9, 11 destinatas, 11, 2 concordia, 14, 4 prope se, 14, 9 visi, 22, 5 comiter, 22, 6 quicquam, 33, 4 primum hinter acie, II 1, 11 novum legatum, 19, 5 ex vor acie, 28, 9 prope, 38, 4 zwar wohl nicht der ganze Satz, non ideo — abigi, wohl aber coetu consilioque im Hinblick auf 37, 9, ferner II 40, 7 perveneras, denn quamvis mit dem Indikativ ist hier allein

vorhanden und perveneras verbessert den Satz wahrlich nicht, 56, 7 ipse in, 58, 7 otiose neglegenter, denn das folgende Substantivpaar pudor — metus scheint segniter — contumaciter vorauszusetzen. Anderen, ja der großen Mehrzahl von Nováks Streichungen stehe ich vorläufig noch kühl gegenüber. Von anderen Vorschlägen erlaube ich mir noch vorzuführen: I 1, 4 maiorum; 17, 1 a singulis . . [pervenerat] <sed>; 25, 9 <esse> solet; 28, 4 hesterno — proelio; II 15, 3 ea esse vota omnium, eam voluntatem. I 54, 5 möchte ich ei hinter posset als Dittographie streichen, statt es in sibi zu verändern. II 36, 2 will Novák iret ac für ea consulibus nuntiaret schreiben, weil ac vor c von Livius wohl gesetzt werde. Das ist richtig, wenigstens für die 1. Dekade; aber es per coniecturam herzustellen, würde ich Bedenken tragen. Auch brauchen wir doch wohl das ea und schreiben deshalb entweder <et> ea mit Ml oder eaque. II 5, 4 möchte N. firmaque streichen. Das wird kaum empfehlenswert sein; denn gerade die Festigkeit der Alluvialtiberinsel ist hier herzustellen, daß sie im stande ist, schwerere Bauten zu tragen. Über den Flußspiegel ragte sie schon hervor, nun sollte sie durch künstliche Mittel (Ufermauern) gefestigt werden. Darum befriedigt auch tam eminens nicht; denn sonderlich hoch kann die Schwemminsel (insulam paullatim factam) nicht gewesen sein. Schon Duker schrieb iam, Gr. und andere bis auf Drak. folgten ihm darin. Wb. erklärt tam eminens 'wie sie jetzt ist', was mich nicht befriedigt, am Ende auch gar nicht Livius' Meinung ist, da die Tiberinsel oft genug Überschwemmungen ausgesetzt war. Daneben wird es aber wohl nötig sein, noch eine Umstellung vorzunehmen und zu schreiben: ut iam eminens area firma quoque templis ac porticibus sustinendis esset.

Mag man nun auch Nováks zahlreiche Änderungsvorschläge zum großen Teil ablehnen, sicherlich regt er vielfach an, von neuem die betr. Stellen zu überdenken. Ohne Nutzen wird die Durcharbeitung seiner Ausgabe deshalb für niemand sein.

Inzwischen ist von demselben Verf. auch eine Rezension der Bücher 21 und 22 erschienen, die mit dem besprochenen Buche wesensgleich ist, bei der unstreitig besseren Überlieferung aber, soweit P die Grundlage bildet, wahrscheinlich noch zu stärkeren Bedenken Anlaß geben wird.

Nienburg, Weser. F. Fügner.

Ernst Kroker. Katechismus der Mythologie. Mit 73 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig 1891, J. J. Weber. XII, 320 S. kl. 8. 4 M.

Der in der Sammlung von Webers illustrierten Katechismen erschienene Katechismus der Mythologie, in welchem die griechische und römische Abteilung von E. Kroker in Leipzig, die germanische von G. Werl in Annaberg bearbeitet ist, darf wie die meisten Bücher dieser Sammlung als durchaus zweckentsprechend zusammengestellt bezeichnet werden, da der Laie darin alles auf dem behandelten Gebiete besonders Wissenswerte kurz und klar und in solcher Form vorgeführt findet, daß er bei zusammenhängender Lektüre leicht eine Übersicht gewinnen kann, aber mit Hülfe des beigegebenen Registers auch Einzelheiten sofort aufzufinden imstande ist. In lobenswerter Weise ist bei den größeren griechischen Gottheiten die Behandlung ihres Wesens, ihrer Kulte und Einzelmythen und der Darstellung durch die Kunst scharf und bestimmt von einander getrennt. In der Aufnahme von Deutungen sind beide Verfasser gleich zurückhaltend und vorsichtig; in dem die germanische Mythologie behandelnden Teile werden aber die noch jetzt in den Bräuchen des Volkes erhaltenen Reste heidnischer Vorstellungen in ansprechender Weise erklärt und auf ihre mythische Grundlage zurückgeführt. Namen und Beinamen der Gottheit sind in einer die Übersicht erleichternden Art durch den Druck hervorgehoben; nur dürfte es sich in Rücksicht auf den Zweck des Buches empfehlen, besonders bei häufig verkehrt gesprochenen Formen die Quantitätsbezeichnung hinzuzusetzen, auch könnten die Beinamen noch öfter durch Übertragung erläutert werden.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken. Bei der Fixierung der Sage durch das Epos wurde die Gottheit selbstverständlich der sittlichen Anschauung des Dichters oder seines Gewährsmannes entsprechend gestaltet. Änderte sich diese nun mit dem Fortschritte der Bildung, so geriet leicht die durch die Dichtung festgelegte Sage in Widerspruch mit der verfeinerten und veredelten Lebensanschauung, sodaß das, was den Schöpfern des Mythos durchaus recht und schön, weil in ihrer Zeit allgemein gebräuchlich, erschienen war, nun als Fehler und Gebrechen betrachtet werden mußte. Je höher das Menschheitsideal also stieg, umso weiter entfernte es sich von seiner ersten, in der Göttersage verkörperten Stufe, sodaß nicht allein das Sinken von Zucht und Sitte, wie es auf S. 10 geschieht, für das Auftreten des Zweifels verantwortlich gemacht werden darf.

Beschützer des regelmäßigen Jahresverlaufs sowie der Ordnung in der Natur und der menschlichen Gesellschaft ist Zeus jedenfalls nicht als Gott des Gewitters und der reinen Luft (S. 22 f.), sondern als alter Sonnengott, und hierauf beruht auch seine Allgegenwart und Allwissenheit. Die Deutung der argivischen Hera als Erdgöttin (S. 24) ist zwar alt, aber schwerlich zu billigen. Auf S. 25 f. wäre wohl hervorzuheben gewesen, daß Zeus' Verbindung mit Metis und Themis auf jüngerer Allegorie beruht, und auf S. 74, daß der große Pan erst der orphischen Spekulation angehört. Die Geburtsgöttinnen führen die Fackel nur deshalb als Attribut (S. 33), weil sie Mondgöttinnen sind. Die Ergänzung des Apollon von Belvedere mit Ägis (S. 51) ist neuerdings mit gutem Grunde wieder verworfen worden. — Die Seelen der Abgeschiedenen dachten sich die Römer keineswegs regelmäßig in scheußlicher Gestalt, als Gerippe (S. 192), dieselben behielten vielmehr nach allgemeiner Annahme die Form, in welcher sie aus dem Leben geschieden und bestattet worden waren; nur vereinzelt werden sie auch als Gerippe vorgestellt. S. 176 fehlt unter den aus Griechenland eingeführten Gottheiten Mercurius, dessen erster Tempel in Rom schon 495 v. Chr. geweiht wurde; denn wenn auch der Name ursprünglich derjenige eines altrömischen Indigitamentalgottes gewesen sein kann, so ist Mercurius doch mit Hermes in seiner Auffassung als Handelsgott völlig gleichgesetzt worden (vgl. S. 221).

Dietrich von Berne trägt schon in der mittelhochdeutschen Dichtung aus dem Göttermythus (Donar?) entlehnte Züge, sodaß nicht an eine Namensgleichung Hackelbärend — Bernhard — Berne (S. 236) zu denken ist. Ebensowenig dürfte die Sage vom ewigen Juden aus der des Wodan als wilden Jägers entsprungen sein (S. 237). Letzterer ist auch nie ein eigentlicher Todesgott (S. 237), wenn er auch als im Sturmwind erscheinender Himmelsgott wie Hermes die luftartig oder im Luftraum schwebend vorgestellten Seelen mit sich fortführt. — Daß Donar nicht bloß im Norden volkstümlich war (S. 249), beweist unter anderem der in abgelegneren Dörfern Nordtirols noch heute geübte Brauch, an Stelle der im Norden allgemein verwendeten Pferdeköpfe, offenbar zum Schutze gegen Blitzschlag, je zwei in Holz geschnitzte Bocksköpfe auf dem Giebel der Häuser anzubringen. — Endlich scheint mir die Gleichsetzung von Hexen und Walküren (S. 276) sehr zweifelhaft, da die Hexen nur ausnahmsweise jung und schön oder überhaupt als Jungfrauen gedacht werden und keine Beziehung zu Kampf und Sieg haben. Jedenfalls haben sich erstere ebenso wie in Griechenland und Italien, wo dies klar nachweisbar ist (vgl. z. B. Politis bei Roscher, Selene S. 174 ff.), aus von Anfang an mit Zauberkraft begabten weisen Frauen (Mondheroinen) entwickelt, deren Urtypus für Griechenland Medeia ist. Der Falter (S. 277) ist eine Erscheinungsform der Seele überhaupt, die bei der Hexe wie beim Werwolf während des Lebens den Körper zeitweilig verlassen kann.

Dieselbe Sorgfalt, die das ganze Buch in Rücksicht auf den Inhalt kennzeichnet, ist auch auf den Ausdruck im einzelnen und die Überwachung des Druckes verwendet. Von sinnstörenden Druckfehlern ist mir daher nur S. 25 Aufzeichnungen und S. 215 September statt Dezember aufgefallen. Die Abbildungen sind treffend gewählt und gut ausgeführt. Somit verdient das Buch auch den Schülern höherer Lehranstalten empfohlen zu werden.

Wurzen. H. Steuding.

A. Dumont et J. Chaplain, Les céramiques de la Grèce propre. Tome I: Histoire de la peinture des vases grecs depuis les origines jusqu' au V. siècle av. Jésus Christ, suivie d'un choix de vases peints trouvés en Grèce. Paris 1888, Firmin Didot. VIII, 420 S., 40 Tafeln. 4. — Tome II: Mélanges archéologiques, suivis d'un choix de terres cuites, bronzes et marbres trouvés en Grèce. Paris 1890, Firmin Didot. 260 S. 40 Tafeln. 4. 120 und 160 fr.

Die ersten Lieferungen dieses jetzt abgeschlossen vorliegenden Werkes haben wir in dieser Zeitschrift Jahrgang 1885, Sp. 695 ff. angezeigt. Die folgenden Lieferungen sind nach dem Tode Dumonts aus seinem Nachlasse herausgegeben worden, und zwar von einem seiner hervorragendsten Schüler und Freunde, Herrn Edmond Pottier. Von S. 161 des ersten Bandes an beginnt die Thätigkeit dieses Herausgebers.

Der Text des ersten Bandes führt die Geschichte der Vasenmalerei nur bis zum Auftreten der rotfigurigen Technik, wo das von Dumont hinterlassene Manuskript abbrach. Aber auch dieser Abschnitt enthielt noch manche Lücken, welche Pottier auszufüllen bestrebt war. Derselbe hat nicht nur große Zusätze zu den vorhandenen Teilen gemacht, sondern auch einige ganze Kapitel neu hinzugefügt, wie das über die Vasen von Kyrene und Naukratis, sowie das, welches die altattischen Vasen unter korinthischem Einfluß behandelt.

Ebenso ist der erläuternde Text zu sämtlichen Tafeln von Pottier allein abgefaßt. Dieselben stellen eine Auswahl von in Griechenland gefundenen Vasenbildern dar; die bedeutenderen darunter sind längst bekannt.

Der zweite Band enthält den Wiederabdruck mehrerer auf bemalte Vasen, Terrakotten, Bronzespiegel und einige Porträts attischer Kosmeten bezüglicher, in verschiedenen Zeitschriften zerstreuter Aufsätze von Dumont. Auch hier hat der Herausgeber zahlreiche Zusätze gemacht. Wieder von Pottier allein ist dann der Text zu den Tafeln dieses Bandes (von S. 223 an). Auf diesen sehen wir zunächst eine größere Auswahl von griechischen Terrakotten, dann einige griechische Spiegel, namentlich Ständer in Gestalt von Aphrodite, endlich mehrere Hermenbüsten, Porträts späterer Kaiserzeit aus Athen.

Unter den Zeichnungen von Chaplain befriedigen die der Terrakotten noch am ehesten; am wenigsten gelungen sind die der Vasen, besonders die von strengerem Stile. Wie schon in der früheren Anzeige gesagt wurde, fehlt es dem Künstler völlig an Verständnis für die griechische Vasenzeichnung und vor allem an der Geduld sorgfältiger Nachbildung.

Über die ersten Kapitel des Textes von Dumont mußten wir uns in der Anzeige von 1885 sehr scharf aussprechen. Aber alles, was wir dort sagten, gilt auch von den späteren Abschnitten, soweit dieselben eben von Dumont herrühren. Auch hier dasselbe Haschen nach dem Scheine exakter Behandlung und dieselbe innere Hohlheit und Oberflächlichkeit. So beruht schon seine Trennung der Vasengattungen nirgend auf wirklich eindringendem Studium, sondern nur auf flüchtigen und zufälligen Beobachtungen. Und die im 2. Bande aus Zeitschriften wieder abgedruckten Aufsätze waren schon zur Zeit ihres Erscheinens minderwertige Leistungen; heute können sie lediglich noch historischen Wert beanspruchen.

Der Herausgeber, Herr Pottier, hat seine schwierige Aufgabe vortrefflich gelöst. Er hat es verstanden, dem Werke seines Lehrers gegenüber die gewissenhafteste Pietät zu bewahren — die wir nur einem würdigeren Gegenstande gegönnt hätten — und doch eine Fülle von wichtigen Verbesserungen und Zusätzen einzufügen. Auf diesen beruht jetzt eigentlich der Wert des Werkes. Pottier verfügt über eine ausgebreitete Kenntnis der archäologischen Litteratur sowohl wie der Monumente. Besonders verdienstlich sind mehrere ausführliche Zusammenstellungen gleichartiger Vasen mit sorgfältigen Beschreibungen derselben. Dabei sind namentlich die für die älteren Vasengattungen so sehr reichen Schätze des Louvre berücksichtigt. Hoffentlich werden wir von demselben Verfasser bald den bisher so sehr vermißten vollständigen Katalog der Vasen des Louvre erhalten.

Im Texte zu den Tafeln des zweiten Bandes versucht Pottier zugleich einen historischen Überblick über die Entwicklung der griechischen Terrakotten. Verdienstlich ist hier auch das reichhaltige Verzeichnis der sog. melischen Reliefs, welches freilich ebenfalls noch der Sichtung bedarf; einige speziell attische Stücke sind auszuscheiden aus der großen Masse, welche, wie ich schon mehrfach hervorzuheben Gelegenheit genommen habe, (insel-) ionischen Charakter trägt. Daß der Fundort Milo ganz unsicher ist, hebt der Verf. mit Recht hervor. Auch die Fälschung hat sich dieser Gattung bemächtigt, und in Pottiers Verzeichnis befinden sich mehrere mir verdächtige Stücke. Der Abschnitt über die Spiegel enthält p. 244 ff. ein reiches Verzeichnis der erhaltenen Spiegelstützen und der verzierten Spiegelkapseln. Über die Originale, welche auf den Tafeln wiedergegeben sind, fehlten dem Herausgeber leider meist alle Angaben. Ich erwähne hier, daß die Originale von Bd. II, Taf. IV, 1—3; XXII; X, 2 sich in Berlin im Kgl. Antiquarium befinden. Die Zweifel, die Pottier an der Zugehörigkeit der kleinen Komikerfigur Bd. II, Taf. III, 1 zu der Mädchenstatuette, mit welcher sie verbunden ist, ausspricht, durften noch bestimmter formuliert werden: es ist mir zweifellos, auch ohne das Original gesehen zu haben, daß der kleine Komiker erst von moderner Hand angeklebt worden ist. — Bd. II, Taf. IV, 4 ist eine gewöhnliche attische Puppe, deren Arme nur angedeutet sind, nicht aber die aufsteigende Kore (S. 231). — Auf Einzelheiten in der Abhandlung zur Vasengeschichte einzugehen, würde hier viel zu weit führen.

A. Furtwängler.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Philologus Band XLIX, Heft 2 (N. F. Band III, Heft 2).

(193 ff.) **Otto Immisch**, Zu griechischen Dichtern. 1. Die bei Tzetzes (**Matranga** Anecd 216, 109 ff.) erwähnten Verse aus Archil. sind das unverkennbare

Vorbild der 11. Epode des Horaz. 2. Zur Erklärung der 9 Tetrameter (Arch. fr. 74 = Stob. 110, 10) über die Sonnenfinsternis, die keineswegs auf den 6. April 648 angesetzt werden muß. 3. Aus Phokyl. (fr. 3 B) folgert Verf., daß Semonides (fr. 6) und Phok. einen anderen Hesiodtext gelesen haben als wir. 4. Zu Kallinos 1, 12. 5. Zur Abstammung des Tyrtaios. 6. Zu Xenophanes und der Herodotischen Darstellung der κτίσις von Elea. — (212) **R. Ellis**, Cleobulina fr. 3. — (213 ff.) **H. Düntzer**, Zum 1. Buch der Odyssee. II. Kritische Erörterungen, Umstellungen und Streichungen, im wesentlichen gegen Bärwinkels und Skotlands Auffassungen polemisierend. — (229) **Crusius**, Canna dea? — (230 ff.) **E. Rohde**, Die Abfassungszeit des Platonischen Theätet. Sucht in Ergänzung seiner früheren Ansicht und in Polemik gegen Zeller nachzuweisen, daß der Th. nicht vor 371 verfaßt sein kann; Zellers Annahme „zwischen 390 und 392, am wahrscheinlichsten 391“ ist unhaltbar. — (240 ff.) **L. Mendelssohn**, Zu den oracula Sibyllina. Da die vom Verf. seit Jahren vorbereitete Ausgabe mit vollständigem kritischem und sachlichem Kommentar noch lange nicht ans Licht treten kann, so bespricht er 50 kritisch interessante und auch außerhalb des Zusammenhanges verständliche Stellen aus den or. Sib. — (270) **R. Ellis**, Catull LXIV, 109. — (271 ff.) **C. Haeberlin**, Epilegomena ad figurata carmina Graeca. Neues zu den Hss; Verbesserungsvorschlag zu Ara Ion. Vers 7 und Vermutung über den Verf. der Ara. — (285 ff.) **E. Klebs**, Entlehnungen aus Velleius. Wenn auch aus sachlichen und sprachlichen Eigenheiten sich die geringe Verbreitung des Velleius erklärt, so ist er doch nicht ganz ohne Einwirkung auf Spätere geblieben; besonders Tacitus hat ihn neben Sallust nachgeahmt und an mindestens acht Stellen der Hist. Wendungen des Vell. verwertet. Den Schluß bilden Vermutungen über das Quellenverhältnis des Plut. zu Tac. und Vell. — (312) **A. E. Schöne**, Zu Tacitus H. I 31, 2. — (313 ff.) **K. Zacher**, Διὰ Καλλιστράτου. Referat über die neuen Arbeiten von Briel und E. Hiller (über das Verhältnis des Kall. zu Aristoph.), in der Hauptsache Hiller beistimmend. Schluß: Verhältnis des Aristoph. zu seinem Sohn Araros und über die Aufführung von Stücken verstorbener Dichter durch ihre Erben. — (338 ff.) **L. Herbst**, Die Arbeiten über Thuk. 5. Artikel. e. Strategie, Prozeß, Verbannung, f. Rückkehr (Amnestie). g. Tod, Begräbnis. — (376 ff.) Miszellen. **B. Todt**, Bemerkungen zu Äsch. Prometh. — (377 f.) **R. Peppmüller**, Zu Plat. Symp. — (379) **A. Sonny**, Avien. or. mar. 340 und 362. Ergänzung der Lücken. — (380 ff.) **M. Manitius**, Beiträge zur Geschichte der röm. Prosaiker im Mittelalter. XI. Plinius der Ältere. XII. Pauli epitome Festi.

Band XLIX, Heft 3 (N. F. Band III, Heft 3).

(385 ff.) **E. Rohde**, Zu den Bruchstücken der Θεοσοφία. Kritische und exegetische Behandlung von 16 Stellen. — (389) **M. Petschenig**, Zu Ammian XIV 6, 13. — (390 ff.) **L. Cohn**, Handschriftliches zu Dionys von Halikarnaß. Glaubt die von H. Stephanus bezeichnete Vorlage der ἀρχαίων κρίσις in einer Hs des Trinity College in Cambridge (Gale Coll. O. 2. 12) gefunden zu haben. Stammbaum der Hss der Exzerpte aus περὶ μιμήσεως. Zum Schluß die Ergebnisse einer Neukollationierung des Cod. Parisinus 1741. — (400 ff.) **R. Reitzenstein**, Zu den Quellen des sog. Etym. m. (Forts.). Das etymologische Werk des Methodius bildete die Quelle für den Teil von Αἱμωδεῖν bis Ἀσωπός. Ebenso sind die (im 1. Bd. der Anecd. Oxon.) von Cramer herausgegebenen ἐπιμερισμοί zur Hälfte sicher aus Methodius genommen. Schluß: Verhältnis des ἐτυμολογικὸν ἄλλο zum ἐτ. μέγα. — (421 ff.) **A. Schlimberg**, Zur handschriftlichen Überlieferung der Scholia Didymi. Für eine zeitgemäße Neuherausgabe der Scholia haben wir neben der edit. princ. 4 oder 5 Hss aus dem 9. bis 12. Jahrh. Den zweiten Teil bildet eine ausführliche Untersuchung über das Verhältnis der einzelnen Hss zu einander. — (456) **J. Stich**, Ad Dionis Chrys. orat. Olymp. I. — (457 ff.) **E. Kurtz**, Zu den παροιμίαι δημώδεις. Nachträge, Belegstellen und Parallelen zu des Verf. Ausgabe der Planudeischen Sammlung von spätgriechischen Sprichwörtern. — (469 ff.) **M. Kiderlin**, Zum XI. Buche des Quintilianus. — (478) **M. Petschenig**, Zu Ammian XV 8, 3. — (479 ff.) **Ed. Meyer**, Die Heimat der Ionier. Verteidigt gegen Curtius seine frühere Ansicht (Philol. N. F. II 268 ff.) und zeigt, daß aus der Ionsage für die ältere griechische Geschichte kein Aufschluß zu gewinnen sei; das ganze Problem ist ein litterarisches und nur als solches für die Geschichtsforschung von Bedeutung. — (492) **M. Petschenig**, Zu Ammian XVIIII 1, 5. — (493 ff.) **Hugo Landwehr**, Der Prozeß des Pausanias. Die merkwürdige Verzögerung in dem Einschreiten der Ephoren beruht zunächst auf gewissen spartanischen Bestimmungen für Königsprozesse, sodann war im Ephorenkollegium Zwiespalt vorhanden, den die Partei des Pausanias gut benutzte. — (506) **A. Wiedemann**, Der Nomos Phaturites (Plin. h. n. V 49). Entspricht dem griechischen Pathyris, pa-Hathor = Behausung der Hathor. — (507 ff.) **Adolf Thimme**, Alexander von Abonuteichos. Ein Beitrag zur Glaubwürdigkeit Lucians. Alexander war kein Betrüger, wie ihn Lucian darstellt, sondern ein religiöser Fanatiker, welchen Begriff freilich L. überhaupt nicht kennt. — (514) **J. Stich**, Ad Dionis Chrys. orat. Olymp. II. — (515 ff.) **H. Kallenberg**, Der Artikel bei Namen von Ländern, Städten und Meeren in der griechischen Prosa. Sucht gewisse Regeln für Herodot, Thukydides u. a. als feststehend zu erweisen und mit Beispielen zu belegen. — (547) **O. Crusius**, Ἐφέσια γράμματα. Nachtrag zu Wesselys Zauberformelnsammlung. — (548 ff.) **G. H. Müller**, De Graecorum

modo optativo. „Fuit modus actionis cogitatae vel petitae praeteritus, qualis apud Homerum nonnunquam exstat; postea optativo solo optabatur, optativo cum ἂν fieri posse quid praedicabatur“. — (554 ff.) **M. Manitius**, Beiträge zur Geschichte römischer Dichter im Mittelalter. 2. Claudianus, 3. Martialis. — (565 ff.) Miszellen. **B. Todt**, Bemerkungen zu Äsch. Pers. — (567 ff.) **J. Koch**, Claudianea. — (571 f.) **Crusius**, Die Masken auf dem römischen Theater im Lichte modernster Kritik. Polemik gegen Wiener Studien XII, 156, zur Etymologie von persona. — (572 f.) **K. Tümpel**, Διόνυσος Σμίνθιος. Berichtigung gegen Schumacher. — (574 ff.) **H. Dittrich-Fabricius**, Zu Xenophons Hellenika und Anabasis. Wir haben in den Hellenika Xenophontisches in freier Bearbeitung, umgearbeitet zu einem Abschluß des Thukydideischen Werkes. Die Anabasis war nur eine Apologie, der Autorname vom III. Buch an ist daher sicher erst später von dem Überarbeiter hinzugefügt worden.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. XXXXV, No. 7. 8.

(385) **W. Schrader**, Zum Gedächtnis August Meinekes. — (394) **A. Grossmann**, Über die Behandlung der altklassischen Lektüre auf unseren Gymnasien. Die Präparation soll fortfallen; an ihre Stelle trete die freundliche und wahrhaft nützliche Leitung des Lehrers. — (399) **G. v. Kobilinski**, Die lateinische Sprache auf den Gymnasien. Der Unterricht wird in zu ausgedehntem Maße von den Leitfäden der Stilistik (mit ihren traditionell vererbten Regeln) beeinflußt. — Litterarische Berichte: (416) Deutschlands Schule im J. 2000 (Berlin). 'Bekannte Träume und Schäume'; Die kaiserliche Rede, vom Standpunkt eines jüngerem Fachgenossen aus beleuchtet (Berlin). 'Zeigt geringe Lebenserfahrung'. H. Schiller. — (421) **G. Hubo**, Über die Tugend der Alten (Göttingen). 'Kindlich; macht den Eindruck einer Parodie'. Th. Becker. — (423) **Wohlrab**, Die altklassischen Realien, 2. Aufl. (Leipzig). 'Vielfach gebessert, im grunde aber überflüssig'. Th. Becker. — (424) **Schmalz** und **Wagener**, Lateinische Schulgrammatik (Bielefeld). 'Die Schmalzsche Syntax zeichnet sich durch ebenso wissenschaftliche als geistschulende Methode aus'. H. Fritzsche. — (433) **M. Wetzel**, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora im Lateinischen (Paderborn). Zum Teil anerkennende, zum Teil widersprechende Kritik von C. Stegmann. — (439) **K. Brugmann**, Grundriß der vergleichenden Grammatik, II (Straßburg). 'Wichtigstes aller Werke auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft; der vorliegende Teil läßt fast noch mehr als die früheren die geniale Kraft und bewundernswerte Leistungsfähigkeit des Nachfolgers auf Georg Curtius' Lehrstuhl erkennen'. H. Ziemer. — (442) Cicero de officiis, von **P. Dettweiler** (Gotha). 'Tüchtig, besonders als Lehrprobe für junge Lehrer'. Th. Becker. — (446) **W. Christ**, Geschichte der griechischen Litteratur, 2. Aufl. (München). 'Praktisch; bei großer Knappheit reicher Inhalt; durchweg klares Urteil, lichtvolle und ebenmäßige Darstellung. Bei Lucian sei die Schattenseite zu wenig hervorgekehrt; „ich wenigstens habe mich vergebens bemüht, diesem geschwätzigen Nihilisten, der sittlicher angelegte Naturen, die er nicht begreift, begeifert und dem Leser nichts als Staub und Moder bietet, irgend einen Geschmack abzugewinnen“. H. Schütz. — (460) Tragödien des Aeschylos, verdeutscht von **B. Todt** (Wien und Leipzig). 'Sehr gute, ohr- und sinngerechte Übersetzung; würde sich zur Lektüre im Gymnasium aufs beste eignen'. F. Seiler. — (465) **H. Menge**, Griechisches Übungsbuch (Wolfenbüttel). 'Fortschritt'. W. Müller. — (504) Berichte über Versammlungen: des Rheinischen Schulmännervereins, des Hessen-Nassauischen Lehrervereins, Verhandlungen der Direktorenversammlungen, 35. Bd. — Jahresberichte des Berliner phil. Vereins: (193) zu Herodot, von H. Kallenberg; (235) zu Cäsar, von R. Schneider.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XLII, No. 5.

(385) **A. Polaschek**, Vielhaberi in Pseudocaesarianos adnotationes criticae. Auszüge aus einem Czernowitzer Manuskript vom J. 1861. — (389) **A. Kornitzer**, Zu Ciceros vierter Rede gegen Catilina. Erörterung der alten Streitfrage, ob die betreffende Rede im Tempel des Iuppiter Stator gehalten wurde. An diese Lokalität könne nicht entfernt gedacht werden. — (392) **R. Novak**, Zur Historia Augusta. Zu Hadrian XXII 27. Der Stelle hafte nichts Befremdendes an: iudex sei nach dem späteren Sprachgebrauch der Vertreter des Kaisers, der Stadtpräfekt. — Litterarische Anzeigen: Diodori bibliotheca iterum ed. **Fr. Vogel**, II. 'An schönen Resultaten reich'. K. Wothe. — (389) Iosephi opera rec. S. Naber, I & II. 'Die Ausgabe Nabers hat neben jener Nieses einen unleugbaren Wert. Für den, der einen mehr lesbaren Text wünscht, wird sie jedenfalls bequem sein'. K. Schenkl. — (402) Lucianus, rec. **J. Sommerbrodt**. 'Es giebt wenige so warme Verehrer und hingebungsvolle Freunde Lucians wie Sommerbrodt'. E. Kalinka. — (407) Ciceros Rede de imperio, nach pädagogischen Grundsätzen erklärt von **F. Thümen**. 'Herausg. ist selbst der Gefahr nicht entgangen, vor der er im Vorwort warnt, nämlich der Gefahr der Schablonisierung'. **A. Kornitzer**.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 33.

(1109) **E. Hesselmeyer**, Die Pelasgerfrage (Tübingen). 'Das Buch macht einen angenehmen Eindruck. Die Kritik ist konservativ, die Darstellung lebhaft, oft witzig'. *A. H.* Gegen die Hauptthese: „die Pelasger kein den Griechen stammverwandtes Volk" findet Ref. keine Einwendung. — (1116) **M. Conrat**, Geschichte der Quellen des römischen Rechts (Leipzig). 'Groß angelegtes und groß ausgeführtes Werk'. — (1120) **Fr. Cauer**, Hat Aristoteles die Schrift vom Staate der Athener geschrieben? (Stuttgart.) 'Cauer ist zwar mit größerer Umsicht vorgegangen als Schwarcz und Rühl; doch stellt sich seine Schrift im ganzen als eine starke Übereilung dar'. *ἐλ.* — (1121) Plautus, Rudens, with notes by **E. Sonnenschein**. 'Gehört zu den hervorragendsten Werken der Plautuslitteratur'. *E. R.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 31.

(1124) Aristoteles' Metaphysik, übersetzt von **H. Bonitz** (Berlin). 'Ist keineswegs veraltet und überholt'. *Th. Gomperz.* — (1125) **H. Joachim**, Papyrus Ebers, übersetzt (Berlin). 'Man kann sich über dieses Wagnis nur freuen'. *A. Erman.* — (1126) Diodori bibliotheca rec. **Fr. Vogel** (Leipzig). Ref. *B. Niese* erkennt diesem etwas verbesserten Abdruck der Dindorfschen Ausgabe nicht viel Wert zu. — (1132) **W. M. Ramsay**, Historical Geography of Asia Minor. 'Ist nicht bloß ein vollständiger Neubau der kleinasiatischen Topographie, sondern eine farbenreiche Schilderung in systematischer Ausführung'. *Lolling.*

No. 32.

(1158) **A. Baumeister,** Bilder aus dem Altertum (München). 'Zweckmäßig und fast tadellos'. *E. v. Sallwürk.* — (1159) **Chr. Hostmann,** Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie (Braunschweig). 'Die prähistorischen Prinzipfragen sind hier nicht richtig (zu sehr philologisch) beurteilt. Der fast verpönte Name der Bronzezeit wird durch die Ergebnisse der letzten Jahrzehnte klargestellt'. *J. Undset.* — (1160) **A. Schimberg,** Scholia Didymi (Ratibor). 'In hohem Grade verdienstlich'. *E. Maass.* — (1161) Iuvenalis satira VII. avec commentaire par **J. A. Hild**. 'Gut'. *M. Rothstein.* — (1161) **M. Tschiassny,** Studia Hyginiana. Billigende Anzeige von *J. H. Schmalz.* — (1168) **Humann** und **Puchstein,** Reisen in Kleinasien. 'Schön'. *Fr. Winter.*

Neue philologische Rundschau. No. 16.

(241) Cicero, Rede für Archias, von **J. Strenge** (Gotha). 'Die Änderungen sind etwa zur Hälfte evidente Verbesserungen. Kommentar durchaus eigenartig; gründliche Darlegung der Disposition, gründliche Worterklärung'. *E. R. Schulze.* — (243) **Reisigs** Vorlesungen, II: Semasiologie, neu bearbeitet von **F. Heerdegen** (Berlin). 'Dankenswert ist des Herausgebers Versuch, ein System der „Wortbedeutungslehre", dieser jüngsten der sprachlichen Disziplinen, zu konstruieren. Gründliche Auseinandersetzungen voll bedeutsamen Inhalts'. *J. Weisweiler.* — (250) **R. Fisch,** Die Nomina auf o, onis (Berlin) 'Als Materialsammlung von Wert'. *J. Weisweiler.* — (252) **R. Fisch,** Die Walker (Berlin). 'Von Interesse'. *E. Grupe.* — (253) **A. Weiske,** Proben aus einem deutsch-griechischen Wörterbuch (Halle). 'Gute Grundsätze'. *J. Sitzler.* — (256) **J. Hauler,** Lat. Übungsbuch (Wien). 'Genügt vollkommen'. *F. Spielmann.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 29/30.

(785) **A. v. Gutschmid,** Kleine Schriften, II (Leipzig). 'Überall leuchtet Gutschmids kritischer Scharfsinn und seine Besonnenheit im hellsten Licht'. *A. Wiedemann.* — (790) **A. Holder,** Altkeltischer Sprachschatz, I (Leipzig). 'Größere Vollständigkeit ist entschieden notwendig in der Berücksichtigung der handschriftlichen Litteratur'. *H. Meusel.* — (798) Horaz, Oden und Epoden, erklärt von **A. Kiessling** (Berlin). 'Liefert für die Kenntnis des Lateinischen im allgemeinen wie der Dichtersprache im besondern die reichste Ausbeute; schöpft stets aus dem Vollen und behandelt vielumstrittene und durch das endlose Hin- und Herreden erst recht verdunkelte Stellen mit wohlthuender Sicherheit wie integrae res'. *O. Weissenfels.* — (803) **A. Rzach,** Kritische Studien zu den sibyllinischen Orakeln; Oracula sibyllina rec. **A. Rzach** (Wien). Unfreundliche Kritik von *K. Buresch.* — (808) Cleomedis de motu circulari libri ed. **H. Ziegler** (Leipzig). 'Hübsches, handliches Werkchen'. *S. Günther.* — (809) **O. Diener,** De sermone Thucydideo (Leipzig). 'Äußerst schätzenswert'. *P. Uhle.* — (811) **R. Ceglinski,** De fontibus a Plutarcho in vitis Gracchorum adhibitis (Lemberg). 'Nichts Neues'. *Dembitzer.* — (812) **C. Hentze,** Anleitung zur Vorbereitung auf die Odyssee (Leipzig). 'Durchaus empfehlenswert'. *G. Vogrinz.* — (812) **O. Kohl,** Griechisches Übungsbuch (Halle). 'Fleißiges Buch, dem eine weitere Verbreitung gewünscht werden muß'. *O. Weissenfels.* — (823) Beitrag von **H. Hecker**: Zu Zosimus. Ist gegen Mendelssohn gerichtet.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

XXII. 23. April. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Auwers**: 1. Hr. **Mommsen** legte den von ihm herausgegebenen Band IX der „Auctores Antiquissimi" aus der Sammlung der Mon. Germ. Hist. vor. 2. Hr. **Conze** legte im Namen des Archäologischen Instituts das 5. Heft des ersten Bandes der „Antiken Denkmäler" vor, sowie einen Ergänzungsband zu den „Monumenti inediti" und erstattete den Jahresbericht über die Thätigkeit des Instituts im Rechnungsjahre 1890/91. (Erscheint in einer der nächsten Nummern.)

XXIII. XXIV. 30. April. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. 1. Hr. **Dilthey** las über den Wert der verschiedenen Methoden in der Ästhetik. 2. Hr. **Dillmann** legte vor: Das arabische Märchen vom Doktor und Garkoch, herausg., übersetzt und in seinem litterarischen Zusammenhang beleuchtet von **Th. Nöldeke**. 3. Die HH. **Diels** und **Harnack** berichten (S. 427 ff.) über einen Berliner Papyrus des Pastor Hermae. Das von U. Wilcken unter No. 3. der Tafeln zur älteren griechischen Paläographie veröffentlichte Bruchstück (Inventar des Berliner Museums P. 5513, aus dem Faijûm) enthält Hermae Pastor II, 7—10 und IV, 2—5 und ist eine höchst willkommene Bereicherung des kritischen Apparates zu diesem Kirchenvater, der bekanntlich vollständig nur in zwei lateinischen und einer äthiopischen Übersetzung erhalten ist. Der besondere Wert dieses Bruchstücks liegt darin, daß es die Textüberlieferung in der jungen Athoshs kontroliert und in der Hauptsache die Zuverlässigkeit derselben bestätigt. Natürlich bietet eine so alte Hs eine ganze Reihe von Textesbesserungen. Am Schluß der zweiten Similitudo gewährt sogar das Berliner Fragment einen Satz zum erstenmal in der Originalfassung, der im Athous fehlt. Über das Alter des

Papyrus läßt sich auf grund seines Inhaltes sagen, daß er schwerlich später geschrieben ist als um den Anfang des 5. Jahrh. Es ist dies der zweite wichtige Beitrag, den das Faijûm zu den Denkmälern der urchristlichen Litteratur geliefert hat; den ersten bildet der Wiener Papyrus des Evangeliums.

XXVIII, 4. Juni. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **E. du Bois-Reymond.** 1. Hr. **Curtius** machte eine Mitteilung über die Darstellung des menschlichen Auges in der griechischen Plastik. Dieselbe wird später erscheinen. 2. Hr. **Zeller** legte die zwei soeben erschienenen Bände der Aristoteles-Kommentatorenausgabe vor (Bd. I. Alexandri Aphrodisiensis in Aristotelis Metaphysica commentaria, ed. Mich. Hayduck, und Bd. II. 2. Alexandri in Topica commentaria, ed. Max. Wallies). 3. Hr. **Diels** legte die aus einem der Akademie gehörigen Manuskripte herausgegebene vaticanische Rezension von Aristoteles de Anima, Liber B, bearbeitet von Hrn. Hugo Rabe, vor. — Die phil.-hist. Klasse hat zur Ausführung wissenschaftlicher Unterrechnungen bewilligt: 600 M. an die G. Reimersche Verlagsbuchhandlung zur Drucklegung von Eutings sinaitischen Inschriften; 5000 M. zur ferneren Herausgabe der Kommentatoren des Aristoteles; 3000 M. zur Fortführung der Supplemente zum CIL; 3000 M. zur Fortsetzung der Arbeiten an der Sammlung griechischer Inschriften; 6000 M. zur ferneren Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs II. Zu den Kosten der Publikation der antiken Münzen von Mösien, Thrakien und Makedonien hat das vorgeordnete Kgl. Ministerium einen außerordentlichen Zuschuß von 1400 M. bewilligt.

XXV. 14. Mai. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **E. du Bois-Reymond.** 1. Hr. **Dümmler** las über Alchvinstudien. 2. Hr. **von der Gabelentz** überreichte sein Werk: Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig, 1891. 3. Hr. **Dümmler** überreichte den Jahresbericht über den Fortgang der Mon. Germ. hist. — Der am 24. April dem Vaterlande durch den Tod entrissene General-Feldmarschall **Graf Helmuth von Moltke** war auch der Wahl nach das älteste Ehrenmitglied der Akademie, welche ihn schon im Frühjahr 1860 in Anerkennung seiner hohen Verdienste als Geschichts- und Altertumsforscher, als wissenschaftlicher Reisender und als Schriftsteller sich einverleibte, ehe noch der erste seiner unverwelklichen kriegerischen Lorbern ihn schmückte. Er war sehr regelmäßig eine Zierde der öffentlichen Sitzungen der Akademie und beteiligte sich auch persönlich an deren Verhandlungen, wo er dazu besonders Veranlassung hatte, wie bei Gelegenheit der Unternehmung zur Erforschung der Riesendenkmäler auf dem Nimrud-Dagh, deren Ergebnisse die Akademie ihm widmete.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 5. September. 1891. № 36.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. **W. v. Christ** zum Rektor der Universität München. — Die Professoren DDr. **Delitzsch** und **Schreiber**, sowie Oberlehrer Dr. **Meister**, sämtlich in Leipzig, zu ord. Mitgliedern der Königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften gewählt. — Die Kustoden an der Königl. Bibliothek zu Berlin DDr. **Müller** und **Meisner** zu Bibliothekaren befördert.

An Gymnasien etc.: Dr. **Richter**, Oberlehrer in Breslau, zum Rektor der ersten höheren Bürgerschule daselbst. — Dr. **Hollfeld** in Guben zum Professor. — DDr. **Plischke** und **Gröhler** in Ratibor als ord. Lehrer angestellt.

Auszeichnungen.

Prof. Dr. **Dilthey** in Göttingen und Dr. **Neuss**, Gymnasialdirektor in Aachen, den roten Adlerorden 4. Kl.

Todesfälle.

Geh. Hofrat Dr. **Georg Voigt**, Prof. der Geschichte in Leipzig, 18. August, 65 J. — **Otto Riemann**, franz. Philologe, in Wilderswyl (Schweiz), 16. August, 39 J.

Das Grab der Elektra zu Mykenä.

Paus. II 16, 5. Die bekannte Stelle über die Gräber Agamemnons und der Seinen, welche Schliemann mit richtigem Takte interpretierte, lautet: τάφος δέ ἐστι μὲν Ἀτρέως, εἰσὶ δὲ καὶ ὅσους σὺν Ἀγαμέμνονι ἐπανήκοντας ἐξ Ἰλίου δειπνίσας κατεφόνευσεν Αἴγισθος, τοῦ μὲν δὴ Κασσάνδρας μνήματος ἀμφισβητοῦσι Λακεδαιμονίων οἱ περὶ Ἀμύκλας οἰκοῦντες· ἕτερον δέ ἐστιν Ἀγαμέμνονος, τὸ δὲ Εὐρυμέδοντος τοῦ ἡνιόχου, καὶ Τελεδάμου τὸ αὐτὸ καὶ Πέλοπος (τούτους γὰρ τεκεῖν διδύμους Κασσάνδραν φασί, νηπίους δὲ ἔτι ὄντας ἐπικατέσφαξε τοῖς γονεῦσιν Αἴγισθος). Bis dahin ist alles klar. Jetzt kommt eine Lücke, und es folgt: Πυλάδῃ γὰρ συνῴκησεν Ὀρέστου δόντος. Ἑλλάνικος δὲ καὶ τάδε ἔγραψε, Μέδοντα καὶ Στρόφιον γενέσθαι Πυλάδῃ παῖδας ἐξ Ἠλέκτρας. Κλυταιμνήστρα δὲ ἐτάφη καὶ Αἴγισθος ὀλίγον ἀπωτέρω τοῦ τείχους, ἐντὸς δὲ ἀπηξιώθησαν, ἔνθα Ἀγαμέμνων τε αὐτὸς ἔκειτο καὶ οἱ σὺν ἐκείνῳ φονευθέντες'.

Die Nennung der Elektra und die aus Euripides bekannte Heirat zwischen Elektra und Pylades zwingt uns, in die Lücke zu setzen etwa καὶ Ἠλέκτρας, und dies ist schon längst geschehen; dabei bleibt aber die Konjunktion γάρ unerklärt: „Elektra liegt hier begraben; denn sie heiratete den Pylades"? Das ist kein Kausalnexus. Es könnte nur bedeuten: „hätte sie ihn nicht geheiratet, so würde sie anderswo begraben liegen". Das aber hat keinen Sinn. Im Gegenteil; man könnte nach dieser Heirat ihr Grab anderswo erwarten.

Wir müssen also einen Umstand ergänzen, für welchen die Heirat mit Pylades die Ursache, das γάρ ist. Dies aber sind die nachher genannten Kinder. —

Ich bin also der Ansicht, daß in der Lücke etwa gestanden hat: καὶ Ἠλέκτρας καὶ τῶν παίδων. Hätte sie den Pylades nicht geheiratet, so würde sie keine Kinder gehabt haben. Daraus, daß zuerst nur allgemein die παῖδες genannt werden, wird dann verständlich, daß Pausanias ihre Namen einführt durch καὶ παῖς. Wir werden also annehmen müssen, daß man dem Pausanias erzählte, oder daß er in seiner Quelle die Notiz vorfand: In Mykenä war das Grab der Elektra und ihrer Kinder. Ob das wirklich der Fall war, ist gleichgültig; es handelt sich nur um das, was Pausanias glaubte. Chr. B.

Ein Blutbrief des Königs Mithradates.

Im letzten Hefte der athenischen Mitteilungen (XVI, 1 S. 95 ff.) veröffentlichen Hiller von Gärtringen und Theodor Mommsen eine Inschrift von Nysa (Das Denkmal Chäremons von Nysa), deren Hauptbestandteil zwei Schreiben des Königs Mithradatis bilden. Mommsen bemerkt u. a. dazu: Die beiden Schreiben gehören in den Beginn des ersten Römerkrieges 88 v. Chr. Daß der König Vorderasien in Satrapien teilte, ist bekannt. Leonippus (Z. 16, 27) wird der Satrapie Karien vorgestanden haben. — — Rhodos war während dieser Katastrophe die hauptsächlichste Zufluchtstätte der Römer. Diejenigen, welche Chäremon von Nysa mit Hülfe seiner Söhne dorthin schaffte, werden die ersten dahin Flüchtenden gewesen sein; denn aus dem Folgenden geht hervor, daß er auf Nachricht von dem Eintreffen (παρουσία) des Königs seine Heimat verließ und in Ephesos Schutz suchte, von wo aus er mit den Römern in Korrespondenz blieb. — — Die Auslobung eines Preises von vierzig Talenten für die Einlieferung des Lebenden und der Hälfte für den Kopf des Getöteten, zeigt das Schreckensregiment, welches Mithridates in Kleinasien führte, in entsetzlicher Lebendigkeit. Daß Chäremon in diesem umkam, der Römerfreund mit den Römern, ist wohl möglich; alsdann ist ihm ein Denkmal nach seinem Tode errichtet worden. Die Hauptstelle der Inschrift lautet: Βασιλεὺς Μιθραδάτης Λεωνίππῳ σατράπῃ ‖ . . . . χαίρειν. ‖ ἐπεὶ Χαιρήμων Πυθοδώρου ἐχθρότατα καὶ ‖ πολεμιώτατα πρὸς τὰ ἡμέτερα πράγματα διακείμε‖νος ἀπ' ἀρχῆς . . τοις ἐχθίστοις πολεμίοις ἐβοή‖θει, νῦν τε τὴν ἐμὴν παρουσίαν ἐπιγνοὺς τοὺς ἰδίους υἱ‖οὺς Πυθόδωρον καὶ Πυθίωνα ἐξέθετο καὶ αὐτὸς πέ‖φευγεν, κήρυγμα ἐποίησα, ὅπως ἐάν τις ζῶντας ἐ‖πάγῃ Χαιρήμονα ἢ Πυθόδωρον ἢ Πυθίωνα, λαβῃ ταλαν‖τα τεσσαράκοντα· ἐὰμ [μόνον?] τὴν κεφαλὴν τινος τούτων‖ ἐνέγκῃ, λαβῃ τάλαντα εἴκοσι.

Βασιλεὺς Μιθραδάτης Λεωνίππῳ χαίρειν.‖ Χαιρήμων Πυθοδώρου πρότερον μὲν τοὺς διαφυ‖γόντας Ῥωμαίων σὺν τοῖς παισὶν εἰς τὴν Ῥοδίων ἐξέ‖θετο πόλιν, νῦν τε τὴν ἐμὴν παρουσίαν πυθόμενος ‖ εἰς τὸ τῆς Ἐφεσίας Ἀρτέμιδος ἱερὸν καταπέφευγε ‖ ἐντεῦθέν τε γράμματα πρὸς τοὺς κοινοὺς πολε‖μίους διαπέμπεται Ῥωμαίων*)· ἔστιν δὲ ἡ τούτου ‖ ἄδεια τῶν γεγενημένων ἀδικημάτων φυλακ‖τήριον τῶν καθ' ἡμῶν πραττομένων. Φρόντι‖σον ὅπως μάλιστα μὲν ἄγῃς αὐτὸν πρὸς ἐμὲ ‖ ἢ ἐν φυλακῇ καὶ εἱργμῷ ὑπάρχῃ, ἄχρι ἂν ἀπὸ τῶν ‖ πολεμίων ἐμὰ γενέσθαι.

*) Ῥωμαίων hält Mommsen S. 101, Anm. 5 für einen Steinmetzfehler: „Die Verbindung mit γράμματα ist nicht bloß sprachlich mehr als anstößig, sondern auch sachlich kann hier kein anderer Vorwurf erhoben werden, als der der Korrespondenz mit dem Landesfeinde, nicht der geringere und nebensächlichere der Beförderung der Briefe von Römern an Römer."

Programme aus Bayern, 1890.

(Fortsetzung aus No. 35.)

G. Meinel, Beiträge zur Erklärung Pindars. Studienanstalt zu Kempten. 32 S.

Diese Beiträge sind entstanden als Kontroverse zu Fr. Mezgers Pindarkommentar.

H. Oertel, Die Lehre des Aristoteles von der Tyrannis. Studienanstalt Kaiserslautern. 42 S.

Als Verfassung, in welcher das beste Leben zum Ausdruck kommt, bezeichnet Aristoteles wiederholt jenes Königtum, in welchem einer alle übrigen Bürger an Tugend übertrifft, oder auch jene Form der Aristokratie, in welcher allein der gute Bürger zugleich auch ein guter Mensch ist. Im Vergleich zu diesen beiden besten Staatsformen sind alle übrigen Formen nur Abweichungen oder Ausartungen. Als Ausartungen betrachtet Aristoteles die Demokratie, die Oligarchie und die Tyrannis. Diese drei entsprechen den richtigen Verfassungsarten im umgekehrten Verhältnis ihres Wertes, und zwar die Tyrannis dem Königtum, die Oligarchie der Aristokratie und die Demokratie der Politie. Die schlechteste der Ausartungen ist die Tyrannis, weil sie der besten, ja göttlichsten aller Verfassungen, dem Königtum entgegengesetzt ist. Aristoteles sagt: „Die meisten Tyrannen sind aus Demagogen hervorgegangen, die durch Verleumdung der Vornehmen das Vertrauen des Volkes gewonnen."

J. Flierle, Über Nachahmungen des Demosthenes, Thukydides und Xenophon in den Reden der Römischen Archäologie des Dionysius von Halikarnass. Ludwigs-Gymn. zu München. 85 S.

„Dion ist kein bloßer Abschreiber, wie etwa ein mittelalterlicher Mönch, sondern nimmt auch für die Reden sich jene rhetorisierende Freiheit, die das Altertum jedem Historiker zugestand. Allerdings würden wir lieber wünschen, Dion wäre mehr ein Sammler gewesen und hätte weniger Historiker sein wollen."

K. Reisert, Zur Attraktion der Relativsätze in der griechischen Prosa. II. Studienanstalt zu Neustadt a. d. H. S. 51—78.

In diesem zweiten Abschnitt wird der in der griechischen Sprache allmählich zunehmende Gebrauch der Attraktion von ὅς, ὅσπερ etc. zunächst am Beispiel des Thukydides erörtert. Für die Attraktion des Nomens gieht es bei letztgenanntem Autor keine sichere Belegstelle, wie denn hinsichtlich der Entwickelung der Attraktion dem Vorgänger Herodot gegenüber bei Thukydides zwar ein nicht unerheblicher Fortschritt zu konstatieren sei, aber in manchen sei doch nur erst ein Schritt vorwärts gethan.

H. Stich, Dio Chrysostomus, drei Reden, zum erstenmal ins Deutsche übertragen und erläutert. Studienanstalt zu Zweibrücken. 72 S.

Bei der Auswahl hat Stich jene Reden oder vielmehr Essais bevorzugt, welche Dios philosophische und litterarische Anschauungen am deutlichsten ausprägen, nämlich 1) die borystenische Rede mit ihrer anmutigen Einleitung, 2) die olympische Rede, welche die fesselnde Frage über das Verhältnis der bildenden Kunst zur Poesie behandelt, und 3) den kleinen Aufsatz über rednerische Bildung, der eine Litteraturgeschichte im Kleinen bietet.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

K. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig 1890, Brockhaus. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. IX, 371 S. 8. 8 M.

Schuchhardts Buch ist schon viel gelobt worden, und wir erkennen an, daß es seine Verdienste hat. Das Material war vorher in zum Teil recht kostspieligen, dickleibigen Büchern zerstreut und darum nur verhältnismäßig wenigen zugänglich. So war es ein nützliches Unternehmen, diese gesamte Masse in einem handlichen Buche zu vereinigen und die wichtigsten Abbildungen, Karten und Pläne gesammelt zu bieten. So ist vielen, welche diese Dinge gar nicht kannten, zum erstenmal ein zusammenhängendes Bild von Schliemanns Thätigkeit geboten worden, und diese mögen dankbar sein. Hätte darum der Titel gelautet: 'Versuch einer populären Darstellung', so würden zwar zahlreiche Ungenauigkeiten, Fehler und Lücken nicht gerade erfreulich gewesen sein; wer aber verspricht, Schliemanns Ausgrabungen in das Licht der Wissenschaft zu rücken, fordert eine strengere Beurteilung heraus. Da das Buch außerdem wohl eine zweite Auflage erleben wird, so zögern wir umso weniger, unsere Desiderata vorzubringen. Schuchhardt war, wie die Einleitung besagt, selbst in Troja und verkehrte auch zu Athen mit allen maßgebenden Persönlichkeiten, konnte darum über Dinge berichten, 'welche weder aus Büchern, noch aus Denkmälern' zu erfahren waren. Leider hat er es versäumt, für Mykenä die zuverlässigste Quelle zu benutzen, welche es giebt: Stamatakis, der griechische Aufseher der Ausgrabungen, ein sehr gewissenhafter Beobachter, hat während der Ausgrabungen zu Mykenä ein genaues Tagebuch geführt, wie dies Schliemann selbst in Tiryns, S. LX, in einem Nachwort mitteilt. Stamatakis' früher Tod hat es verhindert, daß dieser selbst es veröffentlichte; jetzt liegt es bei der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen deponiert, und es ist erste Pflicht jedes künftigen Bearbeiters von Mykenä, diese noch nicht berührte Quelle zu studieren; wer selbst versucht hat, in Schliemanns Berichten gerade über Mykenä sich zurecht zu finden, wird diese Unterlassung doppelt bedauern.

Auch das vorliegende gedruckte Material ist von Schuchhardt nicht sorgfältig durchgearbeitet, sondern stellenweise nur flüchtig ausgeschrieben worden, sodaß sich dabei mannigfache, in den Originalen nicht vorhandene Fehler eingeschlichen haben. Dieser Umstand erschwert die wissenschaftliche Benutzung des Buches ganz ungemein, ja macht sie geradezu unmöglich; denn ohne scharfe Nachkontrolle in den Quellenschriften selbst ist der Leser fortwährend der Gefahr ausgesetzt, sich ein falsches Bild zu machen. Ich habe dies an zwei Beispielen bereits früher gezeigt. Das eine ist die Angabe S. 93 über die zu Hissarlik angeblich gefundenen Aschenurnen und die Schicht der Begräbnisse auf der Burg selbst. Ich glaubte damals Schuchhardts in der Einleitung gerühmten Quellenstudien und machte üble Erfahrungen damit (vgl. unsere No. 4, Sp. 99 f. [1891]). Weiß übrigens Schuchhardt wirklich etwas von Aschenurnen, die im Burgberge von Hissarlik gefunden sind, so wäre es sehr gut und nunmehr an der Zeit, wenn er dies öffentlich ausspräche! — Der zweite Fall betrifft die Topographie von Mykenä und die Lage der Quelle Perseia, wo Schuchhardt trotz Steffens Karte und Text doch ein falsches Bild entwirft (vgl. unsere No. 15 [1890], Sp. 450 Anm.). Auch die Beschreibung der befestigten Anlage auf dem Berge über Mykenä und der Hochstraßen ist mir nicht gelungen, mit Steffens Beschreibung völlig in Einklang zu bringen. Da nun nie gesagt ist, ob eigene Beobachtung vorliegt, wenn Abweichungen von den Quellenschriften da sind, so ist die Lage des suchenden Lesers eine höchst verdrießliche.

Zu den Ungenauigkeiten kommen auch Unterlassungen von Dingen, über welche man gerade Belehrung haben möchte. So war eine Hauptstütze für Böttichers Nekropolentheorie die Existenz der vielen großen πίθοι in Menschengröße, deren Schliemann ursprünglich 600 gesehen haben wollte, während er später nur noch 60 zugab. Über diese πίθοι, welche doch, ganz abgesehen von dem Nekropolenstreite, auf alle Fälle für die Bau- und Kulturgeschichte der Bewohner von Hissarlik von größtem Werte sind, schweigt Schuchhardt vollkommen. Und doch lag hier eine ganz ernst zu nehmende Frage vor, welche eine genaue Untersuchung wohl verdiente. Ich wurde besonders durch Virchow darauf aufmerksam, welcher in seinen 'Alttrojanischen Gräbern und Schädeln' (1882) die Bestattungsart von Ren-Köi, nicht weit von Hissarlik, beschreibt (S. 9): „Meist sind die Leichen in Thonkrügen beigesetzt; es handelt sich dabei um die großen πίθοι, welche aus den Ausgrabungen von Hissarlik so bekannt geworden sind". Wer also gewissenhaft über die Frage entscheiden will, ob Hissarlik Nekropole war oder nicht, muß sich

mit den πίθοι abfinden. Gerade der Umstand, daß Schuchhardt völlig schweigt, kann irre machen. Virchow selbst hat in der citierten Abhandlung und auch später mehrfach das Kriterium angegeben, ob ein πίθος zur Bestattung gedient hat oder nicht: „Die πίθοι in Ren-Köi liegen horizontal und sind durch eine Steinplatte verschlossen“. Auch sind die Leichen darin nicht verbrannt resp. geschmort, sondern unverbrannt beigesetzt worden. Die Gerippe liegen ausgestreckt darin. Die neuerdings gemachten Ausgrabungen zu Hissarlik beweisen übrigens aufs neue, daß die πίθοι hier aufrecht standen und nur zur Aufbewahrung von Getreide etc. gedient haben. Diese Untersuchungen haben mich überzeugt, aber nicht Schuchhardts Spott, mit welchem er dem zu bekämpfenden Gegner nur Waffen in die Hand gab. — Wie dankenswert zuweilen eine auch nur andeutende Quellenangabe gewesen wäre, lehrt S. 175, wo es heißt: „Der Ingenieur des Lord Elgin hat in der Seitenkammer des Atreusgrabes noch Reste von Bruchsteinmauerwerk gesehen“. Mir ist die erste Notiz über diese Bruchsteinmauern von Dörpfeld zugegangen (vgl. Belger, Beiträge zur Kenntnis der griechischen Kuppelgräber, S. 29), nachdem ich vergeblich selbst in London nach einem Ausgrabungsberichte Elgins nachgefragt hatte. Ich wäre für eine Belehrung darüber dankbar. Bis dahin glaube ich, daß Sch. nur Dörpfelds von mir*) mitgeteilte Worte durch einige Zuthaten vermehrt wiedergegeben hat. Die bei Schuchardt folgenden Worte aber (S. 175) weisen wiederum auf gänzlich ungenügende Kenntnis des Thatbestandes hin. Er schreibt: „[Dies Bruchsteinmauerwerk] wird mit skulpierten Platten verkleidet gewesen sein. Kleine Stücke von Alabasterplatten, die im Atreusgrabe gefunden sein sollen und jetzt in den Museen von Athen, London, München, Berlin zerstreut sind, geben dafür einen wertvollen Fingerzeig“. In Berlin giebt es nur ein Fragment (im Verzeichnis der antiken Skulpturen No. 993, dort bezeichnet als 'Dunkelgrüner Stein, verstümmeltes Bruchstück. Aus Mykenä vom sog. Schatzhaus des Atreus'). Es ist aber keine Platte, sondern ein rundes Stück, Teil eines Halbsäulenkapitells, welches die Fassade des Grabbaues schmückte. Schuchhardt hat also die wirklich vorhandenen Fassadenfragmente, auf welchen die Donaldsonsche Restauration bei den Dilettanti beruht, mit den noch hypothetischen Alabasterplatten verwechselt: ein neuer Beweis, daß er die vorhandene Litteratur nicht genau studiert hat.*)

*) Bei mir steht (S. 29): „Die Grabkammer war in Myk. nicht so roh (aus dem Felsen gehauen), wie sie jetzt aussieht, sondern die Wände besaßen (ebenso wie in Orchomenos) Bruchsteinmauern, welche wiederum mit Alabasterplatten verkleidet waren“. Schuchhardt schreibt (S. 175): „Daß die in den Felsen gehauene Kammer nicht so roh war, wie sie sich jetzt darstellt, zeigen mancherlei Spuren. An den Wänden hat der Ingenieur des Lord Elgin noch Reste von Bruchsteinmauerwerk gesehen, etc.“

*) Auch nach Karlsruhe ist ein Stück von der Fassade durch den älteren Thiersch gekommen und von ihm in der zweiten Abhandlung über das Erechtheion (München 1850) abgebildet worden. Sein Bericht S. 121 ist interessant genug, um zu zeigen, wie sträflich nachlässig gerade mit den Resten des wichtigsten Bauwerkes der mykenischen Zeit von jeher umgegangen worden ist. Er sagte: „Lord Elgin, welcher das Schatzhaus entdeckte [in dieser Form ist die Nachricht falsch. B.], fand an dem Eingange mehrere Säulenschäfte und Trümmer von Basen am Boden liegen, die in Gells Argolis abgebildet sind. Eine von diesen ist nach Nauplia gebracht worden und über dem Eingange der hellenischen Schule in ziemlich barbarischer Weise eingemauert worden. Einzelne Trümmer fand ich noch dort unter dem Gestein im Herbste 1830 liegen. Ein Bruchstück nahm ich mit mir, das größere ließ ich nach Nauplia bringen und übergab es den Behörden dort zur Aufbewahrung; was aus ihm geworden ist, habe ich nicht erfahren. Beide sind aus grünem Stein (Serpentin), das in meine Sammlung übergegangene ist Fig. I nach Größe und Gestalt abgebildet“. Perrot arbeitet jetzt an dem griechischen Bande seiner Kunstgeschichte; wir hoffen von seiner Umsicht und seinem Fleiße, daß er die Fragmente, soweit es eben noch möglich, nun endlich einmal genau publizieren wird.

Über die Münchener Fragmente handelt Christ in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie (1885) S. 398 ausführlich: „Durch Dodwell sind nach München und ins Antiquarium gekommen drei architektonische Fragmente von Stein, eines (No. 925) von Rosso antico mit Spiralen und gerieften Pilastern, ein zweites (No. 926) von grauem Kalkstein mit Spiralen und Eierstabornament, und ein drittes, kleineres von Marmor (No. 927) mit zusammenhängenden kleinen Schnecken. Alle drei stammen von Wandbekleidungen am Eingange zum Schatzhause her, wo Dodwell eine Menge derartiger Trümmer auf dem Boden liegen fand, von denen er zwei größere in seinem Reisewerke 'Classical and topographical tour trough Greece' II, S. 23, veröffentlicht hat. Die Ornamente unserer Fragmente erhalten durch Dodwells Zeichnungen ihr volles Verständnis; wo aber jene größeren, dort abgezeichneten Stücke selbst hingekommen sind, darüber konnte ich einen Aufschluß nicht erhalten.“ — Also von 'Alabasterplatten' aus der Seitenkammer ist auch in München keine Rede.

Wenn Sch. ferner, um beim Atreusgrabe zu bleiben, S. 175 sagt: „In der Mitte der mykenischen Seitenkammer ist eine fast runde Vertiefung von etwa 1 m Durchmesser und 0,60 m Tiefe in den Felsboden eingeschnitten. Wir werden in ihr trotz der eigentümlichen Form die Stelle des Grabes zu sehen haben", so hat bereits Milchhöfer (Mitteilungen des Ath. Inst. I, S. 306 Anm.) darauf hingewiesen, daß diese Vertiefung vielleicht eine Opfergrube war. Ein rundes Grab, noch dazu von nur 0,60 m Tiefe giebt es in der mykenischen Zeit nicht. Die ganze Notiz ist sehr zweifelhaften Wertes und ein neuer Beweis, wie rücksichtslos, ohne Überlegung Schliemann damals bei seinen Ausgrabungen verfuhr. Er schreibt Mykenä, S. 52 (also 1876): „Im Nebengemache fand ich in zwei Gräben, die ich vor drei Jahren in diesem Zimmer grub, in der Mitte desselben eine runde Vertiefung von 3 Fuß 4 Zoll im Durchmesser und 1 Fuß 9 Zoll Tiefe, ganz in Form einer großen Waschschüssel, und nahe dabei mehrere große behauene Steine, welche vermuten lassen, daß hier irgend ein Monument, vielleicht ein Grabmal gestanden hat". Statt nun also eine Planskizze des Ganzen zu machen, begnügt sich Schliemann mit diesem unklaren Bericht. Es kann auch ein bloßer Irrtum sein: als wenigstens Thiersch 1879 das Grab aufs neue untersuchte, wußte er nur (Mitteilungen 1879, S. 476) zu berichten: „Ob ein Estrich auch in der seitlichen Felsenkammer vorhanden war, ist schwer zu ermitteln, da hier der Boden Spuren von gewaltsamer Aufwühlung zeigt". Stamatakis räumte vor ihm das Grab im Auftrage der griechischen archäologischen Gesellschaft aus (vgl. Thiersch a. a. O.); aber sein Ausgrabungsbericht ward zwar in Aussicht gestellt, ist jedoch noch nicht erschienen. Nach Milchhöfer, Mitteilungen 1876, S. 309 Anm., war die Grube 'in der größeren Tholos'! Nach ihm hatte „Schliemann einige Platten ausgegraben, die eine Opfergrube umgeben zu haben scheinen; aber sie waren 1876 bereits aus ihrer Lage verrückt". Die älteren Berichte Schliemanns über die mykenischen Bauten sind trostlos. Eine Opfergrube würde auch eher an den Eingang, wie zu Vaphio, gehören, als in die Seitenkammer.

Es ist unerfreulich, so fast Schritt für Schritt auf unsicherem Boden gehen zu müssen; ich habe aber nur an einigen Beispielen im allgemeinen die Arbeitsweise Schuchhardts zeigen zu müssen geglaubt. Sie lassen sich vermehren. — Wir betrachten nunmehr die einzelnen Abschnitte des Buches.

S. 1—24 giebt eine Biographie Schliemanns, die mit warmer Empfindung für ihren Helden geschrieben ist; Ungenauigkeiten aber fehlen auch hier nicht. Übertrieben, weil ungenau, erscheint die Schilderung der hellenistischen Akropolis oben auf Hissarlik! Irreführend ist auch der Ausdruck (S. 18): Schliemann habe die 'Stadtanlage' zerstört. Doch nur die Akropole! Denn die eigentliche Stadt liegt, wenn Plan VIII in 'Troja' richtig ist, noch in weiter Ausdehnung unausgegraben da! Der Plan giebt ja den Umfassungsmauern des 'späteren Ilios' eine ganz kolossale Ausdehnung im Vergleich zur alten Burg. Schliemann zerstörte aber nur so viel, als er für seine Tiefgrabungen auf der Burg selbst Raum brauchte. Eine genaue Neuaufnahme ist auch hier notwendig. Wenn Sch. weiter sagt (S. 18), es sei dies die einzige hellenistische Stadtanlage gewesen, welche man damals (1872/73) hatte, so ist dies ein Irrtum! S. 21 soll Schliemann auf Kythera in der Kapelle des Hagios Kosmas den uralten Tempel der Urania Aphrodite 1888 entdeckt haben! Aber Rudolf Weil hatte diese Entdeckung bereits 1875 gemacht und 1880 in den athenischen Mitteilungen in einer ausführlichen Abhandlung über Kythera veröffentlicht (S. 230 f.). Wie es mit dem 'uralten Tempel' steht, ist sehr zweifelhaft: Weil nimmt an, daß das in H. Kosmas erbaute antike Gebäude hohes Alter nicht beanspruchen kann. Die Notiz über Sphakteria (S. 21) scheint mir auch zweifelhaften Wertes: „Schl. legte auf Sphakteria das alte Festungswerk bloß, welches dort nach Thukydides IV 31 im Jahre 425 v. Ch. von den Spartanern vorgefunden und benutzt wurde." Da möchten wir doch gern etwas Genaueres wissen. Recht zweifelhaft ist auch, ob die von Sch. aus Ägypten gesandten Gefäße wirklich 'uralt' sind (S. 21). Wegen der falschen Angaben über Ithaka (S. 15) wollen wir nicht rechten, da sie auf S. 343 wieder zurückgenommen werden; nicht ungerügt aber können wir es lassen, wenn S. 22 bei einem wohlverdienten Preise von Schliemanns Gastlichkeit dem alten Goethe ein Tadelsvotum erteilt wird: „Schliemann macht es noch nicht wie der alte Goethe, der zuweilen nur hinter dem Gitter seines Vorplatzes flüchtig vorüberging. Er hat die beneidenswerte Nervenstärke, täglich so und so oft (?) mit immer gleicher Höflichkeit die Leute in seinen Salon zu führen". Dem alten Goethe, diesem Muster freundlichster Geduld auch mit Neugierigen, von dessen Gastfreundschaft die Zeitgenossen mit Bewunderung sprechen, soll Schliemann als ein Muster hingestellt werden! Ich habe vergeblich ge-

sucht und angefragt, aus welcher Quelle Schuchhardt schöpft! Es müßte eine recht trübe sein. Und nun die topographische Frage! Was ist 'das Gitter des Vorplatzes'? Das Haus in Weimar selbst hat weder Vorplatz noch Gitter, das Gartenhaus ist mit einer dichten Hecke umgeben. Welches meint nun Schuchhardt? — Erwähnt hätte noch eine Versuchsgrabung zu Motye in Sizilien werden können (im Jahre 1875, nach 'Mykenä', S. 85).

(Fortsetzung folgt.)

Scholia recentia in **Pindari Epinicia**, ed. **Abel.** Volumen prius. Scholia in Olympia et Pythia. Budapest 1891. Berlin, Calvary. VII, 480 S. gr. 8. 15 M.

Im Nachlaß des im December 1889 verstorbenen Eugen Abel fand sich der ausgearbeitete Text der byzantinischen Scholien zu Pindars olympischen und zur ersten und zweiten pythischen Ode mit kritischem Apparat vor. Die Drucklegung ist von Herrn Privatdozenten Dr. phil. Geyza Némethy besorgt. Das Werk enthält außer dem Angegebenen die bei Suidas stehende Vita Pindari, den πρόλογος τῶν Πινδαρικῶν παρεκβολῶν des Eustathios nach einer neuen Kollation der Baseler Handschrift, Thomas Magisters Vita Pindari und einen kurzen metrischen Traktat des Triklinios. Im Text der Scholien sind in den olympischen Oden die Scholien des Thomas, Moschopulos, Triklinios und Germanos mit dem Autornamen bezeichnet, in den Glossen wollte Abel offenbar durch einfache oder Doppelsternchen eine gleiche Scheidung andeuten; eine Erklärung der Zeichen habe ich vergeblich gesucht. In den Scholien zur ersten und zweiten pythischen Ode handelt es sich, von den wenigen Bemerkungen des Germanos abgesehen, nur um Thomas oder Triklinios; die Scheidung beider ist nur bis Pyth. 1, 97 durchgeführt, da von hier ab das Zeugnis von Γ [Parisin. 2465] versagt. Abgesehen von einem Verzeichnis der Siglen fehlt jede Beschreibung der Handschriften, wofür sich der Herausgeber mit der Bemerkung entschuldigt: cum in scriptis relictis nihil, quod ad hanc rem pertineret, invenissem, satius duxi ea (scil. prolegomena) omittere quam suscipere laborem, cui praeter editorem ipsum neminem parem essecognovi. Im kritischen Apparat vermißt man eine genaue Angabe darüber, in welchen Handschriften das einzelne Scholion steht. Das würde alles sehr schlimm sein, wenn es sich um wichtige Scholien handelte; da es aber Thomas, Moschopulos und Triklinios sind, ist es unnötig, Klagen zu erheben; denn der wissenschaftliche Wert dieser ganzen Scholienmasse ist gleich Null. Es ist nur schade, daß die diplomatische Ausgabe der unentbehrlichen Einleitung des Eustathios dazu zwingt, den übrigen Ballast mit in den Kauf zu nehmen.

Δημοσθένους πρὸς Λεπτίνην ed. **John Edwin Sandys.** Cambridge 1890, University press. 8. XLVIII, 116 S. 9 sh.

Der Herausgeber ist in der deutschen Litteratur über seinen Gegenstand wohl bewandert; er nennt in der Vorrede als Quellen seiner Einleitung insbesondere Boeckh und Thumser, De civium Atheniensium muneribus, hätte aber wahrlich auch A. Schaefer nennen sollen; denn in der Darstellung des Falles sind die bezüglichen Partien des grundlegenden Werkes nahezu wörtlich wiedergegeben. Für den Text ist nach Einl. S. 39 der Cod. Σ in allen wichtigen Stellen von dem Herausgeber selbst eingesehen worden; doch findet man in den kritischen Noten nicht, daß diese Prüfung irgend welches Resultat gezeitigt hätte. Der kritische Standpunkt ist dem von Weil am nächsten; den Änderungen von Blass, die ihren Grund allein in dem bekannten Gesetz der drei Kürzen haben, ist der Herausgeber zumeist nicht beigetreten, erhebt jedoch in § 96 auf grund desselben Einspruch gegen die Überlieferung. Der Vorschlag zu § 55 εἰδὼς παρών wird wegen des Tempus in παρών keine Billigung finden. Die Anmerkungen im ganzen entsprechen den Forderungen, die wir an Genauigkeit zu machen gewohnt sind, nicht völlig. Sie gehen mehr darauf aus Stoff zusammenzutragen, als denselben gebührend und nutzbringend zu verarbeiten. Das Faksimile nach der Pariser Hs und die Ausstattung sind vortrefflich.

Schneidemühl. Thalheim.

C. Iulii Caesaris belli Gallici libri VII und A. Hirtii liber VIII für den Schulgebrauch erklärt von **Doberenz.** 9. völlig umgearbeitete und mit einem kritischen Anhang versehene Auflage besorgt von **Dinter.** 2. Heft: Buch 4—6. Leipzig 1890, Teubner. 130 S. 8. 75 Pf.

Einen Vorzug der in erster Linie für Schüler bestimmten Ausgabe bilden die immer mehrere Kapitel zusammenfassenden Inhaltsangaben, welche den Schüler in den Stand setzen, jederzeit sich über das betreffende Jahr der Ereignisse und über andere wissenswerte Umstände Rats zu erholen. Auch ist die neuere Litteratur im allgemeinen nicht unbeachtet geblieben. Dagegen erscheinen als ganz überflüssig — wie auch schon mehrfach getadelt wurde — die vielen Citate von Belegstellen hauptsächlich für sprachliche Erschei-

nungen. Diese könnten zum großen Teil gestrichen werden, da sie den Schüler vielfach geradezu zu verwirren geeignet sind. Überhaupt überwuchern die sprachlichen Bemerkungen allzusehr auf Kosten der sachlichen und historischen Erklärung. Erwünscht wären statt der zahlreichen Citate von Parallelstellen geographische Bemerkungen, sowie im 6. Buch hie und da eine Stelle aus Tacitus. Buch IV Kap. 17, das Brückenkapitel, dürfte eine Abbildung bekommen, etwa nach Menges Darstellung im Philologus 1885, S. 279 (vgl. Franz Fröhlich, Kriegswesen Cäsars, S. 215). In Bezug auf historische Erklärung ist die Ausgabe von Kraner-Dittenberger der Dinterschen entschieden überlegen.

Für den Text wären folgende Veränderungen vorzuschlagen: IV 1, 7 incolendi für colendi; 25, 3 obtestatus für contestatus; 27, 4 coniecerunt für contulerunt; 29, 2 compleverat für complebat. V 33, 3 und 34, 1 pronuntiar estatt pronuntiari; 57, 2 certam diem statt certum d.; VI 21, 3 ab parvulis statt a parvis; 29, 1 omnes Germani statt homines G.; 36, 1 cum magna diligentia.

Eine Eigentümlickkeit ist die konsequent durchgeführte Schreibweise non nulli (statt nonnulli; vgl. V 3, 5. 15, 2. VI 2, 2. 14, 3. 44, 2), non numquam VI 13, 9; ebenso saepe numero VI 8, 4 und agri cultura. In einer Schulausgabe erregt eine derartige Neuerung Bedenken. — Druck und Ausstattung sind musterhaft.

Regensburg. Siegm. Preuß.

Caesaris commentariorum de bello civili liber primus with introduction, notes and maps by Peskett. Cambridge 1890, University press. 172 S. 8. 3 sh.

Sowohl die sachlichen als die sprachlichen Erklärungen dieser Ausgabe zeugen bei ihrer Reichhaltigkeit von großer Sorgfalt. Für die ersteren ist benutzt Stoffels Histoire de Jules César, guerre civile, sowie andere in neuerer Zeit erschienene Schriften von R. Schneider, H. Nissen u. a., für die letzteren das lexicon Caesarianum von H. Meusel. Auch auf J. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft ist hingewiesen.

Der historischen (15 Paragraphen umfassenden) Einleitung folgt der Text, von dem der Kommentar getrennt ist. Beigegeben sind je eine Karte von Italien (Ravenna-Brundisium), von Ilerda mit Umgebung, je ein Plan von Brundisium und von Ilerda mit Sicoris; die Darstellungen sind einfach, aber recht anschaulich. In der Textesgestaltung ist der Herausgeber sehr konservativ. So wird 3, 3 mit Madvig, Dübner, Hug gelesen urbs et ipsum comit. tr. (vgl. lexicon Caesar. v. Menge-Preuß unter clivus); 5, 2 mit Dinter post octo denique menses; 5, 3 mit Kraner (Dübner, Koch) sceleratorum audacia; 44, 2 mit Kraner, Dübner Paul cum Lus. reliquisque barbaris barbaro genere q. p.; 46, 3 nach Forchhammer und Dinter mit Recht summa in iugum virtute; 54, 2 ex levi mat.; 64, 7 mit Nipperdey abrepti vi fluminis statt ablati flumine; 80, 4 mit Dübner und Em. Hoffmann refectis legionibus; 81, 5 mit Kraner und Dinter His eos suppliciis male haberi; 82, 1 nach Forchhammer mit Recht reliquae munitionis causa.

Dem Texte folgt der über 100 Seiten umfassende Kommentar, diesem ein kritischer Anhang, der unter Angabe der wichtigsten Varianten die 4 codices: Ursinianus, Riccardianus, Thuaneus, Vindobonensis I berücksichtigt. Auf die appendix on the text folgt noch ein index von 3 Seiten, in dem wir außer einigen sprachlichen Eigentümlichkeiten auch sachlich Interessantes verzeichnet finden. — Druck und Ausstattung der Ausgabe ist sehr gut.

Regensburg. Siegm. Preuß.

Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Iulii Agricolae liber. Erklärt von K. Tücking. 3. verbesserte Auflage. Paderborn 1890, Schöningh. VI, 82 S. 8. 80 Pf.

Der Text der neuen Auflage schließt sich möglichst eng an die beiden vatikanischen Handschriften an, und die von diesen überlieferte Lesart ist nicht nur in den in der Vorrede erwähnten Stellen 5, 12 intersaepti, 8, 3 obsequi, 24, 1 prima, 28, 6 remigante, 31, 19 paenitentiam, 36, 17 equestris festgehalten; sondern T. hat auch 10, 12 transgressis, was Wex, und 12, 16 fecundum, was Scheffer tilgen will, stehen lassen; ebenso 12, 3 trahuntur, wo Heinsius distrahuntur, 35, 7 bellandi, wo Rhenanus bellanti (vielleicht debellanti) und 42, 20 excedere, wo Lipsius escendere emendiert, Änderungen, denen Halm in seiner Ausgabe von 1857 zugestimmt hat. Wo die Überlieferung zweifellos verderbt ist — und solcher Stellen giebt es nicht wenige —, ist durch Aufnahme von Emendationen ein verständlicher Text hergestellt. Ob 34, 8 das handschriftliche pellebantur mit Wex in pelli solent geändert werden mußte und nicht vielmehr aus den von Spengel beigebrachten Gründen beizubehalten war, und ob 45, 7 nos Mauricum Rusticumque divisi-

mus sprachlich möglich ist, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls sind 44, 7 aestatis statt aetatis und 44, 15 ad statt ac bloße Druckfehler. — Der angehängte Kommentar giebt, was dem Schüler zum Verständnis der Sache und der Sprache nötig ist, meist in knapperer Fassung, als es in der Schulausgabe von Wex, welcher T. manche treffende Bemerkung entnommen hat, geschehen ist. In Kapitel 9, 22 hat T. übersehen, daß die Worte: 'haud semper errat fama aliquando et elegit' nur dann einen iambischen Senar bilden, wenn man elegit für alte Orthographie statt eligit nimmt. Hält man es mit T. für Perfectum, so geht der Senar verloren. In der Rede des Calgacus mag man in der Stelle 31 am Ende 'nos integri et indomiti et in libertatem, non in paenitentiam laturi, primo statim congressu ostendamus, quos sibi Caledonia viros reposuerit' statt des unverständlichen laturi mit Tücking bellaturi oder mit Wex laboraturi oder arma laturi oder certaturi lesen, jedenfalls scheint mir die Erklärung, welche T. zu den Worten in libertatem non in poenitentiam giebt „zum Schutze der Freiheit, nicht zum Ausdruck des Mißbehagens, wie die Briganten, welche sich gegen ihre Unterdrücker erhoben", nicht möglich zu sein. In poenitentiam muß, meine ich, sogut wie in libertatem, das Ziel bezeichnen, worauf die bellaturi hinarbeiten; nach Tückings Erklärung wäre es vielmehr der Beweggrund. Um frei zu sein, sagt Calgacus, wollen wir Krieg führen, nicht um wie die Briganten alsbald unser kühnes Unterfangen zu bereuen und uns reumütig den Römern zu unterwerfen, „Freiheit nicht Reue zu erkämpfen entschlossen". — Im ganzen ist das Buch eine durchaus zweckentsprechende, aus der Praxis hervorgegangene Schulausgabe.

Kiel. K. Niemeyer.

Th. Reinach, Mithridate Eupator, roi de Pont. Paris 1890, Firmin-Didot et Cie. Ouvrage illustré de 4 héliogravures, 3 zincogravures et 3 cartes. XVI, 494 S. gr. 8. (Teil der Bibliothèque d'Archéologie, d'Art et d'Histoire ancienne) 10 frs.

Das Buch Th. Reinachs über Mithradates gehört zu denjenigen, welche man gern anzeigt. Auch gelehrte Bücher sollten Kunstwerke sein; leider sind sie es selten. Hier haben wir aber ein Buch, welches nicht nur die Forscher gerne lesen werden, weil sie viel daraus lernen können, sondern auch alle diejenigen, welche nur die Resultate gründlicher Forschung kennen zu lernen wünschen. Wir geben zunächst eine kurze Übersicht des Inhalts. Buch I enthält die Ursprünge. 1. Ursprung des Hauses der Mithradates. 2. Pontus vor den Mithradates. 3. Die ersten Könige von Pontus. Buch II. Jugend des Mithradates (geb. 132 v. Chr.). 1. Erziehung, Minderjährigkeit, Thronbesteigung (nominell 120, thatsächlich 111). 2. Unterwerfung der Krim (110—107). 3. Kriege in Kleinasien (104—92). Buch III. Erster Krieg gegen Rom. 1. Der Bruch. 2. Der Erfolg. Mord der Italiker. Eroberung Griechenlands. 3. Die Niederlagen durch Sulla, Chäronea und Orchomenos (86). 4. Friede von Dardanos (85). Buch IV. Das Reich des Mithradates. 1. Land und Volk. 2. Die Regierung; Verwaltung und Heer. 3. Die Regierenden: der König und sein Hof. Buch V. Letzte Kämpfe. 1. Der 12jährige Waffenstillstand (85—73). 2. Krieg um die bithynische Erbfolge; Lucullus gegen Mithradates. 3. Mithradates bei Tigranes. Unglück des Lucullus. Rückkehr des Königs in seine Staaten. 4. Lex Gabinia und Lex Manilia. Pompejus. Ende des Mithradates durch die Empörung seines Sohnes Pharnakes (63 v. Chr.): Ein dreifacher Anhang behandelt die Quellen. 1. die Schriftsteller. 2. die Inschriften, 3. die Münzen.

Aus dieser Übersicht des Inhalts ergiebt sich, mit welcher Klarheit derselbe disponiert ist. Zuerst die geographischen und historischen Grundlagen, dann das Aufstreben des Königs und sein erster großer Kampf mit Rom, dann, wo der Charakter desselben feststeht und er 12 Jahre von größeren Kämpfen ausruht, die Schilderung seines Reiches und die Art seiner Herrschaft, endlich seine letzten Kämpfe mit Lucullus und Pompejus und sein plötzliches Ende in dem Augenblicke, wo er sich anschickt, als neuer Hannibal in Italien einzubrechen. Die Behandlung des gut disponierten Stoffes verrät aber — und das ist der zweite Vorzug des Werkes — den in jeder Hinsicht wohl vorbereiteten Sachkenner. Reinach ist mit der Geographie und der Kulturgeschichte Kleinasiens vollkommen vertraut; er beherrscht die Quellen, sowohl die Schriftsteller, die er im 1. Anhange eingehend klassifiziert und beurteilt, wie die Inschriften, von denen er die wichtigsten abdruckt, und ganz besonders die Münzen. Er ist ein Numismatiker ersten Ranges, wie sein Werk: Trois royaumes de l'Asie mineure, Cappadoce — Bithynie — Pont. Paris 1888, gezeigt hat. Diese Sachkenntnis hat er dann — dritter Vorzug des Buches — zu einer lebhaften, von allgemeinen Gesichtspunkten getragenen Darstellung verwendet. Es wird in seinem Buche nicht leicht etwas vermißt werden, was man über Mithradates wissen

möchte. Wenn bisher die befriedigendste Darstellung der Geschichte des Königs die von Mommsen in seiner römischen Geschichte gegebene war, deren Wert Reinach S. XIV vollkommen anerkennt, so ist doch ebenso wahr, was R. ebendaselbst sagt, daß auch Mommsen den merkwürdigen Mann mehr vom römischen Standpunkte aus hat betrachten müssen, wovon die Folge war, daß er nicht in alle Einzelheiten hat eingehen können, welche das Bild desselben vervollständigen. Dies Bild hat Reinach geliefert.

Gerade durch seine gründliche Kenntnis in der Numismatik hat R. höchst wertvolle Beiträge zur Geschichte des Mithradates geliefert, von denen ich nur einige hervorheben kann. Hervorragend ist seine bereits in der Trois royaumes ausführlich begründete Klassifikation der Münzen des Mithradates Eupator selbst. Wie viel Neues er dadurch bietet, sieht man durch einen Vergleich zweier ausgezeichneten englischen Werke, der 1887 erschienenen Historia numorum von Head, wo S. 428, 429 der ältere Stand unserer Kenntnis der Numismatik des Königs dargelegt ist, und des 1889 erschienenen einschlägigen Bandes des Katalogs des Britischen Museums von Herrn W. Wroth, in welchem die Ergebnisse der Reinachschen Forschungen acceptiert worden sind. Man sieht daraus, wie Mithradates nach einer ersten einfachen Prägung zu einer glänzenderen übergeht, in der sich die Bestrebung kund giebt, weiteren Kreisen zu imponieren, wie er dann, sobald er sich im J. 89 in Pergamon als Sieger niedergelassen hat, eine neue Prägung mit einer neuen Ära, der Ära der Befreiung Asiens, annimmt, bis er endlich im J. 85, als er auf sein altes Reich beschränkt ist, unter Beibehaltung der zuletzt angenommenen Typen zu seiner alten Ära, der bithynischen, zurückkehrt. — Aus einem nur in einem einzigen Exemplare vorhandenen Tetradrachmon hat R. sodann mit großer Wahrscheinlichkeit den sonst nicht überlieferten Namen der Mutter des Königs, der Königin Laodike, erschlossen (S. 51). — Auch sonst ergiebt sich manche Berichtigung aus den Münzen, z. B. in betreff des Anfanges des Krieges des Lucullus: 73 v. Chr. statt 74, S. 321. — Wertvoll ist die Diskussion über Vorfälle in Athen 88—86 v. Chr. auf grund der Münzen des Histion; vgl. auch seinen bemerkenswerten Aufsatz: Les stratèges sur les monnaies d'Athènes, Revue des études grecques 1888 No. 2.

Von dem, was mir sonst beim Studium des Buches bemerkenswert oder fraglich erschien, möchte ich einiges wenige hervorheben. Buch I. Die Zeit des Ariobarzanes, wie R. sie S. 5 ansetzt, scheint mir zweifelhaft. Zu S. 39 Anm. 2 wäre zu bemerken, daß R. die schlagende Beweisführung von F. Koepp in dem Aufsatze über die syrischen Kriege der ersten Ptolemaier, im Rhein. Museum 39, S. 216, entgangen ist, wonach nicht Tios sondern Chios Berenike genannt worden ist, und zwar von Mithradates Eupator. Diese Thatsache ist bei Reinach S. 181 einzufügen. — In Buch II ist die Schilderung der Geographie und Geschichte der Krim sehr interessant. — Buch III S. 144 scheint mir R. den Rhodiern gegenüber nicht ganz gerecht zu sein. Wenn sie sich dem Mithradates nicht anschlossen, so kann das sehr wohl aus begründeter Abneigung gegen ihn geschehen sein; haben doch sogar Landstädte wie Magnesia am Sipylos und Stratonikeia sich ihm nicht anschließen wollen. S. 183 ist eine gute chronologische Auseinandersetzung; S. 189 n. 2 überzeugt mich dagegen die Berufung auf Plutarch zum Beweise für die Ansetzung der Schlacht bei Orchomenos in das Jahr der Schlacht bei Chaironeia nicht; Plutarch ist keine Autorität für Chronologie, und Mommsen 2, 283 hat doch wohl recht. — Buch IV ist voll von wertvollen Auseinandersetzungen. S. 239 drückt sich jedoch R. über die Herkunft der kappadokischen Kultur positiver aus, als er sollte, und als er S. 240 oben mit „semblent" thut. S. 257 war in betreff der Justiz wohl hinzuzusetzen, daß in erster Instanz ohne Zweifel jede Nationalität, Kappadoker, Perser, Griechen, von eigenen Richtern nach eigenem Herkommen gerichtet wurde. S. 299 finden wir eine vorzügliche Würdigung des Charakters des Mithradates. — In Buch V, das höchst anziehend die letzten Schicksale des Königs schildert, ist S. 303 beachtenswert, daß Murena eine Stadt Licinia gegründet hat — Korrektur Reinachs für Ekineia. S. 306 lesen wir eine treffende Bemerkung über gewisse Ursachen, welche Völker gegen ihren Wunsch zum Kriege mit einander treiben können. S. 345 wird die Lage von Tigranocerta in bemerkenswerter Weise besprochen; S. 382 die Chronologie der Thaten des jungen Tigranes.

Reinachs Buch schließt sich nicht bloß den von seinen Landsleuten in neuerer Zeit gelieferten Beiträgen zur alten, besonders griechischen Geschichte würdig an; wir möchten sogar behaupten, daß es, was Disposition und Fülle des Inhalts, Anschaulichkeit des Vortrags und Kraft der Sprache betrifft, vollkommen auf der Höhe der besten Leistungen der Neuzeit auf dem Gebiete

der Altertumskunde überhaupt steht. Die Schilderung des jetzigen Zustandes von Sinope in seinem Gegensatze zur Pracht der Mithridatischen Zeit schließt das Buch in ergreifender Weise. Die Stellen der Vorrede, in denen R. die Bedeutung des Mithradates im allgemeinen und die Folgen seiner Überwindung für Rom auseinandersetzt, zeigen ebensosehr das Verständnis des Verfassers für das Charakteristische der alten Geschichte, wie diejenigen, in denen er Mithradates mit Peter dem Großen vergleicht und darauf hindeutet, wie die Größe Rußlands in jener Stadt Chersonesos begann, in deren Nähe Mithradates sein großes Projekt zum Marsche nach Italien entwarf, seinen richtigen Blick für die Analogien der Weltgeschichte beweisen. Aus dem Buche Reinachs geht von neuem hervor, was gegenwärtig sich allen, die sich mit alter Geschichte beschäftigen, aufdrängt, wie unendlich wichtig in jeder Hinsicht Kleinasien war und noch sein könnte und müßte, und man wünscht, daß es ihm möglich werde, die S. XVI ausgesprochene Hoffnung zu verwirklichen, selbst einmal das Land durchforschen zu können, zu dessen Kenntnis er in seinem Mithridate Eupator einen so schönen Beitrag geliefert hat. Nach Zeitungsnachrichten zu urteilen, wäre er gegenwärtig mit Kommagene beschäftigt. Wer weiß, ob wir ihm nicht einmal ein zusammenfassendes Werk über Kleinasien im Altertum zu verdanken haben werden!

Von den Illustrationen haben uns besonders die Ansichten von Sinope, Amisos und Pantikapaion gefallen. Der Preis des Buches ist für das in demselben Gebotene und die der berühmten Verlagshandlung würdige Ausstattung so gering, daß es sicherlich eine weite Verbreitung finden wird.

Holm.

Fr. Koldewey, Braunschweigische Schulordnungen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1828 mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar u. Register. Berlin 1890, A. Hofmann u. Comp. CXCV, 810 S. 8. (Bd. VIII der von Karl Kehrbach herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica). 24 M.

Nachdem ein im Jahre 1886 erschienener Band der Monumenta Germaniae Paedagogica (es war der erste des ganzen Unternehmens) die Schulordnungen der Stadt Braunschweig gebracht hat, folgen jetzt in einem noch stattlicheren Bande die Schulordnungen des Landes Braunschweig. Damit hat das Herzogtum Braunschweig ein Urkundenbuch seiner Schulgeschichte, das allen Anforderungen, welche Wissenschaft und Praxis an ein solches Werk stellen, entspricht, zugleich eine Art Vorbild für ähnliche Leistungen, welche uns das bedeutungsvolle Unternehmen der Monumenta Germaniae Paedagogica noch in Aussicht stellt.

Zunächst beglückwünschen wir den Leiter des ganzen Unternehmens, daß er es verstanden hat, den rechten Mann für dieses Werk zu finden. Koldewey ist ohne Zweifel ein trefflicher Kenner der Kultur- und Schulgeschichte seiner braunschweigischen Heimat, wie das schon die sehr lange Reihe litterarischer Arbeiten, die wir über dieses Gebiet seiner fleißigen und sachkundigen Feder verdanken, beweist, und von denen eine Auswahl S. 711 und 712 verzeichnet ist.

Wir wollen zwar nicht verschweigen, daß die Aufgabe Koldeweys vermöge des beschränkten, von ihm bearbeiteten Territoriums leichter war als die mancher anderer Mitarbeiter bei dieser Sammlung. Aber die Art und Weise, wie sich der Verfasser seines Auftrages entledigte, verdient ein uneingeschränktes Lob.

In einer ausführlichen Einleitung erhalten wir zunächst einen Abriß der braunschweigischen Schulgeschichte. Zu verschiedenen Zeiten spielte das kleine Land auf diesem Gebiete geistigen Lebens eine hervorragende Rolle. Zu dem Gebiete des heutigen Braunschweig gehört das Kloster Gandersheim, worin im zehnten Jahrhundert die Nonne Roswitha ihre lateinischen Dramen schrieb, die nach mehrhundertjähriger Vergessenheit durch den berühmten Konrad Celtis wieder entdeckt und durch den Druck allgemein zugänglich gemacht wurden. Sodann ist der Name Bugenhagens unzertrennlich mit der Schulgeschichte Braunschweigs verbunden. Denn als 1542 Herzog Heinrich d. J. durch den schmalkaldischen Bund vertrieben und sein Land evangelisch gemacht wurde, so entwarf Bugenhagen seine „Christlike Kerken-Ordeninge im lande Brunschwig,“ durch welche auch das Schulwesen im evangelischen Sinne umgestaltet wurde.

Als sodann im vorigen Jahrhundert, im Jahrhundert der Aufklärung, die Pädagogik der Aufklärung, d. h. der Philanthropismus seine Triumphe zu feiern begann, da war Braunschweig eines seiner Versuchsfelder. Der berühmte Campe, ein geborener Braunschweiger, gehörte einige Jahre einer braunschweigischen Schulbehörde an, mit welcher der Grundsatz der Trennung von Kirche und Schule durchgeführt wurde. Freilich ging es hier wie fast überall. Die Opposition der Geistlichkeit und das praktische Unvermögen der Neuerer führten schon nach wenigen Jahren zur

Aufhebung der neugeschaffenen Behörde, und erst die geschichtliche Entwicklung der folgenden Zeit hat die neuen Ideen trotz allen Widerstandes zum Siege geführt.

Sehr merkwürdig sind Koldeweys Mitteilungen über das Abiturientenexamen, das erst 1823 in Braunschweig eingeführt wurde, also 35 Jahre später als in Preußen. Im Grunde war es nur eine fakultative Prüfung, der sich bloß die unterzogen, welche später Freitische und Stipendien haben wollten. Erst ganz allmählich wurde es auch von Abiturienten aus wohlhabenden Familien gemacht. Es war die Maturitätsprüfung „der Hauptsache nach eine Maßregel von aristokratischem Gepräge, dazu bestimmt, untüchtigen Plebejern den Eintritt in die Reihen der Optimaten des bureaukratischen Staates, der sog. Honoratioren, zu verschließen.“ Später zeigte sich freilich, daß die Forderung dieses Examens auch zu einer Hebung der Anstalten führte.

An die Einleitung reihen sich „Textkritische und bibliographische Erläuterungen zu den einzelnen Stücken,“ welche im dritten Abschnitt in extenso abgedruckt sind. Derselbe, der eigentliche Kern des Buches, umfaßt 85 Urkunden, „Schulordnungen,“ das Wort im weitesten Sinne genommen, von 1248—1826 reichend.

Von besonderem Interesse für die Leser dieser Zeitschrift dürften die Urkunden sein, welche über das philologisch-pädagogische Seminar an der Universität Helmstedt mitgeteilt werden. Sie bestehen aus einem Verzeichnis der Vorlesungen, welche 1779—1780 daselbst gehalten wurden, ferner aus den 1779 entworfenen Gesetzen für das philologische Seminar und aus einer „Nachricht“ über diese Anstalt, welche der Direktor Friedrich August Wiedeburg veröffentlichte, um das Publikum über ihre Ziele und Einrichtungen aufzuklären. „Das Institut hat einen doppelten Zweck: es soll künftige Schullehrer und Privaterzieher, insonderheit für dieses Land (d. h. Braunschweig) bilden, und zugleich selbst Erziehungs- und Unterweisungsanstalt für künftige akademisch Studierende sein“ (S. 467).

Sachkundige Anmerkungen zu den mitgeteilten Urkunden, ein Glossar über die schwerverständlichen niederdeutschen Worte, ein Verzeichnis der benutzten Schriften und Abhandlungen sowie ein gut gearbeitetes Register zu den beiden Bänden der Braunschweigischen Schulordnungen beschließen das treffliche Werk.

Die Ausstattung des Buches ist im ganzen recht gut, nur ist das Papier ziemlich grau, und im ersten Teil des Bandes finden sich häufig Buchstaben, welche sich beim Druck verschoben haben.

Die Arbeit ist so sachkundig, daß trotz ihres bedeutenden Umfanges ein anderer Gelehrter schwerlich viel daran zu tadeln finden dürfte. Es ist auch kaum ein Tadel, wenn wir z. B. auf S. XXXVI der Einleitung gelegentlich der Besprechung des Gregorinsfestes die Erwähnung der Arbeit von Eckstein über das Gregorinsfest (Zittauer Programm 1888) vermissen. So konnte auf S. 599 zu den Colloquia des Erasmus bemerkt werden, daß die neueste Arbeit über dieses berühmte humanistische Lehrbuch von Adalbert Horawitz herrührt (in Maurenbrechers Historischem Taschenbuch. N. F. VI. S. 51—121).

Gelegentlich der Schulordnung des Herzogs Julius, welche eine Nachahmung der des Herzogs Christoph von Würtemberg (1559) war, bespricht K. auch deren angebliche Abfassung durch Michael Schütz, genannt Toxites. Man vermißt dabei die Erwähnung und Benutzung der neuesten Schrift über Toxites von C. Schmidt (Straßburg 1888).

Heidelberg. Karl Hartfelder.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XLII, No. 6.

(481) **J. Simon**-Krems, Epigraphische Beiträge zum griechischen Thesaurus. Nachträge zum Kumanudischen Lexikon (1883), z. B. ἀρχιτεκτοσύνη Baukunst, aus dem Bull. de corr. hellénique, u. s. w. — Litterarische Anzeigen: (494) Odysseae epitome ed. **Fr. Stolz** (Wien). 'Steht auf fortschrittlichem Standpunkt, was nicht hindert, eine Schulausgabe zu sein'. A. Rzach. — (498) Platons Eutyphron; Gorgias, von **A. Th. Christ** (Wien). 'Sehr korrekt'. F. Lauczizky. — (502) Aristotle on the Constitution of Athens, by **Kenyon**; dasselbe, übersetzt von **Kaibel** und **Kiessling**. Die englische Ausgabe bietet dem Ref. V. Thumser keine Veranlassung zu Einwürfen; in der Übersetzung findet er viele unpassende, undeutliche, unschöne Wendungen wie auch manche Unrichtigkeiten. — (507) **E. Stange,** De archaismis Terentianis (Wehlau). 'Lobenswert'. E. Hauler. — (509) Horatius, von **A. Kiessling,** I (Berlin). 'Was den Verf. vor vielen Mitbewerbern auszeichnet, das ist Geschmack, der so selten mit gründlicher Gelehrsamkeit gepaart ist'. J. Stowasser. — (515) Vergils Aeneis von **W. Klouček** (Wien). 'Text von allgemein anerkannter Güte; verdient beste Aufnahme'. Primozic-

— (519) Livius von **Grysar-Bitschofsky** (Wien); von **Novak** (Prag). 'Die Prager Ausgabe geht freier vor, Bitschofsky ist manchmal zu konservativ'. A. Zingerle. — Didaktische Abteilung: (536) **F. Löbl**, Zur Genusbestimmung der Substantiva der konsonantischen Deklination im griechischen Elementarunterricht. — (543) **J. Juroman**, Nachträge und Berichtigungen zu den Schulwörterbüchern zu Cornelius Nepos. — Miscellen und Programmschau: (551) **R. Ellis**, Commentary of Catullus (Oxford). 'Bietet vielseitige Hilfe'. — (552) Cicero De Oratore von **Piderit-Harnecker** (Leipzig). 'Harneckers streng methodisches Vorgehen verdient alle Anerkennung'. A. Kornitzer. — (557) **A. Pircher**, Flexion des griechischen Verbums (Meran). 'Praktische Darstellung der Verballehre, von dem üblichen Lehrgang vielfach abweichend'. — (559) **A. Polaschek**, Zur Erkenntnis der Partikeln ἄν und κέν (Czernowitz). Verf. scheidet ἄν und κέν in der Weise wie etwa in „vielleicht werde ich kommen“ und „nicht leicht (schwerlich) werde ich kommen.“ Dies ist nicht die Meinung des Ref. Fr. Stolz, nach welchem ἄν und κέν dialektisch in die Epopöe hineingekommen und nebeneinander vollkommen berechtigt sind.

Bullettino della Commissione arch. di Roma. XIX, No. 3. 4.

(81) **L. Cantarelli**, La serie dei curatori italici delle vie durante l'impero. Staatsrechtliche Untersuchung dieser Institution. Jeder Straßenzug von Rom nach den Grenzen Italiens unterstand der Fürsorge eines Kurators von senatorischem Rang, der mindestens schon die Prätur bekleidet haben mußte; die Sekundärstraßen waren Kuratoren oder Prokuratoren aus dem Ritterstande anvertraut; Munizipalwege überwachten praefecti alimentorum. Weiterhin prüft Cantarelli sämtliche epigraphisch beglaubigte Kuratoren. — (132) **R. Lanciani**, Miscellanea topografica. Mit Tafel V. VI. Dieser Beitrag betrifft die Horti Aciliorum auf dem Pincio, mit einer Villa, von welcher jetzt nur Spuren der Substruktionen vorhanden sind. Chr. Hülsen hat jedoch in einem Ligorianischen Sammelband (zu Turin) einen sehr genauen Situationsplan der Pincianischen Villa gefunden, welcher hier mit Erläuterungen mitgeteilt wird. — (156) **G. Gatti**, Frammento d'antico calendario. Das Bruchstück enthält nur wenige Buchstaben, doch werden darunter die FON (tinalia) erwähnt, ein am 12. Oktober gefeiertes Fest, welches der Senat im J. 735 gelegentlich der Rückkehr des Augustus unter Aufstellung eines der Fortuna redux geweihten Altars begründete. — (161) **Gatti**, Note epigrafiche. Besprochen wird das Statut der Negotiatores eborarii et citriarii und das Elogium des Duilius (*navis . . . cepit primus de Poeneis, navalem triumphum egit; huic permissum est ut ab epulis domum cum tibicine et funali rediret et statua . . .* Es wird hier der Bericht des Livius buchstäblich bestätigt, daß dem Besieger der punischen Flotte das Vorrecht zugestanden wurde, sich bei der Rückkehr von einem Gastmahl von Fackelträgern und Musikanten begleiten zu lassen.

Kritisches in Sachen des antiken Seewesens.

Da mir mehrfach die Ansicht geäußert wurde, daß es allgemein nützlich sein werde, den Wert bez. Unwert einiger neuerer Erscheinungen auf dem genannten Gebiete klarzustellen, so sei dieses hiermit versucht. Breusing hatte mit seiner „Lösung des Trierenrätsels“ die von mir und anderen gegen ihn erhobenen Bedenken reichlich bestätigt, seine Anhänger aber enttäuscht. Letztere sahen sich genötigt, in so zahlreichen Punkten von ihm zurückzutreten, daß der Bruchteil des noch Beibehaltenen einschrumpft, während die Zahl der Gegenstimmen stetig anwächst. Was Breusing an Brauchbarem leistete, ist und bleibt ihm auch beim Gegner unverloren. Zwei Anhänger Breusings, Buresch und Bauer, haben ihre Absage an Breusings Theorie mit Vorstößen gegen mich verbunden. Ich gedenke nicht, wie jene es thaten, das Sachliche mit Persönlichem zu durchweben — eine Schwäche, die man auf der sachlich schwächeren Partei zu finden pflegt —; ich lege jenen weder Eifersucht (Buresch, Wochenschrift f. klass. Philol. 1891 S. 23), noch Unterordnung der Sache unter persönliche Zwecke und andere unschöne Regungen (Bauer, Neue philol. Rundschau 1890 S. 332 336) unter, sondern den guten Glauben schlechthin; nur ihre sachlichen Leistungen gehen mich hier an. Ich kann mich auch nicht auf den naiven Standpunkt von Buresch stellen, der da meint (a. a. O. S. 108, Anm.), er dürfe sich aussuchen, was er lesen wolle, was nicht.

Buresch trat 1887 (Jahrb. f. klass. Phil. S. 497—527) mit einer Anzeige von Breusings Nautik der Alten hervor, welche die ungewöhnliche Länge von 30 Seiten besaß, und erklärte in der Einleitung, er wolle sich mit diesem „Erzeugnis langer Nachforschungen“ „besonders nützlich“ machen. Daß er seine Kräfte damals überschätzte, hat Buresch seitdem aus der Thatsache lernen müssen, daß jener Aufsatz ohne alle Wirkung geblieben ist: unsere Litteratursammler Bauer, Droysen, Lübeck erwähnen ihn nirgends, und Breusing, der Anlaß zur Aufmerksamkeit gegen Buresch hatte, citierte dessen Einwürfe nicht einmal, als er später (Lösung S. 9. 13. 17) die betreffenden Stellen nochmals eingehend behandelte. Allerdings besaß Buresch eine so geringe Kenntnis der Fachschriften, daß er z. B. an Breusing viele Reformen oder Entdeckungen bewunderte, wo es sich um altbekannte Ansichten von dessen Vordermännern handelte (mein Nachweis Berl. phil. Wochenschrift 1888 S. 60), daß er sich (S. 524) für die Schiffsbilder der Trajanssäule die fehlerhafteste und völlig veraltete Quelle des Montfaucon aussuchte, wo der heutige Forscher mindestens zum Fröhner greift. Buresch hat dann im Rhein. Mus. f. Philol. 1889, S. 489 ff. eine Abhandlung über Triopeion, Herodes, Regilla veröffentlicht, die wir hier kurz erwähnen, um zu vergleichen, ob Buresch auf anderem Gebiet besser und glücklicher vorgeht. Hülsen, gewiß ein anerkannter Sachkenner, hat im Rhein. Mus. 1890 S. 284—87 nicht nur die Ergebnisse, sondern ganz besonders die Methode von Buresch verurteilen müssen: er findet bei B. ungewöhnliches Selbstbewußtsein, eine äußerst nachlässige Benutzung der Quellen, ein ganz unglaubliches paläographisches

Raisonnement und das Prinzip, alles für verdächtig zu erklären, womit er nichts anzufangen weiß; Hülsen tadelt es auch, daß Buresch, statt auszulegen, unterlege. Aus diesen Niederlagen vermochte Buresch nicht zu lernen: er hätte sonst seine neue Arbeit (Die Ergebnisse der neueren Forschung über die alte Triere, Wochenschr. f. klass. Phil. 1891 No. 1. 3. 4. 7. 8. 9) sorgfältiger vorbereitet und sich die Angriffe auf mich erspart. Denn, da er sich selbst eingestand (S. 24. 25), daß mir das unleugbare Verdienst einer überaus fleißigen Sammlung des archäologischen und einiges sonstigen Materials, einer geschickten Benutzung der modernen Spezialliteratur und der praktischen Anordnung gebühre, daß ich meine zahlreichen Quellen mit Geschick und im allgemeinen auch mit gutem Urteil verarbeitet hätte (S. 79), so konnte ihm bei unbefangener Selbstprüfung der Ausgang eines Kampfes gegen einen derartigen Gegner nicht wohl zweifelhaft sein. Wie überraschend spärlich der sachliche Gehalt dieser Schrift ausgefallen ist, ergiebt sich schon daraus, daß der von Buresch (S. 197) als fleißiger Sammler anerkannte Lübeck, der auch das Geringste zu würdigen trachtet, im Teil II seines „Seewesen der Griechen und Römer" nur etwa folgendes von Buresch zu berichten wußte: ἀσάνδιον selbständig als Hinterdeck gedeutet; ἐνθέμιον und ἐπισεῖον von Breusing, παραστάται von Kopecky, Zygiten von Lemaitre übernommen (seine Ansicht, daß Zygiten und Thalamiten wie bei Graser, die Thraniten, wie bei Breusing, darüber auf dem Deck saßen, bittet Buresch selbst (S. 194. 230), als unreif zu betrachten); Riemenkasten erfolglos bekämpft.

Das unbedeutende ἀσάνδιον kommt nur einmal bei Pollux vor und kann etwas anderes als Hintersteven nur bedeuten, wenn Pollux vom Vorschiff die Hauptbalken, vom Hinterschiff aber Deck, Kammer und Flagge aufgezählt hätte; so groß ist die Unordnung bei ihm nicht; er hätte wohl ἀσάνδιον zum κατάστρωμα gesellt, und die Schriftsteller, welche das Hinterdeck oft erwähnen, hätten seinen Sondernamen schwerlich umgangen, wenn B. recht hätte. Die Rede gegen Pollux (S. 80) konnte in ihrer allgemeinen, unbelegten Fassung dem Kenner nichts Neues bieten. Buresch deutet die παραστάται der Seeurkunden ganz wie vor ihm Kopecky, der das Richtige aber nur „geahnt" (S 84 A. 1) haben soll, als Stützen des Vormastes und verschlechtert das Übernommene durch den Zusatz, daß es zwei Klampen nach dem Muster von Röding T. 7 F. 55. 61 gewesen seien. Klampen sind unbewegliche Hölzer, welche die Seeurkunden nicht aufführen, und das feste Balkenwerk um den Fuß des unbeweglichen mächtigen Bugspriets neuerer großer Schiffe, wie es Röding darstellt, eignet sich nicht zum Vergleich mit der vermeintlichen beweglichen Stütze des leichten, wegnehmbaren antiken Vormastes, für welche auch Kopecky eine praktische Form nicht anzugeben vermochte.

Doch wie konnte es kommen, daß auf 32 Seiten bei Buresch so wenig Erwähnenswertes zu finden ist? Wie steht es mit dem sonstigen Inhalt? Da müssen wir zunächst antworten, daß viel Raum bei Buresch auf breite, floskelreiche, oft überschwängliche Sprache, gute Lehren und Seitensprünge ins Persönliche verwendet, daß aber auch viel längst Bekanntes überflüssigerweise vorgetragen wird. So ist z. B. mit seitenlanger (S. 81. 82) Wiederholung und Berichtigung der Takelung bei Böckh, Graser und Cartault heute wenig Verdienst noch zu erwerben. Wenn Buresch (S. 83) hervorhebt, daß er den antiken Vormast mit unserem Bugspriet, sein Segel mit der sog. Blinde vergleiche, so hätte er sagen dürfen, daß er mir (Seewesen S. 1618) darin folge; wenn er (S. 109) in großer Ausführlichkeit den Bericht Xenophons vom „noch heute beweinenswerten Tage von Aigospotamoi" gegen Breusing ins Feld führt, was Cartault schon vor Jahresfrist (Rev. crit. 1890 No. 10), auch Herbst (Wochenschr. f. klass. Phil. 1890 S. 788) gethan hatte: rem actam agit. Aber seine vermeintlichen glänzenden „Berichtigungen" meiner Irrlehren? Er schreibt (26): „Aber ich eile nach kurzer Erwähnung von Assmanns „Oberwassersporn" (einem angesichts unserer zahlreichen Abbildungen ganz sonderbarem Erzeugnis theoretischer Seekriegstatik) zum u. s. w." Weshalb nun gerade hier bei etwas Neuem und Sachlichem dieses flüchtige Vorbeieilen ohne Beweis, dieses Augenschließen vor meinen bekannten Beweismitteln (Seewesen S. 1613)? Nur die sozusagen vorhistorischen schwarzfigurigen Vasen und selbst diese nicht einmal alle (der deinos des Exekias, Wiener Vorl. Bl. 1888 T. 5 F. 3b. 3c zeigt bereits Oberwassersporn) stellen den Sporn in oder unter der Wasserlinie dar, im ganzen historischen Altertum ist auf zahllosen Reliefs (Abb. 1685 meines Seewesen bei Baumeister), Wandmalereien, Terrakotten, Gemmen, Münzen (Rev. numism. s. 3 t. 9 pl. 4 f. 1), die eine zuverlässige Ausführung von Schiff und Wasser aufweisen, der Oberwassersporn die augenfällige, feste Regel. Selbst die zwei Ausnahmen, die ich Seewesen 1613 nannte, habe ich seitdem eingeschränkt (Jahrb. d. Arch. Inst. 1889 S. 99). Zeigt Buresch hier also wieder einmal seine Unkenntnis der meisten entscheidenden Altertümer, so zeigt er seine Litteraturunkenntnis durch seine Darstellung, als ob es sich hier nur um ein Luftschloß von mir handle. Hätte er in dem ihm bekannten, technisch so lehrreichen Buch des Admirals Serre wenigstens die Bilder besehen, so hätte er S. 42 einen Penterenentwurf jenes Seeoffiziers mit Oberwassersporn und der fettgedruckten Überschrift à éperon émergé erblickt; hätte er das Werk gar gelesen, so müßte er, abgesehen von S. 30. 123—26, aus S. 165 gelernt haben, daß der venetianische Admiral Da Canale den hochliegenden Sporn als den praktisch besser bewährten empfahl. Auch Kapitän Kopecky bestätigte den Oberwassersporn ausführlich. Noch weniger reicht das Wissen von B. natürlich bis zum Oberwassersporn der Triere des Schiffbaumeisters Jehenne oder des Admirals Werner, sowie zu den technischen Darlegungen in der Revue maritime et coloniale 1890 S. 520. — S. 25 behauptet Buresch, ich hätte das ὑπόζωμα Sprengwerk benannt, ferner ich hätte das Sprengwerk zuerst ζῶμα, dann διάζωμα und endlich gar (S. 1630b) ὑπόζωμα genannt. Ein nochmaliges, aber aufmerksameres Lesen meines Seewesen würde B. belehren, daß er mir sein Phantasiebild untergeschoben hat, ein Blick in die Werke von Droysen, Lübeck u. a. ihm zeigen, daß niemand sonst jene Ansicht aus mir herauslas. Ich habe stets und deutlich das Balkenwerk des Sprengwerks und das Verbandtau ὑπόζωμα auseinandergehalten. Auf S. 1630 sprach ich nur von einem Galgen zur Führung des Hypozoms; wo steht also, daß das Hypozom ein Sprengwerk sei? Hätte Buresch den Beirat eines Archäologen benutzt, so würde er nicht bestritten haben, daß ein antikes Bild dem vorhomerischen Paris eine Diere, einen Zweireiher der späteren Zeit, beigeben könne (S. 28). Uns ist es geläufig, den Odysseus auf einem Vielreiher mit dreiteiligem Sporn (Baumeister Abb. 1675), den Paris auf einem Dreireiher (Rich, unter triremis), die Griechenschiffe vor Troja mit Sporn und späterem ἀκροστόλιον (tab. Iliaca), den Theseus auf einem Zweireiher (Wandgemälde zu Pompeji) zu sehen, wie ja auch Vergil dem Äneas Biremen und Triremen giebt. — Buresch schrieb über die neuere Forschung sowie über mich, ohne eine

Ahnung vom Inhalt meiner Arbeit „Zur Kenntnis der antiken Schiffe“ im Jahrb. d. K. D. Arch. Inst. 1889 Heft 2 zu besitzen, auf die er zahlreiche Hinweise bei Droysen, Gilli, Lübeck und mir vorfand. Diese Fahrlässigkeit bestraft sich an ihm, indem er bei der Spadaciere überall zu spät ankommt (S. 28). Nicht als einfache flache, sondern als abgestufte Breitpolyere, wie die prora von Samothrake, habe ich dieses Schiff erklärt (a. a. O. S. 95), und jeder Zweifel ist längst durch meine Abbildung, Fig. 4, ausgeschlossen, zur Zeit die einzige dem Original getreue, auf deren Grundlage verhandelt werden muß (vgl. Droysen in Hermanns Lehrb. d. griech. Antiqu. II, 2 S. 282). Gerade Schreiber, den Buresch gegen mich ausspielen möchte, hat mir bereitwilligst zugestimmt.

Noch ein anderes Stück von dem Irrgarten, den B. sich und seinen Lesern bereitet hat! Auf S. 27 und 196 behauptet Buresch frischweg, ich hätte die Akropolistriere nicht nach dem Relief selbst (Sperrdruck!), sondern nach Pozzos phantastischer Rekonstruktion desselben erklärt: die Akropolistriere zeige die Rojepforten in einer schrägen Linie, wie die (zweifelhafte) prora (es ist eine puppis!) triremis bei Rich, Röm. Altert. unter „triremis“; er beruft sich S. 226 darauf, daß er das Original in Athen und später die Photographie „unermüdet“ studiert habe. Nun hat Pozzo niemals die Akropolistriere (ein Mittelstück) bearbeitet, sondern nur eine seitdem verlorene prora abgezeichnet, und auch daß er hierbei eine „Phantasiezeichnung“, also etwas Ähnliches wie eine Fälschung geliefert habe, ist nur eine ebenso neue als unbewiesene Verdächtigung. Buresch mußte ferner aus meinem Seewesen S. 1626—30 wissen, daß ich nach Gipsabguß und Abklatsch ein neues, besseres Bild der Akropolistriere veröffentlicht und meine Erklärung streng an das thatsächlich Gegebene gebunden hatte. Er war sogar noch neuerdings, wie seine Angabe S. 226 beweist, durch Bauer direkt daran erinnert worden, daß Assmann statt der früheren falschen, unheilbringenden Abbildungen eine richtige gegeben und das Relief „als Triere“ auf die allein mögliche (Sperrdruck!) Art erklärt habe (N. phil. Rdsch. 1890, No. 21 S. 328—29). Wie unentschuldbar erscheint also seine obige unwahre Behauptung! Und mit welcher Vorstellung von der Akropolistriere arbeitet denn Buresch selbst? Mit den gewaltsamen Umarbeitungen oder Rekonstruktionen, die Graser an jenem Relief wie an der Zeichnung Pozzos vornahm; denn nur dort besteht die citierte Ähnlichkeit mit dem Bilde bei Rich. Cartault hatte seinen Rückzug von dem fehlerhaften Bild, welches er in seiner Trière athénienne T. 3 gab, in der Rev. crit. 1890 S. 183 angetreten. Buresch ist eben, trotz des „unermüdeten“ Studiums, mit seiner Sachkenntnis auch hier empfindlich im Rückstand und läßt das die Unschuldigen, Pozzo und Assmann, entgelten, eine strages innocentium, wie sie schon Hülsen a. a. O. prophezeit hatte.

Buresch giebt sich das Ansehen großer seemännischer Erfahrung und läßt an seiner Überlegenheit über „Stubennautiker“ (S. 195), wie Graser (S. 24), Cartault (S. 81) und mich (S. 85), nicht zweifeln. Dennoch gerät er mit den Seeleuten von Beruf allzuoft in starken Widerspruch. Vorzüge und Notwendigkeit des Oberwassersporns (s. oben) hat er nicht begriffen. Wo er nur Stümperhaftes fand, sah das fachmännische Auge des Marineingenieurs Gilli an meinem Salernoschiff technische Feinheiten in schätzbarer Wiedergabe (S. 195). Ebenda war ihm der Mast zu „gigantisch“, vielleicht weil er kleine Mietsboote zu Lustfahrten im Sinne hatte; auf wetterfesten Seebooten, z. B. den holländischen Fischerpinken, würde er das volle Seitenstück zu jener Antike finden, nur den Mast noch größer. Admiral Serre (Les mar. d. g. S. 50), von Freeden, Herausgeber der seemännischen Hansa, einst Leiter der Hamburger Seewarte (Hansa 1889 S. 204), Voigt, Mitglied unserer Marine und Wassersportsmann (Hansa 1890 S. 5) bewundern den herrlichen Schiffsbau, die technisch korrekten Linien der prora von Samothrake, welche dafür das Mißfallen von Buresch (196) erntet. Was Buresch (25) für ein „wichtiges Institut“ ansieht, die Außenbord-Längsgürtung, erachten die Sachverständigen, Admiral Serre (Rev. mar. et col. 1891 S. 136) und Hamburger Schiffsingenieure (Lübeck I, 52) für zwecklos und unwirksam. Bezeichnend ist es auch, daß Buresch wie an Breusing so an Kopeckys Trierenentwurf gerade die nautisch-technischen Schwächen (mein Nachweis derselben Berl. phil. Wochenschr. 1891 S. 83) nicht herausfand. Buresch ist also, trotz einiger Liebhaberbeschäftigung mit Schiff und See, noch immer ein Laie, der schon manchen nautischen Schnitzer gemacht hat. B nennt mich ἀθαλάττωτος (25. 85); ich liebe vorschnelle, unbeweisbare Behauptungen nicht und lasse es lieber dahingestellt, wer von uns beiden öfter und geschickter Riemen, Segel, Steuer bedient, Stengen erklettert, Meere befahren hat; ich frage auch nicht, ob jener gleich mir in Wassersportkreisen etwas bekannt sei (Wassersport 1889, S. 684, 1890 S. 464), will aber nicht verschweigen, daß ich als Nichtseemann durch Lob und Beifall seemännischer Fachleute allerart, vom Matrosen bis zum Admiral, gegen den Tadel nautischer Unkenntnis bereits reichlich gedeckt bin. — Seltsame Widersprüche zeigen sich bei Buresch. Er ist mit grundlosen Verdächtigungen, wie Hülsen und ich zeigten, rasch zur Hand — dahin gehört auch seine Angabe (196), ich hätte die prora von Samothrake korrigiert —, er wacht streng darüber, ob Kopecky den Smith etwa nicht gebührend citiert (227), aber er schweigt, wenn Breusing, was Serre ihm überlieferte, als seine eigenen Einfälle erscheinen läßt (Berl. phil. Wochenschr. 1890, S. 640, Lübeck II, 35 hat, wie billig, das Eigentum von Serre gewahrt, womit auch Bauers litterarischer Mißgriff, N. phil. Rdsch. 1890 S. 335, Anm. 2. erledigt ist), oder antike wie neue Texte in bedenklicher, weil unmerklicher, Weise verschneidet (Berl. phil. Wchschr. 1888, S. 58. 59, 1890, S. 641). B. tadelt an Kopecky (203) die „Flüchtigkeit und Lüderlichkeit der Arbeit“ und arbeitet doch selbst hervorragend nachlässig. Obgleich B. „vornehmen“ Ton in der Wissenschaft empfiehlt (107), so meidet er selbst doch weder das Persönliche, noch Ausdrücke wie Schwindelwesen, leerer Schmierer (80), schweinischer Streich (194), versaufen (26); er wird solches bei mir kaum antreffen, noch viel weniger die Sprache Breusings, welche ihrer Zeit den Meinungsaustausch der Gelehrten terrorisierte und jetzt allseitig, auch von Buresch, getadelt wird, die Sprache der Albernheiten, Faselhänse, Einfaltspinsel, des Lügens, Gaffens u. s. w. B. würde also bei sorgsamerem Studium von seinem Vorurteil gegen mich (S. 107) zurückkommen müssen, vielleicht gar denjenigen zustimmen, welche mir sagen, daß ich die Gegner vornehm behandelte.

So fanden wir denn in jenen drei Arbeiten von Buresch ein großes Selbstgefühl, eine hochgradige Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit, die Kenntnis der Fachlitteratur wie der antiken Monumente quantitativ und qualitativ schlecht, die eigenen Leistungen spärlich und recht anfechtbar.

(Schluß folgt)

Wochenschriften.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 31.

(833) **Chr. Diehl,** Excursions archéologiques en Grèce (Paris). 'Angenehm lesbare, gute populäre Darstellung, nicht bloß oberflächliches Gerede. Auch deutschen Lesern bestens zu empfehlen'. *P. Weizsäcker.* — (836) Xenophon, historia graeca, rec. **O. Keller** (Leipzig). 'Höchst erfreuliche Bereicherung der Xenophon-Litteratur: wird für alle weiteren kritischen Versuche den unentbehrlichen Ausgangspunkt bilden'. *H. Kruse.* — (841) Chorizii duae orationes primum ed. **R. Förster** (Breslau). Ref. *Fr. Dräseke* ist sehr unwillig über die Art der Veröffentlichung in einem Lektionsindex. So eine Publikation gehöre in die Bibliotheca Teubneriana. — (843) Cicero, orationes selectae ed. **St. David** (Budapest). 'Herausg. hat einen möglichst lesbaren Text hergestellt'. *H. Deiter.* — (844) Cypriani Galli Heptateuchos rec. **R. Peiper** (Wien). 'Mit der größten Klarheit und eindringendem Scharfsinn hat P. das handschriftliche Verhältnis und die ganze Geschichte der Überlieferung dargelegt und für alle Zeiten sichere Grundlagen zur Textgeschichte gewonnen'. *M. Manitius.* — (851) **R. Fisch,** Die Walker (Berlin). 'Flott und anschaulich geschrieben'. *P. Geppert.* — (851) **R. Thiele,** Lat. Vorlagen (Breslau). Die Vorlagen haben moderne Litteratur zur Grundlage, was Ref. *J. Rittau* bezüglich der großen Schwierigkeit des Übersetzens bedenklich findet.

Academy. No. 990. 25. April 1891.

(395) **H. H. Howorth,** Egypt and Syria during the nineteenth dynasty. Die Herrschaft des Ramses über Syrien war eine so starke, daß notwendigerweise die Eroberung Palästinas durch die Juden einer späteren Zeit angehören muß. — (401) **H. Logeman,** The Oedipus Rex at Utrecht. Am 11. April und den folgenden Tagen ist in Utrecht mit gutem Erfolge von Studenten der Oedipus Rex in einer holländischen Übersetzung von Herwerden, mit Musik von Dr. van Riemsdijk, unter Leitung des Prof. Mendez da Costa aufgeführt worden.

Revue critique. No. 22.

(421) **O. Hoffmann,** Die griechischen Dialekte. 'Vortreffliches und sehr instruktives Buch, welches in gewissen Teilen allerdings einen starken Glauben beim Leser voraussetzt'. V. Henry. — (424) **Cartault,** Terres cuites. 'Hauptfehler des Buches ist gänzlicher Mangel an Originalität bei hochmütiger Affektation einer solchen. Der Ton des Verf. ist immer absprechend oder gönnerhaft. Für einen bloßen Prospectus enthält das Werk zuviel Wissenschaft, und für ein wissenschaftliches Buch riecht es zu sehr nach dem Prospectus'. S. Reinach — (429) **E. Nöldechen,** Tertullian. 'Solid'; **Fr. Paret,** Priscillianus. 'Erster Versuch eines Kommentars'. P. Lejay.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

(Maisitzung).

Zur Vorlage kamen: C. Curtius, *Aus dem Leben und den Reisen des Prof. Friedrich Matz*; *Bericht über die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag*; *Corrazzini, Esame della storia navale universale antica e moderna di C. Randaccio*; *Williams White, The stage in Aristophanes*; *Barclay V. Head, Archaic coins probably of Cyrene*; *Fröhner, Inscriptions grecques archaiques de la collection Tyszkiewicz*; *Rendiconti* VII 9; *Acta universitatis Lundensis* XXVI.

Herr **Koepp** übergab der Gesellschaft im Auftrag des Herrn Conze die von Herrn von Brunn freundlichst übersandten Exemplare der von der Bruckmannschen Verlagsanstalt der Münchener Philologenversammlung gewidmeten Lichtdrucktafel des bekannten weiblichen Kopfes der Glyptothek n. 89 mit neu ergänztem Halse, legte ferner das zweite Heft der von Herrn Conze herausgegebenen *Attischen Grabreliefs*, sowie das zweite Jahresheft des *Jahrbuchs* und das erste der *Römischen Mitteilungen* vor, und knüpfte endlich an die Vorlage des dritten Heftes der *Klassischen Bildermappe* F. Benders und eine der Gesellschaft zugegangene Buchhändleranzeige des zwölften Bandes des *Jahrbuchs des Allerhöchsten Kaiserhauses*, welcher den Schluß des Benndorfschen Kommentars zum Monument von Gjölbaschi enthält, einige Bemerkungen über die Verwertung gerade dieses Denkmals beim Unterricht. Er sprach die Meinung aus, das die Friesdarstellungen des Heroons von Gjölbaschi berufen seien, unter den archäologischen Lehrmitteln, die dem Unterricht zu gute kommen sollten, eine hervorragende Rolle zu spielen. Herr Engelmann habe die Belagerung von Troja und den Freiermord auch in seinen, leider nur zu reichen Homerischen Atlas aufgenommen; aber gerade die Gesamtheit der mythologischen Darstellungen müsse für den Schüler, der Homer und Sophokles lese, lehrreich und anregend sein. Wenn Herr Furtwängler in seiner Besprechung der Engelmannschen Bildertafeln (Philolog. Wochenschr. n. 24) Illustrationen zu den von den Dichtern geschilderten Vorgängen überhaupt aus der Schule verbannt wissen wolle, so habe er, was Illustrationen neuerer Zeit anbetreffe, gewiß recht, da diese in der That die Phantasie nur beschränken könnten; die alten Darstellungen aber treffe das Verbot nicht, weil sie eben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Illustrationen seien. Nach der Ansicht des Vortragenden muß es auf die Phantasie höchst anregend wirken, zu sehen, wie der Künstler aus demselben Sagenschatz, den Homer und die Tragiker dem Schüler vermitteln, selbständig schöpft, wie er Ilias und Odyssee und dazu Kyprien, Aithiopis und Thebais in ihren Hauptmomenten erfaßt, Meleagerjagd, Kentaurenkampf, und Leukippidenraub erzählt, ohne sich an die Worte eines Dichters streng zu binden, und lehrreich auch die Wahrnehmung sein, wie ihm der Stoff ausgeht und er die übrig bleibenden Meter des Frieses mit einer in die Länge gezogenen Wiederholung des Kentaurenkampfes und einer weitläufigen Jagddarstellung notdürftig füllt. Der Erhaltungszustand des Frieses kann kein Hindernis sein, ihn auch Schülern zu zeigen und zu erläutern, da die Motive der einzelnen Gestalten fast ohne Ausnahme vollkommen deutlich sind, und die fast nirgends erhaltene Oberfläche, deren Verlust der Archäologe beklagen muß, von dem Laien weniger vermißt wird als die fehlenden Gliedmaßen anderer antiker Werke. Wenn einige Mängel der Darstellung auf die verlorene Bemalung jeden Betrachter nachdrücklich hinweisen, so scheine auch das ein Vorzug zu sein, da die Kenntnis der Bedeutung der Polychromie in der antiken Skulptur sich immer noch mehr oder weniger auf den Kreis der Archäologen beschränke, ja kaum diese sich von der aus den veralteten Vorstellungen abstrahierten Ästhetik ganz freigemacht hätten. Wenn trotz der notwendigen Ergänzung der Bemalung immer noch Fehler der Perspektive übrig blieben, die dem Auge des aufmerksamen Schülers vielleicht nicht entgehen würden, so sei kein Grund solche Fehler der antiken Kunst zu verheimlichen, zumal sich hier, wie überhaupt, das Richtige am leichtesten am Falschen lernen lasse.

Herr **Bloch** sprach an der Hand einer vom Bildhauer Felderhoff ausgeführten Restaurationsskizze über die Ergänzung eines in den Uffizien befindlichen Athleten (Dütschke III S. 35 No. 72). Die beiden Unterarme mit den ein Gefäß haltenden Händen sind moderne Ergänzungen, und zwar sind sie ohne Berücksichtigung einer vorhandenen Ansatzspur angesetzt. Diese Spur beweist, daß der linke Unterarm mit seiner mittleren Partie am Oberschenkel, ein wenig vor dem großen Vollhügel ursprünglich angelegen. Der r. Unterarm ist gleichfalls, wie Herr Felderhoff dem Vortragenden nachgewiesen hat, unrichtig ergänzt, er muß näher am Körper anliegen. Die nunmehr entstehende Stellung der Hände macht eine Ergänzung als Ölgießer im höchsten Grade wahrscheinlich. Eine Pariser Statue (Clarac pl. 270 No. 2166), welche offenbar auf dasselbe Vorbild zurückgeht wie die Florentiner, ist auch wirklich als Ölgießer ergänzt; ein antiker puntello rührt von einer Stütze für die Lekythos her, wie Hr. Dr. Blinkenberg aus Kopenhagen dem Vortragenden mitgeteilt hat. Die Ergänzung ist aber noch nicht vollständig. Man tropfte sich nämlich das Öl nicht aus der Lekythos in die Hand, sondern aus der Aryballos. Einige Einsatzlöcher an der erhaltenen l. Hand und an der obersten Partie des l. Oberschenkels der Pariser Statue machen es auch höchst wahrscheinlich, daß die l. Hand eine Aryballos gehalten hat, daß also das Abgießen des Öles aus der Lekythos in die Aryballos das Motiv dieses Athletentypus gewesen. Die Florentinische Statue, welche nach der Pariser zu ergänzen ist, ist selbst kein Original; sie verrät sich durch Behandlung der Augen, des Mundes, der Muskelansätze als Marmorkopie eines Bronzeoriginals. Das Haar, welches durch seine merkwürdige Tracht schon auffällt, ist allein im Marmorstile gearbeitet und daher als selbständige Änderung des Künstlers anzusehen, welcher die Übertragung in das andere Material vorgenommen. Er wird in diesem Punkte wohl an einen Portraitzug haben erinnern wollen, wofür noch mancher Zug in diesem interessanten Kopfe spricht.

Das Werk ist durchaus attisch; der Kopftypus weist auf die von Kékulé durch den Münchener Ölgießer und den praxitelischen Hermes fixierte Linie; von letzterem dürfte das Original unseres Typus nicht zu weit entfernt sein. Man kann es als ein vorbereitendes oder als ein Erstlingswerk der jüngeren attischen Blütezeit bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 12. September. 1891. № 37.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

An Gymnasien etc.: Als ord. Lehrer angestellt die Schulamtskandidaten DDr. **Fraatz** in Berlin (erste höhere Bürgerschule), **Brockmeyer** in M.-Gladbach, **Finke** in Breslau (Wilhelmsgymn.) und **Thiel** in Papenburg.

Emeritierungen.

Oberlehrer Dr. **Goldecker** in Hildesheim. — Oberlehrer **Redner** in Rössel.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Kurz**, Studienrektor in München, 21 Aug., 64 J. — Prof. **Brünnow** in Heidelberg, 20. Aug., 69 J. — Prof. **Classen**, der Thukydidesherausgeber und frühere Direktor des Johanneums, 2. Sept., 86 J.

Vergleichende Zusammenstellung der Ausdehnung einiger Akropolen, Burgen und zweier Berliner Anlagen.

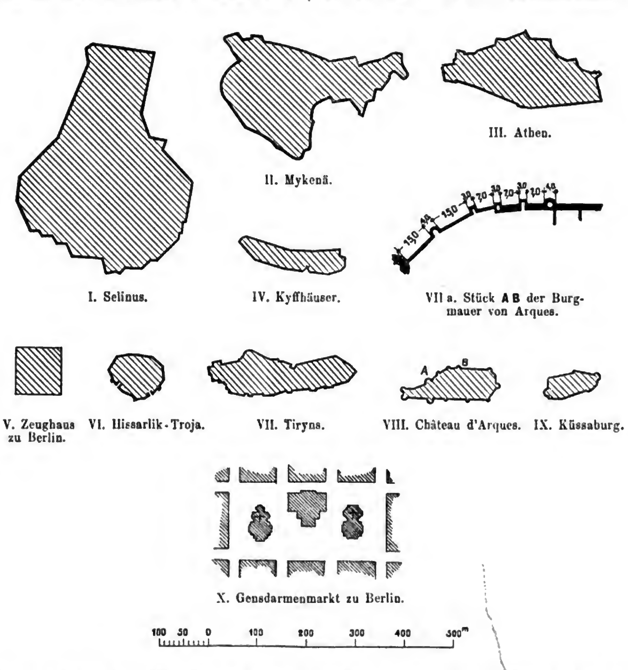
Während der letzten Ausgrabungen Schliemanns zu Troja im Jahre 1890 besuchte auch der Oberbaudirektor Dr. Josef Durm Hissarlik und schrieb nach der Rückkehr einen Aufsatz: „Zum Kampfe um Troja“ im Centralblatt der Bauverwaltung X (1890, No. 40 und 41), in welchem er namentlich die technische Seite der Ausgrabungen besprach und, wenn auch ablehnend, so doch in Rücksicht auf die vielen Mängel der Berichterstattung in dem Buche Ilios, entschuldigend, Böttichers Theorie behandelte. Er stellt sich auf Dörpfeld-Schliemanns Seite und hat namentlich durch eine vergleichende, in demselben Maßstabe gezeichnete Übersicht verschiedener Burgen und Akropolen, welche er seinem Artikel beigab, der Anschauung und damit dem richtigen Urteile einen guten Dienst geleistet. Wir geben diese Übersicht hier wieder, vermehrt um zwei Nummern: V und X, das Berliner Zeughaus und den Berliner Gensdarmenmarkt, welche Herr Regierungsbaumeister Borrmann uns in gleichem Maßstab dazu zu zeichnen die Güte hatte. Wir hoffen, durch diese Hinzufügung allgemein bekannter und leicht kontrollierbarer Anlagen den Wünschen unserer Leser zuvorzukommen.

Daß Mykenä die größte der bekannteren Akropolen des eigentlichen Griechenlands und Hissarlik-Troja nicht größer als das Berliner Zeughaus ist, wird gewiß manchem neu sein.

Aus Durms Texte geben wir die uns am meisten interessierende Stelle über die Kleinheit von Hissarlik. Er schreibt (S. 5 der Separatausgabe): „Bötticher macht auf die geringe Ausdehnung des von Mauern umwährten Burggebietes aufmerksam. Dieses ist allerdings bedenklich klein für die stolze Feste des Priamos, und zum Belege dafür sei auf obige im gleichen Maßstabe gezeichnete Zusammenstellung der Ausdehnung der Akropolen von Selinus, Mykenä, Athen und Tiryns sowie der Burgen von Arques, des Kyffhäuserberges und der bei Zurzach-Waldshut gelegenen Küssaburg verwiesen, woraus zu ersehen ist, daß die Akropole von Troja, Priams Feste, kaum

größer als eine unserer mittelgroßen mittelalterlichen Ritterburgen war. Da aber auch auf diesen stolze Fürstengeschlechter Raum hatten und von dort Königen und Völkerschaften Trotz boten und Widerstand leisteten, da hinter dem mit Mauern und Türmen umwährten Platze, in Arques z. B., Raum war für

Als die Burg von Arques angelegt wurde, kämpfte man wohl noch mit den gleichen Waffen, mit Schild, Lanze und Schwert, mit Pfeil und Bogen, wie zur Zeit der trojanischen Helden, und in Arques ist (vgl. oben VII und VII a) ein Teil der Burgmauer mit kaum größeren und und weiter auseinanderliegenden



I. Selinus. II. Mykenä. III. Athen. IV. Kyffhäuser. VII a. Stück **A B** der Burgmauer von Arques.

V. Zeughaus zu Berlin. VI. Hissarlik-Troja. VII. Tiryns. VIII. Château d'Arques. IX. Küssaburg.

X. Gensdarmenmarkt zu Berlin.

den gewaltigen, mehrstöckigen Donjon, für die Wohnungen und Vorratsräume der Herren sowohl wie der Besatzung, da dort auch Stallungen und Wirtschaftshöfe angelegt waren (vgl. Viollet-le-Duc, Description et histoire du château d'Arques, Paris 1880, S. 7 und 9), so wollen wir auch glauben, daß Priamos auf der annähernd gleich großen Abgleichung des Hügels von Hissarlik Platz gefunden hat für sich und sein Geschlecht.

Bötticher bezweifelt auch den Befestigungszweck und -wert der Mauervorsprünge in Hissarlik, indem sie dafür zu klein und zu nahe gestellt wären; auch die Anzahl der Thore zur Citadelle ist ihm zu groß.

Vorsprüngen versehen als in Hissarlik, die zum Teil oberhalb turmartig ausgebildet waren, oder nur als Ausbuchtung des Mauerganges bei den Zinnen dienten, und daher sicher einen Verteidigungszweck hatten. Zum gleichgroßen Burgplateau in Arques führen durch die Ringmauern zwei mächtige Thorbauten, wie sie auch in Hissarlik bis jetzt in der gleichen Anzahl gefunden wurden*.

Für die zahlreichen, ganz nahe aneinanderliegenden Türme haben wir in unserer No. 29/30 (1891), Sp. 953 eine syrische und viele assyrische Analogien angeführt.

I. Rezensionen und Anzeigen.

K. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig 1890, Brockhaus. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. IX, 371 S. 8. 8 M.

(Fortsetzung aus No. 36.)

Wir kommen nunmehr zum eigentlichen Kerne des Buches, den Ausgrabungen Schliemanns. S. 24 — 112 behandelt Troja Auf den Streit zwischen Schliemann und Bötticher brauchen wir nicht mehr einzugehen: er ist im Sinne Schliemann-Dörpfelds entschieden; aber irreführend ist die Art, wie Schuchhardt fast nur in den stärksten Ausdrücken von den Mauern und Thoren der Burg spricht. Von vornherein tritt das Bestreben hervor, möglichst viele Übereinstimmung mit Homer zu finden. Wiewohl nun das ganze Landschaftsbild mit Bergen, Flüssen, Meer und Inseln von den Sängern der Ilias aus Anschauung richtig geschildert ist, so führt doch der Versuch, nun auch die gefundenen Bauwerke im einzelnen mit Homer in Übereinstimmung zu bringen, irre. So heißt es S. 25: „Schliemann hat die riesigen Burgmauern freigelegt"; „die Mauern und Türme der Burg sind so staunenswert, daß man sie von den Göttern selbst aufgebaut dachte". Nein! sie sind es nicht; sie mögen wohl einem früh lebenden Geschlechte, welches sich erst im Festungsbau tastend versuchte, so erschienen sein und so jene Sage veranlaßt haben — aber dies fortwährende Sprechen von riesigen Mauern und staunenswerten Türmen reizt, wenn man die Pläne und Grundrisse vergleicht, zum Widerspruch; gerade dies Übertreiben hat manchen an der Identifizierung der Funde mit Troja irre gemacht. Ein ganz einwandfreier Zeuge, um von Bötticher zu schweigen, Durm, sagt, daß man heutzutage „die Mauern von außen ohne Schwierigkeiten ersteigen kann" (Zum Kampf um Troja, Berlin 1890, S. 6). Dabei nimmt er allerdings an, daß ursprünglich das Gefüge ein festeres gewesen sein wird. Die Niederlassung von Hissarlik war eine sehr kleine, wie dies die von uns mitgeteilten Pläne beweisen, kann also sehr wohl die Burg, nicht aber die Stadt des Priamus getragen haben. Das Bild aber vergrößert sich fortwährend mit dem Steigen der Kultur in der Phantasie der Dichter, bis es bei Vergil zu einer großen Stadt mit Tempeln, Palästen und hohen Türmen wird.

Wir nehmen hier gleich die Frage der Unterstadt voraus. Ich bin namentlich durch Tsuntas' weitere Ausgrabungen in Mykenä, die auch Sch. bereits kennt, und durch Nissens Pompejanische Studien der Ansicht geworden, daß zwar um die Burg herum noch viel Volkes gewohnt haben wird, aber nicht innerhalb einer starken Befestigung, sondern κατὰ κώμας, im Falle der Not vielleicht durch Graben und Pallisaden gegen Überfall geschützt (vgl. auch Belger, Beiträge zur Kenntnis der gr. Kuppelgräber [1887], S. 18). Ist doch von einer eigentlichen Belagerung in der ganzen Ilias nicht die Rede, und zeigt doch auch die Sage von der schließlichen Einnahme der Stadt, daß die Griechen jeglicher Belagerungskunst, wie sie etwa den Assyrern geläufig war, unkundig waren. Auch die Beschreibung der Befestigung des griechischen Lagers giebt uns nur eine geringe Meinung von ihrer Ingenieurarbeit. Darum wird voraussichtlich das Suchen nach der Mauer der Unterstadt ein vergebliches bleiben. Auch hat sich bereits die Meinung, daß die vorausgesetzte Mauer der Unterstadt an einer nachweisbaren Stelle an die Burgmauer angeschlossen habe, als irrtümlich herausgestellt; die vorausgesetzte Stadtmauer war eine zur Burg hinaufführende Rampe.

Schuchhardt hat das Material über Troja nach den einzelnen Niederlassungen zusammengestellt; wenn er aber S. 61 sagt: „Der Oberbau des Thorweges (auf der Burg) bildete das flache Dach eines riesigen Turmes. Ich zweifle nicht, daß wir uns so den bei Homer oft genannten Turm von Ilion vorzustellen haben, der mit dem skäischen Thore geradezu identisch ist", so stimmt das nicht mit S. 69, wo es heißt: „Das skäische Thor kann nur in der äußersten Mauer, d. h. in der Unterstadt gesucht werden, und ist somit nicht mehr in Spuren nachzuweisen". Es ist dies wohl eine der Ungleichheiten, für welche Sch. im Vorwort Indemnität wünscht. Wenn aber wirklich das skäische Thor ein so gewaltiger Turm war und in der Ebene selbst lag, so wäre es wohl nicht ganz spurlos verschwunden. Sch. weist ihm sogar ganz genau seinen Platz an (S. 69): „Es muß zwischen den Quellen und der Burg gelegen haben, sodaß uns nur innerhalb eines geringen Raumes die Wahl bleibt". Dieser Zwischenraum beträgt nach der Karte etwa 160 Meter; da müßte doch die Probe auf Schuchhardts Rechnung gemacht werden können!

Manche Untersuchungen sind noch so im Flusse, daß man schwanken kann; so glaube ich nicht mit Sch. (S. 66), daß in dem größten Gebäude Säulen gestanden haben. In ganz Troja hat sich keine Spur einer Säulenbasis gezeigt, und dies müßte doch

der Fall sein, wenn wir Holzsäulen voraussetzen wollen. Haben doch auch die hölzernen Parastaden steinerne Fundamente. Die Beschreibung der Wasserrinne aber, welche Sch. S. 40 von Ausfluß der Quelle giebt, erinnert bedenklich an Schliemanns mykenische Entdeckung, über welche wir in No. 28 (Sp. 1896) gesprochen haben: Wasserleitungen aus unbehauenen, roh aneinandergefügten Steinen, bei denen Schliemann selbst nicht begreift, wie das Wasser habe durchlaufen können. Unseres Erachtens sind es genau wie in Mykenä nur die Seitenmauern eines Ganges, in welchem man bequem zur Quelle gehen konnte. Vielleicht zeigt sich noch eine Analogie mit der Perseia. Bei der goldenen Scheibe in Repousséarbeit (No. 54) S. 78 ist es mir immer zweifelhaft gewesen, ob sie nicht bloß durch einen Gedächtnisfehler Schliemanns aus den mykenischen Altertümern unter die trojanischen geraten ist. Denn so massenhaft derartige Arbeiten in Mykenä vorkommen, so völlig isoliert stehen sie in Troja (No. 251 bei Schliemann, Mykenä, entspricht fast genau den sog. trojanischen Exemplaren. Schuchhardt No. 54).

Der Abschnitt über das griechisch-römische Ilion ist übermäßig dürftig ausgefallen; hier müßte auch die herzlich schlechte Abbildung der Heliosmetope (S. 97) durch eine bessere ersetzt werden. Im Anschluß an Troja werden die Grabhügel der Skamanderebene besprochen.

Das dritte Kapitel behandelt Tiryns und ist im wesentlichen ein Auszug aus Schliemanns Tiryns. Hier war die Arbeit leicht; denn es brauchten nur Dörpfelds klare Auseinandersetzungen wiedergegeben zu werden. Wenn aber Sch. S. 130 von 'einer Opfergrube, oder besser einem Altar in Form einer Opfergrube' spricht, so setzen wir statt besser das Wort schlechter. Irrtümlich ist die Bemerkung, daß Opfergruben bisher (d. h. bis 1889) nur im Asklepieion zu Athen und im Kabirion zu Samothrake gefunden seien. Denn bereits im Jahrgang 1888 der athenischen Mitteilungen werden S. 95 zwei Opfergruben des Kabirenheiligtums bei Theben von Dörpfeld unter Beigabe von einer Zeichnung genau beschrieben. Schuchhardt schrieb hier nur zu genau die Dörpfeldsche Notiz vom Jahre 1886 aus (Tiryns, S. 392), welcher damals natürlich nichts vom thebanischen Kabirion wissen konnte.

Das vierte Kapitel, Mykenä S. 162—334, bildet den Hauptteil und ist in mancher Hinsicht (die Schliemannschen Gräber) das Beste, in mancher anderen (Topographie, Kuppelgräber, Interpretation des Pausanias) das Schwächste am ganzen Buche. Die Arbeit war hier wieder schwieriger; denn wir sind für das Gräberrund fast einzig auf Schliemanns Ausgrabungsberichte angewiesen; dazu kommt noch ein Bericht von Milchhöfer (1876), eine Beschreibung des Gräberrundes von Furtwängler, welche beträchtlich besser ist als die Schuchhardtsche, Steffens Karte und Text und die späteren Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft, abgesehen von den früheren Nachrichten bei Gell u. s. w., welche Sch. sogar wie ganz vernachlässigt. Doch ist es Schuchhardt namentlich in topographischer Hinsicht nicht gelungen, aus diesem Material ein klares Bild zu gestalten, namentlich weil er Steffens, auch Schliemanns Berichte, nicht genügend selbst studiert hat. Er hätte es wohl auch sonst nicht über sich gewonnen, ein so völlig unzureichendes Kärtchen von der Burg, namentlich aber der Umgebung derselben seinem Buche beizugeben, wie er es gethan hat: ohne jede plastische Anschaulichkeit, ohne jede eingeschriebene Höhenziffer! Dazu auch in der Zeichnung selbst ungenau! Wir haben an der Quelle Perseia die Folgen gesehen. Ein höchst unerfreuliches Schwanken in seinen Ansichten tritt in der Beschreibung der Unterstadt hervor; S. 170 unterscheidet er einen Altstadtring (möglichst unpassender Ausdruck) und (S. 193) eine ganz bedeutend ausgedehnte „Unterstadtbefestigung", während er S. 330 sagt: „Die Mauer der Unterstadt schließt bekanntlich nur einen kleinen Teil der dort bewohnten Fläche ein. Die Hauptmasse der Bevölkerung wohnte in offenen Gemeinden". Von dieser Unklarheit zeugt auch z. B. der Umstand, daß er S. 169 (unten) von der 'Stadtmauer' spricht, während er doch die Nordseite der Burgmauer meinte. Bei dieser Verschwommenheit der Anschauung wundern wir uns nicht, daß er auch betreffs der vielumstrittenen Frage nach der Pausaniasstelle über die Gräber Agamemnons und der Seinen zu keiner klaren Problemstellung gelangt: sicher ist nur seine Ablehnung des Gräberrundes mit den Stelen (S. 194). Wir müssen darauf eingehen, schon um über die Arbeitsweise des Pausanias nicht ein falsches Bild aufkommen zu lassen (Pausan. II 16, 5).

Wir können hier nicht die ganze Frage erörtern: es handelt sich nur darum, ob Pausanias in den ὑπόγαια οἰκήματα, die er als θησαυροί bezeichnet, auch die Gräber des Agamemnon und der mit ihm Getöteten sieht, oder ob er die sechs Gräber in dem Gräberrunde innerhalb der Burg meint. Ich habe mich in meiner Abhandlung für das letztere entschieden, aus zwei Gründen: 1) selbst

wenn man τεῖχος als Stadtmauer auffaßt, so liegen doch nach Steffens Karte nur zwei dieser Bauten innerhalb, während nach Pausanias es sechs sein müßten; 2) die ganze Nachricht ist keine historische Überlieferung, sondern eine Sage, welche zur Erklärung später nicht mehr verstandener topographischer Thatsachen erfunden worden ist. Das ist ein Vorgang, der sich bei allen Völkern wiederholt. Die topographischen Fakta müssen jedoch so sein, daß sie zur Sagenbildung herausfordern. Wenn z. B., um bei Pausanias zu bleiben, auf dem Schlachtfelde von Marathon die steinernen Krippen des Artaphernes gezeigt wurden (Paus. I 32, 7) und im Felsen Spuren seines Zeltes (σημεῖα ἐν πέτραις σκηνῆς), so brauchen wir an die Wahrheit dieser Tradition nicht zu glauben; aber wir müssen annehmen, daß in der Nähe der Sümpfe (ὑπὲρ τὴν λίμνην) eine topographische Veranlassung war, etwa Vertiefungen im Felsen, an welche sich die Tradition anschloß. Daß Poseidon seine Dreizackspur eigenhändig auf der Akropolis hinterließ, ist ausgeschlossen; aber es müssen im Felsen einige, wenn auch leider uns nicht mehr kontrolierbare, einst jedoch aufzeigbare Eindrücke vorhanden gewesen sein, an welche die Sage anknüpfte. Daß gerade das 5. Jahrh. reliquiensüchtig genug war, beweist auch die feierliche Einholung der vermeintlichen Gebeine des Theseus von Skyros her, unter Kimon (Paus. III 3, 7). Gräber berühmter Helden der Vorzeit wurden auch sonst gezeigt. So holten sich die Spartaner die Gebeine des Orest aus Tegea (Paus. III 11, 10) und begruben sie beim Heiligtume der Moiren: Ὀρέστου τοῦ Ἀγαμέμνονος πρὸς αὐτῷ τάφος. Das aber war kein Kuppelgrab! Ich habe diesen Gedanken der Lokalisierung von Mythen in meiner Abhandlung ausführlich dargelegt; aber für Schuchhardt freilich vergeblich! Analogien aus der christlichen Legende, z. B in Jerusalem, giebt es massenhaft!

Wer aber sollte auf den Gedanken kommen, daß sechs unterirdische, von einander bis zu einem halben Kilometer*) entfernte Riesengewölbe für Agamemnon und die mit ihm Gemordeten erbaut worden seien, darunter auch kleine Kinder. So entstehen Sagen nicht! Wenn aber innerhalb der Burg ein Mauerring vorhanden war, welcher eine Anzahl dicht bei einander liegender Gräber umschloß, so war einer späteren Zeit, welche von der ursprünglichen Bedeutung nichts mehr wußte, nichts natürlicher, als diese Zusammengehörigkeit sich durch eine geläufige Sage zu erklären und diese gerade an der Stelle zu lokalisieren.

Solange man das Löwenthor benutzte, mußte die Stelle sichtbar bleiben, und die Grabstelen, die Schliemann noch in situ aufrecht stehend fand, waren höchst wahrscheinlich noch Anfang des 5. Jahrh. sichtbar, vielleicht auch noch viel später. Ein Wanderer jener Zeit also konnte diese Gräber sehen und von ihnen sprechen, z. B. Hellanikos, der seinen Stoff wandernd und aufzeichnend sammelte. Zu Pausanias' Zeit war die Stelle und wohl auch das Löwenthor möglicherweise schon verschüttet. Wenn ich nun annahm, daß er diese Gräber dennoch gemeint habe, so kam ich dadurch darauf, daß er mitten in dieser Beschreibung den Hellanikos citiert. Wenn aber Pausanias auch noch so ungeschickt citiert, so sehen wir doch aus dem Citate ganz zweifellos, daß er an dieser Stelle eine schriftliche Quelle mindestens zum Vergleiche benutzt.

So erklärte ich mir die freilich nur geringe topographische Unsicherheit, welche in Pausanias' Schilderung herrscht, daraus, daß er bei Ausarbeitung seines Reiseberichtes zu Hause seine Notizen durch seine Bibliothek ergänzte. Gerade dabei ist es erklärlich, wenn Ungenauigkeiten mit unterliefen. So glaube ich durchaus methodisch vorgegangen zu sein und Pausanias' Arbeitsweise richtig gedeutet zu haben.

Nun aber kommt Schuchhardt und sagt S. 192: „Belger selbst kann sich der Annahme nicht entziehen, daß Pausanias Mykenä besucht habe und

*) Wie wenig die auf Steffens Karte verzeichneten 6 Kuppelgräber (heute sind es 7) sich dazu eignen, die Vorstellung aufkommen zu lassen, als bildeten sie eine zusammengehörende Gruppe, lehrt am besten folgende, ganz schematische Zeichnung, welche nur die Entfernungen deutlich machen soll. Zwischen 1 und 2 liegen ca. 450 m; zwischen 2 und 3 sind 100 m; zwischen 3 und 4 ca. 500 m; zwischen 4 und 5 ca. 300; zwischen 5 und 6 ca. 230 m; zwischen 6 und 1 ca. 250 m (nach Steffens Karte gemessen). Die Stadtmauerspuren [mir sehr zweifelhaft!] liegen auf dem Rücken eines Höhenzuges, welcher 1 und 2 völlig von 3 und 6 trennt. Vgl. übrigens auch den größeren Plan in unserer Wochenschrift 1889, Sp. 1411.

4 3 2 5 6 1 Stadtmauerspuren

jene Dinge aus eigenem Anschauen schildere". Von 'Nichtentziehen' kann keine Rede sein; im Gegenteil, ich habe mit allem Nachdruck darauf hingewiesen. — „Für die Erwähnung der Gräber nach einer litterarischen Quelle", fährt Sch. fort, „bleibt ihm nur die eigentümliche Erklärung, daß Pausanias durch irgend einen Zufall*) das Innere der Burg nicht betreten und somit die Lücke im Reisebuche zu Hause aus seiner Bibliothek ergänzt habe. Die Erklärung ist aber so künstlich und unglaubhaft, daß an ihr wohl die ganze Auffassung zu nichte wird".

Wie stellt sich denn eigentlich Schuchhardt die Arbeitsweise des Pausanias vor? Oder wie kommt denn überhaupt eine Reisebeschreibung zu stande? Der gewissenhafte Reisende präpariert sich schon vorher, und dies ist sehr wünschenswert; er vergleicht dann bei der Ausarbeitung zu Hause seine Reisenotizen mit seinen sonstigen Aufzeichnungen, sieht die Litteratur von neuem durch und arbeitet beides zusammen, je nach dem Grade seiner Sorgfalt genau oder flüchtig. Im zweiten Falle werden gerade bei Benutzung der Litteratur sich mancherlei Fehler in das neue Produkt einschleichen, wie wir dies z. B. an Schuchhardts Buche selbst sehen. Anders entsteht in Zeiten, wo überhaupt schon eine Litteratur existiert, nie ein Buch; ja es ist durchaus löblich und notwendig, daß Lücken der Reisenotizen zu Hause aus der Bibliothek ergänzt werden. Dieser Vorgang ist also ein ganz alltäglicher und erklärlicher, nicht wie Sch. meint, eine künstliche und unglaubhafte Annahme**).

Zu Nutz und Frommen derer, welche Sinn für den Humor auch in der Geschichte der Philologie haben, will ich an wenigen Beispielen zeigen, wie gerade diese 'unglaubliche' Arbeitsweise in unserer hastigen Zeit, wo niemand Zeit hat, beliebt ist, und gerade an der Litteratur über Mykenä. Man

*) Es würde ihm auch zu dieser Frage kaum etwas genutzt haben: ich habe ausdrücklich behauptet, daß die Gräber zu Pausanias' Zeit wahrscheinlich nicht mehr sichtbar waren; nach Schuchhardt erst recht nicht.

**) Vgl. übrigens z. B. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Altertume II, S. 12, Anm. 3: „In der Darstellung des Pausanias läuft die Beschreibung nach litterarischen Quellen und die Erwähnung von Selbstgeschehenem immer durcheinander". — Daß sogar in demselben Werke ein Stadtplan und seine Beschreibung nicht übereinstimmen können, zeigt Hirschfeld an Lanckoronskis 'Städte Pamphyliens etc.' (vgl. unsere Wochenschrift 1890, Sp. 1552).

kann das Mephistophelische Wort von Gesetz und Rechten variierend sagen:

Es erben sich Citat und Wort
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Bekanntlich hat Schliemann zuerst die Unterschwelle des Löwenthores von meterhoher Schuttlage befreit. Jahrhunderte vor ihm hat niemand diese Schwelle gesehen. Und doch steht bereits in Curtius' Peloponnes II, S. 571, Anm. 32 die Notiz über das Löwenthor: „Thorgang 5 Schritt breit; Fahrgeleise sind auf dem Boden sichtbar nach Welcker zu Müllers Archäologie S. 27". Curtius ist also vorsichtig und spricht nicht in eigenem Namen. Schliemann ist dreister. Er erzählt (in Ithaka, der Peloponnes und Troja, 1869, S. 93): „An Ober- und Unterschwelle des großen Thores sieht man deutlich die Löcher für Riegel und Angeln, und in den großen Steinen des Pflasters die Geleise der Wagenräder". Er muß die Notiz aus einem englischen Reiseführer haben; denn als er nun 1876 die Unterschwelle ausgrub, schrieb er (Mykenä S. 137): „Das durch die Räder der alten Wagen in dieser Schwelle verursachte Geleise, wovon alle 'guide books' sprechen, existiert nur in der Einbildung enthusiastischer*) Reisender, aber nicht in Wirklichkeit". Ohne seine Ausgrabung hätten diese Wagengeleise wohl noch lange weiter gespukt.

Ein anderes Beispiel ist die innere Ausschmückung des Atreusgrabes. Lange Zeit war es üblich, das Innere mit Gell als durch Bronzeplatten verkleidet zu denken; bis zu Thierschs neuer Untersuchung (1879) wurde dies allgemein geglaubt. Thiersch führte eine neue, freilich falsche Bestimmung ein. Er schrieb: „Zwei Reihen von Nagellöchern ziehen sich in der Mitte der fünften und neunten Schicht ringsherum". Adler (Einleitung zu Schliemanns Tiryns XLIV) übernahm die Notiz und verstärkte sie durch Vergoldung der Platten: „Die Hauptwirkung beruht auf der tadellosen Glätte der Wand; doch waren als besonderer Prachtschmuck auf der fünften und neunten Schicht zwei Friesstreifen von (wahrscheinlich vergoldeten) Erzblechen hinzugefügt". Darauf übernahm Lolling im Bädeker von Griechenland (einem vortrefflichen Buche!) die Notiz, aber mit der Korrektur: „Am fünften und achten Ringe bemerkt man in jedem Steine ein bis zwei Löcher" (2. Aufl.

*) Dieser Enthusiasmus ist schön, aber trübt die Augen. Moltke citiert in den Briefen aus der Türkei (S. 139): Un voyageur doit se garder de l'enthousiasme, s'il en a, et surtout, s'il n'en a pas!

S. 266, 1888). Adler und Lolling waren beide in Mykenä und im Grabe des Atreus, und doch ergänzten sie zu Hause 'die Lücken ihrer Reiseberichte aus ihrer Bibliothek'! Denn daß die Bemerkung von Thiersch falsch war, hat Dörpfeld 1887 nachgewiesen (vgl. Belger, Beiträge etc. S. 28).

Es liegt uns ferne, namentlich im letzteren Falle jemand einen Vorwurf daraus zu machen, daß er seinen Vorgänger benutzt; aber angesichts solcher thatsächlich nachweisbarer Entstehungsgeschichten falscher Notizen, die sich noch reichlich vermehren ließen, müssen wir den vortrefflichen*) Pausanias in Schutz nehmen! Wenn ihm etwas widerfährt, was doch heute noch den gelehrtesten Leuten zustoßen kann, so soll man nicht von Lüge und Schwindel reden, sondern jeder soll an seine Brust schlagen, die Genauigkeit seiner Citate nachprüfen und recht fleißig seine Gewährsmänner nennen.

(Schluß folgt.)

Nils Nilén, Adnotationes Lucianeae. [Nordisk tidskrift for filologi N. R. IX p. 241—306.] Kopenhagen 1880.

Im ersten Teil berichtet der Verf., daß zwei Lucianhandschriften der Laurentiana, 32, 48 und 57, 46, und, was sehr viel wichtiger ist, auch der berühmte Gorlicensis von dem Kreter Ioannes Rhosos geschrieben sind. Auch die von Jacobitz und Fritzsche sogenannte zweite Hand des Gorlicensis ist die des Rhosos. Zur Empfehlung gereicht das der Görlitzer Handschrift sicher nicht. Im Inhaltsverzeichnis derselben Handschrift sind den einzelnen Schriften Zahlen (zwischen 3 und 923) beigeschrieben, deren Bedeutung völlig dunkel ist.

Sodann will der Verf. über die von den Schreibern freigelassenen Stellen der von ihm gesehenen Lucianhandschriften berichten. Leider gehört der Harleianus 5964 zu diesen nicht. Er giebt zunächst eine Aufzählung der einzelnen Stellen nach der gewöhnlichen Anordnung der Lucianischen Schriften, sodann eine Anfzählung der Handschriften mit nochmaliger Anführung der 'lacunae', bei welcher die Stellen, wo consensus vorliegt, d. h. die freie Stelle in mehreren Handschriften sich findet, besonders namhaft gemacht werden, schließlich werden die Fälle eines solchen consensus zusammengestellt und kurz besprochen. Gelegentlich wird mitgeteilt, daß Ambrosian. A 210 inf. eine Abschrift der beiden Teile von Φ [Laurent. 77] ist [S. 14], ferner, daß wahrscheinlich ein bedeutendes Stück des jüngeren Teils von Ω auf den Harleianus zurückgeht, ein Punkt, über den weitere Aufklärung dringend zu wünschen ist.

Die kleine Schrift ist mit großem Fleiß und umständlichster Akribie abgefaßt, und die Sorgfalt, mit welcher der Verf. die handschriftliche Überlieferung zu ermitteln bestrebt ist, steht in sehr wohlthuendem Gegensatz zu der frivolen und unmethodischen Art, mit welcher der letzte 'kritische' Herausgeber die Tradition behandelt. Andererseits kann ich mit dem Geständnis nicht zurückhalten, daß mir völlig dunkel geblieben ist, was der Verf. mit dem Büchlein gewollt hat, und muß die Befürchtung aussprechen, daß auf diesem Wege ein Vorwärtskommen so gut wie unmöglich ist. Eine kritische Ausgabe Lucians wird wahrscheinlich auf sehr wenige Handschriften aufgebaut werden müssen; um diese richtig auszuwählen, bedarf es natürlich sehr umfangreicher Untersuchungen. Aber diese können erst vorgelegt werden, wenn sie abgeschlossen sind und zu einem klaren und festen Ziel führen: Nilén giebt einen Haufen von Kollektaneen, ohne Vollständigkeit, da der Harleianus noch nicht von ihm verglichen ist, ohne jede Ordnung und ohne abschließende Resultate, als wenn das Sammeln von Varianten Zweck und nicht Mittel wäre. Es ist bezeichnend, daß er die Frage, was die lacunae für die Textgeschichte bedeuten, kaum, und was für den Text selbst dabei herauskommt, garnicht aufwirft, sondern es dem Leser überläßt, sich den Ertrag dieser ganzen Mühe klar zu machen. Dies wird besonders dadurch erschwert, daß die wenigen Stellen, auf die es ankommt, in dem Wust des Unwichtigen und Gleichgültigen gänzlich verschwinden. Zunächst sind die lacunae, die in einzelnen Handschriften sich finden, einfach beiseite zu lassen, da sie nichts beweisen. Ebensowenig ist es nötig, anzumerken, daß Marc. 435 und Ω [Marc. 433] eine lacuna gemeinsam haben, da längst bekannt ist, daß Marc. 435 Abschrift von Ω ist. Auch nach Abzug dieser Fälle müssen noch weitere Reduktionen eintreten. So kommt für die doppelt überlieferten Schriften garnichts heraus, da die lacunae von Vat. 88 Laur. 57, 13 im Tyrannicida 18 und von Ω Mutinensis in Prometheus 10 a. E. irrelevant sind. Ferner bedeutet der consensus von Gorlicensis Vat. 87 in Cynicus 14 garnichts, da die beiden Handschriften für diese Schrift überhaupt nicht in Frage kommen, und ebensowenig fallen im Prometheus minor 6 Laur. 88 Urbin. 118 neben

*) Vgl. zu der ganzen Darlegung Gurlitts treffliches Buch 'Über Pausanias'.

Γ Harl. ins Gewicht. Daß Conniuium 18 Ω Urb. 118 μηδὲ κενὸν auslassen, ist kritisch gleichgültig, da die Worte in Γ Mut. stehen und obendrein in Ω von alter Hand nachgetragen sind, ist aber für den Zusammenhang von Urbin. 118 mit Ω wichtig. Wenn Nilén nur diesen einen Punkt ins Reine gebracht und sich nicht mit der kurzen Bemerkung begnügt hätte [S. 54]: e codicis Ω parte uetusta multi libri, ut Vulg. 71 [eben das Conniuium] al. orti sunt! Dagegen sind von großer Wichtigkeit die Stellen, an welchen, wie die Übereinstimmung der ältesten Handschriften beweist, schon der oder einer der archetypi der sogenannten zweiten Klasse lückenhaft war. De Syria dea 7 lassen Γ Harl. καὶ τοῦτο ἑκάστου ἔτεος γίνεται τὸ καί, 25 οὕτως ἀεικέλιον ἔργον μοῦνος ἀνδρῶν aus: doch sind die betreffenden Worte in beiden Handschriften später nachgetragen, sicher nicht durch bloße Konjektur des Schreibers. Ein ähnlicher Fall scheint Prometheus minor 7 vorzuliegen, wo statt μᾶλλον δὲ μὴ καὶ ἄλλο τι τοιοῦτο φανείην ἐξαπατῶν Ψ in Γ [Φ Vat. 86 kommen nicht in Betracht] nur μᾶλλον δὲ καὶ **φανείην ἐξαπατῶν mit freigelassener Stelle von ungefähr 10 Buchstaben steht, im Harl. μὴ — φανείην auf Rasur, nach Sommerbrodt von zweiter Hand geschrieben ist. Übrigens zeigt sich hier recht deutlich, was von der Sorgfalt Sommerbrodtscher Kollationen zu halten ist; bei ihm ist aus Γ nichts notiert. Pro imag. 26 fehlt θεοῖς ἀπεικάζει ἀλλὰ καὶ τὴν in Γ Urbin. 118; was im Harl. steht, ist unbekannt. De Syria dea 17 lassen Γ Harl. [der jüngere Teil von Ω kommt nicht in Betracht] μὴ ἔμμεναι τὸν τὴν ἀρχὴν γεγενημένον, 18 προξενέειν aus. Und doch kann an diesen Stellen ebensowenig wie an den früheren an der Richtigkeit der Ergänzung gezweifelt werden, woraus sich — leider — ergiebt, daß Γ Harl. zur Vertretung der zweiten Klasse nicht ausreichen, sondern noch eine Nebenüberlieferung existiert, die aus den jüngeren Handschriften zusammengesucht werden muß. Schließlich zähle ich die Stellen auf, an denen auf grund des handschriftlichen Befundes eine, durch Konjektur schwerlich auszufüllende Lücke im Text angesetzt werden muß, wobei ich von der bekannten Stelle Asinus 34 absehe: Lexiphanes 8 ἀναρρηχησάμενος .. φ ἐπιφόρημα [Lücke von 8—12 Buchstaben in Γ Harl. Ω Urbin. 118]. De astrologia 6 κενεομένοισι καὶ οἰκεῖα .. ζῷα [Lücke von ca. 9 Buchstaben in ΓΩ Urb. 118 Vat. 88 Laur. 57, 1. 57, 15: über Harl. nichts bekannt]. Ebenda 25 μηδαμὰ .. μηδὲ ἐς πόλεμον [Lücke von ca. 9 Buchstaben in Γ Vat. 88 Pal. 73 Laur 57, 28: über Harl. nichts bekannt]. Nauigium 24 Ἴσοι καὶ .. δηλαδὴ [Lücke von ca. 8 Buchstaben in ΓΦ[b]] Ebenda 31 a. E. αὐτοὶ συμπαρ .. προσίωμεν [Lücke von 7—15 Buchstaben in ΓΦ[b]].

Es ist sehr zu wünschen, daß Herr Nilén seine sorgfältigen Untersuchungen fortsetzt, vor allem über den Harleianus ausführliche Mitteilungen bringt; zugleich aber muß in seinem eigenen und im Interesse des wissenschaftlichen Publikums um etwas mehr Ordnung und strengere Ausscheidung des Unwichtigen gebeten werden.

Rostock. **Eduard Schwartz.**

Paul Trautwein, De prologorum Plautinorum indole atque natura. Berlin 1890, Heinrich und Kemke. 60 S. 8. 1 M. 50.

Nach den zusammenfassenden Arbeiten Dziatzkos in seiner Bonner Dissertation von 1863 und seinem Luzerner Programm von 1867 sind noch eine Reihe einzelner Aufsätze von ihm und von andern sowie einzelne Bemerkungen und Betrachtungen über die Plautinischen Prologe in den Gesamt- und Einzelausgaben gefolgt. So konnte es denn wohl an der Zeit scheinen, einmal in einer zusammenhängenden Untersuchung darzulegen, was auf diesem Gebiete geleistet und erreicht worden ist. Diese Aufgabe bildet den Gegenstand der angezeigten Abhandlung.

Freilich verspricht der Titel mehr, als das Werk selbst erfüllt. Verf. hat sich nämlich auf eine Art der Prologe beschränkt, die, sieben an der Zahl, von einem Gotte oder einer beteiligten Person des Stückes gesprochen werden, und läßt die von einem eigenen, ausdrücklichen Prologsprecher vorgetragenen, ebenfalls sieben an der Zahl, ganz unberücksichtigt. Ich weiß nun nicht, ob er glaubt, diese letztere Klasse mit mehr oder weniger Sicherheit dem Plautus absprechen zu können und zu sollen, da er sich darüber nicht klar ausspricht. Ebensowenig äußert er sich entschieden darüber, ob er bei dem Rest der Plautinischen Stücke, welche uns ohne Prolog überliefert sind, überhaupt keinen solchen oder nur den Verlust desselben annimmt.

Jedenfalls hat aber seine Beschränkung auf die zuerst erwähnten sieben Prologe, nämlich zu Amph., Aulul., Cistell., Miles, Mercat., Rud. und Trin., auch ihre sehr bedenklichen Seiten. Denn, um es kurz zu sagen, beide Prologarten sind ganz gleichartig, in beiden finden wir dieselben sachlichen Angaben, in beiden dieselben unsachlichen Späße und Witzeleien. Ich glaube auch, daß wir bei allen Komödien des Plautus einen Prolog an-

zunehmen haben, daß, wo ein solcher fehlt, eben nur die Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung daran schuld ist. Darüber helfen allgemeine Betrachtungen und Vergleiche mit dem gegenwärtigen Verfahren der Komödiendichter nicht hinweg.

Wenn Verf. nun seinen Ausgang von einer Stelle der Abhandlung „De comoedia" vor dem Terenzkommentar des Donatus nimmt, so zeigt sich leicht, daß wir damit nicht weiter kommen. Aus dieser Stelle ist kein positiver Nutzen zu ziehen, und dasselbe gilt für die bekannte Aristotelesstelle aus dem 12. Kap. der Poetik. Die Bemerkung des Verf., daß der Unterschied zwischen den komischen Prologen und denen der Tragödie nicht auf der Natur dieser beiden Dramengattungen, sondern nur auf der Verschiedenheit der Zeit und der Dichter beruhe, hat nur eine sehr beschränkte Berechtigung, da ja schon ganz äußerlich das Fehlen des Chors in der späteren, für uns hier nur in Betracht kommenden Komödie deutlich genug für sich spricht. Damit ist die Definition des Aristoteles für unsere Frage von vornherein hinfällig.

Wie Dziatzko geht auch T. von den Prologen des Euripides und ihrem Unterschiede von seinen großen Vorgängern aus. Hierbei aber läßt er den eigentlichen Hauptgrund des Unterschiedes in ihrer Behandlung des Prologes oder dessen, was wir als solchen ansehen müssen, unberücksichtigt. Denn daß Äschylus und Sophokles es nicht nötig hatten, ihr Publikum durch einen eigentlichen Prolog vorzubereiten, beruht ja darauf, daß ihr Publikum genugsam mit dem Stoffe, ja selbst mit der Ausführung und Anordnung desselben von vornherein bekannt war, während Euripides einerseits entlegenere, seltenere Stoffe wählte und andererseits, selbst wenn er bekannte und schon bearbeitete Stoffe benutzte, vielerlei darin veränderte und daher zum Verständnis eine besondere Einführung dieser Punkte nötig fand, weil die Zuschauer sonst mit abweichenden Voraussetzungen oder überhaupt ohne das richtige Verständnis an seine Stücke herangetreten wären. Deshalb waren für ihn, um seltenere und von dem Bekannten und Gewöhnlichen abweichende Formen der Sage verstehen zu lassen, Prologe durchaus nötig.

Der Unterschied der Plautinischen von den Terenzianischen Prologen ist richtig angegeben. Aber so vollständig, wie Verf. meint, fehlt die Polemik gegen andere Dichter und Schauspieler doch auch bei Plautus nicht. Man vergleiche nur Merc. 3—8, Amph. 41—49, Men. 9—13 und, allerdings nicht im Prolog, die Pelliostelle Bach. 214. T. räumt dann ein, einige Prologe seien entschieden unplautinisch, so der zur Cas. wegen der ausdrücklichen Angabe, der zu den Capt. wegen der Erwähnung der Sitzplätze, der zu den Men. wegen der Widersprüche. Aber deshalb sind sie doch nicht außer acht zu lassen: jedenfalls steckt in allen, wenn auch überarbeitet, entschieden echt Plautinisches. Der Schluß Trautweins ist daher übereilt und geht zu weit, man müsse sich deshalb auf die sieben beschränken, in welchen kein Anzeichen solcher Unplautinität sich finde.

Er wendet sich nun gegen die neueren Kritiker, welche beide Arten Prologe gleichmäßig behandeln und dabei das wirkliche Eigentum des Plautus von dem der Bearbeiter, Schauspieler oder Grammatiker zu unterscheiden suchen. Von den drei Gründen, welche sie dabei leiten, nämlich dem Vorkommen einzelner unplautinischer Wörter und Wortverbindungen, dann den inhaltlichen Schwierigkeiten und Anstößen und endlich den ästhetischen Erwägungen erklärt er den ersten für den schwächsten, beschränkt sich aber bei seiner Erklärung auf die ἅπαξ λεγόμενα, als ob damit die Sache erledigt wäre und nicht vielmehr der Hauptanstoß in solchen Fällen nicht ἅπαξ λεγόμενα beträfe, sondern gerade solche Wörter, welche auch sonst bei Plautus vorkommen, aber von ihm dann in anderem Sinne und in anderer Weise gebraucht werden. Was soll dabei also die Polemik gegen die neueren Kritiker, wobei denn noch ganz besonders — was sich allerdings auch sonst durch die ganze Arbeit hinzieht — mit *fortasse* und *videri* vorgegangen wird. Dazu kommt dann der billige Spott über die *mera libido* der Kritiker, speziell Ritschls und seiner Schule. Trautweins ganze Betrachtungsweise ist allerdings sehr konservativ, und es ist charakteristisch für ihn, daß er sich mit Vorliebe auf Ussing beruft und dessen Ausgabe belobt, ja daß sogar dieser ihm noch zu weit geht in der Kritik.

Für den zweiten Gesichtspunkt, den der inhaltlichen Bedenken, giebt Verf. einiges zu und lobt besonders die Verdienste Dziatzkos auf diesem Gebiete. Aber, was er im Vordersatze eingeräumt hat, nimmt er im Nachsatze wieder zurück, da in diesen Angriffen schon „moderne" Forderungen und Ansprüche gestellt würden. Freilich kann er sich zum Beleg dafür lediglich auf K. H. Weise und seine kritische Beleuchtung vom Jahre 1866 berufen. Aber diese Art kritischer Beleuchtung ist ja längst aufgegeben: wie scharf war gerade Ritschls Urteil über Weise, und wie durchaus unterscheidet sich eben die neuere Untersuchungsart von der Weiseschen!

Wir dürfen uns nach alledem nicht wundern, wenn T. es als unfruchtbar abweist, zu untersuchen, was hier Plautinisch oder nicht Plautinisch sei. Nun kommt er aber selbst zu einer ganz „modernen" Betrachtung. Nachdem nämlich jene Prologsprecherweise eingeführt war, wie ist da der Dichter dazu gekommen, auf die ältere Weise zurückzugreifen? Daß in den betreffenden sieben Prologen keine römische Anspielungen vorkommen, führt er an, giebt aber zu, daß daraus nichts folge. Er kommt nun auf den Unterschied der beiden Prologarten und behauptet, der Dichter habe durch die Einrichtung, Götter, allegorische Personen oder Personen des Stückes den Prolog sprechen zu lassen, die Trennung der Prologe von dem Stücke selbst vermeiden und eine engere Verbindung dieser beiden Teile herstellen wollen. Das soll die Erfindung der Personen des Prologs und bisweilen die besondere Disposition der Enarratio beweisen. Als Beispiel soll der Aululariaprolog dienen. Allerdings sei er ganz überflüssig, da die Auseinandersetzung über die Vorfahren des Euclio überhaupt keine Bedeutung für die Fabel hat, während die Schatzgeschichte und die Liebe des Lyconides und der Phaedria aus dem Stücke selbst dem Zuschauer deutlich genug werden. Plautus hätte sich also sehr gut mit dem offiziellen Prologsprecher begnügen können; aber weil dann die Erzählung des Arguments zu weit von der übrigen Fabel sich abgetrennt hätte, erfand er den Lar familiaris und machte ihn im Prologe zur Quelle und Grundlage alles Späteren. Freilich würde man sich täuschen, wenn man nun dem entsprechend die Mitwirkung des Hausgottes im Stück selbst erwartete, in welchem ja nicht einmal sein Name erwähnt wird. In der That eine seltsame Erklärung der Prologeinrichtung. Ebenso steht es mit der Verteidigung der Wiederholung des Prologs vv. 9—12 gegen Lorenz. Dies soll sich daraus erklären, daß der Verfasser des Prologs seine Zuhörer für nicht geübt genug hielt, um etwas verwickeltere Dinge zu verstehen und die verschiedenen Teile nicht zu verwechseln. Beides hat gerade für unsere Stelle gar keine Bedeutung; denn der Prologinhalt ist höchst einfach und leicht verständlich.

Ein Unterschied der Plautinischen Prologe von Euripides sei dann, daß die Sprecher nicht mit sich selbst sprechen, sondern sich an die Zuhörer wenden. Dies wäre nach „unserem", also „modernen" Urteil eigentlich nur möglich und erlaubt, wenn die Sache einem besonderen Prologsprecher anvertraut würde, oder wenigstens dürfe die damit betraute Person des Stückes nur „ut fabulae partes postulant i. e. aut secum aut cum altero quodam" sprechen und zwar nur, was nach dem Verhältnis der betreffenden Person und des ganzen Stückes gesprochen werden darf. Dieses aber sei von Plautus ganz vernachlässigt, und deshalb seien von den Kritikern diese Prologteile verdächtigt worden. Es sei aber überhaupt nicht einzusehen, da der Dichter die ganzen Prologe so eng mit dem Stücke verbinde und besonders auch die Prologschlüsse gerade so bilde wie sonst die Scenenschlüsse, warum er die Prologsprecher überhaupt sich an die Zuschauer wenden lasse. Wie leicht konnte der Mercatorprolog z. B. gleich die erste Scene des ersten Aktes im Stücke selbst werden ohne jene Rücksichtnahme auf die Zuschauer. Was dann aus griechischen Stücken angeführt wird von Hinweisungen an die Zuschauer, paßt nicht hierher, da es nur episodisch auftritt, während es bei Plautus doch die ganzen Prologe beherrscht. Vielmehr entsprechen die griechischen Stellen andern Plautinischen, wie T. selbst einige anführt und noch mehr anführen könnte. Der hier ausgesprochene Tadel, wie ja auch schon Euanthius den Terenz im Gegensatz zu Plautus wegen des Vermeidens dieses Gebrauches lobt, trifft also nicht nur die Prologe, sondern die ganzen Stücke, nicht nur Plautus, sondern auch seine griechischen Vorgänger. Solche Stellen wie Bach. IV 9 aber gehören vollends gar nicht hierher, da derartige Anspielungen ohne jeden Anstoß sind, im Gegenteil dem Charakter der Komödie vollkommen entsprechen. Man vergleiche außer der vom Verf. angeführten Truculentusstelle (II 6 in.) noch die Anspielung auf Nävius im Miles. So etwas ist ja allerdings ein Verstoß gegen die Trautweinsche Forderung, daß jede Person nur so sprechen und handeln dürfe, wie die Gesetze der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit es erfordern. Aber das gilt eben für die Plautinische Komödie durchaus nicht, sondern höchstens für „nostrum iudicium". Umso weniger ist aber zuzugeben, daß diese unempfundene Schwierigkeit die Kritiker auf den Verdacht von Interpolationen gebracht hätte.

(Schluß folgt.)

M. Tullio Cicerone, Discorso in difesa di **Lucio Murena** reo di broglio. Con proemio e note di **Arturo Pasdera.** Turin 1891, Loescher. XXVII, 111 S. 8. 1 L. 80.

Zu der in dieser Wochenschrift wiederholt erwähnten und charakterisierten „Collezione di classici greci e latini con note italiane" (Turin,

Loescher) gehörig, verdient die vorliegende Ciceroausgabe unsere Aufmerksamkeit insofern, als sie uns wieder einmal den Beweis liefert, in wie hohem Ansehen die wissenschaftlichen Leistungen der Deutschen in Italien stehen, und mit welchem gewissenhaften Fleiße und Eifer alles auf die Rede pro Murena Bezügliche vom Herausg. ausfindig gemacht und benutzt worden ist. So ist denn die Einleitung, die Disposition, die Erklärung selber, aber weniger als die beiden Anhänge „Supplemento alle note" und „Tradizione e critica del testo", bzw. „Note critiche", kurz das Ganze mehr oder minder dazu angethan, vom Leser und Forscher dieser Rede wenigstens als ein lehrreiches Repertorium beachtet und teilweise auch verwertet zu werden, zumal da in textkritischer und exegetischer Hinsicht gerade hier noch immer so viel zu thun übrig bleibt, daß man gerne in zweifelhaften Fällen eines andern Ansicht und Auffassung kennen lernt. Die erklärenden Noten freilich erwecken sehr oft unsere nicht geringe Verwunderung wegen der durchaus elementaren Belehrung, die sie erteilen, z. B. p. 65 L. Caesare consule = abl. ass., dsgl. p. 25 suis superstitibus praesentibus, p. 34 regno possesso abl. assol. concess.; p. 33 tanta gloria abl. di modo; p. 73 est tuum „è tuo dovere", ein Beispiel der vielen bloßen Übersetzungshülfen; p. 32 quid? — interogazione ellittica che segna il passaggio ad un argomento più forte, p. 9 nimirum = contrazione ellittica di ne mirum sit; p. 56 zu finxit: v. tem. verb. fic-; figura; zu iucunda: iūvo, iūvicundus, iūcundus per sincope u. s. w. — Wir wollen nur wünschen, daß unsere Primaner nicht allzubald dergleichen gedruckte Erklärungen nötig haben mögen, wohin es ja bei dem fortwährenden Ansturm auf unsere klassische Bildung leicht kommen könnte.

Quedlinburg. Franz Müller.

A. Wiedemann, Geschichte von Alt-Egypten. Kalw und Stuttgart 1891. Vereinsbuchhandlung. 319 S. 8.

In Jahresfrist das dritte Buch, mit dem uns Wiedemanns Feder beschenkt! Wie seine „Religion der alten Egypter" macht auch dies Buch auf wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch; vielmehr ist es für den gebildeten Laien berechnet, dem es „in klarer und knapper Form das Bemerkenswerte aus dem reichen Stoffe vorführt, den das alte Egypten der Nachwelt überliefert hat". Die größere Hälfte des Buches nimmt die eigentliche Geschichte ein: W. ermüdet uns nicht mit historischen Kontroversen und Aufzählung langer Königsreihen. Er entwirft in großen Zügen ein anschauliches, in lebhaften Farben gehaltenes Bild der egyptischen Geschichte bis in die Zeit des Hellenismus herab. Nur mußte, besonders im Abschnitt über das „alte Reich", zwischen Geschichte und Sage deutlicher geschieden werden.

Den zweiten Teil des Buches bilden die vier Abschnitte über „Religion", „Wissenschaft", „Sitten und Gebräuche" und „Kunst". In den beiden letzteren hat sich W. hauptsächlich darauf beschränkt, uns eine anschauliche Schilderung alles dessen zu geben, was sich auf Toten- und Götterkult bezieht: des Begräbnisses, der Gräber, der Tempel etc. Der Versuch, die egyptische Religion in 11 Seiten, wenn auch nur populär, darzustellen, kann nur verfehlt sein. Dagegen ist wiederum der Abschnitt über die „Wissenschaft" anerkennenswert wegen der Offenheit, mit der W. der allgemein verbreiteten Vorstellung von der hohen Gelehrsamkeit der Egypter entgegen tritt. Alles in allem kann man nur wünschen, daß dies Buch durch weite Verbreitung dazu beitragen möge, die unklaren und falschen Vorstellungen zu verdrängen, die über die „alten Egypter" vielfach noch in den Kreisen herrschen, an die sich der Verfasser vorzugsweise wendet.

Berlin. Fr. Krebs.

Heinrich Brugsch, Die biblischen sieben Jahre der Hungersnot nach dem Wortlaut einer egyptischen Felseninschrift. Mit 32 autographischen Tafeln und 5 Holzschnitten. Leipzig 1891, Hinrichs. XXXII, 162 S. 5 M.

Im Frühling vorigen Jahres fand der Amerikaner Wilbour auf der kleinen Insel Sehêl im Kataraktengebiet eine 32 Zeilen umfassende egyptische Felsinschrift aus ptolemäischer Zeit, welche, wie er erkannte, von einer durch siebenmaliges Ausbleiben der Überschwemmung hervorgerufenen Hungersnot handelt. Brugsch, dem er eine Photographie der Inschrift sandte, hat dieselbe in dem vorliegenden Buche auf 32 autographischen Tafeln veröffentlicht und übersetzt. Sie giebt vor, aus dem 18. Jahre eines Königs Dsr (Tosertasis der 3. Dynastie) zu stammen, und berichtet, wie der König, nachdem eine siebenjährige Dürre das Land verödet, auf höheren Rat sich an den Gott Chnum in seinem Heiligtume bei Elephantine wendet. Der Gott verspricht ihm, daß er den Nil wieder wolle steigen lassen, und der König macht ihm zum Danke eine umfassende Stiftung, deren Wortlaut die letzten 9 Zeilen der Inschrift genau wiedergeben.

Der Text des Buches liefert einen eingehenden sachlichen Kommentar zur Inschrift, hauptsächlich Untersuchungen über den König Dsr, eine geistreiche und ansprechende Hypothese über Ursprung und Zweck dieser Fälschung und vor allem, was Brugsch selbst als den Hauptzwek seiner Arbeit bezeichnet, eingehende Untersuchungen über die nubisch-egyptischen Grenzdistrikte.

Bietet so die Arbeit für den Egyptologen eine Fülle des Neuen und Wertvollen, für die Bibelforschung bleibt sie ohne positives Resultat; denn niemand wird den alten Dsr ernstlich für den Pharao des Joseph nehmen wollen. Er bildet eben hier nur den Typus eines Königs der grauen Vorzeit und bietet, wie Br. selbst zugiebt, der Bibelforschung nicht den geringsten historischen Anhalt.

Berlin. F. Krebs.

Pierre de Coubertin, Universités transatlantiques. Paris 1890, Hachette et Cie. 379 S. 3 frs. 50.

Für die Franzosen ist der Krieg von 1870/71 nicht bloß in politischer und militärischer, sondern auch in kulturhistorischer Beziehung ein wichtiger Abschnitt. Sie haben seither ebensosehr ihren Staat und sein Militärwesen wie ihr Schulwesen neugestaltet. Wie sie ihr Heer hauptsächlich nach deutschem Vorbild neu schufen, so bildeten sie ihre Schulen nach englischen Mustern um.

Zunächst ließ die französische Regierung durch tüchtige Gelehrte und Pädadogen das Schulwesen der Nachbarländer gründlich studieren. Da und dort tauchten Bücher auf, welche eine überraschende, bisher bei den Franzosen ganz ungewohnte Kenntnis der Kultur ihrer Nachbarvölker bewiesen. Ein solches ausgezeichnetes Buch ist z. B. die Schrift von A. Pinloche, La Réforme de l'Éducation en Allemagne au dix-huitième siècle (Paris 1889), welches auf jeder Seite eine Vertrautheit mit deutschen Verhältnissen und deutscher Litteratur verrät, die vor 30 Jahren in Frankreich unerhört gewesen sein würde, und das mit Recht auch durch eine Übersetzung ins Deutsche bei uns verbreitet werden soll.

Ein Vertreter dieser neuen pädagogischen Schule ist auch Pierre de Coubertin, welcher seinen Namen schon durch zwei Bücher bekannt gemacht hat: L'éducation en Angleterre, collèges et universités (Paris 1888) und sodann L'éducation anglaise en France, avec une préface de M. Jules Simon (Paris 1889). Der Verfasser machte nun neuerdings im Auftrag seiner Regierung eine pädagogische Reise nach Amerika, um das höhere Schulwesen der Vereinigten Staaten und Kanadas zu studieren, und das hier kurz zu besprechende Buch ist das Ergebnis derselben, sein Reisebericht.

Ein deutscher Leser stellt wohl im Stillen seine Betrachtungen darüber an, wie die Form des Berichtes ausgefallen sein würde, wenn ein deutscher Gelehrter über eine solche Studienreise Rechenschaft leistete. Vermutlich wäre es in ein umfängliches Buch mit vielen Tabellen und statistischen Zusammenstellungen geworden, sehr zuverlässig, aber auch sehr trocken, das man zwar immer wieder zum Nachschlagen brauchen, das aber niemand von Anfang bis zu Ende studieren würde. Der Franzose dagegen beschenkt uns mit einem niedlichen Büchlein, das sich von Anfang bis zu Ende trotz der gelegentlich mitgeteilten Zahlenzusammenstellungen und gelehrten Notizen liest wie ein unterhaltender Zeitungsartikel. Wie es mit der Zuverlässigkeit steht, kann hier nicht entschieden werden; dazu müßte man die gleiche Reise machen können. Aber es muß hier festgestellt werden, daß man diesen Rechenschaftsbericht mit andauernder Spannung und ohne Ermüdung bis zu Ende liest.

Die amerikanische Erziehung und Schule ist von England abhängig. In vielen Punkten ist sie nur eine den amerikanischen Verhältnissen angepaßte Nachbildung des englischen Systems. Coubertin ist ein warmer Freund der englischen Schule und verteidigt sie auch gelegentlich gegen den Vorwurf, sie sei zu kostspielig und luxuriös. Wo das letztere zutrifft, scheint ihm nicht die Einrichtung der Schule, sondern der Unverstand der Eltern daran schuld zu sein, welche ihre liebe Jugend mit unnötigem Luxus ausstatten.

Unter den charakteristischen Zügen des amerikanischen Schulwesens wird die Unfertigkeit hervorgehoben; diese Unfertigkeit will Coubertin sogar im Gesicht vieler amerikanischer Studenten finden. Bezeichnend ist, daß z. B. in Princeton die Professoren überwiegend ganz junge Leute sind, kaum etwas älter als ihre Zuhörer. Überall merkt man, daß Amerika auch in der Schule nicht die feste und eingelebte Tradition der alten Welt hat.

Besonders anerkennenswert ist die ganz ungeheuere Opferwilligkeit der Amerikaner für Schulen und Universitäten. Mit Staunen liest man die von Coubertin gegebenen Nachweise. Welche gewaltigen Summen werden da von Privatleuten gespendet, um eine Bildungsstätte ersten Ranges entstehen zu lassen, deren Segen dann auch Armen und Wenigbemittelten in reichlichem Maße zuteil wird.

Wir wollen dem Verfasser es nachsehen, daß er sich gelegentlich als patriotischen Franzosen giebt und die Deutschen nicht ganz gerecht beurteilt. Es ist doch sehr fragwürdig, was S. 29 zu lesen ist, daß es mit dem amerikanischen Schulwesen besser stände, wenn nicht das englische System in Amerika vom deutschen gekreuzt würde.

Das Gespräch, welches S. 300 und 301 vom Verfasser mitgeteilt wird, worin zuerst behauptet wird, die einzigen Despoten der civilisierten Welt seien der Czar und der Kaiser von Deutschland, hätte unbeschadet des Wertes des Buches auch wegbleiben können. Auf deutsche Leser macht das den Eindruck einer naiven Ignoranz.

Heidelberg. Karl Hartfelder.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Hermes 1891. Bd. XXVI, Heft 2.

(161 ff.) **J. Vahlen**, Varia XXXVIII. Zur Erklärung von Cic. ad Att. I 16 tribuni non tam aerati quam ut appellantur aerarii und Ar. Eq. 428. — (170 ff.) **H. Holländer**, Zur Überlieferung der Homerischen Hymnen. 1. Der Cod. Matrit. XXIV ist mit dem Cod. Est. nahe verwandt und viel wichtiger, als man bisher annahm. 2. Der sog. Ambros. III ist identisch mit dem Cod. C 10 inf. No. 4, seine Zugehörigkeit zur π-Klasse zweifelhaft. 3. Einiges Neue zum Monac. 333.4; Auseinandersetzung mit Gemoll u. a. über die von Rhapsoden stammenden Lesarten. — (178 ff.) **E. Maass**, Theokrits Dionysos aus einer Inschrift erläutert. Der ἱερὸς λόγος in Theokr. XXVI, der an Drakanon, Vorgebirge auf Kos, anknüpft, deckt sich mit dem in der Altarinschrift aus Magnesia a. Mäander aus späthellenischer Zeit beschriebenen Kult; auf Kos, wohin die aus Epirus stammende dionysische Religion über Theben vermittelt wurde, hatte der Gott mindestens drei Feste und wahrscheinlich drei Kultstätten. — (191 ff.) **U. v. Wilamowitz - Möllendorff**, Die sieben Thore Thebens. Sucht auf grund persönlicher Anschauung im Frühjahr 1890 die Aufstellungen von Fabricius zu entkräften und aus einer geschichtlichen Übersicht zu erweisen, daß zu Euripides' Zeit die Burg von Theben auf dem Werder (μέσος πόρος) zwischen der Dirke und dem Ismenosfluß lag, und daß die Festung Theben zur Zeit der Tragiker den Ruhm als καλλίπυργος und ἑπτάπυλος ganz gut auf die mythische Zeit zurückstrahlen konnte; in späterer Zeit kann diese alte Festung nicht mehr bestanden haben. Die Verzeichnisse der sieben Thore bei Äschylus, Euripides, Statius, Apollodor und Pausanias ergeben zwölf oder dreizehn verschiedene Namen, denen Verf. nicht einen topographischen, sondern nur einen poetischen Wert zuerkennt: die sieben Thore stammen aus „der Thebais" des Äschylus, haben aber in Theben nie gestanden, nur die Ἠλέκτραι, Προιτίδες, Νῆισται, für uns rätselhafte Namen, können wir dem alten Theben nicht absprechen. — (243 ff.) **H. Diels**, De Dionysii et Photii lexicis. Von der zweiten Rezension des Lexikons des Dionysius ist im 12. Jahrh. keine Spur mehr nachweislich; also gehen die Scholien in dem Pariser Plutarchkodex 1955 auf eine frühere Zeit zurück. Die von Photius aus seinem eigenen Lexikon in der Amphilochia ausgezogenen Glossen erweisen, daß cod. Galeanus, der einzige des Lexikons, nicht bloß durch Blätterausfall Einbuße erlitten hat. — (262 ff.) **K. Strecker**, Zu Erotian. Sucht als Hauptquelle für das Hippokrateslexikon das Lexikon des Bakcheios nachzuweisen; im übrigen hat Erot. sich auf möglichst wenige, aber umfassende Kompendien beschränkt, sodaß sich sein Buch in eine Reihe von Einzelschriften auflöst. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung der dem Hesychius und Erotian gemeinsamen Glossen. — (308 ff.) **R. Reitzenstein**, Die Inhaltsangabe im Archetypus der Kallimachos-Hss. Der in dem bisher nicht beachteten Epigramm (aus den Randglossen eines Humanisten zur Kallimachosausgabe des Vascosanus) enthaltene Vers über den Inhalt der Kallimacheischen Hekale stimmt mit der Inhaltsangabe dieses Epyllions bei Krinagoras Anthol. IX 545 überein; Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, daß die gemeinsame Quelle nur das Vorwort des Kallimachos selbst gewesen sei. Ebenso sind mehrere andere Zeilen des Krinagoras über die Hekale frei aus Kallimachos übertragen. Schließlich Näheres über das Berner Exemplar der Kallimachoshymnen. — (315 ff.) **A. Behr**, Zu Plin. n. h. VI 5, 121, verglichen mit Herod. I 181. — (316) **W. Kroll**, Zum Archipresbyter Leo und Iulius Valerius. — (317 f.) **B. Kindt**, Zu Sext. Aurel. Victor de Caesaribus. — (319 f.) **R. Meister**, Weihinschrift einer bronzenen Stufenbasis des Berliner Antiquariums. Wiedergabe und Erklärung.

Kritisches in Sachen des antiken Seewesens.

(Schluß aus No. 36.)

Im Vorstehenden wurden bereits einige Äußerungen von Bauer erledigt, zu dem wir uns jetzt wenden. Was seine Unterstellung in der N. phil. Rundschau 1890 S. 332 betrifft, so hatte Breusing in gewohnter Übertreibung (Lösung S. 84) behauptet, kein Nautiker, kein Mathematiker u. s. w., nur ich allein hätte ihn in der Pendelfrage mißverstanden. Demgegenüber habe ich bei Gelegenheit festgestellt, daß auch der Seemann Kopecky dasselbe wie ich gethan hatte; Bauer müht sich also vergeblich um einen dolus. Ich sprach überhaupt noch keinen Philologen oder Mathematiker, der sich von jenem Mißverständnis freizuhalten vermochte. Wenn Bauer davon befriedigt ist, daß Breusing im Tone des Beweises von physikalischen Lehrsätzen und von „wissen" spricht, wo er

nur einen, wie er ja zugiebt, recht schlechten, kraftlosen Vergleich, ein populäres Bild meint, so fordern wir eben eine korrektere Sprache; wir tadeln es daher auch, daß Bauer (Allgem. Zeitung [München] 1890, No. 111, Beilage S. 8) von „Verengerung der Schiffswand nach dem Hinterteil zu“ spricht: nicht eine Wand verengert sich, sondern der Abstand zweier Wände, die Schiffsbreite nimmt ab. Bauers Angabe (N. phil. Rdsch. S. 332), er trete für den durch Krankheit am Schreiben verhinderten Breusing ein, scheint mir durch die Thatsache erledigt, daß Breusing bald darauf eine neue Druckschrift (Die nautischen Instrumente u. s. w. Bremen 1890, 46 S.) herausgegeben hat. Bauer hat (A. Z. 111 S. 3) bekannt, was seine Schriften genugsam beweisen, daß ihm schiffstechnische Vorkenntnisse gänzlich fehlen, wodurch eine ergiebige Mitarbeit am antiken Seewesen natürlich ausgeschlossen ist. Er hat auch (A. Z. 1890, No. 110 B. S. 2) seinen im Handb. d. klass. Altert. von J. Müller gegebenen Trierenplan, dessen Unmöglichkeit ich (Berl. phil. W. 1888, S. 1059) dargethan hatte, aufgegeben, sich aber dennoch wieder aufs Glatteis des Technischen gewagt. Die vielen Querhölzer, die er (N. phil. Rdsch. S. 329) am Bauch der Akropolistriere anbringen möchte, verhindern, ohne etwas zu nützen, gründlich alle Schnelligkeit des Schiffs. Seine Ausführungen (333—35) über das Rojen mit ungleichen Riemen beruhen auf unselbständigem Nachsprechen der durch v. Freeden u. a. abgewiesenen Irrtümer Breusings und auf Vernachlässigung oder unglaublich geschraubter Auslegung entgegenstehender Zeugnisse. Selbst leichtverständliche technische Angaben erscheinen bei ihm in völliger Entstellung. So sagt er (A. Z. No. 111 S. 3), auf den jetzigen Ruderbooten seien die im schmäleren Hinterteil gebrauchten Ruder (Riemen) länger als die der Schiffsmitte. Es ist aber umgekehrt, die breitere Schiffsmitte hat die längsten Riemen. Auffallend ist es, daß Bauer aus der Selbsterkenntnis nicht die Selbstbeschränkung folgert, daß er der Wissenschaft und den Lesern zu nützen meint, indem er fortgesetzt über Dinge disputiert, wofür ihm Vorkenntnisse, Urteilskraft, selbst die Ausdrücke fehlen. Über Bauers staunenswerte Meinung (N. ph. R. S. 330), in dem Relief der Akropolistriere, welches alle Kenner als eine gute Arbeit hellenischer Zeit erkannten, dürfe man grundsätzlich keine richtigen Verhältnisse suchen, müsse solche vorkommendenfalls dem Zufall zuschreiben, da der antike Bildhauer schon zufrieden war, daß ihm hier die ungefähre Veranschaulichung eines Schiffes gelang, darüber sah ich schon manchen Archäologen den Kopf schütteln; auch Buresch (W. f. kl. Ph. 1891, S. 226) sträubt sich kräftig dagegen. — Bauer spricht (A. Z., 110 S. 3) dem Plinius alles Verständnis vom Seewesen ab, Buresch (J. f. kl. Ph. 1887, S. 502) hatte ihn bereits als „Landratte“ bespöttelt; beide vergessen, daß Plinius Admiral der Flotte von Misenum war und als solcher eine das Laienhafte übersteigende Marinekenntnis unvermeidlich besitzen mußte. — Eine Reihe starker Mißgriffe that Bauer in der Auslegung antiker Texte, nicht wegen Unsicherheit im Griechischen — B. ist ja Professor der Philologie —, sondern aus Nachlässigkeit, Unklarheit im Denken oder dem Unvermögen, sich die betreffenden Vorgänge lebhaft und den physikalischen Gesetzen gemäß vorzustellen. Nach Polyb. XVI 4, 11 gebrauchten die Rhodier beim Angriff Sporn gegen Sporn den Kunstgriff, ihre Schiffe (natürlich nur zeitweis, durch Verschiebung von Ballast und Menschen ins Vorschiff) ἐμπρώρους zu machen, die beschwerten Vorderteile tiefer ins Wasser hinabzudrücken, wobei der Oberwassersporn dann auch eintauchte, den Gegner unter Wasser verletzte. Bauer hat alles, was ihm die Lexika und Serre S. 125. 130 boten, vernachlässigt, um zu übersetzen (Hdb. d. kl. Alt. IV, 1 S. 329): ‘man machte den eigenen Schiffsvorderteil hoch und hervorragend und brachte den Schnabel tief an’. — Thukydides berichtet IV 25, 4 von der Eroberung eines durch Enterhaken gefesselten Schiffes, dessen Besatzung ins Wasser sprang und zu den Ihrigen davonschwamm (τῶν ἀνδρῶν ἀποκολυμβησάντων). Nach Bauer (Hdb. d. k. A. S. 281) gab es, als der Enterhaken während der Fahrt gefaßt hatte, einen Ruck, daß die Mannschaft über Bord fiel. Er hat die physikalische Unmöglichkeit, alle Rojer und Sonstigen raketenartig aus dem Schiff zu schleudern, nicht erfaßt, auch nicht überlegt, daß bei den häufigen Zeitungsberichten von Schiffszusammenstößen (ähnlich wie auf den Eisenbahnen) von solcher Entleerung der Insassen nie die Rede ist. Nach Xenoph. Hell. II 1, 28 sammelten die an Land zerstreuten Athener sich bei Aigospotamoi so langsam, daß ihre Dreireiher nur zu zwei Dritteln der Rojer (δίκροτοι), zu einem Drittel (μονόκροτοι) oder garnicht (παντελῶς κεναί) besetzt waren. Bauer (Hdb. S. 280) erklärt: In Feindesland durften die Ruderer die Schiffe nicht alle zugleich verlassen; war eine Kategorie an Land, so hieß das Schiff δίκροτος. B. verwandelt also das Ergebnis der Zuchtlosigkeit und Unvorsichtigkeit der Athener in ein militärisches System, unbekümmert darum, daß die gänzlich leeren Schiffe dasselbe sofort widerlegen. In der Seeschlacht von Chios rammt, nach Polyb. XVI 3, Philipps Admiral Demokrates mit seiner Dekere eine feindliche Triemiolie, trifft dieselbe mit seinem Oberwassersporn mittschiffs und ziemlich hoch unterhalb ihrer thranitischen Dollen und rennt sich dabei so fest, daß die Triemiolie vorn auf seinem Sporn hängen bleibt und ihn damit manövrierunfähig macht; seine Hülflosigkeit wird alsbald von zwei feindlichen Penteren benutzt, die ihn von beiden Seiten in den Grund bohren. Bauer hat diese kurze, leichtverständliche, bei Graser (d. v. r. n. S. 55), Serre S. 128 stets richtig behandelte Geschichte zuerst (Hdb. d. kl. Alt. IV, 1, 328) dahin verkehrt, daß die Triemiolie im Bauch der Dekere stecken geblieben sei, später (A. Z., No. 112, Beil. S. 3) an allen Ecken bis zur Unkenntlichkeit mißhandelt: nach ihm macht eine Triemiolie einen Angriff auf eine Oktere (eine Oktere giebt es garnicht dabei, die Tr. wird angegriffen) und geräth unter (ὑποπεσεῖν τινι jemandem in den Weg geraten) die Oktere, erhält einen Stoß von ihr und bleibt mit ihrem Bord unterhalb der thranitischen Riemen der Oktere (!) hängen, bis sie von zwei Penteren abgestreift und versenkt wird, wobei die Oktere wieder frei und flott kommt (die Dekere wird versenkt). Wenn also Bauer (N. ph. R., S. 327) dem Kopecky vorwirft, daß derselbe wegen Unfähigkeit, mit den antiken Zeugnissen selbständig zu arbeiten, die Verwirrung lediglich gesteigert habe, so hat er auch seinerseits den letzteren Tadel mehrfach verdient. Angesichts der dargelegten Mängel kann das Fehlen anerkannter, verdienstlicher Leistungen nicht wundernehmen. Weder Breusing noch Buresch, die Bauer näher stehen, wissen zu sagen, worin Bauer unsere Kenntnis des antiken Schiffes etwa erweiterte, und in Lübecks umfassender Zusammenstellung wird Bauer selten erwähnt. — Es haben nach Vorstehendem Buresch und Bauer, Anfänger in der Fachkenntnis, nachlässig in der Arbeit, bisher viel Unreifes, verschwindend wenig Brauchbares beigesteuert.

Berlin. **Ernst Assmann.**

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 33.

(1197) **M. Goldstaub,** De ἀδείας notione (Breslau). 'Fleißige Arbeit mit auffallenden Mängeln. Das lateinische Gewand beengt den Verf. ungemein'. *W. Dittenberger.* — (1198) Hilarii tractatus super psalmos rec. **A. Zingerle.** 'Erste kritische Ausgabe; ein Werk andauernden Fleißes'. *N. Bonwetsch.*

No. 34.

(1230) **A. Gräsel,** Grundzüge der Bibliothekslehre (Leipzig). 'Verdient wirklich das Prädikat einer guten, allseitig willkommenen Leistung'. *K. Kochendörffer.* — (1232) Xenophon, Historia graeca rec. **O. Keller** (Leipzig). 'Stattliche und äußerst genaue Ausgabe'. *K. Lincke.* — (1233) Plautus Miles gloriosus rec. **G. Götz** (Leipzig). 'Mit Recht ist Götz an sehr vielen Stellen zu der von Ritschl verlassenen Überlieferung zurückgekehrt'. *P. Langen.*

Neue phil. Rundschau. No. 17.

(257) Sophokles Tragödien, erklärt von **Wecklein;** I. Antigone, 3. Aufl.: VI: Philoktetes, 2. Aufl. (München). *W. Fox* hat nur ein paar unwesentliche Versehen zu monieren. — (259) **P. Sobolewski,** De praepositionum usu Aristophaneo (Moskau). 'Im allgemeinen anerkennenswert; viel wissenschaftlicher und zuverlässiger als Montijns ähnliche Arbeit'. *O. Kähler.* — (261) Aristoteles Schrift vom Staatswesen der Athener, übersetzt von **Kaibel** und **Kiessling.** 'Kristallhell und im besten Deutsch, bedarf die Übersetzung keinerlei Anmerkungen zu ihrem Verständnis'. *P. Meyer.* — (263) **J. E. B. Mayor,** The Latin Heptateuch (Cambridge). Rühmende Anzeige von *R. Peiper.* — (265) **Cl. Bäumker,** Problem der Materie (Münster). 'Verdient vollauf den allseitig gefundenen Beifall: besonders zu loben die anschauliche Darstellung'. *Th. Achelis.* — (266) **E. Rohde,** Psyche (Freiburg). 'Ebenso interessant als fesselnd; die Lektüre wird zu einem wahren Genuß'. ζ. — (269) Handbuch der Altertumswissenschaft, von **Iwan Müller;** IV. Band: Röm. Altertümer von **Schiller** und **Voigt.** 'Außerordentlich reicher Inhalt'. *Bruncke.* — (272) **B. Dahl,** Tabellarisk oversigt over den Latinske litteraturehistorie (Christiania). 'Sehr geschickt durchgeführte Form'. *N. Schröder.*

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Archäologische Gesellschaft zu Berlin.

(Schluß aus No. 36.)

An diesen Vortrag knüpfte Herr **Kalkmann** einige Bemerkungen an. Der Vortragende, meinte er, habe nicht genügend geschieden zwischen getreuer, mechanischer Kopie und verkleinerter Wiederholung; so sei die Pariser Statue klein und unbedeutend, und es wäre nicht einmal ganz sicher, ob man sie als Wiederholung der Florentiner betrachten könne, was wenigstens mit größerem Recht von der kleinen Statue des Braccio nuovo behauptet werden könne, während der vom Vortragenden beiläufig erwähnte Kopf des Museo Torlonia thatsächlich eine Kopie des Kopfes der Florentiner Statue sei. Eine Kopie des Körpers dagegen wäre bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen. — Was die Bemerkung des Vortragenden anlangt, daß die Haarbehandlung über der Stirn an der Florentiner Statue absonderlich sei und wohl der Willkür eines Kopisten verdankt werde, so kommt die Dreiteilung der die Stirn umgrenzenden Haarlinie, wie sie der Kopf der Florentiner Statue zeigt, bei mehreren Athletenköpfen vor, und die Haarbehandlung des Münchener eingießenden Athleten ist nur insofern anders, als hier die Strichlage des über der Stirnmitte liegenden Haarteiles eine andere Richtung hat. Der schöne Pariser Athletenkopf zeigt ebenfalls eine Dreiteilung des Haares über der Stirn, doch hat die Mittelpartie gerade in die Höhe stehende Härchen; die Haarwurzeln dieser Partie bilden dieselbe gewundene Linie wie die die Stirnmitte begrenzenden Löckchen an dem Kopf des Diskobols Lancelotti. Für solche Eigentümlichkeiten, deren Verständnis zunächst Schwierigkeiten bietet, kann nicht die Laune eines Kopisten verantwortlich gemacht werden, weil das zu bedenklichen Konsequenzen führen würde. Auch darf die Florentiner Statue nicht in Praxitelische Zeit hinabgerückt werden; denn Stirn, Auge und Wangen zeigen noch dieselbe ruhige, klare, übersichtliche Behandlung der Flächen wie die Köpfe Polyklets und andere der älteren Zeit, während das Gesicht des Praxitelischen Hermes ein wechselvolles und schon fast unruhiges Spiel der Flächen bietet. Die Frage nach Schule und Zeit der schönen Florentiner Statue gehört zu den schwierigsten und erheischt große Vorsicht.

Herr **Furtwängler** fügt zu dem von Herrn Kalkmann Bemerkten hinzu, daß eine gute und genaue Replik des Kopfes der Florentiner Statue sich auch in der Ermitage zu St. Petersburg befinde. — Er sprach darauf über die erhaltenen Kopien der Knidischen Aphrodite des Praxiteles; es sei hier bisher nicht genügend geschieden worden zwischen wirklichen Kopien und bloß ähnlichen Figuren. Namentlich sei die bekannte Münchener Statue, welche zuletzt von Michaelis im *Journ. of hell. stud.* 1887 S. 333 ff. als eine der wichtigsten Kopien behandelt worden ist, von der Liste der Kopien zu streichen. Die Verschiedenheiten derselben seien nicht bedeutungslose Kopistenvarianten, sondern weisen auf ein verschiedenes Original, das die Praxitelische Figur in der Richtung auf das Kokette umbilde; nicht nur die Maße seien ganz andere, auch die Stellung der Beine, die Körperformen, namentlich die Brust, Ausdruck und Wendung des Kopfes seien zwar wenig, aber in sehr bewußter und konsequenter Weise umgebildet; auch daß die Figur das Gewand emporziehe, sei hier als ein Zug des zu grunde liegenden Originals zu betrachten, bei dem man etwa an die einst in Rom befindliche Aphrodite des jüngeren Kephisodotos denken könne. Unter den wirklichen Kopien der Praxitelischen Statue nehme durch die gute Erhaltung die auch von Michaelis a. a. O. S. 332 als A aufgeführte, leider seit langer Zeit in den Magazinen des Vatican verborgene Figur die erste Stelle ein. Es sei deshalb wünschenswert, daß dieselbe einmal nicht nach den unvollkommenen alten Stichen, sondern nach dem im Louvre befindlichen, freilich bisher kaum beachteten, alten Bronzeabguß abgebildet werde (der kurz erwähnt ist im *Jahrb. d. Inst.* V S. 28 Anm. 87 und S. 35 Anm. 125). Dieser lasse erkennen, daß die Kopie wirklich eine recht gute und der Kopf in der That, wie die älteren Berichterstatter melden, ungebrochen sei. Weitere wichtige und genaue Kopien wenigstens von Kopf und Hals der knidischen Figur seien der in den *Antiken Denkmälern des Instituts* abgebildete Kopf des Herrn von Kaufmann und zwei Köpfe im Louvre (Fröhner, *Notice* No. 164 und 454, letzterer fälschlich auf einer Nymphenstatue). Durch diese unter sich genau übereinstimmenden Kopien werde die Art der Wendung des Kopfes am Originale des Praxiteles außer Zweifel gesetzt. Das olympische Köpfchen schließlich (Michaelis a. a. O. S. 353) sei keine Kopie nach der Knidierin; es stehe in näherem

Verhältnis zur Münchener Statue und sei wohl ein Originalwerk aus der Generation nach Praxiteles.

Hierauf lenkte der Vortragende die Aufmerksamkeit auf einen in Photographie vorgelegten Kopf des Britischen Museums (*Ancient marbles* II. 23; Newton, *Guide to the graeco-roman sculpt.* No. 139), von dem geringere Repliken in Rom wie Paris erhalten seien. Die Deutung von Newton als Porträt Philipps V. von Macedonien sei nicht haltbar, da keine wirkliche Ähnlichkeit mit den Münzen desselben bestehe. Der Kopf müsse vielmehr zu einer pathetischen Gruppe gehört haben; er sei den Werken der älteren pergamenischen Schule aufs nächste verwandt; selbst der feinkörnige bläuliche Marmor sei dem des kapitolinischen Galliers und der anderen „attalischen" Figuren sehr ähnlich. Es sei sonach die Vermutung zulässig, daß der Kopf von der Wiederholung einer Figur des großen Schlachtendenkmals Attalos' I. stamme, und zwar wohl einer auf die Kämpfe gegen Antiochos bezüglichen. Dem Ausdrucke des Kopfes nach sei der Mann kein Unterliegender oder schwer Verwundeter, sondern ein noch rüstig Kämpfender gewesen. Der Vortragende erinnerte bei dieser Gelegenheit daran, daß sich in Dresden (No. 63) ein von ihm schon 1881 notierter und gewiß auch von anderen beachteter, aber noch nicht publizierter Torso eines verwundeten Galliers befinde, der nach Material, Maßen und Stil dem kapitolinischen völlig gleich sei, doch ein anderes Motiv zeige: der an der Erde sitzende Mann stützte sich mit der Rechten auf, erhob aber die Linke abwehrend und blickte nach seiner Linken empor.

Endlich besprach der Vortragende eine schöne Bronzestatue des cabinet de Jauzé im Cabinet des médailles zu Paris; er legte von derselben Photographien vor. Sie stellt einen mit dem Mantel bekleideten Jüngling dar, welcher die Rechte in die Seite stützt und auf dem Kopfe eine hohe Turmkrone trägt; das Attribut der abgebrochenen Linken ergiebt sich aus der genauen Wiederholung der Figur, die sich auf einem antiken geschnittenen Steine, von welchem ein Abdruck vorgelegt wurde, befindet: es war ein Schlangenstab. Diese Eigentümlichkeiten, jugendliche Erscheinung und Turmkrone, dazu Motiv und Attribut des Asklepios wurden durch die Annahme erklärt, daß ein Heros Ktistes dargestellt sei; die Turmkrone bezeichne den Stadtgründer und die dem Asklepios gleiche Erscheinung deute das heilkräftige Wesen des Heros an (der Hippolytos in seinem Temenos zu Trözen sei, wie aus Pausanias II 32, 4 hervorgehe, im Schema des Asklepios gebildet gewesen). Die Bronzestatuette sei indes auch stilistisch sehr interessant; sie oder wenigstens ihr Original gehöre nämlich der Nachfolge des Polyklet, der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, an.

Junisitzung.

Zur Vorlage kamen: W. Gurlitt, *Iupiter Heliopolitanus*; ders., Θρασυμήδης Ἀριφρόνου Πάριος (Arch.-epigr. Mitteil.); Schulz, *Der byzantinische Zellenschmelz*; A. Mommsen, *Über die Zeit der Olympien*; *Bullettino Dalmato* XIV 4; *Rendiconti* VII 8. Von dem *Bericht über die Gedächtnisfeier für Heinrich Schliemann im Festsaale des Berliner Rathauses am 1. März 1891* gelangten 12 Exemplare, welche die hiesige geographische Gesellschaft zur Verfügung gestellt hatte, zur Verteilung. Herr **Conze** kündigte als Geschenk des Herrn v. Brunn-München für die Gesellschaft eine Anzahl von Abdrücken des weiblichen Kopfes n. 89 der Münchener Glyptothek an. Die Abbildung, welche bereits in der archäologischen Sektion der Münchener Philologenversammlung zur Verteilung kam, stellt den Kopf in einer nach Herrn v. Brunns Angabe in Gips abweichend von der steifen Restauration des Originals ausgeführten, mehr geneigten Haltung dar.

Herr **C. F. Lehmann** machte über die in Chiusi gefundene Wage des Berliner Museums neue Mitteilungen, die zugleich mit einer Abbildung des wichtigen Denkmals im *Hermes* veröffentlicht werden sollen.

Herr **Brueckner**, eben aus Athen zurückgekehrt, wies auf die Wichtigkeit der Ausgrabungen hin, welche die griechische Generalephorie der Altertümer unter Leitung des Herrn Ephoros Dr. Stais seit Mitte April dieses Jahres in Athen auf einem Grundstücke an der Piräusstraße anstellt. Schon jetzt sind dabei eine große Zahl reicher Gräber aus dem 4. und 5. vorchristlichen Jahrhundert und der sogenannten Dipylonzeit aufgedeckt worden. Namentlich der mannigfaltige Inhalt der Gräber der letztgenannten Epoche und die großen Vasen, welche sich über den Gräbern als Grabdenkmäler erhoben, liefern die überraschendsten Aufschlüsse über Kunsthandwerk und Gräbersitte jener Zeit.

Herr **Adler** brachte einen Restaurationsversuch der *Zeusstatue im Tempel zu Olympia* zur Vorlage, den er in Front und Seitenansicht zur Vervollständigung der Dörpfeldschen Zeichnungen — Quer- und Längsschnitt des Tempels — für das Olympiawerk angefertigt hatte. Nach einem Rückblicke auf die früheren Wiederherstellungsversuche von Quatremère de Quincy, Abel Blouet, Kaulbach u. a. und unter Hinweis auf das vielfach überschätzte Material, das die Münzen von Elis bieten, wurden als neue und wertvolle Beiträge zu einer angenäherten Rekonstruktion die absoluten Maße hervorgehoben, welche die Ausgrabungen für die Tempelcella und das Bathron geliefert haben. Zweifelhaft bleibt freilich — aber ohne eine starke Änderung herbeizuführen — bei den Abmessungen der Cella das Höhenmaß des Mittelschiffs, weil die alte Decke ebensogut als eine horizontale wie geneigte gezeichnet werden darf. Aus den Höhen des Bathrons und der Cella sowie aus den alten Schätzungen ergiebt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß das Zeusbild eine siebenfache Lebensgröße besaß, also stehend gedacht auf etwa 12,60 m zu schätzen ist. Aus diesem Grundmaße und der Bathronfläche lassen sich wichtige Maße für die Größe des Fußschemels, für die Höhe des Sitzbrettes, der Arm- und Rückenlehnen am Throne ableiten. Die Rücksichtnahme auf die Natur des Holzbaues zwingt sodann zu einem rationellen Aufbau des hölzernen Thrones mit Grundschwellen, inneren und äußeren Stützen, Verstrebungen u. s. w. unter möglichstem Ausschlusse von Eisen. Das schätzungsweise zu ermittelnde Gewicht des Oberkörpers muß der Maßbestimmung aller Stützen zu grunde gelegt werden. Erst jenseits dieser materiellen Schranken kann sich unter gewissenhafter Anlehnung an Pausanias' Beschreibung, an bekannte Vorbilder in plastischen und malerischen Schöpfungen (Thronfüße von Solunt, Thronsessel auf Vasen der zweiten Hälfte des V. Jahrh., auf Münzen des IV. und III. Jahrh., auf attischen Statuen, Reliefs, Terrakotten u. s. f.) das freie Spiel der künstlerischen Phantasie entfalten, um je nach der Sinnesweise und Begabung des Zeichners von dem untergegangenen Meisterwerke ein sehr bescheidenes Abbild zu liefern. An diese Ausführungen knüpfte sich eine längere Debatte, in der die Bedenken zum Ausdruck kamen, denen verschiedene Punkte des Rekonstruktionsversuches begegneten.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



BERLINER PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN VON

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 19. September. 1891. № 38.

Inhalt.

Zur Deutung der Kuppelgräber von Mykenä. — Neue Funde im zweiten Grabe, Grab von Abia.

(Vgl. Sp. 1190 dieser Nummer.)

Um die Anzeige selbst nicht allzusehr mit Citaten zu belasten, gebe ich hier Schuchhardts Worte über die Pausaniasstelle und die Kuppelgräber besonders. S. 192 sagt er: „Viele meinen, daß Pausanias seine Gräber in der Unterstadt in den Kuppelbauten gesehen hat — —; aber auch diese Auffassung hat ihre Bedenken. — (S 193): „Denkbar wäre auch, daß ihm als 'Schatzhäuser des Atreus und seiner Söhne' die beiden auf dem Altstadthügel [?] belegenen, größeren und damals wohl auch allein zugänglichen Kuppelgräber, das von Frau Schliemann ausgegrabene und das sogenannte Schatzhaus des Atreus gezeigt wurden, daß aber die anderen verschütteten und nur etwa an dem Tumulus, welchen sie bildeten, zu erkennenden Bauten als Gräber galten. Welche unter den vielen dort existierenden Gräbern freilich als die 6 des Agamemnon und seiner Begleiter [in dieser Form ist die Zahl 6 unrichtig. B.] bezeichnet werden mochten, und welche als die der Klytämnestra und des Ägist läßt sich nicht klar nachweisen". Zwei der kleineren Kuppelgräber sind in ihren Ruinen bereits in der expédition scientifique abgebildet. Die Kuppel ist eingestürzt, aber die Thürpfosten mit dem Decksteine erhalten. Danach wäre denkbar, daß auch sie schon früh zugänglich waren. — Reisch a. a. O. (S. 231) wendet gegen Schuchhardt ein: „Der Verf. lehnt es ab, in den Kuppelgräbern die Monumente, in welchen Pausanias II 16, 6 die Gräber der Atridenfamilie zu sehen glaubte, wiederzuerkennen — mit Unrecht, wie mir scheint. Zweifellos sind es ganz hervorragende Denkmäler gewesen, an welche jene Tradition sich angelehnt hat; Pausanias selbst bezeichnet die Gräber als μνήματα [irrtümliche Meinung. B.], etwa in dem Sinne, in dem er X 27, 1 von einem μνῆμα ἐπιφανές des Koroibos (gewiß einem Tumulus) spricht. — — Wenn endlich die Zahl der mykenischen Kuppelbauten mit der Zahl der von Pausanias aufgezählten Gräber übereinstimmt [wo bleibt ἐντὸς τείχους? B.], so scheint mir das ebenso entscheidend wie der Hinweis auf die Tradition der Amykläer; denn das Grab, in dem diese den Leichnam der Kassandra bestattet glaubten [steht nicht im Pausanias. B.], ist doch wohl nicht verschieden von dem neuerdings durch Tsuntas aufgedeckten Kuppelbau von Vaphio bei Amyklä (Athen. Mitteilungen 1889, S. 204 ff. [muß heißen S. 213 ff. B.])". So ist der geneigte Leser selbst in der Lage, das Für und Wider selbst abzuwägen.

Um nicht ganz negativ zu schließen, gebe ich noch die neueste Mitteilung über das von Frau Schliemann ausgegrabene Grab. Im zweiten Hefte der Athen. Mitteilungen (1891) wird soeben mitgeteilt: „Es sind jetzt schon ein gut erhaltenes Friesstück (der Fassade) aus rotem Stein, mehrere Fragmente von Halbsäulen aus Alabaster, wie solche schon früher gefunden worden waren, und schließlich noch zwei in situ befindliche Halbsäulenbasen rechts und links von der Eingangsthür zum Vorschein gekommen. Diese halbrunden Basen aus bläulichem Stein haben dreizehn Kanelluren und sind etwas dünner als einige der

gefundenen Säulenstücke. Sie beweisen daher, daß auch die Halbsäulen dieses Grabes, ebenso wie diejenigen des größten Kuppelgrabes und des Löwenthores nach oben breiter werden. — Innerhalb des Kuppelgrabes ist man auf Wasser gestoßen, welches offenbar schon im Altertume gefunden worden war, als man den Grabbau tief in den Felsen einschnitt; denn schon damals hatte man einen kleinen Kanal angelegt, welcher das Wasser durch die Thür und den Dromos abführte. [Also nur eine Entwässerungsanlage!] Die Gestalt dieses Kanals und auch des ganzen Baues schließt jeden Gedanken an ein Brunnenhaus oder eine Quellanlage aus".

Das Kuppelgrab von Abia, von dessen Auffindung wir in No. 28, Sp. 806 berichteten, ist nunmehr ausgegraben und wird von Tsuntas in der ἐφημερὶς ἀρχαιολογική (1891), Sp. 189 ff. beschrieben. Die Spitze ist eingestürzt, das στόμιον und die unteren Steinringe des Tholos sind bis zu 3,25 m Höhe wohlerhalten. Der Dromos ist 12,85 m lang und 2,18 m breit. Die Seitenwände sind aus kleinen Steinen mit Lehmverband aufgebaut. Das Stomion ist 2,65 m hoch, unten 1,64 m, oben 1,50 m breit, und oben 3,62 m, unten 3,09 m tief. Stomion und Tholos sind aus behauenen Steinen gebaut, kleine Steinchen füllen eventuelle Lücken. Der Thürsturz besteht aus drei großen Platten. Die Steine der Tholosringe sind 0,20—0,40 m lang. Der Tholosdurchmesser ist nicht angegeben. Das Grab war schon im Altertum geplündert, darum wurde nur wenig gefunden, einige Goldblättchen; das Wichtigste sind zwei Bleifiguren, eine männliche und eine weibliche. Die männliche ist besser erhalten und hat 0,12 m Höhe. Sie trägt einen Schamgurt, ähnlich den Gestalten des Bechers von Vaphio; jedoch ist hier die Befestigungsweise deutlicher zu sehen. Hinten am Gürtel ist ein dreieckiges Zeugstück befestigt, welches zwischen den Beinen hindurchgezogen und vor dem Leibe wieder mit dem Gürtel verbunden ist. Die weibliche Figur ist 0,085 m hoch, trägt an der Brust ein ganz enganliegendes Gewand, welches flach herabhängt. Die Füße sehen nicht darunter hervor.

Programme aus Bayern. 1890.
(Fortsetzung aus No. 36.)

Fr. Littig, Andronikos von Rhodos. Maximilian-Gymn. zu München. 58 S.

Dieser „Vorarbeit zu einer Herausgabe der Fragmente des Andronikos" geht eine Biographie voran. Als die Zeit, in welcher Andronikos als Scholarch zu Athen wirkte, werden die Jahre 78—47 v. Chr. angegeben; als Geburtsjahr kann etwa 125 gelten. Als 45 v. Chr. Ciceros Sohn auf die Akademie zu Athen kam, ward unter anderen auch Kratippos, der Genosse des Andronikos, sein Lehrer, während letzterer nicht mehr genannt wird; Kratippos mag daher der akademische Nachfolger des wahrscheinlich ums J. 46 verstorbenen Andronikos gewesen sein. — Die Fortsetzung der Untersuchung beschäftigt sich mit der Andronikosausgabe der aristotelischen Schriften, und als Anhang ist das Verzeichnis der letzteren nach Ptolemäos Chennos beigegeben.

A. Köhler, Über die Sprache der Briefe des P. Cornelius Lentulus Spinther (Cic. ep. ad fam.) Altes Gymn. zu Nürnberg. 43 S.

Dieser Lentulus ist der Sohn des gleichnamigen Konsuls, desjenigen, der sich um Ciceros Rückberufung aus dem Exil aufs beste verdient gemacht hatte und an den fast alle Briefe des 1. Buches der Ep. ad. fam. gerichtet sind. Von Lentulus Spinther iun. enthält das XII Buch zwei Briefe (14. und 15.). Verf. giebt eine Charakterschilderung des eitlen und ehrgeizigen jungen Mannes, der z. B. den ganzen Ruhm eines „Tyrannenmörders" in Anspruch nahm, ohne an Cäsars Ermordung beteiligt gewesen zu sein. — Der Sprache des Lentulus spendet Verf. Lob; sie sei ciceronianisch, ja Cicero selber habe das Schreiben No. 15 (einen Empfehlungsbrief an Cäsar) als etwas Besonderes ausgezeichnet: „genere novo sum litterarum ad te usus, ut intellegeres non volgarem esse commendationem".

A. Stapfer, Kritische Studien zu Aristoteles Schrift von der Seele. Studienanstalt Landshut. 34 S.

Paläographische Kritik, besonders auf Grund von Meisterhans' Grammatik der griech. Inschriften.

J. Fick, Kritische und sprachliche Untersuchungen zu Lukan. Studienanstalt zu Straubing. 54 S.

Da es der römischen Sprache an daktylischen Bildungen fehlte, leiden ihre Hexameterschlüsse an unaufhörlichen Wiederholungen; immer und immer wieder erscheinen im fünften Fuß zwei in irgend einer Beziehung zu einander stehende Substantiva, wie bracchia carbasa, meist mit einem Genetiv: bracchia Cancri. Überaus zahlreich sind auch die Neutrumsformen auf -ina: carmina, lumina, limine, etc. Der Widerspruch zwischen dem phonetischen Bau der lateinischen Sprache und dem Wesen des Hexameters zwang im weitern zur Bildung neuer Wörter, entweder Ableitungen mit -tor, -ter etc., oder Zusammensetzungen mit in-, il- u. dgl. In der Lucanischen Sprache beläuft sich die Zahl dieser Neubildungen auf 27 (celator, humator, bellax, quassabilia, populatibus, inocciduus, criniger flammiger taurifer, etc.).

M. Gürsching, Die Argonautenfahrt von Valerius Flaccus. Übersetzungsprobe mit kritischen Nachweisen. Studienanstalt Ansbach. 22 S.

Die Probe beginnt mit folgenden Versen:

Von der Heroen Fahrt, der sundaufschließenden, sing ich,
Und vom prophetischen Schiff, das kühn zu des scythischen Phasis
Küste sich wagte und Bahn sich brach durch die schwimmenden Felsen.

J. Führer, Beitrag zur Lösung der Felicitas-Frage. Gymn. zu Freising. 162 S.

Eine Krypta im Coemeterium der Prätextata zu Rom trägt die Inschrift des h. Januarius. Nach der „Passio Felicitatis" ist dieser Märtyrer nebst weiteren sechs Heiligen der Sohn der unter Kaiser Antoninus zum Tod gebrachten Matrone Felicitas. Die ersteren haben ihren Festtag am 10. Juli, Gedenktag der Felicitas ist der 23. November. Verf. zeigt nun, daß die Heiligen des 10. Juli in keinem engeren Zusammenhang mit der Märtyrerin des 23. November stehen, und daß erst in späterer Zeit (9. Jahrh.) eine Verschmelzung zweier von einander unabhängiger Traditionen eingetreten war.

J. Winckelmann, Bestimmung und Einrichtung der königl. bayerischen Realgymnasien. Realgymn. zu Augsburg. 30 S.

Das Programm dieser bayerischen Lehranstalten ist im wesentlichen identisch mit dem der preußischen Realgymnasien. Sie schließen an die 3. Klasse (Quarta) der Lateinschule an und umfassen 6 Jahreskurse, welche den 6 oberen Klassen der Gymnasien parallel laufen. Latein hat 8 Stunden, Griechisch fällt weg.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

K. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig 1890, Brockhaus. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. IX, 371 S. 8. 8 M.

(Schluß aus No. 37.)

Nach dieser oratio pro domo et pro Pausania kehren wir noch einmal zu den Gräbern Agamemnons und der Seinen zurück. Durch Schuchhardt halte ich mich in keiner Weise widerlegt; wichtiger scheint auf den ersten Blick ein Einwurf, welchen Reisch in einer Anzeige von Schuchhardts Buche in der Zeitschrift für österr. Gymn. 1891, S. 231 macht. Wenn es bei Paus. heißt: τοῦ μὲν δὴ Κασσάνδρας μνήματος ἀμφισβητοῦσι Λακεδαιμονίων οἱ περὶ Ἀμύκλας οἰκοῦντες, so meint Reisch, daß die Amykläer das Kuppelgrab von Vaphio als das μνῆμα Κασσάνδρας betrachteten; mithin sei auch dies mykenische μνῆμα ein Kuppelgrab und damit auch die übrigen. Reisch scheint dabei leider vergessen zu haben, die Stelle über Amyklä im Pausanias nachzuschlagen. Dort heißt es III 19, 6: Ἀμύκλαι δὲ ἀνάστατος ὑπὸ Δωριέων γενομένη καὶ ἀπ' ἐκείνου κώμη διαμένουσα θέας παρείχετο ἄξιον ἱερὸν Ἀλεξάνδρας καὶ ἄγαλμα. τὴν δὲ Ἀλεξάνδραν οἱ Ἀμυκλαιεῖς Κασσάνδραν τὴν Πριάμου φασὶν εἶναι. Damit ist die Frage erledigt. Das Grab zu Vaphio wurde unberührt aufgefunden, der Eingang durch eine Opfergrube in ganzer Breite versperrt. Außerdem kann das ἱερὸν Ἀλεξάνδρας allenfalls ein μνῆμα genannt werden, nicht aber ein Kuppelgrab ein ἱερόν. — Pausanias wählt in Mykenä den Ausdruck μνῆμα Κασσάνδρας, weil jedes sichtbare Grab, also auch ein leeres Heroon für einen Toten, ein μνῆμα ist; nicht aber ist jedes μνῆμα auch ein Grab. So kommt es, daß Pausanias öfters dasselbe Objekt τάφος und bald nachher ein μνῆμα nennt, und umgekehrt. So auch in Mykenä: er spricht zuerst von den τάφοι derer, welche mit Agamemnon getötet wurden (und dazu gehört Kassandra); nachdem er aber wegen des Amykläischen Heiligtums das allgemeine Wort μνῆμα gebraucht hat, wendet er es auch weiter an (ähnlich II 2, 2. 4; II 11, 1; II 12, 5; I 39, 3). Ich werde den Gebrauch von τάφος, μνῆμα etc. bei Pausanias in einem besonderen Artikel behandeln. — Wenn Reisch ferner sagt: (S. 231): „Die Tradition hat sich in Mykenä zweifellos an ganz hervorragende Denkmäler angelehnt", so irrt er. 'Zweifellos' ist immer verdächtig. Hier aber fehlt auch der Schatten eines Beweises. Die einfachste Stele ist ein μνῆμα. So heißt es in einer der ältesten metrischen Grabinschriften (von Thorikos), auf einer ca. $^1/_2$ m hohen, ganz roh zu behauenen Stele: Καλλιμάχου μνημεῖον ἐν ἀνθρώποισι τόδ' ἔσται (cf. Kaibel, Epigrammata graeca No. 23). Auch bei Pausanias aber heißt die einfache Stele ein μνῆμα. I 36, 3 wird erwähnt Ἀνθεμοκρίτου μνῆμα, darauf aber heißt es (4) μετὰ δὲ τοῦ Ἀνθεμοκρίτου τὴν στήλην. — Ich halte also die Gleichsetzung der Kuppelgräber mit den von Pausanias aufgezählten τάφοι, resp. μνήματα für endgültig abgewiesen. — Schuchhardt kommt betreffs der Kuppelgräber zu keiner Entscheidung (S. 193). Die Lokaltradition muß übrigens an jedem Punkte besonders geprüft werden; was irgendwo anders galt, braucht nicht auch in Mykenä sich zu wiederholen.

Der Abschnitt über die Kuppelgräber bei Sch. ist fast in jeder Hinsicht ungenau und unzureichend, auch die dazugehörigen Illustrationen. Das Buch ist zu sehr auf die Clichés von Schliemanns Werken zugeschnitten. Hier mußten aus den älteren Werken Abbildungen dazu genommen werden und einige neue, z. B. der ganz ausgegrabene Eingang zum Atreusgrabe. Zu dem Kuppelgrabe von Orchomenos sind nicht einmal die von Dörpfeld in der Zeitschrift für Ethnologie schon 1886 veröffentlichten sechs, für den Ornamentenschmuck wichtigen Zeichnungen abgebildet. Wer den Originalbericht nicht kennt, wird übrigens durch Schuchhardts Angaben über Menidi (S. 175) irregeführt werden: Nicht „sechs Leichen unberührt mit allem ihrem Schmuck" sind gefunden worden, sondern sechs, zum Teil fragmentarisch erhaltene Schädel und verschiedene Knochen; nicht unberührt, sondern wahrscheinlich die früheren bei späteren Beisetzungen zur Seite geschoben (vgl. Kuppelgrab von Menidi S. 54).

Derselbe Abschnitt 'Die Schachtgräber in ihrem äußeren Befunde' ist auch in anderer Hinsicht sehr übel. Schuchhardt tritt hier mit Zahlen aus Schliemanns Berichten auf, die er zum Teil falsch verstanden hat, und gelangt unter gänzlicher Vernachlässigung von einem anderen Teile der Schliemannschen Berichte zu einem völlig falschen Resultate, welchem wir mit der größten Entschiedenheit entgegentreten müssen, um nicht diese ganz irrige Vorstellung einwurzeln zu lassen.

Schliemanns Ausgrabungen in Mykenä zerfallen zeitlich und sachlich in zwei scharf getrennte Abschnitte. Zunächst grub er hinter dem Löwenthore das ganze Gräberrund mit den neun damals noch in situ befindlichen Grabstelen aus (drittes bis sechstes Kapitel). Er grub innen im Gräberrunde

nicht tiefer als das Niveau, auf welchem der Plattenring selbst stand, und beschreibt mehrfach die drei Reihen von Stelen. Zum Überflusse hat er noch am Schlusse dieses Teiles der Arbeit zu S. 174 ein Panorama der Ausgrabungen in der Akropolis (nach einer Photographie, also authentisches Bild!) mit der kreisförmigen 'Agora' im Vordergrunde gegeben, 'innerhalb welcher, wie im VI. Kapitel beschrieben, vier der Grabstelen zu sehen sind'. Gerade dies Bild, so viel es zu wünschen übrig läßt, ist doch ein ganz unschätzbares Zeugnis für die Höhenlage der Grabstelen. Leider fehlt es in Schuchhardts Buche! Wir sehen Schliemann am rechten Ende des Plattenringes stehen, seine Frau links im Vordergrunde. Vor uns liegt die ebene, vom Plattenringe umgebene Fläche, welche Schliemann für die ἀγορά hielt. Gerade in der Mitte aber, unter den beiden Pferden, in gleicher Höhe mit Schliemanns Füßen, der am Plattenringe steht, erheben sich zwei Grabstelen, und weiter nach links, gerade unter dem Eingange in das Rund wieder einige (perspektivisch zusammengeschoben). Die vier skulpierten sind leider, wie Schliemann S. 172 sagt, durch eine große, stehende Platte verdeckt. Es ist wahrhaft betrübend, daß Schliemann nicht wenigstens vor der Aufnahme diese Platte entfernen ließ! Aber seine Nachrichten gerade über diese vier Platten sind für unseren Zweck völlig ausreichend. Außer dem Panorama beweist auch die Schilderung von der Auffindung der ersten Stelen (Mykenä, S. 90, S. 100) aufs deutlichste, daß die Stelen mit dem Plattenring auf gleichem Niveau standen. Schliemann spricht dort von den zwölf grabförmigen Behältern, die ich später als den Eingang zum Gräberrunde erklärt habe, und fährt fort: „Wenige Schritte südlich von diesen Behältern habe ich zwei Grabstelen ans Licht gebracht“. Dasselbe beweist der Text zum Panorama S. 172 f., auch die Notiz S. 168: „Die doppelte Reihe von Platten, die einst als Einfassung der Agora diente, innerhalb welcher die drei Reihen von Grabstelen sind, und besonders die vier skulpierten Grabsteine waren von großem Interesse für den Kaiser von Brasilien“.

Nach Vollendung dieses ersten Teiles der Grabungen beging Schliemann einen barbarischen Akt der Zerstörung, der ihm nur schwer zu verzeihen ist, ohne irgend welchen Ersatz zu bieten. Er ließ die außerordentlich fest verzapften*) Stelen ausheben und ins Dorf Charvati schaffen, ohne auch nur die geringste Skizze oder eine photographische Aufnahme dieser in situ wohlerhaltenen Gruppe zu machen, ähnlich wie einst Pittakis den ὅρος Πυκνός zu Athen in situ fand, säuberlich ausheben und auf die Akropolis schaffen ließ (C. I. A. I, No. 501)! Findet dieser glückliche Mensch eine uralte Kultstätte vor, so fest, daß sie nur mit großer Anstrengung zerstört werden kann! — und zerstört sie! Wir können zwar aus der Lage der Gräber uns ungefähr die ganze Stätte rekonstruieren, aber doch nur ganz ungefähr; namentlich die Befestigung im Boden und die darunter liegenden Schichten bleiben unklar! Wegnehmen mußte er die Stelen ja, aber warum nicht vorher eine sorgfältige Beschreibung und Aufnahme!

So ganz regelmäßig war indes das künstliche Rund nicht, wie dies bei Schuchhardt erscheint; sondern nach Schliemanns späteren Beschreibungen ragte in der Mitte ein Felsen etwas hervor, welcher erst im Verlaufe der Ausgrabungen einstürzte. Auf Steffens Karte, freilich aber nicht bei Schuchhardt, ist er auch verzeichnet. Er hing über das vierte und dritte Grab etwas über, und ich halte es für möglich, daß in seinem Schutze eine Vertiefung blieb, in welcher die gleich zu besprechende altarförmige Opfergrube über dem vierten Grabe sich erhob. Um diesen Felsen wie um ein Centrum gruppieren sich die fünf Hauptgräber. Nach Entfernung der Stelen also beginnt erst die Tiefgrabung und Ausbeutung der Gräber.

Den ganzen ersten Abschnitt scheint Schuchhardt nicht gelesen zu haben; sonst könnte er wenigstens nicht wohl geschrieben haben, was er S. 180 ff. ausführt. Er rechnet aus, daß der Altar über dem vierten Grabe tief unter dem Niveau des Plattenkreisfußbodens sich befand (S. 182 oben). Dies beweist auch das Panorama; denn es zeigt zwar die Stelen, aber nicht den Altar. Nun aber kommt der Irrtum, welcher das ganze Bild verschiebt. Schuchhardt schreibt: „Schon unten, dicht über den Gräbern, fand ein Totenkultus statt Dessen Zeugen sind die als dauernde Denkmäler der Verstorbenen errichteten Stelen, als deren Fundort Schliemann durchweg 4 m Tiefe angiebt, was nur scheinbar mit der Tiefenlage des Altars nicht stimmt; denn die Stelen wurden fast alle weiter nach Norden gefunden, wo der Berg ansteigt und die Schuttschicht dünner war. Es hat demnach sicher längere Zeit an dem natürlichen Felsenhange, in dem die Gräber eingeschnitten sind, die Totenverehrung stattgefunden. Nachher wurden alle Zeichen derselben durch

*) Vgl. Mykenä, S. 188: „Die Platten der dritten Reihe waren mit großen, horizontalen Platten ausgezeichnet befestigt, sodaß sie nicht ohne die größte Anstrengung herausgenommen werden konnten“.

die große Anschüttung zugedeckt und oben eine ebene Fläche geschaffen". Sch. meint also, die Mykenäer hätten eines Tages einen Plattenring gebaut [wozu?] und, um eine ebene Fläche zu erzielen, sämtliche wohlerhaltene Grabsteine der Vorfahren zugeschüttet! Das Widersinnige einer solchen Annahme hätte ihn doch stutzig machen sollen. Ich glaubte erst, Sch. mißverstanden zu haben; indes spricht er noch an mehreren Stellen dieselbe Meinung aus. Z. B. S. 191: „Auf dem Niveau des Plattenringes, der, wenn auch ein näherer Zeitpunkt sich nicht angeben läßt, doch sicher noch in 'mykenischer' Periode angelegt wurde, sind keine Stelen oder sonstige Grab- und Totenkultzeichen gefunden". Ja S. 180 rechnet er sogar aus, „wie tief Stelen und Altar unter dem Plattenringe lagen". Diese Rechnung aber ist eine trügerische.

Der Hauptirrtum Schuchhardts, dessen Entstehung mir unverständlich ist, beruht darin, daß er, wie oben erwähnt, annimmt, die Tiefenlage der Stelen stimme nur scheinbar nicht mit der des Altars überein! Er drückt sich hier so undeutlich aus, daß ich seine Meinung nur erraten muß. Nun aber ist doch bei Schliemann zu lesen (S. 334): „Das fünfte Grab wird durch die große Grabstele mit dem Mäanderrelief, sowie durch einen Grabstein ohne Skulptur bezeichnet; dieser letztere lag 11 Fuß 8 Zoll unter der Oberfläche des Berges, wie dieselbe vor Anfang der Ausgrabungen war". Und S. 246: „In einer Tiefe von 20 Fuß unter der früheren Oberfläche des Berges kam ich auf — — den Altar zur Totenfeier!" Das ist doch ein wirklicher Unterschied von mehr als 8 Fuß! 11—13 Fuß aber ist nach verschiedenen Stellen Schliemanns etwa das Niveau des Plattenringes unter der früheren Oberfläche gelegen.

Wenn ferner Schuchhardt ausrechnet, daß der Altar noch 3 Fuß über dem vierten Grabe gestanden habe (Schuchhardt, S. 182: „Zwischen den Rändern des Grabes und dem Altar war noch ein Abstand von 3 Fuß"), so stimmt das wiederum nicht mit Schliemanns Plan F, wo der linke Rand des Grabes sogar etwas höher liegt als die Basis des Altars!

Sowenig erfreulich diese mühselige Nachprüfung ist, so habe ich mich ihr doch umsoweniger entziehen zu dürfen geglaubt, als bereits Reisch in der schon erwähnten Anzeige S. 232, Schuchhardt folgend, annimmt, daß Schliemann die Stelen unter dem Niveau des Plattenringes gefunden habe. Er erklärt sich dieses (irrtümlich angenommene) Faktum daraus, daß mit dem Einsinken der Gräber auch die Stelen eingesunken seien: mit der Konstatierung der Thatsache, daß die Stelen auf dem Niveau des Ringes von Schliemann in situ gefunden wurden, fallen aber auch Reischs weitere Schlußfolgerungen weg.

Bei der Nachprüfung der Schliemannschen Berichte ist es geradezu niederschlagend, zu sehen, wie er innerhalb des Gräberrundes gehaust hat. Vergleicht man Lollings ausgezeichneten Ausgrabungsbericht über das Kuppelgrab von Menidi, so sieht man recht, was in Mykenä verloren ging. Auch unterhalb des Plattenringes fand Schliemann zahlreiche Reste des früheren Totenkultes, Stelenfragmente, liegende und aufrechte Stelen, Menschenknochen — alles wurde weggeschafft, ohne daß nur ein einziges Mal eine Durchschnittszeichnung aufgenommen worden wäre. Bedauerlich bleibt es dabei, daß sich von den Gelehrten niemand gefunden hat, der einmal zugesehen hätte, was Schliemann trieb!

Milchhöfer, der immer eifrige, dessen rastloser Thätigkeit wir so manche wertvolle Bereicherung unseres Wissens verdanken, war der erste, welcher noch vor Abschluß der Grabungen berichtete. Leider waren die oberen Schichten schon fast ganz zerstört, und Schliemann war bereits in die Tiefe gegangen. Auch so aber sind uns seine Angaben (Ath. Mitteilungen. I, S. 308 f.) noch von Wert. Er beschreibt am besten die Schuttschicht, welche über den alten Gräbern sich erhob: es ist danach ganz deutlich, daß das Terrain sich allmählich durch die Reste der Opfer erhöhte: „Sehr zahlreich waren die Knochenreste von Tieren, Eberzähne, Hörner von Stieren, Ziegen oder Antilopen und Hirschen. Vereinzelt kamen inmitten der aufgelockerten Erde auch menschliche Schädel und Gebeine zum Verschein, wie ich mich selbst überzeugt habe". Es folgt daraus: Ceterum censeo diarium Stamatakis esse edendum! Es ist eine Pflicht! Schon damit wir endgültig erfahren, was uns von seinen Berichten zu hoffen bleibt.

Bei dieser Untersuchung habe ich die Überzeugung gewonnen, daß ursprünglich noch mehr Stelen in größerer Tiefe standen, als später oben auf dem Niveau des Plattenringes; zum Beweise dienen die zahlreichen Fragmente, welche Schliemann selbst abbildet, aber Schuchhardt nicht. Als sich das Terrain durch Opferreste etc. erhöhte, stellte man auch neue Stelen auf neues Niveau; bei der endgültigen Neuordnung wurden die ältesten, schon zerbrochenen Stelen kassiert, die wohlerhaltenen aber

aufs neue auf dem neugeschaffenen Niveau aufgestellt. Auch dieser Vorgang ist kein alleinstehender und in sich begreiflich! Die Mykenäer verfuhren also gerade umgekehrt, als Schuchhardt sich dachte. Sie erhöhten allerdings einmal das Niveau der Grabstätte; aber sie setzten gleichzeitig die noch wohlerhaltenen Grabstelen auf das neue Planum, nur die ummauerte Opfergrube über dem vierten Grabe ließen sie stehen, vielleicht weil sie sich scheuten, ein wirkliches Kultdenkmal von seiner Stelle zu rücken: die Grabstelen waren keine eigentlichen Kultdenkmäler und konnten die Veränderung ertragen.

So wird die ganze Anlage erst als ein Temenos für die verehrten Ahnen begreiflich, während die Anlage des Ringes unter gleichzeitiger Verschüttung der Denkmäler unverständlich bleibt. Nun ist das Niveau des Einganges am Löwenthore nach Steffen 241 m; das des Plattenringes an der Stelle, wo er die Stützmauer des Weges vom Löwenthore nach der Burghöhe berührt, 242 m; wir folgern daraus, daß der Plattenring und mit ihm die Stelen so lange sichtbar waren, als der Eingang in die Burg durch das Löwenthor führte. Vor dem Jahre 468, dem Jahre der Eroberung durch die Argiver, eine Verschüttung dieses Thores anzunehmen, liegt nicht der geringste Grund vor. Wie lange nachher noch dieser Weg benutzt wurde, vermag ich nicht zu sagen: daß aber Mykenä bis in die Römerzeit hinein bewohnt war, geht aus den neueren Ausgrabungen deutlich hervor. Ich selbst teilte in meiner Abhandlung die damals allgemein geltende irrtümliche Ansicht, daß die Stätte mit der Zerstörung durch die Argiver verlassen worden sei (vgl. über die Inschriften aus der Zeit des Nabis unsere Wochenschrift 1889, No. 4, Sp. 129 f.; über die späte Wiederherstellung des Zuganges zur Perseia 1891, No. 15, Sp. 452). Schliemanns Berichte über die Schuttschichten oberhalb des Plattenringes heben einander direkt auf. Mir ist sicher, daß er bei der ersten Schilderung (Mykenä, S. 114) noch den Raum außerhalb des Plattenringes ohne Unterschied mit dem über dem Plattenring behandelte.

Ist meine Ansicht richtig*), so wird die Entstehung der von Pausanias erzählten Gräbersage erst recht begreiflich. Wir haben aus dem 5. Jahrh. ein Relief, welches das Grab Agamemnons mit einer Stele bekrönt darstellt (das Relief im Louvre, Monumenti dell' Inst. VI, VII. tav. 57, auch in Roschers mythol. Lexikon unter Elektra S. 1238 abgebildet und von Furtwängler in die erste Hälfte des 5. Jahrh. gesetzt). Es standen aber im Plattenring vier skulpierte Stelen aufrecht, drei mit Darstellungen von Krieg und Jagd, die vierte mit einem schlangenartigen Mäander verziert (Schliemann spricht S. 334 geradezu von dem 'zwei Schlangen darstellenden Mäanderrelief'). Nun nennt Pausanias drei Männergräber, des Atreus, des Agamemnon, des Wagenlenkers Eurymedon. Das paßt vortrefflich zu den drei Grabstelen, auf denen allen der Jäger, resp. Krieger auf seinem Wagen abgebildet ist. Das Denkmal der Kassandra wurde vielleicht in der mit schlangenartigem Mäanderschmuck verzierten Stele gesucht. Die fünf unskulpierten würden sich verteilen auf Elektra, zwei Söhne, Medon und Strophios, und die zwei Kinder der Kassandra. Standen doch zwei Stelen etwas abgesondert. Eine Schwierigkeit will ich selbst hervorheben: welches Denkmal mit dem Grabe des Ägisth und der Klytämnestra gemeint war, ist mir nicht ganz sicher. Vielleicht aber ist uns auch nicht mehr alles erhalten, vielleicht gaben die Stelenfragmente, deren genauere Fundstelle Schliemann leider nicht angegeben hat, Veranlassung zur Sage. Für die Annahme von Kindergräbern überhaupt war vielleicht das von Schliemann S. 104 (No. 143) abgebildete Stelenfragment die Veranlassung, welches eines der rohesten ist, aber ein Kind darzustellen scheint.

Wer für diese ganze Frage den richtigen Gesichtspunkt gewinnen will, darf sich nicht begnügen, wie es allerdings meistens geschehen ist, das eine Citat Paus. II 16, 6 f. nachzuschlagen, sondern muß den ganz unschätzbaren Reiseführer von Beginn seiner Beschreibung, von Athen über Megara etc. nach Mykenä begleiten. Griechenland war damals zum Teile mehr ein Land der Toten als der Lebendigen, und so ist denn ein großer Teil der Reisebeschreibung eine Aufzählung von Gräbern, μνήματα καὶ τάφοι der Vorfahren. Und gerade von den halbmythischen Personen werden die Gräber mit Stolz überall gezeigt: vom Grabe des Deukalion in Athen, der Alkmene, des Pandion, des Hyllos, Sohnes des Herakles, der Amazonen, des Tereus bis zu den historischen Zeiten. Und das sind keine Prachtbauten, sondern häufig nur Stelen oder χώματα γῆς: nirgends aber wird ein unterirdischer Kuppelbau mit Sicherheit ein Grab genannt. Je toter die Stadt, z. B. Megara, desto lebendiger ist die Erinnerung an die Vergangenheit. Ja Pausanias sucht nach Gräbern mit förmlichem Sporteifer: mit wahrem Bedauern meldet er z. B. I 38, 2. 'ἐγὼ

*) Meine Behandlung der Pausaniasstelle billigte Furtwängler in unserer Wochenschrift 1887, No. 24, Sp. 753, und Gurlitt, Pausanias, S. 225.

δὲ Κρόκωνος μὲν ἀνευρεῖν τάφον οὐχ οἷός τε ἐγενόμην'. Dabei giebt er mehrfach an, daß, ähnlich wie bei der Kassandra, zwei Orte sich um das Grab oder μνῆμα eines und desselben Mannes streiten. Liest man diese massenhaften Erwähnungen der Gräber von Attika, Megara, Korinth, Phlius etc., so erwartet man geradezu, daß man dem Pausanias nun auch in Mykenä Gräber zeigen werde. Rein gar nichts aber erregt den Gedanken, daß die Gräber Agamemnos und der Seinen großartige Denkmäler gewesen seien. Das würde sogar mit der Art ihres Todes, die ja auch Pausanias selbst erwähnt, im Widerspruche stehen. Es ist mir auch sehr zweifelhaft, ob in Orchomenos wirklich die herbeigeholten Gebeine des Hesiod in dem traditionellen Thesaurus beigesetzt worden sind. Ein wirklicher Beweis dafür ist noch nicht im erbracht: An der großen Gräberstraße, welche Pausanias wandelt, stehen τάφοι und μνήματα. Die Kuppelgräber sind seiner Zeit und ihm zu Thesauren geworden.

Wenn ich nach meiner Empfindung urteile, so wird der geneigte Leser bei dieser mühseligen Nachkontrolle Ermüdung empfinden, und ich werde mich kurz fassen. Wenn Sch. zunächst es nur für möglich hält (S. 179), daß der Plattenring gleich anfangs mit kleinen Steinen und Erde gefüllt wurde, so dürfen wir fester auftreten; wenigstens Schliemann behauptet es als sicher (Mykenä S. 100, S. 140): „Zwischen den Plattenreihen ist zuerst eine 1 Fuß 4 Zoll dicke Schicht von Steinen, die den Zweck hat, die Steinplatten in ihrer Lage zu erhalten; der übrige Raum ist, wo die oberen Querplatten noch in situ sind, durch reine, mit langen, dünnen Muscheln vermengte Erde (??)*), und überall, wo die Querplatten fehlen, durch Überbleibsel von Haushaltungen gefüllt, worunter sich unzählige Bruchstücke archaischer Töpferware finden". Solche Doppelreihen werden doch immer gleich von vornherein ausgefüllt, z. B. bei Stadtmauern.

Mußten wir also Schuchhardts Buch in topographischer und architektonischer Hinsicht ablehnen, so konstatieren wir gern, daß der nun folgende, die Einzelfunde behandelnde, manche gute und neue Erklärungen enthält. Sch. giebt zunächst nach Dörpfelds trefflicher Beobachtung eine gute Auseinandersetzung über den Verschluß der Gräber und bespricht dann ausführlich unter Wiedergabe vieler Abbildungen, darunter auch einiger eigenen Zeichnungen, den reichen Inhalt derselben; dieser Abschnitt schließt sich an Stamatakis vortreffliche Aufstellung der Gräber zu Athen an und bietet wirkliche Belehrung, wenn auch hier manches zu erinnern und streitig bleibt (vgl. Reischs Anzeige!). Wir verweisen den geneigten Leser darum auf das Buch selbst! Es folgt die Schilderung der späteren, griechischen Ausgrabungen (Palast auf der Akropolis, Gräber in der Umgebung), über welche wir unsere Leser stets unterrichtet haben. Ithaka, Orchomenos werden noch gestreift, und zuletzt in einem Abschlußkapitel 'die griechische Heldenzeit historisch beleuchtet', die mykenische Kultur in den großen Zusammenhang der alten Kulturen einzuordnen gesucht.

Noch vielerlei Stilistica, Ungleichheiten, kleine Widersprüche übergehen wir; aber bemerken müssen wir noch, daß Schuchhardt sehr ungleichmäßig in seinen Citaten verfährt. So citiert er Adler mit besonderer Vorliebe, auch bei ganz unbedeutenden Dingen, obwohl gerade er bei der Behandlung der mykenischen Topographie nicht glücklich gewesen ist. Er erregt dadurch ungenaue Vorstellungen über das Übrige. Er mußte ja ganz selbstverständlich seine Vorgänger benutzen, dies ist eher ein Lob als ein Vorwurf; aber Milchhöfer und Furtwängler-Löschcke, denen er namentlich im letzten Abschnitte sehr viel verdankt, nennt er außer polemisch fast gar nicht! Wenn er übrigens S. 357 in der auf Furtwängler anschließenden Darstellung der ägyptischen Analogien zu Mykenä sagt: „Im Grabe der Aa-Hotep wurde ein Schwert gefunden, welches genau in der Relieftechnik der mykenischen Schwerter verziert ist", so gehört nur diese 'Relieftechnik' ihm allein, der übrige Teil des Satzes Furtwängler*). Er hätte bei der Schilderung dieser Schwerter (S. 262 f.) Köhlers Abbandlung (Ath. Mitteil. VII, S. 241 ff.), die er mit Recht stark benutzt, citieren sollen.

*) Ist mir sehr zweifelhaft! Die Mykenäer werden doch den ersten besten Schutt genommen und nicht von weit her reine Erde herbeigeholt haben.

*) Bei Furtwängler und Löschcke, Mykenische Vasen. Vorhellenische Thongefäße aus dem Gebiete des Mittelmeeres (1886), S. XII: „Im Grabe der A'ahotep, der Mutter des 'Ahmose, des Befreiers von den Hyksos (16. Jahrh.), wurde ein Schwert gefunden, das in der Technik der mykenischen Schwerter mit vier Heuschrecken und einem Löwen, der einen Stier verfolgt, verziert ist". Bei Schuchhardt (ohne Citat!): „Im Grabe der Aa-Hotep, der Mutter des Ah-Mose, des Befreiers von den Hyksos (um 1600), wurde ein Schwert gefunden, das genau in der Relieftechnik der mykenischen Schwerter mit vier Heuschrecken und einem Löwen, der einen Stier verfolgt, verziert ist".

Ich will nicht schließen, ohne hervorzuheben, daß Schuchhardts Aufgabe eine schwierige und die gewährte Zeit eine relativ kurze war; aber ich würde der Sache, und auf diese kommt es in der Wissenschaft doch nur an, zu schaden glauben, wenn ich die Mängel hätte verschweigen wollen, welche sich mir bei der Nachprüfung herausgestellt haben. Christian Belger.

Aristoteles' Schrift vom Staatswesen der Athener, verdeutscht von **Georg Kaibel** und **Adolf Kiessling.** Straßburg 1891, Teubner. 109 S. 8. 2 M.

Bei dem Aufsehen, welches die Auffindung der Aristotelischen Ἀθηναίων πολιτεία in allen gebildeten Kreisen erregt hat, ist es überaus dankenswert, daß die Kenntnisnahme der Schrift schon so bald nach ihrer Veröffentlichung durch eine deutsche Übersetzung allgemein zugänglich gemacht worden ist. Für das große Interesse, welches das gebildete Publikum an diesem kostbaren Funde nimmt, ist der schlagendste Beweis der Umstand, daß die Veranstalter des Unternehmens schon nach wenigen Wochen der ersten Auflage eine zweite folgen lassen konnten, die auf ihrem Titel den stolzen Vermerk 'Drittes Tausend' trägt.

Was die Übersetzung selbst betrifft, so ist von derselben zu sagen, daß sie alle Eigenschaften einer guten Übersetzung besitzt: sie giebt den Ton des Originals treu wieder und wird dabei doch allen Anforderungen gerecht, welche die Eigenart der deutschen Sprache in bezug auf Satzbildung u. ä. stellt. Mit vollstem Recht wird die zweite Auflage als eine 'verbesserte' bezeichnet: abgesehen von einzelnen Nachbesserungen des Ausdrucks hat der Text namentlich durch eine von Kaibel und v. Wilamowitz vorgenommene vollständige Vergleichung des Faksimile, das für die erste Auflage nur bei der Revision der Druckbogen verglichen werden konnte, an zahlreichen Stellen z. T. sehr wesentliche Änderungen erfahren, welche die von den beiden genannten Gelehrten in Aussicht gestellte Ausgabe des Originals als ein dringendes Bedürfnis erscheinen lassen.*)

Die Ausstattung des Büchleins ist vortrefflich.

φ.

Polybios ins Russische übersetzt von **Th. Mistschenko** mit Einleitung, Anmerkungen, Index und Karten. I. Einleitung. B. I—V mit 2 Karten Moskau 1890. CCXLII, 680 S. 6 Rub.

Es ist äußerst mißlich, eine Anzeige zu verfassen über eine Übersetzung in eine fremde, fast allen Lesern unverständliche Sprache: man ist der Möglichkeit beraubt, durch Aufführung von Beispielen und Proben die Urteilsfällung wenigstens teilweise den Lesern selbst zuzuschieben, und muß die Verantwortung für die Beurteilung selbst tragen, welche gerade in solchen Fällen notwendigerweise subjektiv ausfällt — wie leicht kann bei Übersetzungen gerade das, was dem ersten gelungen dünkt, dem anderen unpassend ausgedrückt erscheinen! Glücklicherweise wird mein Urteil mir dadurch erleichtert, daß Herr Mistschenko, Prof. an der Universität von Kasan, nicht nur in Rußland durch seine Übersetzungen des Strabo, Herodot und Thukydides rühmlichst bekannt, sondern auch den Lesern dieser Wochenschrift durch frühere Rezensionen nicht fremd ist.*) Wie seinen anderen Übersetzungen so hat er auch seinem Polybios eine vorzügliche Einleitung vorausgeschickt oder vielmehr einen Essay unter dem Titel „Polybios und das föderierte Hellas". Derselbe zerfällt in 5 Kap.: Sinnesart des Polybios, politische Zersplitterung von Hellas und fremde Einflüsse, föderative Bewegungen in Hellas, der ätolische Bund, der achäische Bund (242 S.). Der Verf. sagt selbst, er wolle „keine Geschichte der griechischen Bünde schreiben", sondern den Lesern seines Polybios giebt er einerseits ein in großen Zügen entworfenes Bild der politischen Strömungen im Hellas der hellenistischen Zeit, andererseits beleuchtet er die Ansichten und Urteile des Polybios über die zeitgenössischen Bestrebungen: ohne die Wahrhaftigkeit des Autors in der Darstellung der Ereignisse in Zweifel zu ziehen, zeiht er ihn in der Beurteilung derselben, besonders in der Auseinandersetzung der Motive und Zwecke der handelnden Personen einer Voreingenommenheit zu Gunsten der Achäer und des Arat gegen die Ätoler und Cleomenes; er wirft dem Polybios vor, die in der ganzen historischen Entwickelung einer Völkerschaft liegenden Gründe für den weiteren Gang ihrer Geschichte verkannt oder mißachtet zu haben. Die Abhandlung ist mit genauer Kenntnis sowohl des Gegenstandes wie auch der einschlägigen neueren Litteratur abgefaßt, enthält auch manche berücksichtigungswerte Gedanken und Ausführungen, obgleich sie sowohl in betreff mancher Einzelheiten,**) als auch einiger

*) Die Ausgabe ist inzwischen bei Weidmann erschienen.

*) Vgl. Jahrg. 1889, No. 16. 17: Recens. von Mistschenkos Thukydides und Herodot von H. Haupt.

**) Daß Hippodamos von Milet die Stadt Megalopolis erbaut habe, muß ein Irrtum des Verf. sein (s. XLVI): die Stelle des Aristoteles, die er falsch citiert (Polit. II. 5 st. II, 8 Susemihl), enthält darüber

Grundanschauungen nicht einwandfrei ist. Zur allgemeinen Charakteristik der Abhandlung ist hinzuzufügen, daß gemäß der Bestimmung als Einleitung zur Polybioslektüre sie Detailforschung und Einzeluntersuchungen nicht aufweist und keine nennenswerten neuen Resultate ergiebt.

Auf diese Abhandlung folgt zunächst eine Zusammenstellung der testimonia veterum über Polybios und seine Werke: diese hat Verf. der Einleitung von Büttner-Wobst zu Polybios entlehnt mit Änderung der Reihenfolge und — füge ich hinzu — mit Auslassung der autobiographischen Notizen des Polybios selbst. Diese Abweichung erklärt sich daraus, daß Verf. die Absicht hat, dem II. Bande seiner Übersetzung eine ausführliche Abhandlung über Polybios beizugeben; dann wäre es besser gewesen, auch die Testimonia für jenen Band aufzusparen: so, wie sie jetzt ohne verbindenden Text dastehen, sind sie für den Leser teils unverständlich, teils wertlos, und, wie gesagt, entbehren sie auch der Vollständigkeit. Es hätte auch nicht geschadet, wenn Verf. sich nicht begnügt hätte, diese testimonia aus Büttner-Wobst zu übersetzen: erstens würde er dann wohl den 5 Zeugnissen des Pausanias über Standbilder des Polybios noch ein sechstes, für uns wohl das interessanteste, hinzugefügt haben — die Weihinschrift von der Basis seiner Statue in Olympia Ἡ πόλις ἡ τῶν Ἠλείων Πολύβιον Λυκόρτα Μεγαπολίτην (Arch. Zeit. XXXVI, S. 37 = Dittenb. Syll. No. 243); zweitens würde ihm nicht bei der Übersetzung eines Zeugnisses ein höchst fataler Irrtum passiert sein. Nämlich bei Wiedergabe von Dionys. de comp. verb. c. 4 überträgt er den ersten Satz folgendermaßen: „Größere Kraft hat bei ihm (Polybios) die Verbindung der Worte, als ihre Auswahl"; darauf fährt Dionysios fort, die älteren Schriftsteller hätten auf diese σύνθεσις ὀνομάτων große Mühe verwandt, die späteren sie vollkommen vernachlässigt (und seien dadurch unleserlich geworden), darunter auch Polybios — also „die größte Kraft" besteht bei Polybios in der Wortverbindung und wegen ihrer Vernachlässigung ist er unleserlich! Der Widerspruch springt jedem aufmerksamen Leser in die Augen! Durch ein Mißverständnis des Übersetzers sind die Worte „bei ihm (Polybios)" willkürlich in den Text des Dionysios hineininterpoliert; die Worte Μείονα ἰσχὺν ἔχει etc. sind eine Regel die Dionysios selbst aufstellt, nirgends im vorhergehenden Texte erwähnt er des Polybios, und nur im Schlußsatze führt er ihn mit einigen anderen als Beispiel an. Hätte der Übersetzer den zusammenhängenden Text des Dionysios eingesehen, wäre ihm dies Mißverständnis erspart geblieben: seltsam klingt es dabei, wenn er Büttner-Wobst beschuldigt, er habe die Testimonia veterum aus Schweighäusers Polybios „ohne Kritik" abgedruckt.

Die Übersetzung selbst (nach dem Text von Hultsch von 1887) ist in glatter, fließender Sprache verfaßt, und im großen und allgemeinen läßt sich wenig an ihr aussetzen. Ein Hauptvorwurf, aber rein subjektiver Art, wäre, daß sie bisweilen die wünschenswerte Leichtigkeit und Eleganz vermissen lasse. Wenn in No. 17 dieser Wochenschr. Herr Hultsch dem englischen Übersetzer gegenüber lobte, daß er „die langatmigen Perioden des Polybios nicht beibehalten habe", so kann man denselben Vorzug auch der russischen Übersetzung zuerkennen; aber mir scheint es doch, daß Herr M. darin zu weit gegangen sei und seine Sätze zu sehr zerstückelt habe. Dadurch werden bei ihm die feineren Gedankenübergänge im sprachlichen Ausdruck häufig verwischt, der Zusammenhang zwischen zwei Sätzen bisweilen unklar, die Rede selbst durch die Häufung koordinierter Sätze für den Leser öfters unerquicklich, besonders da der Übersetzer als stärkere Interpunktion fast nur den Punkt gelten läßt; kommt wirklich mal ein subordinierter Satz vor, so kann man fast versichert sein, bei Polybios einen koordinierten zu finden. Sklavische Wiedergabe ist freilich bei Übersetzungen zu vermeiden; aber auch zu große Willkür ergiebt selten gute Resultate: sie kann leicht zur falschen Wiedergabe der Gedanken des Autors führen, ja häufig Mißverständnisse nach sich ziehen. Um ein Beispiel anzuführen, so ist der Satz I 23, 4 folgendermaßen wiedergegeben: „Die Flotte befehligte Hannibal. Er führte nachts heimlich sein Heer aus Akragas hinaus und fuhr auf einem 5-Ruderer (sollte heißen 7-Ruderer)". Daß diese Sätze zu Mißverständnis Anlaß geben können, wird niemand leugnen, der den griechischen Text vor sich hat: ἡγεῖτο δ' Ἀννίβας

nichts; Hipp. hat bekanntlich vor Mitte des V. Jahrh. die Stadt Piräus ausgebaut (Arist. l. c. vgl. Müller Arch. d. K. § 111, Brunn, Künstlergesch. II, s. 362), müßte also um 370 über 100 Jahre alt geworden sein. Der Irrtum beruht wohl auf einer mißverstandenen Äußerung Hermanns; von ihm hat der Verf. auch sein irreführendes Citat aus Aristoteles: Hermann citiert augenscheinlich nach der alten Schneiderschen Ausgabe der Politik (von 1809), wie ich aus Pauly R. E. III, S. 370 (u. Hipp.) ersehe, wo der volle Titel der Hermannschen Abhandlung genannt ist: Disp. d. H. M. ad. Arist. Polit. II 5; jetzt benutzen wir jüngere Ausgaben, also hat der Verf. das Citat erborgt und seinen Aristoteles — nicht eingesehen.

αὐτῶν—οὗτος δ'ἦν ὁ τὰς δυνάμεις ἐκκλέψας νυκτὸς ἐκ τῆς τῶν Ἀκραγαντίνων πόλεως (vergl. cap. 19) — ἔχων ἐπιτήρη. Daß nach meinem Gefühle die Auswahl der Worte zuweilen nicht präzis genug ist, daß die prägnanten Ausdrücke des Polybios durch allgemeinere wiedergegeben die Kraft der Rede schwächen und sie einförmig machen, will ich nicht besonders hervorheben, auch nicht einzelne Fehler in Wiedergabe von Worten und Sätzen registrieren; aber verschweigen darf ich nicht, daß manche von einer gewissen Schnelligkeit im Arbeiten zeugen, die für einen Übersetzer nicht gerade lobenswert ist. So z. B. ist (I 30, 13) μετ' ἀσφαλείας ἐποιοῦντο τὴν ἀποχώρησιν wiedergegeben: „ihr Rückzug wurde unvermeidlich"; ein paar §§ früher wird gesagt, daß die Karthager ihre Hoffnung setzten „auf ihre Krieger" st. auf ihre Elefanten; in I 15, 11 heißt es: „er (Philinos) spricht von der Niederlage derselben Römer, welche er in den ersten Kämpfen bei Messina als Sieger nennt" — was der ganzen vorhergehenden Auseinandersetzung direkt widerspricht. Die jedem Buche angehängten Anmerkungen sind kurz, sachlich und gut abgefaßt und enthalten hauptsächlich historische und geographische Notizen. Die zwei vom Verfasser selbst entworfenen Karten sollen nur die historische Ausbreitung des Achäischen resp. Ätolischen Bundes zu verschiedenen Zeiten illustrieren; zu weiteren Zwecken können sie nicht dienen, da sie kaum die Hauptstädte enthalten und selbst die Grenzen der Landschaften nicht verzeichnen. Ein unangenehmes Versehen ist es, daß auf der 2. Karte die Insel Salamis fehlt; auffallend auch, daß die Hauptstadt des spartanischen Staates auf beiden Karten als Lacedämon, nicht als Sparta bezeichnet ist.

Zum Schluß muß ich meinem Bedauern Ausdruck geben, daß der Verf. seine reichen Kenntnisse und Kräfte einem so undankbaren Werk widmet: wenn schon sein Herodot und Thukydides im Laienpublikum wenig Leser gefunden haben werden, können sie wohl manchem Gymnasialschüler willkommen gewesen sein und ihn vor den entsetzlichen Spekulantenübersetzungen bewahrt haben; aber sein Polybios — wie viel Leser wird der finden? Unter den Laien? Allenfalls ein paar Studenten, wenn es mal einem Professor einfällt, historische Übungen auf grund des Polybios abzuhalten! Die müßten aber mit Fug und Recht gezwungen werden, den Originaltext selbst zu studieren.

Moskau. Valerian von Schoeffer.

Paul Trautwein, De prologorum Plautinorum indole atque natura. Berlin 1890, Heinrich und Kemke. 60 S. 8. 1 M. 50.

(Schluß aus No. 37.)

T. verwirft dann Ritschls Aufstellung, daß die Erwähnung des Namens Plautus nicht von dem Dichter selbst, sondern erst von späterer Hand in die Prologe gekommen sei. Die Analogie von Terenz und Aristophanes beweise nichts. Er selbst aber beruft sich dabei auf eine ganz andere Analogie: die Gewohnheit der elegischen und epischen Dichter. Aber das ist doch ganz etwas anderes, da diese Dichter, speziell die lyrischen, sich ja unmittelbar an ihr Publikum wenden und vielfach sogar die Gedichte an ihre Freunde richten, wo zur Namennennung Veranlassung war. Reiches Lob wird dann im Trinummusprologe der dramatischen Einführung der Luxuria und Inopia erteilt, wodurch jedenfalls die Form des Prologs der res scaenica mehr angepaßt sei, obwohl T. selbst zugeben muß, daß dabei von Handlung nicht eben die Rede sein könne. Von einem in medias res rapere kann jedenfalls gar keine Rede sein. Bei der Verteidigung der Verse 18—21 kommt Verf. auf seine große Entdeckung: daß die Luxuria ganz die Rolle eines Prologsprechers erfüllt wie Palaestrio im Miles und Charinus im Mercator, und dadurch höben sich bei richtiger Betrachtung dieses Verhältnisses alle jene Ritschlschen Anstöße. Nun ist ja gewiß zuzugeben, wenn wir Trin. 18—21 einem offiziellen Prologsprecher in den Mund legen, so giebt es gar keinen Anstoß, auch für T. nicht. Aber Plautus hat dies doch nun einmal nicht gethan, und so bleibt immerhin ein Rest in der Rechnung, der nicht aufgeht. Statt sich dann auf Goethes Faust und die Selbstvorstellung der vier grauen Weiber zu berufen, hätte Verf. es näher gehabt. Plautus selbst läßt nicht nur, wie an unserer Stelle im Trinummusprologe Vers 8, 9 den Dichter als Namengeber erwähnen, sondern z. B. Aul. 2. Cist. I, 3, 6. Rud. 2—5 die Personen sich selbst direkt vorstellen; vergl. auch die Parasitenstellen in Capt., Men., Stichus.

Es folgt dann die Behandlung der Verse 16/7 des Mercatorprologs. Die theoretische Betrachtung im Anfang wird man ja im allgemeinen billigen, und gerade Ritschl, gegen den sie sich richten soll, war wohl einer derjenigen, die dies Verfahren am erfolgreichsten geübt haben. Aber, was dann bei des Verf. eigenem Versuche herauskommt, zeigt gerade, wie richtig Ritschl gesehen hatte, als er eine solche Behandlung in diesem Falle ablehnte. Ich will davon absehen, daß das *factum esse* eine etwas heftige Korrektur von *et (fit)* ist.

Freilich kann weder Leos noch Ussings Lesart genügen. Die Ritschlsche Anordnung ist doch wohl immer noch das Sicherste, wenn auch die schöne Spur *matorum* für *amatorum* verschwinden muß. Bei Trautweins Konjektur kann ich mich schon des Tempus wegen weder mit factum esse noch mit institi in seiner Auffassung befreunden. Der ganze Vers „Quod ea quae conatus sum vobis explico" kann nicht befriedigen, und dann muß T. noch erst allerlei in diesen Vers hineinlegen und hineindeuten, was an und für sich in dem Wortlaut keine Begründung findet. Für den Begriff des *conari* ist hier überhaupt kein richtiger Platz zu finden.

Auch im Rud., zu dem S. 42 übergeht, zeigt sich wieder derselbe Anstoß. Gewiß sind hier die Prologangaben sehr notwendig zum Verständnis, und T. hat auch ganz recht, wenn er Vers 8—30 gegen diejenigen in Schutz nimmt, welche die Wirksamkeit des Jupiter in dem Stücke selbst vermissen. Wenn dann 32/3 Diphilus ebenso wie sonst Plautus erwähnt wird, so sehe ich hierin entschieden dieselbe Hand, welche so oft für Plautus thätig gewesen ist. Auch hier entsteht dann derselbe Anstoß, daß der Gott als Prologsprecher mit der Angabe des Namens des griechischen Dichters betraut ist. Ebenso ist es im Miles mit der Palaestrioscene. Die Polemik gegen Lorenz und andere hätte fehlen können. Sie beruht ja eigentlich nur auf der wunderbaren Erklärung der Worte *haud magni preti* in Vers 145. T. führt drei Parallelstellen an, aber zwei mit *minimi preti* und eine mit *nulli preti*. Danach soll es den boshaften, schlauen Mitsklaven bezeichnen; hätte er Cas. 98 vilice *haud magni preti* oder Trin. 257 *parvi preti* verglichen, so wäre der ganze Streit unterblieben. Vers 468 kann man ohne Bugges Konjektur *incauto* das handschriftliche *cauto* sehr gut in ironischem Sinne nehmen. Daß Palaestrio als Prologist Dinge weiß, die erst noch geschehen sollen, die er nachher als Schauspieler noch nicht weiß, ist ja unleugbar, und mit Recht weist T. Dziatzkos Versuch, die Sache hier zu vertuschen, zurück; auch Ribbeck gegenüber, der den ganzen Prolog als Werk eines späteren ungeschickten Dichters erklärt, gebe ich ihm recht. Der Inhalt des Prologs ist in der That zum Verständnis nicht ganz zu entbehren, und die Vermutung, daß bei Plautus selbst etwa Venus den Prolog gesprochen, schwebt völlig in der Luft. In derselben Weise wie im Miles ist der Prolog eingeschoben in der Cistellaria, wo Trautwein sich spöttisch über die Annahme eines interpolator, recensor, amplificator, oder wie sonst diese schändlichen, verruchten Menschen zu nennen seien, ausspricht. Hierbei bekommt selbst Ussing seinen Tadel zu hören, daß er seine frühere konservative Auffassung aufgegeben und in verba reliquorum criticorum iurat. Mit Recht verteidigt er allerdings wohl das Anakoluth Vers 121—4. Dagegen muß ich 127—30 gegen ihn zunächst in Schutz nehmen. Das *eam* kann sich nicht nur auf parvulam puellam proiectam beziehen; denn ebenso gut kann es das im vorhergehenden verdächtigten Verse stehende haec aufnehmen: daß sie zuletzt in erwachsenem Zustande vorgeführt ist, ändert doch nichts an der Thatsache, daß sie eben dieselbe ist, welche die lena einst ihrer Freundin übergeben hat, und der andere Grund, daß sie nichts davon wisse, wird ja eben dadurch widerlegt, daß sie es in der vorhergehenden Scene gehört hat. Aber diese Verse stören hier allerdings vollständig den Zusammenhang, und die richtige Stelle in der Rede des Auxilium ist hier so genau nachgebildet, daß wir sie doch jedenfalls werden streichen müssen. — Seite 58 wiederholt nochmals die Betrachtungen über die Prolognatur seit Euripides. Die Erklärung, daß die Stellung des Prologs mit dem Edelmut der Selenium aussöhnen solle, ist falsch; denn trotz Euanthius' Behauptung ist nicht Terenz der erste, welcher edle meretrices vorführt: man vergleiche nur die geradezu sentimentale Philaenium in der Asinaria, und gerade in der Cistellaria wird niemand die Ähnlichkeit der Melaenis mit der Thais im Terenzischen Eunuchus entgehen. Für den Amphitruo giebt Trautwein die Unechtheit von Verse 64 ff. wegen der festen Sitzplätze zu, für das Übrige kommt er selbst zu keinem festen Resultate.

Die letzte Schlußbetrachtung, er sei nach dem Lesen alles dessen, was über die Prologe schon geschrieben, erst recht verzweifelt, wird auch durch seine Arbeit nicht gegenstandslos gemacht, und wenn er sich rühmt, von allen bisherigen in seiner Behandlung abzuweichen und für die Zukunft den richtigen Weg gewiesen zu haben, so muß ich entschieden bestreiten, daß das, worin er sich von den Früheren unterscheidet, auf den richtigen Weg führt. Wichtig und richtig ist, um dies nochmals zu betonen, sein Hinweis darauf, daß die Prologpersonen als solche wohl zu trennen sind von ihrem Charakter als Mitspieler im Stück. Sie unterscheiden sich eben nur äußerlich von den ausdrücklichen Prologi, seien sie nun Götter oder Teilnehmer an der Handlung.

Friedland i/M. Georg Langrehr.

Titi Livi ab urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von **Ed. Wölfflin.** 4. Aufl. Leipzig 1891, Teubner. IV, 136 S. 8. 1 M. 20.

Auch diese 4. Auflage der Wölfflinschen Bearbeitung von Livius XXI ist von Luterbacher besorgt, wie schon die 3., und Wölfflin hat nach der Vorrede nichts weiter de suo hinzugethan als die Erklärung, daß weitere Änderungen im Texte ihm nicht notwendig erschienen. Auf die Gestaltung der Anmerkungen scheint er also keinen Einfluß geübt zu haben, die zahlreichen Verbesserungen, die in diesem Teile des Buches angenehm berühren, haben wir demnach Ltb. ausschließlich zu danken; sie sind vorgenommen, ohne den Gesamtumfang zu vermehren. Es ist deshalb anzunehmen, daß das Buch auch fernerhin gern empfohlen werden wird. — Der kritische Anhang geht jetzt von Luchs aus und zählt die Abweichungen von dessen Ausgabe auf, welcher sich Ltb. in einer Reihe von Fällen mit Recht angeschlossen hat. Ob er dies nicht noch häufiger hätte thun dürfen, ist schwerer zu entscheiden, mancher wird es vielleicht bejahen. Manche Bemerkung im Anhang erscheint entbehrlich, wie die zu 9, 3; derselbe kann doch keinen andern Zweck haben, als den Lehrer aufs schnellste zu orientieren über das, was er Neues oder von der kritischen Ausgabe, die als Grundlage gelten kann, Abweichendes in dieser Schulausgabe antrifft; er verzichtet also auf Varianten der Hss und Angabe der Konjekturen, die der Herausg. nicht in den Text aufgenommen hat. Soll der Anhang Zweck haben in einer Schulausgabe, sollen ihn die Schüler mit bezahlen, was eigentlich unbillig ist, so reduziere man ihn auf das Notwendigste, d. h. auf die Angabe und Begründung der Lesarten, die von der krit. Ausgabe (also hier von Luchs) abweichen. Anderes sucht man in einer Schulausgabe nicht. Von neuen Lesarten hat Ltb. nur eine aufgenommen, aber eine sehr wichtige. Er schreibt nämlich 43, 3 mit P hoc statt huc im Anschluß an einen lehrreichen Artikel Wölfflins (Archiv für lat. Lexikogr. etc. VII, 332), der an u. St., aber auch 22, 14, 4 und 5 die altlateinische Form mit P einsetzt. Abgesehen nun von der heiklen Frage, ob die Aufnahme der Form hoc in eine Schulausgabe des Livius angemessen ist, reizt auch die Neugierde zu weiterer Verfolgung des Punktes, wie sich Liv. eigentlich im Verlaufe seiner schriftstellerischen Thätigkeit hoc bezw. huc gegenüber verhalten habe. Wölfflin a. O. nimmt mit gutem Grunde an, Livius sei durch Vergil wie zu vielen andern poetischen Wendungen so auch zu hoc veranlaßt. Vielleicht brachte er sie auch aus der Provinz mit nach Rom, und wir hätten dann mit hoc wieder einmal einen Brocken Patavinität erwischt! Denn die Anwendung von hoc statt huc ist bei Livius häufiger, als Wölfflin zu meinen scheint. In der 3. Dekade liest man huc außer den obigen 3 Stellen noch 3 mal: XXVI 6, 10; 43, 8; XXIX 27, 12. An der 1. Stelle hat P hoc von erster Hand, das dann in huc verändert ist; an der andern fehlt P, aber hoc steht im Harleianus erster Hand, das von 3. Hand in hic verändert ist, huc edierte Aldus, und Luchs glaubt deshalb, daß Σ^1 auch vielleicht so gelesen hat, was nun wohl noch zweifelhafter wird; XXIX 27, 12 aber haben die guten Hss beider Klassen (P und Σ^2) hoc, huc nur die deteriores, denen Luchs gefolgt ist. Wir haben also allen Grund zu sagen, daß Livius in der 3. Dekade hoc statt huc geschrieben hat. Dagegen bieten uns die Hss der 1. und 4. Dekade stets huc, soweit ich sehen kann; auch Veron. liest deutlich III 60, 10 huc adque illuc, während V 8, 8 die Schreibung nach Mommsen unsicher ist. Der Vindob. hat leider huc nicht, adhuc ist konstante Lesung aller Hss, nur einige Male findet sich adhuic dafür, adhoc aber erinnere ich mich nicht gefunden zu haben. Nun ist es aber höchst befremdlich, daß Livius in der 3. Dekade hoc, in der 1. aber huc geschrieben haben sollte. Man hätte eher das Umgekehrte erwartet. Wahrscheinlich ist diese Besonderheit des Livianischen Idioms (wie manche andere?) in einer frühzeitigen Rezension der 1. Dekade, von der auch der Veron. mit betroffen sein muß, untergegangen.

Nienburg, Weser. Fügner.

X. Barbier de Montault, Traité d'iconographie chrétienne. 2 Bde. Paris 1890, Vevès.

Daß die klassische und die christliche Archäologie jede ihren besonderen Weg geht, ohne daß die eine viel von der anderen weiß, äußert sich u. a. darin, daß jede ihre eigene Terminologie ausgebildet hat, in der öfters dieselben Namen nicht dieselben Sachen bezeichnen. Das ist nun auch bei dem Terminus Ikonographie der Fall. Ikonographie als Zweig der christlichen Archäologie ist nicht Bildniskunde, sondern Bildkunde im umfassendsten Begriff, Erklärung aller der christlichen Kunst angehörenden Darstellungen irgend welcher Art in Bezug auf ihre gegenständliche Bedeutung. Die christliche Ikonographie entspricht also am meisten dem, was in der klassischen Archäologie Kunstmythologie genannt wird. Sie ist eine unentbehrliche Hülfswissenschaft der Kunstgeschichte; fast noch mehr aber ist an ihr die Theologie interessiert, nicht

bloß die historische, sondern wenigstens innerhalb des Katholizismus auch die praktische Theologie.

Diese Doppelstellung erklärt es, daß die deutsche Kunstwissenschaft zu den ikonographischen Studien lange Zeit kein rechtes Verhältnis zu finden wußte und erst neuerdings die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden gelernt hat, während sie in Frankreich nach dem rühmlichen Vorgange des Altmeisters Didron weit länger und lebhafter im Betriebe sind. Die Auffassung ist aber in beiden Ländern eine sehr verschiedene. Bei uns herrscht die rein historische Betrachtungsweise, bei den Franzosen spielt das praktische Interesse der Geistlichen und der Amateurs stark hinein. Bei uns versucht man sich nur erst durch Einzeluntersuchungen in dem ungeheuren Stoff zurechtzufinden, wogegen die systematisch zusammenfassenden Darstellungen nach Zahl und Wert sehr zurücktreten; bei den Franzosen sind gerade Arbeiten der letzteren Art beliebt. Allein das letztverflossene Jahr hat zwei ziemlich umfangreiche Handbücher gebracht: das eine von L. Cloquet (Lille, imprimeries des facultés catholiques), das andere von Barbier de Montault, das uns hier zur Anzeige vorliegt.

Beide Verfasser sind bezeichnender Weise Geistliche und beide denken sich offenbar einen vorwiegend geistlichen Leserkreis. Womit von vornherein gesagt ist, daß Voraussetzungen, Ziele, Methode, von denen, die für die deutsche Wissenschaft maßgebend sind, sich so grundsätzlich unterscheiden, daß wir uns in eine spezielle Kritik einzutreten nicht versucht fühlen können. Der Standpunkt des Verfassers ist ganz unhistorisch, ganz dogmatisch. In einer großen, aber bloß äußerlichen Gelehrsamkeit liegt das einzige, von uns übrigens willig anerkannte Verdienst. Die Behandlung aber läßt, auch abgesehen von den schon geäußerten prinzipiellen Bedenken viel zu wünschen übrig. Zu bedauern ist namentlich, daß der Verfasser, dessen Denkmälerkenntnis zweifellos eine höchst umfassende ist, in den Belegen immer so sparsam, in den Citaten öfters ungenau ist (wie z. B. einfach: peinture flamande du XV siècle); selbst für wichtige Typen wird in der Regel nur ein Beispiel angeführt. Alles in allem wird man Barbier de Montaults Handbuch der Ikonographie, so wenig es im ganzen befriedigt, auch bei uns nicht unbenutzt lassen dürfen, weil es Dank seiner Reichhaltigkeit und übersichtlichen Ordnung über viele sonst nicht leicht zu ergründende Dinge wenigstens vorläufige Auskunft giebt.

Königsberg. Dehio.

Jakob Wackernagel, Das Studium des klassischen Altertums in der Schweiz. Rektoratsrede (13. Nov. 1890). Basel 1891, Adolf Geering. 54 S. 8. 1 M. 20.

Der Verfasser will untersuchen, inwieweit sich in der Schweiz eine eigentümliche philologische Richtung geltend gemacht habe oder mache. Er wählt dafür den historischen Weg: Jahrhundert für Jahrhundert wird auf diesen Gesichtspunkt hin durchgeprüft. Der erste Abschnitt ist der berühmten Schule des Klosters St. Gallen gewidmet, in dem neben den kirchlichen Schriftstellern auch die profanen Autoren der Alten gelesen, abgeschrieben und erklärt wurden. Es durfte dabei vielleicht mit größerem Nachdruck hervorgehoben sein, daß das lebhafte wissenschaftliche Treiben in St. Gallen von dem Zeitpunkt an dahinschwindet, wo die exklusiv kirchlichen Tendenzen der jetzt so hoch gepriesenen Cluniacenser dort ihren Einzug halten. Der rein kirchliche Fanatismus dieser „reformatorischen" Richtung war der Tod der Wissenschaft.

Im Zeitalter des Humanismus spielt sodann Basel die erste Rolle. Hier leben und lehren Glareanus, Desiderius Erasmus, Beatus Rhenanus, die berühmten Amerbache, Ökolampad, Sigismund Gelenius, Simon Grynaeus und andere ausgezeichnete Humanisten und Philologen. Hier druckt Froben, der Teubner des 16. Jahrhunderts.

Aber mit dem Ende des 16. Jahrhunderts welkt wie in Deutschland so auch in der Schweiz die Blüte der klassischen Studien dahin. Eine bessere Zeit beginnt erst mit dem Aufschwung des Geisteslebens im vorigen Jahrhundert. In Zürich giebt es begeisterte Verehrer des großen Winkelmann; unter den zahlreichen Schülern der berühmten deutschen Philologen, wie Fr. A. Wolfs, sind auch viele Schweizer, deren bedeutendster Bremi gewesen sein dürfte.

Wackernagel verneint das Vorhandensein einer spezifisch schweizerischen Richtung in der klassischen Philologie. Bei aller Anerkennung für die philologischen Leistungen seiner Landsleute erklärt er doch, daß unter den Schweizern kein Philologe ersten Ranges erstanden sei. Sehr bemerkenswert unter den Gründen, welche er für diese Erscheinung anführt, ist die Hervorhebung des Umstandes, daß die Schweiz weitab vom protestantischen Norden gelegen ist, der fast ausschließlich die Blüte der deutschen Philologie hervorgebracht hat. Der katholische Teil Deutschlands hat fast so gut wie nichts dazu beigetragen.

Auffallend ist, daß Wackernagel immer noch Virgil statt Vergil schreibt (S. 6 und 8). — Bei

den Angaben über die Pflege des Griechischen hätte auch der Dominikanermönch Cono (Kuhn) und seine Thätigkeit in Basel erwähnt werden dürfen. — Zu S. 14 sei bemerkt, daß die Übersiedlung des Beatus Rhenanus von Basel nach Schlettstadt schon 1526 (nicht 1527, wie auch bei Horawitz in Folge eines Druckfehlers steht) erfolgte. X.

II. Auszüge aus Zeitschriften, Programmen und Dissertationen.

Classical Review. IV. 5. Mai 1890.

(193—195) **R. Ellis**, Some emendations of Manilius. Proben aus Noctes Manilianae, welche seither im Buchhandel erschienen sind. — (196—198) **J. Gow**, Horatiana II. The Mavortian recension. Eine Vergleichung der Handschriften, welche die Unterschrift 'Mavortius . . . legi et emendavi' tragen, ergiebt keine Sicherheit dafür, daß sie derselben Urquelle entstammen. — (198—200) **E. G. Sihler**, Caesar Studies. I. (Forts.) Cäsars Darstellung wird einer scharfen sachlichen Kritik unterworfen und auf den Widerspruch zwischen seiner Darstellung, in welcher jeder Krieg in Gallien als durch äußere Beweggründe veranlaßt erscheint, und der bekannten Stelle in Cic. d. prov. consul. 32 hingewiesen. Im ganzen ist das Bellum Gallicum als eine gelegentliche Parteischrift anzusehen, welche als Agitationsmittel nach Beendigung des Kampfes mit Vercingetorix von Cäsar diktiert wurde. — (200—203) **M. A. Bayfield,** On conditional sentences in Greek and Latin, and indefinite sentences in Greek. — (203—207) **Thukydides von J. Classen. 2. B. 4. A. von J. Steup. (E. A. Marchand.)** Das Verdienst Steups in dieser Ausgabe ist höchst anerkennenswert, mehr was die sachliche als was die Textkritik betrifft. — (207—209) **Thukydides** VII von **Franz Müller. (Ch. F. Smith).** Höchst ausgezeichnete Schulausgabe. — (209—210) **L. v. Sybel**, Platons Symposion. (**L. Campbell**). 'Höchst lesenswert'. — (212—214) **Plauti** Menaechmi ed. II a **F. Schoell** rec. — **Plauti** Menaechmi by **H. N. Fowler.** (**E. A. Sonnenschein.**) Schölls Ausgabe ist ohne Bedenken als eine durchaus wissenschaftliche anzuerkennen; in Einzelheiten weicht Ref. von der Ansicht Schölls ab; Fowler steht in unmittelbarer Abhängigkeit von Brix und giebt eine nützliche Schulausgabe ab. — (215—216) **Ovidi** Fasti erkl. von **H. Peter.** 3 A. (**S. G. Owen.**) Die Ausgabe bewährt sich als trefflich; in der Neubearbeitung ist die neue Litteratur voll berücksichtigt. — (216—218) **J. Dürr**, Das Leben Juvenals. (**E. G. Hardy**) 'Wichtiger Beitrag zur Juvenallitteratur'. — (218—219) **Marcelli** de medicamentis liber, ed. **G. Helmreich.** (**J. E. B. Mayor.**). Höchst willkommen, namentlich zur Ausbildung des lateinischen Wortschatzes. — (221) **O. Treuber**, Geschichte der Lykier. (**E. Abbott.**) 'Eine der trefflichen Einzelschriften, die für den Geschichtsforscher unschätzbar sind'. — (221—222) **J. W. Kubitschek,** Imperium Romanum tributim discriptum. (**E. G. Hardy.**) 'Das Buch dürfte den Rang einer Quellenschrift einnehmen'. — (228) **Ovid**, Ausgewählte Gedichte v. **H. S. Sedlmayer.** (**S. G. Owen.**) 'Zweckentsprechend'. — **A. Güldenpenning**, Die Kirchengeschichte des Theodoret von Kyrrhos. (**A. Plummer.**) 'Klar und befriedigend'. — (232—233) Corpus inscriptionum Latinarum. Suppl. III 1. (**F. Haverfield.**) Meisterhaft, wie der Band, zu dem diese Ergänzung gehört.

Παρνασσός. ΙΒ'. ια'. ιβ'. (Juli—August 1889).

(469—508) Ρ. Ἰ. Χαλκιόπουλος, *Ἐμπορικὴ ἱστορία. Ἐποχὴ ἀρχαία.* III. IV. Zwei aus dem Nachlasse des Verf. veröffentlichte Vorträge, welche er 1870 in Patras gehalten hat; die Abschnitte behandeln die griechischen Kolonien in Kleinasien und im mittelländischen Meere. — (509—521) Ἰ. Σακκελίων, *Εὐγενίου τοῦ Βουλγάρεως ἀνέκδοτα.* Einige Briefe des als Übersetzer des Virgil bekannten Erziehers der Prinzen Konstantin und Alexander von Rußland, der Söhne des Kaisers Paul I. — (522—539) Ἀ. Πετρίδης, *Περὶ τοῦ Ἀλβανικοῦ ζητήματος ὑπὸ ἐθνολογικὴν καὶ πολιτικὴν ἔποψιν.* — (539—546) Ν. Πετρῆς, *Ἡ πρὸς τὴν ἐν Κωνσταντινουπόλει Μεγάλην τοῦ Γένους Σχολὴν ἀνταπόκρισις τοῦ ἐν λογίοις Κεφαλλῆνος Τιάρχου Λογάδη.* Aktenstücke aus dem Jahre 1798. — (546—555) Γ. Μ. Σακόρραφος, *Προσθῆκαι καὶ διορθώσεις εἰς τὴν ὑπὸ Σ. Δ. ἔκδοσιν τῆς Εὐριπίδου Ἠλέκτρας.* Besserungsvorschläge meist von andern, wie Wecklein und Nauck. — (555—557) Στ. Ἀ. Ἀντωνόπουλος, *Τὰ ἀρχεῖα τοῦ γαλλικοῦ ὑπουργείου τῶν Ἐξωτερικῶν.*

Mélanges d'archéologie. XI, No. 3.

(241) **J. Toutain**, Nouvelle inscription de Troesmis (Iglitza). Von der Donaumündung. Der Text erwähnt den Bau einer Fortifikation gegen die Gothen, „*adcurante Sappone v. p. duce limitis Scythiae*". An der Spitze des Steins stehen die Namen der drei Söhne Constantins d. Gr., der Imperatoren Constantin, Constans und Constantius; darauf heißt es: „*locum in parte limitis positum, gentilium Gothorum temeritati semper aptissimum, ... latrunculorumque impetum perennis muniminis dispositione tenuerunt*" etc. — (305) **J. Toutain**, Les poteries communes d'Afrique. Methodische Klassifikation. — (314) **R. Cagnat,** Deux inscriptions militaires d'Afrique. Soldatenlisten aus Lambessa. — Bibliographie: **W. Helbig,** Führer durch die Altertumssammlungen in Rom (Leipzig, Bädeker). Rühmende Anzeige vom Direktor der Ecole française de Rome Hrn. **A. Geffroy.**

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 35.

(1185) Hilarii tractatus super psalmos rec. **A. Zingerle** (Wien). 'Bestens zu empfehlen'. β:. — (1191) **Kahl**, Geschichte des Gymnasiums zu Jülich'. 'Mehr Geschichte der Stadt Jülich'. — (1200) **H. van Herwerden**, Studia critica in epigrammata graeca (Leiden). Nicht besonders freundliche Kritik von *Crusius*. — (1201) **J. Mahaffy**, On the Flinders Petrie Papyri (Dublin). 'Herausg. hat sich um die klassische Philologie im höchsten Grade verdient gemacht'. *F. Bl.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 35.

(1267) **R. Beer**, Heilige Höhen (Wien). 'Unverarbeitet aneinander geschobene Notizen'. *E. Bethe.* — (1068) Neue Heidelberger Jahrbücher, 1. Heft. 'Berechtigt zu den besten Erwartungen'. *W. Walterbach.* — (1270) **A. Gemoll**, Das Recht von Gortyn (Striegau). 'Im allgemeinen zweckmäßig; die sprachlichen Bemerkungen etwas bedenklich; die Übersetzung gut lesbar, was bei diesem Texte gewiß nicht leicht war'. *W. Dittenberger.* — (1271) **W. Kalb**, Roms Juristen nach ihrer Sprache (Leipzig). 'Bietet dem Juristen manches Anregende; die philologischen Erörterungen machen den Eindruck großer Gelehrsamkeit und Solidität'. *M. Conrat.* — (1275) **Fr. Kaulen**, Assyrien und Babylonien (Freiburg); **Mürdter-Delitzsch**, Geschichte Babyloniens und Assyriens (Calw). 'Das erstere behandelt mehr das Gebiet der Altertümer, während in dem zweiten der historische Stoff in engerem Sinne zur Behandlung gelangt'. *Schrader.* — (1277) **W. Schultz**, Die Harmonie in der Baukunst (Hannover). Einwandsfreies Referat von *G. Hauck.* — (1286) **M. Vetter**, Über den Charakter des Königs Oedipus (Freiberg). 'Lichtvolle, klärende Arbeit'. *S. Mekler.*

Neue philologische Rundschau. No. 18.

(273) Xenophons Kyropädie, von **Breitenbach-Büchsenschütz** (Leipzig). Im ganzen könne man mit der Ausgabe zufrieden sein. Die Anmerkungen enthalten einen ziemlich großen Ballast von Citaten, meist Parallelstellen, die weder vom Lehrer noch Schüler nachgeschlagen werden. Daß die Schrift „ohne rhetorischen Schmuck" sei, könne nicht als richtig zugegeben werden; von den Schriften Xenophons ist die Kyropädie am reichsten an rhetorischen Figuren. *R. Hansen.* — (279) **J. R. W. Anton**, De origine libelli περὶ ψυχᾶς, qui Timaeo Locro tribuitur (Naumburg; 20 M.). 'Durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnet'. *G. F. Rettig.* — (280) Ciceros Rede gegen Cäcilius, von **K. Hachtmann** (Gotha). 'Recht sachkundig; die Rede ist für Privatlektüre wohl geeignet, weniger für den Kanon der Schullektüre'. *H. S. Anton.* — (284) **M. Columba**, Studi di filologia e di storia (Palermo). 'Zur unteritalischen und sizilischen Kolonisationsgeschichte; unsere Kenntnisse werden berichtigt und erweitert'. *J. Sitzler.* — (285) **A. Polaschek**, Beiträge zur Erkenntnis der Partikeln ἄν und κέν (Czernowitz). 'Bezüglich der Grundbedeutung (κέν = vielleicht, sehr leicht, ἄν = nicht leicht) dürfte Verf. recht haben'. *Ph. Weber.* — (286) **Fecht**, Griechisches Übungsbuch (Freiburg). 'Trefflich'. *P. Brandt* — (287) Florilegium Graecum coll. a philologis Afranis (Leipzig). 'Brauchbar'.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 32/33.

(865) **E. Hesselmeyer**, Die Pelasgerfrage (Tübingen). 'Überall wertvoll, wenn auch die Grundthese: die Pelasger ein nichtarisches Volk, bestreitbar ist'. *V. Thumser.* — (869) **P. Forchhammer**, Prolegomena zur Mythologie (Kiel). 'Forchhammer steht einsam und verlassen in seinem alle Räume der Mythologie ausfüllenden Wasserocean. Wasser und nichts als Wasser! Trotzdem sind die Arbeiten des rüstigen Forschers nicht unfruchtbar'. *J. Mähly.* — (874) **A. Elter**, De forma urbis Romae (Bonn). Sehr empfehlende Kritik von *Fr. Vogel.* — (877) **A. Gröppel**, De Euripidis versibus logaoedicis (Leipzig) Referat von *H. G.* — (880) Tacitus, vita Agrippae, von **K. Knaut** (Gotha). 'Die Anmerkungen übersteigen jedes übliche Maß'. *Th. Opitz.* — (882) **Fr. Paret**, Priscillianus (Würzburg). Angezeigt vom Entdecker des behandelten Autors: *G. Schepss*: 'sehr brauchbarer und gründlicher Kommentar. Hauptresultat der mühevollen Forschung ist, daß Priscillian nicht als zur Sekte des Manichäismus hinneigend, sondern vielmehr als ihr Gegner und Bekämpfer dasteht'. — (890) **A. Jeremias**, Izdubar Nimrod (Leipzig). 'Eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende Übersetzung, die bisher fehlte'. *A. Wiedemann.* — (892) **J. Wackernagel**, Studium des klass. Altertums in der Schweiz; Rektoratsrede. 'Schwermütiger Ton mit dem Schlußakkord: „die Musen rächen sich an jedem, der sie haßt". *Draheim*

No. 34.

(913) **Th. Preyer**, De epigrammatis graecis (München); **R. Weisshäupl**, Grabgedichte der Anthologie (Wien); Crinagorae epigrammata ed. **M. Rubensohn**, (Berlin); **K. Cichorius**, Rom und Mytilene (Leipzig); **G. Settl**, Studi sulla Antologia (Turin). Angezeigt von *G. Knaack*: über Preyers Schrift werden Zweifel geäußert; Weisshäupl sei recht lehrreich und für Arbeiten über die Anthologie unentbehrlich; Rubensohn und Cichorius stehen sich in den wichtigsten, d. h. chronologischen Fragen diametral gegenüber; Settis Studien werden nicht günstig beurteilt. — (922) **M. Wallies**, Die griechischen Ausleger der aristotelischen Topik (Berlin) Referat von *A. Döring.* — (923) **J. Bieler**, Über die Echtheit des Lucianischen Dialogs Cynicus (Hildesheim). Gleich dem Verf. spricht sich auch *P. Schulze* gegen die Echtheit des Dialogs aus. — (924) **S. Linde**, De Iano summo Romanorum deo (Lund). 'Ganz unhaltbar, fast unverständlich'. *H. Steuding.* — (926) Cicero pro Murena, ed. **A. Körnitzer** (Wien). *H. Deiter* verzeichnet die Abweichungen von Müllers Text. — (927) **M. Bechert**, De Manilio astronomicorum poeta (Leipzig). Mit den Resultaten dieses Programms ist *A. Cramer* durchaus einverstanden.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 35.)

XXVI. XXVII. 28. Mai. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** 1. Hr. **Brunner** legte eine Mitteilung des Hrn. Dr. **F. Liebermann** hierselbst vor: Über den Quadripartitus, ein Englisches Rechtsbuch von 1114. 2. Hr. **Leemanns** (Leyden) machte Mitteilung über die im Leydener Museum befindlichen Nordafrika betreffenden Humbert-Borgiasschen Kollektaneen. 3. Hr. **Köhler** las: Philipp II. und die Chalkidischen Städte. (S. 473 ff.) Nichts hat dem Andenken Philipps II. von Makedonien mehr geschadet als der Krieg gegen

Olynth und den chalkidischen Städtebund. Der Krieg wurde mit Unterbrechung geführt, als letzte der Städte fiel Olynth. Gegen das Zeugnis des Demosthenes in der 3. Phil. Rede, daß Philipp Olynth, Apollonia und 32 Städte in Thrakien bis zur Unkenntlichkeit zerstört, habe ist geltend gemacht, daß die Städte Akanthos, Skione, Mende und Poteidaia in der Zeit nach dem olynthischen Kriege als existierend erwähnt werden. Man hat gemeint, diese Städte hätten nicht zum chalkidischen Bunde gehört. Bei Diodor ist von einer Zerstörung der Städte nicht die Rede, sondern nur von ihrer Einnahme oder Übergabe an Philipp. Von diesem Berichte kann der des Trogus Pompejus nicht wesentlich verschieden gewesen sein. Verf. hält es für zweifellos, daß eine systematische Zerstörung der Städte nicht stattgefunden hat. Auch Stageira wurde nicht zerstört; denn in seinem Testament verfügt Aristoteles über sein väterliches Haus. Zu den zerstörten Städten aber gehörte noch Strabo Singos auf der sithonischen Landzunge. Apollonia, nach Demosthenes' Aussage von Philipp zerstört, erscheint im Anfang der Regierung Alexanders als Mittelpunkt eines Aushebungsbezirks der makedonischen Ritterschaft. Daraus ist zu schließen, daß in der Zeit nach dem Olynthischen Kriege ein Teil des makedonischen Adels in der Chalkidike ansässig und begütert war. Über diese Ansiedelungen giebt eine an der Stelle von Kassandreia (dem von Kassander umgetauften Poteidaia) gefundene Inschrift Auskunft. Darauf wird Perdikkas, der Sohn des Koinos, von König Kassander in dem Besitze von vier Grundstücken (ἀγροί) bestätigt, von denen ihm drei verliehen waren. Eine Bestätigung dieser Besitzrechte durch Alexander wird in der Inschrift nicht erwähnt, hat also auch wohl nicht stattgefunden. Die Erneuerung durch Kassander erklärt sich dadurch, daß mit der Annahme des Königstitels durch Kassander i. J. 306 eine neue Dynastie auf den makedonischen Thron gekommen war. In großem Umfange haben Verleihungen von Ländereien zu Philipps Zeit an Hetären stattgefunden, aber, soviel wir wissen, nur in der Chalkidike und den anstoßenden Ländern, welche durch die griechischen Bewohner der Kultur gewonnen waren. Die Halbinsel war wegen ihrer Fruchtbarkeit und Lage in griechischer Zeit stark bevölkert. So hatte Olynth zur Zeit des Ausbruches des Krieges mit Philipp über 10000 Bürger und alle Umwohnenden zu Bundesgenossen. In der Masse der Bürger hat man sich aber ohne Zweifel die Bewohner derjenigen Städte inbegriffen zu denken, welche in Sympolitie zu Olynth standen. Wir sind über die Verfassung von Olynth ebensowenig unterrichtet wie über den Umfang des chalkidischen Bundes. Es ist bezeichnend, daß aus den drei olynthischen Reden des Demosthenes rein nichts für diese konkreten Verhältnisse zu lernen ist. Die Zahl der nach dem Kriege in der Chalkidike angesiedelten Hetären kann, da sich mehrere Ilen der Ritterschaft auf der Halbinsel rekrutierten, ein halbes Tausend wohl betragen haben. Theopomps Angabe, daß ihre Zahl rund 800 betragen habe, steht nichts im Wege, und seine Aussage, 800 Hetären hätten dort soviel Grundbesitz wie 10000 Hellenen, ist abgeleitet von den Zuständen und Wandlungen auf der Halbinsel. Haben die expropriierten Griechen als Pächter die Bewirtschaftung der in den Besitz der makedonischen Großen übergegangenen Ländereien übernommen, oder sind sie vertrieben oder in die Sklaverei versetzt worden? In der Epitome des Trogus, dessen Hauptquelle Theopomp ist, heißt es, daß Philipp nach Beendigung des phokischen Krieges 346 die Bevölkerung des makedonischen Reiches anders verteilt habe. Das war in Wirklichkeit ein System, welches Philipp bei verschiedenen Gelegenheiten anwandte. Zu diesen verpflanzten Bevölkerungen haben ohne Zweifel die griechischen Bewohner der Chalkidike gehört. Aber die definitive Ordnung auf der Halbinsel führte Philipp sicherlich erst durch nach dem Frieden mit Athen. Nachdem so die Ländereien der ausgetriebenen Olynthier und anderer Chalkidier in die Hände einer beschränkten Zahl makedonischer Adliger als Großgrundbesitzer übergegangen waren, mußte der Ausfall an Arbeitskräften gedeckt werden. Dazu nahm Philipp sicherlich nichtadlige Makedonier, welche als Kleinpächter die Ländereien bewirtschafteten. Ähnliche Zustände wie hier hat Philipp nachweislich auch in dem Lande zwischen Strymon und Nestos geschaffen. Somit zieht Verf. zum Schluß das Strymonland in die Betrachtung, um dadurch gewissermaßen nochmals die Probe auf die bisher erzielten Resultate zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. | 26. September. | 1891. № 39.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Dr. **Lohmeyer** in Roßleben zum Professor und die DDr. **Wedemann** in Magdeburg, **Grlebe** in Naumburg a. S. und **Preiss** in Königsberg i. Pr. zu Oberlehrern.

Todesfälle.

Am 17. August starb in Malden (Massachusetts) Dr. **Arthur D. Corey**, 25 Jahr alt. Von Harvard College erhielt er ein Stipendium, kam nach Berlin, wo er mehrere Jahre klassische Philologie studierte, und wurde hier im letzten Frühjahr zum Doctor phil. promoviert. Bald nach seiner Ankunft in Amerika erkrankte er an Peritonitis und starb nach kurzem Leiden.

Berichtigung.

Nach der in dieser Wochenschr. No. 35, Sp. 1093 ff. veröffentlichten Rezension meiner Thukydidesausgabe könnte leicht der Schein aufkommen, es habe die in der Textesgestaltung bewußt befolgte Bevorzugung des Laur. C und die damit zusammengehörende Zurücksetzung des Vatic. B auch auf die Redaktion des kritischen Apparats zu Ungunsten des letzteren eingewirkt, eine Absicht, welche mir nicht nur völlig fern gelegen hat, deren Vorhandensein aber auch gar nicht aus dem Apparate selbst erschlossen werden kann. Die zwei ersten Seiten der Praefatio geben ausdrücklich an, daß der Text auf grund von den (M ausgenommen) aufs neue kollationierten Hss A, B, C, E, F, G, M konstruiert worden, während ich die deteriores (D) sehr selten herangezogen habe; es folgt daraus meines Erachtens schlechterdings, daß, wo nicht das Entgegengesetzte bemerkt ist, die im Texte rezipierte Lesart sich in den genannten sieben Hss. findet. Besonders wenn man schon aus der Praefatio S. III erfahren hat, daß B und C bei weitem die wichtigsten sind, wird jedermann überall bei Angaben einer Diskrepanz natürlich seine Aufmerksamkeit darauf wenden, wie es sich mit der Lesart dieser zwei Hss verhält, und unbedenklich ex silentio seine Schlüsse ziehen, z. B. VIII 8, 4; 12, 1; 14, 2; 63, 3, welche Stellen der Rez. beispielsweise aufführt, indem er die Frage aufwirft: „weshalb verschweigt er, daß die einzig richtige Lesart dem Vatic. zu verdanken sei?"

Kopenhagen. Karl Hude.

Bemerkungen zu Herondas' Mimiamben ed. Rutherford. London 1891, Macmillan.

Vor wenigen Wochen kannten wir von Herondas (Herodas oder Herodes?) nur die zehn ganz kurzen durch Meineke hinter Lachmanns Babrios und durch Bergk in den Poetae Lyrici Gr. gesammelten Fragmente und wußten weder mit Gewißheit, wann dieser Dichter gelebt hat, noch welche Vorstellung man sich von seinen sogenannten Mimiamben zu machen hat. Nur so viel wußten wir, daß sie im ionischen Dialekte und zwar in Choliamben verfaßt sind; jetzt aber wissen wir, daß Bernhardy (Grundriß d. Gr. L. II 382. 385) auf grund einer Stelle des jüngeren Plinius (Ep. IV 3) mit Recht Herondas zu einem Zeitgenossen von Kallimachos gemacht hat, und daß seine Mimiamben

kurze Lustspielchen von einem Actus sind, die oft recht drastische Scenen aus dem griechischen Volksleben darstellen, Dialoge (nur der zweite ist fast ganz Monolog) zwischen wenigen Personen ohne nennenswerte Intrigue. Dieses Erkenntnis, auf welches hier tiefer einzugehen der Raum mir verbietet, verdanken wir in erster Reihe Herrn Kenyon, dem hochverdienten Herausgeber der Ἀθηναίων πολιτεία, der jetzt im Auftrage der Trustees des Britischen Museums einen in quarto-Band veröffentlicht hat: „Classical Texts from Papyri in the British Museum“, worin fast 700 Verse von Herondas aus einem Papyrus des zweiten oder dritten Jahrhunderts unserer Ära und ein großes Fragment (218 kurze Zeilen) einer Rede gegen Philippides, wahrscheinlich von Hypereides (vgl. Athen. XII 552 D), aus einem viel älteren, den K. dem zweiten Jahrhundert v. Chr. zuschreibt, die interessantesten Teile sind. Zu der Emendation aber und namentlich zu der Lückenausfüllung des sehr schadhaften Textes von Herondas hat sehr viel beigetragen der auch sonst rühmlich bekannte Herr Rutherford, dessen Güte ich das oben genannte Büchlein, noch ehe Kenyons größere Arbeit erschienen war, verdankte, und der in seinem Preface eine ausführliche, mit Bildern alter Kunstwerke illustrierte Ausgabe verspricht. Zu dieser Rekonstruktion sei ihm, schreibt er, gestattet gewesen, die Druckprobe der Kenyonschen Arbeit zu benutzen.

Mit aller Anerkennung der vielen tüchtigen Leistungen von Herrn Rutherford wünsche ich hier in aller Kürze auch mein Scherflein zur Besserung und Erklärung der neugefundenen Gedichte beizutragen. Dieselben führen in der Handschrift die folgenden Titel: 1) Προκυκλις η μαστροπος [90 Verse]. 2) Πορνοβοσκος [102]. 3) Διδασκαλος [97]. 4) Ασκληπιωι ανατιθεισαι και θυσιαζουσαι [95]. 5) Ζηλοτυπος [85]. 6) Φιλιαζουσαι η ιδιαζουσαι [101]. 7) Σκυτευς [129 teils sehr lückenhafte Verse]. 8) Ενυπνιον, nach dessen drittem Verse der unvollständige Papyrus abbricht.

I 27 κεῖ (pap. κι) δ' ἐστὶν οἶκος τῆς θεοῦ. Die Form κεῖ ist bisher unbekannt. Vielleicht aber schrieb H. κεῖθ' ἐστὶν κτἑ.: denn das Asyndeton ist hier ganz am Platze. ‖ 37 καλλονὴν λάθοιμ' αὐτάς ‖ νικῶσα. Νικᾶν εὐανδρίαν = εὐανδρίας ἀγῶνα und Ähnliches ist bekannt genug, obgleich man wegen des zugefügten Akkusativs hier eher καλλονῇ erwartet. ‖ 53 ist ἴσον st. ἶσον und 54 τε κοῖον (der Pap. τοκ . . ον) st. θ' ὁκοῖον zu schreiben. So auch VI 65 ἔργα κοῖ' st. ὁ κοῖ'. ‖ 60 scheint ἀγκαλίζεσθαι statt ἀγκαλίζει καί, was nicht ἀνακαλεῖ bedeuten kann, wie R. meint, das Richtige. ‖ 74 δς μετρηίης Rutherford mit dem Papyrus, aber in den Errata korrigiert er ὃς τῆς μετρηίης. Gewiß ist ὅς γε μετρίησι das Wahre. ‖ 85 μᾶ scheint bei H. ἰδού zu bedeuten. Vgl. IV 20. 33. 43. V 56. 59. VI 4. 21. 68. ‖ 89 Myrtale und Entime mit R. für Töchter von Metriche zu halten, verbietet wohl die Struktur σὺ — ἐμοὶ δέ. Vielleicht sind es Hetären von Gyllis selber, die durch ihren corporis quaestus das Schandweib ernähren, weshalb Gyllis hofft, daß sie nicht zu früh verblühen mögen.

II 2 hat der Papyrus richtig δήκουθεν, nicht δὴ κοὐθέν, und Vers 45 ληίης (nicht λῃίῃ) κύρσῃ. Vgl. III 57. ‖ 44 hat der Papyrus μη προς τε κυσος φησι χω ταπης ημιν κτἑ. Ruth. schreibt μὴ πρός τ' ἄχυρον φῇ τι χὠ Θαλῆς ἡμῖν κτἑ. Unbedingt richtig ist Θαλῆς; ist aber ἄχυρον das Wahre, so möchte zu schreiben sein μὴ πρός τ' ἄχυρον ῥέῃ τι (d. h. τοῦ ὕδατος) und der Sinn: damit nicht ein Teil des Wassers unnütz zerfließe und so Thales, wie man zu sagen pflegt, die Beute kriege (d. h. frei gesprochen werde, weil ich keine Zeit habe, meine Sache genügend zu beleuchten). ‖ 73 vielleicht ὥσπερ φιλ[ήσας] (= ἐρασθείς) ἐν Σάμῳ κοὔ ὁ Βρέγκος, ein uns unbekannter Barbar, der auf ähnliche Weise wie Thales eine Dirne mißhandelt haben mag. Die Stelle ist übrigens sehr dunkel. ‖ 79 vermute ich ἐρᾷς μὲν ἴσως (vgl. I 53) Μυρτάλης σὺ τῶν ἔνδον. Der Pap. hat ερας συ μεν ισω. Μυρταλης ουδεν δεινον, aber συ steht über der Linie. R. schreibt τῶν σῶν ἔνδον.

(Schluß folgt.)

Programme aus Bayern. 1890.
(Fortsetzung aus No. 38.)

P. Geyer, Kritische Bemerkungen zu s. Silviae peregrinatio ad loca sancta. Studienanstalt St. Anna zu Augsburg. 60 S.

Verf. erläutert das zweifellos gallische Latein dieser Klosterfrau, welche ziemlich so schrieb, wie man ihrerzeit in Gallien sprach. Besonders merkwürdig sind die formelhaften Zusammenziehungen, wie adubi (ad ubi): „Et ad (nicht ad finem) ubi perdicti fuerint ymni = und als die Hymnen hergesagt waren“, und das über aus häufig vorkommende eo quod statt des Acc. c. Inf., z. B. nam dicent eo quod filii Israel statuas posuerint = denn sie sagen, daß etc.

E. Knoll, Studien zur ältesten Kunst in Griechenland. Studienanstalt zu Bamberg. 85 S.

Auf eine Auseinandersetzung über Methodik in der vergleichenden Kunstarchäologie, wobei Verf. den bestimmenden Einfluß des Orients betont, folgen vier Einzeluntersuchungen: 1) die pferdeköpfigen Dämonen Milchhöfers; 2) die Δημήτηρ μέλαινα; 3) Technik des Flügelattributes; 4) die dekorative Flügelfrau. Der Stoff zum erstgenannten Abschnitt ist den „Inselsteinen“ entnommen. Dieselben zeigen Darstellungen von Mischwesen, tierköpfige Menschengestalten etc., in welchen Milchhöfer mythologisch-dämonische Darstellungen sehen möchte. Diese Theorie bestreitet Verf.; die betreffenden Gemmendarstellungen lassen nichtgriechische und zwar phönikische Formgebung erkennen; sie sind auch keine Repräsentationen von Dämonen u. dgl., sondern eine humoristische und parodistische Übertragung von Vorgängen des Menschenlebens auf das Tier, wie in einigen bekannten uralten ägyptischen Malereien. Einem Volke, aus dessen Mitte die Batrachomyomachie hervorging, könne man derlei parodistische Produkte nicht absprechen. Gut wäre es überhaupt, wenn sich die einschlägige Forschung nach Haupt's derbem Worte richten möchte: „es wird bald kein roter Hahn mehr in der Welt sein, der nicht Gefahr läuft, für einen germanischen Gott erkärt zu werden.“

(Schluß folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Hugo Rabe, De **Theophrasti** libris περὶ λέξεως. Bonner Dissertation. 1890. 48 S. 8.

Der Verfasser stellt sich in einer kenntnisreichen und fließend geschriebenen Abhandlung die **Aufgabe**, den wesentlichen Inhalt der verlorenen Rhetorik des Theophrast besonders aus den Citaten bei dem Rhetor Demetrius περὶ ἑρμηνείας und aus dem dritten Buch der Aristotelischen Rhetorik zu erschließen. Die Ordnung der drei Bücher der letzteren, wie sie uns vorliegt, hält er für nicht Aristotelisch, sondern schreibt sie dem Andronikus zu, welcher der ursprünglichen Rhetorik περὶ πίστεων in zwei Büchern zwei kleinere Traktate, bes. περὶ λέξεως, die von Schülern nach den Vorträgen des Meisters herausgegeben worden seien, hinzugefügt und, um eine Verbindung herzustellen, die Bemerkungen 1303 b 6—15 und 1414 a 29—30 eingeschoben habe. Diese Ansicht ist weder neu noch unbestritten geblieben, daher mag sie hier übergangen werden. Der Rhetor Demetrius, bei dem mehrfache Citate aus Aristoteles und Theophrast stehen, wird wiederholt zur Stütze von Behauptungen herangezogen. Seine Lebenszeit oder vielmehr, da selbst der Name angezweifelt wurde, die Abfassung der Schrift περὶ ἑρμηνείας wird ohne weiteren Beweis ins erste Jahrhundert nach Chr. gesetzt, die Quelle dagegen ins zweite Jahrhundert vor Christus. Warum beides getrennt wird, ist nicht ersichtlich. Wenn ferner bezüglich der Definition der Periode — Demetr. § 11: περίοδός ἐστι λέξις ἀρχὴν ἔχουσα καὶ τελευτήν = Arist. III. 9: λέγω δὲ περίοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν αὐτὴν καθ' αὑτὴν καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον — bei Demetrius die echte Definition des Aristoteles gefunden werden soll: 'verba αὐτὴν καθ' αὑτὴν supervacua prorsus omissa fuisse crediderim in Aristotelis exemplari. fortasse addiderat, cum scholam haberet, propter auditores quosdam, si qui essent, qui minus intellegerent nudam definitionem (!); servavit nobis unus ex auditoribus', so kann man mit einer solchen Beweisführung nichts anfangen. Denn woher soll sonst die Quelle des Demetrius diese Definition haben, selbst angenommen, daß die jetzige Ordnung der Aristotelischen Rhetorik später erfolgt ist? Auch hat der Verfasser selbst von Demetrius behauptet, daß er nur sekundäre Quellen benützt habe. Nach des Referenten Ansicht, die er anderswo früher auseinander gesetzt hat, kann nur auf den § 34 erwähnten Archedemus (τὸ δὲ κῶλον Ἀριστοτέλης οὕτως ὁρίζεται — ὁ δὲ Ἀρχέδημος συλλαβὼν τὸν ὅρον Ἀριστοτέλους καὶ τὸ ἐπιφερόμενον τῷ ὅρῳ σαφέστερον καὶ τελεώτερον οὕτως ὡρίσατο) auch diese kürzere Definition zurückgeführt werden, und ist auch dieser Stoiker des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, der nach der ganzen damaligen Richtung des Stoizismus auch peripatetische Theorien zumal rhetorischen Inhalts verarbeitete, für andere Mißverständnisse des Rhetors verantwortlich zu machen; vergl. auch Spengel, Aristotelis ars rhetorica cum adnotatione S. 396.

Die Abhängigkeit des Theophrast von den Musikern hätte man gern erörtert gesehen. Daß Theophrast vier genera orationis aufgestellt und diese vierte δεινότης dem Demosthenes zugewiesen habe, weil Cicero in seinem Orator in ihm das Ideal des Redners verehrt, ist nicht bewiesen, auch bei einem unmittelbaren Schüler des Aristoteles nicht wahrscheinlich; nach sonstigen Nachrichten, besonders nach Dionysius von Halikarnass, kannte Theophrast nur drei Stilgattungen. Die Behauptung endlich, die Schrift περὶ λέξεως habe fünf Bücher umfaßt: de orationis elementis, de oratione continua, de orationis generibus, de compositione, de compositionis generibus, wird wenige Anhänger finden.

München. C. Hammer.

A. Bonhöffer, Epiktet und die Stoa. Untersuchungen zur stoischen Philosophie. Stuttgart, Encke, 1890. 316 S. 8. 10 M.

Nach einer Erörterung über Wesen und Inhalt der Philosophie (statt Ps.-Galen war die wichtige Stelle Aetius S. 273 Diels zu erwähnen: vgl. auch Rh. M. 1890 S. 465. Philo De congr. erud. gratia 14 p. 530) und ihre Einteilung nach stoischer Lehre (Laert. D. VII 40 heißt es von den Stoikern im allgemeinen, nicht nur von „etlichen", daß sie in der Unterweisung der Schüler die Trennung der Disziplinen nicht einhielten) giebt der Verfasser eine ausführliche Darlegung der Anthropologie und Psychologie des Epiktet, indem er zugleich die Stellung Epiktets in der Lehrentwickelung der Stoa darlegt und dadurch zu manchen Exkursen über einzelne Lehren der Stoa veranlaßt wird. Die Behandlung der Ethik hat er einem zweiten Bande vorbehalten. Wir geben im folgenden einen kurzen Abriß des Inhalts. Bei Epiktet finden wir durchweg die dichotomische Ansicht vom Wesen des Menschen (λόγος, ψυχή oder πνεῦμα — σῶμα). Wenn auch nach ihm die Seele das wahre Wesen des Menschen (προηγούμενον) ist, so ist doch in seinen wegwerfenden Äußerungen über den Leib kaum etwas enthalten, was nicht auch ein älterer Stoiker gesagt haben

könnte (doch scheint mir hier der Platonische Einfluß zwar geringer als bei Posidonius und Seneca, aber keineswegs ganz zu leugnen). Und daneben finden sich, wie überhaupt bei Epiktet im Gegensatze zu Marc Aurel ein starker optimistischer Zug hervortritt, Äußerungen, welche die relative Würde und Bedeutung des Leibes und den Wert des leiblichen Lebens lebhaft hervorheben. Seine im Gegensatze zu der platonisierenden Ansicht des Posidonius altstoische d. h. streng materialistische Auffassung der wohl im Herzen lokalisierten Seele zeigt sich auch in den Ausdrücken, die er von ihren Bewegungen und Zuständen gebraucht, und in der Verwendung des Tonosbegriffes. Epiktet war daher auch nur konsequent, wenn er im Gegensatze zu einem gewissen Schwanken bei Seneca und Marc Aurel auf eine persönliche Fortdauer der Seele völlig verzichtete. Dies macht wenigstens B. S. 65, 66 wahrscheinlich, wenn auch nicht alle Belege beweiskräftig sind. Auch weicht Epiktet keineswegs von der Altstoa ab (gegen Stein), wenn er den Tieren eine in den Funktionen der αἴσθησις (ὁρμή), φαντασία sich äußernde Seele beilegt (wichtig Philo Leog. all. II. 7 p. 71 I 11 p. 49 De concup. 10 und die noch garnicht ausgebeutete armenische Schrift De animalibus), wie er auch die Gottverwandtschaft in keinem andern als dem altstoischen Sinne auffaßt.

Findet sich auch bei Epiktet nicht die stoische Annahme von 8 Seelenteilen — besser hätte die Stoa nur von Funktionen der Seele geredet —, so ist so viel doch gewiß, daß er, unbeeinflußt von der platonisierenden Richtung der Mittelstoa, an der Einheitlichkeit der Seele festgehalten und keinen besondern unvernünftigen Seelenteil angenommen hat. Die beherrschende Seelenkraft, Mittel- und Brennpunkt aller seelischen Vorgänge und Thätigkeiten aber ist das ἡγεμονικόν. Auch die als Seelenteile bezeichneten αἰσθήσεις sind im Grunde nur an ein besonderes Organ des Körpers gebundene Funktionen dieses leitenden Teiles (vgl. Jahrg. 1888 S. 680 dieser Wochenschrift und Plut. Comm. not. 45 — eine Stelle, die S. 95 genauere Berücksichtigung verdient hätte), und Äußerungen, welche den Seelenteilen eine selbstständige Empfindung zuschreiben, müssen dieser weit überwiegenden Grundanschauung gegenüber als inkonsequent betrachtet werden. Trotz dieser Abhängigkeit der andern Seelenteile vom ἡγεμονικόν ist dieses aber doch nicht mit der Seele identisch, sondern ist nur ψυχή im engern Sinne. Daß Epiktet ἡγεμονικόν und ψυχή oft fast gleichsetzt, erklärt sich aus seinem vorwiegend ethischen Interesse. Die ψυχή ist vielmehr wenigstens insofern der weitere Begriff, als sie zugleich ἕξις und φύσις in sichsch ließt, d. h. auch vegetabilisches und animalisches Lebensprinzip ist (vgl. Philo De opif. Kap. 22 und die oben angeführte Stelle aus Leg. all.), wenn es auch hier wieder an Aussagen nicht fehlt (S. 108), die auch auf diesem Gebiete das ἡγεμονικόν als Träger der Seeleneinheit ansehen. Die Stoa konnte eben, wenn sie einmal die Unterscheidung von Seelenteilen annahm, die Einheit des Seelenlebens ebensowenig wie Aristoteles (Zeller II 2, 500) streng durchführen.

Im folgenden (S. 113—121) werden die andern stoischen Gesamtbezeichnungen der Seele behandelt: die διάνοια, welche zunächst den formalen Verstand bezeichnet, aber bei dem Intellektualismus der Stoa mit dem ἡγεμονικόν oft identifiziert werden konnte, der λόγος, das objektiv gültige, „wirklich und wesenhaft vernünftige Prinzip im Menschen“, die προαίρεσις, die Epiktet nicht im engern Sinne des Wahlvermögens gebraucht, sondern des ganzen vernünftigen Wesens des Menschen, dessen wesentliches Merkmal eben das Wahlvermögen ist, γνώμη, νοῦς, ἦθος, καρδία.

Die Wahrnehmung entsteht durch eine Einwirkung des äußeren Objektes auf das ἡγεμονικόν. Daß dieses sich zunächst leidend verhält, scheint auch mir (vgl. meine Bemerkung a. O. 679) gegen Stein namentlich aus einer scharfen Auslegung der stoischen Definition der φαντασία (S. 149. 147 und Alexander Aphrod. De anima S. 72 Bruns, nach Chrysipp?) und aus Sext. VII 231, wo übrigens πείσεται durch 237 gesichert und ποιήσεται auch sprachlich unmöglich ist, hervorzugehen. Zum Zustandekommen einer φαντασία muß dann freilich zu dem πάθος des ἡγεμονικόν die Aktion desselben hinzutreten, durch die es die Wahrnehmung in sein Bewußtsein aufnimmt. In der Behandlung der φαντασία καταληπτική tritt B. mit Recht für die aktive Bedeutung des Adjektivs ein, will aber nicht den Verstand als Objektiv dazu verstehen, sondern das ὑποκείμενον. Hierfür scheint freilich zu sprechen, daß καταλαμβάνειν sonst als Thätigkeit vom Verstande ausgesagt wird, und die Definition Sext. VII 248. Aber wäre nicht, wenn man φαντασία καταληπτική als „erkennende“ Vorstellung faßt, die Definition bei Sextus III 241 (nicht 240, wie es S. 178 heißt) VII 182 κατάληψίς ἐστι καταληπτικῆς φαντασίας συγκατάθεσις reine Tautologie? Und spricht nicht für meine Auffassung der a. O. 681 bezeichneten Stellen, welche die zwingende Gewalt, welche die φαντ. κατ. dem νοῦς anthut, hervorheben, auch Alex. S. 71

(φαντασίαι) ἀμυδραί μὲν αἱ ἐπιπόλαιοι καὶ μηδὲν ἔχουσαι καταληπτικόν „die sich nur an der Oberfläche halten und nichts Eindringliches, Zwingendes besitzen“, τὰς δὴ ἀληθεῖς τῶν φαντασιῶν καὶ σφοδρὰς εἰώθαμεν λέγειν καὶ καταληπτικάς. Hier kann φαντ. wegen des ersten Attributes nur den objektiven Inhalt bezeichnen, nicht die subjektive Vorstellung, und daß hier von der φαντ. κατ. zunächst jede aktive Thätigkeit des Verstandes ausgeschlossen ist, beweisen die bald folgenden Worte ἕπεται δὲ τῇ σφοδρᾷ (vorher σφοδρὰ τουτέστιν ἡ καταληπτικὴ φαντ.) φαντασίᾳ συγκατάθεσις. Ja die κατ. φαντ. kann uns sogar eine Sinnestäuschung (z. B. daß die Sterne stille stehen) nach Alex. übermitteln (wichtig für S. 131), was doch unmöglich sein würde, wenn sie eine „erkennende“ wäre. Für die Behandlung der συγκατάθεσις, der ich meist beistimmen kann, verweise ich noch auf Alex. S. 71. 72 und die im Index von Bruns bezeichneten Stellen sowie auf das Rh. M. a. O.

Am meisten zum Widerspruch fordern die Teile des Werkes heraus, welche die, meine ich, unläugbare sensualistische Grundlage des stoischen Systems anfechten (S. 151 ff. 188 ff.). Die Behauptung, daß nach den Stoikern alle Erkenntnis von der sinnlichen Erfahrung abhänge, soll mit allem andern, was wir von der stoischen Erkenntnistheorie wissen, im Widerspruch stehen und reines Mißverständnis sein (S. 154). Der Verstand soll nach stoischer Lehre ohne Zuhülfenahme der sinnlichen Erfahrung durch dialektische Entwickelung der in ihm liegenden προλήψεις die sittlichen Begriffe feststellen (S. 152. 156). Ja B. geht so weit, eine dianoetische φαντασία καταληπτική, von der nichts überliefert ist, einfach zu erfinden. Zuzugeben ist nur — und dies scharf hervorgehoben zu haben, ist ein Verdienst Bonhöffers — daß die Annahme natürlicher, angeborener προλήψεις, die eine gewisse apriorische Erkenntnis enthalten, mit dem strengen Sensualismus in Widerspruch steht. Aber offenbar hat die Stoa die Konsequenzen dieser Annahme nicht so scharf gezogen wie B., sie hat den Widerspruch nicht so klar empfunden oder wenigstens auszugleichen versucht. Die προλήψεις sind zunächst, wie B. selbst sagt, ziemlich primitiv und nichtssagend (S. 189), ihr Erkenntnisgehalt ist ein recht dürftiger und unbestimmter. Eigentlichen Erkenntniswert erhalten sie erst dadurch, daß der Mensch sie vervollkommnet und ausbildet, aber nicht — von hier an kann ich B. nicht mehr folgen — durch Denken (S. 189), nicht durch freie Thätigkeit der διάνοια (S. 195, 212), sondern durch Prüfung an der Erfahrung. Stein (II 236) hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß die προλήψεις erst auf dem Wege der Erfahrung zur Ausbildung und Ausreifung kommen (vgl. ebenda 239). In den von B. z. T. nicht genug beachteten, z. T. mißverstandenen Stellen über die Begriffsbildung tritt dieser empirische Faktor, der den apriorischen wesentlich im Werte herabdrückt, deutlich hervor. Nach Sext. IX 303 wird ein jeder (also auch der ethische) Begriff gebildet ἤτοι κατ' ἐμπέλασιν τῶν ἐναργῶν ἢ κατὰ τὴν ἀπὸ τῶν ἐναργῶν μετάβασιν (= Sext. III 40 Cic. Acad II 40; so sind auch zu verstehen die freilich unklaren Worte Acad. II 42*), auf deren Erklärung S. 213 nicht verzichtet zu werden brauchte: aus der comprehensio als norma scientiae entwickeln sich die principia etc. d. h. die Begriffe. Acad. II 26, wo res perceptae die ἐναργῆ, nicht die φαντ. κατ., noch weniger die völlig illusorische dianoetische φαντ. κατ. bezeichnet). Alexander a. O. S. 83 spricht ausdrücklich von der μετάβασις δι' ἐμπειρίας, durch die man aus wiederholter Wahrnehmung des wirklichen Weißen den Begriff des Weißen gewinnt, und fügt hinzu, daß jeder Begriff in dieser Art aus den sinnlichen Wahrnehmungen gewonnen werde. Daraus schließe ich, daß gerade so aus dem nach stoischer Lehre wahrnehmbaren wirklichen Guten der Begriff des Guten gewonnen wird. Ganz verkehrt ist es auch, wenn B. die bei Laert. Diog. 52 aufgezählten Arten der Begriffsbildung mit Ausnahme der ersten (S. 195) durch freie Thätigkeit des Verstandes erfolgen läßt. Die aus Sext. angeführten Parallelen mußten ihn belehren, daß jede stoische Begriffsbildung einen empirischen Ausgangspunkt (ἀπὸ ἐναργῶν) hat. Diese empirische Basis tritt denn auch in der, wie mir scheint, sehr brauchbaren (gegen S. 214) Stelle Acad. II 30 deutlich hervor, wo die ὁμοίων σύνθεσις allein als wichtigste Art der Begriffsbildung wie bei Alex. genannt wird. Am ärgsten mißverstanden ist S. 215 Fin. III 33. Denn hier handelt es sich in der That um empirische Bildung des Begriffes des Guten, wie jeden die von mir angeführten Parallelen und Sen. ep. 120, 4 (S. 217) lehren können, nicht um die „empirische ἔννοια des Guten“ — ein Terminus, der mindestens unstoisch ist — oder, was doch wieder etwas anderes ist, aber alsbald substituiert wird, „die Erkenntnis des in der Wirklichkeit vorhandenen Guten“ (vgl. S. 154). Zum Glück spottet aller künstlichen Umdeutungen, zu denen die ungeschickten Übersetzungen Ciceros leider Anlaß

---

*) Hier wie S. 214 kommt das imprimi gar nicht zur Geltung.

geben — und hier läßt sich Cic. einmal ordentlich an der Hand der Originale kontrolieren —, die angeführte Stelle des Seneca. Wozu, fragt man sich, alle die Mühe, wenn B. hier endlich doch die empirische Grundlage des Begriffes des Guten zugestehen muß? Selbst die λεκτά und der τόπος werden begrifflich gefaßt κατὰ μετάβασίν τινα sc. ἀπὸ ἐναργῶν (Laert. VII 53). Über den Gottesbegriff vgl. meinen Aufsatz in Arch. f. Gesch. d. Phil. I 200. Die πρόληψις spielt in der stoischen Lehre von der Begriffsbildung überhaupt keine Rolle, sie erscheint als ein aus ethischem Interesse ziemlich gewaltsam in das System eingefügtes Glied. Wollte man eines der widerstrebenden Elemente eliminieren, so müßte die πρόληψις dem Sensualismus der Stoa zum Opfer fallen. Aber welchen beider Faktoren man auch ausscheidet, in jedem Falle lernt man so das stoische System nicht historisch verstehen, man bildet es in einer Richtung, welche die Stoa nicht konsequent verfolgt hat, weiter fort.

Der letzte Teil des Werkes behandelt die Lehre vom Willen (ὄρεξις, ὁρμή, προαίρεσις), vom Gefühl (πάθος, εὐπάθειαι, Gefühle, welche weder πάθη noch εὐπάθειαι sind, das sinnliche Gefühl). Gerade dieser Abschnitt, dessen Inhalt sich nicht kurz wiedergeben ließe, der aber einen wenig angebauten Teil der stoischen Philosophie gründlich behandelt, ist durch Schärfe der Begriffsbestimmungen und tüchtige philologische Schulung, die auch sonst in sprachlichen und begrifflichen Erörterungen (z. B. 38 προηγούμενα 42. 96. 119. 137 und die schöne Behandlung des Begriffes δαίμων 81 ff.) hervortritt, ausgezeichnet. Epiktets Anschluß an die Altstoa wird in den meisten Stücken nachgewiesen.

Einen beträchtlichen Teil des Werkes nimmt die Polemik gegen Stein „Psychologie der Stoa" ein. Diese geht oft ungebührlich ins Breite, klammert sich oft an einzelne nicht glückliche oder mißverständliche Ausdrücke an und hält gegen die im Vorwort erweckte Erwartung nicht immer den rechten maßvollen und ruhigen Ton ein. Die Methode Steins und Bonhöffers ist eine sehr verschiedene. Eine jede hat ihre Vorzüge und Schwächen. Stein hat öfters, indem er die mit großem Fleiße gesammelten Belege in einen, wie man mitunter den Eindruck bekommt, schon vorher konstruierten Umriß der Lehre mit möglichster Vollständigkeit einzutragen bemüht ist, den ursprünglichen Zusammenhang, in dem die einzelnen Aussagen begegnen, nicht sorgfältig genug erwogen. Dies mag man mit dem Mangel an gründlichen Spezialuntersuchungen, wie die Bonhöffers es ist, entschuldigen. Indem B. dagegen von einer gründlichen Untersuchung und scharfen Exegese der Hauptquellen ausgeht, hat er, wie im Vorstehenden angedeutet wurde, wichtige Belegstellen, durch die seine Ausführungen teils wesentlich modifiziert teils ergänzt werden, übersehen oder doch nicht genug gewürdigt.

Aber trotz dieser Schwächen im einzelnen wird das Werk jedem, der sich mit stoischer Philosophie beschäftigt, ein höchst wertvolles und unentbehrliches Hülfsmittel sein.

Berlin. P. Wendland.

M. Tulli Ciceronis de officiis libri tres, für den Schulgebrauch erklärt von **P. Dettweiler.** Gotha 1890, F. A. Perthes. VIII, 227 S. 8. 2 M. 25.

Man gebe dem Schüler, was des Schülers ist! Dieser Grundsatz scheint sich erfreulicherweise in den neueren Schulausgaben immer mehr Bahn zu brechen. Eine wirkliche Schülerausgabe kann nicht zwei Herren gleichzeitig, dem Lehrer und dem Schüler, und nicht beiden gleichmäßig dienen. Sie muß die Bedürfnisse des Lernenden allein im ganzen Umfange berücksichtigen. Als solche sehen wir an übersichtliche Gestaltung des Textes, der nach dem Inhalt zu gliedern ist, mit Überschriften entweder über oder im Texte oder mit Inhaltsangaben im Kommentar; von diesem verlangen wir keine Gelehrsamkeit, sondern nur einfache Schulweisheit, d. h. Berücksichtigung der Momente, die im Interesse des erziehenden Unterichts liegen, also neben der rein sachlichen und antiquarischen sowie formalen Belehrung Heraushebung der ethischen und ästhetischen, bezw. der sozialen und religiösen Momente. Endlich soll der Kommentar auch einer Konzentration des Unterrichts dienen und jede Gelegenheit benutzen, neu sich darbietende Lehren dem Schüler mit bereits früher erkannten zu verbinden und Fäden an verwandte Lehrstoffe und Gebiete anzuknüpfen. Leider lassen es unsere Schulausgaben oft an diesem Notwendigsten fehlen: indem sie den Schüler mit überflüssigem, totem Wissen belasten, bieten sie ihm Spreu statt Weizen, Steine statt Brot.

Dettweilers neue Ausgabe kommt unserem hier gezeichneten Ideal einer Schulausgabe nahe. Sie hat gegenüber früheren ihre volle Daseinsberechtigung in dem Versuch einer praktischen Bethätigung jener pädogogischen und didaktischen Grundsätze. Sie giebt nur das, was der Schüler braucht, scheidet alles Überflüssige, so interessant und wertvoll es auch sein mag, aus, ordnet das Zusammengehörige, verknüpft, wo sich Gelegenheit

bietet, Sprachliches und Sachliches mit Ähnlichem bei anderen in der Prima gelesenen Autoren, verbindet Sätze der antiken Ethik mit anklingenden christlichen Wahrheiten, alles dieses unter dem für unsere Schulbewegung täglich wichtigeren Gesichtspunkte der Konzentration, leitet überall zum Verständnis des Ganzen hin und zur Selbstthätigkeit an, die mehr wert ist als alles Wissen, regt zur Besinnung auf das Gelesene und Erarbeitete an mit Hülfe von Rückblicken und Übersichten, die nach jedem größeren Abschnitte stehen, jedoch in anderer Weise, als es die sehr verdienstliche, nach Methode und Plan verwandte Thümensche Ausgabe der Pompeiana gethan hat. Wenn nach H. Schiller zu jedem vernünftigen und fruchtbaren Unterricht die drei Thätigkeiten des Anschauens, Denkens und Übens gehören, so muß nach dieser Seite hin der Kommentar möglichst eine Skizze des Unterrichts selbst sein. Daß dann diesem letzteren immer noch Aufgaben, Anleitung und Vertiefung, Herausarbeitung einer guten Verdeutschung, weitere Verwendung des Gelesenen, zur Genüge bleiben, ist klar. Aber eine Hülfe bei der ersten Darbietung und ein vorbereitendes Verständnis zu gewähren ist Aufgabe des Kommentars. Dies alles wird man in Dettweilers Ausgabe mit großem pädagogischen Geschick erfüllt finden. So befolgt er auch unseren oftmals ausgesprochenen Wunsch nach besserer Lesbarmachung des Textes durch graphische Hülfsmittel, durch Sperrdruck des Hauptthemas oder signifikanter Sätze und Worte — so wird man den Schüler vom Wörterlesen ab-, zum sinnvollen Lesen anhalten — ferner durch Gliederung von kleineren und größeren Einheiten auf andere Weise. Dies thaten allerdings schon andere vor ihm mehr oder weniger, wie manche Ausgaben des Schöninghschen oder selbst des Perthesschen Verlages lehren.

Dettweiler regt auch sonst, wo nur thunlich, das Interesse des Lesenden an. So zieht er das Alte zum Verständnis der Gegenwart heran. Die Wort-, Stil- und Sacherläuterungen des Kommentars fußen zwar auf Vorarbeiten anderer; aber ein großer Teil ist auch hier Eigentum des Herausgebers. Wir sehen auch darin viel weniger die Bedeutung seiner Arbeit als in dem stärkeren Hervortreten pädagogischer Methode, welche leider von unseren tüchtigsten Philologen oft mißachtet wird; man vergleiche nur A. Philippis akademische Rede, Gießen 1890 (Einige Bemerk. über den philol. Unt. S. 6), H. Schütz und Ad. Kiesslings Vorwort zur Ausg. der Oden des Horaz u. a. Gerade jene Eigenart muß wie in Thümens Ausgabe den Beifall aller derer finden, denen es um die Verbesserung unserer Lehrmethode Ernst ist; denn, irren wir nicht, so war es hauptsächlich der Mangel an einer rechten Methode, welcher zum großen Teile unsere klassischen Studien so sehr in Mißkredit gebracht und die in weiteren Kreisen wurzelnde Mißstimmung gegen die Gymnasien erzeugt hat.

Der Text der Ausgabe lehnt sich im wesentlichen, wenn auch nicht ohne Abweichungen in einzelnen Lesarten, Interpunktion und Abteilung, sowie namentlich in der mit größerer Folgerichtigkeit durchgeführten Orthographie an den von C. F. W. Müller an. Ihm geht eine 6 Seiten lange Einleitung über Philosophie überhaupt sowie Ciceros Philosophie und philosophische Schriften voraus. Kurze Einleitungen stehen auch den Hauptabschnitten voran.

Diese treffliche Ausgabe Dettweilers, welche ihren Schwerpunkt in der Darbietung von pädagogisch fruchtbaren Gesichtspunkten sucht, kann nicht nur dem Primaner selbst in die Hand gegeben werden, sondern ist auch Schulamtskandidaten zum Studium zu empfehlen.

Colberg. H. Ziemer.

Oscar Bie, Kampfgruppe und Kämpfertypen in der Antike. Berlin 1891, Meyer & Müller. 160 S. 8. 3 M. 60.

Ein Hauptgrund des Gedeihens jeder Kunstübung ist die Ausbildung fester Typen. Das läßt sich in der mittelalterlichen Kunst wie an den Meisterwerken der Renaissance nachweisen, das tritt uns aber nirgends so bestimmt entgegen wie in der Antike. Die Allgewalt der Typenherrschaft auf dem Gebiet der antiken Plastik in ihrem vollen Umfang nachzuweisen, das setzt sich der Verfasser unserer Schrift als Ziel, indem er zugleich hofft, ein exaktes Kriterium zu liefern für viele stilkritische Fragen, die bislang nur nach subjektivem Gefühls- und Geschmacksermessen entschieden werden konnten. Die alten Meister legten bekanntlich mehr Gewicht auf die Ausbildung kunstvoller Stellungsmotive als auf die der Physiognomien. Solche Stellungsmotive spielen aber naturgemäß nirgends eine größere Rolle als in der Darstellung von Kämpfen. So greift B. mit Recht gerade die Darstellung streitender Männer heraus, um eine vollständige „Typologie“ zu konstruieren. Das neben dem altbewährten Formenschatz, der in den Künstlerfamilien von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbte, natürlich die indivi-

duelle Eigenart des einzelnen Meisters dem Kunstwerk seine Gestalt verleiht, wird von B. keineswegs verkannt, aber für seinen Zweck grundsätzlich außer Betrachtung gelassen. Er beginnt (Kap. I) seine Studie mit den attischen Kampffriesen, die ihm den Höhepunkt der ganzen Kunstgattung bedeuten, alle Forderungen idealistischer Kampfbilder am besten zu erfüllen scheinen. An Stelle des Massen- oder Reihenkampfes, wie ihn die Wirklichkeit bietet, ist hier fast durchweg die abstrahierte Form des Einzelkampfes, der Gruppe getreten. Diese spezifisch hellenische, ideale Auffassung des Kampfes hat sich von Anfang an zu wehren gegen den Realismus in der Kampfdarstellung (Kap. II.), wie er sich in den despotischen Reichen Ägyptens und Assyriens ausbildete. Dort, wo es nur Massen, keine Individuen giebt, wurden auch die Kämpfer als Massen in Reihen dargestellt: und wie dies Reihenprinzip der Wirklichkeit näher kommt als die hellenische Gruppe, so herrscht überhaupt in diesen orientalischen Schlachtbildern ein unkünstlerisches Streben nach realistischer Wiedergabe des Kampfplatzes, der Rüstungen etc. Diese Kunstrichtung, vom mächtigen Asien geboren, von Hellas erfolgreich abgewehrt, weiß sich in Kleinasien unmerklich einzuschleichen (vgl. das Nereiden- und Gjölbaschi-Monument), kommt dann in den hellenischen Despotien mehr und mehr zum Siege und wird endlich im kaiserlichen Rom omnipotent. — Das III. Kapitel verfolgt dann die hellenische Kampfgruppe, die poetisch von Homer geschaffen ward, von ihrem ersten Vorkommen auf dem rhodischen Euphorbosteller und den Klazomener Sarkophagen bis zu ihrer hochentwickelten Gestaltung in den Ägineten. Es ergeben sich dabei Stufe für Stufe die hauptsächlichen Kampfschemata, als „Zweikampf um den Gefallenen, der knieende, ab- oder zugewandte Besiegte, der halbknieende und sich umschauende Verfolgte, ferner der nach dem Erschlagenen Zugreifende, der Gefallene und der erst Sterbende, der rückwärts Zielende“ etc. Erschöpfend (und etwas ermüdend zugleich) wird nachgewiesen, wie bei allem scheinbaren Reichtum, der z. B. in den Stellungsmotiven der Ägineten herrscht, nur eine ganz beschränkte Anzahl meist überkommener Grundtypen zur Verwendung gelangte. Im IV. Kapitel werden die attischen Einflüsse auf diesen Typenvorrat erörtert. Eine Folge der anfechtbaren Anordnung des Stoffes ist es, daß zunächst manches von dem, was bereits im I. Kapitel zur Sprache gekommen, hier in wenig veränderter Form wiederkehrt. Die Attiker nüanzierten wohl nach B. in mancher Hinsicht die alten Grundformen, erfanden auch einige Motive hinzu, welche überleitend zwischen den alten stehen, und mischten Reiter unter die zu Fuß Kämpfenden; aber fast jeder noch so kleine Zug, den sie neuernd einführten, hat seine typologische Vorgeschichte. Dasselbe gilt für die Zeit seit 400, wo die Vorliebe für heftige Bewegungen immer mehr statarische Motive der Palästra in die Kampfdarstellungen eindringen läßt, und wo das Anstemmen der Kniee und besonders das Zerren an den Haaren beliebt wird. Eine wichtige Schlußetappe bildet endlich Pergamon (Kap. V.) Der Typenschatz ist der alte, nur mit noch gewaltigerem Pathos vorgetragen. Aber es ändert sich die Komposition. Waren früher die Gestalten „silhouettenrein“ isoliert, so werden jetzt in dem perspektivisch vertieften Reliefraum mehrere Gruppen hintereinander geschoben. Diese malerisch-perspektivische Kompositionsweise überkommen schließlich vom Hellenismus die Römer, bei denen freilich bald das alle Kunst ertötende Reihenprinzip (vgl. Kap. II.) einreißt.

Das ist in großen Linien der Gedankengang des in vieler Hinsicht verdienstlichen Buches. Man würde ihm noch besser folgen können, wenn hie und da einige, wenn auch noch so dürftige Umrißzeichnungen beigegeben wären. Verweist doch der Verf. mit Vorliebe auf die Monumente des Instituts, resp. die antiken Denkmäler, die nur sehr wenige Bevorzugte bequem zur Hand haben dürften. Von den sehr vielen Druckfehlern will ich schweigen. Störender ist die zu schwülstiger Breite neigende Darstellung. Was der Verf. mühsam in riesig fleißiger Arbeit gefunden, sollen auch wir mühselig nachfinden. Wie schon bemerkt, ist auch die Anordnung des Stoffs nicht eben glücklich. Der Leser hat nicht überall das Gefühl zielbewußter, sicherer Führung. Unverzeihlich aber scheint mir die Art, wie B. mit unserer deutschen Sprache umspringt. Er ist offenbar ein grundsätzlicher Gegner der Sprachreinigung; denn nicht nur häuft er die Fremdwörter mit wahrer Wollust, nein, er bereichert geradezu den archäologischen Jargon um einige dreißig der gewagtesten Wortbildungen. Dahin gehören Ausdrücke wie „Symmetrisierung und Typisierung“, dann Zusammensetzungen wie „Zugipfelung, Rückwendungsmotiv, Massenkraftwirkung, Mehrscenigkeitsprinzip und Gallierschlachtsarkophag“. Einen „Vorwärtsschritt“ von geradezu „epochaler Tragweite“ aber bezeichnen die „typengleichen Seeräuber, das haarwirre oder

haarflatternde Hinterhaupt, das kleinwimmelnde Gewürm, die kaiserrömische Kunst und das kraftunbändige Ringen der kraftüberschäumenden Kunstepoche". Und so gäbe es noch „Erwähnungsmögliches" genug. Für Sie hat Cäsar vergeblich gemahnt, ut tanquam scopulum sic fugias inauditum atque insolens verbum.

Offenburg i. B. Fritz Baumgarten.

Hans Achelis, Die ältesten Quellen des orientalischen Kirchenrechtes. Erstes Buch. Die Canones Hippolyti. (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Litteratur. Herausgeg. von **O. von Gebhardt** und **A. Harnack.** VI. Band, Heft 4.) Leipzig, 1891, Hinrichs. VI, 265 S. 8. 9 M. 50.

Über den Ursprung der sogenannten Apostolischen Konstitutionen, des corpus iuris ecclesiastici der griechischen Kirche, wußten wir bisher, daß die ersten sechs Bücher auf die in syrischer Sprache erhaltene διδασκαλία τῶν ἀποστόλων, die 32 ersten Kapitel des siebenten Buches auf die neuerdings durch Bryennios wiederaufgefundene διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων zurückgehn. Dagegen waren die Quellen des achten Buches noch nicht näher untersucht Der Verf. zeigt nun in den arabischen canones Hippolyti, welche Haneberg 1870 mit lateinischer Übersetzung herausgegeben hat (wohl zu unterscheiden von den διατάξεις τῶν ἁγίων ἀποστόλων διὰ Ἱππολύτου bei Fabricius Hipp. opp. I, 248 ff. Lagarde p. 73 ff.), die älteste uns zugängliche Quelle auf, schiebt aber zwischen diese und das achte Buch der Konstitutionen noch eine dritte Kirchenordnung ein, den zweiten Teil des in koptischer (bei Tattan, London 1848, und Lagarde, 1883) und in äthiopischer Sprache (die ersten drei canones bei H. Ludolf, 1691) erhaltenen, von Tattan ins Englische, von Lagarde ins Griechische, von Ludolf (soweit publiziert) ins Lateinische übersetzten ägyptischen Kirchenrechtsbuches, dessen ersten Teil die unter dem Namen der apostolischen Kirchenordnung bekannte Bearbeitung der διδαχή bildet. Obwohl der orientalischen Sprachen unkundig, ist der Verf. durch gelehrte Orientalisten in den Stand gesetzt worden, die orientalischen Texte in berichtigten Übersetzungen (die canones Hippolyti lateinisch, die ägyptische Kirchenordnung deutsch) zu veröffentlichen und dadurch für alle weiteren Forschungen einen sichern Grund zu legen. Die Arbeit zerfällt in sieben Kapitel: das erste und zweite behandeln die Überlieferung und die Herstellung des Textes, das dritte giebt die parallelen Texte der canones Hippolyti, der ägyptischen Kirchenordnung und des achten Buches der Konstitutionen; das vierte erörtert den Wert des jetzigen Textes der canones, das fünfte und sechste den Inhalt (die Gemeindeverfassung und die Gottesdienstordnung), das siebente Zeit, Ort und Verfasser der Sammlung. Der Verf. stellt fest, daß der vorliegende Text der canones nicht nur stark in Unordnung geraten, sondern auch durch vielfache Interpolationen verunstaltet ist, sich aber in allem Wesentlichen durch Vergleichung der parallelen Texte in seiner Urgestalt herstellen läßt. Wo die koptische Handschrift der ägyptischen Kirchenordnung uns im Stiche läßt (wie in allen von ihr weggelassenen liturgischen Stücken), tritt die äthiopische Übersetzung ergänzend ein. Die canones waren nur in der koptisch-monophysitischen Kirche in Gebrauch und sollen nach dem Verf. aus dem Griechischen ins Koptische, aus dem Koptischen ins Arabische übersetzt worden sein. Dies wäre also dieselbe sprachliche Wandelung, welche auch andere in der koptischen Kirche gebrauchte Litteraturprodukte, z. B. die apokryphen Apostelgeschichten, erfahren haben (vgl. meine 'Apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden' Ergänzungsband S. 89 ff.). Hinsichtlich der Gemeindeverfassung, wie sie in den canones Hippolyti sich darstellt, verdient Bemerkung, daß der Subdiakonus, welcher hier hinter dem Lektor erscheint, offenbar jüngere Zuthat ist. Als die drei charismatischen Funktionen des Bischofs bezeichnet der Verf., daß er der erste Liturg, der oberste Richter, der höchste Exorzist ist; dagegen bestätigen die Angaben der canones die hiermit nicht wohl zu einende, aber gleichwohl vom Verf. adoptierte Ansicht, daß der Bischof ursprünglich Finanzbeamter gewesen sei, keineswegs. Beim Presbyterat liegt der Schwerpunkt nicht in den Befugnissen der Körperschaft, sondern im Charisma der Einzelnen zum Liturgen und Exorzisten. Neben den charismatisch Begabten sind es die Märtyrer (d. h. die um des Glaubens willen gelitten haben), aus denen sich das Presbyterium rekrutierte. Die Diakonen erscheinen den Presbytern entschieden untergeordnet, ihr Hauptberuf ist die Thätigkeit der Katecheten, doch können sie bei der Taufe durch Presbyter vertreten werden. Von einer ursprünglichen Gleichstellung oder gar Unterordnung der Diakonen gegenüber den Presbytern kann Verf. keine Spur entdecken, auch die zuletztgenannte Thatsache kann dies nicht beweisen. Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen der canones über die altchristliche Gottesdienstordnung. Leider haben wir nur bei der Taufe eine zusammenhängende Beschreibung. Doch reichen die gegebenen Mitteilungen hin, um

uns von den beiden Hauptformen des Gottesdienstes, dem Abendmahlsgottesdienst und dem Gebetsgottesdienst, ein Bild zu entwerfen. Die Abendmahlsfeier wurde Sonntags, aber auch an bestimmten andern Tagen gegen Abend vom Bischofe veranstaltet; bei ihr wurden die dargebrachten Liebesgaben an die Armen verteilt, ein Teil derselben wurde dem Bischofe für Kranke, Gefangene und andere beim Gottesdienste nicht anwesende Bedürftige überlassen. Die Gebetsgottesdienste fanden täglich in den Morgenstunden nach beendigter Katechisation statt und wurden von den Presbytern, Diakonen und Lektoren abgehalten; sie bestanden aus Gebet, Schriftvorlesen, Psalmengesang; zuweilen wurde hier gepredigt. Von den Abendmahlsgottesdiensten unterschieden sind noch die Agapen, die durch den Ritus des Brotbrechens einen gottesdienstlichen Charakter erhielten. Bei den (wohl unmittelbar auf die Abendmahlsfeier folgenden) Sonntagsagapen führte der Bischof den Vorsitz; die Diakonen zündeten die Lichter an. Außerdem gab es private, von Einzelnen veranstaltete Abendmahle, Witwenmahle, Gedächtnismahle für Tote, insbesondere für Märtyrer. — Das letzte Kapitel über Zeit, Ort, Autor unternimmt den Nachweis, daß die canones wirklich ursprünglich in Rom von Hippolyt, als Bischof einer kleinen, von der Großkirche getrennten Gemeinde, verfaßt sind. Man wird dem Verf. zugeben müssen, daß die der äußeren Lage der Christenheit, den Verfassungsverhältnissen, der Autorität der charismatisch Begabten und der Konfessoren, endlich den Kultuseinrichtungen entnommenen Zeitspuren etwa auf das erste Drittel des dritten Jahrhunderts weisen. Weit geringere Beweiskraft hat dasjenige, was er aus der Verfassungs- und Kultusgeschichte für occidentalischen Ursprung der canones beibringt. Der Verf. baut auf beide Voraussetzungen den Nachweis, daß der Verf. der canones in der That kein anderer als Hippolyt, „der griechisch schreibende occidentalische Bischof einer kleinen (separierten) Gemeinde", gewesen sei, und kombiniert hiermit teils die Überlieferung jener vier Handschriften, welche den größten Teil von Const. Ap. VIII (c. 4—46) unter dem Titel διατάξεις τῶν ἁγίων ἀποστόλων περὶ χειροτονιῶν διὰ Ἱππολύτου in eigentümlicher Redaktion wiedergegeben, teils die bekannte Notiz auf der Hippolytosstatue, daß Hippolyt eine Schrift ἀποστολικὴ παράδοσις verfaßt habe. Den Titel ἀποστολικὴ παράδοσις trennt Verf. von den vorangehenden Worten περὶ χαρισμάτων und bezieht letzteres auf das in jenen Handschriften den διατάξεις περὶ χειροτονιῶν vorangehende Stück διδασκαλία πάντων τῶν ἁγίων ἀποστόλων περὶ χαρισμάτων (Const. Ap. VIII, 1. 2), welches in dem ersten Anhange noch besonders besprochen wird, während der zweite Anhang ein in die canones (c. 30) eingeschobenes Stück auf „zwei Fragmente Hippolyteischer Predigten" zurückführt. Man wird anerkennen müssen, daß die Beweisführung des Verfassers für den Hippolyteischen Ursprung der canones eine methodischere ist als die seiner Vorgänger. Doch hat er bestenfalls die Wahrscheinlichkeit erwiesen, daß zwischen jenen koptischen canones und der dem Hippolyt zugeschriebenen Schrift ἀποστολικὴ παράδοσις irgend welches zur Zeit nicht näher auszumittelndes Verwandtschaftsverhältnis bestehe. Solange nicht mindestens die koptische Vorlage des arabischen Textes wiederaufgefunden ist, wird es bei diesem non liquet sein Bewenden behalten müssen. Jeder weitere Versuch, die Verfasserschaft Hippolyts nachzuweisen, wird sich namentlich auch mit dem Bedenken auseinandersetzen haben, daß die canones Hippolyti nur in der koptisch-monophysitischen Kirche in Gebrauch waren. Einstweilen wird es darauf ankommen, die canones auch in den mit der ägyptischen Kirchenordnung übereinstimmenden Stücken noch schärfer darauf anzusehn, ob nicht bereits jüngere Zuthaten sich eingeschlichen haben. Beispielsweise hebt Ref. die doppelte Ölung vor und nach der Taufe, mit dem oleum exorcismi und dem chrisma oder oleum eucharistias (can. XIX, 120. 134), hervor. Der Verf. hält nun diese auch in den Konstitutionen (III, 16. VII, 22. 42) bezeugte doppelte Salbung für uralt und glaubt durch den Hinweis auf die canones die Annahme Höflings (Sakrament der Taufe I S. 422) berichtigen zu können, daß die orientalische Kirche ursprünglich vor, die occidentalische nach der Taufe gesalbt habe. Die Sache liegt indessen nicht so einfach. Die διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων kennt überhaupt noch keine Salbung bei der Taufe. Die Salbung nach der Taufe finden wir nicht bloß bei Tertullian (de baptism. 7), Cyprian (epist. 70, 2 p. 768 Hartel), bei den abendländischen Markosiern (Iren. haer. I, 21, 3), sondern auch in den in der syrischen Kirche entstandenen περίοδοι Θωμᾶ, in welchen sie den Namen ἐπισφράγισμα führt und die Geistestaufe im Unterschiede von der Wassertaufe symbolisiert (acta Thomae sect. 25—27 p. 19 f. Bonnet; vergl. meine 'Apokryphen Apostelgeschichten' I, 331—338). Dagegen kennen die Clementinischen Rekognitionen nicht beide Salbungen, sondern nur die Salbung vor der Taufe (Rec. III, 67), und dasselbe ist in verschiedenen überarbeiteten Texten der περίοδοι Θωμᾶ (p. 68, 73, 81 f. Bonnet) der Fall. Mit

dem Exorcismus ist diese Salbung in keiner jener Stellen kombiniert, vielmehr kommt ihr einfach dieselbe Bedeutung zu, wie der Salbung nach der Taufe in den andern Stellen. Die Salbung erfolgt hier überall, mag sie vor, mag sie nach der Taufe stattfinden, mit Öl. Wenn nun die canones nicht nur eine doppelte Salbung, die eine mit dem oleum exorcismi, die andre mit dem chrisma eucharistias unterscheiden, sondern auch bereits abweichend von der ägyptischen Kirchenordnung den Gebrauch des Balsams bei der zweiten Salbung vorauszusetzen scheinen, so beruht ersteres sicher auf späterer Kombination älterer Bräuche, letzteres auf einer zuerst von den Markosiern bezeugten (Iren. haer. I 21, 3 ἔπειτα μυρίζουσι τὸν τετελεσμένον τῷ ὀποβαλσάμῳ), in der Großkirche nicht vor dem 4. Jahrhunderte nachweisbaren Übung. So finden wir es im vierten Jahrhunderte in den griechischen Konstitutionen bei Cyrill von Jerusalem, im 5. Jahrh. bei Pseudojustin (Quaest. et respons. ad orthod. 137) und Pseudodionysios (Eccl. hierarch. II, 3): zuerst die Salbung mit Öl, dann die Taufe, darnach die Salbung mit Balsam (μύρον). In den griechischen Konstitutionen wird zunächst (III, 15) der Teilnahme der Diakonissen bei der Taufe der Frauen gedacht. Der Diakonus soll denselben nur die Stirn, die Diakonissin dagegen die übrigen Körperteile salben; der Bischof aber salbt ihnen bei der Handauflegung das Haupt. Dies bezieht sich aber, wie sofort (III, 16) hinzugefügt wird, auf die Salbung vor der Taufe: der Bischof salbt zuerst das Haupt des Täuflings mit dem heiligen Öl zum Typus der Geistestaufe, dann folgt die Wassertaufe, zuletzt die Salbung mit dem Balsam (die βεβαίωσις ὁμολογίας oder σφραγὶς τῶν συνθηκῶν). Also auch hier noch hat die Salbung vor der Taufe dieselbe Bedeutung wie die Salbung nach der Taufe bei Tertullian und in den περίοδοι Θωμᾶ. Dagegen verdient Beachtung die Verteilung jener ersten Salbung mit Öl in verschiedene Akte, die teils durch den Diakonus, beziehungsweise die Diakonissin, teils durch den Bischof vollzogen werden. Hierzu haben wir die Vorstufe in den περίοδοι Θωμᾶ, welche von der Salbung des Hauptes die Salbung des ganzen Leibes (insbesondere wohl der Stirn, der Nase, der Ohren, des Mundes und der Brust, vgl. sect. 5 p. 6 Bonnet) unterscheiden und letzteren Akt bei den Frauen von einer weiblichen Gehilfin vollzogen werden lassen. Diese zweite Salbung mit Öl folgt auch hier sofort auf die erste und geht an den beiden Stellen, wo sie erwähnt wird, ebenso wie die erste der Wassertaufe voran. Ähnlich ist der Sachverhalt in der Grundschrift der Konstitutionen der διδασκαλία (griechisch von Lagarde bei Bunsen Anal. antenic. II, 295). Hier wird zunächst die Salbung der Frauen ganz ebenso wie in dem jüngeren Texte der Konstitutionen erzählt: auch die Salbung des Hauptes durch den Bischof ἐν τῇ χειροθεσίᾳ wird mit denselben Worten berichtet. Dann heißt es weiter: „danach, wenn du, Bischof, taufst oder den Diakonen oder dem Presbyter zu taufen aufträgst, soll die Diakonissin, wie wir vorher gesagt haben, die Frauen salben, ein Mann aber die Gottheit im Wasser anrufen". Hier bildet also die Salbung mit Öl, welche bei der Taufe von Frauen an drei verschiedene Personen, den Bischof, den Diakonus und die Diakonissin, bei der Taufe von Männern nur an den Bischof und den Diakonus verteilt wird, eine in sich zusammenhängende Handlung, welche der Wassertaufe vorhergeht; und zwar scheint die Handauflegung und Salbung durch den Bischof den Anfang zu machen. Von einer Salbung mit Balsam nach der Taufe ist noch keine Rede. Dagegen findet sich bei Cyrill von Jerusalem (catech. mystag. II, 3 und III, 1—4) genau derselbe Brauch wie in den Canones beschrieben: vor der Taufe die Salbung des Hauptes mit dem ἔλαιον ἐπορκιστόν, nach der Taufe die Salbung der Stirn und anderer Sinneswerkzeuge d. h. Ohren, Nase, Mund und Brust mit dem μύρον. Dagegen setzen verschiedene orientalische Liturgien (Höfling I, 424 ff. 527 ff.) ähnlich wie die Konstitutionen vor der Taufe eine doppelte Ölung, nach derselben eine Salbung an den angegebenen Körperteilen voraus, und zwar steht der erste Akt der Ölung vor der Taufe mit der Abrenunziation in enger Verbindung. Letzteres begegnet uns auch in abendländischen Liturgien seit dem 5. Jahrhundert: das Öl führt hier den Namen oleum exorcizatum (wie bei Cyrill). Aus der Salbung mit Balsam nach der Taufe ist im Abendlande bekanntlich das sogenannte Sakrament der Firmung hervorgegangen. — Die gegebenen Nachweise werden genügen, um die Warnung vor einer allzuraschen Zuerkennung hohen Altertums an die in den Canones vorausgesetzte Taufpraxis zu begründen.

Jena. Lipsius.

Δ. Θερειανός, Ἀδαμάντιος Κοραῆς. Ἐκτυποῦται ἀναλώμασι τοῦ Οἰκονομείου κληροδοτήματος. Triest 1890. 3 Bde. 1071 S. 8.

Ein Buch von über tausend Seiten, eng gedruckt und in neugriechischer Sprache geschrieben, mit gleicher Spannung vom Anfange bis zum Ende durchzulesen, das ist entweder Sache eines ganz besonderen Geschmackes, oder ein solches Buch

muß nach Form und Inhalt Vorzüge besitzen, welche die regste Teilnahme des Lesers in Anspruch nehmen. Und in der That, mit der uns seit Jahresfrist vorliegenden Lebensbeschreibung des großen Hellenisten Korais (Coray) ist ein Werk erschienen aus der Feder des durch die Leitung der vorzüglichen Zeitschrift Κλειώ in Triest und durch mehrere feinsinnige philologische Untersuchungen über Homer bereits rühmlich bekannten H. Dionysios Thereianos, das nicht bloß durch die meisterhaft auserlesene Form der Sprache eine gewisse Geistesverwandtschaft mit dem größten Stilisten der Neugriechen, mit Korais selbst, erkennen läßt, sondern auch in seinem reichen, in die Tiefe schürfenden Inhalte uns ein anschauliches Bild von der Entwickelung der hellenischen Studien seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorführt.

Eine 90 Seiten lange Einleitung führt in die Geschichte des griechichen Humanismus seit der Zerstörung und Einnahme Konstantinopels durch die Türken ein und bildet so in gewissem Sinne eine Ergänzung zu Georg Voigts Geschichte des italienischen Humanismus und eine Fortsetzung zu der eben erschienenen byzantinischen Litteraturgeschichte von Karl Krumbacher.

Der Berichterstatter hat sich, durch das vorliegende biographische Werk veranlaßt, die Mühe nicht verdrießen lassen, auf der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek die sämmtlichen Schriften des hier fast vollständig vertretenen Korais nachzusehen und teilweise durchzulesen. Dadurch ist derselbe auch auf eigenem Wege zu der Überzeugung gelangt, welche Th. so kräftig vertritt, daß in Korais nicht bloß die griechische Nation den Schöpfer ihrer gegenwärtigen Schriftsprache, den Erwecker neuen geistigen und sittlichen Lebens in Hellas vor und nach dem griechischen Befreiungskriege zu verehren hat, sondern daß der persönlich so bescheidene Gelehrte auch in der Geschichte der neueren Philologie zu den bedeutsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Textkritik, Hermeneutik und Lexikographie gehört. „Was Montaigne für Frankreich, Bacon für England, Thomasius und Lessing für das deutsche Volk bedeuten, das bedeutet der Name Korais für die neugriechische Welt“.

Und doch wie anspruchslos verläuft der Lebensgang dieses fruchtbarsten philologischen Kritikers und politischen wie philosophischen Schriftstellers, den das junge Hellas hervorgebracht hat! Sein Lebenslauf wird fast in dieselben Grenzen wie der Goethes eingefaßt, 1748—1833. Er ist geboren 1748 in Smyrna; seine Familie aber stammte aus Chios, das er in den meisten seiner Schriften verherrlichte, in seinem Testamente mit seiner Bibliothek beschenkte, und für dessen Geschichte er besonders im dritten Bande seiner Atakta eine großangelegte Stoffsammlung Κιακῆς ἀρχαιολογίας ὕλη geschrieben hat. 1772 wird er von seinem Vater, einem Kaufmanne in Smyrna, nach Amsterdam geschickt, um dort dem Kaufmannsstande sich zu widmen. Dort verkehrt er mehr und lieber in gelehrter Gesellschaft. 1779 wird er von seinem Vater zurückgerufen; doch ist es ihm unmöglich, in dem von den Türken beherrschten Vaterlande zu leben, und er erlangt endlich von seinen Eltern die Erlaubnis, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er verläßt Smyrna, das er ebensowenig wie seine Eltern mehr erblicken sollte. 1782 begann er zu Montpellier die medizinischen Studien. Vorher hatte er schon die ersten Früchte seiner geistigen Arbeiten im Drucke erscheinen lassen. Sie bewegten sich seltsamerweise, aber für den, der die Vorliebe der damaligen Hellenen für theologische Fragen kennt, in ganz gerechtfertigtem Bedürfnisse auf theologischem Gebiete. Es war 1782 die Übersetzung der ὀρθόδοξος διδασκαλία ἤτοι σύνοψις χριστιανικῆς θεολογίας des damals weitberühmten russischen Metropoliten Platon von Moskau aus dem Deutschen, die noch heutzutage in Griechenland gelesen und immer wieder aufgelegt wird.

Korais war von Hause aus arm, und er blieb es freiwillig trotz seiner großen litterarischen Erfolge sein Leben lang. In Montpellier, wo er den medizinischen Studien in den Jahren 1782—1788 mit dem größten Eifer oblag, sich den Doktorgrad erwarb und endlich die Praxis auszuüben begann, verschaffte er sich seinen Lebensunterhalt vornehmlich durch die Übersetzungen medizinischer Werke aus dem Deutschen und Englischen in das Französische: denn, das sei schon gleich jetzt erwähnt, Korais, der Frankreichs Boden nicht mehr verlassen sollte, war ein ebenso anerkannter Meister des französischen wie des griechischen Stiles nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen in seinem wirklichen wie in seinem Adoptivvaterlande. 1782 siedelt er nach **Paris** über, aus dem er bis zu seinem Tode sich nicht mehr entfernen sollte. Hier wird er Zeuge jener Umwälzung alles Bestehenden, welche die französische Revolution herbeigeführt hat, und die er in seinen zahlreichen Briefen an seine Freunde in Smyrna in so gediegener, eines Geschichtschreibers würdiger Form geschildert hat, daß sie noch in unseren Tagen 1880 als Dokumente

eines Augenzeugen einen französischen Übersetzer gefunden haben (Lettres de Coray au protopsalte de Smyrne, Dimitrios Lotos, sur les événements de la revolution française 1782—1793. trad. du grec par le M[is] de Queux de Saint Hilaire. Paris 1880, Didot).

(Schluß folgt).

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. V. 1890. Mit dem Beiblatte 'Archäologischer Anzeiger'. Berlin 1891, Georg Reimer. 278 und 198 S. mit 16 Tafeln und 222 Abbildungen im Text. 4. 16 M.

Wir geben diesmal, von unserer sonstigen Gewohnheit absehend, einen Überblick über einen ganzen Band des Jahrbuchs, um einmal in kurzem auf die eigentümlichen Vorzüge dieser wohl redigierten (aber auf dem Titel namenlosen) Zeitschrift hinzuweisen. Ein großer Vorzug, der zwar selbstverständlich scheint, aber wie vieles, was für selbstverständlich gelten sollte, durchaus nicht dafür angesehen wird, ist der, daß der Anschauung ein breiter Raum gewährt wird. So sind wenigstens eine Anzahl der Artikel derartige, daß man sie lesen kann, ohne in einer sehr reichen archäologischen Bibliothek zu sitzen, in welcher man jedes Buch sofort bekommen kann. Das eigentlich archäologische Studium ist nun einmal als ein wesentlich künstlerisches der Hauptsache nach 'Anschauungsunterricht'. Damit zusammenhängende rein philologische Fragen, wie nach chronologischen Daten oder Schriftstellerinterpretation, sind natürlich eine Sache für sich. Ich könnte mir einen Artikel vorstellen, mit nur wenigen Worten der Erläuterung und Über- resp. Unterschriften, der fast lediglich aus Abbildungen bestände. Diesem Ziele kommt nahe Kékulés Abhandlung über die Schöpfung der Eva, der uns die von ihm geschilderte künstlerische Entwickelung auch wirklich zeigt. Für seinen Text sind wir ihm noch besonders dankbar; aber die Hauptsache für den, der selbst nachprüfend lernen will, sind doch die Bilder. Der Aufsatz ist geschrieben, um in einer für uns noch nachkontrolierbaren Entwickelung, Analogie aus der christlichen Kunst, zu zeigen, wie die Künstler eine Gestalt, die Eva, aus einer anderen, dem Adam, hervorgehen lassen, — um uns dadurch Möglichkeiten, mehr freilich nicht, wenigstens vorzustellen, wie im Ostgiebel des Parthenon Athene aus dem Haupte des Zeus hervorging. — Ähnlich ausgestattet ist eine Abhandlung von Michaelis, mit dem ganzen Detail reichster Spezialstudien versehen, welche uns ihren Gegenstand zur Anschauung bringt: den Statuenhof im vatikanischen Belvedère. Wenige Statuen sind so bekannt wie der Apoll von Belvedère, und doch wie wenige wissen etwas von dem Wesen und der Geschichte dieses Belvedères. Ein großes Stück moderner Kulturentwickelung, auch von Renaissance und Fanatismus, geht an uns vorüber, glücklicherweise mit den erreichbaren alten Abbildungen nach dem berühmten Statuenhofe. Erlaubten es die Mittel, so wären allen Lesern die erwähnten 'prachtvollen Stiche' Mark Antons, auch Lafreris Blätter gewiß hochwillkommen. Aber wir gestehen gern zu, daß auch so schon sehr Schönes geboten wird. — Noch reichlicher ausgestattet ist, einem kleinen Handbuche gleich, Conzes Abhandlung über die griechischen Kohlenbecken, deren Henkelschmuck, Köpfe blitzeschmiedender Kyklopen (so Furtwängler) in großer Anzahl uns ein lehrreiches Bild dieser beliebten Henkelornamente geben. — Ähnlich angelegt ist (und wir wünschten in dieser Hinsicht viele Nachfolger) Winters Abhandlung über den Bildhauer Silanion. Er geht von dem Gesichtspunkte aus, bei den ikonographischen Studien abgesehen von der Identifizierung der dargestellten Persönlichkeiten die Denkmäler dieser Gattung nach ihrer stilistischen Eigentümlichkeit zu gruppieren und so auf ihren Urheber zu kommen. Über stilistische Eigentümlichkeiten wird sich selten ein zwingender Beweis führen lassen, am allerwenigsten aber durch bloße Worte; darum ist die hier vereinigte Galerie von Portraitköpfen, darunter Sappho auf einer schönen Tafel, freudig zu begrüßen. So kann ein jeder selbst zusehen! — Eine glückliche Identifikation von Paul Wolters nach dem neu entdeckten Mosaik des Monnus ist die eines bisher als Apollonius von Tyana genannten Kopfes mit dem 'Esiodus' bezeichneten Kopfe des Mosaiks. Schade, daß uns Wolters nicht auch den 'Ennius' geboten hat, den er freilich litterarisch genau bestimmt. — Auch Puchstein in den Parthenonskulpturen, die leider nicht zu dem erwarteten Ziele führen konnten, giebt doch in den Querschnitten von Statuen betreffs der allmählichen Entwickelung freien Faltenwurfs von bescheidenen Anfängen aus für unsere Kenntnis der allmählich sich steigernden und etwas wagenden Marmortechnik ganz vorzügliche demonstrationes ad oculos. — Der Artikel von Robert, Das Mosaik von Portus Magnus, mehr eine Arbeit der Interpretation eines bestimmten, einmal vorliegenden Kunstwerkes als Darstellung einer Entwickelung, bietet das direkte Objekt der Abhandlung in guten Abbildungen; ähnlich ein Artikel von Engelmann, Tyro, wo allerdings der Sache nach weniger die künstlerische, als die stoffliche Seite in Frage kommt; er behandelt mit Sorgfalt und kombinatorischem Geschick alle Reste von monumentaler und schriftlicher Überlieferung, welche sich auf die Sage der Tyro beziehen. — Eine offenbar sehr fleißige Arbeit von Holwerda, Korinthisch-attische Vasen, ist aus dem erwähnten Grunde außerhalb einer großen, bequemen Bibliothek für jeden, der nicht auf demselben engbegrenzten Felde Spezialstudien gemacht hat, nur

schwer zu lesen: 67 Vasen führt ein Verzeichnis an, 6 kleine Abbildungen sind gegeben. Wir sprechen dies nicht als einen Vorwurf aus, sondern als einen Wunsch. Da ich durchaus nicht die Absicht habe, an dem Inhalte der Abhandlungen Kritik zu üben, sondern nur zu prüfen, ob sie wohl auch in einer kleineren Gymnasialstadt, auch in Berlin selbst, einem nicht mit sehr viel Muße und Mitteln gesegnetem Freunde des Altertums ohne weitere Hülfsmittel verständlich sind, so registriere ich nur die übrigen Artikel. Gilli schreibt über das Salernitaner Schiffsrelief (2 Abbildungen), Koepp über die Herstellung der Tempel nach den Perserkriegen, eine mehr philologische Frage; Meier, Zur Eubuleusbüste des Praxiteles; Schöne, Zu Hygin und Hero; Studemund, Zum Mosaik des Monnus; Wernicke, Zum Verzeichnis des Skopas, und zu einem Marmorkopfe in Cambridge (2 Abb.).

Ein besonderer Vorzug des Jahrbuches, der zufällig in diesem Bande nicht hervortritt, ist auch die eingehende Berücksichtigung der antiken Architektur.

Eine Spezialität des Jahrbuches bildet der seit dem vierten Jahrgange (1889) hinzugefügte oder besser nach Gerhards Muster wieder eingeführte archäologische Anzeiger. Er hatte sein Vorspiel schon in den ersten Jahrgängen des Jahrbuchs in den illustrierten Erwerbungsberichten der Kgl. Museen und den Anfängen einer Bibliographie. Ich habe selbst in unserer Wochenschrift 1888, Sp. 194 in einem Artikel über die Publikationen des Archäologischen Instituts einige Desiderata vorgebracht und freue mich im Interesse der Sache doppelt, daß namentlich ein besonderer Wunsch, der ganz aus dem Gesichtspunkte der heutigen Anzeige ausgesprochen war, in Erfüllung gegangen ist: wir haben nunmehr die ausführlichen Berichte über die Sitzungen der Archäologischen Gesellschaft in zusammenhängender Reihe und seit dem vorliegenden Jahrgange auch die Anfänge einer bildlichen Erläuterung der Vorträge. So S. 104 die Becher von Vaphio; in dem laufenden Jahrgange (1891) hat sich dieser Gebrauch sogar noch weiter fortgesetzt. Ich habe damals vorgeschlagen, nach dem Muster der anthropologischen Gesellschaft, in Ermangelung größerer Mittel, auch mit bescheidenen Zinkographien sich zu begnügen. Wir haben bisher Besseres erhalten, würden aber doch, wie namentlich bei topographischen Dingen, z. B. bei dem Vortrage Winnefelds über die Villa des Plinius, sehr gern mit einer ganz einfachen Skizze vorlieb nehmen: eine flüchtige Skizze ist oft anschaulicher als eine gute Beschreibung; nicht alle Beschreibungen aber sind gut. Als Ideal muß unserer technisch so vorschreitenden Zeit vorschweben: kein Kunstbericht ohne Bild! Das wird sich zwar nie ganz, aber doch annähernd erreichen lassen.

Bereits im zweiten Jahrgang waren die Berichte über neue Erwerbungen des Berliner Museums reichlich mit Abbildungen ausgestattet; wie aber der Mensch mit seinen größeren Zwecken wächst, so auch das Jahrbuch: denn es sind im Anzeiger gut illustrierte Berichte auch über die anderen Antikensammlung in Deutschland, auch der privaten hinzugekommen. Dadurch wird das Anschauungsmaterial des Lesers vermehrt und leere Schellen in tönendes Erz verwandelt. Auch selbständige Artikel über neue Funde, z. B. über die Gräfsche Sammlung der Mumienportraits (jetzt im zweiten Hefte von 1891 auch durch eine gute Abbildung erläutert), oder über vergessene und verschollene, wie Eduard Schauberts handschriftlichen Nachlass (mit großer Sorgfalt von Koepp bearbeitet), sind hinzugekommen. Nun wünschen wir dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang. Wir hoffen aber, daß das Jahrbuch mit seinem Anzeiger eins bleiben wird. Wird der Band etwas stärker, oder kommt einmal eine Nachricht nicht ganz frisch, so hat doch der Besitzer namentlich später den hochanzuschlagenden Vorteil, so vielerlei nützliche und schöne Dinge in einem Bande vereinigt zu haben. Noch einen praktischen Wunsch: Ziffern sind ja keine Zier, aber z. B. zum Citieren sehr bequem; warum also stehen unter den einzelnen Abbildungen im Text keine fortlaufenden Nummern? Bei einigen Artikeln stehen Nummern, bei anderen gar nicht. Chr. B.

Mitteilungen des Archäologischen Instituts zu Rom. VI, 1. Heft.

(3) **A. Michaelis**, Storia della collezione capitolina di antichità fino all' inaugurazione del Museo, 1754. Für die Vorgeschichte der Sammlungen, welche gegenwärtig den Hauptstock des Capitolinischen Museums bilden, sind die Zeichnungen des Holländers Heemskerck von größtem Interesse. Diese Zeichnungen befinden sich im Berliner Kupferstichkabinet; sie sind zwischen den Jahren 1533 und 1536 entworfen, also zu einer Zeit, wo der von Buonarroti geplante Capitolinische Platz noch nicht angelegt war. Auf Heemskercks Zeichnungen steht auch noch Marc Aurels Statue auf ihrem alten, seit 1538 veränderten Standpunkt. Hrn. Michaelis mit vielen Abbildungen versehener Beitrag umfaßt so ziemlich die gesamte Fundgeschichte der berühmtesten römischen Skulpturwerke. — (67) **A. Mau**, Miscellanea Pompeiana. Beschrieben wird die Basilica, welche noch aus der Zeit vor der römischen Okkupation stammt; ferner erörtert Hr. Mau das bekannte Wandbild, den Fall des Ikarus darstellend. — (73) **Ch. Hülsen**, Jahresbericht über neue Funde und Forschungen zur Topographie der Stadt Rom. Mit Plänen und Abbildungen. Ein wahrer Musterbericht: alle topographischen Mitteilungen sind durch gute Zeichnungen erläutert.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 36.

(1225) **Graux** et **Martin**, Facsimilés de ms. grecs d'Espagne (Paris). 'Wesentliche Bereicherung unserer paläographischen Litteratur'. *V. G.* — (1241) **J. Paulson**, Index Hesiodeus (Lund). 'Nützliches kleines Buch'. *B.* — (1241) Cornuti ars rhetorica ed. **J. Graeven** (Berlin). 'Verdient alle Anerkennung'. *H. H.* — (1244) **R. Beer**, Heilige Höhen (Wien). 'Zur behaglichen Durchblätterung empfohlen'. — (1245) **Imhoof-Blumer**, Griechische Münzen (München). 'Besonders wertvoll die chronologischen Abschnitte'. *S.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 35.

(937) **O. Gilbert**, Geschichte und Topographie der Stadt Rom (Leipzig). 'Überall zeigt sich vorsichtiges Urteil und große Unbefangenheit'. *G. Zippel.* — (943) Varronis r. r. libri rec. **H. Keil** (Leipzig). 'Die Ausgabe erstrebt größte Klarheit und Übersichtlichkeit'. *H. Nohl.* — (944) Tacitus, Germania, von **U. Zernial** (Leipzig). 'Hat unleugbares Verdienst'. *Th. Opitz.* — (947) **B. Tieffenbach**, Über die Örtlichkeit der Varusschlacht (Berlin). Unparteiisches Referat von *E. Wolff*, der Gefallen findet an den ruhigen Auseinandersetzungen des Verf. — (948) **F. Noack**, Iliupersis (Gießen). 'Höchst achtbare Leistung; gründlich und sachlich'. *C. Häberlin.* — (951) **J. Flierle**, Über Nachahmungen des Demosthenes, Thukydides und Xenophon in Dionysos von Halikarnaß (Leipzig). 'In jeder Beziehung musterhafte Untersuchung'. *W. Soltau.* — (952) **C. Raab**, De Flavii Iosephi elocutione (Erlangen). Angezeigt von *K. Jacoby.* — (954) **K. Maurer**, Die Fabeln des Phädrus in der Quarta (Gießen). 'Erleichternd und nutzbar'. *H. Draheim.* — (954) Homers Odyssee in verkürzter Ausgabe von **A. Th. Christ** (Wien). 'In der Einleitung herrscht meteorologische Mythologie vor; Schüler (und auch manche Lehrer) verstehen so was nicht'. *G. Vogrinz.*

No. 36.

(969) **P. Viereck**, Sermo Graecus in scriptis romanis publicis (Göttingen). Respektvolle Anzeige von *P. Cauer* mit einer langen, unzufriedenen Nota über das Latein des Verfassers. — (973) **J. Sitzler**, Abriß der griechischen Literaturgeschichte (Leipzig). 'Durchaus zuverlässig'. *P. Weizsäcker.* — (976) Aischylos, Die Perser, in freier deutscher Nachbildung von **H. Gravenhorst** (Leipzig). — (977) **J. M. Stowasser**, Dunkle Wörter (Wien). 'Alles neu, aber ebenso überraschend als unbegreiflich; was nur konnte die Römer veranlassen, für die gewöhnlichsten Begriffe (wie „übermorgen") Bezeichnungen aus dem Griechischen zu entlehnen? Gar zu viel ist novandi studio an den Haaren herbeigezogen'. *H. Ziemer.* — (978) Apulei de Psyche et Cupidine fabula instr. **C. Weyman**. Angezeigt von *C. Weyman.* — (979) **P. La Roche**, Sätze aus Cicero und aus der Schulpraxis (München). 'Allen Lehrern in Prima aufs wärmste zu empfehlen'. *O. Drenckhahn.* — (980) Schriften zur Schulreform, angezeigt von *O. Weissenfels*, u. a. **Zeller**: Gymnasium und Universität; **Endemann**: Ein Blick in Leben und Schule; **Eucken**: Der Kampf um das Gymnasium; **Rühl**: Einzelheiten zur Gymnasialreform.

Athenaeum. No. 3304. 21. Febr. 1891.

(246—247) Classical School-Books. Anzeigen von **Aeschines** against Ctesiphon by **Richardson**; **Iphigenia** amongst the Taurians by **J. Flagg**; **Tacitus** Annals I—VI by **W. F. Allen**; **Taciti** Annalium l. XIV by **Worthington**; **A. Hogue**, The irregular verbs of the Attic prose. — (248—249) **C. Torr**, The dictionary of antiquities. Richtigstellung dreier Artikel zum attischen Seewesen: ὑπηρέται, ἀπόστολος, ἀντίδοσις. — (251) The fragment of the Athenian constitution. Verbesserungsvorschläge von **W. A. Paton** und den Mitgliedern der Cambridge Philological Society.

Revue critique. No. 30.

(55) **Lucian Müller**, De Horatii epistula II 1 (Berlin); **M. Hertz**, De Horatii operum exemplari olim Gnyetiano (Breslau). Die erstgenannte Schrift mit ihren strengen Schlußfolgerungen findet Hrn. Uris ungeteilten Beifall; über das Guyetische Horazexemplar hat Ref. selber geschrieben und sich von Hertz' Argumentation nicht überzeugen lassen. — (56) **F. Laban**, Der Gemüthsausdruck des Antinous (Berlin). 'Amüsant, aber selber recht subjektiv'. S. Reinach.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 38.)

(S. 525 ff.) **Alexander Conze**, Jahresbericht über die Thätigkeit des Kaiserl. deutschen archäologischen Instituts. Im Rechnungsjahre 1890/91 fand die ordentliche Plenarversammlung der Centraldirektion am 14.—17. April 1890 in Berlin statt. Zum Palilienfeste und zum Winkelmannstage wurden ernannt zu ord. Mitgl. des Instituts die HH. **Cagnat** (Paris), **Gurlitt** (Graz), **v. Hartel** (Wien), **Holwerda** (Leiden), **Meletopulos** (Piräus), **Niemann** (Wien), **Orsi** (Syrakus), **Schöll** (München), **Schreiber** (Leipzig), **Wachsmuth** (Leipzig) und **Wilmanns** (Berlin); zu korr. Mitgl. die HH. **Bertrand** (Moulins), **Spano Bolani** (Reggio), **Brückner** (Athen), **Caminiti** (Reggio), **Chillà** (Squillace), **de la Croix** (Poitiers), **Donati** (Siena), **Elias de Molins** (Barcelona), **Espérandieu** (Toulon), **Borgas de Figueiredo** (Lissabon), **Fröhlich** (Buda-Pest), **Kalkmann** (Berlin), **Kubitschek** (Wien), **Londos** (Athen), **Nervegna** (Brindisi), **Papa Konstantinu** (Aïdin), **Pascale** (Curti), **Strzygowski** (Wien), **Szanto** (Wien), **Zamboni** (Wien) und **Solotas** (Chios). Seinem Ehrenmitgliede **Grafen von Moltke** überreichte das Institut zu dessen neunzigjährigem Geburtstage eine Glückwunschadresse. Von dem Verluste folgender Mitglieder ging dem Institute die Nachricht zu: **Dom. Spano Bolani** († 29 Juni 1890), **Leop. Julius** († 18. Juni 1890), **Herm. Kestner** († 27. Juni 1890), **Giac. Lignana** († 10. Febr. 1891), **A. Monti** († 28. März 1891), **Ed. Pinder** († 18. Sept. 1890), **H. Schliemann** († 26. Dez. 1890). Das auswärtige Amt verlieh auf Vorschlag der Centraldirektion die Reisestipendien für 1890/91 den HH. **Kern**, **Sauer**, **Hauser**, **Pernice** sowie das für christliche Archäologie dem Hrn. **Achelis**. Unter Redaktion des Generalsekretärs, dem Hrn. Dr. **Koepp** zur Seite stand, erschien in Berlin das 5., B. I abschließende Heft der „Antiken Denkmäler" und B. V des „Jahrbuchs". Denkmäler und Jahrbuch suchen fortgesetzt das ganze Gebiet der klassischen Archäologie in allen Denkmälerklassen und in voller räumlicher Ausdehnung, soweit die Gelegenheit sich bietet, zu umfassen. Zu den 13 Tafeln des Denkmälerheftes wurden 7 von den Sekretariaten in Rom und Athen beschafft. Beide haben zusammengewirkt zur Herausgabe der Überreste des Tempels im epizephyrischen Lokri. Zwei Tafeln bringen Fundstücke aus der vorpersischen Zeit auf der Akropolis von Athen, eine andere eine altattische bemalte Vase, 3 sind den Er-

gebnissen der mühevollen Untersuchungen gewidmet, durch welche Hr. **Sauer** neue Anhaltspunkte für das Verständnis der Giebelgruppen des Parthenon zu gewinnen suchte. Von 3 anderen Tafeln lenkt die eine die Aufmerksamkeit auf eine bei Subiaco gefundene griechische Statue noch rätselhafter Bedeutung, eine bietet Wiederholungen weiblicher Idealköpfe aus italischen Sammlungen, und eine bringt ein auserlesenes griechisches Grabrelief in englischem Privatbesitze. Zwei Tafeln endlich sind einer Wandmalerei in der Villa der Livia bei Primaporto und zwei Vasenbildern der Sammlung von Branteghem in Brüssel gewidmet. Das Jahrbuch erschien auch in diesem Jahre mit dem Beiblatt des „Anzeigers", in welchem neben der nach möglichster Vollständigkeit strebenden Bibliographie die Sitzungsberichte der Berliner Archäologischen Gesellschaft und die Erwerbungsberichte der Antikensammlungen zunächst in Deutschland ständig den Hauptplatz einnehmen. Diesmal konnte dank den Herren Vorstehern auch von den Erwerbungen der deutschen Universitätssammlungen Nachricht gegeben, ferner auf Antiken im inländischen Privatbesitz aufmerksam gemacht werden. Besonders die Direktion des Museums der Breslauer Universität überließ leihweise den gesammten Nachlaß **Ed. Schauberts**, sodaß er durch einen eingehenden Bericht der Benutzung näher gelegt werden konnte. Unter Mitwirkung namentlich des Sekretariats in Rom wurde der Ergänzungsband der „Monumenti inediti" fertiggestellt. Auf 31 Tafeln bringt er Abbildungen, welche im Laufe der Zeit beim Institute in Rom hergestellt, aber nicht zur Herausgabe gelangt waren, begleitet von einem kurzen Texte. Auf weiteren 5 Tafeln sind die Stuckreliefs aus dem römischen Hause bei der Farnesina gegeben, nachdem der Gemäldeschmuck dieses Hauses bereits im 11. und 12. Bande der „Monumenti inediti" seinen Platz gefunden hatte. Eine Einzelausgabe, namentlich für unsere Kunstschulen bestimmt, in welcher der gesamte Schmuck des genannten römischen Hauses zusammengefaßt werden soll, wird demnächst erscheinen. Gemäß dem Testamente von **Sergius Iwanoff** ist die Reproduktion seiner Architekturzeichnungen fortgesetzt. Sie sollen in 3 Abteilungen zur Ausgabe gelangen, Griechisches, Pompejanisches und den Caracallathermen Entnommenes. Für die Herausgabe ist Hr. **R. Bohn** eingetreten und im Begriffe, die erste Abteilung fertig zu stellen. Nachdem von Hrn. **Roberts** Sammlung der „Antiken Sarkophagreliefs" voriges Jahr ein erster Band, der Zifferfolge nach der zweite, erschienen war, hat Robert der Vorbereitung des dritten (Einzelmythen) alle Zeit, welche er erübrigen konnte, gewidmet und ist im März d. J. nach Rom gegangen, um die Vorarbeiten dort zu fördern. Nach seiner Schätzung wird das Material für diesen Band 445 Nummern, 246 ganze Sarkophage oder Sarkophagvorderplatten und 199 einzelne Schmalseiten und Fragmente umfassen. Wegen der großen Zahl ist eine Teilung des Bandes in 3 gesondert herauszugebende Abteilungen in Aussicht genommen. Bei der Sammlung der antiken Terrakotten unter Leitung des Hrn. **Kekulé** hat Hr. **Winter** die Herstellung eines Typenkatalogs in Zeichnungen und deren Reproduktion in Zink fortgesetzt und rund 700 Nummern beendet, während die Gesamtzahl auf etwa 1700 veranschlagt ist, deren Vollendung im laufenden Jahre erwartet wird. Für Neuaufnahme des Materials in Athen war Hr. **Heberdey** thätig. Hr. **Winter** hat in Hannover, Hr. **von Rohden** in Kopenhagen die dort vorhandenen Stücke untersucht und aufnehmen lassen. Sonst ist zunächst zur Herausgabe durch Hrn. von Rohden der Band der Reliefs im Auge behalten. Bei der Sammlung der etruskischen Urnenreliefs hat Hr. **Körte** den Text zur 2. Hälfte des 2. Bandes, für welche die Tafeln bereits fertig gestellt sind, gefördert. Von den Tafeln zum 3. Bande konnten mit Rücksicht auf die verfügbaren Geldmittel nur 6 weitere Tafeln ausgeführt werden; rascherer Fortgang ist aber im laufenden Jahre zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 3. Oktober. 1891. № 40.

Inhalt.

Bemerkungen zu Herondas' Mimiamben ed. Rutherford. London 1891, Macmillan.

(Schluß aus No. 39.)

III 8 κοῦ μιν st. κοῦ μὲν, und vielleicht κλεῖαι st. κεῖται. ‖ 19 ναι παρωτεραι πολλον der Papyrus. R. ναὶ ΠΑΡΩ τε καὶ Ἄπολλον, aber Ἀπόλλω ist das Richtige. In ΠΑΡΩ steckt wohl ein Göttername, ich dachte an Παφίην. ‖ 22 ist οὐδ' ἄλφα συλλαβὴν γνῶναι unverständlich. Nicht übel wäre ἀλλ' οὐδὲ συλλαβὴν γν. (vgl. Diphilos bei Athen. VI 236 C), aber vielleicht ist ἄλφ' οὐδὲ συλλαβὴν γν. das Wahre. ‖ 50 vielleicht ἰδόντα μηνῦσαι st. κινῆσαι ‖ 60 lese man Φίλλις statt Φίλλος. Die drei hier Genannten sind wohl keine Sklaven des γραμματιστής, wie R. meint, denn es sind keine nomina servilia (vgl. IV 24), und der arme Schlucker hatte wohl kaum so viele Sklaven. Eher glaube ich, daß hier drei ältere oder stärkere Zöglinge des Ludimagisters gemeint sind. ‖ 62 möchte ich Λέξον statt Δέξον (= δεῖξον) schreiben. ‖ 67 hat der Papyrus κινευντα μηδὲ καρφοσι τό γ' ἥκιστον. Ruth. korrigiert καρφίου, was doch wohl καρφίον sein sollte. Viel leichter wäre übrigens, doch etwas bedenklich: κάρφος ἢ τό γ' ἥκιστον. Vgl. I 54 und Ar. Lys. 474. ‖ 68 korrigiere ich σκῦτος st. σκῦλος. ‖ 85 τὸν μῦν hält R. unrichtig für identisch mit σκῦτος (σκῦλος), es ist ohne Frage der ebenda genannte κέρκος (= πέος) βοός. Auch Vers 76 hat er nicht verstanden. Da ist der Gedanke zu ergänzen „ebenso vergebens, wie Du meinen Zorn zu beschwichtigen suchst". ‖ 79 τατᾶ = ἀτταταῖ. ‖ 93 ἴσσ', ἂν λάθοις verstehe ich nicht. Ist ἴσθ' zu schreiben? Wegen der Stellung von ἂν würde ich eher σύγ' ἂν λ. erwartet haben, doch ist jene Stellung nicht ganz ohne Beispiele.

IV 12 τοῖον st. τοίχων? ‖ 36 vielleicht Μύττεω st. Μύττεω. Vgl. Μύττα und Μύττης. ‖ 44 lese ich ὥς με ζεῖς. st. οὔ με ζεῖς; und 48 vgld: μαρτύρομαι, Κύδιλλα, τὸν θεὸν τοῦτον, | ὡς (st. ὥς) ἔκ με καίπερ οὐ θέλουσαν οἰδῆσαις (st. οἰδῆσαι), | μαρτύρομαι, φημ', ἔς σε. Statt καίπερ, wie R. schreibt, hat der Papyrus καιτ, und eine leichtere Änderung wäre καίτ[οι γ'] οὐ, was man diesem Autor vielleicht zumuten darf. ‖ 54 ἀλλ' ἡμέρη γε [Pap. τε] κήπὶ μέζον ὠθεῖται. Der Sinn verlangt offenbar: ἀλλ' ἡ 'μελής τε κτέ., d. h. ἡ ἀμελής. ‖ 57 ist χαίρετ' ὧδε δέσποιναι zu schreiben. Der Pap. χαιρετω δε δεσποινα. ‖ 59 ist für κνίζω nicht κνήσω, aber κνίσω (R. in der Annotatio) zu lesen. Der fünfte Spondäus ist bei H. höchst selten. ‖ 63 vielleicht δέ <γε> πύραγρον, denn diesen metrischen Schnitzer hat H. wohl kaum begangen. Unrichtig hält Kenyon die paenultima von πύραγρον für kurz. ‖ 74 ist, glaube ich, nicht ἀπηρνήθη, wie R. meint, aber εἶδεν verdorben. Ich

lese οἶδεν. Von Apelles kann man nicht sagen: Der Mensch versteht eines, ein anderes aber ist ihm (von der Natur oder von den Göttern) verweigert". Dem Dichter schwebte vielleicht das Homerische τῷ δ' ἕτερον μὲν ἔδωκε πατήρ, ἕτερον δ' ἀνένευσε vor. Aus γένοιτο (Vers 75) darf man wohl schließen, daß der berühmte Zeitgenosse von Alexander dem Großen damals noch lebte, und wir lernen aus dieser Stelle, daß er noch keine Götterbilder, also auch nicht die berühmte Koïsche Aphrodite in demselben Asklepiostempel, wo dieser Mimos spielt, gemalt hatte. Vgl. Brunn, Gr. K. II 202 vgld.

V 5 ist hinter γυναῖκα kein Punkt, aber ein Fragezeichen zu setzen. ‖ 25 mit ἔκπρισον vgl. Soph. Ai. 1030. ‖ 30 war das letzte Wort gewiß πο]δόψηστρον. Es scheint hier als Scheltwort gebraucht zu sein. ‖ 41 lese man ὄχοι st. ὄχου. Vgl. 43. Mit σμῆ — τὸ ῥύγχος vgl. VII 6 (Pap. οὔη. Kenyon wohl besser ὄρη), mit ἀνώνυμον, abominabilem (45) VI 14. ‖ 51 l. τείσεις st. τίσεις ‖ 60 sind, wenn nicht das epische ἐπόψε' statt ἐπόψεθ' zu schreiben ist, die beiden Kommas vor und nach Κύδιλλ' zu tilgen ‖ 61 ist τὰς ἀχαϊκὰς, wie τοῖς σφύροισι τρίβοντας beweist, von einer Art Compedes zu verstehen, aber παρ' Ἀντιδώρῳ und ἔθηκα bleiben mir unklar. ‖ 74 vgld. sind so zu lesen: ἀφέω τοῦτον | τὸν ἑπτάδουλον (καὶ τίς οὐχ ἀπαντῶσ' ἄν | ἔς μευ δικαίως τὸ πρόσωπον ἐμπτύοι;)|, ὅ[ς τ]ὴν τύραννον —; mit einer leicht zu ergänzenden Aposiopese, die den Gemütszustand des jähzornigen Weibsbildes sehr anschaulich schildert. ‖ 82 ist das ησσον (R. ἔσσον) des Pap. nicht zu ändern.

VI 11 χειρέων, wie VII 3; aber an der ersten Stelle hat die erste Hand ganz richtig χειρῶν. ‖ 22 ist hinten εἴπω ein Punkt, kein Fragezeichen zu setzen. ‖ 23 μὰ τούτους τοὺς γλυκέας. R. ergänzt θεούς, was wegen des zugefügten Pronomens unwahrscheinlich ist. Koritto meint wohl ihre eigenen neben ihr stehenden Knaben. ‖ 35 st. λάβοιμι δ' Ἀδρήστεια schreibt R. st. λάβοιμε δ', sondern man erwartet λάβοι δέ μ' Α. ‖ 50 ΚυΝαιθίδος st. ΚυΛαιθίδας. ‖ 60 richtiger als R. schreibt Kenyon οὐδ' (mit dem Pap. st. ὡς δ') ἂν σῦκον εἰκάσαι σύκῳ | ἔχοις ἂν [οὕτ]ω. R. hat ὡς δ' und εἰκάσαις, aber der Pap. ικασαιϛ, sodaß εἰκάσαι unzweifelhaft ist. ‖ 77 τάτα ist entweder τᾶτα oder τάττα (= τέττα) zu schreiben, wenn nicht τάτα κλείζουσα (der Pap. ταταλιζουσα) vorzuziehen ist. ‖ 80 erwartet man ἔδει γάρ, ἀλλὰ καιρὸν οὐ πρέποντ' εἶχον st. εἶναι. ‖ 84 sehe ich jetzt zu meiner Freude, daß Kenyon schon τετρωβόλο[υ] κόψῃ geschrieben hat. Der Sinn scheint zu sein „Denn diese hat unseren Mühlstein durch Benutzung Tag und Nacht hindurch, zu dem reinen Abfall (σκωρίην) gemacht, damit sie an ihrer eigenen Mühle um keinen Tetrobol Schaden leide. Wozu übrigens hier diese Geschichte dienen soll, ist mir nicht klar. ‖ 92 ἔχουσα anstatt ἐκΔοῦσα (der Pap. εδουσα)?

VII 52 fülle ich die Lücken aus durch zu lesen: ἔστ' ἂν [λέγειν] πεισθῆτε [μηκ]έτι ψευδέα. ‖ 55 ὁ]νηθεῖσα[ς]? ‖ 88 τάχ' οὖν, τάλ[ας, ἥξο]υσι σὺν τύχῃ πρὸς σε? Weiter schlage ich vor: 69 εἰ τοῦτο [ὀργῆς] γάρ, οὔ σε ῥᾴδιον [φηλεῦν]. | δεῦτ' ὦν (οὖν?), γύναι· τὠληθὲς ἢν θέλῃς ἔργῳ, | ἐρεῖστι. ‖ 81 δὴ τόδ' st. δήκοτ'. ‖ 82 ὠνευμένῃ σὺ τῇσδ' (τήνδ'?) ἂν οὐκ ἀποστύξαις. ‖ 92 ἦν τ' (= θ') ἡ Ἀρτακηνή. Vers 83—99 spricht Metro. ‖ 110 ἡδονῆς Χήρην? ‖ 122 δαρικοὺς des Metrums wegen, wie in Vers 103.

Utrecht. H. van Herwerden.

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.
(Fortsetzung aus No. 35.)

Während No. 30 für Obertertia und Sekunda völlig ausreicht, sind für erstere Klasse bestimmt und sollen außer zur Befestigung der Formenlehre gleichzeitig zur Einübung von Regeln der Syntax folgende zwei Bücher dienen, deren Methode freilich eine grundverschiedene ist:

31) **J. Lattmann** und **H. D. Müller**, Griechisches Übungsbuch für Tertia. Zweite Hälfte für Ober-Tertia. Zum Anschluß an die dritte Auflage des griech. Übungsbuches für Unter-Tertia. Göttingen 1890, Vandenhoeck & Ruprecht. VI, 134 S. 8. 1 M.

No. 31 ist, wie es bei den gelehrten und um die Schullitteratur hochverdienten Verfassern nicht anders zu erwarten ist, ein hochinteressanter didaktischer Versuch, der schon auf den ersten Blick freilich mehr für den Lehrer als für den Schüler verwendbar zu sein scheint. Von letzterem indes wird angenommen, daß er nach dem ersten Teil des Buches in Untertertia im Griechischen vorgebildet und nicht nur an die griechische Grammatik derselben Verfasser, sondern auch an ihre lateinischen Unterrichtsbücher gewöhnt ist. Das Lateinische nämlich wird in dem Maße zur Unterstützung herbeigezogen, daß die Sätze nicht nur denen der lateinischen Lehrbücher inhaltlich entsprechen, sondern auch zu einem großen Teile lateinisch wörtlich wiedergegeben werden, um Unterschiedliches und Gemeinsames in beiden Sprachen zu klarerem Bewußtsein zu bringen. Dadurch sowohl als auch durch andere eigenartige Einrichtungen in den den einzelnen Abschnitten zur Befestigung der Formenlehre mitgegebenen Lehren und Beispielen der gesamten Syntax und in den Einzelsätzen selber (zusammenhängende Stücke von S. 108—121) ist das Aussehen des Buches sehr buntscheckig und sein Gebrauch zu beschwerlich geworden. Hauptzweck war den Verf. schon in dem Teile für Untertertia schleunigstes Hinarbeiten auf die zusammenhängende Lektüre, weshalb unter Beschränkung auf das ganz Regelmäßige, Gewöhnliche und Notwendigste in dem ersten Halbjahr bis an die Verba auf μι gegangen und diese sowie 50 häufig vorkommende Verb. anom. im Aufange des zweiten Halbjahrs erlernt werden sollen, worauf nun in dem vorliegenden Teile Ergänzung der Verballehre und erweiterte Übung der Pron. und Numer. folgen; dabei wird die Einübung syntaktischer Regeln als bereits in Untertertia begonnen vorausgesetzt. Wenn doch einmal soviele Bemerkungen in Klammern dem Übersetzungsmaterial beigegeben wurden, so konnte auch gutes Deutsch in größerem Maßstabe, als es leider der Fall ist, angewandt und, wo es not that, mit griechisch-deutschen Erklärungen oder Umschreibungen versehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In No. 38, Sp. 1189, Mitte, ist zu lesen θεὸς χαριζέτω ἄξιον. Sp. 1194, Zeile 17 von unten: inmitten der 'aufgeschütteten' Erde, statt 'aufgelockerten' Erde.

I. Rezensionen und Anzeigen.

O. Weissenfels, De Platonicae et Stoicae doctrinae affinitate. (Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens des Königl. französischen Gymnasiums S. 83—120.) Berlin 1890.

Der Verf. behandelt nicht, wie der Titel erwarten läßt, das Verhältnis der Stoa zu Plato im allgemeinen, sondern nur die Stellung Epiktets zu Plato. Er mochte sich für berechtigt halten, seiner Schrift diesen Titel zu geben, da er in Epiktet den besten und konsequentesten Vertreter der stoischen Doktrin sieht und sich bis zu der Äußerung versteigt, die nicht viel Achtung vor dem streng geschlossenen Zusammenhange des altstoischen Systems verrät, Epiktet sei ein besserer Stoiker als Chrysipp, bei Epiktet und Mark Aurel trete die interior huius philosophiae vis klarer hervor als in den Lehren der Altstoa (S. 97). — Nach einer kurzen Darstellung der Hauptgedanken der Platonischen Seelenlehre und Ethik kommt W. zu seinem eigentlichen Thema. Die Berührungen nun, die W. zwischen Epiktet und Plato aufweist, sind so allgemeiner Natur, daß meist an einen direkten Einfluß Platos auf Epiktet nicht zu denken ist. Zum Teil handelt es sich hier um Sokratische Anschauungen, welche Plato sowohl als auch die Stoa (diese durch Vermittelung des Kynismus, nicht Platos) von Sokrates übernommen haben. Den geringschätzigen Äußerungen über den Körper und das irdische Leben (S. 98), die freilich Platonische Einwirkung verraten, stehen doch gerade bei Epiktet solche gegenüber, welche den hohen Wert des Erdenlebens anerkennen (vgl. 109, Bonhöffer, Epiktet und die Stoa, S. 35). Der Intellektualismus (S. 101. 111) ist der gesamten griechischen Philosophie seit Sokrates gemeinsam und ist auch kynisch. Kynisch ist auch die Geringschätzung der äußern Güter gegenüber der Tugend und dem wahren Glücke (S. 109). Die stoische Theodicee (S. 107 ff.) enthält mehr Sokratische (z. T. durch Xenophon vermittelte) als Platonische Elemente. S. 116 wird sonderbarerweise der Tod des Sokrates als ein freiwillig gewollter (intellegebat se neque apud Athenienses neque in ulla alia civitate vitam diu posse vivere suis moribus suaeque indoli convenientem) mit dem stoischen Selbstmorde auf eine Stufe gestellt. Mit so allgemeinen Äußerungen wie (S 101) über den Epiktet und Plato gemeinsamen sanctitatis ardor, (S. 109) daß beide ein dem gewöhnlichen Leben der Menschen entgegengesetztes empfehlen, hätte W. lieber ganz zurückhalten sollen. Aus gelegentlichen Erwähnungen Platos und Anlehnung an Platonische Stellen ergiebt sich noch kein Einfluß Platos auf die stoischen Grundlehren. Neben Herkules sind Sokrates und Diogenes die Helden des Epiktet und seine typischen Muster. Plato ist für ihn nicht gerade Autorität. Auch das Schlußurteil des Verfassers ist doch recht unbestimmt und limitiert. Hätte Epiktet wirklich einen stärkeren Einfluß von Plato erfahren, so könnte er am allerwenigsten als Vertreter der echt stoischen Lehre angesehen werden. Denn gerade Platonischer Einfluß hat bei der Mittelstoa und bei Seneca eine Einmischung fremdartiger Elemente in das stoische System herbeigeführt. Gerade im Gegensatz zu dieser platonisierenden Tendenz hat Epiktet, wie die neueren Forschungen, besonders auch von Bonhöffer, erwiesen haben, wieder einen engeren Anschluß an die Altstoa gesucht.

Auffallend ist S. 83 die Äußerung über die Dichter und das ungünstige Urteil S. 108 über Kleanthes' Hymnus. Paulus oder der Verfasser der Apostelgeschichte urteilte wohl anders.

Berlin. **Wendland.**

Felix Dürrbach, L'orateur Lycurgue, étude historique et littéraire. Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome, fasc. LVII. Paris 1890, Thorin. 192 S. 4 fr.

Der Verfasser hielt den Gegenstand reif für eine zusammenfassende Darstellung, weil die Einzeluntersuchungen genügend gefördert sind und neue Resultate nur von einer Vermehrung des Quellenstoffes zu erwarten wären. Diese Darstellung ist klar und übersichtlich, sie beherrscht die Litteratur ihres Gegenstandes und hat dieselbe mit gesundem Urteil verarbeitet, und — was im Auslande keineswegs die Regel bildet — sie verschmäht es nicht, auch bei Einzelheiten ihrer Ergebnisse die Gewährsmänner namhaft zu machen. Sie behandelt eingehend die Verwaltung Lykurgs, seine Thätigkeit für die Flotte, den Gottesdienst, die öffentlichen Bauten, sodann den Redner Lykurg, seine verlorenen Reden sowie die erhaltene gegen Leokrates. Für die ersteren hätte die Fragmentsammlung von Sauppe unmittelbar und nicht bloß in den Anführungen von C. Müller (Didot) benutzt werden sollen.

Schneidemühl. **Thalheim.**

Metrodori Epicurei fragmenta, collegit, scriptoris incerti Epicurei commentarium moralem subiecit **Alfredus Koerte**. Leipzig 1890, Teubner. 67 S. 8. 2 M. 40.

Auf die wertvollen Epicurea Useners ist schnell ein Büchlein gefolgt, welches eine dankenswerte

Ergänzung, bezw. Fortsetzung desselben genannt werden kann. Es enthält die Fragmente des Metrodor und zugleich die Notizen über Leben und Schriften jenes ältesten Schülers und Freundes des Epikur. So stellt sich das vorliegende Buch als eine Neubearbeitung der Düningschen Schrift De Metrodori Epicurei vita et scriptis (Leipzig 1870, Teubner) dar. Es verfügt aber über ein beträchtlich umfangreicheres Material, u. a. die 5 letzten Bände der Neapolitanischen Volumina Herculanensia, Scotts Publikationen aus den Oxforder Abschriften und die Epikureische Gnomensammlung, die Wotke vor 4 Jahren in einer Vatikanischen Hs entdeckte. Außerdem sucht Körte aus innern Gründen einige Epikureische Äußerungen aus Plutarch (adv. Col. und contra Epicuri beatit.) so wie den Papyrus 831 (= Herc. voll. X² fol. 71—80) dem Metrodor zuzuweisen (S. 531 bis 533).

Der erste Teil des Buches giebt eine Zusammenstellung der Fragmente, welche mit entschiedener Sorgfalt angefertigt ist. Nachzutragen wäre vielleicht H V.² III fol. 53:
α [ῥητ]ο[ρ]ικῆς [πρ]ὸς[. . . τὰ πεί]θειν δ[υ]ν[ά]με[να τοὺς ἀνθρώπ]ους τῇ γρ[α]φῇ. [Ἑκάτ]ερον δὲ καὶ Μητρό[δωρος ἐν] τῶι πρώ[τω]ι [περὶ ποιημ]άτων, ἀλλ' ἡ[μεῖς ἀπεφηνά]μεθα τοῖς εἰς [τὸ κατὰ] Ναυσιφάνην α[ἰσχ]ρὸν? ἔνπροσθε παρατεθεῖσι[ν]. — Die Stelle ist, so wie sie erhalten, wenig ergiebig; allein der ganze Abschnitt ist für Metrodor wichtig. Schon fol. 54, Z. 20 kehrt der Name [Μη]τροδ[ώρ]ῳ wieder. Kurz vorher, Z. 10, ist ebenfalls also an ein, wenn auch winziges Fragment des Metrodor zu denken: πάντως τὸ „κα[θὸ]" τ[ο]ιοῦτ[ο] προσφέρεται καὶ [προσ]έ[θ]η[κ]ε τὸ „μηδὲ λόγ[ου] πλε[ίον]ος δεῖσθαι". Und auf der folgenden Seite lesen wir von neuem: Μη[τρ]όδ[ωρος] Καλ[λίσ]τρα[τον καὶ [Δ]ημοσθέ[νη]ν, καθ[ὸ] τὴν ῥητορ[ικ]ὴν [ἔσ]χο[ν, φ]ησὶ δ[ημ]ηγόρους ὑπάρχε[ι]ν [ἐν] τῶι — auch hier wird es wieder geheißen haben ἐν τῷ πρώτῳ περὶ ποιημάτων, was ich aus einem Zettel schließe, der in der Oxforder Abschrift zu unserer Stelle erhalten ist, und dessen erste Zeile die Buchstaben ποι von ποι[ημάτων] enthält. Erst fol. 57, Col. XXXXIV der Neapler Volumina hat Körte das betreffende Metrodorfragment nach Gomperz Vorgang gesehen. Es ist das 23. seiner Sammlung. Man hüte sich aber, ihm aus dieser Unvollständigkeit einen Vorwurf zu machen. In dem Neapolitanischen Exemplar wäre es vollkommen unmöglich die Spur des Namens zu finden. Z. B. fol. 54 ist statt τροδ . . ω überliefert τισδ. — Auch mir wäre es nicht möglich gewesen, diese Fragmente aufzudecken, hätte nicht Gomperz die außerordentliche Freundlichkeit gehabt, mir seine Kopien der Oxforder Abschriften zu übersenden. Weitere Metrodorfragmente wird meine Ausgabe der Philodemischen Rhetorik ergeben; ich sehe also hier von weiteren Nachträgen ab.

Das 3. Fragment hätte nicht unter dem Titel πρὸς τοὺς διαλεκτικοὺς sondern unter dem von Usener (Epicurea p. 95.) so glücklich hergestellten Titel Μητρόδωρος ἐν τῶι πρὸς τοὺς ἀπὸ φυσιολογίας λέγοντας ἀγαθοὺς εἶναι ῥήτορας aufgeführt sein sollen.

Auch über dieses Werk des Metrodor gedenke ich nächstens ausführlicher zu handeln. Nur das sei auch hier erwähnt, daß Usener, wie ich glaube, dem einen der hier genannten Epikureischen Werke nicht den richtigen Titel gegeben hat. Es muß nicht heißen Ἐπίκου[ρος] ἐν [τ]ῷ πρώτω[ι περὶ βί]ων [κα]ὶ ἐν τῷ περὶ [πλ]ούτο[υ] ῥη[τῶς] γέγρα[φεν] — sondern statt des zweiten Titels ἐν τῷ περὶ τῆς ῥητορικῆς γέγραφεν.

Auf die sorgfältige und sehr dankenswerte Fragmentsammlung, die 64 Nummern umfaßt, folgt ein Anhang: „Testimonia de Metrodori vita et ingenio". Schon S. 552 ff. war einmal die Gelegenheit zu einer sachlichen Untersuchung genommen, wodurch freilich die Kontinuität der Fragmentsammlung unbequem genug unterbrochen wird. Leider müssen wir ähnliche Formlosigkeiten in unsern Dissertationen oft genug mit in den Kauf nehmen. Hier wäre ein Exkurs zum Schlusse an der Stelle gewesen, wenn dem Verfasser jener Streitpunkt so sehr am Herzen lag, ob Philodem De rhet. V H² IV fol. 93 = Ox. II fol. 101 von Epikur und den älteren Epikureern abweicht. Im übrigen ist die Frage richtig beantwortet. Wenn auch nach der bekannten Diogenesstelle (X 26) von den γνήσιοι Ἐπικούρειοι und den von diesen als σοφισταί bezeichneten kein Zweifel sein kann, daß Differenzen irgend welcher Art in der Schule vorlagen, so ist doch Philodem stets ein orthodoxer Anhänger Epikurs gewesen. Das würden wir schon schließen müssen, wenn wir nichts anders von ihm als jenen merkwürdigen Schluß des ersten Buches seiner Rhetorik besäßen (V H² V, fol. 35), aus welchem eine solche Unbedingtheit der Orthodoxie, ein so rückhaltsloser Autoritätsglaube spricht, wie er vielleicht in keiner Litteratur je wiederkehrt. Der Kuriosität halber möge die Stelle (= Fr. 22 bei Körte) hier stehen
Τοῖς δ' ἡμετέροις μεμπτέον ἂν εἴη καὶ περιττότερον αὐτοῖς γε τοῖς τοιούτοις, ὅσοι καὶ τὴν σοφιστικὴν ῥητορικὴν οὐκ εἶναι τέχνην διειλήφασι καὶ τούτου συστατικοὺς λόγους πεποιήκασιν. Εἰ γὰρ Ἐπίκουρος κα Μητρόδωρος ἔτι δ' Ἕρμαρχος ἀποφαίνονται τέχνη-

ὑπάρχειν τὴν τοιαύτην, ὡς ἐν τοῖς ἑξῆς ὑπομνήσομεν, οἱ τούτοις ἀντιγράφοντες οὐ πάνυ τι μακρὰν τῆς τῶν πατραλοιῶν καταδίκης ἀφεστήκασιν.

Jener Anhang nun, welcher die Testimonia de Metrodori vita et ingenio enthält, hätte wieder nicht von den Ausführungen auf S. 534—37 getrennt werden sollen. Denn eben dort hat Körte versucht, ein Bild von Metrodor zu entwerfen und seine Stellung innerhalb der Schule zu charakterisieren. Daß er kein schöpferischer Geist war, wissen wir nach Seneca, epist. 52, 3 von Epikur selbst. Immerhin aber ward er von dem Schulhaupte selbst hochgeschätzt, und wenn einer neben Epikur genannt wird, so ist es in der späteren Schule an erster Stelle stets Metrodor. Die abfälligen Urteile über ihn gehen wohl alle auf jene Schmähschrift des Bruders des Metrodor, Timokrates zurück, welche dieser nach seiner Entzweiung mit den Schulhäuptern unter dem Titel Εὐφραντά gegen den κῆπος schrieb. So Körte.

Das beste Urteil über die Befähigung des Metrodor würden wir uns aber verschaffen können, wenn Körtes letzte Ausführungen zutreffend wären, wenn der papyrus 821 = V H² X, fol. 71—80 Teile einer Metrodoreischen Schrift enthielte (S. 571—77). Dem Verfasser ist der Nachweis nicht gelungen, und er gesteht auch zuletzt etwas resigniert: „duas quidem res certe demonstrasse mihi videor: primum fuisse scriptorem inter primos horti sodales, deinde ea, quae ei propria sunt, a Metrodori sententiis proxime abesse.“

Überhaupt muß Körte den Papyrus mit ganz andern Augen angesehen haben, als es bei geringerer Voreingenommenheit hätte geschehen können. Das Ganze sei ein Werk gewesen von jener summarischen, umfassenden Vielseitigkeit, wie sie im Anfange der Schule üblich waren, und wie sie uns noch in Epikurs Briefen in Beispielen vorliegen. Übertreibend sagt der Verfasser zuletzt (S. 572) „tota denique summa Epicureae doctrinae tractatur“.

Es verlohnt sich der Mühe, die Kolumnen einmal genauer anzusehen. Col. IV wird vom μετεωρισμός gesprochen und dieser als ἀναπλασμός τις διανοίας bezeichnet. Col. V sind die mannigfachen κακὰ μετεωρισμάτων betont, darunter allerhand Schreck- und Wahnvorstellungen. Die gefürchtetste Schreckgestalt ist die des Todes. Davon handelt Col. VI. Zwar überwindet auch hie und da das vielgeschäftige Leben diese Angst (Col. VIII); aber erst durch Philosophie und Naturkenntnis wird das Hangen und Bangen (αἰώρα) der Seele beschwichtigt und der Geist erhoben, (Col. VIII). Die Sternkunde allein wirft so viele wichtige Fragen auf, ist so mannigfach geteilt (Col. IX und X), daß der hierin geübte Geist von aller Unklarheit befreit (Col. XI) und von aller Schwärmerei (μετεωρισμῶν) geheilt wird (Col. XII). Col. XIII: jede ernsthafte Beschäftigung (σπουδή) befreit schon von unklaren Wahnvorstellungen (ἀδιαλήπτων μετεωρισμῶν), z. B. die Lösung poetischer Fragen. — Wer sich aber erst die Fülle der Güter (unserer Methode) nach Wesen und Wert vor Augen stellt (Col. XIV), [ich ergänze: der hat schon gewählt. Wohl Dir!] Du hast durch Geburt, Erziehung, Maß und Gesundheit*) begünstigt den banausischen Interessen entsagt und Dich der Philosophie zugewandt (Col. XV), welche von leeren Begierden und Todesfurcht befreit, ein sicheres und reines Leben wirkt (Col. XVI). Das Übermaß eingebildeter Freuden und Schmerzen wird hier auf sein natürliches Maß zurückgeführt (?) (Col. XVII.) Aber der Mensch muß, um beängstigender Seelenunruhe zu entgehen (τὸν μὴ μετεωρισθησόμενον) auch physisch sein Gleichgewicht bewahren; z. B. sich vor Trunkenheit hüten (Col XVIII). Nur so bleibt die Gewalt der Gedanken haften (ἰσχὺς ἐμμένει νοημάτων)· τὸ γὰρ ἐν τοῖς πάσχουσιν ἐλεύθερον συναγωνίζεται τῇ διατροπῇ πρὸς τὸ καταγωνίσασθαι τὰ αἰσχρὰ τῶν παθῶν. „Denn der freie Sinn des Leidenden kämpft im Verein mit Abneigung und Scham, um das Gemeine in den Leidenschaften zu besiegen“ (Col. XIX). So weit der Inhalt dieses außerordentlich interessanten Fragments, für dessen Veröffentlichung dem Verfasser aller Dank gebührt. So viel, meine ich, ist klar. Hier sind keine κύριαι δόξαι, im Lapidarstil zusammengedrängt. Vielmehr zieht sich in dem Begriffe μετεωρισμός ein roter Faden durch das Ganze, das man περὶ μετεωρισμῶν betiteln könnte. Vielleicht war der Gesamttitel περὶ παθῶν. Außer der 17. Kolumne, die ich bisher ebensowenig wie der Verfasser entziffert habe, scheint mir die Gedankenverknüpfung nicht eben schwierig, wenn auch die obige Inhaltsangabe in einzelnen Punkten nicht zutreffen sollte. Der Verfasser selbst giebt in den Anmerkungen zu jeder Kolumne sehr beachtenswerte Beigaben zur Herstellung und Verknüpfung des Sinnes. Ob aber Metrodor in dem Ganzen steckt?

Ich fürchte beinah, Col. XIX, v. 7, 8: ὡς ὁ μὲ[ν] . . τ . . . . σωρ . . ἔχει ist er selbst

---

*) Es ist merkwürdig, daß K. aus den Worten ἔρρωσαί τι τῷ σώματι, ἐφ' ὅσον ἐνδέχεται τὸν θνητὸν gerade das Gegenteil herausgelesen hat: der Angeredete sei kränklich gewesen!

citiert. Jedenfalls ist es mir wahrscheinlich, daß dort ein Epikureer citiert ist und nicht Epikur.

Das Interessanteste an dem Fragment ist der Umstand, daß wir es hier mit einem ganz eigenartigen Arme der Überlieferung zu thun haben. Besonders auffallend sind die weitgehenden Zugeständnisse des Autors an die Physiologie und den erhebenden, befreienden Wert solcher Studien wie die Astronomie. (Vgl. auch Col. XIII.) Mit Recht macht Körte ferner auf die eigenartige Sprache und die lexikographischen Eigentümlichkeiten der Kolumnen aufmerksam. Es ist in der That wahrscheinlich, daß diese subjektive Sprachfärbung und Wortprägung in eine Zeit fällt, wo Schulsprache und Phraseologie noch nicht zum festen Niederschlag gekommen. Bis dahin stimmen wir dem Verfasser gern bei.

Die Ergänzung der Kolumnen ist im ganzen eine recht sorgfältige und zufriedenstellende. Einzelne Nachträge und Änderungen behalte ich mir für später vor.

Bonn. S. Sudhaus.

Il libro XXIV delle storie di Tito Livio commentato da G. B. Bonino. Torino 1890, Löscher. VIII, 186. 8. 2 L.

Daß den deutschen Schulausgaben der Klassiker im Auslande nachgeahmt wird, könnte uns ja nur erfreulich sein. Selten ist dies in so weiter Ausdehnung geschehen wie mit der Liviusausgabe von Weißenborn-Müller, und wir müssen gestehen, das Vorbild ist in manchen Erzeugnissen des Auslandes mindestens bis an die Grenze des litterarischen Anstandes benutzt. Und noch nicht einmal geschickt benutzt, wie sich wenigstens von der vorliegenden italienischen Ausgabe des 24. Buches behaupten läßt.

Die Vorrede hat Bonino im Januar 1890 geschrieben. Da nun Luchs die seinige zu den Büchern XXI—XXV im Juni 1888 abgefaßt hat, hätte B. diese neueste, gute Bearbeitung des 24. Buches mit Muße benutzen können. Merkwürdigerweise aber erwähnt er Luchs noch nicht einmal, sondern scheint lediglich den Text Moritz Müllers zu grunde gelegt zu haben. Er hat ja ganz recht, wenn er die Kritik von einer Schulausgabe fern halten will und deshalb keinen kritischen Anhang beigegeben hat. Aber in die Anmerkungen packt er nicht selten kritische Dinge, die dorthin doch am allerwenigsten gehörten. Schier unfaßlich für den deutschen Philologen ist es aber, wenn B. in den Anmerkungen Lesarten erklärt, die sein Text garnicht bietet. 1, 3 bespricht er das asyndeton bimembre, aber er liest muros ac portas, ebenso § 5 agros urbemque mit derselben unpassenden Anmerkung. Ebenda § 8 bietet der Text probatam, während die lange Anmerkung von propalam ausgeht. Ja er weist sogar Fabri, welcher probatam halten wollte, mit einem Grunde H. J. Müllers zurück und beweist also in der Anmerkung, daß er einen unhaltbaren Text bietet! Man kann sich diese Erscheinung nur so erklären, daß er den M. Müllerschen Text durch die H. J. Müllerschen Bemerkungen erläutert hat. Ein wunderliches Verfahren fürwahr!

Ebensowenig wie der Text bedeuten die sehr ausgedehnten Anmerkungen einen Fortschritt. Sie enthalten vieles, was für unsere Sekundaner entbehrlich wäre; sie enthalten aber auch manches Schiefe und Unrichtige. 3, 8 per aversas rupes 'il costrutto grammaticale corrisponde al frequente per dolum, per vim' etc. § 11 'il Müller (welcher) legge condicionibus his, alcuni codici hanno sub condicionibus'. Von mehreren codices im 24. Buch zu sprechen ist doch eigentlich unverzeihlich. Fabri hat die Lesart von P condicionibus gut verteidigt, Luchs sie beibehalten, Bonino scheint dasselbe gewollt zu haben, ist aber bei his condicionibus stehen geblieben. Von den Kindern Hieros ist nicht Demarata, sondern Gelon das älteste, wie Weißenborn richtig bemerkt. Zu 4, 2 eam aetatem hat B. die Anmerkung bei Weißenborn so flüchtig wiedergegeben, daß er Stellenangaben verwechselt. Aus den verständigen Worten der deutschen Ausgabe zu ad praecipitandum (ebenda) macht er etwas ganz Unbrauchbares. Dies und noch anderes auf wenigen Seiten! Kurz: der deutsche Leser erspart sich kostbare Zeit, wenn er diese übrigens gewiß gut gemeinte und immerhin nicht ohne Emsigkeit zusammengetragene Ausgabe des 24. Buches unberücksichtigt läßt.

Nienburg. F. Fügner.

Carl Haupt, Livius-Kommentar für den Schulgebrauch. 1. Heft. Kommentar zu Buch I. Leipzig 1891, Teubner. XIV, 46 S. 80 Pf.

Der Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Schriftstellerlektüre durch tieferes Eingehen auf den Gedankengang fruchtbarer zu machen und zugleich mit dem Geschichtsunterricht in lebendige Wechselwirkung zu bringen. Als ersten Beitrag zur Lösung dieser zeitgemäßen und vielversprechenden Aufgabe liefert er mit dem Vorliegenden eine Paraphrase des Inhalts von Livius I. Hierbei kommt es ihm vor allem auf die Erweckung und Ausbildung des historischen Sinns an, auf die Erkenntnis von

Wesen und Werden des römischen Volkes und Staatswesens und auf die Darlegung der Beweggründe, von denen die handelnden Personen geleitet werden. Seine Erläuterungen haben deshalb weniger die Bedeutung des einzelnen Wortes im Auge als vielmehr das Verständnis größerer Wortkomplexe. So ist schon die Vorrede, die wundervolle praefatio des Livius behandelnd, von Haupt in sehr lehrreicher Weise dem Verständnis eines Primaners durch ausführliche und glückliche Gliederung angepaßt. Der Jüngling wird von solchem Betriebe der Lektüre für sein Leben Gewinn haben. Wir begrüßen das Unternehmen Haupts, in entsprechender Weise auch die übrigen Bücher des Livius zu behandeln, mit aufrichtiger Freude. Ref. bekennt, daß er sich mit ähnlichen Plänen schon früher getragen hat, auch ehe noch Haupts Programm (Wittenberg 1889) ihm bewies, daß er das Richtige gefühlt und gewollt hatte. Andere Aufgaben haben den Ref. in Anspruch genommen; aber mit dankbarem Herzen wird er die weiteren Bemühungen des Verfassers um Livius verfolgen; denn sie werden dem Pataviner noch manchen Freund gewinnen. Gerade Haupts Arbeiten werden dem Leser beweisen, daß sich aus Livius im Unterricht der Sekunda mehr machen läßt als aus Cicero. Ob es sich freilich so einrichten lassen wird mit der Lektüre des Livius, wie Haupt vorschlägt, wenn er z. B. (auf S. 45) das 1. Buch auf Untersekunda, Obersekunda und Prima verteilt, das bedarf noch weiterer Erwägung; aber sein Grundgedanke empfiehlt sich ungemein, größere Teile des Geschichtswerkes dem Schüler dadurch zugänglich zu machen, daß man minder wichtige Abschnitte wegläßt und in erster Linie die Entwickelung der Hauptsachen vorführt.

Man kann den Kommentar dem Sekundaner recht wohl in die Hand geben, wenngleich nicht alle seine Teile für den Schüler bestimmt zu sein scheinen. Nur regt sich dann der Wunsch, der Herr Verf. möchte sich öfter eines einfacheren, durchsichtigeren Satzbaues und Ausdrucks befleißigt haben und gegen Fremdwörter hartherziger sein. Dem Lehrer kommt das vorliegende Heft jedenfalls sehr erwünscht.

Nienburg. Fügner.

Ellis Hesselmeyer, Die Pelasgerfrage und ihre Lösbarkeit. (Auch unter dem Titel: Studien zur alten Geschichte. Erstes Heft). Tübingen 1890, Fues. XIV, 162 S. 8. 3 M. 60.

Der Verfasser hat das Bedürfnis empfunden, nachzuweisen, „daß die Pelasger eines der historischen Urvölker gewesen seien“ (Vorw. XI), ein „historisches“ Volk (S. 4), und er findet dafür 3 Beweise, indem 1. ihr „Dasein von zeitgenössischen Berichten beglaubigt wird“; 2. es „sprachliche Überreste hinterlassen hat“ und 3. „religiöse Anschauungen sein eigen nennt“ (S. 5). No. 1 nennt er den „geographischen Beweis,“ den er S. 5—24 führt; No. 2 den sprachlichen, S. 24—43, No. 3 den mythologischen, S. 43—63. S. 64—128 werden „die Grenzen für die Geschichtlichkeit“ dieses Volkes umschrieben (S. 63). S. 129—135 kommt ein Anhang über die Ionierhypothese von Curtius, S. 135—155 Nachträge und Abstecher. S. 5—63 enthalten übrigens nicht bloß jene Beweise, sondern auch die Ansichten des Verfassers über die Natur des Volkes, und bei der Umschreibung der Grenzen seiner Geschichtlichkeit bewegt er sich von China bis Spanien.

Wir müssen von vornherein gestehen, daß wir ihm auf den meisten seiner Wege nicht nachgehen können; er ist uns zu belesen auf Gebieten, die uns ferner stehen. Er beherrscht die gesamte Ethnographie und Linguistik und bringt viel interessantes Material. Er zeigt seine Vertrautheit mit den Sachen auch in der Art, wie er mit den Vertretern der verschiedenen Wissenschaften umgeht. So berichtigt er G. Meyer über die Albaner (S. 9): „aus inneren Analogiegründen“ vermag er ihm in einem speziellen Punkte nicht beizustimmen, welche es sind, sagt er nicht; G. Meyer wird es ja wohl merken. Er findet Spiegel „seltsam“ (S. 172), will Crusius auf „dem schlüpfrigen Wege der etymologischen Vergleichungsversuche nicht folgen“ (S. 60), weiß dem „grundgelehrten und eigenartigen“ Steinthal eine contradictio in adiecto nachzuweisen (S. 136), die übrigens unseres Erachtens gar nicht vorhanden ist, bittet, Hommel „mit Vorsicht zu lesen“ (S. 79) und findet ihn „verbindlich und erbaulich,“ was offenbar als Tadel gemeint ist, wenn schon nicht klar ist, warum solche Eigenschaften nicht schön sein sollen, läßt die Kraniologen einen „tollen Tanz“ um Totenschädel aufführen, ruft dagegen ermunternd aus: „man folge Pauli!“ (S. 108). Er operiert sehr oft mit Wurzelzeichen, ist ebenso vertraut mit den Hiung-nu wie mit Sumeriern und Akkadern, und teilt über den Grund der indogermanischen Wanderung, über welche man „in Fachkreisen“ schweige (S. 74), sehr lehrreiche Ansichten von Richthofen mit, die man gerne auf S. 75 und 76 lesen wird. Das ist alles sehr schön und anregend; wir freuen uns hier und sonst vielfach über die Gelehrsamkeit des Verfassers, welcher zeigt, wie

überall, in Asien wie in Europa, den Kulturvölkern Urvölker vorhergehen, die vor ihnen verschwinden. Aber dies alles berührt doch die Pelasgerfrage mehr indirekt. Die Hauptsache liegt trotz alledem in den griechischen Verhältnissen, in den drei „Beweisen", d. h. in der Darlegung der Sitze, der Nationalität und der Religion der Pelasger, und über diese Forschungen des Verf. glauben wir ein Urteil zu haben.

In Kap. 1 entwickelt er, wie Herodot und Thukydides nördlich von Griechenland Pelasger kennen, welche eine fremde Sprache reden; diese kamen nach ihnen zum Teil aus Thessalien, zum Teil aus Attika. Daraus folgt nach H. (S. 7), daß, ehe die Griechen in Griechenland einwanderten, dasselbe im Besitze eines andern Volkes war, und daß sie auf dasselbe zuerst in Thessalien stießen. Die „historischen Achäer" (so nennt H. S. 8 die Hellenen) nannten diese Urbevölkerung „Niederländer," von πέλειν und ἄργος, zunächst in Thessalien, aber auch „fast" alle anderen Reste des untergegangenen Volkes nannten sie Pelasger. Und das zu thun, sind auch wir „gezwungen" (S. 12), „ebenso wie etwa der allgemeine Mann bei uns einen jeden, der nicht den oberdeutschen Dialekt spricht, gleichgiltig ob er nun Hannoveraner, Sachse oder Ostpreuße ist, mit dem Namen des letzteren Stammes allgemeinhin als Preußen bezeichnet." Die Ionier sind „hellenisierte Pelasger" (S. 13). Pelasger sind aber auch die Leleger, worüber er sich so äußert: „Bei dieser Sachlage" (Leleger vielfach in Griechenland erwähnt) „drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß Leleger und Pelasger dem Wesen nach eins und bloß dem Namen nach verschieden seien, und daß man folglich das Recht habe, sie zu identifizieren. Denn einen solchen nonsens in der Überlieferung haben sich die Alten denn doch nicht zu Schulden kommen lassen, daß sie, wie es bei flüchtigem Besehen den Anschein erwecken könnte, zwei verschiedene Völker gleichzeitig und jedesmal im gleichen Lokal autochthon sein ließen. Schon diese Erwägung mußte auf obige Vermutung führen" (S. 18, 19). Die Leleger sind nämlich nach Unger die Lallenden. Der sprachliche Beweis beruht besonders auf der Existenz der durch die lemnische Inschrift sich offenbarenden, nicht griechischen Sprache der Pelasger auf Lemnos, der mythologische auf der Annahme, daß die Kabiren die Hauptgötter der Pelasger waren, und der Behauptung (S. 52), daß „wir überall in Griechenland, wo wir Pelasger als ureingesessen kennen gelernt haben, auch die Spuren des Kabirendienstes antreffen." Zeus ist kein pelasgischer Gott (S. 53). Wir fügen noch aus S. 127 das Schlußurteil H.s hinzu: „Die Pelasger waren mit den Tyrrhenern stammverwandt — — — als die Reste eines weder indogermanischen noch semitischen Urvolkes," doch haben sie „sich zu einem größeren Teil mit den Griechen vermischt." Es ist nun richtig, daß durch die Entdeckung der lemnischen Inschrift die Pelasgerfrage in ein neues Stadium getreten ist, und daß die Wahrscheinlichkeit zunächst dafür spricht, daß die Pelasger ein den Etruskern verwandtes, also von den Griechen wie von den Semiten verschiedenes Volk waren. So ist manches in Kap. 2 zu billigen. Aber in Kap. 1 hat Hesselmeyer nicht, wie er meint, nachgewiesen, daß diese Pelasger in ganz Griechenland wohnten. Dafür reichen Herodot, Thukydides und Ephoros nicht aus. Herodot und Thukydides sind beweiskräftig für das Vorhandensein von Pelasgern in der Zeit, in welcher diese Schriftsteller lebten oder für die eben vergangene; aber sie sind es nicht für eine ein halbes Jahrtausend frühere Zeit. Ganz ungenügend ist sodann das über die Identität von Pelasgern und Lelegern Gesagte. Es ist nicht richtig, daß die Alten Pelasger und Leleger „im gleichen Lokal" autochthon sein lassen, wie H. S. 19 behauptet. Er hat auch nicht einmal versucht, es nachzuweisen, und wenn er S. 18 sagt: „Kurzum gleichfalls (wie die Pelasger) in ganz Griechenland" und dafür Thuk. I, 3 citiert, so steht dort überhaupt nichts von den Lelegern. Es ist allerdings ein Beweis großer Zuversicht des Verfassers, wenn er voraussetzt, man werde ihm auf seine bloße Behauptung hin glauben, die Alten setzten Leleger und Pelasger an dieselben Orte in Griechenland. Darum können Leleger und Pelasger immerhin noch verwandt gewesen sein; wir wissen nur nichts davon, und ihre geographische Verteilung nach den Berichten der Alten beweist es nicht. Ebenso kühn geht H. mit der Behauptung auf S. 52 vor, daß „überall in Griechenland, wo wir Pelasger als ureingesessen kennen gelernt haben, wir auch die Spuren des Kabirendienstes" antreffen. Man sehe nach, wo Kabiren in Griechenland vorkommen, und man wird sich wundern, wie H. so etwas sagen konnte. Wenn man freilich so argumentirt: Gewisse Gottheiten in Griechenland werden zwar nicht Kabiren genannt, aber sie waren Kabiren, und unter dieser Voraussetzung finden wir Kabiren, wo Pelasger sind, so läßt sich das schon eher hören; nur muß man erstens zugeben, daß das nicht Thatsachen, sondern Hypothesen sind, und zweitens muß man

dann die Sache noch ein wenig im einzelnen nachweisen. Hesselmeyer hat das nicht gethan, und so steht seine Behauptung in der Luft. Auch nach seiner Schrift ist die Möglichkeit immer noch nicht ausgeschlossen, daß die Pelasger nichts als ein kleines, nichtarisches Volk waren, das mit den Lelegern nichts zu thun hatte.

Hesselmeyer hat mit Enthusiasmus gearbeitet, und das ist lobenswert. Aber wie er sich über seine Eigenschaften als Schriftsteller täuscht, sieht man aus S. XII, wo er seine Mängel mit seinem „Streben nach möglichster Kürze" entschuldigt. Ein Schriftsteller, der einen ganzen Abschnitt Nachträge und „Abstecher" benennt, der anmutig plaudert wie S. 116 und S. 118 (über Boltz und Gobineau), der S. 95 sagt: „da wir soeben die Litauer berührt haben, so sei über sie folgendes bemerkt," dann aber die Litauer vergißt, von den Preußen redet und schließlich (S. 97) auf dem Schwarzwald landet, wo letzte Nachkommen von Autochthonen wohnen, — der S. 93 die von ihm gebrauchte Redensart: „Beides hieße nach der Großmutter Adams fragen!" noch erläutern zu müssen glaubt mit den Worten: „Sonst sagt man: nach der Mutter der Hekuba" mag wohl nach Kürze streben, hat sie aber noch nicht völlig erreicht. Bei einem solchen Gesprächston kann ich es dem Verfasser an und für sich auch nicht übel nehmen, wenn er der nach S. XIII überhaupt das ganze Buch nur deshalb zu schreiben angefangen hat, weil er meine Nichtbeachtung der Gutschmidschen Polemik gegen die Ionierhypothese nicht billigen konnte, mir mehrfach zu Leibe geht. S. 3 benutzt er „die Gelegenheit," um darauf hinzuweisen, daß ich „für Calvary Reklame" mache, S. 135 warnt er vor meiner „Methode." Das muß ich mir beides gefallen lassen; denn es sind Ansichten, und die kann jeder haben, wie er will. Wenn es sich aber um Thatsachen handelt, die Herr H. zu meinen Ungunsten verändert, wird ein leiser Protest gestattet sein. S. 129 citiert er Worte von mir über die „wachsende Beliebtheit" von Curtius und sagt, daß ich „daran anknüpfend" den Grundgedanken von Curtius zu dem meinigen mache; „ohne den sonstigen Vorzügen der Curtius'schen Geschichte Griechenlands nahe treten zu wollen, scheint uns die wachsende Beliebtheit und die Übersetzung in fremde Sprachen noch kein Beweis dafür zu sein, daß Curtius auch mit seinen Ioniern im Recht ist. Weil aber Holm eben daran anknüpfend den Grundgedanken von Curtius, daß die kleinasiatische Küste ebenso gut altgriechischer Boden sei, wie das europäische Griechenland, vollständig zu dem seinigen macht — — — deshalb sei es gestattet" u. s. w. Es wäre allerdings lächerlich, wenn ich an die Übersetzungen in fremde Sprachen angeknüpft hätte, um die Ionierhypothese zu der meinigen zu machen. Nun stehen aber jene Worte über die Beliebtheit von Curtius, welche sich auch nicht auf S. 52, wie H. sagt, sondern auf S. 59 finden, nicht in dem geringsten Zusammenhange mit einer Annahme der Ionierhypothese auf S. 89, und so verdiene ich diesmal wenigstens den Tadel des Herrn H. nicht.

Ich bemerke noch, daß S. 100 H. mit Unrecht sagt, daß Thuk. VI 2 die Sikuler als Iberer bezeichne; Th. spricht von den Sikanern. S. 116 ist nicht v. Jan der Artikel bei Baumeister zuzuschreiben, sondern Julius. S. 131 ist Sir Raffles eine unenglische Bezeichnung. S. 46 steht zweimal Pätaken. Wollte H. so schreiben? S. 134 „sattelt" Curtius den „Hippokryphen": das ist doch wohl ein Druckfehler. Es wäre nicht ohne Interesse, der Entstehung des nicht antiken Wortes Hippogryph und der Entwickelung seiner Bedeutung in neuerer Zeit nachzugehen.

Neapel. Holm.

Δ. Θερειανός, Ἀδαμάντιος Κοραῆς. Ἐκτυποῦται ἀναλώμασι τοῦ Οἰκονομείου κληροδοτήματος ἐν Τεργέστῃ 1890. 3 Bde. 1071 S. 8.

(Schluß aus No. 39.)

Hatte Korais Zeit seines Lebens die Unterdrücker seines Volkes glühend gehaßt und die Befreiung mit allen Mitteln herbeigesehnt, so ging ihm jetzt in Frankreich die Wahrheit auf, daß es die Beförderung und Ausbreitung der allgemeinen Volksbildung gewesen sei, welche die Befreiung des französischen Volkes vom Joche der Tyrannei herbeigeführt habe. Von dieser Zeit an hatte er den festen Entschluß gefaßt, seine Kräfte ganz in den Dienst der geistigen Befreiung seiner Nation zu stellen. Jahr für Jahr erfolgten nun jene glänzenden Ausgaben griechischer Schriftsteller, welche nicht bloß in der Geschichte der politischen Befreiung und geistigen Entwickelung des neugriechischen Volkes, sondern auch in der Geschichte der Philologie einen bedeutsamen Markstein bilden: Dinarch, Thukydides, Herodot, Athenäus, Theophrast, Hippokrates, Longus, Heliodor, Älian, Heraklides Ponticus, Nikolaus Damascenus, Isokrates, Plutarchs βίοι, Strabon, Homers Ilias 1—4, Aristoteles' Politik und Ethik, Xenophons Memorabilien, Platons Gorgias, Lykurgs Leokratea, Polyän, Äsop, Xenokrates, Mark Aurel, Onesander, Tyrtäus, Plutarchs Politika, Epiktet, Kleanthes, Kebes,

Aelian, Hierokles erschienen zwischen den Jahren 1782 und 1832 in fast ununterbrochener Reihenfolge. Die Feder ermüdet, nur die Namen der Autoren zu schreiben, die der Unermüdliche mit großen Opfern und geringer Hülfe seiner Landsleute, der Brüder Zosimades, einiger Chioten und der Firmen Didot und Eberhard in Paris herausgab. Die Mehrzahl derselben erschien in der großartigen Sammlung der Βιβλιοθήκη Ἑλληνική 1805 ff. und in den Πάρεργα Ἑλλ. βιβλιοθήκης 1809 ff. Obwohl Korais es meistenteils verschmähte, den Hss in den Bibliotheken Europas nachzugehen, was auch zu seiner Zeit oft ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, verwendete er doch auf die Reinheit und Richtigkeit der Texte die peinlichste Sorgfalt. Alle späteren Herausgeber der in Frage kommenden Autoren haben es rühmend anerkannt, mit welch' überraschender, ja oft gerade zu kongenialer Divinationsgabe der Gelehrte die richtige Lesart durch Konjektur hergestellt hat, welche die später herangezogenen Hss erst ans Licht brachten und bestätigten. Das Hauptgewicht legte Korais natürlich seinem nächsten Zwecke, der Bildung und Erhebung seines Volkes, entsprechend, auf den sachlichen und sprachlichen Kommentar. In langen Einleitungen in neugriechischer Sprache führt er alles das aus, was sein patriotisches Herz für sein Volk bewegt und fühlt; die Anmerkungen sind meist streng wissenschaftlich und in altgriechischer Sprache verfaßt, nicht selten begleitet den behandelten Autor die französische Übersetzung, fast immer sein antikes Bildnis. Häufig ergeht er sich in dialogischer Form über die politischen Zustände, die ihn bei Ausbruch des Befreiungskrieges oft zu tyrtäischer Begeisterung, oft aber auch zu aristophanischem Spotte hinreißen.

Stets am Herzen liegt ihm die Bildung einer gemeinsamen gereinigten Schriftsprache seiner Landsleute. Dadurch ist er der Luther von Hellas geworden, dem er auch, wie Lessing, hinsichtlich seines theologischen Eifers und Eiferns nicht unähnlich ist. In zahlreichen Einzelschriften wie in dem Vorworte zu den meisten der von ihm herausgegebenen Schriftsteller dringt er mit aller Entschiedenheit auf die Hebung der gesprochenen Volkssprache in der Schriftsprache, auf eine gemäßigte Anlehnung der letzteren an die antike. Er verbannt zunächst alle fremden, besonders die türkischen Lehnwörter und ersetzt sie durch griechische, die er aus der Sprache der klassischen Historiker und Redner herausnimmt, und deren er eine moderne Endung oder Gestalt giebt. Die Syntax sucht er, ohne der natürlichen Klarheit einer neuen Sprache Abbruch zu thun, soviel als möglich der alten Syntax zu nähern. Trotz der leidenschaftlichen Angriffe seiner Gegner Dukas und Kodrikas hat die Zeit das System des Korais bestätigt; die Vernünftigen haben es gut geheißen mit Ausnahme weniger unwichtiger Punkte.

Für Napoleon I. übersetzte er den Strabon in Gemeinschaft mit La Porte du Theil und Gosselin ins Französische und erhielt dafür einen Jahresgehalt von 2000 Franken; großmütig schlug er eine viel größere Summe, die ihm der Minister angeboten, als unverdient aus, um seine Unabhängigkeit gegenüber dem Mächtigen zu wahren, der ihn gerne zum Censor gemacht hätte. Seine Ausgabe des Strabon (1815) in 4 Bänden mit Karten wurde von seinem Freunde Mustoxidi 1827 ins Italienische übersetzt. Für die Herausgabe des Hippokrates (1800) mit französischer Übersetzung erhielt er den Ehrenpreis der Universität Paris von 5000 Franken. Die Nationalversammlung von Trözen sandte ihm 1827 den Dank und die Anerkennung der Nation. Durch die Übersetzung des Beccaria 1823 τὸ περὶ ἐγκλημάτων καὶ ποινῶν σύγγραμμα hatte er auch das Studium des Rechts für seine Volksgenossen in eine neue Bahn gewiesen, wie er ihnen schon in der Theologie und Medizin den Weg geebnet hatte.

Obwohl er allen Griechen in Paris ein getreuer Freund und Helfer, Berater und Förderer in allen Fragen geistiger und leiblicher Bedürfnisse war, wies der einzigartige Mann doch alle ihm angebotenen Belohnungen und Ehrenbezeugungen hartnäckig ab, von denen er fürchtete, dass sie ihn seiner Freiheit berauben und seinen hohen Zielen entfremden möchten. Zweimal schlug er die Professur, die ihm dringend am collège de France angetragen war, aus; vergebens baten seine Freunde aus der Zahl der „Unsterblichen", daß er die üblichen und erforderlichen Besuche und Bittgesuche mache, um in das Institut, in die Akademie aufgenommen zu werden; stolz lehnte er ab, in eine Vereinigung der Gelehrten Frankreichs einzutreten, deren einer, Villoison, von seiner Nation geschrieben hatte: „je n'ai connu de nation plus vile que la nation grecque!"

Von geradezu klassischer Vollendung sind aber diejenigen seiner Schriften, welche sich direkt an die Gebildeten Europas oder an seine Landsleute wenden und sich über den jeweiligen politischen Zustand der Griechen verbreiteten. Nahm er sich für seine Dialoge den Platon zum Vorbilde, so ist für die Reden ein Vergleich mit den δημηγορίαι des Demothenes fast unabweisbar. Seine ἀδελφικὴ

διδασκαλία 1798 richtet sich mit flammender Begeisterung gegen die πατρικὴ διδασκαλία des Patriarchen Anthimos von Jerusalem, der den Griechen zumutete, sich mit christlicher Ergebung unter das Joch der Türken zu beugen. Sein σάλπισμα πολεμιστήριον erhoffte sich Hülfe für sein Volk von der ägyptischen Expedition Bonapartes.

Als vollends der Kampf um die Freiheit in Griechenland entbrannt war, da trat Korais mit seiner ewig denkwürdigen Rede, die er zu Paris in der société des observateurs de l'homme am 6. Jan. 1803 hielt, als Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce mit der Großmacht seiner Feder für die kämpfenden Genossen ein. Seine griechische Übertragung als ὑπόμνημα περὶ τῆς νῦν καταστάσεως τοῦ πολιτισμοῦ ἐν Ἑλλάδι flog als Flugblatt durch Hellas und weckte tausendstimmigen Wiederhall bei Hellenen und Philhellenen. Einer seiner besten Ausgaben, den πολιτικά des Aristoteles 1821, schickte er die berühmten παραινέσεις πολιτικαὶ πρὸς τοὺς Ἕλληνας als Prolegomena voran, die in Deutschland allein zwei gleichzeitige Übersetzer fanden, Jken 1823 unter dem Titel: „Korais Schrift vom alten und neuen Hellas" und Orelli in Zürich: „Korias politische Ermahnungen an die Hellenen", ein rhetorisches Meisterstück, eine tief durchdachte Umschreibung des Inhaltes der Politik des Stagiriten nach der französischen Bearbeitung des Barthélemy-Saint-Hilaire. Beide Schriften, die wir glücklich mit Fichtes Reden an die deutsche Nation vergleichen können, hat Thereianos im Anhange als Nr. 4 und 6 wieder abgedruckt. Dieser Anhang enthält sechs Neudrucke von Schriften des Korais.

Die Wiederbelebung althellenischen Geistes war für den prophetischen Mann unzertrennbar mit der Wiederherstellung, Sammlung und Ordnung der Sprache. Wir müssen es uns hier leider versagen, auch nur eine der zahlreichen Schriften anzudeuten, in welchen er für diese größte und gelungenste Aufgabe seines Lebens eingetreten ist. Es genüge hier, statt vieler auf sein sechsbändiges Werk die Ἄτακτα, die zum Teile erst nach dem Tode ihres Sammlers erschienen, hinzuweisen. Sie sind ein Nachschlagebuch von unschätzbarem Werte geworden für jeden, der den unvollendeten Zustand der griechischen Lexikographie jemals schon empfunden hat.

Unbegreiflich aber erscheint uns heutzutage der schroffe Standpunkt, den Korais gegen die Präsidentschaft und das Wirken des Grafen Capo d'Istria selbst nach dessen Ermordung eingenommen hat. Für uns, denen heute die Akten ziemlich offen liegen, ist solcher Irrtum nur erklärlich aus dem Umstande, daß es den Feinden des Grafen auch in der Ferne gelungen ist, den Charakter des hochsinnigen Regenten selbst bei einem so klaren und ruhigen Geiste, wie es der eines Korais war, durch Verläumdung zu verdunkeln.

Das letzte Werk des wie ein Patriarch von seinen Landsleuten verehrten Greises war wie sein erstes ein theologisches, der συνέκδημος ἱερατικός, in dem er sich, wie schon vorübergehend in den Ἄτακτα, mit der sprachlichen Erklärung, vulgärgriechischen Übersetzung und geistigen Erneuerung des Evangeliums beschäftigte.

Am 25. April 1833 starb der hochbetagte Priester der Freiheit, das Orakel von Hellas, mit dem Worte πατρίς auf den Lippen und dem brechenden Blick auf das Bild des Demosthenes. Er wurde begraben zu Paris an der Seite seines Freundes Thurot, und die von ihm selbst verfaßte Grabschrift zierte sein Denkmal: Ἀδαμάντιος Κοραῆς, Χῖος, ὑπὸ ξένην μὲν, ἴσα δὲ τῇ φυσάσῃ μ' Ἑλλάδι περιληφμένην γῆν τῶν Παρισίων κεῖμαι. 1748—1833. Vor einigen Jahren wurden seine Gebeine nach Athen überführt in die freie Hauptstadt des Landes, das er über alles geliebt. Sein dankbares Vaterland hat ihm dort ein Denkmal errichtet. Das bleibendste Denkmal hat er wohl heute durch Thereianos erhalten. Eine ganz besondere Zierde besitzt das Werk in seinem genauen Index, ein wahrhaft seltener Vorzug bei einem griechischen Buche!

Vielleicht mag mancher das dreibändige Werk für allzu gründlich, breit und weitschweifig halten: (vermißt haben wir eigentlich nur die Sammelschrift von Korais Σύμμικτα διάφορα ἐκ τῶν συγγραφέων ὑπὸ Α. Κ. Paris 1813 und manchmal eine häufigere genaue Feststellung der chronologischen Daten): aber man bedenke, daß das Werk für Griechen geschrieben ist, die ein Recht haben, zu wissen, wie sich die von ihrem großen Stammesgenossen unternommenen wissenschaftlichen Arbeiten im Fortschritte der Zeiten bewährt und bewahrheitet haben. Das Buch ist deshalb für die studierenden Griechen eine Fundgrube von kulturgeschichtlicher Bedeutung, und der Mann, den es darstellt, ein Vorbild für alle Zeiten, eine geradezu einzige sittliche Erscheinung innerhalb des griechischen Charakters in seiner fleckenlosen Reinheit und Uneigennützigkeit wie seinem hohen Opfersinn. Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit waren die Ideale, die er als höchstes erstrebenswertes Ziel der werdenden Nation unablässig vor Augen hielt, er selbst, der Gerechteste und Weiseste Junggriechenlands, Aristides und Sokrates in einer Person.

Ein schlichtes Denkmal edelster Bescheidenheit hat er sich selbst gesetzt in der Beschreibung seines eigenen Lebens, welches nach seinem Tode 1833 erschien, und welches Krumbacher mit der Selbstbiographie des Patriarchen Gregorios (1289) vergleicht.

In der Folge haben dann Sinner und Ott eine kurze, aber warme Schilderung des wenigbewegten, aber innerlich reichen Lebensganges von Korais gegeben, Zürich 1837. Erst im Jahre 1881 unternahm es eine Vereinigung opfersinniger Griechen, in Marseille unter dem Namen κεντρικὴ ἐπιτροπὴ Κοραῆ die nachgelassenen Werke ihres Heros in 7 starken Bänden herauszugeben (Athen, Perris 1881—1889), deren erster eine ziemlich kurz gefaßte, aber gründliche Biographie des Korais von Manikas und ein nachgelassenes französisch-griechisches Lexikon enthält; die übrigen Bände 2—4 enthalten die reizvollen Briefe an seine Freunde, herausgegeben von Damalas, der 5. Band Korais' Anmerkungen zu Hippokrates, der 6. Band die Syntax des Apollonios Dyskolos mit Erklärungen von K., ferner den Torso einer vulgär-griechischen Grammatik, der 7. Band seine kritischen Bemerkungen zu Hesychios, welche Damalas unter den Papieren des Korais in Chios gefunden hatte. Möchten die rührigen Herausgeber doch ihr Werk krönen durch eine geordnete Neuherausgabe der Atakta des unsterblichen Chioten!

Wir verlassen die verdienstvolle Arbeit von Thereianos mit dem Wunsche, es möge sich bald ein deutscher oder französischer Übersetzer finden, der die gediegene Frucht langjähriger tiefer Studien, wenn auch in verkürzter Form, den Gebildeten Europas zugänglicher mache.

München. H. Zimmerer.

Theodor Gottlieb, Über mittelalterliche Bibliotheken. Mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Leipzig 1890, Harrassowitz. XII, 520 S. gr. 8. 14 M.

Als Referent vor sechs Jahren in dieser Zeitschrift Gustav Beckers verdienstvolles Buch 'Catalogi bibliothecarum antiqui' (Bonn 1885) besprach, konnte er dasselbe bereits als „reiche Fundstätte für die wichtigsten Fragen der Handschriftenkunde" und „mächtige Anregung und wirksame Förderung jeder anderen einschlägigen Arbeit" rühmen, aber nicht ahnen, daß in verhältnismäßig kurzer Frist eine vollständige Neubearbeitung des behandelten Gebietes erfolgen werde.

Eine solche hat Gottlieb in dem vorliegenden Buch unternommen. Der Kritik liegt die Beantwortung der Frage ob, inwieweit das von Becker und auf seine Anregung hin von andern, insbesondere von Perlbach, Dümmler, P. G. Meyer publizierte Katalogmaterial durch G. bereichert wurde, und zweitens, welche Fortschritte in der Behandlung desselben zu verzeichnen sind.

Was den ersten Punkt anlangt, darf Gottliebs Thätigkeit uneingeschränktes Lob gezollt werden. Nur derjenige, welcher eine ähnliche Arbeit auf dem Gebiet der Katalogforschung bereits unternommen, vermag zu ermessen, welche Summe von Geduld, Umsicht und Belesenheit erforderlich ist, um den Gesamtkreis der hier in betracht zu ziehenden Quellen zu überschauen und zu beherrschen. Eine solche Arbeit kann nur ein Philologe leisten, der zugleich Historiker ist, oder umgekehrt. Schwierige Fragen der Handschriftenkunde, Geographie und Bibliographie sind ebenfalls zu lösen: kaum auf irgend einem Gebiete zeigt sich die monumentale Größe und der überwältigende Einfluß des klassischen Altertums so sehr als bei dem der mittelalterlichen Kataloge; immer wieder finden wir die klassische und die sich anschließende patristisch-liturgische Litteratur als Kern von hunderten von Sammlungen, welche ein Jahrtausend hindurch ebensoviele Centren geistigen Lebens bedeuteten.

G. registriert in seinem Buche nahe an vierzehnhundert mittelalterliche Kataloge oder katalogartige Verzeichnisse aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Skandinavien, Spanien und Portugal. Selbst dann, wenn man in Rechnung zieht, daß die von Becker gesammelte Zahl von 343 Katalogen durch die erwähnten Nachträge mehr als verdoppelt wurde, bleibt noch eine reiche Summe neuen Materials übrig, welches wir Gottliebs Sammeleifer verdanken. In dieser Hinsicht hat also der Verf. — so viele Nachträge auch von andern noch folgen können und werden — alles geleistet, was von der Kraft eines einzelnen überhaupt erwartet werden konnte.

Wir kommen nun zu dem zweiten Punkt, nämlich der redaktionellen Behandlung, beziehungsweise Publikation des gesamten Materials. Wir finden zunächst bei G. fast ausschließlich nur die Quellenangabe, wo der betreffende Katalog vorhanden oder gedruckt ist, während Becker, wie bekannt, die ältesten Verzeichnisse (bis einschließlich des 12. Jahrhunderts) vollinhaltlich zum Abdruck gebracht hat.

Gegen diese allerdings umständliche, weil wörtliche Wiedergabe hat sich nun G. entschieden ausgesprochen. Die Gründe, welche G. vorbringt, scheinen aber wenig stichhaltig. Wer würde wohl

seiner Behauptung beistimmen, daß in einem solchen Falle „der Kreis der Interessenten ein sehr enger“ sei? (S. 278) Haben wir nur einmal die Texte sämtlicher älteren Kataloge beisammen, und schließt sich ihnen ein guter Index an, dann besitzen wir nicht für Hunderte, nein für Tausende von Autoren, von bekannten wie von vergessenen, den dokumentarischen Grundstock ihrer Textgeschichte, wir können die Verbreitung jedes einzelnen auf dem ganzen Gebiet der europäischen Kulturländer verfolgen, Textrelationen feststellen und litterarische Propagationen wahrnehmen, bezüglich deren wir heute noch völlig im Unklaren sind. Ist es aber richtig, daß die Summe der im Mittelalter gelesenen Autoren im Vergleich zu den heute benützten alten und mittelalterlichen Schriftstellern eher größer sei denn geringfügiger, dann partizipiert an einer solchen Sammlung in gleicher Weise der Philologe und Historiker wie der Bibliograph und Paläograph, der Jurist und der Theologe. Ja, wir glauben, die Wissenschaft werde einer solchen Sammlung von Katalogen — und seien es bloß Abdrücke bekannter Texte — garnicht mehr lange entraten können, obschon G. gegen solche Arbeit als „Handwerk, Handwerk schlechtweg“ polemisiert (S. 10). Aus diesem Grunde behält auch Beckers Buch neben der freilich viel weiter ausgreifenden Sammlung Gottliebs noch immer seinen praktischen Wert, und es kann nur befremden, daß dieser sich gegen jenen, seinen unmittelbaren Vorgänger, so ablehnend, ja fast feindselig verhält. Beckers Arbeit war eben ein erster Wurf; die ihm nachfolgen, sehen freilich weiter, aber nur deshalb, weil sie ja auf seinen Schultern stehen.

Ein unleugbarer Vorzug dieser zweiten Sammlung gegenüber der ersten besteht jedoch darin, daß hier das geographische Einteilungsprinzip nach Perlbachs Vorgang (Centralblatt für Bibliothekswesen I S. 27—35 acceptiert wurde. Indem G. Österreich und die Schweiz zu Deutschland zieht, hat er wohl die Karte Europas im Mittelalter vor Augen; doch zieht eine solche Zusammenfassung viele Inkonvenienzen nach sich, wie denn innerhalb dieses Rahmens z. B. auch Krakau erscheint. Noch auffälliger ist die durchgängige Scheidung von „Katalogen“ und sogenannten „Miszellen“. (Vgl. hierüber S. 12 u. 365.) Einen „prinzipiellen Unterschied“ zwischen einem Katalog (Inventar) und einer Schenkungsurkunde — solche nämlich, Briefe, Notizen werden zu den Miszellen gerechnet — vermag ich, wenigstens mit Rücksicht auf die vorliegende Frage, nicht anzuerkennen. Ob die Existenz einer wichtigen Handschrift nun in einem Katalog oder Brief versichert wird, ist ganz gleichgültig. Wie viele Unzukömmlichkeiten aber eine solche, im Wesen der Sache nicht begründete Scheidung im Gefolge hat, erweist sich, wenn man sie praktisch durchführen will. Kataloge sollen nach G. vollständige Aufzählungen von Büchern darstellen, die Stücke der zweiten Abteilung: Testamente, Schenkungsnotizen aber nur Phasen der Bibliotheksbewegung andeuten. Nun verzeichnen aber z. B. die Gründungsdotationen von Klöstern und Kirchen ihrer Natur nach doch gewiß den gesamten in dem betreffenden Zeitpunkt der Stätte gehörigen Bücherbesitz; nach G. gehören sie aber unter die Miszellen. Andererseits nennt G. in dem ersten Teil, also den vollständigen Inventaren, ein Ausleihverzeichnis aus Silos (No. 750), ferner unter No. 747 und 748 zwei Vermerke aus Hss von S. Millan de Cogolla, die er selbst als Teilverzeichnisse bezeichnet, von denen also keines den Gesamtbesitz vergegenwärtigen kann. Der Schwerpunkt unserer gegenteiligen Auffassung liegt aber darin, daß durch die von G. beobachtete Scheidung der ihrem Wesen oft eng zusammengehörigen Katalognotizen über ein und dieselbe Bücherstätte die Übersicht sehr erschwert, die rasche Erkenntnis des Fortschreitens der litterarischen Bewegung fast unmöglich gemacht wird. So müssen wir bei manchen Artikeln zuerst den Katalogteil, dann die Miszellen und schließlich noch den Anhang konsultieren. Weitere Bemerkungen werden sich bei Besprechung der Einzelheiten ergeben.

Bevor wir auf diese eingehen, haben wir verschiedener selbständiger Aufsätze zu gedenken, welche der Verf. zwischen die Publikation der „Kataloge“ und Miszellen eingefügt hat. Sie betiteln sich: „Muster zur Herausgabe alter Kataloge“, „Anordnung der Bibliotheken im Mittelalter“, „Beiträge zur Geschichte einiger Bibliotheken“; nach den Miszellen folgt noch ein Essay: „Indirekte Quellen“. Da eine auch nur flüchtige Inhaltsangabe dieser Untersuchungen den Rahmen einer Anzeige weitaus überschreiten würde, bespreche ich nur aus den „Beiträgen“ einen Abschnitt, den über Reichenau. G. bemerkt S. 348: „Es ist mir möglich gewesen, die für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien angefertigte (handschriftliche) Beschreibung der für die Kirchenväter wichtigen Codices Rheinaugienses für meinen Zweck durchzusehen, wobei mich die bisweilen jüngere Datierung solcher Hss überrascht hat, die in den alten Verzeichnissen deutlich erkennbar sind. Ich werde im folgenden überall genau jene

Datierungen geben und muß eine endgiltige Entscheidung über die Richtigkeit des Zeitansatzes einerseits und die Richtigkeit der Identifizierung andererseits andern überlassen".

(Schluß folgt.)

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Jahrg. 1891. Bd. 143 und 144. Heft 3.

I. (145 ff.) **H. Welzhofer**, Zur Geschichte der Perserkriege. I. Der Kriegszug des Mardonius i. J. 492 v. Chr. Bezweckte die Wiedergewinnung Thrakiens und Makedoniens für Persien, nicht die Eroberung Griechenlands. Der Schiffbruch am Athos an sich unerheblich. Das persische Heer kehrte in guter Ordnung zurück. II. Die angeblichen Rüstungen des Dareios und Xerxes gegen Griechenland. Großer Rüstungen gegen das kleine Athen und Griechenland bedurfte es nicht, Rüstungen überhaupt fanden erst Ende 481 statt. Die Durchstechung des Athos ein handelspolitisches Unternehmen, die Darstellung der großartigen Rüstungen eine Übertreibung des Lokalpatriotismus. — (159 ff.) **H. Mayer**, Handschriftliches zu Thukydides. Stellt den 1883 aus der Hamiltonschen Sammlung in die Kgl. Bibliothek zu Berlin gelangten, an sich wenig bedeutsamen Kodex des Thuc. Ms. Ham. 634 folio saec. XVI in die 3. Klasse, zusammen mit Gr. (Graevianus). — (164) **R. Peppmüller**, Ein Emendationsvorschlag zur Ilias (Ψ 48). — (165) **K. Tümpel**, Arkadische Telchinen. Die dorischen Kolonien übertrugen die Telchinensagen aus der Peloponnes nach Rhodos. — (167 f.) **R. Meister**, Ein Heros Naulochos? Leugnet die Existenz eines solchen. — (169 ff.) **Chr. Cron**, Zu Platons Eutyphron. — (176) **K. J. Liebhold**, Zu Herodotus (III 19). — (177 ff.) **K. H. Keck**, Anz. von Blaß, Demosthenes' Rede vom Kranze. — (185 ff.) **J. Sommerbrodt**, Zu Lukianos. Verteidigt sich gegen Schwartz' Rezension seiner Ausgabe in der Berl. Philol. Wochenschr. 1890, No. 31—33 — (192) **M. A. Gertz**, Zu Arist. 'Αθην. πολ. — (193 ff.) **M. C. P. Schmidt**, Kleine Beobachtungen zum lateinischen Sprachgebrauch. Vitare mit ne (daß); defendere mit acc. c. inf., mit ut oder ne; addere, adicere, adiungere mit acc. c. inf.; (servare u.) observare mit ut oder ne; usque eo ut; inquam c. Dat. — (198) **Ph. Loewe**, Zu Ov. Metam. — (199 ff.) **J. Lange** und **F. Weck**, Zu Caes. bell. gall. — (209 ff.) **K. Hachtmann**, Zu Tac. Germ. — (215 ff.) **J. H. Schmalz**, Anz. von Kalb, Roms Juristen nach ihrer Sprache dargestellt. — II. (113 ff.) **H. Heyden**, Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in der Oberlausitz. — (124 ff.) **W. Soltau**, Eine Stunde Chronologie im Gymnasium. Giebt einige interessante Hinweisungen. — (133 ff.) **F. Dolega**, Eine Antwort auf einige Fragen zur Reform des Gymnasialunterrichts. — (137 ff.) **H. Holstein**, Anz. von K. Hartfelders Melanchthon. — (146 ff.) **Th. Matthias**, Anz. von Scheindler, Lat. Schulgrammatik, und Steiner-Scheindler, Lat. Lese- und Übungsbuch. — (160) **Ch. Muff**, Anz. von Thiele, Vorlagen zu Übersetzungen ins Lateinische für die Prima des Gymnasiums.

Classical Review. IV. 6. Juni 1890.

(241—247) **G. R. Scott**, Persius MSS. Nachweisung der Handschriften ω (Cod. Trin. Coll. Cant. O 4, 10) und β (Cod. Bodl Auct. F I, 15). — (249—250) **Thucydides ed. Poppo-Stahl** I. 2. (**H. N. Fowler.**) Unentbehrlich für alle, welche sich mit Thukydides beschäftigen, namentlich ist der Anhang über die Zeitverhältnisse von Wert. — (252—254) **Horatius** ex rec. **Orelli** ed. IV. cur. **W. Mewes.** (**W. P. Lendrum.**) 'Alle Freunde der Orellischen Ausgabe mögen sich Glück wünschen, daß die neue Ausgabe Mewes übertragen ist, welcher sich in völliger Übereinstimmung mit dem Geiste des ursprünglichen Herausgebers befindet . . . der hervorstechende Punkt der neuen Bearbeitung ist das Heranziehen der Blandinischen Lesarten . . . Druck und Papier sind von besonderer Schönheit'. — (255) **G. Götz**, Corpus Glossariorum. Vol. IV. (**H. Nettleship.**) Nicht nur sachlich, sondern namentlich auch paläographisch von seltener Vollkommenheit. — (255—257) Commentationes in honorem Guilelmi Studemund. (**E. A. Sonnenschein.**) Lobende Inhaltsangabe. — (257—258) **A. Schäfer**, Quellenkunde der griechischen Geschichte. 4. A. v. **H. Nissen.** (**R. W. Macan.**) Bei allen Vorzügen des Buches, das in jeder neuen Auflage an Stoff und Behandlung gewinnt, ist z. B. das Register noch sehr der Besserung bedürftig. — (268—269) **E. Joannides**, Sprechen Sie attisch? (**J. D. Goodell.**) Recht anregend; namentlich sind in der Einleitung Bemerkungen über den Sprachgebrauch von Wert. — (269—273) Notes. Besserungsvorschläge zu Pindar, Thukydides, Euripides, Cicero, Perseus, Juvenalis, Horatius und Dares Phrygius. — (274—285) Archaeology. (274—277) **Jane Harrison**, Dr. Dörpfeld on the Greek theater. Übersetzung der Anzeige Dörpfelds von Haighs Attic Theater in B. Ph. W. 1890, No. 15. — (277—281) **A. E. Haigh**, Dr. Dörpfelds theory about the logeion in greek theaters. Verf. hält Dörpfeld gegenüber seine Ansichten von der Anordnung der Bühne und der Orchestra aufrecht und stützt sich auf neuere Ausgrabungen, namentlich des Theaters in Epidaurus, sowie auf Schriftstellen. — (282—283) **C. Smith**, Acquisitions of the British Museum. — (283—284) **W. R. Paton**, An inscription from Paphos. Bereits im Journ. of Hellen. Studies IX, 225 ff. mitgeteilt. — Außerdem Anzeigen englischer Werke, Auszüge u. a.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 37.

(1066) **E. Glaser**, Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens (Berlin). 'Dilettantenhaft'. — (1268) **K. Gillert**, Briefwechsel des Conradus Mutianus (Halle). 'Gänzlich mißlungen'. *C. Kr-e.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 37.

(1341) **H. Brugsch**, Die biblischen sieben Jahre der Hungersnot (Leipzig). 'Die behandelte gefälschte Inschrift hat doch einen historisch wichtigen Fund geliefert: die volle Titulatur des Zoser aus der dritten Dynastie. Mit Hülfe dieser hat Brugsch nachgewiesen, daß auch ein echtes Denkmal des Zoser erhalten ist, nämlich die mit Fayencekacheln belegte Thür aus der Stufenpyramide von Sakkara, im Berliner Museum befindlich'. *A. Erman.* — (1344) Commentationes Jenenses IV. Anzeige von *H. Keil.* — (1356) Horaz Satiren; Episteln, deutsch von **J. Kipper** (Rostock). 'Zwecklose Vermehrung der Übersetzungsflut'.

No. 38.

(1369) **Usener,** Der h. Theodosius (Bonn). 'Bietet dem Philologen wie Kirchenhistoriker gleich Wertvolles'. *Bonwetsch.* — (1373) **A. H. Sayce**, Records on the Past, III u. IV. 'Keilschriftsammlung; sehr Wichtiges darunter'. *E. Schrader.* — (1374) **Iwan von Müller**, Handbuch der Altertumswissenschaft. Summarische Anzeige der neueren Bände, von *W. Dittenberger.* — (1375) **E. Zarncke**, Entstehung der griechischen Litteratursprachen (Leipzig). 'Zweckentsprechend'. *W. Dittenberger.* — (1378) **W. Kubitschek**, Imperium Romanum tributim discriptum (Leipzig). Anerkennungsvolle Kritik von *E. Fabricius.* — (1382) **B. Schmidt**, Korkyräische Studien (Leipzig). 'Recht dankenswerte Leistung'. *G. Hirschfeld.* — (1391) **G. Wissowa**, De feriis anni Romanorum (Marburg). 'Verf. begeht den Fehler, daß er ohne weiteres die altrömischen Monate in die Zeit der gleichnamigen julianischen Monate setzt'. *Matzat.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 37.

(993) **Ch. Cucuel**, Eléments de paléographie grecque (Paris). 'Nichts als ein Auszug aus einem teilweise (1879) veralteten Buche (Gardthausens). *B. Keil.* — (995) **E. Pollack**, Hippodromica (Leipzig). 'Wertvoller Beitrag aus der Feder eines begeisterten Pferdeliebhabers'. *Marquardt.* — (998) **C. Thiaucourt**, Causes et origine de la seconde guerre punique (Paris). 'Recht ansprechend geschrieben'. *W. Soltau.* — (999) **Fr. Blaydes**, Adversaria in comicorum graeca fragmenta (Halle). 'Adversaria vom J. 1890 nach der Meineckeschen Ausgabe! Vielleicht hier und da etwas Gutes, viel wird es nicht sein'. *O. Kähler.* — (1002) Horatius Oden und Epoden, mit Kommentar von **E. Rosenberg** (Gotha). 'Bietet außerordentlich viel Anregung zu gewinnreichem Verständnis'. *G. Stier.* — (1005) **E. Albrecht**, De adiectivi attributi in lingua latina collocatione (Marburg). 'Vorzug der Schrift ist, daß sie nicht bloß Statistik treibt'. *H. Blase.*

No. 38.

(1025) **F. Chavannes,** De Palladii raptu (Berlin). Kontroverse Kritik von *Posnansky* — (1027) **R. Leijds**, De ordine rerum Ol. 107 a gestarum (Groningen). 'Verf. will eine zusammenfassende und möglichst abschließende Behandlung des zweiten euböischen Krieges geben'. *P. Uhle.* — (1028) Porphyrii quaest. Hom. ed. **H. Schrader** (Leipzig). 'Klare und lichtvolle Darstellung empfiehlt diese Schrift aufs beste'. *R. Peppmüller.* — (1031) **E. Linse,** De Ovidio vocabulorum inventore (Dortmund). 'Verdient Beachtung'. *Fr. Seitz.* — (1031) Tacitus, Agricola, ed. **K. Tücking** (Paderborn). Reservierte Anzeige von *E. Wolff.* — (1035) **E Gast,** Der lateinische Satz (Wolfenbüttel). 'Im allgemeinen ist diese Sammlung erschöpfend und übersichtlich zusammengestellt. *O. Drenckhahn.* — (1035) **T. Murr,** Altgriechische Weisheit (Innsbruck). 'Zierliches Bändchen, erfreulich, mit guten Übersetzungen'. *H. Draheim.*

Academy. No. 991. 2. Mai 1891.

(414—415) Some books on Greek history, **E. Abbott,** Pericles and the golden age of Athens. Das Buch giebt ein treffliches Bild des goldenen Zeitalters in Athen; namentlich das Theater ist trefflich behandelt; der Blick des Verf. freier, als in seiner griechischen Geschichte. — **A. Holm,** Griechische Geschichte. 3. Band. Wir können nur wiederholen, was wir von den früheren Bänden gesagt haben: es ist ein ausgezeichnetes Werk. Kritisch, nüchtern und doch fesselnd, ist es eins der besten Geschichtswerke, die in unserer Zeit erschienen sind. — **E. Fabricius,** Theben. Aus unscheinbaren Thatsachen und mit Prüfung der Überlieferungen ist hier ein topographisches Bild der Stadt gegeben, das sich durch spätere Untersuchungen schon in vielen Punkten bestätigt hat — **W. Freund,** Wanderungen auf klassischem Boden. 'Ein treffliches kleines Lesebuch'.

No. 992. 9. Mai 1891.

(434—436) **F. Gregorovius,** Geschichte Athens im Mittelalter (**H. F. Tozer**). Die sich in viele Fäden teilende und untereinander verschlingende Geschichte Athens während der Frankenherrschaft ist hier mit scharfem Urteil und großer Klarheit fesselnd behandelt.

No. 993. 16 Mai 1891.

(468—469) The Nemean odes of **Pindar** by **J. B. Bury** (**E. D. A. Morshead**). Obwohl etwas gesucht und überladen, ist der Kommentar fesselnd, die Übersetzung geistvoll und höchst treffend. — (472—473) **Ch. Murch,** The ventilation of monuments in ancient Egypt.

Athenaeum No. 3305. 28. Febr. 1891.

(274—275) **Plautus** Amphitruo ed. by **A. Palmer**. 'Gleich bewundernswert nach Inhalt und Form und ein wichtiger Beitrag zur Plautinischen Litteratur'.

No. 3306. 7. März 1891.

(305) **C. F. Keary,** The Vickings in western christendom. 789—888. 'Klar und lesbar'. — (306) **F. E. Thompson**, Homeric grammar. Als gelehrte Grammatik zu trivial, als Schulgrammatik unzureichend. — (311—312) **C. Torr**, The dictionary of antiquities. 'Eine Durchsicht der auf das Seewesen bezüglichen Artikel der neuen Auflage des Smithschen Wörterbuches ergiebt die Unzulänglichkeit der Bearbeitung.

Revue critique. No. 31/32.

(71) **J. Nicole**, Les scolies Genevoises de l'Iliade (Genf). 'Henry Estienne hat zu seiner Iliasausgabe von 1566 eine Handschrift benutzt, die erst Hr. Nicole in Genf wieder entdeckt hat. Der Kodex ist für die Homerkritik wirklich von Wert, manche seiner Lesarten gehen bis auf Aristarch und Zenodot zurück. Ganz besondere Wichtigkeit besitzen jedoch seine zahlreichen Scholien, unter welchen sich bisher unbekannte Bruchstücke von Sophokles, von Xenophanes, von Aristoteles sowie aus einem Gesetze des Solon befinden'. H. Micheli. — (72) **Graux et Martin,** Facsimilés de manuscrits grecs d'Espagne. 'Meist Theologica, doch auch Specimina von der Cyropädie (IX. Jahrh.), von der Ilias (1309), Proclus, Choricius etc.'. H. Omont. — (76) Hesedius, Tà

ἅπαντα, ἐξ ἑρμηνείας; **K. Σίττλ** (Athen 1889); **K. Sittl**, Glaubwürdigkeit der Hesiodfragmente (Wien); **J. Paulson**, Index Hesiodeus (Lund). 'Die griechische Ausgabe ist bei allem Umfang des Kommentars keine eigentlich kritische; denn es fehlen Untersuchungen über Einteilung, Authenticität, über die Interpolationen u. dgl. Desto schärfer tritt diese höhere Kritik in dem zweitgenannten Aufsatz hervor. Paulsons Index ist mit äußerstem Fleiß gearbeitet'. A. Hauvette. — (79) **J. Beck**, Observationes ad Flori epitomam (Groningen). Zustimmend notiert von P. Lejay.

No. 35/36.

(113) Cypriani Galli poetae Heptateuchos rec. **R. Peiper** (Wien-Leipzig). Unfreundliche Kritik von P. Lejay: diese Ausgabe sei wenig würdig, an der Seite des Laktanz von Brandt, des Priscillan von Schepß, des Kommodian von Dombart zu stehen.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 39.)

Von der mit Unterstützung der Kgl. Akademie der Wiss. erscheinenden Fortsetzung der **Gerhard**schen Sammlung etruskischer Spiegelzeichnungen hat Hr. **Körte** das 10. Heft herausgegeben. Für die Vermehrung des Materials analoger Arbeiten in Griechenland waren die HH. **Brückner** und **Heberdey** behülflich. Die Leitungen für die unter Leitung der HH. **Curtius** und **Kaupert** mit Beihülfe des Kgl. preuß. Unterrichtsministeriums erscheinenden Karten von Attika haben mit Unterstützung des großen Generalstabes ihren Fortgang genommen. Nachdem die HH. Hauptm. **von Kurowski** und Hauptm. **von Zglinicki** ihre Aufgabe an Ort und Stelle gelöst hatten, sind jetzt die HH. Hauptm. **Winterberger** und Premierlieut. **Deneke** zur Fortsetzung der Aufnahmen für die Kartenblätter Phyle, Megalo Vuni und Eleusis sowie zur Vollendung der Aufnahme von Salamis nach Athen abgegangen. Die lithographische Gravierung der in Aufnahme fertigen Teile ist fortgesetzt worden. Die Beschaffung photographischer Aufnahmen antiker Portraitskulpturen soll zunächst nur, soweit einzelne Wünsche dazu Anlaß geben, fortgeführt werden, da inzwischen der ikonographischen Untersuchung im großen von anderer Seite durch das Unternehmen der Bruckmannschen Verlagsanstalt in München Vorschub geleistet wird. Der im Auftrage der K. Akademie der Wiss. in Wien von Hrn. **Conze** besorgten Sammlung und Herausgabe der attischen Grabreliefs ist fortgesetzt die Unterstützung des Instituts zu statten gekommen. Unter Mitwirkung des Sekretariats in Athen sind durch Hrn. **Brückner** zahlreich Nachträge beschafft, zu dem Ende gegen 300 Photographieen aufgenommen wie auch die Abbildungen und der Text zum 2. Hefte dort vor den Originalen revidiert worden. Das Erscheinen des 2. Heftes steht unmittelbar bevor. Für die von ihm im Auftrage des Instituts herauszugebenden griechischen Grabreliefs südrussischen Fundorts hat Hr. **Kieseritzky** die Vorarbeiten fortgesetzt und dabei aus den Exemplaren aus Odessa diejenigen nicht südrussischen Fundorts für den Apparat des Instituts ausgeschieden. Die Verwertung archäologischer Forschung für den Gymnasialunterricht in Deutschland zu fördern, hat das Institut sich weiter angelegen sein lassen. In Rom erschien von den „Mitteilungen" der 5., in Athen der 15. Band. Die Sitzungen fanden in Rom abwechselnd einmal in einer Woche mit öffentlicher Einladung und einmal in der nächsten Woche in mehr interner Form statt und fanden erfreuliche Teilnahme nicht nur von deutscher Seite. Ebenso waren die Kurse gut besucht. Einzelstudien der Teilnehmer richteten sich besonders auch auf den Bestand der vatikanischen Sammlungen. Der Kursus des Hrn. **Mau** in Pompeji fand Anf. Juli unter Beteiligung von zehn Herren statt. Einzelne Erkundungsreisen wurden von Rom aus von beiden Sekretären unternommen, und Hr. Mau benutzte einen längeren Aufenthalt in Pompeji zur Fortsetzung seiner dortigen Studien. Auch in Athen nimmt die in Rom schon längst gewohnte Häufigkeit des Besuches und der Inanspruchnahme des Instituts durch gelehrte Reisende beständig zu und damit die Teilnahme an den Sitzungen und an den Kursen der Sekretäre vor den Denkmälern, sowie die Anmeldungen zu der üblich gewordenen Studienreise in den Peloponnes, auf welcher der Mehrzahl nach Orte besucht werden, an denen die Ergebnisse von Ausgrabungen betrachtet werden können. Reisen des ersten Sekretärs in Athen wurden namentlich veranlaßt durch die letzten **Schliemann**schen Ausgrabungen in Troja, zu denen auch Hr. **Brückner** sich für mehrere Wochen einfand, um die Keramik zum Gegenstande besonderen Studiums zu machen. Sodann war der erste Sekretär im Nov. und Jan. bei der Inangriffnahme von Ausgrabungen am Tempel in Magnesia am Mäander zugegen, welche dann am Theater dort von Hrn. **Hiller von Gärtringen** als persönliche Unternehmung weitergeführt wurden. Beide Sekretäre besuchten ferner die Ausgrabungen der griech. arch. Gesellschaft in Rhamnus, und der erste Sekretär reiste nach Neapel zur Überführung der Leiche **Schliemanns**, an dessen Begräbnisfeier in Athen das Institut sich beteiligte. Von besonderen wissenschaftlichen Arbeiten wurde die Veröffentlichung der Funde im böotischen Kabirion im Auge behalten und mit Genehmigung der Kgl. griech. Generalephorie die Ordnung und Verzeichnung der Vasenscherben auf der Akropolis zu Athen von den HH. **Wolters** und **Graef** in Angriff genommen. Die Bibliotheken des Instituts in Rom und Athen wurden außer den Erwerbungen aus eigenen Fonds und aus Tausch vermehrt durch Geschenke namentlich des Großh. Bad. Unterrichtsministeriums, der Kgl. Preuß. Akademie der Wiss., der Kaiserl. Akademie der Wiss. zu Wien, der Berl. arch. Gesellschaft, der Ecole française in Athen und Rom sowie zahlreicher persönlicher Freunde. Für Zusendung namentlich auch von Dissertationen und anderen in Rom und Athen schwer zugänglichen Schriften aus seinem Studiengebiete wird das Institut auch fernerhin dankbar sein. Die athenische Bibliothek erwarb eine Sammlung von Münzabdrücken und durch Geschenk des Hrn. **Lepsius** dessen Sammlung von Marmorproben. Der Besuch beider Bibliotheken war fortgesetzt äußerst rege. Hr. **Mau** setzte in Rom seine Ausarbeitung eines Realkatalogs der dortigen Institutsbibliothek fort. Die Sammlung photographischer Negative, deren Kopien der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht werden, hat sehr zugenommen; in Athen umfaßt sie bereits 1200, in Rom 350 Platten. Das Institut ist dem Verwaltungsrate des öst. Lloyd auch in diesem Jahre für erhebliche Erleichterung der Reisethätigkeit ebenso zu Dank verbunden wie für ähnliche Begünstigung der K. K. öst. Nordwestbahn und der öst. ung. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. | 10. Oktober. | 1891. | № 41.

Inhalt.

Seite

Agamemnon und Kassandra zu Amyklä und zu Mykenä.

Wie wenig wirkliche Geschichte wir in den Schilderungen der Einzelheiten vom Tode Agamemnons und der Seinen haben, beweist allein schon der Umstand, daß zwei mit einander nicht vereinbare Überlieferungen über den Ort dieses Ereignisses vorhanden sind. Wir sind durch die Tragiker gewöhnt, Mykenä als den Schauplatz zu betrachten; aber es hat eine andere, gleich gut bezeugte Sage gegeben, welche Agamemnon und Kassandra in Amyklä sterben läßt. Ähnlich ist es mit der Rolle, welche Klytämnestra in diesem Drama spielt, wie dies v. Wilamowitz in den Philologischen Untersuchungen VII, S. 154 ff. und Robert ebenda V, S. 149 ff. anschaulich dargestellt haben. Homer nennt den Ort des Todes nicht mit Namen, und so hatte die weiterspinnende Sage freies Spiel. Der klassische und allerdings auch letzte Zeuge für Amyklä ist Pindar, welcher in der elften pythischen Ode 17 ff. Klytämnestra die Hauptrolle erteilt und die That wenigstens zum Teil aus Eifersucht auf Kassandra entspringen läßt. V. 29 aber giebt auch den Ort an:

> θάνεν μὲν αὐτὸς ἥρως Ἀτρείδας
> ἵκων χρόνῳ κλυταῖς ἐν Ἀμύκλαις,
> μάντιν τ' ὄλεσσε κόραν.

Wäre diese Version der Sage zu allgemeiner Gültigkeit gelangt, so würden, nach anderen Analogien zu schließen, auch die Gräber zu Amyklä fest lokalisiert gezeigt worden sein. Nun aber fand die zweite Version, welche die Ermordung in Mykenä stattfinden läßt, größeren Anklang und durch die Tragiker kanonische Gültigkeit. So kommt es, daß Pausanias in Mykenä in ganz bestimmten Ausdrücken spricht, zu Amyklä aber zwar noch von Spuren der lokalen, alten Tradition Kunde giebt, jedoch nur in schwankenden, dehnbaren Ausdrücken. Die Amykläer waren der Tragödie gegenüber wohl selbst unsicher geworden.

Pausanias erzählt in den Laconicis (III 19, 6): Ἀμύκλαι ἀνάστατος ὑπὸ Δωριέων γενομένη καὶ ἀπ' ἐκείνου κώμη διαμένουσα θέας παρείχετο ἄξια ἱερὸν Ἀλεξάνδρας καὶ ἄγαλμα. τὴν δὲ Ἀλεξάνδραν οἱ Ἀμυκλαιεῖς Κασσάνδραν τὴν Πριάμου φασὶν εἶναι. Er berichtet also von einem ἱερὸν καὶ ἄγαλμα, der beliebten Verbindung, welche Tempel (resp. Kapelle) und Kultbild bezeichnet. Dieser Tempel mit seinem Kult ist auch inschriftlich bezeugt. In den athenischen Mitteilungen (III [1878], S. 164 ff.) veröffentlicht Löschcke ein zu Mahmud-Bey, eine Stunde südlich von Sparta, gefundenes Ehrendekret der Obe (= κώμη) der Amykläer für ein Kollegium von 3 Ephoren, welches aufgestellt werden soll εἰς τὸ ἱαρὸν τᾶς Ἀλεξάνδρας. Die Stele ist sogar mit einem Relief verziert, welches die drei Ephoren vorführt, wie sie der Göttin ihr Opfer darbringen: diese ist sitzend dargestellt und spielt die Leier. Durch andere an derselben Stelle gemachten Funde, Architekturstücke, ist die Lage nicht nur vom Tempel der Alexandra, sondern auch von Amyklä gesichert.

Auch im lakonischen Leuktra stand Κασσάνδρας τῆς Πριάμου ναὸς καὶ ἄγαλμα, Ἀλεξάνδρας ὑπὸ τῶν ἐγ-

χωρίων καλουμένης. Was hier ναὸς καὶ ἄγαλμα genannt wird, hieß zu Amyklä ἱερὸν καὶ ἄγαλμα. Löschcke bemerkt hierzu (S. 171): 'Außer in Amyklä finden wir den Alexandra-Kult im lakonischen Leuktra bezeugt, und bei den Dauniern (Lycophr. Alex. v. 1126 ff.), wohin ihn wohl argivische Ansiedler getragen hatten. An allen drei Orten galt die Göttin für die troische Kassandra. Aber diese unter dem Einflusse des Epos vollzogene Identifikation ist gewiß ebenso wenig ursprünglich als die Ausdeutung der Namens auf die Bewahrung der Jungfräulichkeit. Eine 'Männer Abwehrende' war sie freilich alle Zeit, aber man wird schwerlich irren, wenn man 'Αλεξάνδρα und die Hera 'Αλέξανδρος vielmehr in eine Reihe stellt mit Σώτειρα, Σωσίπολις, Σώσανδρα und andere alte Benennungen für stadtschirmende Gottheiten'.

Über die mythologische Seite der Frage hat ausführlich Hinrichs im Philologus (XXXIV [1885] S. 401—441) in dem Artikel: 'Helena-Kassandra und Skamander-Xanthos' gehandelt: uns geht hier allein die topographische Seite der Frage an.

(Schluß folgt.)

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.
(Fortsetzung aus No. 40.)

32) **Th. Wrück**, Materialien zur Einübung der griechischen Formenlehre in Verbindung mit den Hauptregeln der Tempus- und Moduslehre. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1891, Carl Braun. V, 108 S. 8. Geb. 1 M. 50.

No. 32, dem Vorworte zufolge als Vorbereitungsbuch auf das württembergische „Landexamen" bewährt, soll der Einübung des Verbums, incl. Verb. anom., und der gleichzeitigen Einprägung der Tempus- und Moduslehre dienen, deren wörtlich auswendigzulernende (sic!) Regeln S. 90—108 abgedruckt sind. Diese scheinen dem Verf. wichtiger zu sein als die Kasuslehre mit ihren Anhängseln; freilich wird dieselbe gleichzeitig in den Anmerkungen passim berücksichtigt. Die letzteren geben viele Winke und einzelne Vokabeln; woraus aber der Schüler die hier nicht mitgeführten, z. T. recht seltenen Vokabeln schöpfen soll, ist mir nicht klar. Die Übungen bestehen aus deutschen Formen und kurzen, oft recht nichtssagenden deutschen Sätzchen und aus zu analysierenden, z. T. recht hübsch gruppierten griechischen Verbalformen. Es ist anzunehmen, daß der Zweck des Buches durch das hier gebotene Satzmaterial recht gut erfüllt werden kann trotz der nüchternen und trockenen Methodik des Verf., wenn der Schüler die ihm fehlende copia verborum sich anderweit zu verschaffen weiß. Die zusammenhängenden Übungen für Vorgerücktere (S. 69—89), bis auf zwei Vokabeln ohne jegliche Zugabe, sind inhaltlich und sprachlich gewandt und ansprechend, vielleicht aber für Tertianer zu schwer.

33) **Hermann Menge**, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. Wolfenbüttel 1890, Zwißler. VIII, 195 S. 8.

34) **Otto Kohl**, Griechisches Übungsbuch für Sekunda neben und nach Xenophons Anabasis. Halle a. S. 1890, Waisenhaus. XI, 197 S. 8. 1 M. 75.

Der unermüdliche H. Menge (vgl. No. 11 und 23), von der Notwendigkeit überzeugt, daß die Lektüre, die Hauptsache im griechischen Unterricht, unablässlich in grammatischen Übungen Unterstützung finden müsse, hat No. 33 für Sekunda ausgearbeitet und möchte sie in dreifacher Weise von dieser Klasse benutzt wissen: 1) Kleinere Einzelsätze, in freigebigster Weise mit Vokabeln und Redensarten versehen, sollen mündlich ex tempore flottweg übersetzt werden zur möglichst schnellen Einübung der einzelnen syntaktischen Regeln. 2) Umfangreichere, nur mit den notwendigsten Hülfen ausgestattete Sätze, wie zur Repetition und Einprägung syntaktischer Erscheinungen, so auch namentlich zur Beachtung der Satzbildung bestimmt, sollen als Exerzitien und Extemporalien verwertet werden. 3) Zum Abschluß zusammenhängende Stücke, gleichzeitig zur Einübung der einfachsten Satzverbindungen (S. 168—195), darunter über Alexander d. Gr. und Herodot, Inhaltsangabe der ersten sieben Bücher der Odyssee, entstanden unter Mitarbeit von Leuchtenberger und von von Hagen. Auch diese Arbeit Menges ist durchweg mit großer Sorgfalt ausgeführt und kann als nützlich und förderlich allen denjenigen Schulen empfohlen werden, deren Lehrer, nicht allzu neuerungssüchtig, nur Schulbücher einer gesunden, von jeder Künstelei freien Methode zu benutzen entschlossen sind.

No. 34 ist, ohne daß davon auf dem Titelblatt oder im Vorwort die Rede ist, jedenfalls eine Fortsetzung des griechischen Übungsbuches zur Formenlehre vor und neben Xenophons Anabasis von O. Kohl (Halle 1886), dessen Vorzüge und nicht unwesentliche Mängel kürzlich R. Grosser in den N. Jhrb. f. Phil. 1890, S. 571—585 eingehend nach allen Seiten hin beleuchtet hat. Kohl will sogut wie seine Konkurrenten durch Sicherung der grammatischen Kenntnisse und des Wortschatzes dem Verständnis der griechischen Schulschriftsteller nützen und erreicht sein Ziel auf seine Art, nämlich durch engeren Anschluß an die Schullektüre und engere Begrenzung des grammatischen Stoffes. Die der Zahl nach wohl die Einzelsätze überwiegenden zusammenhängenden Stücke sind Xenoph. Anab. und dessen übrigen Schriften, ferner Herodot, Diodor, Pausanias, Thukydides, Polyb., Arrian Polyän, Plutarch, Isokrates, Lysias, Plato und Diogenes Laert. nachgebildet, natürlich unter möglichster Wahrung des rein Attischen. In der Grammatik (Hinweise auf Kaegi, Fritzsche, v. Bamberg, Curtius-Gerth, Koch und Holzweißig) sind alle selteneren und kniffliceren Konstruktionen mit Glück vermieden. Die Anforderungen sind durchaus nicht übermäßige, weshalb auch verhältnismäßig selten der Text durch eingeklammerte Vokabeln und Fingerzeige unterbrochen wird. Was an dem Buche als ein ganz unangenehmer Fehler sofort in die Augen springen muß, ist das Undeutsch namentlich in der Satzverbindung. Wie viele tausende „nun" und „aber" und „Und", d. h. zu Anfang des Satzes, möchte wohl einer feststellen können! Der Verf. hat es jedenfalls gut damit gemeint: aber wenn alle „aber" z. B. wirkliche Gegensätze bezeichnen sollen, so stehts schlecht um die hier befolgte Logik; Verf. vergißt, daß δέ oft alles Mögliche, nur kein ernst zu nehmendes „aber" bedeutet. Ich muß gestehen, daß mir durch diese stereotypen, geradezu als gedankenlos hingeworfen erscheinenden Transitiones der Gebrauch des sonst in mancher Hinsicht empfehlenswerten Buches bald verleidet worden ist.

(Schluß folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von J. Sitzler. I. Buch. Gotha 1891, Perthes. VIII, 163 S. 8. 2 M. 10.

Über Zweck und Anlage des Kommentars hat sich Herausg. in der Vorrede zu seiner Ausgabe des VI. Buches des Thukydides (1888) ausgesprochen, welcher die des VII. B. (1889) folgte und nun auch die anderen Bücher I—V und VIII der Reihe nach folgen sollen. Gerne gestehe ich zu, daß es dem Herausg. auch im Kommentar zum vorliegenden I. Buche gelungen ist, dem Schüler die vielen sprachlichen Hindernisse bei der Präparation überwinden zu helfen. Er versteht es sehr gut, durch kurze Erklärungen, knappe Andeutungen, zutreffende Vervollständigungen und Ergänzungen des Thukydideischen Ausdrucks, durch vergleichende Hinweise innerhalb desselben Buches und durch recht häufige Übersetzungen oder Übersetzungshülfen, wovon Herausg. anfangs selber nicht viel wissen wollte, strebsame und schon einigermaßen selbständig denkende Leser sprachlich auf den rechten Weg zu leiten. Aber unter den sachlichen Belehrungen sind besonders die historischen und antiquarischen meines Erachtens doch nicht ausreichend, während die geographischen genügen dürften. Ferner „weitausgesponnene Darlegungen des Gedankenzusammenhanges und fortlaufende Übersichten über den Inhalt“ oder „Besprechung und Gruppierung des Inhalts“ und „die Disposition der Reden“ fehlen auch in dieser Ausgabe, teils um dem Schüler „das Nachdenken nicht zu ersparen“, teils um „dem Unterricht nicht vorzugreifen“. In diesem Punkte nun bin ich ein prinzipieller Gegner des Herausg. Ich habe in meinen Ausgaben (II. VI. und VII. B., Paderborn, Schöningh) eher zu viel als zu wenig thun zu müssen geglaubt, um dem Schüler Inhalt und Zusammenhang, namentlich der Reden, nach jeder Seite hin klar und verständlich zu machen, ohne seiner Denkfaulheit Vorschub zu leisten oder der Thätigkeit des Lehrers allzuviel vorwegzunehmen: das wäre auch wohl bei allem Versuch, es zu thun, schwer in einem Schriftsteller wie Thukydides, der wohl deshalb nur von so vielen Gymnasien ausgeschlossen bleibt, weil die Lehrer ihren Schülern nicht gerne die Überwindung von Hindernissen zumuten wollen, vor denen sie selber vielleicht zurückschrecken, oder weil sie sich traditionell vor „kommentierten Ausgaben in den Händen der Schüler“ scheuen. Mir kommt es jedoch so vor, als ob Herausg. seinem ursprünglichen Prinzip der Enthaltsamkeit doch mehr und mehr untreu werden möchte; denn was vornehmlich die Reden des I. Buches (nächst dem VI. Buche enthält dieses die zahlreichsten und nächst dem II. Buche die schwierigsten rhetorischen Partien) unter der exegetischen Note „Sinn“ begleitet, ist garnicht mehr so geringfügig und läßt erkennen, daß Herausg. hier mancherlei Hülfen und Ratschläge trotz alles äußerlichen Sträubens für geboten, ja für notwendig hält.

Der Text schließt sich „enge an die Hss an; nur daß Herausg. die Fehler und Versehen derselben soviel als möglich durch fremde Verbesserungen oder auch durch eigene Vermutungen, bei denen es an erster Stelle auf Lesbarkeit und Verständlichkeit des Textes ankam, zu beseitigen suchte“. Nach meiner Prüfung hat sich Herausg. von der Verbesserungssucht mancher Holländer und verwandter Seelen im In- und Auslande nicht anstecken lassen, und wir können ihn im ganzen konservativ und besonnen nennen. Auch in der Texterklärung, soweit ich sehe, begegnet uns nichts Außergewöhnliches, wie es die modernen wagemutigen und wagehalsigen Hypothetiker und Erzkritiker, die den Thukydides inhaltlich und sprachlich zu korrigieren belieben, wie etwa ein Schulmeister eine Schülerarbeit, zu Tage gefördert haben — zu ihrer alleinigen Selbstbefriedigung und Selbstverherrlichung. Was Herausg., natürlich ohne jegliche kritische Begründung, an „offenbaren Zusätzen“ ([. . .]) entdeckt und an „notwendigen Ergänzungen“ (< . . . >) hinzugethan hat, mag hier kurz besprochen werden. Kap. 3, 3 τοὺς ξύμπαντας <Ἕλληνας> ὠνόμασεν κτλ. nach Alex. Polyhist.; Reiske, v. Herwerden, Stahl <οὕτω> τ. ξ. ὠν. — 9, 2 καὶ ναυτικῷ [τε] ἅμα, τέ fast aller Codd. verworfen von Böhme-Widmann, v. H. (St. δέ), wird geschützt durch Classen und Croiset (καί = aussi, τέ = en outre). — 10, 2 ξυνοικισθείσης <τῆς> πόλεως, besser als [πόλεως] Hermann, v. H. und die Erklärung des fehlenden Artikels nach Cl. (= prädikativer Genet.) und Cr. (= Eigenname); doch dürfte dann ebensowenig wie sonst zu ὑποδεεστέρα als Subjekt ἡ πόλις und zu dem Komparativ der Akk. τὴν δύναμιν zu denken sein, sondern mit B.-W., St. und Herbst ἡ δύναμις. — 18, 1 τῶν νῦν ἐνοικούντων [αὐτήν], mit St.; allerdings wird 91, 4 τοὺς ἐνοικοῦντας ohne handschriftliches ἐν αὐτῇ wiedergegeben. — 24, 3 [ἡ τῶν Ἐπιδαμνίων πόλις], mit St. allgemein als Glossem beseitigt. — 35, 5 πολέμιοι ἡμῖν [ἦσαν], sc. εἰσίν, Cl. denkt an eine Art Antizipation infolge des Wunsches, das Ziel schon erreicht zu sehen, Cr. an eine Assimilation nach ὑπείπομεν, B.-W.

greift auf 33, 3 zurück = daß wir dieselben Feinde haben, wie wir sehen, v. H. will ἦσαν trotz anfänglichen Verwerfens schützen mit Plat. Crit. 47 d. — 35, 2 μάλιστα μὲν <δεῖ>, unnötig; denn der Inf. ἐᾶν ist absolut als imperativischer Inf. zu erklären. — Der Schluß von Kap. 39 ist natürlich fortgelassen. — 44, 2 τοῖς ἄλλοις <τοῖς> ναυτικὸν ἔχουσιν, wie 91, 1 τῶν δὲ ἄλλων <τῶν> ἀφικνουμένων, indes ist der Artikel überflüssig; nicht zu vergleichen ist 56, 2 τούς τε ἄλλους τοὺς ἐπὶ Θράκης, wo nur Laur. das zweite τούς schützen könnte, auch nicht 90, 4 τἆλλα — τάχεῖ, wo τἆλλα für sich steht und τάχεῖ alleiniges Objekt zu πράξοι ist (doch vgl. Krüger, Gr. Gr. 50, 9, 2). — 48, 2 ὧν ἦρχε <τῶν> τριῶν στρατηγοῦ ἑκάστου εἷς, Artikel, weil 47, 1 genannt, nach St., v. H., Cr., nicht gesetzt von Cl., B.-W.; die verschränkte Wortstellung mußte mehr betont werden. — 49, 6 ἡσσῶντό [τε], wohl mit Krüger, ohne nähere Begründung; St. τότε nach Entfernung von οἱ Κορίνθιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι, Cobet klammert von οἱ K.—τε καί ein; doch vgl. Cr. und Cl., die τέ mit Recht beibehalten. — 58, 1 [ἔπρασσον], von allen als Glossem gestrichen zur Wahrung der effektvollen Periode. — 69, 2 οἱ γὰρ <Ἀθηναῖοι> — οἵᾳ ὁδῷ [οἱ Ἀθηναῖοι], immerhin eine bequeme Lösung gegen Classens künstliche Erklärung; Cr. οἵ γάρ κτλ., dont Th. n'offre pas d'autre exemple. — 76, 2 ὑπὸ <τριῶν> τῶν μεγίστων νικηθέντες, nach 74, 1, mit H. Weil u. a. unnötig, da es hier auf μεγίστων allein ankommt. — 87, 1 [ἔφορος ὢν ἐς], wegen 85, 3; doch ist die Beibehaltung hier ebenso nötig als die von ἐς τὴν ἐκκλησίαν τῶν Λακεδαιμονίων, was St. streicht, ersteres, um hervorzuheben, daß dem Sthenelaidas das ἐπιψηφίζειν (vom athenischen Brauch auf Sparta nur übertragener Ausdruck!) zustand, letzteres, um in τῶν Λακεδ. den Gegensatz zu ὁ δέ zu haben; die Ellipse vor ὁ δέ als καὶ ἡ μὲν ἐκκλησία τῶν Λακ. ἐψηφίσατο (besser Cl. οἱ μὲν ἐψηφίζοντο, weil sonst τῶν Λακ. sich noch überflüssiger erweisen würde, als es an sich schon ist) ist sehr künstlich; ist ἐπιψηφίζειν ἐς ungebräuchlich und als Analogiekonstruktion zu dem Verb. mit Dat. schwer denkbar, so lasse man lieber ἐς allein fort, da die Konstruktion mit dem Akk. die geläufigere ist. — 90, 2 [τοὺς περιβόλους], wohl wegen 89, 3, ohne zwingenden Grund. — 91, 5 ἄνευ ἐκείνων [ἔφασαν] γνόντες τολμῆσαι, indes nicht zu beanstanden, da das Verb. nach εἶπεν § 4 wirkungsvoll im Zusammenhange ist, vgl. 28, 3; ὡς πρὸς διαγιγνώσκοντας und ἰέναι ist nicht geändert worden, doch vgl. Cl., bzw. St. — 98, 2 [ἠνδραπόδισαν]. — 115, 2 [τὴν πολιτείαν], als Acc. relat. wohl erklärlich. — 126, 11 [ἐν τοῖς βωμοῖς], Glossem. — 132, 2 <καὶ> τά τε ἄλλα — καί, mit Recht nach Ullrich, da τέ allein nicht gut die Verbindung mit dem Vorhergehenden und mit dem nachfolgenden καί zugleich herstellen kann; § 5 <ἐπεὶ> δείσας, ἐπεί = denn, doch ebenso wenig nötig als ein γάρ hinter δείσας oder ein ὅς davor; man setze vor δείσας ein Semikolon und fasse das Ganze mit B.-W. gleichsam als parenthetische Erklärung. — 133, 1 τῶν [τε] ἐφόρων, allgemein gebilligt, nicht so 134, 3 αἰσθόμενοι [τε] ἐξάγουσιν. — 144, 2 κωλύει [ἐν] ταῖς σπονδαῖς, ich bin für die Beibehaltung des ἐν, vgl. meinen Jahresber. über Thuk. bei Bursian-Müller, LVIII (1889. I) S. 161.

Ein Vergleich der beseitigenden und ergänzenden Klammern bei Stahl und gar bei v. Herwerden mit dem vorstehenden Verzeichnis zeigt die maßvolle Zurückhaltung des Herausg. In vielen in den Text genommenen Lesarten und in vielen Erklärungen stimme ich ihm unbedingt bei; wenn ich es oft nicht kann, habe ich noch lange kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen oder seine persönliche Tüchtigkeit und den Wert seiner Arbeit für die Schule wegen Differenzen in der Auffassung einzelner Stellen anzuzweifeln. Leider ist derartiges bei einem Bruchteil schulphilologischer Kritiker heutzutage geradezu zur Manie geworden, welche umso gemeingefährlicher werden kann, wenn sie, aus eitler Selbstüberhebung hervorgegangen, auf krasse Ignoranz oder wenigstens auf Urteilslosigkeit der Leser rechnen darf.

Im folgenden will ich nur noch weniges zur Sprache bringen, was mir u. a. besonders an der Hand meines Jahresberichtes in die Augen gefallen ist. 3, 5 ξυνεξῆλθον, wo ich ξυνῆλθον befürworte. — 15, 2 παρεγένετο der Hss hat Sitzler mit Recht gegen Tourniers περιεγένετο beibehalten. — 24, 5 ἀπελθόντες hätte Haases ἐπελθόντες, was ich noch bei B.-W. finde, Platz machen sollen. — 25, 4 κἂν χρημάτων δυνάμει — ὁμοῖα, ich lasse den bloßen Dat. parallel mit τῇ ἐς πόλεμον παρασκευῇ und folge lieber St. in ὁμοίᾳ oder auch Kraz in ὁμοῖοι, während S. adverbiales ὁμοῖα erklärt. — 30, 3 περιιόντι τῷ θέρει, zu billigen gegen περιόντι τ. θ., auch gegen Steups Erklärung von περιιόντι. — 34, 2 τῷ ἴσῳ, richtig, aber nicht ausreichend erklärt mit δίκῃ „durch Betreten des Rechtsweges“. — 36, 2/3 καὶ ἐς τἆλλα ξυμφορώτατόν ἐστι κτλ., nach St. gestellt, wogegen u. a. die zu baldige Wiederholung des ἄν spricht, oder man müßte mit v. H. das zweite ἄν streichen. — 62, 1 an der Richtigkeit des πρὸς Ὀλύνθου

gegen Vat. Ὀλύνθῳ ist mit Recht nicht gezweifelt worden. — 75, 1 γνώμης ξυνέσεως „kluger Rat“, wohl richtiger die Einsicht von dem Entschluß. — 77, 1 das erste καί = καίπερ, über das zweite καί vermisse ich eine Bemerkung, da es, korrespondierend mit dem ersten, als bloßes und beim neuen Participium zu schwach wäre; die Trennung des αὐτοῖς „für sie“, nämlich die Bundesgenossen, von παρ' ἡμῖν ist nur zu billigen (vgl. meine Dispositionen der Reden bei Thuk. S. 17). — Ganz neu ist 134, 4 ἐς τὸν Κοιάδαν ὅνπερ τοὺς κακούργους, ἐμβάλλειν, sc. ἐμβάλλουσιν nach ὅνπερ, wobei letzteres in engem Anschluß an ἐς τὸν K. statt ἐς ὅνπερ stehen soll: das ist ein sehr fraglicher Ersatz für das handschriftliche οὗπερ (v. H. οἷπερ — ἐςβάλλειν). — 140, 5 οἷς εἰ ξυγχωρήσετε, — ἐπιταχθήσεσθε, mit voraufgehendem Semikolon, οἷς kausal = ἐπεὶ (nach St.) αὐτοῖς, sc. τοῖς Λακεδαιμονίοις; doch einfacher mit αὐτοῖς γάρ zu erklären, wogegen Steups ὃ ἴστε und alle anderen Konjekturen ganz unnötig sind. — 141, 4 ziehe ich das handschriftliche πληροῦντες dem πληροῦν von v. H. vor, da es sich passend verbinden läßt mit δύνανται ἐκπέμπειν, sc. ναῦς und πεζὰς στρατιάς. — 142, 5 πλέον γὰρ ἡμεῖς ἔχομεν καὶ κατὰ γῆν — ἐμπειρίας ἢ ἐκεῖνοι κτλ., dies καί ist ganz neu (dazu πλέον „mehr Nutzen, Vorteil“), eine ganz unnötige Konjektur statt des handschriftlichen τοῦ κατὰ γῆν (St. <ἐς> τὸ κατὰ γῆν ἐκ τοῦ ναυτικοῦ [ἐμπειρίας] ἢ ἐκεῖνοι ἐκ τοῦ κατ' ἤπειρον ἐς τὰ ναυτικά), was ich mit B.-W., Cr. und Kraz (gegen Cl.) also erkläre: denn wir haben größere Erfahrung im Landkriege — infolge unserer Übung im Seewesen — als jene — infolge ihrer Übung im Landkriege — im Seewesen Erfahrung haben können, d. h. die Athener als Seemacht haben Übung im Landen und im Verwüsten des feindlichen Landes, im Kampfe auf feindlichem Boden, während die Spartaner als Landmacht die Expeditionen der Athener von der See aus in das feindliche Land ungleich schwerer vereiteln können, bzw. zur See selber sich ungewandt und erfolglos bemühen würden.

Quedlinburg. Franz Müller.

Arthur Gentsch, De enuntiatorum condicionalium apud Antiphontem, Andocidem, Lysiam formis et usu. Dissertationes Ienenses IV, 211—310.

Die Arbeit zeugt von Fleiß, Urteil und Kenntnis der Litteratur. Die Statistik nimmt einen breiten Raum ein, und man wird sich kaum eines Lächelns erwehren können, wenn man auf S. 295 das Verhältnis der Zahl der Bedingungssätze zur Paragraphenzahl der einzelnen Redner bis auf vier Dezimalstellen ausgerechnet findet. Der Verf. gelangt zu dem Resultat, daß bei Lysias, Andocides und in den Tetralogien übereinstimmend, am häufigsten die indikativischen (fälschlich sogenannten realen), demnächst die konjunktivischen, irrealen und am seltensten die optativischen Bedingungssätze angewandt sind, während bei Antiphon I, V, VI die irrealen Sätze die konjunktivischen um ein Geringes überragen. Über den Unterschied von εἰ c. ind. fut. und ἐάν c. coni. äußert er sich dahin: εἰ c. ind. fut. item atque εἰ c. ind. ceterorum temporum locum habet, ubi quis nihil aliud nisi logicam rationem, quae inter duo membra periodi valet, exprimere studet; contra ἐάν cum coniunctivo, modo exspectationis, adhibens quasi relinquit latebras, quibus abdita erat animi sententia, et prodit sua interesse, utrum res sumpta eventura sit necne, se effectum condicionis sperare aut metuere. Bezüglich des Unterschieds von Aorist und Imperfektum im konjunktivischen und optativischen Vordersatz wird im Anschluß an J. Ernst, De usu aoristi et praesentis coniunctivi in enuntiatis relativis condicionalibus et temporalibus, Marb. 1873, die Vorhergängigkeitsbedeutung des Aoristes geleugnet: der Aorist bezeichne vielmehr die Handlung an sich, die momentane Handlung oder die Wirkung im Gegensatze zur unvollendeten, dauernden oder wiederholten Handlung; doch bleibt in den Beispielen bei beiden Modi ein fraglicher Rest, für welchen auch diese Erklärung versagt. Die Untersuchung über die adversativen Bedingungssätze und den Unterschied von καὶ εἰ und εἰ καί ist nicht zu Ende geführt, obwohl sie S. 243 mit den Worten Videamus, num etc. versprochen wird.

Die Ausbeute für die Kritik ist nicht allzugroß; die, soviel ich sehe, einzige eigene Vermutung des Verf. Lys. 29,5 δέομαι statt δέδοκται erscheint mir für den Zusammenhang zu schwächlich. Bezüglich Lys. 17,4 verweise ich gegenüber den Vorschlägen von Halbertsma und Francken (der letztere erklärt die Überlieferung τὴν πάντα durchaus nicht) wiederholt auf die einleuchtende Vermutung von Emperius δημεύειν ὡς ὄντα Ἐρατῶνος. Übrigens ist der Sachverhalt dieser kurzen Rede auch in der neuen Auflage von Blass, Att. Beredsamkeit I, 616, unrichtig dargestellt worden. Vgl. Progr. des Elisabet-Gymnasiums zu Breslau 1876 S. 18 A. — Der Druck der Abhandlung ist fast fehlerfrei. Die Sprache hätte auch bei dem spröden Stoffe korrekter sein dürfen.

Schneidemühl. Thalheim.

Gustav Landgraf, Das Bellum Alexandrinum und der Codex Ashburnhamensis. Festgruß an die 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von dem Lehrerkollegium des Königl. Wilhelmsgymnasiums in München. München 1891. S. 1—23.

Die vorliegende Schrift giebt nur einen Teil dessen, was der Titel verspricht, d. h. der Varianten des Florentinus, Laurentianus C. L. 33 zum B. Alex. Landgraf hat nämlich bereits an zwei anderen Stellen eine Anzahl der ihm von Wölfflin und Miodonski zur Verfügung gestellten Lesarten des genannten Kodex besprochen. Und zwar die zu cap. 1—19 in den Comment. Woelfflinianae, Leipzig, Teubner 1891, S. 17—21, und die zu cap. 48—64 in seiner Separatausgabe dieses Abschnittes („Der Bericht des C. As. Pollio" etc., Erlangen und Leipzig 1890). Natürlich spielt in diesen drei Publikationen die Autorfrage eine Rolle. Auch in der letzten, der uns hier vorliegenden, giebt Landgraf seine Polliohypothese nicht auf, wenigstens nicht ganz. Ich glaube indes, daß dieselbe durch die schwerwiegenden Einwände, welche A. Köhler (Bl. f. Bayr. G. W. 1889, S. 518 ff.), R. Menge (Berl. Ph. W. 1890, S. 1109 ff.), R. Schneider (Jahresb. d. Ph. V. 1890, S. 112 ff.) und der Unterzeichnete (Bl. f. Bayr. G. W. 1890, S. 514 ff.) erhoben haben, bereits widerlegt ist. Die ursprüngliche These, daß in den „pollionischen" Schriftstücken eine „scharf prononcierte Sprechweise", eine „entschieden ausgeprägte Eigenart" vorliege, die „untrüglich" auf eine bestimmte Persönlichkeit hinweise, hat sich als hinfällig erwiesen. Ich glaube a. a. O. gezeigt zu haben, daß der Pollio von Schmalz—Landgraf—Wölfflin alles eher ist denn ein deutlich ausgeprägter Charakter, und erhebe hier nur noch einen sachlichen Einwand. Es ist nämlich an und für sich unwahrscheinlich, daß man zum Berichterstatter über die spanischen Wirren des Jahres 48 jemand auserlesen habe, der damals garnicht in Spanien war. Und Judeich begründet denn auch in seinem Buch „Cäsar im Orient" (1885) S. 10 die Annahme, daß der betr. Bericht auf einen Augenzeugen zurückgehe. Dann kann man nicht sagen, „niemand sei für Erstattung eines solchen Berichtes geeigneter" gewesen als der vier Jahre später nach Spanien versetzte Asinius. Im J. 48 gab es in Spanien Leute genug, welche an Cäsar, bezw. seine Sachwalter in Rom (darunter Hirtius), Berichte über die dortigen Unruhen schicken konnten und auch offenbar geschickt haben. Übrigens hielt sich Hirtius selbst im J. 45 längere Zeit in Spanien auf.

S. 19 faßt L. die Resultate seiner Untersuchungen zusammen, die übrig blieben, wenn man von der Asiniusfrage absehe, mit dem Bemerken, daß dieselben von den meisten Rezensenten nur gestreift würden: 1. „Hirtius ist der ursprüngliche Verfasser des B. Alex. (noch im Jahre 1888 bestritten dies Fröhlich und Schneider!)". — Aber die Genannten konnten nur Nipperdeys These bestreiten, daß Hirtius überhaupt der Verfasser des Buches sei; Landgrafs Hypothese von einem ursprünglichen Verfasser, der „das Gerüst des Buches aufrichtete", und einem zweiten, der „die noch sehr der Verbesserung, Erweiterung und Vervollständigung bedürftige Schrift zum Abschluß brachte", existierte damals noch nicht. Dagegen, daß Hirtius nur der ursprüngliche Verfasser sei, habe ich mich kürzlich (a. a. O.) ausgesprochen.

2. „Das B. Africum kann wegen seines verschiedenen Stilgepräges den Hirtius nicht zum Verfasser haben". Das ist allerdings von Nipperdey ausreichend bewiesen worden und sollte nicht mehr bestritten werden. Nun sprechen aber so ziemlich alle Gründe, die gegen Hirtius als Autor von B. Afr. vorgebracht werden können, auch gegen eine abschließende Bearbeitung des B. Al. durch den Auct. B. Afr., dem nach L. ein ziemlich großer Teil des Buches zufallen würde.

3. „Es bestehen nicht wegzuleugnende sprachliche Beziehungen zwischen dem B. Afr. und Teilen des 8. B. d. b. Gall., der 3. B. d. b. civ. (besonders des Schlusses des 3. B.) und des B. Alex." Aber diese sprachlichen Beziehungen sind nicht so bedeutend; man muß sich im Gegenteil wundern, wie wenig Übereinstimmungen gerade zwischen B. Al. und Afr. vorhanden sind. Die Annahme Landgrafs, daß der Stil Pollios zwischen Abfassung beider Schriften ein wesentlich anderer geworden sei, beweist zunächst nur, daß ein großer Unterschied vorhanden ist. Von Belang ist unter den aufgeführten Erscheinungen doch eigentlich nur „neque opinans". Die Behauptung Wölfflins, daß diese Form von Pollio neu gebildet sei, ist eben eine bloße Behauptung; und die Annahme Landgrafs, sie sei 'nur dem Pollio und seinem Freundeskreis eigen gewesen', läßt sich nicht erweisen. Übrigens nimmt L. S. 20 No. 5 an, der Redakteur, also Pollio, sei auch ein Freund des Hirtius gewesen; dann ist eben Hirtius auf die gleiche Weise zu neque opinans gekommen wie Brutus. Vgl. Landgrafs Unters. S. 62. Ferner haben wir einzuwenden, daß weder in der ersten Hälfte von B. Al. noch in lib. VIII necopinans oder inopinans vorkommt, sodaß man garnicht weiß, ob Hirtius diese Formen

überhaupt benützt hat. Dazu erscheint necopinans in B. Afr. nur zweimal, also nicht als Lieblingswort, dagegen ex improviso viermal und subito 22 mal (im B. Al. nur repente!), die beide im B. Al. fehlen. Endlich lassen sich, wie auch von anderer Seite bereits gezeigt wurde, sprachliche Beziehungen in ähnlichem Umfange auch zwischen den Briefen Pollios oder dem B. Afr. und anderen Schriften nachweisen, sodaß es sehr zweifelhaft ist, ob auf die von L. zusammengestellten überhaupt Schlüsse gebaut werden können.

4. „Für das B. Alex. im engeren Sinn (cap. 1—33) lagen dem Hirtius Aufzeichnungen von Cäsars Hand vor". Nipperdey sagt praef. 15.: „in priore libri parte etiam Caesaris narrationi nonnihil videtur tribuendum", weil die Diktion an Cäsars Art erinnert. Es liegt allerdings nahe, an Aufzeichnungen Cäsars zu denken. Ich habe immer gemeint, es könnten dem Hirtius Briefe Cäsars vorgelegen haben. Weiter gehen andere. Wenigstens finde ich bei Kraner Ed. Tauchn. p. 36—37 die Notiz: „fuerunt etiam, qui priorem certe libri partem . . ab ipso Caesare profectum esse existimarent". Doch wird in der Anm. (68) nur Blum erwähnt, welcher annehme, daß in dem betr. Abschnitt Aufzeichnungen Cäsars verarbeitet seien. In gleichem Sinn faßt auch Landgraf die Sache auf und bringt eine große Anzahl sprachlicher Parallelen aus Cäsar bei, freilich unter dem Widerspruch von Menge. Ich kann nur nicht recht glauben, daß C. zunächst eine Reihe mehr oder minder zusammenhangsloser Sätze hingeworfen haben soll. Die Worte der praef. von Gall. VIII, welche als Quelle nur den sermo Cäsars nennen, betrachte auch ich nicht als Hindernis für die Annahme, daß auch Schriftliches vorlag. Der Nachdruck ist dort überhaupt auf die mangelnde ‚scientia consiliorum Caesaris explicandorum' zu legen. Die Motive Cäsars kennt H. nicht genug, die Fähigkeit, den inneren Gang der Dinge wahrheitsgetreu und zweckentsprechend darzustellen, vermißt er bei sich. Auffallend ist jedenfalls die Ähnlichkeit in der Schilderung der Belagerung von Massilia und der des Kampfes in Alexandria. Wenn nicht Aufzeichnungen Cäsars vorlagen, so hat eben der Verf. der Quelle, oder Hirtius, oder es haben beide sich vor ihrer Arbeit sehr eingehend mit Cäsar beschäftigt. Vgl. noch Judeichs Urteil über diesen Abschnitt (Cäsar im Orient S. 5).

5. „Hirtius kam infolge seines unerwarteten Todes nicht dazu, das ganze B. Al. auszuarbeiten. Ein Freund des Hirtius übernahm die Schlußredaktion und Herausgabe des B. Al. wie überhaupt des Corp. Iulianum". — Einige Bedenken s. oben unter 3. Weiter ist einzuwenden, daß L. dem Hirtius sowohl den Anfang des 1. Kap. als das Schlußkapitel des Buches zuweist. Sollte Hirtius wirklich in dieser Weise gearbeitet haben? Und wie kommt es, daß B. Al. nach einem ganz andern Plan gefertigt ist als B. Afr.; daß der Redakteur sich berufen fühlte, an den Büchern des Hirtius eine ziemlich weitgehende redaktionelle Arbeit vorzunehmen, selbst an Cäsars Büchern zu ändern, sein eigenes Buch aber — nach S. 5 ist der Redakteur jedenfalls mit dem Verf. des B. Afr. identisch! — weder überarbeitet noch mit einer Einleitung versehen und an das vorausgehende angeschlossen hat? Warum hat er, wenn weder civ. 3 noch B. Al. fertig vorlag, jenen sachlich garnicht gerechtfertigten Einschnitt gemacht? Ich verstehe das so wenig wie die These R. Menges, wonach unter Augustus eine Gesamtausgabe der Kommentare (= Handschriftenklasse β) veranstaltet worden sein soll, die der Hauptsache nach „ein philologisch gut geschulter Mann" besorgte, der sogar Cäsars Bücher durchkorrigieren zu müssen glaubte (Vgl. N. Ph. R. 1889, No. 10 S. 148), teilweise aber „ein urteilsloser Schreiber", der das nur im Konzept vorliegende B. Afr. „ohne Verstand mit allem abschrieb, was sich im Text, auf dem Rand und auf beigelegten Zetteln befand" (vgl. Berl. Ph. W. 1890, No. 35 S. 1111 f.). Ich glaube, daß Nipperdeys Auffassung des Herganges, wonach mit dem Schluß des B. Al. die Thätigkeit des Herausgebers (Hirtius) jäh abbricht und der ursprüngliche Plan aufgegeben wird und nur noch zwei minderwertige Vorarbeiten als Ergänzung einfach beigelegt werden, daß diese Auffassung immer noch am meisten für sich hat.

6. „Der Verf. des B. Afr. ist kein Stümper, sondern ein gebildeter Römer etc." — Diese Ausführungen wenden sich an A. Köhler, dem ich hier nicht vorgreifen will. Im übrigen scheint es mir, als ob man wie früher in der Verdammung so neuerdings in der Beschönigung des B. Afr., und seiner Sprache zu weit ginge. Die Frage, ob der Verf. dieses Buches überhaupt das Zeug hatte, den Redakteur des Corp. Iulianum zu spielen, mögen andere beantworten.

Die genauen Mitteilungen, welche L. über den Kodex A selbst macht, sowie die daran angeschlossenen textkritischen und sprachlichen Erörterungen sind dankbarst zu begrüßen. Groß ist der Gewinn, den dieser — älteste — Kodex abwirft, allerdings nicht. Immerhin werden ver-

schiedene gute Konjekturen durch ihn bestätigt, wie 33, 1 Stephanus' reg*um* st. regis, 44, 3 Larsens nequaquam, 43, 2 Nipperdeys support*are*, Hoffmanns disten*tis* 45, 2. Oder es werden Namen in der richtigen Form geboten, wie 33, 1 Ptol*o*maeus, oder die Lesarten anderer Hss beglaubigt, wie 34, 2 Pharna*cen*, 78, 3 Bos*ph*ori u. s. w. Nach L. ist die Hs am nächsten verwandt mit dem Lovanensis und steht in der Mitte zwischen der römischen und der Pariser Familie. Offenbar hat sie nur sekundäre Bedeutung; gleichwohl erfährt der kritische Apparat durch sie eine dankenswerte Bereicherung.

Memmingen. Heinrich Schiller.

Edouard Bertrand, Cicéron artiste. Grenoble 1890, F. Allier père et fils. 74 S. 8.

Der Verfasser sucht den, wie er meint, außergewöhnlichen Kunstgeschmack und die hohe Kennerschaft Ciceros an der Hand seiner Schriften zu erläutern. Der philologischen und archäologischen Wissenschaft steht er dabei ganz fremd gegenüber, wie mehr als das Fehlen jeglicher Citate aus diesbezüglichen Werken die Art der Behandlung der Stellen aus Cicero selbst beweist. Die Kunsturteile in den philosophischen und rhetorischen Schriften scheint er unbedenklich dem Cicero selbst zuzuschreiben. Was die ähnlichen Stellen aus Dionysius und Quintilian betrifft, so glaubt er, daß diese „lui ont emprunté cette méthode de rapprochements entre l'art de la parole et les arts du dessin“ (p. 70. 71). Die ganze Behandlung der Frage, für deren Beantwortung im ganzen und großen nur Ciceros Briefe in betracht kommen, ist zu dilettantenhaft und zu sehr außerhalb aller wissenschaftlichen Arbeit der Neuzeit stehend, um von Ertrag zu sein. Auch an Missverständnissen fehlt es nicht. So wird S. 12. Cato Censorius mit dem Uticensis verwechselt. M.

Geschichte Babyloniens und Assyriens. Zweite Auflage des gleichnamigen Werkes von **F. Mürdter,** revidiert und größtenteils neubearbeitet von **Friedrich Delitzsch.** (Reiche der Alten Welt. Band II.) Calw u. Stuttgart 1891, Verlag der Vereinsbuchhandlung. IV, 263 S. kl. 8.

Die erste Auflage des Mürdtersches Buches erschien 1882 und war von Friedr. Delitzsch mit einem Vorwort versehen worden. Die vorliegende neue Auflage ist von letzterem neu bearbeitet, da inzwischen die in den assyrischen Museen angehäuften Urkunden auf Backsteinen und Steinplatten emsig entziffert und für die Geschichtsforschung verwertet, auch mehrere wertvolle Geschichtsdarstellungen veröffentlicht worden sind. Das Buch zerfällt gemäß der Entwicklung der babylonisch-assyrischen Geschichte in drei Abschnitte, welche die babylonische, die assyrische und die sogenannte chaldäische Periode umfassen, von denen die beiden ersten während mehr als 12 Jahrhunderten parallel laufen, die dritte, eine Fortsetzung der ersten, mit der Zerstörung des assyrischen Reiches beginnt und kaum 90 Jahre gedauert hat. Der Name des Bearbeiters giebt dem Leser die Gewähr, daß ihm das Wissenswürdigste und am meisten Gesicherte über jene alten Reiche, über die man vor 50 Jahren nur fragmentarische und unsichere Kunde hatte, während jetzt bereits fast 150 Herrscher durch die Inschriften bekannt sind, in anspruchloser und doch anregender Sprache vorgeführt wird. Eine sehr übersichtliche und vollständige Herrschertafel mit Bezeichnung der Dynastien und Jahreszahlen und eine leider etwas leere Landkarte sind dem Buche beigegeben.

Marburg. Ferd. Justi.

W. Windelband, Geschichte der Philosophie. Zweite Lieferung. Freiburg i. B. 1890, Mohr. S. 129–256. gr. 8.

Das dem Werke zu grunde gelegte Einteilungsprinzip, über welches wir im 10. Jahrgang Sp. 1463 ff. berichtet haben, ist in der Darstellung der hellenistisch-römischen Philosophie, welche die erste Hälfte dieser zweiten Lieferung ausfüllt, noch schärfer und konsequenter durchgeführt worden als in der Behandlung der älteren Philosophie. Es werden zwei Perioden unterschieden: 1. die ethische (Peripatetiker, mittlere und jüngere Akademie, Stoiker, Epikureer, Skeptiker), 2. die religiöse (Neupythagoreer, spätere Stoiker und Kyniker, eklektische Platoniker, jüdische Religionsphilosophie, Philosophie des Christentums, Neuplatoniker). Für die weitere Einteilung sind lediglich die verschiedenen Probleme maßgebend, welche in jeder dieser beiden Perioden den Gegenstand philosophischer Forschung bildeten. Es sind dies für die erste Periode: a) das Ideal des Weisen, b) Mechanismus und Teleologie, c) Willensfreiheit und Weltvollkommenheit, d) die Kriterien der Wahrheit; für die zweite: a) Autorität und Offenbarung, b) Geist und Materie, c) Gott und Welt, d) das Problem der Weltgeschichte.

Durch diese Art der Behandlung, welche sich für die nacharistotelische Philosophie ganz besonders eignet, ist es dem Verf. gelungen, die

gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Systemen in Bezug auf die letzten Ziele der philosophischen Betrachtung und auf die Lösung der die Forschung beherrschenden Grundprobleme lebendig und in scharfen Umrissen hervortreten zu lassen. Die von uns wiederholt gerühmte gründliche und zugleich geistvolle Durchdringung des Stoffes, die Sicherheit und Weite des Blickes, der stets auf das Ganze gerichtet ist und aus der Fülle der historischen Erscheinungen das Wesentliche und Wertvolle herausfindet, zeichnen auch dieses Heft aus und machen seine Lektüre ebenso belehrend wie genußreich. Wir verweisen u. a. auf die trefflichen, bis auf Aristoteles zurückgreifenden Ausführungen über die Willensfreiheit sowie auf die mit der neuesten dogmengeschichtlichen Forschung im vollen Einklang stehende Hervorhebung des inneren Zusammenhanges der heidnischen und christlichen Philosophie in den nachchristlichen Jahrhunderten. Die Zweckmäßigkeit der Einbeziehung der Apologetik und Patristik in die antike Philosophie tritt uns hier deutlicher und greifbarer entgegen als in des Verfassers früherer Darstellung der Geschichte der alten Philosophie (s. 9. Jahrgang Sp. 508).

Auf Einzelheiten einzugehen, würde hier zu weit führen. Wir begnügen uns mit ein paar kurzen Bemerkungen. S. 143 Anm. 2 heißt es, in dem kynisch angehauchten, wenn nicht gar stoisch überarbeiteten (Krohn) Bericht bei Xenophon werde der allgemeine Glaube des Sokrates an eine zweckvolle Weltleitung stark ins Kleinbürgerliche herabgezogen. Für den kynischen Ursprung des Xenophontischen Berichtes hätte die Untersuchung von Dümmlers Akademika angeführt werden können. Übrigens ist diese jetzt Mode gewordene negative Kritik der Memorabilien neuerdings von Döring (Archiv f. Gesch. d. Philos. IV 34 ff.) und speziell hinsichtlich des kynischen Gepräges der auf Sokrates' Ethik und Theologie bezüglichen Abschnitte von G. Süpfle (ebenda S. 414 ff.) mit triftigen Gründen zurückgewiesen worden. — S. 144 war zur Lehre von der Deklination der Atome bei Epikur die Untersuchung Briegers De atomorum Epicurearum motu principali (Philolog. Abh. für M. Hertz 1888 S. 215 ff.) zu berücksichtigen, durch welche die Unklarheit und Unzulänglichkeit der Epikureischen Ableitung des freien Willens aus der Deklination nachgewiesen werden.

Die zweite Hälfte der vorliegenden Lieferung enthält die mittelalterliche Philosophie von Augustin bis auf Thomas und Duns Scotus. Den Schluß derselben und die neuere Philosophie wird die dritte Lieferung bringen.

Berlin. F. Lortzing.

W. Liebenam, Zur Geschichte und Organisation des römischen Vereinswesens. Drei Untersuchungen. Leipzig 1890, Teubner. VIII, 335 S. 8. 10 M.

Der Titel erregt die Erwartung, der Autor werde über einige strittige oder dunkle Punkte des römischen Vereinswesens — und solche giebt es noch manche — Licht zu verbreiten suchen; die Einzeltitel der „drei Untersuchungen" selbst — „Geschichtliche Entwickelung des römischen Vereinswesens" (S. 1—60), „Die Vereine im römischen Reich" (S. 61—158), „Organisation der Vereine" (S. 159—296) — deuten mehr auf die Absicht einer Zusammenfassung unseres Wissens von den römischen Vereinen. In Wirklichkeit verdienen von den „drei Untersuchungen" wenigstens die beiden ersten diesen Namen nicht, da sie der Hauptsache nach nichts sind als eine krause Zusammenstellung von Notizen aus älteren Werken über denselben Gegenstand und selbständigen, aber nachlässig angefertigten Auszügen aus den Inschriftensammlungen. Welche Verwirrung herrscht z. B. nicht gleich zu Anfang der „zweiten Untersuchung", welche die Verbreitung der Vereine im römischen Reich darstellen soll. In einer einleitenden Bemerkung erklärt Verf., sich dabei auf die gewerblichen Verbände beschränken, die Begräbniskollegien unberücksichtigt lassen, eine bestimmte Gruppe von Vereinen, die Manné übersichtlich zusammengestellt habe, kurz behandeln zu wollen. Sodann konstatiert er aus Inschriften, daß es in Rom zur Zeit der Republik, außer einigen anderen an einer anderen Stelle des Buches genannten Vereinen, ein Kollegium der Ringverfertiger, ein Kollegium der Steinsäger, ein unbekanntes Kollegium und eine Fleischergilde gegeben hat. Es folgt ein unverständlicher, weil unvollendeter Satz über das collegium poetarum. Ob er sich dies zu den gewerblichen Verbänden gehörig denkt, sagt uns Verf. nicht. „Ferner", so hören wir weiter, „stiftete Augustus, als der Tempel der Venus Genetrix eingeweiht wurde, ein Kollegium zum Dienste der Göttin". Hiermit befinden wir uns auf einmal weit ab von den gewerblichen Verbänden und auch nicht mehr in der Zeit der Republik, zu der aber Verf. gleich wieder zurückkehrt. Völlig rätselhaft, fährt Verf. fort, ist das collegium cuprinariorum Gallorum. Leider weiß die Inschrift, die Verf. als

Beleg für die Existenz dieses Kollegiums in der Anmerkung abdruckt, nichts von einem Verein mit diesem sonderbaren Namen; ein Vorgänger des Verf. hatte sich diesen Namen auf grund einer anderen (unbeglaubigten) Lesart der Inschrift zurecht gemacht. Weiter folgt ohne jede Vermittelung der Text einer Inschrift von Falerii mit der Bemerkung: „jedenfalls ein collegium cocorum (nach Bücheler)". Wie Bücheler die Inschrift, in der absolut nichts von Köchen, sondern von Bürgern von Falerii auf Sardinien vorkommt, auf Köche hat beziehen können, mag der Leser erraten. Thatsächlich hat Bücheler nicht die von dem Verf. abgedruckte Inschrift, sondern eine andere, die sich freilich auf demselben Bronzetäfelchen wie jene, aber auf der Rückseite befindet, auf Köche bezogen. — Irrtümer und Verwechselungen dieser Art begegnen auf Schritt und Tritt. Da wird einmal eine Genossenschaft von Unternehmern, die Zinnobergruben vom Staate gepachtet hatte, für eine Genossenschaft von Arbeitern in einem Zinnoberbergwerk erklärt (S. 116 A. 4), ein andermal ein Kaufmann in Aquitanien zu einem Händler mit aquitanischen Waren gemacht (S. 91). Einmal wird von einer völlig unverdächtigen Inschrift (Wilmanns 2044 = C. I. L. X 6071) ohne jede Begründung und ohne jeden Anlaß behauptet, sie sei falsch (S. 109 A. 2). Zuweilen wird der Leser durch sonderbare Citate gestört, z. B. wenn er S. 158 A. 1 auf Migne H. R. XCIII verwiesen wird (gemeint ist nicht der 93., sondern der 73. Band der lateinischen Patrologie, und zwar S. 338 ff.). Mitunter erweckt eine nichtige Polemik den falschen Schein der Selbständigkeit und Gründlichkeit. Nach S. 219 A. 3 soll der Verfasser einer Schrift über das Verpflegungswesen der Hauptstädte des Kaiserreichs, Gebhardt, einen bestimmten Punkt (Bedeutung des Wortes patronus in der späteren Kaiserzeit oder doch in einigen Inschriften aus dieser Zeit) unrichtig beurteilt haben. L. würde gut daran gethan haben, den Irrtum seines Vorgängers irgendwie zu bezeichnen. Vergleicht man die Schrift Gebhardts, so findet man, daß derselbe die Sache, um die es sich handelt, nicht anders beurteilt als Liebenam, oder vielmehr Liebenam beurteilt sie nicht anders als Gebhardt, er hat dessen Urteil mit Begründung und der Hauptmasse des Beweismaterials sich zu eigen gemacht. — S. 25 A. 3 muß der Leser glauben, die dort vorgetragene Beziehung einer kürzlich gefundenen Inschrift auf die Erneuerung der kompitalischen Spiele im J. 58 v. Chr. rühre von dem Verf. her, in den angeführten italienischen Ausgrabungsberichten sei nur der Text der Inschrift enthalten; meiner Meinung nach hätte Verf. ausdrücklich bemerken müssen, daß jene Deutung der Inschrift von Mommsen ist. — Tadelnswert und störend ist auch die Manier des Verf., sich über Dinge zu verbreiten, die mit seinem Thema in keinem Zusammenhang stehen, und über die er auch nichts Neues zu sagen weiß. Was soll es z. B heißen, wenn wir S. 111 bei den Zeugnissen für die Existenz eines Vereins der coriarii aufgeklärt werden nicht nur über die Persönlichkeit eines Beamten, dem dieser Verein eine Statue gesetzt hatte, sondern in einer Anmerkung auch noch über die seines Vaters? Was soll S. 47 A. 2 die Auseinandersetzung über die verschiedenen Personen des Namens Manilius Fuscus, was S. 74 A. 1 der Exkurs über die Getreidemaße? Ebenso überflüssig ist die S. 8 bei gelegentlicher Erwähnung der Wollindustrie angebrachte Aufzählung der Grabschriften, in denen Frauen als Spinnerinnen erwähnt werden?

Trotz dieser dem Buche anhaftenden Mängel sind die Zusammenstellungen wenigstens der „dritten Untersuchung", welche die Organisation der Vereine zum Gegenstande hat, dank der Fülle des inschriftlichen Quellenmaterials und den in den Indices des Corpus Inscript. Latinarum niedergelegten Vorarbeiten keineswegs ohne Interesse und können, mit Vorsicht benutzt, von Wert sein.

Berlin. H. Dessau.

Karl Sittl, Würzburger Antiken. (23. Programm des von Wagnerschen Kunstinstituts der Universität Würzburg.) Würzburg 1890, Stahelsche Universitätsbuchhandlung. 15 Kupferstiche und 20 Seiten Text. Folio. 4 M.

Die hier publizierten Antiken der „reichsten und doch so wenig bekannten Universitätssammlung Deutschlands" wurden alle seinerzeit von Martin von Wagner in Rom erworben. Die unsern heutigen Ansprüchen kaum mehr genügende Reproduktion durch Kupferstich erklärt sich daraus, daß die Tafeln schon 1862 hergestellt wurden, Urlichs aber immer und immer die Zeit nicht fand, den begleitenden Text zu schreiben. Diese etwas sehr abgelagerten Stiche giebt nun Sittl heraus. Es ist nicht seine Schuld, daß die Tafeln so mangelhaft sind, daß der Kupferstecher mehrfach ein geschmeicheltes oder sonst ungetreues Bild seiner Vorlage gegeben und offenbar die stilistische Eigentümlichkeit der Werke total verwischt hat. Auch dafür darf Sittl nicht verantwortlich gemacht werden, daß die allerwenigsten

dieser Antiken ein allgemeines Interesse beanspruchen können und sich in ihrer herzlichen Unbedeutendheit zum Teil fast komisch auf den großen Folioblättern ausnehmen. Im Text hat er, das muß man ihm lassen, aus diesen Fragmenten gemacht, was sich irgend daraus machen ließ. Mit profunder Gelehrsamkeit und dem schweren Geschütz zahlloser Anmerkungen und Citate geht er seinen Antiken zu Leibe; er begnügt sich keineswegs damit, dieselben gründlichst zu beschreiben und ihnen ihre Stelle im großen Zusammenhang der Kunstgeschichte anzuweisen, sondern nimmt auch jeden passenden Anlaß zu weitausholenden Exkursen wahr. Zu Tafel I beispielsweise, einer besseren Silenbüste, giebt er eine ausführliche Analyse der Eigenart dieser Gottheit und verfolgt, soweit möglich, den Stufengang der bildlichen Darstellungen derselben. Tafel II giebt den Torso einer knidischen Aphrodite wieder, offenbar sehr verfehlt; denn bei dem unmotivierten Schatten in der Bauchhöhle wird man unwillkürlich an Jack den Aufschlitzer erinnert. Dem sonst so belesenen Verfasser scheint hierbei entgangen zu sein, daß dieser Torso bereits im Journal of hell. stud. 1887 S. 338 unter Nr. 7 von Michaelis aufgeführt worden ist. Auf Tafel VII kommt ein völlig unkenntlicher Marmorkloß zur Wiedergabe; Sittl versichert uns — und man kann das aus der Abbildung, welche vor 24 Jahren Urlichs in seinem rheinischen Winkelmannsprogramm gegeben, auf den ersten Blick erkennen —, daß dies Fragment zu einer Gruppe à la Pasquino gehöre. Er läßt nun bei der Gelegenheit noch einmal alle verwandten Statuen Revue passieren und macht mehr, als das bisher geschehen, auf ihre Verschiedenheit aufmerksam. Das führt ihn zu dem Schluß, daß es sich bei den Pasquinobildern schwerlich um Nachbildungen eines und desselben Originals handelt, sondern daß hier ein Kampfschema vorliege, welches schon seit alter Zeit zu dem Typenvorrat der Schlachtenbildner gehörte. Bestätigt wird diese Ansicht durch den „homerischen Becher“, welchen unlängst Robert im 50. Winkelmannsprogramm S. 30 herausgegeben hat; denn die Pasquinogestalt auf dem Becher kann schon, weil sie unbärtig ist, weder auf Aias noch Menelaos gedeutet werden. Tafel X zeigt ein recht rohes Totenmahlrelief und giebt Sittl Veranlassung, diese ganze, neuerdings so vielfach diskutierte Denkmälergattung nochmals vergleichend zu mustern. Weder das auf diesen Reliefs häufige Pferd noch die Schlange, weder Trinkhorn noch Polos läßt er als Merkmal für die Heroennatur der Dargestellten gelten. Sogar die gelegentlich vorkommenden „Adoranten“ sind in seinen Augen nur die Angehörigen des Toten, „welche ihm pünktlich Speise aufs Grab bringen“, mit nichten ihn anbeten (??). Zu Tafel XI und XII endlich wird die Verwendung figurierter Medaillons in alter wie neuer Kunst ausgiebig erörtert. Doch alle diese gründlichen Exkurse vermögen nicht den ersten Eindruck zu verwischen, daß diese altmodischen Abbildungen minderwertiger Antiken die Mühe des Herausgebens kaum verlohnen. Das Register aber, welches u. a. über Begriffe wie „Beckenform, Nabel, Rippe dreieckig heranstretend, Rücken entblößt“ und Ähnliches Aufschluß verheißt, ist, milde gesagt, entbehrlich.

Offenburg i. B. Fritz Baumgarten.

Theodor Gottlieb, Über mittelalterliche Bibliotheken. Mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Leipzig 1890, Harrassowitz. XII, 520 S. gr. 8. 14 M.

(Schluß aus No. 40.)

Indem ich mich als der — von Herrn G. nicht genannte — Verfasser jener bisher noch nicht publizierten Arbeit bekenne, möge es gestattet sein, eine Erklärung, nicht so sehr ein Wort pro domo als pro veritate vorzubringen.

Herrn G. wurde, wie vielen andern Gelehrten Einsicht in meinen Katalog gewährt. Da ich aber von der durch Herrn G. vorbereiteten Publizierung beziehungsweise Bearbeitung desselben*) keine Ahnung hatte, war es nicht möglich, gewisse Aufklärungen zu geben, welche der Identifizierung wohl eine andere Richtung verliehen hätten. G. will mehr als hundert heute noch in Karlsruhe vorhandene Handschriften mit den Stücken identifizieren, welche in den Katalogen von 822 (Becker No. 6), 823—838 (B. No. 8), 838—842 (B. No. 9) und vor 842 (B. No. 10) angeführt erscheinen, demnach sämtlich spätestens in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts geschrieben sein müssen.

Ist es nun schon an und für sich auffällig, daß sich aus einem verhältnismäßig kleinen Fonds, wie es der Reichenauer ist, so viele Hss erhalten haben sollten, die über die Mitte des 9. Jahrhunderts hinaufreichen, so wird die Identifizierung noch zweifelhafter, wenn man meine Altersangaben vergleicht. Aug. XII und XIII sind zwei Lektionare, die ich dem XIII Jahrh. zuwies — ich müßte

*) Die Hss, welche G. auf grund meiner Arbeiten behandelte, sind in dem Index: „Benützte Handschriften“, Karlsruhe, zusammengestellt.

mich also um ungefähr ein halbes Jahrtausend geirrt haben, wenn Herr G. recht hätte. Die „Entscheidung über die Richtigkeit des Zeitansatzes“ von andern ist aber bereits vor dem Erscheinen von Gottliebs Buch und ganz unabhängig von mir getroffen worden: Hugo Ehrensberger, Bibliotheca liturgica manuscripta, Karlsruhe 1889, beschreibt p. 21 beide Hss und setzt sie in völliger Übereinstimmung mit mir ins XIII. Jahrhundert. Das Gleiche gilt betreffs anderer, von mir und Ehrensberger datierten Hss. Aug. XIV s. IX—X, Aug. XVI s. XI, Aug. s. X (hier s. IX ex. Ehrensberger). Aug. XXIX s. IX ex. Diese Hss sollen aber sämtlich in den genannten Katalogen aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts vorkommen! Da nun überdies auf mein Ersuchen von maßgebender Seite die Datierung der Rheinaugienses freundlichst überprüft wurde und sich dieselbe durchwegs als richtig erwiesen hat, werden Gottliebs Identifizierungen in neunzig von hundert Fällen, d. h. überall dort, wo er von mir abweicht, gegenstandslos. Wir haben aber die interessante Thatsache zu konstatieren, daß — wohl kurz nach der Abfassung der vier alten Kataloge — ein großer Teil des frühesten Handschriftenbestandes neu abgeschrieben wurde. Man mochte gelegentlich der Revisionen zur Überzeugung gekommen sein, daß die alten Manuskripte dem Gebrauche nicht mehr dienten, und eine solche umfassende Kopierungsthätigkeit notwendig geworden sei.

Die Fülle des in diesen Beiträgen sowie in den anderen oben genannten Studien niedergelegten Stoffs läßt, wie bemerkt, die Besprechung weiterer Details nicht zu. Ähnliches gilt von den eigentlichen Katalog- und Miszellenmitteilungen. Aus diesem Gebiet soll nur jener meinen Arbeiten näherliegende Teil der Nachprüfung unterzogen werden, welcher Spanien betrifft. Da ich in meinem bereits im Druck befindlichen Reisebericht auf Gottliebs Angaben nicht mehr eingehen konnte, mögen hier nur jene Notizen Platz finden, welche zur zuverlässigeren Benützung dieses Teils beitragen sollen. Von Nachträgen konnte ich umso eher absehen, als dieselben ohnedies in meinem Bericht erscheinen.

Vorerst eine allgemeine Bemerkung. G. sagt S. 365: „Den einzelnen Abteilungen ist, wo dies möglich und thunlich war, eine lokale Anordnung zu grunde gelegt. War dies nicht möglich, dann wurde die betreffende Notiz unter dem Namen des ehemaligen Besitzers der Hss an der entsprechenden Stelle des Alphabets eingereiht“. Diese Grundsätze sind vollkommen richtig, da ohne lokale Fixierung einer Bibliothek die Nachforschungen des genügenden Halts entbehren, scheinen aber bei Spanien von G. minder streng eingehalten worden zu sein als auf andern Gebieten. Das zeigt sich gleich bei dem ersten Katalog, den G. beibringt: Inventarium bonorum Bernardi Alegreti a. MCCCXXXVI (No. 734). Dieses war unter Lérida einzureihen, da es im Dokument ausdrücklich heißt: Bernardi Alegreti quondam Jureperiti *Ilerdae*. Von dort aus ist das Testament datiert (Villanueva, viage tom. XVII p. 229), auch die Testamentsvollstrecker sind Ilerdenser. Bei No. 735, Verzeichnis der Bibliothek des Klosters Benevivere, fehlt die Quellenangabe; die Notiz findet sich im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde VIII S. 776 nach den Aufzeichnungen Knusts, welcher den Katalog auch abgeschrieben hat. Durch gütige Vermittelung des Herrn Dr. Ludo Moriz Hartmann wurde mir von seiten der Direktion der Monumenta Germaniae die Erlaubnis gewährt, von dem Verzeichnis, welches übrigens nicht mehr dem Mittelalter angehören dürfte, eine Kopie zu nehmen. Was die Bibliothek des Prinzen D. Carlos de Viana (No. 736) anlangt, so scheinen die beiden Dokumente, welche dasselbe überliefern, von einander unabhängig zu sein. G. bemerkt selbst ganz richtig, daß sie mehrfach variieren. Der Katalog ist außer an den von G. angeführten Stellen noch von Milá y Fontanals, Los trovadores en España, Barcelona, 1861, p. 491 f., und von Amador de los Rios, Historia critica de la literatura Española tom. VII p. 38 f., gedruckt. Nähere Untersuchungen haben darauf geführt, daß die Bibliothek des Prinzen sich zuletzt in Barcelona befand. Schwieriger gestaltet sich die lokale Bestimmung bei den Büchern der Constanza de Anglerola (1403); da ihre Handschriften einen Teil des Heiratsgutes bilden, welches sie ihrem Gatten Pedro de Benlure 'del consejo del rey D. Martin de Aragon' mitbrachte (Eguren, Memoria descriptiva de los códices notables . . . de España, Madrid 1859, p. LXXXIII), so dürfte wohl gleichfalls Barcelona als Bibliotheksstätte anzunehmen sein. Vgl. auch Bofarull y Sans, Apuntes bibliográficos y noticia de los manuscritos, impresos y diplomas de la Exposición universal de Barcelona, en 1888, enthalten in der Sammlung Conferencias dadas en el Ateneo Barcelonés relativas á la exposición universal de Barcelona, Barcelona 1890 p. 516. — Das Bücherinventar der Templer (No. 738) stellt G. richtig unter Daroca und bemerkt hinzu: „Dort ist wenigstens das folgende Inventar ausgefertigt“. Villanueva, viage literario tom V

p. 378 (im Index) erklärt ganz bestimmt: libros que se encontraron á los (templarios) de Daroca. — Bei No. 740 „Ferdinand von Aragonien“ hat G. die Person verwechselt. Die Handschriften wurden nämlich von einem späteren Herzog gleichen Namens 1550 an das Kloster San Miguel de los Reyes geschenkt; der Katalog, welcher sonach außer den Kreis der Verzeichnisse fällt, welche G. behandeln will, ist vollständig publiziert in der Revista de Archivos IV (1874) No. 1 ff. — No. 741 Bibliothek der Doña Maria Reina de Sicilia war nach den Angaben der Revista de Archivos II p. 11 unter Valencia zu stellen. — Bei No. 742, Bibliothek der Kathedrale zu Oviedo, wäre noch zu erwähnen, daß ein Teil des Katalogs bei Muñoz, Paleografia Visigoda, Madrid 1881, Taf. 4 in Faksimile wiedergegeben ist. — Das einzige mir für ältere spanische Kataloge bekannte Beispiel No. 745 Bibliothek Ripoll erfordert eingehendere Besprechung, als sie hier möglich ist. Ich halte den Katalog, den Villanueva mitteilt, mit Ewald (Reise S. 389) als s. XI angehörig und für identisch mit dem nach dem Tod Olivas angelegten. Die Nummerzahl stimmt auffallend. — No. 746 Salamanca, Biblioteca del colegio viejo de san Bartolomé ist zu streichen; der von Roxas y Contreras mitgeteilte Katalog ist nicht mittelalterlich, sondern s. XVIII.

Über No. 747 und 748, Kataloge aus Hss von San Millan de Cogolla, und über No. 750, Ausleihverzeichnis aus Silos, wurde bereits oben gesprochen. Die beiden erstern ganz kurzen Verzeichnisse wären wohl unter die unbestimmten einzureihen.

Von den 'unbestimmten' Verzeichnissen gehört No. 755 wahrscheinlich Oña an (vgl. Rodriguez de Castro, Biblioteca Española II, 331); das zweite (756) wurde von Ewald, Reise S. 261 einem Kloster in der Gegend von Perpiñam und Narbonne zugewiesen und gehört demnach nicht unter die spanischen Kataloge. — No. 751, Kathedralbibliothek von Toledo 1455, ist identisch mit 753. Die bei letzterer Nummer weggelassene Quelle ist wieder Knust (S. 778, vgl. oben). Bei No. 752, Katalog der Bücher von S. Clemens zu Toledo, heißt es im Nachsatz (nach Ewald, Reise S. 297): „Dann Beschreibung verschiedener Toletaner Codices bes. von Don Juan de los Reyes. Auch hier nur Theologisches“. Diese Beschreibungen gehören, wie aus Ewald zu ersehen, dem XVIII. Jahrhundert an und stehen wahrscheinlich in Zusammenhang mit den Arbeiten Burriels.

Aus den „Miszellen“ heben wir nur einige wichtigere Punkte hervor. No. 1322 ist Alcalá de Henares mit Compludo, einer sehr alten Stadt in dem sogenannten Vierzo, verwechselt; die Schenkung des Königs Ordoño (so! vgl. auch No. 1336) bezieht sich gleichfalls nicht auf Alcalá, sondern auf San Pedro de Montes. No. 1334, Bibliothek Alphons des Weisen. Vgl. Amador de los Rios Historia crítica tom. III p. 570. No. 1325, Barcelona Kapitelbibliothek, ist die angezogene Ausleihnotiz (nebst andern) nach Villanueva tom. XVII p. 112 zu geben. No. 1331 gehört unter Lugo. Über Juan I de Aragon (No. 1337) als Bibliophilen vgl. die sehr interessanten Daten bei Bofarull y Sans in dem oben citierten Aufsatz p. 513 ff, No. 1365 Rosas, lies Roda, 1359 S. Floridi ist keine spanische, sondern italienische Kirche, und zwar Città di Castello, woher Pabst Celestinus III. stammte. Unklar ist die Fassung von No. 1383: „Monasterio de Valbuena. Preise von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen unter König Heinrich IV. von Castilien (1454—1471). Darin auch Bücherpreise. — gedr.: Demostracion histórica del verdadero valor de todas las monedas que corrian en Castilla durante el reynado del Señor Don Enrique IV. . . . su autor Fray Liciniano Saez, Madrid 1805 p. 525“. Die Razon de los precios (so ist das Dokument betitelt) bezieht sich ausdrücklich auf die Stadt (Villa) Valbuena, wo im Jahre 1469 der Bachiller Tresado drei namentlich angeführte Handschriften um 4080 Maravedis verkaufte. Nur dieses eine Faktum kommt hier in betracht, das monasterio ist hier nicht genannt.

Ich könnte diese Bemerkungen noch fortsetzen, möchte aber selbst den Schein vermeiden, als ob ich ihnen, namentlich im Vergleich mit der Arbeit, die G. geleistet, einen wesentlichen Wert beimäße. Sie sind bloße Striche an dem großen Grundriß, den Becker entworfen, G. weiter ausgestaltet hat; freilich an dem Grundriß eines Gebäudes, das noch zu erstehen hat, des corpus catalogorum medii aevi, mit dessen Beginn nicht länger gezögert werden darf. Auch dann wird man sich der mühevollen Thätigkeit Gottliebs — die sorgfältige Korrektur des Drucks gehört auch zu derselben — dankbar erinnern. Auf jeden Fall haben sich Verfasser und die gelehrte Körperschaft, welche das Erscheinen des Werkes unterstützte, um die Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben.

Wien. Rudolf Beer.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Jahrbuch des Kaiserl. Deutschen archäologischen Instituts Bd. VI, 1891. Heft 1.

(S. 1—9) **O. Bie,** Zur Geschichte des Hausperistyls. Führt über Ägypten, Tiryns-Troja in die eigentlich griechische Zeit. Der Grundriß des alten, ägyptisierenden Herrscherpalastes der Tirynther Periode, welcher mehrere Jahrhunderte unverändert sich erhält, ist von der Entwickelung des historischen griechischen Wohnhauses nicht zu trennen, sondern hat sich durch steigende Betonung der αὐλή und sinkende Bedeutung des Megaron zu dem Grundriß des Vitruvischen griechischen Hauses umgewandelt, für die Tirynther Höfe reguläre Peristyle, an Stelle der Hallen oeci. — (9—42) **Bruno Sauer,** Der Ostgiebel des olympischen Zeustempels (mit 25 Abbildungen). Giebt unter anderen Vorschlägen dem Alten, dem sog. Myrtilos, ein großes Signalhorn. Im allgemeinen Anschluß an Brunn-Six. — (43—48) **Botho Graef,** Bruchstücke einer Schale von der Akropolis (mit Tafel I und einer Zinkographie). Dem Stil des Hiero ähnlich, nicht äußerlich datiert, aber den im Perserschutt gefundenen Vasen ganz verwandt. Rotfigurig, eine Götterversammlung, in welcher Zeus das Dionysoskind trägt. Sehr sorgfältig ausgeführt. — (49—60) **M. Fraenkel,** Gemäldesammlungen und Gemäldeforschung in Pergamon. Unsre Kenntnis pergamenischer Gemäldeforschung ist sehr unvollständig; aber auch ihre Kunstsammlungen und die dadurch angeregten Studien überdauerten ihren Staat. — Archäologischer Anzeiger 1891. No. I. (1—14) **Georg Treu,** Die Sammlung der Abgüsse im Albertinum zu Dresden. Bericht über die im neuen Hause neugeordnete Sammlung (mit einer Durchschnittszeichnung, um die Art der Aufstellung und Beleuchtung zu charakterisieren, und einem Plane der Abgußsammlung.) — (14—30) Reich illustrierte Erwerbungsberichte der deutschen Universitätsammlungen und Privatsammlungen (Bonn, Dresden, Leipzig). — Archäol. Gesellschaft zu Berlin. (Dezember 1890) Winckelmannsfest, 1891, Januar, Februar (mit Abbildung einer reliefverzierten Holzplättchens mykenischen Stiles). — Institutsnachrichten, Bibliographie.

American Journal of Archaeology. VI 1. 2. (März—Juni 1890.)

(1—9) **E. Müntz,** The lost mosaics of Rome of the 4th to the 9th century. II. Untergegangene Mosaiken der Kirchen S. Croce in Gerusalemme, S. Maria in Trastevere und S. Susanna inter duas lauros. — (10—46) **A. L. Frotingham jr.,** Introduction of Gothic architecture into Italy by the french Cistercian monks. I. The Monastery of Fossanova. Mit Taf. I—IV. u. Abb. 1—6. — (47—58) **A. Marquard,** Reminiscences of Egypt in doric architecture. Mit Abb. 7—13. Durch die Feldzüge Thothmes III. und die Einwanderung pelasgischer Stämme in Egypten von Seti I. bis Ramses III. haben sich die dorische und egyptische Kunst gegenseitig beeinflußt, sodaß sich namentlich in den Tempeln viele Übereinstimmungen in der Anlage und Ausführung finden. — (59—64) **G. B. Hussey,** The distribution of Hellenic temples. Statistische Ortsbeschreibung der Tempel in Griechenland, um nach der Anzahl der jedem Gotte gewidmeten Tempel die Verbreitung des Kults zu messen. — (65—68) **P. Wolters,** Ζεὺς Ἡλιοπολίτης. Mit Abb. 14. 15. Zwei in Frankreich gefundene Reliefs mit Darstellungen des Zeus in ägyptischer Kunstausführung bestätigen Macrobius' Beschreibung eines Zeusbildes in Heliopolis. — (69—120) **Papers of American School of Classical studies at Athens.** VI. (69—95) **G. B. Hussey,** Greek sculptured crowns and crown inscriptions. Mit Taf. XII. XIII. In der Darstellung von Kränzen auf Denkmälern gehören hängende Kränze der guten Zeit, stehende der spätern Zeit (Trajan und Hadrian) an; die Inschriften — Namen des Stifters, Grund der Gabe und Namen des Empfängers — haben einen fast feststehenden Charakter; in der Anbringung an Denkmälern sind die in der Mitte oder an der linken Seite sich findenden die meist ehrenden. — VII. (96—107) **J. C. Rolfe,** Discoveries at Anthedon. II. Report on excavation. Mit Abb. 16. 17. — III. Architectural discoveries. Mit Taf. XIV. Bronze implements. Mit Taf. XV. Die Ausgrabungen von Anthedon haben an topographischen Ergebnissen eine weitere Feststellung des Stadtwalles, der Lage der Akropolis, des Kabirentempels und eines kleinen unbekannten Tempels aufzuweisen; die Gebäude tragen den Charakter altgriechischer Baukunst. Bronzereste namentlich von Waffen legen das Zeugnis hoher Kunstentwickelung der kleinen Fischerstadt ab. — VIII. (108—111) **F. B. Tarbell** and **J. C. Rolfe,** Discoveries at Plataia. III. Inscriptions N. I—XII. Meist Grabinschriften. — IX. (112—120) **J. C. Rolfe** and **F. B. Tarbell,** Discoveries at Thisbe. I. Report on excavations. II. Inscriptions. Die Ausgrabung beschränkte sich auf Versuchsgrabungen, die aber als Resultat einige Inschriften ergaben. — (121—122) Notes. (121) **J. C. Rolfe,** An inscribed tomb-stone from Boiotia. Mit Zeichn. Marmorstein von der Straße von Theben nach Athen mit der Inschrift AMMIA. — (122) **A. C. Merriam,** The inscriptions on the obelisk Crabs in Central Park New York. Richtigstellung des Datums. — (123—125) **F. B. Goddard,** Letter from Egypt. Verlegung des Museums von Bulak nach Gizeh; Gründung der Gesellschaft zur Erhaltung der Altertümer; Funde. — (126—150) Reviews and Notices of books. — (154—160) Archaeological News.

Wochenschriften.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 39.

(1049) **A. D. Corey**, De Amazonum antiquissimis figuris (Berlin). 'Nützlich ohne größere Tragweite'. *P. Kretschmer.* — (1052) **O. Gruppe**, De Cadmi fabula (Berlin). 'Auch wer mit der Beweisführung nicht einverstanden ist, wird die Schrift mit Interesse lesen'. *U. Höfer.* — (1052) **H. Förster**, Die Sieger in den olympischen Spielen (Zwickau). 'Gewissenhaft durchgearbeitet'. *H. Marquardt.* — (1053) **C. P. Burger**, Sechzig Jahre aus der älteren Geschichte Roms (Amsterdam). 'Die Beteuerung des Verf., er werde sich mit chronologischen Fragen möglichst wenig befassen, ist falsch; denn das Buch läuft ganz und gar auf chronologische Untersuchungen hinaus'. *H. Matzat.* Im übrigen ist die Kritik ablehnend. — (1058) **J. Becker**, Überarbeitung des Ödipus von Sophokles (Cleve). 'Phantasiegebilde'. *H. Otte.* — (1058) **A. Rabe**, Die Redaktion der Aeschineischen Rede gegen Ktesiphon (Berlin). Referat, nur teilweise zustimmend, von *J. Kohm.* — (1063) **Hirschwälder**, Beiträge zu einem Kommentar von Lucians „Lob der Heimat" (Breslau). 'Es ist ratsamer, dieses trockene Produkt für die Schule nicht in Anspruch zu nehmen'. *P. Schulze.* — (1064) **Nigra**, La chioma di Berenice (Mailand). Philologischen Wert hat die Arbeit nicht'. *K. P. Schulze.* — (1066) **F. Fügner**, Lexicon Livianum. 'Alles vortrefflich'. *W. Heracus.*

Athenaeum. No. 3307. 14. März 1891.

(338—339) **W. M. Ramsay**, The historical geography of Asia Minor. 'Das auf breitesten Grundlagen aufgebaute Werk gereicht ebenso sehr dem Verfasser wie der geographischen Gesellschaft in London, welche es beförderte, zur Ehre . . . es ist das bedeutendste archäologische Werk, das in England in unseren Lebzeiten veröffentlicht wurde'. — (344) **J. B. Bury**, Notes on the constitution of Athens. — (351) **R. Lanciani**, Notes from Rome. Aufdeckung des Grabes des Nero.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Die Feier des 50 jährigen Jubiläums

des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande findet am Sonntag, den 25. Oktober 1891, in Bonn statt. — Samstag, den 24. Oktober: Abends 8 Uhr: Gesellige Zusammenkunft in dem großen Saale der Lese- und Erholungsgesellschaft. — Sonntag, den 25. Oktober: Von 8 Uhr Morgens an: Besichtigung des Provinzialmuseums, Baumschuler Allee No. 34. — Um ½11 Uhr: Festfeier in der Aula der Universität. — Eröffnung der Versammlung durch den Vorsitzenden des Vereins, Geh. Rat Prof. Schaaffhausen. Begrüßungen von seiten der Behörden und Vereine. Bericht des I. Sekretärs Herrn van Vleuten über die Thätigkeit des Vereins in den letzten 50 Jahren. Vortrag des Vorsitzenden über die Aufgaben und Erfolge der Altertumsforschung. — Um 1 Uhr: Schluß der Feier. — Um 2 Uhr: Festessen im Hôtel Blinzler zu Godesberg. — Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung im Gartensaale des Kleyschen Gasthofs. — Montag, den 26. Oktober: Besichtigung des Provinzialmuseums von 9 bis 11 Uhr unter Führung des Herrn Direktors Prof. Dr. Klein.

Der Vorstand.

Schaaffhausen. Klein. van Vleuten.
Wiedemann. Sonnenburg.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 40.)

XXIX. XXX. 11. Juni. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen**. Hr. **Weinhold** las (S. 543 ff.) Beiträge zu den deutschen Kriegsaltertümern.

XXXI. 18 Juni. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **E. du Bois-Reymond**. Hr. **Diels** las (S. 575 ff.) Über die Genfer Fragmente des Xenophanes und Hippon. Während in den übrigen Büchern der von Nicole veröffentlichten Scholien des Genfer Iliaskodex (Gen. 44 S. XIII und XIV.) unsere Scholienüberlieferung nur selten bereichert wird, sprudelt zu B. Φ eine mit erlesenster alexandrinischer Gelehrsamkeit gefüllte Quelle. Hier erscheint folgendes Citat:

> Ξενοφάνης ἐν τῷ Περὶ φύσεως.
> πηγὴ δ' ἐστὶ θάλασσ' ὕδατος, πηγὴ δ' ἀνέμοιο·
> οὔτε γὰρ ἐν νέφεσιν . . . . .
> . . . . ἔσωθεν ἄνευ πόντου μεγάλοιο
> οὔτε ῥοαὶ ποταμῶν οὔτ' αἰθέρος ὄμβριον ὕδωρ,
> ἀλλὰ μέγας πόντος γενέτωρ νεφέων ἀνέμων τε
> καὶ ποταμῶν.

Die Lücke in V. 2. 3 ist in der Hs nicht angedeutet. Der Herausg. hat eine starke Textesverderbnis angenommen und einen einzigen Vers hergestellt: οὔτε γὰρ ἂν νέφε' ἦεν ἄνευ πόντου μεγάλοιο, damit aber der Überlieferung wie dem Gedanken Gewalt angethan. Denn daß die Wolken aus Dünsten des Meeres sich bilden, bedarf des Beweises nicht; wohl aber bedurfte der Zusammenhang des Windes mit den Ausdünstungen einer kurzen Darlegung. Hier kommt die doxographische Überlieferung, die unzweifelhaft aus Theophrast schöpfte, zu Hülfe. Aetios berichtet (III 4, 4), Xenophanes leite jene atmosphärischen Vorgänge sämtlich von der Einwirkung der Sonne auf das Meer ab: das Meerwasser steige in Form von Dämpfen in die Höhe; das Süßwasser scheide sich vermöge seiner Feinheit aus und bilde die Wolken; infolge weiteren Zusammendrückens werde aus den Wolken der Regen niedergeschlagen, dagegen die daraus verdampfenden Dünste bilden die Winde. Als Beleg führte Theophrast dieselben Verse an, die jetzt aus der Genfer Hs zu Tage kommen; die Doxographen freilich gaben nur die Anfangsworte. Verf. schlägt für die Lücke etwa folgende Ergänzung vor:

> οὔτε γὰρ ἐν νέφεσιν <πνοιαί κ' ἀνέμοιο φύοιντο
> ἐκπνείοντος> ἔσωθεν ἄνευ πόντου μεγάλοιο.

Mit jener Anschauung in enger Verbindung steht das Fragment des Hippon, das die Genfer Scholien hier aus derselben Quelle erhalten haben. Nachdem der Scholiast S. 197, 19 das 2. Buch der neunbändigen Διόρθωσις Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας des Krates von Mallos unter dem Titel Ὁμηρικά citiert und ausgeschrieben hat, fährt er S. 198, 6 fort: εἶπε (nämlich Homer) δὲ <ἐν> τῷ Ξ φησίν (nämlich Krates) ὅτι καὶ οἱ μετὰ ταῦτα φυσικοὶ συνεφώνησαν, τὸ περιέχον τὴν γῆν κατὰ τὸ πλεῖστον μέρος ὕδωρ Ὠκεανὸν εἶναι ἐξ οὗπερ <καὶ> τὸ πότιμον. Als Beweis dafür citiert Krates den Hippon. Verf. hält dies erste und einzige Fragment des Hippon für unzweifelhaft echt. Hippons Buch περὶ φύσεως kann, wie bei einem Samier und Zeitgenossen des Perikles selbstverständlich ist, nur ionisch geschrieben gewesen sein; zeigt nun das Bruchstück den Dialekt der Koine, so ist dies keine Instanz gegen die Echtheit, da vereinzelte Stellen ionischer Schriftsteller, sofern sie des Inhalts, nicht der Form wegen citiert werden, nicht selten die dialektische Färbung zu verlieren pflegen. Aber die Altertümlichkeit des Stils ist durch diese Umwandlung nicht berührt worden. Dazu kommt das

Ungeschickte, im Grunde Alberne der Beweisführung, was Aristoteles φορτικόν zu nennen pflegt. Durch die erste Probe, die zu Tage tritt, wird das Urteil des Aristoteles durchaus bestätigt. Nach Inhalt und Form ist es typisch für jene gealterte ionische Physik, die unfähig, den Fortschritt des Jahrhunderts innerlich zu erfassen, sich bemüht, die abgestandene Metarsiolesehie mit einigen Flittern moderner Dialektik verbrämt an den Mann zu bringen. Hippon ist durchaus ein Geistesverwandter des Diogenes von Apollonia. Jener frischte die Wassertheorie des Thales, Diogenes die Luftlehre des Anaximenes auf. Beide Versuche forderten den Spott der Zeitgenossen heraus. Gegen Hippon sind die Panopten des Kratinos gerichtet, die Luftlehre des Diogenes wird in den Wolken des Aristophanes parodiert. Hand in Hand gehen beide auch in der wunderlichen Theorie, die das neue Fragment des Hippon berührt. Sie teilen nämlich die Vorstellung, daß alles Fluß- und Quellwasser seinen unterirdischen Ursprung im Meere habe. Diogenes lehrte, die Erde sei in ihrem Innern schwammig porös, und die Flüsse ständen durch unterirdische Kanäle miteinander in Verbindung. Genauer entwickelt ist diese sonderbare Vorstellung in dem bekannten Mythus des Platonischen Phaidon (s. 111 D ff.). Nicht ganz sicher ist, ob Platon bei Diogenes in die Lehre gegangen ist, da in dessen eklektischem Systeme sich wenig Eigenes fand. Vielleicht ist Anaxagoras der Vater der Theorie. Denn auch er hatte (Ar. Meteor. B. 7, 365ᵃ 19) die Porosität der Erde behauptet, und seine eigentümliche Auffassung, daß die Atmosphäre auch auf die untere Seite der Erde einen Druck ausübe, ist in seltsamer, überflüssiger Weise von Platon S. 112 B in die Darstellung hineingearbeitet worden. Bei Hippon hatte diese Vorstellung vom Meer als dem Urquell alles Flüssigen gar keine Schwierigkeit. Er hatte ja das Wasser des Thales oder, wie er sich gebildeter ausdrückte, τὸ ὑγρόν als Prinzip aufgestellt. Da jener die Erde als flache Scheibe auf dem großen Wasser schwimmen ließ, so war leicht anzunehmen, daß das Meerwasser auch von unten durch alle Poren in die Höhe steige und alle Becken und Höhlungen ausfülle. So begreift sich auch, was zuerst in dem Genfer Bruchstück so seltsam anmutet, daß er nachweist, daß Meer nehme die tiefste Stelle ein und speise insofern alle höher gelegenen Brunnen und Quellen. Aber wie kann das Süßwasser aus dem bitteren Meerwasser stammen? Auch darauf hatte die ionische Physik eine Antwort. Der Afrikafahrer Euthymenes, der von Massilia aus im 6. Jahrh. v. Chr. den Ozean befahren haben soll, behauptete ohne weiteres, der atlantische Ozean habe Süßwasser. Es sei daher nicht wunderbar, daß auch der Nil, der im Westen Afrikas aus dem Ozean gespeist werde, süßes Wasser habe. Diese Erklärung hat später keinen Beifall mehr gefunden. Man hielt nur mehr die unterirdischen Kommunikationen des Ozeans mit den Flüssen fest und dachte sich, daß das bittere Meerwasser, indem es durch die Erde sickere wie durch ein Filter, seinen Salzgehalt verliere. Man darf annehmen, daß Hippon sich dieser Erklärung anschloß.

XXXII, XXXIII. 25. Juni. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen.** Hr. **Hirschfeld** las: Über die Sicherheitspolizei im römischen Kaiserreich. (Erscheint später in den Berichten.) (Fortsetzung folgt.)

American Philological Association.

Auf der 23. Jahresversammlung der American Philological Association, welche wie immer in der zweiten Juliwoche, diesmal in Princeton University stattfand, sind folgende Vorträge zur klassischen Philologie und Archäologie zum Vortrage gekommen: **Cl. H. Young** (Columbia), Eretria der Demos des Xenophon; **E. G. Sihler** (New York), Bemerkungen über den Census in der Zeit der römischen Republik; **A. Ingraham** (New Bedford), Wortfolge bei Lucan; **A. L. Smith** (Harward), Catullus und der Phasellus seines vierten Gedichts; **Th. D. Goodall** (Yale), Aristoteles über die öffentlichen Schatzmeister; **Ch. F. Smith** (Vanderbilt), Spuren trakischer Gebräuche bei Thukydides; **H. W. Smyth** (Bryn Maws), Über das Digamma; **W. A. Merrill**, Begriff und Gebrauch des Wortes Natura bei Lucretius; **E. B. Clapp** (Ill.), Bedingungssätze bei den griechischen Tragikern; **W. J. Seeley** (Paisfield), Metrische Übersetzungen aus Sophokles Ödipus Colonus; **E. Capps** (Yale), Die griechische Bühne nach den Tragikern; **W. G. Hale** (Cornell), Bedingungssätze im Lateinischen; **G. B. Hussey**, Testimonia zu Plato Resp. 298 A; **A. Gudeman**, Neues Fragment von Ciceros Hortensius und Aristoteles' Protrepticus; **T. D. Seymour**, Adrastea; **W. G. Hale**, Wortfolge bei quod sciam; **F. C. March**, Das Sprachgesetz mit Rücksicht auf das Gesetz Varros.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 17. Oktober. 1891. № 42.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

An Gymnasien etc.: Prof. **Nagel** in Elbing zum Direktor des dortigen Realgymn. — Rektor **Kapff** am Lyceum in Cannstadt zum Direktor des dortigen Gymn. — Zu Professoren die Oberlehrer **Glum** und **Stender** in M.-Gladbach, **Sonntag** in Duisburg, **Hübner** in Königsberg (Kneiphöff Gymn.), **Schwabe** in Crefeld, **Bahn** in Berlin (Joachimsthalsches Gymn.) und **Pöschel** in Grimma. — Zu Oberlehrern die DDr. **Krebs** und **Degner** in Breslau, **Damas** in Schrimm, **Stange** in Minden, **Friedrich** in Mühlhausen (Thür.), **Franck** in Dortmund, **Wagner** (bisher in Fulda) in Dillenburg, **Grosse** (bisher in Dramburg) in Greifenberg und **Weidenkaff** in Wittenberg. — Versetzt die ord. Lehrer Dr. **Wernicke** von Delitzsch nach Merseburg und **Danker** von Stolp nach Stargard.

Auszeichnungen.

Den roten Adlerorden 4. Kl. erhielten die Schulräte DDr. **Lahmeyer** in Kassel und **Slavitzky** in Breslau, sowie Direktor **Vogl** in Kassel.

Emeritierungen.

Rektor **Erler** in Zwickau. — Prof. **Beermann** in Liegnitz. — Prof. **Fietz** in Braunsberg — Schulrat **Slavitzky** in Breslau. — Prof. **Stenzel** in Dresden.

Todesfälle.

Dir. **Bintz** in Hamburg (Wilh.-Gymn.), 20. Sept., 48 J. — Dir. **Stader** in Crefeld. — Dr. **Rackwitz**, Lehrer a. D. in Bochum, 18. Sept.

Herr **F. Haverfield** hat den Conington-Preis in Oxford für eine epigraphische Arbeit über das römische Britannien erhalten. — Als Nachfolger des verstorbenen Prof. Sellar in Edinburgh ist Prof. **H. C. Goodhart** vom Trinity College in Cambridge erwählt worden. — Prof. **A. W. Ward**, Präsident von Owen's College in Manchester, hat die Ehren Fellowship von Peterhouse erhalten.

Major **Steffen**, welcher als Instrukteur der türkischen Artillerie nach der Türkei gehen wird, ist dem Orient nicht fremd. Er nahm für die Curtius-Kaupertschen Karten von Attika die Sektion Hymettus auf, machte dann in eigenem Namen die ganz ausgezeichnete Aufnahme von Mykenä und Umgebung (in zwei Blättern) und war schließlich bei Schliemann in Troja, um in dem Streite Bötticher-Schliemann als unparteiischer, kenntnisreicher Schiedsrichter zu fungieren. In unserer Wochenschrift schildert er lehrreich-ergötzlich seine Erlebnisse in den 'Griechischen Topographenleiden' (IV, 1884, No. 14 und 15).

Entgegnung zu No. 34, Sp. 1058.

In einer auf meine Anzeige seines mythologischen Lexikons (No. 29/30, Sp. 901 ff.) bezüglichen Bemer-

Mit einer Beilage der Verlagsbuchhandlung von T. **O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz)** in **Leipzig**, Verzeichnis von wissenschaftlichen Werken zu herabgesetzten Preisen.

kung verweist W. H. Roscher alle, welchen an einem tieferen Eindringen in die fraglichen Probleme gelegen ist, auf seine mythologischen Monographien, da man seinen mythologischen Arbeiten nach den sehr summarisch gehaltenen Artikeln des Lexikons nicht gerecht werden könne. Soweit diese Bemerkung an unparteiische Beurteiler gerichtet ist, kann ich mich ihr im eigenen Interesse nur anschließen; doch scheint mir der diesen erteilte Rat zu selbstverständlich, um besonders ausgesprochen zu werden.

Sollte Roscher der Meinung sein, ich sei durch mangelhafte Kenntnisse seiner größeren Arbeiten zu einem ungerechten Urteile veranlaßt worden, so ist er im Irrtum. Als ich die Rezension schrieb, hatte ich die bis dahin erschienenen Monographien Roschers sorgfältig und wiederholt gelesen, und mein Urteil ist zum Teil durch sie bestimmt worden. Die Anzeige mußte sich natürlich auf das Lexikon beschränken und noch summarischer als dieses sein. Ein motiviertes Urteil über Roschers größere Arbeiten würde aber in keinem wesentlichen Punkte anders lauten, und mir ist eine Kontrolle meiner Aussetzungen an jenen nur erwünscht. Ferdinand Dümmler.

Agamemnon und Kassandra zu Amyklä und zu Mykenä.

(Schluß aus No. 41.)

v. Wilamovitz sagt (a. a. O. S. 165, Note): „Die Alexandra zu Amyklä ist erst durch späte Kontamination mit Kassandra identifiziert: nicht von den Amykläern, deren Göttin fortfuhr, die Leier zu spielen, sondern von den Mythographen; für uns zuerst von Lykophron". Ich halte es für wahrscheinlich, daß die Tradition vom Tode der Kassandra zu Amyklä hier mitwirkte, und daß auch die Amykläer oder diejenigen, welche sonst die Pindarstelle kannten, auch ein sichtbares äußeres Zeichen für deren Mitteilung suchten; sie fanden es im ἱερὸν Ἀλεξάνδρας. Hätte man dem Pausanias noch außer diesem ἱερόν ein τάφος Κασσάνδρας gezeigt, so glaube ich nicht, daß er, nach seiner sonstigen Gräberliebhaberei, dies verschwiegen hätte. Mir ist diese Identifikation, abgesehen vom mythologischen resp. etymologischen Standpunkte ein Beweis, daß zu Amyklä die Tradition schwankend geworden war. Ein eigentliches Grab der Kassandra zu Amyklä ist nur aus der Nachricht des Pausanias über die mykenischen Gräber erschlossen worden: τοῦ μὲν δὴ Κασσάνδρας μνήματος ἀμφισβητοῦσι Λακεδαιμονίων οἱ περὶ Ἀμύκλας οἰκοῦντες. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß Pausanias hier den mehrdeutigen Ausdruck μνῆμα wählt, nachdem er vorher von τάφοι gesprochen hat. Daß in der Sprache der Dichter und des Epigramms das Wort μνῆμα durchaus nicht den Sinn von „Grab" hat, lehrt jedes gute Lexikon, sodaß ich Citate sparen kann. Pausanias aber kennt diesen Sprachgebrauch, da er ja selbst uns sonst verlorene Inschriften mit dem Ausdruck citiert. So schildert er V 22, 2 eine figurenreiche Statuengruppe zu Olympia, in welcher zuerst Götter, dann kämpfende Heldenpaare dargestellt waren: die Beschreibung beginnt mit dem Ausdrucke ἀγάλματα; die Inschrift aber bezeichnete sämtliche Statuen als μνήματα der Apolloniaten: μνάματ' Ἀπολλωνίας ἀνακείμεθα. Hier ist also an Gräber oder auch nur Gräberstatuen nicht zu denken.

Wenn also Pausanias zu Amyklä das ἱερὸν καὶ ἄγαλμα der Alexandra-Kassandra sah, so konnte er in diesem allgemeineren Sinne die leierspielende Göttin, welche ihm als Kassandra bezeichnet wurde, auch wohl als μνῆμα bei der Schilderung von Mykenä bezeichnen.

Die gleiche Unsicherheit der Tradition begegnet uns in der weiteren Schilderung dieses amykläischen ἱερόν. Pausanias fährt fort: καὶ Κλυταιμνήστρας ἐστὶν ἐνταῦθα εἰκών. Ein Bild der Klytämnestra also wurde gezeigt, aber kein Grab; darin liegt schon eine sagengeschichtliche Unsicherheit. Noch schlimmer geht es mit Agamemnon. Es heißt weiter: καὶ ἄγαλμα Ἀγαμέμνονος νομιζόμενον μνῆμα εἶναι. Die Stelle ist viel mißhandelt worden, z. B. übersetzt Schubart: „auch ist daselbst ein angebliches Grabmal des Agamemnon". Grammatisch kann man verbinden ἄγαλμα Ἀγαμέμνονος, νομιζόμενον μνῆμα εἶναι. Hier μνῆμα als 'Grab' aufzufassen, ist unmöglich; denn ein ἄγαλμα ist kein Grab. Oder man kann trennen: καὶ ἄγαλμα, Ἀγαμέμνονος νομιζόμενον μνῆμα εἶναι. Das hat einen guten Sinn: eine Statue ist da, welche für ein μνῆμα (ein Erinnerungsmal) des Agamemnon gilt. Gerade die Möglichkeit, μνῆμα in weitem Sinne zu fassen, machte das Wort hier geignet. Gegen die allgemein gültig gewordene Lokalisierung der Sage in Mykenä, wo in klaren Worten von τάφοι erzählt wird, tritt Amyklä gewissermaßen schüchtern nur mit vielsagenden Ausdrücken auf.

Um ganz solid zu bauen, müssen wir noch einmal auf das Kuppelgrab von Vaphio zurückkehren. Nach menschlicher Berechnung ist die Stelle des ἱερόν der Alexandra-Kassandra durch die gemachten Funde und damit auch die Stätte von Amyklä bei dem Turme Mahmud-Bei festgestellt (vgl. Löschcke a. a. O.). Der doppelgipfelige Hügel Marmalia, auf welchem das Kuppelgrab gefunden wurde, ist noch ca. 1 Kilometer davon entfernt (nach der Karte in Bädekers Griechenland, S. 281). Schon dieser Umstand spricht gegen die Annahme, als hätten die Amykläer dies Kuppelgrab als das der Kassandra bezeichnet. Es ist aber noch dazu höchst wahrscheinlich, daß dies Grab zu Pausanias' Zeiten ganz unbekannt war, ähnlich wie das Grab von Menidi in Attika trotz der Nähe Athens von keinem antiken Schriftsteller erwähnt wird. Tsuntas führt in seinem Ausgrabungsberichte (ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1889, Sp. 138) aus, daß der δρόμος des Grabes nur einmal zugeschüttet und nie wieder aufgegraben wurde. Somit lag das Grab zu Pausanias' Zeit wahrscheinlich völlig unsichtbar da, genau so, wie das zu Menidi. Denn der Hügel darüber war von einem natürlichen nicht zu unterscheiden (vgl. Conze-Michaelis in den annali dell' instituto di corrispondenza archeologica XXXIII [1861] S. 49: 'la collina, che rinchiude il tesauro, ha l'apparenza d'essere naturale'; Mures abweichender Bericht ist ebenfalls in meiner Abhandlung über die Kuppelgräber, S. 33 abgedruckt). Ob das eigentliche Grab schon damals eingestürzt war, ist nicht zu sagen; sicher ist nur, daß auch dann nur ein Loch in der Spitze des Hügels sichtbar gewesen wäre. Daß die Amykläer aber, welche doch schon ihr ἱερὸν Κασσάνδρας hatten, nun noch in diesem Loche das Grab der Kassandra gesucht haben sollten, ist durchaus unwahrscheinlich. Denn daß Kassandra etwa da wirklich begraben worden sei, und daß die Kunde davon bis zu Pausanias' Zeiten sich zu Amyklä erhalten haben sollte, ist nicht annehmbar. Bei Pausanias wenigstens steht nicht die Spur davon, daß die Amykläer ein Grab gezeigt hätten, in welchem sie den Leichnam der Kassandra bestattet glaubten. Chr. B.

I. Rezensionen und Anzeigen.

W. M. Ramsay, The historical Geography of Asia Minor [Royal Geographical Society. Supplementary Papers. Published under the authority of the Council and edited by the assistant Secretary, 1. Savile Row vol. IV]. London 1890, John Murray. VI, 495 S. 6 Karten. 18 sh.

Das Ramsaysche Buch muß ganz außergewöhnliche Verdienste haben; denn solche müssen es doch wohl sein, welche die vollständige Herausgabe eines ersten Entwurfes und wissenschaftlicher Kollektaneen annehmbar machen sollen, noch dazu von solchen, die zum Teil sehr augenfällig erst mit dem Drucke zugleich entstanden sind. Das scheint mir nämlich undenkbar, daß irgend einer von denen, die sich eine öffentliche Beurteilung des Werkes überhaupt zugetraut, diesen tumultuarischen Charakter garnicht wahrgenommen haben sollte; es muß also in ihren Augen dieser Zug mehr als aufgewogen werden durch Vorzüge, in deren Ausbreitung sie fast ausschließlich sich gefallen. Es wird freilich manchen, der diesen Studien näher steht, einigermaßen in Erstaunen gesetzt haben, daß plötzlich so viele offenbar imstande gewesen sind, einem solchen Buche zu folgen, dessen Verfasser außerdem wirklich und redlich das Seinige gethan hat, um die schwere Aufgabe noch zu erschweren; und daß die dazu unumgängliche Litteratur — die geschriebene wie die gezeichnete — und ihre Kenntnis so weit verbreitet ist, wird gewiß andere ebenso angenehm überrascht haben wie mich.

Herr R. hatte allerdings ein günstiges Vorurteil für sich: seit einem Jahrzehnt ist er fast alljährlich immer aufs neue ausgezogen nach Kleinasien: und die Resultate seiner Wanderungen hat er öffentlich und privatim mit einer Schnelligkeit mitgeteilt, die rückhaltlose Anerkennung verdient. Aber mehr als das: er, der offenbar ohne jede spezielle Vorbereitung sich ans Werk begeben, hat alsbald richtig und praktisch herausgefühlt, daß die Festlegung der alten Straßenrichtungen auch die Kenntnis des antiken Landes sehr wesentlich fördern würde, und seine Identifizierungen neuer Ortslagen mit alten, seine Ermittelungen und Erkundungen, welche schließlich zumeist jenem Zweck zu gute zu kommen bestimmt waren, sind äußerst belangreich. Das weiß jeder, der sich überhaupt um diese Studien kümmert, wenn es auch nur einer ganz kleinen Minderheit möglich war, Herrn R. wirklich zu folgen, der seine Aufsätze bald in englischen und amerikanischen, bald in deutschen und französischen Zeitschriften aller Art niederlegte, zunächst anscheinend mehr darauf bedacht, von vielen Seiten etwas, als von einigen ganz gekannt zu werden. Daneben mußte man allerdings mit steigender Verstimmung gewahr werden, wie ein gewisser subjektiver Zug, dessen Fehlen sonst gerade bei englischen Gelehrten so angenehm auffällt, immer mehr in den Vordergrund trat: man wurde ihrer allmählich müde, dieser ewigen nachträglichen Remonstrationen, daß er misunderstood, misrepresented, mistranslated sei, als ob es für die Sache das Wesentliche wäre, daß Herr R. doch von Anfang an recht gehabt gegen seine Mitforscher, oft Mitarbeiter. Nun, jene Ausstreuung seiner Ernte war jedenfalls zunächst seine Angelegenheit, und man würde nicht einmal das Recht haben, sie zu erwähnen, wenn es dem Verfasser nur selber gefallen hätte, sie vergessen zu machen. Dies sehnlichst Erwartete aber ist nicht geschehen: von seinen früheren Arbeiten hat Herr R. dem vorliegenden Buche ausdrücklich nur die Resultate einverleibt, und nach wie vor bleibt jeder näher Interessierte dem früheren, fast unüberwindlichen Chaos preisgegeben. Es wird noch Gelegenheit sein, den hierfür angegebenen Grund etwas näher zu betrachten. Vorläufig wollen wir aussprechen, daß jedermann verlangen darf, nicht nach dem Fehlenden, sondern nach dem positiv Geleisteten beurteilt zu werden; und dies zu thun schicke ich mich jetzt an.

Herrn Ramsays Buch umfaßt nach einer Einleitung zwei Teile von sehr ungleichem Umfang, nämlich „allgemeine Grundsätze" von S. 23—88 und „eine Skizze der historischen Geographie der verschiedenen Provinzen" S. 89—460, dazu einen Index der citierten Schriftsteller und verbesserten Stellen und ein Namensregister von 26 Seiten.

Der Einleitung zufolge ist das Buch hervorgegangen aus einer Vorlesung vor der Londoner Geographischen Gesellschaft, die auch zum Asia Minor Exploration Fund beigetragen, welcher die Reisen des Verfassers unterstützt hat. Das erste Manuskript, das dem jetzigen ersten Teil gleichartig gewesen zu sein scheint, ging dem Verf. verloren. Die Art, wie das Buch dann zu stande kam, ist so seltsam, daß sie unter allen Umständen erwähnt werden muß. Ungefähr das erste Drittel des ersten Teiles und beinahe die letzten 8—9 Kapitel des zweiten wurden im Herbste 1888 geschrieben und Anfang 1889 gedruckt! Fast der ganze zweite Teil wurde dann fertig gedruckt und paginiert vom Mai bis September 1889, der Rest, die Addenda und die Karten am Schluß des Jahres voll-

endet. Die zwei letzten Drittel des ersten Teiles wurden zuletzt geschrieben, und da Teil II bereits paginiert vorlag, so hatte der erste eine schon gegebene Seitenanzahl eben gerade auszufüllen, wobei denn allerdings ein Schlußkapitel einfach wegblieb (S. 11, Anm. 2); mußten doch auch im ersten Teil noch zwei verschiedene Reihen von „Addenda" untergebracht werden, denen aber zwei, eigentlich drei oder vier, z. T. höchst ausgedehnte Reihen von Nachträgen S. 427—460 zeitlich vorangehen, einige „suggestions" auf der allerletzten Seite noch folgen. Korrektur und Revision der Druckbogen erforderte, wie der Verf. S. 9 gesteht, vielfach mehr Zeit und Arbeit als der Entwurf des Textes, einmal wurden ans vierzehn Druckseiten in 10 Tagen gegen 20. Ein Unbefangener ist am Ende geneigt, aus alledem zu schließen, daß die Wiederentdeckung von Kleinasien so im Fluß sei, wie augenblicklich etwa die Erforschung Afrikas; und der Verf. selber bringt seine letzten suggestions mit einer neuen Reise in Kleinasien in Beziehung, mit der sie ihrer Art nach doch nur teilweise zusammen hängen können. Aber der Grund für diesen verworrenen Werdeprozeß des Buches ist durchaus kein objektiver: der Verf. ließ ganz einfach ein völlig unfertiges Manuskript drucken und arbeitete dann hinein, was er nachträglich hinzulernte. Wer bürgt uns unter solchen Umständen dafür, daß der jetzige Abschluß nicht ein ebenso zufälliger ist wie der erste? In dieser Beziehung wird man begierig zu hören, wie denn wohl eigentlich der Arbeitsplan des Verfassers gewesen sei: vor sieben bis acht Jahren gewann er, so sagt er uns (S. 7), die Überzeugung, daß die einzige Hoffnung, in der Geographie Kleinasiens weiter zu kommen, in der Entdeckung neuer Quellen läge; zu diesem Zwecke entschloß er sich, die Byzantiner, die Acta Conciliorum und die Acta Sanctorum sowie die gewöhnlichen Quellen (the ordinary authorities) zu lesen. Es ist, beiläufig gesagt, recht merkwürdig, wie viele Beurteiler das für eine völlig neue Entdeckung gehalten haben: den Deutschen muß ihr Ritter, den Engländern ihr Cramer, beiden Wesselings Noten zu den Itinerarien — von neuerer Litteratur ganz zu schweigen — recht unbekannt geblieben sein. Daß die Byzantiner bei Wesseling, und z. T. auch noch bei jenen andern, nicht zur praktischen Erweiterung der Landeskunde benützt werden konnten, hatte doch seinen Grund lediglich in der Unbekanntheit Kleinasiens. Wir befinden uns eben in günstigerer Lage, und ohne einen Augenblick zu verkennen, wie viel gerade Herr R. gethan hat, um diese herbeizuführen, so kann ich doch die größere Fruchtbarkeit der Byzantiner nur für ein Ergebnis der Entwickelung halten, und mit vollem Rechte vermutet Herr R. selber noch mehr Belehrung in diesen, als er jetzt schon mit Fleiß und Geschick aus ihnen geschöpft hat. Nur schade, daß er sich im ganzen auf die Byzantiner beschränkt und weder die antiken (s. unten) noch die modernen „ordinary authorities" einer eingehenderen Aufmerksamkeit gewürdigt hat. Denn so liegt die Sache doch noch nicht, daß er oder irgend ein anderer auf diesem Gebiete seiner Vorgänger entraten könnte oder dürfte. „Aber" sagt der Verf., „dies ganz nach Wunsch durchzuführen, daran hat mich absoluter Zeitmangel verhindert, sofern die Vollendung dieses Werkes nicht noch um ein ganzes Jahr hinausgeschoben werden sollte." Seltsamerweise scheint der Verfasser die Abfindung mit seinen Vorgängern hauptsächlich darin zu sehen, jedem das Seine zuzuweisen, wenigstens rückt er dies auffällig in den Vordergrund; nun da muß ich sagen, soviel glaube ich auch von der Sache zu verstehen, um aussprechen zu dürfen, daß die Erfüllung dieser Anstandspflicht bei den Kenntnissen des Verfassers in einer knappen Woche sich hätte bewältigen lassen. Bezieht sich aber der Zeitmangel auf die Durcharbeitung seiner Vorgänger überhaupt, so müssen wir, je häufiger dieser Zeitmangel in dem Buche figuriert, desto kategorischer die Frage aufwerfen: wer in aller Welt stand denn gleich einer geißelschwingenden Erinys hinter dem Verf. und trieb ihn an, sein Buch unter allen Umständen 1890 zu beenden, statt 1891, wenn es dadurch um soviel besser, gründlicher und vor allem reifer werden konnte!? Auf das eine Jahr kam es wirklich nicht an, selbst wenn deswegen eine Reise des Verfassers nach Kleinasien einmal unterbleiben mußte.

Bei andern Gelegenheiten tritt an die Stelle des Zeitmangels die Rücksicht auf den Raum, ja nach S. 9 und bes. 102 Anm. 1 ist daran die Einarbeitung seiner früheren Resultate gescheitert; nun, dann wäre die Anlage dieses Buches geradezu unverantwortlich: oder ist dem Verf. wirklich verborgen, wieviel Raum er bei gründlicherer Vorbereitung und Durcharbeitung hätte ersparen können — ganz davon abgesehen, daß ein Teil der Resultate viel wirksamer graphisch, auf Karten seinen Ausdruck gefunden hätte —? Daß bei „Euchaïta" vier Seiten hätten gespart werden können, wenn er gewisse Stellen eher gelesen hätte, sagt er uns selber (S. 53); den langatmigen Nachweis der Identität von Melangeia und Malagina schließt die nach-

träglich gesehene ausdrückliche Gleichsetzung bei Zonaras (S. 204), und später (S. 324) artet die Darstellung förmlich in ein Brouillon aus, da 17 Zeilen nach einer aufgeworfenen Frage die offenbar mittlerweile eingelaufene Antwort Tozers eingeschoben wird. Das wogt und gährt alles in viel zu weiter Form wie aufgegangener Hefen: sechsmal — von der Einleitung abgesehen — S. 200. 247 f. 291. 233. 343. 344 belehrt uns der Verf. über die Ortswahl byzantinischer Vesten; wir hören viermal, daß Isauropolis und Leontopolis unter einem Bischof standen, und von den gleichlautenden Stellen verweise ich nur auf die über Kibotos und Dakibyza (S. 186 und 208), über Germe-Yürme (S. 224 und 237) über Tattaion (S. 240 und 439), über Adata (S. 271 und 301), Sinethandos (S. 398 und 400), auf die völlig unnötige Rekapitulation über Isaurien S. 374. So groß war die Eilfertigkeit, daß der Verf. sich nicht einmal Zeit ließ, die Seitenzahlen seiner eigenen Publikationen, oftmals auch diejenigen anderer zu citieren, daß er in dem Index nicht einmal die zusammengehörigen, fast gleichlautenden Orte verbinden, die gleichlautenden, aber verschiedenen trennen konnte.

Und wie oft äußert sich Herr R. über den gleichen Gegenstand an verschiedenen Stellen verschieden! Ich habe mir notiert, bis ich ermüdete, wie oft er es für nötig hielt, den Ptolemaios zu charakterisieren: alles wohl verständlich, wenn man für sich sammelt und zuerst entwirft; ganz unmöglich in einem Buche, auch wenn dadurch nicht der Raum für Wertvolleres nutzlos besetzt wird. Alles dieses gehört auch nicht zum Charakter einer Vorarbeit, welchen Herr R. diesem Werke vindiziert — einer Vorarbeit für eine historische Geographie, oder „local history", die er ganz richtig mit anderen für etwas höchst Wünschenswertes hält.

Ich will aber nicht weiter in das Einzelne gehen, ehe ich nicht den Gesamtplan des Verfassers und seine Art der Ausführung kurz dargelegt habe.

Herr R. behandelt in seinem Buche nicht alle Teile Kleinasiens; fast den ganzen Norden, „Honorias, Paphlagonien und Pontus" giebt er an, mir zu überlassen (S. 317 f.). Pamphylien, Karien und Lykien sind wegen des uns nun schon wohlbekannten Zeitmangels nur ganz summarisch (S. 415—426) besprochen. Daß er um seines Hauptthemas, des Straßennetzes, willen sich auch auf Gegenden ausgedehnt hat, die er nicht selber gesehen (S. 103), finden wir ganz in Ordnung; nur wäre Herr R. seinen Lesern endlich eine genaue Angabe dessen schuldig gewesen, was er denn eigentlich mit eigenen Augen gesehen hat. Mit gespannter Aufmerksamkeit muß man ihm früher gefolgt sein und aus dem vorliegenden Buche die vereinzelten Notizen (S. 101, 153, 179, 240, 267, 275. 313, 318, 361) aufgelesen haben, um zu wissen, daß Herr R. im grunde doch nur die Mitte des Landes und den Südosten wirklich kennt; immer noch ein sehr ansehnliches Stück und sicherlich, wie wir uns überzeugen werden, auch noch nicht so bekannt, um für eine Spezialarbeit wie die des Verfassers schon überall als sichere Unterlage dienen zu können.

Im ersten Teile verbreitet sich Herr R. zunächst über die geschichtliche Rolle Kleinasiens als Brücke, Verbindung und Kampfplatz zwischen Abendland und Morgenland, oder, wie er es faßt, zwischen Hellenentum und Orient. Ich denke, wir haben darüber in Deutschland auch schon mancherlei geschrieben, was, wie ich weiß, Herrn R. nicht ganz unbekannt geblieben ist; und für die Behandlung der großen, ältesten Straßen, der „Königstraße" und der südlich davon entlang ziehenden Handelstraße, die Herr R. dann folgen läßt, glaube ich ohne Unbescheidenheit auf meine Abhandlung über Kelainai-Apameia Kibotos (Berl. Akad. 1875 S. 6 ff.) hinweisen zu dürfen, die in aller Kürze, wie ich meine, schon das Wesentliche enthält und durch den Hinweis auf des Xerxes Palast in Kelainai (Xenoph. Anab. I 2, 9) sowie das Felsenbild von Ibris jene südliche Karawanenstraße schon früh benützt zeigt, eine Thatsache, die ich unten durch eine bisher übersehene Stelle noch weiter hoffe sichern zu können; sie ist übrigens so sehr in der Konfiguration des Landes begründet, daß ich nicht verstehe, wie der Verf. an ihrer früheren regelmäßigen Benutzung zweifeln kann, was er doch S. 43 zu thun scheint; das aber ist richtig, daß sie an Wichtigkeit jene nördliche, nur durch Pteria abgelenkte Straße (Ramsay S. 31. f.) allmählich weit überflügelte und nach der historischen Entwickelung des Landes überflügeln mußte; wie ich überhaupt die wirklich durchgearbeiteten und an Früheres anknüpfenden Ausführungen des Verfassers über die Königstraße mit Freude und Belehrung gelesen habe. Daß ich Keramon Agora längst östlich von Uschak gesucht habe, zeigt Kelainai S. 9, 1; aber daß Kelainai an der Königstraße gelegen, hat meines Wissens noch niemand behauptet.

(Fortsetzung folgt.)

Joannes Bader, De Diodori rerum Romanarum auctoribus. Inauguraldissertation. Leipzig 1890, M. Hoffmann. 78 S. 8.

Baders Dissertation ist ein wertvoller Beitrag zur Lösung der Quellenfrage Diodors und zugleich zur Lösung der Schwierigkeiten auf dem Gebiete der römischen Annalistik. Sie ist dies vornehmlich, weil B. auf den bahnbrechenden Untersuchungen von Cichorins 'De fastis' weitergearbeitet und meist auch mit der Genauigkeit und Schärfe seines Lehrers weitergeforscht hat. Dieses Urteil ist unabhängig von der Frage, ob die von B. gewonnenen oder verteidigten Positionen durchweg haltbar sind. Denn das hier fleißig gesammelte und nach richtigen Gesichtspunkten oder doch in selbständiger Weise geordnete Material kann dem nachforschenden Gelehrten nur dienlich und erwünscht sein.

Drei Hauptresultate hat B. in seiner Schrift zu gewinnen geglaubt: 1) Die Quelle für ältere römische Geschichte in Diodors 7. Buch ist Kastor; 2) im 8. bis 10. Buch Diodors d. h. über die römische Königsgeschichte ist Polybius Haupt- wo nicht einzige Quelle; 3) die annalistische Quelle, welche auch seit ungefähr 326 Fasten enthielt, war der älteste römische Annalist Fabius Pictor, welcher seine Schrift in griechischer Sprache abgefaßt hat. — Daneben hat Bader z. T. auf grund der gefundenen Quellenresultate eine Lösung der Schwierigkeiten der Diodorischen Chronologie zu geben versucht.

Zu allen diesen Punkten sollen hier bei der Einzelbesprechung Ergänzungen gegeben werden.

1. B. (53—59) hält — nach dem Vorgang von Wachsmuth und Cichorius*) — Kastor für die Quelle Diodors bei der Liste der albanischen Könige. Zur Unterstützung dieser von mir aus chronologischen Gründen beanstandeten Hypothese bringt er nur wenig Positives bei. Richtig ist, daß Alexander Polyhistor nicht die Quelle des Diodor gewesen sein kann, sowie daß Wachsmuth wohl mit Recht bei Eusebius 265,5 die Olympiadenzahl CLXXXI in CLXXIX umgeändert hat. Aber mit Kastors Chronologie streitet doch Diodor in fast allen Punkten, und B. hat auch so gut wie nichts thun können, um diesen Gegensatz zu heben.

Es steht fest, daß Diodor Ol. 7,2 als Roms Gründungsjahr annahm; und daß er wenigstens den Polybianisch-Fabischen Ansatz Ol. 8,1 kannte, wird niemand leugnen. Für die Königszeit geben seine Einzelansätze 240, die Gesamtsumme 244 Jahre. Wie stimmt dazu, daß Kastor 520 v. Chr. für das erste Konsulat, 764 als Gründungsjahr angesetzt haben soll? Ferner zeigte ich, daß Diodor derselben albanischen Königsliste folge, welche auch bei der ganzen Sippe Eusebius, Hieronymus . . . vertreten sei. — Hat B. dieses zu widerlegen versucht? Zwar nimmt er als Summe der Einzelposten Diodors nicht 431, sondern 429 an, um eine Kongruenz mit Kastor zu erhalten. Aber dadurch wird gerade die einzige vermeintliche Kongruenz — Trojas Eroberung 1193 — noch zweifelhafter. Diodors Hauptrechnung (751/0+433) führt auf 1184/1183, 751/0+429 nur auf 1180/79. Ja, das Neue, was B. hier beibringt, führt gerade darauf, daß Diod. die albanische Liste nicht dem Chronographen, sondern einem annalistischen Autor verdankt. Gut weist B. nämlich auf die Übereinstimmung von Diod. VII fr. 2. Diod. mit Varro in den schol. Veron. ad Verg. Aen. II 717 hin; richtig nimmt er an, daß schon ältere Annalisten eingehend die albanische Geschichte behandelt haben; und daß auch bei der albanischen Liste eine pontifikale Rechnung nach Geschlechtern zu grunde liegt, dürfte nach meinem Nachweise Röm. Chronol. 415 f. nicht mehr fraglich sein. Rechnet man hinzu, daß Diod. VII fr. 3 a, 4 durchweg einen annalistischen Eindruck macht, so dürfte der Kastorhypothese gerade hier jeder Boden entzogen sein.

2. Bei weitem gelungener ist der Nachweis Baders (59—70) über die Quelle der römischen Königsgeschichte bei Diod. VIII—X. Gewiß mit Recht wird für diese Bücher eine Benutzung von Kastors Werk verworfen. Dagegen wird treffend gezeigt, daß Diodor hier bei mehreren Stücken einer griechischen Quelle und zwar dem Polybius folgt, andre derselben Quelle wie Polybius, d. h. hier wohl sicherlich dem Fabius, der VII fr. 3 citiert wird, entstammen. Nur bei VIII fr. 5 hält B. keinen von beiden als Quelle möglich. Wir werden unten sehen, wie dies zu erklären sei. Eine eingehendere Beachtung hätte hier den chronologischen Differenzen zu teil werden sollen. Daß Diod. seine Königszahlen nicht dem Polybius verdankt, ist klar, und anderseits wird auch nach den Ausführungen meiner römischen Chronologie S. 403 nicht mehr daran gedacht werden können, daß schon der älteste Annalist detaillierte Regierungszahlen angegeben habe, und nun gar noch mehrfach modifizierte und veränderte Zahlen, nicht die ursprünglichen, welche offenbar Polybius bot (Röm. Chronol. Abschn. XXI § 3). Zwar könnte auch hier an die Möglichkeit gedacht werden, daß Diodor, wie vielleicht die albanische Liste, so auch die Regierungszahlen der römischen Könige seinem

*) Soltau, Römische Chronologie S. 415, 419

Chronographen entlehnt habe. Dafür könnte die wahrscheinliche Identität der Regierungszahlen Diodors und des Eusebius und seiner Ausschreiber angeführt werden. Auch ist es ja sicher, daß Diod. bei der Königszeit mehrere Quellen, den Polybius und mindestens eine andere Quelle, ineinander gearbeitet hat; aber es muß doch beachtet werden, daß dieser Ausweg bisher noch von keiner Seite als wahrscheinlich angesehen worden ist und die Entstehung jener modifizierten Liste jedenfalls vor dem Ansatz des Stadtbuches Ol. 7, 2. d. h. vor 130 v. Chr. anzusetzen ist (Röm. Chronol. XXI, 4)*).

3. Die Hauptthese, welche Bader hier zu verteidigen gesucht hat, lautet (vgl. p. 47 f.): Die Hauptquelle Diodors, welcher er auch seine Fasten seit Varr. 326 entnahm, ist kein anderer als der griechisch schreibende Annalist Fabius Pictor. In den mehr negativen Abschnitten p. 32—46 zeigt B. gut, daß weder Cincius noch Piso, weder Claudius noch Timäus, Duris oder Castor die Quelle Diodors gewesen sein könne. Auch ist zu konstatieren, daß selbst in positiver Hinsicht B. mehrfach von richtigen Fundamenten ausgeht.

Es kann nicht mehr bezweifelt werden**), daß Diodor aus einer annalistischen Quelle geschöpft hat, daß diese älter war als Piso und im wesentlichen die Fabische Tradition bot, daß aber daneben die Fasten Diodors bis Varr. 326 aus einer zweiten jüngeren Quelle entstammten, welche vielfältig cognomina beifügte.

Diese durch Mommsen, E. Meyer, Cichorius u. a. gefundenen Grundsätze lassen aber im einzelnen noch manche Variationen zu. Fraglich bleibt hier vor allem zweierlei: I) Enthielt diese annalistische Quelle auch Fasten? II) Schrieb Diodors annalistische Quelle lateinisch oder griechisch?

Bei beiden Punkten hat B. eine unbefriedigende Antwort gegeben. Dafür, daß Diod. für die Zeit von Varr. 330 bis 450 die Fasten der annalistischen Quelle entnommen haben solle, werden uns zwei überaus schwache Gründe angeführt. Erstlich: wie Cichorius (p. 212) hebt auch B. hervor, daß die Einführung der nach der Anarchie gewählten 6 Tribunen notwendig zeige, daß Fasten und Chronik kombiniert waren. Die Worte Diodors zeigen dies jedoch keineswegs. Er sagt nämlich: Παρὰ

*) Es bleibt also auch hier wieder das Wahrscheinlichste, daß Diodor daselbst einer annalistischen Quelle, die um 150 v. Chr. geschrieben ward, gefolgt ist. Vgl. meine Röm. Chronol. 413.

**) Vgl. meine röm. Chronol. XVIII § 4 f.

Ῥωμαίοις ἐγένετο στάσις, τῶν μὲν οἰομένων δεῖν ὑπάτους, τῶν δὲ χιλιάρχους αἱρεῖσθαι. Ἐπὶ μὲν οὖν τινα χρόνον ἀναρχία τὴν στάσιν ὑπέλαβε, μετὰ δὲ ταῦτ' ἔδοξε χιλιάρχους αἱρεῖσθαι ἕξ, καὶ κατεστάθησαν Λεύκιος Αἰμίλιος κ. τ. λ. Hier ist nicht das geringste Indicium vorhanden, welches die Annahme hindern könnte,*) daß Diodors annalistische Quelle den Anfang bis αἱρεῖσθαι enthalten habe, und daß Diod., der in seinen Fasten wenigstens auch die ἀναρχία διά τινας πολιτικὰς στάσεις (vergl. Diod. XV 75) fand, aus den Fasten die Namen eingesetzt habe. — Noch schwächer ist der zweite Grund. B. meint nämlich p. 12, daß andernfalls drei Quellen für Diodor angenommen werden müßten. Für die Frage: weshalb nicht? giebt es aber keine Antwort. Auch für die Zeit vor 326 müßte Diodor doch zwei verschiedene Fastenlisten nebeneinander gebraucht haben, wenn anders die von Cichorius angenommene Erklärung der Eigentümlichkeiten der Diodorischen Fastenliste richtig wäre; hätte hier allemal die eine Fastenliste in der Chronik selbst gestanden, so hätte der durch Cichorius klar nachgewiesene Gegensatz zwischen Chronik und Fasten auch schon dort schwerlich so durchweg bestanden haben können.

Diodor benutzte, wie anerkannt ist, einen Chronographen, der Konsularfasten bot. Er zog daneben einen älteren Annalisten zu Rate, vorübergehend auch den Polybius. Steht denn diesen Thatsachen etwa im Wege, daß Diodor daneben auch noch einen römischen Taschenkalender mit Konsularfasten eingesehen haben sollte?

Also die von mir postulierte Anschauung über die Quellen ist durchaus unbedenklich. Sie muß aber die allein richtige sein, wenn es sich zeigen läßt, daß sich wie vor 330, so auch nach 330 derselbe Gegensatz zwischen Fasten und Chronik bei Diodor wiederfindet.**) Man ver-

*) Ein willkommenes Analogon dazu bietet Diod. XII 23—24. Hier wird kein Mensch behaupten, daß die Namen der ersten Dezemvirn aus den Fasten und nur der kleine Zusatz οὗτοι τοὺς νόμους συνετέλεσαν aus der Chronik sei. Anderseits kann es nicht fraglich sein, daß von 24,20 εἷς δὲ ἐξ αὐτῶν die annalistische Erzählung beginnt.

**) Merkwürdigerweise ist dieses dem sorgfältigen Cichorius entgangen, der sich sogar p. 212 ohne alle Begründung zu der Behauptung versteigt: cum igitur in ea operis Diodori parte, qua gerunt cognomina consules, inter se discrepent fasti et memoriae historicae, plane congruunt in parte posteriore, ubi ut in commentariis ita in fastis quoque desiderantur cognomina.

gleiche unter den hier natürlich weniger zahlreichen Fällen folgende. Sowohl zu Varr. 410 wie zu Varr. 414 bieten die Fasten Diodors Τίτον Μάλλιον Τορκουᾶτον, Diod. XVI 90 hat zu letzterem Jahr ohne cognomen ὁ δὲ κατωρθωκὼς τὴν μάχην Μάλλιος ὁ ὕπατος ἐθριάμβευσεν. Und während hier, wie in allen Fastenstellen, stets Μάλλιος geschrieben wird, findet sich in den annalistischen Partien zu Varr. 369 (Diodor XV 35) κατὰ τὴν Ἰταλίαν ἐν τῇ Ῥώμῃ Μάρκος Μάνλιος . . . ἀνῃρέθη. Die Fasten bieten beinahe regelmäßig*) die griechischen Formen Κλώδιος und Πλώτιος**); zu XX 36 sagt aber Diodor ἐν δὲ τῇ Ῥώμῃ κατὰ τοῦτον τὸν ἐνιαυτὸν τιμητὰς εἵλοντο καὶ τούτων ὁ ἕτερος Ἄππιος Κλαύδιος ὑπήκοον ἔχων τὸν συνάρχοντα Λεύκιον Πλαύτιον.

Dazu kommt, daß die annalistische Quelle Diodors durchweg nach Kriegsjahren, nach natürlichen Jahren zählt. So die 137 Jahre zu 358, so zu 436 (ἔνατον ἔτος Diod. XIX 10), zu 450 (πολεμήσαντες ἔτη εἴκοσι δύο καὶ μῆνας ἕξ Diod. XX 101), und ebenso, wo Diodor im ersten Punischen Kriege nach römischer Rechnung zählend seine annalistische Quelle wiedergiebt.***)

(Schluß folgt.)

---

*) Daß nach dem ausführlichen Bericht über die Censur des Appius zu 442 derselbe als Konsul des Jahres V 447 Ἄππιος Κλαύδιος genannt wird, darf kaum als Ausnahme gelten. Πλαύτιος erscheint nur einmal zu 408, sonst Πλώτιος 398, 413, 436.

**) Κλώδιος zu 294, 323, 352, 423; auch zu 350 bieten die meisten codd., so zu XIV 82, 356 fehlt der Patmius. In den älteren Fasten zu 285 und 330 steht allerdings zweimal auch Κλαύδιος.

***) Diese Angaben sind auf eine römische Quelle zurückzuführen. Vgl. Wochenschrift für klass. Phil. 1888, S. 379.

Georg Karo, Handschriftliche und kritische Beiträge zum bellum Hispaniense. (Commentationes philologicae. Conventui philologorum Monachi congregatorum optulerunt sodales seminarii philologici Monacensis.) München 1891. S. 182—195.

Wölfflin sagt im Arch. f. lat. Lexikographie VI, 434 bei Besprechung von B. Hisp. 27, 4: „Wir gedenken das B. Hispaniense, wie es mit dem B. Africanum geschehen ist, einer neuen kritischen Revision zu unterziehen.“ Die vorliegende, von G. Karo veröffentlichte Abhandlung werden wir als teilweise Einlösung dieses Versprechens betrachten dürfen. Der Verf. verbreitet sich zunächst über Ansehen und Benutzung der Kommentarien Cäsars und seiner Fortsetzer im Altertum und während des Mittelalters. Als „Stoffsammlung“ habe das Werk nie einen Platz in der „schönen Litteratur“ der Römer behauptet. Bei späteren Schriftstellern fänden sich nur die eigenen Schriften Cäsars, keinesfalls die drei letzten Supplemente erwähnt. Sie hätten wohl nicht dieselbe Geltung gehabt wie die echten Kommentare, und es habe vermutlich vollständige und unvollständige, d. h. solche Hss gegeben, worin die Suppl. ganz fehlten. (Die letzten Sätze halte ich nicht für überzeugend bewiesen. D. Ref.) Im 7. Jahrh. fast vergessen, taucht Cäsar unter Karl d. Gr. wieder auf. In den Jahrhunderten, welchen die ältesten Hss angehören, zeigt sich eine ziemlich verbreitete Bekanntschaft mit ihm, besonders in Frankreich. Dorther stammt auch der Cod. Ashburnhamensis, jetzt in Florenz, cod. Laur. lat. 33. Seine Geschichte wird S. 185—86 gegeben. Im 10. oder gar schon im 9. Jahrh. entstanden, repräsentiert er die älteste vollständige Hs für die Kommentarien. Der Text des B. Hisp. zeigt sechs(!) verschiedene Hände und ist so verderbt, daß das Mannskript gerade hier wenig Nutzen bringt. Es steht zwischen α und β und zwischen der italienischen und französischen Familie von β. Vom Riccardianus wird S. 189 gesagt, er sei älter als U und diesem voranzustellen, dabei stamme er mit ihm aus gleicher Quelle. Endlich bestätigt sich Meusels Urteil, daß der Leidensis wertlos sei, und wird S. 190 Wölfflins entgegengesetzte Ansicht (B. Afr. praef. XV) revoziert. — Der Ertrag des Cod. Ashb. ist auch für B. Hisp. nicht bedeutend. An zwölf Stellen verdienten seine Lesarten, heißt es, Aufnahme in den Text. Doch steht ein Teil bereits wenigstens in einigen Texten. So 16, 6: deterritos (st. -tus); 2, 3 equitatus (st. -tum); 18, 7 obiecit (st. ab-); 31, 1 superiore <se>; 40, 7 [nonnulli] conplures; 42, 4 statt Romanos: et manus, neu ist nur das et. Immerhin erhalten diese Varianten oder Konjekturen eine nachdrückliche Bestätigung. Transfugerent (st. -erit) 22, 7 halte ich für bedenklich wegen eumque; 27, 6 halte ich doch fusti für besser als fustibus; 4, 5 ist die Stellung lapidibus plenos corbes besser als l. c. pl., wird aber durch 26, 2 argento tecti equites nicht gestützt, weil die Stelle etwas anders lautet. Ob 13, 6 durch Qui cum gebessert ist, weiß ich nicht. Neu ist 42, 2 der Gräcismus*) eius pecuniae provinciam liberare st. des Abl. Auch 27, 4

---

*) Dübner bemerkt zu B. Hisp. 1. fin.: in aliis quoque ἑλληνίζει hic scriptor, quare Cujacius suo codici adscripsit: „Liber corruptissimus et ex graeca lingua translatus, ut videtur.“

spricht die Lesart von A an: Ucubim Pompeius praesidium . . iussit incendere, ut . . se reciperent (st. iussit ut incenderent et). — Wie in Wölfflins Ausgabe des B. Afr. wird auch hier Gewicht darauf gelegt, daß A in orthographischen Dingen die „ältere Schreibweise“ bietet, also die „bessere.“ Ich kann es nur billigen, daß Karo keine Versuche macht, aus der Orthographie von Hss der Karolingischen Zeit auf die Orthographie der dem ersten Jahrhundert vor Chr. angehörenden Autoren zu schließen. Nach Varro hat es Cäsar durch sein Ansehen durchgesetzt, daß man st. lacrumae schrieb lacrimae, st. maxumus: maximus. Wenn wir also bei ihm in den Hss bald existumo, bald existimo finden, so ist ersteres weder die „ältere“ noch die „bessere“ Form. Übrigens steht die Klasse β in ihrer Orthographie den Vorschriften Cäsars näher als α. Vgl. Hauser, C. Iulii Caesaris comm. cum praeceptis grammaticis ab eodem traditis comparatio. Pr. Villach 1883. — S. 193 will Karo die Form cornum herstellen (31, 4). Seine Angaben über die Hss stimmen nicht ganz mit denen Dübners. Dabei will er die Form auf Rechnung des Auct. B. Hisp. selbst setzen. Da an den drei Stellen des B. Hisp., wo cornu vorkommt, einige Hss die Form auf -um bieten, halte ich diesen Schluß nicht für unberechtigt. (Im B. Afr. aber liegen die Verhältnisse anders). S. 191—94 werden mehrere Lesarten besonders aus F und M hervorgehoben, welche für die Güte der römischen Familie beweisen. Zum Schluß wird bemerkt, Petrarca sei der erste, dem man mit Sicherheit eine genaue Kenntnis des B. Hisp. zusprechen dürfe — aber es seien doch bereits in den Exzerpten des XIII. Jahrh. auch die Fortsetzer berücksichtigt! — Wir haben die gehaltvolle Studie Karos mit Vergnügen gelesen und finden, daß er mit Besonnenheit zu Werke gegangen ist. Doch vermissen wir öfters die nötige Bestimmtheit in Angaben. Man kann nicht immer ersehen, wessen Ansicht er vorträgt. Wir erfahren nicht einmal, ob er den Cod. Ashb. selbst verglichen hat. Eigene und neue Aufstellungen sollten stets mit Gründen belegt, entlehnte Urteile als solche kenntlich gemacht werden. Dadurch wird dann die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit einer Arbeit nur erhöht. Im übrigen gratulieren wir dem Verf. zu dieser hübschen Erstlingsarbeit.

Memmingen. Heinrich Schiller.

Livy book IV Edited by **H. M. Stephenson.** Cambridge 1890, University Press. — **Livy book V** by **L. Whibley.** Ebenda. Das Bändchen gebunden je 25 sh. 6 d.

Nachdem Dimsdale Buch XXI und XXII in gleichem Verlage und in derselben nachahmenswerten Ausstattung und Anordnung herausgegeben hat, folgen Stephenson mit der erklärenden Bearbeitung des 4., Whibley desgl. des 5. Buches. Was das Äußere dieser Bändchen anlangt, so wünschten wir unseren Schülern gleich brillant ausgestattete Schulbücher.

Die Ausgaben unterscheiden sich von den unsrigen zuerst durch längere Einleitungen, besonders die von Whibley, der sich auf 26 Seiten über Livius und sein Werk sowie über den Inhalt von Buch V unter Benutzung deutscher und englischer Werke verbreitet. Diese Einleitungen scheinen wohl geeignet, in die Liviuslektüre einzuführen; auf wissenschaftlichen Wert dürfen sie keinen Anspruch erheben. Der Text ist mit Kapitelüberschriften, bei W. sogar mit Inhaltsangaben über kleinere Abschnitte versehen. Darauf folgen die erklärenden Anmerkungen, die bei St. soviel Raum füllen wie der Text, bei W. aber den doppelten Umfang haben. Beide Verfasser bekennen sich zu weitgehender Benutzung der Luterbacherschen und Weißenbornschen Ausgaben; indessen weist doch St. eine gewisse Selbständigkeit auf. Nicht selten liefern sie die Übersetzung statt der Erklärung und ähneln in dieser Hinsicht den Gothanern. Sprachlich scheinen die Verf. von ihren Benutzern weniger Kenntnisse voraussetzen zu dürfen als ihre deutschen Vorbilder, während sie in ihrer Sacherklärung oft mehr bieten. Den Beschluß machen kritische Bemerkungen, die hier kurz zu beleuchten sind, soweit sie Neues enthalten.

Stephenson hat Luterbachers Text zugrunde gelegt und weicht nur selten von ihm ab. Als von St. selbst herrührende Änderung hat er nur eine aufgenommen: 2, 3 tilgt er et vor secundis, weil et—que nicht Livianisch sei. Das ist richtig; aber die Streichung von et hat schon Madvig vermutet. Interessant ist die Vermutung, daß 7, 3 perinde ac nicht von Livius herrühre: es könne doch weder perinde ac gefaßt werden als 'aus dem Grunde, weil' (gewiß nicht!), noch die gewöhnliche Übersetzung zutreffen, weil Livius von der Triftigkeit des Behinderungsgrundes überzeugt war. Das ist zuzugeben; aber in Hinblick auf ähnliche Stellen wie IX 14, 2 und XXXVII 36, 9 läßt sich perinde ac auch in der üblichen Deutung halten, wenn es im Sinne des Subjekts (abiere) gesagt ist. Perinde ac läßt es dann dahingestellt, ob der Einspruch

der Auguren von den Gewählten als berechtigt angesehen wurde. Will man aber dies nicht gelten lassen, so würde der Zusatz perinde ac doch wenig plausibel sein; dann müßte man vielmehr die Worte perinde ac vitio creati streichen.

Whibley, welcher seinen Text (Buch 5) auf Weißenborn-Müller [5] aufbaut, bietet mehr Neues dar. Die Vorliebe für die Lesarten von V teilt er mit Stephenson, und Ref. kann ihn deshalb nicht tadeln. So schreibt er 4, 1 quod statt quo, 6, 1 parta statt parata, 6, 2 recessus, 40, 5 petit, 55, 1 missa, während die Herausgeber meistens den Nicomachiani folgen. 2, 9 glaubt er den Zusatz von animi entbehren zu können; 7, 7 'extra ordinem in the nexte line after pedestris ordinis is clumsy', was doch nicht ohne weiteres einleuchtet; 8, 13 liest er occupaverat, was wohl zu beachten ist; 9, 4 in concordia ordinum, was sich hören läßt; 11, 1 cui . . videretur, womit die Schwierigkeit des Verständnisses eher noch vermehrt werden dürfte; 24, 7 will Reid, der dem Verf. geholfen hat, utique streichen, oder dafür etwa dirutamque lesen, was unnötig zu sein scheint; 25, 3 tum statt dum, woran Ref. nicht glaubt; 26, 3 ist metuerant beibehalten, schwerlich zu billigen; 39, 7 möchte er ante noctem bis invasuros streichen 'as it adds nothing and might be a gloss explaining sub occasum solis'; aber dann müßten letztere Worte mit dilatum esse in Verbindung treten, was kaum Beifall finden wird; 39, 10 inde ex loco munito, was längst schon Koch vorgeschlagen hat; 43, 1 nequaquam territos, was Beachtung verdient; 48, 5 kehrt er zu abducere zurück, aber § 7 kann ihn belehren, daß das weit passendere adducere so gut wie keine Änderung ist; 54, 6 endlich ergänzt er ista vor expertis, was so gut möglich ist wie andere Vorschläge, obwohl expertis <ista> alia experiri sich leichter erklären würde. — Zu 11, 2 erlaubt sich Ref. auf den Vorschlag K. Niemeyers (Neue Jahrbb. 1890, S. 709) hinzuweisen, der viel für sich hat. 11, 14 hat Ref. im Müllerschen Jahresbericht 1890, S. 207 cum fuga ac pavore umzustellen empfohlen. 29, 5 hat schon Frigell verlangt vicit — rediit, obwohl Livius dies nicht zu verbürgen scheint; denn er wechselt die Tempora so häufig, daß man Bedenken tragen muß, in allen Fällen die Übereinstimmung gewaltsam herzustellen. 32,3 liest Madvig nicht in fuga milia. 34, 5 muß es Zingerle heißen, dessen Lesart regis ex populis von W. angenommen ist. 24, 8 ist *ad* habitandos zuerst von Heerwagen vorgeschlagen; Weißenb. [4] liest noch habitando.

Nienburg, Weser. F. Fügner.

Alfr. Koeberlin, De participiorum usu Liviano capita selecta. (Acta seminarii philol. Erlangensis edd. Iw. Müller et Aug. Luchs, vol. V, p. 66–120.)

Eine Livianische Syntax ist auch nach Kühnast und Riemann noch ein Bedürfnis. Wir freuen uns, daß sich in der letzten Zeit jüngere Kräfte gefunden haben, welche Steine zu dem stattlichen Gebäude der Zukunft bearbeiten. Eine derartige Vorarbeit hat uns Alfr. Koeberlin beschert, und zwar eine brauchbare. Zwei Punkte aus der anziehenden Lehre vom Livianischen Partizip hat K. umsichtig behandelt, die kopulative Verbindung des relativen mit dem absoluten Partizip und die Verwendung des Part. fut. act. Es sind zwar keine neuen Thatsachen, die hier besprochen werden; aber bislang hat man, namentlich in der ersten Frage, mit unzureichendem Material gearbeitet. Nun ist K. methodisch vorgegangen und hat Licht in die nicht leichte Sache gebracht. Ref. stimmt mit dem Ergebnis so sehr überein, daß er sich gestattet, es kurz mitzuteilen: 'Livius haud raro liberius composuit participium absolutum et relativum copulativis particulis. Qua in re haudquaquam imitatus est Graecos, sed profectus est a variandi studio . . . Nimirum servit haec iunctura in historico dicendi genere rei vel actioni insignitius distinguendae, designat actionis quae praecedit effectum, rem affert novam inexspectatamque, addit rei, de qua generatim disputatum est, singula quaedam, ditat sermonem patrium nova et quae substituatur participio relativo Graeci aoristi constructione; in genere autem dicendi oratorio separatim proferendo singula membra contentiones augentur'. Erfreulich ist die Art und Weise, wie K. die Freiheit der Konstruktion aus dem Livianischen Stil selbst erklärt und die Annahme eines von außen hereingetragenen Gräzismus ablehnt. Dieser Sucht, alles spezifisch Livianische griechischem Einflusse zuzuschreiben, entzieht K. dadurch am sichersten den Boden, daß er die Ausbildung der fraglichen Besonderheit durch die einzelnen Dekaden verfolgt und betont, Livius habe von der Koordination der verschiedenen Partizipарten in der 1. Dekade spärlichsten, in der 3. eben so reichlichen wie regellosen, in der 4. selteneu, in der 5. endlich wieder häufigeren und — was die Hauptsache ist — 'certis finibus circumscriptum' Gebrauch gemacht. So eignet sich gerade diese Einzelheit gut zur Beleuchtung des Weges, den Livius mit steigendem Bewußtsein eingeschlagen hat, um den besten historischen Prosastil zu schaffen, der jemals und irgendwo geschrieben ist ('the greatest prose style that has ever been

written in any age or country' urteilt Munro). Jener feste Gebrauch, der sich schon in den Trümmern der 5. Dekade zeigt und gewißlich in den späteren Büchern immer deutlichere Gestalt gewonnen hatte, wird von K. (S. 86) so gekennzeichnet: 'participium, quod praecedit relativum perfecti deponentis ad enuntiati subiectum referendum, sequitur interposita particula copulativa abl. absolutus, quo non minus quam praecedente participio relativo significatur, quid fecerit egeritve is, qui subiecto denotatur. Quod idcirco factum esse puto, ut insignitius distinguantur et acrius exprimantur singula ut ita dicam actionis momenta'.

Das 2. Kapitel handelt von der Verwendung des part. fut. act. bei Livius, Curtius und Florus. Der Gegenstand ist schon öfter untersucht worden, für Livius am gründlichsten in Riemanns Rémarques etc., sodaß es sich für K. weniger um Sammlung und Anordnung des Stoffes handelte, als um die Frage, ob sich von Dekade zu Dekade gewisse Weiterbildungen zeigen (s. S. 104). Die Einteilung der Beispiele, wie sie K. giebt, gefällt zwar besser als die bei Riemann, ist aber ebenfalls nicht einwandsfrei: der Weg von der äußerlichen (zeitlichen) zur innerlichen (subjektiven) Bedeutung ist durch Rücksichtnahme auf die Wiedergabe im Deutschen gekreuzt. Jedenfalls hat sich ergeben, daß Livius das part. fut. act. in allen Teilen seines Werkes gleichmäßig häufig verwendet, als Apodosis eines irrealen Bedingungssatzes aber nur in der 1. Dekade (vgl. jedoch XXII 38, 6), während spätere Schriftsteller (besonders Seneca philos.) gerade diese Art der Verwendung geliebt haben. K. weist auch nach, daß Curtius im Verlaufe seines Werkes zu immer häufigerem und auch etwas freierem Gebrauch dieses Part. gelangte. Ob übrigens Curt. VII 4, 7 und 2, 54 Weiterbildungen enthalten oder gar ein ut oder tamquam vermissen lassen, wie K. S. 118 meint, bleibe dahingestellt. Schließlich glaubt K., daß von dem betr. Part. bei Livius und Curtius besonders aus rhetorischen Gründen Gebrauch gemacht sei, was für den Ref. noch nicht fest steht.

Die Arbeit ist in leicht verständlichem, nicht ungewandtem Latein geschrieben und zeugt von umsichtiger Benutzung der Litteratur. Hoffentlich schreitet der Verf. auf dem nicht erfolglos betretenen Wege rüstig weiter und hilft am Aufbau einer wissenschaftlichen Liviusgrammatik wacker mit.

Nienburg, Weser. F. Fügner.

A. von Cohausen, Die Altertümer im Rheinlande. Mit 170 Abbildungen. Wiesbaden 1891, Bechtold u. Co. 80 S. und 19 Tafeln. 1 M. 50.

Einen „Wegweiser durch das Alte zum Neuen für Geistliche, Lehrer, Forst- und Landwirte“ nennt der Verf. sein Büchlein auf dem Titelblatte und erklärt diese Bezeichnung im Vorworte dahin, daß er beabsichtige, den genannten „Landsleuten eine Anleitung zu geben, wie sie die Überreste aus dem Altertum erkennen, sich erklären und in Berichten klar und verständlich beschreiben können“. Diesen Zweck zu erfüllen, ist das Werkchen in hohem Grade geeignet, nicht am wenigsten auch dadurch, daß trotz reichlicher Ausstattung mit Abbildungen, bei welchen meistens die typischen Formen glücklich gewählt sind, der Preis ein so geringer ist. Dies war nur dadurch möglich, daß der Verf. in der Lage war, Text und Abbildungen zum Teil eigenen, älteren Publikationen mit geringen Abänderungen zu entnehmen. Ein reicher Schatz wissenschaftlicher und praktischer Erfahrung ist in diesen wenigen Blättern gleichsam als Extrakt niedergelegt. Mögen recht viele „Altertumsfreunde“ aus demselben schöpfen. Mit der Entstehungsart des Werkchens hängt es zusammen, daß die Anordnung nicht immer ganz systematisch ist, und daß persönliche Liebhabereien und Ansichten des Verf. sich manchmal mehr, als nötig und wünschenswert ist, geltend gemacht haben. Eine erschöpfende Darlegung der Fragen, in welchen wir anderer Ansicht sind, dürfte gegenüber dem populären Charakter der Arbeit nicht angebracht sein. Nur auf einige wichtige Punkte möchten wir hinweisen. Daß die Saalburg, wenn auch das besterhaltene Kastell auf dem rechten Rheinufer, so doch keineswegs ein normales Modell römischer Grenzkastelle ist, glauben wir ebenso dargelegt zu haben, wie die v. Cohausensche Erklärung mancher Anlagen in und neben den letzteren, z. B. des Prätoriums, der sog. Villa (alias Bad) u. a., bestritten wird. Ein Anachronismus ist es, wenn Ariovists Scharen als „alemannische Völkerschaften“, (S. 39) bezeichnet werden; unbewiesen ist es, daß Cäsar im Jahre 55 bei Xanten und 53 bei Neuwied über den Rhein ging, und ebenso bleibt die Erklärung der Landwehren im Norden der Eifel durch die Kämpfe der Römer gegen die vordringenden Franken (S. 39) problematisch. Doch genug der Ausstellungen; zum Schluß noch die Bemerkung, daß der Verf. weit mehr bietet, als der Titel verrät; bei der Ankündigung der „Altertümer im Rheinlande“ wird man schwerlich erwarten, daß „die Betrachtung merkwürdiger Stücke

fortgeführt ist bis auf unsere Zeit." Man wird aber dem verdienten Forscher nicht am wenigsten dankbar sein für diese Erweiterung seines Themas, insbesondere für die auf gründlichster Sachkenntnis beruhenden historisch-technischen Ausführungen über Burganlagen und Stadtbefestigungen, über Töpferei und Glasfabrikation, über Waffen, Schmuck, Kleidung u. s. w., wo überall die Keime des Neuen im grauen Altertum nachgewiesen und anderseits die alten Funde durch Heranziehung moderner Technik erklärt werden.

Frankfurt a. M. Georg Wolff.

A. Chassang, Grammaire grecque d'après la méthode comparative et historique. Revue et modifiée par **P. Clairin.** Cours supérieur. Paris (ohne Jahreszahl), Garnier frères. XVII, 372 S. 8.

Auf Veranlassung von Jules Girard hat P. Clairin die Grammatik des um die griechische Schullitteratur Frankreichs immerhin verdienten A. Chassang aufs neue herausgegeben als „eine édition entièrement refondue, où tout a été revu, corrigé, complété." Insonderheit will er die Formenlehre vereinfacht und verbessert und die Syntax umgearbeitet und vervollständigt haben, sodaß auch diese den Schülern aller Klassen ausreichende Hülfe gewähren könne „pour la version comme pour le thème". Als ganz neu erwähnt die Vorrede u. a. das Kapitel über die Präpositionen und dasjenige über die Wortbildung. Die Größe des Verdienstes des neuen Herausg. kann ich nicht ermessen, da mir die letzte Ausgabe von Chassang nicht zur Hand ist. Aber nach dem, was in dieser Wochenschr. 1886, Sp. 280 über die zehnte Auflage gesagt worden ist, muss es mehr äußerlicher Natur sein. Denn nicht nur das dort gefällte allgemeine Urteil gilt für die Neubearbeitung, sondern auch die erbrachten Belege für Unwissenschaftlichkeit, Ungenauigkeit und Widersinnigkeit finden sich nach wie vor und ließen sich leicht vermehren. Es ist ein eigenartiger Widerspruch zwischen Ankündigung und Ausführung: die von inhaltsleerem Phrasengeklingel wiederhallende „Préface" würde sich einigermaßen erträglich anhören, wenn die angeführten Grammatiken eines Curtius und Koch auch in betreff der Anordnung des Lehrstoffes gehörig ausgenutzt worden wären und eine gesunde deutsche Systematik dem bunten, recht oft geradezu leichtfertigen Durcheinander und Nebeneinander namentlich in der Syntax ein Ende gemacht hätte. Hier ist z. B. von einem Aufhören der „théorie des cas disséminée ça et là" in unserm Sinne nur bei Genetiv und Dativ etwas zu spüren. Der Akkusativ dagegen muß es sich abermals gefallen lassen, „ça et là" abgehandelt zu werden: § 245—249 unter den Aushängeschildern 1. τύπτω τινά, 2 πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς, worunter sich ohne Unterschied als weitere Beispiele friedlich beisammen finden Σωκράτης τοὔνομα, ἀνὴρ τὰ μετέωρα φροντιστής (vgl. dagegen K. W. Krüger, Gramm. 46,5), δεινός εἰμι ταύτην τὴν τέχνην, ὁ ἄνθρωπος τὸν δάκτυλον ἀλγεῖ und ἀπετμήθησαν τὰς κεφαλάς (!). 3. Acc. d'espace et de temps, 4. Acc. adverbial, wenigstens mit Hinweis auf § 163 adverbes formés de l'accusatif, wo indes wiederum Ausdrücke wie δακρυόεν γελάσασα, φωνεῖν μεγάλα, ἱμερόεν βλέπειν, ἄτρεπτα ναίειν ohne genügende Motivierung und ohne Hinweis auf spätere Erklärungen zusammgestellt sind, so daß z. B. §. 287 νοσεῖν νόσον ἀγρίαν scheinbar, zumal hier andere Beispiele gewählt sind, garnichts mit ihnen zu thun hat. § 291 ἐκκοπεὶς τοὺς ὀφθαλμούς nimmt wohl Bezug auf § 247; aber dieser selber weist nicht auf jenen hin. Was nämlich außer § 245—249 über den Accus. zu lehren war, trifft man bei der Syntaxe du verbe von § 285 an und sonst wo. Um es kurz zu sagen, die Grammatik macht auch in der gegenwärtigen Gestalt keineswegs den Eindruck eines einheitlichen, mit voller Beherrschung des Stoffes geordneten Ganzen. Als ein großer Mangel muß auch der Umstand betrachtet werden, daß weder zwischen prosaischer und poetischer Diktion, noch innerhalb der ersteren zwischen klassischer und unklassischer hinlänglich scharfe Grenzen gezogen werden.

Quedlinburg. Franz Müller.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Rheinisches Museum für Philologie. N. F. XLVI, 3.

(337 ff.) **E. Fabricius**, Über den Entwurf des griechischen Theaters bei Vitruv. Erklärung und Rechtfertigung der Konstruktion des Vitruv gegen Oehmichen. — (343) **F. Vollmer**, Die Abfassungszeit der Schriften Quintilians. De causis corruptae eloquentiae 92, Institutio oratoria 95 niedergeschrieben, 96 herausgegeben. — (349 ff) **K. Dziatzko**, Joh. Tzetzes und das Plautusscholion über die alexandrinischen Bibliotheken. Nachweis einer weitergehenden Übereinstimmung zwischen dem ersteren und letzteren, das jedoch auf einem besseren Texte beruht, als der unserige ist; der Cramersche Traktat περὶ κωμῳδίας ist nur ein Auszug aus Tzetzes' Einleitungen, keineswegs ihre Quelle. Anhang. Die βίβλοι συμμιγεῖς und

ἀμιγεῖς der alexandrinischen Bibliothek. Erstere Rollen, welche räumlich mit Anfang und Ende einer Schrift oder eines Hauptteils einer solchen zusammenfielen, letztere Rollen, welche beliebig endigende Teile einer Schrift enthielten. — (371 ff.) **M. Ihm**, Zur Überlieferung des Pelagonius. Über den cod. Riccard. 1179, abgesehen von den Blättern des Vindob. 16 die einzige bis jetzt bekannte Quelle des lateinischen Originaltextes. — (378 ff.) **R. Wagner**, Die Sabbaidischen Apollodorfragmente. Erörtert die Bedeutung des neuen wichtigen Fundes für die Apollodorkritik und für die griechische Heldensage und ihre Überlieferung. — (420 ff.) **F. Marx**, Zur Charakteristik des Verfassers der Rhetorica ad Herennium. Der puerile, unreife, geschmacklose Schluß des Werkes ist trotzdem echt: die Schrift ist eben ein σχολικὸν ὑπόμνημα. — (426 ff.) **Fr. Rühl**, Über die von Mr. Kenyon veröffentlichte Schrift vom Staate der Athener. Die Schrift ist dem Aristoteles abzusprechen; daß sie mit der von den Alten unter dessen Namen citierten Ἀθ. πολ. identisch sei, ist bedenklich; alle historischen Angaben derselben, soweit sie nicht durch die anderweitige Überlieferung unterstützt werden, haben die Vermutung der Unglaubwürdigkeit gegen sich. — (465 ff.) **C. Wachsmuth**, Timagenes und Trogus. Timagenes περὶ βασιλέων ist eine Hauptquelle des Trogus, neben der er jedoch auch andere griechische Schriftsteller unabhängig von Tim. benutzt hat, wie auch der Gesamtplan seiner Universalgeschichte von ihm selbst herrührt. — (480) **L. Enthoven**, Zu Appian. II 11; 50. — (481 ff.) **J. M. Stahl**, Nachträgliches über athenische Amnestiebeschlüsse. Aus Arist. πολ. Ἀθ. — (488) **J. E. Kirchner**, Ἀπολλόδωρος Πασίωνος Ἀχαρνεύς. — (488 f.) **O. Immisch**, De Carcino Pompeiano. Der carcinus aus den Pompejanischen Wandinschriften (CIL IV 2400) steht auch Anth. Pal. II p. 608 Duebn.; Διομήδη ist eine Frau, nicht der Heros Diomedes. — (489 ff.) **G. Gundermann**, Lucretius und Solinus. Die chronologischen Glossen des Monac. 14429 gehen auf Hieronymus' Chronik zurück und haben nur den Wert von Lesarten einer Handschrift derselben; es darf also die Lucrezglosse als unabhängiges Zeugnis nicht mehr gelten. Die Glosse Iulius Solinus sub Octaviano fuit ist zu schreiben Iulius Hyginus sub Octaviano fuit. — (493 f.) **M. Manitius**, Zu Dracontius' carmina minora. Nachweis der Benutzung aus späterer Zeit. — (494 f.) **M. Ihm**, Vegetius mulomed. III 60, 1. — (495 f.) **E. Pernice**, Altitalisches Pfund. Nachweis noch vorhandener Exemplare desselben und Gewichtsbestimmung.

Mnemosyne. N. S. XIX, 3.

(229) **I. M. J. Valeton**, De iure obnuntiandi comitiis et consiliis (Forts.). — (271 ff.) **H. C. Michaelis**, Annotationes nonnullae ad Vergilii Aeneidos Lib. II. — (284 ff.) Ad Plutarchi Moralia (Forts.). — (292) **J. van der Vliet**, Ad Tertullianum. — (293 ff.) **S. A. Naber**, Epistula critica ad Batavos Homeri editores. — (325 ff.) **H. van Herwerden**, De locis nonnullis Platonis e libris de Republica.

Jahrbuch des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts. VI, (1891) Heft 2.

(61—63) **Paul Wolters**, Tyro (Tafel I). Terrakotte aus Tanagra. Eine auf Felsen sitzende Frau, zu deren Füßen zwei Kinder in ihrem Bettchen liegen, auf welche sie traurig hinabblickt. Es ist Tyro, am steilen Ufer des Flusses Enipeus sitzend, dessen Wellen sie ihre Kinder anvertraut. — (63—75) **Georg Treu**, Die neuesten Versuche zur Anordnung des olympischen Ostgiebels. Dazu S. 75 **B. Sauer**, Widerspruch dagegen. — (76—87) **A. Furtwängler**, Zum Ostgiebel von Olympia. — (88—97) **B. Sauer**, Nachträgliches zum olympischen Westgiebel. — (98—109) **Georg Treu**, Nochmals die olympischen Giebel. (Dazu im archäol. Anzeiger desselben Heftes S. 93—94 Furtwängler, Widerspruch gegen Treu). Die Redaktion hat den in letzter Zeit zunächst an der Rekonstruktion der Giebel thätigen Forschern noch einmal vor dem Erscheinen des Skulpturenbandes des Olympiawerkes die Gelegenheit gegeben, sich zu verständigen oder etwaige Meinungsverschiedenheiten zu präzisieren. Wir können auf die nur mit Hülfe der Abgüsse experimentell zu diskutierenden Detailfragen hier mit dem bloßen Wort nicht eingehen. — (110—124) **A. Furtwängler**, Die Köpfe der griechischen Kohlenbecken. Es sind die Kyklopen, die Schmiede des Hephästus, welche glühendes Metall hämmern, dem Zeus die Blitze schmieden. — Archäologischer Anzeiger. No. 2 (63—113). Jahresbericht über die Thätigkeit des Kaiserl. Deutschen Archäol. Instituts. — Philologenversammlung. — Archäol. Gesellschaft zu Berlin 1891. März — Mai. Der letzte Bericht ist durch die Heliogravüre einer Mumie mit gemaltem Portraitkopfe ausgestattet. — Anzeige der großen Sammlung der verkäuflichen Photographien des Instituts in Athen: (Attica, Varia, 31 Nummern; Athen Akropolis 204, Bauten der Unterstadt 11, Nationalmuseum 30, Athen, Varia 115, Eleusis 36, Rhamnus 10, Oropos 9, Megara 2, Böotien 3, Kabirion 18, Theben 3, Thespiä 12, Tanagra 5, Euböa 5, Chalkis 6, Delphi 4, Peloponnes, Varia 10, Argos 7, Tiryns 12, Mykenä 32, Epidauros 17, Sparta 1, Phigalia 3, Olympia No. 49—153, Delos 3, Mykonos 15, Syra 1, Kleinasien, Troja und Umgebung No. 1—155, Cypern 103, Tarent 2, Lokri 21. Die Bestellungen sind zu richten an den ersten Sekretär des Instituts in Athen, Herr Dr. Wilh. Dörpfeld (Pheidiasstr. 1). — Institutsnachrichten (Studienreise im Peloponnes; Schumacher, Fränkel, Furtwängler: Zu den Institutschriften.) — Bibliographie.

American Journal of Archaeology. VI 3. Sept. 1890.

(261—285) **Germano di S. Stanislao**, The house

of the martyrs John and Paul recently discovered on the Coelian hill at Rome (transl. from the Italian MS. by **A. L. Frotingham jr.**). (Mit Taf. XVI–XVII.) I. Auf dem Cölischen Hügel ist das Haus der beiden Heiligen Johannes und Paulus aufgedeckt, ein prächtiges Gebäude des 4. Jahrh. n. Chr., dessen erstes und zweites Stockwerk fast unverletzt erhalten sind und von der hohen Stellung der beiden Heiligen ein beredtes Zeugnis abgiebt. Der Grundplan weist eine Reihe großer Gemächer und eine Basilika auf, die auf das reichste mit Mosaiken und Marmorbekleidungen geschmückt sind und den vornehmsten Häusern der Zeit entsprechen. — (286–298) **W. H. Ward,** Notes on oriental antiquities. (Mit Taf. XVIII.) IX. A Babylonian cylindrical basrelief from Urumia in Persia. Dieser im Jahre 1888 gefundene Cylinder stammt aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. und bringt eine mythologische Darstellung der aufgehenden Sonne. — X. Tiamet and other evil spirits as figured on oriental seals. Siegel und Darstellungen des Tiamet, der Zarponit (Beltis) und des Bel-Merodach. — (314–320) **W. R. Paton,** Comment on Tarbells Study of the attic phratry and **Tarbells** Entgegnung. Paton erklärt sich gegen Tarbells Auffassung der Demotionidai; diese seien γεννῆται, aber nicht φράτερες gewesen. Tarbell hält Patons Ansicht für unerwiesen. — (321–402) Archaeological News. — (403–436) Summaries of Periodicals.

Journal des Savants. Juin 1891.

(338–346) **G. Perrot,** Les fouilles de Schliemann à Troie. Vorläufige Bemerkungen über die realen Grundlagen der Ilias. Dieselben bestehen in den landschaftlichen Zügen und in der Thatsache, daß in der troischen Ebene einst eine sie beherrschende Burg bestand, deren Eroberung den achäischen Eroberern viel Mühe verursachte und sich deshalb in lebhafter Erinnerung ihrer Nachkommen erhielt. — (370–384) **M. Berthelot,** Traductions techniques de la chimie antique chez les alchimistes latins du moyen âge. Erweist mit Hülfe der beiden Hss der Pariser Bibliothèque nationale 6514 und 7156 (Ende des 13. Jahrh.), wie die alchimistische Wissenschaft des Mittelalters sich aus dem Zusammenwirken der verschiedenen Zweige der Übermittelung der antiken Chemie, der arabischen und lateinischen, gebildet hat.

Juillet 1891.

(409–422) **Gaston Boissier,** Anz. von 'Les poésies de Catulle par Rostand-Benoist-Thomas'. Die Übersetzung von Rostand atmet trotz aller Treue in der Wiedergabe des Wortlauts nicht immer den Geist des Catull; auch die Mannigfaltigkeit der Catullischen Metra wird vermißt. Benoist hat in seinem Kommentar bei Anführung der Ansichten seiner Vorgänger zu wenig kritisch gesichtet und zu wenig eigene Entschiedenheit gezeigt. — (423–435) **Ch. Lévêque,** Anz. von Chaignet, Histoire de la psychologie des Grecs, t. II. III, und Ogerau, Essai sur le système philosophe des Stoiciens. 2. Art.

Août 1891.

(453–464) **Barthélemy-Saint Hilaire,** Anz. von Choix de lettres d'Eug. Burnouf. I. Art. — (465–478) **G. Perrot,** Les fouilles de Schliemann à Troie. 2. Art. Die Lage von Bunarbaschi und die Ruinen auf dem Bali-dagh entsprechen nicht der Vorstellung, welche der Verfasser der Ilias sich von Troja machte. — (479–490) **H. Weil,** Anz. von J. Nicole, Les scolies génevoises de l'Iliade mit Beiträgen zur Erläuterung und Verbesserung der wertvollen Scholien zu B XXI. — (502 ff.) **B. Hauréau,** Anz. von Bréal, De l'enseignement des langues anciennes. Namentlich Nachträge und Berichtigungen zu dem Kapitel über das Studium des Lateins im Mittelalter.

Transactions of the Oxford Philological Society 1888–89. Oxford (1889), Clarendon Press. 44 S. 8. 1 sh.

(4–6) **A. C. Clark,** Excerpts from Cicero Verr. III and IV from the Harleian Ms No. 2682 in relation to the Erfurt Ms. and the Paris Regius No. 7744 A. Die Erfurter Handschrift ist lediglich eine Abschrift des Harleianus, da sie z. B. Verr. IV 110 E gerade eine Zeile des Harl. übersprungen zeigt. — (6–9) **D. B. Monro,** On Homeric emendation. Die mündliche Überlieferung hat im homerischen Texte schon von alters her zwei Bestrebungen geltend werden lassen; eine Umwandlung veralteter Formen in neue, ein Bestreben, welches oft durch metrische Schwierigkeiten gehemmt wurde. Durch diese Beobachtung läßt sich der ursprüngliche Text vielfach wiederherstellen. — (10–13) **R. Ellis,** On the Palatine Anthology. (Vgl. Journal of Philologie 1889, p. 209–224.) — (13–20) **J. M. Schulhof,** On the early Ionian poets and the interrelation of Ionic and Attic Greek. Bei den elegischen Dichtern Griechenlands stellt sich eine überwiegende Mehrzahl ursprünglich ionischer Dichter heraus, welche, durch die entwickelte Kultur des östlichen Kleinasiens unterstützt, einen wesentlichen Einfluß auf das Griechentum ausübten. — (20–25) **Elliott,** The Dvenos inscription. Mit Holzschn. Die Inschrift ist nicht älter als 400 v. Chr. und ist als eine Opferspende für einen Toten zu betrachten. (25–42) **L. Campbell,** On the position of the Sophistes, Politicus and Philebus in the order of the Platonic Dialogues and on some characteristics of Platos latest writings. In den letzten sechs Gesprächen Platos (sowie im Menexenus) zeigt sich sowohl eine Selbstbefreiung von der früheren rhetorischen Stilistik, als auch ein Fortschritt der Erkenntnislehre, wie endlich namentlich die Durchführung der historisch-philosophischen Ideen.

Wochenschriften.

Neue philologische Rundschau. No. 20.

(305) Thucydides, erklärt von **Classen**, 4. Aufl. von **Steup**. 'Im ganzen ist es dem neuen Herausgeber gelungen, das Neue geschickt mit dem Alten zu verbinden'. *J. Sitzler.* — (308) Aristoteles, Ethica Nicomachea rec. **J. Bywater**. 'Die Arbeit bedeutet einen gewissen Fortschritt in der Aristoteles-Litteratur'. *J. Lugert.* — (312) Cicero pro Murena etc., Orationes selectae ed. **H. Nohl**. 'Durchaus lobenswert'. *C. Hachtmann* — (316) **Fr. Aly**, Cicero, sein Leben und seine Schriften (Berlin). Abgerundete und fließende Darstellung; Mommsen und Drummond kommen schlecht fort'. *Hesselbarth.* — (318) **H. Menge**, Griechisches Übungsbuch (Wolfenbüttel); Griechische Syntax. 'Richtig und trefflich'.

Academy. No. 994. 23. May 1891.

(485—486) **E. Boissier**, La fin du paganisme (**F. P. Richards**). Zusammenstellung einzelner Aufsätze, welche in ihrem glänzenden Stil und ihrer durchsichtigen Behandlung es uns bedauern lassen, daß der Verfasser sich nicht einer strenger durchgeführten Methodik zuwendet — (490) The Bodleian library. Übersicht der Erwerbungen im Jahre 1890 — (491) **A. H. Sayes**, Egypt and Syria in the time of the nineteenth century. — (493) Two translations from the German. Lobende Anzeigen der Übersetzungen von Blass' Aussprache des Griechischen von Purton und Teuffels römischer Litteraturgeschichte von Warr. — (495—496) **Ch. Murch**, The mutilation of the monuments of ancient Egypt.

Athenaeum. No. 3308. 21. März 1891.

(371—372) **Aristotelis** Ethica Nicomachea rec. **J. Bywater**. Der äußerst konservative Standpunkt des Herausgebers giebt dieser Ausgabe eine Stellung neben der von Susemihl. — (373) **J. Rendel Harris**, The Diatessaron of Tatian. Obwohl nicht scharf logisch hat der Verf. doch manche gute Bemerkung zu dem viel behandelten Stoffe gegeben. — (377) **J. Douglas**, The Harris Papyri. Mitteilung einer Erzählung von 1851, in welcher der frühere Besitzer der Ilias des Britischen Museums berichtet, wie er zu der Handschrift gekommen ist. — (386) Wiederholte Klage eines Korrespondenten aus Alexandria über die schlechte Konservierung der Denkmäler.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 41.)

XXXIV. 2. Juli. Öffentliche Sitzung zur Feier des Leibnizischen Gedächtnistages.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. Derselbe hielt die Festrede (S. 633 ff.) über **H. von Moltke**, seit 1860 Ehrenmitglied der Akademie. Sein Name war nicht bloß ein Ehrenschmuck der Akademie. Oft und gern hat er an den Beratungen teilgenommen, ganz besonders an denen, welche die Ausgrabung von Nemrud-dagh vorbereiteten. M. stand auf einer Höhe, welche die Schranken der verschiedenen Berufsfächer überragt. Den Zusammenhang des Wehrstandes mit dem wissenschaftlichen Leben der Nation vermitteln die Militärschulen und die Kriegsakademie; letzterer hat M. 1823—26 angehört, in der denkwürdigen Zeit, da General von Clausewitz ihr Direktor war. Der Segen der fridericianischen Schöpfung ist ihm in vollem Maße zu teil geworden. Er beruht nicht sowohl auf den einzelnen Lehrvorträgen als auf der persönlichen Berührung mit hervorragenden Männern, und gerade in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts treten uns die fruchtbaren Beziehungen unserer Gelehrten zur militärischen Jugend besonders lebhaft entgegen. So zunächst Carl Ritter, dessen Fach dem kriegswissenschaftlichen Studienkreise besonders nahe lag. Wenn Länder- und Völkerkunde auch schon den Inhalt der ältesten „Historia" ausmachte, wie die Griechen sie geschaffen und genannt haben, so war man doch immer gewohnt, die Erdoberfläche wie eine verworrene Masse von Ländern anzusehen, die zufällig der Schauplatz dieser oder jener Völkergeschichte geworden seien. Deshalb blieb der Boden des Landes für den Historiker etwas Gleichgültiges. Was der hellblickende und philosophisch denkende Strabon an inneren Beziehungen zwischen Naturverhältnissen und geistiger Entwickelung ahnend erkannte, hat keine Nachfolge gefunden: die geographischen Lehrbücher wurden und blieben trockene Kompendien. Ritters 'Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte' war durch Originalität und Großartigkeit ein weittragendes Ereignis in der geistigen Welt. In seinen Büchern ist Ritter des zu bewältigenden Stoffes niemals Herr geworden; nicht als Schriftsteller, sondern als Lehrer hat er einen mächtigen Einfluß gehabt. Seine Vorträge über Geschichte und Geographie in der Kriegsakademie haben Roon und Moltke gehört. Besonders der letztere trat mit großer Selbständigkeit und freiem Blick in diese geistig bewegte Atmosphäre ein. Leop. von Buch, der auf Ritters Lehre von den Gebirgen wesentlich eingewirkt hat, eröffnete ein neues Verständnis für die Gestaltung der Erdoberfläche. Einer der begabtesten unter seinen Schülern, Fr. Hoffmann, erforschte 1827 die Beschaffenheit des römischen Bodens und zeigte zuerst, wie das Tiberufer für den Geologen kein geringeres Interesse habe als für den Historiker. Hatten die Altertumsforscher sich früher begnügt, entweder in schwärmender Vergegenwärtigung der Vorzeit zu schwelgen oder die Überreste derselben zu inventarisieren, so war unter der mächtigen Anregung von Niebuhr die historische Betrachtung eingetreten, die das Werden der Bürgerstadt auf dem gegebenen Boden ans Licht zog. Ruinenstatistik wurde Stadtgeschichte. Hier wurde, was Ritter in großen Umrissen vorgezeichnet, auf einem der wichtigsten Plätze der Menschengeschichte zum erstenmal durchgeführt. Ohne diese wissenschaftlichen Bewegungen bleibt Moltkes Wirksamkeit unverständlich. Wie ein Künstler die menschliche Gestalt, so liebte und studierte er die Bodenformen, welche den Ansiedlern ihre Einrichtungen vorzeichnen, und mühte sich mit Krokiertisch und Magnetnadel, dem Boden das Geheimnis der Naturform abzunötigen. Die Campagna von Rom hat er geologisch zu begreifen gesucht. Auch für die belebte Natur hatte er das Auge offen. Denn nicht auf der Scheidung, sondern auf der Vereinigung mannigfaltiger Gesichtspunkte beruht der lebendige Fortschritt menschlicher Erkenntnis. So dachte Moltke, und das giebt ihm unter den Zeitgenossen eine einzigartige Stellung, daß er allen Bewegungen der Wissenschaft voll und ganz sich hingab. Dazu kam die Entwickelung der neueren Geschichte. Der Sinn für öffentliche Verhältnisse war in ihm früh angeregt, schon durch die wechselnden Aufenthaltsorte seiner Eltern. An der Grenze Deutschlands, in Lübeck, wo er die ersten Knabenjahre verbrachte, lernte er zuerst über Verschiedenheit der Zeitalter und der in ihnen wirkenden Kräfte nachdenken; als er zum Jüngling reifte, wurde durch Ranke eine neue Verbindung geschichtlicher Forschung und Darstellung angebahnt. Die politischen Gedanken weckte die Julirevolution. Seine geistige Bedeutung wurde in der

Armee voll gewürdigt. Der 1835 zu einer Rundreise nach Constantinopel, Athen und Neapel genommene Urlaub verwandelte sich in ein Kommando nach der Türkei zur Instruktion und Organisation der Truppen Für den politisch-militärischen Zweck wurde damals nichts Wesentliches erreicht; umso mehr benutzte er den mehrjährigen Aufenthalt in der Levante, um die Erdkunde seinerseits kräftig zu fördern. Das Gebiet der Erdkunde, das er bearbeitete, ist die Chorographie, die Auffassung der Landschaften in ihrer charakteristischen Eigentümlichkeit, welche ihre unentbehrliche Ergänzung in der Topographie hat, der Feststellung der einzelnen Ortslagen und der Denkmäler. Auf diese Art werden entweder Landstrecken zum erstenmal mit der Außenwelt in Verbindung gebracht, oder es sind Länder alter Geschichte, mit deren Wiederentdeckung auch die dort heimische Kultur erst verständlich wird. Die Wiederentdeckung ist eine Mission unseres Jahrhunderts, an der fort und fort gearbeitet wird, seitdem Carsten Niebuhr 1761 die Ziegelmauern von Babylon erkannte. In diese Mission trat Moltke durch eine wunderbar glückliche Fügung ein, ein geborner Topograph, mit genialem Blick für das jeder Landschaft Charakteristische. Er reiste in landesherrlichem Auftrage, und so sind die Wege, welche Alexander einst durch seine Bematisten abschreiten ließ, vom Bosporus bis nach Babel hin neu zu Tage gekommen und eines der wichtigsten Kulturländer, Kleinasien, die Völkerbrücke von Orient zum Occident, durch seine in Pontus und Propontis, in den Archipelagus und ins Mittelmeer wie in den persischen Golf mündenden Ströme mit allen Kulturländern in Zusammenhang, der alte Kampfplatz zwischen Semiten und Ariern, zwischen Hellenen und Barbaren, durch Moltke unserer Kenntnis erschlossen worden und mit Kleinasien auch das Doppelstromland Vorderasien. Die Ufer von Euphrat und Tigris, wo alle zusammenhängende Menschengeschichte anhebt, sind durch ihn bekannt geworden. Auf Flößen, wie in alten Zeiten aus aufgeblasenen Tierfellen zusammen gebunden, hat er durch die Stromschnellen Fahrten gewagt, auf denen kein Eingeborener ihm folgen wollte. Seine damaligen Briefe sind der natürlichste Niederschlag seiner geistig und körperlich angestrengten Thätigkeit, belebt von allen Gedanken und Erinnerungen aus der Jugendzeit. Trümmer alter Römerstraßen fesselten seinen Blick, und staunend stehen wir mit ihm zum erstenmal vor den wunderbaren Felsbauten von Amasia. Aller Orten fühlt er sich in die Wohnsitze der alten Völkerschaften hinein. Die Örtlichkeit war ihm 'das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit'. Aber von den Einzelheiten abgesehen, welche Gesamtbilder aus dem Leben der Menschheit tauchen vor ihm auf! Er führt uns in die Ursitze von Staatenbildung und Wissenschaft, die Heimat aller weltbewegenden Religionen. Mit ihm sehen wir die Völker des Ostens unseren Weltteil überschwemmen und hier ihre höchste Lebenskraft entfalten, um dann in der Heimat wieder zu verwildern oder in Erschlaffung zu verkommen. Aber auch andere unvergängliche Leistungen wissenschaftlicher Technik hat Moltke im Orient zustande gebracht. Die Wunderstadt des Bosporus, am Ausgange des Altertums geschaffen, mit Athen und Rom verglichen eine Stadt der Greise, aber ihrer Örtlichkeit wegen so bedeutsam, hat seine Meisterhand zum erstenmal in klarem Bilde vor Augen geführt. Daran knüpft sich das große Kartenwerk über Kleinasien und Türkisch-Armenien. Was er im östlichen Hochlande, in Mesopotamien und Kurdistan geleistet, haben seine Freunde aufgenommen und ergänzt. Als persönlicher Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom unternahm er 1845/46 die Vermessung der Campagna und brachte in die Heimat die fertige Karte von Rom und Umgegend mit, einen Schatz, dessen alle froh geworden sind, die nach ihm die Campagna forschend durchwandert haben. Seine Liebe zum Boden des Altertums erlosch auch in der angestrengtesten Amtsthätigkeit der Folgezeit nicht. Athen war ihm unbekannt geblieben. Als Kaiser Wilhelm als Prinzregent im Frühjahr 1862 eine Unternehmung ins Leben rief, welche die Altertümer von Athen zum Ziele hatte, erbat Verf., dessen Gesichtspunkt die Feststellung der athenischen Befestigungsanlagen war, dazu von Moltke die Begleitung eines militärisch geschulten Topographen. In ihm erwachte die alte Wanderlust. „Am liebsten ginge ich selbst mit", war seine Antwort, und ohne weiteres gewährte er die Unterstützung. 1865 konnte ihm das erste zusammenhängende Bild des athenischen Stadtringes vorgelegt werden. Seitdem hat jede Anregung zur Erforschung des klassischen Bodens im Großen Generalstabe die zuvorkommendste Aufnahme gefunden. 1872 wurden von Alt-Smyrna, von Ephesos mit dem Artemision, von der alten Königstadt Sardes die ersten topographischen Bilder entworfen. Zwei Jahre später erhielt der Vermessungsinspektor Hr. Kaupert den Auftrag, das Thalbecken von Athen genau aufzunehmen. Mit der Gründung des Deutschen Instituts zu Athen gewann das Unternehmen größere Bedeutung. Jahr für Jahr wurden zur Fortführung der Aufnahme junge Offiziere ausgesendet, und binnen Kurzem wird voraussichtlich eine Gesamtkarte der Landschaft vorliegen, für historische Lokalforschung die erste, sichere Grundlage. Verf. feiert sodann Moltke als Feldherrn und Schlachtenlenker und schließt mit den Worten: Der Segen, den Moltke für sich so dankbar anerkannte, ruht auch auf uns und unsern Nachkommen. Denn es sind nicht bloß die äußeren Denkmäler, die er uns hinterlassen hat, die deutsche Einheit, das deutsche Reich, an dem er so herrlich mitgebaut hat, sondern er ist uns auch darum so unaussprechlich teuer, weil um ihn wie um keinen andern Feldherrn die ganze Nation in allen Ständen und Wohnsitzen sich parteilos und liebevoll geeinigt hat. Er ist uns der Hort dieser geistigen Einheit, der Mann, in dessen Gedächtnis sich Jahrhunderte hindurch alle deutschen Herzen immer von neuem erheben und begeistern werden, ein Vorbild der Tugenden, welche unser Vaterland auf der Höhe erhalten werden, zu welcher er es geführt hat, wenn wir seinem Wahlspruch folgen: Alle Zeit Treu bereit Für des Reiches Herrlichkeit!

Es folgt der Bericht über die „Graf Loubat-Stiftung". Auf die 1889 erfolgte Bekanntmachung, welche die vom 1. Juli 1882—1 Juli 1889 erschienenen Werke über die Geschichte Nordamerikas zur Konkurrenz um den Loubat-Preis einberief, sind nur vier Werke eingesandt worden. Die Akademie glaubte hiervon die den Charakter einer Zeitschrift tragenden Johns Hopkins University Studies in Historical and Political Science ausschließen zu müssen und es sich und der amerikanischen Wissenschaft schuldig zu sein, auch den andern drei Werken den Preis vielmehr zu versagen, als einen Maßstab anzulegen, der künftig ausgeschlossen erscheint, wenn die Loubat-Stiftung bekannter, der Ausschreibungstermin ein mehrjähriger ist und die besten wissenschaftlichen Erscheinungen amerikanischer Geschichte und Urgeschichte eingesandt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 24. Oktober. 1891. № 43.

Inhalt.

Personalien.

Dr. **Gehrke** am fürstl. Gymn. zu Rudolstadt erhielt den Titel Professor. — Dr. **A. Schmitz**, Studienlehrer in Neuburg a. D., als Professor nach Münnerstadt versetzt.

Todesfälle.

Prof. Dr. **Magnus** in der phil. Fak. der Univ. Breslau, ord. Prof. der klass. Philologie. — Dr. **E. Kurz**, Rektor des Ludwig-Gymn. zu München. — Prof. a. D. Dr. **Hermann Müller** in München. — Dir. a. D. Dr. **Schweckendieck**, 1. Okt., 81 J. — Schulrat Dr. **Todt** in Magdeburg, 1. Okt., 82 J.

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Schluß aus No. 41.)

35) **Kuno Fecht**, Griechisches Übungsbuch für Obertertia. Freiburg i. Br. 1891, Herder. V, 200 S. 1 M. 60.

Die zweite Auflage des Fechtschen Übungsbuches für Untertertia wurde in dieser Wochenschr. 1888 Sp. 1098 warm empfohlen. Auch der Teil für Obertertia verdient Anerkennung. Unter gleichzeitiger systematischer Wiederholung des griechischen Anfangspensums vollzieht sich hier die Weiterlehre des Verbums. Aus didaktischen Gründen ist die Reihenfolge der Verba auf μι von der herkömmlichen abweichend. Ich weiß nicht, ob sich die getrennte Einübung der transitiven und intransitiven Formen von ἵστημι derart, daß außer ὀνίνημι, πίμπρημι, πίμπλημι auch τίθημι, κεῖμαι, ἵημι und δίδωμι dazwischentreten, sich so besonders empfiehlt. Die Besonderheiten der Verba pura, muta und liquida werden in besonderen Abschnitten eingehender behandelt. Die Verba anomala erfahren eine dreifache Berücksichtigung, erst systematisch nach Wendts vielgerühmter Grammatik, dann zweimal im Anschluß an Xenoph. Anab. I und II. Die Übungsstücke sind vorwiegend zusammenhängender Natur und zwar teilweise höchst interessant und lehrreich durch die geschickte Benutzung von Fabeln und Anekdoten neben der Verwertung historischer Stoffe. Wie in No. 31 giebts auch lateinische Vorlagen S. 69 für die Aneignung der Pronomina. In den Vokabularien und in den syntaktischen Noten erkennt man die reiche Erfahrung des Verf. auf den ersten Blick. Die Zu-

sammendrängung der zahlreichen Formen desselben Verbalstammes auf verhältnismäßig engen Raum hat freilich hier und da etwas Mißliches; auch sind wohl stilistische und syntaktische Unebenheiten nicht ganz vermieden. Aber im ganzen und großen kann das Buch als ein praktisches, anregendes und in seinen Anforderungen maßvolles bezeichnet werden. Wenigstens ist die Frage der Notwendigkeit seines Erscheinens entschieden zu bejahen, da ja der 1. Teil sich Bahn gebrochen hat!

Quedlinburg. Franz Müller.

Dr. J. Woltjer, Latijnsche Grammatica voor Gymnasien. Tweede, verbeterde Druck. Groningen 1890, J. B. Wolters. XV, 410 S. 8. 3 fl. 90.

Eine sauber gedruckte, vornehm ausgestattete holländische Schulgrammatik der lateinischen Sprache, welche wie jedes ausländische Schulbuch unsere Neugierde erweckt, dabei aber unser Interesse in vollem Maße verdient. Einer sehr kurzen Einleitung über die Geschichte der Sprache folgen die vier Hauptteile „de leer der klanken en lettergrepen", „buigingsleer", „de leer der woordvorming", „de syntaxis". Innerhalb dieses Rahmens findet sich vielerlei von wissenschaftlichem Anstrich, was wir wenigstens für unsere Schüler sehr gerne entbehren würden; meist ist es Etymologisches und Sprachvergleichendes nach deutschen Forschungsresultaten, die überhaupt in sehr gewissenhafter und selbständiger Weise benutzt worden sind. Eine uns nicht geläufige Einrichtung des Buches gewahren wir S. 333—390 „vertaling der voorbeelden", eine Übersetzung der sämtlichen zahlreichen Musterbeispiele (woraus man übrigens bequem holländisch lernen kann) unter Angabe ihrer Herkunft, d. h. meist aus Cicero und Cäsar. Die Syntax entbehrt durchaus nicht einer bestimmten und klaren Kürze des Lehrausdrucks; aber die maßgebenden Gesichtspunkte treten nicht überall deutlich hervor, die Anordnung kommt uns teils zu äußerlich und zu wenig scharf vor, teils wieder geht sie zu sehr ins Einzelne, sodaß auch die Anwendung, mehr noch die Betonung von termini technici eine sehr ungleiche ist. Z. B. der Dativ wird in zwei Gruppen als dat. commodi et incommodi und als dat. „tot aanwijzing van doel en strekking" fast summarisch abgehandelt, der Genetiv einfach nach seiner Stellung bei Subst., Adj. und Verb. ohne besonderen Schematismus betrachtet, während der Ablativ als der eigentliche Abl., Lokativ, Instrum. in einer Menge auch äußerlich hervortretender Unterteile recht übersichtlich geordnet uns entgegentritt, ein Vorzug dieses Kasus vor den übrigen, wie er ihn nicht ausschließlich trotz der Mannigfaltigkeit seiner Funktionen beanspruchen durfte.

Da wir in dieser Anzeige das pädagogisch-didaktische Moment betonen, müssen wir auch die Darstellung der Deklination und Konjugation in ihrer Eigenart hervorheben. Nach der Einteilung in Konsonanten- und Vokalstämme kommt die 3. Deklin. voran und wird wegen ihrer J-stämme an zwei Stellen behandelt, die O-stämme kommen zuletzt: so wird das Schwierigere und Umfangreichere vorweggenommen und mensa um den Prinzipat gebracht. Überall werden die Geschlechtsregeln gleich mitgegeben, von denen einige im „Aanhangsel" unter andern Regeln als gereimte wiederkehren. In der Konjugation wird der Konsonantenstamm mit Paradigma scribo zuerst vorgeführt; um nun die zusammengesetzten Tempora bilden zu können, wird dazwischen sum mit allen Spracheigentümlichkeiten und Compositis eingeschoben. Nachdem die vokalische Konjugation gelehrt worden ist, folgt die Nebeneinanderstellung der vier Paradigmata, wobei für die 3. Konjug. zur Abwechslung carpo fungiert. Nach Vorführung des Deponens, der abweichenden Konjugationsformen, der Coniug. periphr., der Verb. anom. und defect. bringt Verf. die am meisten gebräuchlichen Verba (3., 4., 2 und 1. Konjug.) innerhalb der Stämme nach starkem und schwachem Perfekt und demnächst nach dem Supinum gruppenweise vorzüglich geordnet und von passenden Anmerkungen über Stammverhältnisse, Bedeutung, Formeneigentümlichkeiten u. s. w. begleitet. Die Formenlehre enthält, wenigstens für unsere Schulzwecke, mehr gelehrtes Beiwerk als der Durchschnittsschüler vertragen kann, wird aber für angehende Philologen als eine ἀφορμή zu eingehenderen Studien sehr anregend wirken (vgl. u. a. die Lautlehre). Sehen wir von dem Mangel gleichmäßiger Behandlung und praktischer Verwendbarkeit dieses oder jenes Teiles ab, so können wir nicht umhin, den Eifer des Verf. zu loben und ihm auch unserseits für die gebotene Anregung aufrichtig zu danken.

Quedlinburg. Franz Müller.

Programme aus Bayern. 1890.

(Schluß aus No. 39.)

B. Hasenstab, Studien zu Ennodius. Ein Beitrag zur Geschichte der Völkerwanderung. Luitpold-Gymn. zu München. 66 S.

Die Werke des Ennodius sind sowohl in der Editio princeps wie in der neuesten Ausgabe von Vogel (1885) in buntem Durcheinander, Reden, Briefe, Gedichte ordnungslos gemischt, abgedruckt. Verf. weist nun nach, daß diese eigenartige Überlieferung ursprünglich ist und die zeitlich geordnete Reihenfolge repräsentiert. — Ein Exkurs behandelt die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken. Das Datum der Entscheidungsschlacht bei Straßburg setzt Verf. in das Jahr 496, nicht, wie andere wollen, 505 oder noch später. Übrigens habe Chlodwich die Hauptmasse der Alamannen keineswegs vernichtet, vielmehr diesen Stamm seit 505 seinem Reiche einverleibt.

F. Vollmann, Über das Verhältnis der späteren Stoa zur Sklaverei im römischen Reich. Altes Gymn. zu Regensburg. 98 S.

Die Milderungen, welche die Lage der Sklaven seit Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. erfuhr, schreibt Verf. weniger dem sich verbreitenden Christentum als der hellenischen Philosophie, voran der Stoa, zu. Die Rechtsgelehrten waren zum größten Teil Stoiker und mußten vielfach im Sinne ihrer Philosophie auf Kaiser und Rechtspflege einwirken. Schon in theoretischer Hinsicht („tria praecepta iuris: honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere") lehnten sich die Juristen an die Stoa, und praktisch ist das Personen- und Sachrecht vielfach nach den Grundsätzen des Stoizismus umgeformt worden. Die Menschenrechte des Sklaven wurden ausdrücklich und gesetzlich (in den Digesten) hervorgehoben, die Familienbande des Sklaven anerkannt.

I. Rezensionen und Anzeigen.

W. M. Ramsay, The historical Geography of Asia Minor [Royal Geographical Society. Supplementary Papers. Published under the authority of the Council and edited by the assistant Secretary, 1. Savile Row vol. IV]. London 1890, John Murray. VI, 495 S. 6 Karten. 18 sh.

(Fortsetzung aus No. 42.)

An die allgemeine Behandlung des römischen Straßennetzes knüpft dann Herr Ramsay Betrachtungen über die Peutingersche Tafel, über Ptolemaios und die Itinerarien als geographische — wir sagen wohl richtiger: topographische Quellen. Es gehört mit zu der unglücklichen Anlage des Buches, daß diese Themen im Anfang von Teil II sämtlich noch einmal angeschlagen, und daß erst dann Hierokles und die Notitiae episcopatuum behandelt werden. Hier nun müssen wir uns einigermaßen verwundern, daß der Verf. seine Anschauungen über jene Quellen, wie er selber sagt, erst während der Ausarbeitung von Teil II, also in recht kurzem Zeitraum gewonnen hat. Und daß zur gründlichen Befassung mit diesen Fundamenten seine Zeit oder Vorbereitung nicht ausgereicht hat, können wir auch wohl gleich daraus schließen, daß er in K. Millers Text zur Tabula doch auch „viele nützliche und scharfsinnige Beobachtungen“ gefunden hat, und so werden wir ja auch mit der Behandlung der Tabula durch den Verf. mancherlei erleben. Hier nur so viel, daß Herr R. im allgemeinen die übrigens auch mannigfach verderbten Itinerare höher stellt als die Tabula, während er bei Ptolemaios auf die Verschiedenartigkeit der benutzten Quellen hinweist, die zusammengearbeitet worden sind, obgleich sie zeitlich nicht mit einander harmonieren. Dies ist zutreffend, hat indessen mit der relativen Richtigkeit der Ortslagen bei Ptolemaios weniger zu thun, als der Verf nun sofort zu glauben scheint, der doch wohl das in „Tavium“ S. 18 und Gött. Gel. Anz. 1888 S. 579 Gesagte nicht ganz richtig gewürdigt hat. Strabo und die Darstellung der byzantinischen Feldzüge seien äußerst wertvoll, aber die eigentliche Grundlage der topographischen Studien in Kleinasien sei in Hierokles und den Notitiae episcopatuum gegeben, welche vorzüglich geeignet seien, ein aus inschriftlich gesicherten Punkten bestehendes Netz zu vervollständigen. Nun, ich glaube, es braucht kein Geist vom Himmel herzukommen, um uns zu sagen, daß die reichsten Listen zunächst auch die nützlichsten sein werden; und was die Betonung gerade jener beiden betrifft, so darf ich vielleicht unter anderem auf Monatsber. Berl. Akad. 1879 S. 312 f., Tavium S. 4., Gött. Gel. Anz. 1888 S. 587 hinweisen. Aber das wollen wir Herrn R. gern conzedieren: systematisch durchgeführt hat er diese Betrachtung zuerst, und seine synoptischen siebenzehn Städtelisten, welche die „Städte und Bischofssitze“ aus ihren Münzen, aus Konzilsakten, aus Hierokles und den Notitien anordnen, gehören in meinen Augen zu den nützlichsten und nachahmenswertesten Bestandteilen seines Buches.

Das byzantinische Reich brachte eine starke Veränderung der Hauptstraßen mit sich, deren Durchführung der Verf. Justinian zuschreibt; in diesem Kapitel (S. 74 ff.), wie vielfach im folgenden, wo der Verf. auf die byzantinischen Heerstraßen zu sprechen kommt, glaube ich am meisten die Nachwirkung davon zu spüren, daß Herr R. seine ersten Reisen in Gesellschaft eines so ausgezeichneten Offiziers wie Sir Charles Wilson machen durfte und mit diesem wie mit dessen Mitarbeitern, den Herren Bennet, Chermside und Stewart, vielfach in Verkehr stand, die Anatolien damals mit ausgesprochen topographischen Zwecken durchreisten. Wie die Resultate ihrer Bemühungen der Welt vom englischen War Office leider vorenthalten werden, habe ich mehrfach zu berühren Gelegenheit gehabt, z. B. Perthes' Geogr. Jahrb. 1888 XII S. 291, Gött. Gel. Anz. 1888 S. 578 f. In dieser Beziehung ist also Herr R. durch seine persönlichen Berührungen mit den Topographen in einer einzig glücklichen Lage gewesen, und wie die Welt nun einmal ist, so scheint sie auch dies stillschweigend zu seinen Verdiensten und zu den Unterlassungssünden aller anderen zu rechnen.

Daß im letzten Kapitel des ersten Teiles („Lagewechsel“) meine bez. Bemerkungen den Verf. angeregt und zu weiteren Beobachtungen veranlaßt haben, dies zu ersehen, ist mir eine Freude gewesen, und ich erkenne gern an, daß der Hinweis auf die Entstehung von Städten aus ἱεραὶ χῶραι eine Bereicherung ist, während ich in der byzantinischen Wahl gewisser schwieriger Ortslagen eine Bestätigung meiner Rückwanderungstheorie sehe. Zutreffend ist wohl auch, daß Ungeschick in der Wasserversorgung Orte veröden läßt.

Im zweiten Teil ist Herr R. bemüht, den Städten und Bischofssitzen der einzelnen Provinzen ihre Lagen und im Anschluß daran den römischen wie den byzantinischen Straßen ihre Richtungen anzuweisen. Letztere Partien sind in einem großen Zusammenhange gedacht und zählen trotz vielfacher Verstöße gegen Tradition und Thatsachen (s. unten) zu den gelungensten und reifsten Stücken

des Buches; dasselbe gilt von der Entwickelung der Provinzen nach ihren Grenzen, ich hebe da S. 186, 195 ff, 252 ff., 315 f. und 371 ff. hervor; auch was der Verf. über die kaiserlichen Besitzungen S. 173 f. und über die Ären S. 441 f. sagt, habe ich mit Vergnügen und Belehrung kennen gelernt. Indessen mit wechselnderen Gefühlen glaube ich noch nie ein wissenschaftliches Werk gelesen zu haben: aufs unsanfteste wird man plötzlich in seiner Anerkennung gestört und beirrt durch Züge, unter welchen Unkenntnis ganz landläufiger Dinge bei weitem nicht der schlimmste ist. Denn diese will ich dem Verf. gar nicht einmal besonders schwer anrechnen und gern darin aufgehen lassen, daß ihm immer noch ein gutes Stück eines Autodidakten anklebt. Nur daraus läßt sich auch die harmlose Sicherheit einigermaßen erklären, mit welcher der Verf. nicht ohne Selbstgefälligkeit zahlreiche etymologische und paläographische Bemerkungen eingestreut hat, von welchen ich nur einige wenige herausgreife, so S. 150 über Sagara: Sagaris, 181 f. Dablis: Doris; S. 229 „Orkistos offenbar eine Art von Superlativ eines Stammnamens“ — nun wissen wir doch auch endlich wie etwa die Ortsnamen von Manchester, Worcester und andere zu verstehen sind! Anderes wie Berisa—Zelisa—Belisa—Bolus (S. 329), oder wie Sasima—Kasin—Hassaköi (S. 356 Anm. 2) erinnert an das berühmte Verhältnis von ἀλώπηξ zu „Fuchs“. Der Vorschlag (S. 227 Anm. 2), bei Genes. p. 122 für κόμματα vielmehr comata as a title of some body of troops zu lesen, beruht auf einer einfachen Unwissenheit, daß nämlich im neueren Griechisch κόμμα eine Abteilung, Partei heißt. Paläographische Kuriositäten sind, von den häufigen „Dittographien“ abgesehen, Koktemalikai = κτῆμα [Πο]λικαι[έων] (S. 136), Sasima = Siala (S. 295), Sinispora = Sinis + Erpa (S. 272), Orbanassa Ptol. = Minassa, where the first syllable (Or . .) has probably come from assimilation to Olbasa above (S. 406), Nitazi = Nitalis + Ozizala „perhaps run together“; nur merkwürdig, daß jene angeblich korrupte Form der Tabula und dem Itin. Anton. gemeinsam ist. Und so beruht all dieses auf unzulänglicher allgemeiner wie spezieller Kenntnis. Und ebenso gehört dann wieder zum Autodidakten die Unbefangenheit, mit welcher Herr R. sich bisweilen für den ersten und einzigen Träger gewisser älterer Wahrheiten hält, und die mich lebhaft an jenen Entdecker erinnert, der eines Tages seinen Freunden entgegenrief: „Ich habe heute die Telegraphie erfunden!“ — „Aber die ist ja längst erfunden“. — „Gewiß, aber nicht von mir!“

Dabei ist denn allerdings einzelnes doch befremdlich: es scheint alles Ernstes, als ob Herr R. das Buch des trefflichen Oxforders J. A. Cramer A geographical and historical description of Asia Minor (2 Bde. Oxford 1832) gänzlich unbekannt geblieben ist; und es hätte ihm doch ungleich nützlicher sein können als die überwundenen Bücher von Mannert und Forbiger, die ihrerseits wieder über einen Kamm zu scheren auf einer starken Verkennung der Sachlage beruht. Mannerts bez. zwei Bände erschienen 1801 und 1802, Forbiger vier Jahrzehnte später; sollte diesem traurigen Opus, das man weder zu kennen noch zu nennen braucht, überhaupt ein Gegenstück gesetzt werden, so war des Dr. Will. Smith' mehrfach citiertes Dictionary of Greek and Roman Geography nach seinen Hauptbestandteilen allenfalls dessen noch am meisten würdig.

Daß Carl Ritter Kleinasien nicht kannte, und daß die bez. zwei Bände, die letzten seines großen Lebenswerkes, nicht wohl angeordnet seien, das sind, wie ich glaube, ziemlich allgemein anerkannte Thatsachen; durch diese scheint der Verf. von dem Werke, das er selber „unentbehrlich“ nennt, doch mehr als billig abgeschreckt worden zu sein. Offen gesagt, ich finde von seiner Benützung nicht die leiseste Spur. Ich erkenne an, daß sie recht mühsam ist; dennoch hätte sie den Verf. manchesmal vor empfindlichem Schaden bewahren können. In einer Untersuchung, die ihm so wichtig erschien wie die über Euchaita, ist es denn doch recht stark, von der bestimmten Voraussetzung auszugehen (S. 323), daß für die Straße von Amasia nach Konstantinopel nur zwei Möglichkeiten vorhanden seien: nämlich entweder über Gangra, oder über Vezirkoeprü und Taschkoeprü, wobei die wirkliche Hauptstraße über Osmandjik und dann im Thale des Dewrektschai einfach fehlt. Herr R. konnte sie bei Ritter (Kl. As. I S. 403—5) finden, und wenn ihm das zu viel Zeit raubte, auf der Karte zu Hamilton, wo sie kurz und bündig als great Constantinople road bezeichnet ist. Übrigens glaube ich Euchaita an der höchst wichtigen Stelle von Osmandjik suchen zu müssen, wo ich im Gegensatz zu früheren Besuchern doch einige wenige Säulenreste bemerkt habe.

Am Ende würde auch Herrn R. ein kleiner Argwohn gegen die breit behandelte Inschrift aus Safaramboli (Bull. Corr. Hell. XIII 1889 S. 294 no. 1) aufgestiegen sein, wenn er durch Ritter I S. 735 auf Ainsworth, Travels and researches in Asia Minor I S. 65, geführt worden wäre und gesehen hätte, was man diesem Reisenden schon in der

Stephanskirche des Ortes erzählte. Auch über die Querwege im rauhen Kilikien (S. 362) steht bei Ritter II S. 363 f. gar mancherlei. Und in solchen Fällen kann Herr R. uns auch nicht damit entrinnen wollen, daß er ja nur gebe, was andere nicht hätten. So gründlich ist seine Kenntnis doch nur für einen zu geringen Teil des Landes, als daß er sich die Durcharbeitung aller früheren Reisen hätte ersparen dürfen, eine Anfgabe, welche mit Recht zu den hauptsächlichsten des wissenschaftlichen Geographen gerechnet wird. Schon aus meinem Kärtchen zu Tavium und aus H. Kieperts Gegenbemerkungen S. 7 Anm. 3 hätte er z. B. entnehmen können, daß es von Nefezköi nach Amasia noch andere Möglichkeiten giebt als die von ihm erwogenen. Und dies bringt mich auf einen der wichtigsten und zugleich wundesten Punkte, nämlich die Behandlung der Tabula Peutingeriana; hier haben sich die enge Grundlage von des Verf. Studien, seine hastig gebildeten Urteile ganz besonders gerächt. Im allgemeinen verfährt er folgendermaßen. Die hauptsächlichsten Ausgangspunkte und Endpunkte der Straßen pflegen ja gegeben und bekannt zu sein. Dann erwägt Herr R., welche Straßen und Ansiedelungen das Terrain nach seiner Kenntnis noch verrät, verlangt oder gestattet, und da plaziert er alsdann die Orte der Tabula oder wirft sie heraus, wie es gerade kommt. Ich lasse ganz auf sich beruhen, daß hier im Grunde ein circulus vorliegt, der leicht zu einem vitiosus werden kann, und verweise als Beispiele nur auf S. 267 Tavium-Mazaca, wo Zama und Dona von einer anderen Straße übertragen — transferred — seien, auf S. 358 Ikonion — Archelaïs, „Katabola transferred", und auf S. 357 Ikonion—Tarsos, an welche Straße Tetrapyrgia aus — Syrien übertragen sei, eine Annahme, die bei einem solchen Namen von allgemeinerer Bedeutung und Verbreitung (s. jetzt auch Athen. Mitt. XVI 1891 S. 137) ganz besonders verfehlt ist. Nun, daß wir von der Tabula keinen besonderen Kodex haben, wissen wir am Ende allmählich; außerdem hat sie wohl in neuerer Zeit kaum ein Urteilsfähiger für a fair picture of a Roman road system (S. 230) gehalten: es gehört das zu den thörichten Einwänden, die sich Herr R. von fingierten Gegnern fingiert. Vgl. übrigens Tavium, S. 23, Berl. Philol. Wochenschr. 1888 S. 629. Aber ist ihm nie der Gedanke gekommen, sich die Linien der Tabula einmal für bekanntere Länder auszuziehen, z. B. für Gallien und Italien, die der Kopist unseres Exemplars gewiß nicht besser kannte? Wenn ich da z. B. seine Bemerkung über Ptanadaris sehe (S. 273)*), wie würde es den fünf Orten namens Noviomagus, den sechs namens Noviodunum ergangen sein, die doch alle eine ehrliche Existenz bis auf den heutigen Tag gefristet haben, und wie den weiten Um- und Auswelchungen, die, wie wir da einmal glücklicherweise konstatieren können, in kurzen geraden, auch entgegengesetzt bewegten Linien beschlossen liegen? Und wenn Herr R. S. 67 selber erklärt, die Tabula sei viel fehlerfreier im Westen und Südwesten des Landes — wo sie nur leider blutwenig bietet —, ist ihm denn nie aufgefallen, wie selbst auf dem von ihm nur überschauten engen Beobachtungsgebiete eine günstigere Beurteilung der Tabula mit besserer Bekanntheit des betr. Landstückes zusammenfällt? Hat es ihn nicht stutzig gemacht, wenn Orte so verdächtiger Färbung wie Klanudda (S. 127), bes. Larissa (S. 272) — und als Analogon sei auch Kabassos Ptolem. S. 310 f. genannt, wenn solche Orte, sage ich, durch eine ganz vereinzelte zufällige Tradition doch gesichert werden? Und endlich, ist er selber sich nicht eingefallen, als er S. 393 schrieb: but before correcting our authorities, it is better to try, whether they cannot be justified? — Nein, so kommen wir nicht weiter, und es sollte mir sehr bedauerlich sein, wenn ich durch die Versuche, die ich mit der Tabula zuerst mit aller Behutsamkeit in „Tavium" angestellt zu haben glaube, zu einem so willkürlichen Umspringen auch nur den Anlaß gegeben haben sollte.

Außer der schriftlichen Überlieferung giebt es nun aber auch eine mündliche, welche auf der Zähigkeit von Orts- und Lokalnamen beruht: ich unterscheide da im türkischen Orient zwei Arten, einmal die direkte Erhaltung antiker Namen in Abwandlungen, die nicht ganz selten volksetymologisch einem türkischen Worte angenähert sind, und die Übersetzung griechischer Namen ins Türkische. Auf diese letztere Thatsache habe ich, soviel ich weiß, zuerst in meiner Anzeige von Sterrett (Gött. Gel. Anz. 1888, S. 592) hingewiesen, und ich kann nur wünschen, daß sie sorgfältiger beachtet werde, umso mehr, als sie auch Herrn R. an einer recht wichtigen Stelle zu Hülfe gekommen ist (S. 351), ohne daß er sich freilich jemals prinzipiell über sie ausspricht. Daß er sie als etwas Selbstverständliches behandelt, kann mir ja als

*) Die Stelle ist so charakteristisch, daß ich sie hersetzen will: in the roads which are given in the Itinerary the most striking feature is the constant introduction of Ptanadaris. There can be little doubt that Ptanadaris is Tanis and in that case (sic!) it is introduced in the most absurd and impossible way.

Zeichen schneller Wirkung in diesem Falle nur willkommen sein. Beim Verf. habe ich mir folgende Beispiele notiert:

S. 130. Neokastron — Yenikale
S. 267. Maurokastron — Karahissar
S. 36. Melissa — Baldjikhissar
S. 294. Limna — Göldjük
S. 351. Karydion — Funduklu.

Ich füge hinzu:

Melasfluß — Karasu, etwas nördlich von Kaisareia auf einer der Kiepertschen Karte zu Sterrett
Heptapyrgion — Yedikule
Usunlar — Makrichori
Bathykolpos (schon bei Dionys. Anaplus Bospor. Geogr. Gr. Min. II p. 53) = Böjükdere
Ὄφεως κεφαλή — Yilanowasi.

Zu der andern Quelle, der Namensähnlichkeit, mit der ja freilich früher mancher Unfug getrieben worden ist, verhält sich der Verf. in der Theorie sehr skeptisch; er spricht in seiner sentenziösen Art einmal (S. 123) vom fanciful path of etymological similarity, ereifert sich auch sonst noch ein paarmal dagegen (S. 448 zu 341 u. a.) und weist die Gleichsetzung von Goene mit Aegoenne (S. 261), von Kereli mit Karalis (S. 390) überlegen ab, weil beides gute türkische Namen seien, als ob nicht in solchem Verhältnisse das Wesen der Volksetymologie zum guten Teile bestände. In der Praxis meint er es auch gar nicht so schlimm; da ist bei Amorion von der Hadji Omar ova die Rede (S. 209 Anm.), bei Tomba von Tamba hassan (S. 261), bei Gauraina von Görün (S. 273, ein andres Dorf des Namens bei Ritter I 411!), bei Aipolioi von Pallas (S. 306), bei Kamure von Kemer (S. 269 f.), bei Kasin von Hassakoei (S. 356), ja bei Θεοδωρίαν πόλιν von — Safaranboli (S. 324); das kommt davon, wenn man sich aus Ainsworth oder Ritter nicht über die Safrankultur belehren läßt; ja bei Obrug-Pyrgos (S. 346, doch s. 448) und bestimmter noch bei Ainegöl-Angelokome (S. 207) spricht Herr R. ausdrücklich von Volksetymologie, und ich kann mir auch nicht vorstellen, daß ihm die Turcität oder Bedeutung von Worten wie Omar, Görün, Kemer, Orman (zu Ormana-Erymna) u. a. unbekannt geblieben sein sollte. Wenn daher der Verf. S. 459 f. den Mut hat, das gute türkische Wort Mudurlu (Mudurnu) für Modrene als ein unbestreitbares Beispiel für Volksetymologie, „wie er es lange gesucht habe“, freudig zu begrüßen, so wollen wir zwar zugeben, daß es nicht angenehm sein mag, etwas anerkennen zu müssen, was man mit besonderer Emphase vorher (S. 205 Anm. 3) als extraordinary error gebrandmarkt hat; aber aus diesem Hinterpförtchen, wie sie der Verf. so liebt, wollen wir ihn diesmal nicht entwischen lassen, ohne ihm vorher in allem Vertrauen zu sagen, daß wir solche tricks in Deutschland Spiegelfechtereien nennen, und daß wir diese, wie z. B. Äußerungen auf S. 458 f. über die auch wieder zu spät gesehene Reise von Diest, eher bei einem verwöhnten Virtuosen als bei einem Gelehrten erwarten.

(Schluß folgt.)

Joannes Bader, De Diodori rerum Romanarum auctoribus. Inauguraldissertation. Leipzig 1890, M. Hoffmann. 78 S. 8.

(Schluß aus No. 42.)

Eine konsequent durchgeführte Zählung nach Kriegsjahren war selbst nicht beim ersten Punischen Kriege, wo doch keine Verschiebungen des Amtsjahres stattfanden, mit einer Rechnung nach Amtsjahren gut vereinbar, zu den Zeiten des zweiten Samnitenkrieges mußte sie mit einer Zählung nach Konsulaten in scharfen Konflikt geraten.*)

Aber es kann auch geradezu bewiesen werden, daß, während die seit Varr. 330 gebrauchten Fasten**) durch nichts eine römische Quelle verraten, vielmehr die mehrfach erwähnten Formen Μάλλιος, Πλώτιος, Κλώδιος etc. auf einen griechischen Chronographen hinweisen, die annalistische Quelle Diodors zweifellos lateinisch geschrieben war. Allerdings könnte hier gegen manches Beweismoment mit einigem Grund eingewandt werden, daß bei der traurigen Überlieferung des Diodorischen Textes auf die Form, wie dieser oder jener Name überliefert sei, nicht viel gegeben werden könne. Und dann könnten Latinismen oder unbeholfene Redewendungen manchmal auch schon auf Rechnung des der griechischen Sprache nicht recht mächtigen Annalisten gesetzt werden. Gleichwohl sind beide Einwände nur in beschränktem Maße richtig und können bei der großen Anzahl von lateinischen Formen und ungeschickten Übersetzungswendungen die Benutzung eines lateinisch schreibenden Annalisten nicht zweifelhaft machen.

Es ist zwar anzuerkennen, daß B. (S. 5—9) hier vor der Verwendung einiger wenig oder nichts erweisender Beweismomente gewarnt hat. Aus dem

*) Dieser ist nachgewiesen von Unger, Röm. Stadtaera 66, Soltau, Proleg. zu einer röm. Chronol. S. 31 und Röm. Chronol. S. 324.

**) Bei den für die ältere Zeit gebrauchten Fasten ist dies anders, wie Meyer (Rh. Mus. 37, S. 611) gezeigt hat; das gesteht B. (vgl. p. 6 f.) zu.

wohl sicherlich verschriebenen Σαρδωνία (Diod. XV 27) darf ebensowenig etwas geschlossen werden wie aus Οὐελιτρίνων (statt des griechischen Βελιτρανόν, vgl. Steph. von Byzanz) oder Φαλίσκον πόλιν (Diod. XIV 96). Aber folgende Fälle dürften nicht leicht zu eliminieren sein. 1) Sehr oft begegnen wir den nur im Munde eines Übersetzers erklärlichen Zusätzen ὀνομαζομένη, προσαγορευομένη: Diod. XIII 43 (V. 340) πόλιν Βώλας ὀνομαζομέμην, 13 (V. 351) εἰς τὰς ὀμομαζομένας Οὐελίτρας, (V. 363) οἱ καλούμενοι Σένωνες, (V. 443) εἰς τὴν νῆσον τὴν Ποντίαν καλουμένην und ebendas. τὸν Ἱερὸν λόφον ὀνομαζόμενον, τὴν προσαγορευομένην Ἰντεράμναν. Derartige Zusätze finden sich in den griechischen Quellen entnommenen Partien Diodors, soweit ich sehe, nie.*) 2) Ohne genügenden Grund verdächtigt B. p. 7 die Tragweite der Erwähnung der Τοῦσκοι (XIV 117) ἔνιοι δέ φασιν αὐτὸν ἀπὸ Τούσκων θρίαμβον ἀγαγεῖν ἐπὶ λευκοῦ τεθρίππου. Neben den soeben erwähnten Τυῤῥηνοί nimmt sich das Τοῦσκοι höchst eigentümlich aus. Mag immerhin bei den Griechen der Name Τοῦσκοι gebraucht sein, so ist es an der Stelle nur aus Benutzung eines lateinischen Originals (triumphum egit ex Tuscis) zu erklären. 3) Diod. XIV 17 εἰς Σουτριανήν οὖσαν ἀποικίαν neben dem gebräuchlicheren Σούτριον erklärt sich nur aus wörtlicher Übertragung des lateinischen Sutrina colonia (bei Plin. N. H. III 51). Man vergl. ebendaselbst Σουτριαίοις (lies Σουτριάνοις). 4) Diod. XIV 116 bietet χιλίας λίτρας χρυσίου. Die Grundlage aller Argumentationen über die Beschaffenheit der Zahlenangaben bei Fabius ist die**), daß Fabius die Summen in Talenten angegeben hat. Daß hier eine Übersetzung des Livianischen mille pondo auri, also einer spezifisch lateinischen Quellenangabe vorliegt, sollte nicht bestritten werden. 5) Diod. XIV 116 ἐν τῷ καλουμένῳ Μαρκίῳ hat sicherlich kein griechisch schreibender Annalist geschrieben. Dieser hätte von einem Μάρτιον πεδίον gesprochen. 6) Rechnet man hinzu, daß (wie oben gezeigt worden) die Namenformen der annalistischen Quelle durchweg ein lateinisches Kolorit tragen, so dürfte die Benutzung eines lateinischen Annalisten durch Diodor nicht mehr fraglich sein können.

Diodor folgte also neben seinem griechischen Chronographen, der Fasten bot, einem lateinisch schreibenden Annalisten, zog aber für die erste

*) Selbstverständlich würde eine vereinzelte Ausnahme hieran nichts ändern.

**) Vgl. Zielinski, Die letzten Jahre des zweiten Punischen Krieges, S. 99.

Zeit noch jüngere Konsularfasten mit zu Rate, welche cognomina boten.

Wer war dieser lateinisch schreibende Annalist, der vor Piso geschrieben haben muß? Daß es Cato*) und Cassius**) nicht waren, steht eben so fest, wie daß der Charakter des Annalisten durchaus ein fabischer war. Ist da nicht mit Notwendigkeit an eine lateinische Bearbeitung des griechischen Fabius zu denken?

Nachdem längere Zeit hindurch die Existenz einer lateinischen Chronik des Fabius Pictor nicht bezweifelt worden war, hat jetzt B. p. 32—42 den Beweis zu erbringen versucht, daß lateinisch geschriebene Annalen des Fabius Pictor nicht existiert haben. — Dieser Beweis ist, trotz einiger richtiger Erwägungen negativer Art, mißglückt. Zum Teil kämpft B. hier gegen Windmühlen. So brauchte er p. 23 nicht erst die Ansicht zu bekämpfen, daß Fabius Pictor selbst sein Werk ins Lateinische übersetzt habe. Noch weniger durfte p. 34 hervorgehoben werden, daß hie und da ein gewisser Gegensatz zwischen den Fragmenten des griechisch und des lateinisch schreibenden Fabius existiere. Denn gerade dies war das stärkste Argument dafür, daß neben dem Original eine etwas veränderte Übertragung existiert habe. Nein, wer die Existenz eines lateinischen Fabius Pictor behauptet, denkt dabei ebensowenig an eine Selbstübertragung***) noch gerade notwendig an einen zweiten jüngeren Fabius Pictor†), sondern er hält damit nur zweierlei fest: 1) daß die griechischen Annalen des Fabius Pictor ins Lateinische übertragen sind, und 2) daß dabei dann die einer freieren Übertragung und Bearbeitung entsprechenden Zusätze und Verbesserungen eingefügt seien. Und daran ist, wie gezeigt werden soll, unter allen Umständen festzuhalten.

Derartige Übertragungen waren selbst bei den unbedeutenden Werken eines Acilius (Liv. XXV 39, 11) und eines Postumius (Macrob. Sat. III 20, 5) erwünscht, wieviel mehr bei dem Hauptwerke des Fabius, jenes Mannes, der daneben, als Quindecimvir und Gesandter nach Delphi, wahrscheinlich auch

*) Das folgt aus der ganz andersartigen Anlage des Originals.

**) Mit Cassius' Fragmenten steht Diodor mehrfach in Widerspruch.

***) Diese erscheint auch Diels „Sibyllinische Blätter 10" weit weniger wahrscheinlich.

†) Immerhin wäre es das Natürlichste, an einen der gelehrten und priesterlichen Geschlechtsgenossen des Fabius zu denken.

wohl noch nicht veröffentlichte Aufzeichnungen hinterlassen haben wird.*)

Mit welchen Gründen sucht nun B. die Existenz eines lateinischen Fabius zu verwerfen? Von den 6 bisher mit ziemlicher Sicherheit dem lateinischen Annalenwerk des Fabius Pictor zugeschriebenen Fragmenten können allerdings wohl zwei mit gutem Grunde demselben abgesprochen werden. Da Cic. de div. I 21, 45 ausdrücklich die griechischen Annalen des Fabius citiert, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß auch de div. I 26, 54 (f. 5) aus demselben entstammt, und ferner ist zuzugeben, daß fr. 1 Serv. ad Aen. XII 603 bei der mangelhaften Überlieferung der Worte „Fabius Pictor" nicht mit in betracht kommen kann. Dagegen sind durchaus mit Unrecht die Fragmente 2, 3, 4 einem lateinischen Annalenwerke eines Fabius Pictor abgesprochen worden. Allerdings wird nur bei fr. 3 (bei Nonius p. 518) Fabius Pictor Rerum Romanarum lib. I citiert, während die andern beiden Stellen zwar zweifellos aus einer Schrift des lateinisch schreibenden Fabius stammen, aber nicht ausdrücklich auf Annalen zurückgeführt werden.

Der Versuch Baders, diese Fragmente auf die libri pontificii desselben Autors zurückzuführen, ist jedoch umso weniger glücklich, als offenbar diese drei Fragmente derselben Romuluslegende entnommen sind, wie sie ausführlich wohl die Annalen, aber gewiß nicht die libri pontificii enthielten. Ganz verunglückt ist aber der Versuch, fr. 6 (Gell. N. A. V 4, 3) auf Fabius Maximus zu beziehen. Dieser wird nie von Gellius citiert, Fabius Pictor noch zweimal, und da sollte Gellius, wenn er die Annalen eines allgemein bekannten Fabius citierte, auch ohne Zusatz stillschweigend an jenen obskuren Fabius gedacht haben? Welcher Römer hätte etwa bei Fabii annales an etwas andres gedacht als an die annales des ersten, des berühmtesten Annalisten? Gerade der Umstand aber, daß hier vorausgesetzt wird, daß diese selben Annalen auch lateinisch abgefaßt waren, ist entscheidend dafür, daß hier nur die lateinische Übertragung derselben alten Annalen verstanden werden darf.

*) Mit Recht ist wenigstens von Diels, Sibyllinische Blätter S. 10, darauf hingewiesen worden, daß die entschieden auf den Quindecimvir Fabius Pictor zurückgehenden Berichte über die delphische Gesandtschaft (Liv. XXIII 11) in lateinischer Form überliefert gewesen sein müssen, und daß die in der Form durchklingenden Hexameter hier wie bei den carmina Marciana gleichfalls auf lateinische Übertragung hinweisen. — Anderseits bürgt die archaische Form dafür, daß die Übertragung nicht allzuspät anzusetzen ist.

Noch verdient hier kurz das Ergebnis von Baders Untersuchungen hinsichtlich der römischen Chronologie berücksichtigt zu werden. Gewiß ist B. zuzugestehen, daß manche Verschiebungen in den Fasten Diodors durch die Verwendung von zwei verschiedenartigen Fasten erklärt werden können. Das hatte ich schon bei den Verderbnissen V. 326—328 (Röm. Chronol. Abschnitt XVIII, §. 4) hervorgehoben. Dort war den älteren Fasten das Konsulat des Τίτος Κοΐντιος entnommen, den jüngeren die interpolierten Fasten zu 328—330. Die Umstellung des Fabierkonsulats nach V. 298 mag einer ähnlichen Divergenz der Fasten ihre Entstehung verdanken. Ist dadurch aber schon das eigentliche Problem der Diodorischen Chronologie gelöst? Dieses lautet: weshalb hat Diodor die Fasten zu 331—335 und später wieder zu 380—383 ausgestoßen, nach V. 364 aber die 5 Kollegien von 360—364 wiederholt? Der Ursprung einer derartigen Umgestaltung der Fasten ist durch eine Verwendung so kleiner Mittelchen nicht zu lösen.

Die Grundlage, von der hier ausgegangen werden muß, ist die, daß dem Diodor die wichtigsten Epochen aus Polybius' ersten Büchern bekannt waren, sowie daß gezeigt werden kann, wie zwei annalistische Angaben in Verbindung mit der schwankenden Tradition über die Dauer der Anarchie Diodor in der That schwankend machen konnten hinsichtlich der Zeitdauer der Jahre 380—388, welches letztere Jahr er, der annalistischen Zählung entsprechend, mit 362 v. Chr. geglichen hat. Es mag sein, daß er noch weitere, uns unbekannte Gründe zu seiner doppelten Gleichung für das Jahr V. 365 gehabt hat. Aber sachlich läßt sich auch nicht das Geringste gegen die von mir vorgeschlagene Lösung vorbringen, und die Elemente sind durch die Überlieferung bei Polybius, Diodor und Fabius fr. 6 so bestimmt gegeben, daß man doch seitens B., der sich ablehnend gegen diese Lösung des Problems verhält, einige wirkliche Gegengründe erwartet hätte! Was B. in dieser Beziehung p. 16—22 vorbringt, ist ohne allen Wert, und dadurch, daß er verkannt hat, daß Diodors Chronologie nur aus dem Gegensatz seiner nach natürlichen Jahren zählenden Chronik und seiner Fastenliste herzuleiten sei, hat er die Lösung der wirklich vorhandenen Schwierigkeiten hier nur erschwert.

Zabern i/Elsaß. W. Soltau.

Nils Sjöstrand, De oratorum atticorum in oratione obliqua temporum ac modorum usu. Commentatio ex actis universitatis Lundensis seorsum expressa. Lund 1889, Collin & Rietz (Ph. Lindstedt). 108 S. 4. 3 Kr.

Der Titel dieser Abhandlung ist nicht ganz zutreffend, indem sie sich auf Modi und Tempora derjenigen Sätze beschränkt, welche von den Tempora der Vergangenheit abhängen. Sie ist angeregt durch die Arbeit von S. J. Cavallin, De Xenophonteo temporum et modorum usu in enuntiationibus orationis obliquae primariis ad tempora praeterita relatis, und untersucht nach deren Muster den Gebrauch a) in Substantivsätzen mit ὅτι und ὡς nach den Verben dicendi und sentiendi, b) nach den Verben der Affekte, c) in indirekten Fragen, d) nach ὅπως und ὡς bei den Verben des Sorgens, e) bei μή nach den Verben des Fürchtens. Die kritische Beschaffenheit der Stellen wird wohl berücksichtigt, aber nicht immer auf zureichender Grundlage geprüft, vgl. S. 42, wo bei Lysias der cod. Laurentianus C als unverdächtiger Zeuge erscheint und der Text des Lykurgos nach den Ausgaben von Pinzger und Nicolai festgestellt wird. Das Resultat ist, daß der Optativ nur da erscheint, wo der Redner länger bei der Erzählung vergangener Thatsachen verweilt, Tempus und Modus der direkten Rede dagegen behalten wird „de eis, quae solent fieri vel debent“. Weit seltener geschieht es, daß der Indikativ beibehalten, das Tempus aber in die Vergangenheit gerückt wird. Demzufolge finden sich bei demselben Schriftsteller je nach Gegenstand und Gelegenheit auffallende Verschiedenheiten, indem z. B. Andokides nach ὅτι und ὡς in der Mysterienrede den Optativ entschieden bevorzugt, in den andern beiden Reden kein Beispiel aufweist oder Äschines, der sonst keineswegs zum Optativ neigt, in der Gesandtschaftsrede denselben „ubique fere usurpat“. Im allgemeinen ist jedoch bemerkbar, daß der Optativ allmählich an Boden verliert, und daß die jüngeren Redner Tempus und Modus der direkten Rede häufiger beibehalten als die älteren. Die fleißige Abhandlung verfolgt die Erscheinungen überall mit großer Sorgfalt und berücksichtigt ebensowohl die Verschiedenheiten im regierenden Verbum wie die Person, in welcher das abhängige Verbum im unabhängigen Satze stehen würde.

Schneidemühl. Thalheim.

C. Castellani, Intorno alle due edizioni venete 1471 e senz' anno delle Istituzioni di **Quintiliano** e all' edizione di 1482 delle declamazioni già attribuite a Quintiliano. Venezia 1891, Fratelli Vesentini. 15 S. 12. (Abdruck aus dem Bibliofilo.)

Die Bibliographen haben sich vielfach mit der Frage beschäftigt, welche der beiden Ausgaben des Quintilian die ältere sei, die Jensonsche von 1471 oder die gleichfalls in Venedig mit ähnlichen Typen wie die von Jenson gedruckte undatierte Ausgabe. Crevenna glaubt, daß beide mit Jensonschen Typen gedruckt sind und schließt aus der größeren Abnutzung der Schriften in der undatierten Ausgabe auf ihr späteres Erscheinen. Der verdienstvolle Bibliothekar der Markusbibliothek hat die Frage aus inneren Gründen zur Entscheidung gebracht: die Vorrede der undatierten Ausgabe ist wörtlich aus der Jensonschen Ausgabe abgedruckt unter Fortlassung der auf Jenson bezüglichen Stelle, sodaß der Nachdruck erwiesen ist; außerdem sind die griechischen Stellen, welche Jenson, der zur Zeit noch keine griechischen Buchstaben besaß, frei ließ, in der undatierten Ausgabe ergänzt. Eine Vergleichung der undatierten Ausgabe mit der von Lucas Venetus im Jahre 1482 gedruckten Ausgabe der Declamationes läßt darauf schließen, daß dieser Drucker oder sein Vater Dominicus, welcher nach Panzer schon 1481 eine Ausgabe der Deklamationen veranstaltet hat, bei der Übereinstimmung des Typenschnitts Drucker der undatierten Ausgabe der Institutionen sind, umso mehr, als ein Exemplar beider Werke im Besitze des Dr. Lattis in Fiume schon in der Zeit des Erscheinens zusammengebunden worden ist. H. S.

R. de la Broise, Mamerti Claudiani vita eiusque doctrina de anima hominis. Thesis. Paris 1890, Retaux-Bray. XXV, 221 S. gr. 8.

Bereits A. C. Germain (Montpellier 1846) und M. Schulze (Leipzig 1883) behandelten in ihren Doktordissertationen denselben Stoff, und namentlich Schulzes Arbeit ist derartig, daß die vorliegende Publikation, wenn auch nicht überflüssig, so doch in der ermüdenden Breite ihrer Anlage nicht gerechtfertigt erscheint. Denn was de la Broise wirklich Neues bietet, ist wenig im Verhältnis zum Umfange des Buches. Eine kurze Inhaltsangabe mit Hervorhebung dessen, was die Schrift Beachtenswertes enthält, soll diese Behauptung beweisen.

Auf das prooemium und eine nichtssagende dissertatio praevia, in der in oberflächlichster Weise auf die einzelnen christlichen Schriftsteller hingewiesen wird, die vor Claudian das Wesen der

menschlichen Seele erörterten (S. VII—XXV), folgt der Abschnitt über das Leben Claudians (S. 1—28). Auf den durch die Überlieferung, wie der Verfasser selbst zugiebt, nicht beglaubigten Beinamen Ecdicius (Ecdivius?) sowie auf den Umstand, daß Claudian den praefectorius patricius Sidonius *frater amantissime* nennt, baut der Verfasser seine Hypothese über die vornehme Herkunft Claudians, der wegen der Freundschaft mit Sidonius nicht viel früher als dieser, also zwischen 420—430 geboren sein könne. Hierzu bemerke ich, daß das Wort frater in Briefen von Christen gebraucht keinen Schluß auf gleiches Alter oder Herkunft des Schreibers und Adressaten zuläßt (vgl. die Einleitung zu meiner Ausgabe des Faustus p. XXIV), und daß auch beispielsweise Faustus, dessen Geburt sicher vor das Jahr 410 fällt, mit Sidonius in gleich intimer Weise verkehrt wie Claudian. Ich sehe daher keinen Grund, Claudians Geburt nicht nach der herrschenden Ansicht zu Anfang des 5. Jahrhunderts anzusetzen; er war etwa gleichalteriger Zeitgenosse des Faustus. Gut ist in folgendem der Hinweis auf Lugdunum als die Stadt, wo Claudian erzogen wurde.

Das zweite Kapitel handelt über Faustus Reiensis und dessen Brief, der dem Claudian die nächste Veranlassung zur Abfassung seines Werkes bot (S. 29—48). Das Leben des Faustus wird nach den dem Verfasser zu Gebote stehenden Hülfsmitteln geschildert; doch muß man sich wundern, daß der Verfasser den langen Artikel der Bollandisten (Acta sanctorum zum 28. September) über Faustus, der auch manches für Claudian abwirft und wohl das Beste genannt werden darf, was über Faustus bis in die letzte Zeit geschrieben wurde, nicht kennt (vgl. S. 209, woselbst nur auf die wenigen Worte Bollands über Faustus zum 16. Januar hingewiesen wird). Im übrigen verweise ich auf die Darstellung des Lebens und der Schriften des Faustus in meiner Faustusausgabe (Wien 1891).

Im folgenden geht der Verfasser auf die Argumente über, durch welche Claudian zu beweisen sucht, daß die Seele nicht körperlich sei (S. 48—74). Hierbei verfährt der Verfasser in der Weise, daß er das wirre Durcheinander der Argumente Claudians auf 6 Beweisquellen zurückführt und die konfuse Darstellung seines Autors dergestalt disponiert wiedergiebt.

Weitaus den größten Teil des Buches nimmt die Erläuterung der Begriffe Bewegung, Zeit, Ort, Zahl, Gewicht und Maß bei Claudian und ihrer Anwendung auf die Seele sowie die Darstellung des Seelenlebens ein (S. 74—163). Diese Abschnitte, welche die verschwommenen Lehren Claudians nicht bloß kompendiarisch wiedergeben, sondern vom philosophischen Standpunkte aus ordnen und teilweise ergänzen, scheinen mir das größte Verdienst des Verfassers zu sein; aber, aufrichtig gesprochen, verdient das Werk Claudians vom philosophischen Standpunkte aus eine derartige zerfasernde, detaillierte Behandlung? Gewiß ist ja die Schrift über das Wesen der Seele als Geistesfrucht des 5. Jahrhunderts höchst beachtenswert, aber ungleich mehr wegen ihres gelehrten Aufputzes als ihres stofflichen Inhaltes wegen. Zu dem gelehrten Aufputz rechne ich zunächst die eigentümliche Sprache (vgl. meine Untersuchungen darüber, Wien 1885) und jenes Prunken mit Citaten aus philosophischen Schriftstellern, die keineswegs stets der Sache zuliebe angeführt werden. Rechnen wir ferner noch ab, was Claudian in oft wörtlichem Anschluß an Augustinus bietet, so bleibt für den Philosophen Claudian kaum das Interesse, das eine so minutiöse, wissenschaftliche Behandlung seiner Lehren rechtfertigen könnte.

In zwei weiteren Abschnitten wird erörtert, wieweit Claudian die alte und patristische Philosophie benutzt hat (S. 163—181), und ob, beziehungsweise inwieweit neuere Philosophen (die Scholastiker und Cartesius) Claudians Lehren berücksichtigten (S. 182—200). Den Beschluß des Buches bilden Appendices über die dem Claudian zugeschriebenen Gedichte, die Handschriften und Ausgaben desselben (S. 201—207), ohne daß hierbei etwas Neues herauskäme, während das darauffolgende Verzeichnis jener Werke und Schriften, in denen über Claudian gehandelt wird (S. 208—214), schon wegen der hier, wie es scheint, vollständig angeführten französischen Litteratur recht beachtenswert ist. Hieran reiht sich noch ein ausführlicher Index nominum (S. 215—218).

Auffallend ist, daß das Buch trotz seiner oft seitenlangen Citate aus Claudian und Sidonius fast gar keinen Gewinn für die Textkritik beider Autoren abwirft. Denn daß der Text Claudians vielfach noch verbesserungsfähig ist, weiß niemand besser als Referent, der letzte Herausgeber Claudians. Die einzige richtige Emendation des Verfassers Crispus für Chrysippus habe ich bereits vorweggenommen in meinen, auch dem Verfasser bekannten Untersuchungen über die Sprache Claudians S. 16, während das in der auf S. 18 No. 3 besprochenen Stelle des Briefes an Sapaudus vermutete *mansionibus* (für *manso*) übertroffen wird durch Rönschs Emendation *mansu* (vgl. Hilgenfelds Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1887 S. 483).

Die auf S. 114 No. 3 vorgebrachte Konjektur *Hippasum* widerlegt der Verfasser selbst, und wenn S. 45 No. 1 in Sidonius' Brief an Claudian *teneritudinem quandam* (statt *quamquam*) *continuata maturitas admittit* vorgeschlagen wird, so zeigt er nur, daß er *quamquam*, welches bloß zu *continuata* gehört, nicht versteht. Bei Sidonius hätte die S. 214 wohl erwähnte, aber nicht benützte Ausgabe Lütjohanns dem Verfasser wesentliche Dienste leisten können. Aus der dazu gehörigen historischen Einleitung Mommsens wäre auch mannichfacher Nutzen zu ziehen gewesen.

An dem Latein der Abhandlung wäre nach unseren Begriffen von dem Latein einer Doktordissertation manches auszusetzen, wie *invenire est, legere est* u. ä. p. VII, IX u. ö., *longius esset exponere* p. XV, *potius proponerem, libentius crederem* S. 9, 10 u. ö. als Potential der Gegenwart, *de editionibus Claudiani, quas distinguere oportet ab editionibus Mamerti, dixi* S. 211 No. 1 u. s. w.

Wien. A. Engelbrecht.

Rich. Adelbert Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden. Ein Beitrag zur altkirchlichen Litteraturgeschichte. Ergänzungsheft. Braunschweig 1890, Schwetschke. VII, 262 S. 8. 8 M.

Acta apostolorum apocrypha post Constantinum Tischendorf denuo ediderunt Ricardus Adelbertus Lipsius et Maximilianus Bonnet. Pars prior. Acta Petri, Acta Pauli, Acta Petri et Pauli, Acta Pauli et Theclae, Acta Thaddaei edidit **Ricardus Adelbertus Lipsius.** Leipzig 1891, Mendelssohn. CXI, 320 S. 8. 12 M.

Sein großes Werk über die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden (Bd. I. II, 1, 2. 1883—1887) vollendet R. A. Lipsius durch ein Ergänzungsheft, welches außer Nachträgen (S. 1—112, 259—262) ein von Herrn Pfarrer H. O. Stölten in Frauenprießnitz mit großer Sorgfalt verfaßtes Register bietet: A. Handschriftenverzeichnis (S. 113—122), B. Litteraturverzeichnis (S. 123—177), C. Sachregister (S 178—249), D. Verzeichnis der Bibelstellen (S. 250—254), E. Verzeichnis der Berichtigungen und Ergänzungen (S. 255—258). Dieses Ergänzungsheft ist für den Gebrauch des Werks unentbehrlich.

Noch dankenswerter ist die neue Ausgabe der Acta apostolorum apocrypha, deren erster Teil alles, was sich auf Petrus, Paulus und Thaddäus bezieht, weit vollständiger und besser als bei C. Tischendorf (1851) enthält, deren zweiter Teil die Acta der übrigen Apostel in der Bearbeitung von M. Bonnet bringen wird.

Nach gelehrten Prolegomenen (p. VII—CXI) erhält man I. Acta Petri et Acta Pauli gnostica. Den Anfang machen schon die von Joh. Faber Stapulensis 1512 veröffentlichten Schriften unter dem Namen des Linus von Rom:

1. Martyrium beati Petri apostoli a Lino episcopo conscriptum (p. 1—22).

2. Passio sancti Pauli apostoli (p. 23—44). Beides zwar schon von Faber Stapulensis herausgegeben, aber erst jetzt nach Hss kritisch bearbeitet.

3. Höchst wichtig sind die erst jetzt aus einem codex Vercellensis vollständig herausgegebenen Actus Petri cum Simone (p. 45—103), deren Schluß über das Martyrium des Petrus auch griechisch, slawisch, äthiopisch, sahidisch erhalten ist und hier auch griechisch geboten wird. Der cod. Vercellensis hat diese Actus nach den Clementis Recognitiones. Das Latein ist ganz vulgär, der Text in einem schrecklichen Zustande, welcher fast ganz treu, aber mit den beigefügten Heilungsvorschlägen des Herausgebers, Herm. Useners und G. Gundermanns wiedergegeben wird. Das Latein ist eine Übersetzung aus dem Griechischen, welche schon Ambrosius gebraucht hat. P. 47, 13 'deus numinis (l. luminis, cf. 68, 32 s.) inenarrabilis'. Der Gebrauch des Evangelium secundum Aegyptios wird p. 94, 12 s. bemerkt. Dieses Evangelium liegt noch am nächsten bei dem Christusworte p. 58, 5, 6 'Qui mecum sunt non me intellexerunt'. Apokryphische Schriften werden auch p. 72, 1 s. benutzt. Nach Anführung von Ies. 53, 8. 2 s. mit dem befremdenden 'et alius profeta dicit' liest man: 'et In novissimis temporibus nascitur puer de spiritu sancto: mater ipsius virum nescit, nec dicit aliquis patrem se esse eius' (schwerlich aus Orac. Sibyll. VIII, 457 s. zu erklären), 'et iterum dicit: Peperit et non peperit'. Diese Anführung hat nichts zu thun mit Ascens. Ies. XI, 9, 13, sondern stammt aus dem apokryphischen Ezechiel, vgl. Tertullian. de carne Christi 23: Legimus apud Ezechielem de vacca illa quae peperit et non peperit, Clem. Al. Strom. VII, 16, 94 p. 890: Τέτοκεν καὶ οὐ τέτοκεν, φησὶν ἡ γραφή, Epiphanius Haer. XXX, 30: καὶ πάλιν ἐν ἑτέρῳ τόπῳ λέγει Καὶ τέξεται ἡ δάμαλις, καὶ ἐροῦσιν Οὐ τέτοκεν, Gregor. Nyss. Test. adv. Iud. 3 p. 303: ἰδοὺ ἡ δάμαλις τέτοκε καὶ οὐ τέτοκε.

4. Das Μαρτύριον τοῦ ἁγίου ἀποστόλου Παύλου mit einem lateinischen Bruchstück (p. 104—117) ist aus einer von C. Krumbacher abgeschriebenen Patmischen Hs bereits in den Jahrb. f. prot. Theologie 1886, S. 86—106 herausgegeben. Eine andere griechische Hs, welche auf den Anhang zu den Clementis Recognitiones zurückführt, hat Philipp Meyer auf dem Athos ausgebeutet. Be-

nutzt sind auch eine slawische, eine koptische und eine äthiopische Übersetzung. Das Bruchstück lateinischer Übersetzung ist entnommen aus drei Münchener Hss, vgl. Jahrbb. f. prot. Theologie 1886, S. 332—336.

II. Die Acta Petri et Pauli catholica werden eröffnet:

1. durch das Μαρτύριον τῶν ἁγίων ἀποστόλων Πέτρου καὶ Παύλου, zuerst lateinisch herausgegeben von Friedr. Nausea 1531, erst nach 1647 nach einer von Constantin Laskaris gefundenen Hs auch griechisch herausgegeben. Die erste taugliche Ausgabe gab J. C. Thilo 1837/38 nach griechischen Hss von Paris und lateinischen von Wolfenbüttel, weiter C. Tischendorf 1851. Lipsius hat nicht bloß den apparatus criticus sehr vermehrt, sondern auch die beiden stark abweichenden Textgestalten, welche Tischendorf noch zusammenbrachte, gehörig geschieden. Daher erstlich der Text nach cod. Ven. bybl. Marcian. (E) und dem Lateiner, welcher oft das Ursprünglichere bewahrt hat (p. 118—177), zweitens der Vulgärtext der übrigen griechischen Hss als πράξεις τῶν ἁγίων ἀποστόλων Πέτρου καὶ Παύλου (p. 178—222), hauptsächlich nach der Pariser Hs A. Erstaunen muß man über die Reichhaltigkeit des kritischen Apparats, welchen Lipsius zu beherrschen verstanden hat.

2. Die Passio apostolorum Petri et Pauli (p. 223—234), von hause aus lateinisch, wird hier zum erstenmal herausgegeben nach einer Londoner und einer Florentiner Hs.

III. Die viel gelesenen Acta Pauli et Theclae, zuerst herausgegeben von J. E. Grabe 1698, werden mit aller erdenklichen Sorgfalt, auch mit Benutzung der lateinischen, syrischen, slawischen, arabischen Übersetzungen geboten (p. 235—272).

IV. Die griechischen Acta Thaddaei, welche auf dem Briefwechsel des Abgar von Edessa und Christi beruhen, werden nach dem Vorgange Tischendorfs mit einigen Abweichungen herausgegeben (p. 273—278). Dazu der Brief des Abgar an Christum nach einer Wiener Hs mit Benutzung einer Athoshs (p. 279—283).

Nach Addenda et corrigenda (p. 284—293) machen den Schluß sorgfältige Register, nämlich Indices scripturarum, nominum, graecus, latinus (p. 294—320).

Das mühsame und sehr verdienstliche Werk wird auch Philologen, namentlich wegen der lingua rustica der Actus Vercellenses, manche Ausbeute gewähren.

Jena. Adolf Hilgenfeld.

Acta ss. Nerei et Achillei graece edidit Albrecht Wirth. Leipzig 1890, Fock. 42 S. 8. 1 M.

Die Acta ss. Nerei et Achillei, welche in die Geschichte der h. Domitilla namentlich den Kampf des Petrus mit dem Magier Simon und die Petrustochter Petronilla hineinbringen, waren bisher nur lateinisch bekannt (Acta ss. Maii Tom. III. p. 4 s.). R. A. Lipsius (Apokryph. Apostelgeschichten II, 1, S. 200 f.) fand hier beträchtliche Stücke der alten πράξεις Πέτρου, wie sie die Actus Petri Vercellenses bieten, aufbewahrt. Der Verfasser des lateinischen Textes bekennt selbst die Übersetzung aus dem Griechischen. Aber der griechische Text, welchen Wirth jetzt aus Cod. Vat. 866 (V) des 11. Jahrh. mit Benutzung des wesentlich abweichenden Cod. Vat. 1286 (C) aus dem 15. Jahrh. veröffentlicht, ist mehrfach verschieden von demjenigen, welcher dem lateinischen Texte zu grunde liegt. Der Herausgeber meint, die Acta Domitillae seien durch Africanus oder Eusebius dem Morgenlande bekannt gemacht und hier ausgeschmückt worden.

Die Ausschmückung ist eine völlige Verzerrung, da Domitilla, des Flavius Clemens Gemahlin und Mutter zweier Söhne, hier von Nereus und Achilleus zu ewiger Jungfrauschaft überredet wird. Wirklichen Wert hat der eingefügte Brief des Marcellus an Nereus und Achilleus c. 12—17, weil er den Streit des Petrus mit dem Magier Simon in wesentlicher Berührung mit den Actus Vercellenses erzählt, also deren griechischen Urtext, freilich nicht ganz treu, wiedergiebt. Wirth hält für das Älteste und Ursprünglichste den letzten Teil, welcher jedoch durch den Schluß (τῷ ἁγίῳ καὶ ζωοποιῷ πνεύματι), wie er vorliegt, bereits auf die Zeit nach dem 2. ökumenischen Konzil zu Konstantinopel 381 führt.

Das unerhörte σαινουσιν p. 26, 14 wird wohl σαίνουσιν sein sollen; p. 28, 6 ist sicher κτίσει für κτήσει zu lesen. Der Index graecus bringt einiges, was sich sonst nicht findet: ἤθησεν (solet), λῆρεις (ludibria), λακτία (für λακτισμός), μίασις (für μιασμός) und das Kompositum παρεπαίρω. Druckfehler sind, von ganzen Kleinigkeiten abgesehen, p. 25, 4 τοίνον st. τοίνυν, 35, 32 οὐυ st. οὖν.

Jena. Adolf Hilgenfeld.

R. Wagner, Der Gebrauch des imperativischen Infinitivs im Griechischen. Programm des Gymnasium Fridericianum zu Schwerin i. M. 1890. 52 S. 4.

Den dankenswerten Beiträgen zur Kenntnis der historischen Syntax der griechischen Sprache, welche die letzten Jahre in reichem Maße gebracht

haben, reiht sich die vorliegende Abhandlung, die ihren Gegenstand in drei Kapitel (I. Epische Poesie der klassischen Zeit, II. Lyrik, Drama und Prosa der klassischen Zeit, III. Nachklassische Poesie) gliedert, in würdiger Weise an. Im Anschlusse an die bereits von Delbrück und Gädicke über die Verwendungsweise des imperativischen Infinitivs gemachten Beobachtungen stellt der Verfasser fest, daß derselbe bei Homer entweder in futurischem Sinne („in Vorschriften, die für alle Zukunft und alle Fälle gültig sind", oder „in Vorschriften, Befehlen, Mahnungen, Warnungen, die sich auf einen einzelnen, nach Verlauf einiger Zeit, zuweilen nur eventuell, eintretenden Fall beziehen und deren Ausführung häufig mit einem Ortswechsel verbunden ist", vgl. S. 25) oder aber und zwar nur selten „unter Zurücktreten seiner futurischen Bedeutung zur Bezeichnung eines energischen Befehles oder dringenden Wunsches" gebraucht werde. Man wird diesem Ergebnisse der Untersuchung beistimmen dürfen, wenn auch einige Stellen trotz der Ausführungen des Verfassers Schwierigkeiten verursachen und man in manchen Fällen, wie z. B. Γ 458 f, ε 162 f, β 305 fast geneigt sein könnte, schon für die Sprache der Homerischen Gedichte ein Verblassen der ursprünglichen Bedeutung und Zusammenfall mit dem Gebrauche des gewöhnlichen Imperativs anzunehmen. Mit Recht vergleicht der Verf. mit dem imperativischen Infinitiv bei Homer den sogenannten Imperativ des Futurums oder Jussiv im Lateinischen und spricht sich gleichfalls mit vollem Rechte für die Herleitung dieser Verwendungsweise aus der ursprünglichen dativischen Bedeutung des Infinitivs aus (S. 27). Übrigens verschlägt es garnichts, wenn auch einzelne Lokative unter den Infinitiven sind. Denn mit Rücksicht auf die bekannte Gebrauchsweise dieses Kasus im Altindischen, „nach der der Lokativ zum Ausdruck des Zieles oder Objektes einer Bewegung oder Handlung oder ausgeführten Empfindung verwendet wird" (Whitney § 304), müssen wir ja auch die Verwendung von Lokativformen in der Gebrauchsweise des Infinitivs vollkommen begreiflich finden. Nachdem der Verf. das Vorkommen des imperativischen Infinitivs bei Homer in ausführlicher Weise erörtert hat, werden der Reihe nach die griechischen Schriftsteller nicht nur auf das statistische Verhältnis des Vorkommens unseres Infinitivs untersucht, sondern auch bezüglich der beiden oben erwähnten Bedeutungsverschiedenheiten (futurische und jussive Bedeutung) interessante Beobachtungen mitgeteilt. Es ist nicht Aufgabe dieses kurzen Referates, die in unserer Schrift niedergelegte Statistik einfach auszuschreiben. Nur zweier Thatsachen sei Erwähnung gethan, nämlich daß dieser imperativische Infinitiv in der attischen Umgangssprache gegen Ende des 5. und zu Anfang des 4. Jahrhunderts noch immer die futurische Bedeutung gewahrt hatte und dies auch noch für die alexandrinische Zeit sich erweisen läßt, und daß diese Verwendungsweise des Jnfinitivs, die bereits Oppian und Quintus Smyrnaeus nicht mehr zu kennen scheinen, zur Zeit des Nonnos in der griechischen Litteratur nicht mehr vorhanden war.

Innsbruck. Fr. Stolz.

M. Massip, Le Collège de Tournon en Vivarais. D'après les documents originaux inédits. Paris 1890, Picard. 323 S. 8.

Tournon ist eine kleine Stadt an der Rhone im Departement Ardèche. Seine Schule wurde 1536 durch den Kardinal François de Tournon, den berühmten Minister des Königs Franz I., gegründet. Wenn wir uns erinnern, daß der Gründer derselbe Staatsmann ist, welcher die Jesuiten nach Frankreich gerufen und ihnen 1562 sein Vermögen vermacht hat, so ergiebt sich von selbst, welchen Zweck diese Gründung verfolgte.

Das Collège von Tournon hat dieselben Schicksale durchgemacht wie sehr viele französische Schulen. Anfangs etwas freier und ziemlich unbelästigt, gerät es bald unter die Herrschaft der Jesuiten. Als dieser Orden aufgehoben wird, halten die Oratorianer ihren Einzug, welche sodann bis zur großen Revolution sich behaupten. Schließlich wird aus der ehemaligen Jesuitenschule ein Lycée du département de l'Ardèche.

Um nicht die Gefühle mancher Leser zu verletzen, verhält sich der Verfasser möglichst unparteiisch und vermeidet alle Vergleichungen mit gegenwärtigen Zuständen. „Parler de l'enseignement d'autrefois sans le comparer à celui d'aujourd'hui, pourrait passer aussi pour une lacune. Si c'est une lacune, le lecteur la comblera. Notre avis pourrait n'être pas en harmonie avec le sien; nous ne voulons offenser le sentiment de personne".

Jedes Jahr erscheinen in Frankreich mehrere Schulgeschichten und fast regelmäßig in Form von gut ausgestatteten besonderen Bänden, wie auch die von Tournon. Wir deutschen Schulmänner fragen da unwillkürlich, wie der Verleger auf seine Kosten kommen könne, und wer wohl solche Bücher kaufe. Doch wohl hauptsächlich die ehemaligen Schüler der betreffenden Anstalten. Woran es wohl liegen mag, daß es damit bei uns in Deutschland ganz anders bestellt ist? Wo findet sich

bei uns ein Verleger für die Geschichte einer einfachen Lateinschule oder eines Gymnasiums, es sei denn, daß diese Schule eine ganz besonders wichtige Geschichte hätte! Aber vielleicht sind die Verfasser der deutschen Schulgeschichten auch selbst daran schuld! X.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Hermes 1891. Band XXVI. Heft 3.

(321 ff) **M. Wellmann**, Sostratos, ein Beitrag zur Quellenanalyse des Älian. Älians Übereinstimmung mit Nikander und dem Nikanderscholiasten erklärt sich aus der Benutzung derselben Quelle Apollodors, des Stammvaters aller Iologen; doch haben sie ihn nicht direkt benutzt, sondern den Sostratos (um 30 v. Chr.). Zusammenstellung der Fragm. des S. περὶ βλητῶν καὶ δακέτων, περὶ ζῴων und aus seinen medizinischen Schriften. — (351 ff.) **J. Vahlen**, Zu Soph. u. Eur. Elektra. Erweist gegen v. Wilamowitz, daß Klytämnestra bei Eur. sich im voraus gegen Angriffe verteidigt, die Elektra bei Soph. (516—659) gegen ihre Mutter erhoben hatte; Eur. legte seiner Klyt. eine Verteidigung in den Mund, mit der er die Sophokleische zu überbieten gedachte. Auch Elektras Erwiderung bei Eur. zeigt wenigstens in der zweiten Hälfte deutliche Beziehungen auf die Motive bei Soph.: der dramatische Gewinn in den Euripideischen Reden beider scheint gering, der Hauptanstoß zu denselben ist in dem Wunsch zu suchen, den Soph. zu übertreffen. Wilamowitz' Verstilgungen sind demnach abzuweisen. — (366 ff.) **H. von Arnim**, Entstehung und Anordnung der Schriftensammlung Dios von Prusa. Der Euboicus wurde schon vor der Sammlung der kleinen Schriften Dios, welche in der Zeit zwischen Philostratus (Vit. Soph. I 7) und Synesius (Anfang des 5. Jhd.) stattgefunden haben muß, gesondert von den übrigen bunt durcheinander geworfenen Schriften überliefert und fiel schon verstümmelt in die Hände des Synesius, der ihn dann nach den Königsreden einreihte. — (408 ff.) **W. Soltau**, Zur Chronologie der Hispanischen Feldzüge 212—206 v. Chr. (Ein Beitrag zur Quellenkritik des Livius.) Die dem Polyb. fast wörtlich entlehnten 6 Stellen in Buch 26—29 sucht Verf. als nachträglich eingeschoben zu erweisen; im übrigen folgt Liv. in seinen hispanischen Berichten und für den Übergang nach Afrika dem Claudius, der die eigentümliche annalistische Tradition des Acilius mit größeren Polybianischen Exkursen kombiniert hatte und den Vermittler zwischen Liv. und den griechischen Autoren bildete; im ganzen folgt Liv. auch in der dritten Dekade abschnittweise nur einem Autor, dem er am Schluß einige Varianten beifügt; er wählte verschiedene Quellen, je nachdem er den zu behandelnden Stoff wechselte. Zum Schluß: Übersicht der Livianischen Quellen von 25, 32 bis 29, 36. — (440 ff.) **U. Th. Boissevain**, Zonaras' Quelle für die römische Kaisergeschichte von Nerva bis Severus Alexander. Verteidigt gegen Büttner-Wobst seine Ansicht, daß dem Zon. etwa von 11, 21 an nicht mehr der vollständige Dio, sondern die Xiphilinische Epitome als Quelle vorgelegen habe; also ist Zonaras für die Zeit von Trajan bis Sev. Alex. für den Historiker vollkommen wertlos und mitunter irreführend. — (458 ff.) **A. Höck**, Der Odrysenkönig Hebrytelmis (Nachtrag zu S. 76—117). Die von Lolling im Δελτίον ἀρχαιολ. V, 203 veröffentlichte Inschrift lehrt, daß zwischen Medokos und Kotys I ein König Hebrytelmis über die Odrysen herrschte und alte freundschaftliche Beziehungen seiner Vorfahren zu Athen wieder anknüpfte. — (463 ff.) **F. Burger**, Stichometrisches zu Herodot. Im cod. Paris. 1633 des Herodot finden sich von III 71, 6 ab zweifellose Reste von Partialstichometrie; der Buchstabe P (Zeichen für ἑκατόν) im Abstand von je 57—61 Zeilen diente zunächst nur als Raummaß für das Papyrusmaterial; der στίχος der betr. Rolle enthielt rund 28 Buchstaben. Da auch Paris. 1634 das gleiche Zeichen an den gleichen Stellen von lib. III c. 71 ab hat, ist anzunehmen, daß der eine cod. vom andern abgeschrieben ist, oder daß beide auf denselben Archetypus zurückgehn. — **Miszellen.** (472 ff.) **W. Dittenberger**, Zur Hekatompedon-Inschrift. Erwiderung gegen Dörpfeld zu οἴκημα ταμιεῖον. — (474 ff) Ders., Διόνυσος δημοτελής, Buttmanns Konjektur zu Dem. XXI 53 auf grund der Inschrift Bull. de corresp. hellén. II p 275 widerlegt. — (478) **H. Diels**, Zu den Genfer Iliasscholien. Resultat einer Nachprüfung durch H. Micheli. — (479 f.) **B. Kübler**, Zu Tertullian de Spect. 10.

Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική, ἐκδιδομένη ὑπὸ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἑταιρίας. Περίοδος τρίτη 1890, τεῦχος τέταρτον.

(173—194) **Andreas Skias**, ἐπιγραφικὰ μελετήματα. Beziehen sich auf die kretischen Inschriften, sowohl die große, von Fabricius-Halbherr veröffentlichte, wie neuere, im Museo Italiano bekannt gemachte. — (195—203) **Adolph Wilhelm**, ψηφίσματα ἐξ Ἐρετρίας. 1) Hegelochos von Tarent wird zum Proxenos etc. ernannt ὡς συνελευθερώσας τὴν πόλιν ἀπ' Ἀθηναίων. 2) Proxeniedekret für Herakleitos von Tarent. — (203—206) **Ders.**, Zu schon bekannten attischen Inschriften. — (207—220) **D. Philios**, Skulpturen aus Eleusis (mit Tafel 10—13 und einer zinkographischen Hülfstafel). Tafel 10 und 11, Torso eines Epheben mit ziemlich gut erhaltenem Kopf, wohl in der Haltung des sich den Kranz aufsetzenden Siegers; Tafel 12, eine Kopie nach einer Gruppe vom Westgiebel des Parthenon; Tafel 13, wohl Kopie nach dem Erechtheionfries. — (221) **Joh. Sakellarios**, Inschrift von der Insel Λειψία (nahe bei Patmos). — (222—223) **Stephan Kumanudis**, Inschriften von Athen (Rechnungsablagen, sehr fragmentiert).

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 41.

(1420) **G. Goyau**, Chronologie de l'empire romain (Paris). 'Bei seiner praktischen Einrichtung wird sich das Buch bald einer großen Beliebtheit erfreuen. Es ist dabei sehr ausführlich'. — (1422) **P. Manfrin**, Gli Ebrei sotto la dominazione romana (Rom). 'Fesselnd und verständig geschrieben; aber nicht selten versteigt sich Verf. zu Behauptungen, für die er den Beweis schuldig bleibt'. *W. Dr.* — **(1430) L. Pütterlin**, Zur Geschichte der verba denominativa im Altgriechischen (Straßburg). 'Sehr methodischer und fleißiger Beitrag'. *G. M...r.* — (1431) Metrodori fragmenta coll. **A. Körte** (Leipzig). 'Verbesserung und Bereicherung der Düningschen Ausgabe'. *Wohlrab.* — (1431) **G. A. Saalfeld**, De Bibliorum sacrorum vulgatae editionis graecitate (Quedlinburg). 'Auch dieses Verzeichnis ist „leidige Buchmacherei"'. *C. W...n.* — (1432) **F. Laban**, Der Gemütsausdruck des Antinous (Berlin). 'Gedankenreiche Schrift über ein sehr interessantes Thema; lebhafte Diktion, aber die Fragen nicht rationell erledigend. Ein großer Teil der aufgezählten Urteile fällt von selbst weg, da er einem falschen Antinous gilt'. *T. S.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 39.

(1403) **Roscher,** Studien zur griechischen Mythologie (Leipzig). 'Verf. hat vielleicht hin und wieder den persönlichen Eindrücken etwas zu sehr nachgegeben'. *Immerwahr.* — (1407) Classical Texts (Herondas) ed. **Kenyon**; Herondas, ed. **W. G. Rutherford.** Angezeigt von *H. Diels:* 'Ich weiß nicht, welche besonderen Umstände das unbegreifliche Buch Rutherfords entschuldigen können. Will Hr. R. seinem guten Rufe und zugleich dem Publikum einen Gefallen erweisen, so ziehe er die übereilte Ausgabe aus dem Buchhandel zurück. Jedenfalls wird jeder nur die Ausgabe von Kenyon benützen dürfen'. — (1411) **E. Aust,** De aedibus sacris populi Romani (Marburg). 'Wertvoller Beitrag zur Geschichte der stadtrömischen Tempel'. *O. Richter.* — (1419) Monumenti antichi, I, 1 u. 2 (Rom). Nur einige technische Nebenfragen rügt *A. Michaelis.*

No. 40.

(1446) **W. Sillem**, Matrikel des Akademischen Gymnasiums in Hamburg. 'Reiche Fundgrube'. *Wohlwill.* — (1448) Beiträge zur Assyriologie, herausgeg. von **Delitzsch** und **Haupt**, No. 1 und 2 (Leipzig). 'Im allgemeinen gediegene Arbeiten'. *P. Jensen.* — (1451) Porphyrii quaestiones Homericae ed. **H. Schrader** (Leipzig). Lobend kritisiert von *G. Wetzel.* — (1453) Cato de agricultura; Varro de r. r., rec. **H. Keil** (Leipzig). 'Bietet eine möglichst getreue Rekonstruktion'. *G. Wissowa.* — (1458) Studi di storia antica, pubbl. da **J. Beloch**, I (Rom). Die vier Beiträge italienischer Gelehrten werden von *B. Niese* ziemlich kontrovers behandelt. — (1467) **J. Berendes**, Die Pharmacie bei den alten Kulturvölkern (Halle). Freundliche Anzeige von *Puschmann.* — (1477) Aristoteles Schrift vom Staatswesen der Athener, verdeutscht von **Kaibel** und **Kiessling** (Staßburg); dasselbe übersetzt von **Poland** (Berlin). 'Die zweite Auflage der erstgenannten Übersetzung ist sorglich geglättet; die Polandsche zeichnet sich nützlich durch sachliche Bemerkungen aus'. *Th. Gomperz.*

No. 41.

(1499) **Hülsen** und **Lindner**, Die Alliaschlacht (Rom). 'Mit fröhlicher Forscherstimmung geschrieben. In der Hauptsache werden die Verf. recht haben'. *G. Thouret.* — (1503) **Fr. Berger**, Die Septimerstraße (Zürich). 'Resultat: Die Septimerstraße nicht römisch'. *Meitzen.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 40.

(1081) **Gardthausen**, Augustus und seine Zeit (Leipzig). 'Verf. löst seine Aufgabe mit seltener Kenntnis des Materials, Klarheit und scharfem Urteil, bei im ganzen anziehender Darstellung'. *H. Schiller.* — (1085) **A. Cima**, Observationes ad Cic. De oratore (Parma). Gegen die einzelnen Emendationen und Erklärungen hat *W. Friedrich* viel einzuwenden. — (1087) **J. Hartman**, De Horatio poeta (Leiden). 'Verf. fällt über Horaz wegen dessen Realismus ein recht ungünstiges (nicht immer ungerechtfertigtes) Urteil'. *Schütz.* — (1093) Aristoteles 'Αθ. πολιτ. ed. **C. Ferrini** (Mailand). 'Gut'. Cauers Ansicht von der Unechtheit wird zurückgewiesen. *G. J. Schneider* (derselbe Ref. notiert anschließend die 2. Aufl. der Kaibel-Kießlingschen Übersetzung). — (1094) **Fr. van Cleef**, De attractionis in enunciationibus relativis usu Platonico (Bonn). 'Schätzenswert'. *Frenzel.* — (1095) **J. A. Ernesti**, Narratio de Jo. Matth. Gesnero ad D. Ruhnkenium, ed. nova cur. **W. Pökel** (Berlin). 'Sollte viele Leser finden'. *H. Draheim.*

Revue critique. No. 39.

(149) **H. Brugsch,** Die biblischen sieben Jahre der Hungersnot. 'Hat Interesse für die ägyptische Geschichte, aber keinerlei Beziehungen zur biblischen Geschichte'. G. Maspero. — (154) **A. Löwenthal,** Pseudoaristoteles über die Seele (Berlin). 'Gerechtfertigte Hypothesen'. R. Duval. — (157) **A. Holm,** Griechische Geschichte, III. (Berlin). 'Mehr für das große Publikum geschrieben, enthält Holms Geschichte doch originelle Gesichtspunkte, die nicht unbeachtet bleiben dürfen'. P. Guiraud. — (158) **Th. Allen,** Notes on Greeck MS. in Italian libraries (London). 'Hat einzelne Fehler, bei allgemeinem Verdienst'. L. Duvau. — (159) Fausti et Ruricii opera rec. **A. Engelbrecht**; Augustini opera VI 1 rec. **J. Zycha** (Wien). Lobende Kritik von P. Lejay. — (160) **M. Bonnet**, Le latin de Gregoire de Tours (Paris). 'Excellent'. P. Lejay.

No. 40.

(177) **J. Krall**, Studien zur Geschichte des alten Ägypten, IV: Das Land Punt (Wien). Hr. G. Maspero hält des Verf. geographische Bestimmung des Landes Punt im wesentlichen für richtig. — (182) **G. Hertzberg**, Histoire de la Grèce, III, traduite. 'Eine undankbare Arbeit (das Original ist veraltet) zu gutem Ende geführt'. P. G. — (182) **Jeanroy** et **Puech**, Histoire de la littérature latine. 'Die Verf. durcheilen ihr Gebiet mit der schwindelerregenden Hast eines Schnellzuges'. A. — (185) Cornuti ars rhetorica ed. **J. Graeven** (Berlin). 'Wichtiger Beitrag zur kritischen Geschichte der Rhetorik'. Lejay. — (185) **L. Traube**, A Roma nobilis (München). Anerkennende Besprechung von Lejay. — (187) **F. Ehrle**, Historia bibliothecae Romanorum pontificum (Rom). Angezeigt von A. Molinier.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 42.)

XXXV. 9. Juli. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **E. du Bois-Reymond.**

1. Es lagen eine Denkschrift des Hrn. Prof. **Hertz** in

Breslau und daran von der phil.-hist. Klasse geknüpfte Bemerkungen vor über das Unternehmen eines lat. Wörterbuches. 2. Das auswärtige Mitgl. Hr. **W. Weber**, ist zu Göttingen am 23. Juni gestorben. 3. Zu korr. Mitgl. der phil.-hist. Klasse wurden am 4. Juni d. J. gewählt die HH. Prof. **L. Wimmer** (Kopenhagen), Prof. **H. Usener** (Bonn), Dr. **B. Latyschew** (Kasan), Prof. **G. Kaibel** (Straßburg), Prof. **C. Wachsmuth** (Leipzig), Prof. **U. von Wilamowitz-Möllendorf** (Göttingen). (S. 671 ff.) **M. Hertz**, Gutachten über das Unternehmen eines lat. Wörterbuches. A. Bedeutung, Geschichte, Plan und voraussichtliche Kosten eines lat. Wortschatzes. I. Bedeutung. Ein den ganzen Schatz bewahrendes wissenschaftliches Wörterbuch der lateinischen Sprache hat weit über die Einzelsprache hinausreichende geschichtliche Bedeutung. Nicht nur wird ein dem gegenwärtigen Zustande der Entwickelung der Sprachwissenschaft entsprechendes Wörterbuch ein jedes Wort verzeichnen, sondern es von seinem ersten Auftreten an beobachten und durch die Gesamtheit der sprachlichen Denkmäler mit Rücksicht auf Zeit, Ort, Gebrauch der Schriftgattung und der einzelnen Schriftsteller wie aller inschriftlichen und mit Beischrift versehenen Monumente durch sein gesamtes Dasein hindurch begleiten. Unentbehrliche Dienste wird es leisten für die völlige Erfüllung der Forderung einer methodischen Quellenkritik. In vielen Fällen wird es die Entscheidung völlig bedingen oder doch wesentlich erleichtern, ob die Überlieferung festgehalten oder verteidigt werden kann, ob sie aufgegeben werden muß, und in letzterem Falle Halt und Stütze für eine dem Gebrauche des Schriftstellers oder Zeit und Ort entsprechende Heilung der kranken Stelle bieten. Besonders wird, indem die Wörter durch alle Stufen ihres Daseins begleitet werden, für die geschichtliche, d. h. einzig wissenschaftliche Erkenntnis der romanischen Sprachen einschließlich der romanischen Bestandteile des Englischen die notwendige, sichere Unterlage gewonnen. II. Geschichte. Die neuen Wörterbücher der lat. Sprache gehen zurück auf die 2. Ausgabe des Thesaurus linguae Latinae des R. Stephanus (Paris 1543). Er genügt natürlich dem heutigen Bedürfnis ebensowenig wie die im Laufe der nächsten Jahrhunderte folgenden. Den Gedanken eines neuen, auf selbständiger Durchforschung der Quellen gegründeten Thesaurus faßte Fr. A. Wolf, vgl. Anal. 4. Bedeutender war das Vorwort von W. Freund in B. I. (Leipzig 1834) seines Wörterbuches; aber seine eigne Arbeit genügte den von ihm gestellten Forderungen wenig. Der Plan der Veranstaltung eines umfassenden lat. Wörterbuches wurde öffentlich erst fast ein Vierteljahrhundert darauf, am 25. Sept. 1858, von C. Halm in München in der Eröffnungssitzung der 18. Philologen-Versammlung in Wien verkündet. Ein Komité bestehend aus Ritschl, Fleckeisen, Halm und dem als Redakteur in Aussicht genommenen jugendlichen Bücheler war gebildet, und die Grundzüge des Planes wurden mitgeteilt; für einzelne wichtige Teile des Unternehmens waren bereits geeignete Kräfte gewonnen; als materielle Grundlage sollte eine vom König Max II. angewiesene Summe von 10,000 Gulden dienen. Andere Mittel erwartete man aus Honoraren für vorher anzulegende Spezialwörterbücher von der Teubnerschen Buchhandlung, die auch einen Beitrag von 18,000 Gulden zu den Vorarbeiten in Aussicht stellte. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Unklarheiten im Schoße der Kommission sowie die Unmöglichkeit, den Redakteur nach Bayern zu ziehen, lähmten den Fortgang der Arbeiten, und schließlich entzog ein in Aussicht stehender Krieg mit Italien dem Projekte seine materielle Basis. Vergeblich versuchte Verf. 1862 und 1863 an geeigneter Stelle Schritte zur Wiedergewinnung dieser materiellen Basis. Dem dringendsten Bedürfnis half, soweit es in den Grenzen eines Handwörterbuches möglich war, die verständige Einsicht und der unermüdliche Fleiß von K. E. Georges ab; jene höhere und umfassendere Aufgabe wird aber auch dadurch nicht gelöst. Inzwischen war Wölfflin ihrer Lösung näher getreten. 1882 veröffentlichte er im Rhein. Mus. einen Aufsatz „über die Aufgaben der lat. Lexikographie". Diese Riesenaufgabe dürfe nie auf den Schultern eines einzigen ruhen, sondern auf gelehrten Körperschaften, welche unsterblich sind, und deren Archive alle gemachte Arbeit aufbewahren können. Diese Worte stehen im Vorwort zum 1. Jahrg. des von ihm seit 1884 herausgegebenen Archivs für lat. Lexikographie. Ursprünglich auf drei Jahre berechnet, zählt es jetzt sieben Jahrgänge. Das weitere Fortbestehen scheint im Augenblick unsicher. Eine neue Anregung zur endlichen Ausführung des langersehnten Werkes sollte des Verf. Eröffnungsrede der 40. Philologenversammlung in Görlitz 1889 geben. Dieselbe wurde dem Minister von Gossler vorgelegt. Am 27. Febr. v. J. erhielt Verf. die Zusicherung vom Minister, daß er die darin gegebene Anregung zum Gegenstande weiterer Erwägung machen werde. Am 15. Febr. d. J. wurde demnach die Angelegenheit in einer Konferenz von den HH. Althoff, Mommsen, Vahlen, Diels und dem Verf. besprochen und letzterer zur Einreichung dieser Denkschrift veranlaßt. III. Plan. Alphabetische Anordnung erscheint von vornherein als zweifellos, ebenso Ausschluß der Eigennamen. Mit dieser Beschränkung aber muß das Wörterbuch ein Bild des gesamten Sprachschatzes und seiner geschichtlichen Entwickelung darbieten. Es kann dabei nicht Absicht sein, eine vollständige Sammlung aller Stellen des Vorkommens jedes Wortes zu geben; aber keins darf innerhalb der zu bestimmenden stofflichen und zeitlichen Grenzen fehlen. Von jedem, außer den sorgfältig zu verzeichnenden ἅπαξ λεγόμενα, muß dagegen Geburt, Lebenslauf und, soweit es sich nicht dauernd erhalten hat, auch sein Tod ersichtlich sein. Damit ist von vornherein auch die Berücksichtigung der Entwickelung jedes Wortes in Bezug auf Schreibung, Formen und Verbindung mit anderen als erforderlich gegeben. Nicht minder, daß auch das Spät- und Vulgärlatein nicht ausgeschlossen bleibe. Doch wird man hier eine gewisse Zeitgrenze festsetzen müssen. Die eingehende und sachverständige Erwägung Gröbers in dem Aufsatze „Sprachquellen und Wortquellen" (Archiv I, 35 ff.) wird im allgemeinen maßgebend sein dürfen. Die Quellen für die lebende Sprache reichen danach in Frankreich bis in das 3. Jahrzehnt des 6. Jahrh. hinauf, wozu noch aus der zweiten Hälfte dieses Jahrh. Venantius Fortunatus und ev. Gregor von Tours treten. In Italien bildet den Abschluß Gregor d. Gr. († 604). In Afrika reicht die Grenze bis zum Beginn der 2. Hälfte des 6. Jahrh., in Spanien bis in die Mitte des 7. Jahrh. Die Sprachdenkmäler der folgenden Jahrhunderte bis zur Mitte des 9. vermögen nicht mehr über Wortform, Wortgeschichte und Wortgebrauch zu belehren, sondern es läßt sich nur noch der Wortschatz durch früher nicht nachweisliche Wörter ausdehnen. Ob und wieweit man auch diese Wortquellen für das Wörterbuch ausnutzen soll, bleibt weiterem Ermessen vorbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 31. Oktober. 1891. № 44.

Inhalt.

Heinrich Kiepert, Spezialkarte vom westlichen Kleinasien nach seinen eigenen Reisen und nach anderen größtenteils noch unveröffentlichten Routenaufnahmen bearbeitet. 15 Blätter. Maßstab 1:250 000. Berlin 1890, Dietrich Reimer. Die ganze Karte 30 M., die einzelne Sektion 2 M. 40.

1854 erschien Heinrich Kieperts Karte von Kleinasien im Maßstabe von 1 : 1 000 000. Seitdem hat er unablässig weiter gearbeitet und es sich zur Lebensaufgabe gemacht, eine große Spezialkarte dieses Landes zu schaffen. Zunächst erhalten wir den uns am nächsten liegenden und am meisten interessierenden Teil: Westkleinasien mit den vorliegenden Inseln des ägäischen Meeres, dem Marmorameere bis nahe an den 29. Grad östlicher Länge von Paris; die Küste des schwarzen Meeres ist bis ein Stück östlich von der Mündung des Sangarios aufgenommen, von der Südküste sehen wir den Streifen bis etwas östlich von Adalia. Bescheiden sagt der Herausgeber im Begleitworte, welches über das benutzte Material orientiert: „Freilich konnte mit der Summe alles heut erreichbaren Materials immer erst eine noch sehr lückenhafte, von einem geschlossenen Gesamtbilde weit entfernte Karte hergestellt werden“. Trotzdem aber wird das Gebotene von größtem Nutzen sein. Jeder Reisende ist im stande, nach den schönen, großen Blättern selbst sich bequem Notizen zu machen, eventuell einzutragen; kein anderer aber wäre im stande gewesen, ein nur annähernd so gutes Bild des Landes zu geben als Kiepert. Erschienen sind bisher zwei Lieferungen mit zehn Blättern, darunter das Blatt (IV), welches die Insel Lesbos enthält, und auf ihr das neuerdings plötzlich so berühmt gewordene Kap Sigri mit der Bucht von Sigri. Nicht nur für den Altertumsforscher ist die Karte von hohem Werte, umfaßt sie doch den ganzen Küstenstrich der griechischen Kolonieen mit ihrem Hinterlande, sondern auch dem, welcher mit Interesse die neueste Geschichte verfolgt. Eine von deren wesentlichen Aufgaben aber ist die Erschließung von Kleinasien; auch die Deutschen sind durch den Bahnbau von Ismid nach Angora daran beteiligt. Engländer und Russen aber haben nach Kiepert durch geräuschlose Erkundung wahrscheinlich sehr vieler, von militärischer Seite für wichtig erachteter Routen viel Material gesammelt. Bei der von beiden Seiten beliebten Geheimhaltung aber entzieht es sich völlig unserer Kenntnis.

Zum Lobe dieses Meisterwerkes etwas zu sagen, würde uns anmaßend scheinen. Wir wollen nur unsere Leser auf diese lehrreichen, prächtigen Blätter ausdrücklich hinweisen.

Zum Kampf bei Pylos nach Thukydides IV 8–14.

Die geographische Schilderung von Pylos-Sphakteria bei Thukydides IV 8, 6 mit der heutigen Lage der Örtlichkeiten in Einklang zu bringen, hat bekanntlich gewisse Schwierigkeiten.*) Nach der

*) Vgl. Bursian, Geographie von Griechenland II S. 176 ff.; Curtius, Peloponnes II S. 173 ff.; Grote, Gesch. Griechenl. (Meißner) III S. 559 ff.; Leake, Travels in the Morea I S. 402 ff.

gewöhnlichen Annahme lag das hier gemeinte Pylos in Messenien (Palaeo Avarino, von den Lakedämoniern Koryphasion genannt) auf einem Vorgebirge nördlich von der Insel Sphakteria (Sphagia). Auffällig ist zunächst die Längenbestimmung von Sphakteria: μέγεθος περὶ πεντεκαίδεκα σταδίους μάλιστα; wollte Thuk. damit auch nur das ungefähre Maß angeben, so fehlt doch noch ein ganz beträchtliches Stück an der heutigen Länge von 24 Stadien. Am allerwenigsten passen die Maße der Hafeneingänge (Bai von Navarino) zur jetzigen Beschaffenheit. Der nördliche (Sikia-Kanal), welcher bei Thuk. nur für zwei Schiffe zugleich (τῇ μὲν δυοῖν νεοῖν διάπλουν κατὰ τὸ τείχισμα τῶν Ἀθηναίων καὶ τὴν Πύλον) Raum gewährt, läßt heute nur ganz kleine Boote passieren, während der südliche, welcher bei Thuk. (τῇ δὲ πρὸς τὴν ἄλλην ἤπειρον ὀκτὼ ἢ ἐννέα) acht bis neun Schiffen zugleich die Durchfahrt gestattet, heute ungefähr 4000 Fuß breit ist. Indes sind im Norden, wo zudem vom Hafen aus quer vor dem Kanal eine Sandbank sich lagert, mit größter Wahrscheinlichkeit bedeutende Veränderungen durch Sandanschwemmungen anzunehmen. Es bleibt also außer der Längenbestimmung von Sphakteria die Maßangabe für den südlichen Hafeneingang, da hier wesentliche Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte mit geringerer Wahrscheinlichkeit vermutet werden können, unerklärlich. Begnügt man sich damit, die Ungenauigkeit des Thuk. mit Mangel an Autopsie und an zuverlässigen, bzw. unabsichtlich und unwissentlich ungenauen Berichterstattern zu entschuldigen, so stimmt alles andere, auch der weitere Verlauf der Kampfesschilderung, so gut, wie es im allgemeinen nur verlangt werden kann.

Nach des französischen Kontre-Admirals Serre*) Mitteilung hat nun auch Alfred Croizet, vermutlich der bekannte Thukydidesherausgeber Alfred Croiset, in der Revue des Deux-Mondes 1890, S. 181 die fehlerhaften Angaben des Thuk. 'par la faute des circonstances', durch den Mangel an Meßinstrumenten, bzw. an Karten und Plänen, wie sie dem Topographen bzw. dem Historiker heutzutage zu Gebote stehen, zu erklären versucht. Darauf hin fühlt sich der Herr Kontre-Admiral seinerseits veranlaßt, den dem Thuk. gemachten Vorwurf hinsichtlich der Maße der Hafeneingänge zu entkräften; hinsichtlich der Längenangabe für die Insel freilich findet er Croizets 'considérations sur l'impossibilité de mesurer, sans le secours de nos instruments, des lieux inaccessibles' durchaus in Ordnung. Bezeichnend für die nun folgende Untersuchung ist der Umstand, daß Serre als einzige benutzte Litteratur Haasius' und Buchons Übersetzungen des Thuk. vom Jahre 1840, bzw. 1836, anführt, woraus er auch, fast ausschließlich aber aus der französischen, die in Frage kommenden Stellen citiert, paraphrasiert oder epitomiert, indes ohne jede und alle sprachlichen, geschweige denn philologischen Erwägungen. Woher Serre in seinen 'considérations nautiques et archéologiques', wie er sie nennt, die topographischen Angaben genommen hat, ob etwa aus den Untersuchungen der französischen Expédition scientifique de Morée (1829—31) oder aus E. Beulés Études sur le Péloponnèse (1855), oder ob er als Verfasser der 'Études sur l'histoire militaire et maritime des Grecs et des Romains' eigene Untersuchungen an Ort und Stelle angestellt hat, das erfahren wir nicht. Nach ihm ist 'Sphactérie une chaîne de collines rocheuses dont les formes n'ont guère été altérées', daher also des Thuk. Längenangabe falsch. Über die Lage des fraglichen Pylos heißt es zunächst nur 'La côte, du château de Navarin au monticule sur lequel était sans doute bâtie Pylos, est partout abrupte'. Wie ihm in der Bai von Navarin die Seite von der Mündung des Xerias- (nach Bursian wohl des Pesili-) Baches bis zum nördlichen Paß hinsichtlich der 'plage de sable' neuerer Bildung zu sein scheint, so giebt er die Möglichkeit zu, daß sich auch Wassertiefe und Beschaffenheit des Grundes im Norden der Bai verändert haben, wo in dem Eingang heute nur 'quatre décimètres d'eau' zu finden seien. Veränderungen im Südeingange der Bai dagegen stellt er ganz entschieden in Abrede, es sei denn 'dans le sens de l'amélioration du mouillage par la diminution des profondeurs et la formation sur quelques points de fonds d'une bonne tenue'. Würden Versandungen im Norden in größerem Umfange nachweisbar sein — Arnold in seiner Thukydidesausgabe wollte sogar die Lagune Osman-Aga als den ehemaligen Hafen von Pylos und Palaeo Avarino, einstmals vermutlich durch Kanäle im Norden und Südosten vom Festlande getrennt, als Sphakteria erklären —, so wäre doch anderseits die nördliche Einfahrt bei aller Versandung erweitert worden, denn der δυοῖν νεοῖν διάπλους mißt heute 500 Fuß, was dem Laien zunächst als zu groß erscheinen müßte. Serre folgert aus der Größe und Tiefe der Bai von Navarin und aus der Form, Beschaffenheit, Einrichtung und der Manövrierart der griechischen Trieren, daß jene überhaupt kein λιμήν*) gewesen sei 'dans le sens que les anciens attachaient à ce mot'. Vollends hält er es für ganz unmöglich, daß die Poleponnesier je daran gedacht haben können den Südeingang von 1100 Meter Breite und 60 Meter Tiefe nach Thuk. IV 8, 7 zu sperren „ταῖς ναυσὶν ἀντιπρῴροις βύζην κλῄσειν", was gleichermaßen ja mit dem Nordeingang geschehen sollte und bei seiner größeren Enge und geringeren Tiefe eher hätte geschehen können. Dieser Punkt nun, die Annahme der Unmöglichkeit einer Sperrung des Südeinganges der Bai von Navarin, und zwar in der angegebenen Weise,**) ist es, welcher Serre in seinen weiteren Ausführungen und Hypothesen leitet: hier haben keinerlei irrige Berichte den Thuk. zu falschen Angaben verführt, sondern — man höre! — die Erklärer haben 'trompés par un de ces laconismes dont son oeuvre fourmille (!)' des Thuk. Beschreibung kurzweg falsch verstanden (mal compris). Und Serre selbst gelangt zu seinen Hypothesen, ohne, wie schon gesagt, dem Thukydideischen Texte die genügende Beachtung zu schenken: ἔσπλοι, ein Ausdruck, welcher, hier wiederholt von Thuk. gebraucht, absolut nichts weiter als die Eingänge der Bai von Navarin, wie das häufige λιμήν nur diese letztere, bezeichnen kann 'ne signifie pas seulement les passes de la baie, mais aussi l'entrée ou les entrées d'un port intérieur adjacent à la ville de Pylos'.

*) Le siège de Pylos, par le contre-amiral Serre. Paris 1891. Librairie militaire de L. Baudoin. 12 S. 8.

*) Grote glaubt, daß das Becken von Navarino damals nicht so groß wie jetzt gewesen sei, und daß die Insel Sphakteria das Festland weit näher berührt habe.

**) Nach Thuk. VII 59, 3 sperrten die Syrakusaner den Eingang des großen Hafens von Syrakus τριήρεσι πλαγίαις καὶ πλοίοις καὶ ἀκάτοις ἐπ' ἀγκυρῶν ὁρμιζοντες, d. h. Trieren und Transportschiffe und Kähne [illegible] ankerten sie quer vor dem Hafen und befestigten [illegible] nach Diodor XIII 14, 2 mit Ketten aneinander, [illegible] Arbeit, welche sie, gleichfalls nach Diodor, in drei Tagen beendeten für eine Strecke von 1210 Meter (τὸ στόμα ὀκτὼ σταδίων μάλιστα, d. h. Itinerarstadien zu 150 Meter).

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

W. M. Ramsay, The historical Geography of Asia Minor [Royal Geographical Society. Supplementary Papers. Published under the authority of the Council and edited by the assistant Secretary, 1. Savile Row vol. IV]. London 1890, John Murray. VI, 495 S. 6 Karten. 18 sh.

(Schluß aus No. 43.)

Und damit sind wir noch bei einem sehr ernsten Punkte angelangt, nämlich bei dem Benehmen des Verf. gegen seine Vorgänger, und ich berühre diesen Punkt, weil mir hier ein Interesse der öffentlichen Moral vorzuliegen scheint. Denn wenigstens auf diesem Gebiete wurde die durch den Einsatz der Persönlichkeit gesteigerte Selbstachtung bisher auch zur Achtung der Mitarbeiter; und wahrlich, soviel an mir liegt, soll es nicht auch hier Mode werden, daß ein jeder durch ungenierte Ellenbogenstöße für sich die breiteste Gasse zu erstoßen sucht!

Wenn ich Herrn R. richtig beurteile, so wird er zunächst daran denken, es seien hier gewisse Unterlassungssünden gemeint; aber es ist mir wirklich gleichgültig, ob er bei der wichtigen Position Aquae Saravenae und manchem andern an „Tavium" erinnert, wie es Herrn Kiepert gleichgültig sein wird, daß z. B. die schon auf der alten großen Karte angegebene Gleichsetzung von Arasaxa mit Seresek zweimal Herrn Bennet zugeschrieben wird. Nein, ich meine etwas viel weniger Harmloses, etwas, wobei auch dem Verf. selber endgültig etwas schwül geworden zu sein scheint; denn in der (zuletzt geschriebenen) Einleitung spricht er aus (S. 8): „Man wird finden, daß ich öfter auf die Irrtümer als auf die Vorzüge moderner Autoritäten Bezug genommen habe; das ist großenteils dadurch verschuldet, daß es, wie oben erwähnt, unmöglich war, das Werk ganz nach dem Plan auszuführen." Nun, den Zeitmangel kennen wir allmählich; merkwürdig, daß ihm doch die Zeit blieb, ganz unwesentliche Druckfehler bis in ihre entlegensten Schlupfwinkel zu verfolgen; daß ihm sofort die Verdienste anderer einfallen, wenn sie — in seinen Augen — die Verdienste Dritter verringern (S. 332 Chatyn serai — Sebastopolis), daß er Herrn Sterrett zum Vorwurf macht, wenige größere Orte durch Inschriften gesichert zu haben (S. 361): und doch ist es ihm gelungen, gerade durch dessen Vermutungen und Ermittelungen (Lalassis, Zenopolis, Eirenopolis etc.) gewisse Teile Kilikiens befriedigender anzuordnen als beinahe irgend eine andre Provinz. Und dann glaube er mir nur, geographisch haben die treuen Beobachtungen des Herrn Sterrett erheblich mehr geleistet als er an irgend einer Stelle. Und wahrhaftig übel beraten war er, als er S. 334 Anm. jene Verdächtigung einwickelte, als ob Sterrett ihm die antiken Reste im Gebiete von Enevre vorenthalten habe; auch sagt er Ath. Mitt. IX 1885 S. 349 keine Silbe davon, daß ihn diese Thatsache von der früher versuchten Gleichsetzung Anabura = Enevre abgebracht habe; und er ist doch sonst nicht der Mann, der es auf sich selber sitzen läßt, nicht recht gehabt zu haben. Da giebt es kaum eine zutreffende Vermutung, die jemand in den letzten Jahren geäußert, die er nicht zugleich oder schon vorher gehabt: er wußte, daß . .teira Stadt bedeute, wußte daß Kastabolon — Hieropolis am obern Pyramus zu suchen sei: — wie merkwürdig, daß er gerade da Imhoofs Aufsatz im X. Bande von Sallets Zeitschrift übersehen hat, wo das Gleiche schon S. 287 steht, und daß er gerade bei Apamea einmal die so viel benützte, ausgezeichnete Historia nummorum nicht nachschlug, sodaß ihm nun jenes ΘΕΡ auf der Münze sicher scheint, welches — etwas in jeder Beziehung Unmögliches — als „Therma" einen Fluß mit lauem Wasser bezeichnen soll; — es ist bekannt, daß die Inschrift ΟΒΡ = Obrimas lautet. Diesen Fluß erkennt Herr Weber in Smyrna, der im vorigen Jahr Apamea besucht hat, nach einer mir übersendeten Skizze in dem reichen Bache, der an Indjirly vorübergeht; im übrigen scheint er an meinen Benennungen trotz Herrn R. (S. 403) festzuhalten. Natürlich hat auch Herr R., wie er sagt, die wichtige Identifizierung Karabaulo = Adada längst gemacht; aber wie sonderbar, daß dann S. 227 Anm. 4 (also Sommer 1889!) Elias noch gleich Adada gesetzt ist, und daß ihm entschieden immer noch vollkommen dunkel geblieben ist, warum gerade in diesem Falle das Ethnikon in einer Inschrift für Adada zu sprechen scheint. Es handelt sich dabei nämlich um die spezielle Frage, wie denn inschriftlich in einer Stadt ausgedrückt werde, daß jemand zugleich Bürger einer andern sei (Gött. Gel. Anz. 1888 S. 589). Man erschrickt förmlich, wenn der Verf. S. 399 Anm. 3 im Tone der Überlegenheit Herrn Sterrett — bei Gelegenheit einer Grabschrift! — die Lehre erteilt, daß „solch Vorkommen eines Ethnikons in einer Inschrift immer ein Zeugnis, wenn auch kein endgültiger Beweis des antiken Namens sei"! (ähnlich S. 408 No. 32), und man begreift kaum, wie jemand, der so lange auf diesem Felde gearbeitet und so wichtige Dienste hat leisten können, sich doch eine solche Blöße geben kann. Sehr bezeichnend ist auch S. 13 die Stelle über Aigai, wo er andere wegen eines übersehenen Citates nicht bloß hart, sondern malitiös anfährt und

schließlich naiv genug angiebt, — es bei Pottier und Reinach (Myrina) gefunden zu haben.

Endlich noch ein Beispiel. S. 70 hat der Verf. eine Liste von Verbesserungen im Text des Ptolemaios gegeben, „von welchen einige von früheren Schriftstellern, einige von ihm herrühren". Es sind im ganzen 36; davon sind vier orthographischer Natur und ganz irrelevant, in zwei werden Lesarten geschützt, fünf (Laganeia, Tagena, Perminodeon demos, Verbianopolis, Phanagoroia) sind äußerst fraglich, worauf ich hier nicht näher eingehen will; bleiben 25. In drei Fällen hat der Verf. da einen Urheber angegeben, sodaß man nun meinen könnte, der Rest gehöre ihm; in Wirklichkeit habe ich aber nur 6 nicht bei andern gefunden, und auch diese (Αἰγαιαί, Μακ. Καδοηνοί, Ἱεροπολῖται, Ἀπία, Komama, Umsetzung von Φυλακήνσιοι) sind nur zum Teil sicher; unter den andern aber ist diejenige, welche Herr R. nicht weniger als viermal hat drucken lassen, S. 70, 181, 240, 439, Τατaούιον für Παταούιον, von Wesseling, zu den Itin. p. 141. Und hier können wir, so wenig wie in andern Fällen, den Verf. mit seiner vorsichtigen generellen Entschuldigung (S. 8) nicht durchlassen: diese Ermittelungen kosteten nicht eine halbe Stunde.

Wie gern sparte ich anderen und mir dieses Sündenregister. Aber es geht nicht; denn das, was ich für das Schwerste halte, steht noch aus: wie durfte Herr R. sich gestatten, auch an einem Manne seine Sporen verdienen zu wollen, zu dem er wie wir alle ganz einfach mit Verehrung hinaufzusehen hat? Heinrich Kiepert folge Texier (S. 207 f.)? Heinrich Kiepert müßte sich die naseweise Zurechtweisung gefallen lassen, daß es Cyrus nicht darauf angekommen sei, sein Heer gleich im Anfang durch lange unangenehme und unnötige Märsche zu ermüden? Er bedürfte des Hinweises auf Waddington durch den Verf. (S. 135 Anm. 2)? Er brauchte sich von irgend jemand mit den Worten belehren zu lassen: the idea, that a military road could ever have wound along the crooked and narrow west bank of the Limnai, can only a p p e a r r i d i c u l o u s to any one who has seen the country? Und ich kann es als ein Zeichen weitreichender Undankbarkeit nur bedauern, daß kein Beurteiler des Auslandes bisher für diesen Ton ein Wort gefunden hat; daß auch dem Verf. die aufopfernde Hülfsbereitschaft Heinrich Kieperts fast von Anfang an zu gute gekommen ist, braucht man dazu wirklich nicht einmal zu wissen. Um Kieperts Beweggründe zu begreifen, hat Herr R. noch manches zu lernen, wofür ich bald noch ein eklatantes Beispiel anzuführen gesonnen bin. Soll man es ein merkwürdiges oder beklagenswertes Geschick nennen, welches Herrn R. für jeden einzelnen Fall gerade immer die unrechte Kiepertsche Karte in die Hand spielte, obgleich es bei seinen unbestimmten Angaben schwer ist, zu erraten, welche er überhaupt gebraucht hat. Aber er verehrt Herrn Kiepert, er sagt es ja selber (S. 8); — ja das gehört auch zu den Seltsamkeiten des Verf., einen Schlag durch eine Verbeugung wett machen zu wollen — und umgekehrt: nachdem er z. B. S. 416, besonders aber S. 423 ganz mit Recht einen Aufsatz im Bulletin de Corr. Hell. hart getadelt — einer Zeitschrift, der wir ja übrigens alle zu lebhaftestem Danke verpflichtet sind, meint er wohl, in der Einleitung (S. 9) ein übriges thun zu müssen, und behauptet plötzlich, die Mitglieder der Schule, die Herren Duchesne und Collignon, im Jahre 1876 seien „die ersten jungen Reisenden gewesen, die sich ins Innere Kleinasiens gewagt hätten". Da ich persönlich hier nicht ganz parteilos sein kann, so will ich dem Verf. gern mildernde Umstände zubilligen und seine überhöfliche Unwahrheit einfach eine Abgeschmacktheit nennen.

Es ist nicht anders, den Verf. hat seine Forscherfreude, die im Gelände wie die in den Byzantinern einigermaßen über sein Verhältnis zur Sache wie zu seinen Vorgängern und Mitforschern getäuscht, und dasselbe scheint bei einem Teile seiner Beurteiler statt zu finden. Nun, wenn irgend jemand die Arbeit im Gelände hoch anschlägt, so glaube ich es zu sein, und sowenig ich, wie schon oben bemerkt, die Byzantiner für eine Entdeckung des Verf. halten kann, soviele der notwendigen Verweisungen besonders schon von Wesseling gegeben sind, so ist mir doch keinen Augenblick zweifelhaft, daß die erneute selbständige Durcharbeitung von sehr erheblichem Nutzen gewesen ist.*) Allein wer ein — in gewissem Sinne — umfassendes Buch schreibt, soll auch der andern Quellen der „ordinary sources" nicht vergessen; der Verf. behauptet, auch sie zu kennen (S. 7), er salviert sich dann freilich wieder vorsichtig mit der Wendung, daß man bei ihm nicht suchen müsse, was schon andere hätten. Ob dies für die folgenden Fälle anwendbar ist, dies zu beurteilen überlasse ich meinen Lesern.

Sehr positiv sagt der Verf. S. 294 Anm. 2: „there is no Seleuceia of Pamphylia"; der Anon. Stad. M. M. § 216 giebt es 80 Stadien westlich von Side an; vergl. Geogr. Gr. Min. ed. Müller I S. 489.

*) Nur beiläufig sei bemerkt, daß die Stelle über eine Feier in Ephesus (S. 110) denn doch schon mehrfach benutzt ist, z. B. Lobeck, Aglaopham. S. 177.

„Korykos — das kilikische — was founded by Attalos“ (S. 384), — wirklich? ich glaubte immer, es sei das Pamphylische, wie auch bei dem vom Verf. citierten Eustathios (zu Dionys. Perieg. 855) zu lesen steht, vergl. Strabo S. 667. Petersen, Städte Pamphyliens I S. 14 und meine Anzeige dieses Werkes Berl. Philol. Wochenschr. 1890 No. 48, Sp. 1517 ff.

Φρυγία ἐπίκτητος, sagt Herr R., sei vielleicht (S. 145) oder wahrscheinlich (S. 150) eine pergamenische Bezeichnung; sollte er wirklich übersehen haben, daß das ausdrücklich bei Strabo S. 563 steht? Fast scheint es so, glaubt er doch auch S. 62 Anm. 2 anmerken zu müssen, Smyrna habe nach der lydischen Zerstörung nicht etwa aufgehört zu existieren, sondern sei in Dörfer aufgelöst gewesen: — ja, so meldet Strabo S. 646, und R. braucht weder Grote noch Curtius deswegen zu bemühen.

Etwas Unerhörtes steht auf S. 111: „Anaia is mentioned only in Byzantine times“; nun, da muß ich doch sehr bitten, sich einmal Thukyd. III 32, IV 75, VIII 19, 61. — Skyl. § 98. — Ephor. frgm. 86. — Steph. Byz. u. d. W. anzusehen; das will ich gar nicht verlangen, daß der Verf. eine neugriechische Monographie von Ant. G. Pulakis kenne (Ἑλλην. φιλολ. Σύλλ. παράρτημα zu Bd. XVIII, Constantinop. 1888 S. 224 ff.), wo es S. 229 heißt: ἀξιοσημείωτον ὅτι ἐκ τῶν ἐν τῷ τμήματι τούτῳ ἀρχαίων πόλεων ἡ τῶν Ἀνέων διετήρησε τὸ ἀρχικὸν ὄνομα, καλουμένη μέχρι τοῦ νῦν καὶ ὑπ' αὐτῶν τῶν Ὀθωμανῶν Ἄνια; also nicht perhaps at Skalanuova, sondern südlich von Ephesos, westlich von Sokhia, ein wenig über dem Meere.

Sehr gravierend ist die Behandlung von Διὸς ἱερόν S. 104 f. vgl. S. 430 f. Der Verf. bespricht es bei Gelegenheit von Hierokles 659, wo es in folgender Reihe erscheint: Hypaipa, Ardinpolis, Dioshieron, Euaza, Kolose; von diesen scheinen zunächst nur zwei, der erste und der letzte Ort, bei Oędemisch und bei Keles hinlänglich gesichert; da dieser letztere östlich von Hypaipa ist, so müßte auch Dioshieron in dieser Richtung gesucht werden. Nun steht in den Acta et Dipl. (Rams. S. 430 nach Gelzer) Dioshieron hieße auch Πυργίον, und Fontrier hat einen Ort Pyrgi namhaft gemacht (Rams. S. 431), der jetzt auch auf Kieperts großer Karte vom vorderen Kleinasien (1890; 1 : 250,000) Sektion VIII, freilich ONO von Oedemisch, unter der Form Birge verzeichnet ist. Der Verf. bezweifelt wegen Dukas S. 83, daß Dioshieron so weit von Ephesus liegen könne, und setzt es ins untere Kaystrosthal, indem er daran erinnert, daß in den attischen Tributlisten die Diosiritae vorkommen als Mitglieder des Delischen Bundes, und daß zu diesem nur Städte nahe der Küste gehörten. Kiepert setzte es an die Küste zwischen Notion und Lebedos: „his authority is Stephanus πόλις μεταξὺ Λεβέδου καὶ Κολοφῶνος. The other evidence proves that this is an error“. Ein eklatantes Beispiel, wie durch scheinbare Methode die Wahrheit eskamotiert werden kann: die Fühlung des Verfassers mit Steph. Byz. scheint ja noch nicht groß zu sein; aber ungleich geringer ist sie jedenfalls mit Thukydides, ἔπλευσαν ἐς Διὸς ἱερόν (VIII 19). Ja, ja, Heinrich Kiepert hat doch bisweilen seine guten Gründe, wenn sie auch dem Verf. noch verborgen sind, oder, um mit Gutschmid zu sprechen, „er hat hier wie immer längst das Richtige getroffen“, und dieses Διὸς ἱερόν mit der gleichnamigen Stadt in Lydien nahe dem Kaystros zu verwechseln, davor hat schon der treffliche Cramer gewarnt (I S. 357).

Endlich aber will ich mich auf das eigenste Gebiet des Verfassers begeben, nämlich nach Phrygien. Appian gehört doch am Ende im Sinne des Verfassers zu den ordinary sources; wie konnte es nur geschehen, daß ihm Λεόντων κεφαλή entging, ὃ τῆς Φρυγίας ἐστὶν ὀχυρώτατον χωρίον? Hierher verlegten (nach Appian, Bell. Mithrad. XIX) Cassius und Nikomedes ihr Lager, übten die zusammengeraffte Menge und gingen dann nach deren Auflösung der eine nach Apameia, Nikomedes nach Pergamon.

Nun wendet man vielleicht ein, eine starke natürliche Veste und eine doch unumgänglich daran stoßende Ebene, das sage noch nicht viel. Ich bin dieser Ansicht nicht, allein ich vermag meinen Punkt noch ganz anders zu bestimmen und zwar nicht etwa durch irgend einen entlegenen Schriftsteller, sondern — durch Plutarch, Themistokles, Kap. 30! Es war im Jahre 464 v. Chr., da kehrte Themistokles vom Persischen Hofe zurück und kam in das obere Phrygien — ἡ ἄνω Φρυγία —, dessen Satrap der Perser Epixyes war. Dieser aber hatte einige Pisider gewonnen, die den Griechen töten sollten, ὅταν ἐν τῇ καλουμένῃ πόλει Λεοντοκεφάλῳ γενόμενος καταλύσῃ. Dem aber erschien, da er Mittagsruhe hielt, im Traum die Göttermutter, warnte ihn vor κεφαλὴ λεόντων (also ganz die Form wie bei Appian), damit er nicht dem Löwen verfalle: „ich aber fordere dafür als Dienerin (Deine Tochter) Mnesiptolema.“ Erschrocken verläßt Themistokles nach einem Gebet an die Göttin die große Straße, τὴν λεωφόρον, und auf einem andern Wege — ἑτέρᾳ — herumgehend — περιελθὼν — und jenen Ort vermeidend — παραλλάξας

lagerte er, da es schon Nacht geworden war. Es wird dann weiter erzählt, daß dabei eines der Maultiere, welches das Zelt trug, in den Fluß — εἰς τὸν ποταμόν — gefallen sei, und schließlich, daß Themistokles der θεᾷ Δινδυμήνῃ in Magnesia einen Tempel baute und Mnesiptolema zu ihrer Priesterin machte. Nun, ich denke, da dürfen wir wohl nicht zweifeln, ἡ λεωφόρος ist die südliche, die Karawanenstraße, die wir also auch hier in Gebrauch sehen, und Themistokles kam in der Seenfurche über Philomelion hinaufgezogen; der „Fluß" ist der Akkarsu (der alten großen Kiepertschen Karte), und dann — endlich erfahren wir nun den ersehnten antiken Namen — Λεόντων κεφαλή ist keine andere als Afium-Karahissar, dessen kühner Burgfelsen, der gegen 900 Fuß aus der davorliegenden Ebene sich emporhebt, noch jedem imponiert hat, der an ihm entlang gezogen, z. B. Hamilton I S. 463, Van Lennep II S. 230, Ramsay Athen. Mitt. 1882 S. 26, Journ. Hell. Stud. VIII 1887 S. 488, der von der Lage sagt, daß sie den Punkt zu einem tower of strength für das ganze Umland gemacht haben müße; und endlich nordwestlich davon, wie über Pessinus, noch ein Dindymon, der heutige Muraddagh, dessen Göttin weit ins Land hinein verehrt wurde. Es würde ein Beispiel mehr für das vom Verf. mehrfach vermutete Auftauchen eines ganz ursprünglichen Namens in byzantinischer Zeit sein (s. S. 279 f.), wenn Afium-Karahissar identisch sein sollte mit dem byzantinischen Akroenos, wie Herr Ramsay annimmt und auch zutreffen mag; und diesen Namen hätte dann auch der griechische für eine Weile abgelöst. Übrigens wird der Name Λεόντων κεφαλή, soviel ich sehe, durch keine der sonstigen Analogien wie Βοὸς κεφαλαί, Κυνὸς κεφαλαί, Ὄφεως κεφαλή, Λύκο υκράνος, Μυριοκέφαλον ganz gedeckt.

„Kurz, entweder meine Arbeit ist ein Irrtum, oder die Karte eines großen Teils von Kleinasien muß umgewälzt werden (revolutionized)." sagt der Verf. S. 101, und wie jede Äußerung von starkem Selbstbewußtsein, so hat auch diese ihre Wirkung gethan. Aber wie, wenn sie auf einem völligen Verkennen der Sachlage beruhte? Herr R. hält auch diesen Anlaß für geeignet, Kiepert darüber zu katechisieren, daß er seine Straßen bisweilen inkorrekt lege und im Widerspruch gegen die Konfiguration des Landes (the natural features). Ja, wenn diese schiefe Bemerkung überhaupt einen Sinn haben soll, so kann sie doch nur besagen, daß die bez. Karten Kieperts eben noch vor eine Zeit fallen, in welcher gewisse Landesteile besser bekannt wurden; daraus kann man am Ende niemandem einen Vorwurf machen, und es ist mir völlig unverständlich, wie dagegen ein Reisender seine bessere Kenntnis des Landes mit der Phrase ausspielen kann, die Herr R. beliebt hat. Glaubt er etwa, Kiepert sei sich nicht darüber klar, daß gewisse Straßenzüge bei unserer jetzigen Kenntnis des Landes nur erst die Bedeutung schematischer Richtungslinien haben können? Kiepert hat außer den allbekannten wirklich keine geheimen Quellen und Mittel für seine Konstruktionen, es sei denn seine eminente Divinationsgabe, für die dem Verf. wohl das Verständnis, wenigstens bis jetzt, nicht hinlänglich aufgegangen ist. Dies auszusprechen wird mir nahe gelegt durch die eigentümliche Sorglosigkeit des Verfassers in alle dem, was man als eigentlich geographisch bezeichnen muß, sowohl im Text wie in seinen Karten. Diese admirable maps, wie sie ein englischer Beurteiler genannt hat, vermag ich wirklich nicht ganz ernst zu nehmen: seit wann sind Straßenkarten denn Landkarten? Und mehr zu sein, können sie in der That nicht beanspruchen, und auch als solche gestatten sie dem Texte, wenn überhaupt, so doch nur ganz oberflächlich zu folgen; denn dieser stellt gerade die schwierigsten Verhältnisse fast ausschließlich mit türkischen Namen dar (s. z. B. S. 55, 255, 271), von denen kaum ein einziger auf den Karten sich findet. Ich versichere den Verfasser wie meine Leser, daß ich mich beim Studium des Buches mit folgenden Karten umgeben mußte: der alten großen Kiepertschen von 1854, den bez. Blättern des Atlas Antiquus, der nouvelle Carte générale des Provinces Asiatiques 1884, der Wandkarte von Altkleinasien 1888, der großen neuen Karte vom vordern Kleinasien 1890; dazu Kieperts Karten zu Sterrett, Handzeichnungen vom Norden des Landes, Ramsays eigene Skizzen im Journ. of Hell. Stud. und im American Journal. — Sapienti sat. Ich bin es müde, weiter auf Einzelheiten einzugehen.

So sehr ich es bedaure, mich in Gegensatz zu Männern stellen zu müssen, deren Urteil ich hoch schätze, ich muß aussprechen, daß Herr R., dem wir so vielen reichen Gewinn verdanken, mit diesem Buche seinen wohlerworbenen Ruf gefährdet hat. Diese Zusammenfassung war ein Irrtum, subjektiv und objektiv: weder Herrn Ramsays Studien, noch auch — wie ich besonders nachdrücklich betonen will — viele der hierher gehörigen Fragen haben bis jetzt die nötige Reife erlangt.

Ich weiß, daß ich deutlich geworden bin; wer des Verfassers Kampfesweise kennt, wird das verstehen.

Vielleicht finden schließlich Herr Ramsay und andere, daß auch ich weit mehr die Irrtümer als die Vorzüge des Buches berücksichtigt habe. Dies ist richtig; aber es geschah wahrlich nicht, damit auch Herr R. einmal das Gefühl der von ihm Geschädigten habe, sondern weil mir etwas ungleich Höheres auf dem Spiel zu stehen schien als eine Person.

Königsberg i/Pr. Gustav Hirschfeld.

H. Schacht, De Xenophontis studiis rhetoricis. Diss. inaug. Berlin 1890, Heinrich & Kemke. 57 S. 8. 1 M. 50.

Nach dem grundlegenden Werke von Blass darf man sich eine Erweiterung unserer Kenntnis der attischen Beredsamkeit wohl vornehmlich von einer gründlicheren Erforschung des Einflusses versprechen, den sie auf andere Litteraturgebiete geübt hat. Die historische Bedeutung und Tragweite der die Geschichte der Beredsamkeit beherrschenden Strömungen wird dadurch in ein helleres Licht gerückt werden. Das rhetorische Element bei Soph., Eur., Herodot hat meines Wissens, wenn auch im einzelnen vorgearbeitet ist, noch keine recht abschließende Behandlung gefunden. Sehr willkommen ist die vorliegende, Diels gewidmete Dissertation, welche Xenophons rhetorische Technik nach der formalen Seite gründlich behandelt. Hoffentlich wird auch die sachliche Beeinflussung bald untersucht werden, wofür ich z. B. auf Anab. III 2, 13 und das Verhältnis von Xen. Mem. III 5 zu Platos Menexenus weise; vgl. meine Bemerkung im Hermes 1890 S. 192. — Der Verf. handelt, nachdem er kurz Xenophons eigene Äußerungen über den Wert der Beredsamkeit und über Gorgias und Prodicus besprochen, de ornatu verborum simplicium, d. h. über poetische und glossematische Wörter bei Xenophon, neue Kompositionen, Metaphern, Vergleiche (besonders beachtenswert S. 13 die rätselhaft unvermittelte Einführung mancher Vergleiche), Gebrauch von Sentenzen, Umschreibung des einfachen Verbs, Häufung von (mit Vorliebe 3) Synonyma, Prodikeische Unterscheidung der Synonyma. Aus der gleichzeitigen Litteratur werden oft passende Analogien beigebracht. S. 24 ff. erörtert er dann die Anwendung der Gorgieischen Figuren. Der Beweis, daß dieselben mit Bewußtsein, wenn auch mit Maß von Xenophon angewendet werden, ist überzeugend. Namentlich treten sie in der Prodikeischen Fabel Mem. II 1, 21—34 hervor — ein Beweis, daß Xenophon hier nicht speziell die Prodikeische Diktion, sondern überhaupt die rhetorische Technik seiner Zeit sich zum Muster nahm. — Das Schema der Gorgieischen Periode, die sich in meist zweigliedrigen Antithesen gleichmäßig, oft fast ins Endlose fortbewegt (ab ab), findet sich auch bei Xenophon. Doch bevorzugt er einen mehr geschlossenen Aufbau der Periode, indem er je die ersten Kola (aa) in ein bestimmtes logisches Verhältnis rückt, die zweiten Glieder (bb) an die ersten gleichartig, besonders gern durch γάρ anknüpft. Dies Schema, das S. 35. 36 etwas klarer hätte definiert werden sollen, nennt der Verf., weil von Xenophon mit Vorliebe (aber auch von Antiphon, Thuk., Lys.) gebraucht, Xenophonteum schema. S. 44 ff. handelt Schacht de periodorum structura et eurhythmia. Als (auch bei Xenophon besonders beliebte) Grundform der Periode stellt er mit Bernhardt (Begriff und Grundform der griechischen Periode, Programm von Wiesbaden 1854) diejenige auf, in welcher von dem Hauptgliede (A) zwei abhängige Glieder (bb) sich trennen. Diese Form A bb wird leicht in bA b, bb A oder durch Teilung von A in A bb A, durch Anfügung weiterer untergeordneter Sätze in A bb cc oder durch deren Kreuzung in A bc bc etc. abgewandelt. Auf die vom Verf. in Zahlenschema dargestellten Formen der Xenophontischen Periode im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen. Wenn Sch., indem er die Kola der einzelnen Teile einer Periode zählt, zu Formen kommt wie 3 55 3, 3 242 3, so wird man ihm zugeben müssen, daß der Periodenbau oft ein kunstmäßiger ist, daß namentlich ein Streben hervortritt, die nach ihrer Stellung am Ende oder Schluß korrespondierenden Teile der Periode einigermaßen konform zu gestalten. Wenn man auch öfters in der Zählung der Kola von Sch. wird abweichen müssen, so tritt einem doch diese Thatsache deutlich vor Augen, wenn man z. B. die pseudoxenophontische Ἀθηναίων πολιτεία mit Xenophon vergleicht. Die Resultate namentlich des zweiten Teiles sind von großer Bedeutung für die Textkritik, in die hier ein neuer und beachtenswerter Gesichtspunkt eingeführt wird. Durch die Beobachtung, daß der Autor in zwei einander entsprechenden Gliedern oft dieselben Worte wiederholt, werden z. B. die Vermutungen, daß Mem. I 1, 5 das zweite πειθομένοις, An. V 6, 4 das zweite ἔπεσθε, Mem. II 1, 29 ὁδόν, I 1, 14 δοκεῖν zu streichen sei, als durchaus willkürlich erwiesen (S. 25, 30, 33, 34). Sehr richtig weist Sch. darauf hin, daß man konsequenterweise noch viele derartige Interpolationen annehmen müsse, daß man aber eben damit ein Charakteristikum des Xenophonteischen Stiles gewaltsam beseitigen würde. Mem. I 2, 44 (S. 33) ist das von

Cobet gestrichene ἀλλὰ βιασάμενος dem Sinne nach überflüssig, durch die Responsion mit μὴ πείσας (Gorg. Hel. 6) und den Rhythmus aber geschützt. So widerlegt mitunter allein der symmetrische Aufbau der Periode die Annahme von Interpolationen (S. 34). Andererseits warnt der Verf. davor, eine genaue Responsion gewaltsam herzustellen, wo der Autor selbst sie augenscheinlich nicht gesucht hat (S. 43, 48). Die angefochtenen Schriften hat Sch. von seiner Untersuchung ausgeschlossen, weist aber am Schlusse darauf hin, daß man nicht mehr ein Recht hat, Xenophon die Schriften, in denen der Einfluß der rhetorischen Technik sich geltend macht, abzusprechen. In diesem Urteil trifft er mit Kaibel zusammen, der, von sachlichen Gesichtspunkten ausgehend, im Hermes 1890 Heft 4 Isokrateische Einwirkung in den späteren Schriften Xenophons nachweist.

Berlin. Wendland.

W. Tomaschek, Topographische Erläuterung der Küstenfahrt Nearchs vom Indus bis zum Euphrat. (Aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Band CXXI.) Wien 1890. 88 S. 8.

Vorliegende Abhandlung verfolgt als nächsten Zweck, die topographischen Thatsachen der Nearchischen Fahrt nach dem Stande des heutigen Wissens zu erläutern, und benutzt dazu in dankenswerter Weise nicht nur die neuesten Karten der britischen Admiralität, sondern auch arabische, portugiesische und türkische Schriftwerke früherer Zeiten (es wird dabei mit Vincent als durchschnittliche Größe des Nearchischen Stadiums 1/10 oder 1/11 Seemeile angenommen). Die Arbeit zerfällt in folgende Kapitel: 1. Die Indusmündungen. 2. Die Küste der Arabier. 3. Die Küste der Oriten. 4. Die Küste der Ichthyophagen. 5. Die Küste von Karmania. 6. Die Küste von Persis. 7. Die Küste von Susis. 8. Die Fahrt auf dem Pasitigres. Bei der Besprechung der topographischen Verhältnisse dieser Küstenstrecken werden gelegentlich auch viele andere Quellenschriftsteller der Griechen und Römer mit herangezogen (Ptolemäus, Pseudo-Arrian, Mela, Juba, Plinius u. a.). Die wichtigsten topographischen Annahmen dürften folgende sein: Pattala (schon nach Alex. Cunningham) — Brâhmanâbâd bei Haidarâbâd, aber nicht Tattah; die Gegend Σάγγαδα mit dem Alexanderhafen — die Gegend von Karâčî; (ebenso Mc. Crindle, The Indian Antiquary XIII, S. 410); Μοροντόβαρα-Bucht hinter dem Kap Monz (ähnlich Mc. Crindle, a. a. O. S. 411); Πάγαλα-Karrârî; Κώκαλα — am Creek von Phor oder Pur; Τόμηρος — Hingôr (Hingul); Κύσα — vielleicht Pasani, Pasnî ('Ziegenheim'); Μόσαρνα — die Gegend von Gwârânî und Kunbî; Βάλωμος — die Gegend vom Khôr Bâramba; Βάδαρα — Gwâdar; Κύιζα — in der Gwâtar-Bay; Βάγεια — Râs Fastâ oder Nangukâni; Τεῖσα (Τεῖσα λιμένα zu lesen statt Τάλμενα) — Tês oder dessen Ankerplatz Čahbâr. An der Küste von Karmanien und Persis, wo T. vielfach mit C. Müller übereinstimmt, wird ἄκρα Ταόκη vermutet in Râs eš-Šaṭṭ (29°5′5″ N. 50°41′18″ O), Βρίζανα im Khôr Sînî (29°52′30″N); in Susis wird Διρίδωτις (Τερηδών) entweder nach Zobeir oder nach dem Ruinenhügel es-Sanâm (30°14′N. 47°53′O) verlegt. Über die hydrographischen Verhältnisse an der Küste von Susis wird man für jene frühe Zeit kaum zu voller Klarheit gelangen können, da schon im Altertum die Angaben darüber vielfach schwankten und beständige Alluvialbildungen immer wieder Veränderungen herbeigeführt haben. (Vgl. Plin. hist. nat. VI 139 ff. Kiepert, Lehrbuch der alten Geogr. S. 138, Anm. 2). Übersehen hat der Verfasser, daß Nearch nach Strabo XV C. 729 die Entfernung vom Oroatis bis zum Pasitigris zu 2000 Stadien berechnet haben muß, während bei ihm die Entfernungen Oroatis — Kataderbis und Kataderbis (Margastana) — Pasitigres zusammen gerade nur 1000 Stadien ergeben. Dieser Widerspruch scheint dem Verfasser unbemerkt geblieben zu sein, weil er es überhaupt unterlassen hat, die von Arrian überlieferten Zahlenangaben Nearchs zuvörderst auf ihre Echtheit hin zu prüfen; es wäre schon eine dankenswerte Aufgabe gewesen, zunächst hier volle Klarheit zu schaffen, an der es eben jetzt noch fehlt (vgl. Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes S. 251).

Leipzig. A. Häbler.

E. P. Morris, On the sentence-question in Plautus and Terence. Berlin 1890, S. Calvary u. Co. 116 S. 8. 1 M.

Diese Schrift ist ein Abdruck mehrerer in Bd. IX und X des American Journal of Philology erschienenen Aufsätze und behandelt die Satz- oder Bestätigungsfragen, d. h. diejenigen, in welchen ein ganzer Satz in Frage gestellt wird. Der Verf. unterwirft zunächst die bisherigen Arten der Einteilung einer Kritik. Holtze und Kühner wenden zwei Systeme an, die beständig durcheinandergehen, sodaß z. B. bei Holtze eine Frage wie non taces in drei Fächern untergebracht werden müßte. Dräger giebt eine einfachere Darstellung. Bemerkenswert ist die Behandlung der Fragesätze

von Schmalz dadurch, daß er auf die Einteilung nach der erwarteten Antwort keine Rücksicht nimmt und das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Erregung bei der Frage kaum beachtet. Die Lehre von den Fragesätzen ist hier fast zu einer Wissenschaft von den Partikeln geworden. Aber es fehlte bisher ein genaueres Eingehen auf die im Lauf der Entwicklung der Sprache eingetretenen Veränderungen im Satzbau. Verf. will den Versuch machen, ein volleres Verständnis der gewöhnlichen Frageformen zu erzielen, indem er die Analyse des Satzbaus soweit als möglich treibt.

Er behandelt nun nacheinander die Fragen mit -ne beim Verbum (geordnet nach Modus, Tempus, Person), Pronomen, Substantiv, Adjektiv und Participium, Adverbium, nonne, Relativpronomen, woran sich ein Abschnitt über -ne mit negativem Sinn anschließt. Es folgen num, ecquis, en umquam, Fragen ohne Fragepartikel, Fragen mit ut und dem Infinitiv, an und die Disjunktivfrage, die Imperativfrage. Auf grund einer sorgfältigen und allseitigen Einzelbetrachtung des gesamten Materials hat nun Morris im folgenden Abschnitt die Geschichte der Fragesätze rekonstruiert. Danach war der älteste Satz weder Aussage- noch Befehls- noch Ausrufungs- noch Fragesatz, sondern konnte je nach der hineingelegten Betonung alles dieses bezeichnen. Eine bestimmte Betonung, bestimmte Wortstellung gab es noch nicht. Der früheste Schritt zur Differenzierung aber muß die Assoziation einer bestimmten Satzart mit einer bestimmten Wortfolge gewesen sein; so wurde z. B. ein Satz mit Verbum am Ende, ohne besonders erregte Betonung, assoziiert mit der einfachen Aussage. So bildete sich nun zunächst ein der einfachen Aussage entsprechender Satz, aber mit erregter, vielleicht steigender Betonung, in welchem die Stimme ausreichend den fragend-ausrufenden Charakter bezeichnete. Dann entstanden Sätze mit Pronominalformen am Anfang, die bestimmteste Art wohl die mit Pronominalsubjekt (hic, ille etc.), die den ausrufend-fragenden Charakter unterstützte. Darunter befand sich auch das indefinite (urspr. demonstrative) quis. Dann bildeten sich Formen mit Wörtern vom Pronominalstamm (Acc. und Loc.), die vielleicht schon anfingen, sich in Adverbia zu verwandeln. Darunter befanden sich an, ein Wort von so starker Demonstrativkraft, daß es den Gegensatz eines folgenden Ausspruchs zu einem vorhergehenden hervorheben konnte, und num oder nunc von demselben Stamme wie nam. Wenn nun noch das Verbum unter dem Einfluß der stark hervorgehobenen Fragebetonung an die erste Stelle trat, so war die weiteste Entfernung von der einfachen Aussage erreicht. Einige dieser Formen, wenn nicht alle, müssen ganz frühe vorhanden gewesen sein; die letzte hat sich im Germanischen durchgesetzt. Auf dieser Stufe der Entwicklung gab es im Lateinischen keine Form der Frage mit Erwartung bejahender Antwort; aber da der nonne-Sinn dem neutralen ganz nahe liegt, so wurde er durch die Frage mit vorausgehendem Verbum ausgedrückt. Zwar existierte num schon; aber so wenig waren die Formen der Fragesätze noch differenziert, daß die Erwartung negativer Antwort ausgedrückt werden konnte durch Sätze mit Verbum am Anfang oder mit ecquid. Auf dieser zweiten Stufe entstanden drei Fragepartikeln, d. h. von den Wörtern, auf welchen bei der Frage der Nachdruck zu ruhen pflegte, verloren drei ihre eigentliche Bedeutung und wurden infolge beständiger Assoziation mit Fragen zu Zeichen der Frage, obgleich noch Spuren des ursprünglichen Gebrauchs sich erhielten. Die wichtigste war an, das sich nicht durch Anlehnung an ein anderes Wort, sondern durch seine demonstrative Kraft und Stellung am Anfang des Satzes zur Fragepartikel entwickelte. Dann num mit ursprünglich aufforderndem Sinn, aus dem durch Bedeutungsverlust neutraler Sinn hervorging, sodaß die Erwartung der negativen Antwort aus der ersten, die Verwendung in indirekter Frage aus der letzten Bedeutung hervorgegangen wäre. Endlich ec oder en, das bei seiner häufigen Verwendung bei Plautus zu dessen Zeit kein neues Wort gewesen sein kann, aber bei neutralem Sinn in der Konkurrenz mit ne unterlag. Einer dritten Stufe gehört die Entwicklung von ne an, das negativen Sinn hatte. Es brachte nicht eine bestimmte Frageform hervor, sondern wurde in eine schon vorhandene Frage eingeführt, diejenige, in welcher das Verbum am Anfang stand. Dies war nämlich die neutralste Form der Frage, und jede neutrale Frage legt eigentlich ein Schwanken zwischen Bejahung und Verneinung nahe. Das negative Element wurde umso deutlicher herausgefühlt, je weiter sich der Fragesatz vom Ausrufungssatz entfernte, und fand nun seinen Ausdruck in dem negativen ne. Jetzt aber verlor dieses durch das Gesetz der Assoziation seine negative Kraft und wurde neutrale Partikel, bekam also eine weitere Verwendung als an und num und dehnte seinen Gebrauch von solchen Fragen, die mit dem Verbum beginnen, auf sämtliche übrigen aus. Den vierten Schritt that die Sprache mit der Entwicklung der nonne-Fragen. Non ist immer negativ gewesen, konnte also erst dann mit

ne in Verbindung gebracht werden, als dies seinen negativen Wert verloren hatte. Nonne beginnt bei Plautus erst seine Laufbahn und kommt selten bei Terenz vor, um erst in der späteren Litteratur sich weiter auszubreiten. — Derselbe Sprachtrieb, der an und num hervorbrachte, ist auch an der Arbeit, wenn wir zu Plautus' Zeit Wörter wie etiam, iam, ita, satis so häufig in der Frage verwendet finden, die nach Imme (Die Fragesätze nach psychologischen Gesichtspunkten eingeteilt und erläutert, Progr. Cleve 1879 u. 1881) mit den deutschen Partikeln jetzt, immer, noch, ja (Fragewörter der Bestimmtheit) verglichen werden. In satin abiit ist satis = wirklich, die ursprüngliche Bedeutung wird kaum mehr gefühlt, es ist fast zur Partikel geworden. Aber jener Sprachtrieb hatte zu Plautus' Zeit schon seine Kraft verloren, und so sind satine u. a. nicht zu Partikeln geworden. — Alle bisher behandelten Frageformen sind ausgegangen von dem Aussage- oder Ausrufungssatz; von dem Aufforderungssatz ging eine andere Form aus, deren Zeichen der Konjunktiv ist. Hierher gehört die deliberative Frage, hierher auch die so oft behandelte mißbilligende oder unwillige Frage, bei welcher der Modus den Willen ausdrückt und die ausrufende Wiederholung die Wirkung der Zurückweisung hervorbringt. Hieran schließt sich eine Erklärung, wie es möglich gewesen ist, das fragende uti noch mit der Fragepartikel ne zusammenzusetzen, und eine interessante Gegenüberstellung des nicht weit auseinanderstehenden Sprachgebrauchs des Plautus und Terenz. Der letzte Abschnitt giebt einen Auszug aus Immes zweitem Programm und betont im Anschluß daran die Schwierigkeit einer allseitig genügenden Einteilung der Fragesätze.

Der Verfasser hat die Aufgabe, die er sich gestellt hat, m. E. in musterhafter Weise gelöst. Er benutzt die ganze, vornehmlich Deutschland entstammende Litteratur über die Frage, bringt das vollständige Material zusammen und betrachtet dies so eingehend und umsichtig, daß fast Seite für Seite die Aufstellungen der Vorgänger korrigiert und durch bessere ersetzt werden. Schlagend wird z. B. die Falschheit der herrschenden Ansicht erwiesen, an sei aus der Doppelfrage zu erklären. An die Stelle der von Lorenz und Brix über die Bedeutungsentwicklung von satin gegebenen Erklärungen setzt er die richtige. Vor allem die Interpreten des Plautus und Terenz werden sich vielfach gefördert finden. Und wenn auch, wie der Verf. sich selbst bewußt ist, die Rekonstruktion sich nicht in allen Punkten bewähren sollte, eine 'schaffende Hypothese', was sie nach seiner Absicht sein sollte, wird sie gewiß werden.

Giessen. H. Blase.

La chioma di Berenice. Traduzione e commento di **Costantino Nigra**, col testo latino di Catullo riscontrato sui codici. Milano 1891, Hoepli. 179 S. 8. 6 Lire.

Die Einleitung des schön ausgestatteten Buches (besprechend die für das Verständnis des Catullischen Gedichtes nötigen historischen Daten, die Schicksale des liber Catullianus, die Ausgaben und Kommentare), die italienische Übersetzung (sie ist, soweit ich das beurteilen kann, wohl gelungen), der zweite Exkurs (sulla traduzione latina di Catullo), sowie der dritte und vierte (über italienische Übersetzungen und Kommentare, namentlich die Arbeit von Ugo Foscolo, Mailand 1803) — alles das ist für deutsche Leser wohl ohne besonderes Interesse. Beachtung auch bei uns verdienen der an einigen Stellen selbständig gestaltete lateinische Text mit den annotazioni, der erste Exkurs (il messagiero alato di Arsinoe) und die Varianten zu c. 66 aus italienischen Handschriften, von denen manche zuerst vom Herausgeber oder für den Herausgeber verglichen worden waren.

Eine Emendation durch eigene Konjektur wird in v. 93 versucht, nämlich *sidera cur haerent* (*iterent* = *herent*). Die coma ist angeblich unzufrieden damit, daß die Sterne fest stehen *(haerent)*. Wäre das nicht so, 'essa sarebbe libera di muoversi come vorrebbe, e le altre stelle avrebbero una eguale libertà'. Die Änderung ist paläographisch leicht, aber dem Sinne nach nicht recht befriedigend: *haerent* ist nicht recht bezeichnend und vor allem viel zu zahm, wenn man v. 94 ansieht. Auch der Mangel jedes Überganges zeigt meines Erachtens, daß die coma einen gewaltigen, titanenhaften Wunsch aus leidenschaftlich bewegtem Herzen hervorsprudelt. Ich meine also, *utinam* muß zum Vorhergehenden gehören, und Lachmanns *corruerint utinam* hat immer noch die meiste Wahrscheinlichkeit. Ähnlich, doch schon abgeschwächt, heißt es bei Ov. Am. II 16, 13 *non ego si medius Polluce et Castore ponar, in caeli sine te parte fuisse velim.* — v. 21 wird mit den Hss *et* (vulg. *at, an*) gelesen, aber nicht interpretiert. Ich möchte *et* nicht ohne weiteres ablehnen. Es steht so (= und doch, und trotzdem) in ungläubiger Frage noch 29, 6. 97, 10. Die übrigen Abweichungen von der Vulgata sind nicht glücklich. So halte ich v. 11 Peipers *arectus* für sinnlos. Was heißt denn *novo arectus hymenaeo* = diviso dal recente imeneo?

In v. 45 wird Roßbachs *propulere* dem Sinne nicht gerecht (es steht einerseits zu *eversus mons est* v. 43 nicht in logischer Beziehung, macht underseits *nauit* in v. 46 tautologisch) und ist prosodisch mindestens zweifelhaft. In v. 91 ist angeblich la lezione *sanguinis* [vulg. nach Bentley *unguinis*] una delle più sicure in tutta l'elegia. Ich frage dagegen mit Vahlen, dessen Abhandlung (Sitzungsb. der Berl. Ak. 1888 S. 14) Verf. anscheinend nur aus Citaten kennt: 'Wie sollte die Coma nach dem Blute der Schlachtopfer dürsten?' Daß *sanguinis* unmöglich ist, ergiebt sich namentlich aus 75 f., 82 f. Wenn die Coma in 82 bittet *iucunda mihi munera libet onyx*, in 92 *largis affice muneribus*, so kann sie in 91 eben nur um Salböl bitten. Und wenn Nigra *unguinis* tadelnd 'emendazione sentimentale' nennt, so vergißt er, daß gerade eine solche mit dem sentimentalen Charakter des Gedichtes harmoniert.

Eingehend und scharfsinnig wird S. 71—103 über die sehr schwierigen Verse 51—58 gesprochen. Verf. verwirft Montis Deutung (das Flügelroß der Arsinoe sei der Strauß, auf dem reitend sie nach Pausanias IX 31, 1 dargestellt ward), sieht als geflügelten Boten der vergötterten Arsinoe-Zephyritis wieder den Zephyrus an und tritt mit teilweise neuen Gründen ein für die von Statius versuchte Herstellung des verzweifelten v. 54: *Arsinoes Locricus alisequus* (oder *Locricos alisequos*). '*Alisequus* significa chi segue colle ali, cioè volando, come *pedisequus* significa chi segue a piedi'. Daß dem Zephyrus das Epitheton *Locricus* zukommt, wird durch das Zeugnis von Dionysius und Eustathius erwiesen. Alles das klingt sehr bestechend, manches ist auch ohne Zweifel richtig (z. B. der Nachweis auf S. 88 f., daß Ov. Ibis 351—352 nicht, wie Ellis wollte, auf Arsinoe, sondern wahrscheinlich auf Helena geht). Aber die ganze Interpretation scheitert meines Erachtens an der beispiellosen Wortbildung *alisequos*. Der Hinweis auf *pedisequus* paßt nicht. Denn *pedisequus* ist doch nicht qui pedibus sequitur, sondern qui pedem domini sequitur — was wird da aus *alisequos*? Bis diese grammatische Schwierigkeit aus dem Wege geräumt ist, halte ich Montis Deutung für wahrscheinlich richtig. Geirrt hat freilich Monti, wenn er die Bezeichnung des Straußes als *Memnonis unigena* mit den aus der Asche Memnons (Ov. Met. XIII 600 f.) geborenen Vögeln, den *Memnonides*, zusammenbrachte. Ich meine, das Epitheton *Aethiopis* zu *Memnonis* zeigt deutlich, inwiefern der Strauß Memnons Bruder ist: Memnon war ein Äthiope und der Strauß ist es auch ('for the Aethiopian ostriches were celebrated' sagt Ellis mit Berufung auf Plin. X 1, 1) — beide sind also Brüder d. i. Landsleute. In v. 58 endlich will Verf. mit den Itali *grata* lesen; doch trifft Lachmanns *Graia* besser den Ton dieses Gedichtes und empfiehlt sich durch die pointierte Zusammenstellung mit *Canopiis*.

Die am Schlusse aus 24 italienischen Handschriften mitgeteilten Varianten zu c. 66 tragen (wie dies bei der Geschichte des Catulltextes fast selbstverständlich ist) zur Emendation nirgends bei, mögen aber für die Klassifikation der 'deteriores' von beschränktem Nutzen sein. Unter diesen Handschriften ist auch der cod. Venetus (Markusbibliothek) No. 107, derselbe, den Ellis prol. S. LIII als beachtenswert hervorgehoben und den K. P. Schulze im Hermes 23, 567 f. eingehend besprochen hat. Die letztere Publikation kennt anscheinend Verf. nicht, obwohl er das hier für den Cod. gewählte Zeichen M erwähnt. Die von ihm benutzte Kollation (dal professore Carlo Castellani, prefetto della Marciana) ist, fürchte ich, nicht hinreichend. Sie verzeichnet keine der zahlreichen Doppellesarten (nicht einmal das dem Richtigen ganz nahe kommende *sublamia* v. 5), ja sie verschweigt sogar deren Existenz. Auch sonst differieren die Angaben (in v. 63 hat z. B. M nach Nigra *Viridulum*, nach S. 590 a. O. das richtige *uvidulum*). Ich kann nicht beurteilen, wer recht hat.

Die Arbeit ist gut gemeint, bezeichnet jedoch keinen wesentlichen Fortschritt in der Wissenschaft. Die Kommentare von Ellis, Riese, Baehrens, Thomas sind fleißig benutzt, die in Zeitschriften verstreute Litteratur nur selten. In der Orthographie des Textes befremden Formen wie *moestas*, *coelesti*.

Berlin. Hugo Magnus.

Richard Tieffenbach, Über die Örtlichkeit der Varus-Schlacht. Berlin 1891, Gärtner. 31 S. 8. 80 Pf.

Das Schriftchen unterscheidet sich vorteilhaft von der Mehrzahl seiner Namensvettern, obgleich, oder vielleicht weil T. nicht in der Lage ist, auf grund eigener Lokaluntersuchungen uns eine neue Örtlichkeit nachzuweisen, auf welche die Schilderungen des Cassius Dio und Tacitus noch besser passen als auf die bisher gefundenen, sondern sich begnügt, die wichtigsten neueren Arbeiten auf diesem Gebiete, die von Ranke, Mommsen und Knoke, einer kritischen Untersuchung zu unterziehen. Was die bekannte Kontroverse zwischen den beiden erstgenannten Forschern bezüglich der Quellenberichte betrifft, so stellt sich T. entschieden auf Mommsens Seite. Seine Ausführungen gegen

die von Ranke an der Darstellung des Cassius Dio geübte Kritik sind sehr beachtenswert. In Beziehung auf die Anwendung der Überlieferung auf die in betracht kommenden Lokalitäten, insbesondere auf die Umgebung von Barenau, kommt dagegen T. zu einem von der Mommsenschen Hypothese abweichenden Ergebnis, indem er die Behauptung, „daß es in der betreffenden Epoche nur eine Schlacht zwischen Römern und Germanen giebt, in der die Römer in Nachteil gerieten, die im Teutoburger Walde", als unrichtig erklärt (S. 14). Hier werden Mommsens Worte nicht genau angeführt (vgl. Örtlichkeit der Varusschlacht, S. 54). Doch wird man Tieffenbach, Knoke u. a. zugeben müssen, daß da der schwächste Punkt der Mommsenschen Ausführungen getroffen ist. Wenn aber T. mit Knoke die Barenauer Münzfunde auf die Schlacht vom Jahre 15 n. Ch. bezieht, so kann uns auch die Hinweisung auf die Thatsache, daß die Truppen in jenem Jahre infolge des Testamentes des Augustus besonders reichlich mit Geld versehen waren (S. 27), nicht bestimmen, jener Vermutung ein höheres Attribut als das der Möglichkeit beizulegen. Denselben Standpunkt nehmen wir gegenüber der Knokeschen Hypothese ein, daß das Schlachtfeld des Jahres 9 bei Iburg zu suchen sei. Zugestanden, daß „in der ganzen Litteratur über die Varusschlacht nicht eine zweite Örtlichkeit nachgewiesen ist" (S. 18), auf welche die Berichte des Cassius Dio und Tacitus so genau passen wie auf jene Stelle, so würde doch auch dieser Umstand nur für die Möglichkeit, höchstens für die Wahrscheinlichkeit jener Annahme sprechen. Dasselbe gilt von den angeführten Ortsnamen; ist doch das nämliche Argument mit mindestens gleicher Berechtigung auch von den Lippeschen Forschern für ihre Ansicht geltend gemacht worden, die überdies auf das Vorhandensein der Ringwälle der Groten„burg" hinweisen konnten. Kommen wir daher auch gegenüber den positiven Ergebnissen der Tieffenbachschen Untersuchung zu einem erneuten „non liquet", so erkennen wir anderseits die Berechtigung des aufgestellten Satzes an: „Knoke hat Ergebnisse erzielt, welche nicht zu beachten fortan als unthunlich bezeichnet werden muß."

Frankfurt a./M. Georg Wolff.

H. Jellinghaus, Arminius und Siegfried. Kiel u. Leipzig 1891, Lipsius u. Tischer. 38 S. 8. 1 M.

„Der alleinige Zweck der nachfolgenden Ausführungen ist, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf die Schriften von Schierenberg, Vigfusson und anderen hinzulenken." Mit diesem ersten Satze des Vorwortes wird nicht nur der Zweck, sondern auch der wesentliche Inhalt der Arbeit bezeichnet. Denn dieselbe enthält kaum etwas anderes als eine zum großen Teil wörtliche Wiedergabe der durch Sch., V. und andere nach des Verfassers Ansicht von den „Fachmännern" nicht genügend anerkannte Schriftsteller aufgestellten Hypothesen über die Identität des Arminius mit Siegfried, die Örtlichkeit der Varusschlacht u. a. damit zusammenhängende Gegenstände Daß gegen Mommsen eine Lanze für die Berechtigung des Lippischen Landes auf den Besitz des „Hermansdenkmals" gebrochen und in der Umgebung der Externsteine nicht nur die Varusschlacht, sondern auch die geschichtlichen Grundlagen der Eddamythen und die Freiheitskämpfe der Sachsen gegen Karl den Großen lokalisiert werden und dies alles in engen Zusammenhang mit einander gebracht wird, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Wir gehören nun nicht zu denjenigen, welche es für richtig halten, über Vermutungen von Autodidakten wegen der Form, in der sie dargeboten sind, mit einem vornehmen Achselzucken hinwegzugehen. Wir finden auch in Schierenbergs Ausführungen manches gesunde Samenkorn, welches, befreit von dem es erstickenden Unkraut einer allzu üppig wuchernden Phantasie, zum lebensfähigen Bäumchen sich entwickeln könnte. Das aber bestreiten wir, daß J. in seiner Arbeit sich berufen gezeigt hat, diesen Entwickelungsprozeß zu befördern. Gerade die nebelhaftesten Ausführungen Schierenbergs über den Zusammenhang der nordisch-germanischen Sage mit den Kämpfen der Römer und Germanen, die willkürlichsten Deutungen der antiken Quellen eignet sich J. meistens wörtlich an, und zwar so, daß man zu dem Zweifel berechtigt ist, ob er neben der Schierenbergschen Übersetzung auch die Originale gelesen hat. Um nicht davon zu reden, daß er Flavus, den Bruder des Arminius, überall (S. 9, 14, 24, 36) „Flavius" nennt, so ist es doch ein starkes Stück, daß (S. 24) der Ausdruck „laevo amne" bei Tacitus (Ann. II 8) mit den Worten „am linken Flusse" übersetzt und auf die Ems als den westlichen Fluß im Gegensatz zu der Weser als dem östlichen bezogen wird. Dieses Beispiel dürfte genügen, um uns zu rechtfertigen, wenn wir unsere Besprechung der Schrift hier abbrechen, ohne ihre Lektüre unseren Lesern warm ans Herz zu legen.

Frankfurt a/M. Georg Wolff.

F. Back, Römische Spuren und Überreste im oberen Nahegebiete. 1. Abteilung. (Progr. d. Gymn. z. Birkenfeld.) 1891. 91 S.

In den letzten Jahren hat die Durchforschung des Nahegebietes nach antiken Überresten die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Das Hauptverdienst an dem sachgemäßen und erfolgreichen Betrieb dieser Untersuchungen hat, soweit das Gebiet des oldenburgischen Fürstentums Birkenfeld in betracht kommt, der Direktor des Birkenfelder Gymnasiums, F. Back. Derselbe giebt nunmehr auf grund eigener Nachforschungen und der Ausgrabungen, die von dem Birkenfelder Verein für Altertumskunde veranstaltet wurden, in der vorliegenden ersten Hälfte seiner Schrift eine genaue Darstellung des römischen Straßennetzes im oberen Nahegebiet.

Es sind hauptsächlich drei Straßenlinien, auf welchen der Leser vom Verfasser geführt wird. Die eine geht von Trier nach dem Königsfeld bei Hermeskeil und von da in wesentlich östlicher Richtung zur Nahe, welche sie bei Frauenberg überschreitet. Die Angaben des Oberstlieutenant Schmidt, welcher diese Linie vor sechzig Jahren bereist hat, werden in zahlreichen Punkten ergänzt und berichtigt. Die beiden anderen Hauptlinien, deren Ausgangspunkt vermutlich Metz war, liefen in vorwiegend nordöstlicher Richtung ungefähr mit der Nahe parallel. Der Verf. verfolgt die eine, südlich von der Nahe laufende, vom Schaumberg, einem sehr wichtigen Punkt des römischen Verteidigungssystems, bis zur Winterhauch, von wo sie zum Rhein, wahrscheinlich nach Bingen, zog. Von der anderen, südlich von der Nahe laufenden, wird die Strecke Castel a. d. Prims bis Brombach beschrieben. In nord-südlicher Richtung aber durchschnitt das obere Nahegebiet eine jener aus Ammian bekannten Signallinien, deren Lauf u. a. durch den viermal in gerader Linie auftretenden Ortsnamen „Steinerner Mann“ bezeichnet ist.

Noch in vielen anderen Fällen haben die auf römischen Ursprung zurückweisenden Flur- und Ortsnamen, welche Verf. mit besonnener Kritik behandelt, wichtige Fingerzeige gegeben. Das hier beigebrachte Material wird sich auch die Germanistik, insbesondere die Volksetymologie, nicht entgehen lassen dürfen.

Neben den topographischen Feststellungen hat der Verfasser manche beachtenswerte Einzelbeobachtung gemacht. Wohlbegründet scheint z. B. die Annahme, daß gewisse Grundbesitzverhältnisse der Gegend auf den Landbesitz römischer Kastellgemeinden zurückzuführen sind (S. 61 ff. u. 82 f.). Die Ausführungen Th. Mommsens über die Ländereien der castellani (Hermes 1889, S. 199 f.) erhalten hierdurch neues Licht.

Eine Karte, welche man für die Verfolgung der Straßenzüge allerdings sehr vermißt, wird für die zweite Abteilung in Aussicht gestellt.

Berlin. F. Deneken.

Carlo Castellani, La stampa in Venezia dalla sua origine alla morte di Aldo Manuzio Seniore. Ragionamento storico con appendice di documenti in parte inediti. F. Ongania editore. Venezia 1889. XLVIII, 134 S. 8 M.

Venedig spielt eine glänzende Rolle in der Geschichte der Buchdruckerkunst und seine Druckereien eine nicht minder glänzende in der Geschichte der klassischen Philologie. Diese kleine Schrift des gelehrten Bibliothekars der Marciana wird daher von vielen mit Interesse gelesen werden, umsomehr, da sie nicht nur den bekannten Stoff übersichtlich und in angenehmer Darstellung zur Anschauung bringt, sondern auch mancherlei interessantes Neues bietet. Überall hat man festen Grund unter den Füßen, und neben den Originalquellen ist auch die moderne Litteratur gründlich ausgebeutet worden, wobei im einzelnen manches berichtigt wird. Nicht minder interessant als die Thätigkeit jener großen Buchdrucker selbst ist das Verhalten der Republik von S. Marco gegenüber der neuen Kunst, das vielfach bereits ganz modern anmutet und überall Zeugnis von dem hohen Sinn ihrer damaligen Leiter ablegt. Die Dokumente des Anhangs, meist Druckprivilegien, aber auch andere interessante Dinge enthaltend, wie das Testament Jensons und die beiden Testamente des Aldus, sind, soweit sie bereits früher veröffentlicht waren, aufs neue mit den Originalen verglichen worden. Beigegeben ist ein chronologisches Verzeichnis der venetianischen Drucker von 1469—1515 mit zahlreichen Berichtigungen und Ergänzungen früherer bibliographischer Angaben. Dabei sei es gestattet, eine Vermutung vorzubringen. 1484 erscheint in Venedig ein Buchdrucker Martinus burciensis de Czeidino; den Ortsnamen erklärt Castellani zweifelnd für Szegedin. Man wird aber doch wohl eher an Zeiden im Burzenlande (magyarisch Feketehalom), etwa zwei Meilen von Kronstadt, zu denken haben.

Einem merkwürdigen Kuriosum ist die Einleitung der Schrift gewidmet, nämlich der funkelnagelneuen Entdeckung, daß die Kunst des Druckens mit beweglichen Buchstaben von Pamfilo Castaldi aus Feltre 1456 in dieser Stadt erfunden worden sei; von ihm soll sie Fust, der um der Erlernung der Sprache willen bei ihm wohnte, gelernt und

sie dann nach Mainz gebracht haben. Es fällt Castellani natürlich nicht schwer, dieses quasipatriotische Lügengebäude in alle Winde zu zerstreuen. Sein Urheber ist ein Bettelmönch des 17. Jahrhunderts, Cambruzzi, dessen Chronik von Feltre man neuerdings höchst unnötigerweise gedruckt hat.

Ein gutes Register erhöht die Brauchbarkeit des Buchs.

Königsberg. Franz Rühl.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. B. 143 u. 144. Jahrg. 1891. Heft 4.

I. (225 ff.) **S. Brandt,** Lactantius u. Lucretius. Giebt Zusammenstellung der Lukrez betreffenden Stellen bei Lact. mit besonderer Berücksichtigung der Polemik des Lact. gegen Lucr. — (259 ff.) **Fr. Poland** und **F. Hultzsch,** Zu Arist.' Ἀθην. πολιτ. — (262 ff.) **F. Hultzsch,** Das Pheidonische Maßsystem nach Aristoteles. Das Pheidonische Hohlmaß war um $^{1}/_{12}$ kleiner als das attische. — (264 ff.) **F. Polle,** Über die Bedingungssätze. Schlägt folgende Bezeichnung der Annahme vor: 1) die andeutungslose, 2) die abwartende, 3) die willkürliche, 4) die ablehnende. — (267 ff.) **F. Knohe,** Über den Gebrauch von plures bei Q. Curtius Rufus. Hält an dem komparativischen Gebrauch von plures bei Tacitus fest und schreibt denselben auch dem Curtius zu. — (278 ff.) **A. Sonny,** Rhagae — Thara — Tabae. Führt Tarai bei Trogus auf einen Lesefehler für Ragai zurück, desgl. bei Curtius Tabae für Tarae. — (280) **Fr. Polle,** Zu Cic. Catil. III, 5. — (281 ff.) **R. Menge,** Anz. v. H. Schliemanns Ausgrabungen in Troja im J. 1890. — (286 f.) **P. Seliger,** Zu Platons Phaidros 246 b—e, und zu Aristot. Nic. Eth. A 1, 1094ᵃ 1. — II. (161 ff.) **H. Heyden,** Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in der Oberlausitz. — (203 ff.) **Bolle,** Anz. von Perthes, Die Notwendigkeit einer Umgestaltung unseres Schulwesens.

B. 143 u. 144. 1891. Heft 5.

I. (289 ff.) **G. F. Unger,** Die Glaubwürdigkeit der kapitolinischen Konsultafeln. Tritt gegen Mommsen und namentlich gegen Cichorius für die Glaubwürdigkeit ein. — (322 ff.) **H. Stadtmüller,** Zur Anthologia Palatina. Kritische Beiträge. — (335 f.) **Fr. Blass,** Zu der naxischen Inschrift der Timandre (Röhl I. G. A. No. 407). — (337 ff.) **L. Mendelssohn,** Analecta Tulliana. Kritische Behandlung von Stellen aus den Briefen des Cälius. — (352) **J. H. Schmalz,** Ersatz des fehlenden Partizips von esse. Belege für constitutus = ὤν auch bei Nichtjuristen. — (353 ff.) **A. Teuber,** Zur Kritik der Terenziusscholien des Donatus. — (367 f.) **O. Höfer,** Θεοὶ ἀνομφαῖοι? — Πάνθεος? Schreibt Bull. de corr. hellén. X (1886) p. 291 πανομφαῖοι u. faßt ebends. XI (1887) p. 65 πανθέου als Gen. von πάνθεον = πανθεῖον. — II. (209 ff.) **Th. Vogel,** Eine Lücke in der lat. Klassenlektüre der Gymnasien. Behandelt eingehend seinen Vorschlag einer Chrestomathie aus den Schriftstellern der silbernen Latinität für die Zwecke der Ober-Prima. — (218 ff.) **H. Heyden,** Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in der Oberlausitz (Forts.). — (243 ff.) **H. Fritzsche,** Anz. von Herwig, Griech. Lese- und Übungsbuch für Tertia und Vokabularium und Regelverzeichnis zu demselben. — (255 ff.) Bericht über die Verhandlungen der 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu München.

B. 143 u. 144. 1891. Heft 6.

I. (369 ff.) **R. Peppmüller,** Über die incertae sedis fragmenta Homerica. Dieselben sind teils wirklich homerische Verse, aber in freierer Behandlung, teils geben sie oder können sie auf Kykliker zurückgeben, teils gehören sie weder Homer noch den Kyklikern an. — (384) **Fr. Polle,** Zu Verg. Aen. VII 373. — (385 ff.) **O. Crusius,** Die Anwendung von Vollnamen und Kurznamen bei derselben Person und Verwandten. Sammlung und Erweiterung des Materials. — (395 ff.) **Ch. Cron,** Zu Thuc. VII 86, 5, **F. Polle** I 93, 2; 69, 5. — (402 ff.) **E. Wörner,** Zu Plat. Phaed. 66ᶜ. — (405 ff.) **K. Niemeyer,** Zu Arist. Ἀθηναίων πολιτεία. Kritische Behandlung einiger Stellen und der Cauerschen und Schwarczschen Hypothesen. — (416 ff.) **E. Haase,** Artikel und Pronomen des Dualis beim Femininum im attischen Dialekt. Feststellung des thatsächlichen Verhältnisses mit Berücksichtigung der Inschriften. — (419 f.) **F. Hultzsch,** Zu Pol. IV 18, 8. — (421 ff.) **R. Oehler,** Sagunt und seine Belagerung durch Hannibal, eine topographische Studie. Feststellung der Situation des alten Sagunt: dasselbe lag nur auf der Höhe und ist wohl nur durch Hunger bezwungen worden; Quelle der Livius ist Coelius Antipater. — (429 ff.) **G. Goetz,** Zu dem Gronovscholiasten des Cicero. Mitteilung der Ciceronischen Glossen im cod. Leid. Oct. 88; dieselben sind einem Exemplare des Schol. Gron. entnommen. — II. (273 ff.) **H. Heyden,** Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in der Oberlausitz (Forts.). — (283 ff.) **Pfitzner,** Chronol. Beiträge zur neutestamentlichen Exegese. — (299 ff.) **Pfitzner,** Anz. von Gerber-Greef Lex. Tac. fasc. VIII. — (312 ff.) **E. Haupt,** Anz. der lat. Übungsbücher von Lutsch für VI, Müller f. VI, Wesener f. VI, V, IV.

Blätter für litterarische Unterhaltung. No. 30.

(476) Sophokles, König Ödipus, übersetzt von **R. Meyer-Krämer** (Berlin). 'Höchst fragliche Übersetzung. So spricht einmal Ödipus: „Von Finstre, ach! ein Flor um mich, abscheulich andringend, unbeschreiblich, im Banne unausweichlich, und mißbehaglich ist es!" Der unheimliche Rätselton bietet indessen dem Verständnis, wenn man das Sophokleische Original daneben zu Rate zieht, keine weiteren Schwierigkeiten'. J. Mähly.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 42

(1454) **P. Bellezza,** Dei fonti e dell' autorità storica di C. Crispo Sallustio (Milano). Würdigende, doch nicht einwandsfreie Kritik von *A. H.* — (1455) **d'Arbois de Jubainville.** Recherches sur l'origine de la propriété foncière en France. 'Man findet viel mehr in dem Buche als man nach dem Titel erwartet, so eine Darstellung des politischen Staats- und Gesellschaftsverhältnisses. Auf der breiten Grundlage großer Belesenheit erbaut'. *P. H.* — (1464) **Chr. Bartholomae,** Studien zur Sprachgeschichte, I. II. 'Gelungene Beweisführung'. *W. Stdr.* — (1465) Aristoteles' Schrift vom Staatswesen der Athener, verdeutscht von **Kaibel** und **Kiessling.** 'Sehr lesbar und sehr geschmackvoll; natürlich nicht sklavisch treu, hier und da sogar etwas kommentierend; gelehrte Zuthaten mangeln vollkommen'. *B.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 41.

(1105) **F. Laban,** Der Gemütsausdruck des Antinous (Berlin). 'Diese Auseinandersetzungen über antike Plastik gehören zum Besten, was darüber geschrieben worden ist. Verf. hat eine sehr erörterungsbedürftige Frage mit eindringendem Verständnis gelöst'. *P. Weizsäcker.* — (1106) **Elard Meyer,** Die eddische Kosmogonie (Freiburg). 'Verf. giebt in bündiger, formschöner Darstellung eine Geschichte der babylonischen Kosmogonie, aus welcher er die indische, biblische und Platonische herleitet'. *H. Draheim.* — (1108) **J. Kohm,** Die βούλευσις (Olmütz). 'Gegen Passows Dissertation vom Jahre 1883 gerichtet'. *O. Schulthess.* — (1110) **H. Rönsch,** Collectanea philologa (Bremen). Nicht besonders günstig beurteilt von *J. Stowasser.* — (1117) Horaz, 3. Buch der Oden in freier Nachahmung von **H. Leiserling** (Berlin). 'Sehr frei, doch mit feinem poetischen Geschmack und nicht geringer Sprachgewandtheit'. *Schütz.* — (1119) Livius, ed. **A. Zingerle,** lib. XXXI —XXXV (Wien-Leipzig). 'Text lehnt sich an Weißenborn-Müller an; der kritische Apparat ist sorgfältig, nicht so vollständig wie bei Hertz, doch ausführlicher als bei Müller'. *W. Heraeus.* — (1121) **E. Kroker,** Katechismus der Mythologie (Leipzig). 'Eine ausführlichere Darstellung wird man vermissen'. *Posnansky* — (1122) **Scherer** und **Schnorbusch,** Griechisches Übungsbuch, 4. Aufl. (Paderborn). 'Zu loben'. *A. Reckzey.* — (1131) Beitrag von **J. Lezius:** Zur Bedeutung von satura. Der Terminus „dramatische satura" sei ganz zu streichen; mit der Bedeutung von „Quodlibet" komme man vollständig aus.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 43.)

Innerhalb des bezeichneten Zeitraums aber wird man von seltener vorkommenden Wörtern alle Beläge verzeichnen, von gewöhnlichen und durchweg gangbaren nur eine Anzahl von Stellen. Dieses Verfahren wird man in umfassenderem Maße, aber stets unter Beobachtung der letzten Spuren des Vorkommens auf die späteren Zeiträume, etwa vom Ende des 2. Jahrh. n. Chr. anwenden können. Hierbei tritt für die größere oder geringere Ausführlichkeit der Angaben der Gesichtspunkt auf, ob die betr. Schriftsteller nur die alte Tradition fortsetzen, oder ob sie Neues entwickeln, sodaß z. B. Commodianus reichlicher als Hieronymus heranzuziehen ist. Für alle Zeiträume aber wird man sich auf gute Spezialwörterbücher bez. eingehende Indices verborum oder auf sonstige sorgfältige lexikalische Zusammenstellungen und Abhandlungen berufen können. Für die Ausführung des Unternehmens sind nach Erledigung der notwendigen Vorarbeiten zwei Perioden zu unterscheiden, die Zeit der Sammlung des Materials und die Zeit der Verarbeitung und der Drucklegung desselben. Für beide Zeiten bedarf es einer verschiedenen Organisation. Für die Vorbereitungen würde von der preuß. Regierung eine Kommission einzuberufen sein. Ihr Bestehen erscheint auch im weiteren Fortgange des Unternehmens wünschenswert, sie würde alljährlich einmal zu einer Sitzung zusammentreten. Betreffs der Leitung wird sie sich von vornherein darüber schlüssig zu machen haben, ob dieselbe einer einzigen Persönlichkeit oder mehreren anvertraut werden soll. Ersterenfalls ist der Leitung ein ausschließlich für diese Thätigkeit anzunehmender Sekretär beizugeben, der die den einzelnen Mitarbeitern zu überweisenden Pensa festsetzt, die Korrespondenz führt und An- und Einordnung der nach Absolvierung der einzelnen Pensa eingehenden Zettel übernimmt. Die Zeit der Sammlung des Materials erstreckt sich, soweit nicht zuverlässige Spezialwörterbücher und eingehende Indices verborum vorhanden oder zu erwarten sind, auf die gesamten überhaupt in betracht kommenden Schriftwerke und Denkmäler. Vor allem sind dieselben nicht für einzelne Teile des Alphabets, wie Wölfflin wollte, sondern von vornherein von A—Z auszuziehen. Statt einer großen Anzahl von Mitarbeitern ist eine begrenzte Menge, etwa 50, mit umfassenderen Pensen anzuwerben, wodurch die Arbeit besser und einheitlicher wird. Sie sind nicht mit festem Gehalt anzustellen, sondern nach dem Maße ihrer Leistungen für jeden ausgezogenen Band nach Verhältnis des Umfanges und der Arbeit zu honorieren. Mit jedem ist ein bindender Vertrag zu schließen, der das übertragene Pensum und die Zeit der Ablieferung bestimmt. Über Gebühr Saumselige sind verpflichtet, das bis dahin Gearbeitete ohne Entgelt abzuliefern. Umfang und Dauer der Sammlung des Materials wird auf 6 Jahre veranschlagt. Dem Leiter sind für die Bearbeitung außer dem Sekretär noch zwei weitere, nur für den Thesaurus zu beschäftigende Assistenten beizugeben. Neben ihnen sind dafür gleichfalls ausschließlich noch sieben andere Hülfsarbeiter thätig. Unter diese wird die Arbeit etwa so verteilt, daß der Sekretär die ersten 5 Buchstaben des Alphabets nebst der Korrespondenz, die beiden andern die Buchstaben F—O und P—Z übernehmen. Von diesen führt der Sekretär je einen, die andern je zwei selbständig aus. Jedem der Hilfsarbeiter werden 2—3 Buchstaben zusammen von möglichst gleichem Umfange zuerteilt. Sie senden die von ihnen ausgearbeiteten Artikel nach Absolvierung einer festzusetzenden größeren Anzahl dem betreffenden Assistenten zur Revision ein. Nach der Revision werden diese Artikel durch die Assistenten, sowie die von ihnen selbst fertig gestellte Arbeit dem Leiter zur Superrevision vorgelegt. Vierteljährlich stattet ihm jeder der Assistenten wie der Hilfsarbeiter Bericht ab, jährlich erstattet er selbst einen Generalbericht an die Kommission, diese selbst dann einen solchen an das Ministerium. Das auf etwa 10 Bände berechnete Werk kann in 10—12 Jahren fertig gestellt werden. Der Druck wird zugleich in den drei Abteilungen A, F und P begonnen und in Lieferungen von mäßigem Umfange, wie das deutsche Wörterbuch, ausgegeben. IV. Vorläufiger Kostenanschlag: 1. Für die sechsjährige Sammelperiode 140,000 M. 2. Für die eventuelle zwölfjährige Zeit

der Ausarbeitung und Drucklegung 360,000 M., in Summa 500,000 M. Diesen Ausgaben würde eine Einnahme von 120,000—150,000 M. gegenüberstehen. B. Bemerkungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Unfraglich ist, daß dies Werk nur durch staatlich organisierte Arbeit herbeigeführt werden kann. Es übersteigt weitaus die Arbeitskraft auch des thatkräftigsten Individuums und darf nicht an die zufällige Lebensdauer einer einzelnen Persönlichkeit geknüpft werden. Wie auf allen andern Gebieten der menschlichen Thätigkeit fordert auch die Wissenschaft die Organisation der Arbeit, und wir Deutsche dürfen uns rühmen, hierin die Spitze genommen zu haben und zu behaupten. Kann ein solcher Wortschatz überhaupt geschaffen werden, so wird er in Deutschland geschaffen, und dieses Vorrecht schließt eine Pflicht ein. Es folgt eine Besprechung der Leitung, die nur einer dauernden Körperschaft übertragen werden könne, und der vorgeschlagenen Art der Bearbeitung und Sammlung des Materials, wobei eine andere Art der Verzettelung, wie sie für das von der Savigny-Stiftung vorbereitete Vocabularium iuris bei den klassischen Juristen durchgeführt worden ist, vorgeschlagen wird. Schließlich ist die Akademie der Ansicht, daß die Kostensumme zu niedrig für beide Arbeitsperioden veranschlagt ist. Den Schluß des Gutachtens bildet eine kurze Notiz über das Verfahren, nach welchem die Verzettelung der Schriften für das von der Savigny-Stiftung in Angriff genommene lat. Rechtslexikon vorgenommen worden ist. — (S. 691 ff.) **E. Curtius**, Das menschliche Auge in der griech. Plastik. Verf. behandelt die Unterscheidung männlicher und weiblicher Augen, welche in den olympischen Bildwerken deutlicher als bisher nachzuweisen ist. Den ersten Anlaß dazu gab der unbärtige Peirithooskopf. Er wurde erst für weiblich gehalten, bis sich bei Zusammensetzung der Bruchstücke des Westgiebels herausstellte, daß es ein Jünglingskopf sei. Er ist bis auf die Unterlippe tadellos erhalten; zur Annahme, daß es ein männlicher Kopf sei, berechtigte nur daß hochgewölbte Auge. In Beziehung darauf wurden die gut erhaltenen Köpfe genau gemustert, und Verf. stellt auf einer beigegebenen Tafel zwei Reihen von Köpfen zusammen. Sie sind in geometrischer Projektion vermittels des Diopter gezeichnet. Genaue Messungen und Abbildungen antiker Augen finden sich zuerst bei Gerard Audran (Les proportions du corps humain mesurées sur les plus belles figures de l'antiquité. 1683); er hat schon die Augen des Apollo von Belvedere und der Mediceischen Venus zusammengestellt. Seine Zeichnungen sind lebhaft anerkannt von S. Th. Sömmering, Abbildungen des menschlichen Auges 1801, welcher die Unterschiede im Äußeren des Auges zwischen dem männlichen und weiblichen behandelt und die Überzeugung ausspricht, daß diese Unterschiede schon den alten griechischen Künstlern bekannt und bei Fertigung ihrer schönsten Statuen beachtet waren. Seitdem ist diese Untersuchung nicht wieder aufgenommen worden. Unter den vom Verf. gegebenen Abbildungen zeigt die obere Reihe das Frauenauge in seinen charakteristischen Formen, von denen das der altertümlichen Hera aus Mergelkalk das Flachauge am deutlichsten erkennen läßt; die untere Reihe das Männerauge in seiner unverkennbaren Eigentümlichkeit. Der Unterschied entspricht durchaus dem, was Sömmering als Anatom beobachtet hat: „Das Äußere des Auges bei Männern hat etwas Rundes, Dickliches, Kräftiges, bei Weibern etwas Längliches, Flaches. Die Öffnung der Augenspalte ist bei Männern weiter oder größer und rundlich". Wir sehen also, wie genau die Natur von den Alten beobachtet ist, und wie auch der Unterscheidung der Geschlechter in den Vasenbildern eine richtige Beobachtung zu grunde liegt, wenn die Männeraugen kreisrund, die Frauenaugen langgeschlitzt gezeichnet werden. Auf einer zweiten Tafel sind noch zwei Menschenaugen abgebildet, das des „Peirithoos" (Olympia-Ausstellung n. 189) und das Auge eines bemalten Terrakottaköpfchens (Olympia-Ausstellung n. 13), der echt altertümlichen Nachbildung eines alten Xoanon, der man durch das Lächeln des Mundes und das weit offene Auge den Eindruck des Lebendigen zu geben versucht hat. Es erscheint. von vorne gesehen, vorspringend und vorquillend; doch geht es im Profil nicht über die Böschung des weiblichen Auges hinaus. Die Alten haben den Blick für charakteristische Körperformen an der Tierwelt ausgebildet, und bei dem Auge ist der Anschluß an Tierformen am deutlichsten bezeugt, indem das Kuhauge zu einem Epitheton ornans weiblicher Personen Anlaß gegeben hat. Das männliche Wesen, das ἀνδρεῖον, ἐλευθέριον, μεγαλόθυμον, εὐγενές erschien den Alten im Löwen ausgeprägt, und wie sie demgemäß die für den Menschen vorbildlichen Tieraugen gebildet haben, zeigen die beiden letzten Zeichnungen auf derselben Tafel, das Auge eines der löwenköpfigen Wasserspeier vom Zeustempel und das Auge des Stiers von dem Weihgeschenk der Regilla an dem Wasserbassin des Herodes Atticus. Das Epitheton βοῶπις ist bis auf die neueste Zeit von den Archäologen in ganz entgegengesetztem Sinne gedeutet worden. Die olympischen Köpfe sind geeignet, die unklaren Vorstellungen auf eine feste Basis zurückzuführen. Zwei Haupttypen liegen deutlich vor. Natürlich sind sie nicht für alle Zeiten und Schulen maßgebend geblieben. Praxiteles hat es schon verstanden, den Eindruck, welchen das hochgewölbte Löwenauge am Manne machen sollte, in anderer Weise zu erreichen. Es wurden optische Wirkungen erzielt, die von der plastischen Formgebung unabhängig sind. Wie weit aber die hier nachgewiesenen Typen von Menschenaugen wirklich auf richtiger Beobachtung der Tierwelt beruhen, ist eine für das Verhältnis der griechischen Kunst zur Natur wichtige Frage, deren Entscheidung den Fachkennern zusteht. — **Waldeyer**, Bemerkungen zu der vorstehenden Mitteilung des Hrn. Curtius. Die Bulbi der Tiere zeigen zum Teil sehr erhebliche Verschiedenheiten in dem Grade der Krümmung ihrer Hornhaut, sodaß man stark und flach gekrümmte Hornhäute bei den einzelnen Arten und Sippen unterscheiden kann. Die Hornhaut der Carnivoren zeigt im allgemeinen eine starke Krümmung, während bei den Ungulaten, besonders bei unsern zu dieser Ordnung gehörigen Haustieren, flachere Krümmungen vorkommen. Was die menschlichen Augäpfel betrifft, so sind die Geschlechtsunterschiede im allgemeinen gering. Zinn sagt: „Bulbus viri bulbo feminae semper maior est, etsi femina virum statura forte aequet", und dies ist wohl das Einzige, was wir bisher sicher wissen. Die Krümmung selbst ist im allgemeinen als eine elliptische zu bezeichnen. Größer als die geschlechtlichen Verschiedenheiten des Bulbus an sich sind die des Sehorgans als Ganzes genommen. Alle diese Angaben beziehen sich indessen auf die den Augapfel von vorn her umgebenden Hautteile. Es ist möglich, daß die Alten, wenn sie den Blickteil des Bulbus selbst, die Hornhaut, in stärkerer Krümmung bildeten, den durch die äußeren Teile gegebenen sexuellen Unterschied noch mehr hervorheben wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

heint jeden Sonnabend.

Abonnements
n alle Buchhandlungen
n. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich
6 Mark.

HERAUSGEGEBEN
von
CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica,
bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen
werden
von allen Insertions-
Anstalten u. Buchhandlungen
angenommen.

Preis der dreigespaltenen
Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 7. November. 1891. № 45.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Leonhart** in Marburg zum Rektor der dortigen Univ. — Dr. U. **Wilcken**, a. o. Prof. in Breslau, zum ord. Prof. der alten Geschichte und Paläographie dortselbst. — Bibliothekar **K. Boysen**, von Marburg nach Kassel versetzt.

Zu Gymnasialdirektoren ernannt: Prof. Dr. **Ellendt** am König. Friedrichs-Kollegium zu Königsberg; Prof. Dr. **Seeliger** in Meißen; Prof. **Gerth** in Zwickau; Prof. **Fesenmaier** in München (Ludwigs-Gymn.).

Todesfälle.

Prof. **Fr. Zarncke**, Germanist, Herausgeber des Litt. Centralblatts in Leipzig. — Oberbibliothekar Dr. **L. Sieber** in Basel.

Zum Kampf bei Pylos nach Thukydides IV 8–14.

(Fortsetzung aus No. 44.)

Bevor nun dieser Hafen näher bestimmt wird, wird versucht, die Lage von Pylos nach Thuk. IV 9, 1–2 mit der Schilderung in Übereinstimmung zu bringen. Ich muß gestehen, daß sich hiergegen nach einem Blick auf Bursians Karte nicht allzuviel einwenden ließe, ebenso wenig wie nach IV 11–13, 1: Pylos lag demnach auf einem der letzten „mamelons“ einer von Osten nach Westen sich erstreckenden Hügelkette, südlich vom Xerias-Bache, und vor dessen Mündung ist der Hafen zu suchen ('si port il y avait' heißt es freilich einstweilen noch), d. h wo nach Norden zu ein sandiger Strand beginnt, während das Ufer nach Südwesten felsig ist. Wo felsiger und sandiger Strand, ungefähr in der Höhe der Pylosbergstadt, zusammentreffen, hatte u. a. Demosthenes seine wenigen Schiffe ans Land gezogen; hier ungefähr soll die Stelle sein, wo nach Kap. 13, 1 (ἐλπίζοντες τὸ κατὰ τὸν λιμένα τεῖχος ὕψος μὲν ἔχον (sc. ἔχειν), ἀποβάσεως δὲ μάλιστα οὔσης ἑλεῖν μηχαναῖς) die Landungsversuche der Peloponnesier geplant weiden. Ohne weiter auf diese Deutungen einzugehen, welche, wie gesagt, nicht ganz unwahrscheinlich klingen und die geringeren Schwierigkeiten verursachen, folgen wir Serre nun zu einer neuen notwendig werdenden Hypothese. Nach Kap. 13, 2 erscheinen die 50 athenischen Schiffe unter Eurymedon von Zakynthos her: ὡς δὲ εἶδον τήν τε ἤπειρον ὁπλιτῶν περίπλεων τήν τε νῆσον, ἔν τε τῷ λιμένι οὔσας τὰς ναῦς καὶ οὐκ ἐκπλεούσας, ἀπορήσαντες ὅπῃ καθορμίσωνται, τότε μὲν ἐς Πρωτὴν τὴν νῆσον, ἣ οὐ πολὺ ἀπέχει ἐρῆμος οὖσα, ἔπλευσαν καὶ ηὐλίσαντο, τῇ δ᾽ ὑστεραίᾳ παρασκευασάμενοι ὡς ἐπὶ ναυμαχίαν ἀνήγοντο, ἢν μὲν ἀντεκπλεῖν ἐθέλωσι σφίσιν ἐς τὴν εὐρυχωρίαν, εἰ δὲ μή, ὡς αὐτοὶ ἐπεσπλευσούμενοι. Naturgemäß erwächst Serre kein Bedenken mehr, die Insel Prote (zumal nach Steph. Byz. Πρώτη νῆσος παρὰ τῇ Σφακτηρίᾳ καὶ Πύλῳ) in der Insel Kuloneski der Navarinbucht wiederzuerkennen. Daß ihre Auffindung in Pródano oder Prótano vor dem „100 Stadien nördlich

von Pylos entfernten Küstenvorsprung Platamodes“ (Bursian) Schwierigkeiten macht, könnte für Serres Annahme sprechen, wenn nur sonst alles paßte. Curtius, welcher in der geographischen Unterbringung von ἄκρα Πλαταμώδης mit Bursian nicht übereinstimmt, deutete Πρώτη (indes als Eigenname Πρωτή) als den Namen, der nach Schifferbrauch den auf hoher See zuerst sichtbar werdenden Teil Messeniens bezeichne. Von Zakynthos kommend erblicken die Athener die feindlichen Schiffe im Hafen: liegt nun Prote nicht in der Bai, sondern nach gewöhnlicher Annahme außerhalb, so müssen sie doch wohl in die Bai wenigstens einen Blick aus der Nähe gethan haben, vermutlich, da sie an Sphakterias Westseite entlang gefahren zu sein scheinen, auch durch den Südeingang. Die nur gering genannte Entfernung von Πρωτή, weniger dazu das einfache ἔπλευσαν, wo es sich um eine Rückkehr nach der jedenfalls vorher passierten Seegegend handelt, ist gerade nicht ohne Bedenken. Ἀνήγοντο und ἐπεσπλευσούμενοι aber paßt zweifelsohne am besten für die außerhalb der Bai manövrierenden athenischen Schiffe, während ἐς τὴν εὐρυχωρίαν sowohl für die offene See als auch für die Bai, für letztere vielleicht noch eher, zulässig sein dürfte. 13, 4 heißt es weiter καὶ οἱ μὲν (sc. οἱ Πελοποννήσιοι) οὔτε ἀντανήγοντο οὔτε, ὃ διενοήθησαν, φράξαι τοὺς ἔσπλους ἔτυχον ποιήσαντες· ἡσυχάζοντες δ' ἐν τῇ γῇ τάς τε ναῦς ἐπλήρουν καὶ παρεσκευάζοντο, ἢν ἐσπλέῃ τις, ὡς ἐν τῷ λιμένι ὄντι οὐ σμικρῷ ναυμαχήσοντες· οἱ δ' Ἀθηναῖοι γνόντες (Objekt dazu die Nichtsperrung der Hafeneingänge und das ναῦς πληροῦν καὶ παρασκευάζεσθαι) καθ' ἑκάτερον τὸν ἔσπλουν ὥρμησαν ἐπ' αὐτούς. Die Peloponnesier hatten zufällig nicht die früher geplante Hafensperrung (8, 5 ἐν νῷ εἶχον, ἢν ἄρα μὴ πρότερον ἕλωσι, sc. τὸ τῶν Ἀθηναίων τείχισμα, καὶ (sogar?) τοὺς ἔσπλους τοῦ λιμένος ἐμφράξαι) ausgeführt: warum nicht? War diese etwa doch zu schwierig, oder waren die Peloponnesier nur über Gebühr sorglos gewesen? Wir müssen wohl das letztere annehmen aus οὔτε — ἔτυχον ποιήσαντες, und jetzt war es zu spät. Was Serre für sich hätte ausnutzen können, ist der λιμὴν ὢν οὐ σμικρός; merkwürdigerweise aber heißt es ganz ungenau und nackt in der Texterklärung 'ils complétèrent leur équipages et se préparèrent, si les Athéniens entraient dans le port (!), à les y combattre'. Nun steht zwar noch VII 75, 5 und VIII 81, 2 οὐ σμικρός, beide Male die Litotes = μέγιστος; aber immerhin ist die Bezeichnung auffällig „für einen der größten Häfen Europas“. Das „gleichzeitige Forcieren (?)“ beider Hafeneingänge könnte wieder für Serre sprechen. Die Athener, deren Aufbruch von der immerhin entfernteren Prote noch besonders erwähnt wird, mußten durch die weit auseinander liegenden Eingänge mit geteilter Flotte heranrücken. Sollten die Peloponnesier nicht einmal den Versuch gemacht haben, wenigstens am engeren Nordeingang die Einfahrt der Minderzahl der feindlichen Schiffe zu verhüten? Sollten sie wirklich von den beiden Seiten die 50 Schiffe, jedenfalls nach und nach, auf sich haben zukommen lassen oder deren Vereinigung ruhig abgewartet haben? Doch sie waren ja noch bei der Rüstung und nicht mit allen Schiffen kampfbereit; aber immerhin heißt es τὰς μὲν πλείους καὶ μετεώρους*) ἤδη τῶν νεῶν καὶ ἀντιπρῴρους προσπεσόντες ἐς φυγὴν κατέστησαν, sc. οἱ Ἀθη[...] Serre aus dem hochinteressanten, heftigen [...] Kap. 14 in Form einer ganz ungenauen, [...] dürftigen Epitome mitteilt, macht den Ein[...] wolle der Verf. den Lesern die Schwierigk[...] möglichkeit seiner Hypothese verhüllen. [...] doch annehmen, daß der ganze gewaltig[...] in allen Einzelheiten innerhalb des Haf[...] Serre natürlich innerhalb des von ihm kon[...] Hafens sich abgespielt hat. Leider aber ma[...] Zeichnung eines Liliputerhafens es unmögl[...] artiges zu glauben. Und nun, wie sah der [...] noch mit Zagen vermutete Hafen vor der Xerias-Mündung aus, der λιμήν, den wir uns nach Thukydides' Bericht überall in der Schilderung nicht etwa als Konkurrenten eines großen λιμήν, wie bei Syrakus, zu denken haben, sondern als den pylischen λιμήν κατ' ἐξοχήν? 'Un port à double entrée capable de contenir une flottille. Probablement son enceinte était dessinée par deux épis enracinés au rivage et par une estacade'. Daß man Pfahlwerke aus Holz zum sicheren Ruhen der Schiffe aufführte, ist ja aus der syrakusischen Kampfesgeschichte u. a. VII 25, 5 bekannt. Hier war Holz in Masse vorhanden, und der Hafenbau konnte ungestört ausgeführt werden und Bestand haben 'grâce à la position de Sphactérie et à l'étroitesse des passes, qui ne laissaient pas entrer la grosse mer du large'. Die beiden Hafeneingänge denkt sich Serre 40—50 Meter breit, 'c'est à dire de la dimension voulue pour que deux trières à l'aviron pussent s'y croiser'. Diese Eingänge, die leicht zu verrammeln gewesen wären mit 'six ou huit galères amarrées côte à côte', hatten die Peloponnesier nicht, wie vorher von uns angenommen worden war, aus Sorglosigkeit, sondern 'détournés par la fréquence et la nécessité des communications entre Pylos et Sphactérie' offen gelassen. Es handelt sich also IV 8, 5 und 7 (und IV 13, 4) garnicht um die ἔσπλοι der Bai von Navarin, sondern um die ἔσπλοι des von Serre im Innern der Bai konstruierten Hafens. 'C'est là ce que Thucydide a voulu dire au commencement de son récit lorsqu'il a parlé dans la même phrase de la sécurité du port et de la largeur des passes de la baie'. Hier also steckt die falsche Auffassung der Interpreten! Ich weiß nicht, ob es noch eines Wortes der Erwiderung bedürfte, um Serre gründlich abzuführen. Man lese den klaren, völlig unverfänglichen Text IV 8, 5—7, dessen einziger Fehler in der Überlieferung der Zahlen ὀκτώ oder ἐννέα bestehen könnte: προσδεχόμενοι δὲ καὶ τὴν ἀπὸ Ζακύνθου τῶν Ἀττικῶν νεῶν βοήθειαν ἐν νῷ εἶχον, ἢν ἄρα μὴ πρότερον ἕλωσι, καὶ τοὺς ἔσπλους τοῦ λιμένος ἐμφράξαι, ὅπως μὴ ᾖ τοῖς Ἀθηναίοις ἐφορμίσασθαι ἐς αὐτόν· ἡ γὰρ νῆσος ἡ Σφακτηρία καλουμένη τόν τε λιμένα παρατείνουσα καὶ ἐγγὺς ἐπικειμένη (was doch zu Serres Hafen nicht so gut stimmen würde!) ἐχυρὸν ποιεῖ καὶ τοὺς ἔσπλους στενούς (allerdings ein bedenklicher Ausdruck!), τῇ μὲν δυοῖν νεοῖν διάπλουν κατὰ τὸ τείχισμα τῶν Ἀθηναίων καὶ τὴν Πύλον, τῇ δὲ πρὸς τὴν ἄλλην ἤπειρον ὀκτὼ ἢ ἐννέα· ὑλώδης τε καὶ ἀτριβὴς πᾶσα ὑπ' ἐρημίας ἦν καὶ μέγεθος περὶ πεντεκαίδεκα σταδίους μάλιστα. τοὺς μὲν οὖν (also zurückweisend auf die durch den Begründungssatz mit γάρ sprachlich weiter gerückten und mit τῇ μέν und τῇ δέ näher gekennzeichneten Eingänge der Bai von Navarin) ἔσπλους ταῖς ναυσὶν ἀντιπρῴροις βύζην κλῄσειν ἔμελλον· τὴν δὲ νῆσον ταύτην φοβούμενοι κτλ.

(Schluß folgt.)

*) Gewöhnlich verstanden als „naves a terra iam remotae“, wird von Heilmann übersetzt „schon auf hohem Wasser“, von andern „auf der Meereshöhe“, „auf der Höhe des Hafens“; bei Didot heißt es „la plupart des vaisseaux qui déjà, au large, leur faisaient face“.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Εὐριπίδου Ἴων, with a translation into English verse and introduction and notes by **A. W. Verrall.** Cambridge 1890, University Press. LXII, 131 S. gr. 8. 7 sh. 6.

Da nach der Vorrede vom 10. Sept. 1890 diese Tragödie demnächst in Cambridge aufgeführt werden sollte und der Herausgeber vom Vorstand der Pitt Press aufgefordert war, bei dieser Gelegenheit über das Stück zu schreiben, so ist diese Ausgabe, wenigstens die letzten Stadien der Vorbereitung dazu, in ziemlich kurzer Zeit entstanden.

Das Hauptgewicht will Verfasser auf seine Einleitung und seine Übersetzung gelegt wissen. Die Anmerkungen sind mehr traditionell und so kurz wie möglich. Auch der Text ist durchaus der überlieferte. Denn wenn auch die Handschriften nachlässig geschrieben wären, so wären doch die meisten Fehler derselben unerheblich und mit Sicherheit korrigiert (?). Da der Zweck des Buches rein litterarisch ist, so sind kritische Zeichen unterlassen und nur an fünf Stellen eigene Veränderungen vorgenommen.

Die Einleitung zerfällt in vier Teile. Im ersten Teile nimmt Verfasser großen Anstoß an dem Erscheinen der Athene als deus ex machina am Schlusse der Tragödie. Er nennt ihn nichtssagend und geeignet, einen Schatten auf das Ganze zurückzuwerfen. Wenn die Rede der Göttin des Dichters letztes Wort wäre, so würde dieser nicht davon freigesprochen werden können, daß er über alles, was Achtung verdiene, über Liebe und Haß, über Götter und Menschen, über Leben und Tod spotte. Nach einer Darlegung des Inhalts der Tragödie kommt daher Verfasser zu dem Ergebnis: wenn Ion der Sohn Apollos ist, so ist er nicht der Sohn des Xuthus und das delphische Orakel ist also falsch. Das empfinde nicht nur die Hauptperson im Stücke, das solle auch die athenische Zuhörerschaft empfinden. Während der orthodoxe Sophokles in einem ähnlichen Falle (König Ödipus) dem aufsteigenden Zweifel durch die Rechtfertigung des Orakels begegne, lasse Euripides ernste Zweifel auf die Wahrhaftigkeit dieser für die Griechen mächtigsten Quelle der Offenbarung fallen. Euripides und seine Gesinnungsgenossen hätten das Orakel in Delphi gehaßt, teils aus religiösen Gründen als Freidenker, teils aus politischen wegen seiner Parteinahme für die Spartaner. Diese Abneigung zeige sich auch in seinem Orestes und der Andromache. Die Verwicklung im Stücke sei mit nichten durch Athene gelöst oder auch nur durchgehauen. Athene wiederhole nur, um Ion davon zu überzeugen, daß er der Sohn Apollos sei, die Gründe der Kreusa und lasse die Ion beunruhigende Frage ὁ θεὸς ἀληθὴς ἢ μάτην μαντεύεται; ungelöst. Ion antworte ihr auch nur, er glaube Apollos Sohn zu sein und nichts weiter. Allen Versuchen seiner Mutter und der Göttin setze er Schweigen entgegen, ein Schweigen, so seltsam und unbegreiflich, daß in neueren Ausgaben zwei Verse, v. 1617 f., der Kreusa genommen und ihm zugeschrieben würden. Epilog (u. Prolog) seien voller Wunder und wunderreicher Altertümlichkeit; aber das Drama selbst erhalte nichts dergleichen, sondern sei modern, nicht in seinen Einzelheiten, aber doch nach seiner Tendenz und Färbung. Ein Irrtum der Modernen sei es, die Pythia des Stückes als alt und verehrungswürdig aufzufassen. Die Pythia der früheren Zeit sei stets jung gewesen. Erst später sei, um Ärgernis zu vermeiden, die Sitte aufgekommen, eine alte Frau zur Pythia zu machen und diese als junges Mädchen auftreten zu lassen, daher sie im Prologe der Eumeniden die γραῦς ἀντίπαις heiße. Äschylus habe dies acceptiert; aber der Brauch sei nicht völlig durchgedrungen, und noch zwei Jahrhunderte nach Euripides habe es ein Ärgernis infolge dessen gegeben. Man müsse also annehmen, daß auch die Pythia dieses Stückes ein junges Mädchen gewesen. Daraus folgert nun Verfasser allerlei Hintergedanken des Dichters, die er in den Zuhörern habe erregen wollen. Verfasser läßt daher in einem geistreich und phantasievoll von ihm erdichteten Epiloge Kephisophon, den bekannten Freund des Euripides, mit Anytos und anderen Athenern nach Schluß des Stückes vor den Delphiern, der Pythia und dem delphischen Proxenos nach athenischem Gerichtsbrauche scharfsinnig beweisen, daß Ion nach allen im Stücke vorgebrachten Anzeichen und Beweisen der Sohn der Pythia sein müsse. Das ist S. XX — XXXXIII nicht uninteressant zu lesen. Kephisophon ist natürlich Vertreter der athenischen Freidenker, Anytos der der Orthodoxen. Schließlich tritt noch der Dichter selbst auf, um die Zuhörer zu entlassen, ohne ihre Frage, ob es denn keine Götter gebe, zu beantworten.

Nach Verrall, der hierhin dem anonymen Übersetzer des Ion H. B. L. (London 1889) folgt, ist das Drama also ein Angriff auf Delphi und muß demgemäß erklärt werden. H. B. L. hatte den Schluß gezogen, daß, wenn die zweite Geschichte der Vaterschaft Ions ein Hintergedanke des Dichters sei, dieser die erste als wahr betrachtet wissen wolle. Daher müsse die Erkennung

zwischen Ion und Kreusa absurd und unglaubwürdig sein, außer der durch die Halsschnur. Also ist nach Verrall diese der Schlüssel zum Betruge. Das Stück und besonders die Scene, wo die Pythia erscheint, mit der folgenden Rede Ions ist nach ihm voller Zweideutigkeiten und Ironie. Beweise dafür, daß die Pythia als Mutter Ions gelten soll, sind: sie fand das Kind zu einer Zeit und an einem Orte, wo keine andere es hätte aussetzen können; sie bewahrte seine Wiege und Windeln jahrelang, ohne den Grund dafür anzugeben; sie betrug sich in jeder Beziehung als seine Mutter. Sie kannte seinen Vater und gab ihn ihm nach ihren eigenen Worten. Sie konnte sich nicht dazu entschließen, ihm eine andere als Mutter zuzuführen. Alles das habe der Dichter wahrscheinlich, wenn auch nicht augenscheinlich gemacht, aus naheliegenden Gründen. Denn ein offener Angriff auf die überlieferte Religion wäre gefährlich gewesen. Doch mochten Eingeweihte um die eigentliche Absicht des Dichters wissen. Daher sei der Knoten der Handlung nicht gelöst und das Stück selbst unvollendet. Aber die Rede der Athene in der Exodos ist vor allem eine Verherrlichung Athens und mußte daher ihr, der Schutzgöttin desselben, in den Mund gelegt werden, während andrerseits Hermes im Prolog insofern als der natürliche Sprecher erscheinen konnte, weil er als Bruder Apollos diesem zu Gefallen das ausgesetzte Kind von Athen nach Delphi gerettet hatte und somit die beste Aufklärung über das der Handlung Vorausgehende geben konnte. So erklärt sich einfach das Erscheinen zweier verschiedener Götter am Anfange und am Schlusse. Das Orakel selbst anlangend, so darf man es nicht wörtlich nehmen. Jeder adoptierte Sohn galt bei den Alten für voll und echt und trat durch die Adoption in die vollen Rechte der Sohnesschaft. Der Zweck des Stückes ist vielmehr, wie der der Herakliden, die Verherrlichung der Heimatstadt des Dichters, dadurch daß Ion als Sohn Apollos erklärt wird.

Der zweite Teil der Einleitung handelt über die Figuren des Omphalos im Naos des delphischen Orakels. Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß diese so archaisch und roh gewesen wären, daß man sie sowohl für Adler (Pindar), wie für Gorgonen (Äschylos) hätte nehmen können. Der dritte Teil bespricht die Zeitdauer einer antiken Tragödie, welche sich nach Aristoteles auf den Verlauf eines Tages zu beschränken gehabt habe. Sie werde bedingt durch den Chor, der wohl einen Tag oder einen Teil desselben auf demselben Platze sein könne, aber nicht längere Zeit. Von diesem Gebrauche gäbe es nur zwei Ausnahmen, die Hiketiden des Euripides und die Eumeniden des Äschylos. Daher das Unrecht der Franzosen, an der Aristotelischen Einheit der Zeit, dem tragischen Tage, festzuhalten, ohne den für die Modernen unmöglich gewordenen Chor beizubehalten, und zugleich ihr Irrtum in der Auffassung der Aristotelischen Vorschrift, indem sie den Zusammenhang der Handlung eines Dramas mit der Einheit der Zeit verwechselten. Einen Anhalt für ihren Irrtum hätten sie im Agamemnon des Äschylos gehabt, dessen Handlung einen Tag ausfülle, obwohl sie in Wirklichkeit Wochen ausfüllen würde. Es folgt eine Polemik gegen Campbell über die Auffassung der Handlung im Agamemnon. — Der vierte Teil behandelt den Einzug des Chors. Verfasser behauptet, daß der Parados in diesem Stücke eine mimisch-musikalische Handlung vorherging, das große Opfer des Tages, um dadurch zu erfahren, ob der Tag für die Befragung des Opfers günstig sei.

Aus obigem Referat ergiebt sich, daß, wie Verfasser selbst gesteht, die Ausgabe in philologischer Beziehung wenig bringt. Nur von 484 ist ἀκμάν st. ἀλκάν, v. 755 ἄλλα — νόσῳ st. ἀλλά — νοσῶ, 1410 κάλως st. καλῶς geschrieben und v. 1235 συμφθοραί st. συμφοραί, v. 1424 ἔφθασας σὺ φάσμαθ' st. ἔσθ' ὕφασμα θέσφαθ' vermutet. Zu mehr Stellen sind eigene Erklärungen im Sinne der Einleitung gegeben, welche in der Vorrede S. VIII angeführt sind. — V. 390 f. lauten in der Überlieferung

ἀλλ' ἐᾶν χρὴ τάδ', εἰ πρὸς τοῦ θεοῦ
κωλυόμεσθα μὴ μαθεῖν ἃ βούλομαι.

Hier ist hinter ἐᾶν, das mit Synizese zu lesen ist, ἄπρακτα einzuschieben. V. 594 sagt Ion von sich

μηδὲν καὶ οὐδὲν ὢν κεκλήσομαι.

Um den dem Sinne nach untadeligen Vers vollständig zu machen, schiebe man hinter μηδὲν θ' ὁμοίως ein und lese κοὐδέν mit bekannter Krasis.

Straßburg i. E. Heinr. Müller.

C. Schirlitz, Beiträge zur Erklärung der Rede des Sokrates in Platons Symposion. (Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens des Königl. Fürstin-Hedwig-Gymnasiums zu Neustettin.) Neustettin 1890, 61 S. 8.

In der Schilderung des Eros, welche die Rede des Sokrates im Symposion giebt, hatte Koch in einem Programm Berlin 1886 Mängel und Inkonsequenzen zu erkennen geglaubt, die von dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung eine eingehende Beleuchtung in apologetischem Sinne erfahren.

Was Koch an den Platonischen Ausführungen zu tadeln hatte, läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß die Darstellung sich insofern nicht treu bleibe, als sie, von vorn herein auf den Gedanken der Fortpflanzung in andere angelegt, schließlich in dem Begriffe des eigenen Schauens, d. h. der Erzeugung schöner Gedanken in dem eigenen Geiste ihr Ziel finde. Wie wenig dieser Einwurf besagt, hatte schon Zeller in seiner kurzen Besprechung der Kochschen Schrift (Archiv f. Gesch. d. Phil. I, 603) gezeigt. Schirlitz nimmt die Aufstellungen Kochs unter das Mikroskop, um ins Einzelnste hinein das Unhaltbare derselben nachzuweisen und namentlich zu zeigen, daß für Plato das Streben nach eigener, geistiger Vollkommenheit mit dem Mitteilen und Handeln zusammenfällt. Im Ergebnis mit Schirlitz einverstanden meine ich nur, es hätte nicht dieser z. T. etwas ermüdenden Ausführlichkeit bedurft, um den Plato gegen ein Mißverständnis zu schützen, von dem doch am Ende nicht allzu ernstliche Folgen zu befürchten standen.

Angefügt sind kritische Bemerkungen über einige Stellen des Symposion. Als beachtenswert hebe ich heraus den Vorschlag zu 200 D ἀεὶ παρόντα für μοι παρόντα und zu 205 D ὅ (oder ὅς) μέγιστος für ὁ μέγιστος. Wenn in der nämlichen Stelle für das viel umstrittene δολερός empfohlen wird μόνος, so spricht dagegen schon die paläographische Unwahrscheinlichkeit.

Weimar. Otto Apelt.

Hermann Bessel, Coniecturae **Diodoreae.** Erlangen 1889. Diss. inaug. 35 S. 8. (= Acta Seminarii philol. Erlang. vol. V. p. 121—156.)

Der Verf. beginnt seine Abhandlung mit einer Besprechung des cod. Coislinianus, welcher die Bücher I—V und XI—XV des Diodor umfaßt; er gehört dem 15. Jahrhundert an, befindet sich in Paris und führt seit Dindorf den Buchstaben A. Bessel weist sodann nach, daß der Kodex aus zwei Teilen besteht, die nicht von der gleichen Hand geschrieben sind, und ferner, daß Verbesserungen am Rande des I. Teiles vom Schreiber des II. herrühren, der sie dem cod. Venetus entnahm. Hinter dem Schlusse des V. und vor dem Anfange des XI. Buches befinden sich drei unbeschriebene Blätter. — S. 126—128 folgt eine ziemlich überflüssige Aufzählung der benutzten Diodorausgaben sowie ein Hinweis auf die Arbeiten von Hertlein Madvig, Cobet. S. 129 geht der Verf. zur Besprechung von einzelnen Stellen über — es sind im ganzen 45 —; doch beschränke ich mich des Raumes wegen auf die Anführung von folgenden:

I 3,3 (Warum der Verf. die eingeführten Paragraphen nicht hinzufügt und dem Leser das Aufschlagen bedeutend erleichtert, ist schwer verständlich.) Hertleins Vorschlag διερριμμένων statt ἐρριμμένων zu schreiben wird durch Hinweis auf andere Stellen durchaus glaubhaft gemacht; Vogel hat die Überlieferung gelassen. — III 40,5 bieten die Hss: ἐκβάλλουσιν ἅπαντα πλὴν τῆς τροφῆς. οὐδ' οὕτω δὲ τῆς τροφῆς τυγχάνοντες εἰς μεγάλην ἀπορίαν ἐμπίπτουσι. Daß an zweiter Stelle τροφῆς falsch ist, ist klar; aber alle diejenigen scheinen mir bei der Verbesserung einen falschen Weg einzuschlagen, die nach einem Worte suchen, das paläographisch mit τροφῆς Ähnlichkeit besitzt. Meiner Ansicht nach hat τροφῆς ein anderes Wort verdrängt, welches „Befreiung“ bedeutete, also etwa ἀπαλλαγῆς. — Trotzdem V 13,2 Vogel Bessels Vorschlag, statt des überlieferten ὀρνέων vielmehr ὅπλων zu schreiben, in den Text gesetzt hat, hege ich an der Richtigkeit starken Zweifel. Auch XI 11,2 glaube ich nicht, daß B. mit τὸ πρακτικὸν statt ἡ προαίρεσις das Richtige trifft, zweifele überhaupt an der Notwendigkeit einer Änderung, finde XI 21,3 den Vorschlag sehr gewaltsam, stimme aber XI 13,1 in der Zurückweisung der Madvigschen Änderung dem Verf. bei. XI 22,3 ist durch die Hinzufügung von καί, die Wesseling verlangte, alles geheilt. Bessel irrt, wenn er dagegen einwendet: nam verba ταῖς φωναῖς significant: nuntiis de caede ducis allatis elati, ad virtutem inflammati. Meiner Ansicht nach sind die Worte ganz anders zu verbinden und zu übersetzen: ταῖς φωναῖς steht mit τοῖς φρονήμασιν auf derselben Stufe, während ταῖς ἐλπίσι τῆς νίκης mit ἐπαρθέντες gleichsam einen Begriff bildet. Diese Siegeshoffnung äußert sich in den φωναί, sie erfüllt auch ihr ganzes Sinnen und Denken. Die verschränkte Stellung der Worte hat das Mißverständnis hervorgerufen.

XII 24,3 hat Bessel sich durch Hertlein verleiten lassen, der καταστήσαντος nicht verstanden hat; da dieses Wort mit πρὸς τὸν ἄρχοντα zusammengehört — jemand vor den Prätor führen —, so weiß ich wirklich nicht, woran Anstoß zu nehmen ist; höchstens kann man mit Vogel das auffallende δουλαγωγεῖν aus dem Texte entfernen. Bessels Vorschlag δουλαγωγουμένην ist übrigens Eigentum von Wurm. — Davon, daß XII 51,2 hinter ἐνοχλουμένους überhaupt ein Partizip, das πυθόμενος entspricht, also etwa mit Bessel ἐννοούμενος eingefügt werden muß, kann ich mich nicht überzeugen. XIII 27,6 und XIII 94,5 hat sich der Verf. durch Madvig beeinflussen lassen. Unter ἐλευθερία τῆς τύχης verstehe ich eine Ungebunden-

heit des Glückes, das heute mir und morgen einem andern günstig ist. Ganz unbegreiflich ist es, wie an der zweiten Stelle, an welcher wir lesen χρείαν γὰρ ἔχειν τὸ μέγεθος τοῦ πολέμου τοιούτου στρατηγοῦ, δι' οὗ δυνατὸν εἶναι εὐπορεῖν τοῖς πράγμασι Madvig und mit ihm Bessel Anstoß nehmen kann; εὐπορεῖν, das sich mit dem Dativ verbunden z. B. auch Polyb. I 17,2 findet, heißt in Verbindung mit τοῖς πράγμασι reich an Erfolgen sein, reiche Erfolge haben. — Wenn XIV 73,4 πληγῆς wirklich unhaltbar ist, was mir nicht ausgemacht zu sein scheint, dann ist πνιγὸς doch wohl die leichteste Änderung. XIV 83,4 ist für στενὴν ein passendes Adjektiv zu πορείαν zu suchen; von στενὰ, das auch die Hss nicht bieten, ist durchaus abzusehen; εὔτονον, welches Bessel vorschlägt, ist verfehlt. XIV 86,1 hat schon wieder Madvig die überlieferten Worte nicht verstanden, τινὲς τῶν ἐπιθυμίᾳ κρατούντων heißt einige leidenschaftliche, zügellose Menschen, und von jeder Änderung ist abzusehen. Ob XVII 43,1 Τύριοι ἁλιεῖς wirklich unmöglich ist?

Wenn von den 45 Stellen auch nur sehr wenige so sicher verbessert erscheinen, daß sie Aufnahme im Texte einer Diodorausgabe verdienen, so muß doch anerkannt werden, daß der Verf. in seinem Schriftsteller belesen ist und Kritik zu üben versteht. Vielleicht tritt er in Zukunft mit größerer Vorsicht Männern wie Madvig, Hertlein, Cobet u. a. gegenüber und prüft zuerst sorgfältig, ob die Überlieferung nicht haltbar ist.

Hamburg. Karl Jacoby.

M. Tullio Cicerone, I cinque libri de finibus bonorum et malorum **commentati da C. Giambelli.** Vol. II. libri IV—V. Turin 1891, E. Loescher. XXVII, 196 S. 8. 1 L. 50.

Mit ebenso großer Sorgfalt wie der erste Teil dieser Ausgabe, welchen ich Wochenschr. X S. 1426 kurz angezeigt habe, ist der vorliegende zweite bearbeitet. Dies gilt besonders von der Einleitung und den zahlreichen erläuternden Anmerkungen. Dabei ist die Kritik durchaus nicht vernachlässigt. Eine Menge Hss aus Florenz und Mailand ist zu Rate gezogen. Es ist jedoch sehr zu bedauern, daß die Vergleichung derselben ein kaum nennenswertes Resultat ergeben hat. Die Grundlage für den Text bietet hier wie für die drei ersten Bücher die Ausgabe von C. F. W. Müller. Indes hat diesem gegenüber Giambelli seine Selbständigkeit zu wahren gewußt, wie folgende Stellen zeigen. Er schreibt nämlich IV 1, 2 quo loco quidque, nisi für quo loco quidque . . . nisi; 3, 6 nec de more hominum spinas für hominum nec spinas; 3, 7 non potuerunt aut noluerunt für non potuerunt tueri aut noluerunt; 7, 16 ut eum tueretur für ut, cum eum tueretur; 19, 55 considerata minus probantur für considerata minus probabantur; 24, 66 conferam avum für confer[am] avum; V 11, 31 aut si metuant für aut quia metuant; 24, 69 Quae quidem sapientes sequuntur tuentes tamquam duce natura für Quae quidem sapientes [utentes] sequuntur duce natura [tanquam]; 25, 74 Quin etiam ipsi voluptarii deverticula quaerant et virtutes habeant in ore — dicant für Quin etiam ipsi voluptarii deverticula quaerunt et virtutes habent in ore — dicunt; ebenda Ei quidem non unam aliquam aut alteram . . . a nobis für Ei quidem non unam aliquam aut alteram rem a nobis. An den ersten 3 Stellen kann ich Giambelli nicht beistimmen. Übrigens glaube ich, daß auch Müller (nach Cobet) durch Einschiebung von tueri 3, 7 nicht das Richtige getroffen hat. Ich nehme nämlich Anstoß an potuerunt. Waren in der That Zeno und seine Anhänger nicht imstande, sich jenes genus anzunehmen? Mir ist der Gedanke gekommen, ob nicht potuerunt für probarunt (vgl. 8, 19 cur Zeno — quidnam horum ab eo non sit probatum) verschrieben ist. 7, 16 möchte ich weder Müller, welcher nach Madvig cum eingefügt hat, noch Giambelli recht geben, sondern ut eum tueretur, qui constaret ex animo et corpore et in utroque cet. schreiben. 19, 55 ist probabantur erforderlich, wie Madvig richtig gesehen hat. 24, 66 und V 11, 31 stehe ich auf Giambellis Seite. 24, 69 lese ich mit den Hss Quae quidem sapientes sequuntur utentes tamquam duce natura: diesen (nämlich den erwähnten recte factis) gehen die Weisen nach, während sie gleichsam an der Natur eine Führerin haben. Weshalb tamquam beanstandet wird, sehe ich nicht ein, da doch die Natur eine Führerin im eigentlichen Sinne nicht sein kann. Die Weisen werden also gewissermaßen durch ihr eignes Selbst zu richtigen Handlungen angetrieben, andere (non perfecti) oft durch Ruhm u. s. w. 25, 74 halte ich mit Giambelli die drei überlieferten Konjunktive fest. Weshalb sollten dieselben nicht in potentialem Sinne aufgefaßt werden können? An der letzten Stelle bleibt uns kaum etwas anderes übrig, als mit Müller und anderen rem einzuschieben. In betreff einiger anderer Stellen, an welchen Giambelli mit Müller übereinstimmt, lautet mein Urteil, wie folgt. IV 4, 9 schreibe ich mit Némethy (Budapest 1890) nach Orelli nonne ab illis instituta et inventa sunt statt nonne ab illis instituta sunt [inventa sunt], 15, 40 At enim nullam dicitis virtutem non

posse constitui für At enim [nam] dicitis virtutem non p. c., 28, 84 proclivis currit oratio nach editio Coloniensis statt proclivi currit oratio. Alle Herausgeber folgen hier Madvig, welcher in proclivi die ältere Form des Adverbiums proclive findet. Als Parallelstelle wird Tusc. IV 18, 42 (vitia) incitata semel proclivi labuntur angeführt, wo alle Hss proclivi haben. Daß in diesem Falle das Adjektivum ebenso gut stehen kann wie das Adverbium, ist nicht nur an und für sich klar, sondern wird auch noch durch Lael. 12, 41 res, quae proclivis ad perniciem, cum semel coepit, labitur (Müller) bestätigt. Es handelt sich darum, ob wir glauben können, daß Cicero statt des Adjektivums, dessen Gebrauch zu Gebote stand und an einer anderen Stelle verwandt ist, jene veraltete Form des Adverbiums ohne besonderen Grund gesetzt hat. Ich traue Cicero, mit dem ich mich schon lange beschäftige, eine solche Neigung für altertümliche Formen nicht zu. Deshalb scheint mir Cicero sowohl Tusc. IV 18, 42 proclivia geschrieben zu haben als an obiger Stelle proclivis. Bei dieser Gelegenheit füge ich noch drei Vermutungen zum ersten und zweiten Buche de fin. hinzu. I 6, 19 möchte ich lesen Deinde ibidem homo acutus — nunquam fore *ait* ut atomus altera alteram posset attingere itaque attulit rem commenticiam; 20, 70 Quod et posse fieri intellegimus et saepe *factum* videmus; II 8, 23 quibus vinum defusum e pleno sit *hirci* siphone. — Als unangenehme Druckfehler sind anzuführen IV 24, 66 fit n iiis für fit in iis und V 21, 58 oongruentes für congruentes.

Aurich. H. Deiter.

Onorato Occioni, Scritti di letteratura latina Patavia-Turin 1891. XIII, 332 S. 8.

In diesem Bande sind eine Anzahl Monographien über römische Litteratur zusammengefaßt, die zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. Es haben daher nicht alle den gleichen Wert und Anspruch auf Beachtung. So z. B. behandelt die Untersuchung „Sui dilettanti di lettere nell' antica Roma“ (über die litterarischen Dilettanten im alten Rom), ursprünglich eine akademische Antrittsrede, den Gegenstand etwas oberflächlich. Andere Studien dagegen, wie die über die römischen Elegiker, haben das Verdienst, selbständige gelehrte Untersuchungen in eleganter Form zu bieten. Darunter ist besonders beachtenswert die Abhandlung über den Charakter der Dido bei Vergil. Vielleicht hat noch niemand den Charakter der unglücklichen Königin so gut verstanden; und der Teil, welcher die griechischen Vorbilder des Vergil behandelt, ist ein schöner Beweis für den Scharfsinn des römischen Professors. Den Kennern des Silius Italicus ist die lange Untersuchung zu empfehlen, die der Autor den Punica widmet; derselbe hat das doppelte Verdienst, die italienische Litteratur durch eine ausgezeichnete Übersetzung der Dichtung bereichert und die philologische Forschung wesentlich gefördert zu haben, wie es selbst außerhalb Italiens nur wenigen gelang. P.

Sylvain Lévi, Quid de Graecis veterum Indorum monumenta tradiderint. Paris 1890, Emile Bouillon. 67 S.

Der rührige Herausgeber dieser kleinen Schrift hat dieselbe seinem Werke Le Théatre Indien sehr schnell folgen lassen. Seine Studien scheinen sich in letzter Zeit hauptsächlich auf dem geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Grenzgebiet zwischen Indien und dem Abendlande zu bewegen, und die Altertumswissenschaft kann ihm für diese Bestrebungen zur Aufhellung großenteils noch dunkler Probleme um so dankbarer sein, als die eventuellen Ergebnisse mehr als einem ihrer Zweige zu gute kommen werden. Im vorliegenden Werkchen behandelt der Autor die vielumstrittene Yavana-Frage. Das in litterarischen und inschriftlichen Monumenten Indiens und sonstiger orientalischer Länder des öfteren begegnende Yavana (oder irgend eine verwandte Wortform) ist schon immer, wenn auch nicht von allen, mit größerer oder geringerer Entschiedenheit als eine Bezeichnung des Griechenvolks aufgefaßt worden. Und ebenso lagen ja die geschichtlichen Beziehungen der Griechen zu Indien für jedermanns Kenntnis klar am Tage, und gegenseitige kulturgeschichtliche Einflüsse waren bei dieser Sachlage nicht allein a priori zu vermuten sondern auch in manchen Fällen sicher zu erweisen, in anderen wenigstens als möglich anzunehmen Lévis Verdienst ist es, das Material für die Beurteilung der vielverzweigten Frage zusammengetragen zu haben. In vier Hauptabschnitten handelt der Verfasser 1) allgemein über die Yavanas, nämlich, in einzelnen Unterabteilungen, über die bisherigen Urteile der Forscher betreffs der Yavanafrage, über die Etymologie des Namens, die alten Zeugnisse aus Inschriften und Litteraturwerken für ihre geographische Lokalisierung, ihre Geschichte, Religion, ihren Ursprung, ihre Sitten und Institutionen, ihre Wissenschaft, Kunst und Sprache und ihre Handelsbeziehungen, 2) über die Identität von Yavanas und Griechen, 3) über die Entlehnungen der Inder aus griechischer

Kunst und Wissenschaft, und 4) zusammenfassend nochmals über die gesammte Frage und die Ergebnisse der Untersuchung.

Yavana vertritt als Lehnwort 'IaFων, auf gemeinsam indogermanischen Ursprung gehen beide Bezeichnungen nicht zurück. — Was die geographische Lage des Yavanalandes anbetrifft, so verweisen die indisch-litterarischen Quellen (abgesehen vom eigentlichen Griechenland) selbstverständlich meist auf den Nordwesten, wo sich ja seit dem Alexanderzuge die griechischen Siedelungen thatsächlich befanden. Eine ganz geringe Anzahl von Stellen soll auch auf den Osten und Südosten, auf die Gegend von Orissa, hinweisen, gewisse Daten deuten ferner hin auf die Gegend an der oberen Nerbudda und Godawari. — Durch die angeführten geschichtlichen Zeugnisse erfahren wir nichts wesentlich Neues; Yavanas, die aus Babul (nach den Kommentatoren Iran oder Kabul) kamen, sollen auch nach den orissäischen Annalen Orissa wiederholt erobert haben, in vor- und nachchristlicher Zeit. — Die Religion der Yavanas soll nach Ausweis der Inschriften etc. die buddhistische gewesen sein. Ich zweifle, ob man das mit solcher Bestimmtheit auf grund dieser Dokumente annehmen darf. — Unter den Angaben über ihre Abstammung ist die interessanteste, daß sie degenerierte Kṣatriyas seien, und daß sie im 2. Jahrh. vor Chr. als Çûdras (4. Kaste) galten. In wissenschaftlicher Beziehung wurden sie aber von den Indern sehr hoch taxiert.

Daß die Griechen wirklich von den Indern als Yavanas bezeichnet wurden, was an sich feststand, das hat Lévi auf breiterer Grundlage bewiesen. Aber die Meinung der Gelehrten, nach denen diese Bezeichnung der Griechen später auch auf ihre politischen Nachfolger, auf die Indoskythen und sogar auf die Araber übertragen oder möglicherweise übertragen worden sei, sodaß also Yavana auch noch andere Völker als die Griechen bezeichnen könne, scheint mir Verf. nicht widerlegt oder auch nur zu widerlegen versucht zu haben. Ueber die orissäischen Yavanas vollends scheint mir Lévi mit viel zu großer Entschiedenheit abzuurteilen. Zunächst halte ich es für zweifelhaft, ob so vage Angaben wie Mahâbhârata II 1175 oder Bṛhatsaṃhitâ 16, 1 verwertet werden können, um dieselben in Orissa zu lokalisieren. Das können ganz chematische Aufzählungen existierender oder sagenhafter Völker sein, die ohne geographische Skrupel nach Belieben irgend wohin verlegt wurden. In der Bṛhatsaṃhitâ aber werden sie nicht einmal örtlich fixiert, sondern nur in Gesellschaft von notorisch südöstlichen und östlichen Völkern genannt —, aber doch auch gleichzeitig zusammen mit ebenso notorisch westlichen Völkern! Doch angenommen auch, es hätten wirklich Yavanas dort in Orissa gewohnt: daß das sicher Griechen gewesen seien, hat Lévi gegenüber den orissäischen Pandits, welche dieselben für Mongolen halten, und gegenüber anderen europäischen Gelehrten, nicht erwiesen.

Doch immerhin können wir Lévi dankbar für seine Materialsammlung sein — wenn dieselbe vollständig ist. Derartige Zusammenstellungen, deren erschöpfende Allseitigkeit der Leser nur schwer prüfen kann, erfüllen nur dann ihren vollen Zweck, wenn der Verfasser derselben nicht durch Nachlässigkeiten im übrigen sich das Vertrauen des Lesers verscherzt. Daß Lévi in dieser Beziehung sehr vorsichtig gewesen sei, läßt sich nicht behaupten. Und um diese Anschuldigung zu rechtfertigen, werde ich auf die Gefahr hin, die Leser dieses Blattes zu belästigen, doch einige (nur die hauptsächlichsten) Spuren von Oberflächlichkeit von speziell fachwissenschaftlichem Interesse beleuchten müssen.

Zunächst einige mehr äußerliche. — Die männlichen Sanskritnamen wendet Verf. immer mit der Endung — a im latein. Nominativ an, die Pâlinamen dagegen mit — o. Warum das? Dann mußten die Sanskritnamen analog mit — aḥ angesetzt werden. Zudem ist Lévi nicht konsequent; denn als Nominativ vom Pâlinamen des Menander gebraucht er S. 19 Milinda. — Während er den Akk. von allen diesen Namen auf — um bildet, gebraucht er S. 4 den Akk. Aṃtikinem von Aṃtikina, wohl weil der Nom. in der Inschrift von Shâhbâzgarhi Aṃtikini heißt? Lévi sollte aber doch wissen, daß dieses — i nur ein Vertreter von — e und dieses wiederum von — o ist und auf einen a Stamm zurückführt. — Auf S. 6 ist Mitadevaṇaki willkürlich in Mitadevi gekürzt. — S. 4, Anm. 3 und 5, Anm. 5 ist die Form der citierten Inschriften inkorrekt wiedergegeben. — S. 4 ist die Länge des â in Turâmayum unmotiviert. — Vâsiṭhîputra (ebenda) ist eine Zwitterbildung aus Pâli und Sanskrit, statt Vâsiṭhîputa, was in der Inschrift steht.

Von diesem Puḷumâyi Vâsiṭhiputa nun sagt Lévi S. 4, derselbe rühme sich in einer Inschrift, verschiedene Völker vernichtet und den Ruhm des Hauses des Çâtavâhana wiederhergestellt zu haben. Das ist falsch, er rühmt es von seinem Vater Gotamîputa Sâtakaṇi. (Auf S. 42 giebt Verf. übrigens das Verhältnis richtig an, ohne sich indessen zu einer Korrektur des früheren Fehlers veranlaßt zu sehen.) Lévi widerspricht sich da gleichzeitig selbst in einer anderen Beziehung, ohne

es zu merken; denn auf S. 64 behauptet er, Çâtavâhana habe die Reste des Griechen- und Skythenreiches vernichtet „exeunte secundo p. Chr. saeculo“. Jener Pulumâyi Vâsithiputa, der geraume Zeit nach Çâtavâhana lebte, da er sonst nicht von dem Ruhm des Hauses des Çâtavâhana und von dessen Wiederherstellung durch seinen Vater Gotamîputa hätte reden können, regierte aber schon vor und um 150 nach Chr.! — Eine weitere Ungenauigkeit ist es, wenn Verf. auf S. 4 in Bezug auf jene Inschrift des Pulumâyi als Zeitbestimmung „tria post saecula“ mit Rücksicht auf Açokas Zeiten giebt. Angenommen selbst, diese Rechnung sollte von Açokas Tode an gelten, der wohl in den zwanziger Jahren des 3. Jahrh. v. Chr. eintrat, so sind es bis zu Pulumâyis Regierung noch 350—370 Jahre.

Auch sonst verfährt der Autor mit der Zeit nicht allzu genau. So sollen nach S. 18 die Yavanas „307 ante Chr. n.“ durch Mahârakkhita bekehrt sein. Niemand, der es nicht weiß, ist imstande, zwischen den Zeilen herauszulesen, daß diese Ansetzung nur nach der ceylonesischen Chronologie richtig sein würde, die aber bekanntlich durchgängig für jene frühen Zeiten einen Fehler von einigen 60 Jahren plus aufweist. — Das bringt mich auf eine andere sehr kühne Zeitbestimmung, die der Verfasser wagt. Nach S. 47 sollen alle Indizien beweisen, daß der Grammatiker Pâṇini zur selben Zeit geblüht habe, wo Alexander der Große in Indien eindrang. Ich bestreite die Möglichkeit nicht, halte es sogar für sicher, daß Pâṇini so alt, wenn nicht älter als Alexander ist. Aber ich möchte nicht, daß man die Zeit dieses Grammatikers als sicher mit Beweisgründen fixiert, wie sie windiger selten in wissenschaftlicher Deduktion vorgebracht sind. Auf S. 16 beruft sich nämlich Lévi, was er lieber nicht hätte thun sollen, auf die Argumente, die er in seinem Artikel im Journ. Asiatique 1890, VIII. Série, t. XV, S. 234 ff., dafür aufgestellt hat. Angenommen, der Alexander dem Großen gleichzeitige König von Takṣaçila habe wirklich mit seinem Geschlechtsnamen Omphis geheißen (Lassen adoptiert, wie Lévi selbst angiebt, die Lesart Mophis des Diodor), und dieser Name sei wirklich identisch mit Âmbhi des Gaṇapâtha, was ja ganz wahrscheinlich aussieht, was folgt daraus? Die Rolle der Âmbhi sei nicht bedeutend genug gewesen, meint Lévi, um ihr Andenken lange zu erhalten. Weiß er so bestimmt, daß nicht ihr Geschlecht weiter existierte? Ich denke, ein darauf gebauter Schluß steht, ganz abgesehen von der Unsicherheit der übrigen Prämissen, auf sehr schwachen Füßen. Aber einmal zugegeben, er sei richtig! Dann soll darum der Gaṇapâṭha in die Zeit Alexanders gehören. Zweiter Trugschluß! Mag das Geschlecht erloschen sein, konnte darum nicht der Name sich weiter im Andenken erhalten und im Gaṇapâṭha eine Stelle finden? Und weiter! Woher weiß denn Lévi, daß dann das Wort schon in dem Gaṇapâṭha des Pâṇini stand? Der uns erhaltene G. bietet ja bekanntlich erst eine späte Entwicklungsform und ist vielen Hinzufügungen ausgesetzt gewesen. Der G. beweist für Pâṇini selbst absolut nichts. Aber angenommen endlich, er bewiese die Bekanntschaft Pâṇinis mit dem Namen des Âmbhigeschlechts, konnte dasselbe nicht auch schon vor Alexanders Zeit länger bestanden haben? Das ganze Gebäude dieser Schlüsse stürzt also zusammen.

Auf S. 16 tadelt Lévi die Nichtaufnahme des Beispiels „Yavana“ in IV 1, 175 von Kielhorns Mahâbhâsya, während es richtig in der Benaresausgabe stände und die Notwendigkeit der Einfügung sich aus Mahâbh. zu III 2, 111 ergäbe. Diese zweite Stelle beweist nun für jene gar nichts. Außerdem steht Yavana IV 1, 175 in keinen Hss des Mahâbhâṣya. Die Benaresausgabe aber ist ohne alle Autorität. — Mahâbhâṣya zu III 2, 111 faßt ferner Lévi gerade umgekehrt auf, als es gemeint ist, indem er S. 16 „praesente eo“ übersetzt. Damit soll entweder parokṣe oder darçanaviṣaye gemeint sein. In jedem Falle ist die Auffassung verkehrt. — Lévi bringt außerdem S. 16 auch wieder die längst abgethane Lesart Mâdhyamikân für Madhyamikâm (ebenda). Wenn er weiter S. 38 mit Bezug darauf sagt, daß Weber dieses Wort „perperam“ als die buddhistische Sekte der Mâdhyamikas auffasse, so hätte er sich erinnern sollen, daß Weber diese Auffassung schon selbst zurückgenommen hat Ind. Lit. ² S. 240, Anm. 237. Lévis Urteil ist also mindestens ebenso „audacius quam felicius“, wie er auf S. 56, Anm. 1. ein anderes von Weber nennt. — S. 46 bemerkt der Autor, daß Pâṇini IV 1, 49 (nicht IV 1, 19!) die griechische Schrift erwähne. Das kann Lévi nicht wissen; denn Pâṇ. sagt nicht, was yavanânî bedeuten solle, und es **kann** ebensogut die Griechin bedeuten. Die Beziehung auf die Schrift hat erst Kâtyâyana dazu gebracht. Der hätte denn auch im Folgenden lieber an Stelle des Patañjali als der erste erwähnt werden sollen, der das Wort so erklärt.

Schließlich habe ich noch zu zeigen, daß Lévi von seiner Pâlikenntnis, wenn er solche besitzt, nicht den gewünschten Gebrauch macht. Nach S. 9 soll im Milindapañho stehen, Kalasi sei zwölf

Meilen von Kâçmîr entfernt. Das ist falsch. Es steht da, daß Kâçmîr 12 Meilen von Sâgala entfernt ist. Falsch ist auch die Uebersetzung (auf S. 18) „qui mihi sanctorum Buddhorumve ritus exponat“, und ebensowenig steht von „Sex igitur, qui se Buddhos esse profitebantur“ etwas da.

Es mag genügen, obgleich sich noch einiges beibringen ließe. Ich habe gezeigt, daß Lévi viele Flüchtigkeiten nachzuweisen sind, wo man eingehender zu prüfen imstande ist. Man darf daher auch zweifeln, ob seine Materialsammlung vollständig ist. Wer ein so korrekturbedürftiges Buch schreibt, der kann nicht das Verdienst, dasselbe verfaßt zu haben, für sich allein beanspruchen; denn er zwingt jeden seiner Leser, die Hälfte der Arbeit für ihn zu thun.

Es giebt in der Wissenschaft einen goldenen Spruch: „non multa, sed multum!“, den möge Lévi beherzigen!

Berlin. R. Otto Franke.

Albert Schneider, Zur Geschichte der Flöte im Altertum. Festgabe der allgemeinen Musikgesellschaft zu Zürich zum Jubiläum des 25jährigen Kapellmeisteramtes des H. Dr. Fr. Hegar. Zürich 1890, Schulteß. 66 S. 1 M. 50.

Wer auf engem Raum recht viele Notizen über die alten Flöten aufgespeichert zu sehen wünscht, dem kann das Schriftchen empfohlen werden. Seine vier Abschnitte: „Die Flöte als dienendes Instrument; Anfänge der Kunst; die Höhe der Flötenkunst; der Verfall der Kunst“ erzählen in recht gesprächigem Ton von den genannten und vielen anderen Dingen. Nur suche man hier nicht philologische Kritik oder feinen Sinn für Werden und Wandel historischer Zustände. Die volle elf Seiten umfassenden Citate springen lustig zwischen Rom und Griechenland umher, darunter finden sich viele Stellen aus neueren Werken von Ambros, Naumann, Stoll, sogar solche aus dem alten Bartholinus; eine selbständige Untersuchung lag offenbar der Absicht des Verfassers fern. Schon die Art der Citate, indem z. B. das einschlägige Buch des Pollux bald als viertes, bald als zehntes gezählt erscheint, beweist, daß dieselben gar nicht nachgeprüft sind. S. 50 folgen auf die Senecastelle vom *concentus ex dissonis* die Worte: In seiner im Jahre 77 n. Chr. dem Kaiser Titus überreichten Schrift *naturalis historia* ruft Plinius aus: „Und das alles steckt in so kleiner Kehle, was die menschliche Kunst in der Flöten qualvollem Spiel ausgedacht hat!“ Will nun jemand wissen, ob diese niedliche Kehle einer Flötenspielerin oder wem sonst gehört, und schlägt er Plinius X 81 auf, so findet er eine ganz herrliche Stelle von dem reizenden Gesang der Nachtigall! Warum teilt uns der Verf. diese nicht mit? Ciceros bekannte Worte von dem tollen Lärm im Hause des Chrysogonus werden S. 17 mit den Worten eingeführt: „Aber noch vor Christi Geburt artete die schöne Sitte in Griechenland wie in Rom häßlich aus. So klagt Cicero, daß täglich von Singen, Saiten- und Flötenspiel und nächtlichen Gelagen die ganze Nachbarschaft ertöne“. Klagt er aber etwa, daß dem in der ganzen Stadt so sei? Einreihung und Deutung der beigebrachten Notizen lassen überall viel zu wünschen übrig. Davon, daß die kurze Doppelflöte beim römischen Opfer, die so oft als lydisch bezeichnet wird, ihren Weg an die Tiber schon in uralter Zeit über Etrurien genommen, hat der Verf. keine Ahnung; sondern S. 48 meint er nach einer Schilderung der Geschicklichkeit alexandrinischer Auleten: „So kam die Kunst der Flöte auch nach Rom“. Um ein Bild von der Bedeutung des Thebaners Pronomos zu geben, der zuerst das Blasen verschiedener Tonarten auf einem Flötenpaar ermöglichte, wird S. 37 ausgeführt, wie vorher der Bläser zwischen der hohen lydischen, der mittleren phrygischen Flöte und der feierlich würdevollen sarranischen (!) zu wählen hatte, welche in tiefer dorischer (!) Tonart zu religiösem Danklied geeignet war. Bei welchem Griechen aber wäre jemals auch nur mit einem Worte die sarranische Flöte erwähnt? In der verwickelten Frage nach der Funktion der rechten und linken Hand an der phrygischen Doppelflöte hätte Ref. sich beinahe durch eine besonders deutliche Stelle bethören lassen, welche der Verf. in Anm. 256 anführt: Solin. 2 *praecentorias vocant dextras, quae propter gravitatem soni ad pulvinaria deorum et aras inflari solebant.* Glücklicherweise schlug ich die Mirabilia mundi nach und fand, daß im 2. Kapitel von Flöten überhaupt nicht die Rede ist, daß die *praecentoriae tibiae* nur in der von mir schon früher benutzten Stelle 5, 19 erwähnt werden *(seu praecentorias facias, quarum locus est ad pulvinaria praecinendi)*, daß aber sonst nur noch Kap. 9 und 40 Flöten oder Flötenspieler genannt sind, nirgends aber ein Wörtchen von einer *tibia dextra* steht! Die angeführten Worte scheinen einem Kommentar zu Solin zu entstammen. Das bezeichnendste Beispiel für die leichtfertige Art, in welcher unser Verf. Citate anführt und ausnützt, ist aber folgendes auf S. 52. Wir sind da schon tief in die römische Kaiserzeit eingetreten. Dann heißt es:

„Daß bei aller Virtuosität dies nicht mehr die rechte Kunst war, bedarf keiner Ausführung Die Römer (N. B!) selbst hatten das Bewußtsein hiervon . . . In der alten Zeit hatten den verschiedenen Seelenstimmungen jeweilen ganz verschiedene Weisen entsprochen; so hatte man unterschieden zwischen Hymnen . . . und den mit der Kithara gespielten Weisen, wie es scheint strengeren Stils (Nomoi). Sie hatten, wie Athenäos sagt, alle ihre richtige Ordnung . . . Jetzt aber, sagt er, vermischen die Künstler Threnen mit Hymnen … Auf der anderen Seite, bemerkt er [350], reißen sie Zusammengehöriges auseinander u. s. w." Ein anderer Name als der von mir durch den Druck hervorgehobene wird in dem angeführten Absatz nicht erwähnt; man muß also glauben, der oft citierte Verfasser der Deipnosophisten sei auch hier gemeint. Will man sich aber über die Quelle unterrichten, welcher der Polyhistor an dieser Stelle folgt, und schlägt man vielleicht zuerst die Anm. 350 hinten nach, so findet man Poll. II 113 f., ganz wie sonst der Grammatiker Pollux citiert wird. Nun wächst unsere Neugier, wer denn mit jenem wiederholten „er" eigentlich gemeint sei. Gehen wir aber zurück auf Anm. 349, so finden wir „Plato de leg. 3 § 188". Jetzt wird endlich alles klar. In Platos Gesetzen III, zwar nicht § 188, aber doch cap. 15 oder p. 700 Steph. steht der erste Teil der angeführten Worte, Athenäos ist der Wortführer in jenem Gespräch. Der vermeintliche Pollux aber scheint auf einer Verwechslung von Platos Politik mit den Gesetzen zu beruhen; denn in dieser Schrift II 11 p. 669 finden sich die angezogenen Worte.

Daß es daneben nicht ohne Druckfehler und ähnliche Versehen abgeht, ist nur zu begreiflich. Sanebas, Gig*y*ras, Nigl*o*ros schreibt der Verf., πυκτεύειν übersetzt er S. 9 mit kochen, *sacra lene tympana* S. 11 mit laß ertönen, u. dgl. m.

Auch wo es sich um musikalisch technische Fragen handelt, ist H. Sch. nicht glücklicher. Mehrfach spricht er von einem gemeinsamen Mundstück für zwei Instrumente, und in Anm. 238 will er die Querflöte ihrer cylindrischen Bohrung wegen ins Feld führen, um eine Behauptung zu widerlegen, welche cylindrisch gebohrte Schalmeien oder Auloi betrifft, also Instrumente, welche sich nur mit Hülfe eines Rohrblättchens anblasen lassen

Daß ich dem verehrten Kapellmeister, welcher die Chöre der Sophokleischen Antigone so richtig zu erfassen und mit so ergreifendem Ausdruck in unserer heutigen Tonsprache wiederzugeben verstanden, die Freude eines günstigen Berichtes über diese ihm gewidmete Schrift versagen muß, beklage ich schmerzlich, durfte aber, nachdem ich der Redaktion die Berichterstattung über das Werkchen nach bloßer Kenntnis seines Titels zugesagt, jetzt nicht anders als nach dem thatsächlichen Befund urteilen.

Straßburg i. E. Carl v. Jan.

K. Schumacher, Beschreibung der Sammlung antiker Bronzen in Karlsruhe. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, 16 zinkographischen und 13 Lichtdrucktafeln. Karlsruhe 1890, Bielefeld. VII, 231 Seiten, gr. 8. 8 M

Der erste Katalog einer Bronzesammlung nach heutiger Theorie, der auch die unscheinbarsten Reste beschreibt, durch Abbildungen alle Formen und ihre wichtigsten Spielarten veranschaulicht, durch zahlreiche Indices die Benutzung erleichtert. Die mühsame Arbeit ist mit Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführt; die Anordnung des Stoffes (nach sachlichen Kategorien, innerhalb der einzelnen Klassen die Exemplare thunlichst chronologisch geordnet) ist verständig, Druck und Ausstattung gut, die Abbildungen völlig zweckentsprechend. Wer die Erzeugnisse des antiken Handwerks in den Kreis seiner Arbeit hineinzieht, wird oft Gelegenheit haben, dem Verf. für die Erschließung der reichhaltigen Karlsruher Sammlung dankbar zu sein.

Einwendungen gegen zeitliche Bestimmungen sind wenige zu erheben. Zu Ausstellungen giebt die Periodeneinteilung der vorrömischen Zeit in Terremare — Villanova (Hallstadt) — Certosa — La Tène Periode Anlaß (p. III). Es ist zwischen Norditalien und Etrurien zu unterscheiden, dort die Villanova- und die Certosaperiode zu trennen, hier in die Zeit der Pozzo , Fossa- (Ziro-) Gräber, der tombe egizie und der camere einzuteilen. Und warum La Tène-Periode? Wir brauchen diesen Notbehelf der nordischen Archäologie bei den viel präziseren Daten der italischen Gräber nicht. Es wäre auch dem Laien, für dessen Bedürfnis die Einleitung zum Teil geschrieben ist, mit der Einsetzung der italischen Bezeichnungen nicht zu viel zugemutet. Allzu sicher verwendet der Verf. die Bestimmung „unteritalisch-griechisch". Einmal heißt es sogar „unteritalisch-griechisch oder etruskisch?" (S. 91 n. 489). Soweit sind wir doch nicht. Erreichbar ist eine Feststellung der Heimat des Typus in vielen Fällen; ob es ohne Hülfe der Chemie oft möglich sein wird, die Herkunft des einzelnen Exemplars zu bestimmen? — T. VI. 5 (n. 272) ist im Typus älter als das fünfte Jahrhundert nach Ausweis eines Goldfragments aus dem Perserschutte der Akropolis. — Der Zuweis von

T. VI. 2 an den Dipylonstil trifft nach der Abbildung das Rechte nicht — Die Zeit von n. 152 („Früh La Tène?“) wird durch ein ähnliches Exemplar des Florentiner Museums festgelegt, das aus einem Chiusiner Zirograbe stammt. — Die Fibeln T. I 15, 16 gehen nicht auf Tierformen zurück, sondern auf Spiralornament-Motive. — T. III 52 ist wohl eher ein Gürtelgehänge als ein Gürtel. — Zu den Fragmenten des Bettes von Melos hätte W. C. F. Andersons hübsche Beobachtung in der Classical Review Juli 1889 citiert werden können, der aus Juvenal XI 93—98, VI 21—22, Propert. IV 8, 68, Ovid. P. III 3, 13 für die Stützen der Kissen am Kopfende und für den typischen Medaillonkopf am unteren Ende der Stütze die Namen fulcrum und fulcri genius ermittelt hat. — Die Tiere auf altitalischen Geräten zu bestimmen, mag oft schwer halten; aber für 411, 432, 437e hätte der Vergleich der Schilde aus dem Regulini-Grabe (Mus. Greg. I t. 18, 19) das Richtige gelehrt — es sind vegetabilische Ornamente —, und die Gazellenköpfe des schönen korinthischen Armbandes T. II 7a durften doch nicht für Widderköpfe gehalten werden.

Nur einen nicht berichtigten Druckfehler habe ich finden können, auf S. 72 ist t. XVII 2 bei n. 414 zu tilgen. Auch dies ist ein Zeichen der großen Sauberkeit, mit der der Katalog gearbeitet ist. Auf alle wichtigeren Stücke der Sammlung hier hinzuweisen, ist unmöglich. Viele sind auch schon durch die Publikationen Wagners (Großh. Bad. Altertümersamml. in Karlsruhe 1877—1881; Großh. Bad. Altertümersamml., Antike Bronzen. 1883—1885) und die Erwerbungsberichte des Anzeigers bekannt. So die Waffen: Helme, Schilde u. a., die wichtige archaische Kanne von Tolentino und der im selben Grabe gefundene weit jüngere Eimer. Ich hebe von unscheinbareren Stücken hervor: das Bronzearmband mit kyprischen Ornamenten n. 100, ein gleiches mit Kreisen durch Tangenten verbunden aus Hallstadt n. 105. den archaischen Spiegel 224 (t. V 2), die Metallreliefs, darunter ein dem olympischen Heraklesrelief verwandtes n. 268 ff. (t. VI), den ornamentierten Lederstreif n. 1147 mit Palmetten und Panther.

Berlin. Boehlau.

Thomas William Allen, Notes on Greek manuscripts in Italian libraries. London 1890, David Nutt. XII, 62 S. 8.

Während das früher von mir in diesen Blättern (1890 Sp. 1335) angezeigte Buch T. W. Allens mehr die griechische Paläographie angeht, ist das gegenwärtige (dessen einzelne Artikel zuerst in der Classical review 1889 und 1890 veröffentlicht wurden) vorwiegend bibliographischer Natur. Auf einer wissenschaftlichen Reise durch Italien hat der Verf. eine Anzahl Bibliotheken besucht (u. a. in Modena, Bologna, Genua, Rom, Pistoja, Lucca, Siena) und von einigen weniger allgemein bekannten ein Inventar ihrer griechischen Handschriften aufgenommen. Den Inhaltsangaben fehlt es zwar hin und wieder an Genauigkeit, z. B. auf S. 17, wo unter No. 164 die Mitteilung vermißt wird, daß der Kodex auch die Hymnen des Proklos enthält; trotzdem aber wird das handliche, hübsch ausgestattete Büchlein manchem Philologen sich als ein brauchbarer Führer erweisen, der z. B. für die Bibliotheca Estensis in Modena viel zuverlässiger ist als der dortselbst handschriftlich existierende Katalog. Wer sich für Subskriptionen, Schreibernamen, Datierungen, Besitzernamen u. dergl. interessiert, findet hier einen reichen Vorrat beisammen. Auch die Vorrede enthält allerlei nützliche Winke über italienische Bibliotheken.

Versehen, wie S. 47 No. 18 Appian statt Oppian, sind mir nicht oft aufgestoßen. Am häufigsten begegnen Accentfehler, die nicht immer der Handschrift angehören, z. B. gleich zwei in γεωργίος ὁ οὔαλλα S. 17 No. 164, wo es übrigens für „No. 57“ offenbar heißen muß „No. 51“.

Königsberg. Arthur Ludwich.

H. Kallenberg, Studien über den griechischen Artikel. Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. 1891. 26 S. 4.

Diese Abhandlung, welche gewissermaßen die Fortsetzung zu einem im XLIX. Bande des Philologus S. 515—547 erschienenen Aufsatze („Der Artikel bei Namen von Ländern, Städten und Meeren“) bildet, behandelt die Setzung des Artikels bei Fluß- und Gebirgsnamen, und zwar speziell bei den Historikern. Es werden die Bedingungen nachgewiesen, unter welchen die vier Hauptformen (vgl. S. 9) Ἄγγρος ποταμός, ὁ Ἀσωπὸς ποταμός, ὁ Νεῖλος und endlich die seltenste, Νεῖλος, zunächst bei Herodotos auftreten. Die Statistik der Stellen führt naturgemäß auch zu Ergebnissen für die Textkritik, welche der Hauptsache nach die Zustimmung der Herausgeber des Herodottextes finden werden. Es wird weiter dargethan, daß dieselben vier Formen wie bei Herodotos auch bei Thukydides vorkommen, „freilich der artikellose Name mit ποταμός viel seltener“. Auch bei Xenophon finden sich, wenn auch mit einigen Abweichungen, dieselben Formen, während bei Polybios

und Diodoros unbekannte Flüsse mit καλούμενος, beziehungsweise ὀνομαζόμενος eingeführt werden. Dagegen folgt Dionysios von Halikarnassos, soweit dies aus den wenigen Beispielen beurteilt werden kann, ganz dem Sprachgebrauche Herodots, und Strabon nähert sich demselben. Während die eben genannten Historiker und auch Arrianos und der Geograph Pausanias, die gleich hier erwähnt werden mögen, mit einer gewissen Regelmäßigkeit eine bestimmte Form wählen (der an vorletzter Stelle genannte Schriftsteller gebraucht besonders gern die Form ὁ ποταμὸς ὁ), herrscht große Willkür in des Plutarchos Schriften, die sich jedoch daraus erklärt, daß dieser Schriftsteller „seine Lebensbeschreibungen aus Auszügen zusammengestellt hat, wobei er nicht selten den Wortlaut seiner Quellen beibehalten hat"; wir können uns daher nicht wundern, „daß Flußnamen in der einen Schrift als unbekannt eingeführt werden, die in einer anderen als bekannt gleich mit dem Artikel ohne ποταμός stehen, ja daß derselbe Unterschied sich in verschiedenen Teilen derselben Schrift zeigt". — Wie ein an sich unbekannter Fluß bei Herodotos zunächst ohne den Artikel eingeleitet wird, wenn aber in demselben Abschnitte wieder von ihm die Rede ist, mit dem Artikel und dieser auch zu an und für sich bekannten Flußnamen gesetzt wird, so finden sich auch die Namen von Gebirgen ohne Artikel und ohne den Zusatz von ὄρος ziemlich unter denselben Bedingungen wie die Flußnamen. Häufiger findet sich auch καλούμενος, namentlich bei Thukydides und Diodoros, welch letzterer unbekanntere Gebirge gern mit diesem Zusatze einführt.

Dies in kurzem der Inhalt dieser verdienstlichen Abhandlung, durch welche die ungenauen Angaben unserer Grammatiken in mehreren Punkten richtig gestellt werden.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Florilegium Graecum, in usum primi gymnasiorum ordinis collectum a philologis Afranis. Fasciculi V. VI. IX. X. 76, 64, 66, 84 S. 8. Leipzig (Teubner) 1890.

Den vier in dieser Wochenschrift (1889 Sp. 225 f.) kurz angezeigten Heften sind schnell zwei weitere gefolgt, von denen wieder das eine poetische Stücke, das andere Prosa enthält. In V tritt die Beziehung auf das Abiturientenexamen vielleicht noch mehr zurück als in I und III. Davon abgesehen, ist der Inhalt reich und mannigfaltig und zur Lektüre mit Primanern wohl geeignet. Stücke aus der Batrachomyomachie, aus Mimnermos, Solon, Anakreon, Äschylos (Eumeniden), Euripides (Ion, Phönissen, Bakchen), Aristophanes (Ritter, Frösche, Frieden), Theokrit werden manchem Lehrer willkommen sein. Erfreulich ist, daß auch das anmutige Schwalbenlied Aufnahme gefunden hat. In VI nimmt mehr als die Hälfte des Raumes Demosthenes ein. Außer ihm sind Platon, Xenophon, Lykurg, Isokrates vertreten; den Schluß bildet wieder, wie in IV, eine kurze attische Inschrift. — Auch IX und X enthalten, von ein paar Epigrammen am Schluß abgesehen, nur Prosa. Beide Hefte bringen in reicherem Maße Stücke aus der späten Litteratur: Älian, Dio Chrysostomus, Athenäus, Dionys von Halikarnaß, Lukian, vor allem natürlich Plutarch, bei dem sehr berechtigterweise auch die kleineren Schriften mit benutzt sind. Von älteren und in der Schule eingebürgerten Autoren sind in diesen Heften Lysias, Xenophon, Platon, Demosthenes vertreten.

Kiel. Paul Cauer.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Blätter für das bayer. Gymnasialwesen. XXVII, No 3. 4.

Der XLI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zur Begrüßung gewidmet vom bayerischen Gymnasiallehrer-Verein. (145 ff.) Salutatio. Incohavit **Albertus Opilio Landavinus.** — I. Abt. Abhandlungen. (151 ff.) **P. Geyer**, Alte und neue Philologie in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Über die Bedeutung der romanischen Philologie für das Vulgärlatein in formaler wie lexikalischer Beziehung. — Corollarium criticum et exegeticum. (164 ff) **Fr. Kern**, Vergiliana. — (170 ff) **A. Köhler**, Zur Frage der Entstehungsweise der Kommentarien Cäsars über den gallischen Krieg. Entscheidet sich für successive Entstehung; vielleicht sind B. I—IV in einem Zuge entstanden. — (175 ff) **K. Meiser**, Zu lateinischen Schriftstellern. Nep, Tac., Prop., Hor, Porph. — (180 ff.) **Fr. Vogel**, Zu lateinischen und griechischen Schriftstellern. Avitus, Ennodius, Nep, Diod. — (184 ff.) **M. Kiderlin**, Zu Quintilianus. — (190 ff.) **L. Bauer**, Zu Silius Italicus. — (199 ff.) **G. Schepss**, Allitterierende Weissagung von Roms Untergang. Diese in 13 verschiedenen Fassungen vorliegende Prophezeiung scheint etwa im 8. Jahrh. bei den Angelsachsen entstanden zu sein. — (204 ff.) **J. Baumann**, Zur Kritik und Exegese von Platons Politikos. — (222 ff.) **L. Dittmeyer**, Kritische Beiträge zur Aristotelischen Tiergeschichte. — (228 ff.) **Joh. Stich**, De Dionis orationibus. — (231 ff.) **G. Ammon**, Apollodoreer und Theodoreer. Bei letzteren zeigt sich eine erneute stärkere Betonung Aristotelischer Lehren gegenüber der herrschenden, vorwiegend Isokrateischen Richtung

der Rhetorik, vertreten durch die Apollodoreer. — II. Abt. Rezensionen. (237 ff.) **L. Schmitz**, Der Mensch und dessen Gesundheit. Speziell bearbeitet als Unterrichtsbuch zum Gebrauch in mittleren und höheren Lehranstalten. 2. Aufl. (Freiburg 1889). 'Vortrefflich'. L. Haas. — (239 ff.) Cic. Philipp. I—III ed. **Nohl** (Leipzig 1891). 'Der Text ist mit Umsicht und Scharfsinn festgestellt'. C. Hammer. — (241 ff.) Cic. de imperio Cn. Pompei, erklärt von F. Thümen (Berlin 1890). 'Wohl für pädagogische Seminarien, aber nicht zum unmittelbaren Gebrauch in der Schule geeignet'. C. Hammer. — (243 ff.) **D. Therelanos**, 'Ἀδαμάντιος Κοραῆς. 'Ein treffliches Buch' (Triest 1890). A. Wagner. — (250—252) **R. Engelmann**, Bilderatlas zum Homer (Leipzig 1889); Bilderatlas zu Ovids Metamorphosen (das. 1890). 'Als im ganzen nicht gelungen zu bezeichnen'. Koebert. — (266—268) **C. Krieg**, Grundriß der römischen Altertümer. 3. Aufl. (Freiburg 1889). **H. Bender**, Grundriß der römischen Litteraturgeschichte (Leipzig 1889). **M. Wohlrab**, Die altklassischen Realien im Gymnasium (Leipzig 1889). No. 1 voller Irrtümer und Ungenauigkeiten. No. 2 eine nach Inhalt und Form anzuerkennende, sorgfältige und gewissenhafte, freilich nur für verhältnismäßig reife Schüler verständliche Übersicht. No. 3 enthält alles, was der Schüler bei der Präparation zu leichterem und schnellerem Verständnis braucht. M. Rottmanner.

XXVII, No. 5.

(273) **A. Spengel**, Zu Cicero pro Sexto Roscio Amerino. Gegen die Halmsche Ausgabe. — (284) **Heinrich Schöller**, Textkritisches zu Cäsar. In b. c. 112, 6 ist deauxit Dittographie, entstanden aus dem in der nächsten Zeile vorkommenden atque inde auxilia evocavit; Scaliger wird somit recht behalten mit der Konjektur „dimisit". — (296) **Klotz**, Grundzüge der altrömischen Metrik (Leipzig). Anzeige von Weissenhorn. 'Faßt den Werdeprozeß der alten Metrik scharf ins Auge'. — (298) **W. S. Teuffels** Geschichte der römischen Litteratur, 5. Aufl. (Leipzig). Von Weyman mit Anerkennung rezensiert. — (300) **Putsche - Schottmüller - Heussner - Heil - Schmitt**, Lat. Schulgrammatik, 23. Aufl. (Hannover). 'Höchst interessante und beachtenswerte Erscheinung'. Gürthofer. — (302) **Bonnells** Lat. Übungsstücke, neu bearb. von **Geyer** und **Mewes**, 12. Aufl. (Berlin). 'Recht gut'. Gürthofer. — (303) **Vogrinz**, Grammatik des homerischen Dialekts (Paderborn). 'Allseitig orientierend; eigentümlich'. Menrad. — (309) **G. H. Müller**, Griech. Grammatik (Trier). 'Kurz auf Kosten der Verständlichkeit'. J. Haas. — (319) **G. Wertheim**, Diophantes über Polygonalzahlen (Leipzig). 'Gut lesbarer deutscher Text'. S. Günther. — (325) **Praschek**, Medien und das Haus des Kyaxares (Berlin). 'Die Schrift zeigt großen Fleiß und warme Liebe zum Gegenstand, leidet aber an dem Fehler einer unbesonnenen Kritik'. H. Welzhofer. — (326) **Ihne**, Römische Geschichte, VII, VIII (Leipzig). 'Die Darstellung erhebt sich nirgends zu dem sogenannten höheren Schwung'. Rottmanner.

Classical Review. IV. 7. Juli 1890.

(289—293) **T. W. Allen**, Manuscripts of the *Iliad* in Rome. Verzeichnis von 38 Handschriften, von denen 30 der Bibl. Vatic. angehören. — (293—297) **S. C. Snow**, On the pronunciation of ancient greek. Versuch, aus Ulfilas die Aussprache des Griechischen im 4. Jahrh. n. Chr. festzustellen. — (306—307) **Plutarchi** Moralia rec. **G. N. Bernardakis**. Vol. II. (**H. A. Holden**.) Ref. giebt fast nur den Angriff auf Wilamowitz aus der Vorrede wieder. — (308—310) **Plauti** Reliquiae Ambrosianae ed. **G. Studemund**. (**E. A. Sonnenschein**.) 'Es ist unwahrscheinlich, daß jemals mehr in der Entzifferung des Codex geleistet werden wird, als hier geschehen ist'. Seyfferts Verdienst um die Vollendung ist nicht genug zu schätzen. — (313) **Homeri** Ilias ed. **P. Cauer**. (**W. Loof**.) Ein Vergleich mit Rzachs Ausgabe läßt Cauers Ausgabe als die bessere erscheinen. — (313—314) Anthologia lyrica ed. **E. Hiller**. (**J. W. M.**) Die Änderungen von Bergks Ausgabe erscheinen ungerechtfertigt. — (321—322) **J. Th. Bent**, Cilician symbols. Mit 19 Holzschn. Abbildungen von Steinmetzzeichen, welche eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit den Münzzeichen namentlich von Olbia haben. — (322—323) **E. A. W. Budge**, Sculptural slabs from Mesopotamia found in Egypt. Beschreibung dreier Fragmente mesopotamischer Reliefs des 16. Jahrh. v. Chr., welche in Egypten gefunden sind und sich jetzt im Britischen Museum befinden; zu dem einen ist neuerdings eine Ergänzung gefunden und von Heuzey in der Revue archéologique veröffentlicht worden. — (323—324) Beschreibung der antiken Münzen (Königliche Museen zu Berlin). Bd. II. (**W. Wroth**.) Der Katalog verdient alles Lob, nur die Abbildungen, namentlich die photographischen, sollten zahlreicher sein. — (325—326) **C. Smith**, Acquisitions of the British Museum. Ein archaisches Terracotta-Antifixum aus Civita Lavinia (Lanuvium), ein Geschenk des Lord Savile, welcher dort graben läßt. — (326) **F. Granger**, Latin inscriptions in Nottingham Museum. Ziegel aus Nemi, Geschenk des Lord Savile.

Litterarischer Merkur. No. 27.

(213) **J. Steyrer**, Ursprung der Sprache der Arier (Wien). 'Ist nur ein Spiel mit abenteuerlichem Etymologisieren'. *A. Thumb.*

XI, No. 33.

(260) **E. Irmscher**, Vergils Äneis, Buch VII, in freien Stanzen übersetzt (Leipzig). 'Die Übersetzung macht einen vorwiegend erfreulichen Eindruck. Die gewählte Form der Stanze erscheint in ihrer Freiheit doch ein wenig gar zu kunstlos'. *Karl Siegen.*

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 42.

(1528) **J. P. Mahaffy**, On the Flinders Petrie Papyri (Dublin). 'Dieser Fund steht bis jetzt einzig da, sowohl was den Inhalt, als das Alter der Hss betrifft . . . Entrollt ein merkwürdig vielseitiges Bild des litterarischen und kulturhistorischen Zustandes der Militärkolonie Arsinoë unter dem zweiten und dritten Ptolemäer'. *H. Diels.* — (1531) Cypriani Galli Heptateuchos rec. **R. Peiper** (Wien). 'Der Ausgabe gebührt vollste Anerkennung'. *J. Huemer.* — (1535) **J. Plew**, Quellenuntersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrian (Straßburg). 'Man kann dem Verf. nicht überall beistimmen'. *J. Schmidt.*

No. 43.

(1563) Zeno, The fragments of Zeno and Cleanthes, with notes by **A C. Pearson**. 'Nicht befriedigend'. *H. v. Arnim.* — (1564) **H. v. Essen**, Index Thucydideus (Berlin); Thucydides edd. **Poppo-Stahl**, 3. Aufl (Leipzig). 'Beide Werke höchst sorgfältig und zuverlässig'. *A. Schöne.* — (1566) **Fr. Aly**, Cicero, sein Leben und seine Schriften (Berlin). 'Das kleine Buch wird unzweifelhaft Nutzen stiften; manches ist nicht immer genau: in seinem Ganzen ist es jedoch anerkennens- und ehrenwert und verdient weite Verbreitung'. *E. Hübner.* — (1571) **Th. Hodgkin**, Theodoric the Goth (New York). 'Allgemein faßlich; Sprache ausdrucksvoll; Ausstattung schön'. *A. Holm.* — (1575) **W. Klein**, Vasen mit Lieblingsinschriften (Wien). 'Bietet vieles Neue; doch nicht alles Neue ist gut'. *F. Studniczka.*

Neue philologische Rundschau. No. 21.

(321) Äschylos Tragödien, verdeutscht von **B. Todt** (Wien). 'Eine Nachbildung, die aufs beste zu empfehlen ist'. *J. Sitzler.* — (322) **P. Forchhammer**, Kyanen und Argonauten (Kiel). 'Das Hauptresultat (die Kyanen oder Symplegaden = Bosporus) wird man annehmen können'. *P. Weizsäcker.* — (324) **C. Pauli**, Altitalische Forschungen, III: Die Veneter (Leipzig). Weitgehende, fast zu kühne Kombinationen'. *Fr. Stolz* — (332) **De Vries**, Exercitationes palaeographicae (Leiden). Angezeigt von *F. Ruess.* — (332) **C. Stegmann**, Lateinische Schulgrammatik, 5. Aufl. (Leipzig). 'Recht gelungene Normalgrammatik modernen Zuschnittes. Eines der besten Lehrbücher der lateinischen Sprache'. *K. Euling.* — (334) **E. Haupt**, Kurzgefaßte lateinische Formenlehre (Berlin). 'Klägliches Produkt. Stoff so dürftig, als er nur sein kann'.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 42.

(1137) **Fr. Lübker**, Reallexikon des klassischen Altertums, 7. Aufl. (Leipzig). 'Es dürfte wenig Bücher geben, die das Interesse der Schüler in gleichem Maße anzuregen vermögen'. *Fr Harder.* — (1140) Indogermanische Forschungen, herausgegeben von **Brugmann** und **Streitberg**, 1. und 2. Heft (Straßburg). Notiert; besonders ein Beitrag von **Noreen** über Sprachwidrigkeiten sei sehr anregend, aber auch vielfach zum Widerspruch herausfordernd. — (1141) Homeri carmina rec. **A. Ludwich**, II. (Leipzig). Die Rezension von *J. La Roche* besteht zum größten Teil aus Widerspruch gegen die Gestaltung einzelner Textesstellen. Als Endresultat giebt Ref. an, daß Ludwichs Odyssee das, was man von einer neuen kritischen Ausgabe zu erwarten berechtigt war, wohl versprochen, aber nicht erfüllt habe. — (1147) **A. Pais**, Il teatro di L. Anneo Seneca (Torino). 'Zur Übersicht wohl geeignet'. *W. Gemoll.* — (1148) Livius ed. **A. Luchs**, III. (Berlin). 'Die Textgestaltung hält sich gleich fern von Vergötterung der Tradition wie von ausgelassener Konjekturalkritik'. *W. Heraeus.* — (1151) **J. Schmidt**, Kommentar zu Cornelius Nepos (Wien). 'Vorzüglich; die Übersetzungen scheinen bisweilen zu frei'. *K. Jahr.* — (1152) **H. Grosse**, Beiträge zur Syntax des griechischen Mediums (Dramburg). 'Recht dankenswert'. *W. Vollbrecht.* — (1153) **Hennings**, Elementarbuch zu Ellendt-Seyfferts Grammatik (Halle). Empfohlen von *W. Vollbrecht.* — (1158) Beitrag von **A. Zimmermann**: Etymologische Versuche, III: Sospes. Ἵστω. Verf. nimmt suspes als ursprüngliche Form an und übersetzt es demgemäß mit „auf gekommen, emporgekommen".

No. 43.

(1161) **Bloomfield**, On adoption of suffixes. (American Journal of Phil.) 'Sehr freier Standpunkt, wenig begründet'. *Bersu.* — (1161) **C. Ferber**, Utrum metuerit Tiberius Germanicum necne (Leipzig). 'Als Resultat der Untersuchung ergiebt sich die durchgängige Anerkennung der taciteischen Darstellung, wobei allerdings der Verf. gelegentlich ein wenig allzu vertrauensselig ist'. *O. Schulthess.* — (1167) **Fr. Aly**, Cicero, sein Leben und seine Schriften (Berlin). 'Mit Freude zu begrüßen; auch in formeller Hinsicht hervorragend'. *O. Weissenfels.* — (1170) **A. Eger**, Quaestiones Florianae (München). Beifälliges Referat von *Th Opitz.* — (1172) Colectio librorum iuris anteiustiniani, III, recc. **Mommsen** et **Krüger** (Berlin). Als sehr verdienstvoll gerühmt von *J. Biermann.* — (1174) **O. Occioni**, Scritti di letteratura latina (Turin). 'Schöne Arbeit, hauptsächlich Silius Italicus betreffend'. *R. Peppmüller.* — 1175) 'Ησιόδου Τὰ ἅπαντα ἐξ ἑρμηνείας K. Σίττλ (Athen und Leipzig). 'Sittl bedient sich hier einer möglichst an das Altgriechische angelehnten Schreibart, die sich von dem heutzutag gesprochenen, ja selbst geschriebenen Griechisch wesentlich unterscheidet. Für das Ausland (und es ist Thatsache, daß die Bände der Zographosbibliothek in der Mehrzahl nach dem außergriechischen Europa und nach Amerika gehen) hat die Arbeit durch die gewählte Schreibart an Lesbarkeit gewonnen'. *R. Peppmüller.* — (1182) **E. Abel**, Scholia in Pindari Epinicia (Berlin). 'Macht einen günstigen Eindruck; doch steckt in diesem Scholien nicht ein Körnchen antiker Weisheit'. *C. Häberlin.*

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 44.)

XXXVI. XXXVII. 16. Juli. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen**. 1. Derselbe legte einige in Rom und in Ägypten kürzlich zum Vorschein gekommene Aktenstücke aus der röm. Kaiserzeit vor. 2. Hr. **Pernice** legte eine von Hrn. **Fitting** (Halle) eingesandte Notiz über ein provençalisches Rechtsbuch vor. Die Mitteilung erfolgt in dem Hefte auf S. 763 ff.

XXXVIII. 23. Juli. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **E. du Bois-Reymond**. 1. Hr. **Weber** las über Episches im vedischen Ritual. Die phil.-hist. Klasse hat zur Ausführung wissenschaftlicher Unternehmungen bewilligt: 1000 M. der **Hinrichs**schen Verlagsbuchh. (Leipzig) zur Drucklegung der Schwartzschen Publikation gnostischer Werke; 750 M. dem Oberl. **G. Bauch** (Breslau) zur Fortführung seiner Studien für die Geschichte der

Universität Wittenberg. — (769 ff) **Albr. Weber**, Episches im vedischen Ritual. Die den eigentlichen Vorwurf des MBhârata bildenden Sagenstoffe haben in den vedischen Ritualtexten keine Stelle, ob schon einige der dazu gehörigen Namen sich darin vorfinden. Dies mag teils darin seinen Grund haben, daß es sich im Ritual, auch bei den Königsopfern, doch im wesentlichen nur um priesterliche Stoffe, nicht um die eigentlichen Kshatriya Sagen handelt, wohl auch daran, daß die epischen Stoffe selbst damals z. T. noch an Gestalten der Göttermythe angeknüpft waren, deren Vermenschliebung so zu sagen sich noch nicht vollzogen hatte. Arjuna und Phalguna sind noch Namen des Indra, und die im MBhâr. dem Arjuna zugeteilten Kämpfe mit den Kalakañja z. B. werden noch in der Kaush. Up. dem Indra zugeschrieben. Bei dem Râmâyana, das ja seinerseits gar nicht ein itihâsa sein will, sondern sich selbst als kâvyam giebt, ist der sekundäre Charakter der Sage noch entschiedener als beim MBhârata. Keine der Hauptgestalten desselben kommt bereits irgendwo im Veda vor, mit alleiniger Ausnahme der Sîtâ; und bei ihr gerade ist ihr natursymbolischer Hintergrund als deifizierte Furcht durch das vedische Ritual, noch in seiner ursprünglichen grihyasûtra-Form direkt vorliegend und durch eine breite Kluft von ihrer Ausgestaltung in der Râmây.-Sage getrennt. Râma selbst aber und der ganze an ihn geknüpfte Legendencyklus trägt wesentlich buddhistischen Charakter und wird von der vedischen Sage in keiner Weise berührt. Interessant bleibt immerhin, daß der Dichter des Râmâyana, Vâlmîki, zu den Auktoritäten des Taittirîya-Pratiçâkhya zu gehören scheint (wenigstens erscheint eben ein Vâlmîki unter diesen), womit denn eo ipso seine Zugehörigkeit in die sûtra-Stufe erhärtet wird. Der Name des Dichters des MBhâr., Vyâsa Pârâçarya, wird zum wenigsten bereits in Taitt. Âraṇy. genannt, und Bhârata sowohl wie Mahâbhârata werden neben, resp. vor den dharmâcâryâs im Âçvalâyanagrihya als Gegenstände der Verehrung erwähnt, wie denn die Namen Arjuna, Yudhishṭira, Droṇa u. a. sich auch bei Panini schon genannt finden. — Das Heft enthält ferner: (819 ff.) **R. Virchow**, Schliemanns letzte Ausgrabung in Athen. Bei der Bebauung seines Grundstückes in der Universitätsstraße zu Athen stieß Schl. vorigen Herbst fast am Fuße des Instituts auf alte Gräber. Unter dem 27. Sept. schrieb er dem Verf.: „In einem der bei Ausgrabung des Felsens hier gefundenen 11 Gräber waren 4 Skelette mit gut erhaltenen Schädeln, die ich Ihnen schicken kann, wenn Sie wünschen. Dies Grab, sowie 9 andere, stammt aus dem 4. Jahrh v. Chr., wie dies die zahlreich bemalten Lekythoi über jeden Zweifel beweisen. Ein anderes Grab, aber nur eines und bei weitem das größte von allen, worin aber die Skelette vermodert waren, stammt aus dem 6. Jahrh." Bei der immer noch großen Seltenheit chronologisch gut bestimmter Schädel in Griechenland bat Verf. um die Zusendung und giebt in Erinnerung an den Geber eine kurze Beschreibung derselben.

XXXIX. XL. 30. Juli. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Mommsen**. 1. Hr. **Diels** legte die Ausgabe der Flinders Petrie Papyri von J. P. Mahaffi (Royal Irish Academy, Cunningham Memoirs n. VIII), Dublin 1891, vor, hob die Wichtigkeit der Funde namentlich in textgeschichtlicher Beziehung hervor und sprach die Vermutung aus, daß Pap IX S. 29 ein Exzerpt aus Aristoteles' Νόμιμα βαρβαρικά darstelle, wofür das Zusammentreffen mit Nikolaos Damaskenos Exzerpten c. 119, bei der bekannten Beziehung der Schriftstellerei des Nikolaos zu Aristoteles, zu sprechen scheine. 2. (839 ff.) Hr. **Kiepert** las: Astypalaia, ein Beitrag zur geographischen Etymologie. An sechs, sämtlich der Südhälfte des Ägäischen Meeres angehörigen Stellen erscheint nach alten Zeugnissen, vorzüglich Strabons der Name Astypalaia. Außer der bekannten Insel und ihrer gleichnamigen Stadt führen ihn Ortschaften auf den Inseln Samos, Kos und Rhodos, sodann zwei nur als Vorgebirge erwähnte Stellen an den Küsten Attikas und Kariens. Griechische Phantasie hat den Namen auch personifiziert und leitet den Inselnamen von einer Heroine her, deren Vater Phoinix und Sohn von Poseidon, der Lelegerkönig Ankaios, deutlich auf fremden und vorgriechischen Ursprung hinweisen. Das hat schon Gelehrte des Altertums nicht gehindert, der zwar volkstümlichen, aber sprachwidrigen Deutung als „Altstadt" den Vorzug zu geben. Nur gelehrte Reminiszenz, nicht Fortdauer der alten Volksmeinung ist in der gegensätzlichen Benennung Astynea zu finden, welche der Venezianer Quirino seiner i. J 1413 auf der Insel angelegten Kolonie gab. Längs der ganzen Strandlinie nimmt die auf der Stelle der antiken gelegene heutige Stadt zugleich die einzige zu einer Stadtanlage geeignete Stelle ein: an eine davon verschiedene Altstadt ist also nicht zu denken. Dagegen zeigt die englische Karte von Spratt eine Naturform, welche an wenigen andern Küstenpunkten so ins Auge fällt. Die Insel besteht aus zwei ziemlich gleich hohen und gleich ausgedehnten Bergmassen, verbunden durch einen langen, sehr schmalen und flachen Isthmus. Dieselbe Form wiederholt sich auch an den übrigen denselben Namen tragenden Stellen, am deutlichsten an dem Vorgebirge Astypalaia im saronischen Golfe. Eine „Ansiedelung alter Zeit", die Milchhöfer nur aus dem alten Namen folgert, ein wirkliches ἄστυ, hatte auf diesem kaum 1000 Schritt Umfang messenden Halbinselchen kaum Platz. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich an der ἄκρα 'Αστυπάλαια, welche Strabon (XIV 2, 20) am äußersten Ende der nördlichen der beiden langen Halbinseln Kariens nennt. Zweifelhaft bleibt die Sachlage bei einem vierten Ort desselben Namens auf der Insel Kos, und ebenso unklar bleibt die letzte Astypalaia (μοῖρα τῆς Σάμου), nämlich der Stadt Samos, welche Ross und Guérin als die östliche, kleinere der beiden Akropolen nachgewiesen haben, obwohl bei beiden eine ähnliche Vertikalform tiefer Einsenkung zwischen zwei Höhen, wie in den drei andern Örtlichkeiten herauskommt. Den Begriff des Niedrigen drücken alle semitischen Sprachen durch die Verbalwurzel S P L (hebr. und assyr. šapal) aus, von welcher die den Begriff der Reziprozität („sich erniedrigen") ausdrückende Form mit der Metathese der im Präfix enthaltenen Dentale mit folgender Sibilans, hebr., phön. hištapêl, syr. eštapâl lauten mußte. Verbalnomina dieser Form sind, obwohl selten, doch als Ortsnamen hinreichend bezeugt, wie die palästinischen Orte Eštaôl, Eštemô. Ein analog gebildetes Verbalnomen mit der Bedeutung „Erniedrigung" konnte der griech. Mund mit Zufügung einer auf ἄκρα oder νῆσος bezüglichen Feminalendung leicht in 'Αστυπάλαια umwandeln. Daß die Deutung „Altstadt" nur etwa in zwei von jenen fünf Fällen (Samos und Kos) möglich, für die unbebauten Vorgebirge in Karien und Attika ganz unzulässig, für die Insel wenigstens unwahrscheinlich ist, verstärkt nur die Gründe für die Annahme eines fremden Ursprungs.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Ankündigung.

P. P.

Im Verlage des Unterzeichneten beginnt im Juli d. J. eine neue Zeitschrift zu erscheinen unter dem Titel

INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

Zeitschrift

für

indogermanische Sprach- und Altertumskunde

herausgegeben

von

Karl Brugmann und **Wilhelm Streitberg**

ord. Prof. der indogerm. Sprachwissenschaft in Leipzig

ord. Prof. der indogerm. Sprachwissenschaft in Freiburg i. d. Schweiz,

mit dem Beiblatt:

ANZEIGER

für

indogermanische Sprach- und Altertumskunde

redigiert

von

Wilhelm Streitberg.

Der unterzeichnete Verleger, dessen Thätigkeit mit besonderer Vorliebe der Sprachwissenschaft gewidmet ist, hat seit Jahren den Wunsch gehegt, ein dieser Wissenschaft dienendes Organ zu besitzen, um den zahlreichen kleineren Arbeiten aus diesem Gebiete, die ihm neben umfangreicheren zugehen, eine geregelte Unterkunft zu bieten. Die Häufung der gerade in letzter Zeit eingelaufenen Anträge hat jetzt den Entschluss, eine solche Zeitschrift zu gründen, zur Reife gebracht. Der Unterzeichnete ist der Meinung, dass neben den schon bestehenden Organen der indogermanischen Sprachforschung noch genügend Raum für eine Zeitschrift vorhanden ist, nachdem diese Wissenschaft in jahrzehntelangem Ringen

Universitä
Episches
lichen Vo
haben in
schon ein
vorfinden.
daß es si
doch im w
um die ei
auch dar
z. T. noch
waren, de
nicht voll
noch Nam
juna zuge
werden n
schrieben.
nicht ein
kâvyam gi
noch ents
Hauptgest
Veda vor,
ihr gerade
deifiziert
seiner urs
liegend u
gestaltung
aber und
trägt wese
von der
Interessan
Râmâyana,
Pratiçâkhy
eben ein
seine Zuge
Der Name
wird zum
und Bhâra
resp. vor
als Gegen
Namen A
bei Panini
ferner: (8
Ausgrab
Grundstüc
Schl. vori
alte Gräbe
Verf.: „In
hier-gefun
erhaltenen
wenn Sie
stammt au
reich bema
Ein ander
das größte
modert wa
immer noc
stimmter S
Zusendung
eine kurze

XXX

Vorsitz
legte die A
Mahaffi (R
n. VIII), I
Funde na
hervor un
S. 29 ein
darstelle,

Bestellzettel.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung

in

Ex. **Indogermanische Forschungen**

pro Band M. 16.—.

Ort und Datum: *Name:*

Universität
Episches
lichen Vorw
haben in de
schon einig
vorfinden. I
daß es sich
doch im wes
um die eig
auch daran
z. T. noch s
waren, dere
nicht vollzo
noch Namen
juna zugete
werden noc
schrieben. I
nicht ein i
kâvyam giet
noch entsch
Hauptgestalt
Veda vor, m
ihr gerade i
deifizierte F
seiner urspr
liegend und
gestaltung in
aber und de
trägt wesent
von der ved
Interessant I
Râmâyana, V
Pratiçâkhya
eben ein Vâl
seine Zugehö
Der Name de
wird zum we
und Bhârata
resp. vor de
als Gegenstä
Namen Arju
bei Panini sc
ferner: (819
Ausgrabun
Grundstückes
Schl. vorigen
alte Gräber.
Verf.: „In e
hier-gefunden
erhaltenen Sc
wenn Sie wi
stammt aus d
reich bemalte
Ein anderes
das größte v
modert waren
immer noch
stimmter Schä
Zusendung u
eine kurze Be

XXXIX.

Vorsitzend
legte die Ausg
Mahaffi (Royal
n. VIII), Dub
Funde namen
hervor und a
S. 29 ein Ex
darstelle, wof

V

15

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 14. November. 1891. № 46.

Inhalt.

Personalien.

Auszeichnungen.

Dir. a. D. **Paulsiek** in Magdeburg den roten Adlerorden 3. Kl. — Dir. a. D. **Uehlein** in Germersheim den Kronenorden 3. Kl.

Emeritierungen.

Dir. D. **Lehnerot** in Königsberg.

Vom Akropolismuseum in Athen.

Herr Dr. Lolling schreibt uns aus Athen: In europäischen Zeitungen ist in jüngster Zeit behauptet worden, daß das Aropolismuseum und die Akropolis im allgemeinen bestohlen worden seien; die Schuld wurde den Wächtern zugeschrieben, welche Gegenstände von dort an Fremde verschachert haben sollten. Namentlich hat ein darauf bezüglicher Artikel im Journal des débats wegen der ernsten und gesetzten Haltung dieses Blattes hier in Athen böses Blut gemacht. Das Gerücht ist vollständig aus der Luft gegriffen. Es sind übrigens schon von verschiedenen Seiten Schritte gethan worden, und wir hoffen, daß der Urheber jener Notiz ans Licht gebracht wird. In der als Organ des Premierministers Deliyannis angesehenen athenischen Zeitung Πρόνοια vom 9. Oktober alten Stiles ist folgende offiziöse Dementierung abgedruckt: „Πάντα τὰ ἐν τισιν εὐρωπαϊκαῖς ἐφημερίσιν γραφέντα περὶ κλοπῶν καὶ καταχρήσεων γενομένων ἐν τῇ Ἀκροπόλει ὑπὸ τῶν φυλάκων εἶναι καθ' ὁλοκληρίαν ψευδῆ ἢ κακοβούλου πρὸς δυσφημισμὸν τοῦ Ἑλληνικοῦ ἔθνους προθέσεως. Οὔτε κλοπὴ οὔτε κατάχρησις ἐγένετο, οὔτε φύλακες ἐπὶ καταχρήσει τινὶ ἀπελύθησαν, οὔτε αἱ ἐνταῦθα ξέναι ἀρχαιολογικαὶ σχολαὶ τὸ παράπαν εἰς τοιαύτην τινὰ ὑπόθεσιν ἀνεμίχθησαν".

Bädekers Palästina und Syrien. Leipzig 1891, Karl Bädeker. 3. Auflage. CXXVIII, 445 S. Mit 11 Karten, 44 Plänen und 1 Panorama von Jerusalem.

„Verf. des Buches in 1. und 2. Aufl. ist Prof. Dr. Albert Socin in Leipzig, die 3. Aufl. ist unter seinem gutachtlichen Beirat von Dr. Immanuel Benzinger umgearbeitet, vielfach ergänzt, teilweise auch verkürzt worden. Benzinger hat für dieselbe im Frühjahr 1890 auf mehrmonatlicher Reise das Land durchstreift. Mit geringen Ausnahmen kann der ganze Inhalt des Buches als auf eigener Anschauung beruhend bezeichnet werden". Diese aus der Einleitung

entnommenen Worte kennzeichnen den Wert des Buches. Es ist ein vorzügliches Hülfsmittel auch für den Lehrer. Wer es weiß, wie eifrig das Jerusalem-panorama zu Berlin, nicht einmal eine glänzende Leistung, doch von Leuten aller Stände, namentlich aber von Schulen klassenweise besucht wird, kann schon daraus sehen, wie groß das allgemeine Interesse für die Orte unserer heiligen Geschichte ist. Wir können dem Lehrer in unserem Buche etwas Besseres empfehlen!

Die ausführliche Einleitung giebt über praktische, sprachliche, historische, ethnologische Fragen vielseitige Antwort; Text und Karten bieten reichliche Belehrungen. Im Vordergrunde steht natürlich die spezifisch biblische Geschichte; ihr ist durch zahlreiche Karten und Pläne, namentlich alle auf Jerusalem und seine Umgebung bezüglichen Punkte reichlich Genüge geleistet; aber auch, wer sich für die Entwickelung Syriens in hellenistischer Zeit interessiert, wird hier so bequem wie nirgends sonst Belehrung finden. Wir nennen allein von Stadtplänen: Masada (Sebbe), Petra, Gerasa, Philadelphia, Arak el-Emir (Burg des Königs Hyrkanus), Canatha, Nabulus (Sichem), Baalbek, Palmyra, Tarabulus, Seleucia Pieria, Aleppo, Antiochia. Pläne von Hebron, die Kirchen von Bethlehem, Nazareth, Sidon, Tyrus, Akko, Jafa, — gute Terrainkarten, z. B. vom Karmel, Damaskus mit Umgebung, Cedern des Libanon, Beirut mit Umgebung, sowie die eigentlichen Landkarten (12 an der Zahl) geben ein vortreffliches, auch Einzelforschungen genügendes Bild des Landes. Der Text bietet für dieses so eminent historische Land stets alles Historische in erster Linie. Gerade für die hellenistische Zeit wüßte ich keine so zugängliche Zusammenstellung namentlich der Stadtpläne wie hier. Wir können das Buch darum Gymnasiallehrern besonders empfehlen.

Zum Kampf bei Pylos nach Thukydides IV 8—14.
(Schluß aus No. 45.)

Die Peloponnesier besetzen nun die Insel Sphakteria und die Festlandsküste, d. h. südlich von Pylos, mit Hopliten, um den Athenern die Landung zu verwehren: erstere tritt ihnen nun als πολεμία entgegen, desgleichen auch letztere, da sie als ἀπόβασιν οὐκ ἔχουσα „keine Gelegenheit zum Landen" (Classen) bietet; τὰ γὰρ αὐτῆς τῆς Πύλου ἔξω τοῦ ἔσπλου πρὸς τὸ πέλαγος ἀλίμενα ὄντα οὐχ ἕξειν ὅθεν ὁρμώμενοι ὠφελήσουσι τοὺς αὐτῶν, sc. οἱ Ἀθηναῖοι, d. h. die Nord- und Westseite des nördlich von Sphakteria liegenden Pylos, die dem offenen Meere zugewandte Küste gestattet an sich keine Landung, während die südliche Küste, ἤπειρος vorher benannt, dieselbe durch die Besetzung mit Hopliten unmöglich machen soll. Serre interpretiert, ohne anzugeben, wo auf dem Festlande die Peloponnesier ihre Hopliten aufstellten, ohne große Bedenken 'en dehors du port (= ἔξω τοῦ ἔσπλου), sur le côté de la baie regardant le large, il n'y avait pas de mouillages, et par conséquent point de base d'opérations pour ceux qui viendraient au secours des assiégés': πρὸς τὸ πέλαγος sollte ihm doch bedenklich sein und der Singular τοῦ ἔσπλου, welcher hier zweifelsohne den nördlichen Eingang des großen Hafens bezeichnet und bei Thukydides' Gepflogenheit, den Plural zu gebrauchen, nicht für Serres beide Hafeneingänge stehen kann.

Nach dem Bisherigen finde ich nicht, daß durch Serre etwas Besseres und Wahrscheinlicheres an die Stelle der bis jetzt üblichen Auffassung gesetzt wird. Ich kann es mir nicht versagen, hier ein Wort des scharfsinnigen Grote zu citieren, welches jedenfalls mehr Wert hat als Serres Ausführung und diese zugleich dahin zurückweist, wohin sie gehört: „Das Festland südlich von Navarino muß dem südlichen Teile von Sphagia (Sphakteria) weit näher gewesen sein, während der nördliche Durchgang damals enger und auch von Sande reiner gewesen sein muß. Eine Veränderung der Gestalt der Küste in dieser Ausdehnung anzunehmen scheint keineswegs extravagant: jede andere aufgestellte Hypothese scheint in viel größere Schwierigkeit verwickelt zu sein".

Der Schluß von Serres Abhandlung bietet mir wegen der marine-taktischen Belehrung mehr Interesse als alles andere. Er handelt nämlich von der Breite der Baieingänge mit Rücksicht auf ihre Bestimmung durch die Zahl der Schiffe, die jene auf einmal passieren können. Der südliche Eingang allein hat dem Eurymedon zur Einfahrt gedient, die er mit 9 Trieren in Kolonne vollzog. Da Serre die Länge der Triere auf 40 Meter annimmt (nach Aßmann 30 Meter, nach Graser 46,76, nach Lemaitre 34, nach Zöller-Brunn sogar 53,2), so müssen die Kolonnen zur völlig freien Bewegung, zur Manövrierfähigkeit ohne gegenseitige Schädigung 80 Meter Abstand von einander haben. Eurymedon wird also 80×9 = circ. 700 Meter gebraucht haben. 'Donc, lorsque Thucydide définit la largeur de l'entrée de la baie de Pylos en disant que neuf navires au plus peuvent διαπλεῖν, il en donne une idée claire et juste, en même temps qu'il nous renseigne sur la formation de l'escadre athénienne au moment où elle l'a franchie'. Es ist möglich, auch bei der bisher üblichen Annahme der Topographie und der Kampfessituation, daß Eurymedon in dieser Formation durch den Südeingang in den großen Hafen einlief. Sollte derselbe früher auch enger als 1100 Meter gewesen sein, so reichte der Raum dennoch aus; denn die Bestimmung 'en ordre serré, cette distance (d. h. en nombre rond quatre fois la longeur d'un vaisseau) est souvent réduite à deux longeurs' wird wohl so genau nicht zu nehmen sein, wenigstens nicht für den Nordeingang, wenn dieser gleichfalls enger als heute war, wo die gleichzeitig zu je zwei Trieren stattfindende Einfahrt eines Teiles der Flotte auf alle Fälle auch bei geringerer Wasserbreite als Serre verlangt, möglich gewesen sein muß. Serre verlangt ja selber für seinen „inneren Hafen" nur Eingänge von je 40—50 Meter 'pour que deux trières à l'aviron pussent s'y croiser', und doch müssen die Athener durch dieselben zur Seeschlacht eingedrungen sein. Oder sollte, um nochmals auf diesen wundesten Punkt der Serreschen Interpretation zurückzukommen, die Seeschlacht gar nicht in dem kleinen Serreschen Hafen, sondern vor demselben stattgefunden haben? Die Paraphrase des Thukydideischen Textes IV 14, 1 'alors les Athéniens forcèrent (?) à la fois les deux entrées, mirent en fuite les galères ennemies qui venaient à leur rencontre (?)' u. s. w. läßt es jedenfalls zu, daß der den Thukydides-Erklärern von Serre gemachte Vorwurf von ihm auch den Erklärern seiner eigenen Auseinandersetzungen gemacht werde: doch diese 'trompés par un de ces laconismes dont son oeuvre (sc. de Serre) fourmille' können in der That nicht dafür, wenn sie ihn anders verstehen als er sich selber — im Widerspruch mit seinen eigenen Worten — etwa hat verstanden wissen wollen.

Quedlinburg. Franz Müller.

I. Rezensionen und Anzeigen.

Ἡσιόδου τὰ ἅπαντα ἐξ ἑρμηνείας Καρόλου Σίττλ. Ἀθήνησιν 1889, ἐκ τοῦ τυπογραφείου τῶν ἀδελφῶν Πέρρη. ϟϛ' u. 646 S. 8. 12 fr. 50 c.

In den letzten Jahren ist die Gunst des Schicksals den Hesiodstudien recht hold gewesen. Zwar drohte eine Zeitlang auch bei diesen eine starke Überwucherung der orthoepischen und orthographischen Äußerlichkeiten Platz zu greifen, ähnlich wie wir das bei den Homerischen Gedichten schaudernd haben erleben müssen; aber der verhältnismäßig geringe Umfang des Hesiodischen Nachlasses bot dafür doch nur ein sehr beschränktes Tummelfeld dar, und schon beginnen die Staubwolken, welche auch hier durch übereifrige Umsturzbewegungen aufgerührt worden sind, sich zu senken und den ungehinderten Ausblick auf die übrigen Forschungsgebiete allmählich wieder freizugeben. Vor allem ist es die Überlieferungsgeschichte, welche wieder etwas mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses zu treten anfängt.

Seit dem Erscheinen der höchst verdienstlichen Ausgabe von Alois Rzach (1884) sind nämlich für Hesiod mehrere sehr glückliche Funde gemacht worden, die es uns ermöglichen, die handschriftliche Überlieferung des Dichters jetzt viel tiefer und deutlicher zu durchschauen, als dies noch vor kurzem anging. Dokumente von hohem Alter hat man aus der Verborgenheit ans Licht gezogen, und noch scheint die Quelle, aus der sie unvermutet hervortraten, durchaus nicht zu versiegen. Wer kann wissen, welche neuen Überraschungen uns vielleicht die nächste Zukunft bringt? Knüpft sich ja doch ganz unwillkürlich selbst an die reinste Freude über etwas Wiedergefundenes meist die stille Hoffnung, es werde nicht das Letzte sein, was verloren geglaubt und doch gerettet wurde.

Unter den glücklichen Findern, denen der heutige Hesiodforscher zu Dank verpflichtet ist, nimmt Karl Sittl, dessen oben genannte Ausgabe ich hier mit wenigen Worten auch dem deutschen Lesepublikum empfehlen möchte, einen hervorragenden Platz ein; denn er hat uns zum erstenmale mit zweien der ältesten Hesiodcodices bekannt gemacht, den beiden vermutlich aus dem 12. Jahrh. stammenden Parisini Suppl. gr. 663 und 679 (von ihm näher beschrieben in den Münchener Sitzungsberichten der philos.-philol. Kl. 1889 Heft 3 S. 351 ff.), und von dem ersteren dieser Codices bringt uns jetzt seine Ausgabe auch ein schönes Facsimile. Rechnet man hinzu, daß er auch bereits in der Lage war, die von Wessely und Wilcken veröffentlichten wichtigen Papyrusfragmente, die etwa aus dem Jahre 400 n. Chr. herrühren mögen, zu verwerten, so wird man anerkennen müssen, daß die Grundlagen, auf denen sein Hesiodtext ruht, unzweifelhaft bessere sind als die der früheren Ausgaben. (Die von Jules Nicole in der Revue de philologie XII S. 113 ff. besprochenen Papyrusreste der 'Werke und Tage' konnten, scheint es, nicht mehr berücksichtigt werden.)

Was Sittl außerdem für seinen Dichter geleistet hat in den klar geschriebenen Einleitungen, in dem den Text begleitenden exegetischen Kommentare, in dem umfänglichen kritischen Anhange (S. 377—556) und in der Fragmentsammlung (S. 557—631) ist bedeutend und zeugt von erstaunlichem Fleiße und liebevollster Versenkung in die schwierige Aufgabe. Das wird sich ja kein Philologe verhehlen, daß die Probleme, die Hesiod uns stellt, gewaltige sind: Sittl hat sie keineswegs alle gelöst, nicht einmal, glaube ich, alle gehörig angefaßt; aber er hat sie — das ist unverkennbar — doch zum guten Teil ihrer Lösung recht erheblich näher geführt. Ich will hier nur an seine inhaltreiche Abhandlung über 'die Glaubwürdigkeit der Hesiodfragmente' (Wiener Studien 1890 S. 38 ff.) erinnern, um wenigstens ein größeres Gebiet namhaft zu machen, auf welchem er mit selbständigem Urteile gearbeitet und eine Reihe wichtiger Resultate erzielt hat. Manche unter den letzteren sind freilich zweifelhaft und werden es wohl immer bleiben; aber es fehlt auch nicht an solchen, die gewiß jede Probe auf ihre Festigkeit siegreich bestehen werden. Jedenfalls war der Gedanke, einmal an einem umfänglicheren Beispiele zu demonstrieren, welchen Ballast unsere Fragmentsammlungen verlorener Schriften noch immer geduldig mit sich fortführen, und wie wichtig eine genaue Prüfung jeder einzelnen Fragmentquelle ist, ein sehr glücklicher, und er wird hoffentlich noch weitere gute Früchte tragen.

Daß in einem Buche, bei dessen Herstellung der Autor sich nicht einmal seiner Muttersprache oder wenigstens des Lateinischen bedienen durfte, und das er überdies weitab von seinem Wohnorte drucken lassen mußte, allerlei mit untergelaufen ist, was man gern vermieden sehen möchte, wird jeder begreiflich finden. Es fehlt nicht an größeren, noch weniger an kleineren Versehen; es fehlt auch nicht an Stellen, wo der Herausgeber, statt Rätsel zu lösen, uns neue Rätsel aufgegeben hat, namentlich durch manche auf den ersten Blick recht un-

scheinbare Textesänderung. Auch zweifle ich sehr, ob es ihm gelungen ist, sein in der Vorrede ausgesprochenes Programm überall genau innezuhalten. Dasselbe lautet: Ὁ Ἡσιόδου λόγος, κατὰ τὸν σκοπόν μου, ἐκδέδοται ὁποῖον αὐτὸν ἀνεγίνωσκον οἱ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ γραμματικοί, διωρθωμένος ἐκ τῶν ἀρχαιοτέρων ἐπιγραφῶν καὶ τῆς ἐτυμολογίας. Die beiden letzteren Punkte, nämlich die Korrekturen nach den Inschriften und der Etymologie, verdienten jedenfalls genauer präzisiert und eingehend begründet zu werden. Eine Anzahl derselben scheint wenigstens mir ziemlich bedenklicher Natur zu sein.

Das vorliegende, sowohl äußerlich wie innerlich wohl ausgestattete Werk bildet den dritten Band der Ζωγράφειος Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη ἐκδιδομένη τῇ ἐπιστασίᾳ τοῦ ἐν Κωνσταντινουπόλει Ἑλληνικοῦ φιλολογικοῦ συλλόγου. Zur besonderen Zierde gereicht demselben ein schönes Bild des edelmütigen Wohlthäters Χρηστάκης Β. Ζωγράφος. Möge die Bibliothek, die seinen Namen trägt, den besten Fortgang nehmen und den heutzutage so viel befehdeten philologischen Studien neue Gönner und wahre Freunde zuführen in Fülle!

Königsberg i. Pr. Arthur Ludwich.

Xenophon, The Cyropaedeia. Books VI VII VIII. With notes by H. A. Holden. Cambridge 1890, University Press. 296 S. Lwb. 5 sh.

Die drei ersten Bändchen dieser erklärenden Ausgabe der Cyropädie, welche bereits im Jahre 1887 erschienen, sind, soweit dem Ref. bekannt, von der Kritik mit Wohlwollen aufgenommen worden. Hervorgehoben wurde die Bekanntschaft mit der Litteratur, auch der auswärtigen, die Reichhaltigkeit des sachkundig geschriebenen Kommentars und die Selbständigkeit des Urteils in der Gestaltung des Textes. Auch dieser letzte, abschließende Band zeigt die Vorzüge seiner Vorgänger: er enthält zunächst den Text, wesentlich im Anschluß an Hug; darauf folgt eine appendix on the text und der sehr ausführliche Kommentar; den Beschluß macht ein dankenswertes, wenn auch nicht ganz vollständiges Wortregister mit Angabe der Bedeutungen. Mit den gewählten Lesarten kann man sich im ganzen einverstanden erklären, neue Textesverbesserungen werden nur ganz vereinzelt vorgetragen, z. B. VII 1, 19 wird vermutet ἔργον <ὄν> und VII 1, 4 ὁρᾶν statt παρορᾶν. VII 5, 25 schreibt der Herausgeber ὡς ἐν κώμῳ δοκεῖ <εἶναι> ἡ [πόλις πᾶσα mit Weglassung von γάρ, welches aus der Endsilbe ναι von εἶναι entstanden sein soll, und VIII 5, 7 schiebt er den Artikel τὰ nach σφάλματα ein. Recht überzeugend ist keine dieser Änderungen.

Am wenigsten befriedigt die kritische appendix, wenigstens ist es Ref. nicht gelungen, ein gleichmäßiges Prinzip darin zu erkennen. Während doch sonst Vollständigkeit in den Angaben erstrebt zu sein scheint und auch manche unnötige Konjektur Platz gefunden hat, vermißt man an manchen Stellen wünschenswerte Mitteilungen. So fehlt VI 3, 49 eine Bemerkung darüber, daß die aufgenommene Lesart μαλακυνομένοις nur aus D stammt, die übrigen Hss κακυνομένοις haben. Ebenso ist VII 1, 19 ἢν φθάσωμεν nur aus D entnommen. Daß VII 1, 25 die Streichung des ἐπεὶ von Hug herrührt und VII 5, 80 ἢ Konjektur Cobets ist, wird nicht gesagt. Ähnliche Unvollständigkeit begegnet zu VII 2, 8. 14. 3, 10. 4, 4. 5, 52. 58. 61. 81. VIII 1, 20. 2, 16. 7, 5. 7, 7. 8, 20. Auch Versehen sind nicht ganz vermieden. VI 1, 53 steht Hugs Name statt Dindorfs, VI 2, 12 Hartmanns statt Hugs. VIII 2, 25 wird im Kommentar θεραπεύεσθαι eingeklammert (so Nikitin) und auf die kritische Note verwiesen, die man aber vergebens sucht. Auch im Texte liest man das Wort ohne Klammern. VIII 6, 14 rührt nur πολιτικαί statt πολλαί von Eichler her, das übrige ist Lesart von D. Zuweilen wird zwar auf die Schwierigkeit einer Lesart hingewiesen, aber kein Versuch gemacht, sie zu beseitigen, z. B. VIII 1, 20 (δύνασθαι), VIII 1, 23 (ὑμνεῖν und θύειν), VIII 2, 21 (φέρειν). VII 5, 11/12 ist sich der Herausgeber über den mangelnden Zusammenhang in der Verbindung der Gedanken nicht recht klar geworden. Was der Satz καὶ γὰρ δὴ πιεζόμενοι — κανθήλιοι an seinem jetzigen Platze erklären oder begründen soll, ist nicht einzusehen, er hängt offenbar ganz in der Luft. Stellen wir ihn nach § 12 hinter die Worte μὴ ἀνέλοι τοὺς πύργους um, so ist damit der natürliche Fortgang der Gedanken hergestellt. Wir entgehen zugleich der Nötigung, mit Breitenbach und Hug den Satz ὅπως ὅτι μάλιστα — παρασκευαζομένῳ streichen zu müssen, gegen den an und für sich garnichts einzuwenden ist. VII 5, 56 liest H. mit Dindorf νῦν δ᾽ ἐπεὶ οὐ τοῦτο μόνον ἔχεις, ἀλλὰ καὶ ἄλλους ἀνακτᾶσθαι δύνασαι, wobei weder die Überlieferung, noch der Gedankenzusammenhang gehörig berücksichtigt ist. Allerdings befriedigen auch die übrigen Verbesserungsvorschläge zu dieser Stelle wenig. Ich schlage vor: νῦν δ᾽ ἐπεὶ οὐχ οὕτω [τρόπον] μόνον ἔχεις, ἀλλὰ καὶ ἄλλως (mit Hermann) ἀνακτᾶσθαι δύνασαι, jetzt aber, da du sie nicht allein auf diese (eben genannte) Weise für dich gewonnen hast, sondern auch in der Lage bist, sie durch andere

Mittel an dich zu fesseln. VIII 4, 6 schreibt der Herausgeber nach AG ἔργον ἔχειν δεόμενον und läßt mit Breitenbach u. a. das Partizip δεόμενον von ἔργον ἔχειν abhängen, obwohl er in der kritischen Note selbst gesagt hatte: Recte intellexit Hartmanus ab ἔργον ἔχειν infinitivum pendere debere, qui cum verbo ἔχειν commune habeat subiectum. In Wirklichkeit ist vielmehr δεόμενον nur als erklärender Zusatz zu ἔργον ἔχειν zugefügt, von letzterem aber hängt der acc. c. infin. τούτου κοινωνεῖν τοὺς παρόντας ab: er ließ es sich angelegen sein, indem er (zuzulangen) bat, daß die Anwesenden daran teilhätten. Den Jahresbericht über Xenophon von K. Schenkl (Bursian-Müller Bd. 54 S. 1—128) hat Herausg. augenscheinlich noch nicht benutzt, sonst würde er, abgesehen von anderem, sich über die Echtheitsfrage des Epilogs präziser geäußert haben.

Was den Kommentar anlangt, welcher den Hauptteil des Buches ausmacht, so verdient die Genauigkeit und Sorgfalt, die kaum etwas übergeht, gewiß alles Lob; aber mehrfach scheint doch des Guten zu viel gethan zu sein. Auch berührt es eigentümlich, daß, während immer wieder die allerelementarsten Dinge erklärt werden, daneben des öfteren über ganz spezielle sachliche und besonders grammatische Punkte ziemlich ausführlich und mit Anführung von zahlreichen Belegstellen aus den verschiedensten Autoren gehandelt wird. Des weiteren ist es dem Ref. aufgefallen, daß zwar die Namen der übrigen benutzten Vorgänger oft genannt sind, Breitenbachs jedoch, dessen Noten fast durchweg teils wörtlich, teils modifiziert aufgenommen sind, kaum je Erwähnung geschieht. Im einzelnen nur wenige Bemerkungen. VI 1, 33 wird δοκῶν ὑπηρετήσειν übersetzt: ratus se effecturum, ut und gegen die Auffassung Gorhams (u. a.) polemisiert, welcher erklärte 'that such conduct would subserve'. Allein die abgewiesene Deutung ist richtig; denn das Subjekt zu ὑπηρετήσειν ist aus dem folgenden ἠπείλησε zu entnehmen und deshalb auch οὕτω, was Hartman einschieben will, überflüssig. Hätte ὑπηρετεῖν die von H. angenommene Bedeutung, so würde man statt τῷ τυχεῖν vielmehr τὸ τυχεῖν erwarten. Zu VI 2, 18 sei bemerkt, daß κωλύειν mit dem bloßen Infinitiv (ohne μή) keineswegs selten ist. Betreffs ἀφορῶντας VII 1, 36 war wenigstens zu sagen, daß dies Verb die hier geforderte Bedeutung (abgewandt) sonst nirgends hat. VIII 2, 3 bedurften die Worte καὶ ἀνάβασιν τὴν αὐτήν wohl einer kurzen Erklärung.

Ohne Zweifel hat Holden mit seiner Ausgabe für englische Studierende ein recht brauchbares Hülfsmittel zur Einführung in die Lektüre der Cyropädie geschaffen; für uns ist seine Arbeit, zumal da neue Ergebnisse überhaupt nicht zu Tage gefördert werden, neben den Ausgaben von Hertlein-Nitsche und Breitenbach ohne Belang.

Breslau. **A. Otto.**

Joseph Fierle, Über Nachahmungen des Demosthenes, Thukydides und Xenophon in den Reden der Römischen Archäologie des **Dionysius von Halicarnass.** Leipzig 1890, Fock. 85 S. 8. 1 M. 20.

Über den Charakter der Reden in dem Geschichtswerk des Dionys von Halicarnaß herrscht Meinungsverschiedenheit. Die meisten (wie Niebuhr, Schwegler, Madvig u. a.) sehen in diesen Reden ausschließlich rhetorische Produkte und selbständige Erfindungen des Dionys. Dagegen wies K. W. Nitzsch auf die vielfache Übereinstimmung zwischen Livius und Dionys auch in den Reden hin und behauptete, daß Dionys auch in den Reden sich unmittelbar an seine annalistischen Quellen anschloß und aus ihnen nicht nur den allgemeinen Ton, sondern den detaillierten Gang jener weitschweifigen Verhandlungen entlehnte; er bezeichnete als die von Dionys besonders bevorzugten Annalisten Licinius Macer und Gellius, von welchen wir wissen, daß sie in ihrer Darstellung sehr ausführlich waren und auch Reden einflochten. Während Mommsen und andere der Ansicht Nitzschs aufs entschiedenste widersprachen, erklärte sich kein Geringerer als Leopold Ranke wenigstens teilweise dafür: er meinte, wenngleich Dionys viele Reden selbst abfaßte, so fänden sich doch bei ihm auch solche Reden, welche, in die Realität der Thatsachen eindringend, von ihm nicht erfunden sein können. Unter diesen Umständen war eine neue, gründlichere Untersuchung der Dionysianischen Reden nicht überflüssig. Der Verfasser vorliegender Arbeit hat sich mit anerkennenswertem Fleiß dieser Aufgabe unterzogen, wenn schon er sie nicht erschöpfend behandelt hat. Ein wichtiges Moment für die Beurteilung der Reden ist ohne Zweifel die Frage, ob und inwieweit Dionys darin ältere griechische Schriftsteller nachgeahmt hat. Der Verf. sucht nun nachzuweisen, daß Dionys ganze Reden oder doch wenigstens größere Teile derselben „nach berühmten Mustern“ komponiert und dabei hauptsächlich die Reden bei Thukydides und Xenophon und die Reden des Demosthenes benutzt hat. Durchweg ist dem Verf. dieser Nachweis nicht gelungen, er führt manche Stelle an, bei welcher man in der That zweifeln kann, ob sie eine Nachahmung ist; gewisse Einleitungs-, Schluß- und Übergangsformeln dürfen kaum als Nachahmungen bestimmter Stellen

älterer Reden bezeichnet werden, sie waren das allgemeine Rüstzeug der Rhetorenschulen, das ein Mann wie Dionys von Halikarnaß natürlich glänzend handhabte. Aber wenn man auch von diesen absieht, so bleibt immerhin eine stattliche Anzahl von Stellen übrig, an welchen die direkte Nachahmung von Stellen namentlich Thukydideischer und Demosthenischer Reden deutlich ist. Der Verf. hat seine Untersuchung auf Thukydides, Xenophon und Demosthenes beschränkt. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn er auch die anderen attischen Redner mit in den Kreis der Betrachtung gezogen hätte; insbesondere würde Isokrates vermutlich einige Ausbeute geliefert haben (vgl. die S. 33 beiläufig angeführte Stelle). Aber auch bei weiterer Ausdehnung des Untersuchungsmaterials dürfte das Ergebnis kein anderes sein. Dieses lautet dahin, daß die Reden in der Gestalt, in der wir sie bei Dionys lesen, nicht in seinen annalistischen Quellen gestanden haben können, daß Dionys die Reden frei und selbständig komponiert hat. Damit steht die Thatsache, daß bei Livius häufig Reden vorkommen oder angedeutet sind, die mit Reden des Dionys in den Grundgedanken übereinstimmen, nicht im Widerspruch. Die meisten dieser Reden waren ihrem Hauptinhalte nach schon in den Werken der Annalisten enthalten, Livius und Dionys haben sie jeder in seiner Weise verarbeitet. Livius giebt ihren Inhalt meist kurz und bündig wieder, wie er sich überhaupt in den ersten Teilen seines Werkes kurz faßt. Dionys dagegen verarbeitet und erweitert sie in freier Weise nach allen Regeln der Kunst und nach alten Mustern zu rhetorischen Prunkstücken.

Breslau. Leopold Cohn.

Georg Schneider, De aliquot libris **Diodori Siculi** manu scriptis. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königl. Luisen-Gymnasiums zu Berlin. 1890. 26 S. 4.

Der Verfasser, der sich durch eine Reihe tüchtiger Arbeiten über Diodor schon lange einen Namen gemacht hat, bespricht in dieser Abhandlung die beiden Diodorhandschriften F und G, welche sich ursprünglich in Clermont, dann in Chaltenham befanden und jetzt Eigentum der königl. Bibliothek in Berlin sind; der Verf. hat sie beide verglichen. Cod. F gehört dem 16. und nicht etwa dem 12. Jahrhundert an, Wesseling ist arg getäuscht worden; beide Hss enthalten nur die Bücher I—V, F ist im Gegensatz zu G sauber und zierlich geschrieben. — S. 4 ff. erörtert der Verf. die schwierige Frage nach dem Verhältnis, in welchem beide Hss zu einander stehen, und beweist, daß G nicht aus F geflossen sein kann, daß aber auch beide Hss nicht aus einer dritten abgeschrieben sind, vielmehr F aus G stammt (S. 6). Schneider führt hier und weiterhin einen so klaren Beweis, daß man seinen Schlußfolgerungen beistimmen muß. Die Randnoten in F stammen vom Schreiber selbst; in F und G findet sich V 71 die gleiche Lücke. — Seit Stephanus hat F eine hervorragende Stelle unter den Hss eingenommen, und auch beim neusten Herausgeber des Diodor, Fr. Vogel, behauptet diese Hs bis zum gewissen Grade noch ihr Ansehen, aber sehr mit Unrecht. Bei G muß man zwei verschiedene Hände unterscheiden; die eine schrieb Buch I, die andere II—V. G steht in naher Verwandtschaft mit Marcianus M.

Nachdem der Verf. somit bewiesen, daß cod. F wertlos ist, läßt er S. 9 f. eine Beschreibung von cod. G folgen. Der vielen Korrekturen und Zusätze wegen ist es nicht leicht, die ursprüngliche Hand überall ausfindig zu machen; der Verf. unterscheidet demnach G und Gc (corrector) und weist im weitern schlagend nach, daß dieser Korrektor zum Durchkorrigieren von G eine von den vier Florentiner Diodorhandschriften, wahrscheinlich cod. I benutzt habe. S. 14 geht der Verf. auf den wahren cod. G und sein Verhältnis zu dem Laurentianus L und Marcianus M näher ein: L hat den Vorzug vor G und M. Ob von den zwei Teilen, in die G zerfällt, der erste dem cod. L näher steht als M, wagt Schneider nicht zu entscheiden, der zweite ist jedenfalls aus dem Laurentianus geflossen. Das zweite interessante und wichtige Resultat, zu dem Schneider kommt, lautet S. 19 also: ad textum Diodori constituendum codicem G nulla auctoritate esse nec magis in editionibus citandum quam alterum Berolinensem littera F insignitum. S 22 ff. bespricht Schneider endlich noch den Wert des Florentinus J und sein Verhältnis zu anderen Handschriften. — Bei dem Durcharbeiten dieser Abhandlung haben wir überall den Eindruck, daß wir es mit einem vorsichtigen Forscher zu thun haben, dem wir in seinen klaren Schlußfolgerungen beistimmen müssen.

Hamburg. Karl Jacoby.

Juvenal, septième Satire, texte à l'usage des candidats à la licence et à l'agrégation, publié d'après les travaux les plus récents avec une introduction, des arguments, une commentaire philologique et explicatif et un appendice critique par **Isaac Uri.** Paris, Garnier frères. XXXVIII, 49 S. kl. 8.

Der Verfasser dieser für Studierende bestimmten Ausgabe sagt, daß er aus den deutschen und

englischen Ausgaben des Juvenal eine Art Extrakt hergestellt hat (condensé la substance de ces travaux). In der That ist er von diesen sowie überhaupt von den Arbeiten anderer durchaus abhängig und beschränkt sich zum Teil darauf, deren Ansichten zu referieren, ohne selbst zu urteilen. Als wahrscheinliche Lebensdauer Juvenals nimmt er die Zeit von 55 bis 136 oder 138 an; die Verbannung sei wohl durch Hadrian und zwar nach Ägypten erfolgt; er ist der Cäsar der 7. Satire, deren Einleitung (1 — 35) dem übrigen, unter Trajan verfaßten Stück (nach meiner Annahme) erst nachträglich vorgesetzt ist. Der Text weicht von dem Büchelers nur an zwei Stellen ab (129 laevae 219 frangat). Der Kommentar hat noch nicht die Hälfte des Umfangs des von Hild gegebenen. Der Verf. schöpfte hier mehrfach aus abgeleiteten Quellen (besonders dem Diktionär von Rich und dem Guhl-Konerschen Buch in einer französischen Bearbeitung), und die darin gegebene Belehrung ist zum Teil eine sehr oberflächliche, nicht immer richtige; z. B. 175 tessera frumenti: un bon, que les magistrats donnaient aux gens pauvres etc. 233 dans les thermae se faisait la sudatio, tandis que dans les balnea, on se lavait. Zuweilen ist dem Leser zwischen zwei Erklärungen, von denen nur eine zulässig ist, die Wahl gelassen; z. B. 173 ad pugnam die verkehrte Erklärung Weidners (luttes que le rhéteur est obligé de soutenir pour se faire payer) vorangestellt; eine ebenso verkehrte 112 conspuiturque sinus: allusion à l'écume qui couvre les lèvres de l'orateur et qui salit son vêtement, worauf dann die richtige, als von Madvig gegeben (und zwar im Tone des Zweifels) hinzugefügt wird.

D. Iunii Iuvenalis Satira Septima. Texte latin publié avec un commentaire critique, explicatif et historique par **J. A. Hild.** Paris 1890, Klinksieck. X, 96 S. 8.

Der Text dieser aus Vorlesungen für Studierende entstandenen und für Studierende bestimmten Ausgabe ist der von Bücheler (1886) mit folgenden, sämtlich zu billigenden Abweichungen: 15 equites Bithynii (B nach P equitesque; doch 10, 162 Bithyni 15, 1 Bithynice; die Interpunktion bei H. nach Munro bei Mayor); 24 (croceae membrana tabellae) impletur nach pω (B implentur nach P); 40 maculosas commodat aedes nach S (B Maculonis nach P, mir unverständlich, da man nicht das Haus eines andern verleihen kann; doch kann maculosas nicht, wie H. meint, bedeuten: voll von Spinnweben [von macula Masche], sondern m. E. nur ein durch langen Verschluss stockfleckig gewordenes Haus); 88 largitus honorem (B nach P largitur); 151 (o ferrea pectora Vetti cum perimit saevos classis numerosa tyrannos nach P, wo die von B aufgenommene Konjektur Jahns cum für cui m. E. eine Verschlechterung ist); 159 laevae parte mamillae (P leve B laeva; doch mamilla steht auch bei Juvenal stets nur im eigentlichen Sinne, nie für pectus: 6, 401. 419. 12, 74. 13, 163).

An den Kommentar geht man mit bangen Erwartungen, wenn man in der Vorrede p. III gelesen hat, daß H. Weidner zu den 'Meistern' rechnet, und p. IX f., daß dessen zweite Ausgabe ihm von großem Nutzen gewesen ist, par l'intelligence judicieuse des détails et de la liaison des idées. Doch wird man angenehm enttäuscht. H. hat sich mit der für die Erklärung des Juvenal in betracht kommenden Litteratur gut bekannt gemacht; seine Wort- und Sacherklärung ist so gut wie durchweg treffend, im ganzen von Irrtümern und Mißverständnissen frei und mit guten Belegen ausgestattet, ihrem Zweck also in jeder Hinsicht entsprechend. Ein (allerdings noch immer sehr verbreiteter) Irrtum Hilds ist es, daß er aus dem Vorkommen derselben Namen bei Martial und Juvenal ohne weiteres auf die Identität der damit bezeichneten Personen schließt: schon deshalb mit Unrecht, weil Juvenal, soviel wir wissen, nur Namen wirklicher Personen nennt, Martial seine fingierten Personen mit ganz beliebig gewählten bezeichnet. Der von dem ersteren 7, 25 angeredete Telesinus hat also mit dem von dem letzteren VI 50 geschilderten gar nichts gemein (zwischen beiden Stellen liegen überdies mindestens 28 Jahre); eben so wenig sind Matho und Tongilius Juvenal 7, 129 f. mit ihren Homonymen bei Martial identisch, welcher übrigens den ersten Namen für verschiedene Personen gebraucht.

Ganz ungenügend ist, was H. über die Chronologie der Satiren Juvenals sagt, weil er hier ganz von Weidner abhängig ist, dessen unbegründete Behauptungen er übrigens sehr nachlässig wiedergiebt. Mit W. setzt er (p. 1) das zweite Buch ins Jahr 112 wegen des 6, 407 erwähnten Kometen von 111 (soll heißen 110) und wegen der Erwähnung einer 'Empörung im Orient' von 112 (soll heißen der dortigen Feldzüge Trajans); doch die Feldzüge Trajans begannen erst 113 oder 114 (Mommsen Röm. Gesch. V 398—400), und der Komet, von dem Juvenal spricht, kulminierte erst im November 115 über dem römischen Horizont. Wenn nun H. auch mit Weidner meint, das dritte Buch sei vor 111 erschienen, so fügt er doch hinzu: 'vielleicht aber auch erst unter Hadrian', und p. 10 heißt es dann,

die Einleitung der 7. Satire (1—21) sei möglicherweise nachträglich 'unter Nerva, Trajan oder Hadrian' hinzugefügt, während die übrige Satire unter Domitian verfaßt wäre. Diese letzte Vermutung sollte endlich aufgegeben werden. Sie ist nicht bloß mit der Nachricht unvereinbar, daß Juvenal erst im mittleren Lebensalter zu dichten begann, sondern die mit Domitians Tode eingetretene Redefreiheit war auch für die Satirendichtung eine unerläßliche Bedingung. Vgl. die Chronologie des Lebens und der Satiren Juvenals in meinen Darst. aus der Sittengesch. Roms III[6] 486 ff.

Doch derartige Irrtümer thun dem Wert der Arbeit Hilds keinen Eintrag, und man darf der seit längerer Zeit von ihm vorbereiteten Gesamtausgabe Juvenals mit den besten Erwartungen entgegensehen.

Königsberg. L. Friedländer.

M. Tullii Ciceronis opera rhetorica recognovit **Gulielmus Friedrich.** Vol. II continens de Oratore libros, Brutum, Oratorem, de optimo genere oratorum, Partitiones oratorias, Topica. Leipzig 1891, Teubner. LXXVIII, 449 S. 8. 2 M. 10.

Seit Ende der siebziger Jahre veranstaltet die Teubnersche Verlagsbuchhandlung eine neue Ausgabe der Werke Ciceros. C. F. W. Müller in Breslau bearbeitete in mustergiltiger Weise die philosophischen Schriften und die Reden, Friedrich in Mühlhausen übernahm die rhetorischen Schriften und ließ im Jahre 1884 die Rhetorik des Cornificius und Ciceros 2 Bücher de inventione in neuem Gewande erscheinen. Diesem ersten Teile des ersten Bandes gereichte es zum Nachteil, daß dem Herausgeber keine neuen, genauen Kollationen der maßgebenden Handschriften zugebote standen. Was hier fehlte, ist in vollkommendstem Maße bei dem vorliegenden zweiten, die rhetorischen Schriften abschließenden Bande vorhanden. Übersieht man die große Zahl der neu verglichenen, in Deutschland, England, Frankreich und Italien befindlichen Hss, kennt man die Sorgfalt, mit der diese Kollationen großenteils von Friedrich selbst gemacht wurden, und erwägt man den Umfang der erforderlichen, 7 Jahre beanspruchenden Studien, so wird man wenige Neubearbeitungen eines antiken Schriftstellers dem anspruchslosen Buche Friedrichs zur Seite stellen können. Da dieses mehrere der bedeutendsten Schriften Ciceros enthält, so ist es hier natürlich nicht möglich, dasselbe voll und ganz zu würdigen; um sich über die vielen Fragen, zu denen es Veranlassung giebt, völlig klar zu werden, bedarf es eingehenden Studiums. Ich verspare mir daher eine ausführliche Besprechung für einen anderen Ort und bemerke hier nur einiges über de Oratore und die Partitiones oratoriae, um auf die bedeutende Ausgabe, in der Friedrich die seit einem Jahrzehnt eifrigst betriebenen Studien zu Ciceros rhetorischen Schriften verarbeitet hat, aufmerksam zu machen.

Bei der Textgestaltung von de Oratore hängt alles davon ab, welcher der beiden vorhandenen Handschriftenklassen man den Vorzug giebt, ob denjenigen Hss, welche den Text lückenhaft überliefern, den sogenannten cod. mutili, und zwar hier wieder, ob den älteren oder den jüngeren — oder ob den vollständigen Hss, den Abschriften des etwas sagenhaften Laudensis. Als man in den achtziger Jahren auch die letzteren genau durchforschte und direkte Abschriften gefunden zu haben glaubte, war die Autorität der bescheiden auftretenden älteren mutili stark bedroht. Als ein Verdienst von Friedrichs Ausgabe erachte ich es, daß er sich von den vielfach bestechenden Lesarten der jungen italienischen Hss nicht blenden ließ, sondern die älteren mutili zur Grundlage seiner Ausgabe nahm; freilich geschah dies so konsequent, daß notwendigerweise nicht selten Bedenken wach gerufen werden. Der Archetypus von M war eben leider durchaus kein so vorzüglicher Kodex, daß man ohne weiteres überall, wo es nur möglich ist, seiner Überlieferung folgen dürfte; bei den vielen Fehlern, die ihm anhaften, ist vielmehr die größte Vorsicht geboten. So weicht Friedrich dadurch häufig von den bisherigen Texten ab, daß er einzelne Wörter, die in M fehlen, einklammert und somit annimmt, daß dieselben erst in den Abschriften des L eingefügt wurden. Gewiß hat er damit vielfach recht. Allein da andererseits von M zur Genüge bekannt ist, daß ein Hauptfehler derselben in der Auslassung einzelner Wörter besteht, so wird es mir oft recht schwer, Friedrichs Verfahren gut zu heißen, besonders dann, wenn A E fehlen und nur H vorhanden ist. Bezüglich der sehr hohen Wertschätzung dieses Kodex verharrt der Herausgeber auf seinem früheren Standpunkt; auch ich bin noch derselben Ansicht wie ehedem und scheue mich daher ihm zu folgen. Man betrachte nur z. B. einmal die vielen Fehler, die Friedrich von H in der adnotatio critica zu p. 131 angiebt; verdient darnach H wirklich solch hohes Vertrauen, und darf man irgend eine Verschreibung sofort als Veranlassung zu einer Änderung benützen? Sowie z. B. I 50 nominavimus, da H nach nominavi eine kleine Lücke hat; derartige Lücken finden sich aber mehrmals ohne Grund — I 182 inferiore

<in> ordine nach inferiori ordine in H, II 16 vel <ut> hoc sim . . contentus, II 18 vident eo aus videntes, das durch das vorhergehende Graeci leicht entstand, II 62 <haec> oratoris nach horis etc.

Außerdem erwähne ich hier noch als besonders bemerkenswert von Friedrichs Text, daß in ihm vielfach an der handschriftlichen Überlieferung festgehalten wird, wo man bisher allgemein von derselben abwich; vergl. z. B. I 164 mea, quoque etiam (st. te iam) causa rogo, 177 qui (st. cum) Romam in exilium venisset, 181 quom (st. cum eum) . . pater patratus . . dedidisset, II 54 varietate locorum (st colorum) etc. — Die adnotatio critica unterscheidet sich zu ihrem Vorteil wesentlich von der im ersten Bande und ist den inhalts- und lehrreichen adnotationes in den verschiedenen von C. F. W. Müller herausgegebenen Bänden ähnlich. Ein völlig anschauliches Bild der Überlieferung in L läßt sich freilich nicht gewinnen, da O P noch viel öfter als angegeben abweichende Lesarten aufweisen. Was den Druck der adnotatio betrifft, so wäre es der größeren Übersichtlichkeit wegen sehr erwünscht gewesen, wenn die Seitenzahlen sofort besser ins Auge fielen.

Noch mehr als es bei den größeren rhetorischen Schriften der Fall ist, zeigt der Text der Partitiones oratoriae ein verändertes Aussehen, da seit beinahe 25 Jahren keine neue Ausgabe mehr von denselben erschienen ist. Schon äußerlich bemerkt man einen Unterschied, indem die bisher nach der Aldina üblichen Personenzeichen C. F. und C. P. durch C. (= Cicero) und P. (= pater) ersetzt sind. Jene früheren Zeichen sind nämlich ohne handschriftliche Gewähr; nur einmal findet sich im Parisinus 7231 C. P. vor Atqui hoc quidem graviora in § 114. Auf dem eben erwähnten Kodex beruht vor allem die Neubearbeitung, und zwar stellt Friedrich denselben noch viel höher, als ich es im Zweibrücker Programm 1887 that, und folgt ihm, soweit es nur möglich ist, in konsequenter Weise. Es fanden daher außer vielen Lesarten des P, die ich in jener Abhandlung befürwortete, noch sehr viele andere aus P Aufnahme. Ich muß gestehen, daß mir Friedrich vielfach richtig zu verfahren scheint, und daß ich noch etwas zu sehr an der Vulgata festhielt, vergl. § 22. 27. 34 etc. Manchmal jedoch hege ich auch jetzt noch Bedenken gegen die neue Schreibweise: denn z. B. 9 tot sunt enim [motus] genera, was Auslassungen anlangt, so darf man ja P nicht zuviel trauen. — 10 ita aut ut delectetur <qui audit>. Mir erscheint qui audit immer noch als Randbemerkung, besonders da P qui delectetur audit überliefert. — 69 altera, ius ut optineat probet efficiat quod agit, <unde> omnis est suscepta contentio. Die nötige Einfügung von unde bei der durch gekünstelte Erklärung verteidigten Lesart altera, ius ut optineat macht mir die ganze Lesart sehr zweifelhaft. Dazu findet sich unde nur in Kobergers Ausgabe der rhetorischen Schriften Ciceros (Nürnberg 1497), die Friedrich in diesem zweiten Bande benützte, und von der er, wie außerdem, so auch in den Part. orat., namentlich im Philologus N. F. I 291 ff., manche Lesart anführte, wie mir scheint, ohne Notwendigkeit. N beruht hier zwar auf einer zu P gehörigen Hs, ist aber durchaus nicht von Änderungen frei und daher neben Pp nicht von Bedeutung, vergl. § 22 inflexione sermonis <quum>, wo Friedrich mit Recht si einsetzte. 38 Huius materiae . . subiectae, 61 propositum latius, 101 sind beide Handschriftenklassen in einander geflossen. Auch in de Oratore findet man Änderungen in N, z. B. I 129 artificio <et> opera quam, 167 <oratores> non puto. Memini — Die Schreibweise § 132 discrepare quom (P quam) a ceteris scriptis und die hier, wie 124 bei primum nötige Annahme eines Anakoluths halte ich für ziemlich kühn. — Warum sollte hingegen 127 frequentioribus nach Pp frequentius nicht möglich sein? In der adnot. crit. vermißt man hier eine Bemerkung. Ebenso warum nicht naturae (st. naturali) iure? Auch p überliefert nach meinen Aufzeichnungen nur natur̨ Vielfach begegnet man im ganzen Bande Konjekturen Friedrichs. Für treffend halte ich hier § 22 inusitatum (st. invisum); animis ciet (st. animi miscet), 46 derecto igitur (st. dirigitur), 61 Sed [est] propositum [latior] quasi pars causae, 72 utendum erit in iis <ornata> oratione. Auffallend ist es mir, daß 91 Nam neque honesta tam expetunt quam devitant turpia unbeanstandet blieb.

Adnot. crit p. VII nennt Friedrich Ellendts Ausgabe von de Oratore ein grande opus. Kann man auch öfters nicht zustimmen, so gebührt doch wohl mit vollem Recht diese ehrende Bezeichnung auch seiner eigenen Arbeit.

Nürnberg. Ed. Ströbel.

Joseph Fessler, Institutiones patrologiae. Quas denuo recensuit, auxit, edidit **Bernardus Jungmann.** Tomus I Oeniponte 1890, Rauch. XXIV, 718 S. 8. 6 M.

Adolf Harnack hat unter den „von Katholiken stammenden Kompilationen des 18. und 19. Jahr-

hunderts, welche sich Patrologien nennen" (Texte und Untersuchungen Bd. V, 1 S. 9), die von Joseph Feßler (geb. am 2. Dezember 1813, gestorben am 25. April 1872; vgl. Kirchenlexikon IV² 1388) verfaßte als die beste bezeichnet (Dogmengeschichte II 44), und Friedrich Loofs rühmt in der Einleitung seines Buches über Leontius von Byzanz (Texte und Unt. III, 1 S. 5) die auf diesen Autor bezüglichen Angaben Feßlers als „die vollständigsten und besten". Gegen die Neubearbeitung eines von so scharfen Kritikern anerkannten Werkes, dessen erste 1850—51 erschienene Auflage schon seit Jahren vergriffen ist, wird man kaum gegründete Einwendungen erheben können, umso weniger, als einerseits das vom Professor Otto Bardenhewer in München vorbereitete Lehrbuch, auf welches die Bezeichnung „Kompilation" nicht mehr anwendbar sein wird, voraussichtlich noch einige Jahre auf sich warten lassen wird, andrerseits die kürzlich veröffentlichte vierte Ausgabe von Alzogs „Grundriß der Patrologie oder der älteren christlichen Litteraturgeschichte" (Freiburg i. B. 1888) von kompetenter Seite eine ungünstige Beurteilung erfahren hat (vgl. Funk, Tübinger theol. Quartalschrift LXXI, 1889, 322 ff.).*) Eine andre Frage freilich ist es, ob der auf verschiedenen Gebieten der Theologie thätige Löwener Professor der geeignete Mann gewesen, um das Buch dem gegenwärtigen Stande der Forschung so viel als möglich anzupassen. Wenn ich diese Frage nur bedingt bejahen kann, so geschieht dies nicht sowohl, weil ich das nötige Wissen, als weil ich die nötige Unbefangenheit und Objektivität bei Jungmann vermisse. Was soll man z. B. davon denken, daß p. 36 adn. 1 der gewichtige Angriff Friedrichs auf die Echtheit des bekannten Gelasianischen Dekretes de libris recipiendis et non recipiendis (Sitzungsber. der Münchener Akademie 1888, 1, 54 ff) ganz verschwiegen wird? Was hat es für einen Sinn, die kritische Ausgabe der apostolischen Väter von Gebhardt, Zahn u. s. w. ausdrücklich als akatholisch zu kennzeichnen (p. 121; vgl. über diese Unsitte die einsichtigen Bemerkungen von Martens in der Tüb. Quartalschr. LXXI 148)? Die unbequemen Philosophumena, die man gar zu gerne auf Tertullian oder einen andern Sündenbock abgeladen hätte, erscheinen natürlich p. 298 unter den scripta dubia s. Hippolyti, obwohl die verschiedenen Angriffe auf seine Autorschaft, an denen sich Jungmann selbst im ersten Bande seiner Dissertationes selectae in historiam ecclesiasticam (7 voll., Ratisb. 1880—87) beteiligt hat, von Funk (Quartalschr. LXIII (1881) 423 ff.) siegreich zurückgewiesen worden sind.*) Das quantitative Mißverhältnis in der Behandlung des Origenes (p. 282—292) und Tertullian (p. 264—276) gegenüber Athanasius (p. 392—427) und dem so vielfach von Tertullian abhängigen Cyprian (p. 300—333) tritt, obgleich die beiden erstgenannten Schriftsteller ein klein wenig besser bedacht wurden als in der früheren Bearbeitung,**) so auffällig zu Tage, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, als liege dieser Verteilung ein wissenschaftlich unstatthaftes Motiv zu grunde. Die bekannte Kontroverse über die Schrift de aleatoribus (vgl. diese Wochenschrift 1890, 628 f.) wird p. 716 berührt. Der Herausgeber kann es nicht übers Herz bringen, auf Victor I. als Verfasser derselben zu verzichten. Er meint 'quaestio hucusque nondum satis eliquata esse videtur' und wird jedenfalls hoch erfreut sein, daß inzwischen ein neuer Ritter für Harnack beziehungsweise Victor in die Schranken getreten ist (Insbrucker Zeitschrift für kathol. Theol. XIV, 1890, 1 ff.).***) Aber auch in andern Punkten, in welchen der persönliche Standpunkt des Herausgebers nicht in Frage kommt, machen sich empfindliche Mängel bemerkbar. Nichts erfahren die Leser p. 85 von der neuesten Bearbeitung des Du Cange, von den guten Indices der Wiener Ausgaben, von den zahlreichen Arbeiten des seligen Rönsch u. s. w. Bei Clemens von Alexandria fehlt die treffliche Charakteristik in Overbecks einschneidendem Aufsatz „über die Anfänge der patristischen Litteratur" (Historische Zeitschr. 48, 1882, 417 ff.): p. 144 werden die hochwichtigen apostolischen Konstitutionen, über welche sich allerdings vor dem Erscheinen von Funks Ausgabe und Monographie

*) Vgl. auch die treffenden Bemerkungen von Wendland im Archiv f. Gesch. d. Philosophie IV (1890) 157 f. — Außer den Werken von Feßler und Alzog wird von den katholischen Theologen das umfangreiche „Lehrbuch der Patrologie und Patristik" von Joseph Nirschl (Mainz 1881—85; 3 Bde.) benützt. Die „Patrologie oder christliche Litterärgeschichte" des edlen Johann Adam Möhler ist leider nicht über den 1. Band (herausgeg. von Reithmayr, Regensburg 1840) hinausgekommen; die „Grundlinien der Patrologie" von B. Schmidt (2. Aufl. Freib. i. B. 1886) sind ohne wissenschaftlichen Wert.

*) Zu meiner Freude hält Fechtrup (Kirchenlexikon VI² 13) an Hippolytus fest.

**) Origenes mußte sich mit p. 259—267, Tertullian mit p. 245—253 begnügen.

***) „Noch weniger (als an Cyprian) ist . . an Victor zu denken". Schwabe in Teuffels Gesch. d. röm. Lit. II⁵ 968.

nichts völlig Bestimmtes sagen läßt, gleich den pseudoclementinischen Rekognitionen und Homilien einfach mit ungenügenden bibliographischen Angaben registriert, aber garnicht besprochen; p. 358 adn. 2 ist der gegenwärtige Stand der Frage nach der Priorität des Minucius Felix oder Tertullians unrichtig gezeichnet; p. 365 wird mit keinem Worte erwähnt, daß es sehr fraglich ist, ob Lactantius die Schrift de mortibus persecutorum verfaßt hat und dgl. mehr.

Durch die vorstehenden Ausstellungen glaube ich dem Herausgeber*) einen besseren Dienst erwiesen zu haben als durch einige inhaltlose Komplimente, wie sie in gewissen theologischen Kreisen, die ich nicht näher bezeichnen will, üblich sind. Als Nachschlagebuch wird auch der neue Feßler gewiß in vielen Fällen katholischen wie protestantischen Theologen gute Dienste leisten, und die klassischen Philologen, welche sich in dem weiten Nachbargebiete der Patristik zu orientieren wünschen, seien hiermit angelegentlich auf denselben verwiesen. Über den zweiten Band, in dem die gewaltige litterarische Thätigkeit des größten Kirchenlehrers, des Augustinus, zur Darstellung gelangt, werde ich seiner Zeit Bericht erstatten und damit einige Bemerkungen über die Anlage des ganzen Werkes verbinden.

Freiburg i. d. Schweiz. Carl Weyman.

* Wenn Jungmann p. 694 f. dem Ambrosius die collatio Mosaicarum et Romanarum legum abspricht (anders M. Ihm, Studia Ambrosiana p. 68), so trifft er mit keinem geringeren, als Theodor Mommsen zusammen. Vgl. Collectio librorum iuris anteiustiniani, tom. III (1890) p. 129 f.

M. Goldstaub, De ἀδείας notione et usu in iure publico attico. (Breslauer philologische Abhandlungen IV, 1.) Breslau 1889, W. Koebner. II, 151 S. 8. 3 M.

Der Verf. teilt den Stoff in zwei Bücher: 1. über Begriff und Anwendung der ἄδεια, 2. über die Art ihrer Gewährung. Bezüglich des Begriffs möchte ich dem Verf. keineswegs zugeben (S. 4), daß die staatsrechtliche Bedeutung der ἄδεια die eigentliche, die weitere, freiere dagegen eine übertragene Anwendung sei. Vielmehr würde der letztere Gebrauch in griechischer Sprache vorhanden sein, auch wenn das Wort keine besondere staatsrechtliche Anwendung erhalten hätte. Die Fälle der Anwendung teilt der Verfasser folgendermaßen: a) die ἄδεια, welche vom Volke für Anträge gewährt wird, b) die ἄδεια, welche nicht für Anträge, sondern um ihrer selbst willen begehrt wird, und er begreift im letzten Teile die ἄδεια der μηνυταί und das sichere Geleit, welches heimkehrenden Verbannten und Angehörigen fremder Staaten gewährt wird. Die beiden letzten Fälle haben jedoch nichts mit einander gemein, für den letzten Fall ist die offizielle Bezeichnung durch ἄδεια überhaupt fraglich; aber auch wenn dies Wort in diesem Sinne technisch war, so wurde diese ἄδεια wie die bei Anträgen für künftige Handlungen gegeben, während der μηνυτής seine ἄδεια für vergangene Handlungen, nämlich seine Beteiligung an einem Verbrechen, erhielt. Die Behandlung im einzelnen ist fleißig und verständig; doch stellt der Verf. durch die Breite seiner Ausführungen die Geduld des Lesers auf eine harte Probe; man merkt das Bestreben zu zeigen, daß alle berührten Fragen gründlich durchgearbeitet sind. Demgemäß entsprechen die Resultate dem Umfange der Schrift nicht.

Schneidemühl. Thalheim.

R. Pappritz, Thurii, seine Entstehung und seine Entwickelung bis zur sicilischen Expedition. Berlin 1891, Gaertner. 70 S. 8. 1 M. 80.

Der Verf. beabsichtigt einerseits die thatsächlichen Verhältnisse der Gründung von Thurii und seine älteste Geschichte aufzuklären, andererseits die Ansicht von Max Duncker, der in der Gründung Thuriis ein verfehltes Unternehmen des Perikles sieht, zu berichtigen. In erster Beziehung gelangt er u. a. (S. 19) zu dem nicht unwahrscheinlichen Ergebnisse, daß 445 der Zuzug nach Sybaris stattfand, 444 die Anlage von Sybaris am Traeis, 443 endlich die Gründung von Thurii. Gewöhnlich nimmt man nach Diodor 445 als Gründungsjahr an. Herr P. macht jedoch mit Recht darauf aufmerksam, daß die bedenkliche Lage von Athen im J. 446 eine so große That, wie die Gründung von Thurii war, in der nächsten Zeit wohl nicht erlaubte. Wir möchten nur darauf hinweisen, daß dieser Umstand bisher doch nicht ganz unberücksichtigt geblieben ist, wie es nach P. scheinen könnte. Vgl. Busolt, Gr. Gesch. 2, 587 n. 2; derselbe ist freilich nicht zu dem Ergebnisse von P. gelangt. Die weitere Geschichte von Thurii ist von P. sorgfältig nach den Quellen erzählt. — In dem zweiten Punkte, auf welchen Herr P. Gewicht legt, scheint er uns dagegen nicht glücklich gewesen zu sein. Es ist eine Thatsache, daß Athen nicht ohne Opfer eine Kolonie ganz neuer Art in Thurii gegründet hat, eine mehr allgemein hellenische Kolonie, und es ist eine Thatsache, daß mit der sizilischen Expedition ein

„völliger Umschwung“ gegen Athen in Thurii eingetreten ist (P. S. 65). Nun ist klar, daß die besondere Organisation der Kolonie, die vielen fremden Elemente in Thurii, daran schuld waren, daß Thurii so bald gegen Athen auftrat; somit hat allerdings der Gedanke von Perikles, verschiedene griechische Stämme zur Gründung Thuriis zu vereinigen, Athen wohl Ruhm gebracht, aber keinen Nutzen, sondern nur Schaden, da die athenischen Kräfte, welche in Thurii durch Streitigkeiten mit Fremden gebunden waren, anderswo Athens Interessen hätten nützen können. Und somit ist Dunckers Anschauung wohl berechtigt.

Der Druck der Arbeit ist leider durch manche Versehen entstellt, die das Verständnis nicht beeinträchtigen, wohl aber dem Aussehen schaden, z. B. S. 1: Neusyrabis, S. 11 Srabo; auffallend ist die Vorliebe des Verfassers für K in italienischen Wörtern: Kampotenese, Krati, Koscile.

Holm.

J. Henry Middleton, The engraved gems of classical times. with a catalogue of the gems in the Fitzwilliam Museum. Cambridge 1891, University Press. 157 u. XXVI S. 2 autotypierte Tafeln, 15 Gemmenbilder im Text. 8. Lwb. 12 sh. 6 d.

Dies fleißige, schön ausgestattete Buch behandelt alle Arten antiker Siegelsteine, Kameen und Glaspasten. Es giebt eine vollständige Geschichte der Glyptik bei den Mittelmeervölkern. Die Hauptformen der Gemmen, ihre häufigsten und kunsthistorisch wichtigsten Darstellungen kommen zur Besprechung, wobei überall auch die neuesten archäologischen Entdeckungen sachverständig zur Erklärung herangezogen werden. Besondere Beachtung wird den Inschriften der Gemmen gewidmet; die wenigen echten Künstlerinschriften werden aus der Flut der Fälschungen kritisch ausgeschieden. Der Gebrauch, den die Alten von den Siegelsteinen machten, die Art, wie dieselben an Hand oder Hals getragen wurden, die Zauberwirkung, die man ihnen vielfach zuschrieb, kurz alles, was irgend Zusammenhang mit der Gemmenkunde hat, wird erschöpfend behandelt, alle bezüglichen Notizen aus antiken und mittelalterlichen Schriftstellern mit großem Fleiß zusammengetragen. Besonderen Nachdruck legt M. auf das Technische, weil es noch am ehesten ermöglicht, die auf keinem anderen Gebiet so häufigen Fälschungen zu unterscheiden; so lernen wir die vorzugsweise verwendeten Edelsteine und ihre verschiedenen Härtegrade, so die wichtigsten Werkzeuge der Glyptik und ihre Anwendung aufs genaueste kennen. Der Anhang endlich giebt einen Katalog der wertvollen Gemmen, welche aus Colonel Leakes Nachlaß 1860 in das Fitzwilliam-Museum übergegangen sind. Schon der verdiente Gemmenkenner C. W. King hatte sie 1870 katalogisiert und z. T. in Holzschnitten publiziert, doch durchaus ungenügend. Es sind Stücke darunter, die ein hervorragendes Interesse beanspruchen dürfen, einmal durch klassische Formvollendung, mehr noch durch ihre Darstellungen, die unverkennbar an teils erhaltene, teils verloren gegangene statuarische Werke sich anlehnen. Leider sind die Tafeln lange nicht so scharf und schön, wie man sie heute herstellen kann (vgl. z. B. Jahrbücher 1888 Taf. 3. 8 ff.).

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Gymnasiums zu Jauer am 9. und 10. Oktober 1890 verfaßt von ehemaligen Schülern der Anstalt. Mit einem Vorwort von **Richard Volkmann.** Jauer 1890, P. Guercke. VIII, 127 S. 8. 3 M. 60.

In üblicher Weise haben zur Feier des 25jährigen Jubiläums des Gymnasiums zu Jauer ehemalige Schüler desselben sich zur Herstellung einer Festschrift vereinigt, um ihren Gefühlen pietätvoller Dankbarkeit für die Anstalt, der sie ihre Vorbildung verdanken, öffentlichen Ausdruck zu geben. Direktor Richard Volkmann, der gleichzeitig auf eine 25jährige verdienstvolle Thätigkeit als Leiter der Anstalt zurückblickt, hat der Festschrift ein beherzigenswertes Vorwort vorausgeschickt, worin er sich in freimütiger Weise über die auf dem Gebiete der Jugenderziehung gegenwärtig herrschende Bewegung ausspricht und in kurzen, aber zutreffenden Worten den pädagogischen Wert des klassischen Unterrichts betont. Der Umfang der Festschrift sollte nach dem ursprünglichen Plane ein größerer und ihr Inhalt ein mannigfaltigerer sein; um das Zustandekommen nicht über Gebühr zu verzögern, mußte auf einen naturwissenschaftlichen Beitrag und zwei Beiträge aus der Linguistik und der Geschichte der Philosophie, die noch in Aussicht gestellt waren, verzichtet werden. Aber auch so bietet die Festschrift ein schönes Bild von dem einträchtigen Zusammenwirken von Männern, die, auf verschiedenen Gebieten wissenschaftlich thätig, in der Anhänglichkeit an ihre Bildungsanstalt sich eins fühlen. Der innere Gehalt der einzelnen Arbeiten ist freilich, wie es bei solchen Sammelschriften gewöhnlich zu sein pflegt, kein gleichwertiger.

Die Festschrift besteht aus 7 Beiträgen, von denen nicht weniger als drei von Söhnen des Direktor Volkmann verfaßt sind: 1. Heinrich Meisner, Die Herzogin Maria Anna von Bayern

und der Preußische Reichstagsgesandte von Schwarzenau. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Diplomatie in den Jahren 1778 bis 1785 (S. 1—34). — 2. Lothar Volkmann, Die tragische Hamartia bei Lessing (S. 35—52). — 3. Friedrich Hiller von Gaertringen, Zur arkadischen Königsliste des Pausanias (S. 53—71). Verf. erkennt in der Darstellung der arkadischen Königsgeschichte bei Pausanias den messenischen Standpunkt und einen eigentümlich religiösen Grundzug: beide Umstände scheinen ihm für Rhianos als Quelle des Pausanias zu sprechen, nur die Redaktion der Königsliste selbst möchte er Sosibios zuschreiben. Historischen Wert hat die Liste selbstverständlich nicht. — 4. Eduard Bratke, Das Monogramm Christi auf dem Labarum Constantins des Großen (S. 73—91). — 5. Fridericus Paetzolt, De nonnullis glossematis, maxime Galenianis, commentatio (S. 93—101). Verf. weist in den von J. Marquardt herausgegebenen Schriften Galens eine Reihe von Zusätzen nach, die nach seiner Meinung ursprünglich als Bemerkungen von Lesern am Rand einer Handschrift gestanden haben und durch den Unverstand der Abschreiber in den Text hineingekommen sind. An den besprochenen Stellen scheinen in der That fast durchweg Glosseme vorzuliegen. Weniger sicher sind die beiläufig aufgestellten Athetesen bei andern Schriftstellern. Z. B. ist der (historisch falsche) Zusatz *patre Hannibalis* (Cic. de off. III § 99) sehr wohl Cicero selbst zuzutrauen. — 6. Walther Volkmann, Untersuchungen zu Diogenes Laertius (S. 103—120). Verf. setzt hier seine im Programm des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau (1890) begonnenen Quellenuntersuchungen über Diogenes Laertius fort. Im 1. Abschnitt wird versucht, Sosikrates als eine Hauptquelle des Diog. La. im ersten Buch nachzuweisen. Verf. nimmt an, daß Hesychius Milesius in den Lebensbeschreibungen der sieben Weisen dem Sosikrates gefolgt ist, und erklärt demgemäß jegliche Übereinstimmung des Hesych (Schol. Plat. und Suidas) und des Diogenes aus der gemeinsamen Benutzung des Sosikrates. Die Möglichkeit, daß Sosikrates zu den von Diog. La. direkt benutzten Autoren gehöre, ist zuzugeben. Daß er aber eine Hauptquelle des Diog. gewesen, aus welcher auch Citate anderer Schriftsteller (z. B. Hermipp) stammen sollen, muß dahingestellt bleiben; der Beweis dafür ist von V. nicht erbracht und läßt sich bei der eigentümlichen Beschaffenheit des Werkes des Diog. La. m. E. nicht erbringen. Auf grund seiner Hypothese kommt V. auch zu einer von der bisherigen Ansicht abweichenden Zeitbestimmung für Sosikrates, er setzt ihn um 40 v. Chr. Es liegt aber kein Grund vor, an der Identität mit dem von Philodem (Ind. Hercul. p. 14 Buech.) als Schüler des Karneades bezeichneten Sosikrates zu zweifeln. In einem 2. Abschnitt bespricht Verf. die Angabe des Diog. La. (IX 110. 111) über die Schriften des Timon von Phlius. Er sucht zu beweisen, daß Diog. dies Verzeichnis nicht der Quelle verdanke, die er sonst in der Lebensbeschreibung des Timon ausschreibt, sondern einer anderen, als welche er den berüchtigten Lobon vermutet. — 7. Wolfgang Volkmann, De encomio Demosthenis inter Luciani scripta perperam relato (S. 121—127). Dieser Aufsatz ist verfehlt. Verf. will die Unechtheit des Encomium Demosthenis endgültig beweisen. Das Kriterium aber, das er entdeckt zu haben glaubt, besteht darin, daß der Verfasser dieser Schrift den Hiatus vermieden habe. *Talem autem usum*, heißt es dann, *a Luciani compositione plane alienum esse constat inter omnes.* Worauf sich letztere Behauptung gründet, weiß ich nicht. Lucian verfuhr, wie es scheint, in der Zulassung und Vermeidung des Hiatus nicht anders als der Verfasser des Encomium Demosthenis: vgl. Schmid, Der Atticismus I S 404. Die Sache erfordert jedoch eine genauere Untersuchung.

Breslau. Leopold Cohn.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Journal of Hellenic Studies. XI 1. April 1890. (1—99) **J. A. R. Munro** and **H A Tubbs**, Excavations in Cyprus 1889. Polis tis Chrysochou, Limniti. Mit 15 Holzschn., Taf. 3—5 und einer großen Zahl von Inschriften. Von den beiden Bearbeitern hat der erstere die allgemeine Einleitung sowie die Schilderung der Gräber und Grabfunde, letzterer die Inschriften und den Fundbericht von Limniti übernommen. Die nicht eben reichen Ergebnisse dieser Grabungen haben wir bereits nach den Einzelberichten mitgeteilt; die hier gegebene Zusammenstellung hebt nur die Inschriften übersichtlicher hervor; ein cypriotisches Alphabet hat sich aus ihnen noch nicht ergeben. — (100—108) **E. A. Gardner**, Two fourth century childrens heads. Mit 2 Holzschn. Eingehende Schilderung der in Argos befindlichen Grabstele des Kephisodotos, verglichen mit der stammverwandten Stele von Paphos, beide mit charakteristischen Knabenköpfen. — (109—128) **E. L. Hicks**, Ceramus (Κέραμος) and its inscriptions. 15 unveröffentlichte Inschriften, meist Ehrenbeschlüsse, zum Teil sehr fragmentarisch. —

(129—142) **E. A. Gardner,** The processes of greek sculpture as shown by some unfinished statues in Athens. Mit 6 Holzschn. Beschreibung einer archaischen Statue von Naxos, einer weiblichen Bildsäule von Rheneia und einiger Statuen Athens, alle in unvollendetem Zustande. — (143—145) **C. Waldstein,** Τραπεζώ and Κοσμώ in the frieze of the Parthenon. Mit Holzschn. Übereinstimmung einer in der Nähe des Kerameikos gefundenen Terrakottafigur mit der 'Tischträgerin' des Frieses vom Parthenon. — (146—150) **P. Gardner,** A stele commemorating a victory in a boatrace. Mit 2 Holzschn. Eine Stele im Centralmuseum in Athen, wahrscheinlich aus hellenistischer oder frührömischer Zeit, deren Inschrift verwaschen ist, stellt in zwei Reliefs die Krönung der Sieger und des siegenden Bootes dar. — (151—166) **D. G. Hogarth,** Notes in Phrygia Paroreus and Lycaonia. Beschreibung einer Reise von Boluwodun (Polybotus) nach Konia im Sommer 1887, deren Resultate namentlich in der Anfertigung einer Karte der Straße*) und der Gegend sowie in der Mitteilung von 31 Inschriften bestehen; letztere haben nur ein sprachliches Interesse. — (167—180) **Cecil Smith,** A protokorinthian lekythos in the British Museum. Mit Taf. 1. 2. und 2 Holzschn. Diese von dem verunglückten Malcolm Macmillan in Theben erworbene, dem Britischen Museum geschenkte kleine Vase ist von meisterhafter Ausführung; der obere Teil in Form eines Löwenkopfs, der Bauch mit herrlichen Darstellungen eines Männerkampfes, eines Wettrennens und einer Hasenjagd geschmückt; nur eine 1887 auf dem gleichen Orte gefundene, vom Berliner Museum erworbene kleine Vase in ähnlicher Ausführung, bei der Furtwängler den korinthischen Ursprung nachgewiesen hat, ist mit ihr in Parallele zu stellen. — (181—209) **L. R. Farnell,** Various works in the Pergamene style. Mit 3 Holzschn. Zusammenstellung sämtlicher Denkmäler Europas, welche dem Stile oder der Herkunft nach der Schule von Pergamon — wenn man von einer solchen sprechen darf — beizuzählen sind. — (210—217) **E. A. Gardner,** Archaeology in Greece 1889—90. Übersicht der Ausgrabungen in allen Teilen Griechenlands; längere Auseinandersetzung der Streitfrage über die Antenorstatue der Akropolis. — (218) Notices of books. (218—220) **J. E. Harrison** and **M. de G. Verell,** Mythology and monuments of ancient Athens. (**G. C. R.**) 'Die seit langer Zeit bedeutendste archäologische Erscheinung in England'. — (220—221) **C. Schuchardt,** Schliemanns Ausgrabungen. (**W. C. F. A.**) Nicht nur eine Zusammenstellung der Arbeiten Schliemanns, sondern auch eine Erweiterung und Ergänzung bis zur Gegenwart. — (221—223) **F. Studniczka,** Kyrene. (**Ders.**) Übersichtliche Inhaltsangabe. — (223) **F. Hauser,** Die neu-attischen Reliefs. (**P. G.**) 'Sehr nützlich und erschöpfend'. — (223—224) **C. Robert,** Die antiken Sarkophagreliefs. (**P. G.**) Die Zeichnungen sind nach einem zu kleinen Maßstab gefertigt, was bei einem so teuren Werk doppelt zu beklagen ist; sonst ist das Werk ein Denkmal von Arbeit und Kenntnis. — (224) **A. E. Haigh,** The attic theatre. (**P. G.**) 'Gelehrt, gesund und von richtigem Blick zeugend.'.

*) Diese Karte, welche nach der Angabe des Verf. in dem Bande veröffentlicht sein sollte, ist bisher nicht erschienen.

Revue de l'instruction publique en Belgique. XXXIV, No. 2.

(84) **J. Kügener,** Explication linguistique d'Homère. Ἄνδρ-α, der Akkusativ von ἀνήρ, ist zusammengesetzt 1) aus der Prostasis ἀ, 2) aus der sekundären und synkopierten Wurzel νερ, 3) aus der Kasusendung α. Die ursprüngliche Form des Wortes war νέραμ. — Comptes-rendus: (94) Apollonii Pergaei quae extant ed. **Heiberg** (Leipzig). Lobende Anzeige von P. Mansion. — (106) **Liebenam,** Römisches Vereinswesen. 'Wichtigste Untersuchung über römisches Vereinswesen; wenig neue Gesichtspunkte zwar, legt jedoch erschöpfend den heutigen Stand der Wissenschaft dar und ist deshalb für künftige Forschungen sehr nützlich'. Waltzing. — (133) Aristoteles on the Constitution of Athens, ed. **Kenyon.** Angezeigt von Ph. Michel, der an der Echtheit nicht zweifelt.

XXXIV, No. 3.

(157) **De Harlez** et **J. Keelhoff,** Sur la parabase des Nuées d'Aristophane. Es handelt sich um die zweideutige, mit οὕτω . . . ὡς konstruierte Vergleichung in den Versen 520—525; beide Verf. suchen nach einer halbwegs genügenden Erklärung. — (176) **R. Kühner,** Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, 3. Aufl. von **Fr. Blass** (Hannover). Angezeigt von L. Parmentier, dem besonders die reservierte Stellung des Herausgebers Blaß zur junggrammatischen Schule behagt: „diese Schule hat nach und nach alle Sprachforscher in ihre Gefolgschaft gezogen; es kann nicht schaden, wenn sich von Zeit zu Zeit eine dissentierende Stimme, wie jene des Hrn. Blaß dagegen erhebt. Man erinnere sich nur an ihren unduldsamen Dogmatismus seit ihrem ersten Auftreten in der Wissenschaft".

XXXIV, No. 4.

(234) **F. Cumont,** Notes sur les vies des sophistes d'Eunape. Besserungsvorschläge, einem künftigen Herausgeber empfohlen. — (254) **E. Beurlier,** Essai sur le culte des Empereurs romains (Paris). 'Ein schönes Thema mit Gewissenhaftigkeit und einer Fülle von Details bearbeitet'. Waltzing.

Wochenschriften.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 44.

(1193) **E. Norden**, In Varronis saturas Menippeas observationes (Leipzig). 'Zeugt von unglaublicher Belesenheit', *Stowasser*, welcher selbst mehrere überraschende Deutungen darbringt. — (1196) **I. Paulsohn**, Fragmentum vitae S. Catherinae (Lund). 'Editio princeps eines Gedichts des ausgehenden XIII. Jahrhunderts'. *Manitius*. — (1198) Caesar, b. g, von **Doberenz-Dinter**, 9. Aufl. (Leipzig). 'Die Stärke der Doberenz-Dinterschen Ausgaben liegt in der minutiös-sorgfältigen Interpretation'. *E. Wolff.* — (1201) **G. Haacke**, Wörterbuch zu Cornelius Nepos, 11. Aufl. (Leipzig). 'Brauchbar'. *K. Tahr.* — (1201) Hesiodus, von **K. Sittl** (Athen-Leipzig). Schluß von *R. Peppmüllers* Anzeige, wiederholt auf „Flüchtigkeiten" in der Textgestaltung hinweisend. — (1206) **P. Wendland**, Neuentdeckte Fragmente Philos (Berlin) 'Bietet viel mehr, als der Titel vermuten läßt'. *I. Dräseke.* — (1209) **Th. Arndt**, Lateinische Syntax, 2. Aufl. (Leipzig). 'Kommt mit seinen 37 Seiten den weitgehendsten Ansprüchen auf Kürze entgegen'. *S. Landgraf.*

Academy. No. 995. 30. Mai 1891.

(514) **E. Nestle**, The Greek MSS in the Vatican. Verbesserungen einiger Anzeigen in P. Battifols Vaticane de Paul III. und der Anzeige des Buchs in Ac. von Sanday: der bekannte Cod. B. der griechischen Bibel kommt zuerst in einem Inventar von 1475 vor; es scheinen nur 11 Blatt in dem Exemplar zu fehlen; Andreas d'Asola war der Schwiegervater des Aldus. — (514—515) **H. H. Howorth**, Egypt and Syria in the time of the nineteenth dynasty. — (515—516) **E. T. Harper**, The legend of Eton-Gilgamos and his kindred in folklore. — (516—517) **Iwan Müllers** Handbuch: **G. Öhmichen**, Bühnenwesen; **M. Schanz**, Römische Litteraturgeschichte (**F. Haverfield**). 'Beide Werke sind nicht so nützlich, als ihre Vorgänger', Öhmichen mangelt der Selbstständigkeit und Klarheit, Schanz steht gegen Teuffel an Klarheit in der Anordnung und Beurteilung zurück; Ref. billigt durchaus die Abweisung Wölfflins und Landgrafs in der Frage über das Bellum Africanum. — (521) **H. Gutscher**, Die attischen Grabschriften, chronologisch erläutert. Mühevolle Arbeit, aber nutzlos, da die Texte fehlen.

Athenaeum. No. 3309. 28. März 1891.

(402) **F. Meleager**, Fifty poems with translation by **W. Headlam**. Die Übersetzungen sind durchaus gelungen; die Ausstattung entspricht dem Buche nicht.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Fortsetzung aus No. 45.)

(845 ff.) **O. Hirschfeld**, Die Sicherheitspolizei im römischen Kaiserreich. Zu den am wenigsten bekannten Gebieten der kaiserlichen Verwaltung gehört die Polizei, soweit dieselbe über das Weichbild von Rom hinausgreift. Verf. behandelt zunächst nicht die gesamte Einrichtung der Sicherheitspolizei im römischen Reiche, sondern nur die Organe derselben in den ersten drei Jahrh. der Kaiserzeit. 1. Die Sicherheitspolizei in der Stadt Rom. Im republikanischen Rom fällt die Ausübung der polizeilichen Thätigkeit durchaus den ordentlichen Magistraten zu: die Markt- und Straßenpolizei den Ädilen; die Sicherheitspolizei, mit Einschluß der Fremdenpolizei, in letzter Instanz den Konsuln. Als ihre Hülfsbeamten treten etwa seit d. J. 465 die tresviri capitales auf, denen bereits im Hannibalischen Kriege der Sicherheitswachdienst übertragen war, dem sie ihre gewöhnliche, nicht offizielle Bezeichnung als tresviri nocturni verdanken. Etwa 100 Jahre darauf aus Anlaß der großen Bacchanalienverschwörung sind ihnen die quinque viri cis Tiberim beigegeben, die für die Sicherheit der Stadt, möglicherweise mit Einschluß des rechten Tiberufers zu sorgen haben. Diese bereits im letzten Jahrh. der Republik gänzlich unzureichende Polizei ist von Augustus beseitigt worden, wenn auch die republikanischen Beamten mit Einschluß jener Fünfmänner dem Namen nach weiter fortbestanden. Bereits 718, unmittelbar nach Besiegung des Pompejus, ist Mäcenas von ihm mit einer außerordentlichen Mission zum Schutze der Stadt und dazu mit dem Kommando über die in Rom stationierten Truppen betraut worden. Eine definitive Gestaltung hat die Polizei im kaiserlichen Rom erst 6 n. Chr. durch die Einsetzung des praefectus vigilum mit seinen Kohorten zu mindestens 1000 Mann erhalten, die an Stelle der 600 als Löschmannschaft den kurulischen Ädilen i. J. 732 zugeteilten Staatssklaven traten, aber, wie ihre Organisation und schon ihre Stärke zeigt, von vornherein nicht nur für diese Funktion, sondern als städtische Polizei eingesetzt worden sind. Hat auch Roms Bevölkerung damals mindestens eine Million betragen, so ist doch diese Zahl von Polizisten eine recht bedeutende. Neben und über der praefectura vigilum steht der ebenfalls von Augustus eingesetzte, unter Tiberius zu einem ständigen Beamten gewordene praefectus urbi. Ursprünglich als Stellvertreter des abwesenden Princeps für Rom und Italien geschaffen, war ihm damit eine weit umfassendere Kompetenz als dem praef. vig. zugedacht. Indem jenes Amt zu einem ständigen wurde, mußte die Stellung des praef. vig. wesentlich herabgedrückt werden, und so ist es zu erklären, daß er vom Polizeidirektor zum Chef der Feuerwehr mit einigen ziemlich untergeordneten polizeilichen Funktionen degradiert wurde, während die oberste Polizeiverwaltung für Rom und 100 Miglien im Umkreise dem praef. urbi zugefallen ist. Er ist nicht Offizier; aber die cohortes urbanae in der Stärke von 3000, später 6000 Mann mit ihrem Lager am Schweinemarkt sind ihm zur Verfügung gestellt. Absichtlich ist sein militärisches Kommando nicht scharf präzisiert, um den durch seine Einsetzung vollzogenen Eingriff in die Rechte des Senats nicht noch offenkundiger zu machen. Daß ihm aber, wie behauptet worden, die Ernennung eigener beneficiarii versagt war, bestreitet Verf. Daß diese beneficiarii zu polizeilichen Funktionen verwandt werden, ist in anbetracht des Wirkungskreises des praef. u. wahrscheinlich und wird durch Tert. (de fuga in persec. 13.) bestätigt. Daß die hier erwähnten beneficiarii als Polizisten aufzufassen sind, macht die Verbindung mit den curiosi unzweifelhaft, diese müssen im Dienste des praef. u. oder, was weniger wahrscheinlich, unter dem praef. vig. gestanden haben, dem in jener Zeit die Aburteilung der Diebe zusteht. Den Namen curiosi finden wir als technisch für die Polizeibeamten im röm. Reich der nachdiokletianischen Zeit wieder. Nach Suet. Aug. c. 27 könnte man annehmen, daß die Verwendung desselben für die Geheimpolizei in Rom schon in eine viel ältere Zeit zurückreicht; sicher ist er zu Hadrians Zeit für die Geheimpolizisten verwandt worden, die das Material für die Delatoren

sammeln mußten. Die Bezeichnung speculator, die Suet. neben curiosus verwendet, kann zwar für jeden Spion dienen, scheint aber doch nur für militärische Spione in Civilkleidung gewählt zu sein. In dieser Stellung finden wir sie im Heere Cäsars und in der Kaiserzeit nicht nur bei den Legionen, sondern schon seit Augustus im persönlichen Dienste des Kaisers. Ihre Organisation ist eigentümlicher Art: sie haben ihre eigenen Unteroffiziere, stehen unter einem Centurio und thun ihren Dienst im kaiserlichen Prätorium, ohne zu den Prätorianern zu zählen. Aber diese Organisation ist nur für die ältere Kaiserzeit nachweisbar, in den dem 2. und 3. Jahrh. angehörigen Inschriften erscheinen sie den Prätorianerkohorten vollständig eingereiht. An ihre Stelle traten wahrscheinlich die equites singulares Augusti, nicht an die Stelle des bereits von Galba aufgelösten Collegium Germanorum, mit dem sie zwar gleiche Nationalität, aber in ihrer Organisation nicht die geringste Ähnlichkeit haben, während die zum Teil ebenfalls berittenen speculatores auch in der Ausrüstung mit Lanzen wie in der Unterordnung unter die Prätorianerpräfekten mannigfache Berührung mit den equites singulares zeigen. Auch die Zeit stimmt dazu vortrefflich; denn nach neueren Funden sind letztere sicher bereits unter Trajan, vielleicht schon früher, also gerade in der Zeit, als die speculatores von der persönlichen Dienstleistung beim Kaiser entfernt wurden, als Leibgardisten bestellt worden. Durch die veränderte Organisation der speculatores mußte auch ihre Thätigkeit im Aufspüren von Verschwörungen gegen den Kaiser ein Ende haben. Ersatz konnten die kaum der röm. Sprache mächtigen, als equites singulares dienenden Barbaren nicht bieten. Vielleicht gab dies Anlaß, die bei den Legionen zu ähnlichen Diensten verwandten und mit den speculatores sich enge berührenden frumentarii auch in Rom als von den Legionen abkommandierte principales zu einem numerus zu vereinigen, der seit Septimius Severus in den castra peregrinorum am Caecius kaserniert ist. Ihre Verwendung als Geheimpolizei in unmittelbarem kaiserlichen Dienst ist bereits unter Hadrian sicher nachweisbar. Sie haben bis auf Diocletian eine unheilvolle Thätigkeit geübt. — Das älteste Gefängnis in Rom, der carcer Mamertinus mit dem Tullianum, blieb auch in der Kaiserzeit das Staatsgefängnis für schwere Verbrecher und die zum Tode Verurteilten. Nicht weit davon befanden sich die Lautumiae, die schwerlich vor dem ersten Punischen Kriege eingerichtet sein können und noch unter Tiberius als ein für noch nicht abgeurteilte Verbrecher bestimmtes, erträgliches Gefängnis dienten. Sie sind wohl durch die Bauten der Kaiserzeit beseitigt. Der Carcer dagegen ist bis in die späte Zeit als Gefängnis verwandt worden. Daneben müssen bereits im Beginn des 2. Jahrh. n. Chr. andere Gefängnisse in Rom bestanden haben, wenn Iuvenals Worte III 312 die geringste Berechtigung haben sollen. Anzunehmen ist, daß infolge der militärischen Gestaltung der Polizei in Rom wie die Hinrichtung so auch das Gefängniswesen einen militärischen Charakter erhalten hat. Daher finden sich eigene carcerarii bei den vigiles, optiones carceris bei den cohortes urbanae und bei den Prätorianern die Charge a commentariis custodiarum. Wahrscheinlich haben die Kasernen zugleich als Gefängnisse und zwar nicht nur für militärische Delinquenten gedient. 2. Die Sicherheitspolizei in Italien und den Provinzen. In Italien, besonders in den seit dem Hannibalischen Kriege verödeten Gefilden Unteritaliens ist es den Römern auch in den besten Zeiten des Kaiserreichs nicht gelungen, eine dauernde Sicherheit für Leben und Eigentum zu schaffen. Das Brigantenwesen hat in alter wie in neuer Zeit eine stetige Plage des Landes gebildet. Der Senat, dem Italien formell unterstand, war wie in der Verwaltung von Rom so auch hier seiner Aufgabe nicht gewachsen, der Kaiser mußte mit dem Militär helfend eingreifen.

(Schluß folgt.)

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 21. November. 1891. № 47.

Inhalt.

Personalien.

Dr. A. **Kotowski**, Oberlehrer in Gumbinnen, zum Dir. des Gymn. in Lyck ernannt. — Versetzt der Oberlehrer Dr. **Hummel** von Potsdam nach Magdeburg. — Zum Oberlehrer befördert Dr. **Domke** in Greifenberg. — Kandidat Dr. **Hille** als ord. Lehrer an der Ritterakademie in Liegnitz angestellt.

Prof. Dr. **Forchhammer** in Kiel erhielt den roten Adlerorden 2. Kl. — Dir. Dr. **Buschmann** in Bonn erhielt den roten Adlerorden 3. Kl.

Dr. **Roersch**, Prof. der Philosophie in Lüttich, starb am 29. Okt.

Erklärung.

Zu dem Aufsatz E. Assmanns „Kritisches in Sachen des antiken Seewesens" in No. 36 und 37 dieser Wochenschrift stelle ich thatsächlich richtig:

1) zu S. 1144. Assmanns Behauptung, ich hätte an Breusings Theorie eine Absage gerichtet, ist falsch. Ich halte an ihr fest und habe eben deshalb gefolgert, daß die Ruderpforten sehr nahe übereinander gelegen haben. Bestritten habe ich nur die Schlußfolgerung Breusings, daß abwechselnd in den verschiedenen Reihen gerudert worden ist.

2) In Assmanns Aufsatz ist die von mir wiederholt verteidigte grundlegende Theorie Breusings, also die Hauptsache, nicht mit einem Worte erörtert.

3) zu S. 1179. Es kann jederzeit bewiesen werden, daß Herr Dr. A. Breusing, Direktor der Seefahrtschule in Bremen, im Jahre 1888, kurz nachdem er sein Buch „Die Lösung des Trierenrätsels" geschrieben hatte, vom Schlage gerührt worden ist, daß er seither gelähmt ist und daher oft wochenlang keine Zeile schreiben kann.

Graz. Adolf Bauer.

Entgegnung.

Vorstehende „Richtigstellung" bedarf überall der Richtigstellung. Im ersten, sachlich gegenstandslosen Abschnitt ficht Bauer gegen ein Nebelbild, indem er meinem Worte „Theorie" einen anderen Inhalt unterlegt, als dasselbe bei mir und anderen hat, zugleich aber das, was ich „Theorie" nannte, in „Schlußfolgerung" umtauft. Breusings (richtiger Serres) Theorie, welche er (Lösung S. 117) als „die einzig mögliche Lösung" hervorhob, giebt den antiken Vielreihern drei Riemenspiele, von denen sie aber stets nur eines gebrauchen sollen. Auch Bauer hat dieses als Breusings Hypothese bezeichnet (Neue phil. Rdsch. 1890, S. 332) und derselben abgesagt, wie ich angab und er selbst jetzt zugesteht. Daß ich gerade dieses meinte, mußte Bauer aus meiner Kritik jener „Theorie" in diesem Blatte 1890, Sp. 640 ganz genau wissen. Von den Beweismitteln, womit Breusing jene Theorie zu stützen versuchte, hat Bauer einen Teil verworfen, den angeblichen mathematischen Beweis der Unmöglichkeit, mit ungleichen Riemen zu arbeiten, aber aufgenommen; letzteres ward von mir in dem unten abgedruckten Satze erwähnt. Es ist also alles bei mir in bester Ordnung, Bauer trägt nur Unklarheit

Mit dieser Nummer wird für die Jahresabonnenten das dritte Heft der Bibliotheca philologica classica pro 1891 (Juli—September) ausgegeben.

hinein. — Zu 2). Was Bauer noch für die grundlegende Hauptsache hält, die angebliche Unmöglichkeit des Arbeitens mit ungleichen Riemen, ist für urteilsfähige Kenner längst eine abgethane „Ungeheuerlichkeit“. Wenn Bauer die zahlreichen Gegenbeweise (ich nenne nur von Freeden, die von Foerster [Deutsche Litteraturzeitung 1890, S. 1199] befragten Marineoffiziere, Cartault, Luebeck und mich) nicht studierte oder bei seinem wenig ausreichenden (vgl. diese Wochenschrift S. 1179) Verständnis für Technisches nicht zu würdigen vermochte, so kann das uns anderen gleichgültig sein; er sollte aber wenigstens nicht gleich einen ganzen Satz von mir in der Versenkung verschwinden lassen. Ich schrieb oben Sp. 1179: „Seine (Bauers) Ausführungen über das Rojen mit ungleichen Riemen beruhen auf unselbständigem Nachsprechen der durch v. Freeden u. a. abgewiesenen Irrtümer Breusings und auf Vernachlässigung oder unglaublich geschraubter Auslegung entgegenstehender Zeugnisse“. Angesichts dieser dreißig recht deutlichen Worte wagt Bauer zu behaupten, ich hätte die Sache „nicht mit einem Worte erörtert“. Nun, ich bin zwar durch Breusing, Buresch und Bauer an ähnliche sonderbare Behauptungen schon gewöhnt, aber doch nicht so naiv, daß ich dieselben mit gewissenhafter Forschung verwechseln und fürder noch wie etwas Wissenschaftliches beachten und behandeln könnte. — Die dritte „Richtigstellung“ will etwas beweisen, was niemand bestritten oder gefragt hatte, daß nämlich Breusing „oft wochenlang“ nicht schreiben konnte (auch andere Menschen sind ja zeitweise an ihren Arbeiten verhindert), sie weicht schweigend und sorgfältig dem aus, was wirklich gesagt und geschehen war. Es bleibt auffällig, daß Breusing ein wissenschaftliches Büchlein von 46 Seiten verfassen und herausgeben konnte, während Bauer nachdrücklich verkündet hatte, Breusing könne sich wegen Krankheit nicht mehr selbst verteidigen. Wozu dieses vorschnelle Hereinziehen von Persönlichem in eine gelehrte Sache?

Berlin. Ernst Assmann.

Κέχονδα.

Der Papyrus CCXXVIII des Brit. Mus., über den Kenyon, Classical texts from papyri in the British Museum, p. 100—180, Bericht gegeben hat, liefert für Teile von Ilias Ψ Ω einen Text, der über das, was Papyrushandschriften sonst zu bieten pflegen, entschieden hinausragt. Kenyon S. 101 weist auf mehrere seiner Vorzüge hin: die kritischen Zeichen, die er bietet; die Weglassung von Ψ 626, welcher Vers in allen Handschriften steht, aber Aristarch unbekannt war (Aristonikos zu Ψ 627); die laut Eustathius Aristarcheische Schreibung παλαιμοσύνη, Ψ 701. Man kann weiteres beifügen: allein unter allen bisher bekannten Handschriften giebt dieser Papyrus Ψ 48 das von Didymus als Variante bezeugte τερπώμεθα (statt πειθώμεθα) und Ψ 493 ebenfalls allein das von den Scholien erwähnte ἀπαιτήσειας statt ἐπαιτήσειας. Durch ἄσχεο Ω 518 kommt Licht auf die Anmerkung des Didymos zu der St.: οὕτως Ἀρίσταρχος κἀκ' ἄνσχεο. Spitzner hatte hieraus auf eine Variante σχέο oder ἴσχεο geschlossen; nun bestätigt sich Ludwichs Andeutung (Aristarchs Homerische Textkritik 1, 504), daß dem ἄνσχεο die Variante ἄσχεο gegenüber gestanden habe; vgl. die von Didymos bezeugten Aristarcheischen Lesarten E 104 ἀνσχήσεσθαι, ε 120 ἀνσχεθέειν. Aus Didymos wissen wir ferner, daß Aristarch A 305. B 29. 398. 694. K 32. 176 im Aorist und Futurum von ἀνίστημι dem entsprechend mit Bewahrung des ν ἀνστ- las, andere dagegen, und zwar laut Aristonikos zu B 694 speziell Zenodot, ἀστ-. Solches ἀστ- bietet nun unser Papyrus Ψ 848, wo er ἀστάντες dem vulgaten ἀνστάντες gegenüberstellt. Es scheint mir beachtenswert, daß Herondas, dessen Ionisch von Rutherford jämmerlich mißhandelt worden ist, sich sowohl in den dorischen Kontraktionsformen von ὁράω als in der Form ἀστῆθι VIII 1 mit Zenodots Homertext berührt. — Auch λίπησθε statt λίπησθον Ψ 407, was sehr gut zu κιχάνετε 407, λείπεσθε 409 stimmt, und πυλαυορους statt πυλαωρούς Ω 681, was ich Kuhns Zeitschr. 28, 132 als ursprüngliche Form gefordert hatte, dienen zur Empfehlung der Varianten unseres Papyrus.

Hiernach haben wir allen Grund, das Ω 192 leider verstümmelt überlieferte [κεχ]όνδει als eine alte Lesart zu betrachten. Die bisher bekannten Handschriften schwanken zwischen dem, wie es scheint, Aristarcheischen κεχάνδει und κεχάνδη, die Μασσαλιωτική gab κεκεύθει; die Scholienexzerpte aus Didymos (Ludwich a. a. O. 1, 499) sind verworren.

Wenn wir Ω 192 κεχόνδει lesen, so gewinnen wir eine Perfektform, die dem Aorist ἔχαδε, χάδε, χαδέειν Δ 24, Θ 461; λ 462; Ξ 34) und dem Futurum χείσεται (σ 17) genau so entspricht wie πέπονθα dem Aorist ἔπαθον und dem Futurum πείσομαι (alle drei Bildungen bekanntlich ebenfalls Homerisch), und dem Präsens χανδάνω genau so entspricht wie Homerisch λέλογχα dem Präsens λαγχάνω. Man kann fragen, ob die etwa mit att. κέκλαγγα, äol. πέφυγγα vergleichbare Perfektform κέχανδα je wirklich in irgend einer Mundart existiert hat oder nur einem Textfehler ihren Ursprung verdankt. Außerhalb Homers ist der Perfektstamm von χανδάνω gar nicht belegt, bei Homer außer an obiger Stelle Ω 192 nur noch in der Form κεχανδότα Ψ 268. δ 96: ob hier die durch unseren Papyrus vertretene Überlieferung *κεχονδότα las, läßt sich nicht ausmachen. Die ursprünglichste Form wäre *κεχ϶̄δότα aus *κεχαδϜότα; vgl. einerseits ἑαδότα I 173 = σ 422 aus *ϜεϜαδϜότα (Kuhns Zeitschr. 27, 274), andererseits πεπαθυῖα.

Basel. Jakob Wackernagel.

J. W. Kubitschek und **S. Frankfurter**, Führer durch Carnuntum. Mit 2 Plänen und 44 Illustrationen. 2. Aufl. Wien 1891, Lechners Hofbuchhandlung (Wilh. Müller). 87 S.

Ein sehr niedliches und geschickt gemachtes Büchlein. Wir erhalten nächst dem Litteraturverzeichnis auf S. 6—29 eine ausführliche Geschichte der römischen Lagerstadt Carnuntum an der Donau (Tagespartie von Wien), darauf die Stadtbeschreibung (S. 30—36), und dann den Kern des Buches, den reichlich mit Abbildungen ausgestatteten „Besuch Carnuntums“. Von Wien aus wird uns die Dampferfahrt bis Hainburg geschildert, dessen mittelalterliche Bauwerke, Thor und Kirche, in guten photographischen Abbildungen geboten werden; dann wird das Museum von Deutsch-Altenburg beschrieben. Von da beginnt die Schilderung der Ruinen (bemerkenswert das Amphitheater) von Carnuntum. Noch sehr viel liegt unter der Erde. Ein Plan der Ausgrabungen und eine vorzügliche Karte (von Petronell bis Hainburg) im Maßstabe von 1 : 25 000 geben treffliche Auskunft.

Sind auch die Funde nicht von hohem Kunstwerte, so sind sie doch sehr wichtig für unsere Kenntnis der römischen Kultur an der Donau. Die Ausstattung mit Karten und Bildern machen das Büchlein zu einem Musterführer, freilich den geschilderten Objekten nach noch etwas magerem, dem wir aus neuen Ausgrabungen reichlichen Zuwachs wünschen.

I. Rezensionen und Anzeigen.

The Nemean Odes of **Pindar**, edited by **Bury**. London 1890, Macmillan & Co. LXI, 272 S. 8. 12 sh.

Wieder eine Gesamtausgabe der Pindarischen Oden, wovon zunächst die nemeischen vorliegen. Wer meine Jahresberichte bei Bursian-Müller oder meine Artikel über die vier Oden N VII, O VI, P VIII und P XI im Philologus eingesehen hat, wird im voraus wissen, daß es mir nicht leicht ist, diesen neuesten Ausgaben vorurteilsfrei zu begegnen. Wo die meisten Spezialfragen noch so verworren sind, wo dem philologischen, logischen, ethischen und ästhetischen Nachdenken Schritt für Schritt soviel Schwierigkeiten aufstoßen wie bei Pindar, da ist eine wissenschaftliche — und nicht minder eine populäre — Gesamtausgabe augenblicklich ein sehr gewagtes Unternehmen. Viel förderlicher würden gründliche Monographien sein, auch den Mitforschern zweifelsohne willkommener.

Indem ich trotzdem pflichtmäßig versuche, aus der Masse des nebensächlichen, bei einer Gesamtausgabe mehr oder minder unvermeidlichen Materials die bezeichnendsten Einzelheiten sachlich herauszuheben, kann ich nicht umhin, gegen Burys Behandlung den lebhaftesten Protest einzulegen.

Vielleicht die hervorstechendste Liebhaberei des neuen Herausgebers erinnert mich an Louviers famose Erklärung des Goetheschen Faust. Bury entdeckt ein rätselhaftes Spiel mit Eigennamen: ὄνομα ὄρνις. So soll ἀλκά N 2, 14 an die Pleiade (v. 11) Alkyone, zugleich τλάθυμος v. 15 an Atlas erinnern. Oder P 2, 71 steht Rhadamanthys, der nicht in den Zusammenhang passen soll, nur als „Lerneleicht" dem μαθὼν πίθων gegenüber, welche beiden letzteren Worte Bury verbindet. P 8, 86 ist λαύρας ein Hinweis auf das Laurionbergwerk, nach Mahaffy einst der Silberborn der Ägineten, aber ihnen geraubt von den Athenern, deren einer nach Bury unter den vom Ägineten Aristomenes besiegten Gegnern war. Oder σεσωπαμένον (bei Mommsen σεσιγαμένον) I 1, 55 verweist uns auf Ἀ-σωπό-δωρος, u. a. m.

Das zuletzt angeführte Beispiel dient zugleich zur Illustration für eine zweite Eigentümlichkeit der vorliegenden Ausgabe. Hatte Mezger zur Auffindung seiner Responsionsworte an metrisch entsprechenden Stellen viel Scharfsinn verschwendet, um darin den „Schlüssel zum Verständnis der Gedichte" uns anzubieten, so geht Bury noch weiter, indem er ohne alle Rücksicht auf das Metrum eine Jagd auf Echoklänge anstellt. Im angeführten Beispiel klingt ihm φέρει an v. 35 an und sichert die obige Deutung des σεσωπαμένον: „Echo und Wortspiel zugleich!" Oder O 6, 104 ist χρυσ- und 105 -τερπ- der Widerhall von v. 57 τερπνᾶς δ' ἐπεὶ χρυσοστεφάνοιο, ein Widerhall, der von einem anderen Echo gekreuzt wird, nämlich zwischen εὐ .... ἄνθος v. 105 und εὐανθής v. 84.

Welch eine Wortspiel-Echo-Poesie! Dazu gehört fürwahr eine σκυτάλα, wie Bury denn auch wirklich diesen Ausdruck O 6, 91 dahin deutet. Wie schade, daß der (angebliche) Chorführer und (nach Bury p. XX) Rätselknacker Äneas aus jener Ode nicht mehr lebt, — wenn er überhaupt gelebt hat!

Diese hohe Kunst — sagen wir: Künstelei — hängt nach Bury damit zusammen, daß Pindar der Dichter ungetrübter stolzer Lebensfreude war, ein καλλιγάληνος ohne Erdenleid und Himmelssehnsucht; darum sei seine Poesie künstlich gefeilt bis ins kleinste, ganz anders als die zerrissene christliche Kunst mit ihren seelischen Tiefen. Auch dies ist unrichtig. Gerade den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens, der Erfolglosigkeit und getäuschten Hoffnung, dem jähen Wechsel der Geschicke, dem Leid und der Todestrauer begegnet Pindar mit ebenso mutigem als tiefem Blick, und eben in den ernsten Lebensfragen — mitten unter aller griechischen Lebensfreude — zeigt sich die Hoheit seiner ethischen Gesinnung. Weil er trotz dieser Tiefen zu einer harmonischen Vollendung durchdringt, ist er Dichter und Prophet, freilich nicht ein Dichter nach Buryschem Schema.

Wie weit von einander entlegen die Straßen sind, auf denen die Pindarexegese des Herausgebers und die des Rezensenten wandelt, mag kurz an Nem. VII gezeigt werden, worüber ich meinerseits Philol. 45, 596 ff. zu vergleichen bitte. Für Bury ist es ein ungewöhnlich kunstvolles Lied, dessen Schwierigkeiten sich doch leicht lösen. Es verherrlicht „die neue Hoffnung eines alten Mannes". Sogenes ist ein spätgeborner Sohn, vielleicht waren ältere Brüder gestorben — daher der Name. Aias (vergleiche αἰετός) kam nach Troja mit schnellen Winden, Sogenes kehrte von Nemea zurück vermittels eines schnellen Speeres (v. 72 soll man ἐκ σ' ἔπεμψεν lesen: der ungesetzliche Speerwurf eines Gegners befreite Sogenes von einem gefährlichen Ringkampf); das heißt: Thearion-Aias bemühte sich vergeblich um einen Sieg, Sogenes-Neoptolemos aber siegte. Indessen wie Neoptolemos offenbar nicht ohne Makel war, so ist Sogenes augenscheinlich ein schwer zu erziehender Knabe, der sich im lockeren Korinth (daher die Erwähnung Ephyras) amüsierte, ohne zu bedenken, daß die

Rosen der Aphrodite welken. Dagegen war Thearion ein weiser Mann, der ein großes Geldopfer für das Lied des Sängers und für seine Unsterblichkeit (den Wind des dritten Tages) brachte, — und Pindars Dichtertaxe war gewiß nicht niedrig. Noch einige Wortspiele: Skyros erinnert an die ὁδὸς σκυρωτά, Homer an das τυφλὸν ἦτορ ὁμίλου, endlich in μαψυλάκας steckt der böse Rival Bakchylides, der die Ägineten wohl gegen Pindar gehetzt hatte.

Von der Nomostheorie hält Bury verständigerweise nichts. Metrisch stellt er sich zu Moritz Schmidt, ohne sich jedoch ein Urteil anzumaßen. Textkritisch erfindet er Verbesserungen wie O 6, 82 ἐπὶ γλώσσᾳ 'λκυόνος λιγυρᾶς, — P 10, 38 πρόποις als neues Wort für Festlichkeiten und zugleich als Echo von πρέπει v. 67, — N 7, 22 ποτανᾷ 'μφὶ μαχανᾷ.

Hamburg. L. Bornemann.

Aristoteles Metaphysik, übersetzt von **Hermann Bonitz**. Aus dem Nachlaß herausgegeben von **Eduard Wellmann**. IV, 321 S. 8. Berlin 1890, G. Reimer. 6 M.

Wohl jeder, der für das Studium der Aristotelischen Metaphysik Schweglers Ausgabe benutzt hat, wird es empfunden haben, wie sehr das Verständnis durch die beigegebene deutsche Übersetzung gefördert wird. Daß auch Bonitz, welcher durch seine Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos (1842), durch den 1847 herausgegebenen Kommentar Alexanders von Aphrodisias und durch die in den beiden folgenden Jahren erschienene Ausgabe der Metaphysik mit lateinischem Kommentar sich um das Verständnis dieser schwierigsten unter den Aristotelischen Schriften wie kein anderer verdient gemacht hat, einst die Absicht gehabt, eine deutsche Übersetzung derselben zu veröffentlichen, dürfte nur wenigen bekannt gewesen sein. Denn daß das in seinem Nachlasse gefundene, fast druckfertige Manuskript nicht zum eigenen Gebrauch, sondern zur Veröffentlichung bestimmt war, scheint zweifellos. Die Übersetzung reicht nach den von B. selbst hinzugefügten Zeitangaben in die Zeit der Observationes criticae zurück und ist bis zum September 1843 einer wiederholten Durchsicht unterzogen worden. Die Arbeit ist dann abgebrochen worden, wie die an 25 Stellen zur späteren Ausfüllung im Texte gelassenen Lücken zeigen. Auch später ist B. zu derselben nicht mehr zurückgekehrt, sodaß vielfach Abweichungen zwischen der Übersetzung und dem in der Ausgabe eingenommenen Standpunkt der Textkritik und Erklärung zu Tage treten. Die inzwischen erschienene Übersetzung Schweglers (1847) hat B. dann wohl endgültig bestimmt, den Plan, seine eigene Übertragung zu veröffentlichen, aufzugeben. Und doch wäre es gewiß vielen erwünscht gewesen, wie in der Schweglerschen so auch in der Bonitzschen Ausgabe neben dem Kommentar die Übersetzung zu Rate ziehen zu können. Aber auch jetzt, da Ausgabe und Kommentar längst vergriffen sind, wird diese Arbeit allen Freunden des Aristoteles und insbesondere allen Schülern und Verehrern seines großen Interpreten willkommen sein. Die vielen Schwierigkeiten, welche die Übertragung dieser Aristotelischen Schrift ins Deutsche bereitet, sind aufs glücklichste überwunden worden, und an Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks ist diese Übersetzung der Schweglers überlegen.

Dem Herausgeber gebührt Dank für die pietätvolle Sorgfalt, mit welcher er sich seiner Aufgabe unterzogen hat. Diese Aufgabe bestand im wesentlichen in der Ergänzung der im Manuskript gelassenen Lücken und in der von B. aus dem angegebenen Grunde nicht mehr vorgenommenen Revision der Übersetzung zur Entfernung der Differenzen zwischen der in dieser und der im Kommentar vertretenen, namentlich durch das Studium Alexanders geläuterten Auffassung. Über diese Zusätze und Änderungen giebt W. teils durch Sternchen, teils in den Anmerkungen die erforderliche Auskunft. Auch die größeren Abweichungen vom überlieferten Texte sind angemerkt worden.

Berlin. M. Wallies.

Richard Wagner, Epitoma Vaticana ex Apollodori bibliotheca; accedunt curae mythographae de Apollodori fontibus et epimetrum praefationem Borbonicam ad Homeri Iliadem continens. Leipzig 1891, S. Hirzel. XVI, 319 S. 8. 6 M.

Infolge eines merkwürdigen Zufalles treten nahezu gleichzeitig zwei verschiedene Auszüge aus der unter Apollodors Namen überlieferten Bibliothek ans Licht, von denen der ältere, ein in Jerusalem aufgefundener codex Sabbaiticus, nach dem Urteil des Herausgebers Papadopulos-Kerameus (Rhein. Mus. 46, 1891 S. 161—192) im 13. Jahrh., der jüngere, in einer Handschrift des Vatican (950) erhaltene, gegen Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben, jedenfalls aber früher verfaßt ist. Beide ruhen auf der überlieferten Form der Bibliothek, benutzen jedoch auch die verlorenen Abschnitte des 3. Buches, sodaß durch die Verbindung dieser Auszüge ein beträchtlicher Teil desselben wieder hergestellt werden kann. Die ältere Handschrift bietet überhaupt nur Auszüge aus diesem letzten Buche, und zwar schreitet sie von III 10, 7 mit

bedeutenden Auslassungen bis zu III 11, 1. 1 vor, geht dann aber zu Abschnitten, die bisher verloren waren, über. Hier wird sie nun von den Vaticanischen Exzerpten bis zur Heimkehr des Menelaos nach Sparta begleitet und ergänzt, bietet dann aber über diese hinausgehend noch eine Inhaltsangabe der Odyssee sammt einem neuen Verzeichnis der Freier der Penelope und einen Auszug aus der Telegonie, womit nach Photius die Bibliothek geendet zu haben scheint. Nach letzterem zeugt Odysseus bei den Thesproten mit Kallidike den Polypoites, dem er nach dem Tode seiner Mutter die Herrschaft überläßt. In Ithaka findet er seine und der Penelope (hier zum erstenmal genannte) Tochter Poliporte, wird dann aber unerkannt von Telegonos getötet. Dieser heiratet Penelope und wird mit ihr von seiner Mutter Kirke auf die Inseln der Seligen versetzt. Nach anderen, fährt der Auszug fort, sei Penelope von Antinoos oder Amphinomos verführt, von ihrem Gatten verstoßen und von Hermes Mutter des Pan geworden. Odysseus aber verläßt nach einem Urteilsspruch des zum Schiedsrichter erwählten Neoptolemos seine Herrschaft, geht zu Thoas nach Aitolien, zeugt mit dessen Tochter den Leontophonos (neu!) und stirbt in hohem Alter. Nachträglich sind dann noch einzelne Themata aus den vorhergehenden Teilen des 3. Buches behandelt: Minotauros nach cap. 1. 15. 16 mit der vatikanischen Fortsetzung (unter den Söhnen des Dionysos und der Ariadne erscheint neben Thoas, Staphylos und Oinopion neu Πάρηθος) und Teilen von 12 und 13; die ältere Geschichte Trojas nach cap. 12; Asklepios nach 10; Kadmos und Aktaion nach 4; Zethos und Amphion nach 5, doch auch hier weicht der Text, von Auslassungen, Umstellungen und geringen Änderungen besonders in den Übergängen abgesehen, von der Überlieferung im allgemeinen nicht ab, bietet aber vielfach bessere Lesarten als die Handschriften der Bibliothek. Da R. Wagner diese mit Rücksicht auf die neuen Funde, die sich öfter gegenseitig ergänzen, in der Kürze herauszugeben beabsichtigt (S. XVI), genügt es, diese Thatsache hervorgehoben zu haben.

Die vatikanischen Exzerpte, die Wagner dem Tzetzes zuschreiben möchte, sind allen drei Büchern entnommen und schließen sich in den vergleichbaren Teilen noch etwas enger an den überlieferten Text der Bibliothek an als die eben besprochenen Fragmente; leider ist aber bei ihnen der Schluß, von der Heimkehr des Menelaos an, verloren gegangen; dennoch bieten sie selbständig etwa ebensoviel Neues (ca 65 §§) wie jene, insbesondere einige Thesensabenteuer (Phaia, Skeiron, Kerkyon, Damastes); Daidalos, Ikaros und Kokalos; Ixion und Hera; Kaineus, Tantalos; Broteas; Pelops und Oinomaos; Atreus und Thyestes; Kinyras (?); Palamedes; die Oinotrophoi (sonst Οἰνότροποι); Telephos; Tenes; Philoktetes; Penthesileia; Hippolyte; Palamedes und Nauplios (Κλειτιθύρα = Κλειτιθήρα); Neoptolemos und Andromache; Deïdameia, Hermione, Orestes; Demophon und Phyllis; Podaleirios, Amphilochos und Mopsos; Periboia (neu) und Kleopatra in Troja. Zum erstenmal überhaupt treten hier auf: Branchos und die Nymphe Argiope als Eltern des Kerkyon; Naukrate, Sklavin des Minos, als Mutter des Ikaros; Glauke oder Melanippe als die mit Theseus verbundene Amazone; der Jäger Broteas, des Tantalos Sohn, als Verächter der Artemis; Agoos und Kallileon als Söhne des Thyestes, die sonst Aglaos und Kaleos heißen; der Kyprier Mygdalion; Eumolpos (bei Plutarch jedenfalls infolge von Verschreibung Molpos genannt), als der der Philonome als falscher Zeuge dienende Flötenspieler; Echion, Sohn des Portheus, der als erster aus dem trojanischen Pferd herausspringt, dabei aber umkommt; Deïdameia, die Mutter des Neoptolemos, als Gattin des Helenos.

In beiden Handschriften sind neu, aber ohne wesentliche Bereicherung unserer mythologischen Kenntnis behandelt: Theseus und Medeia, Minotauros, Ariadne, mit der sich Dionysos zuerst auf Lemnos vereinigt (neu!), Hippolyte (als Mutter des Hippolytos; zuerst von Simonides genannt), Phaidra, Hippolytos; Urteil des Alexandros; Raub der Helena; Odysseus und Palamedes; Agamemnon in Aulis, Opfer der Iphigeneia; Protesilaos und Laodameia; Diomedes, Hektor, Aias; Tod des Memnon und Achilleus und Verbindung des letzteren mit Medeia auf den Inseln der Seligen; Tod des Aias und Alexandros, Helenos' Gefangennahme; Ankunft des Neoptolemos und Eurypylos vor Troja; Raub des Palladion; Bau des Pferdes, Sinon, Kasandra, Laokoon, Helena; Einnahme von Troja; Tod des Astyanax, der Polyxena, Hekabe und Laodike; Heimkehr der Griechen; Wettkampf des Kalchas und Mopsos; Tod des kleinen Aias; Agamemnons Ermordung, Orestes; Menelaos' Heimkehr. — Hierzu hat der Herausgeber zahlreiche, ebenfalls aus Apollodor entlehnte Ergänzungen des Tzetzes gesammelt und die im Texte auftretenden Schwierigkeiten in angehängten Anmerkungen meist glücklich gelöst.

Im 2. Teile des Buches untersucht Wagner die Quellen der Bibliothek und weist in Übereinstimmung mit Bethe zunächst im allgemeinen

darauf hin, daß für diese dasselbe mythologische Handbuch wie von Diodor, Pausanias, Hygin und für die Unterschriften der tabulae Iliacae benutzt ist (S. 116). In Kap. I betrachtet er dann die speziell für die Sagengeschichte Attikas von Apollodor benutzten Quellen, wobei er eine Übereinstimmung mit der Parischen Marmorchronik hervorhebt, aber zu dem Schlusse kommt, daß der Verfasser der Bibliothek keinen der älteren Atthidographen, sondern auch hier nur jene (spät alexandrinische?) Zusammenstellung der allgemein bekannten Sagen seiner Darstellung zu grunde gelegt, diese aber an vielen Stellen nach Philostephanos und, wie überall im ganzen Werke, nach einer Sammlung von Tragödienargumenten, wahrscheinlich den Tragodumena des Asklepiades (S. 146 f.), erweitert hat. Die Behandlung der Heraklessage läßt dagegen auf eine gewisse Abhängigkeit von Pherekydes und Panyasis schließen (S. 157), und auch bei den für die Pelopssage (cap. II) benutzten Quellen tritt ersterer in den Vordergrund.

Der Inhalt der von dem Epitomator ausgelassenen Erzählungen wird mit großer Wahrscheinlichkeit besonders aus den Chiliaden des Tzetzes ergänzt. In Kap. III zeigt W., daß Apollodor weit ausführlichere Exzerpte aus den Gedichten des epischen Cyklus benutzt hat, als die unter dem Namen des Proclus überlieferte Erzählung bietet, daß diese aber dennoch als letzter verdünnter Auszug jener zu betrachten ist. Ebenso hat Apollodor die Inhaltsangabe der Homerischen Gedichte nicht aus diesen selbst, sondern aus den gewöhnlichen, nur noch etwas reichhaltigeren Argumenten der einzelnen Bücher zusammengestellt (cap. IV) und sich bei der Bearbeitung der nachhomerischen Ereignisse (cap. V) an eine ziemlich ausführliche Epitome der Aithiopis, der kleinen Ilias und einer Ἰλίου πέρσις, die nicht die des Arktinos, wohl aber diejenige des Stesichoros sein kann, angeschlossen. Genau ebenso verfährt er bei Behandlung der Nosten (cap. VI), wobei er der Hauptsache nach teils dem von Philostephanos bearbeiteten Cyklus, nach dessen Auszügen er auch die Werke des Kallimachos (S. 134 ff.) und Euphorion (S. 292) verwertet, teils demjenigen des Lysimachos folgt.

Über die Fürsten, die nicht in ihre Heimat gelangten, geht der vatikanische Auszug (XXIII, 1) sehr kurz hinweg; obwohl aber der Jerusalemer (S. 174, 34 ff.) nur wenig ausführlicher ist, so ist doch aus den manche Erweiterungen enthaltenden hierher gehörigen Scholien des Tzetzes mit Wagner S. 280 ff. auf eine wesentlich vollständigere Darstellung dieser Abenteuer in der Bibliothek zu schließen, wie besonders eine Vergleichung des auf S. 286 f. abgedruckten Scholions mit S. 174, 34 ff. des Jerusalemer Auszugs beweist. Wagners Vermutung, daß Apollodor die Söhne des Orestes genannt habe (S. 294), bestätigt das neue Fragment (S. 175, 30) durch Erwähnung des Tisamenos. Auch seine weiteren, hauptsächlich auf der Darstellung des Proclus beruhenden Annahmen in betreff des Endes des Menelaos (S. 295), der Inhaltsangabe der Odyssee und Telegonie sind durch dasselbe als durchaus richtig erwiesen worden. Überhaupt ist anzuerkennen, daß durch seine Arbeit die Erkenntnis der für die Bibliothek benutzten Quellen um ein Bedeutendes gefördert worden ist.

Als Anhang bietet W. noch aus einer Neapeler Handschrift eine bisher unveröffentlichte Darstellung der Vorgeschichte der Ilias, die jedoch vollständig aus Angaben der Homerischen Gedichte selbst zusammengesetzt ist. Den Schluß bilden ausführliche und zuverlässig (ich habe nur Ἀγωός X, 4 vermißt) gearbeitete Indices zu den neu aufgefundenen Teilen der Bibliothek; dabei ist nur zu bedauern, daß nicht auch die im cod. Sabbaiticus enthaltenen Abschnitte mit haben berücksichtigt werden können. Der Herausgeber und die Verlagsbuchhandlung würden daher die Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes bedeutend erhöhen, wenn sie als Anhang einen Abdruck dieser neuen Fragmente mit genauer Bezeichnung der bereits veröffentlichten Stellen und Hervorhebung des Neuen bieten wollten; zugleich müßte freilich für das letztere ein dem vorliegenden entsprechender Index beigegeben werden. Dann würde das Buch bis zum Erscheinen der von Wagner versprochenen neuen Ausgabe der ganzen Bibliothek allen Anforderungen genügen können.*)

Wurzen. H. Steuding.

Paul Wendland, Neu entdeckte Fragmente **Philos** nebst einer Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt der Schrift de sacrificiis Abelis et Caini. Berlin 1891, Reimer. X, 152 S. gr. 8. 5 M.

Während der Vorarbeiten zu einer Ausgabe Philos, welche der Verf. mit Leopold Cohn vor-

*) Inzwischen hat Wagner im Rhein. Mus. Bd. 46 auch die Sabbaitischen Apollodorfragmente in Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Textgestaltung der Bibliothek sowie für die Überlieferung der griechischen Heldensage eingehend besprochen und das Erscheinen seiner Apollodorausgabe in nahe Aussicht gestellt.

bereitet, hat er glückliche Entdeckungen gemacht, welche zu den sechs Untersuchungen, die diesen Band bilden, Anlaß gegeben haben. Sie betreffen zum Teil wichtige, den früheren Herausgebern entgangene Fragmente Philos oder behandeln Fragen, welche unberührt oder ungelöst geblieben waren und für die Ordnung und Herstellung der Werke des jüdischen Philosophen von Bedeutung sind.

I. In dem ersten Abschnitt ist von der Schrift De animalibus sacrificio idoneis (wie man sie zu nennen pflegt) die Rede. Diese Schrift fehlt in der wichtigsten Hs Philos, dem Laurentianus X 20 (M), und der heutige Text beruht im allgemeinen auf Hss der zwei anderen Klassen (a, b). Nach der Meinung Wendlands, deren genauen Beweis er sich aber vorbehalten hat, stammen noch zwei Hss Philos aus demselben Archetypus wie M: der Palatinus 248 [H], und der Laurentianus LXXXV 10 [F], der auch unsere Schrift enthält. So viel steht jedenfalls fest, daß in dieser Schrift F einen einzigen Wert hat. Mangey hatte schon manche gute Lesart dieses Codex — wenn auch nicht alle — durch den Arzt Cocchio mitgeteilt bekommen; aber merkwürdigerweise hatte sein Korrespondent nicht bemerkt oder ihm verschwiegen, daß F einen ganzen Abschnitt enthielt, der unediert war. Diesen Teil giebt jetzt Wendland heraus mit zahlreichen Parallelstellen aus anderen Werken Philos, die seine Echtheit gegen etwaige Zweifel sichern. Es ließen sich natürlich noch andere hinzufügen: zu 8, 34 vgl. vor allem De iustitia 14 (II 374) Τί δὲ αἱ σελήνης κ. τ. λ.; zu 13, 11 Vita Mos. III 22 (II 163) οἰνοφλυγίαι καὶ ὀψοφαγίαι καὶ λαγνεῖαι καὶ ἄλλαι ἀπλήρωτοι ἐπιθυμίαι etc. Dies Anekdoton behandelt die Opfer der verschiedenen Festtage, und erst durch die Einschiebung dieses Abschnittes, den Philo in der Einleitung seiner Schrift ankündigte, wird der Zusammenhang dieses für die Kenntnis des jüdischen Ritus so wichtigen Werkes verständlich.

II. Die Schrift De ebrietate, die mit der vorhergehenden De plantatione Noe (= De agricultura lib. II) und der folgenden De sobrietate ein großes Ganze bildete, bestand bekanntlich aus zwei Büchern, von denen nur das eine uns erhalten ist. Nun hat man sowohl vor dem Anfang wie nach dem Ende dieses Buches eine Lücke nachgewiesen, und es fragt sich, ob das verlorene Buch περὶ μέθης das erste oder das zweite war. Man könnte hoffen, in der indirekten Überlieferung eine Antwort zu finden. Der Verf. giebt eine Sammlung der zum Teil umfangreichen in den christlichen Florilegien enthaltenen Fragmente dieser Schrift. Vier Umarbeitungen der auf Joh. Damascenus zurückgehenden Exzerptensammlung hat er verglichen: den R(upefucaldinus) jetzt in Berlin, den V(aticanus) 1553, zum Teil von Mai ediert, den M(arcianus) 138, der dem von Harris benützten Parisinus Reg(ius) 923 gleich ist, und den Vaticanus 1236 (V^P), den Lequien herausgegeben hat. Die meisten Citate lauten einfach περὶ μέθης; aber R (1 mal) und L (2 mal) führen das erhaltene Buch als α' an, V dagegen citiert dasselbe dreimal als zweites, das verlorene dreimal als erstes. Es liegt also eine alte Verwechselung vor, und es läßt sich überhaupt aus der Überlieferung — obwohl F vor dem geretteten Teil den Titel περὶ μέθης λόγος α' trägt — nichts Sicheres schließen. Trotzdem nimmt W. aus inneren Gründen mit Massebieau an, daß das verschollene Buch das zweite war, und erklärt die Lücke vor dem anderen durch eine Verstümmelung von De plantatione, welche bei dem plötzlichen Abbrechen dieses Werkes unzweifelhaft scheint. Mehrere bisher unbekannte Fragmente des verlorenen Buches werden mitgeteilt. — Interessant für den Text des περὶ μέθης ist auch das Ergebnis, daß der sog. Herennius beim Abschreiben dieser Schrift eine junge, jetzt verlorene (?) Hs der Klasse M. benutzt hat.

III. Am Anfang des VI. Jahrhunderts schrieb der Bischof Procopius von Gaza unter dem Titel εἰς τὴν γένεσιν ἐκλογαί einen großen Kommentar zum Oktateuch, in dem er eine Menge von Exzerpten aus den früheren Bibelerklärern zusammengetragen hatte. Dieses Werk scheint verloren gegangen zu sein, aber ein von Procop selbst gefertigter Abriß desselben ist teilweise von Mai aus römischen Hss ediert worden und vollständig in einem Augustanus (jetzt in München No. 358) enthalten. Daß Procop die uns — abgesehen von den Florilegiencitaten — nur armenisch erhaltenen Quaestiones in Genesim und Qu. in Exodum des Philo benutzt, hatte schon Harris bemerkt; aber es ist das Verdienst Wendlands, die namenlosen Philofragmente aus dem Kommentar des Procop herausgezogen, mit den entsprechenden Stellen der Übersetzung von Aucher identifiziert und auf diese Weise einen beträchtlichen Teil der Quaestiones im Urtext wiedergewonnen zu haben. Natürlich können wir nicht hoffen, in diesen Exzerpten den Reichtum des Philonischen Stils wiederzufinden und aus diesen losen Fragmenten seine schwungvollen Perioden

rekonstruieren zu können. Denn bei Procop haben wir nur Abrisse von Auszügen, andererseits sind wir im allgemeinen auf eine lateinische Wiedergabe einer auch schon fehlerhaften armenischen Übersetzung angewiesen. Aber ein Vergleich lehrt uns, daß Procop, wo er direkt aus Philo geschöpft hat, seine Vorlage zwar verkürzt und vereinfacht, aber selten auch nur im Ausdruck geändert hat. Und wie wird das Latein des Übersetzers durch die griechischen Exzerpte erhellt und seine oft kaum verständlichen Sätze erklärt!

Auch lassen sich aus Procop und den Florilegien interessante Schlüsse für die ursprüngliche Gestalt der Quaestiones ziehen. Eine Anzahl mit der armenischen Übersetzung nicht identifizierbarer Fragmente beweist, daß dieselbe lückenhaft ist. Da weiter das heutige vierte Buch der Quaest. in Gen., welches den gewöhnlichen Buchumfang bei weitem überschreitet, als 4, 5, 6 citiert wird, ist wohl anzunehmen, daß es früher in drei Bücher verteilt war, und daß also die armenische Übersetzung uns sämtliche in dem πίναξ des Euzoïus [cf. Cohn, De op. M. I ff.] erwähnte Bücher bewahrt hat. Aber ich möchte dem Verf. nicht folgen, wenn er daraus und aus der Thatsache, daß auch Procop nicht mehr gekannt hat, schließt, daß Philo selber keine anderen geschrieben und seine Quaest. in Gen. unvollständig gelassen habe. Nach Cohns Bemerkung [zu W. s. 105] sind die beiden armenisch überlieferten Bücher der Quaest. in Exodum wahrscheinlich das zweite und fünfte des ursprünglichen Werkes, und die übrigen hat ebensowenig Procop wie die Verfasser der Florilegien ausgezogen. Die Übereinstimmung muß also einen anderen Grund haben. Soviel steht durch den πίναξ fest, daß am Ende des IV. Jahrhunderts die Bibliothek von Cäsarea 6 Bücher in Genesim besaß, und wenn die Liste des Eusebius von Cäsarea, der natürlich die Hss des Euzoïus gekannt hat, nur fünf anführt, so beruht das auf einem Irrtum des Schriftstellers oder eines Abschreibers. Daß Procop, der in dem benachbarten Gaza lebte, eine Abschrift desselben Kodex gelesen hat, ist sehr wahrscheinlich, und da sicher ein großer Teil der später benutzten Hss auf denselben Archetypus zurückgeht [Cohn, De op. I ff.], wird man auch verstehen können, wie die Exzerptoren (auch wo sie nicht auf Procops Ἐκλογαί zurückgehen) und die alte lateinische Übersetzung immer nur sechs Bücher kennen. Es ist allerdings [trotz der gemeinsamen Korruptel τὸ μή p. 39 Anm. 3 — vielleicht auch p. 801 δηλονότι statt δυνάμει, cf. Bast Comm. pal. s. 805—6] nicht anzunehmen, daß der Armenier, der vor 450 schrieb, auch von dieser Hs abhängig sei; aber wenn auch er nicht mehr Bücher kennt, so wird man daraus wohl schließen können, daß das Ende der Quaest. im V. Jahrhundert schon verschollen war, aber nicht daß Philo sein Werk in der Mitte unterbrochen habe und dann zur Exodus übergesprungen sei. Der von Massebiean (S. 7 Anm. 5) angeführte Satz [Quaest. IV § 123]: dicetur quum benedictiones examinemus beweist doch, daß er den Kommentar bis zum Ende des Pentateuchs fortführen wollte. Wie weit er gelangt ist, läßt sich allerdings nicht bestimmen.

Procop hat nicht nur direkt die Quaestiones abgeschrieben, Philonische Gedanken sind an ihn auch durch die Vermittelung anderer Kirchenschriftsteller gelangt. Besonders aus Cyrill und Origenes hat er geschöpft. Eine reiche Sammlung von Parallelstellen des Procop und des Origenes, welche den künftigen Bearbeitern dieser Schriftsteller sehr nützlich sein werden, giebt W. in dem Abschnitt V. Auch mit Theodoret, der mittelbar oder unmittelbar viel dem Philo verdankt [A. IV] berührt sich oft Procop. Natürlich haben diese Auszüge denselben Wert nicht wie diejenigen, welche Procop dem Philo selber entnommen hat; aber es läßt sich doch manches aus ihnen in der armenischen Übersetzung erklären und sogar ergänzen.

VI. Kein Leser Philos hat wohl die kleine Schrift De mercede meretricis ohne Befremdung durchblättert. Wie W. hervorhebt, besteht sie aus zwei ganz verschiedenen Teilen: einer symbolischen Deutung des Gebotes über den Ausschluß des Hurensohnes vom Tempel und einer aus irgend einer kynisch-stoischen Quelle entnommenen, in der Litteratur häufig wiederkehrenden Gegenüberstellung von zwei Weibern, die Lust und Tugend personifizieren. Daß man diese Schrift bis jetzt als ein einheitliches und selbständiges Ganze angesehen hat, obwohl eine Anmerkung Mangeys auf die Zugehörigkeit ihres zweiten Teiles zu De sacrificiis Abelis et Cainis hinwies, ist fast unbegreiflich. Von den drei Klassen der Hss Philos giebt nur die schlechteste (b) das Buch de sacrificiis in der Gestalt der Vulgata, die anderen (m, a) setzen die Reden der Lust und Tugend aus De merc. im § 5 ein, wo auch in der Klasse b die ersten und letzten Sätze erhalten, aber verfälscht sind. Daß dies die ursprüngliche Anordnung ist, wird erwiesen sowohl durch den Zusammenhang wie durch die Autorität des Ambrosius, der in seinem Werke De Cain

et Abel den Anfang von Philos Schrift De sacr. mit dem Abschnitt über die zwei Weiber ausschreibt. Den ersten Teil von De merc. mer. hat der auch sonst so wichtige F allein in dem richtigen Zusammenhang, nämlich nach De sacrificantibus § 4, wo von ähnlichen Verboten die Rede ist. Man könnte vielleicht einwenden, daß das folgende mit einem ganz anderen Gegenstand sich beschäftigt, wenn der Anfang Τὰ ἄλλα τὰ περὶ θυσιαστήριον (wohl ein in den Text geratener Titel?) nicht bewiese, daß Philo zu einem anderen Abschnitte seines Kommentares, zum zweiten Gebot, übergeht. Den Zweck des Fälschers bei seiner Zusammensetzung der zwei Hälften von De merc. mer. weiß ich ebenso wenig wie W. zu entdecken; aber wir können auf das ganz analoge Verfahren in der längst als unecht erkannten Schrift De mundo hinweisen. Da werden auch verschiedenartige Stücke aus mehreren Werken Philos ausgeschnitten und an einander gereiht. Wäre vielleicht der Fälscher derselbe? [cf. die Einschiebung De sacr. 5 τίς ἀγνοεῖ τῶν βροτῶν und De mundo 20 (II 622) = περὶ ἀφθ. κ. § 26 (41 13—14) ἀγνοεῖται παρ' οὐδενὸς τῶν ἐλλογίμων].

Was wir über den Inhalt dieses Buches gesagt haben, wird wohl genügen, um von der Fülle von Fragen, die in demselben erläutert oder gelöst werden, einen Begriff zu geben. Man ersieht aus dieser Probe, wie viel von gründlichen Forschungen, wie diejenige Wendlands ist, auf diesem lange vernachlässigten Gebiete zu hoffen ist. Möge der Ertrag der Untersuchungen über die philosophischen Quellen und die angefochtenen Schriften Philos, welche der Verf. in seiner Einleitung verspricht, ebenso bedeutend sein wie der dieser ersten Arbeit!

Nur in wenigen Fällen möchte ich von dem angenommenen Text abweichen. Philo hat unzweifelhaft (s. S. 9, 10) wie Philodem den Hiat nach αι der dritten Pers. sich erlaubt [cf. meine Prol. zu Philos περὶ ἀφθαρσίας XXI, XXIX]; demnach wäre wohl S. 11, 4 τὰ σῶστρα [= die erwähnte θυσία] . . . ἀνάγεται· χαριστήρια καὶ <ἄλλα> ἀνάγεται ἄρτοις (cf. ibid. § 9 [II 246] θυσίαις καὶ ταῖς ἄλλαις εὐχαριστίαις) und S. 11, 9 einfach ἱερομηνίας ἄγεται <ἑορτή> προσαγ. zu schreiben. ‖ 23, 10 κνῆκος καὶ πολλὰ τῶν ἄλλων <ἅπερ> ἥκιστα, ‖ ibid. Z. 9 ὀλίγον <ἔλαιον> ἀποστάζειν, ‖ Z. 11 Αἰγύπτῳ φασὶν interessante Parallelstelle zu περὶ ἀφθαρσίας § 11 [= S. 20, 1] ὥσπερ φασὶν Αἴγυπτον. ‖ S. 24 fr. 10 ist αἱ λυποῦσαι δυνάμεις richtig, cf. Plat. in περὶ ἀφθ. § 6 (9, 13) ὅσα δυνάμεις ἰσχυρὰς ἔχει, λυπεῖ ‖ S. 56 a 1 ἄλεκτος ist dem πρᾴως entgegengestellt, vgl. übrigens περὶ ἀφθ. § 27 [43, 10] ἀλέκτοις φοραῖς und Vita Mos. II 10 (II 143) ἀλέκτου πάθους. ‖ S. 57 Z. 3 Hat ἀνακάλυψις diesen Sinn? Auch Arm. extensio paßt nicht. ‖ 62 § 71 Harris ἔξω περιεστῶτας wie Proc. des Hiats wegen. ‖ 72 § 52 δεινῶς nach καὶ θανάτου dem δεῖν vorzuziehen. ‖ 76 § 52 ἡττώμενοι φίλων giebt einen falschen Sinn. <ὑπ' ἔρωτος> ἡττωμ. φίλων cf. Plat. Phaedr. 233 C und Arm. prae dilectione amicorum. ‖ 100 § 25 lies τὰς ἔμπλεως ἀνθρώπων οἰκήσεις, dem ἐρήμους entgegengesetzt; Armen. repletae sint. ‖ 130 Z. 18 scheint Ambrosius ῥήματα ἐπιτειχίσαντά φησι π. τ. ν. τάδε gelesen zu haben cf. περὶ ἀφθ. § 13 (22, 10) ἐπιτειχίζειν ψευδολογίαν.

Alost. Cumont.

J. W. Headlam, Election by lot at Athens. Cambridge 1891. XX, 195 S. 8.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, das Wesen und die Bedeutung des Loses bei der Wahl der verschiedenen Beamten zu Athen klar darzulegen, und geht seinen Vorgängern gegenüber vor allem darauf aus, der Behandlung der Frage eine breitere und daher gesichertere Grundlage zu geben. Nicht bloß, daß er sich bemüht festzustellen, welche Beamten durch das Los, welche durch Wahl besetzt wurden, und die Bedeutung der beiden Arten von Magistraturen zu ergründen, er will vielmehr dem Leser ein vollständiges Bild von dem politischen Leben Athens entrollen, ihm vor allem vergegenwärtigen, wie zu Athen das Volk der eigentliche Souverän gewesen ist, der stets die Regierung in den Händen behielt und seine Beamten nur als Exekutivorgane seines Willens gelten ließ, wie ein stramm organisiertes Parteiwesen in modernem Sinne zu Athen nicht existierte, sondern die Anhänger einer einzelnen Persönlichkeit, z. B. bei Abstimmungen in der Ekklesie, sich viel freier bewegten als heutzutage die von der Parteidisziplin geleiteten und beherrschten Parteigenossen; wie aus diesen beiden Gründen die jährlichen Wahlen keineswegs darnach angethan sein konnten, solch heftige Leidenschaftlichkeit zu wecken wie in unserer Zeit. Mit Recht betont der Verfasser immer wieder, daß man sich bei unserer Frage wie überhaupt bei antiquarischen Untersuchungen von dem Fehler frei halten müsse, antike Einrichtungen in modernem Lichte zu sehen, ja selbst auf den Bedeutungswandel gewisser Termini genau zu achten habe. Erst dann, wenn man sich das Wesen der attischen Demokratie und ihrer Beamten vorurteilsfrei vergegenwärtige, wenn man das politische

Leben zu Athen klar erfasse, erst dann könne man begreifen, wieso das Los eine soweit ausgedehnte Anwendung finden konnte, und inwiefern dasselbe dem attischen Staatsleben entsprach.

Der Verfasser entscheidet sich nun dahin, daß das Los allerdings in den ältesten Zeiten, wie Fustel de Coulanges annahm, religiösen Charakter hatte, d. h. als eine Art Gottesurteil angewendet ward, wie dies insbesondere auch aus dem Umstande erhelle, daß priesterliche Würden durch das Los besetzt wurden. Für die historische Zeit aber könne man sich keineswegs bei dieser Anschauung beruhigen; die Stellen, welche von manchen Gelehrten vorgebracht seien, bezögen sich entweder gar nicht auf die attische Verfassung (Plato [Ges. III 690 C, 757 E] in seinem Idealstaate) oder bewiesen nicht die allgemeine Anschauung über das Los; es wäre ja unfaßbar, wie gerade in der entwickelteren Demokratie das Los immer mehr an Bedeutung gewinnen konnte. Demselben sei vielmehr für die spätere Zeit der demokratische Charakter nicht abzusprechen; nur dürfe man den Begriff „demokratisch" nicht in modernem Sinne fassen, sondern müsse an dem Charakter der attischen Demokratie festhalten. Beachte man, daß zu Athen die Ekklesie, wie bereits erwähnt worden ist, die eigentliche Regierungsgewalt stets in den Händen behielt und nur zum Zwecke der Administration ihre Beamten bestellte, wie selbst der Rat der 500 nur weniges und verhältnismäßig Unbedeutendes selbständig entscheiden konnte, wie demselben alles abgehe, was die politische Bedeutung unserer Parlamente ausmache, wie ferner jene Männer, welche die Politik beeinflussen wollten, dies in der Regel nicht durch eine amtliche Stellung, auch nicht unmittelbar durch einen Sitz in der Bule, sondern vielmehr durch ihren persönlichen Einfluß in der Volksversammlung erreichen konnten, so werde man einerseits begreifen, warum für die Besetzung der Mehrzahl der Ämter, zu deren Führung im allgemeinen keine besondere fachliche Erfahrung und Geschicklichkeit gehörte, das Los beliebt wurde, zumal man gerade hierdurch wieder das Mittel fand, dem allzu mächtigen und daher der Natur der Demokratie gefährlichen Einflusse einzelner zu steuern; andrerseits sei es selbstverständlich, daß bei solcher Sachlage den Wahlen zu Athen die politische Bedeutung mangelte, da sich der feindliche Gegensatz gegen die Beamten vielmehr bei deren Dokimasie, Epicheirotonie und Euthyne äußern konnte. Somit gewönnen alle jene Stellen ihre volle Beglaubigung, an denen antike Schriftsteller von der demokratischen Natur des Loses sprechen.

Diese seine Anschauungen legt nun der Verfasser in folgender Weise dar. In dem 1. Abschnitte seines Buches, der Einleitung, erweist er zunächst im allgemeinen, daß das Los in späterer Zeit nicht religiösen Charakters gewesen sein konnte. Um nun darzulegen, daß demselben demokratische Natur innewohne, geht er im zweiten, ausführlicheren Teile der Einleitung auf die Feststellung des Wesens einer griechischen Demokratie im allgemeinen und der Beamtenwahlen im besonderen über; am Schlusse behandelt er ganz kurz die politischen Verbindungen und die Bedeutung der politischen Prozesse zu Athen. In den folgenden Kapiteln geht er in das Detail der Frage ein, indem er zunächst über die Bule (S. 41—87), hierauf über die Beamten im allgemeinen (88—110), dann über das Finanzwesen und die Finanzbeamten (111—144), über die Gerichtsbeamten (145—153), über die Verwaltungsbeamten (154—164) sich des genauern verbreitet. In all diesen Abschnitten sucht der Verfasser die Natur der einzelnen Einrichtungen und deren größere oder geringere politische Bedeutung darzulegen sowie die Gründe anfzuweisen, welche bei den verschiedenen Beamtenkörpern zur Anwendung des Loses führten. Das 7. Kapitel berücksichtigt die Unterabteilungen des Staates (die Demen und Phylen) und die privaten Verbindungen, kann aber natürlich nur Lückenhaftes und zum Teil Unsicheres bieten. Den Schluß des Werkes bilden Erwägungen über die Verwaltung des attischen Staates und eine Gegenüberstellung der antiken und modernen Demokratie.

Dem zweiten Kapitel ist ein Exkurs über die Zeit der Einführung des Loses beigegeben (S. 78—87), der wieder seine Ergänzung in der Appendix (S. 183 ff.) findet, welche überhaupt dazu bestimmt ist, die Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles soweit wie möglich für die vorliegende Frage auszunützen. In der Vorrede würdigt der Verfasser vor allem die Leistungen seiner Vorgänger und bekundet hierbei ruhiges, von jeglicher Voreingenommenheit freies Urteil. Der Index entspricht seinem Zwecke.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, will Referent bemerken, daß er des Verfassers Ausführungen im großen und ganzen beipflichten konnte und namentlich dessen Resultate betreffs der Natur des Loses und des Wesens der attischen Demokratie unterschreibt; daß man nicht in allen Punkten folgen kann, mindert keineswegs den Wert des anregend geschriebenen Buches. Übrigens sei noch hervorgehoben, daß der Verfasser mit Recht vor subjektivem Mißtrauen gegenüber alten Quellen und vorschneller Korrektur derselben warnt und in klarer

Weise den Unterschied moderner und antiker Einrichtungen aufzuzeigen vermag. Die Litteratur ist gewissenhaft berücksichtigt; ob dem Verfasser Macan, on the significance of the lot and the date of its introduction at Athens in Transaction of the Oxford Phil. Society 1886 S. 4 ff., ein Aufsatz, den Referent in der vorliegenden Schrift nirgends citiert fand, Brauchbares geboten hätte, kann er augenblicklich nicht feststellen.

So sei denn all jenen, die sich für die hier behandelte Frage interessieren, das Buch zum Studium angelegentlich empfohlen!

Wien. Victor Thumser.

Ulrich Wilcken, Tafeln zur älteren griechischen Paläographie (nach Originalen des Berliner K. Museums zum akademischen Gebrauch und zum Selbstunterricht herausgegeben). Leipzig und Berlin 1891, Giesecke & Devrient. 4 Foliobogen Text und 20 Tafeln. 10 M.

Wie mangelhaft man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts über die Entwickelungsgeschichte der griechischen Schrift unterrichtet war, geht am schlagendsten aus der Thatsache hervor, daß erst 1788 durch eine von Schow publizierte Papyrusurkunde die Existenz einer alten griechischen Kursive bewiesen wurde. Seitdem ist der Eifer, solche Dokumente aus Licht zu ziehen, stetig gewachsen, und namentlich haben die großartigen Funde im Faijûm dazu beigetragen, ihn noch mehr anzufeuern. Selbst aus den Jahrhunderten um Christi Geburt herum besitzen wir jetzt eine fast ununterbrochene Reihe datierter Schriften. Ihr Charakter bietet uns für die Zeitbestimmung der undatierten ganz unschätzbare Handhaben — der Regel nach allerdings nur insoweit, als es sich um die Kursive handelt; denn die Datierung der Unziale wird stets unsicher bleiben, weil diese, die eigentliche Kopierschrift, vielfach rein mechanisch nachgebildet worden ist. Über das Verhältnis der Kursive zur Minuskel ist der Herausgeber des vorliegenden Werkes durch seine paläographischen Studien zu folgendem Ergebnisse gekommen: „Die Minuskelschrift, in der etwa seit dem IX. Jahrh. (mit gewissen bekannten Ausnahmen) die Litteratur überliefert wird, ist nichts weiter als die damals übliche Kursivschrift, und das Faktum, daß an Stelle der Unziale jetzt (im allgemeinen) die Minuskel zur Reproduktion litterarischer Werke verwertet wird, besagt nichts weiter, als daß die Urkundenschrift jener Zeit zur Bücherschrift erhoben worden ist.“ Sowenig ich die Richtigkeit dieses Resultates bestreite, so sehr bezweifele ich den pädagogischen Wert der „praktischen Konsequenz“, die der Herausg. daraus zieht. Er sagt: „Es wird sich hiernach aus pädagogischen Gründen empfehlen, die Studenten zunächst in das Studium der Kursive gründlich einzuführen (natürlich neben der Unziale, an der nicht viel zu lernen ist), sie sich hier an das Abbreviationsverfahren gewöhnen zu lassen und ihnen erst nach genauerer Kenntnis der Kursive die Minuskel vorzusetzen“ . . . „Um die Anwendung dieser Methode künftig zu ermöglichen, habe ich mich entschlossen, eine Reihe wo möglich genau datierter Texte aus diesen früheren Zeiten in guter mechanischer Reproduktion vorzulegen“. Die 6 ersten der schönen Lichtdrucktafeln bringen demnach, um die Vergleichung zu erleichtern, Proben griechischer Unziale, etwa vom 1. bis ins 8. Jahrh. reichend, während die noch folgenden 14 Tafeln fast ganz der Kursive gewidmet sind und einen Zeitraum von ungefähr tausend Jahren (2. Jahrh. v. Chr. bis 8. Jahrh. n. Chr.) umspannen. Die beiden letzten Tafeln sollen zugleich als Belege dafür dienen, „daß wirklich die Kursive des VIII. Jahrhunderts identisch ist mit der sogenannten Minuskel“.

Wilckens Theorie mag unanfechtbar sein: der Praxis hat er schwerlich so gedient, wie er beabsichtigte: denn für diese sind seine Proben viel zu schwer; sie werden dem Studenten die Sache kaum „wohlschmeckender“ machen, als sie ihm nach der bisherigen Methode erschienen war. Papyrusurkunden lesen ist eine überaus schwierige Kunst, an der schon häufig selbst die bestgeschulten Kräfte gescheitert sind. Anfänger dürfen nur dann vor diese Aufgabe gestellt werden, wenn wenigstens die Erhaltung der Schriftzüge und die Verständlichkeit ihres Zusammenhanges nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Bedingung erfüllen die reproduzierten Stücke größtenteils nicht. Der pädagogische Zweck der Publikation wird also auch, fürchte ich, kaum erreicht werden.

Trotzdem bleibt die Publikation sehr wertvoll und verdient unsern vollsten Dank, weil sie uns eine Reihe interessanter, zum Teil noch gar nicht publizierter Texte in authentischer Form vorlegt. Ich hebe hervor das Bruchstück der Demosthenischen Rede gegen Leptines, die von Wilcken nicht erkannten, von Diels und Harnack in den Sitzungsberichten der Berl. Akad. 1891 S. 427 ff. näher besprochenen Stücke aus dem sog. Pastor Hermae, die Fragmente der Euripideischen Melanippe und des anonymen Epos vom Kriege mit den Blemmyern, mehrere Aktenstücke

der königl. Bank von Theben u. s. w. Die philologisch-historische Behandlung dieser Texte hat sich der Herausg. für einen anderen Ort vorbehalten: hier wird er dann hoffentlich auch die vollständige Transkription geben, die er, was viele bedauern werden, gegenwärtig „aus pädagogischen Gründen“ noch beiseite gelegt hat.

Königsberg i. Pr. Arthur Ludwich.

G. von Roessler, Die Bäder der Grenzkastelle. (Westd Z. f. G. u. K. IX, H. III, 255-279 u H. IV, 315—332). Trier 1890. Mit 2 Tafeln.

Der durch seine Beteiligung an den Ausgrabungen des Hanauer Altertumsvereins rühmlich bekannte Verfasser hat es unternommen, die noch immer streitige Frage über die Bedeutung des stattlichen, mit Hypokausteinrichtungen versehenen Gebäudes, welches sich regelmäßig neben den römischen Grenzkastellen findet, auf grund eigener Erfahrung und der Überlieferung aus dem Altertum ihrer Lösung entgegenzuführen. Ausgehend von der unzweifelhaft richtigen Voraussetzung, daß alle diese Anlagen, wie sie trotz mancher Abweichungen im einzelnen doch in allen wichtigen Teilen gleiche Grundrisse haben, so auch zu gleichem Zwecke gebaut sind, und daß sich das gemeinsame Schema am klarsten an dem neben dem Rückinger Kastell aufgedeckten sog. „Römerbad“ erkennen läßt, sucht v. R. nachzuweisen, daß jene Reste genau übereinstimmen mit dem Bauprogramm der „einfachsten Art öffentlicher Bäder, welche durch drei fast vollständig erhaltene Beispiele aus Pompeji veranschaulicht werden“. Der Verf. kommt also zu demselben Resultat, welches gleichzeitig mit ihm Prof. Miller im Anschluß an seine Erklärung der in den oberschwäbischen Villen aufgedeckten Hypokaustbauten ausgesprochen hat (Progr. des Stuttgarter Realgymnasiums 1889, S. 32), die in neuester Zeit gegenüber abweichenden Ansichten früherer Forscher sich immer allgemeinere Anerkennung zu verschaffen scheint. Aber auch wer nicht allen Schlüssen des Verf. beizustimmen geneigt sein sollte, wird die anregende Arbeit, welche durch die beigegebenen Grundrisse und Rekonstruktionen auch dem nicht technisch gebildeten Leser leicht verständlich ist, mit großem Nutzen lesen. Gerade im gegenwärtigen Moment, wo die zusammenhängende und relativ abschließende Erforschung der römischen Grenzwehr durch das Eintreten der Regierungen aller bei der Limesforschung beteiligten Staaten bevorsteht, sei die Lektüre der Arbeit allen denjenigen, die zur Teilnahme an jenen Untersuchungen berufen sind oder auch nur dieselben mit ihrem Interesse begleiten, aufs wärmste empfohlen. Einige kleine Flüchtigkeitsfehler wird der aufmerksame Leser leicht selbst beseitigen können, so, wenn Taf. XI, Fig. 1 und 2 der „Raum Nr. VI“, auf welchen im Text S. 264 verwiesen wird, nicht bezeichnet ist. Aus den übrigen Grundrissen und besonders den Rekonstruktionen auf Taf. XII ergiebt sich die betreffende Stelle leicht.

Frankfurt a/M. Georg Wolff.

J. E. Kuntze, Die deutschen Stadtgründungen oder Römerstädte und deutsche Städte im Mittelalter. Leipzig 1891. 70 S. 8. 1 M. 50.

In zwei Punkten stellt sich der bekannte Rechtshistoriker in bewußten Gegensatz zu den gegenwärtig herrschenden Theorien über den Ursprung der deutschen Städte und ihrer Verfassung. Die Aussonderung der mittelalterlichen Städte aus der allgemeinen Fläche des Landlebens beruht nicht auf dem Handel, sondern auf dem Frieden (S. 11), d. h. nicht die Marktgerechtigkeit, sondern „die exempte und ständige Gerichtsbarkeit“ bildet, wie sie die wesentliche Grundlage des Stadtrechts im späteren Mittelalter ist, so auch die Erklärung des Ursprungs und der Sonderstellung der deutschen Städte gegenüber dem flachen Lande in der fränkischen Periode (S. 11 u. 60 ff.). Der zweite Grundgedanke der Arbeit ist der, daß die auf dem Boden ehemaliger Römerstädte am Rhein uns im frühen Mittelalter entgegentretenden Städte nicht nur, wie allgemein anerkannt ist, die ersten in bestimmten Umrissen erkennbaren Muster entwickelten Stadtrechts, sondern auch, wie fast allgemein bestritten wird, die Träger einer unmittelbaren Kontinuität zwischen der römischen Kaiserzeit und dem deutschen Mittelalter auch auf rechtsgeschichtlichem Gebiete sind, daß, wie der Verf. es ausdrückt, „Deutschland den neuen Gedankenkeim eingesenkt hat in die Römerstädte als den Nährboden, aus welchem die erste Nahrung gezogen wurde“ (S. 12).

Wir müssen und können es dem Verf. überlassen, die Berechtigung seiner Ansichten auf grund der deutschen und römischen Rechtsquellen gegenüber dem sicherlich nicht ausbleibenden Widerspruche seiner Fachgenossen zu vertreten. Soweit er sich aber auf die Thatsache eines weitgehenden kulturhistorischen Zusammenhanges zwischen römischen und mittelalterlichen Zuständen auch auf rechtsrheinischem Gebiete beruft, sind wir in der Lage, auf grund eigener Forschung fast jeden Satz der Arbeit zu unterschreiben und durch zahlreiche

neue Beispiele zu belegen. Eins der wichtigsten Ergebnisse der westdeutschen Altertumsforschung in den letzten Jahren ist die Erkenntnis, daß die Völkerwanderung, welche für unsere geschichtliche Überlieferung eine klaffende Lücke bildet, nicht auch in dem Maße, wie man es bisher vielfach angenommen hat, die Kultur des frühen Mittelalters von der spätrömischen trennt. Immer weiter verbreitet sich die Überzeugung, daß auch hier eine Kontinuität besteht, die sich nur durch das Verbleiben römischen, bzw. romanisierten Volkes unter germanischer Herrschaft erklärt, und zwar nicht nur in den Centren römischen Lebens am linken Rheinufer, sondern auch auf dem platten Lande, soweit die Legionen und Kohorten ihre Lager gebaut haben und unter deren Schutze Lagerdörfer, Landgüter und Bäder entstanden sind.

Wem sich, wie dem Ref., die Erkenntnis dieser Thatsache als Ergebnis langjähriger Forschung mit zwingender Notwendigkeit aufgedrängt hat, der wird dem Verf. recht zu geben geneigt sein, wenn er die Aufzählung einer Reihe von Punkten, in welchen das Mittelalter zweifellos an das Römertum anknüpfte, mit den Worten schließt: „Wollen wir die Städtegründungen aus diesem ganzen großen vitalen Zusammenhang herausreißen und ganz in dem 'Dunkel' belassen, in welchem Sohm sie sieht oder vielmehr nicht sieht?" (S. 14)

Um nun den von ihm angenommenen Zusammenhang auch auf rechtsgeschichtlichem Gebiete zu belegen, weist K. darauf hin, daß die Ausdrücke forum und civitas für die mittelalterlichen Städte in gleichem Sinne gebraucht werden, wie er ihn für die römische Kaiserzeit annimmt (S. 21 ff.). Ebenso bezeichnet er das Stadtkreuz, „welches in den Städten des Mittelalters als bedeutsames Zeichen angetroffen wird", als „eine römische Erbschaft, welche aus dem römischen Militärwesen und römischen Christentum erklärlich wird". Kap. XII, S. 46 ff. handelt über „Weichbild und Burgrecht". Das erstere Wort wird nach bekannter Etymologie (vicus = Häuserkomplex, Ort und ahd. bilida = Recht) als Orts- oder „Stadtgerichtsbarkeit" erklärt und mit Burgrecht „gleichwertig" genannt, womit hinwiederum die Ausdrücke ius civitatis, forum, ius forense „gleichbedeutend gebraucht werden" (S. 46). Die Quelle des Weichbilds oder Burgrechts ist nach Kap. XIII, S. 50 „des Königs Hand". Andererseits aber ist die Entwickelung des alten beschränkten Volkskönigtums zur Machtvollkommenheit des fränkisch deutschen Großkönigtums wesentlich bedingt durch die Existenz der „Römerstädte, welche ein vollbereitetes Gebiet solcher Königsmacht waren" (S. 51). „Wie die Römerstädte nicht verschwunden, sondern germanisiert worden sind, so ist auch das kaiserliche ius extraordinarium nicht in nichts zergangen, sondern in das germanische Königsrecht übersetzt worden" (S. 78). Insbesondere der letzte Satz findet eine Analogie und dadurch zugleich eine Bestätigung in den Beobachtungen, welche im ehemaligen römischen Grenzlande bis dicht an den Pfahlgraben gemacht werden. Abgesehen von den in zahlreichen Orts- und Flurnamen, lateinischen Lehnwörtern, Straßenfluchten und Ackergrenzen etc. bestehenden Zeichen einer ununterbrochenen Kontinuität zwischen römischer und mittelalterlicher Besiedelung finden wir am Main und in der Wetterau fast regelmäßig wiederkehrend die Erscheinung, daß die Stätten ehemaliger römischer Kastelle und Niederlassungen, ja selbst größerer Bäder- und Villenanlagen beim ersten urkundlichen Auftreten im Besitz der fränkischen, später der deutschen Könige sind, aus deren Hand sie, wenn sie nicht an Dynasten und Reichsministerialen zu Lehen gegeben wurden, in den Besitz geistlicher Stifter oder freier Städte übergingen, um, dem Gange unserer Geschichte entsprechend, zuletzt noch in unseren Tagen als Domanialgut der Territorialstaaten an ihren eigenartigen Ursprung aus römischem Kaiser- und deutschem Königsgut zu erinnern.

Es war nicht unsere Absicht, eine allseitige Besprechung des Buches zu geben; nur einige Punkte wollten wir hervorheben, welche dem Interessenkreise, den diese Zeitschrift vertritt, nahestehen, und dadurch die Leser der letzteren zur Lektüre der Arbeit anregen, nicht dieselbe überflüssig machen.

Frankfurt a/M. Georg Wolff.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1890.

No. 4 Egenolff, Die orthographischen Stücke der byzantinischen Litteratur. Wir sehen mit Erwartung dem Erscheinen des betreffenden Bandes der Grammatici Graeci entgegen, zu dessen Redaktion Verf. so entschiedene Befähigung gezeigt und so umfassende Vorarbeiten gemacht hat (*F. Blass*). — Teletis reliquiae ed. **O. Hense**. Die Darstellung wird durch ihre wortreiche Breite nicht nur unerfreulich, sondern auch unklar und unübersichtlich (*v. Arnim*). — **Th. Bergk**, Griechische Litteraturgeschichte. Bd 4. Bergks Eigenart mit ihren glänzenden Vorzügen und starken Schwächen zeigt sich gerade in dem unfertigsten letzten Teile am meisten

(*O. Crusius*). — **No. 5.** Catalogus codicum graecorum qui in bibliotheca urbica Vratislaviensi adservantur. Soweit sich ohne Einsicht der Originale urteilen läßt, ist hier alles geleistet, was man von einem Handschriftenkatalog verlangen kann (*G. Meier*). — **No. 7. Cuno**, Vorgeschichte Roms. T. 2. Zeugt bei der Behandlung der verschiedensten Gebiete von der unbedingten Hingebung des Verfassers an seinen Stoff, seinem Fleiße und wissenschaftlichen Ernste (*S. Bruck*). — **No. 8. Flach**, Études critiques sur l'histoire du droit Romain au moyen âge avec textes inédites. Eine hocherfreuliche Erscheinung; Verf. hat sich der mühsamen Arbeit unterzogen, einen vernachlässigten Acker wenigstens zum Teil umzugraben und uns auf diese Weise mit schönen Früchten erfreut (*Bremer*). — **No. 9. Studniczka**, Kyrene, eine altgriechische Göttin. Die klare, mit allen Phantastereien energisch aufräumende Darstellung verdient alles Lob (*E. Maass*). — **No. 11. Wundt**, System der Philosophie. Wer Wundts frühere Werke kennt, wird in dem neuen, das Ganze zum Systeme zusammenfassenden Buche kaum etwas finden, was er nicht so erwartet hätte (*Th. Ziegler*). — **No. 13. Bartholomae**, Studien zur indogermanischen Sprachgeschichte, I. Die philologischen Grundlagen, auf denen Verf. sein Buch aufgebaut hat, sind haltlos (*H. Pischel*). — **No. 15. W. Gurlitt**, Über Pausanias. Trotz der zu weit gehenden apologetischen Tendenz jedenfalls das Beste, was bis jetzt über diese Fragen geschrieben ist (*Lolling*). — **No. 17. Meyer**, Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern. Ohne selbständige Kenntnis der Quellen des Volkslateins hat Verf. das Material zumeist aus Handbüchern, Indices etc. abgeschrieben, und zwar vielfach flüchtig und unverstanden, und dann hat er einfach eine Methode mechanisch von einer Wissenschaft auf die andere übertragen, deren Grundlagen und Verhältnisse ganz verschieden sind (*E. Seelmann*). — **Nauck**, Tragicorum Graecorum fragmenta. Editio II. Höchst anerkennende Besprechung nebst einigen Einzelbeiträgen für das in Aussicht gestellte Ergänzungsheft (*O. Crusius*). — **No. 19. J. Schmidt**, Die Pluralbildung der indogermanischen Neutra. Epochemachende, über jedes Lob erhabene Arbeit (*Johansson*). — **No. 21. Matzat**, Römische Zeitrechnung für die Jahre 219—1 v. Chr. Ref. sieht diesen Versuch wie alle ähnlichen für aussichtslos an und bedauert, daß soviel Arbeitskraft auf ein so unfruchtbares Feld aufgewandt worden ist (*B. Niese*). — **Lang**, Musik zu Soph. Ant. Ein schönes Geschenk für alle Freunde des griechischen Altertums, nicht bloß die der altgriechischen Musik (*A. Heusler*). — Beiträge zur Geschichte der Saldria (Saldersche Schule zu Brandenburg). Zählt zu den besseren Leistungen auf dem Gebiete der Schulgeschichte (*C. Andreae*). — **No. 22. v. Scala**, Die Studien des Polybios, I. An dem ersten der drei Abschnitte der Arbeit findet Ref. mancherlei zu tadeln; weit mehr Aussicht auf Erfolg bieten die beiden anderen (*B. Niese*). — **No. 23. Kronenberg**, Minuciana. Der Beachtung eines künftigen Herausgebers wohl zu empfehlen (*P. Schwenke*).

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. XXXXV, No. 10.

(594) **C. Conradt**, Aufsätze im Geschichts- und Religionsunterricht. Historische Aufsätze seien das rechte Mittel, dem Gedächtniswerk in der Geschichte entgegen zu wirken. — (597) **W. Fries** und **Ch. Muff**, Zur Schulreform. Anzeige einer großen Zahl diesbezüglicher Abhandlungen. Der Vorwurf der „Übertreibung und Verzerrung“ bleibt manchem Reformer nicht erspart. — Litterarische Anzeigen: **Lattmann-Müller**, Lat. Grammatik, 6. Aufl. (Göttingen). Anerkennend mit einzelnen Verbesserungsvorschlägen besprochen von A. Teuber. — **Berger-Wagener-Landgraf**, Lat. Grammatik, 12. Aufl. (Berlin). 'Durch mancherlei Vorzüge ausgezeichnete tüchtige Leistung'. K. Schirmer. — (621) **A. Kaegi**, Griech. Übungsbuch (Berlin). 'So ein Übungsbuch kommt gerade zur rechten Zeit'. W. Gemoll. — (630) **A. Holm**, Griechische Geschichte, III (Berlin). 'Wir haben es mit einem inhaltreichen, bedeutsamen Buch zu thun; doch ist die Richtung des Verf. überwiegend eine kritische. Die dem Demosthenes („bloß ein geriebener Redner“) abgünstige Beurteilung ist konsequent durchgeführt. Die Darstellung Alexanders d. Gr. ist zu rühmen'. M. Hoffmann. — (642) Bericht über die 41. Philologenversammlung zu München, von **C. Hammer** (Fortsetzung). — Jahresberichte des Berliner phil. Vereins (673): Homer, höhere Kritik, von **C. Rothe**. — Tacitus, Germania, von **H. Zernial**.

Rendiconti dell' Accademia dei Lincei. 1891, Vol. VII, No. 11 u. 12.

(495) **A. Messedaglia**, Sulla Uranologia omerica. Der Beitrag untersucht die Präzession der Nachtgleichen zur homerischen Zeit, also den damaligen Stand der Fixsterne, insbesondere des Polarsterns. — (583) **L. Ferri**, Sull' opera: Les problèmes d'Aristote traduits en français pour la première fois par Barthélemy Saint-Hilaire. Sehr rühmende Rezension; die Übersetzung soll die erste in eine lebende Sprache sein. — (599) **Loewy**, Sopra un' antichissima opera di scultura cretese. Der obere Teil einer etwas weniger als lebensgroßen Statue mit Chiton und perrückenartig geschnörkeltem langem Haar. Verf. vergleicht das in der beigegebenen Abbildung überaus archaisch aussehende Kunstwerk mit einem ebenfalls sehr altertümlichen Demeterbild, welches kürzlich zu Tegea gefunden wurde. Eine Deutung der Statue wagt er nicht.

Wochenschriften.

Academy. No. 996. 6. Juni 1891.

(529—531) **E. A. Freeman**, History of Sicily. I. II. (**J. G. Taylor**). (1. Artikel.) Der Stoff entspricht dem Können des Verfassers, der hier seinen Höhepunkt erreicht hat; das Buch ist mit vollbewußter Kenntnis des Stoffes sowohl in historischer wie topographischer Hinsicht verfaßt und stilistisch meisterhaft; vielleicht hätte die Einleitung, welche in den Parallelen zwischen Phöniziern und Mauren, Roger und Pyrrhus, der normannischen Eroberung von England und Sizilien ebensowohl fehlgreift wie trifft, gespart werden können. — (540) **F. Cauer**, Hat Aristoteles die Schrift vom Staate der Athener geschrieben? 'Geschickt und anregend geschrieben'. — **G. Görres**, Studien zur griechischen Mythologie. 2. Folge. Ausführliche Inhaltsangabe. — (541) **J. M. Stowasser**, Dunkle Wörter. 'Geistvoll und in manchen Etymologien richtig'. — **O. Hoffmann**, Die griechischen Dialekte. I. Mehr eine Streitschrift gegen Meister als ein einheitliches, wissenschaftliches Werk und neben dem Buche des Gegners überflüssig.

Athenaeum. No. 3310. 4. April 1891.

(434—436) **Aristotle** on the constitution of Athens ed. by **F. G. Kenyon** (Text und Faksimile). Bei allem Verdienste des Herausgebers um die Entzifferung des Textes ist die Sorglosigkeit in der Wiedergabe und der Mangel in der Benutzung des neuen geschichtlichen Materials zu tadeln. — (438—440) Bibliographical Literatur. **W. Th. Rogers**, Manual of Bibliography. 'Unzureichend'. — **Th. Gottlieb**, Über mittelalterliche Bibliotheken. Fast nur als statistisches Hülfsbuch für Bibliothekenkunde des Mittelalters zu verwenden. — **A. Röhricht**, Bibliotheca geographica Palaestinae. Sehr reichhaltig.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1891.

(Schluß aus No. 46.)

Bereits Augustus errichtete Militärstationen gegen die Wegelagerer in Italien; Tiberius ist ihm darin gefolgt. Für die Sicherung der Häfen Ostia und Puteoli hat Claudius durch Stationierung je einer Kohorte Sorge getragen. Auch an besonders exponierten Punkten müssen von Zeit zu Zeit Militärposten gegen die Briganten eingerichtet worden sein. Auch die Thätigkeit der Frumentarii ist nicht auf die Stadt Rom beschränkt geblieben. Eine Reihe solcher Posten zog sich längs der Via Appia bis nach Puteoli. Ebensowenig als für Italien sind für die Provinzen ständige Sicherheitsorgane geschaffen worden. Nur in den beiden großen Metropolen des Occidents, Lugudunum und Karthago, sind städtische Kohorten stationiert gewesen, die in erster Linie für die Sicherheit der Hauptstadt und vielleicht der ganzen Provinz zu sorgen hatten. Die Aufrechterhaltung der Sicherheit in den Provinzen liegt teils den Kommunen, teils dem Statthalter ob. Freilich wird in den Senatsprovinzen, wo der Statthalter nur wenig Truppen zur Verfügung hatte, derselbe dieser Pflicht keineswegs in ausreichender Weise haben genügen können. Wahrscheinlich hat in Gegenden, in denen das Räuberwesen nicht auszurotten war, die Regierung die Briganten unbehelligt gelassen oder selbst gute Beziehungen zu ihnen unterhalten. Energische Maßregeln hat Commodus gegen das Räuberwesen getroffen, ebenso Septimius Severus. Zu solchen Missionen wurden wohl in erster Linie die beneficiarii des Statthalters verwandt, die auch bei stärkeren Militärstationen unmittelbar nach dem Centurio an der Spitze solcher Detachements stehen. An belebten Verkehrsorten wurden bereits im Beginn der Kaiserzeit Militärposten eingerichtet. Lehrreichen Aufschluß bietet der Briefwechsel des Plinius mit Trajan. Besonders ep. 74 bietet eine gute Illustration zu der Angabe des Paulus über die Stellung der stationarii, wie der offizielle Titel dieser wohl in allen größeren Städten stationierten Gendarmen lautet (digg. XI, 4, 4). Danach müssen die stationarii schon unter Marc Aurel als ständige Gendarmerie in den Provinzen bestanden haben, wie sie in gleicher Funktion, d. h. nur für die Exekutive noch im 4. Jahrh. fortbestanden. In der 2. Hälfte des 4. Jahrh. sind vielleicht an Stelle der Polizeisoldaten Civilisten getreten. Neben den beneficiarii und stationarii wurden die in den Legionen dienenden speculatores und frumentarii zu polizeilichen Funktionen gebraucht. Insbesondere bei militärischen Hinrichtungen haben die speculatores schon in früher Zeit Henkerdienst versehen, während die frumentarii neben dem Botendienst, den sie mit den speculatores gemein haben, gleich den beneficiarii zur Vornahme von Verhaftungen verwandt wurden, bis Diocletian sie ihrer Übergriffe wegen aufhob. Kann also von einer planmäßigen Organisation des Sicherheitsdienstes seitens des Staates nicht gesprochen werden, so waren die Gemeinden angewiesen, mit ihren meist unzureichenden Mitteln für die Erhaltung der Ordnung selbst einzutreten. Darüber sind die Nachrichten ziemlich spärlich, und was davon begegnet, ist teilweise nicht erst in röm. Zeit geschaffen, sondern aus früherer Zeit übernommen. Daher ist eine einigermaßen ausgebildete Polizei nur für den Orient nachweisbar, wo die Einrichtungen der Ptolemäer und der sonstigen Diadochenreiche für die Verwaltung unter röm. Herrschaft vorbildlich geblieben sind. In Ägypten stehen neben dem aus der Zeit der Ptolemäer stammenden Gendarmeriecorps (φυλακῖται mit einem ἀρχιφυλακίτης oder ἐπιστάτης τῶν φυλακιτῶν an der Spitze, die in verschiedenen Teilen des Reichs stationiert waren) die Polizeiorgane für die in jeder Hinsicht eine Sonderstellung einnehmende Hauptstadt: der νυκτερινὸς στρατηγός, das Vorbild des praef. vig. in Rom, mit den ihm untergebenen νυκτοφύλακες στρατευόμενοι, die ebensowenig wie in Rom die vigiles als Soldaten gelten. Daneben werden σπαθηφόροι als Polizisten erwähnt. Auch in Pergamon hat ein ähnliches Corps noch in der letzten Attalidenzeit unter dem Namen παραφυλακῖται bestanden, die auch in anderen Städten Kleinasiens in späterer Zeit sich finden. Ferner sind in mehreren Städten Kleinasiens νυκτοστρατηγοί in der Römerzeit nachweisbar. Nur für Karien und Rhodus sind bezeugt die στρατηγοὶ ἐπὶ τῆς χώρας, die neben den städtischen στρατηγοί auf dem flachen Lande ihren Dienst versahen. Neben diesen städtischen Polizisten treten in Kleinasien seit Trajan Polizeibeamte für größere Distrikte unter dem Namen εἰρηνάρχαι auf, denen zur Verfolgung der Räuber und Verbrecher zahlreiche διωγμῖται zur Verfügung stehen. Erst im 4 Jahrh. n. Chr. lassen sich Spuren dieses Amtes auch außerhalb Kleinasiens nachweisen, das als Ehrenamt zu den λειτουργίαι gerechnet wird. Jede größere Stadt Asiens hatte jährlich zehn angesehene, in ihrem Bezirk angesessene Grundbesitzer dem Prokonsul von Asien zu präsentieren, aus denen es einen nach Gutdünken auswählte. Aus der eingehenden Darlegung des Juristen Marcianus über die Kompetenz der Irenarchen geht hervor, daß das Amt durch Antoninus Pius während seiner Statthalterschaft in Asien (ca. 130 n. Chr.) eine Neuregelung er-

fuhr. Ihre Aufgabe ist Aufrechterhaltung der öffentlichen Disziplin und Moral, insbesondere Verfolgung der Räuber. Die gefangenen Räuber haben sie einem Verhör zu unterziehen und das Protokoll versiegelt an die Gemeindebehörde zu senden, ev. selbst die Verbrecher dorthin zu eskortieren und vor der selbständig die Untersuchung führenden Behörde persönlich die Angaben zu erhärten. Sie haben also nur polizeiliche Funktionen. Als Exekutivsoldaten erscheinen die Diogmiten schon unter Antoninus Pius; Ammian nennt sie semiermes: Messer und Knüttel oder Keulen mögen wohl ihre gewöhnliche Bewaffnung gewesen sein. Irenarchen und Diogmiten haben die Diokletianisch Konstantinische Reform überdauert und sind, vielleicht erst in dieser Zeit, auch über Asien hinaus in Funktion getreten. Wegen Mißbrauch des Amtes zur Bereicherung und Erpressung wurde 409 durch ein Gesetz des Honorius und Theodosius die Aufhebung des Amtes des Irenarchen verordnet und dem praef praet. Orientis aufgegeben, die Aufrechterhaltung des Friedens an locupletiores zu übertragen. Trotzdem haben die Irenarchen noch zu Anfang des 5. Jahrhunderts im östlichen Reiche fortbestanden, jedoch mit so veränderten Funktionen, daß nur der Name auf die reduzierte Stellung übertragen wurde, während im Westen der in der lex Wisigothorum erwähnte assertor pacis den alten Irenarchen nachgebildet worden ist. Im Westen des Reiches war die lokale Sicherheitspolizei nur wenig entwickelt. Von provinzialen Einrichtungen in der Art der Irenarchen fehlt es hier an jeder Spur; von munizipalen kommen unter den sogen. Munizipalmilizen, die in Friedenszeit wohl eine mehr polizeiliche als militärische Thätigkeit hatten, in Betracht der wahrscheinlich nach alexandrinischem Muster eingesetzte praef. vig. et armorum in Nemausus, der praef. arcendis latrociniis bei den Helvetiern in Noviodonum, der auch in andern keltischen Gebieten auftritt, und der praef. praesidiorum et privatorum bei den Vokontiern. Die niederen polizeilichen Funktionen, insbesondere die Aufsicht über die Gefängnisse, sind unter der Leitung und Verantwortung der Munizipalbehörden von den als ministeria publica bezeichneten Gemeindesklaven versehen worden, denen die ursprünglich zu Botendiensten verwendeten statores angereiht werden. Eine selbstständige, einigermaßen unseren modernen Einrichtungen entsprechende Organisation der Polizei im röm. Kaiserreich in den ersten 3 Jahrh. hat es also nicht gegeben, sondern die Sorge für die Sicherheit der Provinzen wurde in höchst unvollkommener Weise ausgeübt. Inwiefern die Diokletianisch-Konstantinische Reform eine Besserung oder Änderung herbeigeführt hat, gedenkt Verf. bei einer anderen Gelegenheit zu zeigen.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER
PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 28. November. 1891. № 48.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Hugo Schuchhardt**, Prof. der romanischen Philologie in Graz, zum wirklichen Mitglied der Wiener Akademie, und Prof. Dr. **Gustav Meyer** in Graz zum korrespondierenden Mitglied. — Der a. o. Prof. **Adolf Bauer** in Graz zum ord. Prof. für alte Geschichte und der Privatdozent Dr. **H. Swoboda** in Prag zum a. o. Prof. für alte Geschichte dortselbst. — Privatdozent Dr. **J. Zubathy** zum a. o. Prof. der vergleichenden Sprachkunde an der böhm. Univ. Prag. — Dr. **A. Miodonski** als Privatdozent für klass. Philologie an der Univ. Wien zugelassen. — Privatdozent Dr. **De Saussure** zum a. o. Prof. der indogerm. Sprachen an der Univ. Genf.

Hofrat Dr. **Karl Schenkl** in Wien und Dir. Dr. **La Roche** in Linz zu Landesschulräten. — Zu Professoren ernannt die Oberlehrer DDr. **Jentzsch** in Guben und **Peters** in Bochum. — Dr. **Häntzschel** in Berlin (3. höh. Bürgerschule) zum Oberlehrer befördert. — Versetzt die Gymnasialdirektoren **E. Wolf** von Kolomea nach Lemberg, **F. Safranek** von Tabor nach Pilsen, **A. Fleischmann** von Kolin nach Gitschin, **W. Saliger** von Mährisch-Trübau nach Znaim, **A. Rysanek** von Znaim nach Mährisch-Trübau, **L. Lampel** in Wien vom Akad. Gymn. an das Gymn. im III. Bezirk. — Als Direktoren versetzt die Professoren **A. Nitsche** von Innsbruck nach Triest, **K. Benoni** von Lemberg nach Tarnow, **F. Sobek** von Chrudim nach Kolin, ferner Prof. **F. Lauczicky** von Nikolsburg nach Wien (IV. Bezirk) und Prof. **J. Aschauer** von Oberhollabrunn nach Wien (VIII. Bezirk).

Emeritierungen.

Dir. Dr. **J. Maschka** in Rovereto. — Dir. **Trzaskowski** in Tarnow. — Dir. **J. Mitterrutzner** in Brixen.

Römerstrassen in der Rheinpfalz.

Die römischen Straßenzüge in der Südpfalz stehen gleich denen der Nordpfalz und des Elsaßes entweder auf der Achse des Rheins senkrecht oder laufen mit demselben in gleicher Richtung. Die gleiche Richtung schlagen bekanntlich zwei Straßen ein: 1. die große via militaris, welche direkt am linken Rheinufer zieht und Tabernae Rhenanae (= Rheinzabern), Vicus Iulius (= Germersheim), Augusta Nemetum (= Speyer), Alta ripa (= Altrip), Vangiones (= Worms) mit einander verbindet, und 2. die Gebirgsstraße, welche am Ostrande der Hart vom Oberelsaß nach Mogontiacum (= Mainz) ihre Richtung nimmt. Unbekannt war bisher das Verhältnis der Querstraßen zu diesen zwei Längswegen. Neuere, vom Berichterstatter jüngst veranstaltete Untersuchungen beweisen nun, daß diese obigen fünf Hauptorte am Mittelrhein durch mehrere von Ost nach West laufende Querstraßen mit dem Gebirgs-

rand und dem Mons Vosegus selbst in Verbindung standen. Festgestellt ist bisher der Straßenzug Altrip-Dürkheim-Weidenthal-Johanniskreuz, ferner Speyer-Neustadt-Schänzel-Johanniskreuz. In dem letzten Herbste machte es sich Ref. zur Aufgabe, den von Rheinzabern ins Gebirge führenden Straßenzug durch Lokalunternehmungen festzustellen. In der Ebene hält derselbe die zwischen Erlen- und Klingbach ziehende Bodenwelle ein und zieht direkt bis Gleiszellen, gegenüber der altromanischen Burgruine Landeck. Am „alten Gottesacker“ befindet sich der Friedhof des merovingischen Klosters Blidenstat; an diesem zieht der Straßenzug vorüber zum Hatzelberg. Hier geht er geradlinig, während der jetzige Waldweg in Serpentinen läuft, bergan, macht vor dem Walddistrikt „auf der Wart“ einen Bogen, überschreitet dann sich senkend „am Steinhöbel“ den Grat, der zwischen dem Pleisweilerer und Mönchweilerer Thal führt, und kommt zum Distrikt „am Esel“, z. T. in starken, ausgefahrenen Hohlwegen. Auf der kleinen Hochebene südöstlich vom Abtskopf trifft diese Straße mit einem Seitenzug am „Holderbild“ zusammen, der längs dem „Grasweg“ zum Querenberg und zum Hexenplatz, jetzt Frauenberger Hof nach Bergzabern (Tabernae montanae) in südöstlicher Richtung zieht. Nördlich und südlich des Spitzenberges befinden sich an demselben tief im Gebüsch ansehnliche Fundamente von früheren Gebäulichkeiten. Der Abtskopf (482 m) bildet für diese beiden Straßen den Knotenpunkt. Seinen Gipfel umziehen die sichtbaren Rudera einer rohen Befestigung von elliptischer Gestalt (150 Schritte Längenachse, 20—25 Schritte Querachse). Sie bestehen in roh aufeinandergeschichteten, cyclopischen Felsblöcken mit kleineren Findlingen dazwischen. Besonders gut ist diese Befestigung im Westen und Osten erhalten. Vom „Holderbilde“, einer früheren, kleinen Kapelle mit dreiseitigem Grundrisse, zieht die Römerstraße in direkter Linie am Abtskopfe vorüber, stets auf der Höhe bleibend, sendet einen kurzen Seitenast zur Westseite des Abtskopfes, zieht über die „Silzer Linde“ und überschreitet zwischen Lauterschwan und Birkenhördte die Wasserscheide zwischen Erlenbach und Lauter (genauer Porzbach). Jenseits des „alten Landlöchel“ zieht sie stracks den Berg hinan, um deutlich erkennbar auf der Höhe als „Diebsspfad“ südwestlich der „Hohen Eiche“ den Hochrücken zu erreichen. Auf dem Eselseck führt sie weiter und gelangt hier in eine Meereshöhe von ca. 450 m. Schließlich erreicht sie zwischen Niederschlettenbach und Bobenthal die Lauter. Ob sie diese abwärts nach Weißenburg zieht oder in der Richtung der Weglenburg weiter ins Gebirge geht, ist noch nicht festgestellt. — Die alte Straße hat wo erkennbar 1,80—2 m Spurweite, einen Unterbau von 50—55 cm Höhe und an den Seiten eine Verblendung mit starken Sandsteinen, deren Flächen die Fußbank bilden. Dort, wo sie die Serpentinen der jetzigen Waldwege in Sehnen abschneidet, ist der alte Weg, meist „Hochstraße“ genannt, deutlich erhalten.

Durkheim a. d. H. C. Mehlis.

Programme aus Österreich. Schuljahr 1889—90.

Johann Schmidt, Das subjektive Element bei Homer. Wien. Staatsgymn. im III. Bezirk. 24 S.

Von Aristoteles an bis auf Schiller und Humboldt und bis in die jüngste Zeit gilt der Satz von der homerischen Objektivität als unerschüttlich feststehend; noch Wilamowitz in seinen homerischen Untersuchungen erklärt bündig: 'Das epische Gedicht entbehrt des subjektiven Elements'. Dem gegenüber sind aber doch Stimmen vernehmbar, die über Spuren von Subjektivismus bei Homer zu sagen wissen; aus dem Altertum z. B. Plutarch, aus der Neuzeit ganz entschieden Scherer. Verf. sucht nun systematisch die beiden Epen auf Subjektives durch und findet in der That nicht wenige Spuren einer Individualität, besonders in solchen Stellen, welche die Kritik als überarbeitet nachgewiesen hat (Odyssee), sodaß eine Entwickelung von konventioneller Dichtungsweise zur mehr individualisierenden bemerkbar wird. Die Odyssee sei also eigentlich homerischer als die Ilias.

J. Holub, Sophokles. IV. Elektra. Erklärung. Gymn. zu Weidenau. 31 S. mit 1 Abb.

Das Programm enthält die Einleitung und den kritischen Kommentar zu der bei Neugebauer, Prag 1890, erschienenen Schulausgabe der Tragödie. Beigegeben ist eine scenische Abbildung des Löwenthors von Mykenä. In einer Schlußbemerkung wendet sich Verf. gegen seine Rezensenten. „Ich ersuchte sie“, erklärt H., „meine Behauptungen bezüglich der Entstehungsart des Codex Laur. A zu widerlegen. Bisher ist diese Widerlegung nicht erschienen und wird — das behaupte ich fest — niemals erscheinen. Wie kann man eine Behauptung widerlegen, zu deren Begründung ich mehr als 2000 Stellen anführen kann?“

J. Lugert, Der Ehrbegriff der Nikomachischen Ethik. Gymn. zu Prag-Kleinseite. 27 S.

In der Nikomachischen Ethik wird der Ehrbegriff zwar recht oft, aber doch nur rhapsodisch erwähnt; eine eigentliche Definition fehlt befremdlicherweise. Verf. erklärt diesen Mangel so, daß Aristoteles sich mit einer praktisch-empirischen Darstellung begnüge, die an Kants Anthropologie erinnert.

F. Kunz, Die älteste römische Epik in ihrem Verhältnis zu Homer. Unter-Meidling bei Wien. 26 S.

Der erste Teil der Schrift beschäftigt sich mit dem Einflusse Homers auf Stoff und Komposition der Ennianischen Dichtung. Im zweiten Teil erstreckt sich die Parallele auf die sogenannten epischen Formeln, die Epitheta, Tropen u. s. w. Auch Livius Andronicus wird berücksichtigt, wiewohl der Hauptanteil dem Ennius zufällt, der ja zuerst das Versmaß Homers in die römische Litteratur eingeführt hat. Homers Anrufung der Muse *ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον* giebt Livius wortgetreu wieder: Virum mihi Camena insece versutum; Naevius ruft alle neun Musen an, und Ennius läßt sie tanzend auftreten.

S. Lederer, Ist Vergil der Verfasser von Culex und Ciris? Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Hexameters. Akad. Gymn. zu Wien. S. 14—30 mit 1 Tabelle.

Vgl. Wochenschrift XI, No. 22.

H. Bouvier, Die Götter in der Äneide des Vergil. Gymn. zu Krems. 23 S.

Die Götter Vergils sind zwar Erzeugnisse dichterischer Reflexion, aber deshalb noch immer keine allegorischen Figuren, sondern natürliche und wahrhaft epische Götter.

N. Ehrengruber, De carmine panegyrico Messalae pseudo-Tibulliano. Gymn. zu Kremsmünster. 60 S.

Nicht bloß der Inhalt des Panegyricus ist untibullianisch, auch die Durchführung ist eines Dichters der klassischen Zeit unwürdig. Solch eine kriecherische Bescheidenheit habe Tibull nie gezeigt. Ebenso weichen Grammatik, Metrik und Sprachgebrauch von den bekannten Tibullischen Dichtungen weit ab.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

A. Ludwich, Hymnus Homericus Mercurii Germanice versus praemissis lectionibus ex codice Leidensi excerptis. Königsberger Lektionsverzeichnis für den Sommer 1891. 38 S. 4. 2 M.

Die Schrift beginnt, wie durch den Titel angedeutet, mit Auszügen aus dem Leidensis, bekanntlich der einzigen Hs, in welcher die Homerischen Hymnen vollständig enthalten sind. Von S. 3-9 sind die Abweichungen angegeben, die sich Ludwich in seinem Exemplar der Ausgabe von La Roche für Θ 435—Ν 154, der in jenem Kodex aus der Ilias erhaltenen Partie, notiert hat, von S. 9—16 die über dem Text oder am Rande befindlichen Scholien, welche mit D und A eine gewisse Verwandtschaft zeigen, und von S. 16—18 diejenigen Lesarten der Hs, welche die Abelsche Ausgabe der Hymnen entweder ganz unberücksichtigt läßt oder nicht richtig wiedergiebt. Nur für den Hymnus auf Merkur ist die Angabe der Abweichungen unterlassen worden; denn für diesen Hymnus bietet Ludwichs eigene Ausgabe, welche der vorhergehende Königsberger index scholarum bringt, bereits das betreffende Material. Der Zweck der vorliegenden Übersetzung ist S. 4 angegeben: hymnum Homericum in Mercurium — sagt L. — nunc propono germanice versum, ut lectores commodius intellegere possint, quid in eo carmine male a librariis tradito coniecturis meis assecutus esse mihi videar.*) Das Gedicht soll auf den Leser in der Übersetzung 'den überzeugenden Eindruck eines in sich geschlossenen und fertigen Kunstwerks machen' und die Richtigkeit der Ludwichschen Rekonstruktion des Hymnus dadurch bestätigt werden (S. 33). Aber die Neugestaltung weicht, namentlich infolge der äußerst zahlreichen, das Maß des Glaublichen weit überschreitenden Umstellungen, von der handschriftlichen Überlieferung so bedeutend ab, daß man zu einer skeptischen Beurteilung des Ludwichschen Textes allen Grund hat. Da Ref. diese Ansicht bereits in seiner Besprechung der Ausgabe des Hymnus (vgl. diese Wochenschr. S. 646) vorgetragen hat, so braucht er jetzt nicht weiter hierauf einzugehen. Gewiß sind Umstellungen häufiger vorzunehmen, als man sie vor Ludwich gewagt hat, und der 'Versuch' (S. 34, Anm.), wie weit man auf diesem Wege kommen könne, durfte immerhin einmal unternommen werden. Aber L. hat das von ihm geltend gemachte Prinzip, wie das bei neuen Versuchen leicht geschieht, entschieden übertrieben: wer in der Interpolationstheorie keine 'Panacee' (S. 37) erblickt, 'die alle Wunden fehlerhafter Überlieferung zu heilen vermag', hat darum noch keine Verpflichtung, in der Umstellungstheorie eine Antipanacee anzuerkennen, und das Zugeständnis Ludwichs (S. 36), daß 'Umstellungen allerdings nicht ganz (?) so häufig durch Kollationieren nachzuweisen sind', ist nicht geeignet, die Skepsis zu beseitigen, die sich eines jeden bei solcher Konstituierung bemächtigen muß. Auf Einzelnheiten der Textgestaltung mich einzulassen, verbietet mir der Raum. Doch sei es gestattet, auf die Übersetzung des Hymnus mit einigen Worten einzugehen.

Bei der Übertragung der Homerischen Gedichte schwebte W. Jordan, wie er in der Vorrede zur Odyssee S. XXXVI bemerkt, das Ziel vor, Ilias und Odyssee 'in einem Rhythmengebilde nachzugestalten, welches auch gesprochen natürliches Deutsch bleibt'. Er verzichtete damit auf eine künstliche, für jedes Wort auch außer dem Zusammenhange gültige Quantitätsbestimmung und sah ein, daß es bei der Bildung unserer Verse vor allem auf den Sinn und beim Vortrage derselben auf sinngemäßes Lesen ankommt. Man begeht also einen Fehler, wenn man anstatt des lebendigen Klanges das geschriebene tote Wortbild auf sich wirken läßt. Es ist ein seit Platen vielfach nachgesprochenes Urteil, daß die Goetheschen Hexameter in Hermann und Dorothea 'holpricht' seien; aber mit Recht hat H. Grimm gegen diese Verurteilung Einspruch erhoben und darauf hingewiesen (Goethe [2] S. 402), daß 'Goethes Hexameter, wo sie in Hermann und Dorothea fehlerhaft erscheinen, nur der richtigen Wortaccentuation bei lauter Recitation bedürfen, um sich in Wohlklang aufzulösen'. Wenn nun aber ein sinngemäßes Sprechen und eine natürliche Accentuation für die Richtigkeit deutscher Hexameter den Maßstab abgeben müssen, dann können Verse, wie Ludwich sie baut: 'Lóbsing, Muse, dem Hermes 1, Dém heilbringenden Boten 3, die Mutter | Die hochhéhre 183, Die Bergnýmphe sowohl als auch ihr herziges Söhnlein' nicht bestehen: alle jene versanfangenden Wörter haben im 'natürlichen Deutsch' steigenden Rhythmus und fügen sich nur mit Gewalt der entgegengesetzten Messung. Ebensowenig verträgt der Zusammenhang V. 30 den Rhythmus: Ein Wahrzeichen und V. 145: Kein Hund bellte ihn an, da der Sinn an beiden Stellen keine Hervorhebung der an sich unbetonten Wörter gestattet. Das Wort 'érstmals' ist spondeisch und allenfalls trochäisch zu messen, ein Vers also wie 428: Wie erstmáls

*) Einzelne Abweichungen der Übersetzung von der Ausgabe finden sich, z. B. 346 und 508 f.

sie entstanden . . . zu verurteilen. Richtig erkennt L. in Bĕzaubĕrung 38, ĭn Wirklĭchkeĭt 242, Rindĕrhŭt 498, Ehrĕnamt 516 und selbst in Weidĕnhŏlzscheit 109 daktylischen Rhythmus an: aber Schlūssĕlloch 146, Rānkĕschmied 155, Rindĕrdieb 265 sind auch eher als Daktylen denn als Molossen zu verwenden, und das Wort Dreifüsse hat nicht wie bei L. 179 und 61 — hier sogar mit voraufgehendem betonten Artikel: Die Dreifüße zu Haus — den Ton auf der zweiten, sondern auf der ersten Silbe. Eine Betonung obhűtend 167, sie ausűben 67, obsiegend 460 widerstreitet dem natürlichen Sprachgefühl, nicht minder V. 46: Sŏ gleichzeitig erdacht' und vollzog's der preisliche Hermes; auch spricht der Sinn der Stelle mehr für das konstatierende Perfektum. Ich würde also übersetzt haben: So hat's erdacht und zugleich vollzogen der preisliche Hermes. V. 459 übersetzt L.: 'Selbst Dir samt der Mutter'; aber die natürliche Stellung und Betonung ist 'Dir sĕlbst sămt dĕr Mutter', wofür des Gegensatzes wegen, in dem das Pronomen zum Substantiv steht, 'Dir mitsamt Deiner Mutter' gestattet wäre. Hart ist 150 die Elision 'die Wieg' vor folgendem Konsonanten, an der vor einem Vokal selbstredend kein Anstoß zu nehmen wäre.

Die Wortwahl ist nicht immer glücklich: weder 'mich hudelst' 308, noch 'warf nun auch seine Sandalen hinweg' 179 für 'weg', wie es 139 richtig heißt, noch die Wortbildung 'Gebietiger', die allerdings auch Jordan p. XXIII vorschlägt, kann ich billigen, und nun gar ληιβότειρα 399 durch das seltsame 'Beuteschinder' (Leuteschinder?) wiederzugeben, erscheint mir ganz verfehlt. Wo der Dichter des Hymnus die epische Sprache parodiert, hätte dies durch Beibehaltung des edleren, homerischen Ausdrucks angedeutet werden sollen. Eine Parodie liegt aber V. 76 vor: δολίης δ' οὐ λήθετο τέχνης: denn hier ist δ 455 οὐδ' ὁ γέρων δολίης ἐπελήθετο τέχνης scherzhaft verwertet, und die Übersetzung 'denn nicht vergaß des listigen Kniffs er' erscheint daher nicht passend. Auch 310 τὸ δὲ κλέος οἶον ἀκούω ist nicht sowohl vom 'Ruhm' als dem 'Ruf', der 'Kunde' von den Rindern die Rede; die Stelle parodiert B 486: Ἡμεῖς δὲ κλέος οἶον ἀκούομεν οὐδέ τι ἴδμεν.

Einen Siebenfüßler habe ich, wie zum Schluß erwähnt sein mag, V. 441 bemerkt:

Oder beschenkte der Ewigen wer, wenn nicht der sterblichen Menschen (!)
Dich mit dem hehren Geschenk.

Stralsund. Rudolf Peppmüller.

Cleomedis de motu circulari corporum caelestium libri duo. **Ad novorum codicum fidem edidit et Latina interpretatione instruxit H. Ziegler. Leipzig 1891, Teubner. VI, 258 S. 8. 2 M. 70.**

Der Text der κυκλικὴ θεωρία μετεώρων des Kleomedes erscheint in den bis jetzt bekannten Handschriften in einem Zustande arger Verwahrlosung. Diese Thatsache ist durch die vorliegende Ausgabe klar aus Licht gestellt worden. Der Herausg. hat alle Varianten, welche Bake aus zwei Leidener, zwei Pariser und mehreren anderen minderwertigen Handschriften mitgeteilt hatte, beiseite gelassen (selbst die Bakesche Vulgata führt er nicht an, deren Beifügung allerdings erwünscht gewesen wäre) und stützt sich lediglich auf drei von ihm benutzte Handschriften, den Mediceus (Laurent. pl. LXIX, 13), Lipsiensis (L) und Norimbergensis (N). Durch das Chaos von seltsamen Varianten, welches allein diese drei Quellen bieten, hat er sich unverdrossen einen Weg gebahnt. Der Mediceus (M) ist die älteste und relativ gewiß auch die beste Handschrift; aber es ist ganz unmöglich, ihn zur ausschließlichen Grundlage für den Text zu machen. Denn wollte man z. B. S. 2, 15 nach δεῖ γὰρ καταχρατεῖν τὴν φύσιν den Genetiv οὗτινός ἐστιν mit M weglassen, was vielleicht als eine zulässige Kürzung der Rede gelten dürfte, so wäre mit Recht entgegenzuhalten, daß dieselbe Handschrift in den nächsten 29 Zeilen (des Zieglerschen Textes) nicht weniger als 4 Worte an verschiedenen Stellen (4, 13. 20. 21. 27) ausläßt, die entschieden nicht fehlen dürfen, und daran reihen sich auf S. 8, 7 u. s. w.*) andere zahlreiche Auslassungen sowie mannigfache Fehler anderer Art. Wenn nun in diesen Stellen die Abhülfe notwendig bei den andern Handschriften zu suchen ist, so muß es gestattet sein, auch in anderen Fällen eklektisch zu verfahren, d. h. auch da, wo M zwar eine erträgliche Lesart, die jüngeren Handschriften aber eine Abweichung bieten, die aus stilistischen oder sachlichen Gründen vorzuziehen ist, den letzteren zu folgen. Freilich bedarf es nach des Unterzeichneten Meinung noch einer besonderen Untersuchung, wie weit dieser Eklektizismus gehen darf. Dazu müßten vor allem die Pariser Handschriften durchforscht und nächstdem der Bakesche und Kulenkampsche Apparat daraufhin angesehen werden, ob vielleicht noch eine der übrigen Handschriften neben LN und den besten Parisini in betracht

*) Die Variante „σῶμα om. M" scheint zu Zeile 8 (nicht zu 7) zu gehören; denn andernfalls hätte zu 7 nicht „δεξόμενον om. M" sondern „σῶμα δεξόμενον om. M" angemerkt werden müssen.

kommen kann. Dann würde wohl sicherer festgestellt werden können, wie weit man der ältesten, aber schon arg verderbten Überlieferung in M folgen darf, und was von der anderweitigen Überlieferung auf ältere Handschriften zurückgeht oder auf der Vermutung von Grammatikern oder Revisoren des Textes beruht. Die schließliche Entscheidung wird gewiß mehr und mehr zu gunsten von M ausfallen. Hätte nicht z. B. 6, 4 ἀντιλαμβανόμεθα τοῦ ἐν αὐτῷ πνεύματος διεξιόντος statt der aus den jüngeren Handschriften stammenden Vulgata ἀντιλ. ἐξιόντος τοῦ ἐν αὐτῷ πνεύματος unbedenklich Aufnahme finden können? Lediglich nach L ist 48, 8 τε καὶ νυκτῶν hinter τῶν ἡμερῶν eingefügt; allein Kleomedes hat gewiß so geschrieben, wie in M und den übrigen Handschriften steht, worauf wir noch kommen werden.

Umgekehrt ist offenbar 66, 8 in LN sowohl als in den Bakeschen Handschriften das Richtige, in M aber ein Fehler überliefert: οἱ τὸν αὐτὸν ἔχοντες παράλληλον. Der Herausg. fügt hier noch κύκλον hinzu, und dafür scheinen die bald folgenden Worte τῶν παραλλήλων κύκλων zu sprechen. Autolykos, der älteste uns erhaltene Mathematiker, hat zwar in der Regel παράλληλος κύκλος gesagt, jedoch einmal auch περιφέρεια τοῦ παραλλήλου, mit Auslassung von κύκλου. Bei den Späteren erscheint παράλληλος mit zu ergänzendem κύκλος häufiger. Für Kleomedes genüge hier der Verweis auf 66, 21: τῆς περὶ τοὺς παραλλήλους τομῆς. Daß nun an der zuerst angeführten Stelle in einer Handschrift, die älter als M war, wirklich παράλληλον, wie in den jüngeren zu lesen ist, stand, zeigt die Lesart von M παράλληλον τόπον. Denn offenbar ist τόπον nicht etwa aus einem ursprünglichen κύκλον verderbt, sondern von einem ungeschickten Interpolator, der das substantivierte παράλληλον nicht verstand, hinzugefügt worden.

Nicht bloß in M, sondern auch in den andern Handschriften sind oft einzelne Worte aus Versehen ausgelassen worden. Der Herausg. hat Ergänzungen der Art, soweit sie ihm nötig schienen, in den Text aufgenommen, jedoch mit Recht durch die Winkelhaken < > abgegrenzt. Eine treffliche Ergänzung ist 66, 4 διὰ τό; denn die folgenden zwei Infinitive können nicht koordiniert zu ἀνάγκη καὶ τοὺς ἀρκτικοὺς μεγίστους εἶναι stehen, sondern müssen den Grund für das μεγίστους εἶναι angeben, wie ja auch die vorhergehende, ganz ähnlich aufgebaute und ohne Lücke überlieferte Periode zeigt. Einige andere Ergänzungen würden meines Erachtens besser fern vom Texte geblieben sein. Soweit ich den Sprachgebrauch der Mathematiker kenne, ist an abgekürzten Wendungen wie τὰ κατὰ τὰς ὥρας καὶ αὐξήσεις καὶ μειώσεις τῶν ἡμερῶν τε καὶ νυκτῶν 26, 20 und τὰ κατὰ τὰς ὥρας καὶ τὰς αὐξήσεις u. s. w. 28, 13 kein Anstoß zu nehmen. Es war also hier ebensowenig nötig, je in dem zweiten Hauptgliede das Subjekt τὰ κατὰ zu wiederholen, als 48, 7, wo auch der Herausg. τὰ κατὰ τὰς ὥρας καὶ αὐξήσεις u. s. w. unbeanstandet gelassen hat. Eben dieses zweite Glied unterliegt aber noch einer anderweitigen Verkürzung. Denn während der Schriftsteller 26, 20 den angeführten vollen Wortlaut gesetzt und ähnlich 70, 23 τῶν κατὰ τὰς ἡμέρας καὶ τὰς νύκτας αὐξήσεών τε καὶ μειώσεων geschrieben hat (die übrigen Belege hierfür sind noch zu sammeln), hat er sich an mehreren anderen Stellen (28, 14. 36, 20. 66, 15. 18. 68, 3 u. ö.) mit der kürzeren Wendung τὰς αὐξήσεις καὶ μειώσεις τῶν ἡμερῶν begnügt. Gewiß mit Recht; denn selbsverständlich ist jede αὔξησις, bezw. μείωσις τῆς ἡμέρας zugleich eine μείωσις, bezw. αὔξησις τῆς νυκτός. Es war also hier unbedenklich der mehrmals wiederkehrenden und dadurch um so mehr gesicherten Überlieferung aller Handschriften zu folgen. Dasselbe gilt aber auch von 48, 8, wo das vom Herausg. eingefügte τε καὶ νυκτῶν lediglich auf L sich stützt, dagegen in MN und in den Bakeschen Handschriften fehlt. So wird man auch 50, 15 eine zulässige Verkürzung der Rede anzunehmen haben: αἱ δὲ αὐξήσεις τῶν ἡμερῶν τε καὶ νυκτῶν οὐ τὸ ἴσον ἑκάστης ἡμέρας προστιθέασι καὶ ὑφαιροῦσιν. Der Herausg. fügt hier im Hinblick auf die zwei Prädikatsverben καὶ μειώσεις hinter αὐξήσεις hinzu; allein man braucht nur den zusammengezogenen Satz in seine beiden Elemente αἱ αὐξήσεις τῶν ἡμερῶν οὐ τὸ ἴσον ἑκάστῃ ἡμέρᾳ προστιθέασιν und αἱ αὐξήσεις τῶν νυκτῶν οὐ τὸ ἴσον ἑκάστης ἡμέρας ὑφαιροῦσιν zu zerlegen, um die handschriftliche Überlieferung zu rechtfertigen. Beiläufig erkennen wir nun auch, daß ἑκάστῃ ἡμέρᾳ in den Text zu setzen ist; denn der überlieferte Genetiv kann nicht von τὸ ἴσον abhängen, sondern muß zu den Verben bezogen werden; für den Dativ entscheidet aber dann das nächste, nicht das zu zweit folgende Verbum.

Außer vielen Glossemen, die der Herausg. aufgespürt und durch eckige Klammern von dem echten Texte abgeschlossen hat, erscheint mir auch die einem Mathematiker kaum zuzutrauende und den Zusammenhang nur störende Bemerkung 24, 12—15 verdächtig: τῶν τοιούτων σχέσεων ὁμοίων γενομένων ταῖς τῶν φίλων καὶ ἀδελφῶν, ἀλλ' οὐ ταῖς τῶν πατέρων καὶ παίδων, οὐδὲ ταῖς τῶν δούλων καὶ δεσποτῶν. An einer andern Stelle erleichtert

uns die Überlieferung in M die Entfernung unechten Zusatzes. In der Periode 68, ... nennt finden sich nämlich, wenn wir M folgen, zwei Verba finita mit ihren Beifügungen, die schlechterdings nicht neben einander stehen können. Spätere Interpolatoren haben das wohl erkannt und deshalb ein παρὰ τούτοις eingefügt, wodurch der eine Satz in zwei zerlegt wird. Allein erstens würde das Satzasyndeton παρὰ τούτοις u. s. w. an dieser Stelle ein Verstoß gegen die Syntax sein, zweitens verrät sich in den vorhergehenden Worten das regierende λόγος (ἐστί) als eine matte Nachbildung des ebenfalls vorhergehenden φασί, und endlich, was den Ausschlag giebt, gehören die von λόγος abhängigen, übrigens recht ungeschickt redigierten Worte garnicht hierher, da Kleomedes selbst denselben Gedanken erst S. 70, 10 f., und zwar dort an richtiger Stelle und mit ganz treffenden Worten, ausgedrückt hat. Wir tilgen also S. 68, 21—23 unbedenklich die Worte ὅλον τὸν θερινὸν bis παρὰ τούτοις und erhalten nun von Zeile 19—25 eine wohl abgerundete und durchaus sachgemäße Periode. [Nebenbei ist hier noch auf die Untersuchung von M. Lüdecke in Fleckeisens Jahrb. 1890 S. 457 ff., der mehrere Interpolationen aufdeckt, zu verweisen].

Auch bald darauf, S. 70, 1, ist vielleicht die ursprüngliche Lesart aus den Spuren in M zu erkennen. Die jüngeren Handschriften bieten ἐκ τοῦ πρὸς λόγον, wo man statt πρὸς eher ein κατὰ erwarten würde. Allein M hat ὡς λόγος statt ἐκ τοῦ πρὸς λόγον. Wenn wir nun bedenken, wie oft in M einzelne Worte ausgelassen sind, und zwar gewiß nicht alle von dem Schreiber dieser Handschrift, sondern viele schon von früheren Abschreibern, so liegt die Ergänzung ὡς λόγος αἱρεῖ (vergl. 28, 10) nahe.

Ein schweres Verderbnis hat sich S. 44, 2 f. eingeschlichen. Der Satz beginnt nach der Überlieferung mit ὅπου γε καὶ und zeigt in der Mitte, wo das Verbum finitum stehen sollte, in ML ein unverständliches ὁμοίως καὶ, statt dessen in N εἶναι συμβαίνει steht, offenbar die Konjektur eines Grammatikers, nicht eine altüberlieferte Lesart. Es wird also gestattet sein, aus der verderbten Lesart ὁμοίως καὶ ein anderes Verbum finitum zu entnehmen, und da liegt dem Zusammenhange und dem kleomedischen Sprachgebrauche nach am nächsten ἀναγκαῖον. Wir nehmen also an, daß die Schreibung ὁμοίως καὶ schon ein Notbehelf für verstümmelte und unleserliche Züge des Originals war, und daß in diesem zunächst das Kompendium von εἶναι stand, das von einem Unkundigen leicht ὁμ ge-

Cleomedis de motu circulari corporum caelestium libri duo. Ad novorum codicum fidem edidit et Latina interpretatione instruxit H. Ziegler. Leipzig 1891, Teubner. VI, 258 S. 8. 2 M. 70.

Der Text der κυκλικὴ θεωρία μετεώρων des seines ... des erscheint in den bis jetzt bekannten ὅθεν ... iften in einem Zustande arger Verwahr- 54, 24. Diese Thatsache ist durch die vorliegende Satzanfang ... ans Licht gestellt worden. Der lauten, da h... alle Varianten, welche Bake aus das verderbte zwei Pariser und mehreren anderen

Die von n... Handschriften mitgeteilt hatte, bei- S. 840 vorges... selbst die Bakesche Vulgata führt νος ist vom I... n Beifügung allerdings erwünscht worden. Ich ve... und stützt sich lediglich auf drei auf den damals ... e Handschriften, den Mediceus Pappos. Die be... (IX, 13), Lipsiensis (L) und daselbst unter μη...). Durch das Chaos von selt- zusammengestellt. welches allein diese drei Quellen ὁρᾶται) σεληνοειδής unverdrossen einen Weg gebahnt. S. 536, 10 δόξει ist die älteste und relativ [illegible] προσδεόμενον ἀποδει... [illegible] ... die Setzung von μή, μηδέ u. s. w. bei Kleomedes an Stellen, wo nach attischem Gebrauche οὐ, οὐδέ u. s. w. zu erwarten war, sei nun hier durch folgende Belege nachgewiesen, außer denen wahrscheinlich noch einige andere sich finden werden: φανερόν, διότι μὴ οἷόν τε ἐπίπεδον εἶναι τὴν γῆν 80, 2, ὑπονοήσαντες, ὅτι μὴ ἂν διέμενε τὸ ὕδωρ u. s. w. 74, 5, ἀλλὰ φήσομεν, ὡς μηδὲ τοῦτο δύναται παθεῖν 10, 26, ἐπεὶ μηδὲν ἔξω τοῦ κόσμου σῶμα (scil. ἐστί) 14, 17. An letzterer Stelle folgt bald darauf ὧν οὐδέν ἐστι δυνατόν: auch diese Abwechselung stimmt mit dem früher beobachteten Sprachgebrauche des Pappos überein.

Die beiden Indices sind auf das knappeste Maß zusammengedrängt, bieten dabei aber alles, was man bei dieser Kürze nur verlangen kann. Der Unterzeichnete hat den Index verborum bei den verschiedensten Anlässen kontrolliert und dabei kein falsches Citat gefunden, kein Wort des Textes vergeblich gesucht. Dafür wird jeder, der das Buch zu Händen nimmt, dem Herausg. Dank wissen. Einige Nachträge, bezw. Verdeutlichungen finden im Interesse der Sache wohl hier noch einen passenden Platz. ἀναγκαῖον] erwünscht war die Anführung von ἀναγκαιότατον 12, 18. 74, 25. ἀναγκαίως] hier und zu vielen anderen Worten ist zu bemerken, daß der Herausg. durch ein vorausgeschicktes „passim“ angegeben hat, daß die Nachweise nur in einer Auswahl folgen. Ich habe hier noch vier andere Belege angemerkt und andere zu anderen Worten; doch ist gegen die Be-

schränkung auf eine kleinere Zahl nichts einzuwenden, da der Umfang des Verzeichnisses auf das möglichst geringe Maß beschränkt bleiben sollte. γέ] willkommen wäre gewesen die Aufnahme von Verbindungen wie ἐπεί γε 60, 20 (fehlt auch unter ἐπεί). διαμετρεῖν] wenn alle Belege für dieses Verbum und zugleich für seinen transitiven Gebrauch angeführt wären, so würde sich mit Sicherheit ergeben, daß S. 126, 29 statt διαμετροῦντες ἀλλήλοις, wie MLN (ex silentio) und mit ihnen die meisten andern Handschriften sowie die Ausgaben haben, vielmehr mit den codd. Mosqu. und Gott. ἀλλήλους zu lesen ist. ἴσος] gern würde man den Superlativ ἰσαίτατος besonders aufgeführt gesehen haben. Hinter ἐπ' ἴσης war ein Verweis auf den Artikel ἐπίσης erforderlich und umgekehrt unter ἐπίσης die Bezugnahme auf ἴσος. κύκλος] um den Sprachgebrauch der Mathematiker von Autolykos an zu vergleichen, ist es wertvoll zu wissen, welche Adjektiva (wie μέγιστος, παράλληλος) oder Participia (wie ὁρίζων) zu κύκλος beigefügt zu werden pflegen. Nicht minder würde auch darzulegen sein, welche von diesen Beifügungen, unter Weglassung von κύκλος, substantivisch gebraucht werden, wie ὁρίζων bei Kleomedes wohl immer, παράλληλος bisweilen (s. oben zu 66, 8). μέσος] zum Superlativ μεσαίτατος sei der Verweis auf 38, 1 nachgetragen. μέχρι] gesondert aufzuführen waren μέχρι c. coni. 46, 18, μέχρις ἄν 46, 10. 23, wozu das im Index schon angegebene μέχρις ὅτου c. coni. 46, 25 kommt. Also auf einer Textseite drei verschiedene Ausdrücke für „donec, quoad", womit für Kleomedes sich bestätigt findet, was Büttner-Wobst in Fleckeisens Jahrb. 1884 S. 121 für Polybios zusammengestellt hat. ὅθεν] aus dem, was oben zu 44, 2 f. bemerkt worden ist, sind im Index einige Belege für ὅθεν und ὅθεν καί nachzutragen. οὐδείς] daneben ist οὐθείς angeführt, doch sind die Citate promiscue beigefügt; bei μηδείς ist das ebenfalls vorkommende μηθείς nicht erwähnt. Die Form mit θ läßt sich seit Aristoteles allerwärts verfolgen. Besonders bemerkenswert ist, daß beide Schreibungen auch nahe bei einander vorkommen. So mehrere Male bei Polybios, so auch bei Kleomedes οὐδενός 6, 17, οὐδὲν 6, 18, aber gleich darauf Z. 21 οὐθενός. Außerdem habe ich μηθέν 6, 27, μηθενός (neutr.) 20, 10. 70, 17 angemerkt (in der adnotatio zu S. 6 bezieht sich die Variante „μηδέν NL" auf Z. 27, nicht 26, und zu Z. 26 ist, wie mir der Herausg. mitteilt, die Variante „μηθ' ἓν M" nachzutragen, bezw. μηθὲν ebenso wie Z. 27 in den Text aufzunehmen) φέρειν] nachzutragen ist der Verweis auf 60, 24. Das Verbum scheint nur als Passivum vorzukommen, und zwar im eigentlichen Sinne 10, 16 u. s. w., und übertragen (mit zu ergänzendem τῷ λογισμῷ) in dem Sinne von „urteilen, meinen" 58, 25. 60, 24. ὥρα] erwünscht war die Unterscheidung der Bedeutungen „Jahreszeit" und „Stunde".

Die lateinische Übersetzung hält die richtige Mitte zwischen wörtlicher Anlehnung an das Original und der freieren Wiedergabe, um zugleich den Dienst eines fortlaufenden Kommentars zu leisten. Im einzelnen habe ich Verschiedenes angemerkt; doch gehe ich nicht darauf ein, um diese Besprechung nicht über Gebühr auszudehnen (ὑπόστασιν 8, 11 war wohl ebenso wie 4, 14 durch „substantiam" wiederzugeben).

Das sogenannte Fragmentum Censorini enthält manches, was mit Kleomedes I Kap. 2. 6 f. sich berührt; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß der Verfasser des Fragments einen aus Kleomedes entstammenden Auszug, geschweige denn den Kleomedes selbst, benutzt habe.

Im ganzen ist durch die vorliegende Ausgabe, die auch von der Verlagsbuchhandlung trefflich ausgestattet worden ist, erheblich mehr für die Herstellung eines geläuterten Textes des Kleomedes geschehen als durch alle Vorgänger des Herausgebers. Möge es ihm vergönnt sein, dem in früheren Zeiten so vernachlässigten Autor auch fernerhin seine Muße zuzuwenden: es sind auf diesem, wenn auch anscheinend kleinen Felde noch reiche Schätze zu heben.

Dresden-Striesen. Friedrich Hultsch.

---

1) **Xenophons** Anabasis für den Schulgebrauch von **Ernst Bachof.** 2. Band, Buch 4—7. Paderborn 1889, Schöningh. I. Text 110 S. II. Erläuterungen mit Vorrede u. 4 Abb. 150 S. 8. à 1 M. 80.

2) **H. L. Strack,** Vollständiges Wörterbuch zu **Xenophons** Anabasis. 5. Aufl. Leipzig 1889. Hahn. 154 S. 8. 1 M. 20.

3) **R. Hansen,** Wörterbuch zu **Xenophons** Anabasis und Hellenika, für den Schulgebrauch bearbeitet. Gotha 1890, Perthes. 176 S. 8. 1 M. 60.

1) Natürlich ist der 2. Band von Bachofs Ausgabe nach den in der Vorrede zum ersten Band entwickelten Grundsätzen bearbeitet. Auch ihm liegt der Hugsche Text zu grunde mit Weglassung aller Klammern; so ist z. B., um VI 3, 22 das widersinnige καὶ ταῦτα—τὸ στράτευμα stehen lassen zu können, diese Zeile in Gedankenstriche eingeschlossen. Da der Verfasser die Ansicht hegt, daß man in der Tertia die Lektüre der Abwechslung wegen bisweilen mit dem vierten Buche beginnen solle, so hat er das zweite Bändchen

vom ersten unabhängig gemacht, kurze Angaben über Xenophons Leben, den Inhalt der drei ersten Bücher, eine Übersicht über die Heerhaufen und Truppengattungen des grossen Söldnerheeres auf drei Seiten vorausgeschickt und die Erläuterungen des vierten Buches speziell den Bedürfnissen des Anfängers angepaßt. Von den Holzschnitten scheint mir der zweite die Thätigkeit des Rottenschließers beim Übergang über den Kentrites nicht ganz klar zustellen. Druck und äußere Ausstattung sind von bekannter Güte.

2) Dem Buche von Strack liegt das früher wegen seiner Kürze im Ausdruck und seiner Korrektheit geschätzte Theißsche Werk zu grunde. Diese Vorzüge sucht auch die vorliegende Bearbeitung zu bewahren. An erster Stelle ist die Grundbedeutung eines Wortes gegeben, dann zu den besonderen Nüancierungen derselben die betreffenden Stellen angeführt; bei den Eigennamen sind die wichtigsten Notizen über die Persönlichkeit und ihre Wirksamkeit mit den Stellen belegt. Hervorzuheben ist, daß die Wörter, für welche alle Belegstellen beigefügt sind, nämlich die Namen und ἅπαξ εἰρημένα durch ein Sternchen kenntlich gemacht sind, und daß für die folgenden Auflagen eine Vervollständigung nach dieser Seite zugesagt ist. Eigentümliche Konstruktionen sind außer durch Stellennachweis oft auch noch durch kurze deutsche Übersetzung klargelegt. Ferner ist zu erwähnen, daß meistenteils eine etymologische Erklärung, besonders der zusammengesetzten Wörter gegeben wird. Doch könnte nach dieser Richtung das Buch noch vervollständigt werden, ohne dadurch an Umfang zu sehr erweitert zu werden; ich denke an ἀγένειος, ἀγορεύω, ἀμέλεια, ἁμιλλάομαι, ἐναυλίζομαι. Bisweilen ist auch der bekannte lautlich entsprechende lateinische Ausdruck beigefügt. Natürlich gründet auch dieses Wörterbuch sich auf Hugs Rezension; aber es berücksichtigt auch die abweichenden Lesarten der hervorragendsten Kritiker, die durch Zeichen kenntlich gemacht sind. Am Schluß ist noch auf 4 Seiten ein Verzeichnis der unregelmäßigen Verben beigegeben. Druck und Papier sind gut.

3) Damit dem Schüler der Sekunda, wo neben der Anabasis vielfach die Hellenika gelesen werden, die Anschaffung und der schwierige, zeitraubende Gebrauch eines Handwörterbuchs erspart bleibe, sind die Hellenika in dieses Werk mit hineingezogen. Mit Rücksicht auf den Tertianer sind die Belegstellen am zahlreichsten aus dem 1. und 4. Buche genommen. Außerdem sind sie zu den Eigennamen ziemlich vollständig gegeben. Der deutsche Ausdruck ist kurz, treffend und wohl geeignet, das richtige Verständnis der betreffenden Stelle zu erschließen, sowie auch eine gute Übersetzung an die Hand zu geben. Etymologische Erklärungen sind nicht beigefügt. Die äußere Ausstattung ist die bekannte der gothaischen Sammlung. So dürfte das Wörterbuch sich seinen Platz unter den Schulbüchern leicht erringen.

Mühlhausen i. Th. Edm. Weißenborn.

Jacob Sitzler, Abriß der griechischen Litteraturgeschichte zum Selbstunterricht für Schüler und weitere Kreise. I. Bd. Die nationale klassische Litteratur von der ältesten Zeit bis zum Tode Alexander d. Gr. (II. Teil der Encyklopädie der klassischen Altertumskunde für Gymnasien). Leipzig 1890, Teubner. VIII, 546 S. gr. 8. 4 M.

Nach der Vorrede soll obige Litteraturgeschichte neben den biographischen Angaben eingehend die Werke der Schriftsteller berücksichtigen. Die kurzen Inhaltsangaben sind so eingerichtet, daß daraus die künstlerische Anlage der Schriftwerke ersichtlich wird. Auch die litterarhistorischen Fragen sind so weit wie möglich berührt. Allgemeine Bemerkungen und leitende Gesichtspunkte sind an den Anfang der Abschnitte und Kapitel verwiesen und die Hauptvertreter der einzelnen Litteraturgattungen sowohl als Menschen wie als Schriftsteller nach Inhalt und Form ihrer Werke geschildert. Das Buch soll also als Lesebuch möglichst viele zur Beschäftigung mit der griechischen Litteraturgeschichte anregen. Der II. Band, die Zeit vom Tode Alexanders des Gr. bis zur Eroberung Konstantinopels umfassend, wird dem ersten bald nachfolgen.

Das Buch erfüllt in der That seinen Zweck. Die Inhaltsangaben und die Charakteristik der überlieferten Dichterwerke sind gut ausgeführt. Aber die mannigfachen Sagen und Anekdoten, von denen gerade die griechische Litteraturgeschichte durch die kritiklose Sammelwut der Alexandriner überwuchert ist, sind allzusehr berücksichtigt. Die bisherigen Resultate der gelehrten Forschungen sind gründlich verwertet, und die Sprache ist im ganzen gewandt und fließend. Aufgefallen sind dem Ref. einige Nachlässigkeiten, welche bei einer 2. Auflage leicht vermieden werden könnten. Verf. läßt nämlich oft die gleichen Formen der Hülfszeitwörter des Haupt- und Nebensatzes unvermittelt auf einanderfolgen, z. B. ist, ist; sind, sind u. s. w. Er gebraucht bisweilen halbgriechische, halblateinische, also hybride Formen griechischer Eigennamen, z. B. Aeneias, Phoebos u. s. w. Er spricht von einem „tanzenden Tetrameter.“ Archestratos

von Gela, der Vorläufer Epikurs, wird als „eigentliche Heimat der epikureischen Philosophie" bezeichnet. S. 467 ist wohl der Ausdruck „die im 9. (!) Jahrh. vor Chr. in der Alexandrinischen Bibliothek vorhandenen Werke unseres Philosophen" (des Aristoteles) ein Druckfehler für „die im 2. Jahrh. v. Chr. vorhandenen."

Den Inhalt des Werkes anlangend, so geht die Einleitung von der Geographie des Landes und der dadurch bedingten Beschaffenheit der Bewohner desselben aus, um dann auf die Vortrefflichkeit der griechischen Litteratur und ihren Einfluß auf die Römer und die modernen Völker überzugehen. Darauf werden die Eigenschaften der griechischen Litteratur, ihre Schönheit und Formvollendung und die Perioden derselben festgestellt.

Das erste Kapitel behandelt die religiöse Dichtung. Hier wird Orpheus als mythische Person aufgefaßt. Er sei keine historische, sondern symbolische Persönlichkeit, welche die Macht des Gesanges darstelle. Aber das ist zu allgemein und unbestimmt gehalten. Orpheus ist der Vertreter des Dionysoskult und damit der in diesem ausgeprägten religiösen Dichtung, wie schon der mit ὄρφνη, ὄρφνος, ὀρφναῖος zusammenhängende Name beweist. So sind die anderen angeblichen alten Sänger Musäus und Eumolpus mit dem Demeterkult und der dort gepflegten religiösen Dichtung verbunden und Vertreter derselben. Es folgen noch vor den Anfängen der epischen Poesie im 2. Kapitel die Volksdichtung, im 3. Kapitel die Spruchdichtung und Tierfabel. Mit Recht; denn wie die religiöse Poesie, so wird auch bei Homer neben epischen Liedern hier und da die Volkslyrik erwähnt, und es ist der Natur der Sache angemessen, daß Einzellieder, sowohl epische wie lyrische, wenn auch in einfachster Form, den Epen vorangingen. Hier wird auch die Linospoesie als ursprünglich orientalisch gut geschildert. Erst mit dem 4. Kapitel beginnt die Darstellung des Epos in seinen Anfängen. Das 8. Kapitel giebt über die Homerische Frage bei den Neueren einen klaren Überblick. Doch ist die besonnene Stellung, welche Bonitz zur ihr einnimmt, nicht berücksichtigt, was sie doch verdient hätte.

Die Elegie im 6. Kapitel ist richtig nicht als Klagelied, wie von den meisten, bestimmt, sondern als solche, welche die mannigfaltigen Stimmungen und Gefühle der menschlichen Seele ausdrückt und danach auch verschiedenen Inhalt hat, obwohl sie nur eine einzige ist. Sie war eben nichts anderes als der Übergang vom Epos zur Lyrik und somit die Vorläuferin der letzteren.

Kapitel 27—31 schildern eingehend die griechische Tragödie. Doch wird die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles zu kurz besprochen (S. 222). Zwar übergeht Verf. mit Recht die Bernayssche Erklärung der Katharsis als Entladung dieser Affekte; denn sie ist schon deshalb verfehlt, weil weder κάθαρσις als erleichternde Entladung, noch παθήματα als Gefühlsdispositionen belegt sind. Aber Verf. hebt nicht genug hervor, wie Mitleid und Furcht durch die Darstellung der Tragödie gereinigt werden, für wen der Zuschauer diese Affekte fassen soll, ob für sich oder den Helden der Handlung, und berücksichtigt zu wenig die Eindrücke und Wirkungen des Epos und aller übrigen Künste. Denn nicht nur die Tragödie bewirkt Furcht und Mitleid, sondern auch das Epos und überhaupt jede Handlung, welche uns unmittelbar oder mittelbar, im Leben oder in der Kunst, entgegentritt. Aber während das Leben durch seine zufälligen Ereignisse die leider zu unserer Charakterentwickelung so notwendigen Affekte nur unvollkommen reinigt, d. h. läutert, bewirkt dies die Poesie und Kunst in vollkommenerem Maße, weil sie den Gesetzen der poetischen Gerechtigkeit folgt, am meisten aber die Tragödie, da sie uns am unmittelbarsten als lebendige Handlung vorgeführt wird, also als eigentliche μίμησις erscheint. Daher kann von ihr κατ' ἐξοχήν die κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων ausgesagt werden. Zu Euripides' Hippolytos bemerkt Verf. am Schlusse seiner Inhaltsangabe desselben, daß dessen tieferes Motiv der Kampf zwischen Artemis und Aphrodite sei, ein Gedanke, der uns nicht zusage. Das ist zu äußerlich aufgefaßt. Denn diese beiden Götter sind doch wohl Personifikationen der sie repräsentierenden Leidenschaften, der Jagd und der Liebe. Was wir im Inneren des Menschen selbst suchen und dichterisch darstellen, die Willensregungen und Entschlüsse, legten die Alten den Göttern bei, welche nach ihrer Ansicht die Gedanken der Sterblichen bestimmten. So läßt Homer den Achilleus im Streite mit Agamemnon von Athene verhindert werden, das Schwert zu ziehen; wir würden es einer plötzlich eintretenden Besonnenheit des Helden zuschreiben. So führt im Aias des Sophokles Athene den Odysseus zur Aufdeckung von Aias' Mordanschlag gegen ihn und die Atriden, u. s. w. Ähnliche Beispiele finden sich bei griechischen Dichtern in Hülle und Fülle. S. 302 nennt Verf. den Euripides den Dramatiker des Peloponnesischen Krieges. Das ist nicht bezeichnend genug; denn auch Sophokles, den Zeitgenossen desselben, kann man so nennen. Vielmehr könnte Euripides

treffender der Dichter der Sophisten genannt werden wie Äschylus der der Marathonkämpfer. Sophokles nimmt zwischen beiden mehr eine mittlere Stellung ein, er ist, um mich so auszudrücken, der eigentliche Dichter des Perikleischen Zeitalters.

Über die Zahlentheorie der Pythagoreer hätte Sobczyks scharfsinnige Dissertation eingesehen werden müssen. Die Anwendung dieser Theorie war doch nicht so sehr Willkür und selbst Lächerlichkeit, wie Verf meint. Die Identifizierung der Zahlen mit den Raumverhältnissen beruhte auf der gemeingriechischen geometrischen Anschauung aller Zahlenverhältnisse, wie sie u. a. auch in des Sokrates Veranschaulichung der geraden und ungeraden Zahl durch das gleichseitige und ungleichseitige Dreieck (Plat. Euthyphr.) und überhaupt in ihrer gesamten Darstellung der Arithmetik zu Tage tritt. S. 622 ist ein Mißverständnis. Sokrates sagt nicht, daß die Schriften des Herakleitos einen tüchtigen Schwimmer, sondern einen tüchtigen Taucher erforderten. Das erstere hätte bei einem schwierigen Schriftsteller keinen Sinn. Einem solchen muß man vielmehr auf den Grund gehen, und das kann im Vergleiche nur der letztere.

Im übrigen kann Ref. nur anerkennen, daß das gründliche, mit umfassender Sachkenntnis gut geschriebene Buch ihm wirklichen Genuß bereitet hat, und hofft, daß in einer neuen Auflage die wenigen Ausstellungen, welche er im Interesse desselben machen zu müssen geglaubt hat, gehoben werden. — Druck und Ausstattung sind, wie das bei einem in Teubners Verlag erscheinenden Buch fast selbstverständlich ist, gut.

Straßburg i. E. H. Müller.

---

1) **Livi Andronici et Cn. Naevi** fabularum reliquiae. Emendavit et adnotavit **L. Mueller**. Berlin 1885, Calvary. 72 S. 8. 2 M.
2) **Luciani Muelleri de Pacuvii** fabulis disputatio. Berlin 1889, Calvary. 50 S. 8. 1 M. 60.
3) **Luciani Muelleri** de **Accii** fabulis disputatio. Berlin 1890, Calvary. 68 S. 8. 2 M.

Wenn man zu den hier aufgezählten Schriften noch das nimmt, was L. Mueller in der Biographie und Ausgabe des Ennius über die Tragödien des Ennius sowie (Q. Ennius S. 75—103) über die des Livius, Naevius, Pacuvius und Accius sagt, so ist hier fast dasselbe Thema behandelt, welches den Stoff für Ribbecks „Römische Tragödie im Zeitalter der Republik“ bildet, da die sonstigen Tragiker kaum in betracht kommen.

Den nächsten Anlaß zu jenen Schriften bot allerdings für den Verfasser der Umstand, daß er hinsichtlich der Herstellung des Textes der betr. Dichter in vielen Fällen von Ribbeck stark abweicht, wie dies ja schon die Ausgabe des Nonius beweist. Doch würde man ihm unrecht thun, wenn man glaubte, daß seine Meinungsverschiedenheiten sich hauptsächlich auf Einzelheiten der erhaltenen Bruchstücke beschränkten. Man braucht bloß zu lesen, was Liv. et Naev. S. 25; 38 (vgl. die Biographie des Ennius S. 38) über die angebliche Praetextata des Naevius 'Lupus' gesagt ist, oder de Pac. Fab. 2 ff; 8 ff; de Acc. Fab. 22; 28 ff; 45 über jenes Paulus und Atalanta, dieses Athamas, Epigoni, Minotaurus, um eine solche Ansicht als unbegründet zu erkennen. Überhaupt kann versichert werden, daß wohl kaum ein Stück der in Rede stehenden Dichter mit zahlreicheren Überresten existiert, wo L. M. nicht in wesentlichen Punkten von Ribbecks oder seiner Vorgänger Aufstellungen abginge. Daß die weit umfänglichere Arbeit des Leipziger Gelehrten von niemand, der sich mit den Bruchstücken der römischen Tragiker befaßt, entbehrt werden kann, versteht sich ja von selbst. L. M. hat deshalb mehrfach, wo er mit R. übereinstimmte oder dieser, wie er liebt, sich ausführlicher über seine Vorgänger oder die griechischen Vorbilder der Römer ausließ, einfach auf ihn verwiesen, wenn auch im allgemeinen die bezüglichen Darlegungen ohne weitere Hülfsmittel außer dem Text der Dichter verständlich sind.

Es ist natürlich bei so umfänglichen und schwierigen Problemen, wie sie die Überreste der republikanischen Tragödie Roms (wozu noch die Komödien des Livius und Naevius kommen) der höheren und niederen Kritik bieten, an dieser Stelle unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Wir hielten aber diese Anzeige für angemessen, weil nunmehr die Studien L. Muellers auf dem Gebiet der vorklassischen Bühnendichter zum Abschluß gelangt sind.

Obwohl bekanntlich der Druck lateinischer Bücher in Petersburg, wo Muellers Abhandlungen zuerst (im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung) erschienen sind, manches zu wünschen läßt, sind die hier besprochenen Schriftchen im ganzen korrekt wiedergegeben. Nur ganz vereinzelt finden sich störende Versehen, wie Liv. et Naev. S. 4 (II) frgm. VI statt IV; 14 (VI) tibi für sibi; 42 (V) adeo ditati für adeo ditali. ϙ.

Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins herausgegeben von **W. Studemund**. II. Band. Berlin 1891, Weidmann. 438 S. 8. 9 M

Auch die Herausgabe dieses Bandes ist, wie die von Heft 2 des ersten, im Auftrage Stude-

munds von O. Seyffert besorgt worden, dessen Thätigkeit den beiden letzten Teilen zu gute gekommen ist. Den Band eröffnet die schon 1879 als Straßburger Doktordissertation erschienene Arbeit von I. Schröder, De fragmentis Amphitruonis Plautinae (p. 1—46), ein scharfsinniger Beitrag zur Lösung der Frage nach der Stellung und zur Textkritik der Amphitruofragmente nebst einem interessanten Herstellungsversuch der verlorenen Scenenteile. Es folgen die tüchtigen 1881 bezw. 1883 erschienenen Dissertationen von E. Kellerhoff, De collocatione verborum Plautina quaestiones selectae (p. 47—84), und P. Scherer, De particulae quando apud vetustissimos scriptores latinos vi et usu (p. 85—143). In der ersteren wird für eine Reihe von Wortverbindungen die stereotype oder gewöhnliche Wortfolge festgestellt, ohne daß der Verfasser in den Fehler verfällt, den A. Mahler, De pronominum personalium apud Plautum collocatione, Cöslin 1876, zu wenig vermieden hat: nach dem überwiegenden Gebrauch gleich alles uniformieren zu wollen. Die letztere erscheint hier vermehrt um eine Untersuchung über den Gebrauch von quando bei Terenz und den von quandoquidem. Quando hat im Gegensatz zum Plautinischen Gebrauch bei Terenz nur kausale, quandoquidem im ganzen Altlatein kausale Geltung. Hieran schließt sich die umfangreiche, mühe- und wertvolle Arbeit von J. Bach, De usu pronominum demonstrativorum apud priscos scriptores latinos (p. 144—415), deren erstes Kapitel 1885 als Doktordissertation herausgegeben ist. Der Verf. gliedert seinen Stoff in 2 Bücher, von denen das erste über die Pronn. demonstr., das zweite über die mit ecce zusammengesetzten Formen des Demonstrativpronomens handelt Buch I enthält in 5 Kapiteln die Untersuchung über hic iste ille, über die scheinbar regellose Nebeneinanderstellung dieser Pronomina, über is. Hic ist das Pronomen der ersten Person und nähert sich oft der Bedeutung des Possessivpronomens meus oder noster. So ist z. B. haec aetas = mea aetas; dem entsprechend istaec aetas = tua aetas und illa aetas = eius aetas. Überall werden die oft nicht klar zu Tage liegenden Beziehungen von hic zur ersten Person nachgewiesen. So ist huius modi immer = mei modi = ut ego facio oder dico; sequere hac = meam viam, qua ego iturus sum, und so besteht die mannigfaltigste Verbindung mit der ersten Person. Mit einer Zeitbezeichnung verbunden bezieht sich hic nur auf die Gegenwart oder die mit der Gegenwart eng verbundene Zeit. Haec nox kann die gegenwärtig dauernde, die dem Tag unmittelbar vorhergegangene oder unmittelbar folgende Nacht bezeichnen; hoc triduo, wohl zu unterscheiden von illo triduo, schließt den gegenwärtigen Tag ein. Was jemand in der Hand trägt oder anfaßt, wird mit hic benannt: so kann sogar hic mit tuus verbunden sein, das bedeutet dann immer, daß der Redende den dem anderen angehörigen Gegenstand berührt. Mit Beziehung auf den Ort bezeichnet hic den Platz, wo der Sprechende steht oder dessen Nähe, daher denn auch derjenige, der bei dem Redenden steht, mit hic benannt wird, wenn dieser sich an die Zuschauer wendet. Daher heißt es häufig quis hic est, wenn eine neu ankommende Person zuerst auf der Bühne erblickt wird, quis est, wenn sie dem Sprechenden noch unsichtbar ist. In gleicher Weise werden die überall vorhandenen Beziehungen von iste zur zweiten Person nachgewiesen, dagegen mit Grysar und Kvíçala die Meinung Holtzes verworfen, als bezeichne iste an und für sich etwas Verächtliches; ebensowenig, wie ille etwas an und für sich Rühmliches bedeutet. Ansprechend wird diese später an iste sich anheftende Bedeutung erklärt ex usu forensi, indem nämlich dort hic = meus cliens, iste = tuus cliens war. Ille bezieht sich zunächst auf eine dritte Person: die Beziehung auf Entferntes, auf Vergangenes und Zukünftiges folgt erst aus dieser Grundbedeutung. Da aber die dritte Person anwesend sein kann, so ist es möglich, es auf Gegenwärtiges zu beziehen; meist aber hat es die erstgenannte Bedeutung. Da nun ferner die dritte Person nicht immer eine bestimmte, sondern meist nur irgend eine Person außer der ersten und zweiten ist, so erhielt ille einen viel weiteren Umfang als hic und iste und entfernt sich von seiner ursprünglichen Bedeutung so weit, daß es völlig gleich wird dem Pronomen is. Nicht aber werden hic und ille so gebraucht, daß von zwei Dingen das eine, woran der Sprechende hauptsächlich denkt, hic, das andere, das seinem Denken entfernter liegt, ille genannt wird. Für diesen später entwickelten, rhetorischen Gebrauch glaubt Bach das älteste Beispiel bei Accius gefunden zu haben. Auch heißen hic — ille nicht der eine — der andere, wie später, sondern dieser Verbindung entspricht im Altlatein die Wiederholung des Pronomens: hic — hic oder ille — ille. Das vierte Kapitel handelt de pronominibus demonstrativis inter se excipientibus. An vielen Stellen scheinen die Pronomina ganz willkürlich, ähnlich wie im Spätlatein durcheinandergeworfen zu sein. In Wirklichkeit aber unterscheiden die Alten sie aufs genaueste; sehr häufig ist es möglich, so

Aufschluß zu erhalten über den Platz, den die Personen auf der Bühne einnehmen oder den Wechsel desselben: was um so wichtiger ist, als Vorschriften des Dichters über Bewegungen und Gesten des Schauspielers sonst völlig fehlen. Wenn z. B. Mil. 21 Artotrogus sagt: periuriorem hoc hominem siquis viderit aut gloriarum pleniorem quam illic est, so bezeichnet er den Miles sowohl mit hoc als mit illic, ist aber während des Redens von ihm weggetreten nach den Zuschauern hin, wie überdies aus den Worten des Miles v. 24 ubi tu es? deutlich hervorgeht. Im letzten Kapitel wird der Gebrauch von is untersucht. Es ist niemals demonstrativ, sondern vielmehr korrelativ oder relativ. Es ist entweder mit einem vorausgehenden oder folgenden Relativsatz zu einem Begriff verbunden, oder wiederholt einen kurz vorher erwähnten Begriff, mag er durch ein Nomen oder einen Satz ausgedrückt sein. Niemals steht hic als Korrelativ zu qui, wie dies im späteren Latein der Fall ist. Wenn zwei Relativsätze an einen Begriff sich anschließen, dann wird entweder das zweite Relativ einfach ausgelassen oder dafür is eingesetzt, doch nicht ausschließlich, wie Holtze behauptet, noch ist ein Ersatz durch ille möglich. Am Schlusse der bezüglichen Kapitel erfahren auch die abgeleiteten Adverbia eine eingehende Betrachtung. In einem kurzen Schlußabschnitt wird der weite Abstand zwischen dem dort untersuchten Gebrauch der Pronomina und dem seit dem 1. Jahrh. n. Chr. sich entwickelnden Gebrauch durch Beispiele aus Justinians Digesten und Institutionen und der Geschichte von Apollonius von Tyrus anschaulich gemacht; wie denn auch schon die einer späteren Zeit angehörenden Prologe zu Plautus und Terenz einen ganz verschiedenen Sprachgebrauch bekunden. Im zweiten Buche untersucht Bach den Gebrauch der mit ecce zusammengesetzten Pronominalformen. In ecce sieht er mit Curtius (Etymologie[4] p. 457) einen Imperativ von der Wurzel ak mit unorganischer Gemination, urspr. also ece, eine Schreibweise, die in den von den Hss mehrfach überlieferten Formen ecillum etc. bewahrt sei. Die Formen eccum etc. können nicht mit is zusammengesetzt sein, da dies Pronomen nur der Wiederholung dient und nie demonstrativ ist. Deshalb sind sie wahrscheinlich mit den alten Formen des Demonstrativums hum, ham etc. zusammengesetzt, um so wahrscheinlicher, als sonst zwar iste und ille, nicht aber hic neben ecce erscheinen würden. Das demonstrative -ce des Pronomens hic aber war natürlich überflüssig bei verbundenem ecce.

Die Untersuchung im einzelnen zu verfolgen, verbot der Raum, jedenfalls ist sie gleich bedeutend für Kritik (hauptsächlich durch die Schranken, die sie durch sichere Feststellung des Sprachgebrauchs der willkürlichen Vermutung setzt) und Erklärung des Plautus und Terenz wie für die Geschichte der lateinischen Sprache. Der Druck ist sehr korrekt, und nur weniges vermag ich inhaltlich zu beanstanden. P. 156 f. ist die Ordnung der Beispiele nicht gerade durchsichtig, und p. 157 Z. 3 wird der unbefangene Leser die Beispiele auf istoc pacto beziehen, wozu sie doch nicht gehören; p. 334 Z. 6 v. u. muß es wohl statt 'derjenige' derselbe heißen; zu p. 349 Z. 3 vgl. jetzt Morris, On the sentence-question in Plautus and Terence p. 43, wo einige abweichende Fälle besprochen sind; p. 391 wird Cas. 969 (808 Gepp.) dem Plautus abgesprochen, weil durch ecce autem nie die Person bezeichnet werde, die eben die Bühne betrete oder von einer anderen eben erst erblickt wird. Indes kann der Vers im dortigen Zusammenhang gar nicht entbehrt werden. Auch scheint mir der p. 394 Z. 5 ausgesprochene Satz: omnibus his locis ecce animum convertit ad id quod oculis conspici non potest wenig zu den p. 390/91 angeführten Beispielen Mil. 203 u. 209 zu stimmen. Für falsch halte ich die p. 296 ff. entwickelte Ansicht, ille sei schon bei Plautus seiner ursprünglichen Bedeutung so entfremdet, daß es wie in den romanischen Sprachen dem Artikel gleich geworden sei. Das Hauptbeispiel bildet Trin. 491, wo ille opulentissimus nichts anderes als 'der Reichste' bedeuten könne Ich denke aber, hier ist mit ille auf irgend eine Fabel vom armen und reichen Mann verwiesen und dies Beispiel also zu den p. 299 besprochenen zu stellen. Ferner soll in Verbindung mit dem Personalpronomen die Bedeutung des Artikels vorliegen. Aber alle Beispiele lassen eine andere Erklärung zu. Stich. 133 ist mit ille meus mendicus 'der in der Ferne' gemeint, Aul. 659 ist die Beziehung auf die dritte Person ganz deutlich, Epid. 368 pro illa tua amica, quam pater suum filium esse retur ist die andere, entferntere, zum Unterschied von der kurz zuvor erwähnten amica gemeint. Und wie sollte sich ille bei dem Pross. poss. im Altlatein als Artikel finden, während doch weder das Spätlatein, noch die romanischen Sprachen diesen Gebrauch entwickelt haben? Endlich verbietet schon die Wortstellung in den weiteren p. 298 angeführten Beispielen ille in Verbindung mit alter oder alius für eine Art von Artikel zu halten.

Den Schluss des Bandes bildet (p. 417—436)

eine nachgelassene Arbeit Studemunds: Herstellungsversuch der Plautinischen Cistellaria. Schon 1871 war die Abhandlung fertiggestellt, wiederholt kehrte er zu ihr zurück und hatte die Absicht, sie noch vor dem Apographum mit den Ergebnissen seiner Entzifferung des Palimpsests zu veröffentlichen. Im April 1889 hat er mündlich dann mit seinem Freunde O. Seyffert die abschließende Fassung besprochen, die hier mit wertvollen Anmerkungen des letzteren versehen vorliegt. Und so ist sie denn der würdige Abschluss des Werkes, das er ins Leben gerufen hat, ein letztes Zeugnis jener unermüdlichen, sich nie genügenden Thätigkeit, mit der der Meister seinen Schülern stets voranleuchtete.

Gießen. H. Blase.

Wilhelm Wunderer, Ovids Werke in ihrem Verhältnis zur antiken Kunst. (Acta seminarii philologici Erlangensis ed. Iwanus Mueller et Augustus Luchs. Vol. V.) Erlangen 1890, Deichert. 68 S. 8.

Was der unlängst so traurig uns Leben gekommene Paul Schönfeld über Ovids „Metamorphosen in ihrem Verhältnis zur antiken Kunst" ermittelt hat, das will W. durch eine Prüfung sämtlicher Werke des Dichters ergänzen resp. korrigieren. Er stellt zunächst zusammen, was wir aus den Werken Ovids über Kunst und Künstler erfahren und beweist daraus, daß unser Dichter eine bedeutende Kunstkenntnis, eine erhebliche, wenn auch nicht enthusiastische Liebe zur Kunst und jedenfalls ein seltenes Kunstverständnis besaß. Ist es daher an und für sich höchst wahrscheinlich, daß in seinen Dichtungen der Anblick hervorragender Kunstwerke nachgewirkt habe, so finden sich auch in der That reichliche Reminiszenzen an solche Werke. Doch bleibt bei diesen immer noch zu untersuchen, ob der Dichter selbst oder bereits sein litterarisches Vorbild durch die künstlerische Reminiszenz beeinflußt war.

Unter diesem Gesichtspunkt werden nun alle Schilderungen von Göttern und Heroen bei Ovid systematisch geprüft, und das Ergebnis ist wohl in Einzelheiten, doch nicht in der Hauptsache von dem Schönfelds verschieden. Denn über eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit für künstlerische Reminiszenz kommt auch W. eigentlich nirgends hinaus. So gewiß Ovids Augen für die Wirkungen der bildenden Kunst zugänglich waren, so wenig sah er sich bemüßigt, seine Eindrücke peinlich genau zu verwerten. Empfahl es sich ihm, aus Rücksicht auf das Publikum nur auf allgemein bekannte Kunstwerke bezug zu nehmen, so brauchte er auf diese eben nur andeutend anzuspielen, da sie ja seinen Lesern ganz geläufig waren. So kommt es, daß fast kein einziges Kunstwerk durch die Ovidischen Gedichte, noch diese durch Kunstwerke eine wesentliche Erklärung erfahren. Engelmann nimmt in seinem „Bilderatlas zu den Metamorphosen" auf diese Andeutungen des Dichters nicht immer genügend Rücksicht, sonst hätte er wohl zu Met. II 275 (sustulit oppressos collo tenus arida vultus) etwa die Gäa des Pergamener Altarfrieses und zu Met. XI 165 (palla verrit humum) eine entsprechende Apollo-Statue abgebildet.

Offenburg i. B. Fritz Baumgarten.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Rheinisches Museum für Philologie. N. F. XLVI. (497 ff.) **H. Swoboda,** Zu den Urkunden von Pergamon. Beschäftigt sich im Anschluß an des Verf. Untersuchungen in dem Buche 'Die griechischen Volksbeschlüsse' mit der formellen Fassung der Urkunden, insbesondere der Psephismen, und einigen Folgerungen, die sich daraus für die staatlichen Einrichtungen in Pergamon während der Königszeit ergeben. — (511 ff.) **E. Bethe,** Vergilstudien. I. Die Laokoonepisode. Die aus der mythographischen Überlieferung sich ergebenden beiden Versionen gehen bei Vergil unverbunden nebeneinander und durcheinander: zu grunde gelegt ist die zweite, jüngere, wo die Beratung über das hölzerne Pferd am Meeresgestade stattfindet; später hat Vergil die beiden Laokoonscenen 40—56. 199—233 eingelegt, welche die ältere Version (Beratung vor dem Palaste des Priamos) zur Voraussetzung haben. — (528 ff.) **K. Tümpel,** Poseidon-Brasilas von Kos in Athen. Pausanias' Deutung des reitenden Speerkämpfers in der statuarischen Gruppe am Demetertempel in Athen auf Poseidon (I 2, 4) ist richtig; der auf dem Epigramm genannt 'ἄλλος' ist βρασίλας (= ἐνοσίχθων), der von ihm nicht mehr verstandene koische Beiname des Poseidon (cf. Theocr. 7, 11). — (552 ff.) **C. Wachsmuth,** Neue Bruchstücke aus den Schriften des Grammatikers Krates. Besonders aus den Genfer Iliasscholien. — (554 ff.) **C. v. Jan,** Die Metrik des Bacchius. Erweist, daß der rhythmisch-metrische Anhang an der zweiten Harmonik des Bacchius aus drei Abschnitten verschiedener Herkunft besteht. — (577 ff.) **C. Hosius,** Die Handschriften des Properz. Das Ergebnis einer Untersuchung von 21 italienischen Hss, die sich der Mehrzahl nach als Mischhandschriften erweisen, und der Randnotizen des Politianus, welche jedenfalls auf handschriftlichen Kollationen beruhen. — (589 ff.) **E. Fabricius,** Zur Geschichte des zweiten athenischen Bundes. Der in dem Verzeichnis der Mitglieder des zweiten attischen Seebundes (C. I. A. II 17) ausgemeißelte Name ist Iason (von Pherae). Mitteilung

der weiteren Ergebnisse des Steines und Berichtigung der bisher veröffentlichten Angaben nebst Folgerungen für die Entwickelung des Bundes. — (599 ff.) **A. v. Domaszewski**, Zur Geschichte der römischen Provinzialverwaltung. III. Der iuridicus Britanniae und der Garnisonwechsel der legio II adiutrix. In der Inschrift C. I. L. IX 5533 bedeutet legatus Augustorum provinciae Britanniae notwendig soviel wie iuridicus Britanniae (vgl. C. I. L. V 6794). Wahrscheinlich ist nach Abzug der von Vespasian nach Britannien verlegten legio II adiutrix dem Statthalter statt des vierten militärischen Legaten nur der legatus iuridicus an die Seite gestellt worden. Die genannte Legion lag unter Domitian in Pannonien. Zuerst wahrscheinlich in Acumincum, später in Aquincum. — (606 ff.) **F. Marx**, Zur Rhetorik ad Herennium. Eine Reihe Proben von bisher verkanntem Sprachgebrauch. — Miszellen. (613 f.) **O. Immisch**, Ad Melampodiam. — (614 ff.) **J. M. Stahl**, Zum Psephisma des Demophantos. — (617 f.) **H. Diels**, Apollodori fragmentorum Sabbaiticorum supplementum. Berichtigungen zu der Veröffentlichung von Papadopulos auf grund einer Revision der Hs von Achelis. — (618 f.) **R. Wagner**, Ikarion. — (619 ff.) **V. Gardthausen**, Griechische Inschrift von Ilium. Die von Schliemann (Bericht über die Ausgrabungen in Troja im J. 1890) auf Tiberius bezogene Inschrift (S. 27 f.) bezieht sich vielmehr auf Augustus. — (621 f.) **M. Ihm**, Zu Priscian. Varianten aus dem cod. Angelicanus. — (622 ff.) **M. Manitius**, Über Hexameterausgänge in der lateinischen Poesie. Statistische Übersicht der Ausgänge in monsyllabum und von vier und mehr Silben. — (626 ff.) **E. Pernice**, Italische Mine. Erweist mit einer Anzahl von Gewichtstücken den Gebrauch einer Mine von 491 gr. für Italien. — (632 ff.) **F. B.**, Herodas' Mimiamben. Verbesserungsvorschläge und Abdruck des ersten Gedichtes in emendierter Form.

Revue numismatique. III. S. T. 9. 1891. I. Trim.

(1—6) **Pierre de Saxe-Coburg**, Monnaies grecques inédites ou peu connues. Pl. I. II. Zwanzig Münzen seiner Sammlung, meist aus griechischen Kolonien des schwarzen Meeres. — (7—16) **E. Saglio**, Sur un denier d'Hostilius Saserna et sur le culte primitif de Diane en Italie. Wie Hostilius in den bisher von ihm bekannten Münzen die Schöpfungen seines vermeintlichen Ahnherrn des Königs Tullus Hostilius feierte, so hat er auch in einer neuerdings gefundenen, mit dem Kopfe einer archaischen Diana geschnittenen Bronze den ursprünglichen Dienst der Göttin, einer Diana silvestris, wie er weithin in Latium und namentlich in Tusci gepflegt und von Tullus Hostilius nach Rom verpflanzt wurde, als Münzzeichen verwendet. — (26—39) **E. Babelon**, Quatre médaillons de bronze d'Asie Mineure. Pl. IV. Vier große Bronzen, welche neuerdings vom Pariser Kabinet erworben wurden, zwei von Cyzikus, die eine mit einer Schiffsdarstellung, eine von Ephesus mit einer Abbildung des Dianentempels, und eine von Acmonia mit der Kybele. — (93—97) Bibliographie. (93—96) **E. Babelon**, Catalogue des monnaies grecques de la Bibliothèque Nationale. Les rois de Syrie etc. (**J. E. Blanchet**). Meisterhafte Leistung. (96—98) **F. Imhoof-Blumer**, Griechische Münzen (**E. B.**). Dieser Ergänzungsband zu den Monnaies grecques desselben Verfassers kann als Vorläufer eines Corpus nummorum graecorum dienen.

Mnemosyne. N. S. XVIX, 4.

(341 ff.) **C. M. Francken**, Miscella. Zu Plaut. Aul. (368—370 dem Euklio überwiesen; 354 bezüglich auf das 191 eingerichtete ieiunium Cereris; der Titel des Menandrischen Stückes kann nicht θησαυρός gewesen sein) und Nachweis, daß cinnus und cra (crea) Erfindungen der Grammatiker sind. — (345) **J. van der Vliet**, Apuleius (Flor. III 17). — (346 ff.) **H. van Herwerden**, Ad oracula Sibyllina. Bemerkungen über Metrik, Prosodie und Sprache der Sibyllisten und kritische Behandlung einer Reihe von Stellen. — (373 ff.) **H. T. Karsten**, Ad Vergilii eclogas III et VII. — (378 ff.) **Ph. Damsté**, Pharsalica (Forts. von XVIII, 353). — (386) **J. S. Speijer**, Cicero (Verr. II 4, 42, 90). — (387 ff.) **H. van Herwerden**, Ad Aristophanem. — (394 ff.) **J. van der Vliet**, Insolens coniunctionis et in sententia locus. Et = etiam bei Tertullian häufig von dem Worte, das es hervorheben soll, getrennt. — (397 ff.) **H. van Herwerden**, De novo fragmento Hyperideo (?). Hin und her verbesserter Abdruck des von Kenyon herausgegebenen Textes mit Anmerkungen. — (405 ff.) **I. M. J. Valeton**, De inaugurationibus romanis caerimoniarum et sacerdotum. § 1. De responsis augurum. § 2. De comitiis calatis. § 3. De confirmatione regni. § 4. De inauguratione sacerdotum.

Cambridge Philological Society.

(Transactions III 3.) (119—125) **H. D. Darbishire**, Notes on the spiritus asper (Addenda). — (126—134) **P. Giles**, The origin of the latin plusquperfect subjunctive and other etymologies. — (135—139) **G. C. Macaulay**, Notes on some MSS. of Herodotus. Mitteilung der Varianten zu III 1—87 in Codd. M und F von Stein-Schweighäusers Kollationen. — (140—153) **A. E. Housman**, Emendations in Ovid's Metamorphoses. — (154—175) **H. D. Darbishire**, Contributions to greek lexicography. I. Ἐπιδέξιος, ἐπιδέξια; ἐνδέξιος, ἐνδέξια. ἐπὶ δεξιὰ nach rechts; rechts. ἐπιδέξια (ἐνδέξια) von links nach rechts (beim Omen) = glücklich; (beim Gewand) = anmutig; ἐπιδέξιος (ἐνδέξιος) geschickt. — (176—183) **J. P. Postgate**, Horatiana. — (184—185) **C. A. M. Fennell**, On Horace Odes I 12. Diese Ode ist 26 v. Chr. anzusetzen.

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 44.

(1593) **E. Schürer**, Geschichte des jüdischen Volkes (Leipzig). Lobendes Referat von *G. Henrici*. — (1598) **W. Altmann**, Die deutschen Doktordissertationen in den J. 1885—1890 (Berlin). 'Sehr geeignet'. *Kaufmann*. — (1603) **E. Pollak**, Hippodromica (Leipzig). 'Beachtenswert; nur der Zopf der lateinischen Sprache wäre zu tadeln'. *H. Blümner*. — (1604) **M. Consbruch**, De veterum περὶ ποιήματος doctrina (Breslau). 'Nicht geeignet, ein klares Bild zu geben'. *G. Schultz*. — (1604) **Ulbrich**, De libri II. Tibulli (Leipzig). 'Ist eigentlich nur eingehende Widerlegung aller der haltlosen oder unverständigen Einfälle in der Frage'. *M. Rothstein*. — (1608) **Cuntz**, Agrippa und Augustus aus Quellen des Plinius (Leipzig). 'Wohltuende tüchtige Arbeit'. *K. I. Neumann*.

No. 46.

(1670) **F. Noack**, Iliupersis; De Euripidis et Polygnoti quae ad Troiae excidium spectant fabulis (Gießen). 'Im einzelnen glaubliche Darlegungen'. *E. Bruhn*. — (1671) Aristotelis Ethica Nicomachea ed. **I. Bywater** (Oxford). 'Sauberer kritischer Apparat'. *E. Wellmann*. — (1671) **W. Studemund**, Plauti reliquiae Ambrosianae (Berlin). Anzeige von *W. Haellingk*.

Neue philologische Rundschau. No. 22.

(337) Apollodori epitoma ed. **R. Wagner** (Leipzig); Apollodori fragmentum Sabbaiticum ed. **Papadopulos** (Bonn). 'Bei Wagners Buch fordert fast jede Seite wesentliche Berichtigungen. Übrigens besitzen beide Erstausgaben lebhaftes Interesse und großes Verdienst'. *Wentzel*. — (342) **Blaydes**, Adversaria (Halle). 'Willkürlich; zum größten Teil sehr trivial und unnütz'. *Kähler*. — (345) Horatius, opera, ed. **Wickham**. 'Gute Anmerkungen'. *H. S. Anton*. — (348) Faustus Reiensis, ed. **Engelbrecht** (Wien). Beifällige Kritik. — (350) **G. Guyau**, Chronologie romaine. 'Von außergewöhnlicher Bedeutung; doch prangt unter anderem im J. 40 noch der Selbstmord des Pontius Pilatus'. *Hesselbarth*. — (351) **H. Auer**, Forum Romanum (Bern). 'Saubere Radierungen'. *P. Weizsäcker*.

No. 23.

(353) Apollodori fragmenta ed. **Wagner**; ed. **Papadopulos**. Schluß der Rezension von *Wentzel*. — (359) **I. B. Mahaffy**, The Greek world under Roman sway. 'Anregende Darstellung; wirkt belehrend und anregend, besonders auch wegen der neuen Gesichtspunkte'. *I. Sitzler*. — (360) Ciceronis paradoxa, von **M. Schneider** (Leipzig). 'Hat auch das wissenschaftliche Bedürfnis des Lehrers im Auge. Die Erklärung bietet ein reichlich bemessenes Material'. *H. Anz*. — (365) **I. Escher**, Triton und seine Bekämpfung durch Herakles (Leipzig). 'Schwieriges Thema interessant, aber nicht abschließend behandelt'. *C*. — (367) **Fr. Kaulen**, Assyrien und Babylonien (Freiburg). 'Schön und musterhaft; bestes Hülfsmittel über assyrische Geschichte'. *R. Hansen*.

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 45.

(1217) **Max Müller**, De Seleuco Homerico (Göttingen). 'Verdienstliche Dissertation, mit vereinzelten Fehlgriffen'. *K. Bopp*. — (1222) **G. Vogrinz**, Grammatik des homerischen Dialekts (Paderborn). Unzufriedene Kritik von *A. Gemoll*: man werde noch immer zu Munro, der besten homerischen Grammatik, greifen müssen. — (1224) **Rosenstiel**, Eigentümliche Darstellungsform in Xenophons Cynegeticus (Sondershausen). 'Sehr beachtenswert: nach dem Verf. soll der Cynegeticus eine private Lehrschrift für Xenophons Söhne sein; es sei jedoch überhaupt an der Echtheit zu zweifeln'. *K. Lincke*. — (1225) **I. Haury**, Quibus fontibus Aelius Aristides usus sit (Augsburg). Die Einquellentheorie des Verf. wird vom Ref. *B. Keil* entschieden bekämpft. — (1228) **P. Richter**, De usu particularum exclamativarum (Berlin). 'Trefflich; die Richterschen Resultate wird jeder anerkennen'. *F. Schlee*. — (1229) **S. Lichotinski**, Participium bei Tacitus. 'Gut'. *J. Lezius*. — (1242) Beitrag von **K. Buresch**: Inschrift aus Alaschchir. Ein Kaiserbrief (wahrscheinlich von Caracalla), das Nekoriat betreffend, in sehr bedenklichem Griechisch.

No. 46.

(1249) **I. Schvarcz**, Die athenische Demokratie. Anfang einer referierenden Anzeige von *G. J. Schneider*. — (1253) Homers Odyssee, von **A. Ludwich** (Leipzig). 'Kein merkbarer Fortschritt gegen Dindorf, gegen Hentze-Dindorf 5. Aufl. sogar entschiedner Rückschritt, aber als unbrauchbar kann die Ausgabe nicht bezeichnet werden'. *P. Cauer*. — (1255) Thucydides, Book IV, ed. **G. Rutherford**. 'Die Vorrede recht hübsch zu lesen; viele aufgeworfene Fragen sehr zu beherzigen'. *A. Schöne*. — (1264) **A. Kaegi**, Griechisches Übungsbuch (Berlin). 'Mit solchen Übungsbüchern kann der Unterricht nur gewinnen'. *I. Sitzler*.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Académie des Inscriptions. Paris.

(1. Mai.) Hr. **Geffroy** berichtet über eine jüngst zu Rom in der Katakombe der Priscilla gefundene Tabula lusoria, deren Legende eine militärisch-politische Anspielung enthält: „hostis victos Italia gaudes“. In Erwägung der Schriftzüge könnte sich die Anspielung auf den Markomannenkrieg des Aurelian (a. 271) beziehen. — Über die soziale Stellung der keltischen Frauen spricht Hr. **d'Arbois de Jubainville**. Zwei Perioden seien hierbei zu unterscheiden: in der ersten vollständige Rechtlosigkeit der Frau, in der zweiten Erb- und Besitzrecht, aber auch — Verpflichtung zum Kriegsdienst. Das Gesetz, welches den irländischen Frauen Militärpflicht auferlegte, wurde erst im 7. Jahrhundert nach Chr. abgeschafft.

(22. Mai.) Hr. **Geoffroy** berichtet über stadtrömische Ausgrabungen und Funde. Vom severischen Stadtplan ist neuerdings eine große Anzahl neuer Fragmente gefunden worden. Bei diesen Bruchstücken macht man die Beobachtung, daß sie zum Teil aus verschieden bearbeitetem Stein bestehen, was zur Annahme führen würde, daß einige Teile aus späterer Zeit stammen. Es könnte sein, daß der offizielle Stadtplan „auf dem Laufenden“ erhalten wurde und daß Änderungen hineingeflickt wurden, welche die neueren Umbauten enthielten.

(5. Juni.) Hr. **Th. Reinach** macht auf drei verdächtige Stellen in der neuentdeckten Ἀθην. πολιτ. aufmerksam: einmal wird die Drakonische Verfassung in einer Weise dargestellt, die gar zu viele Ähnlichkeit mit der oligarchischen Verfassung der Dreißig (411 v. Chr.) hat; zweitens wird die Erwählung der Beamten durch Los schon in Solons Zeit hinaufgerückt, was sicher falsch ist; drittens wird dem Themistokles eine thätige Rolle beim Sturz des Areopags zugeschrieben. Diese drei unrichtigen Stellen scheinen

aus einem Werke des Critias, eines der 30 Tyrannen, von dem wir wissen, daß er in der angedeuteten Tendenz geschrieben hat. Hr. **Viollet** sagt dagegen, daß ja auch Aristoteles ein paarmal irren könne, ohne daß man deshalb gleich die Echtheit seiner Schrift bestreiten dürfe.

(26. Juni.) Von dem korrespondierenden Mitglied Dr. **W. Helbig** in Rom ist ein Bericht eingegangen über den Fund eines vollständig adjustierten Werkzeugkastens eines Erzbildhauers. Die verschiedenen Meißel und Grabstichel sind aus Bronze, nicht aus Stahl, aber aus einer sehr harten Bronze, deren Analyse erst stattfinden muß. Der Name des Künstlers, Aemilius Faustus, befindet sich auf einem der Werkzeuge graviert. Der Fund wird neues Licht über die antike Erztechnik werfen.

(24. Juli.) Hr. **Casati** macht eine Mitteilung über den bronzenen Löwen von der Piazetta in Venedig, der augenblicklich reparaturshalber von seiner Säule herabgenommen ist. Der Ursprung des jedenfalls sehr alten Kunstwerkes ist völlig unbekannt. Hr. Casati vergleicht es mit etruskischen Skulpturen, namentlich mit einer (dem Juppiter geweihten) Chimäre, und erkennt in dem berühmten Löwen von Venedig ein Werk der etruskischen Kunst.

(31. Juli.) Hr. **Ménant** legt seine Methode der Entzifferung der hittitischen Schriftzeichen dar. Als Grundlage muß der bilingue Text von Tarkondemos dienen. Der Vortragende unterscheidet 148 hittitische Schriftcharaktere, von denen er jedoch erst einen Teil mit einiger Sicherheit bestimmen konnte.

(18. Sept.) Hr. **Th. Reinach** berichtet über die neugefundenen Gedichte des Herodas. Es seien kurze Dialoge in poetischer Form, Mimiamben, wie die Griechen das Genre nannten. Sophron habe diese Liederart geschaffen, aber bisher waren die „Syrakusanerinnen" des Theokrit das einzig erhaltene Beispiel der Art. Der poetische Wert der Mimiamben des Herodas sei gering, aber für Sprache und Kultur bieten sie großes Interesse; sie bilden gewissermaßen eine Nummer der „Vie parisienne" vor 2000 Jahren. Hr. Reinach meint, Herodas habe im 3. Jahrhundert v. Chr. auf der Insel Cos gelebt.

Numismatische Gesellschaft in London.

Numismatic Chronicle 1890, IV. (285—310) **A. J. Evans**, Some new artist's signatures on Sicilian coins (mit Taf. XVIII und 5 Holzschn.). I. An earlier Kimôn at Himera. Fund eines Tetradrachmons von Himera aus dem dritten Viertel des fünften Jahrhunderts mit der Inschrift Kimon, offenbar des Großvaters des bekannten Syrakusaner Münzschneiders aus der letzten Dekade des 5. und der ersten des 4. Jahrh. — II. Mai ... at Himera. Ein Tetradrachmos in Paris, welcher mit einem anderen nicht so guten Exemplare im Britischen Museum übereinstimmt, weist die Inschrift Mai (= Macôn oder Maethiôn) auf. — III. The later Kimôn at Messana. Auf einem Tetradrachmon von Messina, von welchem erst jüngst wieder ein Stück in Licodia gefunden wurde, sind die letzten Buchstaben des Namens Kimon zu entziffern. — IV. Evarchidas at Syracuse. Salinas hat festgestellt, daß der von Raoul-Rochette und anderen als Eukleidos bezeichnete Münzenschneider Euarchidas heißt. — V. Parme ... at Syracuse. Dieses auch anderweitig gefundene Siegel ist auch auf einem jüngst bei Taormina gefundenen Tetradrachmon zu lesen. — VI. Syracusan hêmidrachms by Euaenetos and by Φ and ΕΥ. Varietäten bekannter Münzen. — VII. Exakestidas at Kamarina. Gleichfalls neue Stücke in der schon bekannten Art des Künstlers. — (311—329) **W. Wroth**, Greek coins acquired by the British Museum in 1889 (mit Taf. XIX). Das Britische Museum hat im Jahre 1889 347 griechische und 7 archaische ägyptische Münzen erworben, deren 32 Hauptstücke hier beschrieben werden. — (332—334) Anz. von **J. N. Svoronos**, Νομίσματα ἀνέκδοτα (**B. V. Head**). Lobende Inhaltsangabe. — Anhang. (1—46) Proceedings of the Numismatic Society. Session 1889—1890.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 5. Dezember. 1891. № 49.

Inhalt.

Preisaufgaben.

In ihrer jährlichen Gesamtsitzung vom 6. Nov. 1891 hat die Académie des inscriptions zu Paris folgende Preisaufgaben archäologischen Inhalts gestellt. Für 1894: „Geschichte der byzantinischen Herrschaft in Afrika" (2000 fr.); für 1892: „Was verdankt Catull den Alexandrinern und den griechischen Lyrikern?" (3000 fr.). — In derselben Sitzung wurden Preise zuerkannt an A. Hauvette (Tradition des guerres médiques), E. Babelon (prix numismatique) und H. Omont (Catalogue des copistes grecs).

Programme aus Österreich. Schuljahr 1889—90. (Schluß aus No. 48.)

L. Winkler, Die Dittographien in den Nikomachianischen Codices des Livius. I. Leopoldstädter Gymn. zu Wien. 33 S.

Den Nikomachianischen Codices eigentümlich ist das überraschend häufige Vorkommen der Dittographie, die in den allermeisten Fällen dadurch entstanden ist, daß der spätere Abschreiber ein am Rande oder über der Zeile stehendes erklärendes Wort in den Text mit hineingebracht hat, wobei die gewissenhaften und doch unverständigen Schreiber bisweilen sogar das Glossem in zwei Teile trennten und das erklärte Wort dazwischen schrieben, z. B. uerutis / rarisque (X 29, 7), welches in gleicher Weise eine Anzahl Hss in folgender Gestalt bieten: ue rarisque rutis. Für die Emendation ergiebt sich hieraus das wichtige Moment: nicht der gewöhnliche, sondern der ungewöhnliche, einer Erklärung bedürftige Ausdruck wird der ursprüngliche sein.

G. Heldrich, Varroniana. I. Gymn. zu Melk. 44 S.

Eine Untersuchung über den Gebrauch des Gerundiums und Gerundivums bei Varro ergiebt, daß in den beiden erhaltenen Werken Varros eine Verschiedenheit nicht zu bemerken ist. Im weitern folgen textkritische Bemerkungen zu den Büchern de r. r.

A. Stitz, Über das Gerundium im allgemeinen und seine Verwendung bei Sallust. Gymn. zu Krems (1889). 34 S.

Schlußergebnis ist, daß Gerundium nichts anderes bedeutet als Aktivum und von Haus aus nichts war als ein Synonym zum Aktivum. Daß beim Gerundium der Futurbegriff bis zum Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. nicht empfunden wurde, beweist, daß überhaupt ein besonders temporaler Sinn ausgeschlossen war. Erst später, namentlich bei den Script. hist. Aug., bei Ammian, Symmachus und Sidonius wird das Gerundium als wirkliches part. fut. pass. gefunden.

A. Polaschek, Beiträge zur Erkenntnis der Partikeln ἄν und κἄν. Gymn. zu Czernowitz. 32 S.

Als spezielle Formel für die Bedeutung von ἄν stellt Verf. die negierende Kraft dieser Partikel

auf; der Partikel κέν liegt dagegen etwas Affirmatives, Bejahendes zugrunde, daher auch die unendliche Überzahl der positiven Sätze bei κέν gegenüber den negativen (bei Homer etwa 21: 1).

V. Hintner, Noch einmal meridies, mit einem Exkurs über merus. Akad. Gymn. zu Wien. S. 1—13.

Nirgends zeigt sich eine Spur, daß *meridies* je etwas anderes als die „Mitte des Tages“ bedeutet habe. Ja der Begriff der „Mitte“ war so überwiegend, daß Varro sogar *meridies noctis* sagen konnte, ebenso wie Nonius *aetas in meridie.* Mit *merus* hat das Wort nichts zu thun, weil *merus* in der ganzen Latinität niemals die Bedeutung „hell glänzend“ hat.

H. Gutscher, Die attischen Grabschriften. Gymn. zu Leoben. 43 S.

Chronologisch geordnet, mit eingehenden Erläuterungen, meist auch metrisch übersetzt. Blütezeit des attischen Grabepigramms ist die Periode vom V. Jahrhundert an; die römische Zeit bringt Pathos und Mannigfaltigkeit; dann mehren sich die Spuren des Verfalls und poesielose Trockenheit macht sich immer breiter. Ebenso war es mit dem künstlerischen Schmuck der Grabmäler.

Cl. Blüml, Waren die römischen Legionen seit Marius Söldnerscharen? War Kaiser Augustus der Schöpfer des stehenden Heeres? Gymn. zu Horn. 26 S.

Verf. verneint beide Fragen. Ein stehendes Heer gab es schon vor Augustus, da die Grenzen des sich stets ausdehnenden Reiches ein solches erforderten. Die sog. Marianischen Reformen in der Organisation bestehen eigentlich bloß in einer Verschiebung der Vermögensgrenze, bis zu welcher man in der Legion dienen mußte. Diese Grenze wurde nach abwärts gedrückt, um wegen der zunehmenden Abneigung der wohlhabenden Bürger genügendes Menschenmaterial fürs Heer zu erhalten. Nach der Erteilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen änderte sich allerdings die Sachlage, es stand eine Überzahl von Tauglichen zu Gebote.

Programme aus Deutschland. 1891.

E. Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer. I. Beabsichtigte Wiederholungen. Ritter-Akademie zu Liegnitz. 36 S.

Gemeint sind die Wiederholungen bei Befehlen, Aufträgen u. s. w.; irgend eine Person oder eine Gottheit erhält (als Bote) einen Auftrag zur mündlichen Bestellung, und dieser Auftrag wird mehr oder minder wortgetreu vom Boten wiederholt. Zwischen Ilias und Odyssee zeigt sich hierbei kein durchgreifender Unterschied; die Wiederholung ist häufig weniger korrekt als das Original, sie ist besonders oft verkürzt, und wenn die Schlußverse des Originals fortgefallen sind, so giebt dieser Umstand ein gewisses Kriterium: von zwei im ganzen gleichlautenden Stellen ist die kürzere später gedichtet als die längere. Außerdem treten in der Wiederholung auch Neubildungen auf, es werden aus dem Original mosaikartig Verse zusammengefügt, wenn sich dem Dichter dunkle Reminiszenzen beim Schaffen ähnlicher Scenen aufdrängten.

Ch. Hüttig, Zur Frage nach der Naivität Homers. Pädagogium bei Züllichau. 15 S.

In der Ilias sowohl wie in der Odyssee findet Hüttig dieselben Kunstmittel angewendet, wie sie auch die Dichter späterer Zeiten zur Erreichung einer künstlerischen Wirkung verwenden. Daraus ergiebt sich ihm eine im ganzen verneinde Beantwortung der Frage: „Ist Homer ein naiver Dichter?“

Mehliss, Über die Bedeutung von Καλός bei Homer. Gymn. zu Eisleben. 20 S.

Verf. will den Bedeutungskreis dieses Wortes genauer bestimmen. Καλός gehört zu scr. Ralya, kalyana, welches die Bedeutung von „heil“, „frei von Fehlern“ hat. Dementsprechend hat sich auch im ältesten Griechisch für κάλλος zunächst die Bedeutung der körperlichen Vollkommenheit entwickelt; das davon verschiedene καλός bezieht sich dagegen in der großen Mehrzahl seiner Verbindungen nicht auf Personen; zur Übersetzung kann (neben „gut“) oft auch „tadellos“ dienen, bei Wange und Antlitz „glatt, jugendlich“, bei Haaren „voll“ u. s. w. Bei Personen ist καλός als „brav“ zu fassen. Sagts der Künstler (auf Vasen etc.) von sich selbst, so ist das eine Art Reklame; er bezeichnet sich als den „richtigen“, den „echten“ Künstler: man muß eben dem Urteil des Publikums nachhelfen.

E. Göbel, Homerische Blätter. Lexikologische, kritische und exegetische Beiträge zu Homer. Gymn. zu Fulda. 24 S.

Im Eingang erklärt Verf. mit großem Aufwand von philologischer Gelehrsamkeit das homerische νὺξ ἀβρότη (Ξ 78) als „menschenleere stille Nacht“ trotz des Abfalls des anlautenden μ. Ähnlich verhalte es sich mit ἀμφιβρότη, welches bei Homer viermal vorkommt: es würde heißen „rings dröhnend, ertönend“.

A. Schimberg, Zur handschriftlichen Überlieferung der scholia Didymi. II. Gymn. zu Ratibor. 41 S. 8.

Verf. prüft zwei bisher noch nicht verglichene Handschriften, einen Codex Riccardianus von Florenz und einen Breslauer Rehdigeranus, wozu er noch dem bekannten Marcianus 454 eine kurze Betrachtung widmet.

J. Zimmermann, Ilias I—VIII (nach der Auswahl von Kammer) übersetzt in gereimten trochäischen Tetrametern. Gymn. zu Zeitz. 40. S. 8.

Der Eingang lautet, wie folgt:

Göttin, von dem Zorn Achilleus' des Peliden sing das Lied,
Jenem argen, der den Griechen ungezähltes Leid beschied.

Und aus dem Schluß des achten Gesangs:

So sprach Hector, und die Troer jauchzten bei des Führers Wort,
Stiere dann und fette Schafe trieben sie in Eile fort
Aus der Stadt; den Freudenbringer schafften sie herbei, den Wein,
Brachten Speise aus den Häusern, lasen reichlich Brennholz ein.

A. Rosikat, Über das Wesen der Schicksalstragödie. Realgymn. zu Königsberg i. Pr. 26 S.

Als Einleitung wird der Unterschied zwischen antiker und moderner Tragödie definiert, dieser Unterschied sei eigentlich nur chronologisch, nicht wesentlich. Den „König Oedipus“ die antike Tragödie κατ' ἐξοχήν zu nennen, sei als Absurdität zu kennzeichnen. Im weiteren giebt Verf. eine litterarische Geschichte des Begriffs der „Schicksalstragödie“; der Name sei wahrscheinlich erst nach dem Erscheinen der „Braut von Messina“ in Aufnahme gekommen. Übrigens sei die Gelehrtenwelt vom J. 450 vor Chr. bis 1600 nach Chr., von Aeschylus bis Shakespeare, ohne den Begriff „Schiksalstragödie“ ausgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

The Agamemnon of Aeschylus with an introduction, commentary and translation by A. W. Verrall. London 1889, Macmillan. LXII, 272 S. 8. 12 sh.

Die Ausgabe des Agamemnon ist in der gleichen Weise und nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die im J. 1887 erschienene Ausgabe der Sieben gegen Theben. Einer ausführlichen Einleitung folgt Text und Kommentar; besondere Schwierigkeiten kritischer und exegetischer Art werden im ersten, metrische Eigentümlichkeiten im zweiten Anhang erörtert. Den Schluß bildet die englische Übersetzung und ein doppelter Index.

Schon bei der Besprechung der Ausgabe der Sieben gegen Theben haben wir zu erkennen gegeben, daß wir die Grundsätze des Verfassers nicht anerkennen können. Wenn wir uns im folgenden noch entschiedener gegen den Standpunkt des Verf. erklären müssen, so wollen wir vorausschicken, daß auch die Bearbeitung des Agamemnon eine sehr respektable Leistung ist und dem Scharfsinn, der Gründlichkeit, der Urteilskraft des Verf. alle Ehre macht. Wir glauben zwar, daß derselbe mit seinen neuen Auffassungen nur in wenigen, sehr wenigen Punkten recht behalten, daß er bei Lesern, welche nicht volle Selbständigkeit des Urteils besitzen, manche Verwirrung stiften wird; wir können aber nicht in Abrede stellen, daß die besonders im ersten Anhang gegebenen Erörterungen öfters zu erneuter Erwägung der betreffenden Stellen Anlaß geben. So ist es mir z. B. nach den Ausführungen des Verf. über 967 zweifelhaft geworden, ob die gewöhnliche Verwandlung von δεῖγμα in δεῖμα sich rechtfertigt. Die letztere Lesart bietet der cod. Farnes., gegen welchen der Verf. gerechtes Mißtrauen hegt. Freilich sollten die Lesarten dieser Handschrift nicht da abgewiesen werden, wo dieselbe gewöhnliche Schreibversehen wie κλάβας (880) verbessert, und nicht da Aufnahme finden, wo Triklinios auf grund seiner Metrik operiert hat. So ist die Verbesserung von τῆς μελλούσης in τῆς μελλοῦς (1355) über jeden Zweifel erhaben, während Verrall mit Triklinios den Trimeter durch Tilgung von τῆς herstellt und mit der Erklärung μελλούσης αὐτῆς sc. τῆς πόλεως an die Stelle eines klaren und gediegenen Gedankens eine abstruse Redensart setzt.

Überhaupt wird der kritische Grundsatz des Verf., daß der Text im großen und ganzen unverdorben sei, verfochten mit abstrusen Erklärungen, ungeheuerlichen Wortformen, unerhörten Lizenzen der Grammatik und des Metrums. Wer kann an der Richtigkeit des Textes μένει τὸ θεῖον δουλίᾳ περ ἐν φρενί (1068) zweifeln? V. erklärt δουλίᾳ παρ' ἓν „slave-like save one thing“ or „with one exception“ und rechtfertigt seine Auffassung durch eine längere Auseinandersetzung über die Ansichten, welche die Alten von der Natur des Sklaven hatten. Gegen die evidente Emendation von Canter ἄνατος 1210 (die Handschriften ἄνακτος) wird der Einwand erhoben, daß die folgende Antwort der Frage nicht entspreche. Wenn der Chorführer sagt: „Es sollte mich wundern, wenn du dann durch den Groll des Loxias keinen Schaden erlittest“, so erwidert Kasandra passend: „Ich erlitt den Schaden, daß meinen Weissagungen seitdem der Glaube fehlte“. V. leitet ἄνακτος von ἀνάγειν ab und giebt ihm die Bedeutung revocabilis. Zu welchen Gedanken den Verf. sein Scharfsinn abirren läßt, mag man aus der Besprechung von 656 ersehen. In der Schilderung des Seesturmes heißt es: „Feuer und Wasser, die sonst feindlichen Elemente, hatten sich zum Untergang der Achäer verschworen“. In Feuer findet V. eine Nebenbeziehung auf Ägisthos, in Wasser auf Klytämnestra. Auch die Erklärung von 1171 ἐγὼ δὲ θερμόνους τάχ' ἐμπέδῳ βαλῶ 'I, the sick-brained, I shall soon be sent after the wise' ist ein Muster von Künstlichkeit. Große Neigung hat V. zur Annahme und Bildung neuer Wörter und Wortformen. So werden die durch leichtes Schreibversehen entstandenen Formen ἐπορθριάζειν (29), ἡμερόφατον (82), κλάβας (880), κόλαβείᾳ (1009), μυθοῦσθαι (1367) als echt hingenommen; ἐπικρανεῖ (1339) soll nicht das Fut. von ἐπικραίνω, sondern das Präs. von ἐπικρανέω (ἐπίκρανον) sein, ὄσσοις (475) nicht zu ὄσσε (Augen), sondern zu ὄσσος oder ὄσσον (Spitze) gehören. Aus ἐγγόνους ἀτολμήτων (385) wird ἐγγονοῦσα τόλμη τῶν gebildet; ἐγγονεῖν soll s. v. a. ἔγγονος εἶναι sein. Für λήμασι 126 schreibt V. λίμμασι, und wer λίμμασι δισσοῖς liest oder hört, soll wissen, daß sich dies auf die Farbe der Schilde bezieht. Das Lexikon bereichert außerdem der Verf. zu 431 μάταν γὰρ εὖτ' ἂν ἐς θιγὰς δοκῶν ὁρᾷ (mit Housman), zu 463 συγκότων, zu 720 οἴτας (Schafhirte), zu 1029 παράσταθμοι, zu 1254 δυσπυθῆ. Für das neue Wort θιγή glaubt V. eine Bestätigung gefunden zu haben in dem „metrischen Sprüchwort“, welches er einem griechischen Lexikon entnommen hat, πᾶσιν εἶπε πράγμασι προσθῆκαι δύο, worin προσθῆκαι keinen Sinn habe und durch προσθιγαί ersetzt werden müsse. Die Stelle, wo dieses Sprüchwort vorkommt, Demosth. 23, 75, und das dort gebrauchte προσέθηκας hätte ihn eines besseren belehren können.

Wie in der Etymologie so verfährt der Verf. auch in Bezug auf Sprachgebrauch, Grammatik und Stil. In 71 soll παραθέλξει die zweite Person des Medium sein, in 156 τεύξῃ zu ἐτευξάμην gehören. Zu 97 wird die Erklärung γενοῦ λέξασα παιών τε gegeben. Die Meinung, daß ἐς τό γε σκήπτει στέγος richtig sei und τό demonstrativ stehe, muß ernstlich bestritten werden. Abgesehen davon, daß γέ nicht am Platze ist, steht der Artikel bei Äschylus nur einmal (Sieb. 496) demonstrativ in Verbindung mit einem Substantiv, aber **nach** diesem (ἀνδρὶ τῷ). Die Zwischenstellung von σκήπτει scheint, selbst wenn man den demonstrativen Gebrauch zugiebt, unmöglich. In 296 ff., worin der Nom. ἰσχύς fehlerhaft ist, 357 ff., 421 f. und vielen anderen Stellen befriedigt sich V. bei einem ganz ungeordneten Texte. Die bereits in den Sieben gegen Theben vorgetragene Lehre, daß eine dreizeitige Länge mit einem Trochäus (ein Daktylus mit einem Trochäus, eine Länge mit zwei Kürzen) respondieren könne, dient auch im Agamemnon dazu, viele Unebenheiten der Überlieferung als richtig zu erklären. Sogar gegen die Responsion von πάρεστι σιγᾶς ἄτιμος ἀλοίδορος ἄδιστος ἀφεμένων ἰδεῖν und τὸ πᾶν δ' ἀφ' Ἑλλάδος αἴας ξυνορμένοις πένθεια (= kinswoman von πενθεύς) τλησικάρδιος (421 f. = 337 f.) hat V. nichts einzuwenden. Am wenigsten hat er an dem Text der ersten Stelle (421 f.) etwas auszusetzen, den er ganz verständlich findet. Aber wie hier erklärt sich auch an anderen Stellen aus der Unordnung des Textes von selbst der Mangel der Responsion. Wegen des unbrauchbaren μεγάλα in 394 λακτίσαντι μεγάλα Δίκας βωμὸν εἰς ἀφάνειαν wird auf Sieb. 339 ὄλοιθ' ὃς πόλει μεγάλ' ἐπεύχεται verwiesen! Μέγαν fordert nicht bloß das Versmaß, sondern auch der Sinn.

Der Verf. geht bei seinen Annahmen zu sehr von einzelnen Stellen aus, ohne den Gebrauch des Äschylus oder der Tragiker im allgemeinen zur Richtschnur zu nehmen. Dem Chore setzt er z. B. noch zwei Nebenchöre zur Seite, von denen der eine auf Seite der Klytämestra steht und 363—378 und 1522 f. vorträgt, der andere von den bewaffneten Begleitern des Ägisthos gebildet wird und 1650, 1653 spricht. Ich bemerke dagegen nur das eine, daß eine Zwischenrede wie 1522 οὔτ' ἀνελεύθερον οἶμαι θάνατον τῷδε γενέσθαι das einzige Beispiel solcher Art in der ganzen griechischen Tragödie ist.

Hiernach möchten wir das Buch denjenigen, welche dem Agamemnon ein eingehendes Studium widmen, wohl empfehlen, weniger denjenigen, welche Anleitung zu dem Verständnisse des Stückes suchen oder bei der Lektüre desselben von ästhetischem Interesse geleitet werden.

München. Wecklein.

R. Reinhardt, De infinitivi cum articulo coniuncti usu Thucydideo. Programm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Oldenburg. 1891. 22 S. 4.

Der Titel der Abhandlung deckt sich nicht vollständig mit dem Inhalte; denn der erste Abschnitt (S. 2—4) handelt „De infinitivi cum articulo coniuncti ante Thucydidem usu". Der Verf. will hier namentlich die bei den Lyrikern und Tragikern sich findenden Erscheinungen vorführen. Aus jenen werden jedoch nur fünf Stellen beigebracht: je eine aus Kleobulina, Ion, Simonides und zwei (unsichere) aus Theognis; die übrigen Lyriker, namentlich Pindar, bei dem allein sich mindestens acht Beispiele finden, fehlen. Da ferner für Äschylus und Sophokles das Material bereits in den Spezialwörterbüchern gesammelt ist, so beschränkt sich der Verf. auf Euripides und führt für jene beiden nur einige einfachere Beispiele an; hinzugenommen sind jedoch die Erscheinungen bei Antiphon, und zwar vollzählig, nach Ausweis meiner Sammlungen; für Euripides besitze ich deren nicht. Schlüsse werden aus dem gesammelten Materiale nicht gezogen; wie der substantivierte Infinitiv von den Lyrikern zu den Tragikern hin sich entwickelt hat, daß er z. B. bei jenen fast nur als Subjekt im Nominativ, wie bei Präpositionen, bei diesen hingegen ebensosehr in den obliquen Kasus und bei Präpositionen sich findet, davon erfahren wir nichts, kann allerdings auch bei der Geringfügigkeit des für die Lyriker beigebrachten Materials kaum ersehen werden. Aber auch wie der Gebrauch der Tragiker zu dem bei Antiphon (und Thukydides) sich verhält, wird nicht weiter untersucht, und so müssen wir den Wert dieses ersten Abschnittes in der Veröffentlichung des Materials für Euripides und Antiphon sehen; die Vorführung geschieht übrigens in Zahlen, jede Gruppe enthält nur ein Beispiel im Wortlaute.

Der zweite Teil giebt zunächst (S. 4—18) das Material für Thukydides. Wiederholentlich weist der Verf. hier darauf hin, daß die Sammlung von Weiske (1882) nicht vollständig sei; W. beansprucht aber gar keine Vollständigkeit, und deswegen habe ich (1886) das gesamte Material (ausgeschlossen war absichtlich der sog. absolute Infinitiv) erscheinen lassen. Gleichzeitig erschien die Abhandlung „De inf. usu Thuc." von G. Michaelis, die gleichfalls das Material fast voll-

ständig giebt. Wozu dieses hier nun noch einmal abgedruckt wird, ist mir unersichtlich; die wenigen Stellen, bei denen des Verfassers Auffassung von der meinigen abweicht, und die deswegen anders eingereiht werden, erscheinen mir nicht als zureichender Grund hierfür. Die Anordnung ist im großen und ganzen die gleiche wie bei Stix (für Demosthenes) und bei mir; die Paragraphierung nach Krüger halte ich für unpraktisch, weil die überwiegende Mehrzahl der Herausgeber derselben nicht folgt.

Im Anschlusse an jede einzelne Gruppe werden dann Stellen, deren Verständnis Schwierigkeiten bereitet, genauer besprochen, und zwar nicht nur solche Stellen, deren Verderbnis der Verf. selbst heilen zu können glaubt, sondern auch solche, „quorum vera lectio a viris iam est indagata sagacissimis, cum — vehementer delectetur et is, qui veritatem invenerit, et is, qui ab alio inventam agnoscat“. Dies letztere Vergnügen kann man als berechtigt anerkennen, ohne zu verstehen, warum man, was bei Classen, Stahl, Hude u. a. Schönes und Treffendes gelesen wird, noch einmal bei Reinhardt lesen soll. An eignen Heilversuchen des Verfassers ist mir als erwähnenswert nur aufgefallen die Schreibung der Stelle I 42, 3 (4): τὸ γὰρ μὴ ἀδικεῖν τοὺς ὁμοίους ἐχυρωτέρα δύναμις ἢ τὸ τῷ αὐτίκα φανερῷ ἐπαρθέντας διὰ κινδύνων τὸ πλέον ἔχειν. Beachtung verdienen auch einige Bemerkungen über Wiederholung oder Auslassung des Artikels, zerstreut und dann im Zusammenhange S. 18—19.

Den Schluß bildet eine Tabelle (S. 19—21) der sämtlichen substantivierten Infinitive vom 1—8 Buche, gesondert nach ihrem Vorkommen in der Erzählung oder der Rede. Von den aus einer solchen Tabelle sich ergebenden Schlüssen (s. m. Progr. S. 21—23) berührt der Verf. einen einzigen mit der Bemerkung: „Behrendtius eandem rationem praebet“. — Angehängt ist noch eine kurze Notiz über das Verhältnis des Thukydides zu Isäus und zu Xenophons hist. Graeca im Gebrauche des substant. Infinitivs. Sehr schön und ausführlich hatte schon R. Wagner 1885 im Progr. des Großherzogl Gymn. zu Schwerin über das Verhältnis des Thukyd. zu den attischen Rednern gesprochen, und die ganze Sache ist eigentlich bereits 1888 durch die vortreffliche Arbeit von Fr. Birklein „Entwickelungsgeschichte des substant. Infinitivs“ zum Abschlusse gebracht; allerdings ist diese Arbeit unserem Verf. erst nach Vollendung seiner eigenen Abhandlung vor Augen gekommen.

Druckfehler sind spärlich; aber seltsam ist „in lexiconte Äschyleo“ (S. 1).

Berlin. G. Behrendt.

Analecta orientalia ad Poeticam Aristoteleam. Edidit **D. Margoliouth.** London 1887, Nutt. VII, 246 S. 8. 8 sh. 6.

Averrois paraphrasis in librum Poeticae **Aristotelis** Iacob Mantino Hispano Hebraeo interprete. Ex libro, qui Venetiis apud Iuntas a. MDLXII prodiit, iterum edidit **Fridericus Heidenhain.** Leipzig 1890, Teubner. 8. (Jahrb. f. Philol. Suppl. N. F. XVII. S. 351—382.) 1 M.

Nachdem für die aristotelische Poetik der Cod. Paris. 1741 (A^c), der mutmaßliche Archetypus aller jüngeren Hss derselben, vollständig ausgenutzt ist, sieht man sich um so sehnsüchtiger danach um, was etwa die aus anderer Quelle geflossenen orientalischen Übersetzungen und Bearbeitungen an ergänzender Ausbeute gewähren, und man muß es Margoliouth danken, daß er den mühsamen Weg zu diesem Ziele erheblich geebnet hat. Sein Buch zerfällt in zwei Teile. In dem einen (S. 1—104) erhalten wir zunächst S. 1—45 die erforderliche historische Übersicht, nach welcher zuerst eine nicht mehr erhaltene syrische Übersetzung von einem nicht mehr bestimmbaren Urheber entstand, die dann im 10. Jahrh. von dem nestorianischen Christen Abu Bashar ins Arabische übertragen ward. Von dieser Übertragung existiert noch ein schwer lesbarer Kodex (Paris. 882 A). Ein Exemplar von ihr mit Glossen aus der syrischen Vorlage wurde von Avicenna in seiner eigenen Poetik, ein anderes, im wesentlichen weit mehr mit jener erhaltenen Gestalt übereinstimmendes von Averroes in der seinen benutzt. Hauptsächlich aber hängt er von Avicenna ab, noch mehr der Syrer Barhebraeus in seiner tumultuarisch zusammengeschriebenen „Butter der Weisheit“, der freilich die syrische Übersetzung noch gekannt, aber sehr wenig verwertet hat. Hiernach hat denn Margoliouth in dem andern Teile seiner Arbeit die Herausgabe nicht bloß von Avicenna und Barhebraeus, sondern auch von Abu Bashar unternommen, letzteres jedoch mit derartiger ausdrücklicher Hervorhebung der Schwächen eines ersten Versuchs bei einem so schwierigen Unternehmen, daß er es ablehnt, auch eine vollständige lateinische Übersetzung geben zu wollen und zu können, wogegen er im ersten Teil S. 73—90 eine solche von Avicennas drei ersten Kapiteln giebt. Das eigentliche Schwergewicht seines Buches für die Textkritik des Aristoteles fällt nach diesem allen in die Symbolae Orientales ad emendationem

Poetices (S. 46—72), d. h. die Versuche, aus Abu Bashar, dessen betreffende Worte hier natürlich in lateinischer Wiedergabe angeführt werden, auf die Lesarten des von dem Syrer zu grunde gelegten griechischen Exemplars, welches ich Σ nennen will, zurückzuschließen. Wie mißlich dies ist, liegt ja freilich auf der Hand. Margoliouth hebt selber verschiedene Fälle hervor, in denen der Syrer dies sein Original (wie wenn er z. B. 1451b 21 ἐν τῷ Ἀγάθωνος ἄνθει so übersetzte, als ob er ἐν τὸ ἀγαθὸν ὅς ἂν θῇ gelesen hätte), und andere, in denen wieder der arabische Interpret den Syrer mißverstanden oder garnicht verstanden hat. Aber Margoliouth hat es doch hie und da (s. u.) an der nötigen Vorsicht fehlen lassen, hat sich auch von Σ, wie sein Rezensent Diels, Deutsche L.-Z. 1888, Sp. 157—159 nachweist, kein klares Bild gemacht, soweit dies immerhin auch jetzt noch möglich ist. Dieser Kodex, beträchtlich älter als A^c, war doch A^c schon überaus ähnlich, zum Teil durch dieselben (1447b 24. οἱ oder οἷ. 1460a 2 μὴ γνοίη Σ und, wie man jetzt unzweifelhaft annehmen muß, auch pr. A^c. 13. ἀνάλογον), zum Teil durch meistens noch stärkere gleichartige (1449a 8 f. αὐτό τε κατ' αὑτὸ κρείττονα εἶναι καὶ πρὸς θάτερα oder ähnlich. 11. φαυλλικά A^c, φαυλικά (oder φαῦλα) Σ. 1455a 33. ἤδη] ἠδ' A^c, εἰδέων Σ. 1457a 35. μεγαλιωτῶν A^c, μασσαλιωτῶν Σ) oder andere Fehler (1447a 26 τῶι αὐτῶι δέ. 27. ὀρχηστρῶν. 1448a 15. τραγῳδίας. 27. ἑτέροις [?]. 1449b 11 ταῦτα. 30 μόνον] μόρια [?]. 1450a 26 πολλοί] ἄλλοι. 1451a 7 ἕκαστον. 1451b 13 εἰκότων οὕτω] ἀναγκαίων οὐ τό. 1454b μύθου] ἤθους. 4. ἃ om. 25. σκαφῆς] ensis, d. i. wohl σπάθης, wie Ellis, Journ. of Philol. XVII. 1888 S. 138 f. vermutet. 1456a 30 τοιούτου] ποιητοῦ, was Diels schwerlich mit Recht für eine absichtliche Änderung hält. 1458b 10 αὖ), endlich auch, freilich nur sehr selten, durch willkürliche Zusätze oder Änderungen (1449a 17 τοῦ χοροῦ <καὶ τοῦ κόρδακος>. 1459a 12 ὁδοῖς oder ὁδῷ statt der Dittographie ὅσοις) entstellt und mit Varianten versehen (1447a 12 λέγομεν und λέγωμεν, ferner, wie erst Diels sah, 1449b 16 ἔπεσιν und ἅπασιν. 1451a 34 διαφέρεσθαι und διαφθείρεσθαι und, wenn Diels richtig mitteilt, 1455a 33 ἄπλαστοι und εὔπλαστοι; irre ich nicht, so ist auch 1449a 32 f. ἀλλὰ μόνον τὸ γελοῖόν ἐστι τοῦ αἰσχροῦ ὃ μόριόν ἐστι καί τὸ γελοῖον aus zwei von A^c abweichenden Lesarten ἀλλὰ <μόριον> μόνον τὸ γελοῖόν ἐστι τοῦ αἰσχροῦ und ἀλλὰ τοῦ αἰσχροῦ μόριόν ἐστι καὶ τὸ γελοῖον zusammengeflossen). Aber trotzdem ist die sichere Ausbeute doch überraschend groß und sehr geeignet, einer Überschätzung von A^c, wie sie bei Vahlen erscheint, Einhalt zu thun und der Konjekturalkritik ihre Rechte zu wahren. So werden von den Lesarten jüngerer Hss und der ersten Ausgabe, d. h. von den Konjekturen aus der Renaissancezeit, und desgleichen von neueren Vermutungen folgende bestätigt: 1447a 12 λέγωμεν (s. o.). 17 ἐν (oder γένει om.?). 25 τοιαῦται add. 26 μιμοῦνται om. 27 οἱ] ἡ. 29 ἐποποιία om. 1447b 2 <ἀνώνυμος> τυγχάνουσα*). 16 φυσικόν. 22 μικτὴν om. (μικτὴν ῥαψῳδίαν tilgt Tyrwhitt). 1448a 3 κακίαι καὶ ἀρετῆι. 16. ἐν τῇ αὐτῇ δέ. 25 <καὶ ἃ> καὶ ὡς, da in Σ ἀναγκαίως stand. 34 Χιωνίδου. 1448b 18. οὐχ ᾗ. 35. ὅτι om. (?). 1449b 9 μὲν τοῦ μέτρῳ. 10. μετὰ λόγου (was aber doch nicht richtig ist). 12. διαφέρει (aber doch zu verwerfen). 28. παθημάτων. 1450a 29 λέξει καὶ διανοίαι. 30 <οὐ> (oder eher οὐχὶ oder οὐδαμῶς, nequaquam) ποιήσει. 1450b 8 ὁποία τις (s. u.). 16 πέντε om. 18 ὡς] ἡ (?). 1451a 9 φασιν] εἰώθασιν, solemus dicere. 36. οὐ τό. 37 γενόμενα (?), quae facta sunt. 1452b 9 περὶ om. (aber doch wohl mit Unrecht). 10 f. τούτων—εἴρηται om. 1453a 19 κάλλισται om. 1454a 19 <ἥτις ἂν> ἦι. 1454b 2 ἀπόπλουν. 31 Ὀρέστης om. (so Diels, aber doch schwerlich mit Recht). 1455b 19 ἔτι. 31 δὴ <λωσις, λύσις δ' ἡ>. 1456a 10 κρατεῖσθαι. 24 <καὶ> εἰκός, ὥσπερ. 28 ᾀδόμενα <οὐδὲν>. 1456b 21 ἄρθρον vor ὄνομα. 23 συνθετή. 35 f. <οὐκ> ἄνευ τοῦ Α συλλαβή (oder ἄνευ τοῦ Α <οὐκ ἔστι> συλλαβή). ἀλλὰ (oder καί <τοι> ?) μετά. 1457a 28 Κλέων ὁ Κλέωνος (wenigstens stand Κλέωνος da). 1457a 33 ὀνόματι, ferner καὶ ἀσήμου om. (Ussing tilgte es vorher). 1458a 9 καὶ Σ add. 31 κεκρᾶσθαι. 1458b 9 ἐπὶ χάριν (Ἐπιχάρην Tyrwhitt). 25. ἀεικής. 1461a 17 ἀνέρας <ἱπποκορυσταί> (was aber doch zweifelhaft bleibt). 1461b 12 <ἴσως γὰρ ἀδύνατον> (was also für Vahlens <καὶ εἰ ἀδύνατον> einzusetzen ist) τοιούτους. 15. ὑπεναντίως εἰρημένα. Ferner aber ist, wie es scheint, die im A^c arg verderbte und nach dieser Überlieferung aller Besserungsversuche spottende Stelle 1448a 15 f. ὥσπερ γᾶς Κυκλωπᾶς Τιμόθεος καὶ Φιλόξενος, μιμήσαιτο ἄν τις durch Margoliouth auf grund der Lesart von Σ ὥσπερ μιμήσαιτο ἄν τις οὕτως Κύκλωπας Τιμόθεος καὶ Φιλόξενος jetzt glücklich hergestellt, indem er οἱ τοὺς für οὕτως vermutet und (wie früher Vahlen) μιμήσαιτο ἄν τις als Dittographie aus dem Folgenden streicht. 1450a 17 zeigt das dem Sinne besser als alle bisherigen Heilversuche entsprechende ὁ δὲ βίος wenigstens soviel, daß sie sämtlich mißglückt sind,

*) Der Text von 1447a 27—b 2 ist nunmehr ganz nach dieser Überlieferung zu gestalten und nicht so, wie ich ihn gestaltet habe.

es wird also doch wohl aufzunehmen und das in A^{c} an seine Stelle getretene καὶ εὐδαιμονίας καὶ ἡ κακοδαιμονία aus einer Glosse zu τέλος entstanden sein, deren teilweises Eindringen in den Text zugleich das Richtige verdrängte. Da ferner 1450^{b} 9 der Zusatz ἐν οἷς οὐκ ἔστι δῆλον ἢ προαιρεῖται ἢ φεύγει in Σ fehlte, so entsteht der dringende Verdacht, daß derselbe dann doch wirklich nur eine Variante des folgenden ἐν οἷς μηδ᾽ ὅλως ἔστιν ὅ τι προαιρεῖται ἢ φεύγει ist. Jedenfalls wird 1455^{b} 17 in Zukunft nicht μικρός, sondern <οὐ> μακρὸς aus Σ zu schreiben sein. 1456^{a} 28 ist πολλοῖς für λοιποῖς wenigstens sehr beachtenswert, und kurz vorher 1456^{a} 22 ist vielleicht die Weglassung von μὲν in Σ der Einschiebung von δὲ hinter πονηρίας vorzuziehen, und 1458^{a} 28 wird nicht nach der Vermutung von Heinsius (oder, wenn Margoliouth recht berichtet, schon Castelvetro) τῶν <κυρίων>, sondern nach Σ τῶν <ἄλλων> (oder <λοιπῶν>?) ὀνομάτων aufzunehmen sein. Über die weitergehenden, zum Teil recht phantastischen Kombinationen Margoliouths 1447^{b} 21 ff. 1448^{a} 20 ff. 1449^{a} 19. 30 ff. (s. vielmehr oben). 1450^{a} 12 f. 1451^{a} 6. 1454^{a} 22. 31. 1454^{b} 35. 37. 1455^{a} 14 ff. 27 f. 1456^{b} 7 f. 1457^{a} 35 (s. vielmehr oben). 1458^{b} 10. 1460^{a} 10. 28. 1461^{b} 34 kann ich nicht anders als Diels urteilen: sie sind teils einfach zu verwerfen, teils wenigstens mit dem größten Mißtrauen zu behandeln; glücklicherweise ist ja die Zahl dieser Ausschweifungen keine sehr große. Ich glaube nicht, daß alle Worte, die in der arabischen Übersetzung nicht wiedergegeben sind (z. B. 1448^{a} 18 τῶν νῦν), auch schon in Σ fehlten, und kann daher nicht ohne weiteres annehmen, daß 1450^{a} 4 und 1454^{a} 23 die Streichung von τοῦτον und τὸ αὐτὸ das richtige Heilmittel sei. Welchen Nutzen für die arg zerrüttete Stelle 1456^{b} 37 ff. die stark von A^{c} abweichende Überlieferung von Σ etwa gewährt, bedarf einer eingehenderen Untersuchung, als ich sie hier anstellen kann. Übrigens scheint Margoliouth nur die Ausgaben von Vahlen und Christ zur Hand gehabt zu haben, da er Christ Konjekturen zuschreibt, die schon teils von Castelvetro, teils von Spengel, teils von Ussing herrühren, und nicht anmerkt (was freilich auch von Diels übergangen wird), daß z. B. 1452^{b} 9 eine Vermutung von Bursian und 1452^{b} 10 f. und 1456^{a} 24 zwei von mir durch Σ bestätigt werden. Ob wir in Zukunft noch mehr aus diesen orientalischen Quellen zu erwarten haben, hängt davon ab, wie weit es gelingen wird, den Text der arabischen Übersetzung festzustellen und durch eine zuverlässige lateinische Wiedergabe nutzbar zu machen.

Heidenhain hat offenbar die Arbeit Margoliouths nicht gekannt, da er seine eigene mit den Worten beginnt: „Quae ex Arabum libris ad meliorem Artis Poeticae Aristotelis intellegentiam ab hominibus doctis his demum annis allata sunt, ea aut tam exigua sunt aut Arabum linguae ignaris tam non utilia, ut etc.“ Dagegen hat er in Bezug auf die Poetik des Averroes, die er nicht ganz korrekt als Paraphrase der Aristotelischen bezeichnet, während sie vielmehr, wie gesagt, eine freie Bearbeitung mit engerem Anschluß an die des Avicenna ist, allerdings recht; denn meines Wissens hat Lasinio bisher nur den arabischen Text in kritischer Bearbeitung herausgegeben. Und so ist es denn allerdings mit Dank zu begrüßen, daß Heidenhain einen neuen Abdruck der lateinischen Übersetzung des spanischen Juden Jakob Mantinus mit dessen Randnoten und dem Nachweis der entsprechenden Stellen in der Poetik und auch Rhetorik, Politik und Metaphysik des Aristoteles veranstaltet hat. Noch größer würde freilich dieser Dank sein, wenn er sich einige von den lateinischen Hss, in denen sich die Poetica secundum Averroem findet, z. B. Helmstad. 488 und 593 und Lips. 1338 (vgl. meine krit. Ausg. der Pol. S. XXXVII f.), was nicht schwer gewesen wäre, verschafft und uns über deren Verhältnis zu diesem Drucke Aufklärung gegeben hätte. Und wenn er weiter schreibt: „Qui autem loci ipsa Aristotelis verba reddere aut prope ad eius sententiam accedere videntur, hunc in modum notavi: —?“ und danach verfährt, so ist nach dem Obigen dagegen zu bemerken, daß jene auch von Averroes benutzte arabische Übersetzung auf Σ und folglich nicht auf ein vollständigeres Exemplar der Aristotelischen Poetik, als wir besitzen, zurückgeht. Überhaupt aber ist ja zwar der Vergleich zwischen ihr und der des Averroes an sich interessant genug; jedoch für den griechischen Text fällt nichts oder doch fast nichts dabei ab. In der That nämlich hat es allerdings ganz den Anschein, daß die Worte 354, 24 f. in artibus imitantibus ipsam poeticam, quae quidem ad pulsationem cithararum ac tibiarum accommodantur auf einen Text hinweisen, in welchem 1447^{a} 5 ποιητικὴ statt des der Aristotelischen Lehre widersprechenden πλείστη stand, und daß sie somit eine Bestätigung meiner außer von Friedrich bisher noch von niemand gebilligten Darlegung geben würden, daß die Stelle eine schwere Verderbnis erlitten und Aristoteles vielmehr etwa so geschrieben haben dürfte: καὶ τῆς αὐλητικῆς καὶ κιθαριστικῆς ἡ ἐχομένη ἄλλη ποιητικὴ καὶ αἱ τοιαῦται πᾶσαι. Allein ich möchte

mich darauf doch nicht eher verlassen, als bis sich etwa in der arabischen Übersetzung dieselbe, dann somit auf Σ zurückgehende Spur finden sollte.

Greifswald. Fr. Susemihl.

H. d'Arbois de Jubainville, Les noms gaulois chez César et Hirtius de bello Gallico. (avec la collaboration de MM. E. Ernault & G. Dottin). Première Série: Les composés dont rix est le dernier terme. Paris 1891, E. Bouillon. XV, 259 S. kl. 8. 1 fr.

D'Arbois de Jubainville, einer der rührigsten und tüchtigsten Forscher auf dem Gebiet der Kultur der alten Gallier, hatte seit etwa 16 Jahren das Material zu einem gallischen Wörterbuch gesammelt. Das Erscheinen von Holders altkeltischem Sprachschatz veranlaßte ihn, auf die Fortsetzung seiner Arbeit zu verzichten. Dafür hat er sich entschlossen, das gesammelte Material in einigen kleineren Arbeiten zu verwerten, und so bietet er in dem vorliegenden Buche den ersten Teil eines Werkes, welches in gewissem Sinne an die Stelle des vor 34 Jahren erschienenen Werkes von Chr. W. Glück (Die bei Caius Julius Caesar vorkommenden keltischen Namen) treten und die seit 1857 gewonnenen Ergebnisse zusammenfassen soll.

Die Einrichtung des zu besprechenden, Michel Bréal gewidmeten ersten Bandes ist folgende. Nach einer kurzen Bemerkung über die beiden bei Cäsar vorkommenden Kategorien keltischer Namen, die Derivata und Composita, und einigen Worten über die verschiedenartigen Bestandteile der Composita erklärt der Verf., aus praktischen Gründen mit denjenigen zusammengesetzten Namen beginnen zu wollen, deren zweiter Bestandteil -rix ist. Zunächst bespricht er nun im ersten Kapitel Deklination und Etymologie des Wortes rix, dann die Nebenform -rex (reix), sodann die Bildungen, in denen der Stamm rig- rigo- der erste Bestandteil gallischer Namen ist, endlich diejenigen Zusammensetzungen, deren zweiter Bestandteil rix ist. Das 2. Kapitel handelt von den Caturiges, das 3. von Ambiorix; Kapitel IV von Cingetorix, V von Dumnorix, VI von Orgetorix, VII von den Bituriges, VIII von Eporedorix, die beiden letzten von Vercingetorix.

Um zu zeigen, in welcher Weise der Verf. die einzelnen Namen behandelt, sei hier Kapitel VIII herausgegriffen. Zunächst wird in § 1 alles zusammengestellt, was wir über die zwei bei Cäsar vorkommenden Häduer wissen, die den Namen Eporedorix führen; dann wird die Vermutung aufgestellt, daß ein auf einer Inschrift erwähnter (C. Iulius) Eporedirix vielleicht identisch sei mit dem jüngeren der beiden bei Cäsar erwähnten. In § 2 wird der Stamm redo- (= Lauf, Laufen) behandelt, auf das zu demselben Stamme gehörige auch bei römischen Schriftstellern nicht selten vorkommende reda hingewiesen, bei dieser Gelegenheit auch das petorritum (wie reda Wagen mit 4 Rädern) kurz berührt und das Vorkommen des essedum (= Kriegswagen mit 2 Rädern) besprochen. § 3 behandelt „les dérivés de rĕdo-". Es sind dies die Rĕdŏnes und rĕdio-s. Die Redones (in der Gegend von Rennes) sind etymologisch „die Läufer, behenden Krieger". Verglichen wird damit das griechische δρόμων, und herangezogen werden die Lingŏnes „die Springer, die ihre Pferde galoppieren lassen". Von dem zweiten Worte, redios, ist abgeleitet der Personenname Epo-redio-s, und davon wieder Epo-redia (abgekürzt statt Epo-redio-briga = Burg des Eporedios), römische Kolonie, jetzt Ivrea, Provinz Turin. In § 4 bespricht der Verf. auf 9 Seiten den Stamm epo- und seine Ableitungen: Epaticcos, Epēnos, Eplacos (Epius), At-epiccos, Epidios (Epidia), Epillos (At-epilos), Epu, Genet Epŏnos (At-eponi), Epŏna, Epossios, Epotios. Bei all diesen Eigennamen wird angegeben, auf welchen Inschriften oder Münzen, bei welchen Schriftstellern sie vorkommen, in der Regel wird auch die ursprüngliche Bedeutung hinzugefügt. Bei Epona wird bemerkt, daß diese „Göttin der Rosse" auch von Juvenal erwähnt wird und bei welcher Gelegenheit, ferner in welchen Gegenden des römischen Reiches sich der Kult derselben nachweisen läßt. § 5 hat es zu thun mit dem Stamm eppo- (= epo) und den davon abgeleiteten Eigennamen. Zuerst wird gesagt, daß Epos wie das griechische Ἵππος auch als Eigenname gebraucht worden sei, und daß auch Namen von anderen Tieren in gleicher Weise von den Galliern verwendet seien. Von einer vorauszusetzenden Nebenform Eppos seien abgeleitet Eppillus, (Eppulos) Eppuleius, Eppius, Eppu (Genet. Epponis), davon Epponina, Gemahlin des Julius Sabinus (Tac. hist. IV 67; Plut. amat. narr. 25; Dio Cass. LXVI, 16), und Epponiacus. § 6 ist überschrieben: „*Le thème* epo- *dans le composé* at-epo-". Diese Composita sind At-epo-rix und At-epo-marus. Zusammengestellt wird auch von diesen beiden (oder vielmehr 3) Persönlichkeiten alles, was bei Schriftstellern oder in Inschriften über sie zu finden ist. In § 7, der den Stamm epo- in Epomeduo-s behandelt, wird nicht nur die Etymologie

von meduo- (= μεθύ-ω), medu (μέθυ) erörtert, sondern es werden auch die mit medu, meduo-gebildeten Eigennamen (Medu- genus, Meduna — dabei Digression über die mit der Göttin Meduna zugleich auf einer Inschrift erwähnte Göttin Vercana — Medullum, Medul(l)i, Medulicus (Μέθυλλος), Medussa, Meduttio, Medubriga — Bell. Alex. 48 irrtümlich geschrieben Medobrega; ebenso wird Plin. IV 118 Medubricenses von d'A. de J. mit Recht in Medubrigenses geändert —, Meduantum.) § 8 und 9 behandeln das Compositum Epo-manduo- und andere Zusammensetzungen mit mandu. Hier stellt der Verf. zunächst eine Vermutung auf über die Bedeutung des in den neu-keltischen Dialekten noch nicht nachgewiesenen Stammes mandu-; dann bespricht er ausführlich die Composita Mandubilus, Mandu-bracius, Mandu-essedum und Catumandu-s; dann die mit dem von mandu abgeleiteten manduos, mandua gebildeten Namen Cartis-mandua, Epo-manduos, Viro-mandui; ferner Manduillus, Manduilla. Die bei Cäsar im 7. Buch dreimal erwähnten Mandubii hießen nach dem Verf. wahrscheinlich Mandubili; die Abschreiber haben dieses Mandubili bei Cäsar verändert in mandubii, bei Strabo (IV 2, 3) in μανδόβουλοι. Der auf einer Inschrift gefundene Name Mandubili giebt Veranlassung, die von bilo-s abgeleiteten Eigennamen Bilicos, Bilicius, Bilicatus, Bilisa, Bilu, Bilios, Bilbilis (Geburtsort des Martial) zu behandeln. Bei Mandubracius wird das, was wir aus Cäsar über diese Persönlichkeit wissen, zusammengestellt und dann der zweite Bestandteil dieses Wortes behandelt. Mit dem Ortsnamen Mandu-essedum (in England) wird der in der Nähe des Splügen gelegene, auf der Tab. Peuting. erwähnte Ort Tarv-essedum verglichen. Bei Besprechung des Namens Epomanduos geht der Verf. auf die verschiedenen beim Anon. Ravenn., in dem Itiner. Anton. und der Tab. Peuting. vorkommenden, aus Epomanduodurus entstandenen Namen für das jetzige Mandeure (Dép. du Doubs) ein. Viro-mandu-o-s und die Viromandui (nicht Veromandui) bieten Anlaß, erstens über andere Composita von viro-s (= vir) zu sprechen, nämlich Sacro-vir(os) (und das dazu gewissermaßen das Femininum bildende Sacro-bena) und Seno-viros (und Seno-bena); zweitens (in § 10) einen anderen keltischen Stamm viro-s (= vērus) und die davon abgeleiteten Eigennamen zu behandeln. Besprochen werden Viromagus, Viromarus und Virodunum. Die Erwähnung der Thatsache, daß Venant. Fortun. einen Hexameter mit den Worten Urbs Vereduna (= Viroduna) beginnt, obgleich das erste e lang ist, führt den Verf. auf die Weitherzigkeit der römischen Dichter des 5. und 6. Jahrhunderts in bezug auf Quantität. Dann folgt eine Aufzählung der Orte in Frankreich, Italien und Spanien, welche in früheren Zeiten den Namen Virodunum führten: Verdun, Verduno, Verdú. Endlich in § 11 wird noch kurz die wahrscheinliche Etymologie der Bestandteile des Namens Epo-stero-vidus erörtert. — In ähnlicher Weise wie bei Eporedorix verfährt der Verf. auch bei den übrigen mit rix zusammengesetzten Eigennamen. Die meisten werden kürzer behandelt (die Caturiges auf 16 Seiten, Ambiorix auf 6, Cingetorix auf 9, Dumnorix auf 21, Orgetorix auf 16, die Bituriges auf 14 Seiten), Vercingetorix noch ausführlicher, auf 80 Seiten.

Man ersieht aus dem Obigen, daß der Verf. bedeutend mehr bietet, als man nach dem Titel des Buches erwarten sollte; man sieht ferner, daß Digressionen nicht selten sind. Das Ganze durchzieht eine gemütliche Breite des Vortrags, die wohl daraus zu erklären ist, das das Buch aus Vorlesungen entstanden ist, die im Wintersemester 1890/91 am Collège de France gehalten sind, und man wird bei der Lektüre unwillkürlich an die Kollegia mancher Universitätslehrer, z. B. in vielen Beziehungen an die stets interessanten Vorlesungen (oder vielmehr Vorträge) des verstorbenen Pott in Halle, erinnert. So hat auch der Verf. der vorliegenden Arbeit es verstanden, den an sich ziemlich trockenen Stoff möglichst interessant zu machen.

Auch für den Philologen bietet das Werkchen mancherlei, besonders Konjekturen (die wohl fast stets wirkliche Verbesserungen sein dürften) zu verschiedenen Stellen der Klassiker in Beziehung auf keltische Namen, und eine Entscheidung über die Form solcher Namen in den Fällen, wo die Hss auseinandergehen oder die verschiedenen Schriftsteller verschiedene Formen für denselben Namen bieten. Aus den Schriftstellern, auch denen der späteren Zeit, den Inschriften, den Münzen hat der Verf. ein reiches Material zusammengetragen; aber auch die neuere sprachwissenschaftliche Litteratur, besonders die Forschungen auf dem Gebiet der keltischen Sprachen hat er fleißig herangezogen und verwertet. Die Litteraturnachweise rühren zum Teil von seinen beiden Mitarbeitern Ernault und Dottin her.

Dem Philologen, namentlich dem Kritiker, würde aber der Verf. einen großen Gefallen thun, wenn er bei der Bearbeitung der Fortsetzung seines Werkes die im folgenden ausgesprochenen

Wünsche berücksichtigte. Zunächst ist es wünschenswert, daß überall, wo die Kenntnis des Keltischen eine sichere Entscheidung ermöglicht, beim Schwanken der Hss eines Schriftstellers oder beim Dissensus verschiedener Schriftsteller eine solche Entscheidung gegeben wird. Dazu ist nötig, daß der Verf. überall die handschriftliche Lesart genau berücksichtigt, und dazu wieder, daß er durchgehends die besten kritischen Ausgaben zu Rate zieht. Ferner ist wünschenswert, daß der Verf. da, wo er in betreff einer Namensform sich anders entscheidet als andere Forscher, namentlich anders als Zeuß-Ebel und Glück, seine abweichende Ansicht begründet; endlich ist regelmäßige Bezeichnung der Quantität in den gallischen Namen zu wünschen. Zum Teil sind ja diese Wünsche schon erfüllt, aber doch noch nicht durchgängig. So steht z. B. der Name Escingomagus durchaus nicht fest bei Plinius; bei Agathemerus (Geogr. Gr. min. ed. Müller II p. 477, 8) haben die Hss statt jenes Wortes τομάρου oder etwas Ähnliches. S. 68 würde der Verf. der Form Donnilaus (Caes. B. C. III 4, 5) gewiß die in allen besseren Hss stehende Form Domnilaus vorgezogen haben, wenn er den kritischen Apparat bei Dübner benutzt hätte. Bei Plinius III 27 hat Sillig nach mehreren Hss das vom Verf. gewünschte Segontia, während andere Herausgeber Secontia schreiben; ebenso IV 117 das richtige Medubrigenses nach dem vortrefflichen cod. Leid. und anderen statt des von Jan und Detlefsen in den Text gesetzten Medubricenses. Das auf S. 134 verlangte Viromandui findet sich bei Cäsar BG. II 16, 2 in der Hssklasse β, II 23, 3 in beiden Hssklassen; das nicht zu empfehlende Veromandui steht II 4, 9 in beiden Hssklassen, II 16, 2 in α. Es ist daher nicht gerechtfertigt, zu sagen, Veromandui finde sich „dans la plupart des manuscripts de César". Schon aus diesen wenigen Beispielen ergiebt sich, wie wichtig die Benutzung der besten kritischen Ausgaben auch für die Zwecke des Verf. ist. — Abweichungen von Glück (dessen Werk übrigens, soweit ich mich erinnere, nur in der Vorrede citiert wird) finden sich gelegentlich. So entscheidet sich Glück S. 132 ff. für die Form Mandubratius, Jubainville für Mandubracius, und die Cäsarhss führen durchaus auf die letztere Form. Dagegen dürfte Glück recht haben, wenn er sich für Magetobriga ausspricht, trotzdem Mommsen und die meisten Neueren Admagetobriga für die richtige Form erklären. Die Schlacht (Caes. BG. I 31, 12) hat doch sicherlich nicht in einem elenden Nest (Admagetobrigae), sondern bei einem Dorfe (Magetobriga) stattgefunden. — Die Quantität ist gleich auf den ersten Seiten mehrmals nicht bezeichnet, so in Rigo-mägus, Rigo-dūlum, Rigo-dūnum. — Empfehlen dürfte es sich auch, am Anfang des Buches ein Verzeichnis derjenigen Werke zu geben, die oft citiert werden, und für diese eine recht kurze Bezeichnung ein für allemal anzuwenden; ebenso vorn anzugeben, nach welchen Ausgaben die einzelnen Schriftsteller angeführt werden. Gegen 10 Seiten Raum hätten sich auf diese Weise wohl leicht sparen lassen; denn J. ist in dieser Beziehung recht umständlich. Den Ammianus Marcellinus citiert er wohl regelmäßig folgendermaßen: „Ammien Marcellin l. XVI, c. 3, § 1; édition Teubner-Gardthausen, t. I, p. 80, l. 11"; Ptolemäus wird (wohl durchgehends) so citiert: „Ptolémée, l. II, c. 3, § 11; édition Didot-Müller, p. 100, l. 1"; bei Cäsar wird regelmäßig gedruckt: „De bello gallico, VII, 76", oft wird sogar noch Seite und Zeile der „édition Holder" und „édition Dübner" hinzugefügt. „Longnon, *Atlas historique de la France* p. . . .," „Desjardins, *Géographie de la Gaule d'après la Table de Peutinger*, p. . . .," „A. de Barthélemy, *Numismatique de la France*, 1[re] partie, p. . . .", und vieles andere, was immer wieder vorkommt, wird fast jedesmal vollständig ausgedruckt. Ebensogut wie der Verf. auf S. 37 schreibt: „Zeuß, *Die Deutschen*, p. 243" statt: „Z., Die Deutschen und ihre Nachbarstämme", konnte er statt des öfter wiederkehrenden „*Grammatica celtica*, 2. édition, p. . . .", einfach schreiben: „Zeuss² p. . . .", und so in vielen ähnlichen Fällen. — Von Ausgaben der Schriftsteller hat der Verf. in den meisten Fällen die besten benutzt; doch für Strabo mußte er die von Kramer (Berlin, Nicolai, 1844—52) benutzen; für Plinius die von Sillig, daneben Detlefsen; für Eutrop die von Droysen und zwar die größere von 1879 (nicht die von Verheyk 1793); für Cäsar findet er alles Nötige in dem Lexicon Caesarianum des Unterzeichneten bequemer und besser als bei Dübner und Holder.

Nun noch ein paar kurze Bemerkungen über einzelne Punkte. Daß römische Schriftsteller wie Cäsar, Livius, Florus, wenn sie Formen wie *Allobrogas, Biturigas* gebrauchten, an den keltischen acc. plur. dachten, glaube ich nun und nimmermehr; sicherlich wollten sie damit die ihnen bei fremden, namentlich griechischen Eigennamen geläufige Endung des griechischen acc. plur. zum Ausdruck bringen. — Das gotische *thiudans* ist selbstverständlich nicht von dem keltischen *teuta*

„direkt abgeleitet“, sondern es gehört zu derselben Wurzel; ebensowenig hat das Deutsche den keltischen Namen Caturix in der Gestalt von Hadurih „adoptiert“, sondern beide Namen gehen auf denselben Stamm (oder dieselben Stämme) zurück; cf. Hadubrant, Hadubraht, Haduwîch, Hödhr. — Übersehen ist unter den mit rix zusammengesetzten Eigennamen Lugotorix (BG. V 22, 2); auch Metius (Mettius) konnte S. 194 berücksichtigt werden. — Eigentümlich und für den deutschen Leser recht auffallend ist öfter die Silbentrennung am Ende einer Zeile, so z. B. regelmäßig inscription, subs-tantif. Ob dies im Französischen das Übliche ist, weiß ich nicht; jedenfalls aber darf unser Mommsen (S. 94) nicht so mißhandelt werden, daß auf die eine Zeile Mom-, msen auf die nächste kommt. Auch darf Grundriß (S. 128) nicht zerrissen werden in Grun-driß. Sonst zeigt übrigens der Verf. eine anerkennenswerte Sorgfalt in der Wiedergabe deutscher Namen und der Titel deutscher Bücher, während in anderen französischen Werken deutsche Worte oft in unglaublicher Weise verunstaltet werden, selbst von Leuten, bei denen man Akribie in diesem Punkte erwarten sollte, z. B. dem Bibliothekar Ruelle in seiner im übrigen so verdienstlichen Bibliographie générale des Gaules. Daß in den Eigennamen bisweilen ein Versehen vorkommt, ist verzeihlich, so das mehrmals sich findende Hubner statt Hübner, S. 34 Klüge statt Kluge, Gardhausen (S. 9) statt Gardthausen (S. 26 richtig; S. 159 Gardtausen). Auch sonst ist der Druck im allgemeinen recht korrekt. In den Zahlen habe ich ein Versehen bemerkt S. 19 Anm. 3 (Plin. III 135, lies 137), S. 26 (Eutrop. IX 12, lies 13), S. 60 (Strab. XII 52, lies 5, 3), S. 125 (Sidonius p. 148 l. 144), S. 184 lies 54 statt 55. Bisweilen ist das Zeichen ' ' ausgefallen, bisweilen irrtümlich gesetzt, wie S. 23 „guawd, 'qui a le même sens'“, bisweilen an eine falsche Stelle geraten, wie S. 39 *„ambi-actos* 'littéralement poussé', 'mené autour'“, wo doch wohl zu lesen ist; *ambi-actos* littéralement 'poussé, mené autour'. S. 92 „un hymne qu'on attribue sixième siècle“ ist au vor sixième ausgefallen; S. 214 ist *abendländische* statt *aberländische* zu lesen; S. 52 l. Monument d'Ancyre statt d'Anrye; S. 134 haben die Hss des Anon. Ravenn. nicht Manroda, sondern Mandroda; in griechischen Wörtern steht vereinzelt ein falscher Spiritus oder Accent; S. 94 ist Βετόττου statt Βετόττος gedruckt; andere unbedeutende Versehen verbessert der Leser selbst. An einigen Stellen liegt nicht ein Druckfehler, sondern ein Schreibfehler vor, so, wenn S. 136 l'an 21 avant J.-C. statt après gesetzt ist, oder wenn S. 162 die *Poetae latini minores* de Brugmann citiert werden, wo jedenfalls Burmann gemeint ist.

Zum Schluß sei noch auf die ausführlichen und mit großer Sorgfalt gearbeiteten Indices hingewiesen, durch die sich das Werk sehr zu seinem Vorteil von Glücks ähnlicher Arbeit unterscheidet. S. 225—238 giebt der Verf. einen „Index des mots gaulois“, gegen 1000 altkeltische Worte, meist Eigennamen, enthaltend; S. 238—240 bringen einen „Index des mots irlandais“, S. 240 und 241 einen „Index des mots gallois“, S. 241—244 Indices des mots bretons, sanscrits, latins et romans, germaniques, endlich S. 245—252 ein Verzeichnis aller Orte und Länder, die in dem Buche erwähnt werden, in moderner Namensform.

Berlin-Zehlendorf. H. Mensel.

Alfred Jeremias, Izdubar-Nimrod. Eine babylonische Heldensage. Nach den Keilschriftfragmenten dargestellt. Mit vier authographierten Keilschrift-Tafeln und Abbildungen. Leipzig 1891, Teubner. VIII, 73 S. 8. 2 M. 80.

Das namentlich von George Smith zusammengefundene und zuerst „übersetzte“ sogenannte Nimrodepos der Babylonier ist in dem vorliegenden Werkchen endlich dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend übersetzt worden. Der Verfasser hat sich damit den Dank aller derjenigen verdient, welche ein Interesse daran haben, neue Quellen für die vergleichende Mythologie heranzuziehen. Bekannt ist, daß man von jeher daran gedacht hat, Züge der Heraklessagen im Izdubarepos wiederzufinden. Zu einem Abschluß kann diese Frage aber mit dem vorliegenden Materiale unmöglich gebracht werden, namentlich solange nicht die Lücken, welche der Text des Epos bis jetzt noch bietet, durch neue Funde ausgefüllt sind. Vorläufig ist es doch noch gar zu schwierig, einen rechten Zusammenhang zu erkennen, und so gern wir dem Verfasser die Anerkennung zollen, daß er bemüht gewesen ist, sich nüchtern an das Gegebene zu halten, so scheint es doch nicht geraten, ein so lückenhaftes Material zu Vergleichen auf dem der Phantasie zu leicht Spielraum gewährenden Gebiete der Mythologie zu verwerten. Das Mindeste, was man dazu verlangen müßte, wäre doch wohl ein klarer Überblick über die Stellung der zum Vergleich herangezogenen Einzelheiten zum Ganzen. Vollkommen stimmen wir dem Verfasser (S. 44) zu, wenn er von noch zu beschaffendem Material eine bessere Lösung der wichtigsten Fragen er-

wartet, obgleich kaum ein Kenner der Verhältnisse sich große Wirkung von seinen begeisterten Worten versprechen wird.

Als ein arges Mißverstehen der Aufgabe gelehrter Forschung erscheint es mir, wenn (S. 17) die Scene, welche mit epischer Breite in „urnaiver Weise die Verführung des Eabani" durch die „Hierodule Uchat" schildert, in der Übersetzung ausgelassen wird. Auch sonst fehlt es nicht an einigen moralisierenden Beiworten, deren Streichung unbefangeneren Lesern das Werk annehmbarer machen würde. Nicht jedermann ist gewohnt, den Maßstab christlicher Vollkommenheit an das Thun und Treiben seiner altbabylonischen — Mitmenschen zu legen. Überhaupt dürfte der Hauptwert des Werkes in der Übersetzung liegen, während die Einleitung und die Zusätze oft starken Widerspruch herausfordern. Gelegentlich zur Verwertung kommende Anschauungen über die Entwickelung babylonischer Kultur und Geschichte sind wenigstens denen des Referenten gerade entgegengesetzt. So meint der Verfasser, daß die zwölf Bilder des Tierkreises (S. 66) den zwölf Gesängen des Epos entnommen seien, während der Logik des Referenten das umgekehrte Verhältnis als das Richtige erscheint. Auch der Anteil, welcher der Volksphantasie (S. 9) an der Gestaltung des Epos zugeschrieben wird, setzt eine kaum richtige Anschauung über die Kulturverhältnisse des alten Babylon voraus. In dem Babylon, das wir kennen, also von etwa 2300 an, gab es schwerlich noch ein dichtendes Volk. Das war ein Kulturstaat wie unsere heutigen, wo das arbeitende Volk arbeitete und die Dichter von Beruf (Priester) dichteten.

Sonst kann das Werk, dessen Hauptwert, wie gesagt, in der Übersetzung zu suchen ist und von den Lesern auch wohl gesucht werden wird, wohl als zweckmäßig empfohlen werden. Neu hinzukommendes Material wird dann allmählich auch eine gesicherte Verwertung des einzelnen ermöglichen. Wie wäre es übrigens, wenn der Verfasser, statt begeistert, aber voraussichtlich nutzlos, für Veranstaltung von Ausgrabungen zu schwärmen, in Erwartung besserer Zeiten dem Beispiele weniger schön redender Gelehrten folgte und das nicht unbeträchtliche, noch unveröffentlichte mythologische Material, welches im British Museum lagert, allgemein zugänglich machte?

Berlin. Hugo Winckler.

Gustav Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Paderborn 1891, Schöningh. VI S., 828 Sp. und 174 S. Wortverzeichnis. 20 M.

Schon nach Jahresfrist erscheint der Abschluß des Werkes, von dessen Anfängen in dieser Zeitschrift (1890, 27. Sept., No. 39) berichtet wurde. Wie bei einem Gebiete, auf dem so rüstig gearbeitet wird, nicht anders zu erwarten ist, sind auch in dieser kurzen Zeit bereits eine Menge Nachträge notwendig geworden, welchen der Verfasser 48 Spalten (781—828) eingeräumt hat. Sie haben ihm selbst den erfreulichen Beweis geliefert, mit wie lebhafter Teilnahme die Fachgenossen seine Arbeit begleiteten. Unter den angefügten Wortverzeichnissen, welche in höchst dankenswerter Weise den Gebrauch des Werkes erleichtern, nimmt das Romanische naturgemäß den breitesten Raum — 130 Seiten — ein. Es folgt ein von Dr. F. Pabst zusammengestelltes Verzeichnis der wichtigeren nominalen und verbalen Begriffe nach deutschen Stichwörtern (Seite 131—157), bestimmt zu zeigen, wie ein und derselbe Begriff bald ganz gleichartig in den romanischen Einzelsprachen aus einem lateinischen Grundworte heraus seine Wiedergabe gefunden hat, bald durch Wörter verschiedenen Ursprungs zum Ausdruck gebracht ist. Die Aufgabe ist in hohem Grade lohnend; würde sie auch nur in dem Sinne erschöpfend behandelt, daß es ermöglicht würde, alle Wörter zu überblicken, welche in den romanischen Sprachen den einzelnen Begriff vertreten, so hätten wir einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte der Bedeutungsentwickelung überhaupt. Vollständigkeit ist hier in keiner Hinsicht erstrebt worden; aber auch so ist das Gebotene sehr lehrreich. Nur ganz flüchtig kann an diesem Orte einzelnes angedeutet werden.

Für „Absicht" sähe man gern Verweisungen auf die verschiedenen frz. Wörter wie but, dessein, intention; unter der No. 2645, welche allein citiert wird, finden sich die interessanten Ableitungen aus lat. divisus, von denen freilich nur das ital. diviso der Bedeutung des Stichwortes entschieden nahe steht. Die Bezeichnungen für „Flamme", um ein beliebiges anderes Beispiel herauszugreifen, zeigen eine überraschende Mannichfaltigkeit der Entwickelung. Zu „Krankheit" findet man unter morbus 5409, zu „Sitte" unter mos 5430 die verschiedenen romanischen Wörter zusammengestellt.

Und so bietet sich, wo man aufschlägt, eine Fülle anregender Beobachtungen, welche auch für die Bedeutungslehre der klassischen Sprache sehr fruchtbringend werden können.

Nachträge zu beiden Wortverzeichnissen

schließen das Werk, welchem die weiteste Verbreitung auch in der Lehrerwelt zu wünschen ist.

Kiel. A. Funck.

Io. Augusti Ernesti narratio de Io. Matthia Gesnero ad Davidem Ruhnkenium V. C. Editio nova, quam ad natalicia ducentesima Gesneri in memoriam revocanda curavit **Guil. Pökel.** Berlin 1891, Mayer u. Müller. 58 S. 8. 1 M.

Die Erneuerung eines Buches wie J. M. Gesners Lebensbeschreibung von Ernesti muß, auch wenn sie nicht gerade zu dem 200jährigen Geburtstage des als Mensch, Lehrer und Gelehrten ausgezeichneten Mannes erfolgt wäre, als durchaus dankenswert anerkannt werden. Wenn der Herausg. sagt: 'Gesneri imago mihi quidem imprimis digna videtur esse, quae ut exemplum imitandum viris doctis ante oculos ponatur eorumque animis quasi insculpatur', so ist ihm vollständig beizustimmen; ebenso ist wohlbegründet, was er zum Lobe der Schrift Ernestis bemerkt. Aber gegenüber seinen Worten: 'operae pretium esse putavi hanc Gesneri vitam quanta potui diligentia ex altera Ernesti recensione typis describendam curare', müssen wir mit Bedauern feststellen, daß er in den Text eine ganze Zahl teils kleinerer, teils schwerer Versehen hat eindringen lassen: vgl. S. 5, Z. 2 v. o. in viriditate, luctus st. in viriditate luctus; S. 7, Z. 3 v. u. Syriacas. Arabicas st. Syriacas, Arabicas; S. 16, Z. 7 v. u. Quo fecit libentius. ut st. libentius, ut; S. 6, Z. 15 v. o. natos st. natus; S. 18, Z. 4 v. u. ad colloquendi st. vel colloquendi; S. 19, Z. 2 und 1 v. u. statis st. satis und his st. bis; S. 22, Z. 12 v. o. utibi st. ut ibi; S. 32, Z. 2 v. u. perpölcrum st. perpulcrum; S. 38, Z. 12 v. o. hoc f. hoc; S. 39, Z. 9 v. o. Conicturas st. Coniecturas; S. 23, Z. 15 v. o. ist sogar ein Wort, arbitror nach sponte ausgefallen. In seinem Praemonendum, das offenbar als Bestandteil des letzten Bogens gedruckt ist, hat er die laufenden Seitenzahlen zu streichen vergessen, sodaß das Buch mit S. 57 anfängt, und hier Z. 9 v. o. Ruhkenio st. Ruhnkenio stehen lassen, ebenso S. 2 in seiner Anm.*) Z. 3 acquales st. aequales. Es mag daher auch Druckfehler sein, was S. 58, Z. 2 v. o. zu lesen steht: 'quantamvis eorum praeceptis meritisque debemus gratiam st. quamvis magnam — debeamus.

Solche Mängel an Akribie stehen zumal einem Buche schlecht an, das das Andenken eines Philologen als Vorbild für unsere Zeit wiederzubeleben bestimmt ist.

Die an sich ganz hübsche Ausstattung des Buches wird leider dadurch beeinträchtigt, daß der Druck mehrfach nicht den gleichmäßigen Abstand von der durch rote Linien gebildeten Einfassung einhält. ϙ.

Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin, 4.—17. December 1890. (Im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- etc. Angelegenheiten.) Berlin 1891, Hertz. 800 S. gr. 8. 10 M.

Die Verhandlungen der Schulkonferenz des vorigen Jahres liegen in einem stattlichen Bande in stenographischen Berichten vor. Auch die einleitenden Aktenstücke und eine Zusammenstellung der gefaßten Beschlüsse sind beigegeben.

Die Thätigkeit der Konferenz hat ja die vielseitigste Beurteilung erfahren; auch sind ihre praktischen Nachwirkungen noch nicht abgeschlossen. So würde es schwer sein, ein allgemeines Urteil über sie zu fällen. Nur eins mag hier, auch nur vom persönlichen Standpunkt aus, gesagt sein.

Es ist wahr, die Konferenz hat das humanistische Gymnasium wiederum befestigt. Aber wir fürchten, dies ist ein unsicherer Sieg. Die Ansprüche der modernen Bildung an die Vorbereitungsschule der höheren Berufe sind durch den Wegfall des lateinischen Aufsatzes und des griechischen Skriptums, durch „fakultative oder obligatorische" Einführung des Englischen und durch etwas verstärktes Zeichnen nicht befriedigt; sie lassen sich auch nicht abschneiden, indem man die modernen Bildungselemente den technischen Fächern überweist. Sie werden immer wieder kommen und ihre Vertretung im Bildungsgange auch der Universitätsberufe verlangen. Die richtige Lösung der Frage für die Gegenwart war nach unserer Meinung durch die Wirklichkeit schon vorgezeichnet; nämlich in dem Nebeneinanderbestehen des humanistischen und des Realgymnasiums. Gab man letzterem die gleichen Berechtigungen wie jenem, so konnte das humanistische Gymnasium sicherer und reiner seiner klassischen Tradition gemäß wirken. Nun, da es wieder fast allein Universitätsvorbildung geben soll, wird seine Grundlage vor neuen Erschütterungen schwerlich bewahrt bleiben.

Wie man indessen auch hierüber denken mag, so wird man in jedem Falle nicht verkennen können, daß in dem vorliegenden Bande eine wertvolle Summe pädagogischer und allgemeiner Erfahrung niedergelegt ist, aus der ein jeder, der an der Schulfrage Anteil nimmt, Belehrung und Anregung gewinnen kann. Das Buch wird für die Zukunft eine nicht unwichtige Urkunde deutscher Geistesthätigkeit in unserer Zeit sein.

Berlin. C. Nohle.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Mitteilungen des Archäologischen Instituts zu Rom. IV, No. 2.

(157) **Th. Mommsen**, I fasti dei sex primi ab aerario. Die *Sexprimi* bildeten den Vorstand des Finanz- und Archivwesens zu Rom. Die Fasten dieses Kollegiums waren von jeher in Stein gehauen an der Fassade des „Aerarium“ eingemauert. Die Fragmente dieser Tafeln, insbesondere des konstituierenden Senatskonsults vom J. 23 v. Ch. sind jetzt durch Dessaus Bemühung vereint und werden zusammengestellt hier publiziert. — (163) **A. v. Domaszewski**, Praefectus equitatus. Knüpft an die Inschrift des *Aulus Didius Gallus* an, welcher unter Claudius „praefectus equitatus bello Britannico“ war; die römische Kavallerie befand sich demnach in Kriegszeiten zu großen Korps formiert unter dem Befehl eines einzigen Generals. — (168) **A. Mau**, Il portico del foro di Pompei. Beschreibung und Baugeschichte. — (177) **R. Weisshäupl**, Das Telephos-Relief der Villa Borghese. Verf erklärt das vielbesprochene Relief für eine Votivscene vor der sitzenden Artemis. — (183) **P. Bienkowski**, Lo scudo di Achille. Mit Taf. IV—VI. Beschrieben werden zwei figurenreiche, aber abgeriebene Marmorstücke, in den 80er Jahren gefunden und im Capitolinischen Museum recht unbeachtet aufbewahrt. Durch die Mitte des einen Fragments zieht sich ein Streifen mit folgendem Hexameter „'Ασπὶς 'Αχιλλῆος Θεοδώρηος καθ' Ὅμηρον“. Der Künstler Theodoros hat also hier den Schild des Achill nach Homers Beschreibung nachgebildet, auf einem Bruchstück die Marktscenen, die Gerichtsscene etc. Auf der Rückseite beider Fragmente ist ein auf 614 kleine Quadrate verteiltes Buchstabenspiel zu sehen, welches nach allen Richtungen hin die ebenerwähnte Legende ἀσπὶς 'Αχιλλῆος etc. wiederholt. Des Künstlers Theodoros Name ist aus den Untersuchungen von Löwy u. a. bekannt; er ist der Meister der iliakischen Tafeln. — (208) **M. Ihm**, Delle tavole lusorie. Nachträge zum Aufsatz in den Bonner Studien, 1890. — **Klitsche de la Grange**, Di un nuovo gruppo di tombe rinvenuto nelle necropoli di Allumiere. Mit Abbildungen. Aus der älteren Eisenzeit. — (226) **E. Petersen**, Funde. Bericht über die Ausgrabungen in Vetulonia bei Bologna. — (241) **L. v. Sybel**, Zur Skopasfrage. Der Skopasische Stil („pathetischer Stil“; „große Augen: Skopasischer Blick“) ist als eine Unterart des attischen zu betrachten. Von Geburt weder Athener noch Peloponnesier, stand Skopas über beiden Schulen, deren Vorzüge er in sich vereinigte als schlechthin hellenischer Künstler. — (246) **A. Kalkmann**, Fedra. Ein Frescogemälde, die liebeskranke Phädra vorstellend, hinter ihr eine Dienerin (Amme) mit Schreibtafel und Griffel. Auch von Sauer eingehend besprochen. — (250) **H. L. Urlichs**, Über die Abfassungszeit der statue antiche des Ulisse Aldrovandi. Das merkwürdige Büchlein des Bologneser Naturforschers hat Prof. Michaelis als im J. 1550 geschrieben erklärt. Hr. Urlichs bestätigt diese Angabe durch eigenhändige Notizen und Briefe des Aldrovandi.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. XLII. No. 7.

(588) **F. J. Drechsler**, Zur Kritik und Exegese des Rhetors Seneca. — Litterarische Anzeigen: (592) Anzeigen von Sedlmayer zu Äschylos Perser von **Schiller-Conradt** ('wertvoll die ausführliche metrische Analyse'), Sophokles Aias von **Wolff-Bellermann** ('bis zum äußersten konservativ'), Sophokles von **Schneidewin-Nauck** ('im Anhang eine größere Zahl neuer Konjekturen'), Sophokles Aias von **Wecklein** ('von den Konjekturen manche sehr wahrscheinlich, auch unzweifelhaft richtig; mit anderen Vorschlägen ist nichts anzufangen'); **Draheim**, Sophokles-Chöre (Eisenach), ('vieles wirklich schön und edel wiedergegeben'), Euripides Alkestis von **Bauer-Wecklein**. — (596) Thukydides, von **Poppo-Stahl**, 3. Aufl.; von **Classen-Steup**, 4. Aufl. Sehr genau eingehende und anerkennungsvolle Kritik von Kalinka; es finde sich der interessante Fall, daß Stahl und Steup übereinstimmend von der Notwendigkeit einer Änderung überzeugt sind, welche beide frühere Herausgeber, Poppo und Classen, für überflüssig gehalten haben. — (604) **H. Keil**, Commentarius in Varronis rerum rusticarum libros. 'Herausg. bewährt eine seltene Divinationsgabe; der Kommentar bietet vielleicht zu wenig'. Heidrich. — (609) **Neue-Wagener**, Formenlehre der lateinischen Sprache, II, 3. Aufl. 'Die Neuauflage sticht gegen die früheren in vorteilhafter Weise durch übersichtliche Anordnung, praktische Gruppierung und sehr ansehnliche Bereicherung des Materials ab'. Goldbacher. — (612) **M. Wetzel**, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora (Paderborn). 'Beansprucht hohe Bedeutung'. J. Golling. — (614) **Steiner und Scheindler**, Lat. Übungsbuch (Wien). 'Sehr geschickt; in den Anmerkungen scheint der Schüler etwas zu viel gegängelt zu werden'. J. Loos. — (617) **R. Beer**, Heilige Höhen (Wien). Ermunternde Anzeige von A. Zingerle. — (640) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Dezember 1890 (Berlin). Auszug von S. Frankfurter. — (658) **E. Altenburg**, Observationes in Italici Iliadis latinae dictionem (Marburg). K. Wotke stimmt dem Verf. zu; die Identifizierungsversuche seien nun endgültig aufzugeben. — (660) **J. Sitzler**, Abriß der griechischen Litteraturgeschichte (Leipzig). 'Bestens empfohlen; die Dickleibigkeit des Buches möge niemand befremden'. — (664) **J. Stowasser**, Dunkle Wörter (Wien). 'Entbehrt des festen Grundes'. Fr. Stolz.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 46.

(1593) Ciceros philosophische Schriften in Auswahl von **O. Weissenfels** (Leipzig). Empfehlende Notiz. — (1593) **Papadimitracopulos**, Antiquité de la prononciation des Grecs modernes (Leiden). Durchaus ablehnende Kritik (von *B.*); mit dem Verf. sich zu verständigen, sei unmöglich.

No. 47.

(1609) **Schürer**, Geschichte des jüdischen Volkes (Leipzig). 'Hochbedeutsames Werk'. *Schm.* — (1626) **A. Zakas**, Κριτικαὶ καὶ ἑρμηνευτικαὶ παρατηρήσεις εἰς Αἰσχύλον (Athen). 'An die Mehrzahl dieser Verbesserungen kann man nicht glauben'. *H. St.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 47.

(1699) **G. Görres**, Studien zur griechischen Mythologie, II (Berlin). 'Verf. verbraucht sich in zweckloser Polemik'. *E. Maass.* — (1703) **M. Fränkel**, Inschriften von Pergamon (Berlin). 'Der Kommentar ergeht sich leider in den allerelementarsten grammatischen und orthographischen Schnörkeleien und hat dabei einen hochmütigen und herausfordernden Ton; solche dilettantenhaften Tiraden stiften mehr Schaden als Nutzen'. — (1707) **O. Weise**, Charakteristik der lateinischen Sprache (Leipzig). 'Seite für Seite anregend, fast nirgends zum Widerspruch reizend'. *H. J. Müller.* — (1712) **A. Bauer**, Forschungen zur Ἀθηναίων πολιτεία (München). 'Gehört zu dem Schönsten, was auf grund der neuen Entdeckung geschrieben worden ist. Aber selbst einem so herrlichen Werke (der Ἀθ. πολ.) gegenüber muß man im einzelnen Fall seine Selbständigkeit wahren'. *S. Bruck.* — (1722) Cleomedis de motu corporum caelestium ed. **H. Ziegler** (Leipzig). 'Ermöglicht einen leichten Zugang zu diesem wichtigen Buch'.

Neue philologische Rundschau. No. 24.

(369) **J. Paulson**, Index Hesiodeus (Lund). 'Recht zuverlässig'. — (369) **A. Bonhöffer**, Epiktet und die Stoa (Stuttgart). 'Behandelt nicht bloß die Epiktetfrage, sondern geht über den gegebenen Rahmen hinaus. Besonnene, sorgfältige Interpretation. *A. Haake.* — (371) Plautus, Casina, rec. **Schöll.** 'In jeder Beziehung ausgezeichnet: Text an zahlreichen Stellen verbessert'. *E. Redslob.* — (376) Tertulliani opera rec. **Reifferscheid** et **Wissowa** (Wien). 'Der Text hat eine erhebliche Förderung erhalten'. *L.* — (379) Aus der Anomia (Berlin). Referat von *P. Weizsäcker.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No 47.

(1273) **J. Schvarcz**, Die Demokratie. Schluß der durchaus referierend gehaltenen Anzeige von *G. J. Schneider.* — (1276) **F. Weck**, Die epische Zerdehnung (Metz). 'Phantastische Spekulationen'. *P. Cauer.* — (1280) Äschylus Tragödien, verdeutscht von **B. Todt** (Wien-Leipzig). Recht freundschaftliche, aber sachlich reservierte Kritik von *R. Peppmüller.* — (1285) **Rutherford**, Thucydides, fourth book; Thucydides VI—VIII rec. **C. Hude.** Fortsetzung von *A. Schönes* Anzeige: Rutherfords Prinzip von dem Eindringen der Glossen in den Text sei im allgemeinen annehmbar. — (1293) **P. Hartmann**, De canone decem oratorum (Göttingen). 'Gründlich und gut geschrieben'. *B. Kübler.* — (1295) Plauti Casina rec. **Fr. Schöll** (Leipzig). 'Die Konjekturen werden nur zum Teil auf allgemeinere Billigung zu rechnen haben'. *Langrehr.*

Academy. No. 997. 13. Juni 1891.

(556—557) **E. A. Freeman**, History of Sicily. (**Is. Taylor**.) II. Der subjektive Standpunkt des Verf., welcher in seiner politischen wie theologischen Vorliebe breit hervortritt, ist bei aller Belebung des Stoffes recht einseitig; die Vorliebe für die demokratische Regierungsform führt ihn zur Verdunkelung von Thatsachen, zu Angriffen auf die Quellenwerke, zu einer schwankenden Beurteilung der einschlagenden Schriftsteller; die Voreingenommenheit für die ethische Seite der griechischen Religion zu einer gänzlich mißverstandenen Auffassung der phönizischen Mythologie, die als „Molochdienst" verächtlich gemacht wird. — (561) University Jottings. Erwähnenswert sind Berichte über reiche Geschenke des Rev. Greville Chester an die Museen von Oxford und Cambridge, meist aus Ägypten stammend. — (562—563) **J. S. C.**, Two Wykehamical books. Anzeige zweier Werke über die Gelehrtenschule zu Winchester: **A. W. Holgates** Winchester Commoners 1836—1890 und **R. K. G. Wrench**, Winchester wordbook. — (563) Greek in the Previous examination at Cambridge. Das Bestreben, das Griechische aus den Prüfungen zu bannen, findet in J. E. B. Mayor einen bewußten Gegner. — (563—564) **C. Castellani**, A warning to librarians and book-collectors. Der gelehrte Bibliothekar der S. Marcusbibliothek in Venedig macht die Mitteilung von einer Fälschung der Liviusausgabe des Vindelicus Spirensis von 1470, der eine wörtliche Kopie der Unterschrift des Cicero von Johannes Spirensis von 1469 beigefügt ist. — (564) **P. Batiffol**, The Greek MSS in the Vatican. Die von Nestle erwähnte Bibel des Vercellini ist in alten Verzeichnissen nicht enthalten. — (564—565) **G. S Farnell**, Greek Lyric poetry (**H. F. Wilson**). Trotz Bergks monumentaler Sammlung wird Farnells Buch seinen Platz behaupten. — (567) **E. Egger**, La littérature grecque. Sammlung kleiner litterarischer Arbeiten des verdienstvollen Verfassers, welche zu flüchtig sind, um des Abdrucks wert gewesen zu sein. — (568—569) The tomb of Aristotle. Der Vortrag von **Ch. Waldstein**, welcher nach einem Berichte der Times mitgeteilt ist, giebt nichts Neues; Redner sucht aus den Fundergebnissen den objektiven Beweis für die Möglichkeit zu erbringen, daß das Grab in Chalkis das Grab des Aristoteles oder seines gleichnamigen Enkels sei.

No. 998. 20. Juni 1891.

(580—581) **D. Thereianos**, Adamantios Koraes (**H. F. Tozer**). Das Buch trägt den Stempel großen Fleißes, ist aber im Lobe unkritisch und überladen, sodaß die Lektüre nicht angenehm ist. — (582) **J. W. Headlam**, Election by lot at Athens. 'Selbständig, lebhaft und angenehm geschrieben'. — The fragments of **Zeno** and **Cleanthes** by **A. Pierson.** 'Von dauerndem Werte nicht nur wegen der Sammlung der Fragmente, sondern auch wegen ihrer Anordnung und Erläuterung'. — (586) **J. P. Mahaffy**, Discovery of a fragment of the Shepherd of Hermes. Das in der dritten Tafel von Wilckens Tafeln zur älteren griechischen Paläographie mitgeteilte Fragment ist aus dem Pastor des Hermes. — (587—588) **E. A. Freeman**, M. Is. Taylor on Sicilian history. — (588—589) **W. Stokes**, On the entomology of Letum. Es steht im Zusammenhange mit delere. — (590) **L. Dyer**, Further discoveries among British Museum Papyri. Außer der πολιτεία des Aristoteles werden Gedichte des Herodas, eine Rede des Hyperides, Fragmente der Ilias und eine grammatische Abhandlung des Tryphon angegeben. — (592—593) **O. Bie**, Kampfgruppe und Kämpfertypen in der Antike (**P. Ely**). 'Sehr gelehrt'.

Athenaeum. No 3311. 11. April 1891.

(480) **F. Haverfield**, A missing roman inscription. Die von Hü[illegible] Eph. epigr. III p. 143

mitgeteilte Inschrift aus Filey ist nicht wieder aufgefunden; sie ist möglicherweise eine Fälschung.

Revue critique. No. 43.

A. Bloch, Phönikisches Glossar (Berlin). 'Ein Mittelding zwischen Index und Lexikon, im allgemeinen exakt und gewissenhaft'. *Ph. Berger.* — (259) **P. Milliet,** Premières périodes de la céramique grecque. 'Mit Nutzen und Vergnügen zu lesen'. C. E. R. — (260) Livius, von **A. Zingerle; Livius,** von **R. Novak; Gustafssohn,** De Livii libris emendandis; Tacitus, ann., von **R. Novak.** Die schwedische Abhandlung recht interessant, aber gewagte Schlüsse; Zingerles Ausgabe empfehlenswert; Novaks Schulbücher gefallen nicht. E. Thomas.

No. 44.

(277) Abbé **Fourrière,** La Bible travestie par Homère; l'Iliade. 'Verf. möge doch ein Einsehen haben und in Zukunft solche Scherze unterlassen'. A. L. — (277) Oracula Sibyllina rec. **A. Rzach.** 'Mitunter zu minutiös'. L. Dorez. — (278) **L. Dyer,** Studies of the Gods in Greece (London). Angezeigt von C. E. Ruelle. — (279) **Blanchet,** Études sur les terres-cuites. 'Mit besonderer Rücksicht auf gallische Keramik geschrieben'. P. Reinach. — (281) Sallustius, ed. **P. Thomas**; Sallust, von **A. Scheindler; Bellezza,** Dei fonti di Sallustio (Mailand). 'Die erstgenannte Ausgabe nüchtern und klar; zur zweiten wenig zu bemerken; Belezzas Schriftchen recht nützlich'. I. Uri. — (284) **Th. Arnold,** Die griechischen Studien des Horaz. 'Das vollständigste Werk über den Gegenstand: einer Neubearbeitung durchaus würdig'. P. Lejay. — (287) **I. Kallenbach,** Les humanistes polonais (Freiburg-Schweiz). 'Interessant; jedoch nur ein herausgerissenes Kapitel'. L. Leger.

No. 45.

(306) Ciceronis orationes selectae ed. **H. Nohl,** IV (Wien-Leipzig). 'Ausgezeichnete Edition'; nur die Wahl der Philipp. I—III befremdet den Ref. E. Thomas. — (306) Horatius ex. rec. Orellii ed. **W. Mewes,** II (Berlin). 'Füllt zu passender Zeit eine Lücke aus, welche Keller und Holder durch ihre Vernachlässigung der Blandinii gelassen haben'.

No. 46.

(335) **Lucian Müller,** De Accii fabulis (Berlin). 'Hrn. L. Müllers Restitution steht an Klarheit und Wahrscheinlichkeit höher als jene Ribbecks'. A. Cartault. — (337) **O. Schulthess,** Prozeß des Rabirius (Frauenfeld). 'Ausgezeichnete methodische Arbeit; Neues konnte freilich nicht beigebracht werden'. E. Thomas. — (338) **A. Swoboda,** Quaestiones Nigidianae (Wien). 'Beschwerlich zu lesen'. E. Thomas. — (339) Plinii epistulae ad Traianum ed. **E. Hardy** (London). 'Hauptwert der Ausgabe besteht in der Ausnutzung des vom Herausgeber 1889 so glücklich entdeckten Handexemplars des Jucundus, womit eine primäre Quelle gefunden wurde'. P. Lejay. — (340) **H. Rönsch,** Collectanea philologa, herausg. von **C. Wagener** (Bremen). 'Enthält recht Wichtiges'. P. Lejay.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Philologisk-historiske Samfund.

Kopenhagen. Okt. 1887 bis Okt. 1889.

(157—158) **A. B. Drachmann,** Drømmescener hos Vergil. Die beiden Exkurse in Virgil II 268—297, die Erscheinung des Hektor, und IV 554—572, die Erscheinung des Merkur werden als Homerische Motive verworfen. — (158—171) **V. Grundtvig,** Nogle orientalske ord i vort sprog med indledende bemærkeninger om sprogets betydning for kulturhistorine. Tier-, Pflanzen- und Steinnamen, sowie von ihnen herrührende Erzeugnisse sprachlich auf ihren Ursprung geprüft. — (171) **J. L. Heiberg,** Kampen nullem Aristotelikere og Platonikere. Der Streit zwischen Psellos und Kerullarios nach Sathas. — (178) **C. P. Christensen Schmidt,** Om den antagne homeriske Conjunction ὅτε. — (180—182) **J. Lange,** Om den ethiske Betydning af Adjektivet τετράγωνος. Die Bedeutung des Wortes ergiebt sich aus Simonides und Platos Protagoras; der Begriff aus den mathematischen Lehrsätzen, sowie aus den Bildwerken des Polyklet und Lysippus. — (184—185) Preisaufgaben. U. a. Kritisches Résumé von Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte; Schilderung von Cäsars Feldzug in Afrika; Übersetzung und Kommentar zu Ovid ex Ponto I. III; Gorgias und sein Einfluß auf die griechische Prosa; Übersetzung und Kommentar zu Ciceros zweite Rede pro Rullo (de lege agraria) mit einer Übersicht der älteren Agrargesetzgebung.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER und O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 12. Dezember. 1891. № 50.

Inhalt.

Personalien.

Ernennungen.

Prof. Dr. **Hänel** in Kiel zum Rektor der dortigen Univ. gewählt. — Dr. **Klein**, a. o. Prof. in Prag, zum ord. Prof. für klass. Archäologie daselbst.

An Gymnasien etc.: Dr. **Francke**, Oberlehrer des Realprogymn. zu Gardelegen, zum Rektor dieser Anstalt — Dr. **Lilie** in Magdeburg, Dr. **Böttcher** in Frankfurt a. M. und Dr. **Bussmann** in Minden zu Professoren. — Dr. **Hellwig** in Berlin (Sophiengymn.) zum Oberlehrer an der 5. höheren Bürgerschule daselbst. — Dr. **Scheibler** in Magdeburg (Realgymn.) zum Oberlehrer befördert. — Oberlehrer Dr. **Klinghardt** in Reichenbach nach Tarnowitz versetzt. — Als ord. Lehrer angestellt die Hülfslehrer DDr. **Köhn** und **Koch** in Magdeburg (Realgymn.).

Programme aus Deutschland. 1891.

(Fortsetzung aus No. 49.)

M. Schneider, Curae criticae in epicos Graecos. Gymn. zu Gotha. 20 S.

Behandelt werden 1) der Arzt Numenius Heracleota, von welchem ᾿Αλεξιφάρμακα, Θηριακά und verschiedene Fragmente erwähnt werden; er lebte unter den Diadochen; 2) Aratus Solensis, zu welchem M. Schneider die testimonia scriptorum vollständig mitteilt; 3) Claudius, der zur Zeit des Theodosius II. eine bruchstückweise erhaltene Gigantomachie dichtete.

P. Richter, Die Tragödien des Aeschylos nach Inhalt und Wirkung beleuchtet. Zugleich ein Wort der Kritik über das Werk von G. Günther, Grundzüge der tragischen Kunst. Johannes-Gymn. zu Breslau. 39 S.

Verf. wendet sich gegen den dogmatischen Satz, daß die Schuld die Seele des Tragischen in der Kunst sei, daß ohne solche Schuld wohl von Rührung, Heroismus u. dgl. gesprochen werden könne, aber nicht von Tragik. Und doch wirke der Anblick des sterbenden Löwen von Thorwaldsen in Luzern geradezu tragisch; aber das Gefühl, daß hier eine durch die Schuld geforderte Lebensverneinung vorliege, hat nicht ein einziger. Auch in der Malerei gebe es Beispiele (z. B. manche Pietasdarstellungen), deren Wirkung durch Mitleid, Rührung etc. nicht voll ausgedrückt werden könne, sondern nur durch das Wort tragisch. Auch die Musik (Trauermärsche von Chopin, Beethoven, Wagner) erzielen wahrhaft tragische Wirkung; aber an tragische Schuld denkt dabei niemand. — Um nun die Haltlosigkeit der Schuldtheorie auch im Drama zu zeigen, nimmt Verf. die Äschyleischen Sieben gegen Theben und den gefesselten Prometheus vor.

H. Gravenhorst, Die Perser. Eine Tragödie von Aeschylos in freier deutscher Nachbildung. Gymn. zu Holzminden. 18 S.

Vgl. diese Nummer, Sp. 1579.

J. Becker, Die Überarbeitung des ursprünglichen Oedipus von Sophokles. Gymn. zu Cleve. 26 S.

Die Untersuchung will in absolut bestimmter Weise darlegen, daß beide Ödipus-Stücke eine umfangreichere Überarbeitung erfahren haben, als man bisher angenommen hat. Was uns überliefert ist, könne garnicht mehr als Werk des großen Tragikers Sophokles bezeichnet werden; es sei das Machwerk eines Überarbeiters aus viel späterer Zeit. Zur Erhärtung bringt Verf. viele Urteile bekannter Schriftsteller bei, die sich über den Ödipus tadelnd und zweifelnd aussprechen, u. a. Schöll, Nauck, Freytag, auch Voltaire, der zu dem auffallenden Umstande, daß Ödipus sich während seiner langen Regierungszeit nicht einmal nach dem Morde seines Vorgängers erkundigt hat, sehr scharf bemerkt: „J' avoue que je ne connais point de terme pour exprimer une pareille absurdité".

J. Sprotte, Die Syntax des Infinitivs bei Sophokles. II. Kath. Gymn. zu Glatz 29 S.

Verf. zeigt die Weiterentwickelung des ursprünglich bloß in dativischer Kraft seinen Zweck verfolgenden Infinitivs im Griechischen bis zum Übergang zur reinen Substantivierung. Die Frage nach dem Kasus, den der Infinitiv in letzterer Form vertrete, erledige sich von selbst: er ist eben weder Akkusativ noch Nominativ, sondern schlechtweg verbale Ergänzung. Da er aber zu dem Verbum in Verbindungen tritt, die sonst durch Objekt und Subjekt ausgefüllt werden, so wirkt die Analogie hierin so, daß man den Infinitiv objekt- und subjektartig, d. h. als Akkusativ und Nominativ fühlt.

Nitzsch, Übersetzung des Sophokleischen Philoktet. I. Gymn. zu Bielefeld. 16 S.

Die Übersetzung ist in freien Trimetern; der Anfang lautet:

Des rings umwogten Lemnos Küste ist dies hier,
Des öden Eilands, das kein Menschenfuß betritt.

Ellmar Schwartz, De numerorum usu Euripideo. Gelehrtenschule zu Kiel. 24 S.

Auch bei Euripides nimmt, wie Verf. konstatieren kann, die „heilige" Zahl Sieben einen hervorragenden Rang ein, z. B. die sieben Thore Thebens, die sieben Saiten der Lyra, die Siebengruppe der Pleiaden, wozu er die Adjektive schafft: ἑπτάπυλος, ἑπτάστομος, ἑπτάπυργος, ἑπτάφθογγος, ἑπτάτονος, ἑπτάπορος.

P. Stoppel, Lexici Euripidei specimen novum, quo continentur literae *Π* vocabula. Gymn. zu Wismar. 21 S.

Zu bemerken wäre, daß Verf. bei seinem Entwurf die gute alte handschriftliche Überlieferung fest- und die stets wachsende Zahl der Konjekturen fernhält.

M. Harwardt, De Aristophanis irrisionibus earumque fide et usu. II. Gymn. zu Allenstein. 16 S.

In diesem Abschnitte erörtert Verf. die Anspielungen und Spöttereien des Aristophanes auf das private Bürgerleben, die Angriffe des Komikers auf Poeten und Philosophen einem folgenden Abschnitte überlassend.

R. Schenk, Observationes criticae in fabulas Aristophaneas, praecipue in posteriores. Gymn. zu Neu-Ruppin. 18 S.

Konjekturen, vorzüglich zur Lysistrata und den Ecclesiazusae.

E. Hasse, Über den Dual bei den attischen Dramatikern. Bartenstein. 25 S.

In Bezug auf die Schulgrammatik rechtfertigt Hasse die Forderung, daß der Numerus dualis als wesentlicher Bestandteil der griechischen Formenlehre Berücksichtigung finde. Den Einwand der Seltenheit dieser Form widerlegt Verf. durch die stattliche Zahl von 1324 bei den vier attischen Dramatikern vorkommenden Dualen.

Ernst Schmidt, De Pindari carmine Nemeorum tertio. Gymn. zu Seehausen. 27 S.

Die Abhandlung beginnt mit Darlegung des Inhalts, Erörterung der Abfassungszeit, zu deren näherer Festsetzung das Gedicht keinen Anhalt biete und dem ethischen Grundgedanken der Ode: „congenita quisque virtute multum valet; qui tamen nihil habet nisi quod didicit, is homo futili sententia praeditus alias alia agitans nunquam firmo incedit pede". Um diesen Ausspruch zu erhärten, flicht der Dichter die Mythen von Achill einerseits und Peleus-Telamon andererseits ein: es soll der Gegensatz zwischen angeborener virtus, die sich bei Achill wie bei dem Kampfessieger Aristokltdes bewährt habe, und der durch Disziplin angelernten gezeigt werden. — Der folgende Hauptteil der Schrift ist einer von Vers zu Vers fortschreitenden Exegese der Ode gewidmet.

L. Genther, Über Theokrit XXV und Moschos IV. Gymn. zu Luckau. 14 S.

Das 25. Theokriteische Gedicht, welches den Besuch des Herakles beim König Augias schildert, ist so zerfahren und folgewidrig, daß man es schon als ein (ungeschicktes) Exzerpt aus einem größeren Epos „Herakleia" erklärt hat. Verf. meint, daß der zusammenhanglose Inhalt die beste Erklärung durch die Annahme finde, daß wir in Theokrit XXV wie in Moschos IV künstliche Nachahmungen homerischer Rapsodien vor uns haben, welche Bilder aus dem Leben des Herakles vorstellen, ohne daß dabei an den Zusammenhang mit einem größeren Ganzen gedacht wäre.

Paul Schulze, Bemerkungen zu Lucians philosophischen Schriften. Gymn. zu Dessau. 10 S.

In philosophischer Beziehung sind die Lucianischen Schriften „Nigrinus", „Gallus sive Somnium", „Eunuchus", „Symposium" und „Cynicus" bisher so ziemlich unbeachtet geblieben. Verf. prüft nun die genannten Dialoge gerade auf ihren philosophischen Gehalt. Der Nigrinus sei die erste Schrift Lucians, in der er sich mit Philosophie abgiebt; charakterisiert wird sie durch die Vorwürfe des Platonikers gegen die Pseudophilosophen. Der Gallus ist gegen die Neupythagoreische Schule gerichtet, die man mit Recht als eine „Brutstätte abergläubischer Spekulation" bezeichnet. Im Eunuchus und Symposium verfolgt der Satiriker den Zweck, die Streitsucht und Anmaßung der Philosophen aller Sekten aufzudecken, dem Streite liegt unzweifelhaft eine wahre Begebenheit zu grunde. Auch in den „Totengesprächen" wird Lucians Stellung zur Philosophie berührt; aus einigen dieser Dialoge spricht eine Verachtung aller Philosophie. Der „Cynicus" scheint unecht; in allen übrigen Satiren Lucians trägt der angreifende Spötter den Sieg davon, hier dagegen klingt der Dialog volltönend aus mit dem Selbstlob des Cynikers.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Bonner Studien, Aufsätze aus der Altertumswissenschaft, Reinhard Kekulé zur Erinnerung an seine Lehrthätigkeit in Bonn gewidmet von seinen Schülern. Berlin 1890, W. Spemann. 8. 260 S. mit Radierung. 20 M.

Auf die Kunde, daß Reinhard Kekulé die Bonner archäologische Lehrkanzel verlassen werde, um an den königlichen Museen zu Berlin die Direktion der Sammlung antiker Skulpturen zu übernehmen, haben sich seine Schüler, ältere wie jüngere, einträchtig zusammengethan, um ihrer Dankbarkeit und Verehrung für den scheidenden Lehrer ein äußeres Erinnerungszeichen in Gestalt eines Sammelbandes von 'Bonner Studien' zu stiften. Das Inhaltsverzeichnis des vornehm ausgestatteten Buches, dessen Titelblatt eine von Ludwig Otto gespendete Radierung des Bronzeapollo aus der casa del citarista in Pompeji schmückt, weist eine stattliche Zahl von Mitarbeitern auf, deren Beiträge sich auf weit auseinanderliegenden Gebieten bewegen, so daß es dem Referenten fast unmöglich wird, jedem in gleicher Weise gerecht zu werden und er sich damit wird begnügen müssen, ohne dem Gange der mannigfaltigen Untersuchungen im einzelnen folgen zu können, deren Hauptergebnisse kurz hervorzuheben.

Der Reigen der Beiträge wird eröffnet durch eine Studie über Die Panzerstatuen mit Reliefverzierung von Hermann von Rohden (S. 1—20 mit Tafel I—III). Durch sorgfältige Beobachtung aller Einzelheiten in Stand- und Gewandmotiven, in Form und Schmuck des Panzers, der Schulterklappen, der Metallplättchen und Lederstreifen ist es dem Verfasser gelungen, die geschichtliche Entwicklung der römischen Panzerstatuen und ihrer Reliefverzierungen bis ins Detail klarzulegen. An einer langen Reihe von Beispielen wird gezeigt, wie diese Beobachtungen für die richtige Bestimmung der erhaltenen, so vielfach falsch ergänzten und willkürlich benannten Panzerstatuen fruchtbar gemacht werden können; unter anderem wird auch der bekannte Berliner 'Augustus' (n. 343) von v. Rohden in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts verwiesen (S. 13). Wir sehen, wie auch auf diesem Gebiete der römischen Skulpturen die Augusteische Zeit das Höchste geleistet hat, wie dann im ersten Jahrhundert eine mannigfaltige Entwicklung stattgefunden hat, aus der in Hadrianischer Zeit ein neuer bestimmter Typus hervorgeht, um bald wieder von einem andern abgelöst zu werden, der dann von Antoninus bis Theodosius im großen und ganzen gleichförmig bleibt, aber immer ärmlicher und leerer wird. Dem Verf. stand bei seiner Arbeit ein außerordentlich reiches, z. T. schwer zugängliches Material zu Gebote, und wir möchten es ihm fast verargen, daß er statt der gedrängten Skizze, in der eine Fülle von Belehrung in einzelnen Bemerkungen verstreut ist, nicht eine übersichtliche Darlegung seiner Resultate gegeben hat. Die Vorläufer der augusteischen Panzerstatuen berührt v. Rohden nur mit wenigen Worten, auch die Frage, welche den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet, der Ursprung der Panzerreliefs und ihr Verhältnis zu den dekorativen Terrakottareliefs der hellenistisch-römischen Zeit, wird nicht weiter erörtert. Offenbar haben äußere Umstände dem Verf. nicht gestattet, den Gegenstand, der von weittragender Bedeutung ist, in seinem ganzen Umfange zu erschöpfen; so mußte er sich auch begnügen, statt eines neuen, methodisch angelegten Verzeichnisses der erhaltenen Panzerstatuen mit Reliefs — er hat deren über 90 nachgewiesen — sein Material in Form von Nachträgen und Besserungen zum Verzeichnis von Wroth (Journal of Hellenic studies VII S. 126—142) zu verwerten; ich vermisse darunter die interessante Panzerstatue (des Elagabal?) aus Carnuntum, Archäol.-epigraph. Mitteil. a. Österreich VIII T. 2, S. 61 (Studniczka).

Friedrich von Duhn veröffentlicht S. 20—37 Bemerkungen zur Etruskerfrage, die mittlerweile (mit kleinen Zusätzen) auch im Bullettino di paletnologia italiana 1890 S. 108 ff. abgedruckt worden sind. Gestützt auf eine eindringende Kenntnis der Fundthatsachen, sucht v. Duhn die Gräberverhältnisse in Nord- und Mittelitalien für die Aufstellung der ethnologischen Frage zu verwerten, wobei er von der Anschauung ausgeht, daß der örtliche und zeitliche Wechsel von Verbrennung und Bestattung und des dabei obwaltenden Rituals in der älteren Zeit nirgends vom Zufall oder dem individuellen Belieben abhängig, in Italien ganz besonders bedeutsam war; daß die Hauptstämme und Gruppen ihre eigenen, auf religiöse Überzeugungen gegründeten Gewohnheiten festhielten, so lange sie örtlich von einander geschieden waren; daß bei einer Mischung das Gräberverhältnis zunächst den Grad der Mischung rein ausdrückt, später nach demjenigen Volksstamm sich richtet, welcher die größere geistige Widerstandsfähigkeit dem andern gegenüber an den Tag legt. Es werden zunächst dann 'gewissermaßen versuchsweise' die Folgerungen zusammengefaßt, die aus dieser Regel sich für die Etrusker ergeben.

Daraus, daß in Bologna das Auftreten der Bestattungsgräber neben den Brandgräbern (um die Mitte des sechsten Jahrhunderts) mit dem Auftreten der Etrusker zusammenfällt, ergiebt sich zunächst die Thatsache, daß die heimische Sitte der neuen Einwanderer die Bestattung war, während die Italiker, die Träger der Villanovakultur, dem Brandritus anhingen. Wenn also — so folgert v. Duhn weiter — in Corneto seit der Mitte des 8. Jahrhunderts Bestattungsgräber erscheinen, so hat eben damals die etruskische Bevölkerung, 'das neue Herrengeschlecht', dort festen Fuß gefaßt. Wenn in Rom im VII. Jahrhundert und bis zum Ende des VI. Bestattung vorwiegt, von da aber bis ins zweite Jahrhundert Brandgräber die Regel bilden, so erklärt sich dies daraus, daß hier etwa seit 700 die Etrusker herrschten, bis kurz vor 500 die italische Grundbevölkerung das Joch der fremden Eroberer und ihrer Gewohnheiten abwarf und zur altnationalen Verbrennungssitte zurückkehrte. Wenn in Vulci erst um 700 oder später, in Chiusi erst seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts Bestattungsgräber auftreten, so entsprechen diese Daten der Zeit der etruskischen Einwanderung. Wenn in Volterra und ähnlich in Vetulonia der Brandritus auch in sicher etruskischen Gräbern sich findet, so ist dies daraus zu erklären, daß die Etrusker hier langsam vorgedrungen und dem Brauche der auch kulturell sehr erstarkten Italiker sich bequemten. — Doch ich kann die interessanten Ausführungen v. Duhns nicht im einzelnen ausschreiben; aber so blendend eine Reihe der vorgebrachten Argumente auch ist, so wird man sich doch den so gewonnenen Schlußfolgerungen nicht bedingungslos anschließen dürfen.

Wenn wirklich die Leichenverbrennung gewissermaßen ein nationales Erkennungszeichen des etruskischen Volkes wäre, dann ließe sich aus den von Duhn gesammelten Thatsachen nur der eine Schluß ziehen, daß die Etrusker erst um Mitte des achten Jahrhunderts an der tyrrhenischen Küste erschienen seien. Allein an einen so späten Zeitpunkt der Einwanderung werden auch jene wenigen ungern glauben wollen, welche, wie der Referent, die alte Annahme, daß die Etrusker über das Meer kamen, für nicht widerlegt halten; v. Duhn aber 'teilt nicht den frischen Mut derer, welche noch heutzutage an die Möglichkeit glauben, in so alter Zeit habe ein ganzes Volk über See weither kommen können', vielmehr vertritt er die Ansicht, daß die Etrusker zu Lande eingewandert und etwa seit der Mitte des 11. Jahrhunderts im südetruskischen Berglande (am Monte Amiata) ansässig gewesen seien, bis sie nach drei Jahrhunderten ruhiger Entwicklung den Durchbruch zum Meere versucht hätten. Aber wenn wir aus dieser langen Epoche des unverfälschten Etruskertums keinerlei Kulturreste besitzen und kein einziges Bestattungsgrab nachweisen können, was berechtigt uns dann, die ersten Spuren dieses rätselhaften Volkes gerade in den Bestattungsgräbern zu erkennen? Genügt dazu die Thatsache, daß jene Etrusker, die im VI. Jahrh. nach Bologna kamen, bestattet haben?

Undset hat bei Besprechung der mittelitalischen Gräberfunde (Ann. d. Inst. 1885 S. 67 ff.) davor gewarnt, jeder Kulturwanderung eine Völkerwanderung unterzulegen, jede Verschiedenheit der Kultur aus einer Verschiedenheit der Nation erklären zu wollen. Allerdings ist die Annahme nicht unberechtigt, daß der Ritus der Bestattung ungleich enger und inniger mit der nationalen Eigenart eines Volkes verbunden gewesen sein müsse als der sonstige äußere Kulturapparat. Aber wenn wir sehen, wie bei Griechen und Römern schon seit alter Zeit Bestattung und Verbrennung nebeneinander bestehen, wenn wir hier beobachten können, wie im Laufe der Jahrhunderte — sei es aus äußeren Gründen oder unter dem Einfluß auswärtiger Völker oder wegen eines Wechsels der religiösen Anschauungen — bald der eine, bald der andere Ritus überwiegt, so müssen wir uns fragen, ob wir denn wirklich berechtigt sind, gerade bei den Etruskern in der Leichenbeerdigung einen Ausfluß nationaler Eigenart und unveränderlich fester religiöser Überzeugung zu sehen; wir werden umso eher daran zweifeln müssen, als wir ja noch an zahlreichen Orten feststellen können, daß wirklich die Etrusker ohne ersichtlichen äußeren Zwang von dieser Sitte abgegangen sind. Es ist auch mir durchaus wahrscheinlich, daß thatsächlich die ältesten Bestattungsgräber an der tyrrhenischen Küste von Etruskern herrühren. Die Adelsgeschlechter, die hier früher als anderswo zu Macht und Reichtum gelangten, mögen zuerst vom Brandritus zur Beerdigung übergegangen sein, sei es (wie Undset meint) unter orientalischem Einfluß, sei es in Erinnerung an alte, unterbrochene Volkssitte. Von hier aus wird sich dann die Sitte weiter ins Land hinein verbreitet haben, aber weder zu allen Etruskern, noch nur zu den Etruskern; dann aber können auch aus dem ersten Auftreten und dem Percentsatz der Bestattungsgräber keine bindenden Schlüsse für die Geschichte und die Intensität der etruskischen Einwanderungen gezogen werden. Diese Bedenken glaubte ich nicht verhehlen zu dürfen, wie sie gewiß auch v. Duhn

sich selbst nicht verhehlt hat. Er sagt S. 20, daß seine (oben mitgeteilte) Grundanschauung sich nicht allein auf das etruskische, sondern auf das gesamte italische Material stützt, mit dem er ja wie wenige in weitestem Umfang vertraut ist; es wird also abzuwarten sein, ob die in Aussicht gestellte 'italische Gräberkunde', deren Erscheinen wir mit berechtigter Spannung entgegensehen, diese Bedenken als hinfällig erweisen wird.

S. 38—50 (dazu Tafel IV) handelt August Kalkmann über die „Schutzflehende Barberini" unter dem Namen 'Eirene Barberini'. Eine weibliche Figur in übereinstimmender Haltung wird nämlich auf einer Münze der epizephyrischen Lokrer als Eirene bezeichnet. Da aber dieses Münzbild enge verknüpft ist mit dem Typus der sitzenden Nike auf bekannten elischen Münzen, so vermutet Kalkmann, daß eben in Olympia jener Typus des sitzenden Mädchens zuerst geschaffen worden sei, und glaubt das Vorbild der 'Schutzflehenden' sowohl wie jener Münzbilder in der flügellosen Nike des Kalamis (Paus. V 26, 6), die eben eine Eirene gewesen sei, wiedergefunden zu haben. In eingehender Analyse sucht er die Entstehungszeit der Barberinischen Statue genauer zu bestimmen, um die so gewonnenen stilistischen Kriterien für die Urheberschaft des Kalamis geltend zu machen. Allein so verschieden auch heute noch die Ansichten der Fachgenossen über den Stilcharakter des Kalamis sind, darin dürften doch die meisten übereinstimmen, daß den Werken dieses Künstlers ein altertümlicherer Charakter und eine mehr gebundene Zierlichkeit eigen gewesen sein müsse als der Barberinischen Figur.

Aber auch der Name 'Eirene' scheint mir nicht ohne Bedenken, so beachtenswert manche der Einwendungen sind, welche Kalkmann gegen die jetzt übliche Bezeichnung erhebt. Es ist ja immerhin denkbar, daß die flügellose Nike des Kalamis eine Eirene sein sollte; aber es scheint mehr als zweifelhaft, daß wir eine Nachbildung davon auf jenen elischen Münzen erkennen dürfen. Warum sollten auch die Stempelschneider, wenn sie in dem Münzrund eine geflügelte Nike darzustellen hatten, gerade eine flügellose Figur zum Vorbild genommen haben, um sie dann aus eigener Machtvollkommenheit mit Flügeln zu versehen? Man kann zugeben, daß ein Motiv, das für Nike passend erschien, auch für Eirene verwertet werden konnte. Aber daß schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts eine Mädchenfigur in 'einem zufällig der Natur abgelauschten Motiv' für statuarische Darstellung der Friedensgöttin geeignet erschienen sei, dafür läßt sich, wie mich dünkt, aus jenen Münzreihen der erforderliche äußere Beweis umso weniger erbringen, als die lokrische Münze aus nachpraxitelischer Zeit stammt und ihr Typus in synkretistischer Weise aus dem der Nymphe Terina abgeleitet scheint, vgl. Milani, Röm. Mitteil. d. archäol. Instit. V S. 95.

S. 51—57 bespricht Ivo Bruns eingehend Tendenz und Gliederung von Lukians Εἰκόνες und legt den bisher vielfach mißverstandenen Gedankengang dieser für den Archäologen besonders interessanten Schrift klar.

S. 58—66 hat Ernst Fabricius die Abfassungszeit der griechischen Städtebilder des Herakleides in neuer und, wie wir mit einiger Zuversicht sagen dürfen, richtiger Weise bestimmt. Ausgehend von der Thatsache, daß nach den Bemerkungen des Herakleides I 2 und I 29 f. nicht nur Chalkis, sondern auch Athen zu seiner Zeit unter Fremdherrschaft stand, was nur für die Jahre 263—229 paßt, ermittelt Fabricius unter Hinweis darauf, daß neben Akademie, Lykeion, Kynosarges noch nicht das Ptolemaion genannt wird, für die Zeit der Abfassung die Jahre zwischen 260 und 247. Damit wird auch Ungers Versuch, den Verfasser der Städtebilder mit Herakleides Lembos zu identifizieren, hinfällig.

Ferdinand Dümmler giebt S. 67—91 Beiträge zur Vasenkunde, indem er die auf grund der veränderten Vasenchronologie neu gestellten Fragen über das Verhältnis der monumentalen und der keramischen Malereien treffend formuliert und die Werke des Brygos und Duris von diesem Gesichtspunkte aus untersucht. Mit Recht wird für die Vasenbilder allgemeineren Inhaltes auf die Vorbilder in der sakralen und sepulkralen Malerei hingewiesen. Bei Duris werden die — schon von Michaelis, Archäol. Zeit. XXXI (1873) S. 11 hervorgehobenen — Beziehungen zur äginetischen Skulptur betont; als letzte Vorbilder für die mythologischen Kompositionen werden Gemälde der samischen Malerschule vermutet. Wenn die strengrotfigurigen Vasen in der Wahl der Stoffe sich so häufig mit den Gemälden Polygnotischer Zeit berühren, so erklärt sich dies daraus, daß die thasische Schule von derselben oder verwandten ostgriechischen Malerschulen des VI/V Jahrhunderts abhängig war. Wo nicht mehrere Brechungen eines Hauptmotives vorliegen, müssen freilich alle Rückschlüsse aus einem Vasenbild auf ein monumentales Vorbild völlig problematisch bleiben, umso mehr, als der Grad der Selbständigkeit, mit welcher der Vasenmaler arbeitete, objektiv nicht immer bestimmbar, bei Duris im allgemeinen wohl

höher ist, als Dümmler zuzugeben geneigt ist. Für das Verhältnis von Brygos und Hieron werden zahlreiche wertvolle Winke gegeben und eine Reihe unsignierter Vasen dem Brygos und Duris zugeteilt, worin man fast durchweg beistimmen können wird; der Wiener Skyphos mit Hektors Lösung ist schon von Furtwängler (Historische und philolog. Aufsätze für E. Curtius S. 186[3]) dem Brygos zuerkannt worden; wohl nur ein Versehen ist es, wenn der Berliner Teller n. 2313 als Werk des Duris bezeichnet wird, vgl. Wiener Vorlegeblätter Ser. VI T. 3, 2 und Ser. VII T. 4. Sehr beachtenswert ist der S. 88 gemachte Versuch, Beziehungen zwischen Epicharm einerseits, zwei Vasen des Hieron und den ältesten Busirisdarstellungen andererseits nachzuweisen. Dagegen werden die phantasievollen Deutungen der Schalen Ann. d. Instit. 1856 T. 15 und Monumenti XI T. 33 schwerlich Anhänger finden.

(Schluß folgt.)

H. Gravenhorst, Über die Perser des Äschylos. Ein Beitrag zum Verständnisse und zur Würdigung dieser Tragödie. Leipzig 1891, Fock. 22 S. 8. 60 Pf.

Dieser Vortrag, welcher nach der Angabe des Verfassers in Holzminden beifällige Aufnahme gefunden hat, überrascht uns gleich im Anfang mit der Bemerkung, daß die Aufführung der Perser, welche im J. 1889 zu Athen zur Hochzeitsfeier des griechischen Kronprinzenpaares stattgefunden hat, die teilnahmvolle Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise Deutschlands auf diese bis dahin wenig genannte und bekannte Tragödie gelenkt habe. Von der Übersetzung Niebuhrs ist, wie es scheint, dem Verfasser nichts bekannt geworden. Für den Schluß läßt derselbe die längst abgethane Hypothese Köchlys gelten. Die beigegebenen Proben einer Übersetzung, die nicht frei sind von Mißverständnissen des Textes, erwecken uns keine Sehnsucht nach dem „demnächst der Öffentlichkeit zu übergebenden“ ganzen Werke. Man vergleiche nur die Übertragung von V. 98 ff.:

„Doch Trug, vom Schicksal selbst bereitet,
Wer dürfte dem jemals entgehn?
Wenn Schmeichelrede ihn begleitet,
Wer wird die Probe dann bestehn?“

München. Wecklein.

C. Th. Ullmann, Proprietates sermonis Aeschylei quatenus in diverbio perspectae sunt. Altera pars. Beilage zum Programm des Großh Progymn. in Donaueschingen. 1890. 16 S. 4.

Der Verfasser hat in dem Programm von Baden vom J. 1881 die Eigentümlichkeiten der Äschyleischen Sprache in bezug auf das Substantiv zusammengestellt; in der vorliegenden Abhandlung wird das Adjektiv und Pronomen behandelt. Wir erfahren z. B., daß der Vok. μέγα sich nirgends bei den Tragikern findet, daß der Nom. ε nur bei Sophokles, der Gen. ἕθεν nur bei Äschylos vorkommt. Mit Recht wird die Form ἐγών dem Äschylos abgesprochen. Überliefert ist dieselbe Suppl. 748. Pers. 934. Auch in Suppl. 118, wo λέγων von Enger in δ᾽ ἐγώ verbessert worden ist, kann sie gefunden werden. Mit Recht auch stimmt der Verfasser denjenigen bei, welche ἁμός-ἐμός verwerfen. Folgende Bemerkung kann ich nicht verstehen: Neque indignum quod commemorem est αἴθων adiectivum cum substantivo λῆμα coniunctum in Sept. 448 (435): similitudo tragica mihi non suppetit. Omnes vero codices Aeschylei de illa forma consentiunt sed ad ῶ supra adscripto ό in Lipsiensi. Utrumque et αἴθων et αἶθον in scholiis commemoratur, sed priorem formam G. Hermannus et Dindorfius retinuerunt. Natürlich muß es αἴθων heißen; aber in αἴθων τέτακται λῆμα ist λῆμα Akk. des Bezugs zu αἴθων.

München. Wecklein.

Senofonte. L'Agesilao. Commentato da **Attilio Levi.** Turin 1891, Löscher. XXXVI, 64 S. 8. 1 L.

In der Einleitung werden zunächst die Zeugnisse aus dem Altertum, welche für Xenophon als den Verfasser des Agesilaos sprechen, ausführlich angegeben; dieselbe Ausführlichkeit findet man auch bei der Angabe der Litteratur wieder. In einer erklärenden Ausgabe bietet nun, wie es in der Natur der Sache liegt, der Kommentar das meiste Interesse, und mit diesem haben wir uns daher in erster Linie zu beschäftigen.

„Besser zuweilen ein wenig zu viel als oft viel zu wenig“ sagt mit Recht K. W. Krüger in seinem Nachworte zu Arrians Anabasis; indessen darf dies nicht auf die Spitze getrieben werden, wie es Herr Levi gethan hat, von dessen Anmerkungen sehr viele überflüssig, ja geradezu unnötig zu sein scheinen. Zu solchen Anmerkungen gehören z. B. 1, 1 οὐ ῥᾴδιον litote, 5 Λεωτυχίδα gen. dorico, 14 αὑτὸν contrazione di ἑαυτόν, 18 ὁπόσου gen. di prezzo, 25 die Erklärung von Peltasten, Hopliten u. s. w., 27 Abstammung und Familienverhältnisse der Artemis, κἀκεῖνο crasi di καὶ ἐκεῖνο, 38 οὐ πλαστήν und οὐ χαίρουσι litote, 2, 5 und 1, 12 die etymologische Erklärung von τρόπαιον bezw. βαρβάρους, 2, 5 διὰ φιλίας suppl. χώρας, 7, 2 τῆς πατρίδος gen. obbiettivo u. dgl. m. Man fragt sich verwundert, was für Leser des Xenophon Herr L. sich gedacht

hat, als er diese Anmerkungen niederschrieb. Für ganz überflüssig aber halte ich Bemerkungen über Parechesis, Epanalepsis, Paronomasie, Palillogie, Anaphora, Chiasmus u. dgl., über praes. histor., voce rara, poetica, Polysyndeton, Asyndeton, adverbiellen und Bezugsakkusativ, Notierungen der gewöhnlichsten Ellipsen, sogar von ἐστίν. Man sieht, daß die Erklärung sich durchweg auf der elementarsten Stufe hält.

Ferner hat Herr L. der lexikalischen Seite der Erklärung eine besondere Aufmerksamkeit widmen wollen. Ob ein Wort poetisch oder nachklassisch ist, darüber findet man in den Anmerkungen eine entsprechende Bemerkung, wenn auch ab und zu eine unrichtige. So wird 1, 12 ἐπίορκος ohne weiteres als voce poetica bezeichnet, und zum Beweise führt Herr L. Hesiod W. u. T. 802 (soll heißen 804) an; auch Euripides und Aristophanes hätte er citieren können. Das Wort findet sich aber auch Antiph. 6, 48, ist also nicht bloß poetisch. Zu 1, 15 lesen wir, daß ἄριππος eine voce posclassica sei. Das allerdings seltene Wort steht aber Plat. Prot. 350 A, wenn auch in einer andern Bedeutung wie an unserer Stelle, und wird vom Schol. zu Plat. rep. I 335 C erklärt. Auch μνήμων (11, 13) soll eine voce poetica sein, findet sich aber bei Plat. Epinom. 985 A, rep. VI 487 A, Legg. V 747 B, Theaet. 144 A u. s. w. Bei dem elementaren Charakter des Kommentars ist schwer einzusehen, was diese lexikalischen Bemerkungen, vollends wenn sie nicht zutreffend sind, in der Ausgabe sollen.

Wenn man die Vorreden zu kommentierten Schulausgaben sich ansieht, so liest man in fast allen die Bemerkung, daß der Herausgeber dankbar die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt, es aber als mit dem Zwecke einer Schulausgabe unvereinbar nicht für nötig befunden habe, den jedesmaligen Urheber einer Anmerkung namentlich anzuführen. Ein solches Verfahren, das auch Herr L. in seinem Buche befolgt hat, halte ich nicht für gerechtfertigt und nicht für zulässig. Herr L. hat viele Anmerkungen aus Sauppes, Breitenbachs u. a. sowie aus meiner Ausgabe entlehnt, ohne für ein S., B. oder G. ein Plätzchen zu finden. Man vergleiche die Anmerkungen zu 1, 1 διὰ τοῦτο, 7 βούληται. 9 ἐξέπλευσε, 13 μάλα ἀχθεσθέντες, 22 ὑπὸ χεῖρα ἐποιεῖτο, 27 πειθαρχίαν, 29 τὸν Σαρδιανὸν τόπον, 30 ὁ ἡγεμών, Πακτωλόν, ἐσπαρμένους, 2, 22 Σκῶλον, 3, 1 μετά, 5 οὕτω . . κτῆμα, 6, 3 ἀκοντί, 4 ἀπροφασίστους, 6 κλέπτων, 8 ἐνεποίει, 7, 1 μακρόν, 3 προσεφέρετο, 8, 2 οἷος μεγαληγορεῖν, 9, 2 δυσπρόσοδος, 4 ἀπὸ περάτων τῆς γῆς, 5 θάλπη . . . . . ψύχη, ibid. τὸν βίον μιμούμενον, 10, 3 θάνατος ὡραῖος, 11, 3 αἰσχροκερδεῖς, 11 τῇ . . φαυλότητι, 12 κουφότατος u. s. w. Wenn man alles das, was der Herausgeber von anderen entlehnt hat, in Abzug bringt, so bleibt eben nicht viel als sein wirkliches Eigentum übrig, und dieses Wenige ist von höchst elementarer Beschaffenheit.

Der Text ist im ganzen konservativ; nur 1, 8 hat L. die Konjektur Weiskes αὐτοῦ τοῦτο aufgenommen, 2, 7 liest er mit Aristides φοίνικα, 2, 15 hat er das unverständliche τῶν πολεμίων beibehalten, ohne es zu erklären, 2, 22 und 23 hat er die poetischen Formen κατέκτανον und κατακτανόντων stehen lassen, 2, 27 liest er ταχέως γε für Ταχώς γε, 5, 5 οὑτωσί für οὐ τὼ σιώ, 5, 6 πράξαντα μέν, 8, 1 ὑπαρχούσης für παρούσης, 11, 9 λόγῳ für λόγοις, 11, 10 ἢ τῶν καλῶν. — Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

Liegnitz. Otto Güthling.

Aristote, la poétique, manuscrit 1741 fonds grec de la bibliothèque nationale. Préface de **Henri Omont.** Photolithographie de M. M. Lumière. (Collection de reproductions de manuscrits publiées par **L. Clédat.** Auteurs grecs publiés sous la direction spéciale de **M. F. Allègre.** I. Paris 1891, Leroux. XIX, 31 S. 4.

In der Vorrede von Omont S. VII—XVI*) erhalten wir die genaueste Auskunft über den auch von Schenkl, Wiener Stud. IV. 1882. S. 55—61, bereits eingehend besprochenen, überaus wertvollen Rhetorenkodex Paris. 1741 aus dem 10. oder 11. Jahrh. (A[c] bei Bekker), welcher auch die Rhetorik und die Poetik des Aristoteles enthält und für die letztere Schrift allem Anschein nach die teils unmittelbare, teils mittelbare Quelle aller übrigen Handschriften ist. Wir lernen die ursprüngliche Reihenfolge der in diesem Kodex verbundenen Schriften und die Verluste kennen, welche derselbe im Verlauf der Zeiten erfahren hat: im 13. Jahrh. gehörte er dem Theodoros Skutariotes, zuletzt Metropolitan von Kyzikos, im 16. schon in seinem jetzigen Zustande dem Kardinal Ridolfi, ward mit dessen Bibliothek 1550 von Peter Strozzi angekauft und 1558 an dessen Verwandte Katharina von Medici vererbt, aus deren Besitz er dann in die königliche Bibliothek überging.

*) Omont erwähnt S. VII. A. 1 meine Litteraturberichte über die Aristotelische Poetik in den Jahrb. f. Philol.; dann aber führt er als neuste Ausgaben nur die von Vahlen, Überweg und Christ auf, die meine, für die Sammlung der Konjekturen und des exegetischen Materials vollständige (nach ersterer Richtung vielleicht zu vollständige), kennt er also nicht

Den Rest der Einleitung S. XVII—XIX füllt eine Übersicht von Allègre über die Arbeiten jüngerer Hände innerhalb der Poetik in diesem Kodex und über kleine Schäden, welche er hier erlitten hat. Diese Übersicht ist, wie auch der Verf. ausdrücklich anerkennt, im wesentlichen ganz ebenso wie die photolithographische Veröffentlichung selbst nur geeignet, die wahrhaft staunenswerte Genauigkeit von Vahlens Vergleichung zu bestätigen, an welcher freilich ohnehin niemand zweifeln konnte. Es fehlt in dieser Kollation, wie ich schon früher zu bemerken Gelegenheit hatte, beinahe kein Fäserchen und Stäubchen, und eher könnte man darüber zweifelhaft sein, ob selbst in diesem besonderen und daher besonders zu beurteilenden Falle eine Veröffentlichung aller dieser Minutien gerechtfertigt war. Jedenfalls macht nach ihr die Photolitographie des betreffenden Teils der Handschrift selber, so interessant sie an sich und so wohl gelungen sie allem Anschein nach ist, doch nahezu den Eindruck einer Ilias post Homerum; und mehr für die Neugier, als für die Wißbegier ist sogar das einzige Neue, was Allègre berichtet, daß nämlich außer dem gewöhnlichen Korrektor, welcher von Kap. 23 an sehr reichlich, sonst aber, wie es scheint*), fast nur in den Anfangspartien thätig gewesen ist, noch ein anderer mit einer schwärzeren Dinte, freilich nur spärlich und wiederum erst in den späteren Teilen von Kap. 21 an**), sich bemerklich macht: 1457ª 32 εἴδη. 1457ᵇ 10 ὁρμῖ N. 1459ª 25 ἢ. 1459ᵇ 14 πονημάτων (das erste ν auf Rasur). 1460ª 5 μηγνόη (die erste Hand hatte ohne Zweifel μὴ γνοίη geschrieben). 25 (?), s. u. Im übrigen trägt das Verzeichnis von Allègre teils ergänzend, teils berichtigend nur folgende Lappalien nach: 1448ª 38 κατὰ rc. 1459ª 24 πρὸσάλληλα rc. 33. εὐσύνοπτος rc. 1459ᵇ 27 εἶναί rc. 1460ᵇ 32 η η pr. 1461ª 35 ὥς rc 1462ᵇ 17 ἐναργεστατα pr., ἐναργέστατα rc Hinzuzufügen ist: 1461ᵇ 6 ὅ τί mg. rc. und 1461ᵇ 3 ἐπεί (sic!) rc. Mit Unrecht weichen die Angaben Allègres von denen Vahlens 1460ᵇ 8. 31. 1461ª 9. 20 ab. Mit Recht dagegen bemerkt er: „Page 26, ligne 1 (1459ª 36) . . Vahlen lit δὶς . . . C'était peut-être διό, c'est à dire une partie de la syllabe finale du mot précédant, répétée par erreur . . . Page 27, ligne 24 (1460ª 25), sous le ὂν de la seconde main, Vahlen suppose ὤν, mais cette lecture n'est pas sûre" und begnügt sich 1460ª 21 eine Rasur hinter ἢ hervorzuheben, denn ob hier ἢν gestanden hat, ist ganz ungewiß, und jedenfalls ist ἢ geblieben und nicht in ἢ geändert. Ob aber hier die erste Hand τοῦ διόντος, 1459ᵇ 8. 10 ταῦτα nach Vahlens Angabe oder nach der von Allègre του διόντος und ταυτα geschrieben hat, wage ich nach der bloßen Photolithographie nicht zu entscheiden; gewiß jedoch ist, daß an der letztgenannten Stelle jetzt ταυτα und nicht, wie Vahlen berichtet, ταυτά steht. Nicht minder sicher ist endlich, daß Vahlen, wie auch schon von anderer Seite bemerkt ist, 1447ª 9 sich verlesen hat: der Kodex giebt zweifellos ἕκαστοΝ und nicht, wie es freilich auf den ersten Blick wohl so aussehen könnte, ἕκαστοπ.

Greifswald. Fr. Susemihl.

*) Denn von wem die Rasuren 1454ª 23 ..τῶι, 1454ᵇ 7 τῶ. herrühren, läßt sich nicht sagen, und in Kap. 21 (1457ᵇ 10) begegnet uns nur eine Accentänderung.

**) Sollte es doch nur derselbe, blos mit einer anderen Dinte schreibende Korrektor gewesen sein?

E. von Stern, Das hannibalische Truppenverzeichnis bei Livius. Berlin 1891, Calvary. 37 S. 8. 1 M. 50.

Im XXI. Buche hat uns Livius eine Liste der hannibalischen Truppen erhalten, welche schon oft als Ausgangspunkt für die Bestimmung seines Verhältnisses zu den Vorlagen, namentlich zu Polybios, dienen mußte; denn Polybios giebt III 33 einen ebenso detaillierten Katalog derselben Armee, und da die beiden Versionen neben zahlreichen Übereinstimmungen auch manche Diskrepanzen aufweisen, so war zugleich die Einheit der Tradition und ein neues Problem gegeben. Nun macht Polybios diesmal ausdrücklich seine Quelle namhaft, und zwar eine singuläre, besonders wichtige: die von Hannibal selbst herrührende lakinische Inschrift; und die Möglichkeit, daß von diesem authentischen Dokument bis zur rhetorischen Darstellung des Livius verschiedene Wege führten, schien wenigstens von vorn herein nicht ausgeschlossen. So nahm denn Böttcher, den die Abweichungen völlig verwirrten (Jahrb f. Phil. Suppl. V 869), zu einem ganz komplizierten Schema seine Zuflucht: Hannibal habe dem Silen, welchen wie Polybios so auch Coelius Antipater heranzog, mündlich über die Truppen berichtet, später aber bei der Abfassung der Inschrift sich geirrt, Livius endlich nur den Coelius benutzt. Der Streich ist zu belustigend, als daß er nicht hätte citiert werden müssen; verfügen wir ausnahmsweise einmal über ein Aktenstück von erster Hand, so muß sich flugs ein Philologe finden, der es auf grund nicht vorhandener Autoren und eingebildeter Konjunkturen diskreditiert. Da erscheint schon die Methode des neuesten Spezialforschers (Hesselbarth, Historisch-

kritische Untersuchungen zur dritten Dekade des Livius, Halle 1889) verständiger, welche die Abweichungen so unbedeutend findet, daß er sie näherer Betrachtung überhaupt nicht würdigt. Doch durfte man sich hierbei schon deshalb nicht beruhigen, weil von mancher andern Seite die genannten Abweichungen für bedeutend genug erklärt wurden, um sogar auf eine Verschiedenheit der Vorlage schließen zu lassen, und so setzt denn Sterns Abhandlung am richtigen Punkte ein, um nach minutiöser Prüfung des gesamten Materials zum einfachsten und doch überraschenden Resultate zu führen.

Daß Polybios die Inschrift direkt und zuerst benutzte, ergiebt sich schon aus seiner Betonung, und zwar mit derselben Sicherheit, wie das Schweigen des Livius beweist, daß er sie nur aus der Litteratur, nicht aus Autopsie kannte. In der That hat man versucht, als Vermittlerin zwischen ihm und der Inschrift die römische Annalistik hinzustellen; da eine solche Vorstellung schon durch den Stil und Charakter der Annalisten erledigt wird, blieb noch der Ausweg, daß Livius den Polybios hier nicht direkt, sondern durch einen römischen Historiker benutzte, und nur Valerius Antias oder Coelius Antipater kam in betracht. Stern ist in der Lage, durch exakte und originelle Beweisführung beide auszuschliessen; ja, er weist auf die bemerkenswerte Thatsache hin, daß eine Benutzung des Polybios überhaupt nicht festgestellt werden kann. So bleibt notwendig Polybios als einziger und direkter Gewährsmann des Livius bestehen, wenn auch der Einwand, daß die Kenntnis der Inschrift von selbst jede andere Quelle ausschloß, einfach dadurch widerlegt wird, daß dem römischen Nationalhistoriker die schriftstellerische Wirkung und das Anführen einer für seine Leser schmeichelhaften Möglichkeit sehr viel näher ging als die logische Feststellung einer objektiven Wahrheit. — Nach allem bleibt aber die Frage nach der Entstehung jener Diskrepanzen. Korrigiert hat Livius seine Vorlage nicht; denn an keiner anderen Stelle fand er so ausführliche Angaben. Aber müssen denn die Abweichungen durch ihn selbst verschuldet sein? Von zweiunddreißig Zahlenangaben stimmen achtundzwanzig überein, vier nicht; von den letzteren sind drei schon längst durch minimale Änderungen gehoben, und die vierte besteht darin, daß der eine Historiker Λεργητῶν τριακοσίους, der andere *parva Ilergetum manus ex Hispania, ducenti equites* nennt. Die Zahl ist schon durch die sachlichen Untersuchungen Wölfflins ausgeglichen worden; Stern gebührt das Verdienst, der Nation genauer nachgespürt zu haben. Die erschöpfende Untersuchung, welche fast die Hälfte des ganzen Buches einnimmt, beseitigt schnell die früheren notdürftigen Erklärungen, wie Gedächtnisfehler des Hannibal oder Schreibfehler des Polybios, welcher in nächster Nähe deutlich die Ἰλουργῆτες nennt; sie beweist, daß letztere nicht mit den Λεργῆται identisch waren, sondern, in Nordspanien ansässig, den Puniern einen erbitterten und hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, während die anderen Karthago so nahe standen, daß Hannibal sie der von Hasdrubal kommandierten Defensivarmee einverleiben konnte; endlich, daß diese sonst ganz unbekannten Lergeten in Afrika wohnten. Somit braucht auch hier der Fehler nicht von Livius herzurühren; vielmehr gerade, weil man von diesem entlegenen Stamm nichts wußte, setzte man mit ein paar Worten hinzu, was von einem ganz anderen Volke, dessen Name ähnlich klang, bekannt war. Die Kombination ist gefährlich; denn sie setzt eine doppelte Korruptel voraus, einmal den Zusatz des *I*, dann den des *parva manus ex Hispania*; aber sie ist zwingend.

Ein wichtiges sachliches Resultat, ein Beitrag zur Livianischen Quellenkunde und eine evidente Emendation sind nicht die einzigen Vorzüge, welche sich dieser knapp und elegant geschriebenen, mit manch gelungenem Exkurs verbrämten Abhandlung nachrühmen lassen; sondern ihr Hauptwert besteht in dem hellen Licht, das sie auf die gesamte Arbeitsmethode des Livius wirft.

Athen. F. Spiro.

Johannes Dietze, Quaestiones **Hyginianae.** Kieler Dissertation. Altona 1890, Lorenzen. 55 S. 8.

Als Grundlage der Abhandlung ist angenommen, daß das Hyginsche Fabelbuch aus dem Griechischen übersetzt ist. Im ersten Kapitel des ersten Hauptteiles wird gezeigt, daß Dositheus eine etwas abweichende Fassung des Textes benützte.*) Im zweiten Abschnitte „De elocutione quae est in fabulis“ zielt der Verf. darauf ab, die von Tschiaßny behauptete Ungleichmäßigkeit der Sprache als gering hinzustellen, giebt aber doch zu, daß nach dem zweiten Jahrhundert eine sprachliche Überarbeitung vorgenommen worden sei. Die Untersuchung bleibt hier an der Oberfläche haften. Eine Übersetzung muß nach Maßgabe der übrigen Übersetzungen

*) Bei Besprechung der Phaethonkapitel hat Dietze meine Abhandlung „Die Glaubwürdigkeit der Hesiodfragmente“ (Wiener Studien XII), wo ich (S. 56) Bedenken gegen Robert vorbringen zu müssen glaubte, übersehen.

beurteilt werden, also z. B. des Julius Valerius, der Bibelübersetzungen (der „Itala", wie sie auch Dietze nennt), der Mediciner u. s. w. Hier darf man Gräcismen jeder Art unbedenklich zugeben. Zu diesen gehören bei Hygin z. B. in mit Ablativ von der Richtung, wo im Original nach spätgriechischer Art ἐν stand, ferner der Nominativus absolutus, absconse (κεκρυμμένως), sedere mit Akk. (καθῆσθαι), quemadmodum (ὡς) temporal u. dgl. Diese Gräcismen kann ein Übersetzer im zweiten Jahrhundert so gut begehen wie im fünften.

An anderer Stelle habe ich gezeigt, daß die Übersetzer, meist Griechen von Geburt oder wenigstens im Schriftlatein nicht geübt, in ihrer Sprache die Glossarien, welche sie studiert haben, verraten. Für Hyginus ist mir gerade ein Beispiel zur Hand. Dietze beanstandet nämlich den transitiven Gebrauch von conflagrare; nun, diesen hat eben der Übersetzer aus einem Glossar gelernt, denn im Corpus Gloss. IV p. 40, 18 steht confraglavit (sic) concremavit. Zu diesem gelehrten Aufputze gehören natürlich hier ebensogut wie in der „Itala" die deponentialen Formen, welche nie vulgär gewesen sein können, sondern damals, als das Medium schon außer Gebrauch kam, für gelehrt galten (certati sunt, belligerari).

Im 3. Abschnitt wird unser Hygin etwa um das Jahr 500 angesetzt, doch nur die Fassung der Freisinger Handschrift, welche mit der Vorlage des Dositheus ein gemeinsames Original habe; besser sei aber die Fassung in den verwandten Quellen (Niebuhrs Fragment, Strozzische Scholien und Servius).

Der zweite Hauptteil bezieht sich auf die oft erörterte Frage, ob bei Hygin auch lateinische Dichter benützt seien. Mit Recht wird geleugnet, daß der Sageninhalt eine derartige Beeinflussung zeige; leider führt der Verf. nicht konsequent fort, sondern gesteht zu, daß die lateinischen Dichter mehrfach auf den Ausdruck eingewirkt hätten. Wenn ich dies auch für Vergil, in Hinblick auf die Art anderer Übersetzer, welche ihre paar Schulklassiker gern zur Schau tragen, a priori zugeben will, ist doch auch dies durch die Abhandlung nicht erwiesen. Warum soll Hygin an Vergil (flammam Iovis . . . imitatur . . . quattuor hic invectus equis) gedacht haben, wenn er von Salmoneus schrieb: „Fulmina imitatur . . . sedens quadrigam?" Vielmehr kopiert der Übersetzer immer seine Vorlage, wie z. B. trimembris = τριμελής zeigt. Nur für die metrische Übersetzung eines bekannten Homerischen Verses (Z 181) gebraucht er eine vorhandene Übertragung, und zwar die des Lukrez, wobei man nicht übersehe, daß dieser mindestens im vierten Jahrhundert zu den Schulklassikern gehörte.

Auch im dritten Abschnitte „De majoribus mutuationibus" giebt der Verf. meines Erachtens zu viel zu. „Ohne Zweifel" soll Hygin in der 2. Fabel, wo er Palaimon mit Portunus identifizierte, Ovid benützt haben; aber die gleiche Ansicht hatte z. B. Vergil (Aen. V 241 verglichen mit 823)*). Der korrekte lateinische Ausdruck „Oeneus cum Dianam praeteriisset" soll aus Ovid stammen. Bestenfalls kann man dies zugeben, daß unser Hygin mit dem Hülfsbuche des Ovid irgendwie in Zusammenhang gestanden sei.

Ausdruck und Gedankengang hätten jedenfalls in deutschem Gewande an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen.

Würzburg. Karl Sittl.

Caratteri ed Origine della „Nuova Poesia" Latina nel Periodo Aureo. Considerazioni di **Carlo Pascal**. Torino 1890, Loescher. 62 S. 8. 1 L.

Das Schriftchen zerfällt in drei Abschnitte, deren erster den Einfluß der griechischen Kultur auf Rom im allgemeinen behandelt, während im zweiten die Vorläufer und Einleiter der neuen Dichterschule unter Augustus, im dritten (aber kürzesten!) diese selbst besprochen werden. Dasselbe ist in lebhaftem, anregendem Ton geschrieben, und wenn es hauptsächlich für den Laien berechnet scheint, so finden sich doch einzelne Bemerkungen, die auch der Fachmann besser, als oft geschieht, beachten sollte, so z. B. was von den philosophischen Studien der Dichter des augusteischen Zeitalters und ihrer Vorgänger gesagt ist, oder die Bemerkung, S. 47 ff., daß man die neue Schule nicht lediglich als Ergebnis der Protektion des Augustus (bez. seiner Freunde) zu fassen habe, dieser vielmehr nur mit richtigem Gefühl das förderte, worauf die Entwicklung der Geschichte Roms sowie der römischen, immermehr von griechischen Elementen getränkten Litteratur hinwies, indem er, auch hier auf das Beispiel der Vergangenheit zurückgreifend, die Gunst, wie sie seit Ennius römische Große den Dichtern zu Teil werden ließen, nur in erhöhtem Maße, wie nie zuvor, den Vertretern der schönen Litteratur bewies.

Doch ist es dem Verfasser nicht gelungen, ein einheitliches Bild der älteren dichterischen Bestrebungen in Rom und der „Nuova Poesia" im Jahrhundert des Augustus zu geben, was hauptsächlich dem Um-

*) S. auch Lactant. inst. I 21, 23.

stand beizumessen ist, daß er sich nicht genügend mit den Hauptträgern dieser Entwicklung, Ennius und Horaz, bekannt gemacht hat. Für beide hätten ihm nützliche Winke geben können meine Biographien,* von denen die des Horaz ja auch in italienischer Übersetzung vorliegt.

So ist z. B. durchaus unrichtig, was S. 25 ff. über den Ursprung der römischen Elegie gesagt ist, welche zunächst an Mimnermus und Solon, dann an die seit alter Zeit gebräuchlichen tituli sepulcrales anknüpfen soll, während doch Catull, Gallus, Tibull, Properz lediglich die Griechen, bez. Callimachus, Euphorion, Mimnermus, wieder Callimachus und Philetas zum Vorbild dienen. Ovid folgt dann nicht mehr unmittelbar diesen, sondern dem Beispiel des Tibull und Properz, mehr noch seinen eigenen Eingebungen. — S. 30 werden Epigramme von Lucilius, „Giulio Calidio", Lucius Pomponius erwähnt. Von Lucilius existiert nur das eine Epigramm auf seinen Sklaven Metrophanes, XXII 1. Möglich ist es ja, daß er in Nachahmung des Ennius auch andere verfaßte, wie denn das 22. Buch ganz oder teilweise aus Distichen bestand, aber doch nur möglich. Von „Giulio Calidio" (d. h. L. Iulius Calidus; vgl Nepos, v. Attici 12, 4) wissen wir absolut nichts; unter Lucius Pomponius ist wohl Pompilius verstanden, über den man Teuffels Litt. Gesch. 146, 2 vergleiche.

Wir haben oben anerkannt, daß der Verfasser öfters von den philosophischen Studien der Dichter des augusteischen Zeitalters, bez. früherer spricht. Doch muß gerügt werden, daß er die hier in Betracht kommenden Gedichte des Vaters der römischen Poesie, Euhemerus, Epicharmus, Protrepticus, ganz ignoriert, ebenso das philosophische Element in den Tragikern der Republik, Ennius, Pacuvius, Accius, die gerade dadurch den Bedürfnissen ihres nach Aufklärung dürstenden Publikums entgegen kamen und auf dasselbe den tiefsten Einfluß übten.

Noch ist zu tadeln, daß Herr P. ein so bedeutendes Moment wie den Einfluß der Alexandriner auf die neue Dichterschule des Laevius und Catulls und teils unmittelbar, teils durch diese auf die augusteische Dichtung so gut wie garnicht berücksichtigt hat.

Nach dem Gesagten wird der Laie das Büchlein des Herrn P. mit Nutzen und Interesse lesen. Der Philologe wird beim Gebrauch vieles bessern und ergänzen müssen.

St. Petersburg. L. Mueller.

Rud. Beer, Heilige Höhen der alten Griechen und Römer. (Eine Ergänzung zu Ferd. Frh. v. Andrians Schrift 'Höhenkultus'). Wien 1891, Konegen. IX, 86 S. 8. 2 M.

In Ergänzung des — mir leider unzugänglich gebliebenen — Werkes des Freih. Ferd. v. Andrian-Werburg 'Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker' giebt das vorliegende, lesbar geschriebene und geschmackvoll ausgestattete Büchlein eine Zusammenstellung griechischer und italischer Überlieferungen von Höhengottheiten und Höhensagen. Wenn es dem Verf., der bereits durch eine Reihe namentlich textkritischer Arbeiten als scharfsinniger und gut geschulter Philolog bekannt ist, auf dem ihm minder vertrauten Gebiete mythologischer Forschung nach meiner Meinung nicht gelungen ist, etwas die Sache wesentlich Förderndes beizubringen, so liegt das an zwei Gründen. Einerseits war er, wie er selbst betont (S. VIII), wegen der kurzen Frist, die ihm für die Herstellung dieses Supplementes zur Verfügung stand, und wegen anderer Arbeiten und Verpflichtungen 'nicht in der Lage, sich in diese Studien so eingehend zu vertiefen, als er es gewünscht hätte', und hat sich darum darauf beschränkt, seinen Stoff aus Handbüchern und modernen Darstellungen zusammenzutragen; neben Preller und Roscher hat er besonders Curtius' Peloponnes, Starks Niobe, Bursians und Neumann-Partsch' Geographie von Griechenland, Nissens italische Landeskunde, daneben aber auch v. Hahns sagwissenschaftliche Studien und Emanuel Hoffmanns Mythen aus der Wanderzeit der gräko-italischen Stämme benutzt. Zeigen schon die beiden zuletzt genannten Werke, daß Verf. in der Auswahl seiner Führer keineswegs immer vorsichtig gewesen ist, so bedeutet vor allem die Verzichtleistung auf eigene und selbständige Durcharbeitung der primären Quellen zugleich den Verzicht auf jedes wissenschaftliche Ergebnis; denn gerade auf mythologischem Gebiete, wo Standpunkt und Anschauungen der modernen Beurteiler so weit von einander abweichen und naturgemäß auch die Auffassung der alten Zeugnisse beeinflussen, kann niemand zum Ziele kommen, der die alte Überlieferung in der Hauptsache nur in der Brechung kennt, die sie beim Durchgange durch moderne, unter sich in den allgemeinen Voraussetzungen oft recht verschiedene Darstellungen erfahren hat. Daß manches neuere Werk, das für die vom Verf. verfolgten Gesichtspunkte wertvolles Material bietet (z. B. M. Mayers Giganten und Titanen), unbenutzt geblieben ist, hat darum keine weitere Bedeutung; der Mangel einer selbständigen Stellungnahme zur

alten Überlieferung wäre auch durch eine sehr viel umfassendere Heranziehung der neueren Litteratur nicht ausgeglichen worden.

Der zweite, mit dem ersten eng zusammenhängende Grundfehler der Schrift ist die mangelnde Schärfe und Klarheit in der Formulierung der Aufgabe. Verf. bemüht sich, den Begriff der 'reinen Höhenkulte' festzustellen, den er in der 'Verehrung des thronenden Gottes schlechthin' (S. 41) gefunden zu haben glaubt, betont bei Zeus, Hera, Apollon ihre Eigenschaften als Licht- und Wettergottheiten, sieht auch in Hermes und Aphrodite eigentliche Höhengötter, während er für andere die Frage, ob ihnen diese Bezeichnung zukomme, unentschieden läßt; dazwischen aber behandelt er allerlei Sagenbildungen, die, ohne mit dem Kulte in unmittelbarer Beziehung zu stehen, der durch die Großartigkeit der Bergnatur angeregten mythenbildenden Phantasie ihren Ursprung verdanken, wie Titanomachie und Gigantenkampf, Tantalos und Atlas, die Niobe am Berge Sipylos, und schließlich werden auch die Berggötter der antiken Poesie und Kunst, also Versinnlichungen der Landschaft, hereingezogen. Diese Vermengung ganz verschiedenartiger Dinge macht die Ausführungen des Verfassers vollends unfruchtbar. Diejenige Frage, deren Beantwortung für das Verständnis der alten Mythologie von Wert ist, kann doch nur die sein: ist die Wahl der Höhe als Kultort bestimmter Gottheiten überall oder zumeist bedingt gewesen durch bestimmte Vorstellungen von dem Wesen und Walten der dort verehrten Götter, sind es immer dieselben Züge im Bilde des Gottes, die den Kult auf der Höhe als den geeigneten erscheinen lassen, endlich inwieweit sind derartige Anschauungen allgemein griechische und nicht nur Sondereigentum einzelner Orte und Stämme? Solange man aber Kultus und Mythus nicht streng gesondert betrachtet (ohne natürlich ihre gegenseitige Beeinflussung zu verkennen) und, anstatt sämtliche lokalen Verehrungsformen einer Gottheit unter genauer Berücksichtigung von Alter, Herkunft und Zusammenhang vorurteilslos zu untersuchen, von der Voraussetzung ausgeht, daß allen oder den meisten Gottheiten eine einfache Naturbedeutung zu grunde liege und aus dieser die an den verschiedensten Orten an sie geknüpften Vorstellungen sämtlich abzuleiten seien, solange wird die Mythologie nichts anderes sein, als was sie für die meisten — glücklicherweise giebt es auch hier Ausnahmen — gegenwärtig ist, ein Tummelplatz mehr oder minder geistreicher Einfälle und Kombinationen, von denen der folgende Tag zerstört, was der vorige gebracht hat. Dieser Umstand macht auch eine nachsichtige Beurteilung solcher Schriften wie die vorliegende unmöglich und zwingt dazu, sie mit einem andern Maße zu messen, als der Verf. nach seinen bescheidenen Vorbemerkungen angelegt wissen möchte: wer wie er auf anderen Gebieten ernste wissenschaftliche Forschung treibt, sollte sich für zu gut dafür halten, über mythologische Dinge als Dilettant für Dilettanten zu schreiben.

Marburg i. H. Georg Wissowa.

Oskar Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Ein Versuch. Leipzig 1891, Teubner. X, 141 S. 8. 2 M. 40.

Weises Charakteristik der lateinischen Sprache ist ein außerordentlich geistvolles und anregendes Büchlein, das wir in den Händen jedes Latein- und Geschichtslehrers, aber auch jedes Gymnasialprimaners sehen möchten. Was die Grammatik mit ihren dürren Regeln nicht lehrt, wenn nicht die Interpretation eines sprachverständigen Lehrers sie fruchtbar macht, nämlich in den Geist einer Sprache einzudringen, die Gründe für die eigenartige Gestaltung des Baues der Sprache sich klar zu machen, das thut diese wohlgelungene, klare und übersichtliche Darstellung unseres Verfassers, der nicht nur das Beste und Wertvollste, was über den Charakter der lateinischen Sprache im Vergleich zur deutschen und griechischen geschrieben ist, zu einer organischen Einheit hier verbunden hat, sondern auch mit feinem Urteil selber die bezeichnendsten Merkmale herausfindet und beschreibt.

Der sehr interessante Stoff gliedert sich in vier Abteilungen. Die erste weist die Beziehungen, welche nach Ansicht der bedeutendsten Sprachforscher zwischen Sprache und Nationalcharakter eines Volkes bestehen, aber bisher nur im allgemeinen festgestellt sind, in dem Gesamtorganismus der lateinischen Sprache, besonders in Formenlehre und Satzgefüge, Wortbildung und Wortbedeutung nach, die zweite darauf die Einwirkungen der verschiedenen Zeit- und Kulturströmungen auf den Stil, die dritte und vierte behandeln die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der Sprache der Dichter und des Volkes In allen vier Abhandlungen werden beständig entsprechende Züge der verwandten deutschen und griechischen Sprache verglichen.

Eine reiche Fülle feiner Beobachtungen auf kleinstem Raum neben fesselnder Darstellung, kurz ein kleines Meisterwerk!

Colberg. H. Ziemer.

Theodor Klette, Beiträge zur Geschichte und Litteratur der Italienischen Gelehrtenrenaissance. III. Greifswald 1890, J. Abel. 181 S. 8. 5 M.

Der dritte Teil dieser Schrift steht an Wert und Gehalt nicht hinter den zwei ersten Teilen zurück, die seiner Zeit in dieser Zeitschrift besprochen worden sind. Der Verfasser giebt auf dem Titelblatt den reichen Inhalt in folgender Weise an: „Die griechischen Briefe des Franciscus Philelphus. Nach den Handschriften zu Mailand (Trivulziana) und Wolfenbüttel. Mit ergänzenden Notizen zur Biographie Philelphs und der Gräcisten seiner Zeit."

In der „Einleitung" (S. 1—27) erhalten wir Auskunft über die beiden Handschriften mit griechischen Philelphusbriefen, deren Ergebnis dahin zusammengefaßt wird, daß die Handschrift der Trivulziana in Mailand in jeder Beziehung wertvoller ist als die von Georg Voigt benutzte Wolfenbütteler. Jene ist wahrscheinlich unter der Aufsicht von Philelphus selbst entstanden, ist vollständiger, giebt das Datum der Briefe und ist weniger fehlerhaft.

Die Briefe Philelphs, deren Wert schon von manchen Zeitgenossen anerkannt wurde, fanden besonders nach seinem 1481 erfolgten Tode hohe Wertschätzung, allerdings hauptsächlich seine lateinischen, und bald wurden sie nicht bloß in Italien, sondern ganz besonders in Deutschland neben den Schriften des Erasmus auch Schulbuch. An Universitäten und Lateinschulen wurden sie wegen ihrer Eleganz und Schönheit als Muster der Nachahmung studiert.

Wenn das 15. und 16. Jahrhundert die Briefe des Philelphus wegen ihrer schönen Form bewundert, so beruht jetzt ihre Wertschätzung in erster Linie auf ihrem Inhalt. Sie sind für uns eine wertvolle Quelle für die Geschichte der griechischen Studien.

Das Griechische unseres Humanisten, auf das er selbst nicht wenig stolz ist, wird von Klette als freier Atticismus bezeichnet. Abgesehen von Büchern, die er studierte, hatte er denselben sich durch seine Lehrer Chrysoloras und Chrysokokkas und durch seine erste Gemahlin Theodora Chrysolorina sowie durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Byzanz angeeignet.

Klette macht S. 24 darauf aufmerksam, daß Philelphus auch eine griechische Grammatik, wahrscheinlich für seinen Unterricht, geschrieben hat. Dieselbe wurde nicht gedruckt und befindet sich jetzt zu Wolfenbüttel als Cod. Aug. 17, 25 membr. in 4°. Es ist eine selbständige, freie, erweiternde Arbeit der Erotemata des Chrysoloras, die der Verfasser späterer Würdigung sich vorbehält.

Ein zweiter Abschnitt (S. 27—97) behandelt einen Abschnitt aus der Biographie des Philelphus und giebt sehr wertvolle Notizen über die italienischen Gräcisten seiner Zeit. Eine Biographie seines Helden hält Klette nach Rosmini, Voigt und anderen für nicht zeitgemäß und beschränkt sich deshalb auf die Florentiner Periode, für die er mit Hülfe der neuerschlossenen Quellen mehrere wichtige Feststellungen machen kann. Auf die anfänglichen übertriebenen Gehaltsforderungen folgten mäßigere Ansprüche. Die unter sehr günstigen Auspizien begonnene Lehrthätigkeit in Florenz wurde bald — nicht ohne Verschulden des Philelphus — getrübt. Einmal wanderte er sogar ins Schuldgefängnis. Das Ende dieser schweren Kämpfe in Florenz war, daß sich unser Humanist nach Siena flüchtete, von wo aus er zwei maßlos heftige Streitschriften gegen die Medici schleuderte: die Orationes Cosmianae und den Liber de exilio. Über den letzteren, der, wie es scheint, nie gedruckt wurde und sich nur in einer einzigen Handschrift auf der Nationalbibliothek zu Florenz erhalten hat, werden S. 51—56 dankenswerte Mitteilungen gemacht.

Sodann folgen wertvolle Ergänzungen zur Biographie folgender Gräcisten: Theodor Gaza, Georgius Trapezuntius, Demetrius Castrenus, Andronicus Callipolites und Andronicus Callistus oder Byzantius.

Der dritte und Hauptteil des Büchleins wird durch den Abdruck der griechischen Briefe gebildet. Es sind deren 110, die nicht alle ganz mitgeteilt werden, weil der Abdruck bloßer Höflichkeitsphrasen ohne Inhalt doch wertlos sein würde. Schwierigkeiten werden durch Anmerkungen erläutert. Ein dreifaches Register (der Adressaten, der in den Briefen erwähnten Personen und der in der Einleitung und den Noten genannten Namen) beschließen das kleine Buch.

Wie die zwei früheren Arbeiten Klettes zeichnet sich auch diese durch die gute Sachkenntnis und den maßvollen kritischen Sinn aus. Hoffentlich läßt der Verfasser noch weitere Hefte folgen: an Stoff kann es ihm dabei nicht fehlen. X.

R. Eucken, Der Kampf um das Gymnasium. Stuttgart 1891, Cotta. 68 S. 8. 1 M. 20.

E. Zeller, Gymnasium und Universität. Berlin 1890, Paetel 63 S. 8. 1 M. 50.

C. Conradt, Dilettantentum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserm höheren Schulwesen. Wiesbaden 1890, Kunze. 51 S. 8. 50 Pf.

Diese drei kleinen Schriften können sich die Freunde des Gymnasiums wohl gefallen lassen.

Die Euckensche Schrift betont einmal wieder, daß die innere Bildung des Schülers, nicht die Vermehrung seines Wissens die Hauptsache an der Arbeit der Schule ist, und wünscht dem Gymnasium die Ruhe dafür zurück. Zeller hebt einen Gesichtspunkt hervor, der in dem Schulstreit oft vergessen worden ist: daß die höhere Schule vor allem Vorbereitungsschule für die Universität ist und ihren Weg nach diesem Ziele einrichten muß. Freilich ist nicht alles, was zur Vorbereitung für die Universitätsstudien nützlich wäre, auch notwendig: es kann z. B. jemand ein guter mittelalterlicher oder neuerer Historiker sein, auch ohne die griechischen Geschichtsschreiber in der Urschrift lesen zu können, oder aber, er wird es nötigenfalls noch lernen.

Für den Lehrer am erfrischendsten ist das Heft des Gymnasialdirektors Conradt; wir fürchten, daß wir schon zu spät kommen, dasselbe unseren Lesern zu empfehlen. Hier wird fröhlich aus der Praxis und aus einem nicht verstaubten Lehrerherzen heraus gesprochen. Wir wollen nur ein paar Worte über die neuerdings so sehr empfohlene „Methode" hierhersetzen: „In den oberen Klassen besonders lockt man mit der bloßen Methode keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Da heißt es vor allem, viel und gründlich wissen, mit Herrschaft über seinen Gegenstand das allgemein Bildende und menschlich Interessante herausheben und ins Licht zu stellen verstehen, Freudigkeit und Eifer für das Rechte, Wahre, Schöne durch eigenes Forschen und eigene Weiterbildung in sich zu nähren und zu stärken und die Lust zur Mitteilung durch nie ermattende Liebe zur Jugend sich zu bewahren." Das Schriftchen ist O. Jägers „Aus der Praxis" verwandt.

Berlin. C. Nohle.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Bulletino della commissione arch. di Roma. XIX. No. 2.

(45) **D. Marchetti,** Di un antico molo per lo sbarco dei marmi. Mit Taf. III. IV. Neben der Stätte des abgerissenen Apollotheaters auf dem linken Tiberufer ist eine in den Fluß hineinragende massive Plattform entdeckt worden, die allen Anzeichen nach als Landeplatz für die Marmorblöcke, Säulenteile etc. der städtischen Bauten diente; wahrscheinlich ist, daß von diesem Landeplatz aus eine breite, festgepflasterte Straße ins Innere der Stadt führte. — (70) **G. Gatti,** Trovamenti epigrafici. Die vorliegende Nummer des regelmäßig fortgeführten Fundberichtes zeigt u. a. folgendes Grabepigramm:

D. M.
Cl. hic iaceo Diadumenus, arte poeta
olim Caesareis floridus officiis,
quem numquam cupidae possedit gloria famae,
sed semper modicus rexsit ubique tenor.
Hylle pater veni, nolo movere tumultu:
hospitium nobis sufficit ista domus.

XIX, No. 3. 4.

(81) **L. Cantarelli,** La serie dei curatori italici delle vie durante l'impero. — (132) **Lanciani,** Miscellanea topographica (Tafel V—VI): Die horti Aciliorum auf dem Pincio. — (156) **G. Gatti,** Antikes Kalenderfragment. — (161) **G. Gatti,** Statut der eborarii und citriarii.

XIX, No. 5. 6.

(177) **De-Vit,** Sulla regione padana ricordata in una lapide del Museo di Ferrara. Von einer *regio Padana* hätte niemand eine Ahnung, wenn es nicht einen authentischen Grabstein gäbe, welchen der Sklave *Herma, Augg. Verna, disp(ensator) region. Padan. Vercellensium Ravennatium* seiner Frau Atilia Primitiva gesetzt hatte. Nach Hrn. De-Vit handelt es sich hier um die Verwaltung kaiserlicher Güter, die auf einem natürlich begrenzten Gebiet gelegen waren, nämlich um einen Güterkomplex zwischen den beiden Hauptmündungsarmen des Po: Po di Primaro und Po di Volano. — (185) **S. Ricci,** La ξυστικὴ σύνοδος e la curia athletarum presso s. Pietro in Vincoli. Mit Taf. VII. In den Inschriften wird öfters einer Vereinigung (Synodos) griechischer Athleten des Herkules (τῶν περὶ τὸν Ἡρακλέα) gedacht. Dieser Athletenverein soll in der III. Region, bei den Titusthermen, ein eigenes Haus besessen haben. Verf. sammelt alle Zeugnisse zur Geschichte dieses Vereins und insbesondere ihrer Kurie. Hierbei erwähnt Verf. auch den sehr ansehnlichen Fund großer Statuenfragmente in der Nähe der Titusbäder und spricht seine Überzeugung aus, daß diese Skulpturen aus der Athletenkurie stammen. — (210) **R. Lanciani,** Miscellanea topografica. La Domus Cornificiae. Der Palast der Annia Cornificia Faustina, Schwester des Marc Aurel und Gemahlin des Konsuls (a. 167) Humidius Quadratus, befand sich in der 12. Region, gegenüber dem bereits zur 13. Region gehörenden Tempel der Minerva. — Der vicus Alexandri war ein Vorort der Stadt, hundert und einige Häuser zählend, auf beiden Seiten der Via Ostiensis. — (237) **A. Castellani,** Un antico pugnale recentemente scoperto. Mit Taf. VIII. Prachtvoll erhaltene Waffe, 4 Meter tief auf dem Gebiet des Pomerium, zwischen Porta Salaria und Pinciana gefunden. Der Bronzegriff endet in einen Eberkopf, die eiserne Klinge hat Olivenblattform. Die Waffe ist ein Hirschfänger (vielmehr „Saufeder").

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 48.

(1743) **Dio Cassius**, Historia Romanorum, ed. **J. Melber** (Leipzig). 'Mit eigenen Verbesserungen ist Herausgeber sehr sparsam'. *B. Kübler.* — (1753) **A. Philippson**, Der Peloponnes (Berlin). 'Kann als erste geologische Bearbeitung des Peloponnes bezeichnet werden'. *A. Hettner.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 48

(1305) **A. Giesecke**, De philosophorum veterum quae ad exilium spectant sententiis (Leipzig). 'Höchst beachtenswerte Quellenuntersuchung'. *P. Uhle.* — (1307) Zenonis fragmenta const. **K. Troost**. 'Der Versuch, eine größere Anzahl Zenonischer Fragmente aufzufinden, ist dankenswert, doch scheint Verf. hierbei zu weit gegangen zu sein'. *R. Heinze.* — (1309) Thucydides, ed. **Hude** (Kopenhagen). 'Von wirklichem Wert'. *A. Schöne.* — (1313) **G. Thiele**, Quaestiones de Cornifici et Ciceronis artibus rhetoricis (Greifswald). Ref. *Th Stangl* läßt sich von Thieles Ausführungen nicht überzeugen. — (1315) **H. W. Haley**, Quaestiones Petronianae (Boston). 'Verf. sucht zweierlei darzuthun: daß die Zeit des Petronianischen Romans etwa das Jahr 740, und daß der Ort des Gastmahls des Trimalchio Puteoli sei'. Für beide Annahmen zeigt sich Ref. *L. Friedländer* wenig empfänglich. — (1320) Originalbeiträge: **Gercke** und **Günther**, Der „Lehrer" des Herodas (Exzerpte und Interpretation); **A. Danielsson**, Zu Herondas Mimiamben, I (textkritische Randglossen).

No. 49.

(1329) **J. Partsch**, Die Insel Leukas (Gotha). 'Die Arbeit von Partsch wird auf lange hin die wichtigste Grundlage unserer Kenntnis der ionischen Inseln bilden' *E. Oberhummer.* — (1334) **G. Reinhardt**, Der Tod des Kaisers Julian (Köthen). 'Bloß aneinandergereihte Exzerpte aus allen Schriftstellern'. *V. Gardthausen.* — (1335) **K. Miller**, Die Alexandergeschichte nach Strabo (Würzburg). 'Übersichtliche Zusammenstellung; unter den Konjekturen auch einige unglückliche'. *B. Kübler.* — (1336) **A. Pasdera**, Dizionario di antichità (Turin). Freundliche Besprechung von *F. Harder.* — (1338) Damascius, ed. **F. Ruelle**, pars I (Paris). Referat von *A. Döring.* — (1340) **Th. Stangl**, Virgiliana (München). 'Reichhaltige und wertvolle Prolegomena zu einer Ausgabe des wunderlichen Grammatikers'. *M. Petschenig.* — (1342) **F. Haag**, Lehrmittel zur Einführung in die lateinische Sprache (Burgdorf). 'Nicht geeignet für den Klassenunterricht'. *O. Schulthess.* — (1341) **J. Klötzer**, Erziehung in Homers Ilias und Odyssee (Leipzig). 'Mit Einsicht und Umsicht geschrieben'.

Academy. No. 999. 27. Juni 1891.

(604—605) **E. A. Freeman**, History of Sicily (**Is. Taylor**). III. Aufführung von Fehlern bei Einzelheiten, Mängel des Stils. — (612) **J. H. Bernard**, Discovery of a fragment of the Shepherd of Hermes. Die Aufdeckung des Berliner Fragments ist schon von Harnack und Diels gemacht worden. — (612—613) **Catullo**, La chioma di Berenice da **C. Nigra** (**R. Ellis**). 'Das tüchtigste Werk, welches in letzter Zeit auf dem Continent über Catullus erschienen ist. — (614) **F. Max Müller**, The science of language. Eine siebente, vielfach verbesserte Ausgabe der bekannten 'Lectures on the sciences of language'.

No. 1000.

(11) **J. Marshall**, Short history of Greek philosophy. 'Ehrlich, klar, packend, verständlich'. — (12) **W. Windelband**, Geschichte der Philosophie. 2. Lief. Die Fortsetzung bleibt dem idealen Plane, den der Verf. sich gestellt hat, treu. — (15) **I. Taylor**, Freeman's Sicily. Entgegnung auf Freemans Angriff seiner Anzeige. — (16—17) **H. A. Strong**, **W. S. Logeman** and **B. J. Wheeler**, Introduction to the history of language (**C. H. Herford**). Verallgemeinerung von Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte, deren englische Übersetzung von Strong herrührt. — (18—20) Prof. **Jebb** on the progress of Hellenic studies. Rede bei der Jahressitzung der Hellenic Society.

No. 1001.

(18—34) Classical School-Books. **Seyffert's** Dictionary of classical antiquities by **H. Nettleship** and **J. E. Sandys** 'Höchst nützlich für den Schulgebrauch'. — **Herodotus** VI by **J. Strachan**. 'Bedeutend'. — **Herodotus** VII by **Agnata F. Butler**. 'Verständig angelegt'. — **Homer**, Ilias XXII by **G. M. Edwards**. 'Gut'. — **J Schmidt**, Kommentar zu Cäsar; **A. Scheindler**, Wörterverzeichnis zur Ilias. 'Höchst zweckmäßig'. — (35—36) **A. H. Sayce**, A war of Ramses II against Mitanni and Assyria. Eine Wandinschrift von Luxor enthält den ersten Beweis eines Feldzuges des Ramses nach dem Westen, gleichzeitig mit dem früher bekannten nach Osten. — (40) **H. Wallis**, The temple at Luxor. Die Ausgrabungen, welche ohne technische Leitung ausgeführt werden, bringen den Tempel in die Gefahr des Unterganges.

No. 1002

(56—57) **E. A. Freeman**, M. Isaac Taylor on Sicilian history. — (58) **Tacitus** Histories by **W. A. Spooner**. Mit Liebe und tüchtigem Verständnis geschrieben. — **Plato** Gorgias by **G. Lodge**. Weniges ist dem Herausgeber eigentümlich, dies aber gut. — (60) **F. L. Griffith**, The season's work of the Egypt Exploration Fund. I. The tombs of Beni Hasan.

No. 1003. 25. Juli 1891.

(72—73) **Lightfoot**, The apostolic fathers. Trefflicher Auszug aus dem großen Werke. — (73) **E. Jacquier**, La doctrine des douze apôtres. Bietet wenig Eigentümliches. — (76) **Is. Taylor**, Mr. Freeman's Sicily. — (77—78) The Eton latin grammar. 2. ed. (**F. Haverfield**). Die neue Ausgabe ist ein neues Werk geworden, das an Inhalt bedeutend gewonnen hat. — (79) **Aristotele**, la costituzione degli Ateniesi per **C. Ferrini**. Der Text zeigt viele Entlehnungen, die Übersetzung ist nicht zufriedenstellend. — (79—80) **E. Naville**, The excavations at Henasieh (Hanes). Die Ausgrabungen der Nekropolis von Heracleopolis Magna, dem Hanes der Bibel, ergaben nur geringe Ausbeute; dagegen wurde in der eigentlichen Stadt ein Tempel des Osiris aufgedeckt, der viel Interessantes darbietet. — (81) **J. C. Ross**, The temple at Luxor. Als Aufseher der Bewässerungsarbeiten in Ägypten findet Schreiber keinerlei Gefahr für die Aufdeckungsarbeiten von Luxor.

No. 1004. 1. Aug. 1891.

(95) **W. B.**, Extension of the Vatican library. Die Aufstellung der gedruckten Bücher in den unteren Räumen des Vatikan ist vollendet; die Sammlung umfaßt hauptsächlich eine Handbibliothek zum Gebrauch der Studierenden; die übrigen Sammlungen im Vatikan bestehen aus 1) Sammlung von Angelo Mai, 2) der alten päpstlichen Bibliothek, 3) der Bibliotheca Palatina aus Heidelberg, 4) der Sammlung des Fulvio Orsini, 5) der des Kardinal Zelada, 6) der von Capponi (italienische Litteratur), 7) der von

Cicognara, 8) einer Anzahl historischer Sammlungen bis zu der des bekannten Würzburger Bibliothekars Ruland. — (97—98) **R. Ellis**, Noctes Manilianae (**H. Nettleship**). 'Die reifsten Ergebnisse der Studien des Verfassers'. — (100—101) Hittite discoveries in Asia Minor. Auszug zweier Artikel der Times (25. und 28. Juli) über die bisherigen Entdeckungen hittitischer Altertümer in Kleinasien und namentlich der Arbeiten Ramsays, Hogarths und Headlams. — (101) **H. Wallis**, The temple of Luxor. Verf. hält seine Behauptungen über die Unsicherheit der Schutzmaßregeln gegen das Andringen des Nilwassers aufrecht.

No. 1005. 8. Aug. 1891.

(117) **E. Glaser**, Phut and Saba. Nach Ptolemäus V 6 waren dies Nachbarstädte. — (119) Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft. XVIII (No. 62—64). Die Arbeiten von Seyffert (Plautus) und Häussner (Horaz) sind wertvoll, die Zeitschrift selbst unentbehrlich; — (119—120) **R. Wagner**, Epitoma Vaticana. — **Apollodori** Fragmenta Sabbaitica ed. **A. P. Kerameus**. Beide Ausgaben von Erweiterungen des bisher bekannten Textes des Apollodorus sind beachtenswert; Wagners Erläuterungen tragen wesentlich zur Bereicherung der Kenntnis des Stils des Apollodorus bei. — (120) **A. Schimberg**, Zur handschriftlichen Überlieferung der Scholia Didymi. Diese Beiträge zur Kenntnis der Handschriften der Scholia minora in Iliadem sind schätzbarer als die Scholien selbst. — (121) **J. Evans**, Supplement to the coins of the ancient Britons. Textlich und bildlich höchst beachtenswert.

No. 1006. 15. Aug. 1891.

(136) **C. W. P. Orton**, Did Tiglath-Pileser III carry into captivity the Trans-Jordanic tribes? Nach dem Tiglath-Pileser Cylinder hat der assyrische König nur den Distrikt Naphtali erobert; dies ist in Übereinstimmung mit Könige II 15, wonach die übrigen Stämme unter Hoseas blieben. — (137—138) **Aristotle** Athenian constitution transl. by **F. G. Kenyon**; idem transl. by **E. Poste**; **A. Bauer**, Forschungen zu Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία (**F. T. Richards**). Kenyon hat seine Aufgabe verständnisvoll und treu gelöst; Postes Übersetzung ist lesbarer; Bauers Untersuchungen sind anregend.

Athenaeum. No. 3312. 18. April 1891.

(498—499) **E. A. Freeman**, The history of Sicily from the earliest times. I. II. Klare Darstellung auf breitester Grundlage und mit Benutzung allen zugänglichen Materials. — (499—500) **S. Clement of Rome, by J. B. Lightfoot**. Bei allen Vorzügen noch besserungsbedürftig. — (501) **J. Campbell**, The Hittites. Zu phantastisch. — (507) **W. R. Paton**, 'The constitution of Athens'. Wilamowitz-Möllendorf schreibt an Paton, er wolle froh sein, wenn seine neue kritische Ausgabe einen Vergleich mit Kenyons editio princeps aushalten wird.

No. 3313. 25. April 1891.

(536—537) **J. P. Mahaffy**, The Petrie Papyri. III. Bis jetzt haben die weiteren Untersuchungen nur wenig Beiträge zu den Klassikern, meist aber interessante Aktenstücke ergeben; einige in Unzialschrift gefundene christliche Fragmente, welche von Bernard untersucht wurden, enthalten Fragmente von Cyrill de adoratione. — (543) **R. Lanciani**, Notes from Rome. Die Abtragung des Apollotheaters zur Erweiterung des Tiberquais hat zur Auffindung einer großen Hafenanlage, 14 m weit und 5 m hoch aus Tuffquadern ohne Cement errichtet, geführt, welche wahrscheinlich zum Ausladen von Marmorstücken diente. Unter dem Theater ist eine halbrunde Säulenhalle aus weißem Marmor mit einem Bacchustempel gefunden worden; weiter unterhalb des Flusses ein Altar mit einer merkwürdigen Inschrift: ein Freigelassener, Lucretius Zethus hatte im Traum von Jupiter den Befehl erhalten, zu Ehren des Augustus dem Mercurius einen Altar zu errichten, und er war dem Befehl nachgekommen, doch, wahrscheinlich um andere Gottheiten nicht zu erzürnen, hatte er den Altar außer dem Mercurius-Augustus dem Jupiter, Juno, Minerva, der Sonne, dem Meere, Apollo, Diana, Fortuna, Ops, Isis, Pietas und Sors gewidmet: die Inschrift aus dem Jahre 754 gehöre zu den interessantesten, die bisher bei der Tiberregulierung gefunden sind.

No. 3315. 9. Mai 1891.

(599—600) Select epigrams from the Greek anthology by **J. W. Mackail**. Der Herausgeber steht nicht über seinem Gegenstande und ist deshalb im Urteile befangen. — (600—601) **F. Gregorovius**, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. 'Das Werk verdient uneingeschränktes Lob'. — (607—608) **P. Lambros**, Nekrolog von Paparrhigopulos. Geb. 1815, gest. 26. April 1891.

No. 3316. 16. Mai 1891.

(636) **C. Torr**, The date of the Constitution of Athens. H. Weil hat im Journal des Savants das Datum der Schrift in das Jahr 324—323 gesetzt, Verf. hält seine Feststellung zwischen 328 und 325 zutreffender. — (643—644) **F. Haverfield**, Roman remains at Chester. 14 Inschriften in Abbildungen und Erklärungen. — (644) Notes from Cairo. Flinders Petrie hat in Medûm Graffiti gefunden, in welchen Brugsch das Datum der Erbauung der Pyramide gefunden hat; sie ist von Snefru aus der dritten ägyptischen Dynastie erbaut. In den Gräbern von Beni Hassan sind interessante Abbildungen und hieratische Inschriften entdeckt. Golénischeff hat einen Papyrus erworben, in welchem die Rangfolge der altägyptischen Gesellschaft enthalten ist. — (646) Aus Creta werden neue Funde von Bronzeschildern und archaischen Statuetten vom Berge Ida gemeldet.

No. 3317. 23. Mai 1891.

(665—666) **W. Bright**, Lessons from the lives of three great fathers. Kurze Lebensschilderungen der Hll Athanasius, Chrysostomus und Augustinus, und ausführliche Anhänge, teils Übersetzungen, teils dogmatische, meist apologetische Ausführungen. — (669—670) **E. A. Floyer**, Explorations in eastern Egypt. Nachforschung der Berichte Caillauds und Benzonis über die Lage von Berenna. — (675—676) **R. Lanciani**, Notes from Rome. Im Jahre 1887 wurde in den Gärten des Sallust ein Marmorfragment gefunden, das den oberen Teil eines Sessels darstellte und Reliefs enthielt, welche Petersen als altgriechische Darstellungen der Geburt der Venus und der irdischen und himmlischen Liebe, das ganze Bruchstück aber als den Thron der Venus in dem hier befindlichen Tempel der Göttin erkannte; — Reste eines alten Viadukts der Straße des Ämilius Lepidus in die Maremmen (aus dem 6. Jahrh.) sind unterhalb der Piazza Crisogoro gefunden. — Bericht über die Folgen der Explosion des Pulvermagazins der Vigna Pia am 23. April c. — No. 3318, 30. Mai 1891 enthält nichts Philologisches.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

15

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 19. Dezember. 1891. № 51.

Inhalt.

Preisaufgabe.

Die Pariser Académie des sciences morales et politiques hat folgende Aufgaben archäologischen Inhalts zur Bewerbung gestellt: „Die sittlichen Ideen im alten Ägypten (für 1893; Preis: 2000 frs.); „Untersuchung über Naturphilosophie bei den Alten“ (für 1892; Preis: 4000 frs.).

Die neueste Hypothese zur Livius-Polybios-Frage.

Während in den ersten Zeiten des Streites über das Verhältnis von Livius zu Polybios in der dritten Dekade die Möglichkeit einer indirekten Abhängigkeit ungebührlich vernachlässigt wurde, so ist das in neuerer Zeit anders geworden. Teils durfte es von vornherein als wahrscheinlich gelten, daß Polybios nicht ohne Einfluß auf die römische Annalistik geblieben ist, teils auch schien man durch diesen Ausweg den Bedenken zu entgehen, welche gegen die unmittelbare Benutzung ins Feld geführt werden. Meines Erachtens freilich entspricht der Sachverhalt nach eingehender Prüfung dieser Annahme nicht, und wird man sich allseitig entschließen müssen, die Bedenken gegen direkte Benutzung als nicht gegründet zu erkennen.

Auch die neueste, auf vermittelte Abhängigkeit zielende Hypothese, enthalten in dem Aufsatz Soltaus „Zur Chronologie der hispanischen Feldzüge 212—206 v. Chr.“, Hermes 1891 S. 408—439, ist nicht glücklich. Wenn „alle Versuche, Coelius und Valerius zu Ausschreibern des Polybios zu machen, völlig Fiasko gemacht haben“, so gilt das von Soltaus Versuch, den Claudius an deren Stelle zu setzen, nicht minder. Gleich der erste Nagel sitzt nicht. Denn die Datierung von L. Scipios Tod 'octavo anno postquam in Hispaniam venerat' hat ebensowenig wie die analoge Liv. XXVIII 16, 14 'quinto quam P. Scipio provinciam et exercitum accepit' mit der verschiedenen Zählung nach Kriegsjahren von 219 oder 218 an das allergeringste zu schaffen. Doch ich verweise in allen Punkten auf meine „Historisch-kritischen Untersuchungen zur dritten Dekade“ und will mich hier nur an einen Punkt halten, welcher von grundsätzlicher Bedeutung für alle Livianischen Quellenuntersuchungen ist.

Die ganze Claudiushypothese ist nämlich, wie Soltau zugiebt, sehr bedenklich, wenn nicht wenigstens die größten, wörtlich übereinstimmenden Partien, also die über den makedonischen Schauplatz und über Masinissas Jugend — die sizilischen Abschnitte schließt Soltau von seiner Beweisführung leider aus — von den übrigen getrennt werden, da „ihre Be-

schaffenheit eine solche ist, daß eine indirekte Benutzung des Polybios ausgeschlossen ist". Ein Hauptbedenken würde der Hypothese übrigens auch so anhaften. Offengestanden ist mir nämlich unbegreiflich, wie Livius einen Autor, den er ebendeshalb vor Polybios bevorzugte, weil er die „wichtigsten Abschnitte aus Polybios übersetzte und sogar obenein noch die landläufige Tradition (Acilius) mit ihm kombiniert bot", einen Übersetzer des Acilius nennen konnte. Doch genug, jene Partien sollen von Livius nachträglich eingeschoben sein. Nun ist daran bisher kaum gerüttelt worden, daß Livius dergleichen nicht gethan habe, und meine Untersuchungen haben den Mommsenschen Satz aufs neue erwiesen: „Was Livius geschrieben hatte, das hatte er geschrieben". Es ist deshalb gut, die Fälle, wo Soltau das nachweisen zu können meint, alsbald zu prüfen.

1) „Liv. XXVI 24—26 ist möglichst unpassend am Jahresschluß angebracht nach einem Stück aus den annales maximi". — Richtig; aber bereits von mir erklärt S. 511: „in welchem unter anderem die Wahl des Valerius Laevinus zum Konsul wegen seiner vortrefflichen Leistungen im Kriege gegen Philipp vorkommt".

2) „Auch XXVII 29, 7 wird wieder mitten in die Berichte über die Erkrankung des Konsuls Crispinus und über die Ernennung eines dictator comitiorum causa erst eine römische Angabe über einen Streifzug des M. Valerius nach Afrika, dann der ausführliche griechische Bericht eingeschoben. Beides zeitlich durchaus verkehrt". — Dieser Satz ist doppelt unrichtig. Es ist hier keineswegs der Zusammenhang zerrissen, sondern der italische Feldzugsbericht davor und das stadtrömische Kapitel dahinter haben nur einen sachlichen Berührungspunkt. Die Stellung der beiden Abschnitte über Valerius und über Griechenland ist also die gewöhnliche. Der erstere ist ferner keineswegs zeitlich verkehrt, sondern kann nur in dieses Jahr gehören (vgl. XXVII 22, 9). Bleibt also einzig die Thatsache, daß der Abschnitt über Griechenland wie so viele Entlehnungen aus Polybios, groß und klein, mit falscher Jahresgleichung eingesetzt ist, was ich im einzelnen untersucht und erklärt habe.

3) „Liv. XXIX 12 ist wiederum mitten zwischen die Notizen der annales maximi (Spiele, Todesfälle, Verteilung der Provinzen) eingestreut". — Richtig, aber wiederum von mir S. 564 erklärt. Livius sieht sich hier genötigt, sein Schweigen über den makedonischen Krieg zu brechen durch die Notiz: P. Sempronius Tuditanus absens, cum provinciam Graeciam haberet.

4) Bei dem Exkurs über Masinissas Jugend, der allerdings mit seinen griechischen Namensformen (z. B. Oezalkes, lateinisch Isalca) eine rechte crux für jede Annahme indirekter Abhängigkeit ist, verstehe ich die Beweisführung überhaupt nicht. Wenn jede Unebenheit und jeder Widerspruch auf nachträglichen Einschub zurückgeführt werden soll, wird der ursprüngliche Livius ziemlich mager werden. Der Satz „Livius hat ein gewisses Taktgefühl, welches ihn hinderte, ganz heterogene Dinge in einem Atemzuge zu berichten und mit einander zu vereinigen" ist grundfalsch.

Lippstadt. H. Hesselbarth.

Programme aus Deutschland. 1891.

(Fortsetzung aus No. 50.)

I. Bieler, Über die Echtheit des Lucianischen Dialogs Cynicus. Gymn. Andreanum zu Hildesheim. 18 S.

Der Cynicus darf nach Bielers Ansicht mit Fug und Recht keinen Anspruch auf Echtheit machen. Die Schrift ist vielmehr das Werk eines Cynikers, dem es darauf ankam, die landläufigsten Vorwürfe gegen seine Sekte zu wiederlegen. Deshalb die so abweichende Physiognomie des Dialogs, die bereitwillige Zustimmung, die sich so wenig mit der Lucianischen Philosophie deckt. Absichtlich ist die Fälschung nicht; einem Sammler der Lucianischen Schriften kam diese Apologie des Cynismus durch Zufall in die Hände, und getäuscht durch den Lycinusnamen, gewährte er dem Findling Aufnahme unter den berechtigten Familiengliedern.

Hans Droysen, Zu Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία. Königstädt. Gymn. zu Berlin. 23 S.

Überblick über den Inhalt dieses „unvergleichlich glücklichen und reichen Fundes". Besonders völlig neu sei, was Aristoteles über die Gesetzgebung des Drakon berichtet.

H. Poppelreuter, Zur Psychologie des Aristoteles, Theophrast, Strato. Gymn. zu Saarbrücken. 52 S. 8.

Die Abhandlung versucht zu beweisen, daß weder Aristoteles, noch Theophrast, sondern erst der dritte Leiter der peripatetischen Schule, Strato von Lampsakus, die Lehre von einem Centralorgan der Wahrnehmung in dem Sinne ausgesprochen hat, daß ausschließlich ihm die Fähigkeit, psychische Empfindung zu erzeugen, zukomme, während alle übrigen Organe des Leibes derselben entbehrten und nur der Vermittelung physischer Bewegungsformen dienten. Aristoteles hat sich nirgends über diesen Punkt ausgesprochen.

Delke, Schillers Ansichten über die tragische Kunst verglichen mit denen des Aristoteles. Gymn. zu Helmstedt. 34 S.

Die Übereinstimmung der beiden Denker tritt besonders hinsichtlich der Form der tragischen Fabel vor Augen. Aber in Betreff der Wirkung ergeben sich wesentliche Unterschiede: nach antiker Anschauung nimmt der einzelne Mensch nur an dem Schicksal Nahestehender und Freunde Anteil, nicht an dem der ganzen Menschheit; nach moderner Anschauung dagegen ist das Objekt des Mitleids auf die gesammte Menschheit erweitert, es ist das Mitgefühl mit der leidenden Menschennatur überhaupt; die Furcht kommt in der modernen Theorie nicht zur Geltung.

M. Wallies, Die griechischen Ausleger der Aristotelischen Topik. Sophien-Gymn. zu Berlin. 27 S.

Gegenüber dem bisher maßgebenden Urteil von Brandis, nach welchem der größte Teil des unter dem Namen des Alexander von Aphrodisias überlieferten Kommentars zur Aristotelischen Topik Eigentum Alexanders sei, stellt Verf. in Ergänzung seiner Ausgabe des Kommentars fest, daß die Authentie von B. I—IV unzweifelhaft, dagegen ein großer Teil von B. V—VIII, durchweg Abschnitte, die auf späterer, durch einen Neapol. und die Aldina vertretenen Überlieferung beruhen, unecht sei. Daran schließt sich der Nachweis, daß die Erklärung des Ioh. Italus zu B. II—IV aus Alexander kompiliert ist. Zum Schluß eine kurze Besprechung des Kommentars von Leo Magentinus.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

Bonner Studien, Aufsätze aus der Altertumswissenschaft, Reinhard Kekulé zur Erinnerung an seine Lehrthätigkeit in Bonn gewidmet von seinen Schülern. Berlin 1890, W. Spemann. 260 S. 8. mit Radierung. 20 M.

(Schluß aus No. 50.)

Paul Wolters hat es unternommen, das Alter des Niketempels (S. 92—101, dazu T. V und VI mit architektonischen Aufnahmen) genau zu bestimmen. Aus der architektonischen Zurichtung der erhaltenen Steine stellt er zunächst in zwingender Beweisführung fest, daß zwar der Pyrgos mit dem noch erkennbaren Altar von Kimon erbaut worden sei, daß aber die Unregelmäßigkeit in der Stufenanlage der kleinen Marmortreppe nur dadurch erklärt werden könne, daß der Niketempel (in seiner gegenwärtigen Anlage) nicht einheitlich mit dem Pyrgos geplant worden sei, sondern einer spätern Zeit angehöre. Aus der Beschaffenheit der beiden Stufen, welche die Propyläen mit dem Nikepyrgos verbinden, ergiebt sich des weiteren, daß der Tempel erst nach dem Bau der gegenwärtigen Propyläen (oder doch nach dem Beginn dieses Baues) errichtet worden sein kann. So scheint nunmehr diese vielumstrittene Frage durch die Logik der Bausteine endgültig entschieden. Zum Schluß weist Wolters mit Hülfe der neugefundenen Marmorquadern, die zu dem Stirnpfeiler bei der kleinen Treppe gehören (vgl. Δελτίον 1889, S. 179 ff.), nach, daß zwischen diesem Pfeiler und der benachbarten Ante der Propyläen eine Marmorschranke vorhanden war, deren eigentümliche Anlage aus der an Wechselfällen so reichen Baugeschichte der Mnesikleischen Propyläen zu erklären ist.

S. 102—115 weist Friedrich Koepp (Nonniana zur Gigantomachie) in den Dionysiaca des Nonnus eine Reihe von Zügen nach, die aus älteren Gigantendichtungen entlehnt sind. In Ergänzung von Puchsteins schöner Untersuchung wird treffend gezeigt, daß zur Erklärung des pergamenischen Frieses neben dem unvollständigen und getrübten Bericht Apollodors auch noch andere Traditionen herangezogen werden müssen, mit deren Hülfe sich beispielsweise für den Gegner der Leto der Name des Porphyrion, für den des Zeus der des Enkelados wahrscheinlich machen läßt.

S. 116—125 trägt Friedrich Marx eine durchaus einleuchtende Kombination über die Venus des Lucrez vor. C. Memmius, der Schwiegersohn des Diktators Sulla, Prätor im Jahre 696/58, dem Lucrez in der Zeit zwischen Mitte 698/56 und 15. Oktober 699/55 (des Dichters Todestag) sein Lehrgedicht gewidmet hat, setzt (ebenso wie sein älterer Bruder Lucius) auf seine Denare das Bild einer nackten, auf einem Zweigespann stehenden Venus, auf die ein Amor zufliegt, — ein Typus von verbreiteter Geltung, der auch schon auf den älteren Denaren des Sex. Iulius Cäsar erscheint. Offenbar haben die beiden Memmii durch Annahme dieses Familienwappens ihre Zugehörigkeit zu der Partei und Familie des L. Cornelius Sulla dokumentieren wollen, der ja ein eifriger Verehrer der Venus war und sich als Ἐπαφρόδιτος zu bezeichnen liebte. Um Näheres über diese Schutzgöttin des sullanischen Hauses zu erfahren, müssen wir unseren Blick nach der Kolonie sullanischer Veteranen am Golf von Neapel (der Colonia Veneria Cornelia von Pompeii), lenken, wo sie eifrig verehrt wurde und mehrfach auf Wandbildern dargestellt ist, am deutlichsten in einem Gemälde der Casa dei Dioscuri, Helbig n. 295. Durch ihre Attribute (umgekehrtes Steuerruder, Scepter und Zweig) und den sternübersäeten blauen Mantel wird die *Venus fisica Pompeiana* als elementare Naturgöttin, die über Meer, Erde und Himmel Macht hat, durch den bei ihr stehenden Eros als Göttin der Liebe gekennzeichnet. Haben nun die Memmier auch für ihre Münzen nicht diesen künstlerischen Typus der sullanischen Venus (dessen Herkunft noch nicht ermittelt ist), sondern nur ein allgemeines Bild der Liebesgöttin gewählt, so geben doch eben die Verse des Lucrez die Gewähr, daß die Venus, als deren Liebling C. Memmius vom Dichter gefeiert wird (V. 26), eben jene *Venus fisica* sei: denn deutlich wird deren Herrschaft über Gestirne, Meer und Erde hervorgehoben — V. 21 und 107 wird auf ihr *gubernaculum* angespielt —, und nur eine solche Göttin konnte als geeignete Beschützerin eines Dichters, der *de rerum natura* schrieb, erscheinen.

S. 126—138 behandelt Johannes Boehlau die Mythen von Butes und Koronis. Sehr hübsch wird durch eine eingehende Betrachtung der homonymen Gestalten das Wesen der Koronis festgestellt und die Weiterentwickelung ihres Mythus dargelegt. Weniger gelungen scheint mir die Behandlung des Butes, der als Hypostase des Poseidon bezeichnet wird, ein Kunstausdruck, der von dem Standpunkt aus, den Böhlau in der Mythenforschung einnimmt, wenig glücklich gewählt scheint: auch müssen ja ursprünglich im Wesen des Butes, wie schon der Name zeigt, andere Elemente vorgewogen haben; auch seine Beziehungen

zu Boreas und Dionysos werden nicht hinlänglich klar. Die Frage, welcher Bevölkerungsschicht Butes in Athen angehört, und wie sich diese zu den Verehrern des Poseidon-Erechtheus verhielt, wird ebensowenig berührt wie die andere nach der ursprünglichen Bedeutung seiner Verbindung mit Koronis und der Geschichte seiner Wanderungen. Vielleicht hätte ein Teil dieser Fragen gelöst werden können, wenn Boehlau versucht hätte, aus den verschiedenen Parallelmythen die einfachste Formel der Sage, ihre Bedeutung und ihr allmähliches Werden herauszuschälen. Allein diese Fragen hat der Verf. wohl mit Rücksicht auf die Uneinigkeit, die noch heute über die Grundsätze der griechischen Mythenbildung herrscht, absichtlich vermieden; sein Verdienst, die Untersuchung über die göttlichen Stammeltern des Eteobutadengeschlechtes um ein Bedeutendes gefördert und in die richtigen Bahnen geleitet zu haben, soll dadurch nicht geschmälert werden.

S. 139—142 (Tafel VII) hat Alfred Gercke einer Marmorbüste der herkulanischen Villa dei Papiri (Comparetti e de Petra, *La villa Ercolanese dei Pisoni*, T. 21, 2), die bisher völlig willkürlich als Bildnis des Attilius Regulus bezeichnet wurde, zu ihrem richtigen Namen verholfen: sie stellt, wie die Silbermünzen der pergamenischen Könige beweisen, den Gründer der Dynastie, Philetairos (343—263), als gereiften Mann dar nach einem Original, das etwa zu Beginn des dritten Jahrhunderts verfertigt worden sein mag. Vielleicht verhilft diese Festsetzung dazu, die Rätsel zu lösen, die noch immer über Auswahl und Bestimmung der im Garten der Villa aufgestellten Feldherrngalerie schweben.

S. 143—153 (dazu Tafel VIII u. IX) bespricht Franz Winter unter der Überschrift Iakchos einen bisher unbeachteten Kopf des Braccio nuovo im Vatikan (Helbig, Führer durch die Antikensammlungen in Rom S. 11, n. 9), den er durch eine treffende Stilanalyse als Nachbildung eines Werkes aus der Mitte des fünften Jahrhunderts erweist. In lehrreicher Weise erörtert hierbei der Verf. die zwei verschiedenen Proportionssysteme, die in der antiken Skulptur für die Einteilung der Köpfe gebräuchlich waren, und die er *a potiori* als attisches und als olympisches System bezeichnet, nicht ohne selbst darauf hinzuweisen (S. 152), daß darin keine entscheidenden Kennzeichen für die Kunstschulen gesucht werden dürfen. Wenn für die attische Herkunft des besprochenen Kopfes noch geltend gemacht wird, daß er nach attischen Maßeinheiten (Daktylen und Palaisten) proportioniert ist, so müssen wir gegen die Beweiskraft dieser Beobachtung noch Zweifel offenhalten, bis Winter — was hoffentlich recht bald geschieht — das einschlägige, reiche Material, das er durch Messung zahlreicher Figuren zusammengebracht hat, vorgelegt haben wird. — Was die Deutung des Kopfes betrifft, der über der Schläfengegend jederseits zwei eigentümliche (gebrochene) Ansätze zeigt, so sind die Akten darüber noch nicht geschlossen. Winter ergänzt die oberen Ansätze als Stierhörner und bezeichnet unter Hinweis auf die Iakchosgruppe des älteren Praxiteles (Pausan. I 2, 4) den Kopf als Iakchos, indem er im Ausdruck des Antlitzes denselben Charakter einer Unterweltgottheit erkennt, den Benndorf an dem eleusinischen Kopfe nachgewiesen hat. Dagegen will Kern, Athen. Mittheil. des arch. Instit. XVI S. 2, den vatikanischen Kopf zu dem jugendlichen, gehörnten Lockenkopf, der auf Münzen von Byzanz begegnet (Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1889 S. 71), in Beziehung setzen, und neuerdings hat ihn Sauer, Röm. Mitteil. des arch. Inst. 1891 S. 153, als Kopf des halbverwandelten Aktaion (mit Tierohren und Hirschhörnern) erklärt.

Jan Six veröffentlicht S. 154—157 (T. X—XII) drei attische Lekythen, zwei davon (nach Aquarellen Winters) in polychromer Wiedergabe, was umso dankenswerter ist, als Denkmäler dieser Art der farbigen Wiedergabe, welche sie in erster Linie verdienen und erfordern, nur selten teilhaftig werden. Besonders interessant ist das von Six eingehend gewürdigte Gefäß auf T. X, das auf einer stelenähnlichen Basis die Grabfigur eines Jünglings zeigt.

Felix Bölte sucht S. 158—165 Platons Standpunkt im Philebos klarzulegen, indem er die metaphysischen Prinzipien dieses Dialoges, welche sich mit der Ideenlehre nicht decken, als das Ergebnis eines äußerlichen Kompromisses mit den Hedonikern erklärt, zu welchem Platon durch sein persönliches Verhältnis zu Eudoxos von Knidos gedrängt worden war.

S. 166—175 liefert Herrmann Winnefeld mit seiner Charakteristik des Vasenmalers Assteas einen wertvollen Baustein zu der bisher arg vernachlässigten Geschichte und Kritik der unteritalischen Vasenmalerei. Er weist zunächst die Meinung zurück, daß Pästum der Mittel- oder Ausgangspunkt der lukanischen Vasenindustrie sei, und zeigt dann, gestützt auf eine Reihe treffender Einzelbeobachtungen, wie Assteas, der nach dem Ausweis der Fundthatsachen in Pästum seine Heimat hatte, von einer ganz veralteten Richtung

ausgehend, sich plötzlich die Manier der aufblühenden apulischen Vasenmalerei anzueignen gesucht hat.

S. 176 f. veröffentlicht Harold N. Fowler eine archaische Bronze in Boston, die aus der Nähe von Sparta (?) stammen soll. Sie stellt einen nackten, rückwärts gebeugten Mann dar, der auf den Schultern zwei Löwen hält, und bildet ein wertvolles Glied in der bekannten, insbesondere durch etruskische Henkelfiguren vertretenen Typenreihe.

S. 179—187 giebt Julius Ziehen Beiträge zur Aktaionsage. In den Bildwerken, welche Aktaion mit umgeworfener Hirschhaut zeigen, will er nicht den Einfluß einer abweichenden rationalistischen Sagenversion, für die man Stesichoros Fragm. 68 (Pausan. IX 2, 3) geltend gemacht hat, sondern nur das Bestreben ersehen, die Metamorphose durch ein einfaches Kunstmittel in anspruchsloser Weise anzudeuten, ähnlich etwa wie Polygnot in der Nekyia Aktaion auf einer Hirschhaut, Kallisto auf einer Bärenhaut sitzend dargestellt habe. Diese rein prinzipielle Frage der Exegese wird sich nur durch Heranziehen weiterer Analogien entscheiden lassen; es darf aber nicht übersehen werden, daß Polygnot durch jene charakteristischen Zuthaten die erwähnten Personen nicht im Augenblick der Verwandlung darstellen, sondern nur an ihre Lebensschicksale erinnern wollte. S. 184 f. weist Ziehen an der Hand der kampanischen Wandbilder nach, wie für die Sagenversion, daß Aktaion die Artemis nackt im Bade erblickt hat, in hellenistischer Zeit erst allmählich ein bestimmter Typus geschaffen wurde, und stellt die betreffenden Denkmäler zusammen (S. 179 wird die Skizze eines Neapler Thonreliefs dieses Gegenstandes gegeben).

S. 188—193 bespricht Walter Immerwahr Rheasage und Rheakult in Arkadien. Er scheidet „die Kulte des Lykaiongebietes, welche in Verbindung mit der Zeusgeburt Rhea als Göttin des fließenden Wassers betrachten und jungen Ursprungs sind", von den Kulten von Mantineia und Methydrion, die böotischer Herkunft sind, in bedeutend ältere Zeit hinaufreichen und „eigentlich nur eine Metastase der Demeter darstellen", ein Ausdruck, der uns über die Art, wie der Verfasser diese Kulte entstanden glaubt, einigermaßen im unklaren läßt. Auch wird nicht angedeutet, wie die gewonnenen Resultate mit der herrschenden und, wie es scheint, vom Verfasser nicht angefochtenen Ansicht, daß Rhea eine aus Kleinasien übernommene Gottheit sei, auszugleichen seien.

S. 194 ff. weist Erich Pernice (Zum Nordfries des Parthenon) an der bei Michaelis, Parthenon T. 13. X L I, abgebildeten Friesplatte treffend eine Überarbeitung nach, durch welche die bei der ersten Umrißarbeit im Marmor verzeichneten Konturen eines Pferdekopfes in geschickter Weise in den Mantel eines voransreitenden Jünglings verwandelt worden sind. Für die Arbeitsmanier der Bildhauer des Frieses ergeben sich dabei manche hübschen Beobachtungen.

S. 198 f. publiziert Alfred Körte eine (von Kekulé ans Licht gezogene) rot- und schwarzfigurige Pamphaiosschale des Bonner Provinzialmuseums und sucht ihre Stellung in der Reihe der Gefäße dieses noch so sehr in archaischer Manier befangenen Meisters zu bestimmen.

S. 203-213 veröffentlicht Herrmann Ullmann (Eine verschollene Pallas Athena des Sandro Botticelli) eine in den Uffizien aufbewahrte Handzeichnung des Sandro Botticelli, in der er den Entwurf zu einem kürzlich von Müntz (Histoire de l'art pendant la Renaissance, I, Titelblatt) veröffentlichten gestickten Teppich mit der Darstellung einer Pallas Athene erkennt. Er weist dann nach, daß diese Figur mit einer von Vasari beschriebenen Pallas übereinstimmt, welche Botticelli für Lorenzo Magnifico gemalt hat, und bespricht eingehend das Verhältnis dieses Malers zur Gedanken- und Formenwelt der Antike.

S. 214—222 macht Erich Preuner Ergänzungsvorschläge zu Inschriften griechischer Bildhauer. Im Epigramm Loewy n. 170 wird durch seine Konjektur der Gedanke wohl richtig wiedergegeben, gegen die Form flößt die syntaktische Härte, mit der V. 3 ff. und V. 5 verbunden werden, Bedenken ein. In den Erörterungen über Loewy n. 532 können wir keinen Fortschritt sehen; der Vorschlag von Gomperz, Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller IV (Wiener Sitzungsberichte CXXII) S. 7, ist Preuner noch unbekannt geblieben. Im Epigramm Loewy n. 93 *b* hat Preuner vorausgesetzt, der Inhalt der fehlenden Halbverse habe die Erzählung gebildet, daß der Sieger ἐγ νίκας ἔτι θερμὸς ἐὼν zur kastalischen Quelle gelaufen sei, um dort ein Bad zu nehmen — eine Voraussetzung, die wenige teilen werden. Dagegen wird richtig aus der Geschichte des Knabenpankration in Delphi das Jahr 342 als terminus a quo für die Statue des Lysipp erschlossen. — Die Ergänzung ἐν Ἰσθμῷ in der ersten Zeile des Epigramms n. 120 Loewy dürfte das Richtige treffen; der Versuch Εὐάγκρατος in Z. 3 als Eigen-

name zu fassen, löst zwar auch nicht alle Schwierigkeiten, ist aber sehr erwägenswert; die etwas geschraubte Pointierung würde dem Geiste dieser Verse nicht widersprechen.

Max Ihm behandelt S. 223-239 römische Spieltafeln. Aus litterarischer Überlieferung sind uns zwölf Monosticha der sog. *poetae scholastici* bekannt (Riese, Anthol. latina 495—506; Baehrens, Poetae latini minores, IV p. 119), die sich auf eine besondere Art von Brettspiel beziehen und bestimmt waren, auf die Spieltafeln in der Weise aufgeschrieben zu werden, daß jeder der 36 Buchstaben ein Feld darstellt. Solche Tafeln mit Sprüchen, die sich meist auf das Spiel selbst beziehen, sind in ziemlicher Zahl erhalten. Ihm hat ihrer einundfünfzig zusammengetragen und die Inschriften sprachlich und sachlich erläutert.

Richard Heinze veröffentlicht S. 240—247 eine panathenäische Amphora des akademischen Kunstmuseums zu Bonn (aus der Sammlung Fontana, vgl. Archäologisch-epigr. Mitteil. aus Österreich II S. 23 f.), deren Rückseite, ebenso wie eine (nur in der Beschreibung mitgeteilte) panathenäische Vase im Gerhardschen Apparat zu Berlin (XI 92) einen Auloden mit einem Auleten auf einem Bema zeigt. Mögen nun auch über die Bestimmung dieser inschriftlosen „panathenäischen Amphoren" verschiedene Ansichten gestattet sein, so ist doch außer Zweifel, daß das Bild des aulodischen Agons als Revers zu dem Bild der Athena nur darum gewählt wurde, weil dieser Wettkampf schon zur Zeit, als die Vase verfertigt wurde (schwerlich später als im Jahre 500), an dem Panathenäenfeste eine Rolle spielte; so kann also das Gefäß als vollwichtiges Zeugnis gelten für eine Thatsache, die sich bisher nur aus einer Notiz des Plutarch (De musica c. 8) erraten ließ, wo ἡ τῶν Παναθηναίων γραφὴ ἡ περὶ τοῦ μουσικοῦ ἀγῶνος als Quelle für die Geschichte der Aulodik genannt wird. Da der Sänger auf der Vase unbärtig dargestellt ist, liegt es nahe, an einen Knabenagon zu denken, ohne daß freilich bei der Sorglosigkeit, die an ähnlichen Malereien nicht selten hervortritt, jeder Zweifel an der Absichtlichkeit dieses Details ausgeschlossen wäre.

Den Beschluß bildet eine fein durchgeführte Studie von Georg Loeschcke über bildliche Tradition (S. 248—260), in der nachgewiesen wird, wie aus dem Schema des „Mannes zwischen zwei Pferden", das sich schon auf Dipylonvasen findet, unter dem Raumzwang des Rundbildes die „Gruppe der ansprengenden Rosse und des zwischen ihnen knieenden Mannes" entsteht, wie dann weiter diese Formel durch leichte Umbildung, Ausdeutung, Mißdeutung verschiedenen Inhalt gewinnt, wie sie als Bild des Reiterkampfes, des Amazonenkampfes, des Kentaurenkampfes verwertet wird, um endlich in letzterer Gestalt in die Friesskulptur überzutreten. (Eine weitere Entwickelung vertritt das Schulterbild einer Nikosthenesvase in Wien, Klein n. 20). Daran anknüpfend zeigt Loeschcke des weiteren, daß die attischen Vasen aus der zweiten Hälfte des VI. Jahrh., in denen das Schema des Reiterzweikampfes auf den Zweikampf von Amazonen und von Achill und Penthesileia übertragen erscheint, von ionischen Vorbildern abhängen. Durch eine geschlossene Kette von äußerst interessanten, noch unverwerteten Vasengemälden (Petersburger Eremitage n. 54, Zürich n. 4), die S. 256 und 259 reproduziert werden, wird in scharfsinniger Erörterung, auf die ich mir leider versagen muß hier näher einzugehen, der zwingende Nachweis erbracht, daß die Vorstellung von den berittenen Amazonen bei den Ioniern und nur bei ihnen seit alters volkstümlich gewesen sei; damit ist aber für die von Welcker und Benndorf verfochtene Ansicht, daß in der Aithiopis des Arktinos die Amazonen zu Pferde erschienen seien, eine neue Stütze aus der bildlichen Tradition gewonnen.

Diese Übersicht mag genügen, um eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der „Bonner Studien" zu geben. Sind auch nicht alle Beiträge gleichwertig, — wo „Schüler" von so verschiedener Semesterzahl nebeneinander zu Worte kommen, kann dies nicht erwartet werden — so überwiegt doch weitaus das Treffliche; das gewöhnliche Begleitübel der Gelegenheitsschriften, der Charakter des Unfertigen, eilig und ad hoc Zusammengerafften, macht sich kaum hier und da störend bemerkbar. Die Bonner Schule hat mit dem stattlichen Band nicht nur ihren Lehrer erfreut und geehrt, sie hat damit auch den weiteren Kreisen von Fachgenossen ein wertvolles Geschenk gemacht, das diese mit umso größerer Freude begrüßen können, als auch der Veranlassung, welcher der Band sein Entstehen dankt, ihr Stachel genommen ist: der gefeierte Lehrer hat mit dem Scheiden aus Bonn seine akademische Wirksamkeit nicht abgebrochen, sondern an dem neuen Wirkungsorte wieder aufgenommen, sodaß der Wunsch nicht aussichtslos ist, daß ihm auch unter den geänderten Verhältnissen eine gleich anregende und erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten vergönnt sein möge.

Innsbruck. Emil Reisch.

Leopold Eysert, Rhesus im Lichte des Euripideischen Sprachgebrauches. Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Böhm. Leipa 1891. 36 S. 8.

Diese gründliche, auf ausgedehnten lexikalischen Sammlungen beruhende Abhandlung stellt sich nicht die Aufgabe, die Echtheit des Rhesos in Schutz zu nehmen. Sie läßt vielmehr den Hauptpunkt der Frage, die ästhetische Seite, außer acht und sucht nur darzuthun, daß die Beweise, welche man bisher gegen die Echtheit des Stückes den sprachlichen Eigentümlichkeiten desselben entnommen hat, auf Vorurteil und mangelhafte Kenntnis des ganzen Euripideischen Sprachgebrauchs zurückzuführen sind. So ergiebt z. B. die Zusammenstellung der ἅπαξ λεγόμενα, daß nach der Zahl derselben der Kyklops überdem Rhesos steht, und daß der Ausspruch von Valckenaer „vocabula innsitata plura in uno Rhesi dramate inveniri quam et in superstitibus Euripidis tragoediis et in deperditarum reliquiis omnibus“ hinsichtlich der ἅπαξ λεγόμενα unbegründet ist, da auf den Rhesos nur der 18. Teil der 482 ἅπαξ λεγόμενα, die sich bei Euripides finden, entfällt. Auch die Betrachtung der dem Euripides eigentümlichen Wörter ergiebt, daß der Rhesos keine Ausnahmestellung unter den Dramen des Euripides einnimmt. Zu der Zusammenstellung bemerke ich, daß πολίοχος bei Äsch. Sieb. g. T. 106 von Dindorf hergestellt worden ist. Weiter werden die Tragodumena behandelt, worunter der Verf. Wörter versteht, „die von den Tragikern entweder neugebildet wurden und dann in das Gemeingut der Sprache übergingen oder aus dem vorhandenen Sprachschatze der Prosa zuerst Aufnahme in die tragische Sprache fanden und daselbst nur einmal gelesen werden“. Hierbei wird die Beobachtung gemacht, daß die Medea, Alkestis, Herakliden am glattesten geschrieben sind, die beiden Iphigenien dagegen, die Phönissen, der Ion, der Orestes, der Herakles eine reiche Anzahl selten wiederkehrender Ausdrücke bieten. Auch bei der folgenden Vergleichung der homerischen Anklänge und der Entlehnungen behält der Verf. gewiß besonders Hagenbach (De Rheso trag., Basel 1863) gegenüber recht mit der Behauptung, daß man im Rhesos weder ein sprachlich abnormes noch ein musivisches Machwerk erblicken darf. Aber auch hier muß weniger gezählt als gewogen werden. Vor allem möchte ich fragen, ob ἀνθρωποδαίμων (971) nicht ein Begriff ist, welcher einem Griechen zur Zeit des Euripides ganz fern liegt. Kaum kann Euripides πολλοὶ μὲν ἱππῆς, πολλὰ πελταστῶν τέλη, πολλοὶ δ' ἀτράκτων τοξόται, πολὺς δ' ὄχλος γυμνής (311) geschrieben haben. Fremdartig berührt τείνεσθαι εἴς τι (875), προταινί (523), die Formen δόρη (274), δέχθαι (525), vor allem aber μέμβλωκα (629). Die Form ἐσεῖται Iph. A. 782 darf man nicht gegenüberhalten, da diese Stelle zu den zahlreichen Interpolationen des Stücks gehört. Zur Charakteristik der sprachlichen Seite gehören noch andere Eigentümlichkeiten, welche der Autorschaft des Euripides nicht gerade günstig sind, z. B. das viermal wiederholte ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν (150, 155, 221, 589) mit ναῦς ἐπ' Ἀργείων πόδα (203), das ewig wiederkehrende στείχειν (86, 138, 201, 291, 296, 299, 582, 594, 628, 992, 993). Nimmt man hiezu die Ökonomie des Dramas, die διάνοια desselben, die Angaben der Hypothesis, so kann ja wohl kein Zweifel sein, daß das vorliegende Drama nicht der Rhesos ist, welchen Euripides aufgeführt hat. Doch mit dieser Frage wollte sich ja der Verf. nicht beschäftigen. Jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, verschiedene Irrtümer berichtigt zu haben.

München. Wecklein.

Aristophanis comoediae. Annotatione critica, commentario exegetico et scholiis Graecis instruxit **F. H. M. Blaydes.** VII Acharnenses. Halle 1887, Waisenhausbuchhandlung. XX, 509 S. VIII Ranae. 1889. XXVI, 551 S. IX Nubes. 1890. XXXXII, 608 S.

Von Blaydes großer Aristophanesausgabe sind in den letzten Jahren der 7., 8. und 9. Band erschienen, enthaltend die Acharner, die Frösche und die Wolken, und es bleiben, da die Fragmente als 12. Band schon früher herauskamen, nur noch zwei Stücke, die Ritter und die Wespen, rückständig, sodaß zu erwarten steht, es werde das umfangreiche Werk in absehbarer Zeit seinen Abschluß erreichen. Eine umfassende Aristophanesausgabe, die in gleicher Weise die Kritik wie die Erklärung fördert, indem sie das bisher Geleistete bündig und klar zusammenfaßt und wenn möglich zugleich die Forschung selbständig weiterführt, ist ein unleugbares Bedürfnis; aber ebenso unbestreitbar ist und bleibt es auch nach jedem neu erscheinenden Bande, daß die vorliegende Ausgabe diesem Bedürfnis in keiner Weise abhilft. Es ist darüber wie von andern Beurteilern so auch von dem Unterzeichneten in dieser Zeitschrift (Jahrg. VI 1886 n. 31/32 Sp. 965—972) bei Gelegenheit der Besprechung der Textausgabe von Blaydes Klage geführt; aber alle Ausstellungen, so eingehend und sachgemäß sie waren, sind vergeblich geblieben und haben an dem Charakter der Ausgabe nichts geändert. Auch in den vorliegenden Bänden tritt uns dieselbe erschreckende Fülle und Unübersichtlichkeit entgegen, welche die vorhergehenden Bände so ungenießbar machte. Zwar unterscheiden

sich die Wolken dadurch auf den ersten Blick in vorteilhafter Weise von den beiden andern Stücken, daß die „Addenda et Corrigenda“, ohne die es Blaydes nun einmal nicht thut, zu 580 Seiten nur 28 Seiten umfassen, während er es in den Acharnern auf 59 bei 449 Seiten brachte, in den Fröschen auf 44 zu 506 (hier sogar ein „supplementum Addendorum!“). Umgekehrt ist die praefatio von 16 und 22 Seiten in den Acharnern und Fröschen auf 37 Seiten in den Wolken gestiegen; indessen wenn man sie genauer besieht, ist sie ebenso oberflächlich und inhaltsleer und geht um die Sachen herum wie ihre Vorgänger und gleicht ihnen auch darin, daß der Herausgeber zum Schluß versichert, gerade auf dieses Stück die meiste Mühe und Sorgfalt verwendet zu haben. Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen, und wir wollen mit Herrn Blaydes nicht darum rechten, sondern ihm gern zugestehen, daß er ein unermüdlich fleißiger Arbeiter ist; aber er ist eben nur ein Arbeiter und kein Baumeister. Er schleppt mit unsäglicher Geduld und Ausdauer die Materialien von allen Seiten herbei und schichtet sie auf und neben einander, wie sie ihm gerade zur Hand kommen; aber er weiß aus ihnen nichts Einheitliches zu gestalten und wird die Geister, die er rief, nicht los. Er steht nicht über dem Stoff und weiß ihn nicht zu beherrschen; er geht in der Wortkritik unter und mäkelt und nörgelt an den einzelnen Worten herum, ohne den Zusammenhang, in dem sie mit ihrer Umgebung stehen, im Auge zu behalten. Blaydes ist ein überaus kurzsichtiger Kritiker, wenn man überhaupt jemanden einen Kritiker nennen kann, der fast nirgends zu einem festen Ergebnis gelangt, sondern unentschlossen zwischen Lesarten und Konjekturen hin und her schwankt, um sich oft aus seiner verzweifelten Lage durch das klassische Wort „sed nil temere mutandum“ zu retten. Man muß ja anerkennen, daß er trotz seiner maßlosen Sucht zu konjizieren den Text von seinen Einfällen ziemlich frei gehalten hat; indessen den Namen einer „recensio“ kann man seiner Textgestaltung trotzdem nicht zugestehen, dazu ist sie zu unmethodisch und unzuverlässig. Ganz unmethodisch ist vor allem die Behandlung der Hss. So finden wir in den Wolken nicht weniger als 66 Hss verzeichnet, deren Lesarten in wechselvollster Auswahl angeführt werden, ohne daß Vollständigkeit angestrebt wäre (so bricht oft die Aufzählung mit einem harmlosen „etc.“ ab!). Blaydes hat die Naivetät zu glauben, man werde mit Hülfe seines Apparates nun imstande sein, das Verhältnis und den Wert der einzelnen Hss zu bestimmen. Das ist doch vielmehr die erste Pflicht des Herausgebers, der sich vor allem darüber klar werden muß, welche Hss überhaupt Beachtung verdienen, und der dann aus diesen das gesamte Material mit peinlichster Sorgfalt verzeichnen muß, wie es in der von Velsen begonnenen Aristophanesausgabe, deren baldigste Fortsetzung durch Zacher erwünscht wäre, in so musterhafter Weise geschehen ist. Wie Blaydes die Pflicht des Kritikers auffaßt, erhellt am einfachsten aus der verblüffenden Thatsache, daß er es nicht für nötig gehalten hat, die anerkannt besten Aristophaneshss, den Ravennas und Venetus, mehr als „passim“ zu vergleichen. Und dabei ist der apparatus criticus noch das Beste an der ganzen Arbeit; denn er giebt doch wenigstens ein reiches Material, wenn auch allerdings derjenige, der Blaydes aus jahrelanger Benutzung kennt, ihm nichts ohne Nachprüfung glaubt, die oft genug zu seinem Nachteil ausfällt, — der sogenannte Kommentar dagegen ist ein langweiliges und wüstes Konglomerat, das sich zusammensetzt aus den in erschreckender Vollständigkeit aus Dübner abgedruckten Scholien (ob Blaydes wohl von Zachers Untersuchungen rechte Kenntnis hat?), den ebenfalls wörtlich wiederholten Bemerkungen früherer Erklärer (denn Blaydes spricht gar zu gern mit den Worten anderer) und einer verschwenderischen Fülle von Parallelstellen, die wohl meist mit Hülfe der Lexika (für die Komödie lieferte Jacobis Index, so unzulänglich er ist, ein reiches Material) ohne Rücksicht auf die Stilarten aus den verschiedensten Schriften, sogar aus dem Neuen Testamente, zusammengetragen sind. Es soll indes nicht bestritten werden, daß sich darunter auch ganz brauchbare Sammlungen, besonders sprachlicher Beobachtungen finden; nur vermißt man mit Bedauern einen Index, der die Auffindung derselben erleichterte. Auf die Bequemlichkeit und die Geduld seiner Leser nimmt Blaydes überhaupt gar keine Rücksicht: er wiederholt schon Gesagtes unendliche Male in mannigfaltigster Wandlung, reißt Zusammengehöriges auseinander und verweist von dem einen seiner Kommentare auf den andern, um sich nicht selten dabei auf Widersprüchen ertappen zu lassen. Dies alles ließe sich mit vielen ungesucht sich bietenden Beispielen belegen, wenn zu hoffen stände, daß dies auf die Gestaltung der beiden noch ausstehenden Bände von erheblichem Einfluß sein würde. So aber mag es unterbleiben — die Benutzer werden ohnehin schon alles und noch viel mehr, als hier in der Kürze gesagt werden konnte, schaudernd selbst erkennen.

So sehen wir denn mit Ergebung den beiden letzten Stücken entgegen, wollen aber nicht unterlassen, dem Herausgeber zur endlichen Vollendung seines ihm doch wohl trotz alledem ans Herz gewachsenen Werkes Geduld und Kraft zu wünschen.

Frankfurt a. O. O. Bachmann.

Apulei de Psyche et Cupidine fabula adnotationibus criticis instructa a Carolo Weymann. (Freiburger Lektionskatalog, Sommer 1891.) Freiburg in der Schweiz 1891, S. Pauli. VI, 60 S. 4. 2 M.

Nach einer Bemerkung in dem Vorwort will der Herausgeber diese kritische Ausgabe als einen Vorläufer einer Bearbeitung mit erklärenden Anmerkungen angesehen wissen. Seit dem letzten Erscheinen des trefflichen Jahn-Michaelisschen Textes der *bella fabella* war in verschiedenen Aufsätzen namentlich von E. Rohde, Petschenig, Koziol u. a. so viel für die Kritik geleistet worden, daß schon durch Benützung derselben ein wesentlicher Fortschritt gemacht werden konnte. Das hat Weymann auch gewissenhaft gethan und dabei nur die Bemerkungen von Rohde im Rheinischen Museum XLIII (1888) S. 467 fg. übersehen. Er hat sich aber hiermit nicht begnügt, sondern durch einen konservativeren Standpunkt als seine Vorgänger und durch strenge Berücksichtigung des Sprachgebrauchs einen beträchtlich abweichenden Text geschaffen. Anerkennung verdient auch die Enthaltsamkeit in der Mitteilung eigener Vermutungen, während mehrere scharfsinnige Vermutungen L. Traubes, dessen Unterstützung sich der Herausgeber erfreuen konnte, meist Aufnahme gefunden haben. Trotzdem erheben sich, wie es ja die Natur derartiger Arbeiten mit sich bringt, auch gegen diese Textgestaltung manche Bedenken, von denen ich einige im folgenden mitteile.

IV 28 (S. 1, 10) ist die neuerdings auch von O. Crusius im Philologus XLIX (1890) S. 678 empfohlene Änderung Traubes *Venerem* <*venerabantur*> wahrscheinlicher als die Lesart der alten Ausgaben *Venerem religiosis adorationibus* <*venerabantur*>. Möglich ist aber auch, daß Apuleius <*adorabant*> *adorationibus* (*adorabant orationibus* Bährens) geschrieben hat. — V 29 (1, 22) hätte sich W. nicht durch das Homoioteleuton zur Aufnahme seiner Konjektur *praetermeantur* verleiten lassen sollen. Hildebrands *praetereuntur* liegt der handschriftlichen Überlieferung *preferuntur* näher. — Ebd. (1, 23) ist Rohdes Vorschlag *deseruntur* für *perferuntur* doch keineswegs sicher. — V 30 (2, 16) hat Oudendorps *usurpaverit* für das handschriftliche *usurpauit* mindestens ebensoviel für sich wie das von W. hergestellte *usurparit*. Man bedenke nur die Schreibung *usurpaûit*, die sich schon in älteren Handschriften als F findet. — Ebd. (2, 16) wird der Anstoß an der überlieferten Lesart *iam faxo huius etiam ipsius inlicitae formonsitatis paeniteat* allerdings durch Jahns Änderung *eam ipsius* beseitigt. Aber durch zwei Pronomina wird die *formonsitas* doch zu stark hervorgehoben. Ich möchte daher annehmen, daß Apuleius *etiam ipsam* geschrieben hatte und dies wegen der folgenden Genetive den Kasus gewechselt hat. — V 31 (2, 34) ist *reflui litoris* eine der bei Apuleius nicht seltenen kühnen Metaphern und nicht in der Bedeutung *zurückfliessen machend* zu halten, sondern heißt: *das Ufer, wo die Wellen zurückfliessen*. — Ebd. (2, 37) ist Traubes Konjektur *et ipsum quod incipit velle cetus* (*et* die Hss) *statim, quasi pridem praeceperit, non moratur marinum obsequium* nicht zu billigen. κῆτος werden im Griechischen wie im Lateinischen nur die fabelhaften tierischen Mischwesen genannt, nicht die im folgenden aufgezählten Seedämonen von menschlicher oder halb menschlicher Gestalt. Aber wir sind auch nicht berechtigt, mit Jahn *ei statim* einzusetzen, da der Dativ hier unnötig und unbequem ist. Vielmehr ist *et* einfach mit einigen Handschriften zu streichen. Es ist aus dem vor der *s impura* von *statim* angefügten *e* entstanden. — IV 32 (3, 17) wird *tanto numine* gut verteidigt. Aber leichter als das aufgenommene *de* konnte vor *et*, namentlich wenn es wie fast immer in F mit der bekannten Abkürzung geschrieben wird, *a* ausfallen. So zu schreiben hat schon Price vorgeschlagen. — IV 34 (4, 18) möchte ich die der Überlieferung sehr nahe kommende Lesart *qui totius orbis exitio natus est* gegenüber der von W. aufgenommenen Konjektur Traubes *qui devotis et orbatis ex. n. e.* schon wegen der Übereinstimmung mit dem Milesischen Orakel halten. — V 1 (5, 1) kann das viel besprochene *bestiis et id genus pecudibus* nicht verteidigt werden. Denn die von W. angeführte Stelle IX 10 *scrupis et huiusce modi stirpibus* ist selbst verderbt (s. Haupt, Opusc. III S. 358). Ich vermute *ingentibus pecudibus*. — V 4 (6, 6) kann *redditum* unmöglich die Bedeutung von *factum* haben. Ich finde jedoch keine sichere Verbesserung; *ut est natura mulierum* paßt dem Sinne nach gut, liegt aber von der Lesart der Handschriften zu weit ab. — V 10 (8, 24) verteidigt W. die überlieferte Lesart *rarissimo Venerem meam recolentem*, hat jedoch nachträglich selbst bemerkt (s. oben S. 385 fg.), daß das aus der Apologie angeführte Beispiel den

adverbialen Gebrauch von *rarissimo*, den auch Hildebrand annimmt, nicht beweist. Aber wenn man auch die Möglichkeit dieser Bedeutung zugiebt, so bleibt der Ausdruck doch ungeschickt und selbst für Apuleius zu gesucht. Namentlich paßt dann *recolere* nicht. Ich vermute daher ähnlich wie Haupt und Michaelis *rarissima Venere me recolentem*. — V 11 (9, 10) berechtigen die Worte *proinde ut merebant ora lacerantes* weder zu einer Änderung noch zur Annahme einer Interpolation. Die bösen Schwestern der Psyche zerkratzen ihre Wangen, um den Anschein zu erwecken, daß sie über diese trauerten; Apuleius aber bemerkt dazu, sie hätten diese Selbstmißhandlung als Strafe für ihre Hinterlist wohl verdient. — V 13 (10, 15) W. schreibt *tibi devotae devinctaeque Psychae*, aber in F steht *deuotae de* und nach dem zweiten *de* ist nach A. Wilmanns *uotaeque*, nach Eyssenhardt *uotae* ausradiert. Es handelt sich also nur um eine irrtümliche Wiederholung des Wortes, der vielleicht *que* beigefügt ist. Die Lesarten von φ *deuote careque* und f* *deuotae dicataeque* sind offenbar Konjekturen. — V 16 (11, 15) wird Oudendorps auch von Jahn-Michaelis gebilligte Konjektur *mendacia* (*mendacio* Hss) *istam pessimam feminam confingere* aufgenommen. Ich glaube, man ändert leichter und besser *mendacio ista pessimam*. — V 17 (11, 33) setzt W. seine Konjektur *procacis* (*proracis* F *prucis* φ) *bestiae* in den Text, weil das Epitheton zugleich auf den verderblichen Drachen und auf Amor passe. Aber diese Doppeldeutigkeit ist hier nicht am Platze, da ausdrücklich auf die *sors Pythica* Bezug genommen wird. Da in dieser von einem *saevum atque ferum vipercumque malum* die Rede ist, ziehe ich wie Jahn-Michaelis die Verbesserung in φ *trucis* vor. Auch Tibull I 9, 76 kennt *truces ferae*. — V 19 (12, 17) *meque magnopere semper a suis terret aspectibus*. Nach dem Vorgange von Jahn-Michaelis hält W. *meque* mit Recht für verderbt und nimmt dafür Lütjohanns *me quippe* auf. Aber liegt nicht die Änderung in *me quoque* näher? *quoque* wird bekanntlich öfters in dieser Weise gebraucht. — V 21 (13, 5) wird *ardentis* gut verteidigt. Aber der folgende Satz kann so nicht bestehen. Es fehlt vor *deserentes* entweder ein Übergang wie *dein* (oder *deinde*) oder eine Angabe des Subjektes wie *sorores*, was dem *at Psyche* im Anfang des folgenden Satzes gut entsprechen würde. — V 28 (16, 34) *puto puellam — si probe memini, Psyches nomine dicitur — efflicte cupere*. In dem von *puto* abhängigen Satze kann das Subjekt unmöglich fehlen. Traube schreibt *eum perire* statt *cupere*. Aber es liegt kein genügender Grund vor, *cupere* für verderbt zu halten. Ich nahm deshalb früher an, *eum* sei vor *cupere* ausgefallen, möchte aber jetzt lieber *illum* hinter *puellam* einschieben. Auch im folgenden spricht Venus von Cupido als *ille*. — V 31 (18, 2) liegt die Verbesserung des Beroaldus *gnarae* für das handschriftliche *ignarae* paläographisch näher als <*non*> *ignarae*. — VI 4 (19, 24) darf Saumaises von Traube wiederholte Konjektur *quae sola* für *quaerola* (F) nicht aufgenommen werden, da so dem Apuleius, der sonst gute mythologische Kenntnisse zeigt, ein nicht zu entschuldigender Fehler aufgenötigt wird. Viel bekannter als die samische Sage von der Geburt der Hera war namentlich die argivische. Somit ist die paläographisch ebenso nahe liegende Lesart der jüngeren Handschriften: <*quae*> *querulo partu* vorzuziehen. — VI 11 (22, 24) kann ich der allerdings bestechenden Konjektur Traubes *interioris domus gunaecei* [*cubiculi*] *custodia clausus cohercebatur* doch nicht beistimmen. Einmal befremdet der griechische Name in der im Beiwerk streng römischen fabula; dann ist aber die γυναικωνῖτις, wie gerade die von W. angeführte Stelle des Cornelius Nepos zeigt, kein Teil der *interior domus*, sondern mit derselben identisch. Es wäre also auch noch *interioris domus* als Glossem zu entfernen. Aber das ist nicht nötig, da sich die Überlieferung *unici* halten läßt. Die schmähliche Gefangenschaft des Sohnes der Göttin in einem einzigen kleinen Zimmer verdiente recht wohl Hervorhebung. Außerdem möge man die Winzigkeit der antiken *cubicula* bedenken. Ähnlich sagt Cicero in Verrem II 53, 133 *tantaque ambitione totius provinciae in uno cubiculo inclusa*. — VI 14 (23, 31) nimmt W. nach *proserpunt et* den Ausfall von *strepunt* oder *stridunt* an. Aber wenn man nicht *et* mit Lütjohann überhaupt streicht, so liegt es noch näher zu schreiben *proserpunt* <*serpentes*> *et dracones*. *draco* und *serpens* ist keineswegs dasselbe Wesen. — VI 15 (23, 39) brauchte *primi Iovis* nicht mit Mode in *supremi Iovis* geändert zu werden, wenn Apuleius auch an einer anderen Stelle dies Beiwort dem Juppiter giebt. Oudendorp und Hildebrandt haben nachgewiesen, daß er recht wohl jenen Beinamen führen kann. Ich trage die bekannten orphischen Verse nach fragm. 6, 9 Ζεὺς πρῶτος γένετο, Ζεὺς ὕστατος ἀρχικέραυνος und ebd. 15 Ζεὺς αὐτὸς ἁπάντων ἀρχιγένεθλος. Dieselbe Vorstellung hat offenbar der ganz im Mysterienglauben lebende Apuleius. — Ebd. (24, 10) ist es zu billigen, daß W. Jahns Kon-

jektur *complexa unguc* für *completamque* verwirft. Seine eigene Änderung *adreptum completumque festinat* ist geschickt ausgedacht, aber deshalb nicht zu billigen, weil *festinat* wohl zu *completum*, aber nicht zu *adreptum* paßt. Ich vermute *adrepta comprensaque*.

Das sind die wesentlichsten Ausstellungen an dem neuen Text. Zum Schluß möchte ich noch den Wunsch aussprechen, daß wir möglichst bald für die Metamorphosen eine zuverlässigere handschriftliche Grundlage erhalten, als jetzt vorliegt. In der Fabula de Psyche et Cupidine wissen wir ja über F besser Bescheid als in den übrigen Büchern; aber durch eine Anfrage bei Dilthey, der Lütjohanns Kollation besitzt, hat sich an zwei Stellen (s. W. zu S. 14, 22, wo übrigens auch Eyssenhardt das Richtige bietet, und 15, 11) herausgestellt, daß auch die von Michaelis benützte Vergleichung nicht völlig genau ist. Über den von F zwar abhängigen, aber nicht entbehrlichen φ giebt der jetzt vorliegende kritische Apparat ganz ungenügende Auskunft.

Kiel. O. Rossbach.

Studi di storia antica pubblicati da Giulio Beloch. Fascicolo I: P. Cantalupi, Le legioni Romane nella guerra d'Annibale; **G. Clementi,** La guerra Annibalica in Oriente; **G. Tuzzi,** Ricerche cronologiche sulla seconda guerra Punica in Sicilia; **U. Pedroli,** I tributi degli alleati d'Atene. Rom 1891, Löscher & Co. 207 S. 8. 4 M. 80.

Die hier vereinigten Arbeiten sind aus den Anregungen des Professor Beloch in einer Art historischen Seminars hervorgegangen. Die erste von P. Cantalupi über die römischen Legionen im Hannibalischen Kriege versucht die Ziffern der Legionen, wie sie sich in den Annales Maximi fanden, nach den Livianischen Angaben zu rekonstruieren. Dies geschieht zunächst für die Jahre 218—216, sodann für 216—201 für die Heere außerhalb Italiens, endlich für dieselbe Zeit für den Krieg in Italien. Das Jahr 218 zeigt die niedrigste Ziffer von 6 Legionen, während in den Jahren 212 und 211 sich die gewaltige Zahl von 25 (nach Livius nur 23) findet. In einem Zusatze erweist Prof. Beloch, daß in der That die Zahl der römischen Legionen in keinem Kriegsjahre 20 überstieg, vielmehr die bezüglichen Angaben des Livius übertrieben oder verdorben sind. Die Ergebnisse sind für die Geschichte und für die Kriegsaltertümer in gleichem Maße wertvoll. Der zweite Aufsatz von Giuseppe Clementi beschäftigt sich mit dem Hannibalischen Kriege im Osten. Zunächst wird über die Quellen nur Bekanntes wiederholt, dann wird die Chronologie festgestellt, worauf die Überlieferung einer kritischen Untersuchung unterworfen wird. Die Ergebnisse sind in einer chronologisch geordneten Übersicht zusammengestellt. Die Sorgfalt und Vorsicht, mit der die Kritik geübt wird, machen die Arbeit für die Geschichte des Hannibalischen Krieges wertvoll. Giuseppe Tuzzi untersucht in dem 3. Aufsatze die Chronologie des 2. Punischen Krieges in Sizilien. Er stellt sich dabei die Aufgabe, die in dem Berichte des Livius verwirrte Chronologie zu berichtigen; auch diese Untersuchung ist umsichtig geführt und durchaus überzeugend bezüglich ihrer Ergebnisse.

Den größten Teil des Bandes nimmt die letzte Untersuchung von Uberto Pedroli über die Tribute der athenischen Bundesgenossen ein. Sie scheint für die griechische Geschichte nicht weniger wertvoll zu sein als die vorhergehenden Beiträge für die römische. Doch darüber mögen Berufenere urteilen.

Gießen. Herman Schiller.

Otto Rossbach, Griechische Antiken des archäologischen Museums in Breslau. Festgruß. der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz dargebracht. Mit zwei Tafeln. Breslau 1889, Zimmer. 3 M.

Wie die kürzlich erfolgte Herausgabe von Schauberts handschriftlichem Nachlaß so hat auch die vorliegende Veröffentlichung einer Auswahl der von demselben verdienten Forscher gesammelten Antiken nicht nur als Akt pietätvollen Angedenkens, sondern ebensowohl sachlich angesehen ihre volle Berechtigung. Dem aus Welckers Alten Denkmälern bekannten korinthischen Salbgefäß mit dem Hydraabenteuer des Herakles widmet die Görlitzer Festschrift eine eingehende Besprechung; die im Texte beigegebene Abbildung bietet einen dankenswerten Ersatz für die erste, ganz ungenügende Publikation. Auch die Abbildungen einer Anzahl Terrakotten und Bronzen auf zwei Lichtdrucktafeln sind als wohlgelungen zu bezeichnen, wenn man absehen will von der bakchischen Genregruppe Taf. I, 4, die wohl besser durch Zeichnung wiederzugeben gewesen wäre. Unter den Bronzen befindet sich eine als Spiegelstütze verwendete weibliche Figur archaischen Stils, die in der Rechten eine Blüte trägt, während sie mit der Linken das Gewand anhebt; die Verbindung mit dem (nicht erhaltenen) Spiegelrund wird durch die Vorderteile zweier Flügelpferde hergestellt. Unleugbar ist dies derselbe statuarische Typus, der in den

auf der Akropolis gefundenen weiblichen Gewandfiguren wiederholt begegnet. Aber wenn Verfasser deswegen die Stützfigur für die Rekonstruktion jener Statuen herangezogen wissen will, so ist schwer einzusehen, was das Figürchen Neues lehren soll. Denn in dem letzteren wegen der Flügelpferde eine gesicherte Darstellung der Athene mit dem Verfasser anzuerkennen, werden sich vermutlich nur wenige entschließen. Die Pferdeprotomen mit ihren stilisierten Flügeln sind mit der Brust dem Spiegelrund zugekehrt und von der Frauenfigur abgewandt; ein innerer Zusammenhang kann daher nicht wohl im Sinne des Künstlers gelegen haben. Vielmehr werden die Flügelpferde hier so gut wie anderswo lediglich als Ornament aufzufassen sein. Sie gehören zu dem Kreis jener asiatischen Mischgestalten, die so häufig als Schmuck an den Geräten älterer Zeit Verwendung gefunden haben. Nach Analogie der zahlreichen im „Spes"-Typus ausgeführten Spiegelstützen kann die Figur nur auf Aphrodite gedeutet werden — wenn mit diesen Stützfiguren in der ältesten Zeit überhaupt die Darstellung einer göttlichen Person beabsichtigt war.

Berlin. F. Deneken.

Oskar Hey, Semasiologische Studien. (Besonderer Abdruck aus dem 18. Supplementbande der Jahrb. f. klass. Philol. S. 83—212.) Leipzig 1891, Teubner. 3 M. 20.

Es ist erfreulich, daß in neuerer Zeit semasiologische Arbeiten sich mehren. Auf diesem von Reisig und Haase zuerst begründeten, von Heerdegen, H. Paul und M. Hecht angebauten Felde ist noch sehr vieles zu thun. Nun gesellt sich O. Hey zu den Bearbeitern. Er hat auch das Zeug dazu und ist auf das beste ausgerüstet. Mit kritischem Blick übersieht er die von seinen Vorarbeitern gethane Arbeit, zeigt die Mängel derselben, zieht die Grenzlinien der neuen Disziplin und gelangt zu dem Ergebnis (S. 94), daß die bisher aufgestellten Prinzipien noch nicht geeignet sind, als wahrhaft wissenschaftliche für die Begründung einer Semasiologie als einer philologisch-historischen Disziplin zu gelten. Obwohl im wesentlichen auf dem Standpunkte Heerdegens stehend, dessen Verdienst in der deutlicheren Erfassung und demgemäß klareren Begrenzung des Begriffes der Semasiologie als Wissenschaft liegt (vgl. Wochenschr. f. klass. Phil. 1891, 342 ff. unsere Ausführungen), hält er einerseits Heerdegens drei „Grundprinzipien" aller Bedeutungsentwickelung, nämlich die Bedeutungsverengerung (Determination), Bedeutungsübertragung (Translation) und den bedingten Wechsel der Bedeutung (Substitution), nicht für genügend zur Erklärung alles Bedeutungswandels, sondern fügt noch die Bedeutungsdifferenzierung als eine Abart der Determination hinzu und will statt Heerdegens Substitution besser als drittes gleichberechtigtes Prinzip die Bedeutungserweiterung oder Verallgemeinerung ansetzen; andrerseits stellen diese drei doch nur die möglichen Wege oder Formen des Bedeutungswandels dar, und mit diesen formaläußerlichen Möglichkeiten kann man der philologisch-historischen Aufgabe der Semasiologie als einer selbständigen Disziplin noch nicht gerecht werden. Diese verlangt die möglichen Gründe, nicht die möglichen Wege, indem man die Wandlungen der Bedeutung unter dem Gesichtspunkte des inneren Zusammenhangs ansieht: die wissenschaftlichen Prinzipien der Semasiologie müssen demnach die Kategorien der möglichen Gründe alles Bedeutungswechsels sein. Hey will also eine pragmatische Darstellung der Bedeutungsgeschichte, welche den Ursachen der Erscheinungen nachspürt, die oft sehr verschiedenen Motive aufdeckt, die bei ein und derselben Richtung des Bedeutungswandels wirksam sind, also nicht bloße Betrachtung des äußeren Ganges wie bei Heerdegen, sondern die Ermittelung des inneren Zusammenhangs, der Gründe des Werdens und Vergehens. Hier werden von Hey drei Faktoren unterschieden: das objektive Element, welches den stofflichen Anstoß zur Um- oder Ausbildung des Objekts, des Begriffes, ermittelt, das subjektive, welches die psychologischen für alle Sprachen gültigen Analogien aufweist, und das Zusammenwirken beider Elemente. Verf. fühlt sehr wohl, daß diese seine Forderung praktisch kaum durchführbar ist: trotzdem soll sie bestimmend sein für die Methode der Behandlung des empirischen Details; ehe das ganze Material bekannt und untersucht ist, ist eine Disposition des Gebietes der Semasiologie verfrüht. Es wären demnach noch eine längere Reihe philologischer Vorarbeiten, empirische Betrachtungen des genus dicendi eines Autors oder Verfolgung eines einzelnen Wortes durch die ganze Litteratur nötig, ehe man zu einem systematischen Aufbau und Ausbau der semasiologischen Disziplin schreiten kann.

Der Wert der Ausführungen des Verfassers besteht für uns darin, daß er gezeigt hat, die semasiologische Entfaltung der römischen Litteratur- und Volkssprache und besonders die Entwickelung der Differenzierungen ist eine sehr ärmliche und geringe, und zwar infolge der historischen und kulturellen Zustände der Römer. Hier ist also wenig

Ausbeute zu hoffen; das beweisen auch die spärlichen Beispiele lat. Bedeutungsveränderungen, die wir bei H. Paul (Prinz. d. Sprachg.²), bei M. Bréal (Les doublets latins) und selbst bei Heerdegen finden. Aber warum in aller Welt hält sich denn O. Hey, der doch ernstlich und energisch zu einer wissenschaftlichen Semasiologie hinstrebt, nur bei dem Lateinischen auf? Warum verläßt er nicht dies unfruchtbare Gebiet, und warum zieht er nicht die einfache Konsequenz, auf anderem Boden zu einem System zu gelangen? Warum greift er nicht zu einer lebenden Sprache? In den toten Sprachen ist noch dazu die Erkenntnis des Kausalzusammenhanges viel schwieriger; in den lebenden ist außer einer reichen semasiologischen Entwickelung derselbe viel durchsichtiger an sich und leichter zu erforschen, weil wir den Wandlungen näher stehen oder sie gar selbst erlebt haben. Warum empfiehlt also Hey nicht eine neuere Sprache? Wer das Leben einer Sprache erforschen und die Gesetze sprachlicher Entwicklung begreifen und finden will, thut immer gut, von den neueren oder der Muttersprache auszugehen; die für sie geltenden allgemeinen Gesetze gelten auch für abgestorbene Sprachen. Wir raten daher dem, welcher zu einem System der Semasiologie gelangen will, weder dem Rate Heys (S. 131, 208) noch dem von M. Hecht zu folgen, welcher, Griech. Bedeutungslehre S. 72 ff. (vgl. unsere Anz. im „Gymn." 1889, 551), vom Griechischen und zwar von Homer auszugehen empfiehlt, sondern zuvor an einer lebenden Sprache semasiologische Studien zu treiben. Hier wird der Erfolg nicht fehlen, wenn er Heys Anregungen sich zu nutze macht.

Beide Hauptteile von Heys Schrift, sowohl der theoretische wie der historische, sind dafür gleich lehrreich. Ihre Unterabteilungen sind mehr Fragmente und hängen nur lose zusammen, auch beruht ihre Hauptstärke in der Kritik und der negativen Seite. Denn nachdem Verf. zunächst gezeigt hat, welches die wahren Prinzipien der Semasiologie als Wissenschaft nicht sind oder sein können, nach einem Abschnitte über Bedeutungsdifferenzierung und deren Mangel in der römischen Litteratursprache (vgl. hierzu O. Weise, Charakteristik der lat. Spr. 1891. I.), verwirft er die meisten der Bréalschen Dubletten, die keine Differenz enthalten, um dann an *gnatus-natus, inventus-inventa, noxia-noxa* drei Fälle einer wirklichen Bedeutungsdifferenzierung, bezw. einer Ersatzbildung und einer Bedeutungsvermengung positiv zu erweisen.

Colberg. H. Ziemer.

II. Auszüge aus Zeitschriften.

Revue des études grecques. IV, No. 13.

(1) **R. de Tascher,** Les cultes ioniens en Attique et les origines de l'histoire athénienne. Der älteste Kultus in Attika (d. h. jener der eingewanderten Ionier) ist der des Apollo in mannigfachen Wandlungen. Der Apollodienst ist Ausdruck einer höheren Civilisation als der im Lande vorgefundenen. Der Kult des Poseidon ist noch von der Zeit der Einwanderung herüber genommen worden, ja diese Meergottheit repräsentiert recht eigentlich die mythische Periode der Seefahrten; sie ist die vornehmste Gottheit der Minyer in Thessalien, der Leleger, der Karier. Nachdem die Hellenen seßhaft geworden, verlor Poseidon sein Prestige; in Naxos verschwindet er vor Dionysos, in Ägina vor Zeus, in Athen vor Apollo und Athena u. s. w. Poseidon ist Herr und Meister eines gefährlichen, treulosen Elements, der finsteren Stürme, Apollo aber, der ihn entthront, der wohlwollende Freund der Menschheit, welcher die Stürme zerstreut. Als die Schiffahrt in ihren Anfängen noch schreckhaft und gefährlich war, rief man den grimmigen Poseidon an; der Apollodienst bedeutet die Fortschritte in Navigation zufolge der Beachtung der Himmelserscheinungen. — (24) **S. Lévi,** La Grèce et l'Inde d'après les documents indiens. Die Hellenen heißen in der indischen Litteratur Yavana oder Yona = Ἰάϝονες, ähnlich wie in den assyrischen Keilinschriften und in der Bibel: Indien erfuhr diese Bezeichnung durch Vermittelung der Perser, vielleicht zur Zeit des Xerxes. Alexander des Gr. Andenken erlosch in Indien gleich nach seinem Rückzug; nachdrücklichere Folgewirkung hatte aber die Diadochenzeit. Über die Lage des hellenischen Landes sprechen sich die indischen Quellen sehr verwunderlich aus; es scheint, daß die Indier nur das baktrianische Teilreich an ihrer nordwestlichen Grenze im Auge hatten. Gegen den Anfang der christlichen Ära macht sich hellenischer Einfluß in indischer Litteratur und vorzugsweise in Kunst und Gewerbe sowie in der Astronomie und Zeitrechnung bemerkbar; aber stets blieben die Yavana für die Indier ein barbarischer Stamm, der das schöne Kastenwesen verschmähte, sich die Haare kurz schor und beim Essen sich niederlegte. — (46) **A. H. Sayce,** Inscriptions greques d'Egypte. Meist nachchristliche Graffiti aus Oberägypten. — (58) **Ch. Baron,** De l'unité de composition dans le Phèdre de Platon. Mit der so oft behaupteten Zerfahrenheit oder mindestens Zweiteilung des Dialogs sei es nichts; er stelle vielmehr ein Meisterstück von dramatisch belebter und dabei vollkommen einheitlicher Komposition dar. Der erste Diskurs des Sokrates will dem Phädrus nachweisen, wie man selbst eine schlechte Sache mit mehr Methode verfechten kann als Lysias; im zweiten Teil nimmt er

die Erklärung der echten und rechten Beredsamkeit ernst. Im ersten Teil will Sokrates die Macht der Beredsamkeit überhaupt darstellen, im zweiten das Wesen der guten Redekunst. — (74) **E. Legrand**, Contribution à la biographie de Simon Portius. Dieser Grammatiker war eigentlich kein Grieche, sondern geboren in der griechischen Kolonie von Neapel. Portius (welcher nach 1667 starb) schrieb auch italienische Verse. — (82) **Th. Reinach**, La constitution de Dracon et la constitution de l'an 411, d'après Aristote. Interpretation jener Stelle der 'Αθ. πολ., in welcher von der Zusammensetzung der βουλευσις die Rede ist. Diese Körperschaft setzte sich nach dem Wortlaut bei Aristoteles aus allen vollberechtigten Bürgern über 30 Jahren zusammen, was sowohl Kenyon wie Kaibel und Kießling so unwahrscheinlisch vorkam, daß sie den Text hier interpolierten. Und doch liege die Sache ziemlich einfach: der von allen hierzu berechtigten Bürgern gebildete Senat teilte sich in vier Gruppen, welche einander jährlich ablösten, und zwar geschah die Reihenfolge durch Auslosen. Nicht die einzelnen Mitglieder (400 wollen die genannten Gelehrten) wurden durchs Los erwählt, sondern der in Funktion treten sollende vierte Teil der Bürgerschaft. Es komme auch so keine allzu große Zahl heraus: Vollbürger gab es ca. 5000, über 30 Jahre alte höchstens 3000, und der vierte Teil davon, als Effektivstand der jährlichen βουλευσις, betrug 750 Personen, was nicht exorbitant erscheint.

IV, No. 14.

(97) **G. Costomiris**, Études sur les écrits inédits des anciens médicins grecs, III. Darunter auch eine viel vollständigere Hs der Euporista des Nonnus als in dessen Ausgabe von Bernard (Gotha 1794). — (143) **Th. Reinach**, Aristote ou Critias? Die Kapitel 4, 8 und 25 der 'Αθηναίων πολιτεία widersprechen der historischen Wahrheit und können nicht von Aristoteles geschrieben sein. Insbesondere ist das zu Beginn des 8. Kapitels vorgetragene Wahlsystem unannehmbar und spätere Interpolation, und diese Interpolation, ebenso wie die andern, sind aus der 'Αθηναίων πολιτεία des gewissenlosen Kritias herübergenommen worden, vielleicht von einem alexandrinischen Glossator, welcher der nüchternen Erzählung des Aristoteles mit etwas „Pfeffer" aufhelfen wollte. — (159) **P. Girard**, Thespis et les débuts de la tragédie. Verf. betrachtet zwei bisher wenig erörterte Punkte in der Geschichte des griechischen Drama: die Stoffwahl und die Scenierung. Nach beiden Seiten habe Thespis einen großen Umschwung geschaffen. Die Mythen wurden nicht aufs Geratewohl dramatisiert, sondern aus dem reichen Legendenschatz mit Beziehung auf zeitgenössische Verhältnisse ausgesucht: es galt, die „Tyrannie" des Peisistratos (das goldene Zeitalter Athens nach dem Ausspruche des Aristoteles) zu verherrlichen. Betreffs der Scenierung sind wir auf wenige Andeutungen im Suidas beschränkt; indessen scheint es, daß Thespis zuerst die weiblichen Masken auf die Bühne brachte; nach den ältesten Vasenbildern zu urteilen, waren die männlichen Masken rötlichbraun, die weiblichen dagegen weiß geschminkt. — (171) **Th. Reinach**, Inscription archaïque d'Argos. Tempelschatzdekret des ungefähren Inhalts: „Wenn jemand Rechenschaftsablegung von Ariston und seinen Kollegen verlangt, so soll die Sache vor den Richter kommen. Wird der Schatzmeister betreffs der Verwendung der Tempeleinkünfte verurteilt, so sei er ausgestoßen, verbannt und sein Eigenthum konfisziert zu gunsten der Athena". — (176) **H. Omont**, Un portrait de Manuel Chrysoloas. Mit Porträt. Von diesem Begründer des griechischen Studiums im Abendland waren bisher keine authentischen Bildnisse aufzufinden; denn die Kupferstiche und Holzschnitte in den verschiedenen Elogia virorum illustrium etc. sind konventionelle Erfindungen. Im Louvre hat nun Hr. Omont eine Handzeichnung aufgefunden, zwei Porträts enthaltend, das eine den König von Neapel Ludwig II. von Anjou darstellend, während das zweite einen langbärtigen, hageren Mann mit Adlernase zeigt. Über letzterer Zeichnung steht in alten Charakteren: „Maestro Manuello che insegnò gramatica greca in Firenze 1406". Jahreszahl, Ort und Name stimmen: Manuel Chrysoloros war 1397—1406 in Florenz.

Babylonian and Oriental Record. V 3.

(49—54) **W. Arkwright**, Vocalic harmony in Lycian. Die Wortstämme im Lycischen zeigen ein strenges System der Übereinstimmung in den Vokalen, sodaß die harten Vokale a und o nicht mit den weichen Vokalen ä und ö zusammenkommen können. — (54—63) **C. de Harlez**, The antiquity of the ancient chinese sacred books (Forts.) — (63—70) **Terrien de Lacouperie**, From ancient Chaldea and Elam to early China: a historical loan of culture (Forts.). V. Pre-Chinese legends of the west. Übereinstimmung von Sargon und Shennung: Kudus Nakhunto und Yu-Nai-Huang-ti. — (71—72) Bibliography of the late George Bertin, Assyriologist (geb. in Paris 1848, † London, 18. Febr. 1891).

V 4.

(73—78) **R. Brown jr.**, The Yenessei inscriptions. Part. II. — (79—86) **Terrien de Lacouperie**, From ancient Chaldea and Elam to early China: a historical loan of culture (Schluß). — (86—89) The P'u Yao King: a fragment of the life of the Buddha, transl. by **S. Beal** (Forts.). — (89—96) **Terrien de Lacouperie**, Several tutelar spirits of the silkworms in China: a supplement to the Chinese Goddess and her legend.

Wochenschriften.

Litterarisches Centralblatt. No. 49.

(1686) **Hodkin**, Theodoric the Goth. 'Das Buch popularisiert, aber in edler Weise'. *L-t.* — (1694) **F. Brunetière**, Evolution des genres dans l'histoire de la litérature (Paris). 'Ist dürftig ausgefallen; viel Irrtümliches und Schiefes drängt sich dazwischen'. *A. Br.* — (1698) **S. Reinach**, Chronologie d'Orient. 'Gewährt ein lebendiges Bild der archäologischen Entdeckungen und Forschungen; die Vollständigkeit ist ein wesentlicher Vorzug'. *Ad. M-s.* — (1700) **R. Lepsius**, Marmorstudien (Berlin). 'Ausgezeichnete Monographie, die endlich auf einem archäologischen Grenzgebiet Aufklärung verschafft'. *T. S.*

Deutsche Litteraturzeitung. No. 49.

(1781) Thucydides, ed. **C. Hude** (Kopenhagen); **Hude**, Commentarii critici ad Thucydidem (ibid.); **Georg Meyer**, Stand der Thukydidesfrage (Ilfeld); **Festschrift** für Ludwig Herbst (Hamburg). 'Die schwierige Untersuchung Hudes ist mit freudiger Zustimmung zu begrüßen; in der Ausgabe wird nun gleichsam die Probe aufs Exempel gemacht. Meyers Aufstellung hat sehr gut gefallen'. *A. Schöne.* — (1783) Ciceronis scripta omnia rec. **C. F. W. Müller**. Ref. *Th. Stangl* steht den handschriftlichen Prinzipien des Herausgebers oppositionell gegenüber.

Academy. No. 1007. 22. Aug. 1891.

(157) **J. Adam**, The solution of nuptial Number (Rep. VIII). Die Stelle „ἐν ᾧ πρώτῳ—φθινόντων" kann durch folgende Gleichung ausgedrückt werden: $w^3 + x^3 + y^3 = z$; ferner die Stelle: „ὧν ἐπίτριτος πυθμήν" etc. durch $[(w^4 x + y) \times 5]^4 = 360^2 \times 100 = 4800 \times 2700 = 12{,}960{,}000$, wo w, x und y = 3, 4 und 5, d. h. Seiten und Hypothenuse des Pythagoreischen Dreiecks. z entspricht dem Zahlenwert 216.

No. 1008. 29. Aug. 1891.

(173—174) Some classical studies and translations. **A. O. Prickard**, Aristotle on the art of poetry. Leicht faßlich und in vielen Punkten trefflich. — **F. W. Newman**, Supplement to studies in Aeschylus and notes on Euripides. Nicht überzeugend. — **Euripides** transl. by **E. P. Coleridge**. Vol. II. Höchst anerkennenswert. — Talks with Athenian youths; translations from **Plato**. Voller Begeisterung, aber nicht treu genug. — (180—181) **J. Rhys**, Some inscribed stones in the North. Besserungsvorschläge zu Hübner, Inscr. Brit. Christ. No. 211 und 209. — (181—182) **F. Haverfield**, The Roman inscription at West Park. Ergänzung der Inschrift Eph. V p. 280 und Suppl. C. I. L. III No. 6500.

No. 1009. 5. September.

(198) **A. Fick**, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. 'Großartiges Werk; in vorliegender 4. Auflage beinahe ein neues Buch; Verf. hat sein Augenmerk weniger auf einzelne dunkle Probleme der Linguistik, als auf die großen Fragen der Anthropologie gerichtet'. A. H. Sayce. — (199) **Th. Pinches**, The discoveries of the American Expedition to Babylonia (correspondence). Bericht des Dr. Peters, Leiters der Amerikanischen Expedition in Babylonien, über Funde von sehr alten Keilschriftbruchstücken, u. a. eines Königs Urumus, der wahrscheinlich zur Zeit des Königs Sargon von Agade (Akkad?), 3800 v. Chr., lebte.

Athenaeum. No. 3319. 6. Juni 1891.

(726—727) **M. Bonnet**, Le latin de Grégoire de Tours. 'Unschätzbarer Beitrag zur Geschichte der Periode, in welcher das klassische Latein schließlich in neue Formen sich umschmolz'. — No. 3320, 13. Juni 1891, enthält nichts Einschlagendes.

No. 3321. 20. Juni 1891.

(791—792) **O. Seyffert**, Dictionary of classical antiquities. In seinen Grenzen ein nützliches Werk; die Ausstattung ist vorzüglich. — (798—799) **C. Torr**, The 'Dictionary of Antiquities'. Fortsetzung der Beiträge zum Seewesen. — (805) Notes from Egypt. Unfälle in Luxor. — (805—806) **R. Lanciani**, Notes from Rome. Geschichte des kapitolinischen Stadtplans. Münzfunde.

No. 3322. 27. Juni.

(823—824) **Th. Reinach**, Mithridate Eupator. 'Die Fülle von Material, welche hier über den Zustand Kleinasiens vor und während des ersten Jahrhunderts der römischen Besetzung mit eigenartiger Klarheit und Genauigkeit geboten wird, ist für das Studium dieser so vernachlässigten Periode von höchstem Wert, und es ist dabei von untergeordneter Bedeutung, daß der Enthusiasmus, welcher den Verfasser veranlaßte, Mithridates zum Helden seiner Darstellung zu machen, bei nüchterner Untersuchung nicht gerechtfertigt erscheint'. — (833) Exploration in Eastern Egypt. Herr **Floyer** schildert die Beschaffenheit des Quelllandes des Hellus. — (839—840) **E. A. Gardner** and **W. Loring**, The theatre at Megalopolis. Beide Gelehrte ziehen ihre Erklärung des Einverständnisses mit Dörpfeld zurück und halten ihre Ansicht der Existenz eines Prosceniums und der Verbindung von Skene und Orchestra aufrecht.

Revue critique. No. 48.

(389) **E. Boisacq**, Les dialectes doriens (Paris). 'Zu wenig präzis; mehr die Meinungen anderer registrierend'. V. Henry. — (391) Plato, Apologie, par **Ch. Cucuel** (Paris). 'Herausgeber bekennt sich zu einem Handschriftenkultus, der zuweilen an Aberglauben streift'. C. E. R. — (392) **J. Kopetzky**, Attische Trieren (Leipzig). Das Buch wird sehr eingehend, doch ruhig und sachlich von A. Cartault besprochen und zum größeren Teil widerlegt. Auch **A. Bauers** Erklärung des Schiffsreliefs von der Akropolis refüsiert Hr. Cartault. — (396) **S. Reinach**, Chronique d'Orient. 'Zeichnet sich durch unparteiische Kritik aus, ohne dabei indifferent zu werden'. A. Hauvette. — (398) **Fr. Ladek**, De Octavia praetexta (Wien). 'Klares, wiewohl nicht leicht lesbares Resümé, ohne viel Neues zu bieten'. E. Thomas. — (400) **E. Beurlier**, Le culte impérial; **E. Beaudouin**, Le culte des empereurs (Grenoble); **Pallu de Lessert**, Observations sur les assemblées provinciales. 'Hr. Beurlier nimmt eine Adoration des Kaisers zu seinen Lebzeiten an; Hr. Beaudouin will dagegen nur eine Verehrung des kaiserlichen „Genius" zulassen, und Hr. Pallu de Lessert stellt überhaupt jeden Kaiserkult für Afrika in Abrede'. R. Cagnat.

'Εστία. No. 23.

(362—363) Ι. Δ. Κονδυλάκης, Τα Χανιά (mit Abb.). Schilderung und Geschichte der Hauptstadt von Kreta.

No. 26.

(403—408) Ι. Δ. Κονδυλάκης, Κρητικαί εἰκόνες: Τὸ Ἡράκλειον (mit Abb.). Topographie und Statistik der Hauptstadt Kretas. — (409—411) Δ. Μηλιαράκης, Γεωγραφικά πάρεργα. Πόθεν τὸ κοινὸν γεωγραφικὸν ὄνομα Νεμπουργιό, Νιμποργιός, Ἐμποργιός, Ἐμπορεῖον. Die Ableitung von burgus beweist, daß es sich um Orte handelt, die ohne Mauern und Schutzwehren bestanden.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

BERLINER

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint jeden Sonnabend.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. Postämter entgegen.

Preis vierteljährlich 6 Mark.

HERAUSGEGEBEN von

CHR. BELGER UND O. SEYFFERT.

Mit dem Beiblatte: Bibliotheca philologica classica, bei Vorausbestellung auf den vollständigen Jahrgang.

Litterarische Anzeigen werden von allen Insertions-Anstalten u. Buchhandlungen angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 25 Pfennig.

11. Jahrgang. 26. Dezember. 1891. № 52.

Inhalt.

Ernst Curtius' fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

Am 22. Dezember 1841 erwarb Ernst Curtius zu Halle auf grund seiner Abhandlung über die Häfen von Athen die philosophische Doktorwürde. Was bei den meisten ein bloßer Name, ein toter Titel ist, ward bei ihm zu voller Wirklichkeit, zu lebendigem Leben: ein Lehrer ist er geworden in der weitesten und höchsten Bedeutung des Wortes! Wer von den heute lebenden Archäologen hätte nicht von Ernst Curtius gelernt! Nicht aber die Altertumsforscher von Fach allein sind seine Schüler: wenn irgend jemand in unserer Zeit, so hat er dafür gewirkt, das Gute und Edle der griechischen Welt allen zum Bewußtsein zu bringen, die überhaupt nach der Vergangenheit des Menschengeschlechtes fragen. So ist er nicht ein Lehrer nur geworden: wie ein Priester des Schönen steht er vor uns da. Nicht als ein Antiquar nur hat er gearbeitet, der mit neugierig-gleichgültigem Auge höchst merkwürdige Altertümer perlustriert: nein! in Goethes Sinne lehrte er uns empfinden: „War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten". Nie aber hat er vergessen, sondern oft in Rede und Schrift es ausgesprochen, daß auf dem Areopagfelsen zu Athen nicht nur Orestes, der fluchbeladene Grieche, seine Erlösung fand, sondern daß Paulus aller Welt dort die Botschaft von Christus verkündigte, der zu sich rief „alle, die da mühselig und beladen sind". Nicht von griechischer Schönheit allein sprach er zu uns, sondern von ihrer Vereinigung mit der wahren, christlichen Menschlichkeit.

Unnütz wäre es und überflüssig, hier Ernst Curtius' wissenschaftliche Verdienste im einzelnen zu preisen: aber wir wollen ihn begrüßen als den Deuter des antiken Bodens in seinem Einflusse auf die Schicksale seiner Bewohner, als den Interpreten der Werke bildender Kunst, den Künstler in der Gestaltung der Rede, den Erwecker alter Geschichte zu neuem Leben, dem Lehrer alles Guten und Edlen!

Zum lateinischen und griechischen Unterricht.

(Fortsetzung aus No. 43, 1891.)

Je näher der 1. April 1892 heranrückt, der Bringer der neuen preußischen Schul- und Unterrichtsordnung, desto unleidlicher wird das Geschäft eines Schulbücherrezensenten. Weiß er doch nicht, was die Zu-

kunft von allen den ihm zugeschickten Grammatiken, Lese- und Übungs-, Hülfs- und anderen Büchern dem altsprachlichen Unterrichte lassen, was sie zur Makulatur verdammen und endlich, was sie ihm als neue Hülfs- und Heilmittel zuweisen wird. Wie nun auch immer das Los fallen wird, das wünschen wir gleichzeitig im Gefolge der Neuordnung zu sehen, daß dem Lehrerstande die Sorge um das tägliche Brod durch ausreichende Bezahlung der Schulthätigkeit und Sicherung des Aufrückens in höhere Gehaltsklassen verringert und somit wenigeren seiner Vertreter als bisher die Feder zu dem verzweifelten Versuche in die Hand gezwungen werde, durch die Fabrikation von Schulbüchern — sich selber zu beglücken. Angesichts der zu erwartenden neuen Gesetze, die auch in dem Wust der Schullitteratur voraussichtlich tüchtig aufräumen werden, ohne einem Monopol von Schulbüchern Vorschub zu leisten, weiß ich nicht recht, was mehr zu bewundern ist: die Vertrauensseligkeit der Verleger oder der Mut der Verfasser. Anstatt eines Stillstandes gewahren wir immer neue Thätigkeit. Sind neue Auflagen jetzt gerade notwendig geworden oder sollen sie der Welt bloß die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit der alten Bücher aufdrängen? Und die funkelnagelneuen Bücher jetzt in der Zeit der Gärung und der Unklarheit der Begriffe „nötig, nützlich, angenehm"? „Im Anschluß an die Dezemberkonferenz" oder gar „Mit Rücksicht auf die neuesten Anforderungen an den Unterrichtsbetrieb" heißt es hier und da schon auf dem Titel oder im Vorwort der neuen Erscheinungen. Ob wohl die Divinationsgabe der Verfasser Glück haben wird? Quanquam quid opus est in hoc philosophari? Videamus nunc . . ., aber kürzer als sonst; denn welchen Zweck haben ausführlichere Besprechungen von Schulbüchern, deren Vorhandensein für die Wissenschaft an sich mehr oder minder gleichgültig ist und für die Praxis nur dann von Wert sein könnte, wenn sie selber von der Behörde gut geheißen würden?

1—2) **F. Hoffmann**, Gedikes lateinisches Lesebuch. Bearbeitet von **O. Stiller**. 36. Auflage. Gütersloh 1891, Bertelsmann. 248 S. 8. — Anhang zum lateinischen Lesebuch von Gedike. Deutsche Übungsbeispiele zum Übersetzen in das Lateinische für Sexta, Quinta und Quarta von **H. O. Simon**. (Auszug aus den Aufgaben desselben Verfassers.) 9., gänzlich umgearbeitete Auflage. Ebenda 1889. 48 S. 8.

3—4) **F. Holzweissig**, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Sexta. 3., verbesserte Auflage. Hannover 1891, Goedel. 194 S. 8. — Kursus der Quarta. 2. Auflage. Ebenda 1891. 208 S. 8.

5) **Ph. Kautzmann, K. Pfaff** und **T. Schmidt**, Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia im Anschluß an die lateinische Schulgrammatik von Stegmann. Erster Teil: Für Sexta. Leipzig 1891, Teubner. 169 S. 8.

Über No. 1 und 2 vergleiche meine Anzeigen in dieser Wochenschr. 1889, S. 1601 f. Mit Recht hat Stiller in dem Lehrgang für VI—IV sich davor gehütet, „ein zu hohes Niveau" auf grund der Ergebnisse der Wissenschaft in den Elementarunterricht hineinzubringen. In der Beseitigung der „Raritäten" hat er sich wenigstens bemüht, sich Harre (vgl. Wochenschr. 1891, Sp. 446 f.) zum Muster zu nehmen. Die Grammatik kann kaum kürzer sein. Das Lesebuch hat durch Vereinfachung, durch Entfernung des Schwierigeren und durch Neuordnung der Fabeln und Erzählungen abermals gewonnen. Ob das ehrwürdige Buch wohl über die 11. Dekade seines Daseins hinauskommen wird? — Die Einzelsätze in Simons Auszug sind noch immer zu wenig geistreich und stehen Gedikes Material inhaltlich entschieden nach.

Unermüdlich ist Holzweißig (No. 3 und 4) thätig, in der jüngsten Zeit sogar auch als fürsorglicher „Präparateur" nach der neuesten Mode, um gar dem lieben Schüler jegliche Mühe zu ersparen und ihn vor Schaden durch Selberarbeiten zu sichern. Über seine Bücher für VI und IV vergleiche diese Wochenschr. 1886, Sp. 535 f., 1890, Sp. 1034 f. Die neuen Auflagen sind sorgfältig revidiert und im einzelnen merklich gebessert worden. Verf. ist bereit, eine den zu erwartenden Lehrplänen genau entsprechende Umarbeitung des Sextanerbuches vorzunehmen. Vielleicht hat er sie schon auf Lager, und bei seiner Fixigkeit im Schaffen würden auch V und IV nicht allzulange zu warten brauchen.

No. 5, das geistige Kind dreier badischer Gymnasialprofessoren, braucht das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Bleibt die Stegmannsche Grammatik (vgl. diese Wochenschr. 1891, Sp. 446 f.) im Fahrwasser des Unterrichts, dann wird auch die ihr nachschwimmende Trias oben bleiben. Beschränkung auf die regelmäßige Formenlehre, geschickte Gliederung des Stoffes und planmäßiges Fortschreiten, thunlichst zusammenhängende Stücke, auch aus der Sage und Geschichte, Fernhalten des Trivialen und des das Fassungsvermögen eines Sextaners Überschreitenden, maßvolle und bewußte Anwendung von syntaktischen und stilistischen Eigentümlichkeiten, dazu in den deutschen Stücken anständiges Deutsch — das alles sind unleugbare Vorzüge des Büchleins vor unzähligen anderen.

6) **W. Oehler, G. Schubert, K. Sturmhoefel**, Übungsbuch für den grammatischen Unterricht im Lateinischen. Dritter Teil, für Quarta, mit einem Wörterverzeichnis. Leipzig 1891, Teubner. 170 S. 8.

7—8) **J. Steiner** und **A. Scheindler**, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für die 3. Klasse der österreichischen Gymnasien (Kasuslehre). Wien und Prag 1891, Tempsky. 65 S. 8. — Dazu: Wortkunde. Ebenda. 98 S. 8.

Beide Bücher, deren Vorläufer in dieser Wochenschr. 1890, Sp. 286 f., 1891, Sp. 574 f. und 1890, Sp. 134 f. 1034 f. Erwähnung und Kennzeichnung gefunden haben, befassen sich im wesentlichen mit der Einübung der Kasuslehre nach Nepos. Ungleich vornehmer und edler nach Sprache und Inhalt des Übersetzungsstoffes erscheint die Leistung der österreichischen Schulmänner. In methodischer Hinsicht haben beide, die Österreicher und die Deutschen, ihre eigentümlichen Vorzüge, jedenfalls haben beide mit großem Geschick und mit anerkennenswertem Fleiße gearbeitet. Der verantwortliche Schriftleiter des Teubnerschen Buches hat aus den früheren Rezensionen schon manchen Wink beachtet; aber immer noch giebt es hier eine so große Menge von Unfeinheiten und Unnatürlichkeiten der deutschen Sprache und von nichtssagenden und unverdaulichen Einzelsätzen, daß man einen gewissen Widerwillen bekämpfen muß, um nur dem mehr innerlich als äußerlich erkennbaren Guten seine Anerkennung nicht zu versagen. Unsere Schüler sollen doch im fremdsprachlichen Unterrichte weder Schaden an ihrer Muttersprache noch an ihrem ästhetischen Gefühl nehmen. Zumal auf einer Stufe, wo Sprechen, Denken und Fühlen nicht sorgsam genug vor falschen Vorbildern geschützt werden kann, müßte man vorsichtiger zu Werke gehen, als es hier leider geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

I. Rezensionen und Anzeigen.

C. Rothe, Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage. (In der „Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens des Französ. Gymnasiums"). Berlin 1890. S. 123—168. 8. Auch besonders erschienen bei Fock in Leipzig. 1 M. 20.

Ernst Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer. I. Beabsichtigte Wiederholungen. (Progr. der Kgl. Ritter-Akademie zu Liegnitz). 1891, S. 1—36. 4.

I. Rothes Schrift erinnert in höchst erfreulicher Weise daran, daß die Wissenschaft nicht still steht, und daß selbst glänzende und scheinbar völlig gesicherte Resultate nicht dazu da sind, daß man bei ihnen ausruht, sondern um durch Anregung neuer Fragen fruchtbar zu werden. Rothe ist ein Schüler und in gewissem Sinne ein Fortsetzer von Kirchhoff; aber eben indem er die von dem Meister übernommene Methode mit prüfendem Sinn anwandte, sind ihm Bedenken gegen deren Zuverlässigkeit gekommen, die ihn zuletzt zu einer sehr skeptischen Ansicht von der Möglichkeit einer kritischen Analyse der homerischen Gedichte geführt haben. Der Teil seiner Untersuchungen, den er zunächst vorlegt, beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern aus der Wiederholung gleicher Versteile, Verse und Versgruppen an verschiedenen Stellen der Dichtung darauf geschlossen werden dürfe, daß diese Stücke an der einen Stelle auf Nachahmung der anderen Stelle beruhen. Im ersten Kapitel wird kurz geschildert, wie weit die Ansichten der Gelehrten sowohl über das gegenseitige Verhältnis von Ilias und Odyssee als auch über die Benutzung einzelner Gesänge des einen Epos durch andere desselben Werkes von einander abweichen. Im zweiten Kapitel wird an einer Reihe gut gewählter Beispiele gezeigt, daß diese Unsicherheit des Urteils ihren klar erkennbaren Grund hat. Denn nicht selten zeigt sich ein Gedanke, der in zwiefachem Zusammenhange vorkommt, in einer Beziehung an der ersten Stelle passend und an der zweiten unpassend, in einer anderen Beziehung aber umgekehrt. So ist in der Frage πῶς ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοίμην, die K 243 und α 65 steht, in K das ἔπειτα passend, ἐγώ auffallend, in α dagegen ἔπειτα wunderlich, ἐγώ ganz natürlich. Welche Stelle ist nun die ursprüngliche? Daß es verkehrt wäre, der Ilias ein für allemal die Priorität zuzusprechen, beweist der Verf. schlagend durch Fälle wie A 423 f. neben α 22, wo in der Ilias die Reise sämtlicher Götter zu den Äthiopen unmotiviert und störend, in der Odyssee die des Poseidon in den Zusammenhang der Handlung fest eingefügt ist.

Aber vielleicht gelingt es, wenigstens da ein sicheres Resultat zu gewinnen, wo es sich nicht um einzelne Fälle, sondern um große Massen von Wiederholungen handelt. Sollten diese nicht geeignet sein, ein Stück als Erzeugnis später Zeit kenntlich zu machen? Diese Frage stellt Rothe zu Beginn des dritten Kapitels und beantwortet sie durch den Nachweis, daß selbst in einem unzweifelhaft schönen und alten Liede, ε, die Zahl der Verse, die entweder innerhalb des Gesanges zweimal vorkommen oder anderwärts wiederkehren, rund 150 betrage, also beinahe ein Drittel des ganzen Buches, wobei die offenkundig zusammengestoppelte Einleitung 1—27 noch nicht einmal mitgerechnet ist. Das Beispiel ist diesmal nicht glücklich gewählt; denn so sehr der Verf. im Recht ist, den poetischen Wert von ε hoch anzuschlagen, so ist doch das Alter dieses Liedes mehr als zweifelhaft. Die Gründe, welche S. 137 geltend gemacht werden, um den Gesang von Kalypso einer relativ frühen Periode der Entwickelung des Epos zuzuweisen, sind ganz subjektiver Art. Und wenn es S. 138 heißt, daß erst durch den Aufenthalt des Odysseus bei Kalypso „das innere Band zwischen dem ersten und zweiten Teile der Odyssee hergestellt" sei, so möchte ich hinzufügen: noch mehr das äußere; Kalypso, die den Helden 7 Jahre verborgen hält, ist erfunden, um die Zeit von der Zerstörung Trojas bis zur Heimkehr des Odysseus auf 10 Jahre zu ergänzen und so die Erzählung von den Irrfahrten mit der von der Rückkehr im zwanzigsten Jahre zu vereinigen.*) Daß ein homerischer Gesang zugleich einer der jüngsten und einer der schönsten sein kann, wird durch das 24. Buch der Ilias bewiesen, das ebenfalls dem Epos erst den äußeren und inneren Abschluß giebt und doch eine Fülle von Anklängen an andere Bücher und geradezu Entlehnungen enthält, die sogar über das in ε beobachtete Maß noch weit hinausgehen; als Beispiel eines altertümlichen Stückes aber, wie Rothe ε verwendet, kann auch dieses nicht dienen. Wenn ich demnach die Beweisführung in diesem Kapitel für mißlungen halten muß, so gebe ich doch das, was bewiesen werden sollte, ohne weiteres zu: auch in den ältesten Teilen der homerischen Gedichte sind schon Darstellungsmittel verwendet, die von den

*) Vergl. meine Rezension von Wilamowitz' Homerischen Untersuchungen in der Wochenschr. f. klass. Philologie 1885 Sp. 519. 522.

Verfassern dieser Teile nicht mehr unmittelbar und lebendig verstanden wurden. Denn 1) auch die ältesten Teile sind schon von Ioniern gedichtet, also nicht mehr in derjenigen Mundart (der äolischen), in welcher die epische Poesie geschaffen und bis zu einer hohen Vollkommenheit entwickelt worden ist; 2) auch die ältesten Teile zeigen schon in formelhaften Wendungen und schmückenden Beiwörtern*) einen konventionellen Stil, der nur durch vorhergehende lange Kunstübung entstanden sein kann. Den zweiten dieser Gründe erwähnt bei späterer Gelegenheit (S. 155 f.) auch Rothe. Aus ihm ergiebt sich mit Notwendigkeit, daß wir uns nicht wundern dürfen, auch in den ältesten Schichten des Epos schon Züge der Darstellung zu finden, die nicht für den Zusammenhang, in dem wir sie jetzt lesen, zuerst geschaffen worden sind.

Zu derselben Erkenntnis gelangt von einer anderen Seite her Rothe im vierten Kapitel. Er nimmt einen anerkanntermaßen sehr jungen Gesang, den letzten der Odyssee, und prüft, ob die Parallelstellen, die sich in ihm zu anderen (älteren) Büchern finden, wirklich alle in jenen fester sitzen und den Eindruck der Ursprünglichkeit machen. Es stellt sich heraus, daß dies nicht der Fall ist. Zwar in bezug auf ω 128—146 = β 93—110 muß ich Pfudel beistimmen, der (S. 8) gegen Rothe behauptet, daß diese Partie eher in ω als in β auf Nachahmung zu beruhen scheine. Aber für mehrere andere Stücke (z. B. ω 422—438 = β 15—35; ω 315—317 = Σ 22—24) hat Rothe unzweifelhaft bewiesen, daß, wenn sie an einer von beiden Stellen durch Nachahmung der anderen entstanden sein sollen, in ω das Original vorliegen müsse. Auch erinnert er daran, daß bereits Kirchhoff (Od. [2] 197) zugegeben hat, ω 479 f. = ε 23 f. seien in ω mit größerem Geschicke verwendet als in ε, und daß Wilamowitz (Hom. Unters. 71) geradezu den Vers ω 308 für das Vorbild von α 185 erklärt hat. Rothe ist der erste, der aus dem geschilderten Thatbestand den richtigen Schluß zieht: wo sich wörtliche oder fast wörtliche Übereinstimmung zwischen zwei Stellen findet, da braucht nicht eine der anderen nachgeahmt zu sein; sondern die Übereinstimmung kann dadurch entstanden sein, daß die Verfasser beider Stellen aus dem überkommenen Sprach- und Gedankenschatz der epischen Poesie ein fertiges Stück sich zu Nutze machten; wobei es wieder sehr wohl möglich war, daß dann und wann gerade dem jüngeren Sänger die Einfügung des angeeigneten Verses oder Satzes besser und täuschender glückte.*) Der Ausführung dieses Gedankens ist das letzte (fünfte) Kapitel gewidmet. Z. B. die oben erwähnte Ähnlichkeit zwischen dem Schmerzausbruch des Achilleus (Σ 22—24) und dem des Laertes (ω 315—317) ist nun kein Hindernis mehr für die Beurteilung des Altersverhältnisses beider Gesänge, sondern erklärt sich aufs einfachste daraus (S. 157), daß „menschliche Leidenschaften wesentlich immer mit denselben Worten und in derselben Form besungen wurden und die Änderungen, die die augenblickliche Lage notwendig machte, dabei auf das geringste Maß beschränkt wurden.“ Durch richtige Anwendung dieses Prinzipes wird sich noch mancher Anstoß beseitigen lassen, z. B. auch (womit ich mich gegen Rothe S. 132 wende) die Götterreise zu den Äthiopen in A und α. Daß man nicht sagen kann, dieser Zug gehöre der Volkssage an, gebe ich zu; aber ein „durchaus individueller dichterischer Kunstgriff“ ist er darum auch nicht, vielmehr ein konventionelles Kunstmittel, wie durch die ganz bedeutungslose Anwendung in Ψ 206 bewiesen wird.

Die Zuversicht, mit welcher bisher von den Meistern der Wissenschaft so gut wie von den kleinen Nachtretern Wiederholungen bei Homer dazu benutzt wurden, um die Abhängigkeit einer Stelle in unseren 48 Gesängen von einer anderen Stelle zu beweisen, wird nach der Arbeit von Rothe nicht mehr aufrecht erhalten werden können. Aber damit ist nicht gesagt, daß nun die Wiederholungen aus dem Beweismaterial für die Altersbestimmung der einzelnen Lieder ganz auszuscheiden haben. Pfudel (S. 7) hat wieder recht, wenn er gegen diese Konsequenz, die zu ziehen Rothe geneigt scheint, Einspruch erhebt. Zwei Beispiele mögen meinen Standpunkt erläutern. Wenn die oft besprochene Frage, ob die Fremden Seeräuber seien, in der Rede des Kyklopen (ι 254) angemessener steht als in der Nestors (γ 73), so wäre es allerdings voreilig, hieraus zu folgern, daß γ aus ι borge. Wenn sich aber bei genauester Prüfung für irgend ein Buch herausstellen sollte, daß die Zahl der Parallelstellen, die in ihm durch

*) Vgl. die in dieser Wochenschrift 1888 Sp. 517 ff. von mir besprochene Dissertation von Karl Franke, De nominum propriorum epithetis Homericis (Greifswald 1887).

*) Kirchhoffs oben angeführtes Urteil über ω 479 f. beruht also nicht auf „Beschönigung“ einer unbequemen Thatsache, wie Wilamowitz S. 70 annahm, sondern auf einer ganz richtigen Erkenntnis, deren notwendige Verallgemeinerung freilich auch er noch nicht gefunden hatte.

den Zusammenhang besser befestigt sind als da, wo sie sonst vorkommen, besonders groß ist, während umgekehrt in einem anderen Buche die überwiegende Menge der Parallelstellen, die es bietet, bei ebenso genauer Prüfung den bestimmten Eindruck nachträglicher Verwendung macht, so sind wir nach wie vor berechtigt und verpflichtet, das eine Buch für relativ alt, das andere für relativ jung zu halten. Und ebenso verhält es sich im großen. Daß in der Ilias zwei Einzelkämpfe vorkommen, durch welche der Versuch gemacht wird den Krieg zu entscheiden, ist an sich noch kein Beweis dafür, daß einer dem anderen nachgebildet sei. Wenn wir aber finden, daß der eine nicht nur in sich natürlich verläuft, sondern auch in eine längere Kette von Ereignissen als Wirkung und Ursache fest eingefügt ist, während der andere den Gang der Handlung unterbricht und selber gezwungenerweise so geführt wird, als ob es sich nicht um einen ernsten Kampf, sondern um ein Turnier handelte (H 279 ff.), so werden wir nicht zweifeln, daß innerhalb unserer Ilias der Kampf zwischen Paris und Menelaos der ursprüngliche, der zwischen Hektor und Aias aber nachträglich eingeschoben ist. Dem letzteren mußte sein Erfinder deshalb einen so wunderlichen Verlauf geben, weil er genötigt war, am Ende seiner Eindichtung dieselbe Situation wieder herzustellen, die er am Anfang verlassen hatte; sonst würde der gestörte Zusammenhang der Ereignisse vollends zerstört worden sein. — Dieses Beispiel liefert zugleich einen Beitrag zur Beantwortung der Frage, welche Rothe zum Schluß (S. 162. 164) kurz erörtert, ob von den Verfassern der uns überlieferten Gesänge da, wo sie sich nachahmend verhalten haben, immer nur Einzellieder oder auch schon größere, zusammenhängende Gedichte als Vorbilder benutzt worden sind.

II. Pfudel giebt zuerst eine Übersicht über die wichtigsten Schriften zur Frage der Wiederholungen und legt dann für seine eigene Untersuchung den Unterschied zwischen zwei Hauptarten zu grunde. Entweder nämlich werden Verse vom Dichter da wiederholt, wo eine sachliche Übereinstimmung durch den Zusammenhang gegeben ist, und so, daß auch dem Leser diese Übereinstimmung zum Bewußtsein gebracht werden soll; oder der Dichter hat sich aus Bequemlichkeit bei Ausarbeitung der einen Stelle Verse zu Nutze gemacht, die an der anderen Stelle schon fertig dastanden. Die erste Art nennt Pfudel „beabsichtigte“ oder „berechtigte“, die zweite mit sehr ungeeignetem Ausdruck „willkürliche Wiederholungen“. Im vorliegenden Heft ist nur die erste Klasse behandelt, aus deren Prüfung der Verf. Merkmale zur Beurteilung der schwierigeren zweiten zu gewinnen hofft. In zehn Gruppen sind die Beispiele zusammengestellt und besprochen; die wichtigsten sind: 1) Auftrag — Wiederholung desselben an eine andere Person. 4) Aufforderung — Beziehung auf dieselbe. 5) Erklärung einer Person — eine andere bezieht sich darauf. 6) Befehl — Ausführung. 7) Ankündigung einer Handlung — Ausführung. 9) Gleiche oder entgegengesetzte Zustände und Handlungen. Zum Schluß (S. 33 ff.) werden die Resultate der Vergleichung in fünf Sätzen zusammengefaßt. Auf drei dieser Sätze muß ich etwas näher eingehen.

Der erste lautet: „In der Verwendung der beabsichtigten Wiederholungen zeigt sich im großen und ganzen weder zwischen der Ilias und Odyssee noch zwischen den einzelnen Teilen der beiden Epen ein durchgreifender Unterschied.“ Dies ist insofern gewiß richtig, als Wiederholungen überall gleich geläufig sind; aber in der Art, wie sie durchgeführt werden, ist doch ein Unterschied. So halte ich es nicht für Zufall, daß gerade im siebenten Buche der Ilias der Dichter Reflexion genug besitzt, um in der Wiederholung eines Auftrages den Standpunkt des Boten von dem des Auftraggebers zu unterscheiden: οὐ φησιν δώσειν H 393 nach οὐκ ἀποδώσω 362 (S. 13. 20). Dies stimmt zu dem modernen Charakter der ganzen Partie Γ—H, der sich z. B. auch in der Selbstbespiegelung der Helena Z 357 f. und in der kunstvollen Variation des Verses äußert, mit dem die Antworten der Fürstin auf Priamos' Fragen eingeführt werden Γ 171. 199. 228, woran einst Lachmann so schweren Anstoß nahm. Besonderheiten dieser Art würden besser zur Geltung gekommen sein und vielleicht manchen nützlichen Schluß ergeben haben, wenn der Verf. nicht den Anlaß der Wiederholung, sondern den Grad und die Art des Unterschiedes zwischen Original und Wiederholung zum Einteilungsprinzip gemacht hätte. Daß Pfudel auf diesen Punkt wenig Gewicht legt, hängt mit einer Grundansicht zusammen, in welcher er sich (S. 11) an Düntzer angeschlossen hat, der Differenzen von geringem Umfang, die durch keinen erkennbaren Grund gerechtfertigt seien, „nicht für ursprünglich hält, sondern für spätere Trübungen der Überlieferung durch die Rhapsoden.“ Nach allem, was wir über die Geschichte des Homertextes wissen, ist es vie

wahrscheinlicher, was Rothe (S. 157) ausführt, daß „die Thätigkeit der Rhapsoden und vielleicht auch noch die der Alexandriner ausgleichend gewirkt“ hat, sodaß manche Stellen, die jetzt als völlig gleiche Parallelstellen erscheinen, ursprünglich nur ähnlichen Wortlaut hatten. Pfudel ist vom Gegenteil so fest überzeugt, daß er da, wo es leicht angeht, kleine Abweichungen durch Korrektur beseitigt (z. B. B 28 σε κέλευσε statt σ' ἐκέλευσε um des ἑ κέλευε in 11 willen, wo noch dazu die hergestellte Gleichheit ganz wertlos bleibt, weil in 11 κέλευε Imperativ ist) oder doch zu beseitigen empfiehlt (wie Z 273 θεῖναι statt τὸν θές), ein Verfahren, dem ernstlich widersprochen werden muß, weil dadurch das Beobachtungsmaterial getrübt wird.

Auch die Begründung des zweiten (bereits von Düntzer und Kirchhoff aufgestellten) Satzes, „daß die Nachbildung in vielen Fällen hinsichtlich des Ausdruckes weniger korrekt sei als das Original“, würde bei anderer Anordnung des Stoffes gewonnen und weiteren Gewinn ergeben haben. Der Verf. weist mehrfach darauf hin, wie das Streben, in der Wiederholung den Wortlaut beizubehalten, den Dichter nicht nur zu grammatischen Fehlern, besonders in der Wahl des Modus (z. B. ἴδωμαι Σ 190 trotz εἶπε wegen ἴδηαι in 135), sondern auch zu sachlichen Unklarheiten geführt hat (so B 179 f., wo Athene das, wozu sie selbst von Here 163 f. aufgefordert ist, dem Odysseus aufträgt). Aber nun käme es darauf an, zu prüfen, ob sich in dieser Beziehung alle Bücher gleich verhalten. Im voraus möchte ich vermuten, daß dies nicht der Fall ist und daß z. B. Verkehrtheiten wie φύξιν βουλεύουσι μετὰ σφίσιν K 398 mit Bezug auf eine zweite Person (bei Pfudel S. 21) und in demselben Gesange 409 (ἅσσα τε μητιάουσι) der Übergang aus direkter in indirekte Rede den älteren Partien des Epos fremd sind. Die Frage verdient wohl eine eingehende Untersuchung, aus der sich ein neues Merkmal für das relative Alter der einzelnen Gesänge wird ableiten lassen. Natürlich nun nicht ein Merkmal, das alle anderen ausstechen und zu einer eigenen Konstruktion der Entstehungsgeschichte des Epos führen soll, sondern nur ein neuer Beitrag zu der Sammlung mannigfaltiger Gesichtspunkte, mit deren Vereinigung und gegenseitiger Durchdringung erst ein tüchtiger Fortschritt zur Lösung der homerischen Frage gemacht werden kann.

An dritter Stelle bezeichnet der Verf. als ein objektives Kriterium der Wiederholung den Satz, „daß von zwei im ganzen gleichlautenden Stellen die kürzere später gedichtet ist als die längere.“ Daß dies in der Regel so ist, glaube ich auch, und das Verzeichnis bei Pfudel, der die Verkürzung in jedem einzelnen Falle, wo sie vorliegt, angemerkt hat, bringt den Beweis dazu. Ob aber damit ein sicherer Grundsatz auch für die Beurteilung der zweiten Klasse von Wiederholungen, der plagiatartigen, wie man sie nennen könnte, gewonnen ist, bleibt mir doch zweifelhaft. Gerade für eines der Beispiele, die auf der Grenze beider Klassen stehen, hat mich Pfudels Behandlung nicht überzeugt. Mit glücklichem Scharfsinn hebt er (S. 24) hervor, daß die Verse κ 526 f. nicht, wie Kirchhoff annimmt, aus der (knapperen) Form λ 34 f. hergeleitet sein können, sondern daß hier umgekehrt in κ das Ursprüngliche vorliegt. Aber die Thatsache, auf die Kirchhoff den Beweis seiner Annahme stützte (Od. ^{2} 222), bleibt bestehen: auch wenn man, wie Pfudel vorschlägt, κατέκειτο in 532 für einen bloßen Schreibfehler hält und κατάκειτ(αι) statt dessen einsetzt, so paßt das Wort doch nicht in den Zusammenhang eines Auftrages, sondern verrät seine Herkunft aus einer Erzählung. Wir haben also zwei einander widerstreitende Merkmale: durch das eine scheint Nachahmung des λ in κ, durch das andere Nachahmung des κ in λ bewiesen zu werden. Der Schluß ist unvermeidlich, daß beide Bücher neben einander aus gemeinsamer Quelle geflossen sind, ein Ergebnis, durch welches die von Wilamowitz (Hom. Unters. S. 146) angedeutete Darstellung eine neue Stütze erhält, das aber zugleich noch einmal daran erinnert, daß bei der Prüfung der gegenseitigen Abhängigkeit mit einer einfachen Alternative nicht auszukommen ist.

Kiel. **Paul Cauer.**

Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer, ed. J. Karabaceck. V. Band, Heft 1 und 2, mit 1 Tafel und 4 Textbildern. 64 S. 4. Wien 1889, K. K. Hof- und Staatsdruckerei.*) 10 M.

Die Pièce de résistance dieses Bandes ist unzweifelhaft der erste Aufsatz, betitelt „ein griechisches Komödienfragment in dorischer Mundart“ aus der Feder von Theodor Gomperz. Gegenstand der Untersuchung ist ein kleines, fast quadratisches Papyrusblatt der Wiener Sammlung, auf welchem 10 mit breitem Kalamus in sorgfältiger Unziale geschriebene Zeilen stehen, über denen am

*) Wegen äusserer Umstände konnte ich erst jetzt diese Rezension, die im wesentlichen schon vor anderthalb Jahren konzipiert war, zu Ende führen. Eine kürzere Besprechung der 4 früheren Bände hoffe ich nächstens folgen zu lassen.

oberen Rollenrand 7 Reihen in Kursive geschrieben sind. Das Fragment ist von den Arabern, wie es leider häufig geschieht, mitten aus einer Kolumne herausgeschnitten, sodaß die Zeilen am Anfang und Ende unvollständig sind. In diesem dürftigen Bruchstück hat nun Gomperz den Rest einer Epicharmoshandschrift erkannt und mit gewohnter Meisterschaft den überzeugenden Nachweis geführt, daß der vorliegende Unzialtext dem Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος des Dichters entstammt, während der Kursivtext das Scholion dazu darstellt. Es ist geradezu ein Kabinetstück philologischer Kunst, wie er es verstanden hat, aus den Andeutungen des Textes wie des Scholions die vom Dichter gezeichnete Situation zu erfassen und lebendig vor uns zu entwickeln, wie er dann zur Eruierung des Verfassers durch Kriterien des Dialektes, des Rhythmus, des Inhalts, endlich durch litterarhistorische Betrachtungen den Kreis der Möglichkeiten immer enger zieht, bis endlich kein Zweifel bleibt: es ist Epicharmos, der Dichter des Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος. Darauf folgt ein kritischer und erklärender Kommentar.*) — Im einzelnen bemerke ich folgendes. Bei der Ergänzung des Textes ist von der Annahme auszugehen, daß bei einer so sorgfältigen Handschrift die Anfänge der Kolumnenzeilen genau unter einander gestanden haben, daß also bei der Gestalt des Fragments vorn überall etwa die gleiche Anzahl Buchstaben zu ergänzen ist. Geringere Schwankungen können natürlich vorkommen, schon wegen der verschiedenen Ausdehnung der griechischen Buchstaben; doch Schwankungen zwischen 4 und 10 Buchstaben, wie sie bei Gomperz, der allerdings seine Supplemente mit großer Reserve vorschlägt, begegnen, scheinen mir paläographisch ausgeschlossen.**) — Zu dem Scholion, das Gomperz nach der Lesung K. Wesselys mitteilt, habe ich nach Einsicht des beigefügten vortrefflichen Faksimiles nur weniges zu bemerken: Z. 1 Schluß liest Wessely εμπ[λ]ηστο^μ στο το καθ. Das sinnlose στο ist wohl nur durch Versehen in den Druck gekommen. Ich finde keine Spur davon. Das vorhergehende verstümmelte Wort ist nicht richtig gelesen und ergänzt. Jedenfalls ist der übergesetzte Buchstabe nicht μ (vgl. das μ in καθεδουμ und προσποιησομ in Z. 7). Der zweite scheint ein ν zu sein.

Noch ein Wort über die Datierung der Handschrift. Gomperz enthält sich darüber eines Urteils. Nach Wessely ist sie „nicht über das Zeitalter des Kaisers Augustus herabzurücken".*) Damit ist das Alter des Papyrus weit überschätzt. Sowohl die Unziale als namentlich die Kursive sprechen für Ende des II. oder lieber noch Anfang des III. Jahrh. nach Chr. Zu Zeiten des Augustus schrieb man die Kursive ganz in dem Duktus der späteren Ptolemäerzeit, wie mir die datierten Ostraka aus dieser Zeit beweisen. Dagegen enthält die vorliegende Kursive schon die Charakteristika des anfangenden III. Jahrh. Ein Hauptkriterium ist mir das nach links geöffnete Häkchen in der Höhe zwischen den beiden ρ in πόρρωι (Z. 7). Schon früher**) habe ich darauf hingewiesen, und weiteres Material hat es immer wieder bestätigt, daß dieses Häkchen zwischen Doppelkonsonanz etc. sich nicht vor dem III. Jahrh., dann aber immer häufiger findet. Daß das Häkchen hier nicht etwa eine Täuschung des Lichtdrucks ist, geht daraus hervor, daß die beiden ρ hierdurch weit auseinandergerissen sind. Wenn das Häkchen in anderen Worten, in denen es bei regelmäßigem Gebrauch zu erwarten wäre (z. B. παραλέλειπται) nicht erscheint, so spricht das eben für die Zeit des erst anfangenden Gebrauches, d. h. für den Anfang des III. Jahrh.***)

Neben dieser trefflichen Arbeit von Gomperz fällt die Dürftigkeit des zweiten Aufsatzes, „Holztäfelchen der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer" von K. Wessely besonders stark in die Augen. Was hier an Neuem geboten wird, die Aufschriften von 8 Holztäfelchen, hätte sich in einer kurzen, wissenschaftlichen Publikation von etwa 3—4 Seiten besser gemacht als, wie hier, in Begleitung eines langatmigen und meist nichtssagenden Kommentars auf 10 Seiten. Eine nur einmalige, aber richtige Citierung der Arbeit von Le Blant, nämlich Revue Archéol. XXVIII und XXIX, nicht R. A. „No. 5 (sic) XXVII", wäre uns lieber gewesen als die behagliche Ausnutzung derselben †). Die 6 ersten Nummern sind Mumienetiketten, wie uns deren bereits über 90 Stück

*) Vgl. hierzu die z. T. abweichende Behandlung durch Fr. Blass (Jahrb. für klass. Philol. XXXV. 1889. 257 ff.), die mir erst nachträglich bekannt wurde.

**) Wie ich sehe, hat auch Fr. Blass a. a. O. mit Recht auf diesen Fehler hingewiesen und ihn in seiner Rekonstruktion vermieden.

*) Ähnlich Blass a. a. O.

**) Observationes ad historiam Aegypti prov. Rom. etc. Berlin 1885.

***) Vergl. übrigens für die Unziale Taf. II und XIId, für die Kursive Taf. XIII meiner „Tafeln zur älteren griech. Paläographie," Leipzig und Berlin 1891, Giesecke und Devrient.

†) Wozu auf S. 18 die ausführlichen gelehrten Citate aus Athanasius etc.? Sie stehen ja genau so bei Le Blant (XXIX. 311. A. 1), wie ich zu meiner Überraschung fand.

durch Le Blant a. a. O. bekannt geworden sind — zu „den größten Seltenheiten" wird man sie daher kaum rechnen.*) Die vorliegenden gewinnen nur dadurch besonderes Interesse, daß sie derselben Nekropole entstammen wie jene Etiketten, die nach Aussage der Araber bei den hellenistischen Porträts Th. Grafs gefunden worden sind. Dieselben Ortschaften Φιλαδελφία im arsinoïtischen und der viel besprochene ὅρμος Κερκή im memphitischen Gau begegnen auch hier. Diese Bedeutung der Tafeln ist Wessely allerdings entgangen, da er die Arbeiten von Georg Ebers (Eine Galerie antiker Porträts, München 1888), und H. Heydemann (Ber. der Kgl. Sächs. Gesell. d. W. 1888), welch letzterer ein solches Etikett aus dem ὅρμος Κερκή nach meiner Lesung citiert, nicht gekannt zu haben scheint. Da die Wiener Täfelchen Neues für die schwebenden Fragen nicht bieten, so verweise ich im allgemeinen auf meine Publikation jener Grafschen Etiketten im Jahrb. d. K. Deutsch. Archäol. Instituts IV 1889, Archäol. Anzeiger I (vgl. den Bericht über die Februarsitzung 1889 der Archäol. Gesell. in dieser Zeitschrift 1889, No. 11, Sp. 331). Wesselys Texte bieten auch hier wieder falsche Lesungen (vgl. diese Zeitschrift 1888, No. 39 Sp. 1205 ff.) z. B. S. 11 Ταληγος statt Γαλῆτος, S. 17 απατης statt Ἀρατρῆς. S. 13 ist λαογραφο[ύμε]νος statt des unmöglichen λαογραφό[με]νος zu ergänzen (vgl. Hermes XXI, 285. A. 1).

Unter No. 7 teilt Wessely einen Pachtkontrakt mit (etwa aus dem VI. Jahrh. n. Chr.), der Vorder- und Rückseite eines langen, schmalen Holztäfelchens bedeckt. Wessely hält die Urkunde für eine private Abmachung, während dieselbe sich durch die Schlußformel καὶ ἐπερωτηθεὶς ὡμολόγησα deutlich genug als eine reguläre Stipulatio (ἐπερώτησις) kennzeichnet. Er folgert das einmal aus dem Fehlen des Protokollon (ἐν ὀνόματι κτλ.) und der Unterschrift des Notars, andrerseits aus dem Format, insofern der Text in langen Zeilen, parallel der Langseite des Beschreibstoffes geschrieben ist, was nach seiner Ansicht eben nicht bei notariellen Kontrakten, sondern nur bei Privatabmachungen vorkommt. Letztere Bemerkung ist in der Allgemeinheit, wie der Verf. sie giebt, ungenau und daher falsch, wenn auch etwas Richtiges ihm dabei vorgeschwebt hat**). Aber selbst dies angenommen, wie

*) Das Berliner Museum hat kürzlich eine größere Masse erworben.

**) Jetzt ausführlich dargelegt in „Denkschr. Ak." Wien 1889, XXXVII 176 ff. (unser Text auf S. 179). — Seine Scheidung der beiden Urkundenklassen trifft nicht den Kern der Sache. Siehe unten.

können Theorien, die beim Papyrus sich entwickelt haben, ohne weiteres auf die Holztafeln übertragen werden? Der Beweis aus dem Format fällt ohnedies durch richtige Auffassung des Schreibmaterials. Wessely sieht darin ein Holztäfelchen, „das nur etwas an dem oberen Rande beschädigt ist". Nein, es ist vielmehr, wie der Lichtdruck an den beiden abgerundeten Ecken sowie den künstlichen Löchern erkennen läßt, das Bruchstück (etwas weniger als die Hälfte) einer Schulschreibtafel, wie uns deren mehrere erhalten sind (z. B. in Berlin). Der vorliegende Text wird also nichts weiter sein als eine Kopie von dem Haupt- oder Mittelstück der amtlichen Stipulatio, die der eine Kontrahent sich auf einer ihm gerade zur Hand liegenden zerbrochenen Schreibtafel notiert hat, unter Weglassung des überflüssigen Protokollon und der Subskription, die natürlich in der Originalpapyrusurkunde nicht gefehlt haben.

Zu den Supplementen bemerke ich, daß Verso 1 statt βουλεσθε gewiß βούλει und ibid. 4 statt καθάπερ ἐκ δίκης vielmehr κυρία ἡ μίσθωσις oder ähnlich zu ergänzen sein wird. — Die Stipulationsformel ἐπερωτηθεὶς ὡμολόγησα, die hier voll ausgeschrieben ist, ist übrigens sonst gewöhnlich von Wessely verkannt worden, sobald sie in der üblichen Abkürzung επερ/ ωμ/ oder επερρ/ ωμ/ begegnet. Wessely liest dann ἐπερωμ(ένη) resp. ἐπερρωμέ(νη) und verbindet es mit dem vorhergehenden κυρία ἡ ὁμολογία oder dgl. So gewöhnlich in der Rev. Egypt. 1885 ff., aber auch noch in „Denkschr. Ak." Wien 1889, XXXVII 122, 123, 136, 137 u. s. w. u. s. w. Dieses ganz unsinnige ἐπερωμ(ένη), das dann „authentique" oder ähnlich von ihm übersetzt wird, wird uns hoffentlich nicht wieder begegnen. Vor allem sind ihm dadurch die meisten Stipulationen als solche entgangen.

Unter No. 8 teilt Wessely endlich ein Holztäfelchen mit Zauberformeln mit. — Hierauf folgen einige dem klassischen Gebiet fernliegende Arbeiten, die nur kurz hier erwähnt seien. In einem längeren Aufsatz, betitelt „Koptische Briefe" untersucht J. Krall die in ihnen üblichen Anfangs-, Schluß- und Adressenformeln etc. und erläutert seine Ausführungen durch zahlreiche Beispiele aus der Wiener Sammlung. Die Wissenschaft wäre wohl noch mehr gefördert worden, wenn der Verf. statt der vielen ausführlichen Beispiele in dem wohlbekannten Sahidischen Dialekt (aus Schmûn) uns endlich etwas mehr von den über 1000 Wiener Urkunden in dem allerdings sehr schwer verständlichen Faijûmdialekt, der noch ein Problem der Wissenschaft ist, mitgeteilt hätte. So bleibt einstweilen immer noch

die epochemachende Arbeit von Ludwig Stern, dem Schöpfer der koptischen Grammatik, der an 12 Berliner Papyri den ersten Versuch gemacht hat, in das Verständnis dieses eigenartigen Dialektes einzudringen, die Grundlage für dieses neue Forschungsgebiet (vgl. Zeitschr. f. Äg. Spr. u. Altertumsk. 1885 S. 23 ff.; vgl. auch das. S. 155 ff.). Die Versuche Kralls, Stern mit Hülfe seines reichen Materials zu korrigieren, sind nur zum Teil gelungen. Im Berl. Pap. I. 4 ist die Sternsche Lesung, wie Faksimile und Original mir gezeigt haben, die richtige, während Kralls Vorschlag ϩυλεγια ντανιτ falsch ist. Im Berl. Pap. IV. 2 hat Stern richtig δημ°, Krall irrig δεμ°.

Den Schluß des Bandes bildet ein Aufsatz von J. Karabacek „Zur Kenntnis des Umlautes im Arabischen", in welchem er griechische und koptische Transskriptionen arabischer Worte für die Aussprache des ältesten Arabisch mit Erfolg verwertet, und endlich eine Mitteilung desselben Gelehrten über „arabische Ostraka", in der er aus litterarischen Quellen den Gebrauch der Topfscherbe als Schreibmaterial auch bei den Arabern nachweist. Für letzteres kann ich eine schöne Bestätigung hinzufügen durch die Mitteilung, daß das Kgl. Museum in Berlin mehrere solcher arabisch beschriebenen Ostraka besitzt.

Breslau. Ulrich Wilcken.

Cicero De oratore. Für den Schulgebrauch erklärt von K. W. Piderit. Sechste Auflage besorgt von O. Harnecker. Drittes Heft: Buch III. Mit den erklärenden indices und einem Register zu den Anmerkungen. Leipzig 1890, Teubner. 220 S. 8. 1 M. 50.

Den beiden ersten, in dieser Wochenschrift 1887, No. 20 und 21, und 1891, No. 8—10 beurteilten Heften der von O. Harnecker besorgten 6. Auflage der Pideritschen Ausgabe von Ciceros de oratore ist schnell das dritte gefolgt, mit welchem das ganze Werk seinen Abschluß gefunden hat. Inzwischen ist auch Friedrichs Textausgabe dieser Ciceronischen Schrift bei Teubner in Leipzig erschienen, sodaß eine Vergleichung der kritischen Methode und Grundsätze beider Männer nahe liegt. Ref. kann nicht umhin, dem Texte Harneckers in vielen Punkten den Vorzug zu geben, da dieser Kritiker, von der Wahrnehmung ausgehend, daß auch die codd. mutili nicht selten sowohl durch die Nachlässigkeit der Abschreiber, als auch durch willkürliche Interpolationen verderbt sind, mit der bei dieser Schrift nicht nur zulässigen, sondern vielmehr gebotenen Freiheit der Bewegung die Resultate der bisherigen Forschung im allgemeinen mit sicherem Takt für seine Ausgabe nutzbar gemacht und sich nicht gescheut hat, evidenten Verbesserungen des Textes Aufnahme zu gewähren. Denn das handschriftliche Material ist jetzt, soweit es überhaupt möglich ist, ziemlich klar gelegt, sodaß nur noch die Aufgabe übrig bleibt, es richtig zu verwerten. Hierbei aber an Lesarten bloß deshalb, weil sie sich in Hss von immerhin zweifelhaftem Wert vorfinden, selbst dann festzuhalten, wenn sie mit dem Zusammenhange und dem feststehenden Sprachgebrauch des Schriftstellers in offenbarem Widerspruch stehen oder wenigstens die Annahme einer Korruptel nahe liegt, kann nur als die Übertreibung eines an sich richtigen Prinzips bezeichnet und um so weniger gebilligt werden, als es doch keinem Kritiker möglich ist, den Hss unbedingt und überall Folge zu leisten.

Demnach stimmt Ref. dem Herausgeber zu, wenn er § 8 gloria beibehält, § 7 medio in spatio und § 11 efflorescenti schreibt, was schon durch den Zusatz ad summam gloriam eloquentiae geboten scheint, und auch § 16 a nobis nicht wegläßt. Wie ferner an der letzten Stelle in dem auf iis allein bezüglichen Relativsatz audierit und possit st. des Plur. gebilligt werden kann, ist dem Unterzeichneten unerfindlich. Ebenso ist gewiß § 64 etiamsi sit st. e est und § 66 ac totum st. at tamen richtig. Mit Recht ist auch § 69 Ionium und § 72 diserti a doctis als Emblem bezeichnet und § 76 die überaus leichte und evidente Verbesserung omniaque, ad quamcumque st. omnia, quae a. q. sowie § 94 die Lesart humanitate dignam scientiam angenommen worden. Von § 103 quivis vel vitiosissimus und § 107 etiam nos (st. animos) soll hier nicht gesprochen werden, weil beides von dem Ref. selbst vorgeschlagen und über das erstere an einer anderen Stelle gehandelt worden ist. § 129 ist vocaretur nicht sowohl des Tempus wegen als wegen des Gebrauchs des Verbums allein richtig und die Entstehung der Variante in den Hss leicht erklärlich. Und wie § 137 nur ut virtutis a nostris, sic doctrinae sunt ab illis exempla petenda richtig ist, so durfte auch § 132 nur discerptas geschrieben werden. Ebenso ist mit Recht § 143 sin quaerimus und quamvis contemnatur, sowie § 161 adferre, 214 efferretur und 223 hac vulgus beibehalten worden, wobei aber bemerkt werden muß, daß die Anm. in dem kritischen Anhang über hac vulgus unverständlich ist, da es an dieser Stelle gleichgültig ist, ob der Ausfall von hac vulgus oder vulgus hac angenommen wird.

Ref. gesteht auch dem Herausgeber § 37 proponerentur st. proponentur zu, ebenso 111 in forensi, 129 si est ohne victus, 131 ardentis, 150 verbis in Klammern, 198 taciti st. tacite, 185 continui sint st. continuum sit. Dagegen kann er auch jetzt, wie schon anderwärts bemerkt worden, § 4 nur incidenda billigen, ebenso 8 rem publicam, 32 in una quaque re, und hält § 51 die Ausscheidung der Worte quam te inviti audiamus sowie te audiamus durch die Spuren der handschriftlichen Lesart für geboten, ferner § 54 und 55 die Konjekturen oratoriam st. oratorum und specie st. species, welche von Harnecker im kritischen Anhang ebenso wenig als § 47 mea st. ea erwähnt werden, für überzeugend. Daß § 63 non vor cupiet einzuschieben, dagegen 78 Stoici als Glossem auszuscheiden sei, ist ebenfalls an anderer Stelle weiter ausgeführt worden. Aus letzterem Grunde wird hier noch mancherlei übergangen, was sonst zu besprechen gewesen wäre; es möge jedoch bemerkt werden, daß § 79 an der Stelle von nostros ein die Stoiker bezeichnendes Epitheton (aber nicht magistros) kaum zu entbehren ist. § 109 ist, wie Ref. jetzt zugiebt, die handschriftliche Lesart de finita controversia von Ellendt hinlänglich gerechtfertigt. Aber § 110 wird die Einsetzung von rhetores nicht zu umgehen sein, weil sonst noch die Peripatetici philosophi aut Academici als Subjekt gelten könnten und überdies die Annahme einer Verdrängung von rhetores durch das Emblem hactenus loquuntur mit der Notwendigkeit, hac etiam st. etiam hac zu schreiben, sich so ziemlich die Wage hält. Ferner ist amissa possessio nicht die civilis oratio, sondern die quaestio infinita, welche nach § 108 der Redner an den Philosophen verloren hat und nach § 110 (Alterum vero—nominant cet.) thatsächlich auch die Redelehrer preisgegeben haben, und zu der Umstellung der Worte aut denique vi (vielmehr vi denique) ist durchaus kein Grund ersichtlich. Die Ausscheidung der Worte ex iure civili ist gewiß begründet, vielleicht auch die von maxime; aber das handschriftliche attactum durfte als unciceronisch nicht statt der Vulgata attemptatum wieder eingesetzt werden.

In einer neuen Auflage wird der Herr Herausgeber wahrscheinlich § 211 statt aliud sermones mit Friedrich atque sermones schreiben, aber einklammern, und nach dem Vorgange eben desselben auch § 226 ea in civitate ratio vivendi (ohne et) als Glossem ausscheiden.

Coeslin. Fr. Gust Sorof.

Th. Stangl, Virgiliana. Die grammatischen Schriften des Galliers Virgilius Maro auf grund einer erstmaligen Vergleichung der Hss von Amiens und einer erneuten der Hss von Paris und Neapel textkritisch untersucht. München 1891. 136 S. 8. (Leipzig, Fock.) 3 M.

Vorliegende Schrift ist ein sehr wichtiger und dankenswerter Beitrag zur Textkritik und zur Überlieferungsgeschichte des gallischen Grammatikers Virgilius Maro. Der Verf. bietet hier nämlich zum erstenmale eine sorgsame Kollation des Cod. Ambianensis unter steter Berücksichtigung der zu Huemers Ausgabe zu ergänzenden Lesarten aus dem Parisinus und Neapolitanus. M. Hertz hatte im Index scholarum aest. 1888 (De Virg. Maronis grammatici epitomarum cod. Ambianensi disputatio p. 6 f.) eine Kollation der ersten Epitoma gegeben und auf die Notwendigkeit der Benutzung jener Hss hingewiesen. Kurz vorher schon hatte J. M. Stowasser in den Stolones latini p. XVII ff. darauf aufmerksam gemacht, daß die Exzerpte im Ambros. M. 79 für den Text mehr Berücksichtigung verdienten, als sie in Huemers Ausg. erhalten hätten (Progr. d. Franz Joseph-Gymn. in Wien für 1888—89, Dissertatiunculae gratulatoriae duae ad Io. Huemer). Stangl förderte diese Studien nicht wenig durch mehrere Aufsätze in der Wochenschr. f. klass Phil. 1890 (N. 23—25, 29—31), in denen er neue Kollationsproben aus ANP mitteilte und die vielen Vorzüge des Ambianensis klarlegte. Gewissermaßen den Abschluß haben diese Arbeiten durch vorliegende Untersuchung erhalten, die die weitgehendsten Hülfsmittel zu einer neuen Ausgabe darbietet und für jeden Virgilforscher unentbehrlich ist.

In der Einleitung giebt Stangl einen kurz gefaßten Überblick über den Stand der Virgilforschung seit dem Erscheinen von Mais Ausgabe. Das erste der drei Kapitel behandelt dann S. 6—25 die Handschriftenkunde. Parisinus 13026 (P) s. IX enthält Ep. 1—10 und teilweise 11, der Ambianensis (426) überliefert von einer Hand s. XI in. N. 1—13 und teilweise 14 (A^1), und von einer Hand s. X das Stück von Huemers Ausgabe p. 53, 20 sic — 71, 16 legi (A^2). Dagegen enthält der Neapolitanus (IV A 34) (N) auch Epit. 15 und die acht Epistolae. Freilich hat es mit diesen 15 Epitomae eine eigene Bewandtnis. Nämlich diese von Huemer eingeführte Numerierung entbehrt bezüglich der Ziffern 8—15 jeder handschriftlichen Grundlage und sie scheint von Huemer von der Stelle an, wo P aufhört, nur durch Kombination gewonnen zu sein, wie Stangl nachweist, indem er

die Überschriften von N abdruckt. Zum Vergleich mit N und P läßt dann St. die Auf- und Unterschriften von A folgen. Da sich nun hieraus ergiebt, daß A die Vorzüge vereinigt, welche P und N (und V, die Wiener Blätter) einzeln besitzen, so läßt sich aus ihm die ursprüngliche Anordnung des Ganzen wiederherstellen. Ich halte den nun folgenden Nachweis der ursprünglichen Anlage, der sich auf die Bevorzugung von A stützt und sich gegen die von Huemer gemachte Einteilung richtet, für gelungen. Darnach ist Huemers Epit. XIII in Wirklichkeit X, XIV = XI. Außerdem besitzen wir eine zwölfte Epitome, deren Stellung im ganzen nicht anders ermittelt werden kann als durch den Epilog H. 92, 22—25: daraus erhellt nämlich, daß diese zwölfte die letzte, also XV gewesen ist. Epit. XII—XIV sind verloren gegangen, und darnach ist die Ausgabe zunächst zu korrigieren, da ja Huemer alle fünfzehn als erhalten annimmt.

Hierauf folgt nun S. 14 ff. die gegenseitige Wertschätzung der Hss bezüglich der künftigen Textgestaltung. Auch diese Fragen werden mit großer Sorgfalt behandelt, und die Ergebnisse sind sehr wichtige. — P. hat die ursprüngliche Wortstellung besser als die anderen Hss bewahrt; doch zeigen einige Stellen, daß schon der Archetypus von P Glossen und Varianten besaß. Von selbständigen Zusätzen hat sich der Schreiber von P sonst fast rein gehalten; aber groß ist die Anzahl der Lücken in der Hs, wenn auch viele derselben durch eine gleichzeitige Hand ausgefüllt wurden. Die Lücken werden S. 17 aufgeführt.

Dem Alter nach, aber nicht an Wert, stehen an zweiter Stelle die fünf Wiener Blätter (Vindob. 19556 s. IX) (V): sie besitzen Glosseme und sonstige Erweiterungen, auch zeigen sich Umstellungen und nicht wenig Lücken. So bietet V einen Text, der trotz seines Alters vom Archetypus der überlieferten Hss viel weiter entfernt ist als die Pariser Überlieferung.

Die Rezension von A und N behandelt St. im Zusammenhang, weil nur aus der gegenseitigen Abschätzung dieser beiden Hss ein sicherer Schluß auf den Wert von N gezogen werden kann. Die karolingischen Exzerptoren des Virgil hatten einen reicheren Text vor sich, als ihn N und P bieten. Diese reichere Fassung liegt in A^1 und A^2 vor, und schon aus diesem Grunde ist die Überlieferung von Amiens höchst wichtig. Doch stimmen A^1 und A^2 nicht überein, sodaß jeder dieser Texte aus jener reicheren Fassung durch ein besonderes Mittelglied hergeleitet sein muß. — Die Hs N zeigt außer der des Schreibers noch 3 Hände, deren erste mehrere Nachträge und Korrekturen aus jener reicheren Fassung bietet, wie sie A enthält. Sehr groß ist in N die Zahl der Transpositionen, namentlich in den Epitomae; aber noch bedeutender ist deren Zahl in A. Doch hinsichtlich der Vollständigkeit des Textes steht A an erster Stelle; denn es fehlen in N den 11 ganzen Epitomae mehr als 420 Zeilen des Textes bei Teubner, sodaß N nur ein Exzerpt ist. Von diesen großen Lücken findet sich in A keine einzige, hier zeigt sich nur öftere Auslassung von der Kopula, Konjunktionen und ähnlichen Wörtern, deren Mangel nicht sinnentstellend wirkt. Dagegen hat N naturgemäß wenig Zusätze, deren große Anzahl in A schon auf den Urheber der Rezension, nicht auf die Schreiber von A^1 und A^2 zurückgeht. Bezüglich der Bewahrung der Vulgärsprache Virgils hat sich P am reinsten gehalten und A das meiste verwischt. Der genuine Text wird an vielen Stellen erst nach Auffindung einer alle vorliegenden Hss übertreffenden Rezension hergestellt werden können. Doch besitzt A mit P gegen N oder mit N gegen P eine große Anzahl richtig überlieferter Stellen. — Nach alledem hält St. P für die beste Hs, besonders wegen des Mangels an Umstellungen und Lücken. Aber trotzdem muß A für jede künftige Ausgabe herangezogen werden.

In der Einleitung zum 2. Abschnitte „Textkritik“ setzt sich St. mit Huemer wegen der vielfältigen Mängel der Ausgabe auseinander, die auf ungenügender Erkenntnis des Hsverhältnisses beruhen. St. weist nach, daß schon Mai oft das Richtige gab, wo es von H. nicht erkannt wurde. Unter Benutzung sämtlicher kritischen Hülfsmittel (neu benutzt sind die Excerpta der Pariser Hs) und mit eindringendem Scharfsinn hat St. in diesem umfangreichen Abschnitt (p. 28—95) den schwierigen Text behandelt und ist bei einer sehr großen Anzahl von Stellen über die Ausgabe hinausgekommen; fast für jede Seite derselben hat er eine Reihe von Verbesserungen aufzuführen. Unterbrochen wird dieser Abschnitt durch eine längere Einschaltung über Epit. XIV. Zunächst wird die Überschrift 'de cognationibus etymologiae aliquorum nominum' hergestellt und dann nach dem Vorgange Stowassers dem Mailänder Fragmente zu seinem Recht verholfen, sowie diesem Fragment die Überlieferung in A zur Seite gesetzt. Um diese Wertschätzung von A zu begründen, druckt St. S. 61—66 den ganzen Abschnitt nach A ab und zwar so, daß durch den Druck alle Gleichheiten und Lücken von N und M ersichtlich werden.

Unter dem Texte finden sich die Varianten von A und allerlei sprachliche und sachliche Bemerkungen, die den Text stützen.

Nach diesem textkritischen Abschnitt steht als dritter Teil der kritische Apparat, der sich aus einer Doppelarbeit zusammensetzt. Erstens giebt nämlich St. hier eine sehr ausführliche Kollation von A mit der Ausgabe, und zweitens bringt er alle irgendwie wichtigen Varianten aus N und P, die sich in der Ausgabe nicht finden. Es ist dem Ref. natürlich unmöglich, diese Kollationen aus den Hss auf ihre Richtigkeit zu prüfen; doch macht das Gebotene durchaus den Eindruck der Sorgfalt und Genauigkeit. So werden die hauptsächlichsten Abbreviaturen gegeben und, was oft von Wichtigkeit ist, Zeilen- und Seitenschluß und ebenso Anfang vermerkt; bei Rasuren bietet St. die ursprüngliche Lesart, falls sie zu erkennen war. Und wo der kritische Apparat Huemers den Leser im Stiche läßt, d. h. wo es hier an Genauigkeit mangelte, hat St. das Nötige angemerkt. Auf diese Weise ergänzen sich der zweite und dritte Teil der Arbeit Stangls dahin, daß fast alle Arbeit für einen künftigen Herausgeber gethan ist, falls nicht eine neue und bessere Hs auftaucht.*) — Den Schluß des Ganzen bilden die Anmerkungen zum 1. und 2. Teile, welche die dortigen Aufstellungen unterstützen und mancherlei dunkle Punkte beleuchten. Unter anderem findet sich hier S. 12 eine scharfe Auseinandersetzung mit Huemer, der von den Aufstellungen Stowassers teilweise nicht überzeugt wurde.

Alles in allem eine tüchtige und sorgsame Arbeit, für die dem Verf. lebhafter Dank gebührt!

Oberlößnitz b. Dresden. M. Manitius.

W. H. Roscher (jun.), Ueber die Reiterstatue Jul. Cäsars auf dem Forum und den ἵππος βροτόπους auf einer Münze des Gordianus Pius von Nikaia. Mit vier Lichtdrucktafeln. (Sitzungsber. der Sächs. Ges. der Wiss. Phil.-hist. Klass. 1891, S. 96—154.)

Auf einer Bronzemünze des bithynischen Nicäa aus Gordians III. Zeit findet sich die Darstellung eines Reiters in phrygischer Mütze, dessen Roß am rechten Vorderbein eine menschliche Hand zeigt, die einen schlangenumwundenen Stab hält, wogegen das linke Vorderbein als menschlicher Fuß gebildet ist und der Pferdeschweif, ähnlich der Chimära, in einen Schlangenkopf endigt. ΙΠΠΟΝ ΒΡΟΤΟΠΟΔΑ ΝΙΚΑΙΕΩΝ lautet die Umschrift dieses merkwürdigen Münzbildes. Die bisherigen Erklärungsversuche sind durchweg wenig befriedigend ausgefallen. Roscher zieht jetzt zur Erklärung heran die Nachricht bei Plinius N. H. VIII 155: Nec Caesaris dictatoris quemquam alium recepisse dorso equus traditus, idemque humanis similes pedes priores habuisse, hac effigie locatus ante Veneris Genetricis aedem (cf. Sueton. Div. Iul. 61. Cass. Dio XXXVII 54), und sucht nachzuweisen, daß auf den Münzen von Nicäa Cäsars Schlachtroß dargestellt ist, und daß der Münztypus am ehesten auf ein in Verbindung mit dem Heroon des Divus Julius zu Nicaea (vgl. Cass. Dio LI 20) errichtetes Denkmal zurückzuführen ist. Den dargestellten Reiter betrachtet natürlich Roscher nicht als den historischen Cäsar, sondern als den mit Mithras (vielleicht auch mit dem Divus Caesar) identifizierten Men, der auch anderwärts gelegentlich ohne Mondsichel vorkommt. Als möglich, nicht als sicher nimmt Roscher an, die Reiterstatue Cäsars zu Nicäa habe den Diktator in phrygischer oder asiatischer Tracht dargestellt, so daß sie in späterer Zeit leicht zu einem asiatischen Reitergott habe umgewandelt werden können. Die Umschrift in ihrer eigentümlichen Fassung möchte Roscher als Teil der Dedikationsinschrift an der Basis des Standbildes ansehen. Den equus Caesaris halte auch ich für eine Reiterstatue, nicht für ein reiterloses Pferd; die Beobachtung Roschers (S. 104), daß equus gar nicht so selten in diesem Sinne brachylogisch verwendet wird, beweist, wie schon das Altertum die Erfahrung gemacht hat, die wir vor fast allen Reiterstatuen der modernen Kunst machen: die Figur des Reiters kommt vor dem Pferde nicht zur Geltung. Für die Statue auf dem Forum Iulium wird man allerdings aus der Münze von Nicäa wenig lernen können; denn eine so monströse Pferdefigur wie die des ἵππος βροτόπους konnte doch nur auf dem mit Barbarenelementen durchsetzten Boden Kleinasiens zur Aufstellung gelangen. Beigefügt sind der Abhandlung außer den Abbildungen einer Terrakotte des jugendlichen Men aus Koloe und zweier Reliefdarstellungen des gleichen Gottes aus Menneh zwei Münztafeln, auf denen Imhoof-Blumer in dankenswerter Weise ein reichhaltiges Material von Darstellungen des Men auf kleinasiatischen Münzen zusammengebracht hat.

Berlin. R. Weil.

*) Huemer hat die Benutzung einer jüngeren Hs in Aussicht gestellt, Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1891 S. 124.

Rabolsson, Description géographique des anciens empires d'Assyrie d'après les documents cunéiformes. I. Tiglat-Pileser I. Paris 1890, ecoles d'Orient. 84 S. 8.

Der Gedanke des Verfassers, die Geographie der von den assyrischen Königen unterworfenen Länder nach den Inschriften eines jeden einzeln darzustellen, ist richtig; das ist aber auch alles, was an dem Buche gelobt werden kann. Wenn man nämlich eine solche Aufgabe lösen will, so muß man erst Assyrisch lernen und dann die Inschriften studieren. Dann wird man bei einiger Kritik richtige Resultate auch ohne göttliche Eingebung (p. 5) erreichen. Menants „Übersetzungen" sind auf diesem Wege freilich ein nicht zu gebrauchender Führer, und der Verfasser müßte die gewöhnlichsten assyrischen Schriftzeichen erst kennen, ehe er unternimmt, ihnen neue Werte beizulegen. Im übrigen verfolgt er die Tendenz, alles, was ein wenig an einander anklingt, zu identificieren und hat an seinen „données homotopologiques et conditions isophoniques" eine so große Freude, daß man dieselbe nur mit Bedauern trüben kann. Leider entsprechen aber seine Ergebnisse durchaus nicht dem wirklich schönen Klange dieser Worte, und so leid es uns auch thut, müssen wir das Werk doch als ein Erzeugnis des Dilettantismus bezeichnen.

Berlin. Hugo Winckler.

Karl Stejskal, Repertorium über die ersten vierzig Jahrgänge und das Supplementheft des 37. Jahrganges der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien von 1850—1889. Wien 1891, C. Gerolds Sohn. XIII, 538 S. 8. 8 M.

Als 1849 das Mittelschulwesen Österreichs eine Neugestaltung erfuhr, waren die an leitender Stelle befindlichen Männer, wie z. B. Bonitz, der Meinung, daß die Gründung einer Zeitschrift für die Bedürfnisse der österreichischen Gymnasien eine wesentliche Förderung des Reorganisationswerkes sein würde. So entstand die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", die sich schnell zu einem geachteten wissenschaftlichen Organ entwickelte. Um Bonitz und gleichgesinnte Gelehrte sammelte sich eine Schar tüchtiger Männer, die neben ihrer amtlichen Thätigkeit in Hörsaal und Schule noch Zeit zu litterarischer Thätigkeit fanden. Auch erweiterte sich mit der Zeit der Kreis der behandelten Themata, sodaß nicht bloß die Fragen, welche das Gymnasium betreffen, zur Behandlung kamen.

1890 waren es 40 Jahre, daß die Zeitschrift ins Leben getreten. Stejskal benutzte diesen Anlaß, um ein Repertorium über die bis dahin erschienenen Bände anzufertigen. Nur durch ein solches Nachschlagebuch werden die reichen Schätze, welche in den zahlreichen Bänden aufgespeichert sind, wirklich zugänglich gemacht.

Der massenhafte Stoff ist in folgende Abschnitte gegliedert: 1. Pädagogik. 2. Religion. 3. Philologie. 4. Archäologie u. Kunstgeschichte. 5. Geographie. 6. Geschichte. 7. Mathematik. 8. Naturwissenschaften. 9. Philosophie u. Ästhetik. 10. Zeichnen. 11. Stenographie, Kalligraphie. 12. Turnen, Schwimmen. 13. Musik, Gesang. 14. Weibliche Handarbeiten. 15. Universitäten. 16. Medizin. 17. Miszellen.

Jeder dieser Abschnitte ist noch weiter gegliedert; doch hat es der Verfasser mit Recht vermieden, allzu minutiöse Unterabteilungen zu machen. Dieselben hätten bloß die Übersichtlichkeit erschwert. Um Raum zu sparen, sind die Titel der Schriftsteller, die Vornamen der Verleger u. s. w. weggelassen. Doch ist bei Rezensionen regelmäßig auch der Rezensent genannt, falls die Kritik nicht anonym erschienen ist.

So verdienstlich das Buch ist, so leidet es doch an einem großen Mangel: es hat kein alphabetisches Autorenregister. Auch auf die Gefahr hin, das Werk noch um einen oder zwei Bogen vermehren zu müssen, hätte St. ein solches Verzeichnis sämtlicher Mitarbeiter hinzufügen sollen. Ein derartiges Repertorium wird ja häufig nicht nur wegen der behandelten Stoffe, sondern auch wegen der gelehrten Mitarbeiter nachgeschlagen. X.

II. Auszüge aus Zeitschriften

Neue Heidelberger Jahrbücher. I 1.

Der seit 1863 bestehende historisch-philosophische Verein in Heidelberg, welcher bisher nur mit zwei Gelegenheitsschriften in die Öffentlichkeit getreten ist, gedenkt von jetzt an, regelmäßig in Halbjahresheften Studien und Vorträge aus seinem Kreise zu veröffentlichen. Das vorliegende erste Heft enthält fünf Abhandlungen, von denen für unsere Kreise zwei von Bedeutung sind: (52—71) **K. Hartfelder**, Das Katharinenfest der Heidelberger Artistenfakultät. In Verbindung mit der 1386 gegründeten Universität trat eine Künstlergilde auf, welche die h. Katharina als Patronin anerkannte und ihren Namenstag als Festtag feierte. — (145—165) **F. v. Duhn**, Heinrich Schliemann. Vortrag, gehalten im historisch-philosophischen Verein in Heidelberg am 14. Jan. 1891.

Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. IV, Heft 4.

(529 ff.) **P. Tannery**, Neuf lettres inédites de Descartes à Mersenne. — **E. Thomas**, Über

Bruchstücke griechischer Philosophie bei dem Philosophen L. Annaeus Seneca. I. Die Stelle Sen. nat. quaest. IV 2, 22 (über die Ansicht des Thales von dem jährlichen Steigen des Nils), welche nach Diels, Seneca und Lucan S. 12, wahrscheinlich an einem tieferliegenden Schaden der Überlieferung leidet, bedarf keiner Änderung. Inconcessus (= ἀπαραχώρητος nach Corp. gloss. lat. ed. Götz II S. 233, 17) in der Bedeutung von is cui non conceditur, „einer, dem der Zutritt nicht gestattet wird" oder „einer, dem nicht Platz gemacht wird", ist eine vielleicht kühne, aber nicht unlateinische Bildung; vgl. Verg. Aen. III 452 inconsulti abeunt. Mox von der Vergangenheit gebraucht wird belegt durch Columella de re rust. III 20, 4: quod mox proposueram. Auch die harte Ellipse in „quacumque mox potuit" läßt sich durch ähnliche Stellen bei Seneca stützen. Der Sinn des ganzen Abschnitts läßt sich folgendermaßen frei wiedergeben: „Wenn man dem Thales Glauben schenkt, so stellen die Passatwinde sich dem Nil bei seinem Abwärtsfließen entgegen und hemmen seinen Lauf, indem sie das Meer gegen seine Mündungen hintreiben: so läuft er denn zurückprallend in sich selbst zurück; und nicht wächst er an, vielmehr steht er, am Austritt gehindert, still, und überall da, wo er eben noch keine Schwierigkeit gefunden haben würde, muß er nun infolge Raummangels ausufern". II. Die Betrachtungen bei Sen. epist mor. II 4 (16) 7—9 beruhen nicht, wie Usener annimmt, auf drei verschiedenen Epikurstellen, sondern nur auf einer, der fünfzehnten unter den Κύριαι δόξαι (= Laert. Diog. X 144), deren Inhalt (Gegensatz der Begriffe ὁ τῆς φύσεως πλοῦτος und ὁ τῶν κενῶν δοξῶν πλοῦτος) Seneca in freier Weise weiter ausführt und mehrfach variiert. Eine solche Freiheit und Mannigfaltigkeit in der Wiedergabe griechischer Aussprüche findet sich auch sonst häufig bei Seneca. Verf. führt eine Reihe von Beispielen an, in denen gleichfalls Epikurstellen den Ausführungen Senecas zu grunde liegen; außerdem noch Sen. de ira I 19, 7 aus Plat. d. leg. XI 12 S. 933 E f. III. Epikurische Anklänge in mehreren Senecastellen. IV. Das bei Sen. ep. mor. XVI 4 (99) 25 im Original wiedergegebene Brieffragment des Epikureers Metrodor ist folgendermaßen herzustellen: ἔστιν γὰρ π<ένθ>ος ἡδονῇ συγγ<ε>ν<ὲ>ς φυ<λά>ττειν κατὰ τοῦτον τὸν καιρόν. — (574 ff.) C Bäumker, Eine bisher unbekannte mittelalterliche Übersetzung der Πυρρωνείων ὑποτυπώσεων des Sextus Empiricus. Die Übersetzung, welche sich in der Miszellenhandschrift der Pariser Nationalbibliothek, fonds latin No. 14700 findet (im Text ohne Verfassernamen und mit entstelltem Buchtitel, im Inhaltsverzeichnis auf fol. 1 und im Vorvermerk zu Buch II fälschlich dem Aristoteles beigelegt), ist direkt aus dem Griechischen geflossen, wie der ängstliche Anschluß an den Originaltext beweist. Sie muß in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Zur Charakteristik werden einige Proben gegeben. — (578 ff.) J. Freudenthal, Beiträge zur Geschichte der englischen Philosophie (Forts.). — (604 ff.) W. Dilthey, Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert. — (652 f) H. Diels, Neue Fragmente des Xenophanes und Hippon. Derselbe Gegenstand ist näher ausgeführt in den Sitzungsberichten der Akad. der Wiss. zu Berlin vom 18. Juni 1891. S. oben Sp. 1310 - 1312. — Jahresbericht. (657 ff.) L. Stein und P. Wendland, Jahresbericht über die nacharistotelische Philosophie der Griechen und die römische Philosophie 1887—1890. II. Die Epikureer und Skeptiker von L. Stein. Die Anzeige von Useners Epicurea ist von F. Dümmler. — (684 ff.) W. Dilthey, A. Döring und J. Schmidt, Bericht über die deutsche Philosophie seit Kant 1889 und 1890. — B. Erdmann, Bericht über die neuere Philosophie bis auf Kant 1888 und 1889. IV. Teil. Den Bericht über die hier besprochenen Kantiana haben A. Riehl und H. Vaihinger geliefert.

Ἑλλάς. II 4.

Ἀ. Ῥ. Ῥαγκαβῆς, Ἡ ἐκκλησιαστικὴ μουσικὴ ἐν σχέσει πρὸς τὴν προφοράν. Die Betonung der kirchlich-liturgischen Dichtungen hat sich genau der Metrik der altklassischen Poesie angeschlossen. — (235—246) Μ. Γ. Δημίτσας, Ὑπόμνημα περὶ Θεσσαλονίκης καὶ Θέρμης. Zu den ungelösten geographischen Fragen gehört die Bestimmung der Lage von Thessalonike und Therme in Macedonien; Strabo nimmt an, daß Therme der alte Name von Thessalonike war, während spätere Schriftsteller, namentlich Polybius, Plinius, Stephanus Byzantius und Procopius beide Städte unterscheiden und zwischen beiden eine Entfernung bis auf 40 Meilen annehmen. Eine Prüfung der einschlagenden Stellen scheint die Richtigkeit der letzten Annahme zu bestätigen. — (247 - 279) Th. Papadimitracopulos, Nouveaux documents épigraphiques démontrant l'antiquité de la prononciation des Grecs modernes. Sucht durch eine Anzahl Inschriften seit dem 6. Jahrh. die Richtigkeit der Aussprache der Diphthongen im Sinne der heutigen Griechen zu bestätigen. — (280—281) N. G. Dossios, Zur Frage der Aussprache. Aus persönlichen Erfahrungen giebt Verf. seine Ansichten über die Richtigkeit der altgriechischen Aussprache auf. — (282—287) J. Ferretti, Comment je débrouillerais la conjugaison grecque. — (288—300) Γ'. Ἀ. Πολίτης, Ἱστορικὰ ἀπομνημονεύματα Ἑλλάδος. Β'. Νάξος. I. Geschichte der Insel bis zum Untergang der griechischen Selbständigkeit. — (301 — 303) Μ. Ν. Δαμιράλης, Ἄμλετ (A. Boltz). Eine Vergleichung der drei Übersetzungen des Monologs III 1 zeigt die Trefflichkeit der Prosaübersetzung des letzteren. — (304—340) Aktenstücke, kurze Besprechung von Polylas, Bikelas und Damiralis. Persönliches.

Berichtigung.

In No. 50 (1890) Sp. 1575, Zeile 18 von unten ist zu lesen: „wenn wirklich die Leichenbestattung ein Erkennungszeichen war".

Wochenschriften.

Deutsche Litteraturzeitung. No. 50.

(1812) **J. Lippert**, De epistula pseudaristotelica περὶ βασιλείας (Halle). 'Hat weniger spezielle als allgemeinere Bedeutung'. *M. Steinschneider.* — (1819) **Graux** et **Martin**, Facsimilés de mss. grecs (Paris). 'Höchst vorzüglich; auch die Auswahl sehr zu loben'. *Fr. Blass.* — (1824) **E. Hesselmeyer**, Die Pelasgerfrage (Tübingen). 'Eins der unfruchtbarsten Produkte aus der Schule v. Gutschmids'. *J. Töpffer.* — (1837) **A. Reichl**, Der Bundesstaat der Magneten (Prag-Kleinseite). 'Weitläufig und phrasenhaft'. *J. T.*

Neue philologische Rundschau. No. 25.

(385) Choricii duae orationes nuptiales; Choricii in brumalia orationes, primum ed. **R. Förster** (Breslau) 'Lesen sich sehr glatt'. *E. Kurtz.* — (387) **R. Ulbrich**, De libri secundi Tibulliani statu integro (Leipzig). Beistimmende Anzeige von *P. J. Meier.* — (388) Quintiliani inst. orat. libri X ed. **W. Peterson** (Oxford). 'Zeugt von gründlichem Studium; Text sehr vorsichtig gehalten', *M. Kiderlin*, welcher selbst eine große Anzahl Vermutungen zum Text beibringt — (395) Tertulliani Apologia ed. **Bindley** (Oxford); Tertullianus De paenitentia ed. **E Preuschen** (Freiburg); Tertullians Schriften, übersetzt von **K. Kellner**, I (Köln). 'Bindleys Buch ist für englische Studenten bestimmt, Preuschens Ausgabe für theologische Seminare; Kellners Übersetzung wohl befriedigend im Gesamtton, die Erklärung gut'. *H.* — (398) Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich, XIV (Wien). Referat von *Meisterhans.*

Wochenschrift für klass. Philologie. No. 50.

(1365) **E. Graf**, De Graecorum re musica (Marburg). 'Vortrefflich; erschüttert das Luftgebäude der antiken Vielstimmigkeit von Grund aus'. *F. Spiro.* — (1361) **M. Freudenthal**, Die Erkenntnislehre Philos (Berlin). 'Wichtig zur Erkenntnis der Grundlagen der Philonischen Psychologie. Die anziehende Schrift sei angelegentlichst empfohlen'. *J. Dräseke.* — (1369) **G. A. Saalfeld**, De bibliorum sacrorum Vulgatae graecitate (Quedlinburg). 'Von Nutzen trotz methodischer Mängel'. *O. Weise.* — (1372) Aristotelis πολιτεία Ἀθηναίων edd. **Kaibel** et **Wilamowitz-Möllendorf** (Berlin); dasselbe, übersetzt von **Poland** (Berlin). 'Kenyons vortreffliche Edition ist durch die vorliegende Arbeit ersetzt und überholt. Polands Übersetzung tüchtig'. *G. J. Schneider.* — (1373) **F. Merchant**, De Ciceronis partitionibus oratoriis (Berlin). 'Der Inhalt der P. or. ist hier genauer zergliedert und schärfer präzisiert als in früheren Untersuchungen'. *Th. Stangl.* — (1376) **Sturm**, Iteratives Satzgefüge (Speier). 'Berücksichtigenswert'. *H. Ziemer.*

No. 51.

(1385) The fragments of Zeno and Cleanthes ed. **A. C. Pearson** (Cambridge). 'Nicht mit erschöpfender Umsicht gesammelt; die Erläuterungen dagegen sehr fleißig und ausführlich'. *R. Heinze.* — (1387) **Fr. Hultsch**, Erzählende Zeitformen bei Polybios (Leipzig). 'Hochverdienstlich'. — (1391) Diophantus, Arithmetik, von **G. Wertheim** (Leipzig). 'Die Übersetzung wird den Philologen wie den Fachgelehrten gleich gerecht'. Am technischen Ausdruck hat jedoch Ref. *K. Manitius* viel auszusetzen. — (1398) Horaz Briefe verdeutscht von **Bacmeister** und **O. Keller** (Leipzig). 'Nicht besser und nicht schlechter als die große Masse der anderen Übersetzungen, die man gleichfalls nicht lesen kann, ohne durch Härten aller Art fortwährend beleidigt zu werden'. *O. Weissenfels.* — (1400) **W. Kroll**, De Symmachi studiis (Breslau). 'Schlüsse ex silentio'. *M. Petschenig.* — (1401) **V. Hintner**, Noch einmal meridies (Wien). 'Lektüre zum mindesten sehr anregend'. *G. Hergel.* — (1401) **Vogelreuter**, Geschichte des griechischen Unterrichts (Hannover); **Bahnsch**, Zukunft des griechischen Unterrichts (Danzig-Konitz) 'Vogelreuter bewegt sich zu sehr im allgemeinen. Bahnsch verlangt Abschaffung des obligaten griechischen Unterrichts im Ton der Unwiderlegbarkeit, und alles das ist längst widerlegt'. *H. Draheim.* — (1402) **Holzweissig**, Lateinisches Übungsbuch (Hannover); **Oehler-Schubert-Sturmhöfel** (Leipzig). Beide Lehrbücher nicht freundlich aufgenommen von *H. Belling.*

Athenaeum. No. 3323.

(9—34) Continental literature. Die jährliche Übersicht der litterarischen Erscheinungen in den verschiedenen Ländern Europas von Juli 1890 bis Juli 1891. — (38) **R. C. Seaton**, The Dictionary of antiquities. Verbesserung des Artikels ὑποζώματα. — (44) **Eugénie Sellers**, The theatre of Megalopolis. Verf. tritt für Dörpfeld ein und erklärt Gardners Rücktritt für 'ungenerous' und 'futile'.

No. 3324.

(54—55) **Demosthenes** against Leptines by **J. E. Sandys**. Anerkennenswert wegen einer gesunden Dogmatik und des Aufwandes an Zeit und Mühe. — (56—57) **K. Brugmann**, Comparative grammar of the Indogermanic languages. Vol. II. 'Unentbehrlich'. — (63) **J. P. Mahaffy**, The Petrie Papyri. IV. Mitteilung einiger Fragmente, meist nur von paläographischem Interesse.

No. 3325. 18. Juli 1891.

(88—89) **E. L. Wilson**, In scripture land; new views of sacred places. Mehr als nutzlos. — (108) **Ch. Waldstein**, The theatre at Eretria. Der Streit über das Theater von Eretria ist verfrüht, da es bisher noch nicht möglich war, die Ergebnisse der Ausgrabungen zu veröffentlichen.

No. 3326. 25. Juli 1891.

(119—121) **H. A. Strong**, **W. S. Logeman** and **B. J. Wheeler**, Introduction to the study of language. Eine Umarbeitung von Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte — die fast ein Plagiat genannt werden kann — mit trefflich gewählten englischen Beispielen. — (127—128) **C. Torr**, The dictionary of antiquities. Noch einige Beiträge zu den Artikeln über das Seewesen. — (135) **R. F. Spiers**, Orders of architecture. Gut ausgeführte Zusammenstellung bekannter Thatsachen. — (139—140) **W. Dörpfeld**, The theatre of Megalopolis. Vgl. Berl. Ph. Wochenschr. No. 22 und 23. — (141) **E. A. Gardner** bedauert, nach Waldsteins Erklärung über das Theater gesprochen zu haben.

III. Mitteilungen über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1891.

XLI. 22. Oktober. Gesamtsitzung.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. Das korrespondierende Mitglied der Akademie, **Carl Ludwig Müller**, Direktor des Münzkabinets in Kopenhagen,

ist am 6. September gestorben. Die phil-hist. Klasse hat bewilligt: 500 M. dem Hrn. Prof. Dr. **Aufrecht** in Heidelberg zur Herausgabe eines Katalogs der Florentiner Sanskrithandschriften.

XLII. XLIII. 29. Oktober. Phil.-hist. Klasse.

Vorsitzender Sekretär: Hr. **Curtius**. 1. Hr. **Kirchhoff** legte Abschrift und Abklatsch einer anscheinend*) metrischen Weihinschrift in äolischer Mundart und Schriftzügen des 5. Jahrh. v. Chr. vor, welche bei Ausgrabungen an einer für die des alten Neandreia gehaltenen Stelle der Troas zu Tage getreten ist. 2. Der Sekretär verliest ein Schreiben des Hrn. Prof. Dr. **Euting** in Straßburg, mit dem er sein Werk über die sinaitischen Inschriften überweist und der Akademie für die ihm gewährte Unterstützung dankt. 3. Hr. **Köhler** sprach (S. 931 ff.) über die Zeit der Rede des Hypereides gegen Philippides. Unter den Erwerbungen aus Ägypten hat sich der Schluß einer Rede gefunden, welche im Anfang der makedonischen Hegemonie in Griechenland von einem Mitglied der antimakedonischen Partei in Athen vor einem Gerichtshof gehalten worden war und als historisches Dokument Beachtung verdient. Dem Prozeß, in welchem der Verfasser der Rede als Kläger auftrat, lag eine *γραφὴ παρανόμων* zu grunde. Die Anklage war gerichtet gegen einen Volksbeschluß zu Ehren des Präsidiums (*πρόεδροι*) einer Volksversammlung und den Antragsteller Philippides. Die Beweisführung des Klägers stützte sich darauf, daß die *πρόεδροι* ihre Obliegenheiten nicht wie in der Motivierung des Ehrendekrets ausgesagt war, *κατὰ τοὺς νόμους* erfüllt hätten, und daß der Antrag des Philippides deshalb als illegal und strafbar anzusehen sei. Die *πρόεδροι* hatten einen Antrag zur Abstimmung gebracht, welcher den Tendenzen der antimakedonischen Partei zuwiderlief. Die Anklage war der Sache nach gegen die makedonenfreundliche Partei gerichtet, zu deren Wortführern Philippides zu rechnen ist. Der Herausgeber Kenyon hat die Rede mit Recht Hypereides zugeschrieben, von welchem eine Anklagerede gegen einen Philippides angeführt wird. Datierung: Z. 96 ff. bezichtigt der Ankläger in schwach verhüllter Weise den Beklagten landesfeindlicher Verbindungen, um dadurch auf die Richter zu wirken. Die höhnische Bemerkung des Redners, daß Philippides nicht mit der Möglichkeit eines Todesfalles gerechnet habe, läßt darauf schließen, daß die Ermordung Philipps kurz vorausgegangen war. Der Prozeß ist somit in die erste Zeit Alexanders d. Gr. zu setzen. Der Z. 96 ff. ausgesprochene Gedanke, daß Freistaaten der Verjüngung fähig seien, während das Leben der Monarchien vom Zufall abhängig sei, findet sich anders gewendet auch in einem der beiden kleinen Briefe des Isokrates an Philipp, der zwischen 342 und 340 verfaßt ist. Hypereides muß den Brief gekannt haben. Nach Z. 72 ff. unterscheidet der Redner von den den *πρόεδροι* zuerkannten Ehren andere, vom Volke beschlossene, welche von ihm nicht näher bezeichnet werden. Von diesen läßt er die Behauptung, sie seien ein Gebot der Notwendigkeit gewesen, stillschweigend gelten, verwahrt sich aber gegen jeden Versuch der Gegenpartei, damit die Beschlußfassung zu Ehren der *πρόεδροι* zu rechtfertigen. Die beiden Ehrendekrete müssen, wenn ein solcher Versuch gemacht werden konnte, in enger Beziehung zu einander gestanden haben. Daraus folgt, daß mit dem nicht näher bezeichneten derjenige Volksbeschluß gemeint ist, welchen die später durch einen Ehrenkranz ausgezeichneten *πρόεδροι* zur Abstimmung gebracht hatten. Der Beschluß war unter einem äußeren Druck zu stande gekommen, der Staat hatte sich in einer kritischen Lage befunden. An einer anderen Stelle ist von den *καιροί* die Rede, auf welche sich die Gegenpartei berufen werde. Der Ehrenbeschluß galt natürlich Alexander. Athen ist in der ersten Zeit seiner Herrschaft zweimal in einer Situation gewesen, wie sie die Rede voraussetzen läßt, das eine Mal unmittelbar nach dem Tode Philipps, das zweite Mal ein Jahr später zur Zeit des thebanischen Aufstandes. Aber in dieser Zeit kann die Rede nicht gehalten worden sein; die tendenziöse Anklage ist weder vor noch nach der Zerstörung von Theben denkbar. Die Rede ist in die Zeit des ersten Zuges Alexanders nach Griechenland, Herbst 336, zu setzen. Der Ton darin ist ein gedämpfter, man möchte fast sagen resignierter. Sie muß früher gehalten sein als der Zug Alexanders nach den nördlichen Barbarenländern, während dessen die antimakedonischen Parteiführer wieder Mut faßten. Andererseits ist nicht anzunehmen, daß der Prozeß geführt wurde, solange Alexander mit dem Heere noch in Griechenland stand.

(Schluß folgt.)

*) Im Berliner Winckelmannsprogramm von 1891 (Koldewey, Neandria) wird ein vollständiges Faksimile geboten. Kirchhoff schreibt nunmehr dort (S. 50): „Durch die Ausfüllung der einen der beiden Lücken steht nunmehr außer allem Zweifel fest, daß die Inschrift nicht metrisch gefaßt war; meines Erachtens war ihr Wortlaut folgender: τόνδε [τ]ὸν ἀνδ[ριάντα Ἀπό]λλων[ι] ὀνέθη|κε Ἑρμέας ἄρα ..... τῶ παιδός, | εὐξάμεν[οι] oder εὐξαμέν[ος]. In der Lücke stand entweder, daß die vom Vater geweihte Statue vom Sohn gelobt worden sei, oder nur der Name des Sohnes, dessen Statue der Vater geweiht hatte“.

Litterarische Anzeigen.

Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



